Virgils Georgicon

in

deutſche Hexameter überſezt

von

Johann Heinrich Jung

Der Weltweisheit und Arzneikunde Doktor, Kurfürſtlichen Hofrath,
der Forſt- und Landwirthſchaft, Fabricken- und Handlungswiſſenſchaft,
und der Vieharzneikunde ordentlichen öffentlichen Profeſſor auf
der Staatswirthſchaft Hohen Schule zu Heidelberg, der Kurpfälziſchen
phyſikaliſch-ökonomiſchen, und der Kurfürſtlichen
deutſchen Geſellſchaft ordentlichen Mitgliede.

Mannheim
in der neuen Hof- und akademiſchen Buchhandlung.
1787.

Vorbericht.

Bei der Menge von Ueberſezungen, die bisher von dieſem ſchönen landwirthſchaftlichen Gedichte heraus gekommen ſind, ſcheint die Meinige ſehr überflüßig zu ſeyn; indeſſen hoffe ich doch, man werde ihr auch noch ein Räumchen bei den Sammlungen ſo vieler, und noch wohl ſchlechterer Schreibereien vergönnen. Die Veranlaſſung entſtand folgendergeſtalt: Im Frühling des vorigen Jahrs empfand ich bei einer gewiſſen Gelegenheit den Schaden, der bei dem Studium der Staatswirthſchaft, aus der Vernachläßigung der lateiniſchen Sprache und der alten Litteratur entſteht, und ich ärgerte mich, daß man ſogar die Frage aufwerfen kann; ob wohl die Zeit, die man auf jene Sprache verwendet, nicht verloren ſey? Ich entſchloß mich daher, die in mein Fach einſchlagende alte Schriftſteller vor die Hand zu nehmen, und jeden Sommer einen zu erklären. Ich erwählte mir zuerſt **Virgils Georgicon**, und nahm **Martyns** und **Heynes** Ausgaben zu Führern. Während der Zeit, daß ich mich vorbereitete, entdeckte ich, daß auch die beſten Ueberſezungen nicht fehlerfrei ſeyen, weil die Ueberſezer nicht genugſame Kenntniß der Landwirthſchaft gehabt hatten; nun entſtand zuerſt der Gedanke in mir: Ob ich nicht auch dies ſchwere Stück Arbeit unternehmen könnte?

Nun hatte ich gerade zu der Zeit auch **Garve's** vortreffliches Werk über **Cicerons** Pflichten geleſen, ich war noch begeiſtert von der Wonne, die ich dabei empfunden hatte, und ſo erreiſte der Vorſaz, **Virgils Georgicon** auf eben dieſe Art zu behandeln. Ich entſchloß mich alſo auf der Stelle zu dieſem, ich dorf faſt ſagen, verwegenen Unternehmen, und grif zum Werk.

Nun ſchien es mir aber natürlich zu ſeyn, wenn ich meine Ueberſezung eben ſo, wie **Virgil**, in Hexameter verfaßte; ob mir das aber gelingen würde, das war eine andere Frage. Ich hatte noch nie in dieſer Versart geſchrieben, ob mir gleich ihre Regeln aus **Klopſtocks** und **Voſſens** Abhandlungen ziemlich bekannt waren. Ich wagte es alſo, und fand zu gleicher Zeit, daß es mir auch nicht ſehr ſchwer fallen würde, wenn ich jeden lateiniſchen in einen deutſchen Hexameter verwandelte, ſo daß das deutſche Gedicht überall in dem nämlichen Zahlenverhältniß mit dem lateiniſchen ſtünde. Auch dieſes habe ich ausgeführt, doch war ich noch zu ſchüchtern, damit ans Licht zu treten. Ich zeigte es zu dem Ende berühmten Dichtern, dieſe waren durchgehends damit zu frieden, und endlich las ich es auch verfloſſenen Winter zu Mannheim in unſern Sizungen der deutſchen Geſellſchaft vor, benuzte die Anmerkungen, die mir darüber gemacht wurden, und nun las ich dieſen verfloſſenen Sommer wieder ein Collegium darüber, und arbeitete alles vollends ins Reine.

Jezt trage ich alſo kein Bedenken mehr, meinen ganzen Vorſaz auszuführen: zuerſt ſoll dieſe meine Ueberſezung nebſt gegenüber ſtehendem lateiniſchen

Text erſcheinen; dann werde ich nach **Garve's** Vorgang, ökonomiſch-philoſophiſche Abhandlungen darüber ſchreiben, und ſie im Verfolg, ſo wie es meine eingeſchränkte Zeit erlaubt, auch herausgeben. Darum habe ich auch nirgend Noten beigefügt, weil alle Bemerkungen und Erklärungen ſchwerer Stellen in jenen Abhandlungen ihren Plaz finden werden. So viel von der Veranlaſſung; nun auch noch ein und anderes von meiner Ueberſezung.

Was ihre Richtigkeit betrift, ſo glaube ich, daß mir **Martyn** und **Heyne** gültige Gewährsmänner ſeyn werden, und in denen Stellen, wo ich von ihnen abgehe, glaube ich meine Rechtfertigung im Text, in der Natur der Sache, und in dem Gang der Landwirthſchaft der Römer zu finden. Ich wünſchte alſo ſehr, daß vernünftige Critiker in ihren Recenſionen ihre Urtheile ſo lang zurück hielten, bis ich mich im Verfolg darüber erklärt habe, dann aber ſtehet es ihnen frei, mich mit der gehörigen Liebe und Beſcheidenheit zurecht zu weiſen.

Am allerfurchtſamſten bin ich aber in Anſehung meines Hexameters: und ich ſehe ſchon, wie mancher rüſtiger Recenſent die Feder ſpizt, um mir wohlweislich zu bedeuten, ich hätte in dem Fall alſo den Hexameter nicht gebrauchen ſollen. Freund! das weiß ich ſelbſt; aber Dichter, die Stimme im Publikum haben, ſagten mir, meine Verſifikation ſey gut, und bei genauerer Prüfung fand ich, daß **Klopſtock, Denis** und **Voß** oft ſo gut wie ich, **Antibacchen** für **Dactylen**, und kurze für lange Sylben gebraucht haben, wenn es der Nachdruck der Rede, oder ſonſt eine gültige Urſache ſo erheiſchten.

Die Grundregel, wornach ich mich in meinem Versbau gerichtet habe, beſteht in folgenden Säzen: der Sprachkenner prüfe und berichtige ſie, wenn ſie fehlerhaft ſind.

1. Es giebt eine Menge Sylben, die ſchlechterdings lang ſind, und niemals, in keinem Fall, als kurz gebraucht werden können. Beiſpiele kann ich nicht geben, aber ſie entdecken ſich gleich durch Mißklang, ſo bald als ſie kurz ausgeſprochen werden.

2. Noch eine viel gröſere Menge Sylben hat man die zweifelhaft ſind, und nur ihren wahren Werth erſt durch ihre Stellung zwiſchen andern, oder durch

den Nachdruck der Rede, der auf ſie fällt, erhalten. Dieſer Werth iſt aber nichts weniger als willkührlich, denn die Sprachlehre und Redekunſt beſtimmen ihn genau. Z. B. das Wörtchen **ſaß**, **er ſaß**, kann je nach ſeiner Stellung gegen andere Wörter lang oder kurz ſeyn; als:

Nah' am alten Gemäuer ſaß **Philidor** unter dem Schatten
Saß und dachte ſein Schickſal ꝛc.

Hier iſt die Sylbe ſaß in der erſten Zeile kurz, in der zweiten lang, und beides durch ihre Stellung.

Eben ſo kann auch der Nachdruck der Rede eine zweifelhafte Sylbe lang oder kurz machen. Z. B.

Groſe **Pales** auch **dich**, und **dich** ruhmwürdiger Schäfer

Hier iſt die Sylbe **dich** unſtreitig lang; aber in der folgenden Zeile kurz:

Laß **dich** ein leeres Geſpenſt nicht täuſchen, u. ſ. w.

3. Giebt es auch Sylben, die durchaus willkührlich ſind, ſo daß ſie auch ohne Stellung und Nachdruck lang oder kurz ſeyn können, wie z. B. das Wörtchen **und**. Doch machen dieſe die Scan-

ſion ſchwer, und man muß ſie ſo ſehr beſtimmen und beſchränken, als möglich iſt, weil ſonſt der Hexameter ins Proſaiſche fällt.

Endlich 4. giebt es auch durchaus kurze Sylben, die in keinem Fall lang ſeyn können.

Alle dieſe Quantitäten aber haben im Deutſchen, ſo wie es mir vorkommt, nicht ihre Urſache in ihren Conſonanten und Vokalen, ſondern allein in der Ausſprache und im Sprachgebrauch: wenigſtens ſind dieſe beiden der richtigſte Wegweiſer, ſo lange unſere Sprache noch lebend iſt; iſt ſie aber einmal bloß eine gelehrte oder todte Sprache, dann mögen die Alterthumsforſcher die Proſodie durch Sprachregeln feſtſezen. Weiter weiß ich nichts zu erinnern, denn lange Vorreden ſind meine Sache nicht.

Heidelberg den 26. September
1786.

der Verfaſſer.

VIRGILII GEORGICON

LIBER I.

ARGUMENTUM.

Continet hic liber propoſitionem totius operis, ejusque diviſionem quadruplicem. Tum ſequitur Deorum invocatio, quotquot ruſticae praeſident rei, quos inter Octaviano Caeſari locus tribuitur: novo ſane illis temporibus adulationis exemplo; quo deinde Lucanus in Pharſalia, & Statius in Thebaide, ad laudem Neronis & Domitiani immodeſtius abuſi ſunt. Atque haec exordio comprehenduntur. Liber vero ipſe ſex habet partes. I. Multiplicem agri colendi rationem, juxta variam ejus naturam. II. Agriculturae originem. III. Agricolarum inſtrumenta. IV. Ruſticorum operum tempora. V. Tempeſtatum prognoſtica. VI. Digreſſionem ad varia prodigia, quae caedem Julii Caeſaris, aut praeceſſerunt, aut ſubſecuta ſunt. Denique, Epilogi loco, Deos pro incolumitate Octaviani, & pro ſalute populi Romani precatur. Tamen ex iis, aliorumque librorum praeceptis, non pauca obſolevere, contrario uſu poſteriorum temporum, noſtrorum in primis, quae multa, ut artibus ceteris, ita huic quoque addidere.

Virgil's Georgicon

I. Buch.

Inhalt des erſten Geſangs.

Zuerſt wird der ſummariſche Inhalt des ganzen Gedichts, nach ſeiner vierfachen Eintheilung angezeigt. Dann folgt die Anrufung aller Gottheiten, die der Landwirthſchaft vorgeſezt waren, wo auch der Kaiſer Auguſtus einen Plaz bekommt; dies war zu jenen Zeiten eine neue Erfindung der Hofſchmeichelei, in welcher hernach Lucanus in ſeinen Pharſalien, und Statius in den Thebaiden in Abſicht auf den Nero und den Domitian noch eckelhafter geweſen ſind. So weit geht der Eingang dieſes Geſangs, welcher in ſechs Theilen beſteht: Der erſte enthält die verſchiedene Arten das Land zu bauen, je nach Beſchaffenheit ſeines Bodens; der zweite den Urſprung des Ackerbaues; der dritte die Ackerwerkzeuge; der vierte die Jahrszeiten, in welchen die Arbeiten geſchehen müſſen; der fünfte die Vorzeichen der künftigen Witterung, und der ſechſte eine beiläufige Erzählung der Wunderzeichen, die der Ermordung des Cäſars vorhergegangen oder nachgefolgt ſind. Zum Beſchluß ruft der Dichter die Götter um Segen und Gedeien für den Auguſt, und um Glück für das römiſche Volk an. Von dieſen, ſo wie von den Lehren anderer Werke aber, iſt vieles aus der Uebung gekommen, indem die Mode folgender und beſonders unſerer Zeiten, ſo wie bei andern Künſten vieles geändert und beſſer berichtiget hat.]

Quid faciat laetas ſegetes, quo ſidere terram
Vertere, Maecenas, ulmisque adjungere vites
Conveniat: quae cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, apibus quanta experientia parcis,
Hinc canere incipiam. Vos, o clariſſima mundi
Lumina, labentem caelo quae ducitis annum,
Liber, & alma Ceres, veſtro ſi munere tellus
Chaoniam pingui glandem mutavit ariſta,
Poculaque inventis Acheloia miſcuit uvis:
Et vos, agreſtum praeſentia numina, Fauni,
Ferte ſimul Faunique pedem Dryadesque puellae:
Munera veſtra cano. Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum, magno tellus percuſſa tridenti,
Neptune: & cultor nemorum, cui pinguia Ceae
Ter centum nivei tondent dumeta juvenci:
Ipſe nemus linquens patrium ſaltusque Lycaei,
Pan ovium cuſtos, tua ſi tibi Maenala curae,
Adſis o Tegeaee favens, oleaeque Minerva
Inventrix, uncique puer monſtrator aratri,
Et teneram ab radice ferens, Silvane, cupreſſum:
Diique Deaeque omnes, ſtudium quibus arva tueri,
Quique novas alitis non ullo ſemine fruges:
Quique ſatis largum caelo demittitis imbrem.
Tuque adeo, quem mox quae ſint habitura Deorum
Concilia, incertum eſt, urbisne inviſere, Caeſar,
Terrarumque velis curam: & te maximus orbis
Auctorem frugum tempeſtatumque potentem
Accipiat, cingens materna tempora myrto.

Lieblicher Saaten Erzielung, und unter welchem Geſtirne
Aecker zu pflügen, Reben mit Ulmen zu paaren gedeie:
Welche Sorgfalt das Rindvieh, welche Wirthſchaft die Heerden,
Welche groſe Erfahrung die ſparſamen Bienen erheiſchen,
Dies, Maezen, beſing' ich. Ihr des Weltkreiſes hellſte
Lichter, die ihr das ſchwindende Jahr am Himmel einherführt,
Bacchus, allgnugſame Ceres, wenn durch euer Walten die Erde
Jene chaoniſche Eicheln mit maſtigen Aehren vertauſchte,
Auch acheloiſchen Trank mit erfundenem Traubenſaft miſchte:
Dann auch ihr den Landleuten nahe Gottheiten, Faune,
Kommt mir zugleich zu Hülfe, Faune, Mädchen Dryaden:
Eure Geſchenke beſing ich. Und du dem die Urwelt ein wildes
Roß empor ſtieß, als du ſie mit mächtigem Dreizack durchbohrteſt,
Neptun: — Pfleger der Haine, dem das fette Geſträuche
Ceens drei mal hundert ſchneeweiſe Farren abweiden:
Laß auch du die Haine der Väter, die Forſten Lycäens,
Pan du Wächter der Schaafe, wenn du deine Mänalen ſchäzeſt
O Tegäer ſo ſei mir günſtig. Minerva des Oelbaums
Stifterin, Jüngling auch du des krummen Pflugs-Unterrichter,
Du Silvan der du trägſt die entwurzelte ſchlanke Cypreſſe:
Götter und Göttinnen alle, geſchäftig die Fluren zu ſchüzen,
Die ihr neue Früchte ganz ohne Saamen erzeuget:
Die ihr den Saaten fruchtbare Regen vom Himmel herab ſchickt.
Dann auch du, o Cäſar! welcher Götterverſammlung
Mitglied du ſeyn wirſt, iſt noch ungewiß, ob du den Städten
Vorſtehn, oder Länder regieren willſt, und dich der ganze
Weite Erdkreiß als mächtigen Herrſcher der Früchte und Witterung
Haben, dir die Schläfe mit Muttermyrten wird kränzen:

An Deus immenſi venias maris, ac tua nautae
30 Numina ſola colant: tibi ſerviat ultima Thule:
Teque ſibi generum Tethys emat omnibus undis:
Anne novum tardis ſidus te menſibus addas,
Qua locus Erigonen inter Chelasque ſequentes
Panditur: ipſe tibi jam brachia contrahit ardens
35 Scorpios, & caeli juſta plus parte reliquit.
Quidquid eris, (nam te nec ſperent Tartara regem,
Nec tibi regnandi veniat tam dira cupido:
Quamvis Elyſios miretur Graecia campos,
Nec repetita ſequi curet Proſerpina matrem)
40 Da facilem curſum, atque audacibus adnue coeptis,
Ignarosque viae mecum miſeratus agreſtes
Ingredere, & votis jam nunc adſueſce vocari.
Vere novo, gelidus canis quum montibus humor
Liquitur, & Zephyro putris ſe gleba reſolvit;
45 Depreſſo incipiat jam tum mihi taurus aratro
Ingemere, & ſulco adtritus ſplendeſcere vomer.
Illa ſeges demum votis reſpondet avari
Agricolae, bis quae ſolem, bis frigora ſenſit:
Illius immenſae ruperunt horrea meſſes.
50 At prius ignotum ferro quam ſcindimus aequor,
Ventos, & varium caeli praediſcere morem
Cura ſit, ac patrios cultusque habitusque locorum:
Et quid quaeque ferat regio, & quid quaeque recuſet.
Hic ſegetes, illic veniunt felicius uvae:
55 Arborei foetus alibi, atque injuſſa vireſcunt
Gramina. Nonne vides, croceos ut Tmolus odores,
India mittit ebur, molles ſua thura Sabaei?

Ob als des Oceans Gott du einher gehſt, und deiner Gottheit
Einzig der Schiffmann feire, dir diene das äuſerſte Thule. 30
Ob dich Thetys zum Eidam mit allen Wellen erkaufe:
Ob du als neues Geſtirne den langſamen Monden dich beifügſt,
Da wo zwiſchen der Jungfrau und folgenden Scheeren noch Raum iſt.
Selbſt der glühende Scorpion zieht ſchon die Arme für dich ein
Und er verläßt einen gröſern Theil des Himmels als Noth iſt. 35
Was du auch ſeyn wirſt; (nur daß dich die Hölle zum König nicht wähle,
Eine ſo grauſame Sucht zu herrſchen dich nicht überkomme:
Obſchon elyſiſche Felder Griechenland anſtaunt, der Mutter
Ihre verlangte Proſerpina nicht begehret zu folgen).
Gieb du mir leichteren Schwung, begünſt'ge das kühne Beginnen, 40
Mit mir erbarm dich des Landmanns, dem ſein Weg nicht bekannt iſt
Hilf uns, gewöhn dich ſchon jezt, daß man in Gelübden dich anruf.
Wenn im jungen Lenz, von Schneebergen eiskalte Näſſe
Abrieſelt, und im Weſt die merſche Scholle ſich auflöſt;
Dann ſchon beginn mir der Stier am tiefgerichteten Pfluge 45
Aechzend zu ziehn, die Pflugſchaar glizre von ſchleifender Furche.
Jenes Land entſpricht erſt den Wünſchen des gierigen Bauern,
Welches zweimal die Sonne und zweimal die Kälte bewürkt hat:
Sein überſchwenglicher Seegen zerſprengte wohl ehe die Scheuern.
Aber eh man fremdes Feld mit der Pflugſchaar zerfurchet, 50
Soll man die Winde, der wechſelnden Wittrung Gewohnheiten kennen,
Vaterländiſche Wirthſchaft, der Oerter gewohnten Gewerbgang:
Was eine Gegend erziele und nicht erziele erforſchen.
Hier gedeiht Getreide, und dort glückt beſſer der Weinbau:
Anderwärts Baumgeburten, und freiwillig grünende Gräſer. 55
Siehſt du nicht wie der Tmolus Safrangerüche verbreitet,
Indien Helfenbein, welche Sabäer den Weihrauch verſenden?

At Chalybes nudi ferrum, viroſaque Pontus
Caſtorea, Eliadum palmas Epiros equarum?
60 Continuo has leges, aeternaque foedera certis
Impoſuit natura locis, quo tempore primum
Deucalion vacuum lapides jactavit in orbem:
Unde homines nati, durum genus. Ergo age, terrae
Pingue ſolum primis extemplo a menſibus anni
65 Fortes invortant tauri, glebaſque jacentes
Pulverulenta coquat maturis ſolibus aeſtas.
At ſi non fuerit tellus foecunda, ſub ipſum
Arcturum tenui ſat erit ſuſpendere ſulco:
Illic, officiant laetis ne frugibus herbae:
70 Hic, ſterilem exiguus ne deſerat humor arenam.
Alternis idem tonſas ceſſare novales,
Et ſegnem patiere ſitu durefcere campum;
Aut ibi flava ſeres, mutato ſidere, farra,
Unde prius laetum ſiliqua quaſſante legumen,
75 Aut tenues foetus viciae, triſtiſque lupini
Suſtuleris fragiles calamos, ſilvamque ſonantem.
Urit enim lini campum ſeges, urit avenae:
Urunt Lethaeo perfuſa papavera ſomno.
Sed tamen alternis facilis labor: arida tantum
80 Ne ſaturare fimo pingui pudeat ſola; neve
Effoetos cinerem immundum jactare per agros.
Sic quoque mutatis requieſcunt foetibus arva,
Nec nulla interea eſt inaratae gratia terrae.
Saepe etiam ſteriles incendere profuit agros,
85 Atque levem ſtipulam crepitantibus urere flammis;
Sive inde occultas vires, & pabula terrae

Naſte Chalyber Eiſen ſchaffen, der Pontus erzeuget
Stinkenden Bibergeyl, Palmen Eliſcher Stuten Epirus?
Gleich im Anfang hat die Natur dies Geſez, und das ſtäte 60
Bündniß gewiſſen Oertern gegeben, zur Zeit ſchon als ehmals
Deucalion die Steine der öden Erdfläche hinwarf,
Die zu Menſchen erreiſten, ein hartes Geſchlecht. Darum wacker
Fetten Grund ſollen flugs in den erſten Monden des Jahres
Nervichte Stiere umkehrn, daß die ruhende Schollen 65
Mit den kräftigſten Stralen der ſtaubichte Sommer bewürke.
Wär' indeſſen die Erde nicht fruchtbar, ſo wird es genug ſeyn,
Sie in des Arcturs Aufgang mit ſeichter Furche zu lüſten:
Dort, damit nicht das Unkraut die lächelnden Früchte verdränge:
Hier, nicht der wenige Saft dem dürren Sande entweiche. 70
Leyd' auch daß die geerndete Brachen einmal ums andre
Ruhen, damit ſich der kärgliche Boden befeſtigen könne.
Oder ſäe, im anderen Jahrgang, goldnes Getreyde,
Wo du vorher aus berſtenden Schoten liebliche Bohnen,
Oder die dünnen Geburten der Wicken, des herben Lupinus 75
Brüchige Halme, ein rauſchend Gewäld' hinweg haſt getragen.
Flachsſaat ſaugt das Land aus, der Hafer entzieht ihm die Nahrung;
Magſaamen ſchwanger mit tödlichem Schlaf verödet es gleichfalls.
Doch erleichtert der Wechſel mit Frucht die Arbeit: den dürren
Boden ſcheue dich nicht mit Dünger zu ſpeiſen; nicht minder 80
Ausgetragene Aecker mit ſchmuziger Aſch' zu beſtreuen.
So erholen ſich auch die Felder durch Wechſeln mit Früchten.
Dennoch ruht viel Seegen auf ungepflügtem Boden,
Oefters wars auch erſprieslich den kargen Boden zu ſengen,
Und die leichten Stoppeln mit kniſternden Flammen zu brennen: 85
Dadurch erlangen die Aecker entweder heimliche Kräfte,

Pinguis concipiunt: ſive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exſudat inutilis humor:
Seu plures calor ille vias & caeca relaxat
90 Spiramenta, novas veniat qua ſuccus in herbas;
Seu durat magis, & venas adſtringit hiantes:
Ne tenues pluviae, rapidive potentia ſolis
Acrior, aut Boreae penetrabile frigus aduſtat.
Multum adeo, raſtris glebas qui frangit inertes,
95 Vimineasque trahit crates, juvat arva: neque illum
Flava Ceres alto nequicquam ſpectat Olympo;
Et qui, proſciſſo quae ſuſcitat aequore terga,
Rurſus in obliquum verſo perrumpit aratro,
Exercetque frequens tellurem, atque imperat arvis.
100 Humida ſolſtitia atque hiemes orate ſerenas,
Agricolae: hiberno laetiſſima pulvere farra,
Laetus ager: nullo tantum ſe Myſia cultu
Jactat, & ipſa ſuas mirantur Gargara meſſes.
Quid dicam, jacto qui ſemine cominus arva
105 Inſequitur, cumulosque ruit male pinguis arenae?
Deinde ſatis fluvium inducit, riuosque ſequentes?
Et, quum exuſtus ager morientibus aeſtuat herbis,
Ecce ſupercilio clivoſi tramitis undam
Elicit: illa cadens raucum per levia murmur
110 Saxa ciet, ſcatebrisque arentia temperat arva.
Quid, qui, ne gravidis procumbat culmus ariſtis,
Luxuriem ſegetum tenera depaſcit in herba,
Quum primum ſulcos aequant ſata? quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena?
115 Praeſertim incertis ſi menſibus amnis abundans

Oder fette Nahrung: oder durchs Feuer wird ihnen
Jedes Gebrechen ausgekocht, ſchädliche Säfte verdünſten.
Oder die Hize eröfnet mehrere Wege, verſtopfte
Dunſtlöcher, wo der Saft in die neuen Pflanzen hinauf ſteigt:
Oder ſie ſtärkt vielmehr, und verengert die gaffende Hölchen:
Daß der Staubregen, oder die ſchärfere Würkung der grellen
Sonne, oder des Nordwinds ſchneidender Froſt ſie nicht kränke.
Der nüzt den Fluren viel, der die kraftloſen Schollen mit Karſten
Mürb macht, Ruthengeflechte über ſie herzieht: auf ihn ſchaut
Nicht vergebens die goldene Ceres vom hohen Olympus;
Dann auch auf den, der nach aufgeriſſenem Felde die Rücken,
Die er erregte, mit quergerichtetem Pflug wieder durchbricht,
Fleißig die zeugende Erde übt, und Fluren gebietet.
Landleute, betet um feuchte Sommer und heitere Winter:
Denn ein ſtaubichter Winter veranlaßt die herrlichſte Mehlfrucht,
Lachende Aecker. Myſien rühmt ſich nicht ſolchen Feldſtols,
Gargara ſelbſt kann ſeine Ernden ſo nicht bewundern.
Wie beſing ich den, der nach hingeſtreueten Saamen
Schleunig ins Feld eilt, die Hügel des mageren Sandes zerſtäubet?
Saaten flieſendes Waſſer herbeiführt, und folgſame Bächlein?
Wenn der verdorrete Acker mit ſterbenden Pflanzen verſchmachtet,
Siehe, ſo lockt er vom Gipfel die Welle des ſteigenden Holwegs:
Dieſe ſtürzt dann mit rauhem Gemurmel auf's kieſigte Steinfeld,
So erquickt er mit rieſelnder Quell' die verſengte Fluren.
Oder damit nicht der Halm den wichtigen Aehren erliege,
Den der üppiger Saaten zarte Sproſſen beweidet,
Wenn ſie zuerſt die Höhe der Furchen erreichen? des Sumpfes
Angelaufenes Naß in trinkende Sandflächen abführt?
Wenn vorzüglich ſchwellende Flüſſe in wechſelnder Jahrszeit

Exit, & obducto lâte tenet omnia limo:
Unde cavae tepido ſudant humore lacunae.
Nec tamen (haec quum ſint hominumque boumque labores
Verſando terram experti) nihil improbus anſer,
Strymoniaeque grues, & amaris intuba fibris,
Officiunt, aut umbra nocet. Pater ipſe colendi
Haud facilem eſſe viam voluit, primuſque per artem
Movit agros, curis acuens mortalia corda:
Nec torpere gravi paſſus ſua regna veterno.
Ante Jovem nulli ſubigebant arva coloni:
Nec ſignare quidem, aut partiri limite campum
Fas erat: in medium quaerebant: ipſaque tellus
Omnia liberius, nullo poſcente, ferebat.
Ille malum virus ſerpentibus addidit atris,
Praedarique lupos juſſit, pontumque moveri:
Mellaque decuſſit foliis, ignemque removit,
Et paſſim rivis currentia vina repreſſit:
Ut varias uſus meditando extunderet artes
Paullatim, & ſulcis frumenti quaereret herbam:
Ut ſilicis venis abſtruſum excuderet ignem.
Tunc alnos primum fluvii ſenſere cavatas:
Navita tum ſtellis numeros & nomina fecit,
Pleiadas, Hyadas, claramque Lycaonis Arcton.
Tum laqueis captare feras, & fallere viſco,
Inventum & magnos canibus circumdare ſaltus.
Atque alius latum funda jam verberat amnem,
Alta petens: pelagoque alius trahit humida lina.
Tum ferri rigor, atque argutae lamina ſerrae:
(Nam primi cuneis ſcindebant fiſſile lignum)

Austretten, weit und breit die Fläche mit Schlamm überziehen:
So daß tiefere Lachen ihr laulichtes Waſſer verdünſten.
Doch aber (ſind gleich dieſe der Menſchen und Ochſen Geſchäfte
In dem Feldbau bewährt) verderben die ſchädlichen Gänſe,
Strymonſche Kraniche, nebſt dem Wegwart mit bitteren Faſern, 120
Vieles, auch der Schatten iſt ſchädlich. Allvater ſelbſten
Wollte den Gang der Wirthſchaft nicht leicht, er pflügte am erſten
Aecker durch Kunſt, mit Sorgen ſpannt er die ſterbliche Nerven:
Seine Reiche ſollten in träger Schlafſucht nicht ſchlummern.
Vor dem Jupiter war noch kein Landmann der Fluren Eroberer: 125
Noch wars nicht üblich, weder mit Gränzen das Feld zu bezeichnen,
Noch zu theilen: man lebte gemeinſchaftlich: ſelbſten die Erde
Truge, ohne daß jemand es forderte, alles freiwillig.
Er aber füllte die ſchwarze Schlangen mit ſchädlichem Gifte,
Wölfen befahl er den Raub, befahl dem Meer die Empörung: 130
Auch den Blättern entriß er den Honig, das Feuer verbarg er.
Allenthalben hieß er die rieſelnde Weinbäch' verſiegen:
Forſchend ſollte die Uebung allmälig ſo vielerlei Künſte
Ausfindig machen, in Furchen die Pflanzen der Kernfrüchte ſuchen:
Aus des Kieſels Hölchen verborgenes Feuer erzwingen. 135
Damals berührten zum erſtenmal hole Erlen die Flüſſe:
Namen und Zahl der Sterne beſtimmte damals der Schiffmann,
Als der Plejaden, Hyaden, des funkelnden Arcton Lycaons.
Wildpret mit Stricken zu fangen, mit Vogelleim Vögel zu täuſchen,
Wurd' erfunden, um groſe Forſten Hunde zu kreiſen. 140
Jener ſchlug ſchon den breiten Strom mit dem Wurfnez, und ſuchte
Tiefen: ein anderer zog durchs Meer das naſſe Geflechte.
Eiſen zu härten erfand man, das Blatt der kreiſchenden Säge:
(Sonſt ward rißig Gehölze blos mit Keilen geſpalten)

145 Tum variae venere artes. Labor omnia vincit
Improbus, & duris urgens in rebus egeſtas.
Prima Ceres ferro mortales vertere terram
Inſtituit: quum jam glandes atque arbuta ſacrae
Deficerent ſilvae, & victum Dodona negaret.
150 Mox & frumentis labor additus: ut mala culmos
Eſſet robigo, ſegniſque horreret in arvis
Carduus; intereunt ſegetes: ſubit aſpera ſilva,
Lappaeque, tribulique: interque nitentia culta
Infelix lolium & ſteriles dominantur avenae.
155 Quod niſi & aſſiduis terram inſectabere raſtris,
Et ſonitu terrebis aves, & ruris opaci
Falce premes umbras, votiſque vocaveris imbrem:
Heu, magnum alterius fruſtra ſpectabis acervum;
Concuſſaque famem in ſilvis ſolabere quercu.
160 Dicendum, & quae ſint duris agreſtibus arma,
Queis ſine nec potuere ſeri, nec ſurgere meſſes:
Vomis, & inflexi primum grave robur aratri,
Tardaque Eleuſinae matris volventia plauſtra,
Tribulaque, traheaeque, & iniquo pondere raſtri:
165 Virgea praeterea Celei viliſque ſupellex,
Arbuteae crates, & myſtica vannus Jacchi;
Omnia quae multo ante memor proviſa repones,
Si te digna manet divini gloria ruris.
Continuo in ſilvis magna vi flexa domatur
170 In burim, & curvi formam accipit ulmus aratri:
Huic a ſtirpe pedes temo protentus in octo;
Binae aures, duplici aptantur dentalia dorſo.
Caeditur & tilia ante jugo levis, altaque fagus,

Vielerlei Künſte entſtanden, undankbare Arbeit beſiegte 145
Jede Beſchwerde, und dringende Nothdurft den ſchwierigſten Zuſtand.
Erſt unterwieß die Sterblichen Ceres mit Eiſen die Erde
Umzukehr'n, als ſchon die Eicheln und Waldobſt dem heilgen
Hayn zu mangeln begonnten, Dodona die Nahrung verſagte.
Bald kam der Kummer auch zum Fruchtbau: die Halme verzehrte 150
Schädlicher Brand, und die träge Diſtel ſtarrte im Felde.
Saaten giengen zu Grund, es nahmen ſtachlichte Wälder,
Kletten und Dornen den Plaz ein: Zwiſchen dem glänzenden Fruchtbau
Herrſchte das ſchädliche Tollkorn mit wildem Hafergewächſe.
Wirſt du mit emſigen Karſten die Erde nicht öfters beſuchen, 155
Und mit Klatſchen die Vögel ſcheuchen, des düſteren Feldes
Schatten mit Sicheln auslichten, gelobend dir Regen erbitten:
Ach! dann beſtaunſt du vergebens den groſen Schober des Nachbarn:
Eichen im Walde geſchüttelt werden den Hunger dir ſtillen.
Nun erzähl' ich der abgehärteten Landleute Werkzeug, 160
Unentbehrlich zum Säen, und zum Gedeien der Erndte:
Erſt den Pflugſchaar, das ſtarke Gehölz des gebogenen Pfluges,
Dann der Eleuſiſchen Mutter langſam ſich wälzende Wagen,
Dreſchwagen, Schlitten und Karſte von unbeholfener Schwere:
Dann des Celeus aus Ruthen geflochtenen wohlfeilen Hausrath, 165
Flechten von Hagdorn, des Jacchus myſtiſche Wanne. Dies alles
Muſt du bedächtig lange vorher, und ſorgſam bewahren;
Wenn dir die Herrlichkeit göttlicher Fluren nicht zu gering iſt.
Anhaltend zwänge im Wald mit Kraft die gebogene Ulme
Daß ſie zum Sterz, zum krummen Pflug die Richtung erhalte: 170
Acht Schuh dehnt ſich der Grindel vom Sterz in die Länge: zwei Ohren
Nebſt der Sohle, werden am zwiefachen Rücken befeſtigt.
Haue lange vorher die leichte Linde zum Joche,

Stivaque, quae currus a tergo torqueat imos;
175 Et ſuſpenſa focis explorat robora fumus.
Poſſum multa tibi veterum praecepta referre,
Ni refugis, tenueſque piget cognoſcere curas.
Area cum primis ingenti aequanda cylindro,
Et vertenda manu, & creta ſolidanda tenaci:
180 Ne ſubeant herbae, neu pulvere victa fatiſcat;
Tum variae illudunt peſtes: ſaepe exiguus mus
Sub terris poſuitque domos, atque horrea fecit:
Aut oculis capti fodere cubilia talpae;
Inventuſque cavis bufo, & quae plurima terrae
185 Monſtra ferunt: populatque ingentem farris acervum
Curculio, atque inopi metuens formica ſenectae.
Contemplator item, quum ſe nux plurima ſilvis
Induet in florem, & ramos curvabit olentes;
Si ſuperant foetus, pariter frumenta ſequentur;
190 Magnaque cum magno veniet tritura calore.
At ſi luxuria foliorum exuberat umbra,
Nequicquam pingues palea teret area culmos.
Semina vidi equidem multos medicare ſerentes,
Et nitro prius, & nigra perfundere amurca,
195 Grandior ut foetus ſiliquis fallacibus eſſet,
Et, quamvis igni exiguo properata maderent,
Vidi lecta diu, & multo ſpectata labore,
Degenerare tamen: ni vis humana quotannis
Maxima quaeque manu legeret: ſic omnia fatis
200 In pejus ruere, ac retro ſublapſa referri.
Non aliter, quam qui adverſo vix flumine lembum
Remigiis ſubigit, ſi brachia forte remiſit,

Hohe Buchen zum Schaft den Vorpflug von hinten zu lenken:
Und der Rauch vom Heerde durchdringe das hängende Holzwerk.
Viele Ackerbauregeln der Alten kann ich erzählen;
Wenn du mir Stand hältſt, kleine Geſchäfte zu lernen nicht ſcheueſt.
Erſtlich ebne die Tenne mit mächtiger Walze, bewürk' ſie
Mit der Hand, mit zäher Kreide wird ſie verdichtet:
Daß nicht Unkraut entſtehe, oder zu ſtaubicht ſie werde;
Sonſten täuſcht dich mancherlei Plage: Oft hat die kleine
Maus ſich unter der Erden Häuſer und Scheuern bereitet:
Oder der blinde Maulwurf ſich ein Lager gegraben:
Kröten fand man in Hölen, und mehrere ſcheußliche Thiere
Die die Erde ernährt: im mächtigen Vorrath von Körnern
Herrſcht der Wurm, die armes Alter fürchtende Ameis.
Gieb wohl acht, ob das mehreſte Nußobſt im Wald mit Blüthe
Sich bekleidet, obs die geruchvollen Aeſte wird biegen:
Auf den Reichthum an Nüſſen, folgt auch vieles Getreide,
Reiche Dreſchtennen werden mit groſer Hize ſich paaren.
Wenn aber üppige Blätter zu ſehr beſchatten, ſo wird man
Halme reich an Spreuern vergebens zum dreſchen beſtimmen.
Viele Säende ſah ich zwar die Saamkörner beizen
Sie mit Salpeter, dann mit ſchwarzer Oelhef' benezen,
Um in täuſchenden Hülſen gröſere Körner zu zeugen,
Ob man gleich mit feuchter Wärme dem Keimen zu Hülf kam,
Sah ich doch ſo lang gewählten, und mühſam gepflegten
Saamen entarten: wenn nicht jährlich die menſchliche Klugheit
Mit der Hand den größten auslas: ſo iſt das Schickſal,
Alles neigt ſich zum Schlimmern, Geſunkenes ſinket noch immer.
Wie den Schiffer, wenn er ſein Schifflein mit mühſamem Rudern
Gegen den Strom treibt, und dann einmal die Hand in den Schoos legt,

Atque illum in praeceps prono rapit alveus amni.
Praeterea tam ſunt Arcturi ſidera nobis,
205 Haedorumque dies ſervandi, & lucidus Anguis,
Quam quibus in patriam ventoſa per aequora vectis
Pontus & oſtriferi fauces tentantur Abydi.
Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem:
210 Exercete, viri, tauros: ſerite hordea campis,
Usque ſub extremum brumae intractabilis imbrem.
Nec non & lini ſegetem, & Cereale papaver,
Tempus humo tegere, & jam dudum incumbere aratris,
Dum ſicca tellure licet, dum nubila pendent.
215 Vere fabis ſatio: tum te quoque, Medica, putres
Accipiunt ſulci, & milio venit annua cura:
Candidus auratis aperit quum cornibus annum
Taurus, & averſo cedens Canis occidit aſtro.
At ſi triticeam in meſſem robuſtaque farra
220 Exercebis humum, ſolisque inſtabis ariſtis;
Ante tibi Eoae Atlantides abſcondantur,
Gnoſiaque ardentis decedat ſtella Coronae,
Debita quam ſulcis committas ſemina, quamque
Invitae properes anni ſpem credere terrae.
225 Multi ante occaſum Maiae coepere: ſed illos
Exſpectata ſeges vanis eluſit ariſtis.
Si vero viciamque ſeres, vilemque faſelum;
Nec Peluſiacae curam aſpernabere lentis;
Haud obſcura cadens mittet tibi ſigna Bootes.
230 Incipe, & ad medias ſementem extende pruinas.
Idcirco certis dimenſum partibus orbem

Eilends der Fluß im ſinkenden Fluthbett ſtürzend dahin reißt.
Fleißig müſſen wir ferner des Arcturs Sterne, der Böcke
Jahrszeit, und die glänzende Schlange bemerken; genau ſo
Wie auf ſtürmiſchem Meer nach Hauſe reiſende Schiffer
Die den Pontus, den muſchlichten Schlund des Abydus beſchiffen.
Wenn die Waage die Stunden des Schlafens und Arbeitens gleich macht,
Und dem Licht wie dem Schatten die Hälfte des Erdkreiſes zutheilt,
Dann ihr Männer die Stiere zur Arbeit: um Gerſte zu ſäen
Bis zum lezten Regen der kürzeſten Tage des Winters.
Dann auch ſäet man Flachs, den Mohn der Ceres geweihet.
Sez ſie unter, und wartet ſo lange des Pflugs, als die trockne
Erd es erlaubt, bis dunkles Gewölk' den Himmel herabhängt.
Bohnen ſezt man im Frühling: Medica gährende Furchen
Decken auch dich, der jährliche Bau des Hirſen beginnet:
Wann das Jahr der glänzende Stier mit goldenen Hörnern
Oefnet, der Hund dem kommenden Sternbild weichend entſinket.
Wenn du den Boden zur Waizenernde, zum maßigen Dinkel
Willſt bereiten, und bloß auf Aehren dein Augenmerk richteſt;
Müſſen dir ehe am Morgen des Atlas Töchter entfliehen,
Und der Gnoſiſche Stern in der glühenden Krone entweichen,
Eh du die ſchickliche Saamen den Fuhren hingiebſt, und eh du
Eilſt die Hofnung des Jahrs der wegernden Erd zu vertrauen.
Vor dem Hingang der Maja begonnen viele: doch täuſchten
Solche die feſtgehoften Saaten mit ledigen Aehren.
Säeſt du aber Wicken, wohlfeile Feigbohnen, oder
Wirſt du Peluſiſcher Linſen-Bau nicht verſchmähen, ſo giebt dir
Nicht verkennbare Zeichen Bootes in ſeinem verſchwinden.
Jezt fang an, und dehne die Saat bis zur Mitte des Winters.
Darum regiert den Erdkreiß in dauernde Gürtel getheilet

Per duodena regit mundi ſol aureus aſtra.
Quinque tenent caelum zonae, quarum una coruſco
Semper ſole rubens, & torrida ſemper ab igne;
Quam circum extremae dextra laevaque trahuntur
Caerulea glacie concretae atque imbribus atris.
Has inter mediamque, duae mortalibus aegris
Munere conceſſae Divum; via ſecta per ambas,
Obliquus qua ſe ſignorum verteret ordo.
Mundus ut ad Scythiam Rhiphaeaſque arduus arces
Conſurgit: premitur Libyae devexus in Auſtros.
Hic vertex nobis ſemper ſublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, Maneſque profundi.
Maximus hic flexu ſinuoſo elabitur anguis
Circum, perque duas in morem fluminis Arctos,
Arctos Oceani metuentes aequore tingi.
Illic, ut perhibent, aut intempeſta ſilet nox
Semper, & obtenta denſantur nocte tenebrae;
Aut redit a nobis aurora, diemque reducit:
Noſque ubi primus equis oriens adflavit anhelis,
Illic ſera rubens adcendit lumina Veſper.
Hinc tempeſtates dubio praediſcere caelo
Poſſumus, hinc meſſiſque diem, tempuſque ſerendi,
Et quando infidum remis impellere marmor
Conveniat: quandò armatas deducere claſſes,
Aut tempeſtivam ſilvis evertere pinum.
Nec fruſtra ſignorum obitus ſpeculamur & ortus,
Temporibuſque parem diverſis quatuor annum.
Frigidus agricolam ſi quando continet imber,
Multa, forent quae mox caelo properanda ſereno,

Durch zwölf Weltgeſtirne die goldne Sonne, und fünfe
Jener Gürtel tragen den Himmel, der erſte glühet
Stets von blizender Sonne, und dörrt in beſtändigem Feuer:
Rechts und links umzingeln die äuſerſten beide den erſten, 235
Starrend von himmelbläulichtem Eiß und ſtockfinſtern Regen.
Zwiſchen dieſen und jenem ſind den gebrechlichen Menſchen
Zween von den Göttern geſchenkt, und beide beſchränken die Straſe
Wo in ſchiefer Richtung der Thierkreiß die Erde umwindet.
Wie die erhabene Welt bis Scythien bis zu Riphäens 240
Gipfeln empor ſteigt, ſo ſenkt ſie ſich neigend nach Libyen ſüdwärts.
Jener Weltpol iſt uns immer erhaben: und dieſen
Sehen der ſchwarze Styx, unterirrdiſche Manen zu Füſſen;
Dort umſchlupft die gröſeſte Schlang in gewundenen Krümmen
Gleich einem Strom die beiden Bären, beide Geſtirne 245
Die ſich fürchten ins Oceans Fläche unterzutauchen.
Dort, wie man ſagt, ſoll entweder tiefe Mitternacht ewig
Schweigen, in ausgebreiteter Nacht ſich das Dunkel verdichten:
Oder Aurora führt im Abzug von hieraus den Tag hin:
Wenn uns der frühſte Morgen mit ſchnaubenden Pferden behaucht hat,
Zündet dort der röthliche Abend ein ſpätes Licht an. 251
Daher kann man bei unbeſtändigem Himmel die Witterung,
Daher den Tag der Ernde, den Zeitpunkt zu ſäen beſtimmen;
Wann das gemarmelte treuloſe Meer mit Rudern zu peitſchen,
Wann zum Auslaufen ausgerüſteter Flotten, zum Fällen 255
Reiſer Tannen im Wald' die ſchicklichſte Zeit ſei. Nicht fruchtloß
Denken wir nach dem Aufgang und Hingang der himmliſchen Zeichen,
Dem im vierfachen Zeitmaaß ſich immer ähnlichen Jahre.
Wenn zu Zeiten ſchaurichter Regen den Ackermann einſchließt
Dann giebts Muſe, vieles das ſonſt bei heiterem Himmel 260

Maturare datur; durum procudit arator
Vomeris obtuſi dentem: cavat arbore lintres:
Aut pecori ſignum, aut numeros impreſſit acervis.
Exacuunt alii vallos, furcasque bicornes,
265 Atque Amerina parant lentae retinacula viti.
Nunc facilis rubea texatur fiſcina virga:
Nunc torrete igni fruges, nunc frangite ſaxo.
Quippe etiam feſtis quaedam exercere diebus
Fas & jura ſinunt: rivos deducere nulla
270 Relligio vetuit, ſegeti praetendere ſaepem,
Inſidias avibus moliri, incendere vepres,
Balantumque gregem fluvio merſare ſalubri.
Saepe oleo tardi coſtas agitator aſelli
Vilibus aut onerat pomis; lapidemque revertens
275 Incuſum, aut atrae maſſam picis urbe reportat.
  Ipſa dies alios alio dedit ordine luna
Felices operum; quintam fuge: pallidus Orcus,
Eumenidesque ſatae; tum partu Terra nefando
Coeumque Iapetumque creat, ſaevumque Typhoea,
280 Et conjuratos caelum reſcindere fratres.
Ter ſunt conati imponere Pelio Oſſam
Scilicet, atque Oſſae frondoſum involvere Olympum:
Ter Pater exſtructos disjecit fulmine montes.
  Septima poſt decimam felix, & ponere vitem,
285 Et prenſos domitare boves, & licia telae
Addere; nona fugae melior, contraria furtis.
  Multa adeo gelida melius ſe nocte dedere,
Aut quum ſole novo terras irrorat Eous.
Nocte leves melius ſtipulae, nocte arida prata

Sehr übereilt würde, reiflich zu enden. Der Ackermann hämmert
Stumpfer Pflugſchaaren Schärfe: Tröge hölt er aus Bäumen:
Zeichnet das Vieh, und beſtimmt die Maas des kornreichen Speichers.
Andre ſpizen Zaunpfähle, nebſt zweihörnichten Gabeln,
Oder bereiten Ameriſche Bande dem rankenden Weinſtock.
Jezund flechte man leichte Körbe aus brombeernen Ruthen:
Jezund dörret Getreide am Feuer, und mahlt' es mit Steinen.
Auch an feſtlichen Tagen gewiſſe Geſchäfte zu treiben
Wegern Recht und Billigkeit nicht. Den Bach abzuleiten
Saaten mit Zäunen zu ſchüzen, verbote die Religion nie,
Eben ſo wenig Vögel zu fangen. Dornen zu brennen,
Blöckende Heerden im heilſamen Bach zu baden, und öfters
Werden die Rippen des trägen Eſels vom Treiber mit Oele
Oder mit wohlfeilem Obſt belaſtet, er kehrt mit geſchärftem
Mühlſtein zurück, auch bringt er wohl ſchwarzes Pech aus der Stadt mit.
Glückliche Tage zur Arbeit beſtimmte in anderer Ordnung
Luna ſelbſt. Den fünften meide, er zeugte den blaſſen
Orcus, die Eumeniden: dann brachte die Erd im verfluchten
Kindbett den Cöus, den Japet, den wilden Typhöus ins Leben,
Und die zum Himmelsſturm verſchworne Brüder, ſie wagtens
Dreimal den Oſſa dem Pelion aufzuthürmen, ja freilich
Hätten ſie gern den belaubten Olymp in den Oſſa begraben.
Allvater aber zerwarf den Bergwall mit dreifachem Blize.
Glücklich zum pflanzen des Weinſtocks, gefangene Stiere zu zähmen,
Garn zu zetteln, iſt der Siebende nach dem Zehnten.
Nüzlich zur Flucht, den Dieben gefährlich iſt immer der Neunte.
Vieles geräth ſo gar in kühlen Nächten am beſten,
Wenn mit kommender Sonne der Morgen die Erde bethauet.
Leichtes Stroh und dürre Wieſen mäht man zur Nachtzeit

290 Tondentur: noctes lentus non deficit humor.
Et quidam ſeros hiberni ad luminis ignes
Pervigilat, ferroque faces inſpicat acuto.
Interea, longum cantu ſolata laborem,
Arguto conjux percurrit pectine telas:
295 Aut dulcis muſti Vulcano decoquit humorem,
Et foliis undam trepidi deſpumat aheni.
At rubicunda Ceres medio ſuccidítur aeſtu:
Et medio toſtas aeſtu terit area fruges.
Nudus ara, ſere nudus; hiems ignava colono:
300 Frigoribus parto agricolae plerumque fruuntur,
Mutuaque inter ſe laeti convivia curant.
Invitat genialis hiems, curaſque reſolvit:
Ceu preſſae quum iam portum tetigere carinae,
Puppibus & laeti nautae impoſuere coronas.
305 Sed tamen & quernas glandes tum ſtringere tempus,
Et lauri baccas, oleamque, cruentaque myrta.
Tunc gruibus pedicas & retia ponere cervis,
Auritoſque ſequi lepores: tum figere damas;
Stupea torquentem Balearis verbera fundae,
310 Quum nix alta jacet, glaciem quum flumina trudunt.
Quid tempeſtates autumni & ſidera dicam?
Atque, ubi jam breviorque dies, & mollior aeſtas,
Quae vigilanda viris? Vel quum ruit imbriferum ver:
Spicea jam campis quum meſſis inhorruit, & quum
315 Frumenta in viridi ſtipula lactentia turgent?
Saepe ego, quum flavis meſſorem induceret arvis
Agricola, & fragili jam ſtringeret hordea culmo,
Omnia ventorum concurrere praelia vidi:

Füglicher: Denn zur Nachtzeit fehlt ſteifmachender Thau nicht,
Jener wacht beim nächtlichen Feuer des Winterlichts emſig,
Und bereitet mit ſcharfem Eiſen die Spizen der Fackeln.
Unterdeſſen durchläuft die Gattin, die mühſame Arbeit
Durch Geſang verſüſend, mit rauſchendem Kamm das Gewebe:
Oder ſie kocht am Feuer den Saft des lieblichen Moſts ein.
Schäumet dann mit Blättern die Welle des zitternden Keſſels.
Aber die röthliche Ceres wird in der Hize geerndet,
Recht in der Hize wird das gedörrte Getraide gedroſchen.
Pflüg' und ſäe nackend: der Winter ſei Ruhe dem Landmann.
Kälte gewährt den Bauern gewöhnlich den Lohn ihrer Arbeit,
Dann bemühn ſie ſich frölich zum wechſelſeitigen Gaſtmahl.
Hiezu lockt der luſtige Winter, und tilget die Sorgen:
So wie vollgepackte Schiffe den Hafen erreichend,
Von den frölichen Schiffern am Hintertheil Kränze empfangen.
Aber dann iſt die rechte Zeit die Eicheln zu pflücken,
Und die Lorbeern, auch die Oliven, und blutige Myrten.
Dann den Kranichen Schlingen, den Hirſchen Neze zu ſtellen,
Langgeöhrte Haaſen zu jagen, die Gems an den Boden
Kreiſend mit werkener Schnur balcariſcher Schleudern zu beſten,
Wann ein tiefer Schnee liegt, und Flüſſe die Eisſchollen drängen.
Wie beſing' ich die Witterung des Herbſtes und ſeine Geſtirne?
Wenn ſchon kürzere Tage entſtehn, die Hize ſich mildert,
Was dann den Männern zu thun ſei? auch wenn der regnichte Frühling
Hinfleucht: ährichte Ernden im Felde ſchon ſtarren, und nun auf
Grünendem Halm das Getraide aufſchwellt von ſaugendem Milchſaft?
Oefters wenn der Bauer den Schnitter ins gelbe Gefilde
Schickte, und man die Gerſte ſchon einband mit brüchigen Halmen,
Sah' ich ſchon alles Gekämpfe zuſammenſtürmender Winde,

Quae gravidam late ſegetem ab radicibus imis
Sublime expulſam eruerent: ita turbine nigro
Ferret hiems culmumque levem, ſtipulasque volantes.
Saepe etiam immenſum caelo venit agmen aquarum,
Et foedam glomerant tempeſtatem imbribus atris
Collectae ex alto nubes: ruit arduus aether,
Et pluvia ingenti ſata laeta boumque labores
Diluit: implentur foſſae, & cava flumina creſcunt
Cum ſonitu, fervetque fretis ſpirantibus aequor.
Ipſe pater, media nimborum in nocte, coruſca
Fulmina molitur dextra: quo maxima motu
Terra tremit: fugere ferae; mortalia corda
Per gentes humilis ſtravit pavor; ille flagranti
Aut Atho, aut Rhodopen, aut alta Ceraunia telo
Dejicit: ingeminant Auſtri, & denſiſſimus imber:
Nunc nemora ingenti vento, nunc littora plangunt.
Hoc metuens, caeli menſes & ſidera ſerva,
Frigida Saturni ſeſe quo ſtella receptet:
Quos ignis caeli Cyllenius erret in orbes.
In primis venerare Deos, atque annua magnae
Sacra refer Cereri laetis operatus in herbis,
Extremae ſub caſum hiemis, jam vere ſereno.
Tunc pingues agni, & tunc molliſſima vina:
Tunc ſomni dulces, denſaeque in montibus umbrae.
Cuncta tibi Cererem pubes agreſtis adoret.
Cui tu lacte favos, & miti dilue Baccho:
Terque novas circum felix eat hoſtia fruges;
Omnis quam chorus, & ſocii comitentur ovantes,
Et Cererem clamore vocent in tecta: neque ante

Welches weit und breit das ſchwangre Getraid' mit der Wurzel
Tief ausriß, und empor hob: ſo führten die Stürme im ſchwarzen
Wirbelwind fliegende Stoppeln und leichtes Stroh in die Höhe.
Oft zieht unermeßlicher Schwall von Gewäſſer am Himmel;
Hoch ſich ſammelnde Wolken ballen ein greulich Gewitter
Schwarz von Regen, der hohe Aether ſtürzt ſich hernieder,
Und zerſtößt im Wolkenbruch frohe Saaten, der Ochſen
Arbeit: die Graben füllen ſich, hole Giesbäche wachſen
Rauſchend, es ſiedet das Meer im wilden Wellengebrauſe.
Allvater ſelbſt im Schooß der Gewitternacht, ſchwinget mit Stärke
Stralenden Bliz in der Rechten, deſſen Hinſturz den ganzen
Weltkreiß erſchüttert, das Wild flieht, die ſterbliche Herzen der Völker
Stürzt die zagende Angſt in den Staub hin, mit flammendem Blizpfeil
Schmettert er dort den Athos, den Rhodop, Cerauniens Gipfel:
Südliche Stürme verdoppeln ſich, mit dem dichteſten Regen:
Nun erſeufzen Haine und Ufer im raſenden Winde.
Dies befürchtend beobacht' des Himmels Geſtirne und Monden:
Wo ſich der kalte Stern des Saturns im Wandeln befinde:
Welche himmliſche Bahn das Cylleniſche Feuer durchirre.
Erſt verehre die Götter, und bringe jährlich Geſchenke,
Die du der groſen Ceres opferſt auf grünendem Raſen,
Gegen das Ende des Winters, im Anfang des heiteren Frühlings.
Dann ſind die Lämmer feiſt, dann ſind die Weine geſchmeidig:
Dann iſt ſüß der Schlaf, auf Bergen dunkel der Schatten.
Sämtliche Jugend vom Lande bete dann mit dir zur Ceres:
Miſch ihr Honig mit Milch und mildem Wein; es umwandle
Dreimal das ſegnende Opfer die neuen Früchte, und jauchzend
Folge der ganze Chor mit den Freunden, laute Geſänge
Laden die Ceres unter dein Dach ein; ehender ſeze

Falcem maturis quiſquam ſupponat ariſtis,
Quam Cereri torta redimitus tempora quercu
Det motus incompoſitos, & carmina dicat.
Atque haec ut certis poſſimus diſcere ſignis,
Aeſtuſque, pluviaſque, & agentes frigora ventos;
Ipſe pater ſtatuit, quid menſtrua luna moneret;
Quo ſigno caderent Auſtri; quid ſaepe videntes
Agricolae, propius ſtabulis armenta tenerent.
Continuo ventis ſurgentibus, aut freta ponti
Incipiunt agitata tumeſcere, & aridus altis
Montibus audiri fragor: aut reſonantia longe
Littora miſceri, & nemorum increbreſcere murmur.
Jam ſibi tum curvis male temperat unda carinis,
Quum medio celeres revolant ex aequore mergi,
Clamoremque ferunt ad littora; quumque marinae
In ſicco ludunt fulicae; notaſque paludes
Deſerit, atque altam ſupra volat ardea nubem.
Saepe etiam ſtellas, vento impendente, videbis
Praecipites caelo labi, noctiſque per umbram
Flammarum longos a tergo albeſcere tractus;
Saepe levem paleam & frondes volitare caducas,
Aut ſumma nantes in aqua colludere plumas.
At Boreae de parte trucis quum fulminat, & quum
Eurique Zephyrique tonat domus; omnia plenis
Rura natant foſſis, atque omnis navita ponto
Humida vela legit. Nunquam imprudentibus imber
Obfuit. Aut illum ſurgentem vallibus imis
Aeriae fugere grues: aut bucula caelum
Suſpiciens patulis captavit naribus auras;

Keiner die Sichel an reife Halme, bis er ſich die Schläfe
Mit geflochtenen Eichen der Ceres zu Liebe bekränzet,
Sie durch kunſtloſe Tänze, und ländliche Lieder verehrt hat. 350
Daß wir aber aus ſichern Zeichen die hizige Witterung,
Regen, und Kälte bringende Winde weiſſagen können;
Dazu gab Allvater Regeln, was Luna, monathlich rathen,
Unter welchem Zeichen der Südwind fallen: und welches
Oft vom Landmann bemerkt, die Heerden dem Stalle zu nähern 355
Andeuten ſollte. Gleich wenn die Winde entſtehn, ſo beginnen
Angereizte Fluthen des Meers entweder zu ſchwellen,
Rauſchend Gepraſſel hört man auf hohen Gebirgen, oder
Weit ertönt auch die Brandung dazwiſchen, das Rauſchen des Hains
(wächſt!
Dann ſchon enthält ſich nicht mehr die Welle des bauchichten Schiffes 360
Wenn von der Mitte der See der flüchtige Taucher hinweg eilt,
Mit Geſchrei das Ufer begehrt: Wenn Vögel des Meeres,
Seehüner auf dem Troknen ſpielen: der Reiher bekannten
Pfüzen entweicht, und hoch ſich über die Wolken hinauf ſchwingt.
Oefters wirſt du auch Sterne, wenn Winde bevorſtehn, bemerken, 365
Wie ſie vom Himmel ſich ſtürzen, und wie im nächtlichen Schatten
Hinter ihnen der lange Flammenzug weißlicht erſcheinet.
Oft auch das Flattern leichter Spreu und gefallener Blätter,
Oder über dem Waſſer das Scherzen ſchwimmender Federn.
Wenns aus der Gegend des wütenden Nordwinds blizt, und des Oſtwinds
Auch des Weſtwinds Behälter donnern; ſo ſchwimmet das ganze 370
Feld in gefüllten Graben, und jeder Schiffer des Meeres
Zieht die genezten Seegel ſchon ein. Die dümmſten betroge
Niemals ein Plazregen: Denn wenn er einbricht, ſo flieht in die tiefſten
Thäler der Kranich des Himmels: Oder das Kuhkalb ſchauet 375
Auf gen Himmel, mit offener Naſe ſchnauft es die Luft ein'

Aut arguta lacus circumvolitavit hirundo:
Et veterem in limo ranae cecinere querelam.
Saepius & tectis penetralibus extulit ova
380 Anguſtum formica terens iter: & bibit ingens
Arcus: & e paſtu decedens agmine magno
Corvorum increpuit denſis exercitus alis.
Jam varias pelagi volucres, & quae Aſia circum
Dulcibus in ſtagnis rimantur prata Cayſtri,
385 Certatim largos humeris infundere rores;
Nunc caput objectare fretis, nunc currere in undas,
Et ſtudio incaſſum videas geſtire lavandi.
Tum cornix plena pluviam vocat improba voce,
Et ſola in ſicca ſecum ſpatiatur arena.
390 Nec nocturna quidem carpentes penſa puellae
Neſcivere hiemem: teſta quum ardente viderent
Scintillare oleum, & putres concreſcere fungos.
Nec minus ex imbri ſoles & aperta ſerena
Proſpicere, & certis poteris cognoſcere ſignis:
395 Nam neque tum ſtellis acies obtuſa videtur,
Nec fratris radiis obnoxia ſurgere Luna;
Tenuia nec lanae per caelum vellera ferri.
Non tepidum ad ſolem pennas in littore pandunt
Dilectae Thetidi Alcyones: non ore ſolutos
400 Immundi meminere ſues jactare maniplos.
At nebulae magis ima petunt, campoque recumbunt:
Solis & occaſum ſervans de culmine ſummo
Nequidquam ſeros exercet noctua cantus.
Adparet liquido ſublimis in aere Niſus,
405 Et pro purpureo poenas dat Scylla capillo.

Oder es fliegt die zirrende Schwalb' im Kreiß auf dem Weiher :
Oder die Fröſche ſingen das alte Klaglied in Pfützen.
Oft trägt auch die Ameis enge Wege betretend
Eyer aus innerſter Wohnung, und Waſſer ziehet der groſe 380
Bogen ; und es entweichen in groſen Haufen vom Mahle
Heere der Raben, es rauſcht daher ihr dichtes Gefieder.
Jezt bemerkſt du mancherlei Seegeflügel, beſonders
Dort in Aſien, wo es um des Cayſters Gefilde
Süſe Pfützen durchſchnäbelt, die Schultern mit reichlicher Näſſe 385
Wechſelnd begießt ; den Kopf oft eintaucht, dann hinläuft ins Waſſer,
Gierig zum Kühlen macht es alle Geberden vergeblich.
Auch die freche Krähe ruft Regen mit mächtiger Stimme,
Für ſich allein ſpaziert ſie im trockenen Sande. Die Mädchen
Wenn ſie zum Feierabend den Rocken zupfen, verkennen 390
Drohende Stürme nicht : wenn ſie auf brennender Lampe das Oellicht
Sprazeln ſehn, und fauler Schwämme Entſtehen bemerken.
Eben ſo pflegſt du nach dem Regen den heiteren Himmel
Vorzuſehn, und ihn aus ſicheren Zeichen zu kennen.
Dann bemerkt man weder das Funkeln des Sternlichts dunkel ; 395
Noch die Luna im Aufgang der Stralen des Bruders bedürftig :
Oder am Himmel das Schweben dünner welligter Flocken.
Die von der Thetis geliebte Eisvögel breiten am Ufer
Gegen die laue Sonn' ihre Flügel nicht aus : mit dem Rüſſel
Aufgeriſſene Bündel gedenken unflätige Schweine 400
Nicht zu ſchleudern. Der Nebel ſenkt ſich, und ruhet im Felde :
Auf dem Firſt des Hauſes erwartet die Eule der Sonnen
Untergang, ſie müht ſich zum ſpäten Geheule vergeblich.
Hoch in dünnen Lüften erſcheint der erhabene Niſus.
Scylla leidet die Strafe wegen dem Purpurnen Haare : 405

Quacunque illa levem fugiens ſecat aethera pennis,
Ecce inimicus, atrox, magno ſtridore per auras
Inſequitur Niſus: qua ſe fert Niſus ad auras,
Illa levem fugiens raptim ſecat aethera pennis.
410 Tum liquidas corvi preſſo ter gutture voces,
Aut quater ingeminant, & ſaepe cubilibus altis,
Neſcio qua praeter ſolitum dulcedine laeti,
Inter ſe foliis ſtrepitant: juvat imbribus actis
Progeniem parvam dulceſque reviſere nidos.
415 Haud equidem credo, quia ſit divinitus illis
Ingenium, aut rerum fato prudentia major.
Verum ubi tempeſtas & caeli mobilis humor
Mutavere vias, & Juppiter uvidus Auſtris
Denſet, erant quae rara modo, &, quae denſa, relaxat;
420 Vertuntur ſpecies animorum, & pectora motus
Nunc alios, alios, dum nubila ventus agebat,
Concipiunt; hinc ille avium concentus in agris,
Et laetae pecudes, & ovantes gutture corvi.
Si vero ſolem ad rapidum lunasque, ſequentes
425 Ordine, reſpicies; nunquam te craſtina fallet
Hora, neque inſidiis noctis capiere ſerenae.
Luna revertentes quum primum colligit ignes,
Si nigrum obſcuro comprenderit aera cornu,
Maximus agricolis pelagoque parabitur imber.
430 At, ſi virgineum ſuffuderit ore ruborem,
Ventus erit: vento ſemper rubet aurea Phoebe.
Sin ortu quarto (namque is certiſſimus auctor)
Pura, neque obtuſis per caelum cornibus ibit;
Totus & ille dies, & qui naſcentur ab illo

Wo ihr flüchtig Gefieder den leichten Aether durchſchneidet
Da verfolgt ſie Niſus ihr grimmiger Feind, in den Lüften
Rauſcht er mächtig einher, und wo er ſich wendet in Lüften,
Flieht ſie plözlich, mit leichten Schwingen zertheilt ſie den Aether.
Drei bis viermal verdoppeln die Raben mit engerer Kehle
Helle Stimmen, ich weiß nicht mit welcher Wonn' ſie ſich freuen,
Mehr als gewöhnlich im hohen Lager; ſie rauſchen im Laube
Unter einander, es freut ſie nach vergangenem Regen
Wieder zu ſehn ihr kleines Geſchlecht und liebliche Neſter.
Doch ich glaub nicht, daß ihnen die Gottheit Scharfſinn gegeben,
Oder daß ſie tieferen Blick als das Schickſal bekommen:
Sondern wenn die Witt'rung, des Himmels bewegliche Näſſe
Ihren Lauf verändert, die Luft von dem Südwind befeuchtet
Dünnes verdichtet, und Dichtes verdünnt, ſo werden die Bilder
Thieriſcher Seelen verwechſelt, und anders ſind jezt die Gefühle,
Wiedrum anders wenn der Wind mit Gewölke einher zieht.
Daher rühren die Vögel Concerte drauſſen im Felde,
Daher fröliche Heerden, das Kehlengejauchze der Raben.
Wenn du die raſche Sonn mit dem Mond, der ihr ordentlich folget
Wirſt betrachten, ſo wird dich niemals der kommende Morgen
Niemals die Tücke heiterer Nächte täuſchen. Wenn Luna
Gleich im Anfang wiederkehrendes Feuer ſich ſammlet,
Dann mit dunklem Horn den ſchwarzen Luftraum umſchlieſet,
Dann wird dem Meer und dem Landmann der ſtärkſte Regen bereitet.
Wenn ſie aber ihr jungfräulich Antliz mit Röthe verſchleiert,
Dann giebts Wind: Vor ihm erröthet die goldene Phöbe.
Wenn ſie im vierten Aufgang (dies iſt ein ſicheres Zeichen)
Hell iſt, und nicht mit ſtumpfen Hörnern den Himmel durchwandert,
Dann wird der ganze Tag mit allen die er gebähret

435 Exeſum ad menſem, pluvia ventiſque carebunt:
Votaque ſervati ſolvent in littore nautae
Glauco, & Panopeae, & Inoo Melicertae.
  Sol quoque & exoriens, & quum ſe condet in undas,
Signa dabit: ſolem certiſſima ſigna ſequuntur,
440 Et quae mane refert, & quae ſurgentibus aſtris.
Ille ubi naſcentem maculis variaverit ortum
Conditus in nubem, medioque refugerit orbe;
Suſpecti tibi ſint imbres: namque urget ab alto
Arboribuſque ſatiſque Notus pecorique ſiniſter.
445 Aut ubi ſub lucem denſa inter nubila ſeſe
Diverſi rumpent radii, aut ubi pallida ſurget
Tithoni croceum linquens aurora cubile,
Heu, male tum mites defendet pampinus uvas:
Tam multa in tectis crepitans ſalit horrida grando.
450 Hoc etiam, emenſo quum jam decedet Olympo,
Profuerit meminiſſe magis: nam ſaepe videmus
Ipſius in vultu varios errare colores.
Caeruleus pluviam denuntiat, igneus Euros.
Sin maculae incipient rutilo immiſcerier igni,
455 Omnia tunc pariter vento nimbiſque videbis
Fervere. Non illa quiſquam me nocte per altum
Ire, neque a terra moneat convellere funem.
At ſi, quum referetque diem, condetque relatum,
Lucidus orbis erit, fruſtra terrebere nimbis,
460 Et claro ſilvas cernes Aquilone moveri.
Denique, quid veſper ſerus vehat, unde ſerenas
Ventus agat nubes, quid cogitet humidus Auſter,
Sol tibi ſigna dabit. Solem quis dicere falſum

Durch den vollen Monath vom Wind und Regenbefreit ſeyn: 435
An dem Ufer erfüllt der erhaltene Schiffer Gelübde,
Die er dem Glaucus, der Panopee, Melizerten und Ino
Weihte. Die Sonn' im Aufgang, und wenn ſie in Wellen ſich tauchet,
Giebt uns Zeichen; die ſicherſte Zeichen gewähret die Sonne;
Sie belehrt uns des Morgens und Abends beim Aufgang der Sterne. 440
Wenn ſie in Wellen gehüllt, den erſten Hervorſchritt mit Flecken
Bunt macht, und mit halbgeſehener Scheibe entfliehet;
Dann befürchte Regen; es treibt ſchon vom Meer her der Bäumen
Saaten und Heerden nicht günſtige Südwind. Wenn ferner
Morgens früh zwiſchen dichtem Gewölke verſtreuete Stralen 445
Hie und da ſich brechen, oder wenn auch Aurora
Ihr Safranbett dem Tithon zurück läßt, und blaßgelb empor ſteigt;
Ach ſo beſchüzt das Weinlaub die milden Trauben ſehr übel,
Denn auf dem Dach hüpft rauſchend und häufig ein zackichter Hagel.
Aber wenn ſie nach durchwandertem Himmel ſchon hinſinkt 450
Dann iſts nüzlicher ſie zu bemerken: wir ſehen dann öfters
Wie auf ihrem Angeſicht mancherlei Farben umher ziehn.
Himmelbläue verkündiget Regen, die Feurige, Oſtwind:
Wenn die Flecken beginnen mit feurigem Roth ſich zu miſchen;
Dann wirſt du alles zugleich im Winde und Plazregen toben 455
Sehn. Es ermahne mich niemand in ſolcher Nacht auf dem Meere
Reiſen zu wagen, oder am Ufer das Schiffſeil löſen.
Aber wenn die Scheibe im Kommen und Scheiden des Tages
Heiter erſcheint, ſo befürchteſt du Stürme vergeblich, hingegen
Wirſt du ſehn, wie der helle Nordwind die Wälder beweget. 460
Endlich zeigt dir die Sonne des ſpäten Abends Gefolge,
Wo der Wind das helle Gewölk' hertreibt, was der naſſe
Südwind vorhat: Wer wird die Sonne der Falſchheit bezeihen?

Audeat? Ille etiam caecos inſtare tumultus
465 Saepe monet, fraudemque & operta tumeſcere bella.
Ille etiam extincto miſeratus Caeſare Romam,
Quum caput obſcura nitidum ferrugine texit,
Impiaque aeternam timuerunt ſecula noctem.
Tempore quamquam illo tellus quoque, & aequora ponti.
470 Obſcaenique canes, importunaeque volucres
Signa dabant. Quoties Cyclopum effervere in agros
Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam,
Flammarumque globos, liquefactaque volvere ſaxa!
Armorum ſonitum toto Germania caelo
475 Audiit: inſolitis tremuerunt motibus Alpes.
Vox quoque per lucos vulgo exaudita ſilentes
Ingens: & ſimulacra modis pallentia miris
Viſa ſub obſcurum noctis: pecudeſque locutae,
Infandum! ſiſtunt amnes, terraeque dehiſcunt,
480 Et moeſtum illacrimat templis ebur aeraque ſudant.
Proluit inſano contorquens vortice ſilvas
Fluviorum rex Eridanus, campoſque per omnes
Cum ſtabulis armenta tulit; nec tempore eodem
Triſtibus aut extis fibrae adparere minaces,
485 Aut puteis manare cruor ceſſavit: & altae
Per noctem reſonare, lupis ululantibus, urbes:
Non alias caelo ceciderunt plura ſereno
Fulgura: nec diri toties arſere cometae.
Ergo inter ſeſe paribus concurrere telis
490 Romanas acies iterum videre Philippi:
Nec fuit indignum ſuperis, bis ſanguine noſtro
Emathiam & latos Haemi pingueſcere campos.

Sie hat öfters geheimer Empörung entſtehen, der Argliſt,
Und der verborgenen Kriege wachſendes Schwellen geweiſſagt.
Sie betrauerte Rom, als nach dem Morde des Cäſars
Sie ihr glänzendes Haupt mit roſtigem Dunkel bedeckte,
Und die verruchte Welt für ewiger Finſterniß bebte.
Obgleich auch zu der Zeit die Erde, die Fläche des Meeres,
Vorbedeutendes Hundegeheul, und unholde Vögel
Vorzeichen gaben. Wie oftmals ſahn wir den wallenden Aetna
Ueberkochen aus berſtenden Oefen, und Kugeln von Flammen,
Schmelzende Steinmaſſen auf der Cyclopen Felder ſich wälzen!
Deutſchland hörte am ganzen Himmel Waffengeraſſel,
Und mit ungewohnter Erſchütterung bebten die Alpen.
In den ſchweigenden Wäldern hörte man greuliche Stimmen,
Blaſſe Geſpenſter von ſeltſamer Gattung wurden geſehen
In dem Dunkel der Nacht, die Thiere ſprachen, es ware
Greulich und ſchrecklich, die Flüſſe ſtarrten, die Erde zerborſte:
Traurendes Helfenbein weinte in Tempeln, es ſchwitzten Metalle.
Wälder ſpülte in wilden Wirbeln ſich drehend der Flüſſe
Fürſt Eridanus hinweg, er führte durch alle Gefilde
Mit den Ställen das Vieh dahin: in eben den Zeiten
Drohten beſtändig die Faſern im unglücksvollen Gedärme;
Auch die Brunnen hörten nicht auf ſich mit Blut zu ergieſſen;
Hoch erſchollen die Städte des Nachts von heulenden Wölfen.
Niemals fielen ſonſt aus heiterem Himmel ſo viele
Blitze, niemals brannten ſo häufig bange Cometen.
Darum ſah auch Philippi abermals römiſche Heere,
Wie ſie mit gleichen Waffen in Bürgerſchlachten ſich miſchten:
Und die Götter ſcheuten ſich nicht mit unſerem Blute
Zweimal Emathien, die weiten Gefilde des Hämus zu düngen.

Scilicet & tempus veniet, quum finibus illis
Agricola, incurvo terram molitus aratro,
495 Exeſa inveniet ſcabra robigine pila;
Aut gravibus raſtris galeas pulſabit inanes,
Grandiaque effoſſis mirabitur oſſa ſepulcris.
Di patrii Indigetes, & Romule, Veſtaque mater,
Quae Tuſcum Tiberim, & Romana palatia ſervas,
500 Hunc ſaltem everſo juvenem ſuccurrere ſaeclo
Ne prohibete, ſatis jam pridem ſanguine noſtro
Laomedonteae luimus perjuria Trojae.
Jam pridem nobis coeli te regia, Caeſar,
Invidet, atque hominum queritur curare triumphos.
505 Quippe ubi fas verſum atque nefas: tot bella per orbem
Tam multae ſcelerum facies: non ullus aratro
Dignus honos: ſqualent abductis arva colonis,
Et curvae rigidum falces conflantur in enſem.
Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum:
510 Vicinae ruptis inter ſe legibus urbes
Arma ferunt: ſaevit toto Mars impius orbe.
Ut, quum carceribus ſeſe effudere quadrigae,
Addunt in ſpatia, & fruſtra retinacula tendens
Fertur equis auriga, neque audit currus habenas.

Ja es wird eine Zeit ſeyn, wo in dortiger Gegend,
Wenn der Landmann mit krummem Pfluge die Erde zerfurchet,
Er vom Roſt zerfreßne Wurfſpieſe finden; mit ſchweren
Karſten auf leere Sturmhauben ſtoſen wird, und die groſen
Aus den Gräbern gewühlte Knochen wird er beſtaunen.
Götter der Heimath, Halbgötter, Romulus, Mutter Veſta,
Die du die Thusciſche Tiber und Roms Palläſte bewahreſt,
Hindert den Jüngling wenigſtens nicht, dem verwüſteten Staate
Hülfe zu leiſten. Den Meineid der Laomedontiſchen Troja
Büſen wir ja ſchon lange genug mit unſerem Blute.
Dich o Cäſar misgönnt uns vorlängſt ſchon der himmliſche Hofſtaat,
Und er beklagt, daß du dich um Menſchentriumphe bekümmerſt,
Wo doch Recht und Unrecht wechſelt: ſo häufige Kriege
Durch den Weltkreiß: ſo viele Geſtalten von Schandthaten herrſchen:
Hin iſt die Ehre des Pflugs: die Fluren trauern, der Landmann
Wird entführt. die krummen Sicheln werden zu ſtarren
Schwertern geſchmiedet. Von daher erregt der Euphrat, von dorther
Deutſchland den Krieg: benachbarte Städte ergreifen die Waffen
Nach gebrochnen Verträgen: der frevelnde Mavors durchwütet
Alle Welt. Wie Vierſpänner, wenn ſie den Schranken entſtürzen
Ueber die Laufbahn toben, der Fuhrmann, indem er die Zäume
Anhält, fortgeſchleppt wird, und der Wagen die Zügel nicht achtet.

VIRGILII
GEORGICON

LIBER II.

ARGUMENTUM.

Habet hic liber de plantatione partes ſeptem. I. Modos omnes producendarum arborum, tam ex natura, quam ex arte. II. Varias earum ſpecies, & quo ſingulae modo tractandae ſint, naturali, an artificioſo. III. Quibus ſingulae locis felicius proveniant: ubi excurritur in laudes Italici ſoli. IV. Artem diſcernendae naturae cujusque ſoli. V. Culturam vitis. VI. Culturam oleae, & aliarum aliquot arborum, VII. Epilogum de vitae ruſticae felicitate.

Virgils Georgicon

II. Buch.

Inhalt des zweiten Geſangs.

Dieſer Geſang von der Baumzucht beſteht in ſieben Theilen. Der erſte zeigt alle natürliche und künſtliche Arten an, die Bäume zu erzielen. Der zweite lehrt ihre verſchiedene Gattungen, und wie jede ſowohl natürlich als künſtlich behandelt werden müſſe. Der dritte unterrichtet uns, an welchen Orten eine jede Art am beſten fortkomme: wobei der Dichter in ein Lob des italieniſchen Bodens ausbricht. Der vierte giebt die Kunſt an, jede Erdart zu kennen. Der fünfte handelt vom Weinbau. Der ſechſte vom Oelbau und andern Bäumen, und der ſiebende ſchließt mit dem Lob der Glückſeligkeit des Landlebens.

Hactenus arvorum cultus, & ſidera caeli:
Nunc te, Bacche, canam, nec non ſilveſtria tecum
Virgulta, & prolem tarde creſcentis olivae:
Huc, pater o Lenaee, (tuis hic omnia plena
Muneribus: tibi pampineo gravidus autumno
Floret ager, ſpumat plenis vindemia labris)
Huc, pater o Lenaee, veni, nudataque muſto
Tinge novo mecum dereptis crura cothurnis.
Principio arboribus varia eſt natura creandis:
Namque aliae, nullis hominum cogentibus, ipſae
Sponte ſua veniunt, camposque & flumina late
Curva tenent: ut molle ſiler, lentaeque geniſtae,
Populus, & glauca canentia fronde ſalicta.
Pars autem poſito ſurgunt de ſemine: ut altae
Caſtaneae, nemorumque Jovi quae maxima frondet
Aeſculus, atque habitae Grajis oracula quercus.
Pullulat ab radice aliis denſiſſima ſilva:
Ut ceraſis, ulmisque: etiam Parnaſſia laurus
Parva ſub ingenti matris ſe ſubjicit umbra.
Hos natura modos primum dedit: his genus omne
Silvarum fruticumque viret, nemorumque ſacrorum.
Sunt alii, quos ipſe via ſibi reperit uſus.
Hic plantas tenero abſcindens de corpore matrum
Depoſuit ſulcis: hic ſtirpes obruit arvo,
Quadrifidasque ſudes, & acuto robore vallos:
Silvarumque aliae preſſos propaginis arcus
Exſpectant, & viva ſua plantaria terra.
Nil radicis egent aliae: ſummumque putator

Ich beſang der Fluren Wirthſchaft, des Himmels Geſtirne;
Nun beſing ich auch dich o Bacchus, und mit dir des Waldes
Strauchwerk, und des langſam wachſenden Oelbaums Geſchlechte.
Hier o Vater Lenäus, hier iſt allwaltende Fülle
Deiner Geſchenke: es blühn dir von rebenlaubichtem Herbſte
Schwangere Aecker, die Weinleſe ſchäumt dir in vollen Gefäſſen.
Vater Lenäus komm her, und tunke die nackenden Schenkel
Nach gelöſtem Cothurn mit mir in geerndeten Moſt ein.
Urſprünglich iſt die Natur verſchieden im Schaffen der Bäume:
Einige pflanzen ſich ſelbſt freiwillig, ohne der Menſchen
Zuthun fort, und bewohnen Felder und ſchlängelnde Flüſſe;
Als die weiche Bachweide, ſchlanker Genſter, die Pappel
Und das graulechte Weidengeſträuche mit bläulichten Blättern.
Andre entſtehn aus gefallenen Saamen; die hohe Caſtanie,
Dann der Aeſculus, welcher im Walde dem Jovi das gröſte
Laub trägt, und der Griechen gewohntes Orakel die Eichen.
Wieder andern entſproßt der Wurzel ein dichtes Gewälde;
Als dem Kirſchbaum, den Ulmen: ſo auch des parnaßiſchen Lorbeers
Sprößling ſchmiegt ſich gleichfalls im mächtigen Schatten der Mutter.
Urſprünglich wieß die Natur dieſe Wege: es grünete durch ſie
Jedes Geſchlecht der Wälder, der Stauden, der heiligen Haine.
Andre Arten erfand der Gebrauch durch den Weg der Erfahrung.
Wenn der eine den Sezling vom zarten Körper der Mutter
Abſpleiſt, Fuhren vertraut: ſezt jener Stämme und Stecken
Vierfach geſpalten, auch zugeſpizte Pfähle ins Feld hin:
Andre Pflanzen des Waldes erwarten die niedergedruckten
Bogen der Ableger, Zweige lebend in eigener Erde.
Andre bedürfen nicht Wurzeln; der Gärtner bieget des Baumes

Haud dubitat terrae referens mandare cacumen.
30 Quin & caudicibus ſectis (mirabile dictu)
Truditur e ſicco radix oleagina ligno.
Et ſaepe alterius ramos impune videmus
Vertere in alterius: mutatamque inſita mala
Ferre pirum, & prunis lapidoſa rubeſcere corna.
35 Quare agite o, proprios generatim diſcite cultus,
Agricolae, fructusque feros mollite colendo:
Neu ſegnes jaceant terrae. Juvat Iſmara Baccho
Conſerere, atque olea magnum veſtire Taburnum.
Tuque ades, inceptumque una decurre laborem,
40 O decus, ò famae merito pars maxima noſtrae,
Maecenas, pelagoque volans da vela patenti.
Non ego cuncta meis amplecti verſibus opto:
Non, mihi ſi linguae centum ſint, oraque centum,
Ferrea vox: ades, & primi lege littoris oram.
45 In manibus terrae: non hic te carmine ficto,
Atque per ambages & longa exorſa tenebo.
Sponte ſua quae ſe tollunt in luminis oras,
Infoecunda quidem, ſed laeta & fortia ſurgunt.
Quippe ſolo natura ſubeſt: tamen haec quoque ſi quis
50 Inſerat, aut ſcrobibus mandet mutata ſubactis,
Exuerint ſilveſtrem animum: cultuque frequenti
In quaſcunque voces artes haud tarda ſequentur.
Nec non & ſterilis, quae ſtirpibus exit ab imis,
Hoc faciet, vacuos ſi ſit digeſta per agros:
55 Nunc altae frondes, & rami matris opacant,
Creſcentique adimunt foetus, uruntque ferentem.
Jam, quae ſeminibus jactis ſe ſuſtulit arbos

Gipfel, und trägt kein Bedenken denſelben der Erd zu vertrauen.
Wunderbar iſt es, wenn man den Oelbaum in Stücke zerſchneidet
Daß dann trocknes Holz noch fähig iſt Wurzeln zu treiben.
Oeſters ſehn wir die Aeſte des einen ſchadlos ſich wandeln
In die Aeſte des andern, und den veränderten Birnbaum
Propfäpfel tragen, ſteinigten Cornel auf Pflaumen ſich röthen.
Drum wohlan ihr Landleute, lernet jedes Geſchlechtes
Eigne Behandlung, die wilde Baumfrucht verbeſſert durch Kunſtfleiß,
daß der Boden nicht öd liege. Nüzlich pflanzt man den Bacchus
Auf den Ismar, den groſen Taburn beſezt man mit Oele.
Sei auch du gegenwärtig, begleit' die begonnene Arbeit,
Du o Zierd' und billig der gröſte Theil meines Ruhmes,
O Mäzenas, ſeegle mit mir auf offenem Meere.
Ich begehr nicht alles in mein Gedichte zu faſſen.
Hätt' ich auch hundert Zungen und Münd, eine eiſerne Stimme.
Stehe mir bei, und ſeegle in der Nähe des Ufers:
Stets mit dem Lande beſchäftigt: ich will dich mit falſchem Gedichte,
Oder mit Umſchweifen, oder mit langer Vorred' nicht täuſchen.
Bäume, die ganz ohne Kunſt zur Gränze des Lichts ſich erheben,
Sind zwar weniger fruchtbar, doch ſteigen ſie froher und ſtärker:
Denn ihr Stand iſt natürlich, und doch, wenn auch ſie jemand pfropfet,
Oder ſie ferner in wohlbereitete Löcher verpflanzet,
Dann verliern ſie die wilde Natur: durch fleißige Wartung
Folgen ſie ſchleunig jedem Kunſtſtück, zu dem du ſie aufrufſt.
Auch die fruchtloſe Lohde, den unterſten Stämmen entſproſſen
Leiſtet das nemliche, wenn ſie ins freie Gefilde verpflanzt wird.
Jezt beſchattet ſie hohes Gebüſche, die Zweige der Mutter,
Beide entziehn ihr im Wachsthum die Früchte, und trägt ſie, die Säfte.
Aber wenn ein Baum aus geſtreuetem Saamen empor ſteigt,

Tarda venit, ſeris factura nepotibus umbram ;
Pomaque degenerant ſuccos oblita priores ;
60 Et turpes avibus praedam fert uva racemos.
Scilicet omnibus eſt labor impendendus ; & omnes
Cogendae in ſulcum, ac multa mercede domandae.
Sed truncis oleae melius, propagine vites
Reſpondent, ſolido Paphiae de robore myrtus.
65 Plantis & durae coryli naſcuntur, & ingens
Fraxinus, Herculeaeque arbos umbroſa coronae,
Chaoniique patris glandes : etiam ardua palma
Naſcitur, & caſus abies viſura marinos.
Inſeritur vero & foetu nucis arbutus horrida ;
70 Et ſteriles platani malos geſſere valentes ;
Caſtaneae fagus, ornusque incanuit albo
Flore pyri, glandemque ſues fregere ſub ulmis.
Nec modus inſerere atque oculos imponere ſimplex.
Nam qua ſe medio trudunt de cortice gemmae,
75 Et tenues rumpunt tunicas, anguſtus in ipſo
Fit nodo ſinus : huc aliena ex arbore germen
Includunt, udoque docent inoleſcere libro.
Aut rurſum enodes trunci reſecantur, & alte
Finditur in ſolidum cuneis via : deinde feraces
80 Plantae immittuntur : nec longum tempus, & ingens
Exiit ad caelum ramis felicibus arbos,
Miraturque novas frondes, & non ſua poma.
Praeterea genus haud unum, nec fortibus ulmis,
Nec ſalici, lotoque, nec Idaeis cypariſſis.
85 Nec pingues unam in faciem naſcuntur olivae,
Orchades, & radii, & amara pauſia bacca,

Denn wächſt er langſam, ſpäte Enkel wird er beſchatten.
Seine Früchte entarten, die erſten Säfte verliern ſie:
Weinſtöcke zeugen nur ſauere Trauben den Vögeln zur Beute.
Darum muß man auf alle Bäume Mühe verwenden,
Alle in Gruben verpflanzen, mit vielen Koſten bezähmen.
Oelbäume wachſen am liebſten aus Stammſtücken, Reben gedeihen
Wohl durch Ableger, paphiſche Myrthen aus Stämmlingen beſſer.
Wurzelſproſſen erzeugen die harte Haſelnuß, Eſchen
Mächtig von Wuchs, den ſchattichten Baum der Herkuliſchen Krone,
Eicheln des Chaonſchen Vaters: auch die erhabene Palme
Wird ſo erzeugt, die Seegefahren erwartende Tanne.
Stachlichten Hagdorn kann man mit Reiſern von Nußbäumen pfropfen
Stattliche Aepfelbäum truge der fruchtloſe Platanus öfters:
Buchen nährt die Kaſtanie, die Eſche erbleicht von des Birnbaums
Blüthe, Schweine zerknacken die Eicheln im Schatten der Ulmen.
Einfach iſt nicht die Kunſt zu pfropfen, und Augen zu ſezen.
Da wo ſich ein Knoſpe aus mittlerer Rinde hervordrängt
Dünne Häutchen durchbricht, da macht man mitten im Knoten
Einen engen Spalt: und ſchließt des fremden Baumes
Keim dort ein, und lehrt ihn im feuchten Baſte bekleiden.
Oder man ſtuzt auch wohl den Stamm ohne Knoſpen, und ſpaltet
Mit einem Keil im feſten Holze den Standpunkt; und ſezt dann
Fruchtbare Pfropfreiſer hin: es dauert nicht lange, ſo ſteiget
Mächtig der Baum mit wuchſigen Aeſten dem Himmel entgegen,
Und er bewundert ſein fremdes Obſt, und neues Gebüſche.
Ferner ſind die Geſchlechter nicht einfach, weder der ſtarken
Ulmen, der Weiden, des Lotus, noch der Cypreſſe vom Ida:
Auch die feiſten Oliven haben nicht einerlei Bildung.
Radien giebts, Orchiten, und bittre Pauſiſche Beeren:

Pomaque, & Alcinoi ſilvae: nec ſurculus idem
Cruſtumiis Syriiſque pyris, gravibuſque volemis.
Non eadem arboribus pendet vindemia noſtris,
90 Quam Methymnaeo carpit de palmite Lesbos.
Sunt Thaſiae vites, ſunt & Mareotides albae;
Pinguibus hae terris habiles, levioribus illae.
Et paſſo Pſythia utilior, tenuiſque Lageos,
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam:
95 Purpureae, preciaeque: & quo te carmine dicam,
Rhaetica? nec cellis ideo contende Falernis.
Sunt etiam Amineae vites, firmiſſima vina:
Tmolius adſurgit quibus, & rex ipſe Phanaeus,
Argitiſque minor: cui non certaverit ulla,
100 Aut tantum fluere, aut totidem durare per annos.
Non ego te, Dis & menſis accepta ſecundis,
Tranſierim, Rhodia, & tumidis, Bumaſte, racemis.
Sed neque quam multae ſpecies, nec nomina quae ſint,
Eſt numerus: neque enim numero comprendere refert:
105 Quem qui ſcire velit, Libyci velit aequoris idem
Diſcere quam multae Zephyro turbentur arenae:
Aut, ubi navigiis violentior incidit Eurus,
Noſſe, quot Jonii veniant ad littora fluctus.
Nec vero terrae ferre omnes omnia poſſunt.
110 Fluminibus ſalices; craſſiſque paludibus alni
Naſcuntur: ſteriles ſaxoſis montibus orni:
Littora myrtetis laetiſſima: denique apertos
Bacchus amat colles, Aquilonem & frigora taxi.
Adſpice & extremis domitum cultoribus orbem,
115 Eoaſque domos Arabum, pictoſque Gelonos.

Aepfel, des Alcinous Gewälder: Cruſtumien, Birne
Syriens, ſchwere Volemen, haben nicht einerlei Sproſſen.
Auch nicht die nämlichen Trauben hangen an unſern Stöcken,
Die man auf Lesbos bricht von Methymnäiſchen Reben. 90
Man hat Thaſiſche Weine, weiſe erzeugt Mareotis:
Dieſe lieben den ſchweren Boden, den leichteren jene.
Strohwein giebt die Pſythiſche Traube am beſten, der feine
Haſenwein wird dir die Füſe einſt prüfen, die Zunge dir lähmen.
Purpurne Trauben und Precien giebt es, wie ſoll ich beſingen 95
Dich o Rhätiſche Traube? doch weich den Falerniſchen Kellern.
Ammineiſche Stöck' erzeugen dauernde Weine:
Denen der Tmolier, ſelbſt der Phanäiſche König die Ehr giebt,
Dann die kleine Argitis: mit welcher ſich keine vergleichet,
Weder in Menge des Saftes, noch in längerer Dauer. 100
Dich o Rhodiſche Traube den Göttern, dem Nachtiſch ſo willkomm,
Darf ich nicht übergehn, dich nicht geſchwollne Bumaſte.
Aber weder die vielen Namen noch Arten ſind zählbar,
Sie auch in Zahlen zu faſſen würde der Mühe nicht werth ſeyn:
Wer ſie zu wiſſen verlangt, der wünſcht zu erfahren, wie vielen 105
Sand der Weſtwind in Libyens ebener Wüſte hinauf ſtäubt:
Oder wenn ein ſtürmiſcher Oſtwind die Fahrzeuge anfällt,
Wie viel Joniſche Wellen die ländlichen Küſten hinan ziehn.
Aber nicht jede Erdart iſt fähig alles zu tragen.
Weiden wachſen an Bächen, und Erlen in ſteifen Moräſten: 110
Fruchtloſe Eſchen auf Felſengebirgen: vom Myrtengebüſche
Grünen und blühen die Ufer: und endlich liebet der Bacchus
Offne Hügel, der Taxbaum gedeiht in Nordwind und Kälte.
Schau den Erdkreis auch von den entfernteſten Bauern bezwungen,
Oeſtliche Hütten Arabiens, bunte Geloner. Du findeſt 115

Diviſae arboribus patriae. Sola India nigrum
Fert ebenum: ſolis eſt turea virga Sabaeis.
Quid tibi odorato referam ſudantia ligno
Balſamaque, & baccas ſemper frondentis acanthi?
120 Quid nemora Aethiopum, molli canentia lana?
Velleraque ut foliis depectant tenuia Seres?
Aut quos Oceano propior gerit India lucos,
Extremi ſinus orbis? ubi aera vincere ſummum
Arboris haud ullae jactu potuere ſagittae.
125 Et gens illa quidem ſumptis non tarda pharetris.
  Media fert triſtes ſuccos, tardumque ſaporem
Felicis mali; quo non praeſentius ullum,
Pocula ſiquando ſaevae infecere novercae,
Miſcueruntque herbas, & non innoxia verba,
130 Auxilium venit, ac membris agit atra venena.
Ipſa ingens arbos, faciemque ſimillima lauro;
Et, ſi non alium late jactaret odorem,
Laurus erat; folia haud ullis labentia ventis:
Flos ad prima tenax, animas & olentia Medi
135 Ora fovent illo, & ſenibus medicantur anhelis.
  Sed neque Medorum ſilvae, ditiſſima terra,
Nec pulcher Ganges, atque auro turbidus Hermus,
Laudibus Italiae certent: non Bactra, neque Indi,
Totaque turiferis Panchaja pinguis arenis.
140 Haec loca non tauri ſpirantes naribus ignem
Invertere, ſatis immanis dentibus hydri;
Nec galeis denſiſque virum ſeges horruit haſtis:
Sed gravidae fruges, & Bacchi Maſſicus humor
Implevere: tenent oleae armentaque laeta.

Jedes Land an Bäumen verſchieden: nur Indien träget
Schwarzes Ebenholz: Saba allein das Weihrauchgebüſche.
Wie ſoll ich dir den Balſam aus Holz voll Wohlgeruch ſchwitzend,
Wie die Beeren des immer grünen Acanthus, die Haine
Mohrenlands, wie ſie von zarter Wolle weiß ſind, beſingen?
Wie die Serer ein zartes Gewebe von Baumblättern kämmen?
Welches Gewälde des Oceans Nachbar Indien träget,
In des Erdkreiſes äuſerſterſtem Winkel? wo niemals ein Flitſchpfeil
Irgend die lüftige Höh' eines Baums im Wurf überſtiegen:
Obgleich jenes Volk im Gebrauch des Köchers nicht träg iſt.
Medien zeugt den herben Saft, den dauernden Nachſchmack
Heilſamer Aepfel, denen kein Mittel an ſchnellerer Hülfe
Gleich iſt, wenn wütende Stiefmütter irgend die Becher vergiften,
Und dieſelben mit Kräutern und Zaubergemurmel vermiſchen,
Dann treibt jener Saft das ſchwarze Gift aus den Gliedern.
Auch der Baum iſt groß, vollkommen ähnlich dem Lorbeer:
Dünſtete er nicht weit um ſich her einen andern Geruch auch
Dann wär ers ſelbſt: von keinem Winde entfalln ihm die Blätter:
Feſt ſizt die Blüthe: mit ihr verbeſſern die Meder den Odem
Auch den riechenden Mund, und heilen keichende Greiſe.
Aber weder der Meder Gewälde, das reichſte Gefilde,
Weder der ſchöne Ganges, noch der goldtrübe Hermus
Schmälern Italiens Ruhm: nicht Bactra und Indien, auch nicht
Ganz Panchaja reich an Weihrauch tragendem Sande.
Niemals pflügten Ochſen mit feuerſchnaubenden Naſen
Dieſe Oerter, geſäete Zähne des ſcheuslichen Drachen,
Männer Helm' und dichte Lanzenſaat ſtarrten hier niemals;
Sondern ſchwangre Früchte, des Bacchus maſſiſche Säfte
Füllten ſie an; ſie enthalten Oel, und fröliche Heerden.

145 Hinc bellator equus campo ſeſe arduus infert:
Hinc albi, Clitumne, greges, & maxima taurus
Victima, ſaepe tuo perfuſi flumine ſacro,
Romanos ad templa Deum duxere triumphos.
Hic ver adſiduum, atque alienis menſibus aeſtas:
150 Bis gravidae pecudes, bis pomis utilis arbos.
At rabidae tigres abſunt, & ſaeva leonum
Semina; nec miſeros fallunt aconita legentes;
Nec rapit immenſos orbes per humum, neque tanto
Squameus in ſpiram tractu ſe colligit anguis.
155 Adde tot egregias urbes, operumque laborem,
Tot congeſta manu praeruptis oppida ſaxis,
Fluminaque antiquos ſubterlabentia muros.
An mare, quod ſupra, memorem, quodque alluit infra,
Anne lacus tantos? te, Lari maxime, teque
160 Fluctibus & fremitu adſurgens, Benace, marino?
An memorem portus, Lucrinoque addita clauſtra:
Atque indignatum magnis ſtridoribus aequor,
Julia qua ponto longe ſonat unda refuſo,
Tyrrhenusque fretis immittitur aeſtus Avernis?
165 Haec eadem argenti rivos aerisque metalla
Oſtendit venis, atque auro plurima fluxit.
Haec genus acre virum Marſos, pubemque Sabellam,
Adſuetumque malo Ligurem, Volcosque verutos
Extulit: haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
170 Scipiades duros bello: & te, maxime Caeſar,
Qui nunc extremis Aſiae jam victor in oris
Imbellem avertis Romanis arcibus Indum.
Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,

Hier erhebt ſich das hehre Streitroß von hinnen ins Lager. 145
Hier Clitumnus begleiten weiſe Heerden, das gröſte
Opfer, der Stier, zum öftern begoſſen mit deinen geweihten
Fluthen, Triumphe der Römer, bis in die Tempel der Götter.
Hier iſt ewiger Lenz, ungewöhnliche Monden ſind Sommer:
Zweimal tragen die Heerden, und zweimal der nüzliche Obſtbaum. 150
Reiſſende Tiger, der Löwen wildes Geſchlechte ſind ferne:
Eiſenhütlein täuſcht nicht den mitleidswürdigen Kräutler:
Nicht ſo weit kreiſend ſchlupft die ſchuppichte Schlang auf dem Boden,
Nicht in ſo groſſem Umfang formt ſie ein Schneckengewinde.
Sez ſo viel herrliche Städte hinzu, und die mühſamen Werke: 155
So viele Veſten auf ſchrofe Felſen mit Händen gethürmet;
*) Dann die Flüſſe die auf uraltem Gemäuer dahin ziehn.
Soll ich des Meers, wie's oben und unten beſpület, gedenken?
Auch der groſſen Seen? gröſter Larius deiner?
Deiner Benacus, tobend mit Wellen- und Meeresgebrauſe? 160
Soll ich die Häfen beſchreiben, des Lucrins Dämme, des Meeres
Fläche zürnend in wildem Gebrauſe, wo Juliſche Wellen
Weit ertönen im Rückzug des Meeres, Tyrrhenens
Ungeſtümm eindringt, durch des Avernus enge Gewäſſer?
Eben dies Land enthüllte in Klüften Bäche von Silber, 165
Kupfererze, und floſſe von groſer Menge des Goldes.
Marſer ein ſcharfes Geſchlecht, die Sabelliſche reiſende Mannſchaft,
Arbeit gewohnte Ligurer, Volsker mit Spieſen bewafnet
Bracht es hervor: die Decier, Marier, die groſen Camille,
Scipionen eiſern im Krieg: dich gröſeſten Cäſar, 170
Der du jezt ſchon als Sieger, an Aſiens äuſſerſten Gränzen,
Von den römiſchen Veſten entwafnete Indier abhältſt.
Heil dir groſe Mutter der Früchte, ſaturniſche Erde,

---

*) Subter heiſt über im [illegible] Vers des 3ten Geſangs.

Magna virum: tibi res antiquae laudis & artis
175 Ingredior, ſanctos auſus recludere fontes,
Aſcraeumque cano Romana per oppida carmen.
Nunc locus arvorum ingeniis: quae robora cuique,
Quis color, & quae ſit rebus natura ferendis.
Difficiles primum terrae, colleſque maligni,
180 Tenuis ubi argilla, & dumoſis calculus arvis,
Palladia gaudent ſilva vivacis olivae.
Indicio eſt, tractu ſurgens oleaſter eodem
Plurimus, & ſtrati baccis ſilveſtribus agri.
At quae pinguis humus, dulcique uligine laeta,
185 Quique frequens herbis & fertilis ubere campus,
Qualem ſaepe cava montis convalle ſolemus
Deſpicere: huc ſummis liquuntur rupibus amnes,
Felicemque trahunt limum: quique editus Auſtro,
Et filicem curvis inviſam paſcit aratris:
190 Hic tibi praevalidas olim multoque fluentes
Sufficiet Baccho vites: hic fertilis uvae,
Hic laticis, qualem pateris libamus & auro,
Inflavit quum pinguis ebur Tyrrhenus ad aras,
Lancibus & pandis fumantia reddimus exta.
195 Sin armenta magis ſtudium vituloſque tueri,
Aut foetus ovium, aut urentes culta capellas:
Saltus, & ſaturi petito longinqua Tarenti,
Et qualem infelix amiſit Mantua campum,
Paſcentem niveos herboſo flumine cycnos.
200 Non liquidi gregibus fontes, non gramina deerunt.
Et quantum longis carpent armenta diebus,
Exigua tantum gelidus ros nocte reponet.

Gros an Helden: an Ruhm und Kunſt uralte Geſchäfte
Sing ich dir, und wag es die heiligen Quellen zu öfnen: 175
Durch die römiſche Städte ſing ich Aſcräiſche Lieder.
  Nun beſchreib ich die Erdarten, was für Kräfte ſie haben,
Was für Farben, und welche Natur im Erzeugen der Dinge.
Schwer ergiebige Böden, und ſchlecht geartete Hügel,
Wo ein magerer Thon iſt, und Steine im Strauchfelde herrſchen, 180
Lieben Palladiſche Wälder der lebensvollen Olive.
Man erkennt ſie, wo wilde Obſtbäume häufig ſich zeugen,
Und das Gefilde mit Beeren des Walds vielfältig bedeckt iſt.
Aber ein fetter Boden von ſüßem Erdſafte grünend,
Fruchtbare Weiden an Gras, und reich an milchvollem Euter, 185
Die wir im hohlen kreiſenden Thal des Gebirges danieden
Pflegen zu ſehn: wo Bäche ſchmelzen vom Gipfel der Felſen,
Welche ſegnenden Schleim führn: und dem Südwinde blos ſtehn,
Und das Farrnkraut widrig dem krummen Pfluge ernähren:
Solche Gefilde werden dereinſt mit herrlichen Reben 190
Triefend vom häufigen Wein dich verſehn: und reich ſeyn an Trauben,
Reich am Safte, den wir in goldenen Schalen vergieſen,
Wenn der feiſte Tyrrhener beim Altar das Helfenbein bläſet,
Wir auf gebogenen Platten das dampfende Eingeweid opfern.
Würdeſt du aber mehr auf Vieh- und Kälberzucht denken, 195
Auf die Jungen der Schaafe, und Pflanzen verödente Geislein:
Dann erwähle die Forſten und Flächen des ſatten Tarenti,
Fluren wie ſie das traurige Mantua neulich verlohrn hat,
Wo ſich ſchlosweiſſe Schwanen am grasichten Strome ernähren;
Klare Quellen und Gräſer werden den Heerden nicht mangeln: 200
Und wie viel das Vieh den langen Tag über abäzt
So viel erſezt der kühle Thau in den kürzeren Nächten,

Nigra fere, & preſſo pinguis ſub vomere terra,
Et cui putre ſolum, (namque hoc imitamur arando)
205 Optima frumentis; non ullo ex aequore cernes
Plura domum tardis decedere plauſtra juvencis:
Aut unde iratus ſilvam devexit arator,
Et nemora evertit multos ignava per annos,
Antiquasque domus avium cum ſtirpibus imis
210 Eruit: illae altum nidis petiere relictis;
At rudis enituit impulſo vomere campus.
Nam jejuna quidem clivoſi glarea ruris
Vix humiles apibus caſias roremque miniſtrat:
Et tophus ſcaber, & nigris exeſa chelydris
215 Creta, negant alios aeque ſerpentibus agros
Dulcem ferre cibum, & curvas praebere latebras.
Quae tenuem exhalat nebulam, fumosque volucres;
Et bibit humorem, &, quum vult, ex ſe ipſa remittit:
Quaeque ſuo viridi ſemper ſe gramine veſtit,
220 Nec ſcabie & ſalſa laedit robigine ferrum,
Illa tibi laetis intexet vitibus ulmos:
Illa ferax oleo eſt: illam experiere colendo,
Et facilem pecori, & patientem vomeris unci.
Talem dives arat Capua, & vicina Veſevo
225 Ora jugo, & vacuis Clanius non aequus Acerris.
Nunc, quo quamque modo poſſis cognoſcere, dicam.
Rara ſit, an ſupra morem ſit denſa, requiras:
Altera frumentis quoniam favet, altera Baccho:
Denſa magis Cereri, rariſſima quaeque Lyaeo:
230 Ante locum capies oculis, alteque jubebis
In ſolido puteum demitti, omnemque repones

Erde, die ſchwärzlich, an tiefgerichtetem Pfluge noch fett iſt,
Wo der Boden mürb iſt, (denn dies iſt der Endzweck des Pflügens)
Trägt am beſten Getreide: auf keiner Flur wirſt du ſehen 205
Mehrere Wagen von langſamen Stieren geführet nach Haus ziehn:
Oder wo gleichſam im Zorn der Landmann die Wälder hinwegſchaft,
Wenn er Hayne die viele Jahre verfaulenzt herumwühlt,
Und die uralte Vögelbehauſung mit innerſter Wurzel
Ausgräbt; jene verlaſſen die Neſter und fliehn in die Höhe: 210
Ein nicht tragbares Feld ſcheint weislicht am zwängenden Pflugſchaar.
Denn der nahrungsloſe Kies des höckrichten Landes
Trägt kaum niedrige Caſien, Rosmarin für die Bienen:
Schwammichter Tufſtein, von ſchwarzen Chelydern zerfreſſene Kreide,
Soll, wie man ſagt, vorzüglich für andern Aeckern den Schlangen 215
Süſe Speiſe tragen, und krümmende Höhlen gewähren.
Land, das dünne Nebel und flüchtige Dämpfe verhauchet,
Feuchtigkeit anzieht, und aus ſich ſelbſt ſie willig verduftet,
Das ſich beſtändig mit eigenem grünendem Gras überkleidet,
Nicht mit Krätze und ſalzichtem Roſt den Pflugſchaar verlezet: 220
Dieſes wird dir die Ulmen mit wuchſigen Reben durchflechten:
Auch an Oel iſts tragbar: durch fleißiges Bauen erfährſt du,
Daß es auch Heerden ernähre, den krummen Pflugſchaar ertrage.
Solches bepflügt das begüterte Capua, ferner die Nachbarn
Um den Veſuv, am Clan dem öden Acerrä gefährlich. 225
Jezt will ich lehren wie jede Erdart du müſſeſt erkennen.
Prüf ob ſie locker, oder in jeder Betrachtung ſehr zäh ſei,
Denn die eine begünſtigt den Kornbau, die andre den Weinſtock,
Dicht behagt der Ceres, und jedes lockre dem Bacchus:
Faß einen Ort ins Aug, und beſiehl im feſteren Boden 230
Tief einen Brunnen zu graben, dann füll' ihn wieder mit feiner

Rurſus humum, & pedibus ſummas aequabis arenas.
Si deerunt, rarum, pecorique & vitibus almis
Aptius uber erit; ſin in ſua poſſe negabunt
235 Ire loca, & ſcrobibus ſuperabit terra repletis,
Spiſſus ager: glebas cunctantes craſſaque terga
Exſpecta, & validis terram proſcinde juvencis.
Salſa autem tellus, & quae perhibetur amara,
Frugibus infelix (ea nec manſueſcit arando,
240 Nec Baccho genus, aut pomis ſua nomina ſervat)
Tale dabit ſpecimen. Tu ſpiſſo vimine qualos,
Colaque praelorum fumoſis deripe tectis.
Huc ager ille malus, dulceſque a fontibus undae
Ad plenum calcentur: aqua eluctabitur omnis
245 Scilicet, & grandes ibunt per vimina guttae;
At ſapor indicium faciet manifeſtus, & ora
Triſtia tentantum ſenſu torquebit amaror.
Pinguis item quae ſit tellus, hoc denique pacto
Diſcimus: haud unquam manibus jactata fatiſcit,
250 Sed picis in morem ad digitos lenteſcit habendo.
Humida majores herbas alit, ipſaque juſto
Laetior; ah nimium ne ſit mihi fertilis illa,
Neu ſe praevalidam primis oſtendat ariſtis!
Quae gravis eſt, ipſo tacitam ſe pondere prodit,
255 Quaeque levis, promptum eſt oculis praediſcere nigram,
Et quis cui color: at ſceleratum exquirere frigus
Difficile eſt: piceae tantum, taxique nocentes
Interdum, aut hederae pandunt veſtigia nigrae.
His animadverſis, terram multo ante memento
260 Excoquere, & magnos ſcrobibus concidere montes,

Erde, und ebne mit den Füſen die Fläche des Kummers.
Mangelts an Erde, ſo iſt ſie locker, der Heerden, des milden
Weinſtocks bequeme Pflegerin. Wenn ſie aber ſich weigert
All hinein zu gehn, und noch Erde vom Füllen zurück bleibt,
Schwer iſt dann der Boden: erwarte dann zögernde Schollen,
Starke Furchen, zerpflüg die Erde mit mächtigen Stieren.
Aber ein ſalzichter Boden, den man für bitter erkläret,
Iſt den Früchten nicht hold, (er wird auch durch Pflügen nicht milde,
Er bewahrt nicht dem Wein ſeine Art, nicht dem Obſt ſeine Namen;)
Folgendes wird dich belehren: Nimm Körbe aus ſtärkeren Ruthen,
Seigen der Kelter hohle vom rauchichten Dachraum herunter.
Dieſe empfangen die böſe Erdart, ſie werden mit ſüſem
Quellwaſſer vollgeſtampft: und alles Quellwaſſer zwängt ſich
Durch, in groſen Tropfen flieſt es durchs Ruthengeflechte.
Dann wird dich der Geſchmack ganz deutlich belehren, die Lippen
Wird die Bitterkeit rümpfen, wenn man durch Koſten es prüfet.
Welche Erdart fett ſei, das kann man durch folgenden Handgrif
Auch erfahren: eine Handvoll geworfen zerfällt nicht,
Sondern ſie klebt, indem man ſie angreift, wie Pech an den Fingern.
Feuchte Erd' nährt größre Kräuter, ſie zieht ſie zu maſtig:
Werlich dieſe Erdart ſei mir nicht allzu ergiebig,
Nicht ſo voreilig zeige ſie ſich im Entſtehen der Aehren!
Die da ſchwer iſt verräth ſich ſchweigend durch eignes Gewichte:
So auch die leichte. Die ſchwarze erkennt man ſchleunig im Anſehn,
Eben ſo jede Farbe. Die ſchändliche Kälte zu ſpähen
Fällt beſchwerlich: Doch die Pechtannen, ſchädlicher Taxus,
Dunkler Epheu, entdecken zuweilen einige Spuren.
Wenn du dies alles bemerkt haſt, ſo trachte die Erde zu beſſern
Lange vorher, und groſe Wälle aus Graben zu roden,

Ante ſupinatas Aquiloni oſtendere glebas,
Quam laetum infodias vitis genus, optima putri
Arva ſolo: id venti curant, gelidaeque pruinae,
Et labefacta movens robuſtus jugera foſſor.
265 At, ſi quos haud ulla viros vigilantia fugit,
Ante locum ſimilem exquirunt, ubi prima paretur
Arboribus ſeges, & quo mox digeſta feratur;
Mutatam ignorent ſubito ne ſemina matrem.
Quin etiam caeli regionem in cortice ſignant:
270 Ut, quo quaeque modo ſteterit, qua parte calores
Auſtrinos tulerit, quae terga obverterit axi,
Reſtituant. Adeo in teneris conſueſcere multum eſt.
Collibus, an plano melius ſit ponere vitem,
Quaere prius. Si pinguis agros metabere campi,
275 Denſa ſere: in denſo non ſegnior ubere Bacchus.
Sin, tumulis acclive ſolum, colleſque ſupinos,
Indulge ordinibus: nec ſecius omnis in unguem
Arboribus poſitis ſecto via limite quadret.
Ut ſaepe ingenti bello quum longa cohortes
280 Explicuit legio, & campo ſtetit agmen aperto,
Directaeque acies, ac late fluctuat omnis
Aere renidenti tellus, nec dum horrida miſcent
Praelia, ſed dubius mediis Mars errat in armis.
Omnia ſint paribus numeris dimenſa viarum,
285 Non animum modo uti paſcat proſpectus inanem;
Sed quia non aliter vires dabit omnibus aequas
Terra, neque in vacuum poterunt ſe extendere rami.
Forſitan & ſcrobibus quae ſint faſtigia quaeras.
Auſim vel tenui vitem committere ſulco.

Eh dem Nordwind die ausgegrabene Schollen zu zeigen,
Eh du das frohe Geſchlecht des Weinſtocks da eingräbſt: die beſte
Flur iſt locker: dis machen die Winde und ſtarrende Reife,
Starke Reoler indem ſie die morſchen Jucharte graben.
Wenn aber keine Sorgfalt ſolchen Männern entwiſchet; 265
So erforſchen ſie eh einen ähnlichen Plaz, wo die erſte
Baumſaat gepflegt, und von wannen ſie bald in Ordnung verpflanzt wird:
Daß nicht die Pflänzgen die plözlich vertauſchte Mutter vermiſſen.
Ja man zeichnet ſo gar auf die Rinde die Gegend des Himmels:
Um zu beſtimmen wie jedes ſtand, wo die ſüdliche Hize 270
Es ertrug, und welche Seite zum Nordpol es kehrte,
So ſezt mans wieder: vom Keim an gewohnt ſeyn iſt nichts geringes.
Ob die Rebpflanzung beſſer auf Flächen als Bergen gedeihe,
Forſche zuerſt. Und wenn du die Felder des fetten Lands abpfählſt,
Dann ſez dicht, an voller Bruſt iſt Bacchus nicht ſäumig. 275
Wenn der hüglichte Boden ſteil iſt, die Bergſeiten gäh ſind,
Dann verpflanz' in Reihen: nicht anders laß alle Gänge
Nach der Schnur und genau in gepflanzten Stöcken ſich kreuzen,
Als wenn oft im erſchrecklichen Kriege die groſen Armeen
Schaaren verbreiten, im offenen Felde das Kriegesheer da ſteht, 280
Rüſtig zum Treffen, weit durchwallt das ganze Gefilde
Flimmerndes Erz, und noch nicht miſcht ſich das wilde Gemezzel,
Sondern zweifelhaft irrt noch Mars in Mitten der Waffen.
Maaß und Zahl der gemeſſenen Gänge des Weinbergs ſoll gleich ſeyn:
Nicht blos daß ſich ein leerer Kopf am Anblick ergöze, 285
Sondern weil die Erde nicht anders mit gleichen Kräften
Jedes ernährt, und die Aeſte ins Leere ſich ausbreiten können.
Fragſt du vielleicht wie tief die Löcher gemacht werden müſſen.
Wagen dürft' ichs den Weinſtock in ſeichte Furchen zu pflanzen.

290 Altior ac penitus terrae defigitur arbos,
Aeſculus in primis: quae quantum vertice ad auras
Aethereas, tantum radice in Tartara tendit.
Ergo non hiemes illam, non flabra, neque imbres
Convellunt: immota manet, multosque nepotes,
295 Multa virum volvens durando ſaecula vincit.
Tum fortes late ramos & brachia tendens
Huc illuc, media ipſa ingentem ſuſtinet umbram.
Neve tibi ad ſolem vergant vineta cadentem:
Neve inter vites corylum ſere: neve flagella
300 Summa pete, aut ſumma deſtringe ex arbore plantas;
(Tantus amor terrae) neu ferro laede retuſo
Semina: neve oleae ſilveſtres inſere truncos.
Nam ſaepe incautis paſtoribus excidit ignis,
Qui furtim pingui primum ſub cortice tectus,
305 Robora comprendit, frondesque elapſus in altas
Ingentem caelo ſonitum dedit: inde ſecutus
Per ramos victor, perque alta cacumina regnat,
Et totum involvit flammis nemus, & ruit atram
Ad caelum picea craſſus caligine nubem:
310 Praeſertim ſi tempeſtas a vertice ſilvis
Incubuit, glomeratque ferens incendia ventus.
Hoc ubi; non a ſtirpe valent, caeſaeque reverti
Poſſunt, atque ima ſimiles revireſcere terra:
Infelix ſuperat foliis oleaſter amaris.
315 Nec tibi tam prudens quiſquam perſuadeat auctor,
Tellurem Borea rigidam ſpirante moveri.
Rura gelu tum claudit hiems; nec ſemine jacto
Concretam patitur radicem adfigere terrae.

Aber die Bäume ſenkt man völlig und tief in die Erde:
Dies gilt vorzüglich dem Aesculus, welcher ſo hoch mit dem Gipfel
Lüfte des Aethers, als tief mit der Wurzel die Hölle bezielet.
Darum erſchüttern ihn auch keine Winter, nicht Winde, nicht Stürme:
Unbeweglich bleibt er, zahlreiche Enkel. und viele
Mannsalter, die er ausdaurend umwälzt, kämpft er hinüber.
Starke Aeſte und Arme dehnt er aus in die Weite,
Er in der Mitten, wirft hier und dorthin den mächtigen Schatten.
Laß die Weinberge nicht zur ſinkenden Sonne ſich lenken:
Pflanz nicht Haſeln zwiſchen die Weinſtöcke: nimm nicht die höchſten
Rebſchoſſe, brich nicht Pflanzen vom oberſten Gipfel der Bäume:
(Denn ſo gros iſt die Neigung zur Erde) verlez nicht mit ſtumpfem
Meſſer die Pflänzlinge: miſch nicht den wilden Oelbaum mit unter.
Denn ſehr oft entfällt dem ſorgloſen Hirten das Feuer
Welches verſteckt unter fetter Rinde im Anfange heimlich
Holz ergreift, hernach durchs hohe Geäſte hinauf eilt
Greuliches Sauſen dem Himmel zuſchickt. Der Sieger verfolget
Dann auch die Zweige, er herrſcht in den oberſten Wipfeln der Bäume,
Ganze Haine hüllt er in Flammen, und wälzet die ſchwarzen
Wolken dicht von pechichtem Dunkel hinauf in den Himmel:
Dann vorzüglich wann Sturm aus der Höh auf die Waldungen ſtößet,
Der ſich erhebende Wind die Feuersbrünſte in eins ballt.
Wo dies geſchieht, ſind die Reben dahin, die gekappten vermögen
Keine Erholung, am Boden grünen die Zweige nicht wieder:
Nur der traurige bittre wilde Oelbaum erträgt es.
Laß dich von keinem Rathgeber auch nicht vom klügſten bereden,
Erde indem ſie vom blaſenden Nordwind erſtarrt iſt zu roden:
Dann ſchlieſt der Winter die Felder mit Froſt: wenn die Pflanzen geſezt ſind,
Duldet er nicht daß gefrorne Wurzeln im Boden ſich heften.

Optima vinetis ſatio, quum vere rubenti
Candida venit avis, longis inviſa colubris:
Prima vel autumni ſub frigora, quum rapidus ſol
Nondum hiemem contingit equis, jam praeterit aeſtas.
Ver adeo frondi nemorum, ver utile ſilvis;
Vere tument terrae, & genitalia ſemina poſcunt.
Tum pater omnipotens foecundis imbribus aether
Conjugis in gremium laetae deſcendit, & omnes
Magnus alit, magno commixtus corpore, foetus.
Avia tum reſonant avibus virgulta canoris,
Et Venerem certis repetunt armenta diebus:
Parturit almus ager: Zephyrique tepentibus auris
Laxant arva ſinus: ſuperat tener omnibus humor:
Inque novos ſoles audent ſe germina tuto
Credere: nec metuit ſurgentes pampinus Auſtros,
Aut actum caelo magnis Aquilonibus imbrem;
Sed trudit gemmas, & frondes explicat omnes.
Non alios prima creſcentis origine mundi
Illuxiſſe dies, aliumve habuiſſe tenorem
Crediderim. Ver illud erat, ver magnus agebat
Orbis, & hibernis parcebant flatibus Euri:
Quum primum lucem pecudes hauſere, virumque
Ferrea progenies duris caput extulit arvis,
Immiſſaeque ferae ſilvis, & ſidera caelo.
Nec res hunc tenerae poſſent perferre laborem,
Si non tanta quies iret frigusque, caloremque
Inter, & exciperet caeli indulgentia terras.
Quod ſupereſt, quaecunque premes virgulta per agros,
Sparge fimo pingui, & multa memor occule terra:

Weinberge pflanzt man am beſten, wenn im röthlichten Frühling
Weiſſe den länglichten Schlangen gefährliche Vögel einher ziehn: 320
Auch in den erſten Reifen des Herbſts, wenn der flüchtigen Sonne
Pferde noch nicht den Winter ereilen; der Sommer dahin iſt.
Waldichtem Laub iſt der Frühling, der Lenz iſt den Hainen erſprieslich:
Erdarten ſchwellen im Frühling, und fordern erzeugende Saamen.
Dann ſinkt Allvater Aether mit alles befruchtenden Regen 325
In den Schoos der frohen Gemalin, und all ihre Kinder
Nährt der Groſe, indem er dem groſen Körper ſich mittheilt.
Dann ertönt das unwegſame Buſchwerk vom Vögelgezwitſcher,
Und das Vieh wiederholt zu Zeiten die fruchtbare Paarung:
Dann gebiert der allgnugſame Acker, im laulichten Weſtwind 330
Oefnet die Flur ihre Dunſtlöcher: alles hat Saft überflüßig:
Gräſer wagen es dann der neuen Sonne ſich ſicher
Anzuvertrauen: die Rebe ſcheut nicht den kommenden Südwind,
Auch nicht den Sturm den der mächtige Nordwind am Himmel einhertreibt,
Sondern ſie ſchiebt ihre Augen, entfaltet all ihre Blätter. 335
Daß keine andere Tage im Urſprung des Werdens der Erde
Sie beleuchteten, daß ſie die nämliche Eigenſchaft hatten
Glaub ich faſt: es war Frühling: es wehte im Frühling der groſe
Erdkreis, und die Oſtwinde ſparten das Wintergebrauſe:
Als die erſten Heerden Lichtluft ſchöpften, der Männer 340
Eiſerne Nachkommenſchaft aus harten Fluren das Haupt hob:
Wälder die wilden Thiere empfiengen, der Himmel die Sterne.
Solche zarte Geſchöpfe hätten die Laſt nicht ertragen,
Wenn ein ſo groſer Ruhpunkt nicht zwiſchen der Kälte und Wärme
Wär geweſen, und Langmuth des Himmels die Erde verſchonte. 345
Uebrigens, welche Rebart du immer aufs Feld hin verpflanzeſt,
Düng es mit fettem Miſt, vergis nicht es tüchtig zu häufeln:

Aut lapidem bibulum, aut ſqualentes infòde conchas:
Inter enim labentur aquae, tenuiſque ſubibit
Halitus, atque animos tollent ſata; jamque reperti,
Qui ſaxo ſuper atque ingentis pondere teſtae
Urgerent: hoc effuſos munimen ad imbres,
Hoc, ubi hiulca ſiti findit canis aeſtifer arva.
Seminibus poſitis, ſupereſt deducere terram
Saepius ad capita, & duros jactare bidentes:
Aut preſſo exercere ſolum ſub vomere, & ipſa
Flectere luctantes inter vineta juvencos.
Tum leves calamos & raſae haſtilia virgae,
Fraxineaſque aptare ſudes, furcaſque bicornes:
Viribus eniti quarum, & contemnere ventos
Adſueſcant, ſummaſque ſequi tabulata per ulmos.
Ac, dum prima novis adoleſcit frondibus aetas,
Parcendum teneris; & dum ſe laetus ad auras
Palmes agit, laxis per purum immiſſus habenis,
Ipſa acie nondum falcis tentanda: ſed uncis
Carpendae manibus frondes, interque legendae.
Inde ubi jam validis amplexae ſtirpibus ulmos
Exierint, tum ſtringe comas, tum brachia tonde.
Ante reformidant ferrum: tum denique dura
Exerce imperia, & ramos compeſce fluentes.
Texendae ſaepes etiam, & pecus omne tenendum,
Praecipue dum frons tenera imprudenſque laborum:
Cui, ſuper indignas hiemes, ſolemque potentem,
Silveſtres uri adſidue capreaeque ſequaces
Illudunt, paſcuntur oves, avidaeque juvencae.
Frigora nec tantum cana concreta pruina,

Oder vermiſch es mit durſtigen Steinen, und ſchmierigen Muſcheln.
Denn ſie verſchlucken das Waſſer, und nehmen den feineren Dunſt ein.
Dann erheben die Pflanzen die Häupter. Ja es gab Leute, 350
Die es mit Steinen, mit Scherben in groſſer Menge bedeckten:
Dieſes ſollte es gegen die häufige Plazregen ſchüzen:
Auch wenn im Durſt der hizige Hundſtern die Thonfelder ſpaltet.
Sind die Pflanzen geſezt, ſo fehlt noch die Erde zu häufen
Oefters um die Wurzel, den harten Zweizack zu ſchwingen; 355
Oder mit drückendem Pflugſchaar die Erd zu bewürken, und ſelbſten
Zwiſchen die Zeilen des Weinbergs die ziehende Farren zu lenken.
Dann bereite dir glattes Rohr, von geſchneideltem Buſchwerk
Stangen, eſchene Pfäle, und dann zweihörnigte Furken:
Deren Kräfte ſie ſtüzen, damit ſie dem Sturmwind zu trozen, 360
Sich dem Geländer ins Ulmengeäſte zu folgen, gewöhnen.
Wenn ihr Jugendalter mit neuen Blättern heran wächſt,
Dann verſchone die zarten; und wann das fröhliche Rebſchoß
Luftwärts ſteigt, mit ſchlaffem Zügel ins Leere hinein wankt,
Dann darf man noch nicht die Schärfe des Rebmeſſers brauchen: mit krummen
Fingern muß man die Sprößlinge brechen, indem man ſie auswählt. 365
Wenn ſie aber mit kräftigen Stämmen die Ulmen umſchlingend
Auslaufen, dann brich die Sproſſen, und dann beſchneide die Ranken.
Eher vertrugen ſie nicht das Rebmeſſer: jezt aber übe
Strenge Beherſchung, und halte die ſchwankende Ranken im Zwange. 370
Zäune mußt du auch flechten, und jede Viehart verbannen:
Sonderlich wenn die Zweige noch zart, in Gefahr unerfahrn ſind:
Nebſt unfreundlichen Wintern und au[illegible] der heftigen Sonne,
Täuſchen ſie immer der wilde Urochs, verfolgende Ziegen:
Schaafe weiden ſie ab: und mit ihnen gierige Rinder. 375
Nicht ſo ſehr ſchaden die Kälte, die grauen ſtarrenden Reiſe,

Aut gravis incumbens ſcopulis arentibus aeſtas,
Quantum illi nocuere greges, durique venenum
Dentis, & admorſo ſignata in ſtirpe cicatrix.
Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur, & veteres ineunt proſcenia ludi:
Praemiaque ingeniis pagos & compita circum
Theſidae poſuere: atque inter pocula laeti
Mollibus in pratis unctos ſaliere per utres.
Nec non Auſonii, Troja gens miſſa, coloni
Verſibus incomptis ludunt, riſuque ſoluto;
Oraque corticibus ſumunt horrenda cavatis:
Et te, Bacche, vocant per carmina laeta, tibique
Oſcilla ex alta ſuſpendunt mollia pinu.
Hinc omnis largo pubeſcit vinea foetu:
Complentur vallesque cavae ſaltusque profundi,
Et quocunque Deus circum caput egit honeſtum.
Ergo rite ſuum Baccho dicemus honorem
Carminibus patriis, lancesque & liba feremus:
Et ductus cornu ſtabit ſacer hircus ad aram,
Pinguiaque in verubus torrebimus exta colurnis.
Eſt etiam ille labor curandis vitibus alter,
Cui nunquam exhauſti ſatis eſt: namque omne quotannis
Terque quaterque ſolum ſcindendum, glebaque verſis
Aeternum frangenda bidentibus; omne levandum
Fronde nemus. Redit agricolis labor actus in orbem,
Atque in ſe ſua per veſtigia volvitur annus.
Et jam olim ſeras poſuit quum vinea frondes,
Frigidus & ſilvis Aquilo decuſſit honorem;
Jam tum acer curas venientem extendit in annum

Oder die ſchwere Hize indem ſie den ſchmachtenden Fels drückt,
Als ihnen ſchaden die Heerden, das Gift des nagenden Zahnes,
Und im verbiſſenen Stamm die ausgezeichnete Narbe.
Darum allein wird dem Bacchus der Geisbock auf allen Altären 380
Abgeſchlachtet, die Alten beſuchten den Vorplaz des Schauſpiels:
Um die Dörfer und Scheidwege ſtellten die Athenienſer
Wettpreiſe für den Wiz, und fröhlich zwiſchen den Bechern
Tanzten ſie in weichen Wieſen auf ſchmierigen Schläuchen.
Auch die Auſoniſche Bauern, ein Volk aus Troja entſprungen, 385
Scherzen in ungekünſtelten Verſen, und lautem Gelächter:
Scheuslicher Larven bedienen ſie ſich aus Rinden die hohl ſind:
Rufen dich Bachus an in frohen Gedichten, und hängen
Weiche ſchwebende Wachsbilder dir an erhabene Fichten.
So wird jeder Weinberg mannbar zu reichen Geburten: 390
Hohle Thäler und tiefes Gewälde werden voll Trauben,
Wo auch der Gott ſein verehrungswürdiges Angeſicht hinkehrt.
Darum laſt uns gebührend dem Bachus ſein Ehrenfeſt feiern,
Heimathsgedichte, und Hönigkuchen auf Platten ihm bringen;
Und der am Horn geführte geweihete Bock ſteh' am Altar, 395
Fettes Eingeweid' röſten wir dann am haſelnen Bratſpies.
Noch eine andere Arbeit giebt es den Weinberg zu pflegen,
Die nicht gnug wiederholt werden kann: denn jedes Jahr fälgt man
Dreimal bis viermal den Boden, mit umgewendetem Zweizack
Muß man immer die Schollen zermalmen, und jedem Gebüſche 400
Nimmt man das Laub. Das Tagwerk des Landmanns kommt wieder im Kreislauf,
So wie das Jahr durch eigene Bahn ſich wieder in ſich wälzt.
Wenn dereinſt der Weinberg die ſpäten Blätter nun abwirft
Und der kalte Nord den Schmuck der Wälder dahin weht;
Dann ſchon erſtreckt ſich des klugen Landmanns Sorge aufs nächſte 405

Ruſticus, & curvo Saturni dente relictam
Perſequitur vitem attondens, fingitque putando.
Primus humum fodito, primus devecta cremato
Sarmenta, & vallos primus ſub tecta referto:
Poſtremus metito. Bis vitibus ingruit umbra:
Bis ſegetem denſis obducunt ſentibus herbae.
Durus uterque labor. Laudato ingentia rura,
Exiguum colito. Nec non etiam aſpera ruſci
Vimina per ſilvam, & ripis fluvialis arundo
Caeditur, incultique exercet cura ſalicti.
Jam vinctae vites: jam falcem arbuſta reponunt:
Jam canit extremus effoetus vinitor antes.
Sollicitanda tamen tellus, pulviſque movendus,
Et jam maturis metuendus Juppiter uvis.
Contra, non ulla eſt oleis cultura: neque illae
Procurvam exſpectant falcem raſtroſque tenaces;
Quum ſemel haeſerunt arvis, auraſque tulerunt.
Ipſa ſatis tellus, quum dente recluditur unco,
Sufficit humorem, & gravidas cum vomere fruges.
Hoc pinguem & placitam paci nutritor olivam.
Poma quoque, ut primum truncos ſenſere valentes,
Et vires habuere ſuas, ad ſidera raptim
Vi propria nituntur, opiſque haud indiga noſtrae.
Nec minus interea foetu nemus omne graveſcit,
Sanguineiſque inculta rubent aviaria baccis.
Tondentur cytiſi, taedas ſilva alta miniſtrat,
Paſcunturque ignes nocturni, & lumina fundunt.
Et dubitant homines ſerere, atque impendere curam?
Quid majora ſequar? ſalices, humileſque geniſtae,

Jahr, mit dem krummen Zahn des Saturns verfolgt er den nackten
Weinſtock, indem er ihn ſcheert, und durch Ausſchneideln ſeine Geſtalt giebt.
Sei der erſte im Graben, das weggeförderte Reiſig
Einzuäſchern, die Pfäl' unter Dach zu ſchaffen der erſte;
Aber im Erndten der lezte. Der Weinſtock beſchattet ſich zweimal: 410
Zweimal bedeckt das Unkraut mit dichten Dornen die Pflanzung
Beides macht ſchwere Arbeit. Groſe Landgüter lobſt du:
Aber nur kleine bauſt du. Jezt auch haut man des ſcharfen
Mäuſedorns Ruthen in Wäldern, und an den Ufern das Schilfrohr,
Und man beſorgt das ungepflanzte Weidengeſträuche. 415
Jezt ſind die Stöcke gebunden: vom Buſchwerk entfernt man das Meſſer;
Und der entfernte Winzer ſingt an dem äuſſerſten Pfalwerk:
Doch das Jäten der Erde geht fort, der Grund wird gerühret,
Wenn die Trauben ſchon reif ſind, ſo iſt noch der Himmel zu fürchten.
Aber die Oelbäume fordern dagegen nur wenige Wartung: 420
Denn ſie bedürfen nicht krumme Meſſer, nicht fleißige Karſte;
Wenn ſie einmal im Boden gewurzelt, die Lüfte erſteigen.
Selbſt die Erde, wenn man mit krummen Hacken ſie aufſchließt,
Liefert gnugſamen Saft, mit dem Pflugſchaar ſchwangere Früchte:
So verpflege die fette dem Frieden beliebte Olive. 425
Auch das Obſt, ſo bald es der Kraftrieb der Stämme bewirket,
Wenn es eigene Kräfte erhält, ſo ſteiget es ſchleunig
Eigenmächtig ſternwärts, und unſerer Hilfe bedarfs nicht.
Jeder Luſtwald indeſſen beladet ſich gleichfalls mit Früchten,
Wildes Vogelgebüſche erröthet von blutigen Beeren. 430
Man beweidet den Cytiſus; Hochgewäld dient uns mit Kienholz,
Welches das nächtliche Feuer ernährt, und Hellung verbreitet.
Und der Menſch bedenkt ſich zu pflanzen, und Sorg zu verwenden?
Doch was ſoll mir der Hochwald? Weiden und niedriger Genſter,

435 Aut illae pecori frondem, aut paſtoribus umbras
Sufficiunt, ſepemque ſatis, & pabula melli.
Et juvat undantem buxo ſpectare Cytorum,
Naryciaeque picis lucos: juvat arva videre,
Non raſtris, hominum non ulli obnoxia curae.
440 Ipſae Caucaſeo ſteriles in vertice ſilvae,
Quas animoſi Euri adſidue franguntque feruntque,
Dant alios aliae foetus: dant utile lignum
Navigiis pinos, domibus cedrumque cupreſſosque:
Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plauſtris
445 Agricolae, & pandas ratibus poſuere carinas.
Viminibus ſalices foecundae, frondibus ulmi:
At myrtus validis haſtilibus, & bona bello
Cornus: Ityraeos taxi torquentur in arcus.
Nec tiliae leves aut torno raſile buxum
450 Non formam accipiunt, ferroque cavantur acuto:
Nec non & torrentem undam levis innatat alnus
Miſſa Pado: nec non & apes examina condunt
Corticibusque cavis, vitioſaeque ilicis alveo.
Quid memorandum aeque Baccheja dona tulerunt?
455 Bacchus & ad culpam cauſas dedit; ille furentes
Centauros leto domuit, Rhoetumque, Pholumque,
Et magno Hylaeum Lapithis cratere minantem.
O fortunatos nimium, ſua ſi bona norint,
Agricolas! quibus ipſa, procul diſcordibus armis,
460 Fundit humo facilem victum juſtiſſima tellus.
Si non ingentem foribus domus alta ſuperbis
Mane ſalutantum totis vomit aedibus undam;
Nec varios inhiant pulchra teſtudine poſtes,

Können die Heerden mit Blättern, oder mit Schatten die Hirten, 435
Oder die Saaten mit Hecken, Bienen mit Honig verſehen.
Angenehm iſts den Cytorus mit Buchsbaum wallend zu ſehen,
Forſten voll von Naryciſchem Pech, und Fluren zu ſchauen
Die nicht des Karſtes, die keiner Sorge der Menſchen bedürfen.
Selbſt die fruchtloſen Wälder auf den Caucaſiſchen Gipfeln, 440
Welche der wütende Oſtwind beſtändig entwurzelt und ſplittert,
Geben mancherlei Stof: ſie liefern nüzliche Hölzer,
Tannen zum Schifbau, ſie geben Cypreſſen und Cedern zu Häuſern.
Hier zerſpalten Bauern die Radſpeichen, hier ihre Scheiben
Zu den Wagen, und bauen gebogene Kiele aus Floßholz. 445
Weiden ergiebig an Ruthen, fürs Vieh an Blättern der Ulmbaum;
Myrten zu mächtigen Lanzen, Cornelbäume ſchicklich zum Kriege:
Hier wird der Taxbaum zum Ituräiſchen Bogen gekrümmet.
Auch die glatte Linde, der Buchsbaum dem Drechsler tauglich
Werden hier gebildet, mit ſcharfen Meſſern gehölet: 450
Eben ſo ſchwimmt die leichte Erle in reiſſenden Wellen,
Auf dem Padus: und Bienen verbergen die Schwärme in hohlen
Rinden, oder im Schlauch des ausgefaulten Scharlachbaums.
Aber was haben die Gaben des Bacchus dagegen genüzet?
Bacchus gab zu Verbrechen oft Anlaß: zu tödtlichem Wüthen 455
Zwang er jene Centauren, den Rhoetus, Pholus, Hyläus,
Der mit dem groſen Trinkbecher dort die Lapither bedrohte.
O des allzu beglückten Landvolks! wenns ſeine Güter
Nur recht kennte! fern vom ſchwürigen Kriegs überſtrömt es
Aus ihrem Schoos die lohnende Erd' mit gemächlicher Nahrung. 460
Wenn ſchon kein hoher Pallaſt mit prächtigen Thoren, des Morgens
Hier aus allen Gemächern den Schwall der Günſtlinge ausſpeit;
Ob man gleich keine Pfoſten von ſchöner Schildpadde angafft,

Illuſasque auro veſtes, Ephyrejaque aera;
Alba neque Aſſyrio fucatur lana veneno,
Nec caſia liquidi corrumpitur uſus olivi:
At ſecura quies, & neſcia fallere vita,
Dives opum variarum; at latis otia fundis,
Speluncae, vivique lacus; at frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque ſub arbore ſomni
Non abſunt. Illic ſaltus ac luſtra ferarum,
Et patiens operum, exiguoque adſueta juventus,
Sacra Deum, ſanctique patres: extrema per illos
Juſtitia excedens terris veſtigia fecit.
Me vero primum dulces ante omnia Muſae,
Quarum ſacra fero ingenti percuſſus amore,
Accipiant; caelique vias, & ſidera monſtrent:
Defectus ſolis varios, lunaeque labores:
Unde tremor terris: qua vi maria alta tumeſcant
Objicibus ruptis, rurſusque in ſe ipſa reſidant:
Quid tantum Oceano properent ſe tingere ſoles
Hiberni, vel quae tardis mora noctibus obſtet.
Sin, has ne poſſim naturae accedere partes,
Frigidus obſtiterit circum praecordia ſanguis;
Rura mihi & rigui placeant in vallibus amnes;
Flumina amem, ſilvasque inglorius. O, ubi campi,
Spercheosque, & virginibus bacchata Lacaenis
Taygeta: o, qui me gelidis in vallibus Haemi
Siſtat, & ingenti ramorum protegat umbra!
Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſas:
Atque metus omnes & inexorabile fatum
Subjecit pedibus, ſtrepitumque Acherontis avari!

Nebſt den goldgeſtickten Kleidern, Corinthiſchem Erzwerk;
Nicht die weiſſe Woll' mit Aſſyriſchem Gift übertünchet, 465
Nicht den Gebrauch des lautren Baumöls mit Caſien fälſchet;
Lebt man doch in ſtolzer Ruh, ein trugloſes Leben,
Reich an mancherlei Gütern: Muſe auf räumlichem Landgut,
Hölen und Weiher voll Leben: ein Wieſenthal voller Erfriſchung,
Ochſengebrüll, und ſanfter Schlaf im Schatten der Bäume 470
Mangeln hier nicht. Auch ſind da Forſten, und Lager des Wildprets,
Hier giebts Arbeit gedultige Jugend die wenig begehret,
Feier den Göttern, heilige Väter: und hier ließ die lezte
Spur die Gerechtigkeit übrig, als ſie vom Erdkreis entflohe.
Mich aber ſollen für allen Dingen die lieblichen Muſen, 475
Deren Dienſt ich von mächtiger Liebe durchdrungen beſorge,
Aufnehmen; mich die Bahnen des Himmels die Sternkunde lehren:
Jede Verändrung der Sonne, und jeden Wechſel des Mondes:
Was das Erdbeben mache: woher der Ocean anſchwellt
Wenn er die Däm̃e durchbricht, und dann in ſich ſelbſten zurückkehrt: 480
Was die Winterſonne bewege ſo ſehr mit dem Tauchen
In das Weltmeer zu eilen, warum die Sommernacht zögert.
Wenn ich zu dieſem Theil der Natur nicht durchdringen konnte,
So daß mir ein kaltes Geblüt ums Herz her im Weg ſtünd;
Dann wären Fluren und rieſelnde Bäche in Thälern mit Wonne; 485
Nicht ſo geehrt erwählt ich mir Flüſſe und Waldungen. O wo
Find ich Spercheiſch Gefilde, den Tayget wie ihn umſchwärmen
Mädchen von Sparta: O wer bringt mich hin in die kühlen
Thäler am Hämus, wer deckt mich mit mächtigen Schatten von Zweigen?
Wohl dem der da vermag der Dinge Urquell zu forſchen: 490
Jede Beſorgnis, das unerbittliche Schickſal, das Rauſchen
Jenes gierigen Acherons, froh und getroſt zu beſiegen.

Fortunatus & ille, Deos qui novit agreſtes,
Panaque, Silvanumque ſenem: Nymphasque ſorores!
495 Illum non populi faſces, non purpura regum
Flexit, & infidos agitans diſcordia fratres;
Aut conjurato deſcendens Dacus ab Iſtro:
Non res Romanae, perituraque regna: neque ille,
Aut doluit miſerans inopem, aut invidit habenti.
500 Quos rami fructus, quos ipſa volentia rura
Sponte tulere ſua, carpſit: nec ferrea jura,
Inſanumque forum, aut populi tabularia vidit.
Sollicitant alii remis freta caeca, ruuntque
In ferrum, penetrant aulas, & limina regum:
505 Hic petit excidiis urbem, miſeroſque Penates,
Ut gemma bibat, & Sarrano indormiat oſtro:
Condit opes alius, defoſſoque incubat auro.
Hic ſtupet attonitus Roſtris: hunc plauſus hiantem
Per cuneos (geminatus enim) plebisque patrumque
510 Corripuit: gaudent perfuſi ſanguine fratrum,
Exilioque domos & dulcia limina mutant,
Atque alio patriam quaerunt ſub ſole jacentem.
Agricola incurvo terram dimovit aratro:
Hinc anni labor: hinc patriam parvosque nepotes
515 Suſtinet; hinc armenta boum, meritoſque juvencos.
Nec requies, quin aut pomis exuberet annus,
Aut foetu pecorum, aut Cerealis mergite culmi:
Proventuque oneret ſulcos, atque horrea vincat.
Venit hiems, teritur Sicyonia bacca trapetis:
520 Glande ſues laeti redeunt: dant arbuta ſilvae;
Et varios ponit foetus autumnus: & alte

Aber wohl auch dem, der die Götter der Landleute kennet,
Nämlich den Pan, den alten Sylvan, die verſchwiſterte Nymphen!
Solchen können nicht Würden des Volks, nicht der Könige Purpur 495
Reizen, auch nicht die Zwietracht, die treuloſe Brüder entflammet;
Nicht der Dacier der vom verſchwornen Iſter herab ſtürmt,
Nicht der Zuſtand der Römer, nicht untergehende Staaten:
Er bedauert nicht trauernd die Armuth, beneidet nicht Reiche.
Früchte die ihm die Zweige, und die ihm ſein eigen Gefilde 500
Selbſtwollend freiwillig tragen, die erndet er: eiſerne Rechte,
Tolle Gerichtsſtellen kennt er nicht, nicht Documenten Behälter.
Andre treiben mit Rudern unwegſame Fluthen, und ſtürzen
Sich ins Schwerdt; und dringen zum Hof- und Vorſaal der Fürſten:
Dieſer ſucht Städte, betrübte Familien, bloß durch Verheerung, 505
Um aus Juwelen zu trinken, auf Tyriſchem Purpur zu ſchlafen.
Jener ſammelt ſich Schäze, und brütet auf heimlichem Golde.
Dieſer ſtaunt beſtürzt vor dem Redeſtul: jener ſteht gaffend,
Denn wiederholtes Geklatſche der Schaaren des Volks und der Väter
Reißt ihn hin. Befleckt mit Bruderblut freuen ſich andre, 510
Tauſchen Verbannung für Haus und Hof, und liebliche Heimath;
Suchen dann unter dem fremden Himmel ein Vaterland wieder.
Aber der Landmann zertheilt mit krummem Pfluge die Erde.
Hier iſt Arbeit fürs Jahr: ſie nähret den Staat und die kleinen
Enkel; hier die Heerden von Ochſen, verdienſtvolle Farren. 515
Da iſt kein Stillſtand, entweder ſchwelgt die Jahrszeit in Obſtfrucht,
Oder in Viehzucht, oder in Garben von Halmen der Ceres:
Daß ſie die Furchen mit Früchten belaſte, dann Scheuern zerſprenge.
Kommt der Winter, ſo mahlt man Sicyons Beer auf der Oelmühl,
Froh kom̃t das Schwein aus der Maſt, und Hagäpfel liefern die Wälder:
Auch der Herbſt bringt mancherlei Früchte, denn in der Höhe 521

Mitis in apricis coquitur vindemia ſaxis.
Interea dulces pendent circum oſcula nati:
Caſta pudicitiam ſervat domus: ubera vaccae
Lactea demittunt: pinguesque in gramine laeto
Inter ſe adverſis luctantur cornibus haedi.
Ipſe dies agitat feſtos: fuſusque per herbam,
Ignis ubi in medio, & ſocii cratera coronant,
Te, libans, Lenaee, vocat: pecorisque magiſtris
Velocis jaculi certamina ponit in ulmo:
Corporaque agreſti nudant praedura palaeſtra.
Hanc olim veteres vitam coluere Sabini:
Hanc Remus & frater: ſic fortis Etruria crevit:
Scilicet & rerum facta eſt pulcherrima Roma,
Septemque una ſibi muro circumdedit arces.
Ante etiam ſceptrum Dictaei regis, & ante
Impia quam caeſis gens eſt epulata juvencis,
Aureus hanc vitam in terris Saturnus agebat.
Nec dum etiam audierant inflari claſſica, nec dum
Impoſitos duris crepitare incudibus enſes.
Sed nos immenſum ſpatiis confecimus aequor:
Et jam tempus equum fumantia ſolvere colla.

Wird die milde Traube an ſonnichten Felſen gezeitigt.
Liebliche Kinder hangen indeſſen an küſſenden Lippen:
Keuſchheit bewahrt das züchtige Haus: die Küh ſenken abwärts
Euter voll Milch; im grünenden Graſe kämpfen die fetten 525
Böcke, ſie kehren einander entgegen die feindlichen Hörner;
Er veranſtaltet feſtliche Tage, auf Gras hin gelagert,
In der Mitte das Feuer, krönen ihm Freunde die Becher,
Opfernd ruft er Lenäus dich an, und den Hirten der Heerde
Sezt er am Ulmbaum ein Ziel zum Wettſtreit flüchtiger Pfeile; 530
Und er entblöſt die gehärteten Körper zum ländlichen Kampfſpiel.
Dieſe Lebensart liebten vor Zeiten die alten Sabiner;
Remus auch und ſein Bruder: das ſtarke Etrurien wuchs ſo;
Eben ſo iſt auch Rom unter allen die ſchönſte geworden,
Mit einer Mauer hat es ſich ſieben Gipfel umſchloſſen. 535
Eh der Dictäiſche König regierte, und ebenfalls ehe
Liebloſe Völker das abgeſchlachtete Rindvieh verſchmauſten,
Führte, der goldne Saturn auf Erden das nämliche Leben.
Damals hörte man nicht das Lärmhorn blaſen, und damals
Nicht das Schmieden der Schwerdter auf harten Amboſen klirren. 540
Doch ich hab eine unermäßliche Fläche durchlaufen;
Und es iſt Zeit daß die dampfende Mähnen der Pferde nun ruhen.

VIRGILII
GEORGICON

LIBER III.

ARGUMENTUM.

Exordium tria continet: invocationem Deorum, qui pabulo & pecorum paſtui praeſident: deinde laudes Octaviani: denique invitationem Maecenatis, cujus juſſu ſuſceptum id operis fuiſſe, rurſus teſtatur. Sequuntur praeceptiones de cultura pecorum, quatuor in partes diſtinctae. I. Agit de bobus & equis. II. De ovibus & capris. III. De canibus. IV. De rebus pecori infeſtis; nempe ſerpentibus, ſcabie, febri, ac peſte: quae peſtis deſcriptio epilogi locum obtinet. Sparſae ſunt praeterea toto libro fuſiores, oblectationis cauſſa, deſcriptiones: quaſi quaedam diverticula. Talis eſt deſcriptio curſus equeſtris, v. 103. Aſili ſive oeſtri, v. 146. Taurorum amantium, v. 217. Furiarum amoris, v. 242. Scythicae hiemis, v. 349.

Virgils Georgicon

III. Buch.

Inhalt des dritten Geſangs.

Der Eingang enthält drei Stücke: nämlich die Anrufung der Götter, welche dem Futter und den Viehweiden vorſtehen: dann das Lob des Auguſts: und endlich die Einladung des Mäzens, wo er wiederum bezeugt, daß er auf deſſen Befehl dies Werk unternommen habe. Dann folgen die in vier Theile abgetheilte Regeln der Viehzucht. 1) Handelt er von Ochſen und Pferden, 2) von Schaafen und Ziegen, 3) von Hunden, und 4) von Sachen die dem Vieh ſchädlich ſind; als Schlangen, Kräze, Fieber, und Viehſeuche: die Beſchreibung dieſer leztern macht den Beſchluß aus. Ueberdas hat er auch zur Beluſtigung hin und wieder im ganzen Geſang umſtändliche Gemälde, als ſo viel Ruheplätze mit eingeſtreuet: Zum Beiſpiel das Wettrennen, N. 103. Die Beſchreibung des Aſilos oder Oeſters, N. 147. Der liebenden Ochſen, N. 217. Der Raſereien der Liebe, N. 242. und des Scythiſchen Winters, N. 349.

Te quoque, magna Pales, & te memorande canemus
Paſtor ab Amphryſo: vos, ſilvae amnesque Lycei.
Cetera, quae vacuas tenuiſſent carmine mentes,
Omnia jam vulgata. Quis aut Euryſthea durum,
5 Aut illaudati neſcit Buſiridis aras?
Cui non dictus Hylas puer, & Latonia Delos?
Hippodameque, humeroque Pelops inſignis eburno,
Acer equis? Tentanda via eſt, qua me quoque poſſim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.
10 Primus ego in patriam mecum, modo vita ſuperſit,
Aonio rediens deducam vertice Muſas:
Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas:
Et viridi in campo templum de marmore ponam
Propter aquam, tardis ingens ubi flexibus errat
15 Mincius, & tenera praetexit arundine ripas.
In medio mihi Caeſar erit, templumque tenebit.
Illi victor ego, & Tyrio conſpectus in oſtro
Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus.
Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi,
20 Curſibus & crudo decernet Graecia ceſtu.
Ipſe caput tonſae foliis ornatus olivae,
Dona feram. Jam nunc ſolemnes ducere pompas
Ad delubra juvat, caeſosque videre juvencos:
Vel ſcena ut verſis diſcedat frontibus, utque
25 Purpurea intexti tollant aulaea Britanni.
In foribus pugnam ex auro ſolidoque elephanto
Gangaridum faciam, victorisque arma Quirini:
Atque hic undantem bello, magnumque fluentem

Groſe Pales auch dich, und dich ruhmwürd'ger Schäfer
Am Amphryſus, beſing ich: euch Wälder und Flüß' des Lycäus.
Alles übrige was durch Gedicht noch müßige Geiſter
Hätte beluſtigt, iſt ſchon bekannt. Wer kennt nicht den ſtrengen
Euryſtheus, die Altäre des Lobsunwürdgen Buſiris?
Wem iſt Hylas der Knab nicht bekannt, das Latoniſche Delos,
Hippodame, Pelops durch die Schulter von Helfenbein ruhmvoll,
Raſch zu Pferde? auch ich ſuch den Weg wo ich mich aus dem Staube
Könne erheben. als Meiſter durch Männer Lippen zu ſchwärmen.
Wenn ich lebe ſo will ich der Erſte ſeyn der auf der Rückkehr
Vom Aoniſchen Gipfel die Muſen mit ſich nach Haus führt:
Ich will zuerſt Idumäiſche Palmen dir Mantua bringen:
Bauen will ich auf grüner Flur einen Tempel von Marmor
Nah ans Waſſer, wo in langſamen Krümmen der groſe
Mincius irrt, und mit zartem Schilf die Ufer bedecket.
Cäſar ſteht in der Mitten, er waltet als Gott in dem Tempel.
Ihm zu Ehren erſchein ich im Tyriſchen Purpur als Sieger,
Jage dann hundert Wagen mit Vieren beſpannt an den Fluß hin.
Und das geſammte Griechenland ſoll mir den Alpheus, Molorchus
Wälder verlaſſend, mit Rennen und rauhen Streitkolben kämpfen.
Ich das Haupt mit geſtreifelten Blättern des Oelbaums gezieret
Bringe das Opfer. Jezt ſchon führte ich gern den erhabnen
Aufzug zum Tempel, und ſähe gern die geſchlachteten Stiere:
Oder wie durchs Verdrehen der Schaubühn die Vorſtellung ſchwindet;
Eingewürkte Britten den purpurnen Verhang hinauf ziehn.
Auf die Thorflügel bild ich aus Gold und Helfenbein jene
Schlacht mit den Gangariden, die Waffen des Siegers Quirinus:
Dann auch den Nil wie er wallet vom Kriege,und mächtig dahin ſtrömt,

Nilum, ac navali ſurgentes aere columnas.
30 Addam urbes Aſiae domitas, pulſumque Niphaten,
Fidentemque fuga Parthum verſisque ſagittis,
Et duo rapta manu diverſo ex hoſte tropaea,
Bisque triumphatas utroque ab littore gentes.
Stabunt & Parii lapides, ſpirantia ſigna,
35 Aſſaraci proles, demiſſaeque ab Jove gentis
Nomina, Trosque parens, & Trojae Cynthius auctor.
Invidia infelix furias amnemque ſeverum
Cocyti metuet, tortosque Ixionis angues,
Immanemque rotam, & non exſuperabile ſaxum.
40 Interea Dryadum ſilvas ſaltusque ſequamur
Intactos, tua, Maecenas, haud mollia juſſa.
Te ſine nil altum mens inchoat. En age ſegnes
Rumpe moras: vocat ingenti clamore Cithaeron,
Taygetique canes, domitrixque Epidaurus equorum;
45 Et vox adſenſu nemorum ingeminata remugit.
Mox tamen ardentes accingar dicere pugnas
Caeſaris, & nomen fama tot ferre per annos,
Tithoni prima quot abeſt ab origine Caeſar.
Seu quis, Olympiacae miratus praemia palmae,
50 Paſcit equos; ſeu quis fortes ad aratra juvencos,
Corpora praecipue matrum legat. Optima torvae
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
55 Pes etiam, & camuris hirtae ſub cornibus aures.
Nec mihi diſpliceat maculis inſignis & albo,
Aut juga detrectans; interdumque aſpera cornu,

Nebſt den ſteigenden Säulen aus Erz von Schiffen gegoſſen.
Dann auch Aſiens eroberte Städt' den geſchlagnen Niphates,
Den auf die Flucht vertrauenden Parther, der rückwärts den Pfeil ſchieſt,
Zwiefachen Siegsprunk entfernten Feinden mit Händen geraubet;
Zween Triumph' über Völker vom oſt- und weſtlichen Ufer.
Athmende Bilder ſollen da ſtehn von Pariſchem Marmor,
Aſſarachs Stamm, die Namen des Volks aus Jupiters Lenden
Abſtammend, Vater Tros, und Cynthius Trojens Erbauer.
Feindliche Mißgunſt ſoll ſich für Furien, des Cocytus ernſtem
Strom entſezen, für Ixions krumm ſich windenden Schlangen,
Dann für dem furchtbaren Rad, und unüberwindlichen Steine.
Laßt uns indeſſen den Wald der Dryaden, und noch nicht beſungne
Forſten verfolgen, Mäzenas deine nicht leichte Befehle.
Ohn dich beginnt der Geiſt nichts hohes: Auf und verbanne
Zögernde Trägheit: es rufen mit mächtiger Stimme Cithäron
Hunde des Taygets, Epidaurus die Herrſchrin der Pferde;
Wälder ſtimmen mit ein, und brüllen verdoppelt zurücke.
Bald auch rüſt' ich mich Cäſars hizige Schlachten zu ſingen,
Um ſeinen Namen durch Nachruhm auf ſo viele Jahr zu verbreiten,
Als von dem erſten Urſprung des Tithons Cäſar entfernt iſt.
Einer mag Preiſe olympiſcher Palmen bewundern, und Pferde,
Oder auch ſtarke Stiere zum Pflügen erziehen; ſo muß er
Sonderlich ſehn auf die Körper der Mütter. Der Zuchtkühe beſte
Art iſt ein furchtbares Anſehn, ein Krellkopf, mit mächtigem Halſe,
Wo die Wamme vom Kinn an bis zu den Knieen herabhängt.
Weit ohne Maaſe ſollen die Seiten, alles ſoll gros ſeyn,
Auch der Fuß: und bei einwärts gebogenen Hörnern das Ohr rauh.
Dann gefällts mir wenn ſie vortreflich gezeichnet und weiß iſt
Oder dem Joch nicht gehorcht, bisweilen mit Hörnern ſich necket.

Et faciem tauro propior, quaeque ardua tota,
Et gradiens ima verrit veſtigia cauda.
60 Aetas Lucinam juſtosque pati hymenaeos
Deſinit ante decem, poſt quatuor incipit annos:
Cetera nec foeturae habilis; nec fortis aratris.
Interea, ſuperat gregibus dum laeta juventas,
Solve mares: mitte in Venerem pecuaria primus,
65 Atque aliam ex alia generando ſuffice prolem.
Optima quaeque dies miſeris mortalibus aevi
Prima fugit: ſubeunt morbi, triſtisque ſenectus:
Et labor, & durae rapit inclementia mortis.
Semper erunt, quarum mutari corpora malis.
70 Semper enim refice: ac, ne poſt amiſſa requiras,
Anteveni, & ſobolem armento ſortire quot annis.
Nec non & pecori eſt idem delectus equino.
Tu modo, quos in ſpem ſtatues ſubmittere gentis,
Praecipuum jam inde a teneris impende laborem.
75 Continuo pecoris generoſi pullus in arvis
Altius ingreditur, & mollia crura reponit:
Primus & ire viam, & fluvios tentare minaces
Audet, & ignoto ſeſe committere ponti;
Nec vanos horret ſtrepitus. Illi ardua cervix,
80 Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga:
Luxuriatque toris animoſum pectus: honeſti
Spadices, glaucique, color deterrimus albis,
Et gilvo. Tum ſi qua ſonum procul arma dedere,
Stare loco neſcit; micat auribus, & tremit artus;
85 Collectumque premens volvit ſub naribus ignem:
Denſa juba, & dextro jactata recumbit in armo.

Wenn auch das Anſehn dem Stiere ſich nähert, erhaben der Wuchs iſt,
Und mit dem Büſchel des Schwanzes im Wandeln den Fußtritt ſie wegwiſcht.
Auch das Alter zum Zeugen, zur nüzlichen Feier der Paarung
Hört vor dem zehnten Jahr auf, und fängt erſt an nach dem Vierten:
Auſſer der Zeit ſind ſie unnüz zum Tragen, zum Pfluge nicht ſtark gnug.
Binnen der Zeit wenn blühende Jugend die Heerden erfüllet,
Löſe die Männchen, und laß deinen Viehſtand am erſten zur Paarung.
So verſieh dich durch Anzucht mit einem Geſchlecht aus dem andern.
Jeder der ſchönſten Tage des Lebens ſterblicher Weſen
Fliehet zuerſt, und Krankheit, das traurige Alter, und Mühe
Tritt an die Stelle: es reißt ſie der unerbittliche Tod hin.
Immer giebts etwas auszumerzen, die Stück zu verwechſeln.
Darum erſeze auch immer: damit du hernach nichts vermiſſeſt,
Zeuge vor, mach jährlich die Auswahl im Faſel der Heerden.
Eben die nämliche Auswahl beobachtet man bei der Pferdzucht.
Alles was du zur Hofnung zu künftiger Anzucht beſtimmeſt,
Mußt du gleichſam vom Keim an mit äuſſerſter Sorgfalt behandeln.
Gleich von Anbeginn tritt ſchon ein Füllen von edeler Abkunſt
Höher auf Fluren einher, und wirſt die zärtlichen Schenkel.
Immer trabt es voran, es erkühnt ſich die drohenden Flüſſe
Durchzuwaden, auf unbekannte Brücken zu wagen:
Leeres Getöſe ſcheuts nicht. Es geht mit erhabenem Nacken,
Spizigem Kopf, mit kurzem Leib, und maſtigem Rücken:
Seine muthige Bruſt ſchwellt an von Muskeln: die ſchönſte
Farb iſt röthlich braun, und grau, die ſchlimmſte die weiſſe,
Auch die falbe. Wenn von weitem die Waffen ertönen
Kann es nicht ſtill ſtehn: es ſpizt die Ohren, die Glieder erzittern;
Aus der Naſe preßt und wälzt es geſammletes Feuer:
Dichte Mähnen ſchwingt es die rechte Schulter hinüber.

At duplex agitur per lumbos ſpina; cavatque
Tellurem, & ſolido graviter ſonat ungula cornu.
Talis Amyclaei domitus Pollucis habenis
90 Cyllarus, &, quorum Graii meminere poetae,
Martis equi bijuges, & magni currus Achillis.
Talis & ipſe jubam cervice effudit equina
Conjugis adventu pernix Saturnus, & altum
Pelion hinnitu fugiens implevit acuto.
95 Hunc quoque, ubi aut morbo gravis, aut jam ſegnior annis
Deficit, abde domo, nec turpi ignoſce ſenectae.
Frigidus in Venerem ſenior, fruſtraque laborem
Ingratum trahit: &, ſi quando ad praelia ventum eſt,
Ut quondam in ſtipulis magnus ſine viribus ignis,
100 Incaſſum furit. Ergo animos aevumque notabis
Praecipue: Hinc alias artes, prolemque parentum:
Et quis cuique dolor victo, quae gloria palmae.
Nonne vides, quum praecipiti certamine campum
Corripuere, ruuntque effuſi carcere currus,
105 Quum ſpes arrectae juvenum, exultantiaque haurit
Corda pavor pulſans: illi inſtant verbere torto,
Et proni dant lora: volat vi fervidus axis.
Jamque humiles, jamque elati ſublime videntur
Aera per vacuum ferri, atque adſurgere in auras.
110 Nec mora, nec requies. At fulvae nimbus arenae
Tollitur: humeſcunt ſpumis, flatuque ſequentum.
Tantus amor laudum, tantae eſt victoria curae.
Primus Erichthonius currus & quatuor auſus
Jungere equos, rapidisque rotis inſiſtere victor.
115 Frena Pelethronii Lapithae, gyrosque dedere

Ueber die Lenden erſtreckt ſich der doppelte Rückgrad, den Boden
Höhlt es, er hallet gewaltig vom feſten Horne des Hufes.
So war der Cyllar vom Zügel des Amycläiſchen Pollux
Ehmals gezähmt, und die Roſſe von griechiſchen Dichtern beſungen,
Mavors Doppelgeſpann, der Wagen des groſen Achilles.
Solch ein Roß war ſelbſt der raſche Saturn bei der Ankunft
Seiner Gattin, mit fliegenden Mähnen am Halſe entrinnend
Füllt' er den hohen Pelion an mit lautem Gewieher.
Wenn auch ein Pferd durch Krankheiten ſteif, und träger durch Jahre
Schwach wird, ſo ſchaffe es ab, ohne Rückſicht aufs traurige Alter.
Denn das Bejahrte iſt kalt zur Liebe, es ſchleppet vergebens
Schwere Laſten: und wenn es auch einmal zum Kampfe ſich anſchickt,
Wie in den Stoppeln zuweilen ein groſes doch kraftloſes Feuer,
Eben ſo tobt es vergeblich. Bemerke deswegen vorzüglich
Alter und Muth: dann andre Gaben, den Faſel der Eltern,
Wie Ueberwindung ein jedes betrauert, der Palmen ſich freuet.
Siehſt du nicht wie ſie im ſtürmenden Wettlauf dem Felde entgegen
Streben, die den Schranken entſtrömende Wagen dahin fliehn,
Wie bald ſtärkende Hofnung, bald pochender Schrecken, der Jugend
Jubelnde Herzen ergreift: man treibt mit geflochtener Peitſche,
Vorhängend läßt man die Zügel, mit Kraft fliegt die brennende Achſe.
Jezt gebückt, und jezt in die Höhe ausgereckt, dünkt uns
Wie ſie in eitelen Lüften dahin führn, ſich aufwärts erhöben.
Da iſt kein Raſt, keine Ruh, die Wolke des gelblichen Sandes
Steigt, die vordern ſind naß vom Schaum, vom Schnauben der hintern.
Welch eine Liebe zum Ruhm, wie gros der Eifer zum Siege?
Erſt erfand Erichthon den Wagen, und wagt es vier Pferde
Vorzuſpannen, auf flüchtigen Pferden den Sieg zu erſtreben.
Zaum und Wendung im Kreiſe erfand der Lapithe Pelethrons

Impoſiti dorſo, atque equitem docuere ſub armis
Inſultare ſolo, & greſſus glomerare ſuperbos.
Aequus uterque labor: aeque juvenemque magiſtri
Exquirunt, calidumque animis, & curſibus acrem.
Quamvis ſaepe fuga verſos ille egerit hoſtes,
Et patriam Epirum referat, fortesque Mycenas;
Neptunique ipſa deducat origine gentem.
His animadverſis inſtant ſub tempus, & omnes
Impendunt curas denſo diſtendere pingui,
Quem legere ducem, & pecori dixere maritum:
Pubentesque ſecant herbas, fluviosque miniſtrant,
Farraque: ne blando nequeat ſupereſſe labori;
Invalidique patrum referant jejunia nati:
Ipſa autem macie tenuant armenta volentes.
Atque, ubi concubitus primos jam nota voluptas
Sollicitat, frondesque negant, & fontibus arcent:
Saepe etiam curſu quatiunt, & ſole fatigant,
Quum graviter tunſis gemit area frugibus, & quum
Surgentem ad Zephyrum paleae jactantur inanes.
Hoc faciunt, nimio ne luxu obtuſior uſus
Sit genitali arvo & ſulcos oblimet inertes:
Sed rapiat ſitiens Venerem, interiusque recondat.
Rurſus cura patrum cadere, & ſuccedere matrum
Incipit. Exactis gravidae quum menſibus errant,
Non illas gravibus quisquam juga ducere plauſtris,
Non ſaltu ſuperare viam ſit paſſus, & acri
Carpere prata fuga, fluviosque innare rapaces.
Saltibus in vacuis paſcant, & plena ſecundum
Flumina: muſcus ubi, & viridiſſima gramine ripa,

Auf dem Rücken ſizend; er lehrte bewafnete Reuter
Ueber den Boden ſprengen, und traben mit prächtigen Schritten.
Beiderlei Abſicht iſt eins; zu jeder erwählt ſich der Meiſter
Junge Pferde, hizig von Muth, und heftig zum Wettlauf.
Hier iſts nicht gnug den fliehenden Feind verfolget zu haben, 120
Aus Epirus herzuſtammen, von ſtarken Mycenern,
Oder gar den Stammbaum aus Neptuns Quell abzuleiten.
Wenn dies alles beobachtet iſt, ſo muß man bei Zeiten
Alle Sorgſalt auf den verwenden, und mäſſig ihn füttern,
Den man zum Führer erwählt, der Heerde zum Manne ernannt hat. 125
Wuchſige Gräſer mäht man, und tränkt ihn mit Waſſer des Baches,
Giebt ihm Körner, damit ihn das ſüſe Geſchäft nicht entkräfte,
Und man an kraftloſen Jungen das Faſten der Väter nicht merke.
Aber die Weibchen werden mit Vorſaz mager gefüttert.
Wenn der gewohnte Trieb zur Paarung zu reizen beginnet,
Dann entzieht man ihnen das Futter, enthält ſie der Quellen, 130
Läßt ſie ſich ſtark bewegen im Lauf, in der Sonn ſich ermüden,
Wenn die Tenne vom Dreſchen der Früchte gewaltig erſeufzet,
Und die leeren Spreuer bei kommendem Weſte verſtieben.
Dieſes geſchieht, damit nicht in ſchwelgender Luſt die Gewohnheit 135
Schwäche das zeugende Feld, nicht kraftloſe Furchen verſchlemme:
Durſtend ſoll es die Saat empfangen, und in ſich verſchlieſen.
Jezt läßt die Wartung der Väter nach, die der Mütter beginnet.
Wenn ſie nach vollendeten Monaten trächtig umher gehn,
Dann leide niemand daß ſie das Joch belaſteter Wagen
Ziehen, oder im Sprung den Weg überſezen, in ſchneller 140
Flucht die Wieſen durchrennen, und ſchwimmen in reiſſenden Flüſſen.
Laßt ſie weiden in räumlichen Forſten, und nahe an vollen
Flüſſen, wo Moos und die grünſten Gräſer dem Ufer nicht fehlen:

145 Speluncaeque tegant, & ſaxea procubet umbra.
Eſt lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen aſilo
Romanum eſt, oeſtrum Graii vertere vocantes;
Aſper, acerba ſonans: quo tota exterrita ſilvis
150 Diffugiunt armenta; furit mugitibus aether
Concuſſus, ſilvaeque, & ſicci ripa Tanagri.
Hac quondam monſtro horribiles exercuit iras
Inachiae Juno peſtem meditata juvencae.
Hunc quoque, nam mediis fervoribus acrior inſtat,
155 Arcebis gravido pecori, armentaque paſces
Sole recens orto, aut noctem ducentibus aſtris.
  Poſt partum cura in vitulos traducitur omnis:
Continuoque notas & nomina gentis inurunt:
Et quos aut pecori malint ſubmittere habendo,
160 Aut aris ſervare ſacros, aut ſcindere terram,
Et campum horrentem fractis invertere glebis.
Cetera paſcuntur virides armenta per herbas:
Tu quos ad ſtudium atque uſum formabis agreſtem,
Jam vitulos hortare, viamque inſiſte domandi,
165 Dum faciles animi juvenum, dum mobilis aetas.
Ac primum laxos tenui de vimine circlos
Cervici ſubnecte: dehinc, ubi libera colla
Servitio adſuerint, ipſis e torquibus aptos
Junge pares, & coge gradum conferre juvencos:
170 Atque illis jam ſaepe rotae ducantur inanes
Per terram, & ſummo veſtigia pulvere ſignent.
Poſt valido nitens ſub pondere faginus axis
Inſtrepat, & junctos temo trahat aereus orbes.

Wo ſie Höhlen bedecken, ein Felſenſchatten ſich hinſtreckt.
Um des Silars Gewäld, wo von den Stein-Eichen Alburn
Immer grün iſt, ſchwirrt ein Inſekt ſehr häufig, man heiſt es
Römiſch Aſilus, die Griechen aber benennen es Oeſtron;
Feindſelig ſchnurrend ſticht es; erſchrocken zerſtäuben in Wäldern
Ganze Heerden; es tobt der erſchütterte Aether vom lauten
Brüllen, es toben die Wälder und Ufer des trocknen Tanagers.
Durch dies Unthier übte ehmals die ſchrecklichſte Rache
An der Inachiſchen Kuh, die auf Unglück ſinnende Juno.
Darum weil es in brennender Hize am heftigſten wütet,
Mußt du vom trächtigen Vieh es entfernen, die Heerden nur weiden
Früh bei kommender Sonne, und wenn das Geſtirne die Nacht bringt.
Nach der Geburt wird alle Müh auf die Kälber verwendet:
Und man brennt ſogleich die Zeichen, und Namen des Stamms auf:
Denen die man am liebſten zur Anzucht der Heerden erwählte,
Dann den geweihten zum Altar, und denen die Aecker zu pflügen,
Stachlichtes Feld durch Zermalmung der Schollen zu wenden, beſtimmt
Andre Heerden weiden ruhig im grünenden Graſe: (ſind.
Aber die, die du zum Fleiß und zum Ackerbau bildeſt,
Mahne als Kälber ſchon an, und beharr auf dem Weg der Bezähmung,
Wenn das Gemüth der Jugend noch lenkſam iſt, folgſam das Alter.
Erſt nimm weite Reifen aus ſchlanken Gerten verfertigt,
Knüpf ſie um den Hals: hernach wenn der freie Nacken
Sich zur Knechtſchaft gewöhnt, mit eben dem Halsband vereinigt
Füg' ein Paar Stiere zuſammen, und mach' daß ſie gleichförmig ſchreiten.
Jezt ſchon läßt man ſie oft die leeren Räder herum ziehn,
Ueber das Land hin, den oberſten Staub nur mit Spuren bezeichnen.
Endlich kann auch die glänzende buchene Achs unter Laſten
Krächzen, es ziehe gepaarte Räder die eherne Deichſel.

Interea pubi indomitae non gramina tantum,
175 Nec veſcas ſalicum frondes, ulvamque paluſtrem,
Sed frumenta manu carpes ſata: nec tibi foetae
More patrum niveae implebunt mulctraria vaccae,
Sed tota in dulces conſument ubera natos.
Sin ad bella magis ſtudium, turmaſque feroces,
180 Aut Alphea rotis praelabi flumina Piſae,
Et Jovis in luco currus agitare volantes;
Primus equi labor eſt, animos atque arma videre
Bellantum, lituoſque pati; tractuque gementem
Ferre rotam, & ſtabulo frenos audire ſonantes.
185 Tum magis atque magis blandis gaudere magiſtri
Laudibus, & plauſae ſonitum cervicis amare.
Atque haec jam primo depulſus ab ubere matris
Audiat, inque vicem det mollibus ora capiſtris
Invalidus, & jamque tremens, & jam inſcius aevi.
190 At, tribus exactis, ubi quarta acceſſerit aeſtas,
Carpere mox gyrum incipiat, gradibuſque ſonare
Compoſitis, ſinuetque alterna volumina crurum;
Sitque laboranti ſimilis: tum curſibus auras
Provocat, ac per aperta volans, ceu liber habenis,
195 Aequora, vix ſumma veſtigia ponat arena:
Qualis, Hyperboreis Aquilo quum denſus ab oris
Incubuit, Scythiaeque hiemes atque arida differt
Nubila: tum ſegetes altae campique natantes
Lenibus horreſcunt flabris, ſummaeque ſonorem
200 Dant ſilvae, longique urgent ad littora fluctus:
Ille volat, ſimul arva fuga, ſimul aequora verrens.
Hic vel ad Elei metas, & maxima campi

Bis man die Rinder aufführt ſoll man ſie nicht nur mit Gräſern,
Mageren Blättern von Weiden, mit Lieſchkolben aus den Moräſten, 175
Sondern mit zarter Saatfrucht füttern: die milchvollen Kühe
Sollen dir nicht wie ehmals das ſchneeweiſſe Melckgeſchirr füllen,
Sondern mit ganzem Euter die lieblichen Jungen ernähren.
Geht deine Abſicht mehr auf den Krieg, auf ſtolze Geſchwader,
Oder mit Rädern am Strom des Alpheus von Piſa zu rollen 180
Und im Haine des Jupiters fliegende Wagen zu treiben;
Dann iſt des Pferdes Erſtes, den Muth und die Waffen der Krieger
Anzuſehn, zu dulden das Streithorn, im Zug zu ertragen
Knirrende Räder, im Stall zu hören das Klappern der Zäume.
Dann ſoll es mehr und mehr ſich freuen des ſchmeichelnden Lobes 185
Seines Gebieters, lieben den Schall des Klatſchens am Halſe.
Dieſes ſoll es ſchon gleich beim Entwöhnen vom Euter der Mutter
Hören, zuweilen den Kopf dem weichen Halſter ergeben
Wenn es noch ſchwach iſt, noch zittert, und noch ſeine Kräfte nicht kennet.
Aber nach dreien Sommern, und wenn der Vierte herannaht, 190
Fang es bald an im Kreiſe zu laufen, gemeſſene Schritte
Sollen nun ſchallen, es biege wechſelnd die Maſſen der Schenkel;
Und es ſei gleich einem Roß in der Arbeit: dann fordr' es im Laufe
Wehende Luft auf, als wär es zügelloß, flieg es durchs weite
Feld hin, es drücke kaum den Fustritt dem oberſten Sand ein. 195
Wie der durchdringende Nordwind von Hyperboreiſchen Gränzen
Hoch einher treibt, Scythiſche Wetter zertheilet, und trockne
Nebel: dann kräuſeln ſich hohe Saaten, und ſchwimmende Felder
In dem linden Flattern des Windes, der oberſte Hochwald
Rauſcht, und Wellenſtreifen treiben von fernher ans Ufer: 200
Er aber fleucht auf der Flucht, bald Fluren, bald Meere durchſtreichend.
Solch ein Pferd wird das Ziel des Eliſchen Felds, und den gröſten

Sudabit ſpatia, & ſpumas aget ore cruentas:
Belgica vel molli meliùs feret eſſeda collo.
205 Tum demum craſſa magnum farragine corpus
Creſcere jam domitis ſinito: namque ante domandum
Ingentes tollent animos; prenſique negabunt
Verbera lenta pati, & duris parere lupatis.
Sed non ulla magis vires induſtria firmat,
210 Quam Venerem & caeci ſtimulos avertere amoris,
Sive boum, ſive eſt cui gratior uſus equorum.
Atque ideo tauros procul atque in ſola relegant
Paſcua, poſt montem oppoſitum, & trans flumina lata:
Aut intus clauſos ſatura ad praeſepia ſervant.
215 Carpit enim vires paullatim, uritque videndo
Femina: nec nemorum patitur meminiſſe, nec herbae.
Dulcibus illa quidem illecebris & ſaepe ſuperbos
Cornibus inter ſe ſubigit decernere amantes.
Paſcitur in magna ſilva formoſa juvenca:
220 Illi alternantes multa vi praelia miſcent
Vulneribus crebris: lavit ater corpora ſanguis,
Verſaque in obnixos urgentur cornua vaſto
Cum gemitu: reboant ſilvaeque & longus Olympus.
Nec mos bellantes una ſtabulare: ſed alter
225 Victus abit, longeque ignotis exulat oris;
Multa gemens, ignominiam, plagasque ſuperbi
Victoris; tum, quos amiſit inultus, amores,
Et ſtabula adſpectans regnis exceſſit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, & inter
230 Dura jacet pernox inſtrato ſaxa cubili,
Frondibus hirſutis & carice paſtus acuta:

Raum durchſchwizen, und blutigen Schaum auf den Lefzen erzeugen:
Belgiſche Wagen erträgt es beſſer am zärtlichen Halſe.
Dann erſt laß den groſen Körper durch kräftige Mengfrucht 205
Zunehmen, wann die Reitſchul zu End iſt: denn eh er gezähmt iſt,
Würd' er viel zu wild werden; wenn man ihn haſchte ſo würd' er
Schmeidige Peitſchen nicht leiden, dem ſcharfen Gebiß nicht gehorchen.
Aber die ämſigſte Sorgfalt ſtärkt nicht ſo ſehr ihre Kräfte,
Als das Verhindern der Paarung, des Reizes verborgener Liebe: 210
Dies gilt immer, es mag einer Pferd oder Ochſen erziehen.
Man entfernt daher die Stiere auf einſame Weiden,
Auf die andre Seite des Bergs, über breite Gewäſſer:
Oder man hält ſie im Stall bei vollen Krippen verſchloſſen.
Denn das Sehen des Weibchens verzehrt allmählig die Kräfte, 215
Und dörrt aus; es läßt ſie nicht denken an Hayne und Gräſer.
Durch die ſüßeſten Reize treibt es auch öfters die ſtolzen
Liebhaber, daß ſie ſich unter einander mit Hörnern bekämpfen.
Im geräumigen Walde weidet die bildſchöne Sterke:
Jene vermiſchen wechſelnd durch viele Kraft mit dem Kämpfen 220
Häufige Wunden: ſchwarzes Geblüt beſpület den Körper;
Widerwärtiges Gehörne dringt in die Kämpfer mit lautem
Brüllen, die Wälder, der weite Olympus böllerns zurücke.
Auch iſts nicht bräuchlich, daß Kämpfer beiſammen ſtallen: der eine
Weicht beſiegt, und weit entflieht er in fremde Gefilde, 225
Vieles beſeufzt er, Schmach, empfangene Stöſe vom ſtolzen
Sieger; dann daß er ungerochen ſein Liebchen verlohren hat;
Schielend nach dem Stall, dem Reich der Väter entflohn iſt.
Darum übt er mit allem Fleiß ſeine Kraft, zwiſchen harten
Steinen liegt er die Nacht durch auf ungeſtreuetem Lager, 230
Und er nährt ſich mit rauhem Geſträuche, und ſchneidendem Schilfgras:

Et tentat ſeſe, atque iraſci in cornua diſcit
Arboris obnixus trunco: ventosque laceſſit
Ictibus, & ſparſa ad pugnam proludit arena.
235 Poſt, ubi collectum robur, viresque refectae,
Signa movet, praecepsque oblitum fertur in hoſtem:
Fluctus ut, in medio coepit quum albeſcere ponto,
Longius, ex altoque ſinum trahit; utque volutus
Ad terras, immane ſonat per ſaxa, neque ipſo
240 Monte minor procumbit: at ima exaeſtuat unda
Verticibus, nigramque alto ſubjectat arenam.
Omne adeo genus in terris hominumque ferarumque,
Et genus aequoreum, pecudes, pictaeque volucres,
In furias ignemque ruunt. Amor omnibus idem.
245 Tempore non alio catulorum oblita leaena
Saevior erravit campis: nec funera vulgo
Tam multa informes urſi ſtragemque dedere
Per ſilvas. Tum ſaevus aper, tum peſſima tigris.
Heu! male tum Libyae ſolis erratur in agris.
250 Nonne vides, ut tota tremor pertentet equorum
Corpora, ſi tantum notas odor attulit auras!
Ac neque eos jam frena virum, neque verbera ſaeva,
Non ſcopuli, rupesque cavae, atque objecta retardant
Flumina, correptosque unda torquentia montes:
255 Ipſe ruit, dentesque Sabellicus exacuit ſus,
Et pede proſubigit terram, fricat arbore coſtas,
Atque hinc atque illinc humeros ad vulnera durat.
Quid juvenis, magnum cui verſat in oſſibus ignem
Durus amor? nempe abruptis turbata procellis
260 Nocte natat caeca ſerus freta: quem ſuper ingens

Dann verſucht er ſich, übt ſich zum Groll gegen feindliche Hörner,
Wenn er gegen den Baumſtamm ſtrebt: und er fordert mit Stöſen
Winde heraus, und ſtäubet zum Vorſpiel des Kampfes den Sand auf.
Wann er dann wieder die Stärke geſam̃elt, an Kraft ſich erhohlt hat,
Dann rückt er aus, und ſtürzt ſich mit Eil auf den ſorgloſen Feind hin.
Wie eine Woge wenns weit hin im Meer beginnt weislicht zu werden,
Auf der Höhe im Bogen einher zieht; wie ſie ſich hinwälzt
Gegen das Land, erſchrecklich brüllt ſie in Felſen, nicht kleiner
Als ein Gebirg' entſinkt ſie: es tobt das tiefſte Gewäſſer
Wirbelnd empor, und ſtößt den ſchwarzen Sand in die Höhe.
Jedes Geſchlecht auf Erden der Menſchen, der Thiere des Waldes,
Dann die Geſchlechter des Meers, das Hausvieh, das bunte Geflügel,
Stürzt ſich in Wuth und Brunſt: und gleich iſt die Liebe bei allen.
Selbſt die Löwin irrt ſonſt nicht ihre Jungen vergeſſend
Wilder im Felde herum: und nie findet man allenthalben
So viele Leichen und Mord von ſcheuslichen Bären im Walde
Ausgeübt: Dann iſt wütend der Eber, der Tiger am ſchlimmſten.
Ach! dann iſts übel wandeln auf Lybiſchen Feldern.
Siehſt du nicht wie ein Zittern den ganzen Körper der Pferde,
Wenn ihr Geruch die bekannte Ausdünſtung wittert, durchſchauert?
Dann hält kein Zaum der Männer ſie auf, keine wütende Peitſche,
Weder Klippe, noch Steinkluft, noch Ströme die vor ihnen herziehn,
Auch nicht von Wirbeln der Waſſerfluth abgeriſſene Berge.
Selbſt das Sabelliſche Schwein ſtürzt hin, und wezet die Waffen,
Scharrt dann die Erd' mit dem Fuß auf, und reibt die Seiten am Baume,
Dadurch ſchwielt es hie und da die Schultern zum Kampfe.
Was thut der Jüngling, wenn mächtige Glut, die grauſame Liebe
Wühlt im Gebein? in empörter Nacht von den Stöſen des Sturmwinds
Schwimmt er ſpät auf trüglichen Wellen; es donnert des Himmels

Porta tonat caeli, & ſcopulis illiſa reclamant
Aequora; nec miſeri poſſunt revocare parentes,
Nec moritura ſuper crudeli funere virgo.
Quid Lynces Bacchi variae, & genus acre luporum,
Atque canum? quid, quae imbelles dant praelia cervi?
Scilicet ante omnes furor eſt inſignis equarum:
Et mentem Venus ipſa dedit, quo tempore Glauci
Potniades malis membra abſumſere quadrigae.
Illas ducit amor trans Gargara, transque ſonantem
Aſcanium: ſuperant montes, & flumina tranant.
Continuoque avidis ubi ſubdita flamma medullis,
Vere magis (quia vere calor redit oſſibus) illae
Ore omnes verſae in Zephyrum ſtant rupibus altis,
Exceptantque leves auras; & ſaepe ſine ullis
Conjugiis, vento gravidae (mirabile dictu)
Saxa per & ſcopulos & depreſſas convalles
Diffugiunt; non, Eure, tuos, neque ſolis ad ortus;
In Borean Caurumque, aut unde nigerrimus Auſter
Naſcitur, & pluvio contriſtat frigore caelum.
Hinc demum, hippomanes vero quod nomine dicunt
Paſtores, lentum deſtillat ab inguine virus:
Hippomanes, quod ſaepe malae legere novercae,
Miſcueruntque herbas, & non innoxia verba.
Sed fugit interea, fugit irreparabile tempus,
Singula dum capti circumvectamur amore.
Hoc ſatis armentis. Superat pars altera curae,
Lanigeros agitare greges, hirtaſque capellas.
Hic labor: hinc laudem fortes ſperate coloni.
Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum

Schreckliches Thor über ihm, das Schlagen des Meers an die Felſen
Brüllet zurück; nichts hilft das Rufen der kläglichen Eltern,
Und des bald ſterbenden Mädchens auf ſeiner grauſamen Leiche.
Was thun die mancherlei Luchſe des Bacchus, die grimmigen Wölfe,
Und die Hunde? wie kämpfen die ſonſt ſo friedſamen Hirſche? 265
Aber doch iſt für allen die Brunſt der Stuten am gröſten:
Venus ſelbſt gab ihnen die Neigung, als ehmals Potneens
Vier Geſpann mit den Kiefern die Glieder des Glaucus zerſezte.
Ueber den Gargarus, und des Aſcanius wildes Gebrauſe
Führt ſie die Lieb: ſie erſteigen Gebirge, und ſchwimmen durch Flüſſe. 270
Anfänglich wenn im lechzenden Mark die Flamme ſich einſchleicht,
Sonderlich Frühlings (denn jezt kehrt die Hize zurück ins Gebeine)
Stehen ſie alle das Maul gegen Weſt gekehrt hoch auf den Felſen.
Leichte Lüfte ſchnaufen ſie ein: ſie werden oft trächtig
Ganz ohne Paarung vom Winde, (wunderbar iſt es zu ſagen) 275
Ueber Stock und Stein, über Berge und niedrige Thäler
Fliehn ſie; nicht dir Eurus, dem Aufgang der Sonn' nicht entgegen;
Sondern in Norden, in Weſten, und wo der ſchwärzeſte Südwind
Herkommt, wenn er mit Regen und Kühlung den Himmel beſchleiert.
Endlich bemerkt man das Hippomanes, ſo nennen den wahren 280
Namen die Hirten, es trieſet wie zäher Eiter vom Schaamglied.
Dies Hippomanes wählen die unholden Stiefmütter öfters,
Miſchen dann Kräuter dazu, und ſchädliches Zaubergemurmel.
Doch es ſchwindet indeſſen die unwiederbringliche Zeit hin,
Da wir von Liebe befangen, alles und jedes durchſchweifen. 285
Gnug vom groſen Vieh: noch ein Theil der Sorge iſt übrig,
Wollichte Heerden fleiſig zu pflegen, und zottichte Ziegen.
Hier giebts Arbeit: hier Ehre zu hoffen ihr nervichte Bauern.
Ich empfinde ſehr wohl wie ſchwer es ſei dieſes mit Worten

290 Quam ſit, & anguſtis hunc addere rebus honorem.
Sed me Parnaſſi deſerta per ardua dulcis
Raptat amor; juvat ire jugis, qua nulla priorum
Caſtaliam molli devertitur orbita clivo.
Nunc, veneranda Pales, magno nunc ore ſonandum.
295 Incipiens ſtabulis edico in mollibus herbam
Carpere oves, dum mox frondoſa reducitur aeſtas:
Et multa duram ſtipula filicumque maniplis
Sternere ſubter humum, glacies ne frigida laedat
Molle pecus, ſcabiemque ferat, turpesque podagras.
300 Poſt hinc digreſſus jubeo frondentia capris
Arbuta ſufficere, & fluvios praebere recentes;
Et ſtabula a ventis hiberno opponere ſoli
Ad medium converſa diem: quum frigidus olim
Jam cadit, extremoque irrorat Aquarius anno.
305 Hae quoque non cura nobis leviore tuendae;
Nec minor uſus erit: quamvis Mileſia magno
Vellera mutentur Tyrios incocta rubores.
Denſior hinc ſoboles: hinc largi copia lactis.
Quam magis exhauſto ſpumaverit ubere mulctra;
310 Laeta magis preſſis manabunt flumina mammis.
Nec minus interea barbas incanaque menta
Cinyphii tondent hirci, ſetasque comantes,
Uſum in caſtrorum, & miſeris velamina nautis.
Paſcuntur vero ſilvas, & ſumma Lycaei,
315 Horrentesque rubos, amantes ardua dumos.
Atque ipſae memores redeunt in tecta, ſuosque
Ducunt, & gravido ſuperant vix ubere limen.
Ergo omni ſtudio glaciem ventosque nivales,

Aufzudrücken, ſo ſchwierigen Sachen Würde zu geben. 290
Aber mich reißt der Wonnetrieb hin durch erhabene Wüſten
Auf dem Parnaß: das Klettern thut wohl, wo ſich niemals der Alten
Radſpur am ſanften Abhang zur Quelle Caſtaliens hinzog.
Nun ehrwürdige Pales, jezt tönt dir die mächtige Stimme.
Anfangs bedeut' ich ſollen in weichen Ställen die Schaafe 295
Kräuter genieſen, bis bald der blattreiche Sommer zurückkommt;
Auch ſoll man viel Stroh und Bündel von Farrenkraut ſtreuen
Ueber den Eſtrich, damit nicht gefrorne Näße das zarte
Thier verleze, die Kräz' und entſtellendes Fußweh erzeuge.
Doch ich geh weiter und will daß man mit Hagedorn Blättern 300
Ziegen reichlich füttre, mit friſchem Bachwaſſer tränke;
Und die Ställe vom Wind ab, der Winterſonne entgegen
Recht gegen Mittag richte; dann wenn in Zukunft der kalte
Waſſermann hinſinkt, und nun das Ende des Jahres beträufelt.
Dieſe Thiere gehörig zu pflegen iſt eben ſo leicht nicht, 305
Auch iſt der Nuzen nicht klein: denn laßt auch Mileſiſche Wolle
Tyriſch roth gefärbt, durch Groshandel abgeſezt werden.
Hier giebts häufigen Faſel; und Milch in gröſeſter Menge.
Denn jemehr von erſchöpftem Euter das Milchgefäß ſchäumet,
Deſto mehr rinnen durchs Streifen der Zizzen erquickende Ströme. 310
Ja man ſcheert ſo gar das eisgraue Kinn und die Bärte
Auch das lange lockichte Haar der Cinyphiſchen Böcke,
Zum Gebrauch im Lager, zur Hüll' mühſeligen Schiffern.
Sie beweiden die Wälder, die höchſten Lycäiſchen Gipfel,
Stachlichte Brombeern, ſie lieben den Dornbuſch der gern in der Höh wächſt.
Selbſt ihrer Heimath eingedenk kehren ſie wieder, die Jungen 316
Bringen ſie mit, das ſchwere Euter erſteigt kaum die Schwelle.
Darum beſchüz' ſie mit Fleiß für dem Eis und den ſchneeichten Winden,

Quominus eſt illis curae mortalis egeſtas,
320 Avertes: victumque feres, & virgea laetus
Pabula; nec tota claudes foenilia bruma.
At vero, Zephyris quum laeta vocantibus aeſtas,
In ſaltus utrumque gregem, atque in paſcua mittes;
Luciferi primo cum ſidere frigida rura
325 Carpamus, dum mane novum, dum gramina canent,
Et ros in tenera pecori gratiſſimus herba.
Inde, ubi quarta ſitim caeli collegerit hora,
Et cantu querulae rumpent arbuſta cicadae;
Ad puteos, aut alta greges ad ſtagna jubeto
330 Currentem ilignis potare canalibus undam:
Aeſtibus at mediis umbroſam exquirere vallem,
Sicubi magna Jovis antiquo robore quercus
Ingentes tendat ramos: aut ſicubi nigrum
Ilicibus crebris ſacra nemus adcubet umbra.
335 Tum tenues dare rurſus aquas, & paſcere rurſus
Solis ad occaſum: quum frigidus aëra Veſper
Temperat, & ſaltus reficit jam roſcida luna,
Littoraque Alcyonen reſonant, acalanthida dumi.
Quid tibi paſtores Libyae, quid paſcua verſu
340 Proſequar, & raris habitata mapalia tectis?
Saepe diem noctemque, & totum ex ordine menſem
Paſcitur, itque pecus longa in deſerta ſine ullis
Hoſpitiis: tantum campi jacet. Omnia ſecum
Armentarius Afer agit, tectumque, laremque,
345 Armaque, Amyclaeumque canem, Creſſamque pharetram.
Non ſecus ac patriis acer Romanus in armis
Injuſto ſub faſce viam quum carpit, & hoſti

Weilen ſie ſonſt ſo wenig der Sterblichen Wartung bedürfen;
Gieb ihnen gern ihre Nahrung, und fröhlich ihr ſtrauchichtes Futter;
Und verſchließ ihnen nicht den Vorrath des Heues im Winter.
Aber ſo bald der Weſtwind die frohe Wärme herbei ruft,
Sollſt du beiderlei Heerden in Wälder und Weiden verſchicken.
Mit dem Aufgang des Morgenſterns ſoll man das kühle Gefilde
Abweiden, dann iſt der Morgen friſch, und die Gräſer ſind weißlicht,
Zärtliche Kräuter ſind voll von erquickendem Thau für die Thiere.
Wenn hernach die vierte Stunde des Himmels den Durſt bringt,
Und der Cicaden klagend Gezirp aus den Sträuchen hervorbricht;
Dann laß die Heerden an Brunnen, oder am tieferen Weiher
Fließende Wellen durch eichene Röhren hingeführt, trinken;
Aber mitten im Sommer ſucht man ſchattichte Thäler,
Wo eine groſe Jupiters Eiche mit uraltem Stamme
Mächtige Aeſte verbreitet: oder wo auch ein dunkler
Hayn mit heiligen Schatten von häufigen Steineichen nah liegt.
Dann giebt man wieder fließendes Waſſer, und weidet ſie wieder
Bis zum Hingang der Sonne: wenn kühlender Abend die Lüfte
Mäßigt, die thauichte Luna nun wieder die Wälder erfriſchet,
Ufer vom Eisvogel ſchallen, vom Goldfinken Dornengebüſche.
Warum ſoll ich dir Lybiſche Hirten mit ihren Weyden
Singen, bewohnte Karren der Schäfer, die dünne bedeckt ſind?
Da wird oft Tag und Nacht geweidet, den völligen Monat
Durch, und das Vieh geht weit in entlegene Wüſten, wo keine
Ställ' ſind: es liegt auf bloſem Feld: und alles Geräthe
Führt der Viehhirte Afrikas mit ſich, ſein Haus, ſeine Götter,
Waffen, den Amycläiſchen Hund, und den Cretiſchen Köcher.
So als wenn der muthige Römer in Waffen der Väter
Unter dem drückenden Bündel einher zieht, dem Feind unerwartet

Ante exſpectatum poſitis ſtat in agmine caſtris.
At non, qua Scythiae gentes, Maeotiaque unda,
350 Turbidus & torquens flaventes Iſter arenas,
Quaque redit medium Rhodope porrecta ſub axem.
Illic clauſa tenent ſtabulis armenta; neque ullae
Aut herbae campo adparent, aut arbore frondes:
Sed jacet aggeribus niveis informis, & alto
355 Terra gelu late, ſeptemque adſurgit in ulnas.
Semper hiems, ſemper ſpirantes frigora Cauri.
Tum ſol pallentes haud unquam diſcutit umbras:
Nec quum invectus equis altum petit aethera: nec quum
Praecipitem Oceani rubro lavit aequore currum.
360 Concreſcunt ſubitae currenti in flumine cruſtae,
Undaque jam tergo ferratos ſuſtinet orbes,
Puppibus illa prius patulis, nunc hoſpita plauſtris.
Aeraque diſſiliunt vulgo, veſteſque rigeſcunt
Indutae, caeduntque ſecuribus humida vina,
365 Et totae ſolidam in glaciem vertere lacunae,
Stiriaque impexis induruit horrida barbis.
Interea toto non ſecius aere ningit:
Intereunt pecudes, ſtant circumfuſa pruinis
Corpora magna boum: confertoque agmine cervi
370 Torpent mole nova, & ſummis vix cornibus extant.
Hos non immiſſis canibus, non caſſibus ullis,
Puniceaeve agitant pavidos formidine pennae:
Sed fruſtra oppoſitum trudentes pectore montem
Comminus obtruncant ferro, graviterque rudentes
375 Caedunt, & magno laeti clamore reportant.
Ipſi in defoſſis ſpecubus ſecura ſub alta

Steht er ſchon da mit der Schaar und hat ſchon das Lager errichtet.
Aber nicht ſo bei Scythiſchen Völkern, Mäotiſchen Wellen,
Wo der trübe Iſter im Wirbeln den gelblichen Sand treibt:
Und der Rhodop ſich herum lenkt, bis unter die Weltax' ſich hinſtreckt;
Dort wird das groſe Vieh in den Ställen gehalten; und dorten
Sieht man kein einziges Kraut im Feld, kein Blatt auf den Bäumen;
Sondern die Erd' liegt durch Haufen von Schnee und vom dickeſten Froſte
Weithin entſtellt, wohl ſieben Ellen iſt ſie erhöhet.
Ewig iſts Winter, es haucht der Nordweſtwind beſtändige Kälte.
Dort zertheilet die Sonne niemals die blaſſere Schatten;
Nicht im Hinauffahren mit Roſſen zum hohen Aether, nicht wenn ſie
Taucht den ſtürzenden Wagen ins Oceans röthliche Fluthen.
Plözliche Eisſchollen backen zuſammen im flieſenden Strome,
Waſſer trägt auf dem Rücken mit Eiſen beſchlagene Räder,
Sonſt war ſie wirthlich den räumigen Schiffen, nun iſt ſie's den Wagen.
Vielmals zerſpringt das Geräthe von Erz, und die Kleider erſtarren
Auf dem Leibe, den naſſen Wein zerhäut man mit Aexten,
Und es verwandeln ſich ganze Lachen in ſteinieſtes Eisfeld,
Zackichte Eiszapfen ſtarren in ungekämmeten Bärten.
Während der Zeit fällt Schnee aus allen Lüften hernieder;
Kleines Vieh geht zu Grund, es ſtehen mit Reif übergoſſen
Groſe Körper der Ochſen; Hirſche in Haufen gedränget
Starren von neuer Laſt, kaum daß das Geweih' noch hervorragt.
Erſchrocken plagt man ſie nicht durch Hezzen der Hunde,
Oder mit Nezen, und mit dem Scheuſal von röthlichen Federn:
Sondern, umſonſt mit der Bruſt widerſtehende Schneeberge ſchiebend
Mordet man ſie in der Näh' mit dem Stahl, im heftigen Brüllen
Tödet man ſie, und trägt ſie mit frohem Gejauchze nach Hauſe.
Aber ſie ſelbſt bewohnen gegrabene Höhlen in tiefer

Otia agunt terra, congeſtaque robora, totasque
Advolvere focis ulmos, ignique dedere.
Hic noctem ludo ducunt, & pocula laeti
Fermento atque acidis imitantur vitea ſorbis.
Talis Hyperboreo ſeptem ſubjecta trioni
Gens effrena virum Rhipaeo tunditur Euro,
Et pecudum fulvis velatur corpora ſaetis.
Si tibi lanicium curae, primum aſpera ſilva,
Lappaeque tribulique abſint: fuge pabula laeta;
Continuoque greges villis lege mollibus albos.
Illum autem, quamvis aries ſit candidus ipſe,
Nigra ſubeſt udo tantum cui lingua palato,
Rejice, ne maculis infuſcet vellera pullis
Naſcentum: plenoque alium circumſpice campo.
Munere ſic niveo lanae, ſi credere dignum eſt,
Pan Deus Arcadiae captam te, luna, fefellit,
In nemora alta vocans: nec tu aſpernata vocantem.
At cui lactis amor, cytiſum, lotosque frequentes
Ipſe manu, ſalſasque ferat praeſepibus herbas.
Hinc & amant fluvios magis, ac magis ubera tendunt,
Et ſalis occultum referunt in lacte ſaporem.
Multi jam excretos prohibent a matribus haedos,
Primaque ferratis praefigunt ora capiſtris.
Quod ſurgente die mulſere horisque diurnis,
Nocte premunt; quod jam tenebris & ſole cadente,
Sub lucem exportans calathis adit oppida paſtor:
Aut parco ſale contingunt, hiemique reponunt.
Nec tibi cura canum fuerit poſtrema: ſed una
Veloces Spartae catulos, acremque Moloſſum.

Erd' in ſicherer Muſe, gehäufte Eichen, und ganze
Ulmen wälzen ſie an den Heerd, und ernähren ſo das Feuer.
Hier verlebt man die Nacht beim Spiel, ſie ahmen den Weinkrug
Fröhlich nach mit gegohrnem, mit ſauerem Speyerbeerſafte.
Unter dem Hyperboreiſchen Norden wohnet ein ſolches
Zaumloſes Männergeſchlecht, vom Rhipäiſchen Oſtwind beſtürmet,
Und ſie verhüllen den Körper in röthliches Pelzwerk von Thieren.
Liegt dir die Wollzucht an, ſo vermeid' erſt ſtachlicht Gebüſche
Dann auch Kletten und Dornen: und fleuch die maſtige Weyden;
Immer wähl dir die weiſſen Schaaf mit der weicheſten Wolle.
Aber den Widder, wenn er auch noch ſo weiß wär, und hätte
Unter dem feuchten Gaumen nur eine ſchwarze Zunge,
Merz nur aus, damit er mit Flecken die Wolle der Lämmer
Nicht beſchmuze: und ſuch dir im vollen Feld einen andern.
Mit ſo weiſſem Geſchenke von Wolle, wenns Glauben verdienet,
Täuſchte dich Luna, Pan der Arcadiſche Gott, und er lockte
Dich überwunden ins tiefe Gewäld': und du lieſeſt dich locken.
Wer die Milch liebt der trag den Cytiſus, häufigen Lotus,
Und geſalzene Kräuter mit eigener Hand auf die Raufen.
Dadurch bekommen ſie Luſt zum Bach, und erweitern das Euter,
Und der verborgene Geſchmack des Salzes theilt ſich der Milch mit.
Viele entziehn die neugebohrne Zicklein den Müttern,
Und verſehn ſie mit eiſernem Maulkorb vorn um die Lippen.
Was ſie des Morgens früh, und den Tag über melken, das wird dann
Nachts gepreſt; die Milch vom Abend beim Hintritt der Sonne
Trägt entweder des Morgens der Hirt in Gefäßen zur Stadt hin;
Oder man ſalzt ſie gelind, und bewahrt ſie hernach auf den Winter.
Auch die Verpflegung der Hunde ſei dir nicht die lezte; erziehe
Schnelle Spartaniſche Hündchen, zugleich mit dem raſchen Moloſſus,

Paſce ſero pingui. Nunquam cuſtodibus illis
Nocturnum ſtabulis furem, incurſusque luporum,
Aut impacatos a tergo horrebis Hiberos.
Saepe etiam curſu timidos agitabis onagros,
Et canibus leporem, canibus venabere damas.
Saepe volutabris pulſos ſilveſtribus apros
Latratu turbabis agens, montesque per altos
Ingentem clamore premes ad retia cervum.
Diſce & odoratam ſtabulis accendere cedrum,
Galbaneoque agitare graves nidore chelydros.
Saepe ſub immotis praeſepibus aut mala tactu
Vipera delituit, caelumque exterrita fugit:
Aut tecto adſuetus coluber ſuccedere & umbrae,
Peſtis acerba boum, pecorique adſpergere virus,
Fovit humum. Cape ſaxa manu, cape robora, paſtor,
Tollentemque minas & ſibila colla tumentem
Dejice. Jamque fuga timidum caput abdidit alte,
Quum medii nexus, extremaeque agmina caudae
Solvuntur, tardosque trahit ſinus ultimus orbes.
Eſt etiam ille malus Calabris in ſaltibus anguis,
Squamea convolvens ſublato pectore terga,
Atque notis longam maculoſus grandibus alvum:
Qui dum amnes ulli rumpuntur fontibus, & dum
Vere madent udo terrae, ac pluvialibus Auſtris,
Stagna colit, ripisque habitans, hic piſcibus atram
Improbus ingluviem ranisque loquacibus explet.
Poſtquam exuſta palus, terraeque ardore dehiſcunt,
Exilit in ſiccum, & flammantia lumina torquens
Saevit agris, aſperque ſiti atque exterritus aeſtu.

Nähr ſie mit fetten Molken: und niemals wirſt du bei ſolchen
Wächtern den nächtlichen Dieb in den Ställen, den Einfall der Wölfe,
Oder von hinten den unverſöhnten Iberier fürchten.
Oft kannſt du auch zum Lauf die furchtſamen Waldeſel hezen,
Und mit Hunden den Haſen, mit Hunden jagen die Gemſen. 410
Oefters wirſt du aus waldichten Suhlen getriebene Säue
Hezend durch Bellen verjagen, und in den hohen Gebirgen
Wirſt du den mächtigen Hirſch durch ihr Schreien in Neze verdrängen.
Lerne dann auch wohlriechende Cedern in Ställen anzünden,
Mit des Galbanums Brandgeruch faule Chelydern verbannen. 415
Oft liegt entweder unter den unaufgeräumten Krippen
Eine im Angrif ſchädliche Viper, und lichtſcheu flüchtete ſie:
Oder die Rieſenſchlange an Haus und Schatten gewöhnet,
Dieſe Peſt des Rindvieh's, Thiere mit Gift zu beſprizen
Duckt ſie am Boden. Hirte nimm Steine zur Hand, ergreif Hölzer. 420
Wenn ſie drohend ſich hebt, und ziſcht mit ſchwellendem Halſe
Schmeiß ſie zu Boden: ſie flieht und verſteckt den furchtſamen Kopf tief,
Mitten werden die Schlingen, des äuſerſten Schwanzes Gelenke
Aufgelöſt, und die hinterſte Krümmung zieht ſchleppende Kreiſe.
In den Calabriſchen Wäldern giebts auch eine ſchädliche Schlange, 425
Hoch die Bruſt, den ſchuppichten Körper im Schneckengewinde,
Dann den langen Bauch mit groſen Flecken gezeichnet:
Welche ſo lang noch irgend ein Fluß aus Quellen hervorbricht,
Länder vom feuchten Lenz noch naß ſind, vom regnichten Südwind,
Pfüzen bewohnt, in Ufern ſich aufhält, ſchadenfroh füllt ſie 430
Ihren ſchwarzen Kropf mit Fiſchen und ſchwazhaften Fröſchen.
Wenn dann die Pfüzen vertrocknen, für Hize der Erdboden berſtet,
Schwingt ſie ſich hin aufs Trockne, und wälzt die flammende Augen,
Wütet im Felde, heiſcher von Durſt, von der Hize geängſtet.

435 Ne mihi tum molles ſub dio carpere ſomnos,
Neu dorſo nemoris libeat jacuiſſe per herbas;
Quum poſitis novus exuviis nitiduſque juventa
Volvitur, aut catulos tectis aut ova relinquens,
Arduus ad ſolem & linguis micat ora triſulcis.
440 Morborum quoque te cauſſas & ſigna docebo.
Turpis oves tentat ſcabies, ubi frigidus imber
Altius ad vivum perſedit, & horrida cano
Bruma gelu: vel quum tonſis illotus adhaeſit
Sudor, & hirſuti ſecuerunt corpora vepres.
445 Dulcibus idcirco fluviis pecus omne magiſtri
Perfundunt, udiſque aries in gurgite villis
Merſatur, miſſuſque ſecundo defluit amni:
Aut tonſum triſti contingunt corpus amurca,
Et ſpumas miſcent argenti, vivaque ſulfura,
450 Idaeaſque pices, & pingues unguine ceras,
Scillamque, elleboroſque graves, nigrumque bitumen.
Non tamen ulla magis praeſens fortuna laborum eſt,
Quam ſi quis ferro potuit reſcindere ſummum
Ulceris os. Alitur vitium, vivitque tegendo:
455 Dum medicas adhibere manus ad vulnera paſtor
Abnegat, aut meliora Deos ſedet omina poſcens.
Quin etiam, ima dolor balantum lapſus ad oſſa
Quum furit, atque artus depaſcitur arida febris,
Profuit incenſos aeſtus avertere, & inter
460 Ima ferire pedis ſalientem ſanguine venam:
Biſaltae quo more ſolent, acerque Gelonus,
Quum fugit in Rhodopen, atque in deſerta Getarum,
Et lac concretum cum ſanguine potat equino.

Dann möcht' ich nicht unter freiem Himmel im weichlichen Schlaf ruhn,
Hätt' auch nicht Luſt auf dem Hügel des Hains im Graſe zu liegen:
Wenn ſie glänzend verneut nach verwechſelter Hülle die Jugend
Wieder bekommt, und Brut oder Eyer im Loche zurück läſt,
Strebend zur Sonne glizert im Maul dreiſpizicht Gezüngel.
Auch der Krankheiten Zeichen und Urſachen will ich dich lehren:
Schändliche Kräze plaget die Schafe, wenn eiskalter Regen
Tief ſich auf die empfindliche Haut ſezt, und ſchauerichter Winter
Grau von Reif; oder wenn den geſchornen noch unabgewaſchner
Schweiß anhängt, oder ſtachlichte Dornen den Körper zerrizen.
Darum waſchen die Schäfer ein jedes Stück in den ſüßen
Flüſſen, und ſie ſtürzen den Widder mit naſſem Gelocke
In den Strudel, ſo hinein geſtürzt ſchwimmt er dem Strom nach.
Oder ſie ſchmieren den geſchornen Körper mit bitterer Oelheſ'
Und ſie miſchen Silberglätte, lebendigen Schwefel,
Nebſt Idäiſchem Theer, und fettem Wachs zu der Salbe,
Ferner die Meerzwiebel, ſtinkende Nieswurz, und ſchwärzliches Bergwachs.
Doch iſt kein einziges Glück der Heilung von ſchnellerer Wirkung,
Als wenn jemand die oberſte Spiz des Geſchwürs mit dem Meſſer
Oefnen kann: das Uebel lebt und ernährt ſich wenns zu iſt;
Und der Hirt die heilende Hand an Geſchwüre zu legen
Ausſchlägt, oder die Beßrung von Gottheiten heiſchend nur ſtill ſizt.
Dränge ſo gar der Schmerz der Schafe bis tief an die Knochen,
Tobte er dort, und verzehrte die Glieder ein trockenes Fieber;
Dann wärs gut die Entzündung abzuwenden, und an dem
Unteren Fuß eine Ader ſprizend von Blute zu ſchlagen.
Auf dieſe Art verfahren die Biſalten, der raſche Geloner,
Wenn er auf den Rhodop fleucht, oder in Getiſche Wüſten,
Und geronnene Milch gemiſcht mit Pferdeblut trinket.

Quam procul, aut molli ſuccedere ſaepius umbrae
465 Videris, aut ſummas carpentem ignavius herbas,
Extremamque ſequi, aut medio procumbere campo
Paſcentem, & ſerae ſolam decedere nocti:
Continuo ferro culpam compeſce, priusquam
Dira per incautum ſerpant contagia vulgus.
470 Non tam creber agens hiemem ruit aequore turbo,
Quam multae pecudum peſtes. Nec ſingula morbi
Corpora corripiunt; ſed tota aeſtiva repente,
Spemque gregemque ſimul, cunctamque ab origine gentem.
Tum ſciat, aerias Alpes, & Norica ſi quis
475 Caſtella in tumulis, & Japidis arva Timavi,
Nunc quoque poſt tanto videat, deſertaque regna
Paſtorum, & longe ſaltus lateque vacantes.
Hic quondam morbo caeli miſeranda coorta eſt
Tempeſtas, totoque autumni incanduit aeſtu,
480 Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum;
Corrupitque lacus; infecit pabula tabo.
Nec via mortis erat ſimplex; ſed ubi ignea venis
Omnibus acta ſitis miſeros adduxerat artus;
Rurſus abundabat fluidus liquor: omniaque in ſe
485 Oſſa minutatim morbo collapſa trahebat.
Saepe in honore Deum medio ſtans hoſtia ad aram,
Lanea dum nivea circumdatur infula vitta,
Inter cunctantes cecidit moribunda miniſtros.
Aut ſi quam ferro mactaverat ante ſacerdos,
490 Inde neque impoſitis ardent altaria fibris,
Nec reſponſa poteſt conſultus reddere vates:
Ac vix ſuppoſiti tinguntur ſanguine cultri.

Siehſt du ein Schaf das ſich öfters entfernt und dem kühlenden Schatten
Nachläuft, oder träger die oberſten Grasſpizen abäzt, 465
Oder zulezt kommt, oder mitten im Felde ſich hinlegt
Während dem weyden, in ſpäter Nacht allein nach Haus kommt;
Schleunig räum mit dem Stahl das Uebel hinweg, ehe weiter
Wütendes Anſtecken durch die verwarloſte Heerden ſich ſchleiche.
Stürme treibender Wirbelwind ſtürzt von dem Meer her nicht öfter, 470
Als die viele Seuchen des Viehs: die Krankheit befällt nicht
Einzelne Stücke allein; wohl ganze Pferche auf einmal,
Junge und alte zugleich, die ganze Heerde von Grund aus.
Der kanns leicht erfahren, der hingeht und luſtige Alpen
Noriſche Schlöſſer auf Hügeln, Japitiſche Flurn am Timavus 475
Nach ſo langer Zeit noch als wüſte Reiche der Hirten
Antrift, weit und breit verödete Forſten noch findet.
Hier entſtand ehmals aus ſchädlicher Luft eine klägliche Wittrung,
Die mit der ganzen Hize des Herbſtes alles durchglühte,
Jede Gattung des Vieh's und des Wilds übergab ſie dem Tode, 480
Seeen verdarb ſie: vergiftete Weyden mit tödlichem Hauche.
Auch war die Krankheit nicht einförmig: wo jezt in allen Gefäßen
Brennende Trockne ſich umtrieb, die elende Gliedmaſſen ſpannte,
Da war hernach ein flüßiger Saft in Ueberfluß; welcher
Alle von Krankheit zermalmte Knochen in ſich verſchluckte. 485
Oft ſtand ein Opferthier mitten im Gottesdienſt vor dem Altare,
Wenn man die wollene Inful mit ſchneeweiſſen Binden ihm anthat,
Fiel es zwiſchen den zögernden Dienern ſterbend darnieder.
Oder hatt' es der Prieſter noch eh mit dem Meſſer geſchlachtet,
So verbrannte weder das Eingeweid auf den Altären 490
Noch der befragte Weiſſager konnte hier Antwort ertheilen:
Auch die Schlachtmeſſer wurden kaum mit Blute gefärbet,

Summaque jejuna ſanie infuſcatur arena.
Hinc laetis vituli vulgo moriuntur in herbis,
495 Et dulces animas plena ad praeſepia reddunt.
Hinc canibus blandis rabies venit, & quatit aegros
Tuſſis anhela ſues, ac faucibus angit obeſis.
Labitur infelix, ſtudiorum atque immemor herbae
Victor equus, fonteſque avertitur, & pede terram
500 Crebra ferit: demiſſae aures: incertus ibidem
Sudor, & ille quidem morituris frigidus: aret
Pellis, & ad tactum tractanti dura reſiſtit.
  Haec ante exitium primis dant ſigna diebus.
Sin in proceſſu coepit crudeſcere morbus,
505 Tum vero ardentes oculi, atque attractus ab alto
Spiritus, interdum gemitu gravis, imaque longo
Ilia ſingultu tendunt: it naribus ater
Sanguis, & obſeſſas fauces premit aſpera lingua.
Profuit inſerto latices infundere cornu
510 Lenaeos: ea viſa ſalus morientibus una.
Mox erat hoc ipſum exitio, furiiſque refecti
Ardebant, ipſique ſuos, jam morte ſub aegra,
(Di meliora piis, erroremque hoſtibus illum!)
Diſciſſos nudis laniabant dentibus artus.
515   Ecce autem duro fumans ſub vomere taurus
Concidit, & mixtum ſpumis vomit ore cruorem,
Extremoſque ciet gemitus: it triſtis arator,
Moerentem abjungens fraterna morte juvencum:
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.
520 Non umbrae altorum nemorum, non mollia poſſunt
Prata movere animum, non, qui per ſaxa volutus

Und der verhungerte Eiter beſleckte den oberſten Sand kaum.
Dann auch ſtarben die Kälber im ſchönſten Gras nach der Reihe,
Und ſie gaben an vollen Krippen den lieblichen Geiſt auf. 495
Dann kam die Wuth an ſchmeichelnde Hunde, es quälte die kranken
Schweine ein keichender Huſten, er würgte in maſtigen Kehlen.
Unglücklich ſtürzt' das Siegsroß der Arbeit und Weyde vergeſſend
Hin auf die Erd', es eckelt' für Quellen, und unruhig ſtampft' es
Mit dem Fuß auf dem Boden: die Ohren hiengen, und wechslend 500
Brach da ein Schweiß aus, der bei den Sterbenden kalt war; verdorret
War die Haut, als hart widerſtand ſie dem drückenden Finger.
Dies waren Zeichen der erſten Tage des nahenden Todes.
Wenn im Steigen die Krankheit anfieng heftig zu werden,
Dann entzündeten ſich die Augen, das Thier zog den Odem 505
Tief, bisweilen ſchwer mit Seufzen, die innern Gedärme
Spannt' langwieriges Schlucken: es floß aus der Naſen ein ſchwarzes
Blut, die rizige Zunge quoll im entzündeten Halſe.
Nüzlich wars oft wenn man ihnen Lenäiſchen Saft mit dem Horne
Eingab, dies ſchien noch zu ſeyn der Sterbenden einzige Hilfe. 510
Bald war auch dies zum Verderben, denn dadurch erquicket entflammte
Sich ihre Wuth, mit dem Tode ringend zerfleiſchten ſie ſelbſten
(Götter gebt beſſeres Schickſal den Frommen, ſolch Irrſal den Feinden:)
Ihre eigne zerriſſne Glieder mit bleckenden Zähnen.
Sieh doch, wie vor dem harten Pflugſchaar der dampfende Ochſe 515
Niederſtürzt, aus dem Maul Geblüte mit Schaum vermiſcht ausbricht,
Und er zieht die lezten Seufzer, der traurige Pflüger,
Geht und ſpannt den andern aus der den Bruder betrauert,
Dieſer läßt nun den Pflug in der Mitten des Tagewerks ſtecken.
Ihm kann kein Schatten des hohen Hains, keine weichliche Wieſe 520
Ferner den Geiſt erheitern, kein Bach, der blank wie ein Spiegel

Purior electro campum petit amnis: at ima
Solvuntur latera, atque oculos ſtupor urget inertes,
Ad terramque fluit devexo pondere cervix.
Quid labor, aut benefacta juvant? quid vomere terras
Invertiſſe graves? atqui non Maſſica Bacchi
Munera, non illis epulae nocuere repoſtae:
Frondibus & victu paſcuntur ſimplicis herbae.
Pocula ſunt fontes liquidi, atque exercita curſu
Flumina, nec ſomnos abrumpit cura ſalubres.
Tempore non alio dicunt regionibus illis
Quaeſitas ad ſacra boves Junonis, & uris
Imparibus ductos alta ad donaria currus.
Ergo aegre raſtris terram rimantur, & ipſis
Unguibus infodiunt fruges, monteſque per altos
Contenta cervice trahunt ſtridentia plauſtra.
Non lupus inſidias explorat ovilia circum,
Nec gregibus nocturnus obambulat: acrior illum
Cura domat: timidi damae cervique fugaces
Nunc interque canes & circum tecta vagantur.
Jam maris immenſi prolem, & genus omne natantum
Littore in extremo, ceu naufraga corpora, fluctus
Proluit: inſolitae fugiunt in flumina phocae.
Interit & curvis fruſtra defenſa latebris
Vipera, & attoniti ſquamis adſtantibus hydri.
Ipſis eſt aer avibus non aequus, & illae
Praecipites alta vitam ſub nube relinquunt.
Praeterea nec jam mutari pabula refert,
Quaeſitaeque nocent artes: ceſſere magiſtri
Phillyrides Chiron, Amythaoniuſque Melampus.

Durchs Geſtein zum Felde ſich hinwälzt; die untere Seiten
Hangen ſchlaff, Erſtarrung drängt die erloſchene Augen.
Sinkend von Schwere ſenkt der Nacken zur Erden hernieder.
Wozu nüzt nun die Arbeit, der Dienſtfleiß? was hilfts mit dem Pflug-
ſchaar
Schweres Feld gepflügt zu haben? des Maßiſchen Bacchus 526
Gaben, und aufbewahrtes Naſchwerk hat ſie nicht verdorben:
Denn ſie genoſſen nur Nahrung von Blättern und einfachen Kräutern.
Ihr Getränk war klares Waſſer, im Laufen geübte
Flüſſe; auch brach ihnen die Sorge den heilſamen Schlaf nicht. 530
Sonſt hat man niemals in dortiger Gegend, ſo ſagt man, die Kühe
Zu dem Opfer der Juno zu ſuchen gebraucht, und mit wilden
Ungleichen Ochſen den Wagen zum hohen Stifte geführet.
*) Darum wühlten ſie mühſam mit Hacken die Erde, mit eignen
Nägeln krazten ſie ein den Saamen, an ſteilen Gebirgen 535
Zogen ſie mit geſpanntem Nacken die knirrende Wagen.
Da erforſchte kein Wolf um den Schafſtall die heimlichen Schliche,
Wandelte nicht des Nachts um die Heerden; ſchärferer Kummer
Zähmte denſelben; furchtſame Gemſen, und flüchtige Hirſche
Schwärmten anjezo zwiſchen den Hunden, und rund um die Häuſer. 540
Fluthen ſpulten des unermeßlichen Meeres Geburten,
Jede ſchwimmende Thierart wie Körper im Schiffbruch ans Ufer:
Und die Meerkälber flohn ungewöhnlicher Weiß in die Flüſſe.
Auch die Viper durch krumme Schlupfwinkel übel vertheidigt
Starb, die Waſſerſchlang ſtarrt', ihr ſtand'n die Schuppen zu Berge. 545
Selbſt den Vögeln war jezt die Luft nicht mehr günſtig, ſie ließen
Unter den hohen Wolken ihr Leben und ſtürzten hernieder.
Ueber das alles half es jezt nicht das Futter zu ändern,
Ausgeſucht' Arznei war ſchädlich: die Aerzte entwichen,
Chiren der Philyride, Melampus der Sohn Amithaons. 550

---

*) Ein gewiſſer Beweis daß [illegible] nicht [illegible] ſondern [illegible] weiſt.

Saevit & in lucem Stygiis emiſſa tenebris
Pallida Tiſiphone, morbos agit ante metumque,
Inque dies avidum ſurgens caput altius effert
Balatu pecorum, & crebris mugitibus amnes
555 Arentesque ſonant ripae, collesque ſupini.
Jamque catervatim dat ſtragem, atque aggerat ipſis
In ſtabulis turpi dilapſa cadavera tabo:
Donec humo tegere, ac foveis abſcondere diſcunt.
Nam neque erat coriis uſus: nec viſcera quiſquam
560 Aut undis abolere poteſt, aut vincere flamma:
Nec tondere quidem morbo illuvieque pereſa
Vellera, nec telas poſſunt attingere putres.
Verum etiam inviſos ſi quis tentarat amictus;
Ardentes papulae, atque immundus olentia ſudor
565 Membra ſequebatur. Nec longo deinde moranti
Tempore contactus artus ſacer ignis edebat.

Tobend zum Licht, aus Stygiſcher Finſternis ausgeſchickt, triebe
Vor ſich her, die bleiche Tiſiphon Krankheit und Schrecken,
Täglich hob ſie ihr gieriges ſteigendes Haupt immer höher.
Vom Geblöcke der Heerden, vom häufigen Brüllen erſchollen
Flüſſe, die ausgetrockneten Ufer, der Abhang der Hügel. 555
Jezt erwürgte ſie haufenweiß, auch ſo gar in den Ställen
Häufte ſie Leichen, zerflieſend und modernd von ſchrecklicher Seuche;
Bis man anfieng mit Erd ſie zu decken, in Gruben zu ſenken,
Denn man konnte die Häute nicht brauchen: das Fleiſch konnte niemand
All in die Wellen begraben, und ganz durch Flammen verzehren. 560
Scheeren konnte man nicht die von Krankheit und Unrath zerfreßne
Wolle, und nicht das von Fäulniß durchdrungne Geſpinnſte berühren;
Wenn auch jemand ſo ſchädliche Kleider anzuziehn wagte,
So verfolgten hizige Blattern, ein unreines Schwizen
Voller Geſtank die Glieder: es dauerte dann auch nicht lange 565
So zerfraß das heilige Feuer die leidenden Theile.

VIRGILII
GEORGICON

LIBER IV.

ARGUMENTUM.

Poſt brevem de apibus & mellatione propoſitionem, dedicationemque operis, opus ipſum octo partibus exequitur: I. De commoda apum habitatione. II. De earum pabulatione, examinibus, pugnis. III. De duabus earum ſpeciebus. IV. De earum quaſi civili prudentia & republica. V. De mellationis temporibus. VI. De moribus apum, morborumque ſignis ac remediis. VII. De apum reparatione, quum pereunt. VIII. De reparationis hujus inventione, & auctore, Ariſtaeo, cujus fabulam epilogi loco fuſe narrat: eidemque attexit fabulam Eurydices & Orphei.

Virgils Georgicon

IV. Buch.

Inhalt des vierten Geſangs.

Nach einem kurzen Eingang von den Bienen und dem Honigbau, nebſt der Zuſchrift des Geſangs, folgt das Gedicht ſelbſt in acht Theilen: 1) von der naturgemäſen Wohnung der Bienen. 2) Von ihrem Futter, ihren Schwärmen und Kämpfen. 3) Von ihren zweierlei Gattungen. 4) Von ihrer bürgerlichen Klugheit, und Republikähnlichen Verfaſſung. 5) Von der beſten Zeit Honig zu ſammeln. 6) Von den Bienenkrankheiten, ihren Zeichen und Arzneien. 7) Von der Wiederherſtellung der Bienen wenn ſie Noth gelitten haben. 8) Endlich, von der Erfindung dieſer Wiederherſtellung, und ihrem Urheber dem Ariſtäus, deſſen Geſchichte der Dichter zum Beſchluß weitläuftig erzählet, und die Fabel von dem Orpheus und der Eurydice einflieſen läßt.

Protinus aerii mellis caeleſtia dona
Exſequar. Hanc etiam, Maecenas, adſpice partem.
Admiranda tibi levium ſpectacula rerum,
Magnanimosque duces, totiusque ordine gentis
5 Mores, & ſtudia, & populos, & praelia dicam.
In tenui labor: at tenuis non gloria; ſi quem
Numina laeva ſinunt, auditque vocatus Apollo.
Principio ſedes apibus ſtatioque petenda,
Quo neque ſit ventis aditus, (nam pabula venti
10 Ferre domum prohibent) neque oves haedique petulci
Floribus inſultent, aut errans bucula campo
Decutiat rorem, & ſurgentes atterat herbas.
Abſint & picti ſqualentia terga lacerti
Pinguibus a ſtabulis, meropesque, aliaeque volucres;
15 Et manibus Procne pectus ſignata cruentis.
Omnia nam late vaſtant, ipſasque volantes
Ore ferunt dulcem nidis immitibus eſcam.
At liquidi fontes & ſtagna virentia muſco
Adſint, & tenuis, fugiens per gramina, rivus,
20 Palmaque veſtibulum aut ingens oleaſter inumbret.
Ut, quum prima novi ducent examina reges
Vere ſuo, ludetque favis emiſſa juventus,
Vicina invitet decedere ripa calori;
Obviaque hoſpitiis teneat frondentibus arbos.
25 In medium, ſeu ſtabit iners, ſeu profluet humor,
Transverſas ſalices, & grandia conjice ſaxa:
Pontibus ut crebris poſſint conſiſtere, & alas
Pandere ad aeſtivum ſolem, ſi forte morantes

Unverzüglich will ich erklären des luftigen Honigs
Himmliſche Gaben, ſchaue Mäzen auch auf dieſes Gedichte.
Wundernswürdige Schauſpiele unbedeutender Dinge
Heldenmüthige Fürſten, der ganzen Völkerſchaft Sitten,
Uebung, Gemeinden, und Schlachten, will ich dir ordentlich ſingen. 5
Geht ſchon die Arbeit ins kleine, nicht klein iſt die Ehre, wenn einen
Widrige Götter nicht hindern, Apollo Gebäte erhöret.
Anfangs muß man den Bienen Wohnung und Standplaz erwählen
Wo weder Winde Zutritt haben (denn Winde verhindern
Nahrung nach Haus zu tragen) noch Schaaſe und geilende Böcke 10
Blumen zertretten, auch keine Sterke irgend im Felde
Thau abſchüttelt, oder auch ſteigende Kräuter zerquetſchet.
Fern ſei der ſchmierige Rücken des buntgezeichneten Molches
Von den feiſten Stöcken, der Merops und andres Geflügel;
Auch die Procne die Bruſt mit blutigen Händen bezeichnet. 15
Denn ſie verwüſten alles umher, und ſelbſten im Fluge
Führn ſie die ſüſe Speiſe im Mund zu den unholden Neſtern.
Aber klare Quellen und Weiher grünend von Mooſe
Sollen zur Hand ſeyn, ein ſeichter Bach, der im Graſe dahin flieht.
Palmen und mächtige wilde Oelbäum' beſchatten den Vorhof. 20
Daß, wenn die neuen Fürſten die erſten Schwärm' ausführen
In ihrem Lenz, und die Jugend den Stöcken entlaſſen, umher ſpielt,
Sie das benachbarte Ufer locke der Hiz' zu entweichen:
Und ein Baum ihnen aufſtoße der im Gelaube ſie herbergt.
Mitten über das Waſſer, es mag nun ſtehn oder flieſen, 25
Lege weidene Stäb in die Quer, und Steine die [illegible] ſind:
Daß ſie auf den häufigen Brücken ruhn, und die Flügel
Ausbreiten können in Stralen des Sommers, wenn ſie im Zögern

Sparſerit, aut praeceps Neptuno immerſerit Eurus.
Haec circum caſiae virides, & olentia late
Serpylla, & graviter ſpirantis copia thymbrae
Floreat, irriguumque bibant violaria fontem.
Ipſa autem, ſeu corticibus tibi ſuta cavatis,
Seu lento fuerint alvearia vimine texta,
Anguſtos habeant aditus. Nam frigore mella
Cogit hiems, eademque calor liquefacta remittit.
Utraque vis apibus pariter metuenda: neque illae
Nequicquam in tectis certatim tenuia cera
Spiramenta linunt, fucoque & floribus oras
Explent, collectumque haec ipſa ad munera gluten
Et viſco & Phrygiae ſervant pice lentius Idae.
Saepe etiam effoſſis (ſi vera eſt fama) latebris
Sub terra fovere larem, penitusque repertae
Pumicibusque cavis, exeſaeque arboris antro.
Tu tamen e laevi rimoſa cubilia limo
Unge fovens circum, & raras ſuperinjice frondes.
Neu propius tectis taxum ſine, neve rubentes
Ure foco cancros, altae neu crede paludi:
Aut ubi odor coeni gravis, aut ubi concava pulſu
Saxa ſonant, vocisque offenſa reſultat imago.
Quod ſupereſt, ubi pulſam hiemem ſol aureus egit
Sub terras, caelumque aeſtiva luce recluſit,
Illae continuo ſaltus ſilvasque peragrant,
Purpureosque metunt flores, & flumina libant
Summa leves. Hinc neſcio qua dulcedine laetae
Progeniem nidosque fovent: hinc arte recentes
Excudunt ceras, & mella tenacia fingunt.

Etwa der Oſtwind zerſtreut, ins Waſſer hingeſtürzt hätte.
Um ſie her ſollen grünende Caſien, Feldkümmel, welcher
Fernher riecht, und die kräftig duftende Thymbra in Menge
Blühen, und Veilchen-Raſen das rieſelnde Quellwaſſer trinken.
Aber den Bienenkorb mußt du aus hohler Rinde von Korkholz
Machen, oder aus zähen Ruthen wie Körbe ſie flechten;
Laß das Flugloch eng ſeyn; der Winter verhärtet den Honig
Durch den Froſt, hingegen die Hize macht ihn zu flüßig.
Eins wie das andre iſt gleichförmig furchtbar den Bienen, denn dieſe
Kleben mit Wachs nicht vergebens die feinſten Rizen der Wohnung
Wetteifernd zu, mit Seewaid- und Blumenſaft fülln ſie des Randes
Anſchluß aus, zu dieſem Gebrauch wird geſammelter Kleiſter,
Zäher als Leim, als Phrygiſches Pech vom Ida verwahret.
Oft (wenns wahr iſt) ſollen ſie auch in gegrabenen Löchern
Unter der Erd ihre Haushaltung führen, tief in den hohlen
Bimsſteinen fand man ſie, auch in den Höhlen kernfauler Bäume.
Du aber ſchmier zur Erwärmung die riſſigen Stöcke mit glattem
Leimen rund umher, und bedeck ſie mit dünnem Gelaube.
Leid' auch den Taxus nicht nah beim Bienenſtand, oder verbrenn nicht
Rothe Krebs' am Heerde, trau auch dem tiefen Moraſt nicht;
Oder wo Modergeſtank iſt, wo hohle Felſen vom Anſtoß
Schallen, das widerſtoſſende Bildniß der Stimme zurückpreßt.
Ferner, ſo bald die güldne Sonn den vertriebenen Winter
Unter die Erde verbannt, und den Himmel mit Sommerlicht aufſchließt;
Dann durchwandern ſie unverzüglich Forſten und Wälder,
Erndten purpurne Blumen, und koſten das obre der Flüſſe
Leichten Flugs. Dadurch ernährn ſie, ich weiß nicht mit welcher
Wonne ſo fröhlich, Brut und Jungen: und durch dieſe Künſte
Würken ſie friſches Wachs, und bilden geſchmeidigen Honig.

Hinc ubi jam emiſſum caveis ad ſidera caeli
Nare per aeſtatem liquidam ſuſpexeris agmen,
60 Obſcuramque trahi vento mirabere nubem;
Contemplator: aquas dulces, & frondea ſemper
Tecta petunt. Huc tu juſſos adſperge ſapores,
Trita meliſphylla, & cerinthae ignobile gramen:
Tinnituſque cie, & Matris quate cymbala circum.
65 Ipſae conſidant medicatis ſedibus: ipſae
Intima more ſuo ſeſe in cunabula condent.
Sin autem ad pugnam exierint; nam ſaepe duobus
Regibus inceſſit magno diſcordia motu,
Continuoque animos vulgi & trepidantia bello
70 Corda licet longe praeſciſcere: namque morantes
Martius ille aeris rauci canor increpat, & vox
Auditur fractos ſonitus imitata tubarum.
Tum trepidae inter ſe coëunt, pennisque coruſcant,
Spiculaque exacuunt roſtris, aptantque lacertos,
75 Et circa regem atque ipſa ad praetoria denſae
Miſcentur, magnisque vocant clamoribus hoſtem.
Ergo, ubi ver nactae ſudum camposque patentes,
Erumpunt portis; concurritur; aethere in alto
Fit ſonitus, magnum mixtae glomerantur in orbem,
80 Praecipitesque cadunt. Non denſior aëre grando,
Nec de concuſſa tantum pluit ilice glandis.
Ipſi per medias acies, inſignibus alis,
Ingentes animos anguſto in pectore verſant,
Usque adeo obnixi non cedere, dum gravis aut hos,
85 Aut hos verſa fuga victor dare terga ſubegit.
Hi motus animorum atque haec certamina tanta

Wenn du hernach ſchon die Schaar den Zellen entflohn an des Himmels
Sternen in heiteren Sommerlüften ſchwimmen wirſt ſehen,
Und du das dunkle Wölkchen vom Winde getrieben bewunderſt;
Dann gieb Achtung: ſüſes Waſſer und laubichte Wohnung
Suchen ſie immer: hier ſtreu folgende riechende Kräuter,
Nämlich zerriebne Meliſſen, gemeines Cerinthengeſträuche;
Mach ein Geklingel umher, und klopfe die Cymbel Cybelens.
Denn ſie ſezen ſich gern auf wohlriechende Kräuter: ſie ſelbſten
Bergen ſich gern nach ihrer Gewohnheit ins Innre der Wiege.
Wenn ſie aber zum Kampf ausziehn, (denn öfters geſchieht es
Daß die Zwietracht mit groſer Unruh zween Könige ankömmt)
Dann kann man gleich von Anfang den Geiſt des Pöbels, die Herzen
Pochend zum Kriege lange bemerken: die Zögernden reizet
Jenes Kriegegetöne des heiſchern Metalls, eine Stimme
Hört man, die die gebrochnen Töne der Streithörner nachahmt.
Schnurrend laufen ſie dann zuſammen, es blizen die Flügel,
Und ſie wezen die Stacheln am Rüſſel, und üben die Muskeln,
Um den König und ſelbſt ums Hauptquartier miſcht ſich der dichte
Haufen, man fordert mit groſem Geſchrei die Feinde zum Krieg auf.
Wenn ſie nun heitern Frühling und offnes Gefilde bekommen,
Dann bricht alles durchs Thor; das Treffen beginnt, und im hohen
Aether tönts, das Schlachtgewirr ballt ſich zum mächtigen Kreiſe,
Stürzend fallend ſie: Hagel fällt aus den Lüften nicht dichter,
Und von geſchüttelter Steineich' regnen nicht ſo viel Eicheln.
Aber die Könige mitten im Treffen vortreflich beflügelt,
Wälzen in ihrer engen Bruſt erſchrecklichen Kraftdrang,
Sie widerſtehn dem Weichen bis dahin wo dieß' oder jene
Fliehend den Rücken zu kehrn, der beſchwerliche Sieger gezwungen.
Dieſe Empörung der Geiſter, und dieſe ſo heftige Kämpfe

Pulveris exigui jactu compreſſa quieſcent.
 Verum ubi ductores acie revocaveris ambo;
Deterior qui viſus, eum, ne prodigus obſit,
90 Dede neci: melior vacua ſine regnet in aula.
Alter erit maculis auro ſqualentibus ardens:
(Nam duo ſunt genera) hic melior, inſignis & ore,
Et rutilis clarus ſquamis: ille horridus alter
Deſidia, latamque trahens inglorius alvum.
95 Ut binae regum facies, ita corpora plebis.
Namque aliae turpes horrent: ceu pulvere ab alto
Quum venit, & terram ſicco ſpuit ore viator
Aridus: elucent aliae, & fulgore coruſcant
Ardentes auro, & paribus lita corpora guttis.
100 Haec potior ſoboles. Hinc caeli tempore certo
Dulcia mella premes: nec tantum dulcia, quantum
Et liquida, & durum Bacchi domitura ſaporem.
 At quum incerta volant, caeloque examina ludunt,
Contemnuntque favos, & frigida tecta relinquunt;
105 Inſtabiles animos ludo prohibebis inani.
Nec magnus prohibere labor. Tu regibus alas
Eripe. Non illis quiſquam cunctantibus altum
Ire iter, aut caſtris audebit vellere ſigna.
Invitent croceis halantes floribus horti,
110 Et cuſtos furum atque avium cum falce ſaligna
Helleſpontiaci ſervet tutela Priapi.
Ipſe thymum pinoſque ferens de montibus altis
Tecta ferat late circum, cui talia curae:
Ipſe labore manum duro terat: ipſe feraces
115 Figat humo plantas, & amicos irriget imbres.

Werden gehemmt durch den Wurf eines leichten Staubs und geſtillet.
Wenn du aus der Schlacht die beiden Heerführer abrufſt,
So erforſche den Schlechtern, und dieſen, damit er nicht praſſe,
Richte hin; den erledigten Thron beſteige der Beſſre;
Einer wird glühend ſcheinen von Gold und ſtrozenden Flecken,
(Denn ſie ſind zweifach) der Beſſre iſt dieſer, vortreflich von Anſehn,
Glänzend von röthlich göldenen Schuppen; der andere ſtarret
Träg und faul, er ſchleppt unedel den bauchichten Wanſt nach.
So wie das Anſehn der Könige zweifach, ſo auch des Volkes;
Denn die einen ſind garſtig rauh; wie wenn aus dem tiefen
Staub der lechzende Wanderer kommt, und mit trockenem Munde
Erd' ausſpeit; die andren glänzen, und blizen von Schimmer
Glühend wie Gold, die Körper geſprenkelt mit ähnlichen Flecken.
Dieſe Gattung iſt ſtark: zu gehöriger Jahreszeit wirſt du
Süßen Honig von ihnen preſſen, der nicht allein ſüß iſt
Sondern auch lauter, der den ſtrengen Weingeſchmack bändigt.
Fliegen ſie aber verworren, und ſpielen die Schwärm' unterm Himmel,
Wenn ſie den Wachsbau nicht achten, den Bienenſtock kühl werden laſſen;
Dann verwehrſt du den Flattergeiſtern die müßigen Spiele.
Dies Verwehren iſt kleine Mühe: den Königen nimm nur
Ihre Flügel: wenn dieſe bleiben wird keiner die hohe
Reiſe beginnen, es wagen im Lager die Fahne zu ſchwingen.
Gärten Safrangerüche verbreitend locken ſie an ſich,
Und der Wächter der Diebe und Vögel mit weidenem Meſſer
Nämlich Priapus vom Helleſpont dient auch ihnen zum Schuze.
Auch ſoll derjenige Thymus und Tannen von hohen Gebirgen
Weit umher um die Wohnungen pflanzen, dem Bienenzucht anliegt;
Selbſt zerſtoß er in ſchwerer Arbeit die Fauſt; und er ſeze
Selbſten fruchtbare Pflanzen, begieß ſie mit freundlichem Regen.

Atque equidem, extremo ni jam ſub fine laborum
Vela traham, & terris feſtinem advertere proram;
Forſitan, &, pingues hortos quae cura colendi
Ornaret, canerem, biferique roſaria Paeſti:
120 Quoque modo potis gauderent intuba rivis;
Et virides apio ripae, tortuſque per herbam
Creſceret in ventrem cucumis: nec ſera comantem
Narciſſum, aut flexi tacuiſſem vimen acanthi,
Pallenteſque hederas, & amantes littora myrtos.
125 Namque ſub Oebaliae memini me turribus altis,
Qua niger humectat flaventia culta Galaeſus,
Corycium vidiſſe ſenem: cui pauca relicti
Jugera ruris erant: nec fertilis illa juvencis,
Nec pecori opportuna ſeges, nec commoda Baccho.
130 Hic rarum tamen in dumis olus, albaque circum
Lilia, verbenasque premens, veſcumque papaver,
Regum aequabat opes animis; ſeraque revertens
Nocte domum dapibus menſas onerabat inemtis.
Primus vere roſam atque autumno carpere poma,
135 Et quum triſtis hiems etiamnum frigore ſaxa
Rumperet, & glacie curſus frenaret aquarum,
Ille comam mollis jam tum tondebat acanthi,
Aeſtatem increpitans ſeram Zephyroſque morantes.
Ergo apibus foetis idem atque examine multo
140 Primus abundare, & ſpumantia cogere preſſis
Mella favis: illi tiliae, atque uberrima pinus:
Quotque in flore novo pomis ſe fertilis arbos
Induerat, totidem autumno matura tenebat.
Ille etiam ſeras in verſum diſtulit ulmos,

Aber wenn ich nicht nahe am Ziel meiner Arbeit die Segel
Einzöge, eilte den Schnabel des Schifs zum Ufer zu lenken;
Würd' ich vielleicht noch die Wirthſchaft beſingen, die fruchtbare Gärten
Zieret, die Roſengärten des doppelterndeuten Päſtums;
Wie die Endivien grünen und blühen vom trinken des Baches,
Wie die Ufer von Sellerie grünen, gewunden durchs Kraut hin
Gurken zu bauchichten Knollen erwachſen: ich hätt' auch Narciſſus
Spätes Blühen, den Halm des ſchlanken Acanths nicht verſchwiegen,
Nicht den bleichen Epheu, nicht Ufer liebende Myrten.
Denn ich erinnre mich unter Oebaliens ſteigenden Thürmen,
Wo der ſchwarze Galäſus die gelben Saatfelder wäſſert,
Einen Corycíſchen Greis geſehn zu haben, er hatte
Wenige Juchart verlaſſenen Feldes; weder zum Pflügen
Noch den Heerden, ein brauchbares Land, auch [illegible]Weinbau nicht tüchtig.
Dieſer pflanzte doch hie und da in den Dornen Gemüſe,
Weiſſe Lilgen umher, und Verbena, und eßbares Mohnkraut,
Dabei war er vergnügt wie ein König, und kam er in ſpäter
Nacht nach Haus, ſo trug ſein Tiſch unerkaufte Gerüchte.
Frühlings brach er am erſten die Roſen, im Herbſte das Obſt ab;
Und wenn der traurige Winter annoch durch Kälte die Felſen
Sprengte, und mit Eis den Lauf der Flüſſe im Zaum hielt,
Dann entnahm er ſchon dem weichen Acanthus die Blätter,
Schmälte den langſam ſchleichenden Sommer, den zögernden Weſtwind.
Darum war er der erſte im Ueberfluß fruchtbarer Bienen
Vieler Schwärm', aus gepreſten Waben ſchäumenden Honig
Auszuzwängen: er hatte Linden, die fruchtbarſten Tannen;
Und ſo viel ſich der tragbare Baum zum Obſte in Blüte
Kleidete, eben ſo viel erreiftes erhielt er im Herbſte.
Langſame Ulmen hatt' er in kreuzweiſe Reihen gepflanzet,

145 Eduramque pirum, & ſpinos jam pruna ferentes,
Jamque miniſtrantem platanum potantibus umbras.
Verum haec ipſe equidem ſpatiis excluſus iniquis,
Praetereo, atque aliis poſt me memoranda relinquo.
Nunc age, naturas apibus quas Juppiter ipſe
150 Addidit, expediam: pro qua mercede, canoros
Curetum ſonitus crepitantiaque aera ſecutae,
Dictaeo caeli regem pavere ſub antro.
Solae communes natos, conſortia tecta
Urbis habent, magniſque agitant ſub legibus aevum:
155 Et patriam ſolae, & certos novere penates:
Venturaeque hiemis memores aeſtate laborem
Experiuntur, & in medium quaeſita reponunt.
Namque aliae victu invigilant, & foedere pacto
Exercentur agris: pars intra ſepta domorum
160 Narciſſi lacrimam, & lentum de cortice gluten,
Prima favis ponunt fundamina. Deinde tenaces
Suſpendunt ceras: aliae, ſpem gentis, adultos
Educunt foetus: aliae puriſſima mella
Stipant: & liquido diſtendunt nectare cellas.
165 Sunt, quibus ad portas cecidit cuſtodia ſorti:
Inque vicem ſpeculantur aquas, & nubila caeli:
Aut onera accipiunt venientum, aut agmine facto
Ignavum, fucos, pecus a praeſepibus arcent.
Fervet opus, redolentque thymo fragrantia mella.
170 Ac veluti, lentis Cyclopes fulmina maſſis
Quum properant, alii taurinis follibus auras
Accipiunt redduntque, alii ſtridentia tingunt
Aera lacu: gemit impoſitis incudibus Aetna.

Schon erſtarkte Birnbäum' ſchon Pflaumen tragenden Schleedern, 145
Auch den Platanus der ſchon den trinkenden Schatten gewährte.
Doch dieſe Dinge von denen mich enge Schranken ausſchlieſen
Geh ich vorbei, und laſſe ſie andre nach mir beſingen.
Nun wohlan, der Bienen Natur womit Jupiter ſelbſten
Sie beſchenkte, erklär' ich: für welchen Lohn ſie dem hellen 150
Klang der Cureten, und ihrem klirrenden Erzte gefolgt ſind,
Dann in Dictäiſcher Höhle den König des Himmels erſchreckten.
Ihnen allein ſind die Kinder gemeinſchaftlich, ſo auch die Häuſer
Ihrer Stadt, ſie verleben die Zeit unter groſen Geſezen;
Sie allein können Heimath, beſtändige Hausgötter wiſſen. 155
Eingedenk des kommenden Winters, ſind ſie im Sommer
Sehr geſchäftig, und was ſie gemeinſchaftlich ſammeln bewahrn ſie.
Eine Parthei beſorgt die Koſt, nach getrofnem Vertrage
Arbeiten ſie im Feld: In der Wohnungen Zwiſchenräum' legen
Andre Narcyſſiſche Thränen, und zähen Leim aus den Rinden 160
Zu der erſten Grundlag der Waben: und hängen dann zähes
Wachs an dieſelbe: noch andre erziehen die Hofnung des Volkes,
Kinder die ſchon erwachſen ſind: andre häufen den reinſten
Honig, und ſie füllen mit lauterem Nectar die Zellen.
Einigen iſt durchs Loos die Bewachung des Thors zugefallen: 165
Dieſe beobachten wechſelsweis Regen und Wolken des Himmels:
Nehmen die Laſt den kommenden ab, oder kriegriſch geordnet
Treiben ſie von den Krippen die Hummeln, das faule Geflügel.
Hizig gehts zu, der Honig voll Wohlgeruch duftet nach Thymus.
Wie Cyclopen aus zähen Maſſen Blizpfeile eilend 170
Schmieden, einige Luft in die ochſenhäutige Bälge
Einziehn und ausſtoſſen, andre kreiſchendes Erzwerk in Seen
Eintauchen: unter den druckenden Amboſen ſeufzet der Aetna.

Illi inter ſeſe magna vi brachia tollunt
175 In numerum, verſantque tenaci forcipe ferrum.
Non aliter, ſi parva licet componere magnis,
Cecropias innatus apes amor urget habendi,
Munere quamque ſuo. Grandaevis oppida curae,
Et munire favos, & Daedala fingere tecta.
180 At feſſae multa referunt ſe nocte minores,
Crura thymo plenae: paſcuntur & arbuta paſſim,
Et glaucas ſalices, caſiamque, crocumque rubentem,
Et pinguem tiliam, & ferrugineos hyacinthos.
Omnibus una quies operum, labor omnibus unus.
185 Mane ruunt portis; nuſquam mora. Rurſus eaſdem
Veſper ubi e paſtu tandem decedere campis
Admonuit, tum tecta petunt, tum corpora curant.
Fit ſonitus, muſſantque oras & limina circum.
Poſt, ubi jam thalamis ſe compoſuere, ſiletur
190 In noctem, feſſoſque ſopor ſuus occupat artus.
Nec vero a ſtabulis pluvia impendente recedunt
Longius, aut credunt caelo adventantibus Euris:
Sed circum tutae ſub moenibus urbis aquantur,
Excurſuſque breves tentant, & ſaepe lapillos,
195 Ut cymbae inſtabiles fluctu jactante ſaburram,
Tollunt: his ſeſe per inania nubila librant.
Illum adeo placuiſſe apibus mirabere morem,
Quod nec concubitu indulgent, nec corpora ſegnes
In Venerem ſolvunt, aut foetus nixibus edunt:
200 Verum ipſae e foliis natos & ſuavibus herbis
Ore legunt: ipſae regem parvoſque Quirites
Sufficiunt, aulaſque, & cerea regna refingunt.

Und man ſchwinget mit ſtarker Kraft umeinander die Arme
Nach dem Tact, man wendet mit packender Zange das Eiſen. 175
Anders nicht, wenns erlaubt iſt klein und groß zu vergleichen,
Treibt der Cecropiſchen Bienen anerſchaffene Habſucht,
Jede zu ihrer Pflicht. Die Bejahrten beſorgen der Städte
Und der Waben Beveſti'gung, den Bau Dädaliſcher Häuſer.
Aber die Jüngern kommen ſehr ſpät und ermüdet nach Hauſe, 180
Ihre Schenkel voll Thymus; ſie äzen durchgehends den Hagedorn,
Auch die grauliche Weiden, Caſien, röthlichen Safran,
Feiſte Linden, und Hyacinthen von roth-brauner Farbe.
Alle ruhen zugleich, und gehen zugleich an die Arbeit.
Morgens ſtürmts aus den Thoren, da iſt kein Zaudern, und wiedrum 185
Wenn ſie der Abend ermahnt nun endlich Weyd' und Gefilde
Zu verlaſſen, ſo gehn ſie nach Haus, und verpflegen den Körper.
Dann giebts Getöſe, denn ſie ſchwirren um Ränder und Schwellen.
Endlich, wenn ſie zu Bett ſich begeben, ſo ſchweigt man die Nacht durch,
Tiefer eigener Schlaf befällt die ermüdeten Glieder. 190
Wenn ein Regen bevorſteht, ſo gehn ſie nicht weit von den Stöcken,
Auch den vom Himmel flatternden Oſtwinden trauen ſie niemals;
Unter den Stadtmauern ſicher ſuchen ſie Trank in der Nähe,
Und ſie verſuchen oft kleine Ausfälle, nehmen oft Steinchen,
Wie die ſchwankende Schiffgen von Wellen geſchleudert den Ballaſt, 195
Zwiſchen die Füße, und wiegen ſich ſo durchs öde Gewölke.
Wunderbar iſt es, daß den Bienen die Sitte gefället,
Nicht der Paarung zu pflegen, und nicht ihre Körper durch Liebe
Träge zu machen, oder mit Wehen Junge zu bringen;
Sondern ſie ſamlen die Kinder von Blättern, und lieblichen Kräutern, 200
Mit ihrem Rüſſel: und ihren König und kleine Quiriten
Schaffen ſie ſelbſt, erneuern den Hofſtaat und wächſerne Reiche.

K

Saepe etiam duris errando in cotibus alas
Attrivere, ultroque animam ſub faſce dedere.
205 Tantus amor florum, & generandi gloria mellis.
Ergo ipſas quamvis anguſti terminus aevi
Excipiat: (neque enim plus ſeptima ducitur aeſtas)
At genus immortale manet, multoſque per annos
Stat fortuna domus, & avi numerantur avorum.
210 Praeterea regem non ſic Aegyptus, & ingens
Lydia, nec populi Parthorum, aut Medus Hydaſpes,
Obſervant. Rege incolumi mens omnibus una eſt:
Amiſſo rupere fidem; conſtructaque mella
Diripuere ipſae, & crates ſolvere favorum.
215 Ille operum cuſtos: illum admirantur, & omnes
Circumſtant fremitu denſo, ſtipantque frequentes;
Et ſaepe attollunt humeris, & corpora bello
Objectant, pulchramque petunt per vulnera mortem.
His quidam ſignis atque haec exempla ſecuti,
220 Eſſe apibus partem divinae mentis, & hauſtus
Aetherios dixere. Deum namque ire per omnes
Terraſque, tractuſque maris, caelumque profundum.
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque ſibi tenues naſcentem arceſſere vitas.
225 Scilicet huc reddi deinde ac reſoluta referri
Omnia: nec morti eſſe locum, ſed viva volare
Sideris in numerum, atque alto ſuccedere caelo.
Si quando ſedem auguſtam, ſervataque mella
Theſauris relines, prius hauſtu ſparſus aquarum
230 Ora fove, fumoſque manu praetende ſequaces.
Bis gravidos cogunt foetus, duo tempora meſſis.

Oft zerſtoſſen ſie auch ihre Flügel am rauhen Geſteine
Wenn ſie umherziehn, und ſterben vollends unter der Bürde.
Denn ſo gros iſt die Liebe zu Blumen, des Honigbau's Ehre. 205
Dennoch ob ihnen gleich ein beſchränktes Ziel ihres Lebens
Ausgeſteckt iſt, (es erſtreckt ſich nicht über den ſiebenden Sommer)
Bleibt doch ihr Geſchlecht unſterblich, durch Reihen von Jahren
Blüht das Glück des Hauſes, der Grosväter Ahnherren zählt man.
Auch wird dem König dort in Egypten, oder im ſtarken 210
Lydien, oder von Parthiſchen Völkern, dem Meder Hydaſpe;
So nicht gedient. Iſt der König geſund ſo ſind alle ſich einig:
Iſt er verlohren ſo bricht man die Treu; den geſammelten Honig
Plündern ſie ſelbſt, und löſen auf das Gewebe der Waben.
Er iſt der Schüzer der Werke: er wird bewundert, und alle 215
Stehn um ihn her mit dichtem Geſchwurr, und drängen ihn häufig;
Und ſie heben ihn oft auf die Schultern, und ſezen die Körper
So dem Krieg aus, und ſuchen den ſchönen Tod in den Wunden.
Auf dieſe Zeichen ſind einige dieſer Erfahrung gefolget,
Daß ſie behaupteten Bienen beſäßen Theilchen der Gottheit, 220
Hauche des Aethers, denn es dränge die Gottheit durch alle
Erden, durch alle Schlünde des Meers, durch den Abgrund des Himmels.
Aus ihr erhielten das groſe und kleine Vieh, Menſchen, und alle
Wilden Geſchlechter, den Lebenshauch, jedes in ſeinem Entſtehen.
In ſie giengen hernach bei der Auflöſung alle Geſchöpfe 225
Wiedrum über: es gäb' keinen Tod, man ſchwung ſich lebendig
Zu dem Heer der Sterne; und ſtieg zum erhabenen Himmel.
Wenn du dereinſt den durchlauchtigen Siz, und den Schaz des verwahrten
Honigs entſiegelſt; ſo ſprüze ſie erſt mit wenigem Waſſer
Schüz ſo dein Antliz, und treib mit der Hand den folgſamē Rauch hin. 230
Zweimal treiben ſie wichtige Schwärm aus, man erndet auch zweimal,

Taygete ſimul os terris oſtendit honeſtum
Plejas, & Oceani ſpretos pede repulit amnes;
Aut eadem ſidus fugiens ubi Piſcis aquoſi
235 Triſtior hibernas caelo deſcendit in undas.
Illis ira modum ſupra eſt, laeſaeque venenum
Morſibus inſpirant, & ſpicula caeca relinquunt
Adfixae venis, animaſque in vulnere ponunt.
Sin duram metues hiemem, parceſque futuro,
240 Contuſoſque animos, & res miſerabere fractas;
At ſuffire thymo, ceraſque recidere inanes
Quis dubitet? nam ſaepe favos ignotus adedit
Stellio, & lucifugis congeſta cubilia blattis:
Immuniſque ſedens aliena ad pabula fucus,
245 Aut aſper crabro imparibus ſe immiſcuit armis;
Aut dirum, tineae genus, aut inviſa Minervae
In foribus laxos ſuſpendit aranea caſſes.
Quo magis exhauſtae fuerint, hoc acrius omnes
Incumbent generis lapſi ſarcire ruinas,
250 Complebuntque foros, & floribus horrea texent.
Si vero (quoniam caſus apibus quoque noſtros
Vita tulit) triſti languebunt corpora morbo,
Quod jam non dubiis poteris cognoſcere ſignis,
Continuo eſt aegris alius color: horrida vultum
255 Deformat macies: tum corpora luce carentum
Exportant tectis, & triſtia funera ducunt:
Aut illae pedibus connexae ad limina pendent,
Aut intus clauſis cunctantur in aedibus omnes,
Ignavaeque fame & contracto frigore pigrae.
260 Tum ſonus auditur gravior, tractimque ſuſurrant:

Wenn die Plejas Taygete dereinſt der Erden das edle
Haupt zeigt, verachtend des Oceans Ströme mit Füßen hinwegſtößt:
Oder wenn eben dieſelbe der wäſſerichten Fiſche Geſtirn fleucht
Trauriger dann vom Himmel in Fluthen des Winters hinabſinkt.
Aus der Maßen zörnen die Bienen, wenn man ſie beleidigt
Hauchen ſie Gift in den Stich, es bleibt die verborgene Stachel
In den Adern ſtecken, ſie laſſen den Geiſt in den Wunden.
Wenn du auch harte Winter befürchteſt, den Vorrath verſchoneſt,
Dich der zerſchlagenen Herzen, des elenden Zuſtands erbarmeſt;
Mußt du mit Thymus doch räuchern, die leere Waben verſchneiden,
Wer verſäumt das? denn öfters frißt die verborgene Eidechs
Waben hinweg, und lichtſcheuer Zwiefalten häufige Neſter,
Und bei fremder Nahrung ſizet die müßige Hummel,
Grimmige Hornüſſe miſchen ſich ein mit ungleichen Waffen:
Oder ein grauſames Mottengeſchlecht, der Minerva verhaßte
Spinnen hängen auch wohl in den Thüren das lockere Nez auf.
Ferner, je mehr man die Bienen erſchöpft, deſto eifriger ſorgen
Alle den nahen Verfall des ſinkenden Volks zu verbeſſern,
Denn ſie verſtopfen die Löcher, und bauen ſich Scheuern aus Blumen.
Wenn aber (weilen der Lebensgang unſre Beſchwerden den Bienen
Auch auflegt) ihre Körper an traurigen Krankheiten leiden,
Welches du bald aus unbezweifelten Zeichen erkenneſt;
Gleich verändern die Kranken die Farbe: das Anſehn entſtellet
Häßliche Magerkeit; auch die Körper der Lichtes beraubten
Tragen ſie aus dem Haus, und begleiten die traurigen Leichen.
Oder ſie hängen zuſammengekrümmt mit den Füßen am Flugloch,
Oder ſie faullenzen inwendig all' in verſchloſſenen Häuſern,
Und ſind verzagt von Hunger, und träge von lähmender Kälte.
Dann wird ein gröberer Ton gehört, ſie ſumſen nur Stoßweiſ,

Frigidus ut quondam ſilvis immurmurat Auſter:
Ut mare ſollicitum ſtridit refluentibus undis;
Aeſtuat ut clauſis rapidus fornacibus ignis.
Hic jam galbaneos ſuadebo incendere odores,
265 Melleque arundineis inferre canalibus, ultro
Hortantem, & feſſas ad pabula nota vocantem.
Proderit & tunſum gallae admiſcere ſaporem,
Arenteſque roſas, aut igni pinguia multo
Defruta, vel pſythia paſſos de vite racemos,
270 Cecropiumque thymum, & grave olentia centaurea.
Eſt etiam flos in pratis, cui nomen amello
Fecere agricolae, facilis quaerentibus herba:
Namque uno ingentem tollit de caeſpite ſilvam,
Aureus ipſe: ſed in foliis, quae plurima circum
275 Funduntur, violae ſublucet purpura nigrae.
Saepe Deum nexis ornatae torquibus arae.
Aſper in ore ſapor. Tonſis in vallibus illum
Paſtores, & curva legunt prope flumina Mellae.
Hujus odorato radices incoque Baccho,
280 Pabulaque in foribus plenis adpone caniſtris.
Sed ſi quem proles ſubito defecerit omnis,
Nec, genus unde novae ſtirpis revocetur, habebit;
Tempus & Arcadii memoranda inventa magiſtri
Pandere, quoque modo caeſis jam ſaepe juvencis
285 Inſincerus apes tulerit cruor. Altius omnem
Expediam prima repetens ab origine famam.
Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
Accolit effuſo ſtagnantem flumine Nilum,
Et circum pictis vehitur ſua rura faſelis;

Wie zuweilen der kühle Südwind in Waldungen murmelt;
Wie das gereizte Meer rückwallend in Fluthen einherrauſcht,
Wie das ſchnelleſte Feuer tobt in verſchloſſenen Oefen.
Dann wärs nach meinem Rath nützlich von Galbanum Rauchwerk zu machen,
Und in Röhrchen von Ried ihnen Honig zu bringen, ſie dadurch 265
Aufzumuntern, die matten zur eigenen Nahrung zu locken.
Gut iſts Geſchmack von geſtoßenen Galläpfeln unter zu miſchen,
Und gedörrte Roſen, auch Moſt bei heftigem Feuer
Eingekocht, oder auch Strohwein vom Pſythiſchen Weinſtock bereitet,
Und Cecropiſchen Thymus, Centaurien ſtark von Gerüchen. 270
Dann giebts auch eine Blume in Wieſen, den Namen Amellus
Haben die Bauern ihr beigelegt, man findet ſie leichtlich:
Denn ſie erhebt aus einer Scholle ein mächtig Gewälde,
Selbſt iſt ſie golden; aber die Blätter die mehrentheils aufwärts
Sie umfließen, durchſchimmert ein Purpur der ſchwarzen Viole. 275
Blumenkränze von ihr ziern oft der Götter Altäre;
Herb iſt im Mund der Geſchmack. Die Hirten ſammlen dieſelbe
In gemäheten Thälern, am ſchlängelnden Strome des Mella:
Wurzeln von dieſer Blume koch in geruchvollem Weine,
Setz ihnen dann dies Futter in vollen Körbchen ans Flugloch. 280
Wenns aber einem auf einmal an aller Zuzucht gebräche,
Und er hätte kein Mittel neue Schwärm zu bekommen,
Dem käms recht des Arcadiſchen Meiſters ſeltne Erfindung
Zu eröfnen, wie ſchon öfters geſchlachteter Stiere
Faulendes Blut die Bienen hervorbrachte: doch ich will gründlich 285
Gleich vom erſten Urſprung das ganze Gerüchte erzählen.
Dort wo ein hochbeglücktes Volk am Pelläſchen Canopus
Am ergoßnen Gewäſſer des überſchwemmenden Nils wohnt,
Und in bunten Faſelen ſeine Gefilde umſchiffet;

290 Quaque pharetratae vicinia Perſidis urget,
Et viridem Aegyptum nigra foecundat arena,
Et diverſa ruens ſeptem diſcurrit in ora
Uſque coloratis amnis devexus ab Indis,
Omnis in hac certam regio jacit arte ſalutem.
295 Exiguus primum, atque ipſos contractus ad uſus
Eligitur locus. Hunc anguſtique imbrice tecti,
Parietibusque premunt arctis, & quatuor addunt,
Quatuor a ventis, obliqua luce feneſtras.
Tum vitulus, bima curvans jam cornua fronte,
300 Quaeritur: huic geminae nares, & ſpiritus oris
Multa reluctanti obſtruitur, plagisque perempto
Tunſa per integram ſolvuntur viſcera pellem.
Sic poſitum in clauſo linquunt, & ramea coſtis
Subjiciunt fragmenta, thymum, caſiasque recentes.
305 Hoc geritur, Zephyris primum impellentibus undas,
Ante novis rubeant quam prata coloribus, ante
Garrula quam tignis nidum ſuſpendat hirundo.
Interea teneris tepefactus in oſſibus humor
Aeſtuat, & viſenda modis animalia miris,
310 Trunca pedum primo: mox & ſtridentia pennis
Miſcentur, tenuemque magis magis aëra carpunt:
Donec, ut aeſtivis effuſus nubibus imber,
Erupere; aut ut, nervo pulſante ſagittae,
Prima leves ineunt ſi quando proelia Parthi.
315 Quis Deus hanc, Muſae, quis nobis extudit artem?
Unde nova ingreſſus hominum experientia cepit?
Paſtor Ariſtaeus fugiens Peneja Tempe,
Amiſſis (ut fama) apibus morboque fameque,

Und wo der Strom des pfeilreichen Perſiens Nachbarſchaft dränget, 290
Und das grüne Egypten mit ſchwarzem Schlamme befeuchtet,
Wo er im Lauf ſich in ſieben verſchiedne Mündungen theilet,
Bis hinauf wo der Fluß von gefärbten Indiern herſtrömt:
All dieſen Ländern verſchaft dieſe Kunſt den gewiſſeſten Segen.
Erſt wird ein kleiner Ort erwählt, und zu dieſem Geſchäfte 295
Eingeſchloſſen: das enge Dach bedeckt man mit Ziegeln,
Nahe Wände zwängen den Raum ein, dann macht man vier Fenſter
Gegen alle vier Winde, dem ſchiefen Lichtſtrahl zum Durchgang.
Nun erwählt man ein Kalb, das ſchon an der Stirne zwei Hörner
Krümmet, dieſem vernäht man die Naslöcher beide, des Mundes 300
Schnauben, ſo ſehr es ſich wehrt, und iſt es durch Schläge getödet
So zerquetſcht man das Eingeweid', ohne die Haut zu verlezen.
Läßt es verſchloſſen ſo liegen, und ſtreuet dann unter die Seiten
Kleines Gebüſch', als friſche Caſien, dann auch den Thymus.
Dieſes geſchieht, wenn die Weſtwinde anfangen Wellen zu treiben, 305
Ehe die Wieſen in neuen Farben erröthen, und ehe
An die Dachlatten ſchwäzige Schwalben die Neſter aufhängen.
Unterdeſſen erhizt ſich der laue Saft in den zarten
Knochen, und nun erſcheint das wunderbarſte Gewürme,
Erſt mit verſtümmelten Füßen, und bald mit ſchwirrenden Flügeln 310
Wimmelts, und mehr und mehr erhebt ſichs in dünnere Lüfte;
Bis es wie Plazregen aus den Wolken des Sommers gegoſſen
Ausbricht; oder wie die Pfeile von ſchnellender Sehne,
Wenn die leichten Parther den Anfang der Schlachten beginnen.
Welcher Gott ihr Muſen, welcher erfand uns den Kunſtgrif? 315
Und wie bekam dieſe neue Erfahrung der Menſchen den Anlaß?
Als der Hirt Ariſtäus floh das Peneiſche Tempe,
Weil er (ſo ſagt man) durch Hunger und Krankheit die Bienen verlohren,

Triſtis ad extremi ſacrum caput adſtitit amnis,
320 Multa querens, atque hac adfatus voce parentem:
Mater Cyrene, mater, quae gurgitis hujus
Ima tenes, quid me praeclara ſtirpe Deorum,
(Si modo, quem perhibes, pater eſt Thymbraeus Apollo)
Inviſum fatis genuiſti? aut quo tibi noſtri
325 Pulſus amor? quid me caelum ſperare jubebas?
En etiam hunc ipſum vitae mortalis honorem,
Quem mihi vix frugum & pecudum cuſtodia ſollers
Omnia tentanti extuderat, te matre, relinquo.
Quin age, & ipſa manu felices erue ſilvas;
330 Fer ſtabulis inimicum ignem, atque interfice meſſes:
Ure ſata, & validam in vites molire bipennem;
Tanta meae ſi te ceperunt taedia laudis.
At mater ſonitum thalamo ſub fluminis alti
Senſit. Eam circum Mileſia vellera Nymphae
335 Carpebant, hyali ſaturo fucata colore:
Drymoque, Xanthoque, Ligeaque, Phyllodoceque,
Caeſariem effuſae nitidam per candida colla:
Neſaee, Spioque, Thaliaque, Cymodoceque,
Cydippeque, & flava Lycorias; altera virgo,
340 Altera tum primos Lucinae experta labores;
Clioque & Beroe ſoror, Oceanitides ambae,
Ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae;
Atque Ephyre, atque Opis, & Aſia Deiopea,
Et tandem poſitis velox Arethuſa ſagittis.
345 Inter quas curam Clymene narrabat inanem
Vulcani, Martiſque dolos, & dulcia furta;
Aque Chao denſos Divum numerabat amores.

Stand er trauernd am heiligen Haupte, am Ende des Fluſſes,
Schwer ſich beklagend, ſprach er zur Zeugerin folgende Worte: 320
Mutter Cyrene, Mutter die du die Tieſe des Strudels
Hier bewohnſt, warum haſt du aus herrlichem Stamme der Götter,
(Wenn der Apollo von Thymbra nach deinem Geſtändniß mich zeugte)
Mich dem Schickſal verhaßten gebohren? wo iſt der Liebe
Trieb zu mir? und warum befahlſt du mir Hofnung zum Himmel? 325
Siehe ſogar auch dieſe Ehre des ſterblichen Lebens,
Welche mir kaum die thätigſte Sorgfalt für Früchte und Heerden
Alles verſuchend erzwang, iſt hin, und du biſt Mutter.
Wohl entwurzle mit eigener Hand die glücklichen Wälder:
Leg an die Ställe ein feindliches Feuer, verwüſte die Ernden: 330
Senge die Saaten, und ſchwing um die Weinſtöck die mächtige Streitaxt;
Wenn dich gegen mein Lob ſo groſer Eckel angewandelt.
Aber die Mutter vernahm einen Laut im Fluthbett des tieſen
Stromes: um ſie ſaßen Nymphen, Mileſiſche Wolle
Zupften ſie, welche mit ſatter ſeegrüner Farbe gefärbt war: 335
Nämlich die Dryme, die Xantho, Ligea und Phyllodoce,
Glänzendes Haupthaar floß um ihre ſchneeweiſſe Schultern:
Dann die Neſäe, die Spio, Thalia, und Cymodoce,
Auch die Cydippe, die blonde Lycorias; eine noch Jungfrau,
Aber die andre hatte ſchon einmal Kindbett gehalten: 340
Ferner die Clio, die Beroe, beide des Oceans Kinder,
Beide waren mit Gold, mit bunten Fellen umgürtet;
Dann Ephyre, Opis, und Aſiens Deiopeja;
Endlich auch Arethuſa die flücht'ge, die Pfeile zur Seiten.
Unter dieſen erzählte ſo eben Clymene des Vulkans 345
Eitle Mühe, die Ränke des Mars, und ſein ſüßes Genaſche:
Häufige Götter Romanen von Chaos Zeiten bis daher.

Carmine quo captae, dum fuſis mollia penſa
Devolvunt, iterum maternas impulit aures
Luctus Ariſtaei, vitreiſque ſedilibus omnes
Obſtupere: ſed ante alias Arethuſa ſorores
Proſpiciens, ſumma flavum caput extulit unda.
Et procul: O gemitu non fruſtra exterrita tanto,
Cyrene ſoror; ipſe tibi tua maxima cura
Triſtis Ariſtaeus Penei genitoris ad undam
Stat lacrimans, & te crudelem nomine dicit.
Huic percuſſa nova mentem formidine mater,
Duc, age, duc ad nos; fas illi limina Divum
Tangere, ait: ſimul alta jubet diſcedere late
Flumina, qua juvenis greſſus inferret. At illum
Curvata in montis faciem circumſtetit unda,
Accepitque ſinu vaſto, miſitque ſub amnem.
Jamque domum mirans genetricis, & humida regna,
Speluncisque lacus clauſos, lucoſque ſonantes,
Ibat, & ingenti motu ſtupefactus aquarum,
Omnia ſub magna labentia flumina terra
Spectabat diverſa locis, Phaſimque, Lycumque,
Et caput, unde altus primum ſe erumpit Enipeüs,
Unde pater Tiberinus, & unde Aniena fluenta,
Saxoſumque ſonans Hypanis, Myſuſque Caicus,
Et gemina auratus taurino cornua vultu
Eridanus: quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.
Poſtquam eſt in thalami pendentia pumice tecta
Perventum, & nati fletus cognovit inanes
Cyrene; manibus liquidos dant ordine fontes

In die Geſchichte vertieft, indem ſie das ſchmeidige Tagwerk
Spindeln aufwanden; traf noch einmal die Ohren der Mutter
Jene Klag' des Ariſtäus, auf den kriſtallenen Sizzen
Staunten alle: doch Arethuſa ſchaute für allen
Schweſtern empor, ſie hob ihr blondes Haupt aus den Wellen,
Rief von ferne: O Schweſter Cyrene, du biſt nicht vergebens
Durch ſo viel Klagen erſchrocken; es trift deine gröſeſte Sorgen,
Selbſt Ariſtäus trauert am Strom des Erzeugers Peneus,
Steht und weint, er heißt dich grauſam und nennt dich mit Namen.
Neuer Schrecken durchbohrte das Herz der Mutter, ſie ſagte,
Führ ihn hurtig, führ ihn zu uns; die Schwellen der Götter
Darf er betretten: und damit befahl ſie den tiefeſten Fluthen
Weit von einander zu weichen, dem Jüngling zum Eingang: und um ihn
Stand das Gewäſſer gebogen herum, es erſchien wie Gebirge
Nahm ihn im weiten Schlund auf, und ſandte ihn unter dem Fluß hin.
Nun den Pallaſt, das naſſe Gebiet der Erzeugerin, Seen
Eingeſchloſſen in Höhlen, und hallende Haine bewundernd,
Gieng er einher, und beſtürzt von der ſchrecklichē Regung der Waſſer,
Sah' er unter der großen Erden alle Gewäſſer
Aus verſchiedenen Oertern ſtrömen, den Phaſis, den Lycus,
Dann die Quelle aus welcher zuerſt der Enipeus hervorbricht,
Wo der Tiberiſche Vater, des Anions Fluß, des Hypanis
Steinichtes Rauſchen, und wo der Caicus Myſiens quillet,
Auch der Eridan mit dem Ochſengeſichte, die beiden
Hörner vergoldet; reiſſender ſtrömt durch fette Gefilde
Nirgends ein anderer Fluß in die Wellen des purpurnen Meeres.
Als er bis unter des Ruhplazes hängendes Dachwerk von Bimsſtein
Fortgewandelt; Cyrene die eitele Klagen des Sohnes
Angehört; goſſen die Schweſtern der Reihe nach lautere Quelle

Germanae, tonſisque ferunt mantelia villis.
Pars epulis onerant menſes, & plena reponunt
Pocula. Panchaeis adoleſcunt ignibus arae.
380 Et mater, cape Maeonii carcheſia Bacchi:
Oceano libemus, ait. Simul ipſa precatur
Oceanumque patrem rerum, Nymphasque ſorores,
Centum quae ſilvas, centum quae flumina ſervant.
Ter liquido ardentem perfudit nectare Veſtam:
385 Ter flamma ad ſummum tecti ſubjecta reluxit.
Omine quo firmans animum, ſic incipit ipſa:
  Eſt in Carpathio Neptuni gurgite vates
Caeruleus Proteus, magnum qui piſcibus aequor,
Et juncto bipedum curru metitur equorum.
390 Hic nunc Emathiae portus patriamque reviſit
Pallenen. Hunc & Nymphae veneramur, & ipſe
Grandaevus Nereus. Novit namque omnia vates,
Quae ſint, quae fuerint, quae mox ventura trahantur.
Quippe ita Neptuno viſum eſt: immania cujus
395 Armenta, & turpes paſcit ſub gurgite phocas.
Hic tibi, nate, prius vinclis capiendus, ut omnem
Expediat morbi cauſſam, eventusque ſecundet.
Nam ſine vi non ulla dabit praecepta, neque illum
Orando flectes, vim duram & vincula capto
400 Tende. Doli circum haec demum frangentur inanes.
Ipſa ego te, medios quum ſol accenderit aeſtus,
Quum ſitiunt herbae, & pecori jam gratior umbra eſt,
In ſecreta ſenis ducam, quo feſſus ab undis
Se recipit; facile ut ſomno adgrediare jacentem.
405 Verum ubi correptum manibus, vinclisque tenebis;

Auf ſeine Hände, und trugen geſchorne Tücher zum Trocknen.
Andre belaſteten Tiſche mit Speiſen, und brachten gefüllte
Becher. Man weckte auf den Altären Panchäiſches Feuer.
Nim̃ jezt, ſprach nun die Mutter, die Schalen Mäoniſchen Weines; 380
Daß wir dem Ocean opfern, nun fienge ſie ſelbſt an zu bäten
Erſt zum Allvater Ocean, dann zu den Schweſtern den Nymphen,
Deren hundert die Wälder, und hundert die Flüſſe bewahren.
Dreimal begoß ſie das Opferfeuer mit lauterem Nektar;
Dreimal glänzte die leckende Flamm am Gewölbe zurücke. 385
Durch dies Zeichen im Geiſte geſtärkt begann ſie nun alſo:
Dort iſt ein Wahrſager, dort im Schlund des Carpathiſchen Meeres
Proteus der blaue, welcher den Wagen mit Pferden, die vorne
Zweifüßig, hinten Fiſch ſind, beſpannt das Weltmeer durchfähret.
Dieſer beſucht jezt Emathiens Häfen, die Heimath Pallene 390
Wieder: und dieſen verehren wir Nymphen hoch, und ſelbſten
Jener uralte Nereus: denn er weiß alles der Seher,
Alles was iſt, was war, und was in der Zukunft geſchehn wird.
Denn ſo war es der Will des Neptuns: deſſen ſchreckliche Heerden
Und deſſen ſcheusliche Meerkälber unter dem Strudel er weidet. 395
Dieſen mein Sohn, mußt du erſt mit Feſſeln binden, daß jede
Urſach des Unglücks er ſage, den glücklichen Ausgang befördre.
Denn er giebt keine Weiſſagung ohne Gewalt, du bewegſt ihn
Nicht durch Flehn: den Gefangenen mußt du durch Strenge und Feſſeln
Zähmen; denn dadurch wird endlich ſein nichtiges Blendwerk gebändigt.
Wenn die Sonne die Hize des Mittags entzündet, die Kräuter 401
Lechzen, den Heerden der Schatten jezt ſüß iſt, ſo führ ich dich ſelbſten
In des Alten Schlupfwinkel hin, wo er müd aus den Wellen
Sich zur Ruh legt; da kannſt du leichtlich im Schlaf ihn greifen,
Wenn du ihn aber ergriffen mit Händen und Banden ihn feſthältſt; 405

Tum variae eludent ſpecies, atque ora ferarum.
Fiet enim ſubito ſus horridus, atraque tigris,
Squamoſusque draco, & fulva cervice leaena:
Aut acrem flammae ſonitum dabit, atque ita vinclis
Excidet, aut in aquas tenues dilapſus abibit.
Sed quanto ille magis formas ſe vertet in omnes,
Tanto, nate, magis contende tenacia vincla:
Donec talis erit mutato corpore, qualem
Videris, incepto tegeret quum lumina ſomno.
Haec ait, & liquidum ambroſiae diffundit odorem:
Quo totum nati corpus perduxit. At illi
Dulcis compoſitis ſpiravit crinibus aura,
Atque habilis membris venit vigor. Eſt ſpecus ingens
Exeſi latere in montis, quo plurima vento
Cogitur, inque ſinus ſcindit ſeſe unda reductos;
Deprenſis olim ſtatio tutiſſima nautis.
Intus ſe vaſti Proteus tegit objice ſaxi.
Hic juvenem in latebris averſum a lumine Nympha
Collocat; ipſa procul nebulis obſcura reſiſtit.
Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat, caelo & medium ſol igneus orbem
Hauſerat. Arebant herbae, & cava flumina ſiccis
Faucibus ad limum radii tepefacta coquebant:
Quum Proteus conſueta petens e fluctibus antra
Ibat. Eum vaſti circum gens humida ponti
Exultans rorem late diſperſit amarum.
Sternunt ſe ſomno diverſae in littore phocae.
Ipſe, velut ſtabili cuſtos in montibus olim,
Veſper ubi e paſtu vitulos ad tecta reducit,

Wird er durch mancherlei Blendwerk und Thiergeſtalten dich täuſchen.
Plözlich wird er zum borſtigen Schwein, zum furchtbaren Tiger,
Dann zum ſchuppichten Drachen, zur Löwin mit rothgelbem Halſe;
Oder er macht ein knitterndes Praſſeln der Flamm' um den Banden
Zu entwiſchen, in dünnes Waſſer zerflieſend entweicht er. 410
Aber je mehr er das Wandeln in alle Geſtalten beginnet,
Deſtomehr trachte mein Sohn die zähen Bande zu ſchnüren;
Bis er durch Wandeln des Körpers das wiedrum iſt was er ehmals
War, als der kommende Schlaf ihm Anfangs die Augen verſchloſſe.
Dieſes ſprach ſie, und goß nun linde Ambroſiſche Düfte 415
Ueber ihn hin; die den ganzen Körper des Sohnes durchſtrömten:
Süße Lüfte dufteten ihm aus dem lockichten Haupthaar,
Und eine Schnellkraft durchdrung ſeinen Leib: Eine ſchreckliche Höhle
Liegt an dem Fuß eines löchrichten Berges, wohin viel Gewäſſer
Durch den Wind getrieben, in krümmende Buſen ſich ſpaltet. 420
Ehmals der ſicherſte Hafen vom Sturm überfallener Schiffer,
Drinnen verbirgt ſich Proteus im Schuz eines mächtigen Felſen.
Hier verſteckte die Nymphe den Jüngling vom Lichte entfernet
In einen Winkel: ſie ſelbſt ſtand von ferne in Nebel gehüllet.
Schon verſengte die lechzenden Indier der brennende ſchnelle 425
Sirius, die glühende Sonn hatte ſchon des himmliſchen Kreiſes
Hälfte durchwandelt: es welkten die Kräuter, und hohle Flüße
Kochten im trockenen Schlund bis zum Schlam̃ erwärmt in den Strahlen;
Als aus den Fluthen Proteus zurückkam zu ſeinen gewohnten
Höhlen: und um ihn hüpften die feuchten Völker des weiten 430
Meers, ſie verbreiteten weit um ſich her ein bitteres Thauen.
Meerkälber werfen am Strande ſich hie und dahin zu ſchlafen.
Er gleich dem Hüter des Stalls der ſonſt auf dem Hügel ſich aufhält,
Wenn der Abend die Kälber vom weiden zur Wohnung zurück führt,

435 Auditisque lupos acuunt balatibus agni,
Conſidit ſcopulo medius, numerumque recenſet:
Cujus Ariſtaeo quoniam eſt oblata facultas,
Vix defeſſa ſenem paſſus componere membra,
Cum clamore ruit magno, manicisque jacentem
440 Occupat. Ille ſuae contra non immemor artis,
Omnia transformat ſeſe in miracula rerum,
Ignemque, horribilemque feram, fluviumque liquentem.
Verum, ubi nulla fugam reperit pellacia, victus
In ſeſe redit, atque hominis tandem ore locutus:
445 Nam quis te, juvenum confidentiſſime, noſtras
Juſſit adire domos? quidve hinc petis? inquit. At ille:
Scis, Proteu, ſcis ipſe: neque eſt te fallere cuiquam.
Sed tu deſine velle. Deum praecepta ſecuti
Venimus hinc lapſis quaeſitum oracula rebus.
450 Tantum effatus. Ad haec vates vi denique multa
Ardentes oculos intorſit lumine glauco,
Et graviter frendens, ſic fatis ora reſolvit:
Non te nullius exercent numinis irae.
Magna luis commiſſa: tibi has miſerabilis Orpheus
455 Haud quaquam ob meritum poenas, ni fata reſiſtant,
Suſcitat; & rapta graviter pro conjuge ſaevit.
Illa quidem, dum te fugeret per flumina praeceps,
Immanem ante pedes hydrum moritura puella
Servantem ripas alta non vidit in herba.
460 At chorus aequalis Dryadum clamore ſupremos
Implerunt montes: flerunt Rhodopejae arces,
Altaque Pangaea; & Rheſi Mavortia tellus,
Atque Getae, atque Hebrus, & Actias Orithyia.

Und die Lämmer durch Blöcken die Wölfe zum Aufhorchen reizen,
Saß auf dem Gipfel der Klippe die Zahl der Heerde zu muſtern.
Da dem Ariſtäus nun ſich die ſchönſte Gelegenheit darbot;
Ließ er dem Alten kaum Zeit die ermüdeten Glieder zu ſtrecken,
Er überfiel ihn mit groſem Geſchrei, und band ihn mit Feſſeln
Wie er da lage. Dieſer dagegen vergaß ſeine Kunſt nicht,
Denn er verwandelte ſich in allerhand Wundergeſtalten,
Bald war er Glut, dann ein Ungeheuer, dann fließendes Waſſer.
Da er aber durch keine Liſt zu entwiſchen vermochte,
Gab er ſich endlich gefangen, und ſprach in Geſtalt eines Menſchen:
Kühnſter der Jünglinge, wer befahl dir zu unſerer Wohnung
Zutritt zu ſuchen? was willſt du hier? und jener verſezte:
Proteus du weiſt es ſelbſt, denn niemand kann dich betrügen.
Höre du auf es zu wollen: der Götter Befehle gehorchend
Komm ich hieher wegen ſinkendem Glück ein Orakel zu ſuchen.
Dieſes geſagt; verdrehte der Seher durch mächtige Kräfte
Endlich bezwungen die glühende Augen mit graulichtem Schimmer,
Fürchterlich knirſchend, löſte er alſo zum Ausſpruch die Zunge:
Ganz gewiß verfolgt dich der rächende Zorn einer Gottheit,
Groſe Verbrechen büßeſt du: Orpheus gewiß nicht durch eigne
Schuld ſo elend erweckt dir die Strafe, wenn es das Schickſal
Zuläßt; denn um die geraubte Gattin tobt' er erſchrecklich.
Dieſes Mädchen dem Tod nah, als ſie ſchleunig den Fluß hin
Dir entflohe, ſah im hohen Gras vor den Füßen
Nicht die gräuliche Waſſerſchlang, welche am Ufer ſich aufhielt,
Und der einmüthige Chor der Dryaden erfüllte die höchſten
Berge mit Schreien: es weinten die Rhodopäiſchen Gipfel,
Auch der hohe Pangäa, des Rheſus kriegriſche Landſchaft
Und die Geten, der Hebrus, auch Athens Orithyia.

Ipſe cava ſolans aegrum teſtudine amorem,
465 Te, dulcis conjux, te ſolo in littore ſecum,
Te veniente die, te decedente canebat.
Taenarias etiam fauces, alta oſtia Ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum
Ingreſſus, Maneſque adiit, regemque tremendum,
470 Neſciaque humanis precibus manſueſcere corda.
At cantu commotae Erebi de ſedibus imis
Umbrae ibant tenues, ſimulacraque luce carentum:
Quam multa in foliis avium ſe millia condunt,
Veſper ubi, aut hibernus agit de montibus imber:
475 Matres, atque viri, defunctaque corpora vita
Magnanimum heroum, pueri, innuptaeque puellae,
Impoſitique rogis juvenes ante ora parentum,
Quos circum limus niger, & deformis arundo
Cocyti, tardaque palus inamabilis unda
480 Alligat, & novies Styx interfuſa coercet.
Quin ipſae ſtupuere domus, atque intima Lethi
Tartara, caeruleoſque implexae crinibus angues
Eumenides, tenuitque inhians tria Cerberus ora,
Atque Ixionis vento rota conſtitit orbis.
485 Jamque pedem referens caſus evaſerat omnes,
Redditaque Eurydice ſuperas veniebat ad auras,
Pone ſequens, namque hanc dederat Proſerpina legem:
Quum ſubita incautum dementia cepit amantem,
Ignoſcenda quidem, ſcirent ſi ignoſcere Manes.
490 Reſtitit, Eurydicenque ſuam jam luce ſub ipſa
Immemor, heu! victuſque animi reſpexit. Ibi omnis
Effuſus labor, atque immitis rupta tyranni

Orpheus beſang die gekränkte Lieb auf der bauchichten Schildkröt'.
Dich o ſüßes Weibchen, allein am einſamen Ufer, 465
Dich beſang er mit kommendem Tage, und wenn er dahin ſank.
Endlich gieng er auch hin zum Tänariſchen Schlund, zu den hohen
Thoren des Plutons, zum Wald von ſchwarzen Schreckbildern dunkel,
Hin zu verſtorbenen Geiſtern, zum furchtbaren König des Schreckens,
Und zu Gemüthern welche das Flehen der Menſchen nicht weich macht. 470
Durch den Geſang gerührt entſtiegen des Erebus tiefſten
Sizen die dunſtige Schatten, Geſtalten der Lichtes beraubten:
Eben ſo wie ſich viel tauſend Vögel im Laube verbergen,
Wenn vom Gebirg ſie der Abend oder ein Sturmregen jaget.
Mütter und Männer, das Erde-Leben vollendete Körper 475
Edelmüthiger Helden, Knaben und ledige Mädchen,
Jünglinge die man den Eltern vor Augen auf Holzſtöße legte,
Welche der ſchwarze Schlamm, des Cocytus häßliches Schilfrohr,
Und die langſame Welle des widerwärtigen Sumpfes
An ihrem Ort hält, der Styx mit neunfachem Kreiſe umſchlinget. 480
Selbſt die Häuſer des Todes, die innerſte Hölle erſtaunte,
Und die Eumeniden die Haare mit blaulichten Schlangen
Eingeflochten, und Cerberus hielte das dreifache Maul auf.
Auch das Rad ſtand ſtill im Winde von Ixions Umſchwung.
Schon war ſein Fuß auf dem Rückweg und allen Gefahren entgangen 485
Und die erlangte Eurydice kam zu den oberen Lüften,
Hinter ihm her, ſo war der Befehl, den Proſerpina gabe:
Als ein plözlicher Wahnſinn den thörichten Liebhaber anſtieß.
Zwar ein verzeihlicher Fehler, wenn Manen nur könnten verzeihen:
Denn er ſtand und ſchaute gedankenloß nahe am Lichte, 490
Nach der Eurydice um, denn ach ſein Herz überwand ihn.
Hier zerrann alle Müh und des wilden Tyrannen gebrochner

Foedera, terque fragor ſtagnis auditus Avernis.
Illa, quis & me, inquit, miſeram, & te perdidit, Orpheu?
495 Quis tantus furor? en iterum crudelia retro
Fata vocant, conditque natantia lumina ſomnus.
Jamque vale. Feror ingenti circumdata nocte,
Invalidasque tibi tendens, heu non tua, palmas!
Dixit, & ex oculis ſubito, ceu fumus in auras
500 Commixtus tenues, fugit diverſa: neque illum,
Prenſantem nequicquam umbras, & multa volentem
Dicere, praeterea vidit: nec portitor Orci
Amplius objectam paſſus tranſire paludem.
Quid faceret? quo ſe rapta bis conjuge ferret?
505 Quo fletu Manes, qua Numina voce moveret?
Illa quidem Stygia nabat jam frigida cymba.
Septem illum totos perhibent ex ordine menſes
Rupe ſub aëria deſerti ad Strymonis undam
Fleviſſe, & gelidis haec evoluiſſe ſub antris,
510 Mulcentem tigres, & agentem carmine quercus.
Qualis populea moerens Philomela ſub umbra
Amiſſos queritur foetus; quos durus arator
Obſervans nido implumes detraxit: at illa
Flet noctem, ramoque ſedens miſerabile carmen
515 Integrat, & moeſtis late loca queſtibus implet.
Nulla Venus, non ulli animum flexere hymenaei.
Solus Hyperboreas glacies, Tanaimque nivalem,
Arvaque Rhipaeis nunquam viduata pruinis
Luſtrabat, raptam Eurydicen, atque irrita Ditis
520 Dona querens. Spretae Ciconum quo munere matres,
Inter ſacra Deum, nocturnique orgia Bacchi,

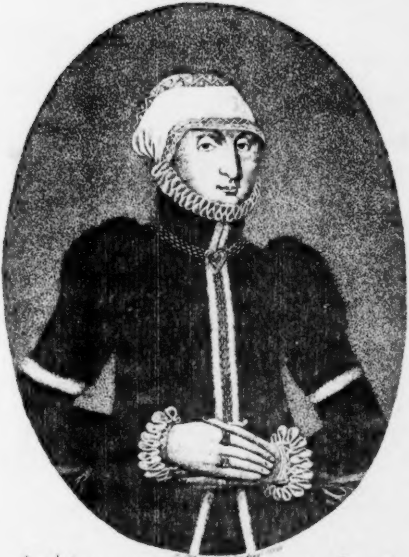
Bund, und man hört in Averniſchen Seen ein dreifaches Krachen.
Wer ſtürzt mich Elende, ſprach ſie, und dich mein Orpheus ins Unglück?
Wer iſt ſo wütend? Siehe des Schickſals Grauſamkeit ruft mich
Wieder zurück, ein Schlummer verſchließt die thränende Augen.
Jezt leb wohl: ich fahr hin mit grauſenden Nächten umgeben,
Reich dir ohnmächtige Hände, wehe mir nicht mehr die deinen!
Dieſes geſagt, verſchwand ſie ſchnell aus den Augen wie Dämpfe
Wenn ſie mit dünnen Lüften vermiſcht zerinnen: ſie ſah ihn
Wie er vergeblich nach Schatten haſchte, und wie er ſo vieles
Wünſchte zu ſagen, niemals wieder: der Pförtner des Orcus
Ließ auch nicht ferner über die trennenden Sümpfe ihn gehen.
Was ſollt' er thun? wo bleiben nach zweimal geraubter Gemahlin?
Durch welche Klagen die Manen und Stimme die Götter bewegen?
Sie aber ſchon erkaltet ſchwamm auf dem Stygiſchen Kahne.
Sieben ganzer Monathe nach einander, ſo ſagt man,
Hab er im luſtigen Fels an des wüſten Strymens Gewäſſer
Sie beweint, die Geſchichte in kalten Höhlen erzählet:
Sein Geſang beſänftigte Tiger, bewegte die Eichen.
So wie die trauernde Nachtigall unter dem Schatten der Eſpe
Ihre verlohrne Jungen beklagt; die der grauſame Pflüger
Als er ſie fand, noch nicht flück dem Neſte entnahm: aber jene
Weint die Nacht durch, ſie ſizt auf dem Zweige, das traurige Klaglied
Fängt ſie aufs neu an, und füllt ſo die Ferne mit kläglichem Jam̃er.
Keine Liebe, kein Gott der Hochzeit bewegte das Herz ihm.
Sondern das Hyperboräiſche Eis, den beſchneiten Tanais,
Fluren Riphäens die niemals des Reifes beraubt ſind, durchſtrich er
Einſam, ſeine geraubte Eurydice, Plutons verlohrne
Gaben beklagend; durch dieſes Betragen verſchmähet, zerriſſen
Ihn die Ciconiſchen Mütter während dem Opfer, des Bacchus

Diſcerptum latos juvenem ſparſere per agros.
Tum quoque marmorea caput a cervice revulſum,
Gurgite quum medio portans Oeagrius Hebrus
525 Volveret, Eurydicen vox ipſa & frigida lingua,
Ah miſeram Eurydicen! anima fugiente vocabat:
Eurydicen toto referebant flumine ripae.
Haec Proteus: & ſe jactu dedit aequor in altum.
Quaque dedit, ſpumantem undam ſub vertice torſit.
530 At non Cyrene: namque ultro adfata timentem:
Nate, licet triſtes animo deponere curas.
Haec omnis morbi cauſſa: hinc miſerabile Nymphae,
Cum quibus illa choros lucis agitabat in altis,
Exitium miſere apibus. Tu munera ſupplex
535 Tende petens pacem, & faciles venerare Napaeas.
Namque dabunt veniam votis, iraſque remittent.
Sed, modus orandi qui ſit, prius ordine dicam.
Quatuor eximios praeſtanti corpore tauros,
Qui tibi nunc viridis depaſcunt ſumma Lycaei,
540 Delige, & intacta totidem cervice juvencas.
Quatuor his aras alta ad delubra Dearum
Conſtitue, & ſacrum jugulis demitte cruorem:
Corporaque ipſa boum frondoſo deſere luco.
Poſt, ubi nona ſuos aurora oſtenderit ortus,
545 Inferias Orphei laethea papavera mittes,
Placatam Eurydicen vitula venerabere caeſa,
Et nigram mactabis ovem, lucumque reviſes.
Haud mora: continuo matris praecepta faceſſit:
Ad delubra venit; monſtratas excitat aras;
550 Quatuor eximios praeſtanti corpore tauros

Nächtlichem Toben, ſie ſtreuten die Glieder des Jünglings ins Feld hin.
Als ſich ſein Haupt nun vom marmornen Halſe geriſſen in Fluthen
Mitten auf dem Oeagriſchen Hebrus dahin ſchwimmend wälzte,
Rieſe noch immer Eurydice ſeine erkaltete Zunge, 525
Ach du arme Eurydice rief er mit ſchwindender Seele:
Alle Ufer des Fluſſes hallten Eurydice wieder.
So ſprach Proteus, und ſtürzte ſich hin ins tiefe Gewäſſer:
Wie er ſich ſtürzte, dreht' er die ſchäumende Wellen im Wirbel.
Aber nicht ſo Cyrene: dem furchtſamen riethe ſie ferner: 530
Sohn du darfſt nun die traurigen Sorgen des Herzens entfernen.
Dies iſt die ganze Urſach der Noth: darum ſandten die Nymphen
Welche mit jener den Reihen in hohen Luſtwäldern ſchloſſen,
Dieſen erbärmlichen Ausgang den Bienen. Nun bring du Geſchenke,
Bitt' demüthig um Frieden, verehre die guten Napäen. 535
Denn ſie werden die Wünſche gewähren, die Rache vergeſſen.
Aber die Art ſie zu bitten muß ich erſt ordentlich ſagen.
Vier auserleſene Stiere von ganz vortreflichen Körpern,
Welche dir jezt die Gipfel des grünen Lycäus beweiden,
Wähle dir aus, und auch ſo viel Küh', deren Hals noch kein Joch trug. 540
Bau ihnen dann auch vier Altär' bei der Göttinnen hohen
Tempeln, und laß das heilige Blut den Kehlen entflieſſen:
Aber die Körper der Rinder laß liegen im laubichten Haine.
Wenn hernach Aurora neunmal den Morgen gezeigt hat;
Bringe betäubenden Mohn der Seele des Orpheus zum Opfer, 545
Auch die verſöhnte Eurydice ehr mit getödetem Kalbe,
Schlachte ihr auch ein ſchwarzes Schaaf, und geh dann zum Haine.
Ohne Verzug: alsbald befolgt er die Lehren der Mutter:
Kam zu den Tempeln und baute die vorgeſchriebnen Altäre.
Vier auserleſene Stiere von ganz vortreflichen Körpern 550

Ducit, & intactas totidem cervice juvencas.
Poſt, ubi nona ſuos aurora induxerat ortus,
Inferias Orphei mittit, lucumque reviſit.
Hic vero ſubitum, ac dictu mirabile monſtrum
555 Adſpiciunt, liquefacta boum per viſcera toto
Stridere apes utero, & ruptis effervere coſtis;
Immenſasque trahi nubes: jamque arbore ſumma
Confluere, & lentis uvam demittere ramis.
Haec ſuper arvorum cultu pecorumque canebam,
560 Et ſuper arboribus: Caeſar dum magnus ad altum
Fulminat Euphratem bello, victorque volentes
Per populos dat jura, viamque affectat Olympo.
Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope, ſtudiis florentem ignobilis oti:
565 Carmina qui luſi paſtorum, audaxque juventa,
Tityre, te patulae cecini ſub tegmine fagi.

Bracht er, auch ſo viel Küh deren Hals noch niemals ein Joch trug.
Als nun Aurora neunmal den Morgen herauf geführt hatte,
Bracht er dem Orpheus ſein Todenopfer, und gieng nun zum Wald hin.
Hier aber ſah man ein plözliches ſeltſam zu ſagendes Wunder,
In den zerfloſſenen Eingeweiden des Vieh's durch die ganze
Höhlung ſchwirrten Bienen, ſie quollen aus berſtenden Seiten;
Zogen wie unermeßliche Wolken, am Gipfel des Baumes
Floßen ſie traubenähnlich an zähen Zweigen zuſammen.
So beſang ich der Fluren Wirthſchaft, die Wirthſchaft der Heerden,
Eben ſo auch der Bäume: als Cäſar der Groſe am hohen
Euphrat blizte im Krieg, als Sieger den willigen Völkern
Rechte ertheilte, den Weg zum Olymp zu erſteigen ſich mühte.
Mich den Virgil ernährte zu eben den Zeiten das ſüße
Parthenope, ich blüht' in der Studien unachtbaren Muſe:
Sang Gedichte von Hirten, und kühn genug in der Jugend
Sang ich Tityrus dich im Schirm der verbreiteten Buche.



Wahre Abbildung der [illegible] [illegible] [illegible] erscheinenden [illegible]

Weißen Frau

Theorie
der
Geiſter-Kunde,
in einer
Natur- Vernunft- und Bibelmäſigen
Beantwortung der Frage:

Was von
Ahnungen, Geſichten
und
Geiſtererſcheinungen
geglaubt und nicht geglaubt werden müſe.

Von
Dr. Johann Heinrich Jung
genannt Stilling
Großherzoglich Badenſcher Geheimer Hofrath.

Mit einem Titelkupfer.

Nürnberg,
im Verlag der Raw'ſchen Buchhandlung
1808.

Ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein, wie ihr ſehet, daß ich habe.

Luc. 24, v. 39.

Seiner
Königlichen Hoheit
Herrn
Carl Friedrich
Großherzog zu Baden und Hochberg
Herzog von Zäringen u. ſ. w.
dem
Patriarchen der Fürſten
und
Chriſtus-Verehrer auf dem Thron
gewidmet

vom
Verfaſſer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Das Titelkupfer iſt das wahre Portrait einer Dame, die im 14ten Jahrhundert gelebt hat, ſie hieß Agnes, war eine Prinzeſſin von Meran, und Gemalin Ottonis des 2ten Grafen von Orlamünda, der ums Jahr 1340 ſtarb. Aus dieſer Ehe hatte ſie zwey Kinder; Sie verliebte ſich in Albertum pulchrum, Burggrafen zu Nürnberg. Um ihren Zweck leichter zu erreichen, ermordete ſie ihre beyden Kinder, wodurch er aber gänzlich vereitelt wurde. Dieſe ſoll nun hin und wieder als die ſo bekannte weiße Frau erſcheinen. Ob nun dieſe, oder Bertha von Lichtenſtein, gebohrne von Roſenberg, die wahre weiße Frau ſey, oder ob ſie beyde erſcheinen, das werde ich vielleicht einmal näher unterſuchen.

Inhalt dieſes Werks.

Einleitung.

§. 1. Glaube aller Völker in allen Zeiten an die Einwürkungen des Geiſterreichs. Seite 1
§. 2. Die geiſtigen Weſen richteten ſich nach dem Volkskarakter. 1
§. 3. Daher entſtehender Zweifel an der Exiſtenz des Geiſterreichs. 2
§. 4. Widerlegung dieſer Zweifel, und Beweiſe der Würklichkeit des Geiſterreichs. 2
§. 5. Die ächte Quelle der Wahrheit iſt die Bibel. Verſchiedene Partheyen, in Anſehung des Glaubens an ſie. 3
§. 6. Die erſte Parthey nimmt die heilige Schrift durchaus für göttliche Offenbarung an, und hat zwo Klaſſen. Die erſte glaubt, daß alle Erſcheinungen ſeit der Apoſtel Zeiten Täuſchungen, oder Gaukelſpiel des Satans ſey. 3
§. 7. Die zweyte glaubt alles, und legt zu viel Werth auf ſolche Erſcheinungen, Warnung dagegen. 4
§. 8. Die zweyte Parthie unterwirft die Bibel der Kritik der Vernunft, und reduzirt alles auf bloſe Moral. 4
§. 9. Die dritte Parthie glaubt gar nichts, ſie iſt heut zu Tage die herrſchende. 5

§. 10. Der Zweck dieſes Buchs bezieht ſich auf alle dieſe Partheien. Meine Beweggründe dazu. Seite 5

§. 11. Der erſten Parthey wird gezeigt, daß es unter ſo viel tauſend Täuſchungen, doch noch wahre Erſcheinungen gebe. 6

§. 12. Die zweyte Parthey ſoll nicht alles Unerklärbare für übernatürlich halten; Quellen der ſchrecklichſten Schwärmereyen. 6

§. 13. Irrthümer der dritten und vierten Partheyen, ſie erklären alles natürlich, und werden durch dreierley Beweggründe geleitet. 7

§. 14. Der erſte Beweggrund iſt, die geglaubte Unumſtößlichkeit des mechaniſch-philoſophiſchen Syſtems. 7

§. 15. Der zweyte iſt, die Stürzung des Aberglaubens, ohne richtige Kenntniß deſſelben. Guter Rath für den Wahrheitliebenden. 8

§. 16. Der dritte iſt, der Wunſch, daß es keine Geiſterwelt geben möge; fehlerhafter Begrif von der Unſterblichkeit der Seele. 9

Das erſte Hauptſtück.

Prüfung der Grundſätze der mechaniſchen Philoſophie, und Widerlegung derſelben.

§. 17. Schröcklicher Misbrauch des Glaubens an Ahnungen und Geiſtererſcheinungen unter Juden und Heiden. Berichtigung deſſelben durch Chriſtum und ſeine Apoſtel. 11

§. 18. Vorſtellung der erſten chriſtlichen Kirchen vom Geiſterreich. 12

§. 19. Ihre Begriffe vom Weltſyſtem. 12

§. 20. Vom Auffenthalt und Würkungen der guten und böſen Engel, und abgeſchiedenen Seelen. Seite 13

§. 21. Uebereinſtimmung dieſer Begriffe mit der Bibel, und der damals herrſchenden Platoniſchen Philoſophie. 13

§. 22. Der Stolz und die Herrſchſucht der Geiſtlichkeit war Urſache, daß alle dieſe Begriffe in ſchreckliche Irrthümer und Misbräuche ausarteten. 14

§. 23. Hauptquelle des ſinnloſeſten Aberglaubens, deſſen Sturz nicht durch Wegläugnung der Wahrheit bewürkt wird. 15

§. 24. Sturz des uralten Ptolomeiſchen Weltſyſtems, durch das Copernikaniſche, Bedenklichkeit dabey. 15

§. 25. Folgen der Reformation und abermalige Irrthümer. Neue philoſophiſche Syſteme, das Copernikaniſche Syſtem ſteht veſt. 16

§. 26. Bedenkliche Folgen dieſes Syſtems, für die chriſtliche Glaubenslehre. 17

§. 27. Beruhigung in Anſehung dieſer Folgen. 18

§. 28. Inconſequentes Betragen der Geiſtlichkeit, bey allen dieſen Fortſchritten. 18

§. 29. Urſprung der mechaniſchen Philoſophie. Des Determinismus und Fatalismus. 19

§. 30. Die Welt eine Maſchine, ihre Selbſtſtändigkeit, die keiner Einwürkung Gottes, und der Geiſterwelt bedürfe. 20

§. 31. Verſuch der Philoſophen, ihr mechaniſches Syſtem mit dem freyen Willen des Menſchen zu vereinigen. 21

§. 32. Daher das Syſtem der beſten Welt, ſeine Richtigkeit. 22

§. 33. Entſezliche Folgen dieſes Syſtems; und doch iſt es noch immer der Lichtſtern der Aufklärung, der aber zum ewigen Verderben führt. Seite 22

§. 34. Leibniz der Erfinder dieſes Syſtems ahnte ſeine Folgen nicht, ſeine Theodizee. 23

§. 35. Nicht alle Aufgeklärten ſind ſo tief geſunken, aber doch auf dem Wege dahin. 24

§. 36. Hinderniſſe die meiner Theorie der Geiſterkunde im Weg ſtehen, müſſen weggeräumt werden. 24

§. 37. Dahin gehört der Mechanismus der Welt, der keinen Gott, keine Engel, und keine Geiſter bedarf. 24

§. 38. Bey allen dieſen neuen Aufſchlüſſen, blieb das gemeine Volk noch immer bey ſeinem Glauben, und Aberglauben. 25

§. 39. Bey dem Licht der neuen Philoſophie, wurde der Aberglaube in ſeiner ganzen Blöſſe hingeſtellt, man ſtürzte ihn, aber auch den Glauben, Balthaſar Becker, Thomaſius. 26

§. 40. Gründe auf welche die Bekämpfer des Aberglaubens und des Glaubens ihre Batterien anlegen. Atheismus, ihre Folge. 26

§. 41. Angeblicher Beweiß, daß es weder gute noch böſe Engel gebe. 27

§. 42. Schwierigkeit in Erklärung der menſchlichen Natur, Monadenlehre, vorherbeſtimmte Harmonie. Das jetzige Syſtem, daß die Seele ohne den Körper nichts vermöge. 28

§. 43. Traurige und troſtloſe Folgen dieſes Syſtems. 29

§. 44. Entdeckung des irrigen Grundbegrifs der mechaniſchen Philoſophie. 30

§. 45. Ausführung, und Beweiß dieſer Entdeckung. Die Vorſtellung der Körperwelt hängt blos von der Organiſation unſerer ſinnlichen Werkzeuge ab. S. 30

§. 46. Die ſinnlichen Werkzeuge empfinden alles in Raum und Zeit, beyde ſind ihre eigene Denkformen. 31

§. 47. Gott allein ſtellt ſich die Welt vor, wie ſie iſt, aber nicht in Raum und Zeit, beide exiſtiren alſo in der Natur nicht. 32

§. 48. Göttlicher Urſprung der Einrichtung der menſchlichen Natur. Verwahrung gegen den Idealismus. 32

§. 49. Beweiß des 47ſten Paragraphen. 33

§. 50. Was die Sinnenwelt ſey? für dieſe ſind wir organiſirt; für dieſe gehört das Copernikaniſche Weltſyſtem, für die Ueberſinnliche Welt, iſt die alte Bibelvorſtellung die wahre. 33

§. 51. Das mechaniſche Syſtem iſt in der Sinnenwelt unſer ſicherer Führer im Ueberſinnlichen aber Tod und Verderben. 35

§. 52. Der Plan der beſten Welt iſt ein kindiſcher Begrif. Verhalten in Anſehung des göttlichen Rathſchluſſes. 36

§. 53. Die Sinnenwelt beſteht aus lauter uns unbekannten Weſen; innige Verbindung des Ueberſinnlichen mit dem Sinnlichen. Das Medium dazu iſt das Licht. 37

§. 54. Eintheilung der ganzen Schöpfung, in die Sinnenwelt, und in die Geiſterwelt; in dieſe geht der Menſch im Tod über. 38

§. 55. Die Bürger des Geiſterreichs, die ſich auf der Gränze zwiſchen beiden Reichen befinden, ſind gute

und

und böſe Engel und Menſchenſeelen. Ihre Einwürkung auf die Sinnenwelt. Seite 39
§. 56. Das mechaniſche Syſtem wird verworfen, und das theokratiſche Freyheits-Syſtem an deſſen Stelle geſezt. 39

Das zweyte Hauptſtück.

Bemerkungen über die menſchliche Natur.

§. 57. Warnung für dem Verſteigen. 41
§. 58. Gute und böſe Engel würken auf die Sinnenwelt; aber unſre Vernunft, und unſre Sinnen haben nur ſeltene Spuren davon. 41
§. 59. Beweiß daß wir Menſchen durchaus nicht auf dieſe Einwürkungen, ſondern lediglich auf die göttliche Regierung angewieſen ſind. 42
§. 60. Die Actio in distans iſt in der Sinnenwelt unnatürlich, aber in der Geiſterwelt natürlich. 43
§. 61. Unterſchied zwiſchen Ahnden, und Ahnen. 44
§. 62. Bisherige richtige Vorſtellung vom menſchlichen Körper. 44
§. 63. Gänzliche Unkunde der Seele, und wie ſie auf den Körper würke. Neu eröfnete Erkänntnis-Quelle. 45
§. 64. Thieriſcher Magnetismus, Urſprung, Misbrauch, und Wahrheit. 45
§. 65. Sichere Quellen der Richtigkeit, und Gewisheit deſſelben. 46
§. 66. Einſchränkung auf ſichere Reſultate. Feyerliche Warnung für dem Misbrauch des thieriſchen Magnetismus. 46

§. 67. Beſchreibung und Folgen deſſelben, Somnambulismus Exaltation der Seelenkräfte. Seite 47

§. 68. Geſicht aus der Gegend der Herzgrube. Lichte Atmosſpähre um den Magnetiſeur. Blick ins Innere deſſelben. 48

§. 69. Empfindung anderer Menſchen, durch den Magnetiſeur, (Rapport) vollſtändiges exaltirtes Bewuſtſeyn, leſen aus der Gegend der Herzgrube. 49

§. 70. Merkwürdiges Büchlein vom inwendigen Menſchen. Erzählung von einer äuſſerſt intereſſanten Somnambüle in Lyon. 50

§. 71. Bemerkung über dieſe Erzählung. 53

§. 72. Die Somnambülen leſen in den Seelen die Gedanken anderer Menſchen. Beyſpiel. 54

§. 73. Sie bekommen Einſichten in das Geiſterreich, bringen erſtaunliche Nachrichten daher, und wiſſen was in der Ferne geſchieht. 54

§. 74. Die von Natur ungebildetſten Somnambülen, erkennen in ihrem Körper ihre Krankheit genau, und geben die würkſamſten Mittel dagegen an. 55

§. 75. Die Somnambülen benehmen ſich oft wie gewöhnliche Schlafwandler, nur weit vollkommener. 56

§. 76. Ungeachtet die gröſten Aerzte von dem allem überzeugt ſind, ſo wagen ſie es doch nicht Folgen daraus zu ziehen, weil ſie dem Syſtem widerſprechen. 56

§. 77. Vom Aether, die Theorien des Lichts und des Schalls ſind unſtatthaft, unzulänglich. 57

§. 78. Beweiß, daß der Aether zwiſchen der Sinnenwelt, und dem Geiſterreich das Bindungsmittel ſey. 58

§. 79. Die Nervenkraft, oder Lebensgeiſter ſind Aether. 59

§. 80. Wie ſich dies Lichtweſen und der vernünftige Geiſt im Körper verbinden. Seite 60

§. 81. Drey Prinzipien im Menſchen, Körper, Lichthülle, Geiſt, beyde leztere zuſammen Menſchenſeele. 60

§. 82. Nähere Beſchreibung der Menſchenſeele, halb Thier, halb Engel. 61

§. 83. Im natürlichen Zuſtand iſt die Seele nicht ſichtbar, die Somnambülen ſehen ſie als einen himmelblauen Lichtſchimmer; ihr Dunſtkreiß um den Körper. 62

§. 84. Die Seele würkt im natürlichen Zuſtand durch das Gehirn und die Nerven, im Magnetiſchen ohne beyde. 62

§. 85. Im lezterem Zuſtand würkt die Seele weit lebhafter und erhöhter als im Erſten, aber ſie empfindet von der Sinnenwelt nichts, auſſer im Rapport. 63

§. 86. Es iſt unbegreiflich, daß dieſe merkwürdige Entdeckungen nicht Pſychologiſch benuzt werden. 64

§. 87. Der ewige Geiſt muß ein Organ haben, durch welches er empfindet, und empfunden wird, dies iſt der Aether. 64

§. 88. Schlusfolgen aus den magnetiſchen Erfahrungen; ſie beweiſen das Daſeyn des Lichtweſens, daß die Seele den Körper blos um der Sinnenwelt willen habe, und ohne denſelben weit vollkommener ſey, u. ſ. w. 65

§ 89. Was im Tod mit den Seelen vorgehe, wird umſtändlich erörtert. 65

§. 90. Widerlegung des Einwurfs, daß der Somnambüle doch wohl das Gehirn und die Nerven brauche. 66

§. 91. Fernere wichtige Schlüſſe in Anſehung des Zuſtands der Seele nach dem Tod. Seite 67

§. 92. Die hyſteriſchen und melancholiſchen Entzückungen ſind weiter nichts, als ein durch die Natur bewürkter Somnambulismus. 68

§. 93. Alle Geſichte, Offenbahrungen, und Weiſſagungen die in dieſem Zuſtand vorkommen, ſind nichts anders als Folgen des Somnambulismus, und nicht göttlich, ſondern Würkungen der Krankheit. 68

§. 94. Urſachen eines natürlichen magnetiſchen Schlafs. 69

§. 95. Die fleiſchliche Liebe eine fruchtbare Quelle deſſelben. Verſchiedene merkwürdige und ſchreckliche Beyſpiele. 70

§. 96. Gründlicher Beweiß, daß auch die heiligſten Seelen in dieſem Zuſtand gegen Betrug nicht geſichert ſind. 72

§. 97. Wichtige Beſtimmung des Menſchen, und daraus gefolgerte Pflichten. 74

§. 98. Sonderbare Folgen der Nervenkrankheiten. Erſcheinungen im wachenden Zuſtand, wie in Entzückungen, Erſcheinungen aus natürlichen Urſachen, Erſcheinungen aus dem Geiſterreich, die Gränzen zwiſchen beyden. 75

§. 99. Auch die heiligſten und erhabenſten Geſichter und Erſcheinungen, können Würkungen einer kranken Imagination ſeyn. Betrübte Folgen derſelben. 76

§. 100. Der höchſte Grad der in der menſchlichen Natur noch gegründeten Erſcheinungen, iſt, wenn ſich ein Menſch bey lebendigem Leibe anderswo zeigen kann. 77

§. 101.

§. 101. Aeuſſerſt merkwürdige Geſchichte in Amerika. Seite 78

§. 102. Erklärung dieſer Geſchichte, und Bemerkungen darüber. 80

§. 103. Verſchiedene Grade der Entbindung der Seele vom Körper. Schlaf, Traum, Nachtwandler. 81

§. 104. Entzückungen hyſteriſcher und hypochondriſcher Perſonen, völlige Entbindung im Tod. 82

§. 105. Bey dem Einen iſt die Entbindung leichter, bey andern ſchwerer, geheime Mittel dazu. 83

§. 106. Nähere und deutliche Erklärung obiger Amerikaniſchen Geſchichte. 83

§. 107. Von den Selbſterſcheinungen, wenn jemand ſich ſelbſt ſieht. Ahnend, und nicht ahnend. 85

§. 108. Entſcheidung der Frage, wo die natürlichen Erſcheinungen aufhören, und die des Geiſterreichs anfangen. 86

§. 109. Von der Fähigkeit noch in dieſem Leben mit dem Geiſterreich in Verbindung zu kommen. Sehnſucht gewiſſer abgeſchiedener Seelen, nach dieſem Umgang. 87

§. 110. Beſchaffenheit der Geiſterwelt, und wo ſie iſt. Hades. 88

§. 111. Die abgeſchiedenen Seelen fürchten ſich für der Erſcheinung der Lebenden, wie dieſe für jenen. 88

§. 112. Worinnen die Fähigkeit mit Geiſtern umzugehen beſtehe. 89

§. 113. Swedenburgs Geſchichte. Er war kein Betrüger. 90

§. 114. Beweiß, daß ſeine bekannte Geſchichte mit der Königin in Schweden wahr ſey. 91

§. 115. Seine in Gothenburg geſchehene Ankündigung eines Brands in Stockholm. Seite 92

§. 116. Er zeigte einer Wittwe an, wohin ihr verſtorbener Mann eine gewiſſe Quittung gelegt habe. 93

§. 117. Merkwürdige und authentiſche Geſchichte die ſich zwiſchen Swedenburg und einem Elberfelder Kaufmann zugetragen. 93

§. 118. Was in der Swedenburgiſchen Sache Wahrheit und Irrthum ſey. 97

§. 119. Unumſtößlicher Schlußſaz von der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur. 98

§. 120. Warnung für dem Geiſterreich, Verhalten in dieſer Sache. 99

Das dritte Hauptſtück.

Von Ahnungen, Vorherſagungen, Zaubereyen und Prophezeyungen.

§. 121. Wahre Ahnungen, entwickeltes Ahnungs-Vermögen, Hexerey, Prophezeyungen und wahre göttliche Weiſſagung. 100

§. 122. Von den wahren Ahnungen. 101

§. 123. Merkwürdige Ahnung des ſeeligen Profeſſors Böhm. 101

§. 124. Philoſophiſche Erklärung dieſer Ahnung, Widerlegung derſelben. 103

§. 125. Wahre, und Bibelmäſige Erklärung der wahren Ahnungen. 104

§. 126. Unbegreiflicher Unſinn des mechaniſchen Syſtems. Seite 105

§. 127. Merkwürdige Ahnung meines ſeeligen Prinzipals, des Herrn Spaniers. 106

§. 128. Gewisheit dieſer Geſchichte, Einwurf, deſſen Widerlegung. 107

§. 129. Erzählung der Frau von Beaumont, von einer merkwürdigen wahren Ahnung. 108

§. 130. Noch eine aus dem Muſeum des Wundervollen, von einer Haushälterin, die das Einſchlagen des Blizes in einer Gartenlaube ahnete. 110

§. 131. Ahnungen deren Zweck man nicht leicht erkennen kann; erſtes Beyſpiel Brenckenhofs Traum. 112

§. 132. Wahrſcheinlicher Zweck dieſer Ahnung. 113

§. 133. Aeuſſerſt merkwürdiger ahnender Traum der Fürſtin Ragozky von Warſchau. 114

§. 134. Drey ahnende Träume, die Lotterie betreffend vom Dr. Chriſtoph Knape. S. Morizens Erfahrungs-Selenkunde. 116

§. 135. Ahnungen, mir mitgetheilt von einem frommen Prediger. 125

§. 136. Reflexionen über ſolche dem Anſchein nach zweckloſe Träume. 127

§. 137. Unzulänglichkeit der mechaniſchen Philoſophie bey Erklärung dieſer Thatſachen. 128

§. 138. Gründliche Deduktion über dieſe dunkle Sache. 129

§. 139. Grundſätze meiner Theorie der Geiſterkunde; Erklärung der wahren Ahnungen. Seite 140

§. 140. Zweckloſe Ahnungen und Träume, was Ahnungsvermögen ſey? ſeine Entwicklung. 141

§. 141. Wie das Ahnungsvermögen würke. 142

§. 142. Bleibendes allgemeines entwickeltes Ahnungsvermögen, verſchiedene Gattungen ſolcher Menſchen. 144

§. 143. Die erſte Gattung, wenn das Ahnungsvermögen, durch die Uebung der Gottſeeligkeit entwickelt wird. 144

§. 144. Gefahren in dieſem Zuſtand, und wie ſich der zu verhalten habe, der ſich in dieſer Lage befindet. 145

§. 145. Verhalten anderer bey ſolchen Vorfällen. 147

§. 146. Höchſtwichtige Warnung in Anſehung auſſerordentlicher Gaben. 147

§. 147. Merkwürdiges Ahnungsvermögen der Fr. W... zu S..... 149

§. 148. Reflexionen über dieſe Geſchichte, Beſtättigung meiner Theorie, Magie, Warnung dafür. Erſcheinung des Admirals Coligni. 155

§. 149. Auſſerordentlich merkwürdige Prophezeiung des Herrn Cazotte in Paris, im Jahr 1788. 158

§. 150. Beweiß der Wahrheit dieſer Geſchichte. 167

§. 151. Noch ein Beytrag zu dieſer Geſchichte, und zum Beweiß ihrer Wahrheit. 169

§. 152. Reflexionen über dieſe Geſchichte, Schlußfolgen, Warnungen, u. ſ. w. 172

§. 153. Das Leichenſehen, auch eine Folge des entwickelten Ahnungsvermögens. Seite 178

§. 154. Ein ſonderbares Beyſpiel dieſer Art im Naſſauiſchen. 178

§. 155. Noch eins aus der weſtphäliſchen Grafſchaft Marck. 179

§. 156. Das Leichenſehen iſt Folge des entwickelten Ahnungsvermögens; Erklärung wie dies zugehe, Pflichten der Polizey in Anſehung dieſer Sache. 181

§. 157. Bemerkungen über das Leichenſehen, und Erklärungen dieſer dunkeln Sache. 182

§. 158. Sonderbare Bemerkung, daß die mechaniſchen Philoſophen alle Phänomene aus dem Geiſterreich, nicht nur läugnen, ſondern auch mit Schande brandmarken, weil ſie Erfahrungs-Beweiſe der chriſtlichen Religion ſind. 183

§. 159. Darſtellung dieſes Beweiſes. Pflichten bey ſolchen auſſerordentlichen Dingen. 184

§. 160. Urſachen warum man dergleichen Erſcheinungen ſo ſelten prüft. 186

§. 161. Verhalten des wahren Chriſten dabey. 187

§. 162. Eine wichtige Bemerkung. 188

§. 163. Von der Hexerey und Zauberey, ihre Möglichkeit. 189

§. 164. Von der Gewalt des Satans; er kann niemand mehr ſchaden, wenn man nicht ſelbſt Schuld daran iſt. 190

§. 165. Und eben ſo wenig auch Hexen und Zauberer. 190

§. 166. Urſprung und Geſchichte der Hexerey. Seite 192

§. 167. Eine belehrende, und dieſe dunkle Sache aufklärende Geſchichte. 195

§. 168. Wie man mit ſolchen verdächtigen Perſonen chriſtlich und vernünftig verfahren müſſe. 197

§. 169. Schreckliches und doch ſo gewöhnliches Verbrechen, wenn man jemand der Hexerey beſchuldigt. 197

§. 170. Merkwürdige Erzählung von Eckartshauſen, was durch gewiſſe Dämpfe möglich iſt. 198

§. 171. Erſcheinungen über den Gräbern, vermuthlich Auferſtehungskeime. 203

§. 172. Warum die Zaubertränke, Dämpfe, u. d. gl. der Geſundheit nachtheilig ſind. Allerhand Mittel der heydniſchen Völker, mit dem Geiſterreich in Rapport zu kommen. 204

§. 173. Alle dieſe Künſte waren im moſaiſchen Geſetz verbotten. Die Hexe zu Endor, Saul und Samuel. 205

§. 174. Auſſerordentlich wichtige Reſultate, aus meiner Theorie des entwickelten Ahnungsvermögens. Treue Ermahnung zur Vorſicht in der nahen Zukunft. 206

§. 175. Beweiß daß die wahren bibliſchen Wunder durchaus nicht durch Magnetismus, u. d. g. bewürkt wurden. 210

§. 176. Beweiß, daß das entwickelte Ahnungsvermögen durchaus nicht mit der Gabe der Weiſſagung verwechſelt werden dürfe. 211

§. 177. Wahrer Carakter der Propheten und ihrer Weiſſagungen. Meine Idee von Bileam. Seite 215

Das vierte Hauptſtück.

Von Geſichten (Viſionen) und Geiſtererſcheinungen.

§. 178. Der Aberglaube macht die Geiſtererſcheinungen verächtlich, aber nicht alle ſind Aberglaube. 220

§. 179. Beweiß der Möglichkeit und Würklichkeit der Geiſtererſcheinungen, gegen Philoſophen und Theologen. 221

§. 180. Beſchreibung deſſen was ich Viſion nenne. 222

§. 181. Grund- und Heiſcheſätze, wie man eine Viſion von einer wahren Geiſtererſcheinung unterſcheiden müſſe. 223

§. 182. Sehr merkwürdige Erſcheinung eines Geiſtes der einen ſeiner Nachkommen zur Erhebung des von ihm vergrabenen Geldes bewegen will, und zwey fürchterlich markirte Zeichen ſeiner Gegenwart, eine Bibel und ein Schnupftuch hinterlaſſen hat. 224

§. 183. Noch ein wichtiger Anhang zu dieſer Geſchichte. 253

§. 184. Beweiß der Zuverläſſigkeit derſelben. 255

§. 185. Erklärung wie bey dem Seher der Erſcheinung das Ahnungsvermögen nach und nach entwickelt wurde, ſo daß das Unbegreifliche erklärbar wird. 256

§. 186. Schrecklicher Zuſtand eines abgeſchiedenen Geiſtes, den noch eine Anhänglichkeit an das irrdiſche feſſelt. Seite 258

§. 187. Beweiß daß die Forderungen des Geiſtes irrig waren, und daß der Seher recht hatte, nicht in ſein Begehren zu willigen. Blendwerk dabey. 258

§. 188. Beweiß daß die Geiſter eine ſchaffende Kraft haben. 259

§. 189. Was wahrſcheinlich daraus entſtanden wäre, wenn man dem Willen des Geiſtes gefolgt hätte. 260

§. 190. Erklärung wie der Geiſt geſchriebene Aufſätze leſen konnte. 261

§. 191. Wichtige Folgerungen aus der Erfahrung, daß dem Geiſt, wenn er zornig oder traurig war, Feuer aus den Fingerſpitzen ſtrömte. 261

§. 192. Warum er in ſeiner ehmaligen gewöhnlichen Kleidung erſchien. 262

§. 193. Stuffenweiſer Fortſchritt der Geiſter nach dem Tod, nach welchem ſich dann auch ihr Koſtüme und ihre Geſtalt richtet. 263

§. 194. Ueber den Umgang und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der abgeſchiedenen Seelen. 264

§. 195. Fernere Vermuthungen. Beweiß daß beydes der Geiſt und ſeine Vorgeſetzten irrten. 265

§. 196. Gegründete Vermuthung, daß die Erlöſungsanſtalten nach dem Tod noch fortwürken. 266

§. 197. Merkwürdige Erſcheinung, welche beweiſt, daß wir in Anſehung des Geiſterreichs, und ſeiner Beſchaffenheit nicht vorwitzig ſeyn ſollen. 267

§. 198. Erſcheinung König Auguſts des zweyten von Polen, am Bette des Feldmarſchalls vom Grumbkow. Seite 269

§. 199. Gewisheit dieſer Geſchichte. Urſachen, welche die Seele des Königs bewogen haben mögen, dem Grumbkow zu erſcheinen. 273

§. 200. Pſychologiſche Erklärung, der Beſchaffenheit des Denkens und Vorſtellens nach dem Tod. 274

§. 201. Ob man nach dem Tod die Werke der Schöpfung noch werde, und beſſer betrachten können als jezt? 275

§. 202. Was davon zu halten ſey, wenn Leute ſich ſelbſt erſcheinen. Drey Beyſpiele davon, der Frau von W..... Triplins, und des Profeſſors Becker in Lübeck. 275

§. 203. Beweiß daß niemals jemand durch einen bloſen Eindruck der Einbildungskraft ſterben könne, wohl aber durch heftige Gemüths-Erſchütterungen. 277

§. 204. Daß unſre Lieben nach dem Tod noch Antheil an unſern Schickſalen nehmen, und um uns ſind, wird vermuthet. 278

§. 205. Merkwürdige warnende Erſcheinung den Herzog von Buckingham betreffend. 280

§. 206. Bemerkungen über dieſe Geſchichte: warum die Erſcheinung nicht dem Herzog ſelbſt geſchahe? 286

§. 207. Abermaliger Beweiß, daß unſre verſtorbenen Freunde Antheil an unſern Schickſalen nehmen, aber in der Wahl der Mittel zu helfen oft irren. 287

§. 208. Gründlicher Unterricht, wie man ſich bey einer Geiſtererſcheinung zu verhalten habe. 288

§. 209. Auszug aus einem Brief, eine ſehr merkwürdige Geiſtererſcheinung betreffend, die noch fortwährt. Seite 290

§. 210. Beweiß daß es keine leere Viſion iſt. 294

§. 211. Beweiß daß man den Hades nicht zu fürchten habe, was dazu erfordert werde. 295

§. 212. Beſchaffenheit einer Seelen, welcher der Hades leidensvoll iſt. Mittel zur Ruhe zu gelangen. 296

§. 213. Erklärung der im 209 Paragraphen erzählten Erſcheinung. Warnung für die Seherin. 298

§. 214. Bemerkungen und Belehrungen in Anſehung des ſchwarzen Geiſtes. 299

§. 215. Noch einige wichtige Reflexionen, über das Ahnungsvermögen, und den Auferſtehungskeim. 300

§. 216. Noch einige wichtige Verhaltungsregeln bey Geiſtererſcheinungen. 301

§. 217. Erzählung der bekannten Geiſtererſcheinung im Carolino zu Braunſchweig. 302.

§. 218. Unbegreiflichkeit der aufgeklärten Bemühungen, auch dieſe Geſchichte, ſo wie alle andere der Art, wegzuläugnen. Die wahre Urſache deſſelben. 310

§. 219. Die wahre Urſache, warum Dörien nach ſeinem Tod erſchien. 312

§. 220. Wichtige Lehren für ſterbende Chriſten. Bemerkung über den der kein hochzeitlich Kleid anhatte. Matth. 22. 312

§. 221. Noch einige erklärende Bemerkungen über dieſe Geſchichte. 314

§. 222. Was zum hörbaren Sprechen eines Geiſtes erfordert wird. 314

§. 223. Bemerkung über die ſchöpferiſche Kraft der Geiſter. Seite 315

§. 224. Beurtheilung des Betragens des Profeſſor Oeders. Verhaltungsregeln an ſeiner Stelle. 316

§. 225. Höchſt merkwürdige Erſcheinung welche dem Herzog Chriſtian von Sachſen-Eiſenberg Anno 1705. wiederfahren iſt. 317

§. 226. Bemerkungen über dieſe Geſchichte. Warnung in Anſehung des erbaulichen Umgangs beyderley Geſchlechter. 323

§. 227. Wichtigkeit der Verſöhnlichkeit, ehe man in die andere Welt übergeht. 324

§. 228. Wie ein abgeſchiedener Geiſt Wärme und Kälte, Licht und Finſternis unterſcheiden, und empfinden könne. 325

§. 229. Unterſuchung, warum die Verſöhnung beyder Geiſter, rückwärts im irrdiſchen Leben geſchahe? 327

§. 230. Beweiß, was das misbrauchte Ehrgefühl des Standes für traurige Folgen in der Ewigkeit habe. 328

§. 231. Wichtige Verhaltungsregeln in Anſehung der Stände. 329

§. 232. Beſonders auch für den Regentenſtand. 330

§. 233. Erklärende Anwendung dieſer Ideen, auf die Erſcheinung der beyden fürſtlichen Geiſter. 331

§. 234. Vermuthung warum ſich Fürſt Chriſtian in lebendigen Kalk habe begraben laſſen. 331

§. 235. Von den Geiſtern die umher wandern, ohne irgend ein Anliegen zu haben. Merkwürdige Erzählung

lung einer hieher gehörigen Erſcheinung eines Kapuzinergeiſtes. Seite 332

§. 236. Bewundernswürdiger Muth des Beobachters, der ihm hätte gefährlich werden können. 344

§. 237. Wunſch was er hätte thun ſollen. 344

§. 238. Von den Spuck- oder Poltergeiſtern, zu dieſen gehört der Kapuzinergeiſt nicht. 345

§. 239. Wahrſcheinliche Vermuthungen, warum der Kapuzinergeiſt die Rolle eines Sackträgers ſpielt, und warum er ſich bey dem ſeeligen Tod eines Proteſtanten, ſo furchtbar hören ließ. 346

§. 240. Warum der Geiſt zweymal in Kapuzinergeſtalt erſchien, aber ſich von meinem Freund nicht ſehen ließ. 347

§. 241. Unbegreifliches Verhalten der Menſchen bey Geiſtererſcheinungen. 348

§. 242. Sonderbare Bemerkung daß Geiſter keine Ruhe haben, bis ihre Gebeine ordentlich begraben worden ſind. 348

§. 243. Solche Anforderungen rühren aus einem Irrthum her. Verhalten dabey. 349

§. 244. Ein nicht unbedeutender Wink, daß es nöthig ſey, Todenkörper der Muttererde zu übergeben. 350

§. 245. Beſchreibung der berühmten weißen Frau, und wo ſie erſcheine. 351

§. 246. Zuverläſſigkeit und Wahrheit dieſer Erſcheinung. Zwey unumſtößliche Zeugniſſe. 351

§. 247 Fernere Beſchreibung, wo, wie, und wann die weiße Frau erſcheine. Sie hat nur ein paarmal geſprochen. 353

§. 248. Eine beſonders merkwürdige Erſcheinung der weißen Frau, wegen Vernachläßigung einer Armenſtiftung. Seite 354

§. 249. Die weiße Frau iſt nicht ſeelig, aber noch weniger verdammt. 355

§. 250. Ihre wahrſcheinliche Lebensgeſchichte, und Herkunft. Sie heiſt Bertha von Roſenberg, und lebte im 15ten Jahrhundert. 356

§. 251. Ihre Verheurathung mit Johann von Lichtenſtein, ſchlägt ſehr unglücklich aus, daher die bittere Quelle in ihrem Gemüth, die ſie bisher an ihrer Seeligkeit hindert. 356

§. 252. Sie wird Wittwe, baut das Schloß Neuhaus, und ſtiftet eine jährliche Mahlzeit für die Armen, den ſogenannten ſüſen Brey. 357

§. 253. Nähere Erörterung, wo und wie ſie erſcheine. 358

§. 254. Wahrſcheinliche Urſachen, warum ſie umher wandert, und warum ſie hin und wieder erſcheint. 358

§. 255. Bey dem allem iſt ihr Zuſtand nicht wünſchenswerth, ſie iſt noch im Irrthum. Geiſtererſcheinungen beſſern nicht, Schluß dieſes Werks. 359

Wenn ſie Moſen und die Propheten — bey uns kommen Chriſtus und die Apoſtel noch hinzu — nicht hören, ſo werden ſie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toden auferſtände.

Ev. Luc. 16. V. 31.

Einleitung.

§. 1.

Wenn man die Menſchengeſchichte, rückwärts, bis ins graue Alterthum durchdenkt, ſo findet man, daß ſie immermehr mit den Einwürkungen, über- oder untermenſchlicher, guter oder böſer Weſen durchwebt iſt. Weſen, deren Exiſtenz ſowohl, als ihre Thatſachen, in der ſinnlichen Naturkette nirgends hin zu paſſen ſcheinen, und daher von allen Völkern des Erdbodens, von je her, bis auf unſre Zeiten, geglaubt worden ſind.

§. 2.

Sonderbar iſt dabey die ſehr richtige Bemerkung, daß ſich alle dieſe Weſen genau nach dem Charakter, und dem Grad der Cultur des Volks richten, von dem ſie geglaubt, verehrt, und verabſcheut werden; man vergleiche die Götterlehre der alten Egyptier, **Griechen**, und **Römer**, mit den wilden Romanzen der **Ißländiſchen Edda**, dem grotesken Labyrinth der Mythologie des **Brama**, und den Scheuſalen der alten **Mexikaner**, ſo wird man finden, daß die Gottheiten jedes Volks, auch gleichſam ſeine Landsleute waren; die Guten betrugen ſich genau nach den Sitten, der, nach der National-Denkart fein gebildeten Menſchen-Claſſen, und die Böſen übten das, was man für laſterhaft hielt.

§. 3.

Dieſe Beobachtung, giebt der heut zu Tage, unter aufgeklärten Leuten, herrſchenden Vorſtellung, **daß alle dieſe Weſen, zu allen Zeiten, und unter allen Nationen, Traum, Täuſchung der Phantaſie, und Dichtung geweſen, und noch ſeyen,** einigen Anſtrich der Wahrſcheinlichkeit — daß aber doch dieſer Anſtrich nichts mehr und nichts weniger, **als ein Anſtrich** ſey, das läſt ſich leicht beweiſen: man beherzige, zergliedere, und ergründe folgende Frage ruhig, unpartheyiſch und gewiſſenhaft.

§. 4.

Kann die menſchliche Einbildungskraft etwas erdichten, oder erſchaffen, zu dem ſie keinen Stof, keine Materie hat? — Jeder vernünftige redliche Denker wird mir antworten, **Nein! ſie kann ſich durchaus kein Bild ſchaffen, von dem was nicht in die Sinne fällt.** Daraus folgt alſo unwiderſprechlich, daß wir Menſchen nie, von einer unſichtbaren Geiſterwelt, von der Fortdauer unſeres Weſens nach dem Tod, von guten und böſen Geiſtern, und von Gottheiten, von Ferne etwas geahnet hätten, wenn ſich nicht dieſes **Ueberſinnliche** dem **Sinnlichen** offenbart hätte. Warum wiſſen wir nichts von einer **thieriſchen Geiſterwelt?** — warum ſpricht man nicht vom Wiederkommen freundlicher Haußthiere? — natürlicher Weiſe deswegen, weil ſich eine ſolche Welt nie den Menſchen offenbart hat. **Aber wo findet ſich nun eine Offenbarung der vernünftigen Geiſterwelt, auf deren erzählte Thatſachen man ſich ſicher verlaßen, und auf deren Gewißheit man unumſtößliche Lehrgebäude gründen kann?**

§. 5.

Der ächte **Iſraelite**, und der **wahre gläubige Chriſt**, antwortet auf der Stelle, und mit Zuverſicht: **in der Bibel!** — Gut! aber das Publikum, für welches ich ſchreibe, beſteht aus Partheyen, deren Begriffe von dieſer heiligen Urkunde ſehr verſchieden ſind.

§. 6.

Die **erſte** Parthey nimmt alles ohne Anſtand als Gottes Wort an, was in der Bibel geſagt wird; und doch theilt ſich auch dieſe in zwo Hauptklaſſen: die eine, welche veſt an den Symbolen der proteſtantiſchen Kirche hängt, glaubt zwar alle Erſcheinungen aus der Geiſterwelt, die in der Bibel erzählt werden, aber ſeit der Apoſtelzeiten nimmt ſie keine mehr an, und wenn unläugbare Thatſachen dargethan werden, ſo ſchreibt ſie ſolche lieber einem Gauckelſpiel des Satans und ſeiner Engel zu, als daß ſie ihrem Syſtem etwas vergeben ſollte.

§. 7.

Die andere Hauptklaſſe glaubt nicht allein alle überſinnliche Erſcheinungen in der Bibel, ſondern auch die Fortdauer derſelben bis zu unſern Zeiten. Dieſe ſchweift aber nun gewöhnlich auf der andern Seite zu weit aus, indem ſie alle, dem gewöhnlichen Menſchenverſtand nicht faßliche Würkungen der Phantaſie, oder auch der körperlichen Natur für übernatürlich anſieht, und vornehmlich, **daß ſie auf die Erſcheinungen aus der Geiſterwelt mehr Gewicht, und mehr Werth legt, als ihnen zukommt. — Dieſer Hauptpunkt macht einen vorzüglichen Theil des Zwecks aus, warum ich dies Werk ſchreibe; ich bitte meine Leſer ihn im Geſicht zu behalten.**

§. 8.

Die **zweyte** Parthey entkleidet die heilige Schrift, von allem orientaliſchen Schmuck; ſo nennt ſie alle Bilder, die ihre aufgeklärte Vernunft in keiner Gehirnkammer anbringen kann, weil ſie nicht zu den dortigen Meubeln paſſen; die trockene Geſchichte der Bibel glaubt ſie ſo ziemlich, doch unter der Aufſicht ihrer vernünftigen Critik: aber **die Moral**, die **Sittenlehre**, das iſt's eigentlich worauf es ankommt, wenn von göttlicher Offenbarung die Rede iſt.

§. 9.

Die dritte Parthey, endlich, glaubt weder an die Bibel, noch an die Geiſterwelt; **ob** und **wie** ſie nach dem Tod fortdauern wird, das iſt ihr gleichgültig; ihr Element iſt ſinnlicher Genuß, und Wiſſenſchaft der Sinnenwelt; was ſich aus dieſer und ihren zunächſt an der Hand liegenden Grundſätzen nicht erklären läſt, das nimmt ſie nicht an. Dieſe Parthey iſt eigentlich heut zu Tag die herrſchende, der Geiſt der Zeit iſt der Gott, der ſie in allen ihren Handlungen leitet, und die immerfort, wie die Moden, wechſelnde Philoſophie iſt ſeine Offenbarung; von **glauben**, auch an das **Glaubwürdigſte**, iſt da gar die Rede nicht.

§. 10.

Der Zweck dieſes meines Buchs bezieht ſich auf alle vier Partheyen; möchte ich ihn nur erreichen! — Das Unternehmen iſt ſchwer — da ich aber auf meinem langen und merkwürdigen Lebenswege, Gelegenheiten die Menge gehabt habe Beobachtungen aller Art zu machen; da mich auch die alles leitende Vorſehung ſo geführt hat, daß ich zu tief verborgenen Erſcheinungen den Aufſchluß gefunden, und die vornehmſte Quelle derſelben entdeckt habe, und da ich nun endlich von einer ſehr verehrungswürdigen Perſon, der ich nichts abzuſchlagen wage, weil alle ihre Wünſche edel und gut ſind, aufgefordert worden, meine Theorie durch den Druck bekannt zu machen, ſo wage ich es in Gottes Namen, und bitte alle meine Leſer, ruhig, und mit einem Vorurtheilsfreyen Gemüth, dieſes Werk aufmerkſam zu leſen und zu prüfen; ich glaube daß es **Worte zu ſeiner Zeit** enthält, da ſich jezt häufig, hin und wieder, merkwürdige Erſcheinungen äuſſern, wodurch gute Seelen von der wahren Spur des **Einzig Nöthigen** abgeleitet, und auf Abwege und Irrthümer geführt werden.

§. 11.

Ich werde alſo **der erſten Parthey** zeigen, daß es unter tauſenderley Träumen, Täuſchungen, Dichtungen, und Phantaſtereyen doch noch immer einige wahre und unläugbare **Ahnungen, Geſichte**, und **Geiſter-Erſcheinungen** gebe, womit der **Satan** und ſeine Engel nichts zu thun haben. Der ungeheure Misbrauch, den die **Römiſche Kirche** von je her mit dieſen Dingen getrieben hat, beweg die Reformatoren, demſelben durch die Symbolen Schranken zu ſetzen; die Erfahrung aber lehrt, daß ſie auf dem andern Extrem, von der Wahrheit, die ruhig in der Mitte, ihren glänzenden Pfad wandelt, eben ſo weit, aber weniger gefährlich abgekommen ſind.

§. 12.

Der zweyten Parthey will ich beweiſen, daß es viele ſehr wichtig- und unerklärbar ſcheinende Phänomene giebt, deren Urſachen ſie in der Geiſterwelt, oder wohl gar in der Einwürkung Gottes ſuchen, die aber ganz allein in der menſchlichen Natur gegründet ſind; deren Tiefen, auch von den allerſcharfſichtigſten Forſchern noch nicht hinlänglich entdeckt worden,

den, vielleicht auch nie ganz entdeckt werden können. Dieſer Mißgrif ſolcher gutdenkenden, aber nicht gnug unterrichteten Seelen, hat zu den ungeheuerſten Schwärmereyen, und den beweinenswürdigſten Folgen, Anlaß gegeben; es ſind daher Sekten entſtanden, die der reinen Chriſtus-Religion zur Schmach und Schande gereichten. Ich verweiſe hier meine Leſer auf mein Buch, **Theobald oder die Schwärmer.**

§. 13.

Die **dritte** und **vierte Parthey** kommen darinnen überein, daß ſie von allem dem ganz und gar nichts glauben, ſondern alles entweder für Trug und Täuſchung, oder für Würkungen, der uns noch verborgenen Kräfte der menſchlichen Natur erklären. Da es aber dem allen ungeachtet doch Thatſachen giebt, deren hiſtoriſche Gewisheit nicht geläugnet werden kann, **ſo wagen ſie Erklärungen, die ſo ungereimt ſind** — wie der ſeelige **Käſtner** einſt ſagte — **daß ſie, wenn ſie wahr wären, noch ein gröſeres Wunder ſeyen, als das, welches ſie wegerklären wollen.**

Alle dieſe Schwergläubigen werden durch dreyerley Beweggründe geleitet.

§. 14.

Der **Erſte** iſt, das **mechaniſch-philoſophiſche Syſtem**, das ſie bey der ganzen **Sinnenwelt**, bey **den körperlichen Naturkräften** und **Geiſtern**, ihren Erklärungen zum Grund legen, und es für unumſtößlich wahr halten.

§. 15.

Der Zweyte hat den Aberglauben, und ſeine Vertilgung zum Zweck: man wagt lieber die allerſinnloſeſten Erklärungen, auch wohl, wenn man ſich nicht anders zu helfen weiß, — mit Ehren zu melden — **eine Lüge**, wenn man anders dem, was man für Aberglauben **hält** — dadurch einen tödlichen Stoß beybringen kann. Aber was iſt Aberglaube? — was iſt Schwärmerey? — an dem einen Ende der Kette iſt die Religion Jeſu, in ihrer höchſten Reinigkeit ſchon ſchwärmender Aberglauben; am andern Ende ſteht die ſinnloſeſte und wildeſte Träumerey an der Stelle der Wahrheit! — Freunde, und Freundinnen! — dieſe heilige Führerin auf dem dunkeln, und mit ſo vielen Abwegen durchkreuzten Lebenspfade, findet Ihr ſicher, wenn Ihr mit Vorurtheilsfreyem und Gottergebenen, Wahrheitliebenden Gemüth, nicht nach dem Wunderbaren und Auſſerordentlichen gafft und haſcht, nicht die verborgenen Geheimniſſe der Geiſterwelt ergrübeln, ſondern nur das glänzende Kleinod am Ziel erringen, nichts als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten wiſſen wollt. Begegnet Euch dann irgendwo etwas aus der verborgenen geheimnisvollen Welt, ſo behandelt es nach den Lehren, die ich Euch in dieſem Buch vortrage, und geht dann ohne Auffenthalt weiter, ohne Euch bey ſolchen Gegenſtänden lange aufzuhalten.

§. 16.

Der **dritte** Beweggrund, endlich iſt ſo gethan, daß man ihn bedauert, und ruhig vorübereylt: Die **Ahnungen, Geſichte,** und **Geiſtererſcheinungen** zeugen von einer **unſichtbaren Geiſterwelt**, die der Aufenthalt abgeſchiedener Seelen, guter und böſer Engel, und Geiſter iſt; ſie beweiſen die Fortdauer unſerer Seelen nach dem Tod, mit dem klaren Bewußtſeyn ihrer gegenwärtigen Exiſtenz, und der Rückerinnerung des ganzen vergangenen Erdenlebens; dann auch die groſe Wahrheit von Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Das iſt aber gewiſſen Leuten ein Dorn in den Augen; ſie fühlen wohl, was für ein Schickſal auf ſie wartet, wenn obiges Alles Wahrheit iſt. Einige vermuthen auch wohl eine Art von Fortdauer ihres denkenden Weſens, aber die Rückerinnerung an ihr Erdenleben glauben ſie nicht, ſondern ſie träumen ſich dann eine ganz neue Exiſtenz, die um einen Grad edler und beſſer iſt, als die jezzige, auf die aber das hier geführte Leben gar keinen Einfluß hat. Dieſe ganze Idee iſt aber eben ſo viel werth, als die gänzliche Vernichtigung nach dem Tod: denn wenn ich mich des gegenwärtigen Lebens, aller meiner Schickſale, meiner Gattin und Kinder, meiner Freunde, meiner Schwächen, und meiner guten Handlungen, ganz und gar nicht mehr erinnern kann, ſo bin ich das nämliche Ich, der nämliche Menſch nicht mehr, ſondern ein ganz neues Weſen — Gott bewahre uns für einer ſolchen Zukunft in Gnaden! — und Ihm ſey ewig Lob und Dank geſagt, daß die Bibel, der allgemeine Menſchenverſtand aller Völker zu allen

Zeiten, und noch immer unzweifelbare Erfahrungen gerade das Gegentheil bezeugen.

Alle dieſe Begriffe ſind Folgeſchlüſſe, deren Grundſäze in der mechaniſchen Philoſophie liegen. Dieſes gefährliche Raubſchloß zu erſteigen, zu zerſtören, und zu ſchleifen, ſoll alſo mein erſter Verſuch ſeyn.

◆

Das erſte Hauptſtück.

Prüfung der Grundſätze der mechaniſchen Philoſophie, und Widerlegung derſelben.

§. 17.

Unter allen Völkern, Zungen, und Sprachen, gab es von Anfang der Welt an kein Einziges, welches **Ahnungen, Geſichte,** und **Geiſtererſcheinungen** läugnete; im Gegentheil, wenn etwa hie oder da ein Einzelner ſo klug und ſo aufgeklärt war, von dem Allem nichts zu glauben, ſo verabſcheute man ihn als einen Gottesläugner, der nach dieſem Leben groſe Strafen zu erwarten hätte. Wie viele abſcheuliche Betrügereyen, Täuſchungen, und gräßlicher Aberglauben, mit der reinen einfachen Wahrheit, vorzüglich unter den heydniſchen Nationen, verbunden war, davon erzählt uns die Geſchichte die ſchauderhafteſten Beyſpiele. Zum allgemeinen Seegen der Menſchheit erſchien nun unſer anbetungswürdiger Erlöſer **Jeſus Chriſtus:** Er und ſeine **Apoſtel** lehrten die reine himmliſche Wahrheit, und bekämpften allenthalben den Aberglauben und die Irrthümer der **Juden** und **Heyden;** aber den Glauben an **Ahnungen, Geſichte,** und **Geiſtererſcheinungen** bekämpften ſie **nicht;** im Gegentheil ſie erzälen, daß ſie ſelbſt dergleichen Erfahrungen gemacht hätten. Ich denke nicht, daß ich mich mit Anführung einiger Beyſpiele aufzuhalten brauche; meinen Leſern werden ſie wohl von ſelbſt einfallen.

§. 18.

Die Begriffe, die ſich die allgemeine chriſtliche Kirche von jeher von **Ahnungen**, **Geſichten**, und **Geiſtererſcheinungen** machte, ſtützen ſich im Weſentlichen auf folgende Vorſtellungen: ſie glaubten überhaupt eine **unſichtbare Geiſterwelt**, die man in drey **Regionen** eintheilte, nämlich in den Ort der Seeligkeit, oder **den Himmel**, in den Ort der Verdammnis, **die Hölle**, und dann in den dritten Ort, den die Bibel **Hades**, den **Todenbehälter** nennt, in welchem die Seelen, die noch zu keinem von beyden Zielen reif ſind, zu dem, wozu ſie ſich in dieſem Leben am mehreſten befähiget haben, vollends zubereitet werden. Alle dieſe **Regionen** haben aber auch ihre Bewohner; **der Himmel**, den ſie ſich hoch in der Höhe, über den Sternen dachten, iſt der Sitz der höchſten Majeſtät Gottes, und ſeine Bürger ſind die Schaaren der Engel und ſeeligen Geiſter. **Die Hölle** iſt im innern holen Raum der Erde, wohin der **Satan** nebſt ſeinen Engeln dereinſt verwieſen wird, wenn Er ſeine Rolle auf Erden ausgeſpielt hat, und da wird dann auch der Auſſenthalt der unſeeligen Menſchen ſeyn. Die Vorſtellung die ſie ſich vom Weltſyſtem machten, war folgende:

§. 19.

Die Erde iſt der Hauptgegenſtand der körperlichen Natur; die **Sonne** und alle leuchtende **Sterne**, die ſie für nichts anders als für **feine Lichtweſen** hielten, ſind um der Erde, und alles zuſammen um der Menſchen willen da; dieſen Sternen ſchrieben ſie einen

gros.n

groſen Einfluß auf die Erde und ihre Bewohner zu, und ſie ſahen ſie als die Werkzeuge an, wodurch Gott die phyſiſche und moraliſche Natur regiere. Nach ihren Begriffen ſteht die Erde im Mittelpunct des ganzen Alls, und der ganze Himmel mit aller ſeiner Majeſtät, muß ſich in 24 Stunden um die Erde bewegen.

§. 20.

In Anſehung der Geiſterwelt glaubten ſie, daß ſich der **Satan** mit ſeinen Engeln in der Luſt aufhalte, und einen groſen und mächtigen Einfluß auf die Menſchen habe; daß aber auch die heiligen Engel um und bey den Menſchen wären, ſie ſchüzten und ebenfalls Einfluß auf ſie hätten. Daß abgeſchiedene Seelen, je nach ihren Verhältniſſen wieder erſcheinen könnten, war ihnen keinem Zweifel unterworfen.

§. 21.

Gegen alle dieſe Vorſtellungen der allgemeinen chriſtlichen Kirche hat die **Bibel** nichts einzuwenden, und die damalige **Ariſtotéliſch-Platoniſch-ſcholaſtiſche Philoſophie**, welche die Vernunft der Gelehrten allgemein beherrſchte, war auch vollkommen damit zufrieden. — Wenn auch hie und da ein hellſehender Selbſtdenker, dieſen oder jenen Punct **unmöglich** fand, oder der glüende **Gnoſtiker**, auf der andern Seiten, noch mehrere **Unmöglichkeiten** in das Welt- und Geiſterſyſtem hinein ſchuf, ſo verurſachte das wohl Federkriege und Kezermachereyen, aber die Hauptbegriffe blieben denn doch in beyden Kirchen, der **Morgenländiſch-Griechiſchen** und der **Abendländiſch-**

ländiſch-Lateiniſchen, oder **Römiſchen**, felſenfeſt und **canoniſch** ſtehen, und mit ihnen **Ahnungen**, **Geſichte**, und **Geiſtererſcheinungen**, die ſie alle dem Geiſt Gottes und den Engeln, auch abgeſchiedenen Seelen zuſchrieben.

§. 22.

Nach und nach, aber ſchon früh, vorzüglich von den Zeiten **Conſtantins** des Groſen an, vergaß die Geiſtlichkeit, die goldenen Worte **Chriſti**: **der Gröſeſte unter Euch ſoll ſeyn wie der Geringſte, und der Vornehmſte wie ein Diener**, im Gegentheil, ſie maßte ſich immer gröſere Ehre an, und ſtrebte ſogar nach der allgemeinen Weltmonarchie. Da ſie nun keine, oder doch ſehr ſchwache **weltliche** Waffen hatte, ſo erſchuf ſie ſich **geiſtliche**, und da bot ihr das Geiſterreich ein unerſchöpfliches Rüſthaus dar; ſie hatte Gewalt über die böſen Geiſter, und konnte ſie austreiben, denn wenn jemand eine etwas verwickelte Krankheit hatte, die die Aerzte nicht erklären konnten, ſo war er vom Teufel beſeſſen, und der Geiſtliche muſte herbey, um ihn auszutreiben. Es gab Zauberer und Zauberinnen, die niemand bändigen, und ihre Würkungen hemmen konnte, als der Geiſtliche. Jezt wurde nun auch der **Hades**, der bisher ein, an und für ſich ſelbſt, **leidensfreyer** — wenn nicht jemand Quaal und Jammer in ſeinem Buſen mit hineinbrachte — Auffenhalt geweſen, zum Glutofen umgeſchaffen; in welchem **alle** abgeſchiedene Seelen, die ſich der Heiligſprechung nicht würdig gemacht hatten, wozu manchmal nur blinder Gehorſam,

ſam, äuſſere Werkheiligkeit, und Verfolgung der Käzer erfordert wurde, wie Silber und Gold geläutert werden muſten. Dies war nun ein vorzüglich mächtiges Mittel, auch die gröſten Monarchen mit allen ihren Armeen, und alle chriſtliche Nationen unter den Gehorſam der Geiſtlichkeit zu bringen: denn dieſe behauptete, und man glaubte es allgemein, daß ſie den Schlüſſel zum Fegfeuer habe, und durch Seelenmeſſen und Gebäte, die ſie ſich dann gut bezahlen ließ, die armen Seelen daraus erlöſen, und zur Seligkeit befördern könnte.

§. 23.

Dieſe und noch andere Beweggründe mehr, machten es der Geiſtlichkeit zur Hauptſache, **daß ſie immer den mächtigen Einfluß der Geiſterwelt auf die Menſchheit, als einen der wichtigſten Punkte der Glaubenslehre handhabte.** Hier finden wir nun die Hauptquelle des ſinnloſeſten, und empörendſten Aberglaubens, der allerdings verdient, bis auf die Wurzel ausgerottet zu werden. Dies geſchieht aber nicht dadurch, daß man unläugbare Thatſachen wegläugnet, ſondern daß man die heilige Wahrheit **rein** und **lauter** darſtellt.

§. 24.

Das oben beſchriebene chriſtliche Syſtem der **Geiſter- und Körperwelt** ſtand **fünfzehnhundert** Jahre unerſchüttert da; auf einmal trat der Mönch **Nicolaus Copernikus** auf; mit gewaltiger Hand rückte er die **Erdkugel** aus dem Mittelpunkt der Schöpfung weg.

weg, ſetzte **die Sonne** dahin, und ließ nun **jene** in einem Jahr um **dieſe**, und in 24 Stunden um ihre eigene Axe laufen. Durch dieſe glückliche Erfindung wurde viel Unbegreifliches, begreiflich, und vieles Unerklärbare, erklärbar. Der **Pabſt** und die Geiſtlichkeit machten gewaltig groſe Augen, ſie drohten mit Fluch und Bann, allein dem war **Copernicus** entwiſcht, die Erde war nun einmal am fortrollen, und kein Bannfluch konnte ſie hemmen. Daß dieſe Misbilligung und Furcht der Geiſtlichkeit gegründet war, das haben die Folgen des **copernikaniſchen Syſtems** bewährt: denn nun ſahe man allmälig alle Firſterne für Sonnen an, die vielleicht alle, ſolche **Planeten** zu Begleitern hätten, folglich wurde nun die Erde zu einem höchſt unbedeutenden Punct in dem groſen unermeßlichen All. **Ob ſich aber doch bey dieſem allgemein angenommenen Weltſyſtem, nicht noch das Eine oder Andere erinnern laße, das werden wir weiter unten ſehen.**

§. 25.

Während der Zeit, hatten nun auch der ſeelige **Luther**, und ſeine Gehülfen, von Seiten der kirchlichen Glaubenslehren eine groſe **Revolution** in der Chriſtenheit zu ſtand gebracht, die **heilige Schrift** wurde wieder die einzige Richterin des Glaubens und Lebens, und die Geiſtlichkeit der Proteſtantiſchen Kirche begab ſich aller Anſprüche, auf die Herrſchaft über die Geiſterwelt; das **Fegfeuer** löſchte ſie aus, und vergröſerte die **Hölle** durch den **Hades**: es wurde durchaus kein Mittel- oder Reinigungsort mehr geglaubt, ſondern alle abgeſchiedene Seelen, giengen ſo gleich an den Ort ihrer Beſtimmung, in den **Himmel** oder in die **Hölle** über. Daß ſie hier der Sache zu viel that, das werde ich an ſeinem Ort beweiſen: daß man den **Hades** zum Fegfeuer machte, war unrecht, aber daß man ihn mit dem Fegfeuer wegſchafte, war auch wieder zu weit gegangen. Uebrigens bekümmerte ſich die Geiſtlichkeit, **als ſolche**, wenig um das **copernikaniſche** Syſtem, man ſahe es als eine Sache an, die wenig Einfluß auf die chriſtliche Glaubenslehre haben könne, aber man irrte ſich: denn die folgenden Aſtronomen bearbeiteten dies Lehrgebäude weiter, und fanden, daß es überall die Probe hielt, und nun erſchienen endlich die groſen Männer, **Des Cartes** (Cartesius) **Newton** und andere, die durch ihre Erfindungen und Entdeckungen der Sache den entſcheidenden Ausſchlag gaben, dergeſtalt, daß nun jezt das **copernikaniſche** Weltſyſtem bey allen Gelehrten, über allen Widerſpruch erhaben iſt, beſonders auch darum, weil alle Berechnungen des Laufs der Sterne, nach dieſem Syſtem, auf das genaueſte eintreffen.

§. 26.

Daß dieſes **copernikaniſche** Weltgebäude, der chriſtlichen Glaubenslehre nachtheilig werden könne, hatten vielleicht nur der **Pabſt** und ſein **Conſiſtorium** geahnet, aber nun zeigte ſich allmälig daß ſie nicht geirrt hatten: dem conſequenten denkenden Kopf muſten nun folgende Gedanken nothwendig einfallen: **Die Erde mit ihrer Menſchheit kann unmöglich der Hauptgegenſtand der Schöpfung ſeyn;** ſie iſt nur ein unbedeutendes kleines Planetchen, ein Punct im unermeßlichen Weltall — die andern prächtigen, und weit gröſeren Himmelskörper, müßen weit mehr Werth in den Augen des Schöpfers; und ihre Bewohner ebenfalls viele Vorzüge vor den Menſchen haben, — und doch ſoll der Sohn Gottes, der Logos, durch den das ganze All geſchaffen worden, in dieſem abgelegenen unbedeutenden Winkel, menſchliche Natur angenommen, und dieſe auf den Thron aller Welten hinaufgeadelt haben — jezt muß alſo die ganze Geiſterwelt jährlich mit der Erde die Reiſe um die Sonne machen — u. ſ. w.

§. 27.

Ich bitte meine Leſer, ſich durch dieſe ſcheinbaren Gründe nicht irre machen zu laßen! ich werde ihnen im Verfolg einen Felſengrund anzeigen, der der **Natur**, der **Vernunft**, und der **Bibel**, angemeſſen iſt, und auf dem ihr Glaube unerſchütterlich ruhen kann, ſo lang bis wir Alle zum Schauen gekommen ſind.

§. 28.

Die Geiſtlichkeit bekümmerte ſich entweder um das Alles nicht, oder ſie ſuchte es, ſo gut ſie konnte, mit den Glaubenslehren zu vereinigen: die **Römiſch-katholiſche** ſezte ihre Herrſchaft über das Geiſterreich fort, und die **Proteſtantiſche** nahm keine Notiz davon; **Ahnungen, Geſichte,** und **Geiſtererſcheinungen,** waren entweder Trug, Täuſchung und Phantaſie, oder, wo man die Thatſachen nicht läugnen

nen konnte, da hielt man es für Spuckerey des Satans, und ſeiner Engel. Den abgeſchiedenen Seelen hatte man durch das Geſetz, **daß die Frommen gleich nach dem Tod in den Himmel, und die Gottloſen in die Hölle müſten**, zum Rückgang auf die Erde, das Thor verſchloſſen.

§. 29.

Das neue **mechaniſche Weltſyſtem**, hatte der menſchlichen Vernunft zum ferneren Forſchen Thür und Thor geöfnet. Daher wagte ſie es nun auch, mit dieſen mechaniſchen Naturgeſetzen in **die Geiſterwelt** hinüber zu gehen, und eben hier wurde nun die Quelle zum Glauben an **die eiſerne Nothwendigkeit des Schickſals**, dieſer ungeheuren Gebährerin alles **Unglaubens**, aller **Freygeiſterey**, mit einem Wort **des Abfalls** von der ächten **Chriſtusreligion**, und des furchtbaren **Antichriſtenthums** eröfnet, man ſezte nun ein für allemal den Grundſatz veſt, **es exiſtire nichts anders in der ganzen erſchaffenen Natur, als Materie, und Kraft** — **Die Materie** unterſuchte man in der **Naturlehre**, durch Verſuche aller Art, vorzüglich wurde die **Chymie** in dieſem Fach ſehr fruchtbar. Dadurch wurden nun die vortreflichſten, und im menſchlichen Leben höchſtnützliche Entdeckungen gemacht, ſo daß die Männer die ſich damit beſchäftigten, ewigen Dank verdienen. Da man aber nun bey dieſen Unterſuchungen, keine andere Kräfte entdeckte, als ſolche die der Materie eigen ſind; oder wenn man Würkungen verborgener Kräfte bemerkte, alſofort ſchloß, ſie ſeyen auch materiel, nur nicht entdeckt, und man werde bey fernerem Fortſchritt, auch ihnen auf die Spur kommen, welches auch gewöhnlich geſchah, ſo ſezte man als unwiderruflich veſt, **es gebe durchaus keine andere als materielle Kräfte.** Dieſen Satz begründete nun noch vollends der Folgeſchluß: **alle Kräfte der Materie, mithin auch der Körper, würken nach ewigen unveränderlichen Geſetzen, das ganze Weltall beſteht aus Materie und ihren Kräften, folglich geſchehen auch alle Würkungen im Weltall, nach ewigen und unveränderlichen Geſetzen.**

Aus dieſem folgte noch ein anderer eben ſo **fruchtbarer** als **furchtbarer** Schluß:

§. 30.

Wenn alle Würkungen im Weltall nach ewigen und unveränderlichen Geſetzen geſchehen, die in der Materie zu unendlich mannigfaltigen Zwecken gegründet ſind, **ſo iſt die Welt eine Maſchine;** das iſt: ihre ganze Einrichtung iſt **mechaniſch;** da aber nun jede fremde Einwürkung in eine Maſchine eine Störung, in ihrem beſtimmten Gang zum Zweck, macht, **ſo kann es keine Weſen geben, die Einfluß auf die Körperwelt haben;** wenn ſolche Weſen zur Weltregierung, und ihre Mitwürkung in die Natur nöthig wären, ſo wäre das ganze Weltall eine ſehr unvollkommene **Maſchine,** und eine ſolche konnte der höchſtvollkommene Baumeiſter aller Welten nicht machen.

§. 31.

Aber nun, **der Menſch mit ſeiner vernünftigen Seele!** Hier gieng man Anfangs behutſam zu Werke: denn die Männer welche obiges mechaniſche Syſtem zu Stand brachten, wenigſtens die Wichtigſten unter ihnen, hatten gewiß nicht den Zweck, der Religion zu ſchaden, und ſie ahneten nicht von ferne, daß ihr Lehrgebäude ihr zum Grabmahl dienen würde. Daher ſahen ſie freylich den Menſchen auch als ein Rad in der groſen Weltmaſchine an, aber ſie behaupteten doch auch zugleich ſeinen freyen Willen, folglich freye Handlungen die durch die Vernunft beſtimmt werden. Den Widerſpruch zwiſchen **freyen Handlungen**, und **ewigen unveränderlichen Naturgeſetzen**, durch welches alles nothwendig ſo und **nicht anders** geſchehen **kann**, und **muß**, glaubten ſie dadurch zu heben, wenn ſie behaupteten: **Gott habe vor der Grundlegung der Welt gleichſam einen Plan entworfen, nach dem Er dieſe beſte Welt unter allen Möglichen, ſchaffen und einrichten wollte. In dieſe Welt nahm Er nun auch die Menſchheit, die aus lauter vernünftigen, freywürkenden Weſen. beſtehen ſollte, auf. Da Er nun als ein allwiſſender Gott wuſte, was jeder Menſch, jedes freyhandelnde Weſen, wählen und thun würde, ſo richtete Er ſeinen Plan ſo ein, daß alle böſe und gute Thaten hinein paßten, und alles endlich zum groſen Ziel der ganzen Schöpfung hinführen muß.**

§. 32.

Die Idee von einem ſolchen Plan, und die Einrichtung, in Anſehung der Einwürkung der freyhandelnden Menſchheit, nannte man **das Syſtem der beſten Welt.** Ein groſer Theil denkender Männer, auch redliche Theologen begnügten ſich mit dieſer Feigenblätter-Schürze, und lieſen es nun dabey bewenden, aber es gab andere die doch die Blöſe entdeckten: denn ſie ſagten, **wenn Gott die freye Handlungen der Menſchen mit in die ewigen und nothwendigen Naturgeſetze verwebt hat, ſo werden ſie unfehlbar ſelbſt unabänderlich, folglich auch nothwendig, und der Begrif von menſchlicher Freyheit iſt Täuſchung.**

§. 33.

Dieſer Schluß folgt ganz natürlich, aus dem **Grundſatz der beſten Welt**, wären **dieſe** Begriffe richtig, ſo wäre es auch **jener**. Dies iſt aber ein ſo fürchterlicher Gedanke, daß dem Gottes- und Menſchenfreund ein Schauer durch Mark und Bein dringt, wenn er ſich ihn nur vorſtellt: denn nun ſind alle Sünden und Greuelthaten, vom Fall **Adams** an, bis auf den lezten Sünder der Menſchheit, Gott wohlgefällig, denn Er hat ſie ja mit in den Plan zur beſten Welt aufgenommen, — wenigſtens ſie waren dem Schöpfer zu ſeinen Zwecken nothwendig, weil Er ſie nicht vermieden hat. Kann man ſich etwas ſchrecklicheres vorſtellen? — Wenn alſo jemand, auch das gröſte Laſter begeht, ſo kann er denken: dieſe That gehört mit in **den Plan der beſten Welt**, ſonſt hätte mich Gott ſie nicht begehen laſſen, und da Er ſie alſo mit in ſeinen Plan aufgenommen hat, ſo kann Er mich nicht darüber ſtrafen. Was noch Alles aus dieſen Sätzen, ganz logiſch richtig folgt, iſt ſo hölliſch, gräulich, und empörend, daß ichs nicht von weitem berühren mag. Hier hört alle göttliche Offenbarung, die Bibel mit ihrem ganzen Inhalt, die Sendung des Sohns Gottes, und ſein ganzes Erlöſungswerk, auf. Da findet überhaupt keine Religion mehr ſtatt; wenn es einen Gott giebt, ſo geht Er uns nichts an, oder wenn Er etwa ſelbſt, die alleswürkende Naturkraft wäre, ſo hilft uns das wieder nichts, weil Er Alles nach ewigen und unveränderlichen Naturgeſetzen regiert, in denen in Ewigkeit nichts zu ändern iſt.

Seht meine Freunde und Freundinnen! auf dieſem Wege geht heut zu Tage die ſo hochgeprieſene Aufklärung unaufhaltbar dem ewigen Verderben entgegen, und reiſt ganze Schaaren von Menſchen mit ſich fort. **Das iſt dann auch die Nichtreligion des Menſchen der Sünden, der er eine religiöſe Larve umhängen wird.**

§. 34.

Der groſe **Leibniz**, war der Erfinder des **Grundſatzes der beſten Welt**, — er hat wohl von weitem nicht geahnet, daß ſolche Folgen daraus entſtehen würden; indeſſen machte ihn doch ein **Engliſcher Philoſoph** aufmerkſam; nun ſetzte er ſich hin, und ſchrieb ſeine **Theodicee**, ein Meiſterſtück des Scharfſinns, und des tiefen Denkers; aber am Ende beweiſt es weiter nichts, als **daß auch die höchſte**

Kunſt nicht vermögend ſey, eine böſe Sache zu vertheidigen.

§. 35.

Ich weiß gar wohl, daß bey weitem nicht Alle, die an das mechaniſch-philoſophiſche Syſtem glauben, bis zu obigen ſchrecklichen Begriffen hinabgeſunken ſind; es giebt da unendlich viele Abſtuffungen, auf welchen, Schaaren von Aufgeklärten, ſtehen; aber daß alle dieſe Abſtuffungen zum ewigen Verderben führen, weil ſie alle unaufhaltbar zu jenen hölliſchen Ideen der Nichtreligion hinſtreben, das iſt unläugbar. **Wer ein conſequenter Denker iſt, und das mechaniſche Syſtem angenommen hat, der kann nicht anders, ſeine Vernunft führt ihn unfehlbar zu jenem ſchrecklichen Ziel; folglich iſt und muß dies mechaniſche Syſtem grundfalſch ſeyn, und daß es das iſt, das werde ich im Verfolg unwiderſprechlich darthun.**

§. 36.

Denkt nicht, meine Lieben! daß ich zu weit von meinem Ziel abſchweife! — wenn ich meine **Theorie der Geiſterkunde** unerſchütterlich gründen will, ſo muß ich dieſen Weg einſchlagen, und zuerſt zeigen, welche mächtige Hinderniſſe ihr entgegen ſtehen.

§. 37.

Wenn die Welt eine Maſchine iſt, die durch ihre anerſchaffene Kräfte, allein, ohne andere Beyhülfe ihren Gang geht, wenn ſo gar Gott ſelbſt nicht mitwürkt, ſo haben auch weder gute noch böſe Engel Einfluß auf ſie. Dieſen Satz ſetzt die **Aufklärung**, als erwieſen, veſt. Es giebt auch ihrer Behauptung nach, keine ſolche Weſen, und wenns ihrer gäbe, ſo gehen ſie uns ſo wenig an, als etwa die Bewohner eines Planeten; was die Bibel von ihnen ſagt, iſt Bilderſprache.

Ach mein Gott! welche eiskalte troſtloſe Vernunftweisheit iſt das! — ſie weiß von keinem Vater im Himmel, und von keinem Erlöſer; iſts ein Wunder, daß ſich ein Unglücklicher, der dies Syſtem angenommen hat, eine Kugel durch den Kopf jagt?

§. 38.

Während dem, daß die groſen Philoſophen dieſen ſchrecklichen **Baſilisken** ausbrüteten, lieſen ſie die **Geiſterwelt**, **Ahnungen**, **Geſichte**, und **Geiſtererſcheinungen** ruhen, aber das gemeine Volk glaubte ſie noch immer veſt, es ſpukte noch allenthalben, man legte Träume aus, es gab **Währwölfe**, **wilde Jäger**; die **Irrwiſche** gehörten noch unter die furchtbaren geiſtigen Weſen, und allenthalben waren noch **Hexereyen** im Gang. Daß dieſer wilde Aberglauben hin und wieder entſezliche Folgen hatte, daran iſt kein Zweifel; aber man glaubte auch an Gott, an **Jeſum Chriſtum** den Weltheiland, man bätete mit Glauben und Vertrauen, man fürchtete die Hölle, und hofte auf den Himmel. Legt man nun jenen Aberglauben mit dieſem frommen Glauben auf die eine Waagſchale der Wahrheit, und den jezzigen **Unglauben** auf die andere; ſo zeigt ſich bald, auf welcher Seite der Ausſchlag iſt. — Die damaligen Sitten verglichen mit den heutigen, zeugen laut, daß der ſeelige **Jeruſalem** recht hatte, wenn er ſagte: **lieber die ſpaniſche Inquiſition, als herrſchenden Unglauben.**

Gott bewahre uns für beyden!

§. 39.

Die Folgen des finſtern **Aberglaubens** fielen indeſſen ſtärker ins Auge, als die Folgen des **mechaniſch-philoſophiſchen Syſtems**; man ahnete nicht von weitem, daß es unfehlbar zum Abgrund führe, ſondern man hofte und glaubte, es werde die Religion in ihrer höchſten Reinigkeit darſtellen; daher grif man nun den Aberglauben mit den Waffen an, die die Philoſophie an die Hand gab; man ſtürzte ihn vom Thron, aber auch mit ihm den ſeeligen beruhigenden Glauben des Chriſten. Daß man lezteres nicht wollte, das verſteht ſich.

Balthaſar Becker in **Holland**, und **Thomaſius** in **Teutſchland** haben durch den Sturz des Aberglaubens ihre Namen verewigt.

§. 40.

Ich kann unmöglich die in der Mitten wandelnde heilige Wahrheit finden, den **Aberglauben**, und den **Unglauben** ſtürzen, wenn ich nicht **die Gründe** zeige, und dann vernichte, auf welche alle Bekämpfer des Aberglaubens, und mit ihm des wahren Glaubens ihre **Batterien** anlegten, und noch immer anlegen: Aus den Ideen **der beſten Welt**, war nun ſchon ausgemacht, daß die phyſiſche und moraliſche Welt, blos und allein durch ihre eigenen anerſchaffenen Kräfte regiert werde, und daß weder Gott, noch gute und böſe Engel und Geiſter, Einfluß auf ſie hätten. — Aber man gieng noch weiter: man bewieß auch nun, wie man glaubte, unwiderſprechlich, daß es überhaupt, — nach dem Bibelſinn — keine Geiſter, keine gute, und keine böſe Engel gebe. Daß ein Gott ſey, das glaubte man, aber nur aus Höflichkeit, doch waren auch einige ſo ungezogen, daß ſie es läugneten; indeſſen dachten dieſe conſequent: denn wenn Gott keinen Einfluß auf die Welt hat, ſo geht Er uns auch nicht an; und es kann uns ſehr einerley ſeyn, ob dann ein Gott exiſtirt, oder nicht, die Welt kann ja auch von Ewigkeit her geweſen, und ſelbſt ihr eigener Gott ſeyn. Seht meine Lieben! auf ſolche ungeheuere Ideen führt die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft.

§. 41.

Der Beweiß daß es keine gute und böſe Engel gebe, gründet ſich auf folgende Sätze:

1.) Gott und die Natur ſchaffen nichts Ueberflüßiges; da nun die Materie der ganzen Körperwelt, mit ihren gehörigen Kräften verſehen iſt, ſo bedarf ſie keiner fremden mit einwürkenden Weſen; und wenn ſie ſolcher bedürfte, ſo wäre ſie kein vollkommenes Werk, Gott kann aber keine unvollkommene. ſondern Er muß die beſte, die vollkommenſte Welt ſchaffen; und

2.) Wenn es auſſer Gott noch **vernünftige Weſen** giebt, ſo gehören ſie zu einer andern Welt die uns nichts angeht. Da nun dieſe Weſen Gott nicht gleich ſeyn können, ſondern **endlich** und **eingeſchränkt** ſind, ſo ſind ſie auch **Irrthümern** und **Fehltritten** ausgeſezt, ſie können alſo weder vollkommen gut, noch vollkommen böß ſeyn. **Es giebt alſo weder durchaus gute noch durchaus böſe Weſen.**

§. 42.

Aber der Menſch ſelbſt iſt ſich das gröſte Räthſel — **das denkende Weſen** in ihm, mit allen ſeinen anerſchaffenen in ihm gegründeten Trieben, läſt ſich doch nicht aus den Kräften der Materie erklären. Aus allen möglichen Zuſammenſetzungen dieſer Kräfte entſteht nicht **Selbſtbewuſtſeyn, Urtheilskraft, Verſtand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft**, u. ſ. w. — u. ſ. w.

Hier fällt es unſern mechaniſchen Philoſophen ſchwer, dies unbekannte Etwas mit der groſen Weltmaſchine, mit Materie und Kraft, in Einklang zu bringen. **Leibnizens Monaden-Lehre**, und ſeine **vorherbeſtimmte Harmonie**, wurden bald mit Recht als unſtatthaft verworfen. Es blieb alſo anders nichts übrig, als man muſte entweder annehmen, **daß die Seele des Menſchen, durch das unbegreiflich wunderbar gebaute Gehirn aus den Naturkräften gebildet, und alſo doch ein Reſultat der körperlichen Natur, und ihrer Kräfte ſey, daß ſie alſo auch mit dem Tod aufhöre.** Oder man ſezte veſt, die menſchliche

liche Seele ſey ein unmaterielles, für ſich zwar beſtehendes Weſen, das aber nur blos durch den Körper mit dem es verbunden iſt, würken, ohne ihn aber keinen Einfluß auf Dinge auſſer ſich haben könne.

Dieſe leztere Meynung iſt unter unſern heutigen Aufgeklärten die Allgemeinſte. Hieraus ziehen ſie nun nachſtehende Folgen:

§. 43.

Der menſchliche Geiſt iſt nicht Materie, er kann alſo auch keine Kräfte haben, die der Materie zukommen; er kann keinen Raum einnehmen, kann auſſer ſeinem Körper nicht auf andre Körper würken; von ſeinem Körper abgeſondert, fällt er nicht mehr in die Sinne; es iſt alſo unmöglich daß er nach dem Tod erſcheinen könne, und wenn die Unſterblichkeit der Seelen ihre Richtigkeit hat, dann bleibt ihm nach dem Tod nichts als ein dunkles Selbſtgefühl ſeines Daſeyns, ohne Rückerinnerung, übrig, bis daß er entweder in der Auferſtehung, oder ſonſt durch eine noch unbekannte Anſtalt, in der beſten Welt, wieder einen Körper bekommt, und alſo aufs Neue zu würken anfängt, ob er ſich aber dann ſeines vergangenen Lebens erinnern könne, ſey ungewiß, und ſchwer zu glauben, weil er denn doch in keinem Fall, die vorigen Werkzeuge, ſondern ganz andre bekäme.

O der traurigen Vorſtellungen! wie unglücklich wären wir Menſchen wenn ſie wahr wären! — Aber Gottlob und Dank daß ſie es nicht ſind! und das will ich nun, hoffentlich unwiderſprechlich beweiſen: ich bitte mir alſo die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit, und ernſtes Nachdenken aus, und wer ſich dann getraut, mich zu widerlegen, der thue es, ich werde ihm Rede ſtehen, nur daß es liebreich, mit Wahrheitsliebe geſchehe.

§. 44.

Wenn die Körperwelt ſo iſt, wie ſie in unſre Sinnen fällt; wenn ſie ſich Gott eben ſo vorſtellt, dann iſt das bisher beſchriebene mechaniſch-philoſophiſche Weltſyſtem, mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen, himmelveſte Wahrheit: denn die ganze Demonſtration iſt logiſch richtig, es kommt nur blos darauf an, ob die erſten Vorderſätze, die Prämiſſen richtig ſind? — daß ſie das aber gar nicht ſind, das will und das kann ich beweiſen.

§. 45.

Wenn unſre Augen, Ohren, mit einem Wort alle unſre ſinnlichen Werkzeuge, nebſt dem Gehirn und den Nerven anders gebaut, anders organiſirt wären, ſo empfänden wir die ganze ſinnliche Welt ganz anders als wir ſie jezt empfinden. — Denkt dieſem ernſtlich und reiflich nach, meine Leſer! — ſo werdet ihr es wahr finden — Wär unſer Auge anders eingerichtet, ſo empfänden wir Licht, Farben, Figuren, Geſtalten, Nähe und Ferne, alles ganz anders. Erinnert Euch nur an Vergröſſerungs- und Ferngläſer, jene machen Alles gröſer,

ſer, dieſe Alles **näher**, wären nun Eure Augen ſo eingerichtet, wie jene Gläſer, ſo wär Alles **gröſer** und **näher** als es jezt iſt; man kann durch Gläſer, die auf mancherley Weiſe geſchliffen ſind, Licht, und Farben, und alle Geſtalten verändern; wie wenn nun alle menſchliche Augen ſo eingerichtet wären, bekäm dann nicht die ganze Natur eine andere Geſtalt? wendet dieſes auf alle menſchliche Sinnen an, was wird daraus folgen? — **gewiß nichts anders, als eine ganz andere Welt, alle unſre Vorſtellungen und Schlüſſe wären ganz anders.**

§. 46.

Die menſchlichen Sinnen empfinden nur **die Oberfläche der Dinge** in **Raum** und **Zeit**, das iſt, in der **Ausdehnung** und **Aufeinanderfolge** — in ihr inneres Weſen dringt kein erſchaffener Geiſt, nur allein **der Schöpfer** der ſie gemacht hat. Wir ſind eingeſchränkte Weſen, daher ſind auch alle unſre Vorſtellungen eingeſchränkt: wir können uns keine zwey Dinge, geſchweige **mehrere** zugleich vorſtellen, daher muſten wir ſo organiſirt ſeyn, daß uns alle Dinge **auſſereinander**, nämlich im **Raum**, und **nacheinander** das iſt in **der Zeit** erſcheinen. **Der Raum und die Zeit entſtehen alſo blos in unſerer Seele; auſſer uns im Weſen der Natur ſelbſt, iſt keins von Beyden. Da nun alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung in Raum und Zeit geſchehen, ohne beyde keine Bewegung möglich**

iſt, ſo ſind auch alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung blos Vorſtellungsformen in unſerer Seelen, die aber in der Natur ſelbſt nicht ſtatt finden. Folglich ſind auch alle Weltſyſteme, auch ſelbſt das Copernikaniſche, blos Vorſtellungsformen. In ſich ſelbſt aber iſt die Schöpfung anders.

§. 47.

Gott der allmächtige Schöpfer ſtellt ſich die Welt vor, wie ſie in der That und Wahrheit iſt, **und zwar nur Er allein**, denn alle erſchaffene Weſen ſind eingeſchränkt, und können ſich alſo auch die Welt nur in Schranken vorſtellen; folglich **nicht ſo**, wie ſie **in ſich** iſt; wenn ſie es nun wagen, über die ihnen angewieſene Schranken hinauszugehen, ſo gerathen ſie in ungeheuere Widerſprüche, und Irrthümer.

§. 48.

Gott hat uns Menſchen ſo geſchaffen, ſo organiſirt, wie wir ſind; Er will alſo auch daß wir uns die Welt ſo vorſtellen ſollen, wie wir ſie uns würklich vorſtellen, **für uns iſt das Alles auch würklich Wahrheit**, und Alles was wir mit unſern Sinnen empfinden, iſt auch nicht leere Einbildung, ſondern wahrhaft in der Natur der Dinge gegründet, **meine Ueberzeugung iſt alſo nicht Idealismus**; aber, **daß wir uns die Dinge nicht vorſtellen, wie ſie in ſich ſind, das iſt, wie ſie ſich Gott vor-**

vorſtellt, das iſt eine ewige unwiderſprechliche Wahrheit.

§. 49.

Alle Vorſtellungen die ſich auf Raum und Zeit gründen, ſind eingeſchränkt; da nun Gott der Ewige, Unendliche, und Unbegreifliche keine Schranken kennet, ſo ſtellt Er ſich auch die Welt nicht in Raum und Zeit vor; da nun ſeine Vorſtellungen allein Wahrheit ſind, ſo iſt auch die Welt nicht in Raum und Zeit; ferner: da das was wir Körper und Materie nennen, einen Raum einnimmt, durch die Zeit fortdauert, und die Dinge auſſereinander ſich im Raum bewegen, durch Kräfte aufeinander würken, u.ſ.w. Raum und Zeit aber würklich in der Schöpfung ſelbſt nicht exiſtiren, ſondern nur Vorſtellungsformen ſind, ſo iſt das was wir Materie, Kraft- und Wechſelwürkung aufeinander nennen, blos menſchliche Vorſtellung, in der Wahrheit befindet ſich Alles anders.

Ich fühle wohl, daß meine Leſer, bey dem allem was ich bisher geſagt habe, ſtutzen, und denken werden: nun wo will das endlich hinaus? — leſet nur ruhig und aufmerkſam weiter, ſo wird ſichs finden.

§. 50.

Den Theil der Schöpfung den wir mit unſern Sinnen empfinden, wollen wir die Sinnenwelt nennen; innerhalb dieſer Sinnenwelt, können und ſollen wir nach den Geſetzen des Raums und der Zeit, und der Wechſelwürkung der

Dinge aufeinander, urtheilen und ſchließen, da kann und ſoll uns das copernikaniſche Weltſyſtem lieb und angenehm ſeyn, aber ſo bald wir es in die Welt der Wahrheit übertragen, und es mit den Einwürkungen Gottes auf die Sinnenwelt, und mit dem Geiſterreich in Verbindung bringen wollen, ſo urtheilen wir, wie der Blinde von der Farbe, und gerathen in Abſurditäten. Die Aſtronomen ſollen es nur als ein mathematiſches Axiom ruhig fort gebrauchen, und die Sinnenwelt, durch ihre Erfindungen und Entdeckungen immermehr erweitern; für uns iſt die uralte Bibelvorſtellung, und der Begrif den ſich die Menſchheit von jeher von der Welt machte, daß nämlich die Erde im Mittelpunct ſtehe, und ſich das ganze Firmament um die Erde bewege, daß auch dieſe der wichtigſte Theil der Schöpfung ſey, wahr und beruhigend. Denn da doch alle Bewegung nur in Raum und Zeit geſchehen kann, Raum und Zeit aber im Reich der Wahrheit nicht exiſtiren, ſo exiſtirt auch da keine Bewegung, ſondern nur allein in unſerer Vorſtellung, und da kann ſich eben ſo gut das Firmament in 24 Stunden um die Erde bewegen, als die Erde um die Sonne. Das copernikaniſche Syſtem gründet ſich auf die würkliche Exiſtenz des Raums, der Zeit, und der Bewegung in beyden; da ſich aber nun alle drey im Reich der Wahrheit nicht befinden, ſo iſt auch das copernikaniſche Syſtem nichts weiter, als eine leichtere Methode eine ſchwere

Aufgabe aufzulöſen. Das alte Weltſyſtem, wo die Erde mit der Menſchheit der Hauptgegenſtand der Schöpfung iſt, und ſich alles Andere um ſie her bewegt, iſt die natürlichſte, allen Menſchen ſich aufdringende Vorſtellung; ſie läſt ſich auch am leichteſten mit den Vorſtellungen der überſinnlichen Welt vereinigen, und iſt alſo für uns das wahreſte Syſtem; das **copernikaniſche** hingegen, iſt durch Vernunftſchlüße entſtanden, die ſich auf die Würklichkeit **des Raums und der Zeit** gründen, und alſo nicht wahr ſind.

Jeder vernünftige Menſch, der nur einigermaßen eines ruhigen und unpartheyiſchen Nachdenkens fähig iſt, muß und wird alles bisher geſagte unwiderſprechlich wahr finden; und ſollte noch hie und da der Eine oder der Andere Zweifel und Anſtoß haben, der melde ſich, ich werde jeden Zweifel löſen, und jeden Anſtoß wegräumen.

§. 51.

Was iſt alſo nun das **mechaniſch-philoſophiſche Syſtem?** — **Innerhalb den Gränzen der Sinnenwelt, das einzige herrliche, und uns von Gott geſchenkte Mittel die menſchliche Wahrheit, was für uns wahr iſt, zu erkennen;** ſo bald wir uns aber damit über die Gränzen der Sinnenwelt hinauswagen, und das **Ueberſinnliche**, und ſo gar **Gott** ſelbſt darnach beurtheilen wollen, ſo gerathen wir in fürchterliche Widerſprüche, **und dieſe ſind dann auch Cherubim mit kreiſenden Flammenſchwerdtern, die uns**

von den Thoren des Paradieſes zurück halten ſollen. Wenn wir aber dennoch weiter gehen, und vom mechaniſchen Syſtem geleitet, entweder **Alles** wegläugnen wollen, was nicht in die Sinnen fällt, folglich nicht in die Sinnenwelt gehört; oder das Ueberſinnliche, und ſo gar Gott ſelbſt, nach den Regeln des Sinnlichen beurtheilen, und dies als veſte praktiſche Wahrheit, zum Leben und Würken, zum Grund legen wollen, ſo begehen wir eine Sünde, die unſerer **Bibel** nach, den Fall des **Satans** nach ſich gezogen hat. Wir machen unſre Vernunft zur Quelle der Wahrheit, folglich zu einem Gott.

Aus allem bishergeſagten folgen nun **richtig** und **natürlich** nachſtehende Sätze.

§. 52.

Gott lebt und denkt nicht in **Raum** und **Zeit**, bey Ihm iſt kein **Vor** und kein **Nach**, folglich kann auch von keinem **Plan** und **Verkettung freyer Handlungen, mit veſten und unabänderlichen Geſetzen** die Rede ſeyn, die ganze Idee von **der beſten Welt** iſt alſo ein kindiſcher Begrif, der im Reich der Wahrheit nicht ſtatt findet: **da wir uns aber doch von dieſer Sache einen Begrif machen müſſen, ſo nehmen wir die bibliſche Vorſtellung vom ewigen Rathſchluß Gottes im Glauben an, thun aber nichts davon noch dazu. Die heilige Schrift richtet ſich allenthalben nach menſchlichen Begriffen, aber doch ſo, wie ſie Gott und der Wahrheit am geziemendſten, und zur Beglückung**

ckung des Menſchen am fruchtbarſten ſind.

§. 53

Die Sinnenwelt beſteht aus lauter uns unbekannten Weſen; was wir Körper und Kraft nennen, ſind uns eigene Begriffe, die zwar in jenen Weſen ihren Grund haben, aber keinesweges in ſich ſo ſind, wie wir ſie uns in Raum und Zeit vorſtellen. Wenn wir ſie alſo mit unſern Maſchinen vergleichen, wo keine fremde Kraft einwürken darf, ſo irren wir ſehr: denn unſre Sinnenwelt, iſt mit der überſinnlichen genau verbunden, beyde würken aufeinander; der Beweiß davon liegt ja ſchon in unſerm eigenen Weſen — unſer Körper gehört zur Sinnenwelt, und unſer Geiſt zur Ueberſinnlichen; mit unſern Sinnen empfinden wir die Subſtanz unſeres Geiſtes nicht, aber ſeine Würkungen auf den Körper empfinden wir. Da wir nun in unſerm eigenen Weſen finden, daß ein vernünftiger Geiſt, auf die Materie würken kann, und unaufhörlich würkt, wie kann man ſich nun unterſtehen die Einwürkung überſinnlicher Weſen, der Engel und der Geiſter, auf die Sinnenwelt zu läugnen? — es giebt ſo gar in unſerer Sinnenwelt ſchon ein allgewaltiges allgegenwärtiges Weſen; ein Weſen ohne welches die ganze Sinnenwelt nicht beſtehen, und für uns eine Null ſeyn würde; nämlich das Licht, wir ſehen es als eine Materie an, können es auch in verſchiedenen Fällen als eine Materie behandeln, und es befindet ſich auch in unſerer Vorſtellung in Raum und Zeit, und doch hat es Eigenſchaften, die der

Natur der ganzen übrigen Materie gerade entgegen ſtehen; man bedenke nur die millionenfachen Durchkreuzungen der Lichtſtralen aller leuchtenden und beleuchteten Körper, ohne ſich untereinander in ihren geraden Richtungen zu verhindern. — Den Naturkündiger möcht ich ſehen, der das aus den ewigen und unwandelbaren Geſezen der Materie genügend erklären könnte.

Das Licht iſt zwiſchen der Sinnenwelt, und der überſinnlichen das Mittelglied in der Kette, in ihm geht die Eine in die Andere über.

§. 54.

Das ganze Weltall, beſteht aus lauter erſchaffenen Weſen, deren jedes ein **ausgeſprochenes, würklich exiſtirendes Wort Gottes iſt.** Alle dieſe Weſen theilen ſich in zwo Hauptklaſſen, in **denkende, vernünftige** und **empfindende Geiſter,** und in unendlich mannigfaltige andere Dinge, die wir, **auſſer unſerer Sinnenwelt,** nicht kennen. Die **Geiſter,** oder das **Geiſterreich** beſteht wiederum aus verſchiedenen Arten, die immer dem Grad der Vollkommenheit nach, von einander verſchieden ſind, aber doch alle mit einander umgehen, und auf einander würken. In dieſe Geiſterwelt geht der Menſch im Tode über, und ſein Glück oder Unglück kommt darauf an, ob und wie er die gegenwärtige Vorbereitungszeit benuzt hat?

§. 55.

Diejenigen Geiſter, oder Bürger der Geiſterwelt, die ſich, ſo zu ſagen, auf **der Gränze** der Sinnenwelt befinden, und am nächſten mit uns in Beziehung ſtehen, ſind **die guten und böſen Engel, und die Seelen verſtorbener Menſchen.** Die heilige Schrift behauptet ausdrücklich, daß **jene, die guten,** und die **böſen Engel,** auf die Menſchheit und die Sinnenwelt, doch **der Freyheit des Willens** unbeſchadet, würken.

§. 56.

Das **mechaniſch-philoſophiſche Syſtem** behauptet, daß das ganze Weltall, nach **ewigen und unveränderlichen Geſetzen** ſo wie ein Uhrwerk regiert werde, daß alſo die Freyheit des Willens bloße Einbildung und leere Täuſchung ſey. Ich hab aber nun im vorhergehenden bewieſen, daß die ewigen und unveränderlichen Naturgeſetze blos Vorſtellungen ſind, die ſich auf **Raum** und **Zeit** gründen, da nun **dieſe** bloße **Denkformen** ſind, ſo ſinds auch **jene;** folglich auſſer der Sinnenwelt nicht allein nicht anwendbar, **ſondern ſie ſtehen auch im geraden Widerſpruch mit der Wahrheit;** denn wir fühlen uns in der That und Wahrheit frey, unſre **Natur** ſagt es uns laut; auch die **Vernunft** belehrt es uns, weil das Gegentheil mit der **göttlichen, geiſtigen** und **menſchlichen Natur** nicht zu vereinbaren iſt, und die fürchterlichſten Folgen hat, und endlich behauptet es die **Bibel** auf allen Blättern. **Gott regiert die Welt, durch alle Claſſen vernünftiger, und frey-**

freyhandelnder Weſen; ſein Geiſt lenkt den Willen eines jeden Geiſtes durch Vorſtellung des Zweckmäſigen; Er giebt ihnen allen Geſetze, die ihr ewiges Glück und Genuß der Seeligkeit begründen, aber Er läſt ihnen die freye Wahl zu folgen oder nicht. Die ihnen nicht folgen, ſind böſe Weſen, auch dieſen läſt Er ihre Freyheit, aber ſeine unendliche Weißheit, und ewige Liebe, weiß die Folgen böſer Handlungen, auch nach und nach ſo zu lenken, daß lauter Heyl und Seegen daraus entſteht. Dieſe Begriffe entwickeln auch einen Theil des groſen Geheimniſſes der Erlöſung durch Chriſtum. Hier könnte ich nun eine groſe und wichtige Abhandlung, über den Fall der Engel und Menſchen, und über die Wiederkehr der verlohrnen Söhne zum Vater, durch die wahre chriſtliche Religion, anknüpfen, aber es würde mich zu weit von meinem Zweck abführen. Ich ſetze alſo meinen Stab weiter.

Das zweyte Hauptſtück.

Bemerkungen über die menſchliche Natur.

§. 57.

Ich ſteige nun wieder von der Höhe herab, in welcher es der menſchliche Geiſt nicht lange aushalten kann, ohne zu ſchwindeln; aber ich muſte dieſen Emporflug wagen, um das ungeheuere Idol, das **mechaniſch-philoſophiſche Syſtem** vom Thron zu ſtürzen, und das **der theokratiſchen Freyheit** hinauf zu ſetzen.

Aus allem, was ich bisher behauptet, bewieſen und auseinander geſetzt habe, muß man nicht mehr folgern, als nöthig iſt, um den richtigen wahren **Glauben** zu ſtützen, und den **Aberglauben** zu ſtürzen. So wie wir die Welt durch unſre Sinnen empfinden, **ſo iſt ſie für uns wahr**, und ſo lang wir innerhalb den Gränzen der Sinnenwelt bleiben, iſt auch das **mechaniſche philoſophiſche Syſtem** Geſez für uns, aber auſſer dieſen Gränzen durchaus nicht.

§. 58.

Daß gute und böſe Engel und Geiſter mächtig auf **uns** und **die Sinnenwelt** würken, das behauptet die **Bibel**, und weder die **Vernunft**, noch die **Natur** haben etwas dagegen einzuwenden, im Gegentheil, der aufmerkſame Beobachter findet zu Zeiten unläugbare Spuren ſolcher Einwürkungen, wie ſich im

Verfolg zeigen wird. Aber hier muß ich gleich Anfangs eine wichtige Warnung voran gehen laſſen:

Unſre körperliche phyſiſche Natur iſt in unſerm gegenwärtigen Zuſtand blos auf unſre Sinnenwelt organiſirt und eingerichtet; in unſerm natürlichen Zuſtand empfinden wir auſſer unſerer eigenen Seelen, von der Geiſterwelt nichts; und da auch unſre Vernunft nur auf ſinnliche Erfahrungen ihre Schlüße gründen kann, ſo weiß ſie aus ſich ſelbſt, und aus eigenen Quellen eben ſo wenig von einer Geiſterwelt und ihren Würkungen. Nur die göttliche Offenbarung, und dann von jeher einzelne Erfahrungen, belehren uns, daß ſich Weſen aus der Geiſterwelt, und auch Gott ſelbſt ſinnlich gezeigt haben, und auf unſre Sinnenwelt würken.

§. 59.

Aus dieſen Bemerkungen erhellet klar, daß die Natur und die Vernunft ſchlechterdings nicht auf die Geiſterwelt und ihre Einwürkungen angewieſen ſind; und bey allen Zeugniſſen der heiligen Schrift, die ſie von dieſen Einwürkungen ablegt, verweiſt ſie uns doch einzig und allein an die göttliche Regierung, und ſeine heilige alles leitende Vorſehung. Die Engel ſind allzumahl dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt derer, die die Seligkeit ererben

ben ſollen. Hebr. 1. V. 14. und an andern Orten mehr; aber wir finden nirgend auch nur den leiſeſten Wink, daß wir auf irgend eine Weiſe uns an ſie wenden, oder Notiz von ihnen nehmen ſollten. Noch vielweniger ſoll uns Vorwiz, Neugierde, und Verlangen die Zukunft zu erfahren, antreiben, in Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt zu kommen; dies iſt ſo gar als Wahrſagerey und Zauberey verbotten. Wer alſo auch Ahnungen, Geſichte und Geiſtererſcheinungen ſucht, der ſündigt ſehr. Sie ſind Ausnahmen von der Regel, und wir ſind nicht darauf angewieſen. Indeſſen ſind und bleiben ſie immer merkwürdig, und der treueſten, gründlichſten und unpartheyiſchen Unterſuchung werth. Warum? das wird der Verfolg zeigen.

§. 60.

So bald das mechaniſche Syſtem erwieſen falſch, und nur in der Sinnenwelt gültig iſt, in der Geiſterwelt aber gar nicht ſtatt findet, weil ſich nur jenes aber dieſes keineswegs auf Raum und Zeit gründet, ſo bald iſt auch die Würkung zweyer, dem Raum und der Zeit nach entfernter Dinge (actio in Distans) in der Sinnenwelt unmöglich, aber in der Geiſterwelt nicht nur möglich, ſondern natürlich.

§. 61.

§. 61.

Etwas **ahnden** heiſt einen begangenen Fehler beſtrafen, aber etwas **ahnen** bedeutet die Empfindung einer, entweder im **Raum** oder in der **Zeit**, entfernten Sache, ſo daß man ſich derſelben mehr oder weniger dunkel bewuſt iſt. Wenn ich ſage, **mir** ahnet etwas, ſo ſchließe ich **aus vernünftigen Gründen**, daß dies oder jenes geſchehen werde, oder in der Entfernung geſchehen ſey; durch das Wort: ich ahne etwas, drücke ich die Empfindung der Einwürkung eines mir unbekannten Weſens aus, das mir etwas in der Ferne geſchehenes, oder in der Zukunft noch bevorſtehendes kund thun will. Um aber über dieſe dunkle Sache Licht zu verbreiten, müßen wir die Natur des Menſchen näher unterſuchen.

§. 62.

Die bisherige allgemeine Vorſtellung von der menſchlichen Natur beſtund darinnen, daß man ſich den Menſchen als ein Weſen dachte, das aus Leib und Seel beſtünde; den Leib betrachtete man als eine ſehr künſtlich organiſirte Maſchine, die durch die Seele in Bewegung und Würkſamkeit geſezt würde, und dieſes iſt auch nach den Geſetzen der Sinnenwelt, und des in ihr gültigen mechaniſchen Syſtems ganz richtig, wir ſollen und wir können uns unſern Körper nicht anders vorſtellen.

§. 63.

Die **Seele** nannte man **Geiſt**, von dem man nun weiter ganz und gar nichts wuſte, **als daß man ſeine Würkungen empfand**; und dies iſt auch wieder vollkommen wahr: denn ſeine **Subſtanz** gehört nicht in die **Sinnen** ſondern in die **Geiſterwelt**, und kann alſo von uns im gegenwärtigen Zuſtand nicht empfunden werden. **Wie** aber nun dieſe höchſt verſchiedene Subſtanzen **Geiſt** und **Leib** wechſelſeitig auf einander würken könnten, das wuſte niemand, man **erklärte**, und ſtieß auf Widerſprüche — man **glaubte**, und nahm die Vernunft gefangen, und das war dann auch in **der** Lage, das ſicherſte; jezt iſt uns aber nun der Weg gebahnt, ſo daß wir wenigſtens, um vieles der Wahrheit näher gekommen ſind.

§. 64.

Der von den älteſten Zeiten her hin und wieder ſich äuſſernde, in den **ſiebenziger** und **achtziger** Jahren, des abgewichenen Jahrhunderts von **Meßmer** in ein Syſtem gebrachte, gleich Anfangs aber, durch die ausgelaſſenſte Charlatanerie, und den ſchrecklichſten Misbrauch äuſſerſt verachtete **thieriſche Magnetismus**, wurde nun durch ſehr geſchickte, unpartheyiſche, und Wahrheitliebende Naturforſcher, durch Männer näher beleuchtet, die man warlich der Schwäche der Schwärmerey nicht beſchuldigen kann.

§. 65.

Die mir am bekannteſten ſind, **der ſeelige Hofrath Böckmann**, hier in **Carlsruhe**, und dann mein unvergeßlicher, nun auch ſeeliger Freund, **Doctor Wienholt**, geweſener praktiſcher Arzt in **Bremen**. Auch **Böckmann** war mein warmer Freund, und aus ſeinem Munde weiß ich wichtige Bemerkungen; dann kommt noch ein gültiger Zeuge hinzu, nämlich der **Doctor Gmelin** in **Heilbronn**; dieſer grundgelehrte und nichts weniger als phantaſtiſche oder ſchwärmeriſche Mann, hat in einigen Bänden, ſeine äuſſerſt merkwürdige Erfahrungen bekannt gemacht; und eben ſo hat auch der ſeelige **Wienholt** ſeine höchſt intreſſante, ungefähr zwanzigjährige thieriſch magnetiſche Praxis in einigen Bänden geſammelt, und die erſten herausgegeben; da ihn aber während dem der Tod übereilte, ſo vollendete der berühmte Hofrath und Leibarzt **Scherf** in **Detmold** die Herausgabe dieſes Werks. Auſſer dieſen, hab ich aber auf meinen vielfältigen Reiſen, ſehr viele gelehrten, Aerzte, und Nichtärzte, angetroffen, deren unbeſtechliche Rechtſchaffenheit, hellen Blick, und ſtrenge Wahrheitsliebe ich verbürgen kann, von denen ich noch tiefere und im höchſten Grad merkwürdige Dinge erfahren habe, die aber nicht von der Art ſind, daß ſie öffentlich bekannt gemacht werden dürfen.

§. 66.

Um alle unnöthige Weitläuftigkeit zu vermeiden will ich hier nur die gewiſſen, und keinen Zweiffel mehr unterworfenen Reſultate des **thieriſchen Magnetis-**

netismus mittheilen; wem dies noch nicht hinlänglich iſt, der muß jene angeführte Schriften ſelbſt aufmerkſam leſen, ſo wird er gewiß überzeugt werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich eine ſehr ernſtliche Warnung an alle meine Leſer ergehen laſſen: der thieriſche Magnetismus iſt eine höchſtgefährliche Sache. Wenn ihn der vernünftige Arzt zur Heilung gewiſſer Krankheiten anwendet, ſo iſt nichts dagegen einzuwenden, **ſo bald er aber dazu gebraucht wird, um Geheimniße zu erforſchen, auf die wir in dieſem Leben nicht angewieſen ſind, ſo begeht man eine Zaubereyſünde. Ein Laſter der beleidigten Majeſtät Gottes.**

§. 67.

Wenn ein Menſch, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, von einem andern Menſchen, auch männlichen oder weiblichen Geſchlechts, über die Kleider, (das Ausziehen derſelben iſt unnöthig) nach gewiſſen Regeln, nur leiſe beſtrichen, und dies oft wiederholt wird, ſo gerathen viele, einige früher, die andern ſpäter, viele auch gar nicht, in den ſo genannten magnetiſchen Schlaf (Somnambulismus) in dieſem Zuſtand, ruhen alle Sinnen, kein Schall, kein plözliches helles Licht, keine ſtarke Berührung kann ſie wecken, und der Körper iſt, auſſer denen zum Leben nöthigen Würkungen, gleichſam tod. Der innere Menſch aber geräth in einen erhöhtern, und ſehr angenehmen Zuſtand, welcher dem Grad nach immer mehr zunimmt, je öfter **das Magnetiſiren**, nämlich das Beſtreichen nach gewiſſen Regeln, wiederholt wird. Die Erhöhung des innern Menſchen ſteigt bey vielen ſo hoch, daß ſie mit dem Geiſterreich in Berührung kommen, und alsdann gar oft verborgene Geheimniſſe, auch Merkwürdigkeiten entdecken, die in der Ferne vorgehen, oder in der Zukunft geſchehen werden.

§. 68.

Sehr merkwürdig und in der That erſtaunlich iſt folgender Umſtand: während dieſem **magnetiſchen Schlaf** empfindet der Menſch von der ganzen **Sinnenwelt** auch nicht das geringſte, nur die Perſon die ſie magnetiſirt, und mit der ſie in Beziehung (rapport) ſteht, ſieht ſie, aber nicht mit den Augen, denn die ſind entweder krampfigt zugeſchloſſen, oder wenn ſie auch offen ſind, ſo ſind die Pupillen ſo weit, wie im vollkommenen ſchwarzen Staar; ich hielte ſelbſt einer ſolchen Perſon eine brennende Kerze nahe vor die Augen, aber die Pupillen blieben weit, und unbeweglich, vom Licht bemerkte ſie nicht das geringſte; **ſondern ſie ſieht die Perſon, die ſie magnetiſirt aus der Gegend der Herzgrube — und zwar in einem lichten himmelblauen Glanz, der ſo wie ein Heiligenſchein den Körper umgiebt.** Bey vielen ſteigt die Erhöhung des innern Menſchen nach und nach ſo hoch, **daß ſie die Gedanken und Vorſtellungen ihres** *) **Magne-**

---

*) Magnetiſeur heiſt die Perſon die andere magnetiſirt.

Magnetiſeurs aufs genaueſte in ſeinem Innern erkennen.

§. 69.

Ich habe geſagt, daß dieſe Perſonen in ihrem erhöhten Zuſtand, von der ganzen Sinnenwelt auſſer ihrem **Magnetiſeur** nicht das Geringſte empfinden; ſo bald ſie aber dieſer mit einer andern Perſon, durch gewiſſe Handgriffe in **Beziehung** ſezt, ſo bald ſieht ſie auch dieſe andre Perſon, aber ebenfalls nicht mit den Augen, ſondern aus der Gegend der Herzgrube; und eben ſo erkennt ſie auch genau und richtig, was dieſe Perſon gegenwärtig denkt und ſich vorſtellt. In dieſem Zuſtand erinnert ſich die *) Somnambüle mit der höchſten Lebhaftigkeit ihres ganzen Lebens, alle ihre Seelenkräfte ſind erhöht, aber ſo bald ſie wieder erwacht, ſo weiß ſie von dem Allem nichts mehr.

Perſonen, die lange magnetiſirt worden, oft **ſomnambül** geweſen ſind, und einen hohen Grad der **innern Erkänntnis** erreicht haben, (Clairvoyant ſind;) leſen, und erkennen Zeichnungen und Gemälde, **die man ihnen für die Herzgrube hält** — daß bey dieſer, nach unſerer gewöhnlichen Denkart unbegreiflichen Sache, kein Betrug vorgehe, darüber ſind die Verſuche ſo oft wiederholt worden, daß gegen dieſe gewiſſe und ganz richtige Erfahrung gar kein Zweifel mehr ſtatt findet. **Gmelin**, **Wienholt**, **Böckmann**, u. a. m. haben dieſe Verſuche ſo oft, und ſo behutſam gemacht, daß man dieſe Sache als eine ſichere in der Natur gegründete Wahrheit annehmen, und richtige Folgeſchlüſſe darauf gründen kann.

---

*) Somnambüle die im magnetiſchen Schlaf iſt.

§. 70.

Ein bekannter, gelehrter, und verehrter Theologe ſahe dieſen Verſuch in **Hamburg**; er war ihm ſo merkwürdig, und ſchloß ihm ſo viel Verborgenes auf, daß er ein ſehr leſenswürdiges Büchlein, **über den inwendigen Menſchen** herausgab; folgende Nachricht aber, welche die **Strasburger Zeitung, der Niederrheiniſche Courier**, No. 31. den 12ten März 1807. enthält, übertrift alle bisherige Verſuche über dieſen Punct, an Merkwürdigkeit; ich will ihn daher auch von Wort zu Wort hier einrücken.

„Die Geſchichte einer **Somnambüle** in **Lyon**, ſagt
„das Journal de Paris, bietet eine Reihe ſo auffal-
„lender Thatſachen dar, daß man geneigt ſeyn würde,
„die ganze Sache für Charlatanerie und Betrug zu
„erklären, wenn glaubwürdige Augenzeugen nicht die
„Wahrheit derſelben verbürgten. Man mag lächeln,
„wenn man behaupten hört, eine hyſteriſche Frau be-
„ſitze die ſeltſame Gabe, denenjenigen, mit denen ſie,
„nach der Kunſtſprache, in Rapport ſteht, verbor-
„gene Dinge zu offenbaren; aber es iſt dem ſo —
„der Weiſe glaubt ohne Uebereilung, und zweifelt mit
„Behutſamkeit. Herr **Petetain**, ein geſchäzter
„Arzt in **Lyon**, der die Krankheit, an welcher dieſe
„Dame leidet, lange beobachtet hat, iſt damit be-
„ſchäftigt, ſeine geſammelten Erfahrungen darüber
„zu ordnen, und dem Publikum mitzutheilen, bis
„zur

„zur Erſcheinung des angekündigten Werks des Herrn **Petetain** wollen wir folgende Thatſachen anführen, die ein achtungswürdiger Augenzeuge, Herr **Ballanche**, erzählt.

„Seit langer Zeit ſprach man in **Lyon** von einer **Kataleptiſchen** (in Entzückung fallende) Dame; ſchon hatte Herr **Petetain** mehrere äuſſerſt auffallende Sachen über dieſelbe bekannt gemacht, als Herr **Ballanche** neugierig wurde, die erſtaunlichen Würkungen dieſer Krankheit ſelbſt kennen zu lernen. Er wählte den Augenblick, um die Dame zu beſuchen, da ſie ſich der *) **Kriſis** näherte: an der Thür erfuhr er, daß ſich nicht Jedermann ohne Unterſchied dem Bette der Kranken nähern dürfe, ſondern daß ſie ſelbſt die Erlaubnis dazu ertheilen müſſe. Man fragte ſie demnach, ob ſie Herrn **Ballanche** annehmen wolle, welches ſie bejahte. Dieſer näherte ſich darauf dem Bette, in welchem er eine Frau ohne Bewegung liegen ſahe, die allen Kennzeichen zufolge, in den tiefſten Schlaf verſunken war. Er legte, wie man ihm angedeutet hatte, ſeine Hand auf den Magen der Somnambüle, und begann dann ſeine Fragen. Die Kranke beantwortete ſie alle aufs beſtimmteſte. Dieſer überraſchende Erfolg reizte nur die Neugierde des Fragenden. Er hatte mehrere Briefe von einem ſeiner Freunde bey ſich, von denen er einen nahm, deſſen Inhalt er am beſten zu kennen glaubte, und verſchloſſen der Kranken auf den Magen legte. Er fragte darauf die Schlafende, ob ſie den Brief leſe, welches ſie mit Ja beant-

---

*) Die Zeit des magnetiſchen Schlafs.

„wertete. Dann fragte er, ob derſelbe nicht einer gewiſſen Perſon erwähne, die er nannte. Sie verneinte es. Herr **Ballanche**, gewiß daß die Kranke ſich irre, wiederholte dieſelbe Frage, auf welche er dieſelbe verneinende Antwort erhielt. Die Somnambüle ſchien ſo gar über den Zweifel ärgerlich, und ſtieß die Hand des Fragenden, und den Brief von ſich. Herr **Ballanche** über dieſen Starrſinn betroffen, geht mit ſeinem Brief auf die Seite, lieſt ihn, und findet zu ſeinem gröſten Erſtaunen, daß er den Brief nicht auf den Magen der Schläferin gelegt hatte, welchen er hatte auswälen wollen, und daß demnach der Irrthum auf ſeiner Seiten war. Er näherte ſich dem Bette zum zweytenmal, legte dieſen Brief an die Stelle, und die Kranke ſagte mit einer gewiſſen Zufriedenheit, nun leſe ſie den Namen, den er zuvor genannt habe.

„Dieſer Verſuch hätte ohne Zweifel hundert andere befriedigt; aber Herr **Ballanche** gieng weiter: man hatte ihm geſagt, die Kranke ſehe durch die dunkelſten Körper, und leſe Briefe und Schriften durch Mauern; er fragte, ob es ſich damit ſo verhalte, und ſie bejahte es. Er nahm alſo ein Buch, gieng in ein anſtoſendes Zimmer, hielt mit der einen Hand ein Blatt dieſes Buches an die Mauer, und faßte mit der andern einen von den anweſenden Menſchen, die bis zur Kranken eine Kette bildeten, auf deren Magen der lezte ſeine Hand gelegt hatte. Sogleich las die Kranke die an die Mauer gehaltenen Blätter, die öfters umgeſchlagen wurden, und las ſie ohne den geringſten Fehler.

„Dies iſt eine getreue und einfache Erzählung deſ„ſen, was Herr **Ballanche** geſehen hat. Es läſt „ſich unendlich viel dagegen ſagen; aber hunderttau„ſend ſolide Gründe ſind nicht im Stand eine That„ſache zu vernichten. Die Dame lebt, wird von „vielen Vorurtheilsfreyen Menſchen geſehen, „und ward lange von einem geſchickten achtungswür„digen Arzt beobachtet, der daſſelbe ſagt. Die Per„ſonen nennen ihre Namen. Wer hat den Muth, „da noch zu läugnen? So weit die Strasburger „Zeitung.

§. 71.

Dieſe Erzählung enthält nichts, das nicht durch unzähliche Erfahrungen beſtättigt wird; nur der eine Umſtand iſt merkwürdig, **daß dieſe Dame auch ohne unmittelbare Berührung, in der Entfernung leſen kann, wenn nämlich eine Reihe Menſchen ſich einander an den Händen faſſen, ihr der Erſte die Hand auf die Herzgrube** — nicht auf den Magen, der hat mit dieſer Sache nichts zu thun — **legt, und der Lezte dann den Brief hält.** Indeſſen lieſt ſie weder durch die Wand noch durch die Mauer, **ſondern vermittelſt der Vereinigung ſo vieler Menſchen durch die Seele deſſen der das Buch oder den Brief hält.** Eben durch eine ſolche Vereinigung oder Kette (Chaine) pflanzt ſich ja auch die Elektrizität, der elektriſche Schlag fort. Dies Alles iſt noch dunkel es wird aber im Verfolg heller werden.

§. 72.

Eben ſo merkwürdig, und vielleicht noch bedeutender iſt die ganz zuverläſige Beobachtung, daß ſomnambüle Perſonen, wenn ſie einen gewiſſen hohen Grad des **hellen Anſchauens** erlangt haben, die Gedanken und Vorſtellungen deſſen, mit dem ſie in Rapport geſezt werden, klar und deutlich erkennen. **Die Perſon alſo, welche eine andere magnetiſiren will, muß daher reines Herzens, fromm und rechtſchaffen ſeyn.**

Unter ſo vielen Erfahrungen dieſer Art, will ich nur eine mittheilen, die **Gmelin** in ſeinem oben angeführten Werk erzählt: er gieng nämlich in den achtziger Jahren, des vorigen Jahrhunderts nach **Carlsruhe**, um auch Beobachtungen über den **Magnetismus** zu ſammeln; und er fand was er ſuchte: man ſagte ihm, daß man jezt eine Somnambüle habe, die in einem ſo hohen Grad **Hellſehend** wäre, daß ſie deutlich in der Seele deſſen, mit dem ſie in Rapport geſezt würde, leſen könne. Er möchte alſo in ihrer Gegenwart ſich ſeine Patienten, die er jezt in der Cur habe deutlich nacheinander vorſtellen, ſo würde ſie ihm ſagen was er dächte. Er folgte dieſem Rath und fand die Sache richtig, ſie ſagte ihm Alles beſtimmt, was er ſich vorſtellte.

§. 73.

Ein anderer mir ſehr theuerer, und durchaus rechtſchaffener Mann, erzählte mir, ſeine Gemalin habe eine Haushälterin gehabt, welche auch ihrer

Kränklichkeit wegen magnetiſirt worden, und endlich während ihrem magnetiſchen Schlaf, zu einem auſſerordentlich hohen Grad **des Hellſehens** gekommen ſeye. Sie habe in dem Zuſtand, auſſerordentliche und wichtige Aufſchlüſſe über das Geiſterreich geäuſſert, die mit meinen **Scenen aus dem Geiſterreich** genau übereinſtimmten, ungeachtet ſie dies mein Werk nie geſehen, und von ſeiner Exiſtenz nichts wuſte, **nichts wiſſen konnte.**

Sie brachte Nachrichten aus der unſichtbaren Welt, von gewiſſen wichtigen Perſonen mit, bey welchen einem die Ohren gellen konnten. Einsmals ſagte ſie ihrem Herrn in der Kriſe: **Jezt eben iſt ihr Herr Bruder in Magdeburg geſtorben** — Niemand wuſte etwas von ſeiner Krankheit, und zudem war **Magdeburg** viele Meilen weit entfernt. Nach einigen Tagen kam die Nachricht von dieſem Tode, welche genau mit der Vorherſagung übereinkam.

§. 74.

Erſtaunlich, nach unſerer gewöhnlichen Vorſtellung von der menſchlichen Natur, unbegreiflich, und höchſt merkwürdig, iſt auch der Umſtand, daß alle Somnambülen auch die gemeinſten ungebildeteſten Leute, ihre körperliche Krankheiten deutlich zu erkennen anfangen, und ſich ſo gar die dienlichſten Arzeneymittel verordnen, die auch der Arzt brauchen muß, wenn er ſeinen Zweck erreichen will. Wenn ſie auch die Namen der Arzneymittel nicht wiſſen, ſo beſchreiben ſie doch ihre Eigenſchaften ſo beſtimmt, daß ſie der Arzt bald errathen kann. In dieſem Zuſtand ſprechen ſie auch hochteutſch, wo nämlich dieſer Dialekt die Bücher- und Kanzelſprache iſt.

§. 75.

Auch das iſt ſehr merkwürdig, daß Somnambülen welche oft in dieſem Zuſtand geweſen, und endlich **hellſehend** geworden ſind, aufſtehen, allerhand Arbeiten verrichten, Clavierſpielen, wenn ſie es ſonſt gelernt haben, Spazieren gehen, u. d. g. ohne daß ihre körperliche Sinnen auch nur das geringſte von der äuſſeren Sinnenwelt empfinden: ſie ſind dann in dem Zuſtand der gewöhnlichen **Schlafwandels**. So kam Anno 1798 im Herbſt, als ich in **Bremen** war, ein Mädchen zu mir, um mich wegen ihrer wehen Augen um Rath zu fragen; ſie war Somnambüle, und ſie hatte ſich ſelbſt verordnet, daß ſie mich in der **Kriſe** fragen wollte; ihre Mutter begleitete ſie, allein ſie erwachte in meiner Gegenwart, und da muſte ich ihr alſo allein, ohne ihren Beyrath die gehörigen Mittel verſchreiben.

§. 76.

Alle dieſe, und noch mehrere wunderbare Erfahrungen kann man in den Schriften oben angeführter Männer leſen. Die berühmteſten Aerzte, und überhaupt alle gelehrte und vernünftig denkende Perſonen, die Gelegenheit und den Willen gehabt haben, die Würkungen des thieriſchen Magnetismus genau zu prüfen, werden obiges Alles für reine Wahrheit erklären, und ſie durch ihr Zeugnis bewähren. **Wie kommt es aber, daß es noch niemand verſucht hat,**

hat, aus dem Allem fruchtbare Schlüſſe, zu mehrerer Erkenntnis der menſchlichen Natur zu ziehen? — ſo viel ich weiß hat es noch keiner gewagt. Freylich, ſo lange man **das mechaniſch-philoſophiſche Syſtem** für das einzig Wahre hält, ſo lange iſt es auch unmöglich ſolche Wunderdinge zu begreifen, aber nach meinem **theokratiſchen Freyheitsſyſtem** wird nicht nur alles faßlich, ſondern der **Magnetismus** führt uns auch zu den wichtigſten Aufſchlüſſen, die bisher lauter geheimnisvolle Räthſel waren. Ich bitte um unpartheyiſche wahrheitsliebende Prüfung folgender Schlüſſe:

§. 77.

Jeder Naturforſcher weiß, und es iſt eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß ein gewiſſes höchſt feines, und höchſtwürkſames Weſen, die ganze Schöpfung, ſo weit wir ſie erkennen, erfüllt. Wir wollen dies Weſen, feine Himmelsluft, oder mit einem Wort Aether, nennen. Newton kannte dies Weſen ſchon, und nannte es Gottes Empfindungs-Organ (Sensorium Dei). Euler glaubte, daß die leuchtenden Körper dies Weſen in eine zitternde Bewegung ſezten, welches ſich bis zu unſern Augen fortpflanzte, und ſo das Licht bildete — dieſe Meynung hielt ich auch lange für die wahrſcheinlichſte, aber bey näherer Prüfung finde ich ſie unmöglich: Die Millionenfachen Durchkreuzungen dieſer zitternden Bewegung müſten ihre Richtungen durchaus verwirren; ſchon iſt die Erklärung des

Schalls, durch die fortwallende Bewegung der Luft unſtatthaft — denn man prüfe einmal genau, wie in einer mannigfaltig zuſammengeſezten Muſik, in welcher ſo viele tauſend Töne theils zugleich, und theils in höchſter Geſchwindigkeit nacheinander, vom Ohr unterſchieden werden, und jeder einzelne Ton doch ſeine eigene Wallung in der feinen Luftmaterie verurſachen muß, eine ſolche materielle Bewegung, ohne ſich ſelbſt hundert, ja tauſendfach zu ſtören, möglich ſey.

Es iſt auch ferner jedermann bekannt, daß der Aether durch die veſteſten Körper dringt, ſo daß er alſo alles erfülle; auch ſelbſt vollkommen durchdringbar iſt: denn wenn er dies nicht wäre, ſo könnte er auch ſelbſt nicht durch die veſteſten Körper dringen — Höchſtwarſcheinlich ſind das Licht, die Elektrizität, der Galvanismus, vielleicht auch die magnetiſche Kraft des Eiſens, nichts anders als verſchiedene Erſcheinungen dieſes einen und des nämlichen Weſens.

§. 78.

Da nun dieſer Aether, unſerer menſchlichen Vorſtellung nach, Raum und Zeit erfülle, überall unläugbar als Materie würkt, und wer weiß, ob er nicht die Lebenskraft in Pflanzen und Thieren iſt — auf der andern Seiten aber auch wiedrum Eigenſchaften hat, die der Materialität geradezu wi-

derverſprechen, z. B. daß er die veſteſten Körper durchdringt, ſelbſt durchdringbar iſt; millionenfache Wechſelwürkung der entfernteſten Körper, aufeinander verurſacht, die durch ein materielles, auch das feinſte Verbindungsmittel unmöglich wären, u. d. g., ſo ſchlieſe ich mit ſicherer Gewisheit, und veſter Ueberzeugung, **daß dieſer Aether, dieſes Lichtweſen der Uebergang aus der Sinnenwelt in die Geiſterwelt, und der Mittler zwiſchen beyden ſey.**

§. 79.

Alle Aerzte und Naturforſcher ſtimmen darinnen überein, **daß in dem Gehirn und den Nerven des Menſchen ein feines Weſen oder Kraft ſey, von welcher alle Bewegungen, das Leben und die Empfindung, folglich auch die Würkungen aller fünf Sinnen, herrühren,** und dieſe Vorſtellung iſt auch ganz richtig, kein Sachkündiger läugnet ſie, nur daß der Eine dies Weſen, **Kraft**, der Andere **Nervenſaft**, und der Dritte **Lebensgeiſt** nennet. Die Alten nannten es **Archäus**, und ſchrieben jedem Organ des Körpers einen eigenen **Archäum** zu. **Daß dieſe Grundkraft im Gehirn und den Nerven nichts Anders als der Aether, das Lichtweſen, jener Mittler zwiſchen der Sinnen- und der Geiſterwelt ſey, das machen alle Erfahrungen des thieriſchen Magnetismus un-**

widerſprechlich gewis, dies wird der Verfolg zeigen.

§. 80.

Das **Gehirn** und die **Nerven** des **Menſchen** ſind von der Empfängnis an mit dieſem **Lichtweſen** angefüllt; ſie ziehen es an ſich **von ſeiner materiellen Seite**, und machen es ſich zu eigen, ſo daß es auf ihren inneren Bau und Einrichtung **ſpezifizirt** wird; **ſo weit hat der Menſch vor dem Thier nichts voraus.** Nun kommt aber bey dem Menſchen aus der Geiſterwelt noch etwas hinzu; **das vernünftig denkende Weſen, der göttliche Funke, verbindet ſich nun veſt und unzertrennlich auf der geiſtigen Seite des Lichtweſens mit dieſem, und ſo wird es denkbar, wie der Geiſt des Menſchen auf ſeinen Körper würken könne;** ich ſage **denkbar** — aber nicht **begreiflich**, weil **die Weſen der Geiſterwelt**, zu denen auch unſer Geiſt gehört, nicht in die Sinnen fallen.

§. 81.

Wenn wir genau reden wollen, ſo müßen wir den Menſchen in drey verſchiedene, aber doch miteinander verbundene Theile eintheilen: 1.) in **den äuſſeren mechaniſch organiſirten Körper**, der keinen weſentlichen Vorzug für den Thieren hat, wenigſtens nicht **weſentlich** von ihnen verſchieden iſt; durch dieſen Körper iſt der Menſch mit der Sinnenwelt verbunden, ſo lang er lebt; 2.) in **das ätheriſche Licht-**

Lichtweſen, welches **das eigentliche körperliche Lebens-Prinzip** iſt, das der Menſch mit den Thieren gemein hat, und für ſich ſchon **Seele** (anima animans) genannt werden kann; und 3.) **in den ewigen Geiſt des Menſchen**, der vorzüglich nach dem Bilde Gottes erſchaffen iſt, und eben deswegen in dieſer ſonderbaren Verbindung mit der Körperwelt ſteht, um ſich ſeine verlohrne anerſchaffene Würde wieder zu erkämpfen.

Das ätheriſche Lichtweſen und den **Geiſt** zuſammen, **die in Ewigkeit ein unzertrennliches Eins ausmachen**, will ich nun forthin **Menſchenſeele**, zum Unterſchied von der **Thierſeele**, nennen; **im Verfolg wird dies Alles klärer, und zur beruhigenden Gewißheit werden.**

§. 82.

Die Menſchenſeele iſt in ihrem Körper allenthalben gegenwärtig, überall empfindet ſie mit **Selbſtbewuſtſeyn**, ſo wie es die Organe des Körpers mit ſich bringen: mit den Augen **ſieht** ſie, mit den Ohren **hört** ſie, mit der **Naſen** riecht ſie, mit der Zunge und dem Gaumen **ſchmeckt** ſie, und mit der ganzen Haut, mit der ganzen Oberfläche des Körpers **fühlt** ſie. Dies Alles hat ſie noch mit der **Thierſeele** gemein, aber nun kommt noch etwas hinzu, das ihr einen von den Thieren weit verſchiedenen und erhabenen Rang giebt: **ſie überlegt und wählt dann, nach ihrer Einſicht das Beſte, mit Freyheit des Willens — Sie iſt ein vernünftiges Weſen,**

ſen, das Gott erkennen, lieben, zum Engel erreiſen, aber auch zu einem Teufel werden kann; ſie iſt alſo von dieſer Seite betrachtet, ein Bürger des Geiſterreichs, und kann auch mit dieſem in Verbindung gebracht werden.

§. 83.

Im natürlichen Zuſtand iſt die Menſchenſeele unſichtbar; die magnetiſch Schlafenden aber ſehen ſie wie einen himmelblauen Lichtſchimmer, der den ganzen Körper auf eine gewiſſe Weite umgiebt, ſo daß alſo jeder Menſch einen ſeeliſchen Dunſtkreis um ſich her hat; daher kommts auch, daß viele Stockblinde, nahe Gegenſtände, ohne eigentliche körperliche Berührung, empfinden können. Das ſo genannte Magnetiſiren geſchieht auch bloß in dieſem Dunſtkreis, wodurch dann die wunderbare Würkung des magnetiſchen Schlafs hervorgebracht wird.

§. 84.

Im natürlichen Zuſtand wird dieſe Menſchenſeele durch die Nerven dahin geleitet, wo Empfindung Bewuſtſeyn und Bewegung nöthig iſt; im Gehirn ſcheint ſie, ihren Haupt-Wohnſitz zu haben. Durch das Magnetiſiren aber, wird ſie von Gehirn und Nerven mehr oder weniger entbunden, folglich auch mehr oder weniger freywürkend: denn da der hellſehende Somnambüle nicht mit den Augen, ſondern aus der Gegend der Herzgrube ſieht, da dieſes unabänderlich bey Allen der Fall iſt, ſo iſt daraus klar, **daß die Menſchenſeele für ſich allein, ohne Beyhülfe des Körpers nicht allein ſehen, ſondern ohne Vergleich weit klärer ſehen kann, als in ihrem Fleiſchkerker.** Sie bedarf auch dazu unſeres körperlichen Lichts nicht: denn die magnetiſch-Schlafenden leſen was man ihnen auf die Herzgrube legt, was in verſchloſſenen Briefen ſteht. Ja ſie leſen ſogar in einer Entfernung, wo das Buch, oder das Geſchriebene, durch veſte dunkle Körper von ihnen getrennt iſt, ſo bald nur das zu leſende von einer Perſon gehalten wird, die mit dem **Sonnambül** in ſeeliſcher Berührung, oder Verbindung ſteht; man erinnere ſich nur an die oben erwähnte **Lyoner** Dame.

§. 85.

In dieſem Zuſtand ſieht die **Menſchenſeele** nicht bloß, ſondern ſie **empfindet überhaupt Alles weit ſchärfer**, als im natürlichen wachenden Zuſtand, ohne daß ſie irgend einen der körperlichen Sinnen bedarf; aber das iſt ſehr merkwürdig, daß ſie auch von der ganzen äuſſern Welt nicht das geringſte empfindet, auſſer wenn ſie mit einem andern Menſchen in ſeeliſche Verbindung, Berührung, in **Rapport** geſezt wird, welches geſchieht, wenn der Magnetismus durch gewiſſe Handgriffe, die Menſchenſeele irgend einer Perſon, mit der Seele des magnetiſch-Schlafenden, in eine Harmonie bringt, ſo daß ſich beyde zweckmäßig berühren; alsdann kann der **Sonnambüle** beſonders wenn er in einem ſehr erhöhten, und hellſehenden Zuſtand

ſtand iſt, alles empfinden, was der mit ihm in Rapport ſtehende, **denkt, leidet, genieſt,** und **empfindet.**

§. 86.

Da dies nun lauter ausgemachte Wahrheiten ſind, ſo iſt erſtaunlich, und mir faſt unbegreiflich, wie es möglich iſt, daß ſo viele groſe und denkende Männer, nicht die fruchtbarſten und wichtigſten Wahrheiten aus dieſen Erfahrungen gefolgert haben: denn es laſſen ſich logiſch richtige Schlüße hieraus ziehen, die für die Seelen- und Geiſterlehre, und auch für die Religion von äuſſerſter Wichtigkeit ſind. Wir wollen unſern Pfad verfolgen, und dann ſehen was dabey heraus kommt.

§. 87.

Es iſt durchaus nöthig, daß der ewige, von Gott ausgegangene vernünftige Geiſt des Menſchen, ein **Organ** haben muß, wodurch er auf andere Weſen, und dieſe wieder auf ihn zurück würken können; ohne dies könnte er ja von nichts auſſer ſich Erkänntnis haben, und er ſelbſt wäre für alle andere Weſen ein pures Unding. **Dieſes Organ iſt nun der Aether, der durch keine Naturkraft zerſtörbar, ſondern ewig und unveränderlich iſt. Aus dieſem bildet ſich der Geiſt während dem hieſigen ſinnlichen Erdenleben einen geiſtigen Lichtkörper mit dem er ewig vereinigt bleibt.**

§. 88.

§. 88.

Die oben angeführten magnetiſchen Erfahrungen beweiſen augenſcheinlich **das Daſeyn** dieſes **geiſtigen Lichtkörpers**, oder der **Menſchenſeele**; ſie beweiſen ferner daß dieſe **Menſchenſeele** ihren groben thieriſchen Körper blos um dieſes ſinnlichen Erdenlebens willen, in welchem der Menſch mit der Sinnen- oder Körperwelt in wechſelſeitiger Würkung ſtehen muß, nöthig habe; **aber ohne denſelben weit vollkommener denken, empfinden, in die Nähe und Ferne auf Andere würken, empfindlicher leiden, und empfindlicher genieſen könne.** Dieſes Reſultat entſteht unwiderſprechlich in der Seelen des unpartheyiſchen Beobachters, wenn er alle die mannigfaltigen Erſcheinungen die der Magnetismus gewährt, zuſammen nimmt, und dann ruhig und vernünftig darüber nachdenkt.

§. 89.

Wenn die Menſchenſeele im lebendigen Zuſtand des groben Körpers, wo ſie doch noch nicht ganz von ihm los gebunden iſt, ſo wunderbare Dinge vermag, was wird ſie dann vermögen, wenn ſie im Tode ganz von ihm getrennt wird? hierüber denke man nach! Im Sterben verliert der Menſch ſein Selbſtbewuſtſeyn; er geräth in den Zuſtand einer vollkommenen Ohnmacht, oder eines tiefen Schlafs. So lang die Blutmaſſe noch warm, noch nicht geronnen iſt, ſo lang ſind auch noch alle Werkzeuge des Körpers bewegbar, und ſo lang bleibt die Seele in ihm, ſo bald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren und erkalten, ſo können ſie auch den ätheriſchen Theil der Seele nicht mehr anziehen, nicht mehr veſt halten, er entwickelt ſich alſo, macht ſich loß von den irrdiſchen Banden, und erwacht; **jezt iſt er in dem Zuſtand eines hellſehenden magnetiſch Schlafenden;** da er aber ganz vom Körper getrennt iſt, ſo iſt ſein Zuſtand weit vollkommener: er erinnert ſich ſeines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen; er gedenkt ſeiner Zurückgelaſſenen, und er kann ſich die Sinnenwelt ganz deutlich vorſtellen, **aber er empfindet ſie gegenwärtig ganz und gar nicht mehr, dagegen empfindet er nun die Geiſterwelt, und ihre Gegenſtände, und zwar denjenigen Theil derſelben, in den er gehört, oder zu dem er ſich hier fähig gemacht hat.** Daß dies Alles logiſch richtig aus den magnetiſchen Erfahrungen folge, das wird der Wahrheitliebende Forſcher leicht finden, wenn er jene Erfahrungen alle kennt, und dann darüber nachdenkt.

§. 90.

Man kann und man wird mir den Einwurf machen: **Es iſt aber doch ſo gewiß noch nicht, daß der Somnambül im Zuſtand des Hellſehens, das Gehirn und die Nerven zu ſeinen Vorſtellungen gar nicht brauche** — hierauf dient zur Antwort, **daß er einmal gewiß die Augen nicht zum Hellſehen, und eben ſo wenig die an-**

dern ſinnlichen Werkzeuge zum Empfinden nöthig habe; da nun aber das Gehirn blos durch die Eindrücke der äuſſern Sinnen in Würkſamkeit geſezt wird, ſo kann dies hier der Fall unmöglich ſeyn. Indeſſen werden im Verfolg Erfahrungen vorkommen, die meine Behauptung unwiderſprechlich beweiſen.

§. 91.

Der Somnambül empfindet von der ganzen Sinnenwelt nicht das Geringſte, auſſer einer, oder mehreren Menſchenſeelen die mit ihr in harmoniſche Berührung in Rapport gebracht werden, durch dieſe erfähret ſie was in der Sinnenwelt vorgeht. **Nach dem Tod ſetzen ſich die Seelen mit denen in Rapport, die ihrer Natur am ähnlichſten ſind** — bringen ſie ſich mit andern in harmoniſche Berührung, ſo empfinden ſie leyden, die ſich in Anſehung ihrer Gröſe verhalten, wie der Grad des Unterſchieds. **O wohl denen die ſich dann dem Caracter des Erlöſers, ſo ſehr genähert haben, daß ſie mit Ihm in Rapport kommen, das iſt, zu ſeinem Anſchauen gelangen!** Sie werden dann auch in der Gemeinſchaft aller ſeiner Heiligen ſeyn. Eben ſo werden auch Freunde, die ſich in ihrem moraliſchen Carakter ſehr verähnlicht haben, dort ewig miteinander in Beziehung, in harmoniſcher Vereinigung bleiben. Aus dem vorhergehenden wird auch nun begreiflich, wie die Mittheilung in jenem leben beſchaffen ſeyn wird: **der Somnambül lieſt** in der Seele deſſen mit dem er in Rapport geſezt wird; da bedarfs keiner Sprache; eben ſo wird es ſich auch nach dem Tod verhalten, **Einer lieſt in der Seele des Andern.**

Alle dieſe wichtigen Aufſchlüſſe haben wir dem erſt vor etwa dreiſig Jahren erfundenen, **thieriſchen Magnetismus** zu verdanken; aber die folgenden ſind nicht weniger bedeutend und belehrend.

§. 92.

Der **thieriſche Magnetismus** verſezt, beſonders ſolche Perſonen die ſehr reizbare Nerven, und eine lebhafte Einbildungskraft haben, gar bald in jenen Zuſtand des **Somnambulismus**, und des **Hellſehens**, und zwar durch ein regelmäſiges gelindes Beſtreichen des Körpers. Eben durch dieſe Entdeckung hat man nun gefunden, **daß alle jene hyſteriſche Entzückungen bey Frauensperſonen, oder auch hypochondriſche bey dem männlichen Geſchlecht nichts mehr und nichts weniger als eben ein ſolcher Somnambulismus ſeyen, nur daß er nicht durch künſtliches Beſtreichen, ſondern aus einer kränkelnden Natur entſtanden iſt.**

§. 93.

Wenn alſo eine Perſon mit oder ohne Krämpfe in Entzückung geräth, ſo daß ſie ihr Selbſtbewuſſtſeyn verliert, und nun Geſichte ſieht, mit Geiſtern umgeht, und die erhabenſten Dinge ausſpricht, die weit über ihren natürlichen Erkänntniskreis hinausgehen, ſo halte man das ja nicht für etwas Göttliches, ſondern für eine wahre Krankheit, für eine Abirrung der Natur von ihrer geſezmäſigen ihr vorgeſchriebenen Bahn. Alles was ſie ſagt und thut, das prüfe man vernünftig nach dem Wort Gottes; gute Warnungen und Ermahnungen benuzt man, **aber Göttliche Offenbarungen ſind ſie nie, und durchaus nicht; auch dann nicht, wenn eine ſolche Perſon zukünftige Dinge voraus ſagt die in Erfüllung gehen:** denn ſie ſteht im Rapport mit dem Geiſterreich; da aber ihre Seele noch an den Körper gefeſſelt iſt, ſo iſt der Rapport nicht vollſtändig; ſie kann die Bilder ihrer eigenen Phantaſie, von den Geiſtern nicht unterſcheiden; ſie erkennt und ſieht alſo vieles, das ſie im natürlichen Zuſtand nicht erkennt und ſieht, aber nicht alles iſt wahr, vielweniger Göttlich, man kann und ſoll nicht darauf achten, vielmehr alle dienliche Mittel gebrauchen, um ſie von ihrer Krankheit zu befreyen: denn gewöhnlich nehmen dieſe Verirrungen ein betrübtes Ende. Ich werde im Verfolg Beyſpiele davon anführen.

§. 94.

Die Urſachen aus denen ein ſolcher natürlicher magnetiſcher Schlaf entſtehen kann, ſind vorzüglich folgende:

Vorerſt gehört dazu ein lebhaftes ſehr reizbares Nervenſyſtem, und eine lebhafte Einbildungskraft, beyde ſind aber gewöhnlich miteinander verbunden.

Fürs Zweyte, eine beharrliche Beſchäftigung der Seelen mit übernatürlichen Gegenſtänden. Z. B.

Wenn abergläubiſche und zugleich ſchlecht unterrichtetete, einfältige Leute, immer mit Hexerey und Geſpenſtern zu thun haben. **Sind ſie zugleich gottloſe böſe Menſchen, ſo können ſie endlich dadurch würklich mit böſen Geiſtern in Rapport kommen, und dann iſt die Zauberey kein Hirngeſpinnſt mehr.**

§. 95.

Die fleiſchliche Liebe iſt beſonders bey dem weiblichen Geſchlecht die reichhaltigſte Quelle der magnetiſchen Entzückungen, und daher entſtehenden gräulichen Verirrungen: vorab wenn ſich religiöſe Empfindungen damit vereinigen. Mir ſind viele traurige Erfahrungen von der Art bekannt; die ich aber hier, um der noch lebenden Perſonen willen nicht kenntlich machen will.

Ein frommes Mädchen beſuchte die Erbauungsſtunden, die ein, auch frommer, aber ſchöner, **und verheurattheter** Mann in ſeinem Hauſe hielt; nach und nach verliebte ſie ſich in ihn, und da dieſer Liebe unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege ſtunden, ſo unterlagen endlich ihre Nerven dem Kampf, und die arme Unglückliche wurde Somnambüle; in den erſten Zeiten ſprach ſie in ihren Entzückungen die erhabenſten und herrlichſten Wahrheiten aus; gewöhnlich kam ſie in die Kriſe, wenn ſie in der frommen Verſammlung war. Viele zukünftige Dinge ſagte ſie vorher, und viele wurden auch erfüllt, ſie bekam einen groſen Anhang, und die vernünftigſten und gelehrteſten Männer hielten ſie für eine Perſon, die vom

Geiſt Gottes inſpirirt ſey, mit einem Wort, für eine Prophetin.

Allmälig erhielt ſie in ihren Entzückungen die Nachricht — daß die noch lebende Frau ihres Geliebten ein Scheuſal vor Gott und ſeinen Engeln ſey — Dies wurde nach und nach ſo ſataniſch klug und ſcheinheilig inſinuirt, daß es die ganze Geſellſchaft, die aus mehreren hundert Perſonen beſtand, heilig glaubte. Die arme Frau wurde alſo, **auf Befehl aus der Geiſterwelt**, an einem entfernten Ort eingeſperrt, ſie verlohr den Verſtand, ſtarb in der Raſerey, und der Wittwer heurathete nun, **auch auf Befehl aus der Geiſterwelt**, die junge Frauensperſon. Bis an die ſchreckliche Behandlung der erſten Frauen, konnten beyde Hauptperſonen und der ganze Anhang unſchuldig irren, aber von dem an nicht mehr. Die gräulichen Verbrechen dieſer Perſon, und ihrer Anhänger ſind Welt- und Actenkundig.

Ein gemeines Dienſtmädchen im nördlichen **Teutſchland**, bekam in einer Entzückung den Auftrag, **ſie müße den Fürſten, der im nahen Reich Chriſti unter Ihm regieren ſollte, gebähren;** ein übrigens frommer verheuratheter Prediger ließ ſich von ihr verführen, er glaubte ihr, und ſie gebahr würklich einen Sohn, ob er aber das werden wird, wozu ihn ſeine Mutter beſtimmt hat, das laſſe ich meine Leſer beurtheilen. Eine ähnliche Geſchichte trug ſich vor wenigen Jahren auch im ſüdlichen **Teutſchland** zu.

Ich hab ein Frauenzimmer gekannt, die von Herzen fromm war; dieſe gerieth täglich, auch von ſelbſt, in einen vollkommenen magnetiſchen Schlaf; ſie war dann auſſerordentlich erhaben geſtimmt, ſahe **Chriſtum,** lebte unter lauter Engeln, hörte ſie ſingen, ſang mit ihnen, und ſprach Dinge aus, die erſtaunlich waren. Endlich kündigte ihr der Geiſt den ſie für Chriſtum hielt, oder auch ihr eigenes Phantaſiebild das ſie dafür annahm, an, **daß ſie morgen früh um ſechs Uhr ſterben würde** — die gute Seele kämpfte dieſe Nacht ſchwer, am Morgen ſezte man die Uhr ſtill, ſprach mit ihr von allerhand, und ſo gieng die Zeit vorüber. Hernach überzeugte man ſie leicht, daß Alles was ſie ſähe trügeriſche Täuſchung ſey, und nun hörten auch ihre Entzückungen auf.

§. 96.

Endlich kann aber auch ein reiner Gottergebener Menſch, durch lange Uebungen im Wandel vor Gott in Entzückungen, und in den Zuſtand des magnetiſchen Schlafs gerathen. Da kommen dann freylich andere Sachen zum Vorſchein; man ſieht gleich, aus welcher Quelle ſolche Ausſprüche gefloſſen ſind; und doch muß man auch da äuſſerſt behutſam ſeyn, und nicht Alles für unmittelbare göttliche Offenbarung oder Mittheilung anſehen. Daß ſehr weit geförderte fromme Seelen, in einem ſolchen Zuſtand des natürlichen magnetiſchen Schlafs, oder der Entzückung, auch mit guten Geiſtern, oder gar Engeln in Rapport kommen können, das lehrt die Erfahrung; aber auch die **guten** Geiſter wiſſen noch nicht Alles, beſonders ſo lange ſie noch im **Hades** ſind, und das was ſie wiſſen, blos von Andern erfahren haben; oft miſchen ſich auch falſche eitle Geiſter dazu, die den Seher zu täuſchen und irre zu führen ſuchen: dieſe ſtudiren die Neigungen und Wünſche deſſelben, und lenken dann die Eingebungen, Bilder, und Vorſtellungen ſo, daß ſie ſeinen Lieblings-Neigungen entſprechen; da er nun das Alles als Göttliche Offenbarung anſieht, ſo wird er überzeugt, daß ſeine Wünſche Gott gefällig ſeyen, und geräth dadurch auf die gefährlichſten Abwege. **Es kann nicht dringend genug geſagt werden, wie wahr und wie wichtig dieſe Bemerkung iſt:** denn wenn irgend ein Menſch, oder gar Kinder, in Entzückung, oder auch ſonſt in einen exaltirten (erhöhten) Zuſtand gerathen, und nun Buße predigen, zukünftige Dinge voraus ſagen, und in einem Styl ſprechen, der ihnen in ihrem natürlichen Zuſtand unmöglich iſt, ſo hält das der gemeine Mann, beſonders wenn er religiös denkt, für Göttliche Einwirkung und Offenbarung, und der arme Somnambüle glaubt es ſelbſt, er freut ſich darüber, wird innig gerührt, gebeugt, dankt Gott dafür, und nun keimt heimlich der Gedanke in ihm auf, er ſey etwas beſonders, Gott habe etwas groſes mit ihm vor, er kommt mit falſchen Lichtgeiſtern in Rapport, dieſe beſtärken ihn darinnen durch Bilder und allerhand Vorſpiegelungen, und ſo iſt dann der Erzſchwärmer vollendet. Der Eingang zu dieſem Irrweg iſt noch nicht genug verzäunt, und das kommt daher, weil die Philoſophen und Gottesgelehrten dieſes Verzäunen entweder gar nicht, oder doch nicht recht verſtehen. Leſer und Leſerinnen bemerkt doch, ſo lieb Euch Euer ewiges Heyl iſt, folgende Himmelveſte, und in unſern Zeiten äuſſerſt wichtige Wahrheiten:

§. 97.

Die ganze Einrichtung der menſchlichen Natur, die Vernunft und die heilige Schrift, zeugen laut und unwiderſprechlich, daß wir Menſchen dieſſeit des Grabes blos auf die Sinnenwelt, und durchaus nicht auf die Geiſterwelt angewieſen ſind; wer alſo aus Neugierde, entweder Geheimniße, oder die Zukunft zu erfahren, den Umgang mit dem Geiſterreich ſucht, der begeht eine ſehr ſchwere Sünde: der wahre Glaube, und der beſtändige Umgang mit Gott in Jeſu Chriſto; das ununterbrochene Wachen und Beten, und das Nichtswiſſen wollen als Chriſtum den gekreuzigten, ſezt die Menſchenſeele mit Gott und Chriſto durch den heiligen Geiſt in Rapport, und wenn man nun ſchlechterdings weiter nichts will, und weiter nichts ſucht, ſo iſt man gegen jeden Irrthum, gegen jeden Abweg geſichert, zeigte ſich nun etwas Uebernatürliches, ſo bleibt man gleichgültig, willenloß, und prüft dann genau, was die Erſcheinung iſt, und was ſie ſagen will; übrigens macht

man weiter nichts daraus; iſt ſie von Gott, ſo weiß ſie ſich auch ſo zu legitimiren, daß man nicht getäuſcht werden kann, und iſt ſie aus dem Geiſterreich, ſo muß der Chriſt wiſſen, was er zu thun hat, auf alle Fälle werde ich im Verfolg die richtigſten Verhaltungs-Regeln an die Hand geben.

§. 98.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, zur Unterſuchung der menſchlichen Natur, und ihres Verhältniſſes zur Sinnenwelt zurück: **Es giebt verſchiedene** Krankheiten, die man den Nerven zuſchreibt, und die auf den ätheriſchen Theil, oder Lichtskörper der Menſchenſeele würken; wenn nun ein ſolcher Kranker eine lebhafte Imagination hat, ſo kommen oft unbegreifliche Dinge zum Vorſchein. Oft fühlen ſich ſolche Menſchen nicht krank; alle Lebensverrichtungen gehen ungehindert, und ohne Schmerzen fort, und doch ſind jene Erſcheinungen Folgen einer Unordnung im Organismus des Körpers, folglich einer Krankheit.

Dieſe Kranken haben ſolche Erſcheinungen entweder im wachenden Zuſtand, ſo daß ſie ſich aller Gegenſtände, und ihrer ſelbſt recht wohl bewußt ſind, oder ſie kommen auſſer ſich, gerathen in Entzückung, und alſo in den **magnetiſchen Somnambulismus**, in welchem ſie dann jene Erſcheinungen haben. Hier entſteht nun die ſchwere Frage: **wo hören die Erſcheinungen auf, die blos in der menſchlichen Natur gegründet ſind,** und

und wo fangen die an, die aus dem Geiſterreich ihren Grund haben?

§. 99.

Ein Menſch kann in dieſem Zuſtand Engel und Geiſter ſehen. Er kann ſogar mit Gott und Chriſto Umgang haben, und doch iſt das Alles bloße Täuſchung der Einbildungskraft: denn es ſind lauter Vorſtellungen, die vorhin ſchon in ihr lagen, nur daß ſie jezt durch die Krankheit eben ſo lebhaft geworden ſind, als diejenigen die wir durch die äuſſern Sinnen empfangen. Ich hab ein frommes Frauenzimmer gekannt, die in ihren Entzückungen mit Engeln umgeben war, und auch mit ihnen ſprach; endlich fingen auch dieſe Engel an zu ſingen, die gute Seele ſunge mit — und was war es? — **ein elender erbärmlicher Gaſſenhauer, ein gemeines Volkslied.** Solche Kranken ſprechen oft mit einem Verſtand, mit einer Weisheit von ſolchen Dingen, wovon man ihnen kaum die erſten Buchſtaben der Erkenntnis zutraute, daß man darüber erſtaunen muß; und wenn ſie nun fromme erweckte Leute ſind, ſo predigen ſie oft, und zwar beſſer als mancher hochgelehrter Geiſtlicher. Wir haben ja Beyſpiele in der Geſchichte, daß Menſchen umher gezogen ſind, Buße gepredigt, und viele vom Sündenſchlaf aufgeweckt haben, und doch war das Alles Folge einer Nervenkrankheit, einer durch den magnetiſchen Schlaf erhöhten Natur. Ich gebe gerne zu, daß ſich die ewige Liebe auch **dieſes** Mittels bedienen kann, um Sünder zur Bekehrung zu bringen, aber für etwas **Göttliches**, für **Inſpiration** des heiligen Geiſtes, muß mans nicht halten, denn hieraus entſtehen hernach die kräftigſten Irrthümer. Es iſt zu beklagen, daß ſolche auſſerordentliche Prediger, aus Mangel an Selbſterkenntnis ſelbſt glauben, der heilige Geiſt rede durch ſie — wenn es nun ihre Zuhörer auch glauben, ſo mag dann der Prediger auch noch ſo irrige Sachen ſagen, man hält ſie für Gottes Wort und alſo für wahr. Bey ſolchen Gelegenheiten muß man genau und ſcharf nach der heiligen Schrift und geſunden Vernunft prüfen, übrigens aber keinen Werth auf ſolche Sachen legen, vielweniger ſie für Göttlich erklären, man ſoll vielmehr ſuchen, ſolche Kranken ordentlich zu heilen.

§. 100.

Der höchſte Grad der in der menſchlichen Natur noch gegründeten Erſcheinungen iſt unſtreitig der, wenn ſich ein Menſch bey lebendigem Leibe an einem entfernten Ort zeigen kann. So ſehr auch über dies, als über den abſurdeſten Aberglauben geſpottet wird, ſo gewiß und zuverläſig ſind doch die darüber gemachten Erfahrungen, und viele meiner Leſer werden ſich wohl der Einen oder der Andern erinnern. Ich rede hier nicht von den Erſcheinungen ſolcher, die ſich gleich nach dem Tode dieſem oder jenem Freunde gezeigt haben, ſondern von ſolchen, die dieſen Beſuch noch in ihrem Leben bey lebendigem Leibe machten. — Mir ſind Beyſpiele bekannt, daß Kranke eine unbeſchreibliche Sehnſucht bekamen, einen gewiſſen Freund oder Freundin zu ſehen; **bald darauf geriethen ſie in Ohnmacht, und während der Zeit erſchienen ſie dem entfernten Gegenſtand ihrer Sehnſucht.** Folgende Geſchichte aber übertrift Alles was ich jemals davon geleſen oder gehört habe; ſie kommt aus einer glaubwürdigen Quelle, und hat alle Eigenſchaften der hiſtoriſchen Zuverläſigkeit.

§. 101.

Vor etwa 60 bis 70 Jahren kam ein frommer rechtſchaffener Mann aus **Philadelphia** in **Amerika** nach **Teutſchland**, um ſeine arme alte Eltern zu beſuchen, und ſie mit ſeinem wohlerworbenen Vermögen auſſer Sorge zu ſetzen. Er war als Jüngling nach **Amerika** gegangen, und hatte es ſo weit gebracht daß er Auſſeher über verſchiedene Mühlen am **Deleware** Fluß geworden war, wobey er ſich mit Ehren ein hübſches Capital erſpart hatte. Dieſer redliche Mann erzählte einem meiner Freunde, auf deſſen Wahrheitsſinn ich mich verlaſſen kann, folgende wunderbare Geſchichte:

In der Nähe von **Philadelphia**, nicht weit von obengedachten Mühlen, wohnte ein einſamer Mann in einem einſamen Hauße; er war ſehr wohlthätig, aber äuſſerſt eingezogen und verſchwiegen; das Publikum erzählte wunderbare Dinge von ihm, unter andern auch das, daß er einem verborgene Sachen entdecken könne. Nun trug es ſich zu, daß ein Schifkapitain aus **Philadelphia** mit ſeinem Schif nach **Afrika** und **Europa** reiſen muſte; er verſprach ſeiner Frauen auf eine beſtimmte Zeit wieder zu kommen, und ihr auch verſchiedenemal zu ſchreiben. Sie harrte, und harrte, aber es kamen keine Briefe; die beſtimmte Zeit verſtrich und ihr geliebter Mann blieb aus. Jezt gieng ihr das Waſſer an die Seele, und ſie wuſte weder Rath noch Troſt zu finden. Endlich rieth ihr ein Freund, ſie ſollte doch einmal zu dem einſamen frommen Mann gehen, und ihm ihren Jammer erzählen, die Frau befolgte dieſen Rath, und gieng zu ihm; nachdem ſie ihm alles geſagt und geklagt hatte, ſo ſagte er zu ihr, ſie möchte da eine Weile verziehen bis er wieder käme, und ihr Antwort brächte; ſie ſezte ſich um zu warten, und der Mann gieng durch eine Thür in ſein Kabinet. Als er aber auch der Frauen etwas zu lang blieb, ſo ſtunde ſie auf, gieng an das Guckfenſter in der Thür, hob das Vorhängchen auf, und ſahe hinein, er lag auf dem Sopha oder Kanapee wie ein Todter, flugs gieng ſie wieder zurück an ihren Ort. Endlich kam er, und erzählte ihr, **ihr Mann ſey in London in dem und dem Caffeehaus, er werde aber nächſtens kommen, dann ſagte er ihr auch die Urſachen warum er ihr nicht habe ſchreiben können.** Jezt gieng die gute Frau ziemlich beruhigt nach Haus.

Was der einſame Mann geſagt hatte, traf pünktlich ein, ihr Gemahl kam wieder, und die Urſachen ſeines Auffenthalts und ſeines Nichtſchreibens, waren gerade die nämlichen. Jezt war die Frau begierig zu wiſſen, was es geben würde, wenn ſie mit ihrem Mann den einſamen Freund beſuchte? — dieſer Beſuch wurde veranſtaltet, als aber der Kapitain den Mann ſahe, ſo entſezte er ſich; hernach erzählte er ſeiner Frauen, daß er dieſen nämlichen Mann, an dem und dem Tage — es war gerade der, an dem die Frau bey ihm geweſen — zu London im Caffeehaus geſehen, und daß er ihm erzählt habe, ſeine Frau ſey ſehr bekümmert um ihn, dann hab er ihm die Urſachen ſeiner verzögerten Rückreiſe, und ſeines Nichtſchreibens geſagt, und daß er nächſtens kommen würde, worauf ſich dann dieſer Mann unter den Leuten verlohren habe.

§. 102.

Dieſe höchſt ſonderbare, und nach dem gewöhnlichen **mechaniſch philoſophiſchen Syſtem** durchaus unerklärbare und unglaubliche Geſchichte, kann nach meiner **Theorie der menſchlichen Natur** folgendergeſtalt erklärt, und ihre Möglichkeit erwieſen werden. Zu dem Zweck muß ich mich alſo auf die unzweifelbaren Erfahrungen berufen, die wir dem thieriſchen Magnetismus zu danken haben:

Es iſt nunmehro eine ausgemachte, eine entſchiedene Wahrheit, daß in dem menſchlichen Körper ein feines Lichtweſen, eine ätheriſche Hülle des unſterblichen vernünftigen Geiſtes ſeye, welche ſich im **Magnetismus**, im **Galvanismus**, in der **Elektrizität**, und in **Sympathie** und **Antipathie** unwiderſprechlich darſtellt, und auf mancherley Weiſe würkſam erzeigt; hiemit iſt der vernünftige Geiſt ewig und unzertrennlich verbunden. Ich nannte dieſen innern Lichtmenſchen oben **die Menſchenſeele**.

§. 103.

Dieſe **Menſchenſeele** kann durch das kunſtmäßige Beſtreichen oder **Magnetiſiren** in unendlich verſchiedenen Graden von dem Nervenſyſtem **entbunden**, und nach Verhältnis dieſer Grade freywürkend gemacht werden; gewiſſe Krankheiten, auch verſchiedene Arzneyen, oder vielmehr giftartige Gewächſe können die nämliche Würkung hervorbringen.

Bey geringeren Graden der Entbindung bleibt das Selbſtbewuſtſeyn; aber die Imagination wird lebhafter, ſo daß der Menſch glaubt, er ſehe und höre würklich, was er ſich doch blos einbildet.

Der natürliche Schlaf iſt auch eine Art dieſer Entbindung; wenn die organiſche Maſchine des Körpers, oder eigentlich die Nerven bis auf einen gewiſſen Grad ermatten, ſo entläſt die Menſchenſeele dieſe Werkzeuge, inſofern ſie zu den fünf Sinnen gehören: **denn durch dieſe allein entſteht unſer Bewuſtſeyn in der Sinnenwelt** — für ſich aber würkt ſie beſtändig fort, geſchieht dies ſo lebhaft, daß es Eindruck auf die innern ſinnlichen Werkzeuge macht, ſo erinnert man ſich deſſen bey dem Erwachen und nennt es **träumen.**

Bey den gewöhnlichen Nachtwandelern iſt die Entbindung um einige Grade vollſtändiger, und dem **magnetiſchen Somnambulismus** ähnlich; hier wirkt die Menſchenſeele noch freyer, ſie träumt zuſammenhängender und deutlicher, und in einem ſo hohen Grad, daß das Nervenſyſtem, folglich auch der Körper in Bewegung geſezt wird, ob gleich die

Sinnen alle ruhen; und da der Menſch in dieſem Fall nicht durch die Sinnenwelt, ſondern durch die Ideen-Verbindung der Seele geleitet wird, ſo entſtehen daher Handlungen die nicht in die Ordnung der Dinge paſſen; aber eben dieſe Handlungen ſind wie jedermann weiß, *in ſich*, weit vollkommener, als im wachenden Zuſtand, woraus dann wiedrum erhellet, **daß die Menſchenſeele, wenn ſie von den Banden des Leibes befreyt wird, weit freyer, vollkommener und vielthätiger würken könne, dann ſchläft und ſchlummert, dann ermüdet ſie in Ewigkeit nicht mehr.**

§. 104.

In den gewöhnlichen Entzückungen hypochondriſcher und hyſteriſcher Perſonen, oder auch ſolcher die mit Wurmkrankheiten behaftet ſind, ſind ebenfalls die Grade der Entbindung ſehr verſchieden, folglich auch die daher entſtehenden Aeuſſerungen und Handlungen; **im Tode aber iſt ſie vollſtändig.** Von dieſer werde ich im Kapitel von den Geiſterſcheinungen ausführlich handeln.

Es iſt alſo eine unſtreitige Erfahrungs-Wahrheit, daß die Menſchenſeele in unendlich vielen, und verſchiedenen Graden, bis zur gänzlichen Trennung vom Körper, von dieſem entbunden werden, und für ſich, nach dem Grad dieſer Entbindung frey würken könne.

§. 105.

Es kann Menſchen geben, bey denen dieſe Entbindung ſehr leicht iſt, oder auch wohl durch geheime Mittel befördert, ſo gar dahin gebracht werden kann, daß die Menſchenſeele den Körper auf eine kurze Zeit verläſt, in der Ferne etwas ausrichtet, und dann wieder in ihren Körper zurück kehrt; welches aber freylich in ſehr kurzer Zeit geſchehen muß, ehe das Blut ſeine Flüſſigkeit verliert. Daß in Krankheiten ſo etwas geſchehen ſey, davon haben wir mehrere Beyſpiele. Ich will nun dieſe höchſtmerkwürdigen und ſeltenen Erſcheinungen, und zwar in Beziehung auf das oben erzählte Amerikaniſche Beyſpiel, das vollkommenſte von Allen, nach meiner Theorie erklären:

§. 106.

Wenn die Seele zwar noch in ihrem Körper, aber doch von ſeinen ſinnlichen Werkzeugen entbunden iſt, ſo hört, ſo lang dieſe Entbindung währt, das Selbſtbewuſtſeyn in der Sinnenwelt auf, aber die Seele lebt und webt in ihrem Erkenntniskreiß, und kommt endlich, bey öfterer Wiederholung dieſes Zuſtands in Verbindung mit dem Geiſterreich, von der Sinnenwelt empfindet ſie ganz und gar nichts, ſie ſieht und hört keinen Menſchen, auſſer denen mit denen ſie in Rapport geſezt wird: dies geſchieht, **wenn beyde ſeeliſche Atmosſphären nach gewiſſen Geſetzen in Berührung gebracht werden.** Mit dieſen kann die Seele umgehen, mit ihnen reden, und von dieſen erfährt ſie, was jezt in der Sinnenwelt um ſie her geſchieht.

Geſezt nun obiger **Amerikaner** hatte die Fähigkeit, entweder von Natur, oder durch geheime Kunſt, oder durch beydes, ſeine Seele vom Körper nach Willkühr ganz zu entbinden, und ſie auch wieder mit ihm zu vereinigen, ſo konnte er ſich alſo in den allervollkommenſten Somnambulismus verſetzen; aus deſſen Erſcheinungen und Erfahrungen auch nun Alles erklärt werden muß. Seine Seele verließ alſo ihren Körper mit dem Willen, den Schifskapitain, um die Urſache ſeines Auſſenbleibens und Nichtſchreibens zu fragen; ſo bald ſie auſſer ihren Körper war, empfand ſie nichts mehr von der Sinnenwelt, und ſie war in der Welt der Geiſter, wo kein Raum trennen kann. In dem Augenblick alſo in dem die Seele den Körper verließ, war ſie auch ſchon in **London** bey dem Schifskapitain: wär er in **China** oder anderswo geweſen, ſo hätte ſie ihr magiſcher Wille dahin geführt.

Die Menſchenſeele iſt an und für ſich ſelbſt unſichtbar, ſie fällt natürlicher Weiſe nicht in die Sinnen; aber ſie kann ſich auf zweyerley Weiſe ſichtbar machen: erſtlich wenn ſie aus dem Dunſtkreiß Materien an ſich zieht, und ſich daraus einen Körper bildet, der dem Ihrigen ähnlich iſt; und zweytens, wenn ſie ſich mit dem, dem ſie erſcheinen will, in Rapport ſezt. Im erſten Fall kann ſie von vielen Menſchen geſehen werden, aber jeder merkt alsdann, daß dieſe Erſcheinung kein natürlicher Menſch ſondern ein Geiſt iſt; im zweyten Fall aber ſieht ſie nur der mit dem ſie in Rapport ſteht, indem ſie auf deſſen Seele und durch ſie auf die ſinnlichen Organe ſo lebhaft würkt, daß er die Perſon ſo deutlich vor ſich ſieht, als wenn ſie in ihrem Körper gegenwärtig wäre, er hört ſie reden, und ſie hört ihn. Auch dieſe Bemerkung werde ich unten im Kapitel von den Geiſtererſcheinungen deutlich und vollſtändig entwickeln.

Auf die zweyte Art iſt zuverläſig der **Amerikaner** dem Kapitain erſchienen; denn auf die Erſte würde er groſes Aufſehen unter den Anweſenden erregt haben, und wer weiß auch was es für ihn ſelbſt für Folgen hätte haben können.

Ich könnte noch mehrere Beyſpiele dieſer Art erzählen, allein es mag an dem Einen genug ſeyn, damit dies Werk nicht zu weitläuftig werden möge.

§. 107.

Die ſonderbare Erſcheinung, **wenn Menſchen ſich ſelbſt ſehen, ſich ſelbſt erſcheinen**, iſt nicht ſelten, und kann auf zweyerley Weiſe geſchehen, erſtlich, **wenn nur die Perſon, die ſich ſelbſt ſieht, die Erſcheinung hat, Andere aber die gegenwärtig ſind, nichts ſehen.** In dieſem Fall kann die Erſcheinung blos natürlich, in der menſchlichen Natur gegründet ſeyn; aber **wenn ſie mehrere Menſchen ſehen**, dann gehört ſie ins Geiſterreich, und in das folgende Kapitel von den **Ahnungen**.

Wenn mich jemand fragt, **wie es möglich ſey, daß ſich ein Menſch ſelbſt erſcheinen könne, oder wie dies ſich ſelbſt ſehen in der menſchlichen Natur gegründet ſey?** — So antworte ich: daß nicht mehr dazu erfordert werde, als Engel und Geiſter zu ſehen, wo keine ſind oder doch wenignigſtens nicht in die Sinne fallen. Der berühmte Friedrich Nikolai in Berlin gerieth einsmahls in einen Zuſtand, daß er viele geiſtige Weſen um ſich her ſahe, die aber alle nach und nach verſchwanden, ſo wie er auflöſende und abführende Mittel gebrauchte. So wie nun **fremde** Geſtalten in der Einbildungskraft ſo lebhaft werden können, daß ſie den äuſſern ſinnlichen Eindrücken gleich ſind, eben ſo kann auch die **eigene** Geſtalt den nämlichen Eindruck machen.

§. 108.

Ich hatte eben die Frage vorgelegt: **wo hören die Erſcheinungen auf, die blos in der menſchlichen Natur gegründet ſind, und wo fangen die an, die mit dem Geiſterreich in Verbindung ſtehen?** — meine Antwort darauf iſt folgende:

So lang eine Erſcheinung nur ſolche Sachen ſpricht, die ein Menſch in einem erhöhten Zuſtand wiſſen kann, ſo iſt die Erſcheinung Vorſtellung der Imagination in irgend einem geringen Grade des magnetiſchen Somnambulismus: ſo bald ſie aber Dinge ſagt, die ſie natürlicher Weiſe unmöglich wiſſen kann, und die hernach wahr befunden werden, — **ſo ſteht die Perſon die ſie hat, mit dem Geiſterreich im Rapport.** Dies kann aber auch der Fall ſeyn, wenn eben nicht Alles, oder auch ein und anders gar

nicht eintrift, weil auch gute Geiſter noch irren **können**, und die böſen irre führen **wollen**.

§. 109.

Noch etwas Wichtiges liegt in der menſchlichen Natur, nehmlich: **Die Fähigkeit dieſſeits des Grabes, noch hier in der Sinnenwelt mit dem Geiſterreich in Umgang und Verbindung zu kommen.** Nach den Geſetzen unſerer Natur ſoll dieſe **Fähigkeit** in unſerm ſterblichen Leibe nicht entwickelt werden, weil wir in dieſem Leben, bey weitem nicht Alles beſitzen, was zur Prüfung der Geiſter erforderlich iſt, und alſo ſchrecklich betrogen, und irre geführt werden können. Nun können aber gewiſſe Krankheiten dieſe Fähigkeit entwickeln; auch giebt es Menſchen bey denen dieſe Entwicklung ſehr leicht geſchieht; da nun die Geiſter, und vorzüglich abgeſchiedene Menſchenſeelen, die ſich noch im **Hades** befinden, und noch gerne etwas in der zurück gelaſſenen Sinnenwelt gethan oder ausgerichtet hätten, ſich mit brünſtigem Verlangen nach jemand aus der Sinnenwelt ſehnen, der ihre Wünſche erfüllt, ſo freuen ſie ſich hoch, wenn ſie einen Menſchen finden, der mit dem Geiſterreich entweder ſchon im Rapport ſteht, oder doch leicht dahin gebracht werden kann, dieſem erſcheinen ſie dann, und bitten um Erfüllung ihrer Wünſche. **Was nun da zu thun, was Pflicht und Nichtpflicht ſey, das werde ich im Kapitel von den Geiſtererſcheinungen deutlich auseinander ſetzen.**

§. 110.

Die Bürger des Geiſterreichs empfinden nur die **Geiſterwelt**, und nicht das geringſte von unſerer **Körper-** oder **Sinnenwelt**, eben ſo wie auch wir nur dieſe Letztere nicht aber die Erſtere empfinden. Die **Geiſterwelt** iſt eben da, an dem nehmlichen Ort, wo auch die **Körper-** oder **Sinnenwelt** iſt; wir befinden uns wirklich darinnen, aber wir empfinden nichts von ihr, ſo wie auch die Geiſter um und bey uns ſind, ohne etwas von uns zu empfinden: **ausgenommen die guten und böſen Engel, dieſe empfinden uns, und können auf uns würken; abgeſchiedene Menſchenſeelen aber nicht, auſſer wenn ſie jemand finden mit dem ſie ſich in Rapport ſetzen können und dürfen.**

Der **Hades** iſt in unſerer Atmoſphäre, und geht in den Erdkörper hinab, bis da wo die Hölle anfängt, dann ſteigt er auch hinauf, bis da wo im reinen Aether der Auffenthalt der Seeligen beginnt. Doch von dem Allem werde ich gehörigen Orts ausführlich handeln.

§. 111.

Eine gewiſſe fromme Perſon die das Glück oder vielmehr Unglück hatte, mit dem Geiſterreich in Rapport zu ſtehen, behauptete, **daß den abgeſchiedenen Menſchenſeelen die Erſcheinung eines Menſchen aus unſerer Sinnenwelt, eben ſo furchtbar und ſchauerlich ſey, als uns ihre Erſcheinung, daß alſo ihre Herzens-Angelegenheit, ſchwer und drückend ſeyn müße, wenn ſie ſich entſchlieſen ſol-**

ſollen, jemand zu ſuchen, mit dem ſie ſich in Rapport ſetzen können. Dem ungeachtet freuen ſie ſich hoch, wenn ſie ſo jemand finden; beydes kann miteinander beſtehen.

§. 112.

Aber worinnen beſteht nun eigentlich die Fähigkeit mit Geiſtern in Umgang, oder in Rapport zu kommen?

Die natürliche Anlage dazu, beſteht darinnen, wenn der ätheriſche Theil, oder der Lichtskörper der Menſchenſeele nicht viele ſchwere Theile aus dem Geblüt annimmt, ſondern ſich rein hält, wodurch er dem Geiſterreich näher kommt. Dies hängt aber nicht vom Willen des Menſchen, ſondern von der innern Organiſation des Körpers ab.

Wenn der Lichtskörper der Menſchenſeele durch irgend eine Kraft verſtärkt wird, ſo daß er wirkſamer wird, als zum Leben und zur Empfindung nöthig iſt, ſo kann es dahin kommen, daß er im Geiſterreich erſcheint, und mit ſeinen Bewohnern in Umgang geräth.

Dieſe beyden Urſachen können durch Krankheiten, durch magnetiſiren, durch natürliche Mittel aus den drey Reichen der Natur, und durch andere magiſche und geheime Künſte entſtehen; mißlich, gefährlich und mehrentheils ſehr ſündlich und ſtrafbar iſt es aber, wenn man ſich ſolcher Mittel bedient, um gegen die Ordnung Gottes und der Natur dieſe Fähigkeit zu erlangen. Deswegen aber will ich gewiſſe reſpektabele Männer die mit dem Geiſterreich in Verbindung ſtehen, nicht eines Verbrechens beſchuldigen, es kann auch Ausnahmen von der Regel geben, und Gott kann auch ſolche Werkzeuge zu ſeinem Dienſt gebrauchen wollen, allein wenn auch dies der Fall iſt, ſo **wird Er durch ſeine Vorſehung ſolche Menſchen ohne ihr ſuchen dahin führen, wohin Er ſie haben will. Strafbarer Vorwitz iſt und bleibt es immer, wenn man aus eigenem Antrieb den Umgang mit Geiſtern ſucht.**

§. 113.

Der merkwürdigſte Mann dieſer Art war wohl der berühmte Geiſterſeher **Swedenborg**, und hier iſt der Ort, wo ich ſeiner etwas ausführlich gedenken muß. Er hatte die natürliche Anlage zum Umgang mit der Geiſterwelt, und da ſo vieles **für** und **gegen** dieſen auſſerordentlichen Mann geſchrieben und geſprochen wird, ſo halte ich es für Pflicht, die reine Wahrheit von ihm bekannt zu machen, indem ich Gelegenheit gehabt habe, ſie lauter und unverfälſcht zu erfahren.

Swedenborg war der Sohn eines Predigers in **Schweden**; er hatte einen aufrichtigen redlichen Caracter, und groſe Anlagen zur Gelehrſamkeit, die er auch benuzte, und ſich der **Philoſophie**, **Naturgeſchichte**, vorzüglich aber der **Mineralogie**, **Metallurgie**, **Chymie**, und dem **Bergbau** widmete. Um ſich in lezteren Wiſſenſchaften noch mehr zu vervollkommenen, machte er groſe Reiſen durch **Europa**, kehrte dann wieder in ſein Vaterland zurück, wo er ins Bergrathskollegium aufgenommen wurde. Er hat ein paar dicke Folianten philoſophiſchen Inhalts geſchrieben, ſie enthalten ein tiefgedachtes philoſophiſches Lehrgebäude, das aber keinen Beyfall gefunden hat. Dann ſchrieb er auch ein paar ſtarke Foliobände über **Kupfer** und **Eiſen**, die noch immer ihren anerkannten Werth behaupten. Jedermann ganz unerwartet, geriethe dieſer geſcheide, gelehrte und fromme Mann in den Umgang mit Geiſtern; er hatte dieſes ſo gar kein Heel, daß er oft an der Tafel, in groſen Geſellſchaften, mitten unter den vernünftigſten wiſſenſchaftlichen Geſprächen ſagte: **er habe über dieſen oder jenen Punct noch vor kurzem mit dem Apoſtel Paulus, oder mit Luther, oder mit ſonſt einer längſt verſtorbenen Perſon geſprochen.** Daß ihn dann die Anweſenden mit Naſe und Mund anſtarrten, und anſtaunten, und zweifelten, ob er auch noch recht bey Sinnen ſey, das läßt ſich denken. Indeſſen gab er denn doch zuweilen Beweiſe, gegen die ſich nichts einwenden läßt. Man hat zwar dieſe Erzählungen beſtritten, und ſo gar den guten Mann **der Betrügerey** beſchuldigt, aber dieſes Leztere widerſpreche ich laut. **Schwedenborg** war kein Betrüger, ſondern ein frommer chriſtlicher Mann, der aber doch zu Zeiten getäuſcht und irre geleitet werden konnte. Drey Beweiſe, daß er wirklich mit Geiſtern Umgang hatte, ſind allgemein von ihm bekannt.

§. 114.

1.) Die Königin von **Schweden** ſezte ihn dadurch auf die Probe, daß ſie ihm auftrug, ihr zu ſagen, was ſie mit ihrem verſtorbenen Bruder, dem

Prinzen von **Preußen**, in **Charlottenburg** — wo ich nicht irre — an einem gewiſſen merkwürdigen Tage geſprochen habe? Nach einiger Zeit ließ ſich **Swedenborg** bey ihr melden, und ſagte es ihr; die Königin erſchrack heftig darüber, wie ſich leicht denken läßt. Man hat dieſe Geſchichte in öffentlichen Blättern beſtritten, mir aber hat ein vornehmer Schwede, der übrigens kein Verehrer **Swedenborgs** war, verſichert, **daß die Sache, ohne allen Widerſpruch, gewiſſe Wahrheit ſey.** Er gab mir noch Beweiſe davon an die Hand, die ich aber bekannt zu machen Bedenken trage, wie das bey dergleichen Geſchichten, die auf das Geiſterreich Bezug haben, gewöhnlich der Fall iſt, indem Leute dadurch compromittirt werden, die man ſchonen muß. *)

§. 115.

2.) **Swedenborg** kam mit einer Geſellſchaft Reiſender aus **England** zu **Gothenburg** an, hier ſagte er, er habe von den Engeln erfahren, **daß es gegenwärtig in Stockholm in der und der Gaſſe brenne** — es waren **Stockholmer** Bürger in der Geſellſchaft, die darüber betroffen waren; bald hernach kam er zu ihnen, und ſagte: **ſie ſollten ſich beruhigen, das Feuer ſey gelöſcht.** Den folgenden Tag erfuhren ſie, daß ſich die Sache genau ſo verhalten habe. Dieſe Geſchichte iſt gewiſſe Wahrheit.

§. 116.

---

*) Ein vornehmer Würtembergiſcher Theologe ſchrieb an die Königin, und fragte Sie wegen dieſer Sache. Sie antwortete, und bezeugte daß ſie wahr ſey.

§. 116.

3.) Einer vornehmen Wittwe wurde eine beträchtliche Summe Geldes abgefordert, von der ſie gewiß wußte, daß ſie ihr verſtorbener Mann bezahlt habe, ſie konnte aber die Quittung nicht finden. In dieſer Noth gieng ſie zu **Swedenborg** und bat ihn ihren Mann zu fragen, wo die Quittung ſey? — nach einigen Tagen ſagte ihr **Swedenborg**, **er habe ihren Mann geſprochen, die Quittung ſey in dem oder dem Schrank unten auf dem Boden in einem verborgenen Behälter**, wo ſie auch alſofort gefunden wurde. Auch dieſe Thatſache hat man ſo ausgelegt: **Swedenborg habe gewuſt wo die Quittung ſey, und der Frauen bloß weiß gemacht, er habe es von ihrem Mann erfahren.** Daß dies in des frommen Mannes Seele eine moraliſche Unmöglichkeit war, das weiß ich gewiß, hätte er die Quittung gewußt, ſo hätte er es zuverläßig der geängſtigten Frauen gleich beym erſten Beſuch geſagt. Aber nun muß ich noch einen **vierten** Erfahrungsbeweiß hinzufügen, der noch gar nicht bekannt, und vollkommen ſo wichtig als einer der vorhergehenden iſt. **Ich kann die Wahrheit deſſelben, mit der höchſten Gewisheit verbürgen.**

§. 117.

In den ſiebenziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts war in **Elberfeld** ein Kaufmann, mit dem ich die ſieben Jahre meines dortigen Aufenthalts in vertrauter Freundſchaft lebte. Er war ein ſtrenger Myſticker im reinſten Verſtand. Er ſprach wenig, aber was er ſagte, war ein goldner Apfel in einer ſilbernen Schaale, um aller Welt Güter willen hätte er es nicht gewagt eine wiſſentliche Unwahrheit zu ſagen. Dieſer nunmehr ſchon längſt verklärte Freund, erzählte mir folgende Geſchichte:

Er verreißte in Handlungs-Geſchäften nach Amſterdam, wo ſich damals **Swedenborg** aufhielt. Da er nun vieles von dieſem ſonderbaren Mann gehört und geleſen hatte, ſo nahm er ſich vor ihn zu beſuchen, und ihn näher kennen zu lernen. Er gieng alſo hin, und fand einen ſehr ehrwürdig ausſehenden freundlichen Greiß, der ihn höflich empfieng, und zum Niederſitzen nöthigte; nun begann folgendes Geſpräch:

Der Kaufmann. Bey dieſer Gelegenheit, wo ich hier Handlungsgeſchäfte zu verrichten habe, konnte ich mir die Ehre nicht verſagen, Ihnen Herr Bergrath! meine Aufwartung zu machen; ſie ſind mir durch Ihre Schriften ein ſehr merkwürdiger Mann geworden.

Swedenb. Darf ich fragen wo ſie her ſind?

der Kaufm. Ich bin von Elberfeld, aus dem Herzogthum Berg. Ihre Schriften enthalten ſo viel Schönes und ſo viel Erbauliches daß ſie tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, aber die Quelle woraus Sie ſchöpfen, iſt ſo auſſerordentlich, ſo fremd, und ungewöhnlich, daß Sie es dem aufrichtigen Freund der Wahrheit wohl nicht verübeln werden, wenn er unwiderlegbare Beweiſe fordert, daß Sie wirklichen Umgang mit der Geiſterwelt haben.

Swedenb. Es wäre ſehr unbillig wenn ich das übel nehmen wollte; aber ich glaube Beweiſe genug gegeben zu haben, die nicht widerlegt werden können.

der Kaufm. Sind das die bekannten, mit der Königin, dem Brand in Stockholm, und der verlegten Quittung?

Swedenb. Ja die ſinds, und die ſind wahr!

der Kaufm. Und doch wendet man vieles dagegen ein. Dürfte ich es wohl wagen, Ihnen einen ſolchen Beweiß aufzutragen?

Swedenb. Warum nicht? von Herzen gerne!

der Kaufm. Ich hatte ehmals einen Freund, der in Duysburg die Theologie ſtudirte; er bekam aber die Schwindſucht, an der er auch dort ſtarb. Dieſen Freund beſuchte ich kurz vor ſeinem Ende, wir hatten ein wichtiges Geſpräch miteinander, könnten Sie wohl von ihm erfahren, wovon wir geſprochen haben?

Swedenb. Wir wollen ſehen. Wie hies der Freund?

Der Kaufmann ſagte ihm den Namen?

Swedenb. Wie lange bleiben ſie noch hier?

der Kaufm. Etwa acht oder zehen Tage.

Swedenb. Kommen ſie in einigen Tagen einmal wieder zu mir, ich will ſehen, ob ich den Freund finden kann.

Der Kaufmann gieng nun fort und verrichtete ſeine Geſchäfte. Nach einigen Tagen gieng er mit geſpannter Erwartung wieder zu **Swedenborg**, der ihm lächelnd entgegen kam, und ſagte: **ich hab Ihren Freund geſprochen, die Materie ihres Diſcur-**

curſes iſt die Wiederbringung aller Dinge geweſen, und nun ſagte Swedenborg dem Kaufmann aufs genaueſte, was er, und was der verſtorbene Freund behauptet habe.

Mein Freund erblaßte, denn dieſer Beweiß war mächtig und unüberwindlich; er fragte ferner: wie geht es denn meinem Freund, iſt er ſeelig? Swedenborg antwortete ihm: Nein! er iſt noch nicht ſeelig, er iſt noch im Hades, und quält ſich noch immer mit der Idee von der Wiederbringung aller Dinge. Dieſe Antwort ſezte meinen Freund in die gröſte Verwunderung. Er erwiederte: Mein Gott auch noch jenſeits? Swedenborg verſezte: ja wohl! die Lieblings Neigungen und Meynungen gehen mit hinüber, und es geht ſchwer her bis man ihrer loß wird, daher ſoll man ſich hier ſchon davon entledigen. Vollkommen überzeugt verlies mein Freund den merkwürdigen Mann, und reiſte wieder nach Elberfeld.

Was ſagt denn nun der hochaufgeklärte Unglaube hiezu? Er ſagt: Swedenborg ſey ein Pfiffikus geweſen, er habe etwa einen geheimen Spion gehabt, der meinen Freund ausgefragt habe; hierauf dient zur freundlichen Antwort: dazu war Swedenborg zu edeldenkend und zu gottsfürchtig, und mein Freund zu geſcheid. Dergleichen Ausflüchte gehören unter die Rubrick der Verklärung des Erlöſers vermittels des Mondſcheins.

§. 118.

Daß **Swedenborg** einen vieljährigen und häufigen Umgang mit den Bewohnern der Geiſterwelt gehabt habe, das iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, und eine ausgemachte Sache. Daß ihn aber auch hin und wieder ſeine Imagination getäuſcht, und daß ihn auch zu Zeiten gewiſſe Geiſter unrecht berichtet haben, das iſt eben ſo gewiß. Seine Schriften enthalten ungemein viel Schönes, Lehrreiches und Glaubwürdiges, aber auch mit unter hie und da ſo unbegreiflich läppiſche und widerſinnige Sachen, daß ein geübter Geiſt der Prüfung dazu erfordert wird, wenn man ſie mit Nutzen leſen will.

Swedenborgs Haupt-Irrthum war, daß er ſelbſt glaubte, **Gott habe ihm den innern Sinn geöfnet, und ihn dazu auserkohren, daß er in dieſen lezten Zeiten, dieſe bisher verborgene Geheimniße bekannt machen, und den Grund zum Reich des Herrn legen ſollte.** Es läſt ſich aber leicht begreifen, wie er zu dieſem Irrthum kommen konnte; denn da ihm die Bekanntſchaft mit dem Geiſterreich ſo ungeſucht, und auf einmal kam, und da er die menſchliche Natur noch zu wenig kannte, als daß er hätte vermuthen können, es gebe eine von den Geſetzen der Natur abweichende Diſpoſition des Körpers, eine Art Krankheit, wodurch man mit dem Geiſterreich in Verbindung komme, ſo konnte es nicht anders ſeyn, er muſte glauben, dieſe Offenbarungen kämen unmittelbar von Gott, und ſo bald er dies glaubte, ſo hielt er auch Alles für wahr, was ihm offenbart wurde, und ſich ſelbſt alſo auch für einen von

Gott geſandten Propheten. Durch dieſe Vorſtellungen können abſcheuliche Irrthümer und Vergehungen entſtehen, ohne daß man zu ſündigen glaubt, weil man ihre Veranlaſſungen für göttliche Befehle hält.

§. 119.

Der thieriſche Magnetismus und mannigfaltige Erfahrungen an Kranken haben mich belehrt und unwiderlegbar überführt, daß der unſterbliche Geiſt, der göttliche Funke im Menſchen mit einem ätheriſchen oder Lichtskörper unzertrennlich verbunden ſey; daß dieſe Menſchenſeele als zukünftiger Bürger des Geiſterreichs in dieſem Erdenleben in den thieriſchen Körper gleichſam verbannet, und vermittelſt der Nerven an ihn gefeſſelt ſey, und um ſeiner Veredlung und Vervollkommung willen, auch angefeſſelt ſeyn müße, daß dieſer innere Lichtmenſch während dieſer Gefangenſchaft angewieſen ſey, ſeine Belehrung durch die fünf ſinnlichen Werkzeuge, und nicht durch den Umgang mit dem Geiſterreich zu bekommen; daß er aber durch den Magnetismus, durch gewiſſe Krankheiten, und durch andre Mittel, von den Banden des Körpers mehr oder weniger entbunden, mit dem Geiſterreich in Verbindung kommen könne, welches aber allemal widernatürlich, und auch den Grundſätzen der chriſtlichen Religion zuwider iſt; und daß er endlich, um ſo viel erhöhter und thätiger wirke, jemehr er vom Körper losgemacht iſt, und daß es alſo ſehr irrig ſey, wenn man glaubt, die Seele habe den Körper zum Denken, Vorſtellen, mit einem Wort zum Verſtand, Vernunft, und Willen nöthig — im Gegentheil, alle Seeliſche, oder geiſtige Eigenſchaften, ſind weit vollkommener, wenn die Menſchenſeele von ihrem Körper befreyt iſt, dieſen hat ſie nur zu dem Zweck um die Sinnenwelt empfinden, und in ihr wirken zu können. Wenn dereinſt der neue Himmel und die neue Erde erſcheinen werden, dann werden die frommen Menſchenſeelen, mit ihrem Auferſtehungsleibe vereinigt, ſo wohl die neue verklärte Sinnenwelt, als auch die Geiſterwelt empfinden und auf ſie wirken können.

§. 120.

Ich ſchlieſe dieſes Kapitel mit der dringenden Ermahnung, ſich durchaus nicht mit dem Geiſterreich einzulaſſen, ſondern wenn irgend jemand ohne ſein ſuchen mit ihm in Umgang gerathen ſollte, ſich demſelben auf eine liebreiche und chriſtliche Weiſe zu entziehen, und wiedrum in die Ordnung zurück zu kehren, in die ihn der Vater der Menſchen dieſſeits des Grabes geſezt hat. Im Kapitel von den Geiſter-Erſcheinungen, werde ich Regeln an die Hand geben wie man ſich gegen ſie zu benehmen hat.

Das dritte Hauptſtück.

Von Ahnungen, Vorherſagungen, Zaubereyen und Prophezeihungen.

§. 121.

Ahnung nenne ich eine mehr oder weniger dunkle Empfindung von einer Sache, die jezt in der Ferne geſchieht, oder in der nahen Zukunft geſchehen wird, ohne daß man den Grund von dieſer Empfindung in der Sinnenwelt finden kann. Dies iſt der einfachſte und reinſte Begrif von dem was man **eigentlich** Ahnung nennt. Ich habe ſelbſt dreymal eine ſolche Ahnung empfunden, wie den Leſern meiner Lebensgeſchichte bekannt ſeyn wird.

Da wir, **in unſerm gegenwärtigen Zuſtand**, nicht das geringſte von der Zukunft, und von dem was in der Ferne geſchieht, wiſſen können, ausgenommen, wenn wir aus natürlichen Urſachen auf die Folgen ſchlieſen; **ſo müßen die wahren Ahnungen höhern Urſprungs ſeyn.** Von dieſen will ich alſo zuerſt handeln.

Dann giebt es auch Leute, die entweder durch Kunſt, oder durch Krankheit, oder auch durch eine natürliche Anlage, ihr **Ahnungs-Vermögen** entwickeln, ſo daß ſie ſich ſelbſt und Andern in gewiſſen Fällen anzeigen können, was jezt in der Ferne geſchieht, oder noch geſchehen wird; auch dieſe wichtige Materie werde ich zu erläutern ſuchen, ſie betrift eigentlich die **Vorherſagungen** oder **Wahrſagerey**, dieſe gehört wenigſtens zum Theil hieher.

Die **Zauberey** oder **Hexerey**, iſt unter die dümmſten Arten des Aberglaubens verwieſen worden; **ob etwas** und **was** daran ſey, das werde ich dann auch im Verfolg auseinander zu ſetzen ſuchen.

Endlich muß ich unterſuchen, wie man **den wahren Geiſt der Weiſſagung**, von **den gewöhnlichen Prophezeihungen** unterſcheiden müße; unter dieſen verſtehe ich, wenn irgend jemand ein Geſicht ſieht, wodurch ihm aus der Zukunft etwas entdeckt wird, oder auch wenn ihm **innerlich** in ſeinem Weſen ſo etwas offenbart wird.

§. 122.

Die wahren Ahnungen, von denen ich zuerſt reden will, betreffen Menſchen, die auf keine Weiſe mit dem Geiſterreich in Rapport ſind, eben ſo wohl, als Andere die damit in Beziehung ſtehen. **Der Ahnende** verhält ſich dabey **leidend**, es geht nichts in ihm ſelbſt vor, ſondern ein anderes Weſen ſucht ihm etwas bekannt zu machen, oder auch ihn für einem Unglück zu warnen. Wir werden durch Erfahrungen und Beyſpiele geleitet, am leichteſten auf die Spur kommen, wie ſolche Ahnungen möglich ſind.

§. 123.

Der in **Gieſen** und **Marburg** rühmlich bekannte Profeſſor **Böhm** — er war ordentlicher öffentlicher Lehrer der Mathematick — ein ſehr rechtſchaffener, chriſtlich denkender, Wahrheitliebender Mann, und nichts weniger als ein Schwärmer, erzählte öfters folgende Geſchichte:

Er war einsmahls an einem Nachmittag in einer angenehmen Geſellſchaft, bey einer Taſſe Thee, und einer Pfeife Taback recht vergnügt, ohne über irgend etwas nachzudenken, als er auf einmal eine Anregung im Gemüth empfindet, **nach Haus zu gehen.** Da er nun nichts zu Haus zu thun hatte, ſo ſagte ihm ſein mathematiſcher Verſtand, **er ſolle nicht nach Haus gehen, ſondern bey der Geſellſchaft bleiben.** Indeſſen wurde die innere Aufforderung immer ſtärker und dringender, ſo daß endlich jede mathematiſche Demonſtration erlag, und **Böhm** ſeinem innern Trieb folgte. So wie er auf ſein Zimmer kam, und ſich umſahe, aber nichts beſonders entdecken konnte, fühlte er eine neue Anregung in ſeinem Innern, **das Bett worinnen er ſchlief, müſſe von da weg, und in jene Ecke gebracht werden.** Auch hier räſonirte ſeine Vernunft und ſtellte ihm vor, **das Bett habe ja immer da geſtanden, über dem ſey das ja auch der ſchicklichſte Plaz, und jener der unſchicklichſte,** allein das Alles half nicht, die Anforderung ließ ihm keine Ruhe, er muſte der Magd rufen, welche nun das Bett an die verlangte Stelle rückte; hierauf wurde er ruhig im Gemüth, er gieng wieder zur Geſellſchaft, und empfand nichts mehr von jenen Anregungen. Er blieb auch zum Abendeſſen bey der Geſellſchaft, gieng gegen 10. Uhr nach Haus, dann legte er ſich in ſein Bette, und ſchlief ganz ruhig ein. Um Mitternacht wekte ihn ein ſchreckliches Krachen und Poltern, er fuhr aus dem Bette auf, und ſahe nun daß ein ſchwerer Balken mit einem groſen Theil der Zimmerdecke, gerade da niedergefallen war, wo vorhin das Bett geſtanden hatte. Jetzt dankte Böhm dem barmherzigen Vater der Menſchen, daß er ihn ſo gnädig hatte warnen laſſen.

§. 124.

Ich weiß wohl wie der Mechaniſche Philoſoph dieſe ſchöne und merkwürdige Ahnung erklärt — er ſagt, der Balken hatte in der vorigen Nacht ſchon gekracht, das hörte Böhm im Schlaf nur dunkel, ſo daß er ſichs nicht deutlich bewuſt war; indeſſen lag doch die dunkle Idee der Gefahr in ſeiner Seele, dieſe Idee wurde immer reger, je näher ſie dem Zeitpunct der Gefahr kam, und entwickelte ſich endlich auf die erzählte Art zur Thatſache.

Dieſe Erklärung hat auf ihrer Oberfläche einen Schimmer der Wahrſcheinlichkeit, ungefähr ſo, als wenn der Phyſiker das Licht entweder aus den Emanationen der leuchtenden Körper, oder durch das Zittern des Aethers, welches durch die leuchtende Körper verurſacht werde, erklären will. Je ſchärfer man dieſe Begriffe prüft, deſto ungegründeter findet man ſie, endlich entdeckt man Widerſprüche, und ſieht nun ein, daß ſie unmöglich ſind. Wenn durch ein Krachen des Balkens in Böhm, während dem Schlafen eine dunkle Idee von Gefahr entſtanden war, ſo fühlte er im wachenden Zuſtand eine geheime Angſt, eine Furcht für etwas, das er nicht kannte, deſſen er ſich hernach vielleicht hätte dunkel erinnern, und dann, ohne recht zu wiſſen warum, das Bett an eine andere Stelle rücken laſſen können.

Ganz anders verhielt ſichs aber in **Böhms** Seele; dieſe war ruhig und ahnete nichts, und als gegen Abend die Anregung kam nach Haus zu gehen, **ſo disputirte ſie dagegen**, welches gewiß nicht geſchehen wäre, wenn dieſer Trieb in ihrem eigenen Weſen ſeinen Urſprung gehabt hätte; eben dies geſchahe auch, als das Bette an eine andere Stelle gerückt werden ſollte; **Böhm** fande dies unſchicklich und zweckwidrig.

§. 125.

Zu ſolchen Sophiſtereyen muß aber der **mechaniſche Philoſoph** ſeine Zuflucht nehmen, wenn er mit ſeiner Mechanick zum Ueberſinnlichen übergehen will. Dem Manne ſeines gleichen, und dem ſuperfiziellen Kopf leiſtet ſo etwas Genüge, aber **dem chriſtlichen Bibelphiloſophen** bey weitem nicht, dieſer weiß aus ſeiner Bibel, aus dem Munde der Wahrheit ſelbſt, daß es ganze Heere guter und böſer Engel gebe, die auf die Welt und die Menſchen würken können. **Chriſtus belehrt uns ausdrücklich, daß die Kinder Schuzengel hätten, und daß dieſe immer das Angeſicht ſeines himmliſchen Vaters ſähen. Matth. 18. V. 10.** Dieſe Engel erkennen alſo im Angeſicht Gottes ſeinen Willen, und führen ihn dann an den Kindern aus, ſo viel ſie können, und nicht gehindert werden; und aus **Hebr. 1. V. 14**, nebſt noch vielen andern Stellen und Winken der heiligen Schrift ſieht man klar und deutlich, **daß die Engel Werkzeuge ſind, durch welche der Herr die ganze Schöpfung, alſo auch unſre Sinnenwelt regiert, und daß ſie auch den Menſchen zum Schuz dienen, und ſie für Gefahren warnen, wenn es anders in den Plan der Führung des Menſchen paßt.** Dieſes Warnen geſchieht auf mancherley Weiſe, ſo wie der warnende Engel am beſten auf einen Menſchen würken kann; und das nennen wir dann eine Ahnung.

Ein ſolcher Engel war es auch wohl, der dem guten **Böhm** in die Seele hauchte: **gehe nach Haus!** — und hernach wieder: **rücke das Bett da weg in jene Ecke!**

§. 126.

Es iſt mir unbegreiflich, wie man eine Maſchine, die im ewigen eiſernen Zwang, immer nach einerley Geſetzen, in kalter Nothwendigkeit ihren Gang fortgeht, einer Welt voller freyhandelnder Weſen vorziehen kann? und eben ſo unbegreiflich iſt es mir, **daß man Leute, die eine ſolche herrliche Gott geziemende Welt glauben, tief verachtet, verſpottet, und mit einem Sataniſchen Haß anfeindet** — Ja warlich! das iſt kein geringer Beweiß für die Wahrheit meiner **theokratiſchen Freyheit**, weil das **mechaniſche Syſtem**, dem **Reich der Finſterniß** überaus günſtig iſt, und es allgewaltig befördert. Iſt nicht meine Vorſtellung von einer ſolchen Ahnung, und von der Weltregierung überhaupt beruhigender, beſeligender, zum Beten und Würken, zum innigen Zutrauen zum allgütigen Weltregenten erweckender, als jene, die ſich den Menſchen im **mechaniſchen Syſtem**, als in einem eiſernen Käfig, mit ewigen Banden der Finſterniß angekettet denkt, den dann ein unabänderliches Schickſal in die endloſe Weite wegſchleudert, ohne zu wiſſen, wohin.

§. 127.

Der Kaufmann, bey dem ich ehmals von 1763 bis 1770 in Dienſten war, und den ich in meiner Lebensgeſchichte **Spanier** genannt habe, erzählte mir öfters eine merkwürdige Ahnung, die er in **Rotterdam** gehabt hatte: als er ſeine Handlung anfieng, ſo machte er eine Reiſe nach **Holland**, um ſich Kunden zu ſeiner groſen Eiſenfabricke aufzuſuchen. Vorzüglich aber gieng ſein Augenmerk auf **Middelburg in Seeland**, wohin er auch ſo wie nach andern Holländiſchen Städten mehr Empfehlungen von ſeinen Freunden hatte. In **Rotterdam** war er nun mit ſeinen Geſchäften fertig, er gieng alſo des Morgens zu dem Middelburger Marktſchif, welches da vor Anker lag, und den Mittag nach **Middelburg** abſegelte, beſtellte und bezahlte einen Plaz für ſich, und bat dann, daß man ihm einen Matroſen, in den Gaſthof, den er benannte, ſchicken möchte, wann das Schif abgehen ſollte. Er gieng nun in gedachten Gaſthof, beſorgte ſeine Geſchäfte zur Abreiſe, und bat ſich um 11 Uhr etwas zu eſſen auf ſein Zimmer aus. Als er beynahe mit dem Eſſen fertig war, ſo kam der Matroſe um ihn zu rufen; ſo wie der Menſch die Thür öfnete, und ihn der Kaufmann erblickte, ſo überfiel dieſen eine unerklärbare Angſt, nebſt einer innern Ueberzeugung, **er dürfe nicht nach Middelburg reiſen**, alle Gegenvorſtellungen halfen nicht, er muſte dem Matroſen ſagen, **er könne nicht mitfahren**; dieſer erwiederte, **ſo ſeye das Fahrgeld verlohren**, aber das half nicht, er muſte bleiben. Nachdem der Matroſe weggegangen war, ſo überlegte der Kaufmann vernünftig, was doch wohl die Urſache dieſer ſonderbaren Gemüthsbewegung geweſen ſeyn möchte? im Grund war er traurig und mismuthig, daß er nun dieſen wichtigen Theil ſeiner Reiſe verſäumte, indem er das nächſte Marktſchif nicht abwarten konnte. Um die Langeweile, und den Unmuth zu vertreiben, gieng er ſpazieren, und gegen Abend zu einem Freund; als er hier ein paar Stunden geſeſſen hatte, ſo entſtand ein groſer Lärm auf der Gaſſen, man erkundigte ſich, und erfuhr nun, **daß der Bliz in das Middelburger Marktſchif geſchlagen habe, daß es untergegangen, und kein Menſch gerettet worden ſeye.** Meine Leſer können denken wie dem guten reiſenden Kaufmann bey dieſer Nachricht zu Muth war — er eilte nach Haus, und in die Einſamkeit, und dankte Gott für dieſe gnädige Warnung.

§. 128.

Daß dieſe Geſchichte gewiſſe Wahrheit iſt, das kann ich heilig verſichern; und wenn man ſie ſo recht überlegt, ſo ſollte man nicht denken daß es möglich wäre, ſie mechaniſch zu erklären; allein diejenigen welche die Wunder aus der Bibel wegexegeſiren, würden

den doch bald damit fertig werden; ſie würden ſagen, **die Gewitterluft habe die dunkle Idee von Gefahr in dem Kaufmann erzeugt, und dieſe Idee habe ſich beym Anblick des Matroſen völlig entwickelt** — Indeſſen in **Rotterdam** war keine Gewitterluft und auch kein Gewitter; man hatte nur eine einzelne dunkle Wolke in der Ferne bemerkt, und mein ſeeliger Freund, mit dem ich ſieben Jahr lang vertraulich umgegangen bin, war nicht reizbar in Anſehung der Gewitter. Doch alle ſolche Bemerkungen helfen nichts, wer nun einmal nicht glauben, nicht überzeugt ſeyn **will**, und wer zu ſtolz dazu iſt, ſein einmal angenommenes Syſtem zu verlaſſen, und ſich eines Andern belehren zu laſſen, der findet immer noch Einwendungen, und man wird nie mit ihm fertig. Sicher war es ein ſchützender Engel, der meinem Freund in die Seele hauchte, **gehe nicht mit, du wirſt ſonſt unglücklich!**

§. 129.

Im 2ten Stück des 2ten Bandes des **Muſeums des Wundervollen**, wird auf der 152ſten Seite ein auffallendes Beyſpiel von einer Ahnung erzählt, welche die Frau von **Beaumont** im **allgemeinen Magazin der Natur und Kunſt** im achten Band mitgetheilt hat, ſie ſagt nämlich: „Meine ganze Familie beſinnt ſich noch auf einen Zufall, vor dem mein „Vater durch Hülfe der Ahnung in ſeiner Jugend bewahrt wurde. Das Fahren auf dem Fluß iſt eins „der gewöhnlichen Vergnügen der Einwohner der „Stadt **Rouen** in **Frankreich**. Auch mein Vater

„fand an dieſen Spazierfahrten ein groſes Vergnü„gen, und er ließ wenige Wochen vorbeygehen, ohne „daß er daſſelbe genoß. Er vereinigte ſich einsmals „mit einer Geſellſchaft, zwey Meilen weit von Rouen „nach Port St. Ouen zu fahren. Man hatte ein „Mittagsmahl und Inſtrumente ins Schif gebracht, „und alles zu einer angenehmen Farth vorbereitet. „Als es Zeit war aufzubrechen, ſtieß eine von den „Tanten meines Vaters, welche taubſtumm war, ei„ne Art von Geheul aus, ſtellte ſich an die Thür, „verſperrte ſie mit ihren Armen, ſchlug die Hände „zuſammen, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß „ſie ihn beſchwöre, er möchte zu Hauß bleiben. Mein „Vater, der ſich von dieſer Spazierfahrt viel Ver„gnügen verſprochen hatte, trieb nur ſeinen Spott „mit ihren Bitten, allein das Frauenzimmer fiel ihm „zu Füßen, und äuſſerte eine ſo heftige Betrübniß, „daß er ſich endlich entſchloß, ihren Bitten nachzuge„ben, und ſeine Luſtfahrt auf einen andern Tag zu „verſchieben. Er bemühte ſich daher die Andern auch „zurück zu halten, und bat ſie, ſeinem Beyſpiel zu „folgen, allein man lachte über ſeine Nachgiebigkeit „und reiſte ab. Kaum hatte das Schif die Hälfte „des Weges zurück gelegt, ſo bekamen diejenigen, „die ſich darinn befanden, die gröſte Urſache zur Reue, „daß ſie ihm nicht gefolgt hatten. Ihr Schif rieß „von einander, viele kamen dabey ums Leben, und „diejenigen, die ſich durch Schwimmen retteten, wur„den von dem Schrecken, der ſie dabey überfallen hat„te, in die äuſſerſte Lebensgefahr geſtürzt.

Bey dieſer merkwürdigen Ahnung läſt ſich an keine mechaniſche Erklärung denken. Der warnende Engel fand daß er auf niemand beſſer wirken könne, als auf die taubſtumme Perſon, daher wählte er ſie zur Ausführung ſeines Auftrags.

§. 130.

In dem nehmlichen Heft **des Muſeums des Wundervollen**, wird Seite 153 eine eben ſo wichtige Ahnung erzählt, die der Verfaſſer aus dem Munde eines glaubwürdigen Mannes gehört hat: „Dieſer hatte einen Freund, der eine Stelle als Beamter auf dem Land verwaltete. Da er nicht verheurathet war, ſo ließ er ſeine häußlichen Angelegenheiten durch eine Haushälterin verwalten, welche ſchon viele Jahre bey ihm diente. Es trat ſein Geburtstag ein; er hatte alle Anſtalten zu deſſen Feyer getroffen, und früh Morgens ſagte er zu ſeiner Haushälterin, daß, da heut ein ſchöner Tag ſey, ſie die Laube im Garten, welche er ihr nannte, reinigen möchte, weil er Willens ſey, mit ſeinen Gäſten, den Tag darinnen zuzubringen. Kaum hatte er ihr dieſen Auftrag gegeben, ſo war ſie ganz betäubt darüber, und zauderte mit der Ausführung ſeines Befehls. Endlich bat ſie ihn, **daß er doch lieber in irgend einer Stube ſeine Gäſte bewirthen möchte; es ahne ihr, daß es heut in die Laube einſchlagen werde.** Er lachte über ihre Aeuſſerung, indem es gar keinen Anſchein hatte, daß dieſen Tag Gewitter kommen würden, und da ſie ihm mit ihren Bitten noch weiter zuſezte, ſo drang

„er deſtomehr darauf, daß ſie die genannte Laube zu-
„bereiten möchte, damit es nicht ſchiene, als wolle
„er ihrem Aberglauben Vorſchub geben. Sie gieng
„endlich und führte den Auftrag ihres Herrn aus.
„Der Tag blieb heiter, die gebettenen Gäſte ſtellten
„ſich ein, man gieng in die Laube, und war vergnügt.
„Am fernen Horizont hatten ſich indeſſen Wolken ge-
„ſammelt, welche endlich der Wind mit Gewalt her-
„beytrieb, die Geſellſchaft war in ihrer Unterhaltung
„ſo vertieft, daß ſie dies gar nicht bemerkte, allein
„kaum wurde die Haushälterin gewahr, daß ſich das
„Gewitter nähere, ſo bat ſie ihren Herrn, daß die
„Geſellſchaft doch die Laube verlaſſen möchte: denn
„ſie könne den Gedanken des Einſchlagens gar nicht
„loß werden. Man wollte ihr anfänglich kein Ge-
„hör geben, allein ſie fuhr unaufhörlich in ihrem Bit-
„ten fort, und da endlich das Gewitter mit Gewalt
„heranſtürmte, ſo ließ man ſich bewegen, die Laube
„zu verlaſſen. Kaum war man einige Augenblicke
„in der Stube, **ſo ſchlug der Bliz in die Laube**
„**ein, und zertrümmerte Alles, was man noch**
„**da ſtehen gelaſſen hatte.**

Wenn auch dieſe Haushälterin, ein drückend Vorgefühl von einem bevorſtehenden Gewitter, und dem Einſchlagen deſſelben hatte, **ſo konnte doch dies Vorgefühl unmöglich den Ort beſtimmen, wo es einſchlagen würde.** So giebt es hin und wieder Erfahrungen, die der **mechaniſche Philoſoph** entweder **ganz wegläugnen**, oder wenn er das nicht kann — **ſchweigen** muß. Man ſieht dieſer ganzen Geſchichte an, daß die Männer die in der Laube beyſammen waren, ſchwerlich ein Organ hatten, Engels Stimmen zu vernehmen, der warnende Bote fand alſo leichter bey der Haushälterin Eingang, und bediente ſich dieſes Organs zu ſeinem menſchenliebenden Geſchäfte.

§. 131.

Die bisher erzählten Ahnungen hatten den Zweck für Unglück zu warnen, aber es giebt auch ſolche, deren Zweck man nicht ſo leicht erkennen kann, wie dies z. B. der Fall bey folgenden iſt:

Im **Muſeum des Wundervollen**, ich glaube im 4ten Stück des 6ten Bandes, wird der, auch anderswoher bekannte Traum des berühmten Herrn von **Brenckenhof** erzählt. An der Wahrheit deſſelben iſt nicht zu zweifeln. Dieſen träumte des Nachts, er befände ſich in einer wüſten höchſt traurigen Gegend, aus welcher er ſich wieder heraus ſehnte; indem ſahe er einen Mann der ihn noch da zu bleiben bewog, und bald nachher ſahe er dieſen, ihm ſo lieben Mann ſterben, zugleich bemerkte er einen groſen Zug von Menſchen in fremder ungewöhnlicher Kleidung, und dann erwachte er. Das Angeſicht, und das Ganze des im Traum geſehenen Mannes, war aber ſo tief in ſeine Imagination eingegraben, daß ers beynahe noch wachend ſahe. Das ganze Bild blieb ihm lebenslang unauslöſchbar. Einige Zeit nachher erhielt er von **Friedrich dem zweyten**, König in **Preußen**, den Auftrag nach **Pommern** zu gehen, um dort denen Provinzen wieder aufzuhelfen, die durch die Rußen im ſiebenjährigen Krieg verheeret worden waren. **Brenckenhof** reiſte dorthin, fand aber das Elend ſo groß, und je genauer er unterſuchte, noch immer gröſer, ſo daß er an jeder Hülfe verzweifelte, ſich entſchloß an den König zu ſchreiben, und Ihm zu melden, daß er weder Hülfe noch Rath erſinnen könne, dem Lande aufzuhelfen, beſonders auch darum, weil es an Menſchen fehlte.

Indem er mit dieſen Gedanken umgieng, und an einen Ort hinfuhr, ſo kam ein Mann an ſeine Kutſche, deſſen Anblick ihn ins gröſte Erſtaunen ſezte, denn es war aufs genaueſte der Mann, den er im Traum geſehen hatte. Daß ihn dieſer Anblick hoch erfreute und daß er alſofort groſes Zutrauen zu ihm hatte, das läſt ſich leicht denken. Es war der Beamte der dortigen Gegend, der ihm tröſtlich zuredete, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen verſprach, und ihn alſo bewog, das wohlthätige Geſchäfte zu unternehmen.

Einige Zeit nachher, erfuhr **Brenckenhof**, daß ſein Freund tödlich krank ſey, er eilte zu ihm, und ſahe ihn ſterben; noch den nämlichen, oder den nächſt folgenden Tag, ſahe er eine groſe Anzahl Männer, Weiber und Kinder, ganze Familien einherziehen, dieſes waren Coloniſten aus **Polen**, welche ſich in dem verödeten Lande anbauen wollten, und alſo lauter Werkzeuge waren, durch welche **Brenckenhof** wohlthätig fortwürken konnte.

§. 132.

Was war nun wohl der eigentliche Zweck dieſer Ahnung? — eine Warnung für Gefahr war ſie nicht — auch gab ſie keinen Wink etwas zu thun oder zu laſſen — dem erſten Anblick nach ſcheint dieſer Traum, ob er gleich eine wahre Ahnung war, zweckloß zu ſeyn, unterſucht man aber die Sache näher, ſo entdeckt man eine ſehr merkwürdige Vorherbeſtimmung der Vorſehung: hätte Brenckenhof nicht das Bild, ſeines nachherigen hülfreichen Freundes im Traum geſehen, und hätte es nicht ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ſo würde auch der Anblick des Mannes ſelbſt an der Kutſche, ihn nicht ſo tief gerührt, und ſeinem ganzen Weſen nicht den ſo lebhaften Eindruck gegeben haben, um zum Glück jener Gegend zu würken; der ganze Traum war alſo von Seiten der Vorſehung eine würkſame Vorbereitung, zu einem höchſt wohlthätigen Geſchäfte. Daß auch dieſer Traum die Würkung eines guten Engels war, iſt darum gewiß, weil er durchaus in der Natur einer geſunden menſchlichen Seele nicht gegründet iſt: denn von Brenckenhof läſt ſich nicht denken, daß er nur auf die entfernteſte Art Somnambül geweſen ſey.

§. 133.

Eine äuſſerſt merkwürdige Ahnung durch einen Traum, wird im 2ten Heft des erſten Bandes, des Muſeums des Wundervollen folgendermaſſen erzählt:

„Kurz vorher, ehe die Fürſtin Ragozky von **Warſchau** nach **Paris** reiſte, hatte ſie folgenden Traum: ſie träumt, daß ſie ſich in einem unbekannten Zimmer befindet, wo ein gleichfalls ihr unbekannter Mann mit einem Becher zu ihr kommt, und ihr daraus zu trinken anbietet. Sie erwiedert, daß ſie keinen Durſt hätte, und dankt ihm für ſein Anerbieten. Der unbekannte Mann wiederholt ſeine Bitte, und ſezt hinzu: ſie möchte es ihm nicht weiter abſchlagen, denn dies ſey der lezte Trank ihres Lebens. Sie erſchrack heftig hierüber und erwachte.

„Im October 1720 langte dieſe Fürſtin munter und geſund in **Paris** an, und bezog ein **Hotel garni** — (eine möblirte Wohnung) wo ſie bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber überfiel. Sie ſchickte ſo gleich zu dem berühmten Arzt des Königes, dem Vater des **Helvetius**. Der Arzt kam, und die Fürſtin gerieth in ein auffallendes Erſtaunen. Man fragte nach der Urſache deſſelben, und ſie gab zur Antwort, **daß der Arzt ganz vollkommen dem Manne gleich ſähe, den ſie zu Warſchau im Traum erblickt hätte.** Doch diesmal ſezte ſie hinzu, werde ich noch nicht ſterben, denn dieſes Zimmer iſt nicht daſſelbe, das ich damals zugleich mit im Traum ſahe.

„Die Fürſtin wurde bald darauf völlig wieder hergeſtellt, und ſchien ihren Traum ganz vergeſſen zu haben, als ſie durch einen neuen Umſtand wieder mit der gröſten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde: ſie war mit ihrem Logis in dem Hotel nicht zufrieden, und verlangte daher, daß man ihr eine

„Wohnung in einem Kloſter zu **Paris** zubereiten „möchte, welches auch geſchah. Die Fürſtin zog in „das Kloſter ein, allein kaum war ſie in das für ſie „beſtimmte Zimmer getretten, als ſie überlaut zu „ſchreyen anfieng, **es iſt um mich geſchehen**, ich „werde nicht wieder lebendig aus dieſem Zimmer „herauskommen: denn es iſt ebendaſſelbe, das ich zu „**Warſchau** im Traum geſehen habe. Sie ſtarb „würklich nicht lange darauf, zu Anfang des Jahrs „1721, und zwar in dem nämlichen Zimmer an ei„nem Halsgeſchwür, das durch die Herausnahme ei„nes Zahns entſtanden war.

Auch dieſer Traum rührte von einem guten Engel her, der die Fürſtin auf ihr bald bevorſtehendes Ende aufmerkſam machen wollte.

§. 134.

Es giebt aber auch Ahnungen, deren Zwecke ſolche Gegenſtände bezielen, die der Mühe nicht werth ſcheinen, daß ſich ein guter Geiſt oder Engel darauf einläſt; Beyſpiele davon ſtehen in **Morizens Erfahrungs Seelenkunde**, 1ter Bnd, 1s St. S. 70 u. f. ich will den ganzen Brief wie er an den Verfaſſer geſchrieben worden, hier einrücken.

„Sie wünſchen alſo, daß ich Ihnen dasjenige ſchriftlich mittheilen ſoll, was ich Ihnen neulich von dem Vorherſehungs-Vermögen der Seele mündlich erzählt habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, ſo muß ich freylich wohl befürchten, daß manche mich für einen phantaſtiſchen Träumer halten werden, allein wenn ich zu Erreichung Ihres allerdings ſehr nützlichen Zwecks etwas beytragen kann, ſo liegt nichts daran, man denke was man wolle! genug ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverläſigkeit desjenigen, was ich ſogleich umſtändlicher erzählen will:“

„Im Jahr 1768, als ich in der hieſigen Hofapothecke (in Berlin) die Apotheckerkunſt erlernte, hatte ich in der 72ſten Ziehung, der Königl. Preußiſchen Zahlenlotterie, die am 30ſten May deſſelben Jahrs geſchahe auf die Zahlen 22 und 60 geſezt.“

„In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen 12 Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapothecker zu mir herunter ſchickte, und mir ſagen ließ, daß ich zu ihm herauf kommen ſollte; als ich hinauf kam, ſagte er zu mir, ich ſollte ſogleich jenſeits des Schloſſes zu dem Auctions-Commiſſarius Herrn **Mylius** gehen, und ihn fragen, ob er die ihm committirten Bücher erſtanden habe? ſollte aber ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte.“

„Das iſt vortreflich, dachte ich bey mir ſelbſt (nämlich noch immer im Traum) jezt wird gerad die Lotterie gezogen, da will ich ſo gleich, ſo bald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geſchwind nach dem General-Lotterieamte hinlaufen und ſehen, ob meine Nummern heraus kommen, (die Lotterie wurde damals auf offener Straße gezogen) wenn ich nur hurtig gehe, ſo komme ich doch noch früh genug wieder zu Hauße.“

„Ich gieng alſo ſogleich (noch immer im Traum) meinem erhaltenen Befehl zufolge zu dem Auctions-commiſſarius Herrn Mylius, beſtellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligſt nach dem General-Lotterieamt an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüſtung, und eine anſehnliche Menge Zuſchauer. Man hatte ſchon angefangen die Nummern in das Glücksrad hinein zu zählen, und in dem Augenblick als ich ankam, wurde Nro. 60 vorgezeigt und ausgerufen. O dachte ich das iſt eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme."

„Da ich nicht lange Zeit hatte, ſo wünſchte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen, der noch übrigen Nummern ſo viel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hereingezählt, und nun ſahe ich dem Waiſenknaben die Augen verbinden, und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen."

„Als die erſte gezogene Zahl vorgezeigt und ausgerufen wurde, ſo war es Nro. 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung dachte ich, nun wird 60 gewiß auch heraus kommen! es wurde die zweyte Nummer gezogen, und ſiehe da, es war Nro. 60."

„Nun mögen ſie meintwegen ziehen was ſie wollen, ſagte ich zu jemand, der neben mir ſtand, meine Nummern ſind heraus, ich habe nicht länger Zeit, indem drehte ich mich um, und lief ſpornſtreichs zu Hauße. —"

„Hier erwachte ich, und war mir meines Traums ſo deutlich bewuſt, als ich ihn jezt erzählt habe. Wäre mir nicht der ſo ſehr natürliche Zuſammenhang, und die ganz beſondere Deutlichkeit auffallend geweſen, ſo würde ich ihn für nichts anders als einen Traum im gewöhnlichen Verſtand gehalten haben: dieſe aber machten mich aufmerkſam, und reizten meine Neugierde ſo ſehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte.“

„Endlich ſchlug es eilf, aber noch war kein Anſchein zur Erfüllung meines Traums. Es ſchlug ein Viertel, es ſchlug halb Zwölf, und auch noch jezt war keine Wahrſcheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hofnung aufgegeben, als unvermuthet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam, und mir ſagte ich ſollte ſogleich zu dem Herrn Hofapothecker heraufkommen. Ich gieng voller Erwartung herauf, und hörte von ihm mit der gröſten Verwunderung, daß ich ſo gleich zu dem Auktions-Commiſſarius Herrn **Mylius** jenſeits des Schloſſes gehen, und ihn fragen ſollte, ob er die ihm committirten Bücher in der Auktion erſtanden habe? zugleich ſagte er mir auch dabey: ich ſollte ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte.“

„Wer war wohl geſchwinder als ich? — ich gieng eiligſt zu dem Auktions-Commiſſarius Herrn Mylius, beſtellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, ſo geſchwind ich konnte nach dem General-Lotterieamt an der Jägerbrücke. Und voller Erſtaunen ſahe ich, daß Nummer 60 in dem Augenblick als ich herankam vorgezeigt, 'und ausgerufen wurde.“

„Da mein Traum bis jezt ſo pünktlich eingetroffen war, ſo wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, ſo wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünſchte daher nichts mehr als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig. Es wurden dem Waiſerknaben, wie gewöhnlich die Augen verbunden, und nun kann man ſich leicht die Begierde vorſtellen, mit welcher ich die lezte Erfüllung meines Traums erwartete.“

„Die erſte Nummer wurde endlich gezogen, und ausgeruffen, und ſiehe da, es war Nro. 22. Es wurde die zweyte gezogen, und auch dieſe war, ſo wie mir geträumt hatte, Nro. 60.“

„Jezt fiel's mir ein, daß ich mich ſchon länger verweilt hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte, ich bat alſo die mir im Gedränge zunächſt ſtehenden, mich durchzulaſſen. Ey antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten bis die Nummern alle heraus ſind? nein, ſagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern ſind heraus, und nun mögen ſie meinetwegen ziehen was ſie wollen; indem wandte ich mich um, drängte mich durch, und lief eiligſt und freudig nach Hauße, und ſo wurde mein ganzer Traum nicht nur dem weſentlichen Verlauf, ſondern ſo gar den Worten nach erfüllt.“

„Vielleicht iſts Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalt erzähle.“

„Am 18ten Auguſt 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am Schleſiſchen Thor ſpazieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld, durch die Rieckſdorfer- oder Dresdenerſtraße zu Hauß gehen.“

„Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es ſchien als wenn das Korn, was hier geſtanden hatte, nicht längſt abgemähet, und eingeärndet war. (dies verhielt ſich würklich ſo, ob ich es gleich nicht vorher geſehen hatte) Als ich in die Rieckſdorfer Straße herein kam, ſo ward ich gewahr, daß ſich vor einem der erſten Häußer einige Menſchen verſammelt hatten, die nach dem Hauße hinſahen. Ich vermuthete alſo daß in oder vor dem Hauße irgend eine Neuigkeit vorgefallen ſeyn würde, und aus dieſer Urſache fragte ich als ich herankam, den erſten, der mir aufſtieß, was giebts denn hier? J, antwortete er ganz gleichgültig, die Lotterie iſt gezogen; ſo! ſagte ich, iſt ſie ſchon gezogen? was ſind denn für Nummern heraus?— J, gab er zur Antwort, da ſtehen ſie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thüre eines im Hauße befindlichen Kramladens, den ich jezt zuerſt gewahr wurde.“

„Ich ſahe die Thür an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer ſchwarzen Leiſte der Thüre angeſchrieben waren, ſo wie es würklich nicht ſelten zu geſchehen pflegt.“

„Um zu wiſſen, ob ſich würklich am Anfange der Rieckſdorfer Straße ein Kramladen nebſt einer Lotterieeinnahme befindet, ſo habe ich mir den Weg dahin nicht verdrieſen laſſen, und gefunden, daß ſich beydes in der That ſo verhält. Zu meinem gröſten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen die ich geſezt hatte, heraus war; ich überſahe die Nummern noch einmal, um ſie nicht zu vergeſſen, und gieng darauf verdrieslich nach Hauße. Ehe ich aber noch zu Hauße kam, erwachte ich. —

„Ich ward als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräuſch verhindert, mich meines Traums ſo gleich zu erinnern, kurz nachher aber fiel er mir wieder bey, und nachdem ich etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich deſſen zwar ſo deutlich, als ich ihn jezt erzählt habe, jedoch fiel es mir ſchwer, mich auf alle fünf Nummern genau zu beſinnen.“

„Daß Nro. 42 die Erſte, und Nro. 21 die Zweyte von den Nummern war, die ich angeſchrieben geſehen hatte, dies wuſte ich mich ganz gewiß zu erinnern, daß die dritte die hierauf folgte, eine 6 geweſen war, dies wuſte ich auch noch ganz gewiß, nur wuſte ich nicht zuverläſig, ob die Null die ich in dieſer Gegend geſehen hatte zu 6 oder zu der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mir auch noch ſehr deutlich geſehen zu haben erinnerte, und da ich dieſes nicht gewiß wuſte, ſo konnte es ſo wohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 geweſen ſeyn.“

„Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigſten mit Zuverläßigkeit beſinnen, ſo viel wuſte ich zwar gewiß, daß es eine aus den Funfzigern geweſen war, welche aber, das konnte ich nicht mit Gewisheit beſtimmen; Nummer 21 hatte ich würklich ſchon geſezt, und dies war diejenige, die, meinem Traum nach, von meinen Nummern heraus gekommen ſeyn ſollte.“

„So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu ſeyn ſchien, ſo machte mich doch dies mißtrauiſch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern beſinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wuſte, daß unter den ſechszehen angeführten Nummern, nähmlich den zehn Funfzigern, und den ſechs vorher genannten, alle fünfe waren, die ich im Traum geſehen hatte, und ob gleich noch Zeit genug zum Einſetzen war, ſo wollte es mich doch, des beträchtlichen Einſatzes halber nicht behagen, ſechszehn Nummern miteinander verbunden zu ſetzen; ich ließ es alſo bey einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine ſchlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben.“

„Am dritten Tage nachher, den 21ſten Auguſt 1776. ward die Lotterie gezogen, es war die 215te Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die ich im Traum geſehen hatte, nähmlich 60. 4. 21. 52. 42. und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß Nummer 52 die Fünfte von denjenigen war, die ich im Traum geſehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverläſiger Gewißheit beſinnen konnte.“

„Statt einigen Tauſend Thalern, die ich hätte gewinnen können, muſte ich mich jezt mit einigen Zwanzigen abſpeiſen laſſen.“

„Nun alſo noch die dritte, und für jezt, lezte Erfahrung.“

„Am 21ſten September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund beſuchte, und nachdem das Geſpräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrad, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehen verlangte.“

„Er zog verſchiedene, in der Abſicht ſie zu beſezen. Als er aufgehört hatte zu ziehen, ſo nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrad heraus, legte ſie vor mir auf den Tiſch hin, und ſagte zu ihm: die Nummer, die ich jezt greifen werde, kömmt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus; indem grief ich unter dem ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte ſie auseinander und beſahe ſie: es war Nro. 25 ſehr deutlich. Ich wollte ſie wieder zuſammen wickeln, und in die Kapſel ſtecken, aber in dem Augenblick erwachte ich.“

„Da ich mir meines Traums ſo deutlich bewuſt war, als ich ihn jezt erzählt habe, ſo hatte ich viel Zutrauen zu dieſer Nummer, und beſezte ſie daher auch ſo, daß ich mit dem Gewinnſt zufrieden geweſen ſeyn würde; aber zwo Stunden zuvor, ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterieeinnehmer meinen Einſaz zurück, mit der Nachricht, daß meine Nummer gänzlich geſtrichen ſey. Die Lotterie wurde am 24ſten September gezogen, und meine Nummer kam richtig heraus. Es war die 234ſte Ziehung.“

„Ob ich gleich ſehr gerne zugebe, und ſehr wohl weiß, daß viele, und vielleicht die mehreſten Träume, aus ſolchen Urſachen entſtehn, die blos im Körper gegründet ſind, und daher auch von keiner weiteren Bedeutung ſeyn können, ſo glaube ich doch, aus vielfältiger Erfahrung hinreichend überzeugt zu ſeyn, daß es nicht ſelten Träume giebt, an deren Entſtehung und Daſeyn der Körper, als Körper keinen Theil hat, und zu dieſen gehören, wie ich glaube, die drey angeführten Beiſpiele.“

„Ich denke nicht, daß der Inhalt dieſer Träume jemanden zu irgend einer ſchiefen Beurtheilung Gelegenheit geben ſollte, denn ſonſt hätte ich eben ſo gut andere wählen können, aber gerade des ähnlichen Inhalts wegen, habe ich ſie zuſammen geſtellt.

Chriſtoph Knape
der Weltweißheit, Arzneywiſſenſchaft und
Wundarzneykunſt Doctor.

Auch ich habe dieſe drey Ahnungen, deswegen aus vielen herausgeſucht, weil hier keine Täuſchung der Einbildungskraft, oder auch irgend eine äuſſere Verkettung der Umſtände, die der Seelen Stof zur Errathung hätte geben können, denkbar iſt, und endlich weil ſie alle Eigenſchaften der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit haben.

§. 135.

Ich theile nun noch einen Brief mit, den ein ſehr würdiger Prediger in einer nahmhaften Stadt an mich geſchrieben hat:

„Da ich aus Dero Schriften weiß, daß Sie Vorhabens ſind, etwas über das Ahnungs-Vermögen der Seele zu ſchreiben; ſo bin ich ſo frey auch einen Beytrag dazu zu liefern, der um ſo zuverläſiger iſt, jemehr ich mir es beynahe zur Ehre rechne, den Zweifler in dieſer Materie zu ſpielen.“

„1) Ich ſelbſt als Knabe von 15 bis 16 Jahr, war auf einmal mitten in einem gleichgültigen Geſpräch, ganz auſſer mir, indem mir meine Phantaſie, ſo lebhaft als ob es würklich wäre, einen Dieb begleitet von Soldaten und Bauern, deren Kleidung ich ſogar ſahe, darſtellte, ſo daß ich das Geſpräch unterbrach, und ſagte, man bringt einen Dieb — ich wurde verlacht — allein ohngefähr 10 Minuten darauf, kam würklich ein Gefangener, und gerade ſo, wie ich ihn im Geiſt geſehen hatte. Es war eine plözliche Ecſtaſe in der ich das Geſicht ſahe — "

„2) Auſſer einigen Ahndungen von geringerem Belange meiner Frauen im Traum, will ich nur dieſe anführen, die höchſt merkwürdig iſt, und die daher auch **Mauchard** in ſein Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde aufgenommen hat. *)

„Sechs Wochen vor dem Vorfall ſelbſt, träumte meiner Frau, ſie reiſe mit jemanden; dieſe Perſon wurde unterwegens krank, ſie reiſte dem ungeachtet fort, es wurde ihr übler, ſie bitte eine alte, eine ſehr ſchlimme Phyſionomie habende Frau, um etwas zu eſſen, erhalte aber nichts als Brod und Waſſer; die Perſon liege kurz darauf im Bette, ſehr ſchwach, ein Pfarrer erſcheine, über deſſen Dummheit ſich die Anweſenden ärgerten; ſie ſahe ſie tod, ſahe die Trauernden im Zimmer erſcheinen, hörte auf der Straße das Lied ſingen, **auf meinen Jeſum will ich ſterben**, ſahe die hier gar nicht gewöhnliche Marſchälle bey Leichen, u. ſ. w. — Sechs Wochen darauf gieng Alles, bis auf die kleinſten Umſtände in Erfüllung — Alles dieſes aber erzählte ſie ſo gleich Morgens nach gehabtem Traum, es iſt alſo nicht erſt hernach erfunden, oder mit Zuſätzen bereichert. "

---

*) Mauchard hat ſie vielleicht in Morizens Erfahrungs-Seelenkunde eingeſandt.

Das folgende dieſes Briefs gehört nicht hieher.

§. 136.

Bey allen dieſen Ahnungen fällt uns kein Zweck in die Augen. — Freylich! bey dem Gewinnen oder nicht Gewinnen in der Lotterie iſt allerdings die Vorſehung geſchäftig, weil beydes ſtark in den Würkungskreiß eines Menſchen eingreift, und groſen Einfluß auf ſein Schickſal, und auch auf das Schickſal derer hat, mit denen er in Beziehung ſteht. Allein in den Ahnungen des Dr. Knape zeigt ſich etwas ſonderbares: Sie halfen ihm zu nichts— und man ſieht deutlich, daß die Vorſehung den Folgen dieſes Vorherwiſſens vorbeugte: —

Im erſten Fall hatte **Knape** ſchon die Zahlen 22 und 60 beſezt, als er träumte, und voraus ſahe daß dieſe Nummern zuerſt heraus kommen würden. Dem Anſchein nach war alſo dieſe Ahnung durchaus zwecklos.

Der zweyte Traum aber beweiſt augenſcheinlich die Einwürkung der Vorſehung: **Knape** ſahe alle fünf Nummern deutlich, die Ahnung war vollſtändig; da es nun aber ſeiner Führung nicht angemeſſen war, daß er eine ſo groſe Summe Geldes auf einmal in die Hände bekommen ſollte, ſo veranlaßte die Vorſehung ein Geräuſch bey ſeinem Erwachen, oder ſie bediente ſich deſſelben, um ſeine Aufmerkſamkeit von Zahlen abzulenken, er wuſte ſie alſo nicht genau mehr.

Aeuſſerſt merkwürdig iſt in dieſer Rückſicht der dritte Traum: **Knape** war ſich der Nummer 25 auch nach dem Erwachen ſehr deutlich bewuſt; ſie wurde beſezt, **und zwar drey Tage vor der Ziehung, alſo noch früh genug — und doch wurde ſie vom Lotterieeinnehmer geſtrichen und nicht angenommen!** — Warum? — das erzählt **Knape** nicht.

Genug! die Vorſehung wollte nicht, daß er auf dieſer Zahl gewinnen ſollte, und die Ahnung war ganz zweckloß.

Auch bey der Ahnung des Pfarrers in ſeinen Jünglingsjahren bemerkt man keinen Zweck; vermuthlich ſollte ſie aber einen würkſamen Eindruck auf ſein Gemüth machen, der es zu einem heilſamen Nachdenken vorbereiten konnte.

Der merkwürdige Traum der Frau Pfarrerin, der eine ganz vollſtändige Ahnung enthält, ſcheint ebenfalls ganz zweckloß zu ſeyn; indeſſen kann man doch auch bey dieſer, wie bey allen dergleichen Ahnungen nicht wiſſen, ob ſie nicht auf den innern Menſchen und ſeinen Ideengang — **uns unbemerkt würken** — und alſo auch ihre Zwecke haben. Dies iſt mir wenigſtens mehr als wahrſcheinlich.

§. 137.

Aber was ſagt nun der Philoſoph, der aufgeklärte Weiſe, und was ſagt der erleuchtete Chriſt dazu?

Der **mechaniſche Philoſoph** muß bey allen dieſen ſo eben erzählten Ahnungen, die Hand auf den Mund legen; denn ſeinem Syſtem zufolge, kann kein

Menſch mehr von der Zukunft wiſſen und errathen, als was er aus den in die Sinnen fallenden gegenwärtigen Urſachen, und ihren nothwendigen oder wahrſcheinlichen Würkungen vernünftig folgern kann. Von beyden iſt aber in den angeführten Beyſpielen gar keine Rede. Dieſe Ahnungen ſtehen ſo gar im geraden Widerſpruch mit jener Philoſophie, ihren Grundſätzen zufolge, **ſind ſie nicht möglich — und doch ſind ſie würklich und wahr — hieraus folgt mit apodiktiſcher Gewisheit, daß jene Grundſätze grundfalſch ſind.** Um mich deutlich und zuverläſig über dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand zu erklären, will ich hier eine gründliche Deduktion über dieſe dunkle Sache verſuchen; meine Leſer werden mir alſo verzeihen, wenn ich verſchiedenes wiederhole, das ich ſchon geſagt habe:

§. 138.

Der Menſch iſt vermittelſt ſeines **gegenwärtigen Körpers**, auf die **gegenwärtige Sinnenwelt**, ſeine **Menſchenſeele** aber, oder ſein Geiſt mit der ewigen Lichtshülle, auf **die Ueberſinnliche** organiſirt.

Die **Menſchenſeele** iſt, ſo lang das Erdenleben dauert, in dieſen mechaniſchen Körper eingebannt; durch ſeine ſinnlichen Werkzeuge erlangt ſie alle ihre Erkenntniſſe in Raum und Zeit; und da ſie, **in ſich**, in ihrem Weſen, **von Natur**, auch keine andere Erkenntnisquelle hat, **ſo kann ſie auch unmöglich anders urtheilen und ſchlieſen, als nach den Geſetzen, die ſie vermög ihrer körperli-**

chen Organiſation, den Sinnenweſen giebt.

Für den der keinen Gott der Chriſten, und keine Unſterblichkeit der Seelen, troz ſeiner innern Ueberzeugung glauben will, der kann ſich auch damit beruhigen, oder vielmehr beunruhigen, er braucht nichts mehr. **Aber die nach Vervollkommnung und nach immer ſteigender Glückſeligkeit hungernde Seele, bedarf mehr als dieſe vergängliche Sinnenwelt darbietet.** — Dies Mehr findet ſie aber in ihrem ganzen Erkenntniskreis ganz und gar nicht. Man mag von dem phyſiſchen Beweis des Daſeyns Gottes ſagen was man will, ſo kommt doch nie der wahre Gott, ſondern ein höchſt vollkommener, allmächtiger, allgegenwärtiger, allgütiger, und allweiſer Menſch heraus, deſſen ganze Schöpfung, nebſt der ganzen Menſchheit eine Maſchine iſt, die ſich durch ihre eigene anerſchaffene Kräfte ſelbſt regiert.

Die Seele kennt ſich ſelber nicht, und kann ſich auch aus ihrer ſinnlichen Erkenntnisquelle unmöglich kennen lernen. Ewige Fortdauer mit immer ſteigender Vervollkommung und Glückſeligkeit wünſcht ſie; der Trieb dazu liegt in ihrem Weſen, er iſt ihr anerſchaffen; ſich ſelbſt überlaſſen, kennt ſie auch die wahren Mittel nicht, dazu zu gelangen. Sie ſucht ſie alſo natürlicher Weiſe in der Welt, worinnen ſie ſich befindet, nähmlich in der Sinnenwelt, aber da findet ſie ſie nicht. Sie eilt von einer Erkenntniß, von einem Genuß zum andern, wird nie zufrieden, und endlich wird ſie durch den Tod der Sinnenwelt entzogen,

gen, und die Zurückbleibenden wiſſen nicht was aus ihr geworden iſt.

Hin und wieder, unter Millionen kaum Einer, denkt der Sache weiter nach; er kommt auf eine Spur, er verfolgt ſie, und kommt weiter. Er entdeckt die Wahrheit, **daß die Welt in der er lebt, ja daß er ſelbſt, einen Urſprung haben müße**, — er geräth auf die Idee einer Gottheit; er ſchlieſt aus ihren Werken, und bringt alſo einen höchſt vollkommenen Menſchen heraus, der nun ſein Gott iſt, er fühlt auch daß er Ihn verehren, und Ihm ähnlich werden müße. Damit entfaltet ſich auch ein Geſetz in ſeinem Gemüthe, deſſen Formul iſt: **Was du nicht willſt das dir Andere thun ſollen, das thue ihnen auch nicht** — und: **Was du wünſcheſt, daß dir Andere thun ſollen, das thue du Ihnen.** Bey weiterm Nachdenken kommt er nothwendig endlich dahin, wohin nun die Vernunft zu unſern Zeiten durch die philoſophiſche Aufklärung gekommen iſt, nähmlich zum **Deiſmus**, dann zum **Fataliſmus**, dann zum **Naturaliſmus**, und nun zum **Atheiſmus. Die ſich ſelbſt überlaſſene, nicht durch die wahre geoffenbarte Religion geführte, und erleuchtete Vernunft muß endlich dahin kommen.**

Indeſſen jagen die anerſchaffenen Grundtriebe zur Vervollkommnung und zur Glückſeligkeit die arme eingekerkerte Seele von einer ſinnlichen Erkenntnis und von einem ſinnlichen Genuß zum Andern, und nie, nie wird ſie geſättiget, ſie fühlt daß ſie nicht in ihrem wahren Element iſt, und kennt doch kein Anderes; jezt wählt ſie einen von zweyen Wegen, die ihr allein offen ſtehen: Sie genieſt entweder ſo viel ſie genieſen kann, oder ſie kämpft mit dem Schickſal, trägt alles was ihr Widriges begegnet mit friſchem Muth, ärgert ſich über ihr Daſeyn, und geht dann im Tode **zum groſen unbekannten Kannſeyn** über.

Viele ſehen wohl ein, und fühlen auch wohl, daß ſich nichts Unvernünftigeres und Zweckloſeres denken laſſe, als Vernichtung der Seele im Tode: **ein Weſen deſſen anerſchaffener Grundtrieb unendliche Dauer, Vervollkommung, und Genuß des höchſten Guts iſt, ſoll in wenigen Jahren, in denen es keinen ſeiner Zwecke erreicht, aufhören zu ſeyn,** welcher Unſinn! — eine nur halb nüchterne Vernunft erkennt dies auch wohl, aber da man gewöhnlich nach dem Tode nichts mehr von der Seele hört und ſieht, auſſer wenn hie und da geſagt wird, ein Todter habe ſich gezeigt, ſey wieder gekommen; ſo weiß auch der blos vernünftige Menſch, oder der mechaniſche Philoſoph, nicht ein Wort von dem fernern Schickſal ſeiner Seelen nach dem Tode; er träumt und vermuthet, aber immer nach ſeinen mechaniſchen Grundideen, die er aus der Sinnenwelt abſtrahirt hat, und die alſo in ihrer Anwendung auf eine andere Welt, in der Geiſter mit freyem Willen zu Hauße ſind, grundfalſch ſind.

Dies iſt der nothwendige Weg der menſchlichen Vernunft, den ſie geht, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und conſequent denkt. Nun ſollte man glauben, die Menſchheit hätte ſchon in dem erſten Jahrhunderte ihrer Cultur auf dieſen Weg gerathen müßen, weil er ſo ganz natürlich, und der Vernunft angemeſſen iſt, aber nichts weniger als das: wenn wir die Geſchichte aller Völker fragen, ſo giebt ſie uns eine ganz andere Antwort: damals waren die Menſchen mit der Geiſterwelt bekannt, man glaubte höhere Weſen als die Menſchen, die ſtufenweiſe immer herrlicher und vollkommener waren, und ſich endlich an Gott, oder Gottheiten als das höchſte Weſen, den Urſprung und den Schöpfer aller Dinge, anſchloſſen. **Dieſe Vorſtellung iſt der Geiſt, und der Grund aller Mythologien, oder Götterlehren aller, nur einigermaßen cultivirten Völker.** Dieſe Grundidee kleidete ſich dann jede Nation je nach ihrem Karakter und Lieblings-Neigungen aus. Es gab in jedem Volk von Zeit zu Zeit, groſe Genies, die mit ihrer glüenden Einbildungskraft das Gemählde verſchönerten, und dann entſtanden auch groſe Wohlthäter der Menſchheit, oder auch groſe Helden, die man nach ihrem Tod als Götter verehrte. **Der Glaube an Gott und Unſterblichkeit war allgemein herrſchend.**

Jezt frage ich jeden Wahrheitliebenden Leſer, **woher kam die Menſchheit ſo früh zu dem Glauben an Gott, an eine Geiſterwelt, und an Unſterblichkeit?** — gewiß nicht auf dem Wege der Vernunft, denn der führt geradesweges von dem Allen ab. Etwa durch die Phantaſie? — dieſe allezeit fertige Bilderin neuer Unweſen? — Dies lieſe ſich allenfalls denken, aber bey genauer Prüfung ſchwindet dieſe Vermuthung, und wird zu Nichts, denn:

1) Jedem Bild der Phantaſie liegen würkliche wahre Ideen zum Grund: denn wie kann ſich die Einbildungskraft etwas vorſtellen, etwas ſchaffen, zu dem ſie keinen Stof hat. Erſt, nachdem ſie etwas von einem Gott, und einer Geiſterwelt wuſte, erſt dann mahlte ſie dieſe Grundideen mit Bildern aus der Sinnenwelt aus; und

2) Alle, nur einigermaßen cultivirte Völker, haben die Grundidee von Gott, von der Geiſterwelt, und von der Unſterblichkeit der Seelen. In dieſem reinen abſtrakten Begrif kommen Alle überein. Woher haben ſie ihn? — Naturlicher Weiſe durch Offenbarung Gottes, der Geiſterwelt, und Erſcheinungen verſtorbener Menſchen, die ſie entweder von ihren Voreltern, oder ſelbſt erfahren hatten. Daß alle Menſchen eine Idee, von einer Sache die gar nicht in ihre Sinnen fällt, bekommen ſollten, iſt ein unnatürlich unmöglicher Gedanke.

Den Urſprung dieſer Grundidee von Gott, der Geiſterwelt, und der Unſterblichkeit der Seelen, finden wir in den älteſten Zeiten im Orient, in der Wiege der Menſchheit. Der älteſte Geſchichtſchreiber der Menſchheit Moſe, erzählt uns den Urſprung der Sinnenwelt, und ihrer Bewohner, die erſten Offenbahrungen Gottes, der Geiſterwelt, und der Unſterblichkeit; die erſte Geſchichte der Erde, und ihrer Bewohner, und dies Alles ſo ganz ohne den geringſten An-

Anſchein von Dichtung, ſo einfach, erhaben, und ſo Gott geziemend, daß jedes unverdorbenes Herz, und jeder ungetrübte Verſtand ſagen muß: **der Mann erzählt uns ewige himmliſche Wahrheit.**

Moſe war in **Egypten** erzogen; damals waren die **Egyptier** die cultivirteſte Nation auf der ganzen Erden. Die ſo berühmten **Parſen** waren ſpäter: denn ihr Stifter **Zerduſchd** oder **Zoroaſter**, ſo wohl der **Erſte** als der **Zweyte**, waren Schüler der **Egyptiſchen** Prieſterſchaft; alle andere Nationen, auch die **Griechen** kamen viel ſpäter empor. Bey aller ihrer Cultur, hatten doch die **Egyptier** die Grundidee von Gott, der Geiſterwelt, und der Unſterblichkeit, oder mit einem Wort der **Theologie** und der **Religion**, ſehr befleckt: denn ſie hatten **Ochſen**, und andere Thiere zu Symbolen der Gottheit gemacht, die dann vom gemeinen Volk göttlich verehrt wurden. Eben ſo verdorben war auch ihr ſittliches Leben; ſie waren zu **Moſes** Zeiten ſchon tief geſunken. Er hatte alſo ſeine **Theologie** nicht von den **Egyptiern** gelernt, ob er gleich auch mit ihrer Geiſtescultur bekannt war, ſondern von ſeinen Voreltern, von der Patriarchaliſchen Familie, und dann auch durch ſeine eigene Erfahrungen, indem er häufigen Umgang mit Gott hatte.

Der reine theologiſche Grundbegrif von Gott, der Geiſterwelt, und der Unſterblichkeit kam alſo von den erſten Menſchen auf die Patriarchaliſche Familie, von dieſer auf Moſe, von dieſem auf das Volk **Iſrael**, von dieſem durch mannigfaltig reflektirte Lichtſtralen auch zum Theil auf die **Griechen**, **Römer**, und andere Nationen, wie ſich in ihren Mythologien deutlich zeigen läſt, und endlich vollendete der Gottmenſch Jeſus Chriſtus die Offenbahrung Gottes an die Menſchen dadurch, daß Er die theologiſche Idee ganz rein und vollkommen darſtellte, und zugleich den unfehlbaren Weg zeigte, den der Menſch gehen müſte, wenn ſein Grundtrieb zur unendlichen Vervollkommnung, und zu immer ſteigender Glückſeligkeit befriedigt werden ſollte.

Die Theologiſche Grundidee, in ihrem reinſten, und vollkommenſten Begrif, ſo wie ſie Chriſtus und ſeine Apoſtel bey Gründung des Chriſtenthums, ſeinen wahren Verehrern und Bekennern, als ewige himmliſche Wahrheit, und als Glaubensartickel hinterlaſſen haben, beſteht, in ſo fern ſie zu meinem gegenwärtigen Zweck dient, in folgenden Begriffen:

Gott der Vater, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, ſandte ſeinen eingebohrnen Sohn, den Logos, das Organ, durch welches Er ſich allen erſchaffenen Weſen offenbart, auf die Erde, um Menſch zu werden, und das aus ſeinem anerſchaffenen Zuſtand gefallene, menſchliche Geſchlecht zu erlöſen. Durch einen ſchweren Lebens- und Leidensweg vollendete Er die Erlöſung, ſchwang ſich dann im Triumph über Tod und Hölle, und über alle gefallene Geiſter oder Engel auf den Herrſcher-Thron aller Welten, zur Rechten ſeines himmliſchen Vaters; Er empfieng alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und iſt nun ſo lang der einzige Weltregent, bis alle ſeine, und der Menſchen Feinde, und endlich auch der Tod beſiegt ſind. Der heilige Geiſt, den Er uns geſandt hat, bewürkt die moraliſche Vervollkommnung, oder die Heiligung des Menſchen, wenn er Ihn nicht hindert, ſondern mit Sehnſucht und Glauben darum bittet; die Regierung der Menſchheit aber wird durch das Geiſterreich, gute Engel und Geiſter bewürkt, welche der Freyheit des Menſchen unbeſchadet, und ihnen ganz unbewuſt, durch allerhand Mittel den freyen Willen, nach dem Willen des Herrn zu lenken ſuchen; diejenigen Menſchen, die an den Herrn und ſein Wort glauben, und ihren Lebenswandel darnach einrichten, werden dann auch mitwürkende Werkzeuge in der Weltregierung, deren Zweck dahin geht, die ſo mächtig mit einwürkenden böſen Geiſter und Menſchen nach und nach zu überwinden, den Erdkreiß, oder die geſammte Menſchheit, von ihrer Dienſtbarkeit zu befreyen, und endlich alles Böſe ganz aus dem Reich der Würklichkeit zu vertilgen.

Die Körper- oder Sinnenwelt wird — unſern menſchlichen in Zeit und Raum eingeſchränkten Begriffen nach — durch ihre eigenen, anerſchaffenen Kräfte regiert; die vernünftige oder Geiſterwelt, aber, wohin auch die Menſchen, der Seelen nach gehören, durch Geſetze. In jener iſt die Würkung der Kräfte nothwendig, in dieſer aber hängt die Befolgung der Geſetze vom freyen Willen ab, dem aber die göttliche Regierung Schranken ſezt, wenn er ſich mit ihren Zwecken nicht vereinigen läſt.

Ob gleich die guten und böſen Engel und Geiſter, mächtig in die Weltregierung mit einwürken, ſo iſt doch in den göttlichen Geſetzen des alten und neuen Bundes, ſtreng verbotten, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen, und ſich mit ihnen in Beziehung und Verhältnis zu ſetzen, und eben ſo wenig iſt es den Bürgern des Geiſterreichs erlaubt, ſich den noch im irrdiſchen Leben befindenden Menſchen, ohne ausdrücklichen Befehl oder Erlaubniß des Herrn, ſinnlich zu offenbaren.

Wer alſo den Umgang mit der Geiſterwelt ſucht, der ſündigt ſchwer und wird es bald bereuen, wer aber ohne ſein ſuchen, durch göttliche Fügung in dieſe Bekanntſchaft kommt, der bete und flehe um Weisheit, Muth und Kraft, denn er hat das alles nöthig; und wer durch Krankheit, oder Abirrung ſeiner phyſiſchen Natur, in ein ſolches Verhältnis geräth, der ſuche durch die gehörigen Mittel ſeine Geſundheit wieder zu erhalten, und ſich des Umgangs mit Geiſtern zu entſchlagen.

Seht, meine lieben Leſer! dies iſt der reine, wahre, evangeliſche Lehrbegrif von Gott, und von der Geiſterwelt, und die Grundidee zu meinem **Theokratiſchen Freyheitsſyſtem**, oder zu meiner **Theokratiſchen Philoſophie**. In allem was zum irrdiſchen Leben und zur Sinnenwelt gehört, da iſt uns die mechaniſche Philoſophie Regel und Richtſchnur des Denkens und Schlieſsens, da muß die Vernunft nach den logiſchen Geſetzen urtheilen, und unſre einzige Führerin ſeyn; ſo bald aber vom ganzen Reich vernünftiger Weſen die Rede iſt, ſo urtheilt ſie nach den Geſetzen der Freyheit, und der göttlichen Offenbarung, weil der Menſch in dieſem Leben nur auf die Sinnenwelt organiſirt iſt, und er alſo keine Data zu den Grundformen des Denkens in der Geiſterwelt hat, bis ſie vom groben mechaniſchen Körper entbunden iſt.

Fürchtet doch nicht meine Lieben! daß ich dem **Aberglauben** wieder Thür und Thor öfne: **denn ich behaupte ja ausdrücklich, daß wir vom Geiſterreich und ſeinen Würkungen, keine Notiz nehmen ſollen. Wir ſind auf das Wort Gottes, auf den Herrn, und auf ſeinen Geiſt angewieſen, alle andere Geiſter gehen uns nichts an.**

Der allgemein herrſchende Unglaube und Abfall, hat die guten Engel und Geiſter entfernt, und die böſen Geiſter herbey gelockt, die ſich aber wohl hüten, ſich kenntbar zu machen; unter der Hülle natürlicher Würkungen treiben ſie ihr Unweſen, und beſchleunigen alſo das Reifwerden zum Gericht. **Wachen und Beten iſt unſre gröſte Pflicht.**

Dies iſt meine **Theorie der Geiſterkunde**, nach deren Grundſätzen ich nun die Frage, was von **Ahnungen, Geſichten** (Viſionen) und **Geiſtererſcheinungen** geglaubt, und nicht geglaubt werden müße, beantworten kann.

§. 139.

Wenn ein Menſch, der keine Anlage zum **Ahnen**, das iſt kein entwickeltes **Ahnungsvermögen** hat, und dann durch ein **unbekanntes Etwas** für einer Gefahr gewarnt wird, ſo geſchieht dies auf Befehl der Göttlichen Regierung, durch einen Engel; der ſich dann irgend eines natürlichen Mittels, oder auch eines unmittelbaren Eindrucks auf das Gemüth bedient, je nachdem er ſeinen Zweck am leichteſten und beſten erreichen kann. Hieher gehören die erſten Beyſpiele wahrer Ahnungen, die ich oben erzählt habe. **Fragt man mich, warum werden nicht alle Menſchen ſo für Gefahren gewarnt?** ſo antworte ich: **Wenn ein Menſch ſelbſt eine Gefahr vorausſehen, und vermuthen kann, ſo iſt keine Ahnung nöthig, und eben ſo wenig wenn ein Unglück dem Zweck der göttlichen Regierung angemeſſen iſt. Nur dann bedarfs einer warnenden Ahnung, wenn das bevorſtehende Unglück nicht anders vermieden werden konnte, und doch nicht zum Zweck**

paßte, folglich durchaus verhütet werden muſte.

Der Traum des Herrn von **Brenckenhofs** war auch Würkung eines Engels, weil er auf keine andere Art zur thätigen Hülfe ſo vieler Unglücklichen bewogen, zubereitet und geſtärkt werden konnte; und ſo war es auch ein Engel, der der Fürſtin **Ragozky**, die Umſtände, die ihren Tod begleiten würden, frühzeitig bekannt machte, um Ihr einen Wink zu geben, was ſie nun zu thun habe. Warum durch einen Engel? — und auf dieſe Art? — das wird dereinſt die andre Welt enthüllen.

§. 140.

Was aber nun die Ahnungen des Doktors **Knape** betrift, ſo verhält ſichs damit ganz anders; **dieſe hatten ihren Grund in ſeinem eigenen Weſen.** Ich will mich näher darüber erklären:

Daß Engel nicht hiebey geſchäftig waren, erhellet daraus, **weil die Ahnungen unnütz waren, indem die Vorſehung ihren Zweck vereitelte.** Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt:

Aus meiner bisher vorgetragenen Theorie erhellet, **daß die Menſchenſeele ſich in ſo fern dem Geiſterreich nähere, als ſie ſich von den Organen durch die ſie auf den Körper, und dieſer auf jene würkt, frey macht.** Dieſes kann auf vielfache Weiſe und durch vielerley Stufen, von der leiſeſten Ahnung an, bis zur völligen Entbindung im Tode geſchehen.

Wenn ein Menſch eine natürliche Diſpoſition zu irgend einer Art, oder zu einem gewiſſen Grad jener Entbindung der Seele vom Körper hat, ſo nenne ich dieſe Art, oder dieſen Grad, das Ahnungs-Vermögen, welches ich dann, wann es thätig wird, oder würkt, das entwickelte Ahnungs-Vermögen nenne.

Die Art des Ahnungs-Vermögens der Seele beruht auf einer herrſchenden Neigung zu einer Sache: Z. B. Wer Freude am Lotterieſpiel hat, oder wen die Neugierde gewiſſe zukünftige, oder dem Raum nach entfernte Dinge, zu wiſſen, beſeelt, und dabey jene Diſpoſition hat, der entwickelt, nur in dieſem Stück ſein Ahnungs-Vermögen; er empfindet das, wohin ſeine Seele eine Tendenz hat, und zwar im Verhältnis jener Diſpoſition, in dunkelern oder hellerem Grade.

§. 141.

So begreiflich und vernünftig dieſes Alles iſt, ſo bleibt doch noch eine Hauptſchwierigkeit übrig; nähmlich: wie kann man im Geiſterreich, oder wie können endliche Geiſter, die alle als eingeſchränkte Weſen, ihre Begriffe nacheinander, alſo in der Zeit entwickeln, zukünftige Dinge vorher wiſſen.

Ich antworte: da die freyen Handlungen der Menſchen in der Sinnenwelt, durch das Geiſterreich, aber ihrer Freyheit unbeſchadet, geleitet werden, folglich die Anſtalten zu allen Verrichtungen der einzelnen Menſchen,

ſchen, der einzelnen Völker, und der ganzen Menſchheit, vom Geringſten bis zum Wichtigſten vorbereitet, und angewendet werden, ſo kann ein Menſch, der ein entwickeltes Ahnungs-Vermögen hat, das Reſultat jener Anſtalten empfinden, indem es ſich auf irgend eine Art verſinnlicht, und dadurch empfindbar wird.

Es kann durchaus keinen **blinden Zufall**, kein **bloſes Ungefähr** geben; aus den allerkleinſten unbedeutenſten Vorfällen, entſtehen gewöhnlich die allerwichtigſten Ereigniſſe; **kein Haar, kein Sperling fällt auf die Erde, ohne Gottes Willen.** An den Spieltiſchen, und bey den verbottendſten Handlungen und ſchrecklichſten Laſtern iſt das Geiſterreich geſchäftig. **Die böſen Geiſter** würken zum Verderben, erhitzen die Leidenſchaften, und locken zum Laſter; und die **guten** ſuchen unter der Leitung der göttlichen Regierung, die Tugend zu befördern, zum Kampf gegen die Leidenſchaften aufzumuntern, und vom Laſter abzuſchrecken. **Es iſt alſo begreiflich, daß ein entwickeltes Ahnungs-Vermögen etwas aus der nahen Zukunft, aber nicht aus der Fernen voraus ſehen kann, weil es zu jener aber nicht zu dieſer die Anſtalten, ſich ſelbſt unbewuſt, empfindet, aus welchen dunkeln Empfindungen dann, der innere Sinn ein ſinnlich faßliches Reſultat bildet, welches von der Seelen deutlich empfunden wird.**

§. 142.

Hier zeigt ſich nun auch der groſe Unterſchied zwiſchen ſolchen **natürlichen Ahnungen**, und **göttlichen Weiſſagungen**, von dem ich im Verfolg an ſeinem Ort ausführlich handeln werde.

Bisher war die Rede nur von ſolchen Menſchen, die entweder gar kein **entwickeltes Ahnungs-Vermögen** haben, deren Ahnungen alſo von Engeln herkommen; oder von ſolchen, die nur ſelten, und nur in einem gewiſſen Fall, jenes Vermögen entwickeln, und etwas ahnen, das aber oft weder Bedeutung noch Werth hat. Jezt kommen wir nun zu einer Gattung Menſchen, **deren Ahnungs-Vermögen ſo entwickelt iſt, daß ſie oft und häufig zukünftige Dinge vorher ſagen.** Dieſe können aber wieder in verſchiedene Klaſſen eingetheilt werden.

§. 143.

1) Es giebt Menſchen, die ſich lange einer ungeheuchelten Gottſeeligkeit befliſſen haben, und durch einen vieljährigen Wandel in der Gegenwart Gottes, und innigen Umgang mit Ihm, endlich ihr Ahnungs-Vermögen entwickeln — **wenn ſie nähmlich ohnehin eine natürliche Anlage dazu haben.** — Dieſe guten Seelen thun erleuchtete Blicke in die Geiſterwelt und in die Zukunft, die ſich aber immer auf die Gegenſtände beziehen, die ihnen Lieblings-Sache ſind; Z. B. Wenn ſich ſolche Gemüther viel mit der **Offenbahrung Johannis** beſchäftigen, ſo bekommen ſie Aufſchlüſſe darüber; oder wenn ſie über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode viel und ernſtlich nachdenken, ſo richtet ſich ihr erleuchtetes Auge auf dieſen Ge-

Gegenſtand, u. d. g. m. Da nun auch die frömmſten und heiligſten Seelen bey allen ihren erhöhten und gereinigten innern Kräften, doch noch immer im Leibe wallen, und ihre ſinnliche Einbildungskraft auch von dieſem himmliſchen Licht durchſtralt wird, ſo können ſie nicht immer die Kenntniße die ſie aus der Geiſterwelt erhalten, die alſo wahr ſind, von denen unterſcheiden, die ſich ihre lebhafte Phantaſie ſelbſt ſchaft, daher kommen dann die Irrthümer und Fehlſchüſſe, die ſich zuweilen in ihre Reden oder Schriften einſchleichen. Wenn ſolche Leute prophezeien, ſo trift vieles ein, und vieles nicht, und zwar aus dem Grund, den ich ſo eben angeführt habe.

§. 144.

Aus dieſen gewiß richtigen Bemerkungen folgen nun zwo wichtige Hauptpflichten:

1) Daß ſich ſolche fromme heilige Seelen ja nicht in dieſe geiſtliche Gabe verbilden, oder gar eine göttliche Offenbarung daraus machen dürfen. Thun ſie einen Blick in die Zukunft, oder wird ihnen bekannt was in der Ferne geſchieht, oder erlangen ſie Erkenntniße aus der Geiſterwelt, ſo muß nothwendig ihr erſter Gedanke ſeyn: nach der Göttlichen Ordnung darf ich deren keines wiſſen, indeſſen da es mir nun einmal ohne mein ſuchen durch des Herrn Fügung offenbar geworden, ſo kommt es darauf an, ob es nur für mich, oder auch für einige weit geförderte Seelen, oder gar für das allgemeine Publi-

blikum dienen ſolle und könne. Hier gilt es nun Betens, Wachens und Verläugnens: denn jezt zeigt ſich der Verſucher als ein Lichtsengel; er haucht leiſe und unvermerkt den Gedanken ins Gemüth: **Du muſt es wohl weit in der Heiligung gebracht haben, und dem Herrn vorzüglich angenehm ſeyn, weil Er dich ſeiner Offenbarungen und der prophetiſchen Gabe würdigt!!!** — Jezt gehört viel Erfahrung dazu, dieſes Schlangengeziſche für das zu halten was es iſt, und es durch ein inniges Zunahen zum gekreuzigten Erlöſer weit weg zu ſcheuchen; gar oft macht man dem Verführer ein Kompliment, als wollte man ſagen: **Ich bitte um Vergebung — ach ich bin noch gar weit zurück, gar zu unwürdig einer ſo hohen Gabe. u. ſ. w.** Indeſſen hat man nun einmal das überzuckerte Gift hinunter geſchluckt. Die Heuchel-Demuth hat in der Seelen Poſto gefaßt, und nun werden gar ſchwere und dunkle Wege erfordert, um eine ſolche Seele wieder zur wahren Selbſtverläugnung, und Vernichtigung zurück zu führen.

Meine Leſer werden leicht einſehen, wie unendlich wichtig dieſe Materie iſt, die ich jezt abhandle: denn wenn, auch die erleuchtete Seele, die wahre Beſchaffenheit des Ahnungs-Vermögens nicht kennt, nicht weiß, daß es auch in den verdorbenſten ſittenloſeſten Menſchen entwickelt werden kann, ſo kann ſie es leicht für göttliche Offenbarung, für den Geiſt der Weiſſagung anſehen, und ſich etwas darauf einbilden, nach und nach verfallen, und wieder verlohren gehen.

§. 145.

2) Eine eben ſo wichtige Hauptpflicht iſt es, für jeden Chriſten, daß er, wenn er hie oder da etwas auſſerordentliches bemerkt, daß Männer, Weiber, Mädchen oder Knaben, entweder in Entzückung fallen, oder ſonſt auf irgend eine Art begeiſtert werden, und in einen exaltirten Zuſtand gerathen, äuſſerſt vorſichtig zu Werk gehe, und es nicht für etwas Göttliches halte. Anfänglich reden ſolche Leute oft herrliche, im Wort Gottes gegründete Sachen, jezt bekommen ſie Anhang, viele werden auch wohl dadurch bekehrt, im Verfolg aber miſcht ſich gewöhnlich der Feind alles Guten darein, beſonders wenn ſolche **Somnambüle** einfältige Menſchen ſind, denen es an den gehörigen Religions-Kenntniſſen mangelt, und nun entſtehen irrige, verderbliche, und oft ungeheuere Sekten. Man erinnere ſich nur an die ſchrecklichen Auftritte im Kanton Bern in der Schweiz, wo im verwichenen Jahr eine junge Frauensperſon, durch ihre Schwärmerey, die auch in Entzückungen ihren Grund hatte, vermittelſt ihrer Anhänger, ihren alten ehrwürdigen Grosvater erdroſſelte, **damit ſeine Seele gerettet werden möge, weil verwichene Oſtern der jüngſte Tag kommen werde.**

§. 146.

Ich ſage allen die dies leſen, und leſen hören, im Namen der heiligſten Majeſtät unſers hochgelobten Königs Jeſu Chriſti, gegen alle ſolche auſſer-

ordentliche Erſcheinungen, Ahnungen, Entzückungen, und Prophezeihungen äuſſerſt mistrauiſch zu ſeyn, Alles genau und wohl zu prüfen, auch die Bücher welche fromme Seelen in einem ſolchen Zuſtand geſchrieben haben, ja nicht unbedingt, als göttliche Offenbarung anzuſehen, ihren Weiſſagungen nicht zu glauben, ſondern überzeugt zu ſeyn, daß einige wohl erfüllt werden können, andere, auch wohl alle gar nicht. In dieſer äuſſerſt merkwürdigen Zeit wendet der Fürſt der Finſternis alle nur erſinnliche Verführungs-Mittel an, um die wahren Verehrer Chriſti zum Abfall zu bewegen; er wählt die täuſchendſten Lichtsgeſtalten, um fromme Seelen zu berücken; darum muß ich auch immer ſo ernſtlich für dem Grübeln in den bibliſchen Weiſſagungen, um die nahe Zukunft zu erfahren, warnen. Davon wiſſen wir ſo viel als uns nöthig iſt, und es iſt genug, wenn wir nur immer aufmerken, wie ſie nach und nach erfüllt werden. Gewöhnlich geſellt ſich ein falſcher Geiſt zu ſolchen Grübelern, jezt glauben ſie vollends das ſey der Geiſt Gottes; ſie freuen ſich dieſer hohen Gnade, und halten nun alle ihre Träumereyen für Inſpiration, für göttliche Eingebungen. Unvermerkt leitet ſie der Verführer von der Wahrheit ab, und wenn dann am Ende ihre Träume nicht erfüllt werden, ſo leiden ſie Schifbruch am Glauben, und das iſts dann eben was der Verführer ſuchte.

Nichts wiſſen wollen, als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten, das iſt uns jezt theure Pflicht. Er wird uns dann die Kenntniße verleihen, die uns in jedem Zeitpunkt nöthig ſind.

§. 147.

Ein ſchönes und belehrendes Beyſpiel, wie der wahre Chriſt die Gabe, oder vielmehr die Eigenſchaft des entwickelten Ahnungs-Vermögens gebrauchen ſoll, theilte mir vor einigen Monathen ein ſehr lieber und theuerer Freund mit. Ich verbürge die Wahrheit deſſelben, und gebe ſie mit den nehmlichen Worten, wie ich ſie empfangen habe.

„Eine gemeine Handwerksfrau in S... beſaß in hohem Grad die Vorherſehungsgabe, ſie hatte faſt fortdauernd, Tag und Nacht, Geſichte aus der Geiſterwelt. Sie hielt ſie aber ſehr geheim, und eröfnete ſich nur vertrauten Perſonen. Da ſie ſehr Gottsfürchtig, eine wahre praktiſche Chriſtin war, die ſich täglich in der Gedult, Verläugnung, und Wohlthun übte, ſo beſaß ſie auch chriſtliche Klugheit, und ungeheuchelte Demuth. Nicht nur bildete ſie ſich nichts auf ihre Geſichte ein, ſondern warnte da-

vor, und verſicherte, daß immerwährende Wachſamkeit und ſtätes Gebet erfordert werde, um nicht in Irrthum zu gerathen. Es giebt unter den Einwohnern der Geiſterwelt Gute und Böſe, Halbgute, und Halbböſe. Manche Geiſter machen es ſich zu einem Vergnügen, Menſchen zu betrügen. Sie hatte dieſes ſelbſt oft erfahren, wurde es aber bald gewahr, indem ſie von Gott die Gabe erhalten hatte, die Geiſter zu prüfen. Alle bekannte Abgeſtorbene ſahe ſie ſogleich nach ihrem Tode in der Geſtalt, in welcher ſie in der andern Welt waren. Einen für fromm geachteten Weyhbiſchof ſahe ſie grau, in der Kleidung der Armen. Stolze erſcheinen gros, und werden kleiner wie ſie ihren Stolz verlieren, u. ſ. w.

„Dieſe Frau begegnete einſt einer vertrauten Freundin auf der Straſſe. Dieſe leztere war ſehr fromm und Gottsfürchtig, hielt aber alle Geſichte für leere Phantaſien, und glaubte nicht, daß es eine Geiſterwelt gebe. So bald jene dieſe erblickte, ſagte ſie zu dieſer Wittwe: **Nicht wahr, ſie hat in dieſer vergangenen Nacht ihren verſtorbenen Mann in der und der Geſtalt geſehen?** — Die Wittwe erſchrak. Es war dem alſo. **Ich muß ihr ſagen** antwortete ſie, **daß wenn ich ſie nicht ſo gut kennte, und ſie mir nicht eine ſo liebe Freundin wäre, ich glauben würde, ſie gehe mit böſen Dingen um.**

„Sie wurde öfters von Verſtorbenen, auch ſolchen, die ſie vorher gar nicht gekannt hatte, erſucht, für ſie zu beten. Sie that es mit Inbrunſt, und ſie ſahe nicht ſelten dieſe Perſonen mit freundlicher Mine ihr alsdann erſcheinen, gleichſam um ihr zu danken.“

„Es geſchah ſehr oft, daß ſie Perſonen, die ſie beſuchten, einige Zeit vorher zu ihrer Thür hereintreten ſahe, und erkannte ſogleich in welcher Stimmung ſie zu ihr kommen würden, freudig oder verdrieslich.

„Einſt wünſchte ſie eine Freundin zu ſprechen, die in derſelben Stadt, aber weit von ihr entfernt wohnte. Ihre dringenden Arbeiten erlaubten ihr nicht auszugehen. Sie wande daher ihren veſten Willen an, um ſie herbey zu rufen. Die Freundin ſaß ruhig zu Hauße, und dachte nicht daran auszugehen. Plözlich kam ihr ein: **du ſollteſt zu der W.... gehen** — ſie jagte aber den Gedanken fort, und ſagte: ich habe nichts bey ihr zu thun, und es iſt abſcheulich Wetter, Regen und Wind, der Gedanke ſteigt aber wieder bey ihr auf: **du ſollteſt zu der W.... gehen — ich will nicht**, antwortete ſie, **ich kann jezt nicht ausgehen.** Der Gedanke wird aber bey ihr immer ſtärker, ſie hat keine Ruhe mehr. Jezt wirft ſie voll Unmuth ein Oberkleid über ſich und geht. Wie ſie die Thüre der Stube bey der W.... öfnet, lacht dieſe, und ſagt: **ich wuſte wohl, daß ſie kommen muſten — Setzen Sie ſich da zu mir, ich habe etwas nothwendiges mit Ihnen zu reden, und da ich unmöglich ausgehen kann, ſo dachte ich, ich wolle ſie mit meinem Willen hieher rufen.**“

„Sie ſahe oft die Krankheiten ihrer Bekannten voraus, konnte aber nicht allemal unterſcheiden, ob es nur tödliche, oder würklich todbringende Krankheiten ſeyen. Beydes zeigte ſich ihr auf eben dieſelbe Art.“

„Folgende Vorherſagung, welche eydlich erhärtet werden kann, iſt auffallend:“

„Im Anfange der Revolution war ein Bürger in Handelsgeſchäften nach Leipzig auf die Meſſe gereiſt. Während er ſich daſelbſt aufhielt, wurde er öffentlich in den Zeitungen des rechten Rheinufers als ein Emiſſär angegeben, und mit Namen genannt. Seine Familie gerieth dadurch in groſe Beſtürzung. Es war zu fürchten, daß man ihn bey ſeiner Rückkehr arretiren möchte, und es waren auch würklich die Befehle dazu gegeben. Seine Gattin war eine vertraute Freundin der W.... ſie lief alſo zu ihr, und überließ ſich bey ihr allem Schmerz den ſie fühlte. Nach einigen Augenblicken ſagte die W.... zu ihr: **Seyen Sie ruhig, ihrem Mann geſchieht nichts, er wird wohlbehalten zurück kommen! — Sie können ſich auf das was ich Ihnen ſage, vollkommen verlaſſen; Sie wiſſen daß ich auſſer Stand bin, ihnen eine Unwahrheit zu ſagen. Sie können ſich ganz darauf verlaſſen, er kommt wohlbehalten zurück.** Die Freundin glaubte es, und gieng ganz getröſtet von ihr. Sie war ſchon einige Schritte weit, als die W.... die noch unter der Hausthür ſtand, ſie zurück rief, und ihr ſagte: **verſtehen Sie mich recht, ihr Mann kommt wohlbehalten zurück, jedoch hat er einen Schaden an einem Fuß, es hat aber nicht viel zu bedeuten.**“

Dieſe Vorherſagung traf pünktlich ein. Der Handelsmann reiſte mit ſeinem Handelsdiener durch die Lande hindurch, wo er conſignirt war. Niemand erkannte ihn, und er kam glücklich in S... an. Aber an einem Fuß hatte er einen Schaden. Er war im Schmalkaldiſchen wo die Poſtpferde das Reißaus nahmen, aus der Cariole geworfen worden. Er brach das Bein nicht; aber der Waden löſte ſich vom Bein ab, ſo daß er bey ſeiner Rückkehr einige Wochen liegen muſte. Er wurde aber vollkommen geheilt. Dieſe Frauensperſon ſtarb im März 1790. Gegen das Ende ihres Lebens fragte man ſie, was die franzöſiſche Revolution für Folgen haben werde? — **Das was man jezt verfügt,** ſagte ſie, **bleibt nicht; aber das Alte kommt auch nicht wieder. Es wird ganz anders gehen, als man jezt glaubet. Es werden ganze Ströme Bluts flieſen. Es wird ſchröckliche Rache geübt werden. Ich ſehe,** fügte ſie bey, **den Admiral Coligni ausnehmend bey dieſer Revolution geſchäftig. Ich ſehe ihn immer in einem blutrothen Hemd.**“

„Sie warnte ihre Freunde an keiner Ungerechtigkeit theil zu nehmen. Einer Gattin, welche ſehr unzufrieden war, daß ihr Mann an der Revolution Antheil nahm, und in dieſelbe verflochten war, ſagte ſie: **Seyen Sie getroſt, Ihr Mann wird gut durch die Revolution durchgehen, ob gleich mit merklichem Verluſt. Gott wird ihn mit Gewalt aus den Verbindungen und Geſchäften, worinn er jezt iſt, herauswerfen. Er wird ruhiger werden, als ers je geweſen iſt. Was ich Ihnen hier** ſage, iſt Wahrheit; Sie können ſich ganz darauf verlaſſen.“

„Die W.... iſt nun ſeit mehr als 16 Jahren tod, und es iſt Alles pünktlich eingetroffen. Sie ſtarb im 63ſten Jahr ihres Alters.“

„Da Caglioſtro in S.... war, ſo beſuchte ſie ihn mehrmals. Er erkannte ſogleich, daß ſie in die Geiſterwelt ſehe, und machte allerhand Gaukeleyen vor ihr, vermuthlich um zu verhindern, daß ſie ihn nicht für das erkenne, was er war. Sie bewunderte ſeine groſe Kenntniße, ſahe ihn aber für einen ſchwarzen Magus an, dergleichen es in der Welt, und ſelbſt unter der Chriſtenheit mehr giebt, als man weiß. Man lieſt in den Schriften der A. Bourignon, daß dieſe erleuchtete Perſon daſſelbe von ihren Zeiten ſagte. Der Teufel hat viele würkliche Anbeter, ſie werden ſich im Stillen vermehren, bis ſie endlich unter der Regierung des Thiers öffentlich hervortretten, und die ganze Welt verführen. Wolluſt und Reichthum ſind ihre vorzügliche Verführungsmittel. Sie erfüllen aber die Wünſche ihrer Anhänger mehr durch groſe Verſprechungen, als durch die Sache ſelbſt. Im Reich der Finſternis herrſcht Lüge und Betrug. Nur im Lichtreich iſt Wahrheit und reeller Genus.“

So weit der Brief meines Freundes; noch einmal: ich verbürge die Wahrheit der Geſchichte der W.... ich kenne die Aufrichtigkeit aller der Perſonen, die Theil daran haben, mehrere haben ſie mir auch mündlich erzählt, kurz, **ſie iſt gewiß, und wahrhaftig wahr.**

§. 148.

Die Frau W.... war nichts weniger als eine Schwärmerin, ſondern eine ſehr fromme wohlthätige Chriſtin. Daß ſie auf ihren Umgang mit den Geiſterreich, und auf ihre Vorherſehungs-Gabe keinen Werth legte, auch keinen andern Gebrauch davon machte, als Rath- und Troſtbedürftigen zu dienen, das karakteriſirte ſie ganz; als Schwärmerin benahm ſie ſich ganz anders; dann würde ſie ſich in heiliger Selbſtgenügſamkeit für eine arme unwürdige — Prophetin — erklärt, und viel Unheil geſtiftet haben.

Ihr Urtheil über ihren Umgang mit Geiſtern, ihr Rath und ihre Warnung in dieſem Fall, ſind ſo wahrhaft ächt chriſtlich, daß nichts darüber geht: denn es kann nicht genug geſagt und wiederholt werden, daß der Umgang mit dem Geiſterreich, und alle dadurch gemachte Entdeckungen und Ahnungen, höchſtgefährliche Dinge ſind; wer ohne ſein Suchen in dieſen Umſtand geräth, der ſoll ſich demſelben, womöglich, wieder zu entziehen ſuchen, und kann er das nicht, ſo muß er es machen wie die Fr. W.... anräth, unaufhörlich wachen und beten.

Das entwickelte Ahnungs-Vermögen iſt den göttlichen geiſtigen, und phyſiſchen Geſetzen nicht gemäß, ſondern gewiſſermaſſen eine Krankheit, die man zu heilen ſuchen muß; wer es auf irgend eine Art zu entwickeln ſucht, der begeht eine Zaubereyſünde.

Was die Frau W.... von guten und böſen, halbguten und halbböſen Geiſtern ſagt, iſt wahr und merkwürdig, und es ſtimmt genau mit der heiligen Schrift und der Erfahrung überein. Auch ihr Beten für Verſtorbene verdient Beherzigung; es iſt wieder ein neuer Beweiß, daß der Menſch im Tode nicht alſofort in den Himmel oder in die Hölle kommt, ſondern zu einem von Beiden, je nach Befinden, eine längere oder kürzere Zeit durch, vorbereitet werde, und ſich ſo lang im Hades aufhalte. Nur vollendete Heilige, und vollendete Böswichter kommen ohne Auffenthalt an den Ort ihrer Beſtimmung.

Daß die Vorausſehungs-Gabe bey ihr durchaus nichts Göttliches, nichts Prophetiſches war, erhellet auch daraus, daß ſie die gleichgültigſten nichtsbedeutenden Dinge vorher ſahe, z. B. wenn ſie gewöhnliche Beſuche bekam.

Aeuſſerſt merkwürdig und wichtig iſt die magiſche Würkung ihres Willens, mit dem ſie ihre Freundin herbey zwang, der mechaniſche Philoſoph verlacht ſo etwas, und hält es für die ſinnloſeſte Schwärmerey, und für den dümmſten Aberglauben, und doch iſt die Sache ſelbſt wahr, und in der Natur des Geiſterreichs gegründet. Gott hat dies Geheimnis der Magie tief verborgen, weil es zum ſchrecklichſten Misbrauch verleiten kann. Wo es alsdann wahre Zauberey wird. Wer es entdeckt — denn es kann durch gewiſſe Kün-

ſte

ſie erlangt werden — der fliehe dafür, wie für dem rächenden Engel des Todes, denn man kann ſchreckliche Dinge damit ausrichten. Dies Geheimnis enthüllt ſich, wenn die Entwicklung des Ahnungs-Vermögens auf einen hohen Grad geſtiegen iſt.

Dieſe Erfahrung giebt uns einen Wink, wie Geiſt auf Geiſt würken kann. Doch nichts mehr davon, der wahre Weiſe wird mich verſtehen, er weiß was wahre göttliche Magie, und was die ſo genannte ſchwarze oder Teufeliſche Magie iſt.

Auch das iſt ſehr merkwürdig was die Fr. W.... von der franzöſiſchen Revolution, und beſonders vom Admiral Coligni ſagt; hat ſie ſich hierinnen nicht getäuſcht, hat ſie den groſen edlen Mann im rothen Gewand — nicht Hemde — würklich in der Beſchäftigung geſehen, ſo giebt das einen wichtigen Aufſchluß über die Weltregierung: der Herr bedient ſich alsdann der verſtorbenen guten Menſchen als Werkzeuge zu groſen Zwecken.

Der Admiral Coligni war gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ein wichtiger Beſchützer der Proteſtanten (Hugenotten) in Frankreich, und einer der Erſten, die in der Pariſer Bluthochzeit, in der Bartholomäus-Nacht 1580 auf ſeinem eigenen Zimmer, ermordet wurde. Daß die ſchweren blutigen Verfolgungen unſerer Glaubensgenoſſen in Frankreich, in der Revolution fürchterlich gerächt worden ſind, ſieht jeder wohl ein, der nur einigermaſſen geöfnete Augen hat, und es wäre eben nichts unnatürliches wenn der Admiral Coligni bey dieſem Geſchäfte, **doch wohl nicht zum rächen, ſondern zur Milderung der ſtrafenden Gerechtigkeit des Weltrichters**, gebraucht werden wäre.

§. 149.

Das merkwürdigſte Beyſpiel **des entwickelten Ahnungs-Vermögens** iſt unſtreitig die Vorherſagung des Herrn **Cazotte** bey einem Gaſtmahl in **Paris**. Man hat ſich zwar erlaubt, in einer beliebten teutſchen Zeitſchrift, die ganze Geſchichte zu einer Erfindung eines müſſigen Kopfs zu machen, aber man hat dieſe Behauptung nicht beweiſen — dagegen kann **ich** beweiſen daß ſie wörtlich und pünktlich wahr iſt: ich hab mit einem vornehmen höchſt Wahrheit liebenden Herrn, der den **Cazotte** ſehr wohl gekannt hat darüber geſprochen, und dieſer verſicherte mir, daß **Cazotte** ein ſehr frommer, und mit hohen Kenntniſſen begabter Mann geweſen, der oft die frappanteſten Sachen voraus geſagt habe, die dann auch immer eingetroffen wären; dabey habe er dann bezeugt, daß er ſie aus dem Umgang mit Geiſtern bekomme.

Die Geſchichte von der jezt die Rede iſt, hat man in den hinterlaſſenen Papieren des ſeel. La Harpe, **von ſeiner eigenen Hand geſchrieben**, gefunden. Dieſer La Harpe war ein Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, dieſem Hauptſiz der Religionsſpötterey, und des **Voltairiſchen Unſinns**, in Paris. Auch La Harpe ſelbſt, war ein Freygeiſt, **der nichts glaubte, vor ſeinem Ende aber noch gründlich belehrt wurde, dann chriſtlich und ſeelig geſtorben iſt.**

Erſt will ich die Geſchichte mit des La Harpe eigenen Worten erzählen, und dann noch einige Bemerkungen über ihre Wahrheit hinzufügen. So ſchreibt Er:

„Es dünkt mich als ſey es geſtern geſchehen, und doch geſchahe es im Anfang des Jahrs 1788. Wir waren zu Tiſche bey einem unſerer Kollegen an der Akademie, einem vornehmen und geiſtreichen Manne. Die Geſellſchaft war zahlreich, und aus allen Ständen ausgewählt, Hofleute, Richter, Gelehrte, Akademicker, u. ſ. w. Man hatte ſich an einer, wie gewöhnlich, wohl beſezten Tafel recht wohl ſeyn laſſen. Beym Nachtiſch erhöhte der **Malvaſier** und der Capwein die Fröhlichkeit, und vermehrte in guter Geſellſchaft jene Art Freyheit, die ſich nicht immer in den genauen Schranken hält.

„Man war damals in der Welt auf den Punkt gekommen, wo es erlaubt war, Alles zu ſagen, wenn man den Zweck hatte Lachen zu erregen. **Chamfort** hatte uns von ſeinen Gottesläſterlichen und unzüchtigen Erzählungen vorgeleſen, und die vornehmen Damen hörten ſie an, ohne ſo gar zu dem Fächer ihre Zuflucht zu nehmen. Hierauf folgte ein ganzer Schwall von Spöttereyen über die Religion. Der eine führte eine Tirade aus der Pücelle an; der andere erinnerte an jene philoſophiſchen Verſe des **Diderot**, worinn er ſagt: **mit den Gedärmen des lezten Prieſters ſchnüret dem lezten König die Gurgel zu;** und alle klatſchten Beyfall zu. Ein anderer ſteht auf, hält das volle Glas in die Höhe, und ruft: **Ja, meine Herren! ich bin eben ſo gewiß, daß kein**

Gott iſt, als ich gewiß bin, daß Homer ein Narr iſt; und in der That, er war von dem einen ſo gewiß, wie von dem andern, und man hatte gerade von **Homer** und von Gott geſprochen, und es waren Gäſte da, die von dem einen und von dem andern Gutes geſagt hatten.“

„Die Unterredung wurde nun ernſthafter. Man ſpricht mit Verwunderung von der Revolution die **Voltaire** bewürkt hat, und man ſtimmte ein, daß ſie der vorzüglichſte Grund ſeines Ruhms ſey. Er habe ſeinem Jahrhundert den Ton gegeben; er habe ſo geſchrieben, daß man ihn in den Vorzimmern, wie in den Sälen lieſt. Einer von den Gäſten erzählte uns in vollem Lachen, daß ſein Friſirer ihm, während er ihn puderte, ſagte: **Sehen ſie, mein Herr! wenn ich gleich nur ein elender Geſelle bin, ſo hab ich dennoch nicht mehr Religion als ein anderer.** — Man ſchloß daß die Revolution unverzüglich vollendet ſeyn würde, und daß durchaus Aberglauben und Fanatismus der Philoſophie Plaz machen müſten; man berechnete die Wahrſcheinlichkeit des Zeitpunkts, und wer etwa von der Geſellſchaft das Glück haben würde, **die Herrſchaft der Vernunft** zu erleben. Die älteren bedauerten, daß ſie ſich deſſen nicht ſchmeicheln durften. Die jüngern freuten ſich über die wahrſcheinliche Hofnung, daß ſie dieſelbe erleben würden; und man gratulirte beſonders der Akademie, daß ſie das groſe Werk vorbereitet habe, und der Hauptort, der Mittelpunkt, die Triebfeder **der Freyheit zu denken** geweſen ſey.

„Ein einziger von den Gäſten hatte an aller dieſer frölichen Unterhaltung keinen Antheil genommen, und hatte ſogar ganz ſachte einige Scherzreden, in Rückſicht unſeres ſo ſchönen Enthuſiasmus eingeſtreut. Es war Herr Cazotte, ein liebenswürdiger origineller Mann, der aber unglücklicher Weiſe von den Träumereyen derer, die an eine höhere Erleuchtung glauben ganz eingenommen war. Er nahm nun das Wort, und ſagte mit dem ernſthafteſten Ton: Meine Herren! freuen Sie ſich; ſie alle werden Zeugen jener groſen und ſublimen Revolution ſeyn, die ſie ſo ſehr wünſchen. Sie wiſſen, daß ich mich ein wenig auf das prophezeyen lege; ich wiederhole es ihnen: ſie werden ſie ſehen.

„Dazu braucht man eben keine prophetiſche Gabe, antwortete man ihm.

„Das iſt wahr, erwiederte er; aber vielleicht etwas mehr für das was ich ihnen noch zu ſagen habe. Wiſſen ſie, was aus dieſer Revolution — (wo nähmlich die Vernunft im Gegenſatz der geoffenbarten Religion triumphirt) — entſtehen wird — was ſie für ſie alle, ſo viel ihrer hier ſind, ſeyn wird, was ihre unmittelbare Folge, ihre unläugbare und anerkannte Würkung ſeyn wird?

„Laſt uns ſehen, ſagte Condorcet, mit ſeiner ſich einfältig ſtellenden Mine: einem Philoſophen iſt es nicht leyd, einen Propheten anzutreffen.

„Sie Herr Condorcet — fuhr Hr. Cazotte fort, Sie werden ausgeſtreckt auf dem Boden eines unterirrdiſchen Gefängniſſes, den Geiſt aufgeben, ſie werden vom Gift ſterben, das ſie werden verſchluckt haben, um den Henkern zu entgehen, vom Gift, welches Sie das Glück der Zeiten, die alsdann ſeyn werden, zwingen wird, immer bey ſich zu tragen.

„Dies erregte anfangs groſes Staunen, aber man erinnerte ſich bald, daß der gute Cazotte bisweilen wachend träume, und man bricht in ein lautes Gelächter aus. Herr Cazotte, ſagte einer der Gäſte, das Märchen das ſie uns da erzählen, iſt nicht gar ſo luſtig, als ihr verliebter Teufel — (le Diable amoureux iſt ein artiger kleiner Roman, den Cazotte geſchrieben hat.) — Was für ein Teufel hat ihnen denn das Cachot, das Gift und die Henker eingegeben? — was hat denn dies mit der Philoſophie, und mit der Herrſchaft der Vernunft gemein?

„Dies iſt gerade, was ich ihnen ſage, verſezte Cazotte. Im Namen der Philoſophie, im Namen der Menſchheit, der Freyheit, unter der Vernunft, wird es eben geſchehen, daß ſie ein ſolches Ende nehmen werden; und alsdann wird doch wohl die Vernunft herrſchen, denn ſie wird Tempel haben; ja es wird zu derſelben Zeit in ganz Frankreich keine andere Tempel geben als Tempel der Vernunft.

„Warlich, ſagte Chamfort mit einem höhniſchen Lächeln, ſie werden keiner von den Prieſtern dieſer Tempel da ſeyn. Cazotte erwiederte:

„Dies hoffe ich; aber Sie Herr von Chamfort, der Sie einer derſelbigen ſeyn werden, und ſehr würdig ſind es zu ſeyn, ſie werden ſich die Adern mit zwey und zwanzig Einſchnitten mit dem Scheermeſſer öfnen, und dennoch werden Sie erſt einige Monate darauf ſterben.

„Man ſieht ſich an, und lacht wieder —

„Cazotte fährt fort: Sie Herr Vicq d'Azyr, ſie werden ſich die Adern nicht ſelbſt öfnen; aber hernach werden ſie ſich dieſelbe in einem Tage ſechsmal in einem Anfall von Podagra öfnen laſſen, um Ihrer Sache deſto gewiſſer zu ſeyn, und in der Nacht werden Sie ſterben.

„Sie, Herr Nicolai! Sie werden auf dem Schaffot ſterben.

„Sie, Herr Bailly! auf dem Schaffot.

„Sie, Herr von Malesherbes! auf dem Schaffot.

„Gott ſey gedankt! ruft Herr Roucher; es ſcheint, Herr Cazotte hat es nur mit der Akademie zu thun; er hat eben ein ſchröckliches Gemetzel unter ihr angerichtet; ich — dem Himmel ſey es gedankt —

„Cazotte fiel ihm in die Rede: Sie? — ſie werden auch auf den Schaffot ſterben.

„Hah! dies iſt eine Wettung, ruft man aller Orten aus; er hat geſchworen Alles auszurotten. —

Er. „Nein ich bin es nicht, der es geſchworen hat.

Die Geſellſch. „So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden? — und dennoch.

Er. „Nichtsweniger; ich hab es ihnen ſchon geſagt; ſie werden alsdann allein unter der Regierung der Philoſophie, und der Vernunft ſtehen. Die, welche ſie ſo behandeln, werden lauter Philoſophen ſeyn, werden immer dieſelben Redensarten führen, die ſie ſeit einer Stunde auskramen, werden alle Ihre Maximen wiederholen, werden, wie ſie, die Verſe des Diderot und der Púcelle anführen.

„Man ſagte ſich ins Ohr, ſie ſehen wohl daß er den Verſtand verlohren hat — (denn er blieb bey dieſen Reden ſehr ernſthaft) — Sehen Sie nicht daß er ſpaßt? — und ſie wiſſen, daß er in alle ſeine Scherzreden Wunderbares einmiſcht — Ja! ſagte Chamfort: aber ich muß geſtehen, ſein Wunderbares iſt nicht luſtig; es iſt zu ſehr Galgenartig. Und wenn ſoll denn dieſes Alles geſchehen?

Er. „Es werden nicht ſechs Jahre vorbey gehen, daß nicht alles was ich Ihnen ſage, erfüllt ſey.

„Dies ſind viele Wunder — (diesmal war ich es (nähmlich La Harpe) der das Wort nahm) — und von mir ſagen Sie nichts?

„Bey Ihnen, antwortete Cazotte, wird ein Wunder vorgehen, das wenigſtens eben ſo auſſerordentlich ſeyn wird, Sie werden alsdann ein Chriſt ſeyn.

„Allgemeines Ausrufen! — Nun bin ich beruhigt, rief Chamfort; kommen wir erſt um, wenn La Harpe ein Chriſt iſt, ſo ſind wir unſterblich.

„Wir, vom weiblichen Geſchlechte, ſagte alsdann die Herzogin von Grammont, wir ſind glücklich, daß wir bey den Revolutionen für nichts gezählt werden. Wenn ich ſage, für nichts, ſo heiſt dies nicht ſo viel, als ob wir uns nicht ein wenig darein miſchten; aber es iſt ſo angenommen, daß man ſich deswegen nicht an uns und unſer Geſchlecht hält.

Er. „Ihr Geſchlecht, meine Damen! wird ihnen diesmal nicht zum Schuz dienen, und ſie mögen noch ſo ſehr ſich in nichts miſchen wollen; man wird ſie gerade wie die Männer behandeln, und in Anſehung ihrer keinen Unterſchied machen.

Sie. Aber was ſagen Sie uns da, Herr Cazotte? — Sie predigen uns ja das Ende der Welt.

Er. „Das weiß ich nicht; was ich aber weiß, iſt, daß Sie, Frau Herzogin! werden zum Schaffot geführet werden, ſie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf dem Schinderkarren, mit auf dem Rücken gebundenen Händen.

Sie. „In dieſem Fall hoffe ich doch, daß ich eine ſchwarz ausgeſchlagene Kutſche haben werde. —

Er. „Nein, Madame! vornehmere Damen als Sie, werden wie Sie, auf dem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden.

Sie. „Vornehmere Damen? — Wie? — die Prinzeſſinnen vom Geblüt?

Er. „Noch vornehmere. —

„Jezt bemerkte man in der ganzen Geſellſchaft eine ſichtbare Bewegung, und der Herr vom Hauße nahm eine finſtere Mine an; man ſieng an einzuſehen, daß der Scherz zu weit getrieben werde. **Madame de Grammont**, um das Gewölke zu zerſtreuen, ließ dieſe lezte Antwort fallen, und begnügte ſich im ſcherzhafteſten Ton zu ſagen: ſie werden ſehen, daß er mir nicht einmal den Troſt eines Beichtvaters laſſen wird.

Er. „**Nein, Madame! man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen, noch ſonſt jemand. Der lezte Hingerichtete, der, aus Gnaden, einen Beichtvater haben wird** — hier hielt er einen Augenblick ein —

Sie. „Nun, wohlan! wer wird denn der glückliche Sterbliche ſeyn, dem man dieſen Vorzug gönnen wird?

Er. „**Es wird der einzige Vorzug ſeyn, den er noch behält; und dies wird der König von Frankreich ſeyn.**

„Nun ſtund der Herr vom Hauße ſchnell vom Tiſch auf, und jedermann mit ihm. Er gieng zu Herrn **Cazotte**, und ſagte zu ihm mit einem tief gerührten Ton: mein lieber Herr **Cazotte**! dieſer klägliche Scherz hat lang genug gedauert. Sie treiben ihn zu weit, und bis auf einen Grad, wo ſie die Geſellſchaft, in der ſie ſich befinden, und ſich ſelbſt in Gefahr ſetzen.

„**Cazotte** antwortete nichts, und ſchickte ſich an, wegzugehen, als Frau von **Grammont**, die immerfort verhindern wollte, daß man die Sache nicht ernſthaft nähme, und ſich bemühte, die Frölichkeit wieder herzuſtellen, zu ihm hingieng und ſagte: nun, mein Herr Prophet! ſie haben uns allen gewahrſagt; aber von ihrem eigenen Schickſal ſagen ſie nichts. —

„Er ſchwieg, ſchlug die Augen nieder; alsdann ſagte er: haben Sie, Madame, die Geſchichte der Belagerung Jeruſalems im Joſephus geleſen?

Sie. „Freylich! wer wird ſie nicht geleſen haben? aber thun ſie, wie wenn ich ſie nicht geleſen hätte!

Er. „Wohlan, Madame! während dieſer Belagerung gieng ein Menſch ſieben Tage nacheinander auf den Wällen um die Stadt, im Angeſicht der Belagerer und Belagerten, und ſchrie unaufhörlich mit einer kläglichen Stimme: Wehe Jeruſalem! Wehe Jeruſalem! am ſiebenten Tage ſchrie er: Wehe Jeruſalem! Wehe auch mir! und in demſelben Augenblick zerſchmetterte ihn ein ungeheuerer Stein, den die Maſchinen der Feinde geſchleudert hatten.

„Nach dieſen Worten verbeugte ſich Herr Cazotte, und gieng fort. — So weit Herr La Harpe."

§. 150.

Hier kommt Alles darauf an, ob dieſe ganze Geſchichte wahr, oder erdichtet, etwa nach der Erfüllung geſchrieben iſt? — Denn daß alle Perſonen die bey dem Gaſtmahl waren, aufs genaueſte ſo ums Leben gekommen ſind, wie es ihnen hier Cazotte voraus ſagt, das hat ſeine vollkommene Richtigkeit; der Gaſtgeber, dem auch Cazotte nichts weiſſagt, und der höchſt wahrſcheinlich der Herzog von Choiſeul geweſen, war der Einzige, der eines natürlichen Todes ſtarb. Der gute fromme Cazotte wurde guillotinirt.

Ich frage jeden Wahrheitliebenden Kenner der Kunſt, der Ideale, von getreuen Copien der Natur zu unterſcheiden verſteht, ob dieſe Erzählung erdichtet ſeyn könne? Sie hat ſo viele kleine Nuanzen, und Umſtändlichkeiten, die keinem Dichter eingefallen wären, und die er auch nicht für nöthig gehalten hätte. Und dann, was konnte dieſe Erdichtung für einen Zweck haben? — ein Freygeiſt konnte ſie nicht erdichten, weil er dadurch allen ſeinen Grundſätzen entgegen arbeitete; denn er verbreitete dadurch Vorſtellungen, denen er todfeind iſt, und die er für den dümmſten Aberglauben hält. Will man annehmen ein Fanaticker, ein Schwärmer habe ſie erdichtet, um etwas recht auffallendes zu ſagen, ſo widerſpricht dieſer Vermuthung die Natur der Erzählung ſelbſt, die nicht ſo wie ein Gedicht ausſieht, und dann die Gewisheit, daß ſie der ſeelige La Harpe eigenhändig geſchrieben hat, man findet ſie in den Oeuvres choisies et posthumes des Herrn La Harpe berühmten Mitglieds der franzöſiſchen Akademie, welche zu Paris in 4 Bänden in 8 bey Mignerel, 1806 erſchienen ſind.

Es wird doch wohl niemand einfallen, daß die Sammler der nachgelaſſenen Papiere des berühmten Mannes, ſo etwas untergeſchoben hätten, das ſieht Franzöſiſchen und Pariſer Gelehrten nicht ähnlich. Gewis — apodiktiſch gewis iſt es, daß La Harpe die Erzählung ſelbſt geſchrieben hat; dies kann aus oben angeführten Gründen nicht geſchehen ſeyn, als er noch Freygeiſt war, und wer die gründliche Bekehrung dieſes groſen Mannes, und groſen Freygeiſtes weiß, den kann der Gedanke nicht einfallen, daß er in dieſem busfertigen Zuſtand, wo er ſein voriges Leben mit blutigen Thränen beweinte, einen ſolchen Gottesvergeſſenen Frevel ſollte begangen haben, ſo etwas zu erdichten; **das iſt moraliſch unmöglich.** Dieſe Sache vor ſeinem Tod bekannt zu machen, das war in der Zeit, in der er ſtarb, nicht rathſam, und noch weniger durften es die Gäſte vor der Revolution, und während derſelben erzählen. La Harpe fand aber auch, und zwar mit gröſtem Recht die Sache ſo wichtig, daß er ſie aufſchrieb, und ſie bis auf beſſere Zeiten in ſeinen Pult zurücklegte.

§. 151.

Ein gewiſſer Herr de N.... hat in Rückſicht obiger auſſerordentlichen Vorherſagung des Herrn **Cazotte**, in die öffentlichen Blätter in **Paris** einrücken laſſen: „Daß er dieſen reſpektabelen Greiß ſehr gut gekannt, und oft von ihm die Ankündigung der groſen Drangſale gehört habe, die über **Frankreich** kommen würden, zu einer Zeit, da man in ganz **Frankreich** noch in vollkommener Sicherheit lebte, und nicht das Mindeſte davon ahnete. **Cazotte** behauptete, **die zukünftigen Begebenheiten würden ihm durch Geſichte, vermittelſt der Geiſter offenbart.** Ich will ihnen, fähet Herr de N.... fort, eine merkwürdige Thatſache erzählen, welche allein ſchon hinreichte, dem Herrn Cazotte den Ruf eines Propheten zuzueignen. Jedermann weiß daß ſeine groſe Anhänglichkeit an die Monarchie Urſache war, daß er am 2ten September 1792, in die Abtey gebracht, und allein durch den heroiſchen Muth ſeiner Tochter, die den raſenden Pöbel, durch das rührende Schauſpiel der kindlichen Liebe, beſänftigte, den Mördern entriſſen wurde. Ebenderſelbe Pöbel, der ihn erwürgen wollte, führte ihn im Triumph nach Hauſe. Alle ſeine Freunde kamen, um ihm Glück zu wünſchen, daß er dem Tod entgangen ſey. Herr D.... der ihn nach jenen Verbrechenstagen beſuchte, ſagte zu ihm: nun ſind ſie gerettet! — Ich glaube es nicht, antwortete Cazotte; in dreyen Tagen werde ich guillotinirt. Herr D.... erwiederte: wie kann das ſeyn? Cazotte fuhr fort: Ja, mein Freund! in drey Tagen ſterbe ich auf dem Schaffot. Indem er dies ſagte, war er innigſt gerührt, und ſezte hinzu: kurz vor Ihrer Ankunft ſahe ich einen Gensd'armes hereintretten, der mich auf Befehl des Pethion abholte; ich ward genöthigt ihm zu folgen; ich erſchien vor dem Maire von Paris, der mich in die Conciergerie abführen ließ, und von da kam ich vor das Revolutionsgericht. Sie ſehen alſo — (aus dieſem Geſicht nähmlich das Herr Cazotte gehabt hatte) — mein Freund! daß meine Stunde gekommen iſt, und ich bin ſo ſehr davon überzeugt, daß ich alle meine Geſchäfte in Ordnung bringe. Hier ſind Papiere, an welchen mir viel gelegen iſt, daß ſie, meiner Frauen zugeſtellt werden; ich bitte Sie, ihr dieſelben zu übergeben, und ſie zu tröſten.

„Herr D.... erklärte dies Alles für Thorheit, und verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß ſeine Vernunft durch den Anblick der Gräuel, denen er entgangen war, gelitten habe.

„Den andern Tag kam er wieder; aber er erfuhr, daß ein Gensd'armes den Herren **Cazotte** auf die Munizipalität geführt hatte. Herr D.... läuft zu **Pethion**; als er in der Mairie ankommt, erfährt er, daß ſein Freund eben ins Gefängnis geführt worden ſey; er eylt dahin; man ſagt ihm, er könne ihn nicht ſprechen, er würde vom Revolutionsgericht gerichtet werden. Bald darauf erfährt er, daß ſein Freund verurtheilt und hingerichtet worden iſt. Herr D.... fügt der Schriftſteller bey, iſt ein Mann der allen Glauben verdient. Er lebte noch im Juli 1806. Er hat mehreren Perſonen dieſe Geſchichte erzählt, und es ſchien mir nicht unwichtig das Andenken derſelben zu erhalten.“ So weit der Aufſaz in den Pariſer Blättern.

Ich hab dieſe ganze äuſſerſt merkwürdige Geſchichte aus einer kleinen Broſchüre genommen; die in Strasburg bey **Silbermann** gedruckt worden, und den Titel hat: **Merkwürdige Vorherſagung, die Franzöſiſche Schreckens-Revolution betreffend. Aus den hinterlaſſenen Werken des Herrn La Harpe. Aus dem chriſtlichen Erbauungsblatt beſonders abgedruckt.**

Als ich vorm Jahr in L.... war, ſo ſprach ich mit einem Baron von W.... der ein ſehr rechtſchaffener Mann iſt, und ſich lang in Paris aufgehalten hat. Dieſem erzählte ich dieſe merkwürdige Geſchichte; er ſagte mir darauf, daß er den Herrn **Cazotte** wohl gekannt habe, er ſey ein frommer Mann, und dafür bekannt geweſen, daß er viele Dinge, die auch genau eingetroffen wären, voraus geſagt habe.

§. 152.

Dieſe Geſchichte iſt alſo gewiß und wahrhaftig wahr. — Wenn ſie das aber iſt, ſo frage ich jeden vernünftigen und unpartheyiſchen Menſchen, ob es ſeit der Apoſtel Zeiten ein merkwürdigeres und wichtigeres Zeugniß für die Exiſtenz des Geiſterreichs, und deſſen Einwürkung auf die ſichtbare Welt, gebe? — ich weiß keins — Ich möchte nur wiſſen wie der mechaniſche Philoſoph, wenn er von der Thatſache überführt würde, dieſe auſſerordentliche Erſcheinung, erklären würde. — Es iſt, warlich! höchſt ſonderbar: erſcheint ein Komet am Himmel, alſofort ſind aller Augen beſchäftigt, da ſtudirt alles, was Aſtronomie liebt, wie er ſeinen Gang nimmt, u. ſ. w. Wird eine neue Luftart entdekt, alſofort ſind alle Phyſiker dahinter um ſie zu unterſuchen. Findet einer ein Kraut, ein Inſekt, oder einen Stein, der noch nicht bekannt, noch nicht beſchrieben iſt, welch ein Aufſehens, welch eine Merkwürdigkeit wird daraus gemacht! — **ſo bald aber von**

von Erſcheinungen die Rede iſt, die nur von Ferne Winke auf die Wahrheiten der chriſtlichen Religion, auf die Fortdauer der Seelen nach dem Tod, auf die Exiſtenz guter und böſer Engel und Geiſter, und deren Einwürkung auf die Sinnenwelt, geben; Erſcheinungen die millionenmahl wichtiger ſind, als alle Natur-Phänomene in der Körperwelt; da geht man mit höhniſcher Mine vorüber, man ſchreyt Aberglaube! — Schwärmerey! — man ſchimpft und läſtert alle die hier prüfen, unterſuchen, und berichtigen, und die Reſultate ihrer Unterſuchungen, ſeyen ſie auch noch ſo wahr und apodiktiſch bewieſen, werden als unbedeutend höchſt gefährlich, und der menſchlichen Geſellſchaft höchſt nachtheilig verſchrien, und ſo viel als nur immer möglich iſt, unterdrückt. Aber Schriften die den Unglauben, den Abfall von Chriſto verkündigen, und die ſchlüpfrichſten Romane, ſolche die den Geiſt vergiften, und gleichſam ſatanaſiren, denen läſt man ihren Lauf, darnach kräht kein Hahn.

Liebe Zeitgenoſſen! woher kommt dieſe entſezliche Geſinnung, dieſe fürchterliche Abneigung gegen Alles, was nur von Ferne Aufſchluß über unſern Zuſtand nach dem Tod, geben kann? — woher die Erbitterung gegen Chriſtum und ſeine allerheiligſte Religion? Ja Erbitterung! man läugne es ja nicht — man ſchämt ſich ja ſeinen ehrwürdigen Namen in einer honetten Geſellſchaft zu nennen; aber von den Phantomen der Griechiſchen und Römiſchen Götterlehre ſpricht man mit Luſt, es iſt Wohlſtand davon zu reden, und ſeine Gedichtchen damit auszuſchmücken. Gott welch ein Jammer! und welche Verkehrtheit der ſo hochgerühmten Aufklärung!"

So wichtig, und ich mag ſagen, heilig, auch die Cazottiſche Vorherſagung iſt, ſo wenig dürfen wir doch den lieben Mann in die Klaſſe der wahren bibliſchen Propheten ſetzen. Er war ein frommer Mann, deſſen Ahnungs-Vermögen auf einen hohen Grad entwickelt war; ſein chriſtlicher Sinn aber war Urſache, daß er nicht ſo ſehr mit falſchen als mit guten Geiſtern in Beziehung kam, von denen er dann erfuhr, was in der nahen Zukunft geſchehen würde. Er war ungefähr in der nämlichen Lage, wie die Fr. W.... von der ich in der vorlezten Erzählung geredet habe.

Damit will ich aber nicht ſagen, daß Cazotte bey dieſer Belſazars Mahlzeit, nicht ein Herold Gottes, eine Hand geweſen, die das Mene, Teckel, Upharſin mit Flammenzügen an die Wand geſchrieben habe. Die Vorſehung bediente ſich dieſes brauchbaren Werkzeugs, um dieſe, im Sturm auf dem Maſtbaum ſchlafende, Sünder aufzuſchrecken.

Was dieſe Donnerſtimme bewärkt habe, das iſt dem Allwiſſenden allein bekannt; es mag aber doch hin und wieder Nachdenken erregt haben, und wer weiß, ob nicht, gerade im traurigſten Zeitpunkt der

Erfüllung, die Erinnerung an **Cazottes** Vorherſagung geſeegnete Folgen gehabt hat. Wahrſcheinlich iſt ſie auch, wo nicht die nächſte, doch wohl die entfernte Urſache zu des La Harpe Bekehrung geweſen.

Wenn das entwickelte Ahnungs-Vermögen durch Nachrichten aus der Geiſterwelt, nur von **denen** Dingen die in der **nahen** Zukunft geſchehen ſollen, und wozu die Anlagen ſchon **da** ſind, unterrichtet werden kann, ſo ſcheint es ſchwer zu erklären, wie **Cazotte** ſchon **ſechs Jahre vorher**, alles ſo beſtimmt, ſo gar die Anzahl der Schnitte mit dem Federmeſſer, die Anzahl der Aderläße, u. d. g. wiſſen konnte. Hierauf dient zur Antwort: die Franzöſiſche Revolution, dieſes, in ſeinen Folgen, wichtigſte Ereignis in der ganzen Weltgeſchichte, wurde viele Jahre vorher vorbereitet. Mir iſt von einem Augen- und Ohrenzeugen bekannt, daß gerade in dem Zeitpunkt, als **Ludwig** der 16te und **Maria Antonia** von **Oeſtreich**, miteinander vermählt werden ſollten, damals nämlich, als dieſe Heurath in **Wien** beſchloſſen war, der Sturz der königlichen Familie vor ſich gehen ſollte, und nur dieſer Heuraths-Kontrakt machte den Anſchlag zu nichte.

Dann iſt es aber auch ſehr wahrſcheinlich, daß die Bürger in der Geiſterwelt, und vorzüglich die guten Engel und Geiſter in den Tafeln der Vorſehung leſen, und wenigſtens gewiſſe Gegenſtände der Zukunft, voraus wiſſen können. So viel erhellet aus allen zuverläſigen Nachrichten aus dem Geiſterreich, daß in demſelben alles was

in der Sinnenwelt geſchieht, vorbereitet, von daher die ganze Menſchheit regiert werde; doch ſo daß der freye Wille des Menſchen nicht gezwungen wird.

§. 153.

Ich ſteige nun von dieſer höhern Stuffe des entwickelten Ahnungs-Vermögens zu einer niedrigern herab, indem ich unterſuchen will, was von dem ſo genannten **Leichenſehen** zu halten ſey, und was davon geglaubt und nicht geglaubt werden müße.

Wenn man auf den Dörfern unter den gemeinen Leuten eine Zeitlang lebt, ſo wird man bald hie, bald da, von einem **Todengräber**, einem **Nachtwächter**, einer **Leichenbitterin**, einer **Hebamme**, oder ſonſt jemand, hören, **Er oder Sie könne Leichen ſehen.** Gewöhnlich äuſſert ſich dieſes ſehen ſo, daß eine ſolche Perſon, gewöhnlich bey der Nacht, gedrungen wird hinaus zu gehen, und zwar in die Nähe des Hauſes, aus dem die Leiche heraus kommen ſoll; dann ſieht ſie den Zug mit allen auch den kleinſten Umſtänden. Das bey dieſer Sache viele Träumereyen und Täuſchungen mit unterlaufen, daran iſt kein Zweifel, aber die Sache ſelbſt hat ihre Richtigkeit, und iſt gewiß.

§. 154.

In meinen Jünglings Jahren war in einem Dorf in meinem Vaterland eine Kindtauf-Mahlzeit, auf welche auch der Prediger, ein ſehr rechtſchaffener Mann, geladen war. Während dem Eſſen, wurde auch vom dortigen Todengräber geſprochen, der beſonders wegen dem Leichenſehen ſehr bekannt war, und auch gefürchtet wurde: denn er erzählte immer, ſo oft er eine Leiche geſehen hatte, **aus dem oder dem Hauſe werde nächſtens eine Leiche getragen werden.** Da dies nun durchaus immer eintraf, ſo ſezte dieſe Erzählung die Leute in dem benannten Haus, in die äuſſerſte Angſt und Verlegenheit, beſonders wenn ſchon jemand darinnen krank oder ſchwächlich war, deſſen Tod wohl auch, wenn man die Vorherſagung nicht vor ihm verhehlte, welches doch faſt immer geſchahe, befördert werden konnte.

Dem Prediger war dieſes prophezeyen ein Greuel. Er verbot, er zankte, er ſchalt, das half alles nichts, denn der arme Tropf, ob er gleich ein Branteweinſäufer, und ein Menſch von einer gemeinen und niedrigen Denkungsart war, glaubte ſteif und veſt, es ſey eine prophetiſche Gabe Gottes, er müße das ſagen, damit ſich die Leute noch bekehren könnten. Endlich als alles Ermahnen nichts half, ſo kündigte ihm der Prediger an: **wenn er, noch ein einzigmal eine Leiche ankündigte, ſo ſolle er ſeines Amts entſezt, und aus dem Dorf weggejagt werden.** Das half, von nun an ſchwieg der Todengräber. Ein halbes Jahr nachher, im Herbſt, in der Mitte der vierziger Jahre, des verfloſſenen Jahrhunderts, kommt der Todengräber zum Prediger, und ſagt: Herr Paſtor! Sie haben mir verbotten, keine Leiche mehr anzukündigen, das habe ich auch nun nicht mehr gethan, und ich werde es auch nicht mehr thun; aber jezt muß ich Ihnen doch etwas anzeigen, das beſonders merkwürdig iſt, damit ſie doch ſehen, daß mein Leichenſehen gewiſſe Wahrheit iſt: — **in wenigen Wochen wird eine Leiche die Wieſe herauf kommen, die auf einem Schlitten mit einem Ochſen gefahren wird.** Der Prediger ließ ſich nichts merken, ſondern er nahm die Sache gleichgültig, und verſezte: **Ja, geht nur hin, wartet eueres Berufs, und laßt ſolche abergläubiſche Thorheiten bleiben, ihr verſündigt euch damit.**

Indeſſen kam denn doch dem Prediger die Sache äuſſerſt ſeltſam und merkwürdig vor: denn in meinem Vaterland iſt das Fahren einer Leiche, mit einem Ochſen auf einem Schlitten, äuſſerſt ſchimpflich, weil man Selbſtmörder und ſchwere Verbrecher auf Schlitten wegſchleift.

Einige Wochen nachher kam ein ſtarker Durchmarſch öſterreichiſcher Truppen, die nach den Niederlanden zogen; während ihrem Raſttag fiel ein halbmannstiefer Schnee, zugleich ſtarb in einem Dorf, unterhalb dem Kirchdorf eine Frau; alle Pferde aus der ganzen Gegend wurden von dem Kriegsvolk zu Vorſpann weggenommen; indeſſen ſtand die Leiche da; keine Pferde kamen zurück; der Schnee wurd noch immer höher: keine Karre oder Wagen konnte durchkommen; die Leiche gieng in Fäulnis über; niemand konnte den Geſtank ertragen; man muſte alſo aus der Noth eine Tugend machen, die Leiche auf einen Schlitten laden, und einen Ochſen vorſpannen.

Indeſſen kamen der Prediger, und der Schulmeiſter mit den Schulknaben, der Leiche bis vor das Kirchdorf entgegen, und als die Leiche in dieſem Aufzug

zug die Wieſe herauf kam, ſo trat der Todengräber zum Pfarrer, zupfte ihn am Mantel, wieß mit dem Finger dorthin, und ſagte kein Wort.

So erzählte dieſer Pfarrer die Geſchichte mit allen Umſtänden, ich hab den lieben Mann ſehr gut gekannt, er war nicht fähig eine Unwahrheit zu ſagen, und noch dazu in einer Sache, die allen ſeinen Grundſätzen widerſprach.

§. 155.

Noch eine Geſchichte dieſer Art, deren Wahrheit ich ebenfalls verbürgen kann, erzählten mir mein ſeeliger Vater, und ſein Bruder, mein Oheim; beyde ſehr chriſtliche Männer, denen eine Unwahrheit zu ſagen unmöglich war. Dieſe hatten beyde Geſchäfte in der **Weſtphäliſchen Grafſchaft Mark**, wo ſie von einem proteſtantiſchen Prediger zum Mittagseſſen eingeladen wurden.

Während dem Eſſen, kam auch das Leichenſehen aufs Tapet; der Prediger ſprach mit Aergernis davon, weil er auch einen Todengräber hatte, der mit dieſem Uebel behaftet war, auch **Er** hatte es ihm oft und vielmals verbotten, allein das half nicht.

Einsmals kommt auch dieſer Wahrſager zum Pfarrer, und ſagt: **Herr Paſtor! in kurzer Zeit, gebt eine Leiche aus Ihrem Haus, und Sie gehen hinter dem Sarg, vor allen Leichenbegleitern her!** — Schreken, Zorn, und Unwillen bemeiſterten ſich, des guten Pfarrers ſo, daß er den unbeſonnenen Mann zur Thür hinaus jagte: denn ſeine Frau war ihrer Niederkunft nahe; und ungeachtet aller vernünftigen Vorſtellungen die er ſich machte, verlebte er doch eine ſehr traurige Zeit, bis endlich ſeine Frau glücklich niedergekommen, und aller Gefahr entronnen war. Jezt machte er nun dem Todengräber die bitterſten Vorwürfe, und ſagte ihm, da ſähe er nun wie ſchlecht ſeine Träumerey gegründet wäre — allein der Wahrſager lächelte, und antwortete: Herr Paſtor! wir ſind noch nicht fertig! —

Gleich nachher ſtarb die Magd des Predigers plözlich am Schlagfluß. Nun iſt es dort Sitte, daß der Hausvater zunächſt hinter dem Sarg, vor den nächſten Verwandten der Leiche hergehen muß; dieſem wollte nun der Prediger für diesmal ausweichen, um den Leichenſeher zu Schanden zu machen; indeſſen durfte er doch auch die Eltern der Verſtorbenen nicht beleidigen, welches im höchſten Grad geſchahe, wenn er nicht hinter dem Sarge hergieng. Er fand alſo eine ſchickliche Auskunft darinnen, daß ſeine Frau, die doch nun, dortigen Gebrauch nach, ihren erſten Kirchgang nach dem Kindbett halten muſte, an ſeiner Stelle voran gieng, und er dann, wie gewöhnlich den Schulmeiſter und die Schüler begleitete.

Dies wurde verabredet, und beſchloſſen, und die Eltern waren auch wohl damit zufrieden. Am Begräbnistage verſammelte ſich der Leichenzug im Pfarrhaus; der Sarg ſtand im Vorhaus auf der Bahre; der Schulmeiſter ſtand mit den Schulknaben vor dem Haus im Kreis, und ſungen; der Pfarrer war im Begrif heraus an ſeine Stelle zu gehen; die Frau Pfarrerin trat hinter den Sarg, die Träger faßten die Bahre an, und in dem Augenblick ſank die Frau

Pfarrerin ohnmächtig zu Boden. Man brachte ſie in die Stube, und auch wieder zurecht, aber ſie war ſo übel, daß ſie nicht in die Kirche gehen konnte; der Pfarrer war aber durch dieſen Zufall dergeſtalt geſchreckt worden, daß es ihm nicht mehr einfiel, den Todengräber zum Lügner zu machen, ſondern er trat ganz gedultig hinter den Sarg, ſo wie es der Wahrſager haben wollte.

Daß die Pfarrerin ohnmächtig wurde, und daß es gerade an dem Ort, und in dem Zeitpunkt geſchahe, konnte ganz natürliche Urſachen haben, das benimmt der Sache ihre Merkwürdigkeit nicht; genug die Vorherſagung wurde pünktlich erfüllt.

§ 156.

Da das *entwickelte Ahnungs-Vermögen* eine Fähigkeit iſt, die Anſtalten — oder vielmehr das Reſultat der Anſtalten zu empfinden, die im Geiſterreich gemacht, und in der Sinnenwelt ausgeführt werden; ſo gehört *das Leichenſehen auch zuverläſig unter dieſe Rubrick*. Und da die Leichenſeher und Seherinnen gewöhnlich einfältige, abergläubiſche, und nicht ſelten auch laſterhafte Leute ſind, ſo folgt abermahl daraus, daß das entwickelte Ahnungs-Vermögen keinesweges eine Eigenſchaft ſey, die nur frommen gottsfürchtigen Leuten zukomme, oder daß man es als eine Gabe Gottes anſehen könne; ich halte es, im Gegentheil für eine Seelenkrankheit, die man eher zu heilen als zu befördern ſuchen müße.

Wer eine natürliche Diſpoſition dazu hat, und dann ſeine Einbildungskraft lange, und mit Sehnſucht, alſo magiſch, auf einen gewiſſen Gegenſtand heftet, der kann endlich in Anſehung dieſes Gegenſtan[illegible] ahin kommen, daß er Dinge die dieſen betreffen, beſtimmt voraus ſieht. Die Todengräber, Leichenbitter, Todenweiber, — (welche die Toden aus- und anzukleiden pflegen) — Nachtwächter, u. d. g. pflegen immer Bilder und Vorſtellungen zu haben, die mit Nacht, Tod, und Begräbnis in Verbindung ſtehen; was Wunder, wenn ſich endlich ihr Ahnungs-Vermögen auf dieſen Gegenſtand entwickelt? und ich wollte faſt behaupten, daß das Branteweintrinken dazu beförderlich ſeyn könne.

Es iſt hohe Pflicht der Polizey ſolchen Leuten bey Zuchthausſtrafe anzubefehlen, nie zu entdecken, was ſie geſehen haben, und ſollte es von der Art ſeyn, daß es als eine warnende Stimme der Vorſehung angeſehen werden könne, ſo mögen ſie es dem ſagen, der gewarnt werden ſoll. Indeſſen iſt auch wohl zu bemerken, daß ſich die Vorſehung ſolcher verdorbner abergläubiſcher Werkzeuge ſchwerlich bedienen wird.

§. 157.

Zwiſchen der Frau W.... Cazotte und ihres gleichen, und zwiſchen ſolchen Leichenſehern, iſt ein groſer Unterſchied.

Der weiſe erleuchtete Chriſt weiß wohl, wie er ſo etwas anſehen, und gebrauchen ſoll.

Im zweyten Stück des zweyten Bandes, **des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde S. 16 u. 17** wird eines angeſehenen Mannes gedacht, **dem das Angeſicht der Leute die bald ſterben werden, ſo vorkommt, als ob ſie ſchon einige Tage im Grab gelegen hätten**, und daß ihm dieſe Vorempfindung unangenehm ſeye.

Ich habe ſchon geſagt, **daß das entwickelte Ahnungs-Vermögen das Reſultat der Anſtalten, und nicht dieſe Anſtalten des Geiſterreichs ſelbſt empfinde.** Dies Reſultat muß verſinnlicht werden, wenn es ins Selbſtbewuſtſeyn des ſinnlichen Menſchen übergehen ſoll. Dies geſchieht nun je nach der Diſpoſition der menſchlichen Natur: die Leichenſeher ſtellen es ſich in der Imagination ſo lebhaft vor, als ſähen ſie es würklich, andern ſagen es die Geiſter, wie der Fr. W.... und **Hr. Cazotte**, obigem bildete jenes Reſultat die Todesgeſtalt auf dem Angeſicht des Todeskandidaten u. d. g.

§. 158.

Ich könnte noch mehrere unzweifelbare Thatſachen dieſer Art anführen, allein um Weitläuftigkeit zu vermeiden, mag es hieran genug ſeyn. Es iſt ſonderbar und auſſerordentlich merkwürdig, daß man ſo äuſſerſt wichtige Erfahrungen nicht im Wege anſieht, ſondern mit Verachtung bey ihnen vorbey geht. Erſcheinungen die aus der ſinnlichen Grundlage unſeres Denkens nicht können erkläret werden, ſind ja unter allen die wichtigſten, weil ſie uns den Weg zum Ueberſinnlichen zeigen, welches für den Menſchen, deſſen edelſter Theil ja auch überſinnlich iſt, von unausſprechlichem Werth iſt.

Es muß ja jedem vernünftigen Menſchen unendlich viel daran gelegen ſeyn, mit Gewißheit zu wiſſen, ob die Bibellehre von Gott, vom Fall der erſten Menſchen, von der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, vom Geiſterreich und deſſen Einfluß auf die Sinnenwelt, von der Fortdauer der Seelen nach dem Tod, wahr, oder nicht wahr, gegründet, oder nicht gegründet ſey?

Dieſe Frage iſt von äuſſerſter Wichtigkeit, weil die jetzige Aufklärung durch ihre mechaniſche Philoſophie, das Alles theils läugnet, theils bezweifelt, und dadurch der Menſchheit gerade den allerwichtigſten Troſt, die ſüße Hofnung raubt deren ſie jezt ſo bedürftig iſt. Man überlege, prüfe, und durchdenke gründlich, und unpartheyiſch folgende Bemerkung.

§. 159.

Wenn es viele, durch alle Zeiten fortgeſezte, wahrhafte, Erfahrungen giebt, daß vernünftige, rechtſchaffene fromme Menſchen bezeugen, ſie hätten Umgang mit Weſen aus der Geiſterwelt; wenn ihnen dieſe Weſen Thatſachen ſagen, die in der Ferne, oder in der Zukunft geſchehen, oder geſchehen werden, und die der natürliche Menſch ſchlechterdings, aus allem dem was ihn in der Sinnenwelt umgiebt, und auf ihn würkt, unmöglich wiſſen kann, und dieſe Thatſachen werden aufs pünktlichſte erfüllt, iſt dann die Exiſtenz der Geiſterwelt, ihre Theilnahme an den Schickſalen der Menſchen, und ihr Einfluß auf ſie, nicht eben ſo unwiderlegbar erwieſen, als die Exiſtenz der elektriſchen Materie, des Galvanismus, und des Magnetismus, und die Theilnahme, und Einwürkung dieſer Kräfte auf die körperliche Natur?

Da nun aber die mechaniſche Philoſophie durch ihre Aufklärung dieſen unzweifelbaren Erfahrungen geradezu widerſpricht, ſo müſſen ihre Behauptungen in Anſehung des Geiſterreichs und deſſen Einfluſſes auf die ſinnliche Welt, grundfalſch ſeyn. Ferner:

Da alle Erfahrungen die von jeher bis dahin in Anſehung des Geiſterreichs gemacht, und beobachtet worden, — inſofern ſie von Phantaſien und Schwärmerey entfernt ſind — ſich genau an die göttliche Offenbahrung anſchlieſen, und gleichſam fortgeſezte Offenbahrungen ſind, ſo beſtättiget das Eine die Wahrheit des andern, folglich auch die Wahrheit der chriſtlichen Religion, nach dem alten apoſtoliſchen Syſtem.

Aus dem allem folgt nun unwiderſprechlich, daß man jede Erſcheinung aus dem Geiſterreich ehrlich, und unpartheyiſch, aufs ſchärfſte und genauſte prüfen und unterſuchen müße, um das Wahre vom Falſchen, Betrug und Täuſchung von Würklichkeit, und das Spiel der Einbildungskraft, von dem weſentlichen Daſeyn eines Geiſtes, mit Gewisheit unterſcheiden zu können.

Auf dieſem Wege wird man zum reinen und ungetrübten Licht der Wahrheit, aber auch wieder zur beruhigenden Ueberzeugung in der Religion gelangen, die durch die mechaniſche Philoſophie ſo ſchrecklich geſtört worden iſt.

§. 160.

So einleuchtend und einfach dieſer Heiſcheſaz iſt, ſo wenig iſt er noch bis dahin befolgt worden. Jeder Menſch, auch der Allereinfältigſte muß doch einſehen, daß ſolche Erſcheinungen von äuſſerſter Wichtigkeit ſind, und daß es daher die höchſte Pflicht ſey, ihre Wahrheit zu prüfen. Der Urſachen, die dieſe Prüfung verhindert haben, ſind drey.

1.) Der **paniſche Schrecken**, der alle Menſchen, auch die herzhafteſten, überfällt, wenn ſie etwas ſehen, dem ſie in der Sinnenwelt keinen Plaz anweiſen können, verhindert alle Annäherung, und verſcheucht den Muth zu einer ruhigen Unterſuchung.

2.)

2.) **Der Aberglauben** der bey weitem den größten Theil der Menſchen beherrſcht, glaubt jeder Täuſchung, hält jedes Phantom für wahre Erſcheinung, und weil er ſteif und veſt glaubt, ſo bedarfs bey ihm keiner weiteren Prüfung und Unterſuchung, und

3.) Bey **dem Unglauben**, in Anſehung des Ueberſinnlichen, iſt es Syſtem, Grundſaz, durchaus nichts zu glauben. Man hat einmal entſchieden, es exiſtire keine Geiſterwelt; oder wenn eine exiſtire, ſo ſtehe ſie in keinem Verhältnis mit uns, ſie habe keinen Einfluß auf uns, und auf die uns umgebende Körperwelt, folglich ſey Alles Trug und Täuſchung, mithin keiner Unterſuchung werth. **Daß man aber dieſe Unterſuchung, oder den Glauben an Ahnungen, Viſionen, und Geiſtererſcheinungen, mit Schimpf und Schande brandmarkt, das iſt doch kein gutes Zeichen, und macht der Aufklärung keine Ehre, denn es iſt ein ſicherer Beweiß, daß ihr von daher Gefahr droht, und daß ſie von der Seite leicht überwunden werden könnte.**

§. 161.

Ich hoffe man wird doch bey dem Allem meinen Sinn recht faſſen, und mich nicht misverſtehen; — der wahre glaubige Chriſt bedarf keiner ſolchen Zeugniße aus dem Geiſterreich, er hat die Bibel, und die ſeelige Erfahrung, daß ſich wahre Chriſtus-Religion als Wahrheit an ſeinem Herzen offenbart, und er handelt ſehr ſtrafbar, wenn er ſich durch vorwizige Neugierde verführen läſt, dieſſeits des Grabes Umgang

gang mit dem Geiſterreich **zu ſuchen.** Kommt ihm aber dieſer Umgang, durch das **entwickelte Ahnungs-Vermögen** von ſelbſt, ſo mache er ja nichts beſonderes daraus, ſondern flehe um Weisheit, es nach dem Willen Gottes behandeln zu können. Zeigt ſich ihm aber etwas Auſſerordentliches, ſo gehe er ungeſcheut im Namen, und in der Furcht Gottes, nicht aus ſtrafbarer Neugierde, ſondern in erbarmender Liebe hinzu; dann prüfe er genau und vernünftig, und iſt es dann würklich ein Weſen aus der andern Welt, ſo frage er mit ernſtlicher Würde des Chriſten, im Namen Gottes und **Jeſu Chriſti**, was ſein Begehren ſey? — äuſſert ſich dann der Geiſt ſo, daß man findet er ſey noch im Irrthum, ſo ſucht man ihn eines Beſſeren zu belehren; verlangt er aber etwas Billiges, ſo erfüllt man ſein Verlangen, wenns nur immer möglich iſt. Im folgenden Abſchnitt dieſes Werks, der ganz und durchaus von Geiſtererſcheinungen handeln wird, werde ich ſehr merkwürdige Beyſpiele dieſer Art, dem lernbegierigen Leſer mittheilen. Dem unglaubigen, und wahrheitliebenden Zweifler rathe ich ebenfalls zur ruhigen Unterſuchung: denn es iſt ja doch warlich nichts nöthiger, als daß man alle mögliche Mittel anwendet, um in einer ſo unausſprechlich wichtigen Sache immer mehr Licht zu bekommen.

§. 162.

Endlich gebe ich noch jedem Vernünftigen zu bedenken, **ob eine Schöpfung, die von Intelligenzen, von freyen vernünftigen Weſen regiert wird, nicht Gott geziemen-**

mender, der Menſchheit erſprieslicher, und angenehmer ſey, als eine Welt, die mit der geſammten Menſchheit dem eiſernen, unabänderlichen, Gebiet der materiellen Kräfte unterworfen iſt?

§. 163.

Die ſogenannte **Hexerey** oder **Zauberey**, und der Glaube oder Aberglaube an ſie, iſt auch ſeit **Beckers** und **Thomaſius** Zeiten, von ihrer Höhe herab in den Staub geſunken. Da dieſe Sache auch mit dem entwickelten Ahnungs-Vermögen in Verbindung ſteht, ſo iſt es der Mühe werth, und meine Pflicht, ſie genau und unpartheiſch nach der Wahrheit zu prüfen.

Daß Menſchen deren Ahnungs-Vermögen entwickelt iſt, mit Geiſtern in Verbindung und Umgang kommen können, das iſt aus vielen Erfahrungen gewiß; ich habe es im vorhergehenden bewieſen, und werde es noch ferner beweiſen.

Eben ſo zuverläſig iſt es, **daß die Geiſter, mit denen ein ſolcher Menſch in Verbindung kommt, in Anſehung des Grades der Moralität, ihm ähnlich ſind.** Gute Geiſter geſellen ſich zu guten, böſe zu böſen, und mittelmäſig gute und böſe, zu mittelmäſig guten und böſen Menſchen. Indeſſen ſuchen auch böſe Geiſter in Lichtesgeſtalt gute Menſchen zu verführen. **Die guten Engel aber geben ſich ſelten mit Leuten ab, die ein entwickeltes Ahnungsvermögen haben, weil dies gegen die Natur und Ordnung Gottes iſt; wenn ſolche Leute nicht**

nicht ſchon weit gefördert in der Heiligung ſind. Dies Alles ſind unzweifelbare Erfahrungs-Wahrheiten, wie ich im Verfolg immer überzeugender zeigen werde.

§. 164.

Daß alſo böſe Menſchen entweder durch natürliche Diſpoſition, oder auch durch Kunſt, ihr Ahnungs-Vermögen entwickeln, und ſo auch mit böſen Geiſtern in Verbindung kommen können, das iſt keinem Zweifel unterworfen, **ob aber die böſen Geiſter noch die Macht haben, die ihnen der Aberglaube zuſchreibt, das iſt eine andere Frage.** Seit dem Sieg und Triumph unſeres hochgelobten Erlöſers, hört ihr Deſpotismus, **ihre Zwangherrſchaft** über die Menſchen auf; nur diejenigen, die ſich **freywillig** von ihnen verführen und leiten laſſen, die beherrſchen ſie; böſe gottloſe Menſchen ſind in ihrer Gewalt, **und doch auch nur ſo lange als ſie ſelbſt wollen.** Dann kämpfen auch die böſen Geiſter mit allerhand Waffen gegen wahre Chriſten, Epheſer 6. aber ſie können nie ſiegen, oder der Menſch iſt ſelbſt ſchuld daran. **Widerſtehet dem Teufel ſo fleucht er von euch — Nur in den Kindern des Unglaubens** treibt er ſein Weſen, da übt er noch ſeine Gewalt aus.

§. 165.

Wenn es alſo Menſchen giebt, die mit böſen Geiſtern in Rapport kommen, ſich gar mit ihnen verbinden, um andern Menſchen zu ſchaden, ſo iſt dies doch ſchlechterdings unmöglich. **Der Satan kann keinem Men-**

Menſchen ſchaden, kein Haar kränken, wenn man ihm nicht ſelbſt Anlaß dazu giebt, und ihm die Thür öfnet. Was man von behexen, von allerhand Krankheiten, und körperlichen Uebeln an Menſchen und Vieh zu glauben pflegt, und der Hexerey zuſchreibt, das iſt Aberglaube, und gewöhnlich entweder Betrug, und Täuſchung, oder eine Krankheit, ein Umſtand, den die Aerzte noch nicht aus natürlichen Urſachen erklären können. Seitdem Jeſus Chriſtus auf dem Thron der höchſten Majeſtät zur Rechten des Vaters ſitzt, hat der Satan keine Macht mehr über Menſchen, die durch Sein theueres Blut erkauft ſind.

Hexen und Zauberer können alſo durch ihre Verbindung mit böſen Geiſtern, niemand ſchaden, wohl aber, ſo wie jeder andere böſe Menſch, durch Beybringung eines Gifts, oder ſonſt einer ſchädlichen Sache.

Ob aber nicht noch eine Zeit kommen kann, wo dem Satan volle Gewalt gelaſſen wird, durch ſeine Werkzeuge, alle ſeine Macht und Kraft zu verſuchen, um ſich vollends zum Gericht reif zu machen, und die Treue der wahren Verehrer des Herrn, durch einen Kampf bis aufs Blut, zu bewähren, das iſt eine andre Frage. Das iſt aber ganz was anders, als was man gewöhnlich Hexerey nennt.

§. 166.

Um meinen Leſern einen richtigen Begrif von dieſer berüchtigten Sache zu geben, will ich Ihnen die Geſchichte, und die wahre Beſchaffenheit derſelben mittheilen.

Unſre uralten heydniſchen Vorfahren hatten einen Prieſterorden, deren Mitglieder **Druiden** genannt wurden. Dieſe Prieſter hatten allerhand Geheimniſſe, Opfer und Gebräuche, die ſie in finſtern Eichwäldern feyerten, und von denen das gemeine Volk nichts wiſſen durfte. Daß hiebey, beſonders vor Chriſti Zeiten, viele Verbindungen mit böſen Geiſtern, und Sataniſche Gewalt, herrſchend waren, das iſt ſehr wahrſcheinlich.

In dieſen geheimen geiſtlichen Orden wurden auch alte Frauen aufgenommen, die alſo dadurch einen anſehnlichen Rang bekamen, und Prieſterinnen wurden; eine ſolche Perſon bekam den Titul **Hara** oder **Druide**. Beyde Namen waren damals Ehrentitel; jezt ſind es die entehrendſten Schimpfnamen. Wahrſcheinlich rührt auch der Name **Gertrud**, oder **Gertrudis** noch daher, und ſollte billig abgeſchaft werden, indem er mit dem Wort **Hara** oder **Hexe** einerley Bedeutung hat.

Dieſe **Hexen** wohnten den Feyerlichkeiten der **Druiden** bey, dann hatten ſie aber auch noch eine ganz eigene Feyer, und ein Opferfeſt das in der erſten Nacht des Monaths **May**, immer auf einem hohen Berg gefeyert wurde, wo ſie tanzten, ſchmauſten, und ihre heydniſche Götzen verehrten. Beſonders war der

Brocken, oder **Blocksberg**, vielleicht auch **Bocksberg** auf dem **Harz** berühmt, wo der Götze in Geſtalt eines groſen Ziegenbocks angebetet wurde. Uebrigens beſtand das Amt dieſer **Druiden** in Segen ſprechen, Beſchwören, **Bezaubern**, und **Entzaubern**, vorzüglich aber in Bereitung der Arzeneyen, und Heilung der Krankheiten. Deswegen muſte auch immer eine gewiſſe Anzahl **Hexen** mit in den Krieg gehen, um die Verwundeten zu heilen. Daß die böſen Geiſter bey dieſem hohen Grad des Aberglaubens, des Irrthums, und der Unwiſſenheit, auch wohl der Bosheit, freyes Spiel hatten, und zu welchen Gräueln alſo eine ſolche heydniſche Nation verleitet werden konnte, das läſt ſich leicht denken.

Im ſüdlichen **Teutſchland** kam nach und nach das Chriſtenthum empor, im nördlichen aber, in **Ober-** und **Niederſachſen** — zwey Länder die damals den gröſten Theil des **nördlichen Teutſchlandes** ausmachten — dauerte das Heydenthum in aller ſeiner Kraft fort, bis **Karl der Groſe**, die **Sachſen** endlich ganz überwand, und ſie mit dem Schwerd in der Fauſt zum chriſtlichen Glauben zwang. Aber eben dieſes Zwingen war ſchuld, daß ſie zwar öffentlich dem chriſtlichen Gottesdienſt beywohnten, aber heimlich noch lange ihre heydniſchen Gebräuche fortſezten, bis nach und nach das Licht des Evangelii alle Finſterniſſe verſcheucht hat.

Am längſten blieben aber die **Hexen** in ihrer Wirkſamkeit: denn da man noch keine Aerzte hatte, und alſo zu niemand anders Zuflucht nehmen konnte, auch zu niemand ein ſo groſes Vertrauen hatte, als zu ihnen, ſo wendete man ſich bey allen Gelegenheiten, wo man ihres Raths und ihrer Hülfe benöthigt war, an ſie; das Bezaubern, Entzaubern, Segenſprechen, Beſchwören der Geiſter, u. d. g. dauerte noch immer fort, und da die Hexen glaubten, **daß ſie das Eine nicht leiſten könnten, wenn das Andere nicht damit verbunden wäre,** ſo ſezten ſie auch noch heimlich, ob es gleich bey Strafe des Feuers verbotten war, ihre Opferfeſte in der **Walpurgis Nacht** auf dem **Blocksberg** fort. Man will gewiſſe Spuren haben, daß dieſe Zuſammenkünfte noch bis ins 17te Jahrhundert fortgedauert haben.

Vor vielen Jahren kam ein Buch unter dem Titul: **Uhuhu, oder Hexen- Geſpenſter- Schatzgräber- und Erſcheinungs-Geſchichten. Erfurt, 1785. bey Georg Adam Kayſer** heraus, in welchem der ungenannte Verfaſſer aus alten Criminal-Akten und Protokollen Auszüge liefert. Dieſe zeigen nun freylich die unvernünftige und empörende Methode, nach welcher man damals mit ſolchen armen Geſchöpfen, die der Hexerey verdächtig waren, verfuhr, indem man ſie durch die Folter zwang, Dinge von ſich und andern auszuſagen, die ihnen vorher nie in den Sinn gekommen waren; dem allem ungeachtet kommen doch auch ungezwungene Geſtändniſſe, und zwar häufig, vor, aus denen der unbefangene Vorurtheilsfreye Leſer deutlich erkennen kann, **daß mit einer äuſſerſt verdorbenen, mit den unreinſten und abſcheulichſten Bildern angefüllten Einbildungskraft, auch ein entwickeltes Ahnungs-Vermögen verbunden war, wodurch dann eine ſolche** elende Perſon mit böſen unreinen Geiſtern in Verbindung und Umgang kam, die ihr allerhand Schönes verſprechen, ſie auf alle Weiſe täuſchten, ihr weiß machten, ſie könne bald hie bald da ein Wunder verrichten, und dadurch denen ſchaden, auf die ſie einen Groll hatte, im Grunde war aber alles nur Spiegelfechterey und Täuſchung.

Daß ſolche verdorbene Perſonen würklich zuweilen ihren Nebenmenſchen vielen Schaden gethan haben, daß ihnen auch böſe Geiſter manchmal mit Rath und That an die Hand gegangen ſeyen, das will ich nicht läugnen, unmittelbar kann aber der Satan, auch durch eine ſolche gottloſe Perſon, niemand ſchaden, wenn ihm nicht jemand ſelbſt die Gelegenheit dazu giebt, und die Gottesfurcht beyſeite ſezt.

§. 167.

Mir iſt eine Geſchichte bekannt, deren Wahrheit ich verbürgen kann, weil ſie auch aus den Akten eines alten Hexenprozeſſes gezogen worden: Eine alte Frau ſaß gefangen, wurde gefoltert und geſtand alles, was man ſonſt den Hexen zur Laſt zu legen pflegt; unter andern zeigte ſie auch eine Nachbarin an, welche in lezterer **Walpurgis**-Nacht mit ihr auf dem **Blocksberg** geweſen ſey. Dieſe Frau wurde gerufen, und man fragte ſie, ob das wahr ſey, was die Gefangene von ihr ſage? — hierauf erzählte ſie, ſie ſeye am Abend vor **Walpurgis**-Nacht zu dieſer Frauen gekommen, weil ſie etwas mit ihr zu reden gehabt habe.

Bey ihrem Eintritt in die Küche, habe ſie die Gefangene mit dem kochen eines Kräutertranks beſchäftiget gefunden. Auf die Frage, was ſie da koche, habe jene lächelnd und geheimnisvoll gefragt: **willſt du dieſe Nacht mit auf den Brocken?** aus Neugierde und hinter die Sache zu kommen, hätte ſie geantwortet: **Ja! ich will wohl.** Hierauf hätte die Gefangene eine Weile viele von dem Schmaus, von dem Tanz, und von dem groſen Bock geſchwazt, hätte dann von dem Kräutertrank getrunken, und ihr ihn auch dargebotten, mit den Worten: **da trinke rechtſchaffen, damit du durch die Luft fort kannſt!** — ſie hätte auch das Töpfgen an den Mund geſezt, und ſo gethan als trinke ſie, aber ſie habe keinen Tropfen gekoſtet. Während dem habe die Gefangene eine Ofengabel zwiſchen die Beine genommen, und ſich auf den Heerd geſtellt, bald ſey ſie niedergeſunken, und habe angefangen zu ſchlafen und zu ſchnarchen, nachdem ſie nun eine Weile zugeſehen, ſey es ihr zu lang geworden, und ſie wäre nach Haus gegangen.

Des andern Morgens ſey die Gefangene zu ihr gekommen, und habe ſie gefragt: **Nu wie hat es dir auf dem Brocken gefallen? Gelt das war herrlich?** — darauf habe ſie herzlich gelacht, und ihr geſagt: **ſie habe nichts von dem Trank getrunken, und auch ſie** — die Gefangene — **ſey nicht auf dem Brocken geweſen, ſondern ſie habe mit ihrer Ofengabel auf dem Heerd geſchlafen.** Dann ſey die Frau ärgerlich geworden, und habe ihr zugeredet, **ſie ſolle doch nicht läugnen, ſie habe ja** auf dem Brocken mitgegeſſen, getanzt und den Bock geküßt.

Dieſe Erfahrung giebt einen Schlüſſel zu den mehreſten ſonſt ſo unbegreiflichen Geſtändniſſen der ſo genannten Hexen. Das war wohl einer von den Zaubertränken der alten **Druiden**, wodurch eine ohnehin von lauter Teufeleyen angefüllte Einbildungskraft, vermittelſt des, durch den Trank verurſachten Schlafs, ſo exaltirt werden konnte, daß die armen betrogenen Weiber ſelbſt veſt glaubten, daß alles was ſie träumten, würklich geſchehen ſeye. Auf die Art iſt faſt alles erklärbar, was in den Protokollen, ſonſt unglaubliches von ihnen vorkommt.

§. 168.

Solche Perſonen ſoll man eines beſſern belehren, und ſie von der Schändlichkeit ihrer Geſinnungen überzeugen. Würden ſie überführt daß ſie ihrem Nächſten geſchadet hätten, — welches aber nicht durch die Folter geſchehen darf — ſo beſtraft man ſie je nach dem Verhältnis ihres Verbrechen, aber nicht als Hexen.

§. 169.

Hier muß ich doch eines, unter den gemeinen Leuten, noch ſo häufig im Schwang gehenden, Laſters gedenken, welches in meinen Augen noch abſcheulicher iſt als die Hexerey ſelbſt, nämlich: **wenn man jemand, auf eine bloſe ungegründete Vermuthung hin, in den Verdacht der Hexerey bringt.** Dies iſt ſchrecklich! ich habe be mehrere Beyſpiele erlebt, daß Bauernweibern blos aus Haß und Neid, wenn etwa eine Kuh blutige Milch gab, oder einem Kind etwas fehlte, eine brave fromme Nachbarin, in den Verdacht der Hexerey brachten. Dieſer Verdacht ſchleicht wie ein Peſtdampf von Ohr zu Ohr, weit und breit umher, und nun iſt es um das ganze irrdiſche Glück einer ſolchen unſchuldigen Familie geſchehen; jedermann ſcheut ſie, niemand geht ohne Noth mit ihren Gliedern um, man fürchtet ihnen abzukaufen, oder mit ihnen zu handeln, und niemand mag in dieſe Familie heurathen. **Begeht nun der, oder die, wer einen ſolchen Verdacht verurſacht, nicht eine Zauberſunde? ſolche eingefleiſchte Teufel verdienten eher verbrannt zu werden, als eine arme Hexe.**

Christus ſagt ausdrücklich, **daß Er an jenem Tage, jeden der ſo liebloß urtheilt mit eben dem Maaß meſſen werde, womit er ſeinen Nächſten gemeſſen habe, das heiſt: wer einen ſeiner Mitmenſchen für einen Zauberer oder Hexe erklärt, den will Er als einen Zauberer, oder als eine Hexe richten.**

§. 170.

Wenn man des ſeeligen **Eckartshauſen Aufſchlüſſe zur Magie** lieſt, ſo muß man erſtaunen, welche wunderbare Dinge durch die Kunſt möglich ſind. Aber man entdeckt auch die dunkle Gränze zwiſchen der **Sinnen- und Geiſterwelt.**

In der zweyten Auflage dieſes Buchs, **München bey Joſeph Lentner** 1791. S. 57 u. f. erzählt er eine äuſſerſt merkwürdige, und lehrreiche Geſchichte. Sie hier ganz mit ſeinen eigenen Worten zu erzählen, würde zu meinem Zweck zu weitläufig ſeyn. Ich begnüge mich alſo nur das Weſentliche mitzutheilen.

Eckartshauſen wurde mit einem Schottländer bekannt, der ſich aber nicht mit Geiſter beſchwören, und dergleichen Charlatanerien abgab, aber doch ein merkwürdiges Kunſtſtück von einem Juden erfahren hatte, welches er auch **Eckartshauſen** mittheilte, und mit ihm den Verſuch machte, welcher auſſerordentlich iſt, und geleſen zu werden verdient. Derjenige welcher einen gewiſſen Geiſt citiren laſſen und ſehen will, muß ſich einige Tage lang geiſtig und phyſiſch darauf vorbereiten. Dann ſind auch ſonderbare und merkwürdige Erforderniſſe und Verhältniſſe zwiſchen der Perſon die einen gewiſſen Geiſt ſehen will, und dieſem Geiſt nöthig — Verhältniſſe welche nicht anders erklärbar ſind, als daß doch hier etwas aus dem Geiſterreich herüber auswittere. **Nach allen dieſen Vorbereitungen wird aus gewiſſen Subſtanzen,** die aber **Eckartshauſen**, **mit Recht**, um des gefährlichen Misbrauchs willen, nicht bekannt macht, **in einem Zimmer ein Dampf gemacht, der ſich augenſcheinlich zu einer Geſtalt bildet, die derjenigen ähnlich iſt, die man ſehen will.** Hier iſt von keiner magiſchen Leuchte, durchaus von keinem optiſchen Kunſtſtück die Rede, ſondern der Dampf bildet würklich eine menſchliche Geſtalt, die derjenigen ähnlich iſt, die man verlangt. Den Schluß der Erzählung, will ich nun noch mit **Eckartshauſens** eigenen Worten hier einrücken:

„Einige Zeit nach der Abreiſe des Fremden, (nähmlich des Schottländers) machte ich ſelbſt dies Experiment für einen meiner Freunde. Er ſah wie ich, auf die nähmliche Art, und hatte die nähmliche Fühlung.

„Die Beobachtung die wir machten war dieſe: So bald der Rauch in die Kohlpfanne geworfen wird, bildet ſich ein weißlichter Körper, der über der Kohlpfanne in Lebensgröße zu ſchweben ſcheint.

„Er beſitzt die Aehnlichkeit mit der zu ſehen begehrten Perſon; nur iſt das Geſicht aſchfärbig.

„Wenn man ſich der Geſtalt nähert, ſo fühlt man einen Gegendruck; ſo etwas, als wenn man gegen einen ſtarken Wind gienge, der einen zurückſtößt.

„Spricht man damit, ſo erinnert man ſich des geſprochenen nicht mehr deutlich; und wenn die Erſcheinung verſchwindet, ſo fühlt man ſich, als erwachte man aus einem Traum Der Kopf iſt betäubt. Ueberhaupt fühlt man ein Zuſammenziehen im Unterleibe: auch iſt ſehr ſonderlich, daß man die nähmliche Erſcheinung wieder anſichtig wird, wenn man im Dunkeln iſt, oder aus dunkeln Körpern ſieht.

„Die Unannehmlichkeit dieſer Senſation, war die Urſache, daß ich dieſe Erſcheinung, ſo ſehr oft manche in mich drangen, nicht gern machte.

„Ein junger Cavalier kam einmal zu mir, und wollte mit aller Gewalt dieſe Erſcheinung ſehen. Da er ein Menſch von feinem Nervenbau, und von ſehr leb-

ebhafter Einbildungskraft war, nahm ich um ſo mehr
Bedenken, und zog einen ſehr erfahrnen Arzt zu Ra-
he, dem ich das ganze Geheimnis entdeckte. Dieſer
behauptete, daß die in dem Rauch befindliche Narko-
iſche Ingredienzien die Phantaſie in heftige Bewe-
gung bringen müſten, und nach Geſtalt der Umſtände
ehr ſchädlich ſeyn könnten: auch glaubte er, daß die
vorgeſchriebene Zubereitung ſehr vieles zur Imagina-
ion beytrage, und ſagte mir, ich ſollte einmal in ſehr
leiner Doſis, für mich, ganz ohne Zubereitung den
Verſuch machen. Ich that es eines Tages nach der
Mahlzeit, da eben der Medikus bey mir zu Mittag
ß. Kaum aber war die Doſis Rauch in die Kohl-
fanne geworfen, als ſich zwar eine Geſtalt präſen-
irte: allein eine Angſt der ich nicht mächtig war, über-
iel mich, und ich muſte ſogleich dieſes Zimmer ver-
aſſen. Ich befand mich gegen drey Stunden ſehr
bel, und glaubte immer die Geſtalt vor mir zu ſehen.
Durch den Geruch vieles Weineſſigs, den ich ſchnupf-
e, und mit Waſſer trank, wurde mir Abends wie-
er beſſer. Aber ich fühlte doch gegen drey Wochen
ine Entkräftung, und das ſonderlichſte dabey iſt, daß,
wenn ich mich noch dieſes Auftritts erinnere, und auf
inen dunkeln Körper etwas lang hinſehe, ſich dieſes
ſchengraue Bild meinen Augen noch ganz lebhaft dar-
ellt. Seit dieſer Zeit wagte ich es nun nicht mehr,
weitere Verſuche damit zu machen.

„ Der nähmliche Fremde gab mir noch einen an-
ern Rauch, er behauptete, daß, wenn man
it demſelben Kirchhöfe des Nachts
eräuchere, man eine Menge Tode ſoll-

te über den Gräbern ſchweben ſehen. Da dieſe Räucherung aus noch viel heftigern narkotiſchen Ingredienzien beſteht, ſo wagte ich niemals dieſen Verſuch.

„Sey die Sache nun, wie ſie immer wolle, ſo bleibt ſie doch immer auffallend, und verdient von Phyſikern unterſucht zu werden. Ich holte bereits von verſchiedenen Gelehrten und Freunden ihre Meinung hierüber ein, vor denen ich auch der Ingredienzien halber kein Geheimniß mache; nur öffentlich ſie bekannt zu machen, finde ich nicht rathſam.

„Den auffallenden und merkwürdigen Brief eines tiefdenkenden Mannes, den ich über dieſes Phänomen erhielt, will ich hier beyſetzen.

„Auszug aus einem Schreiben
de Dato W... 17. Dec. 1785.

„— — So giebt es würklich Sachen in der Natur, von welchen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läſt. Die Gottheit hat dem Sterblichen vieles verhüllt, und der Ewige hat mit einem unbeweglichen Siegel manche Geheimniße der Natur für ihn verſchloſſen. — Nicht alles iſt Einbildung; es kann auch vieles Würklichkeit ſeyn; denn denken Sie, Lieber! daß einſt unermeßliche Meere die Scheidewand zwiſchen Menſchen waren, die die Europäer nicht kannten, und daß es vielleicht ſolche Scheidewände zwiſchen andern Weſen geben kann, von welchen viele Sterbliche bisher noch keine Begriffe haben. — Es kann vieles Betrug, vieles Täuſchung ſeyn; aber alles iſt es gewiß nicht. Swedenburg und Falck, wa-

waren gewiß keine Betrüger, und unerklärbar iſt uns doch ihr Daſeyn — wird vielleicht vielen unerklärbar bleiben, bis die Traube am Stock reif, und die Zeit zur Weinleſe iſt. **Schröpfer** und **Böhmer** möchte ich nicht zu den vorigen zählen, obwohl mir auch ſehr vieles von ihnen ein Räthſel iſt. Der Menſch erfand das Schif, und kömmt mit unbekannten Völkern, die jenſeits des Meeres wohnen in Umgang, warum ſollte es unmöglich ſeyn, ſich mit der Geiſterwelt zu verbinden, da alles eine Kette, alles ein ganzes iſt " — —

§. 171.

So weit **Eckartshauſen**; was er ferner von dieſer Sache ſagt, iſt merkwürdig, aber hier einzurücken zu weitläuftig. **Vorzüglich iſt der Dunſt auffallend ſonderbar, der auf den Kirchhöfen die Toden zeigen ſoll.** Ich weiß gewiß, und mein ehrwürdiger Freund **Pfeffel** weiß es auch, aus einer merkwürdigen Erfahrung, **daß es Menſchen giebt, deren Ahnungs-Vermögen, in Anſehung des Geſichtsorgans ſo entwickelt iſt, daß ſie menſchenähnliche Dunſtfiguren, bey Tage ſeltener, vorzüglich aber des Nachts, über den Gräbern ſehen. Ich vermuthe daß dieſes, der durch keine phyſiſche Naturkraft zerſtörbare Auferſtehungskeim iſt.** Daß aber der, der ihn zu ſehen vermögend iſt, nur ſehr wenige, bey weitem nicht alle, ſieht, weil der ganze Dunſtkreis damit angefüllt ſeyn muß, rührt vermuthlich daher, daß dieſer Keim bey dem einen viel gröber, viel materieller, als bey dem andern iſt. Daß ſich aber die abgeſchiedene Seele in ihm aufhalte, iſt nicht wahrſcheinlich; vermuthlich überkleidet ſie ſich damit, wenn ſie einem Menſchen erſcheinen will.

So viel ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn, daß der fürchterliche Rauch, der ſich in eine Menſchengeſtalt bildet, dieſe Geſtalt im Gehirn hervor bringt, weil ſie noch lange hernach ſich zeigt, wenn man auf etwas ſchwarzes ſieht, und die Augen ſchließt. Aber eben ſo wahrſcheinlich iſt es doch auch, **daß ſich eine Erſcheinung aus dem Geiſterreich, oder doch etwas von ſeiner Gränze her, mit einmiſcht, weil auf den Kirchhöfen nicht eine ſondern viele Figuren ſichtbar werden, und es einmal gewiß iſt, daß die Auferſtehungskeime** (ſo will ich ſie einſtweilen nennen) **nicht in der Einbildung ſondern würklich und weſentlich da ſind.**

§. 172.

Auch das iſt merkwürdig, daß die feinen Materien die dem Geiſterreich nahe kommen, der Geſundheit ſo nachtheilig ſind. Sie ſind alſo ein kreiſendes Flammenſchwerd eines Cherubs, der den Vorwiz der Menſchen zurück hält, damit ſie innerhalb ihren Gränzen bleiben.

Alle dergleichen Kunſtſtücke, wie man ſie bald in Zauberbüchern, auch hin und wieder bey Gelehrten der Vorzeit, bald auch bey verſchiedenen Perſonen, unter dem gemeinen Volk, Teufelsbannern, Quackſalbern, u. d. g. antrift, ſind noch immer Ueberbleibſel aus dem Heidenthum: denn ſo wohl in der heiligen, als auch in andern heidniſchen Schriften, trift man Spuren von dergleichen Dingen an. Der **Magnetismus**, **Zaubertränke**, **Zauberdämpfe**, und wer weiß, welche Mittel noch mehr, die verlohren gegangen ſind, wurden angewendet, um das **Ahnungs-Vermögen** zu entwickeln, mit dem Geiſterreich in Rapport zu kommen, und Dinge zu erfahren, die der Menſch in dieſem Leben nicht wiſſen ſoll. Alle Orakel der Heiden, und alle ihre ſo genannte Wunder entſpringen aus dieſer Quelle. Ihre Zauberer und Zauberinnen waren in dieſe Geheimniſſe eingeweiht.

§. 173.

Auch die alten **Iſraeliten** hatten einen ſtarken Hang zu dergleichen Dingen. Die Hexe zu **Endor** iſt ein Beweiß davon. Der König **Saul** hatte die Wahrſager und Zeichendeuter auszurotten geſucht, wie auch recht, und dem Moſaiſchen Geſetz gemäß war. Indeſſen waren dergleichen Leute doch noch heimlich übrig geblieben, und da der König bey Gott in Ungnade war, von daher keine Antwort erwarten durfte, und doch in ſeiner Angſt gern den Ausgang des Kriegs wiſſen wollte, ſo ſuchte er Rath bey der Wahrſagerin zu **Endor**, die wohl berühmt in ihrer Kunſt ſeyn muſte. Das Geiſterciticen war alſo ſchon damals eine bekannte, aber bey Lebensſtrafe, **und das mit Recht**, verbottene Sache.

Die Wahrſagerin bekam Befehl den verſtorbenen Propheten **Samuel** zu citiren; der ſich, wie alle Heiligen des alten Bundes, im **Hades**, in einer ſeeligen

Ruhe befand, bis der Todesüberwinder, ſie alle im Triumph, in ſeine, für ſie bereitete Wohnungen einführte.

Das Weib wandte ſeine Künſte an, aber an ſtatt eines ihr dienſtbaren Geiſtes, der die Rolle **Samuels** ſpielen ſollte, erſchien er, auf Gottes Wink und Zulaſſung ſelbſt. Dies hatte die Wahrſagerin nicht erwartet, darum ſchrie ſie für Angſt, und ſagte, **ſie ſehe Elohim, etwas göttliches.** Und nun kündigte **Samuel** dem **Saul** an, **daß er nächſter Tagen bey ihm im Toden-oder Geiſterreich ſeyn werde.** Dieſe Erzählung iſt in mancher Rückſicht merkwürdig, weil ſie bey ruhigem Nachdenken mancherley Begriffe entwickelt, die Licht über dieſe dunkle Sache verbreiten.

§. 174.

Ich habe mich bey dieſer Materie von den **Ahnungen, Vorherſagungen,** und **Zaubereyen,** oder überhaupt, vom **entwickelten Ahnungs-Vermögen** lange aufgehalten, allein ich hielte es um des wichtigen Reſultats willen, für höchſt nöthig. **Dieſes Reſultat will ich nun hier im Namen des Herrn verwahrlich niederlegen; könnte ich es doch mit Flammenſchrift ſchreiben, oder jedem meiner Zeitgenoſſen ins Ohr rufen, daß es durch Mark und Bein gienge, denn in der nahen Zukunft wird man es brauchen können.**

Alle die Künſteleyen, das Ahnungs-Vermögen zu entwickeln, und mit dem Geiſterreich in Verbindung und Umgang zu kommen, — **jedes Beſtreben**

den dazu — iſt Zaubereyſünde, und von Gott ernſtlich und ſtrenge verbotten. Kommt es frommen und erleuchteten Perſonen von ſelbſt, ſo müſſen ſie nichts beſonderes daraus machen, ſondern eher ſeine Folgen vermeiden als ſuchen, und ſich deſſen mit Furcht und Zittern, und mit Weisheit zum Wohl der Menſchen bedienen.

Die groſen Begebenheiten unſerer Zeit, ſpannen allenthalben das Nervenſyſtem zu ängſtlichen Erwartungen in der nahen Zukunft. Nervenſchwache Perſonen, die nun durchs Leſen bibliſcher Weiſſagungen, und ihrer Erklärungen, **anſtatt ſich dadurch zur Sinnesänderung, und wahren Bekehrung führen zu laſſen,** vorwizig zu grübeln anfangen, und die zukünftigen Schickſale errathen wollen, können leicht dadurch ihr Ahnungs-Vermögen, in höherem oder geringerem Grad, je nachdem es ihre körperliche Diſpoſition zugiebt, entwickeln. Die damit verbundene Exaltation, die erhabene Empfindung nebſt den neuen Aufſchlüſſen, und der Erleuchtung der Einſichten, die damit verpaart ſind, überzeugt eine ſolche Perſon, daß das was in ihr vorgeht, eine ganz beſondere Würkung des heiligen Geiſtes ſey; aber man glaube mir ſicher und gewiß, daß das nicht der Fall iſt. Sie kann allerdings vortrefliche höchſtnüzliche Sachen ſagen, auch würklich Nutzen ſtiften, aber man traue ja nicht, denn ehe man ſichs verſieht, ſo miſche ſich ein falſcher Geiſt in Lichtsengels-Geſtalt dazu, und die arme Menſchen werden irre geführt.

Sie ſagen oft zukünftige Dinge vorher, die auch pünktlich eintreffen, aber das beweiſt durchaus nichts göttliches, wie aus dem vorhergehenden erhellet. Die wahre Gabe der Weiſſagung iſt ganz etwas anders, wie ich nun auch zeigen werde.

Liebe Leſer alle! Die groſe allgemeine Prüfung, oder Verſuchungsſtunde, in welcher die bis aufs Blut ausharrende Treue der wahren Chriſtusverehrer auf die Probe geſezt, und bewährt werden ſoll, iſt nicht gar weit mehr. Dadurch werden diejenigen aus der ganzen Chriſtenheit herausgebracht, und verſiegelt, die des glorreichen Königreichs Jeſu Chriſti, deſſen Bürgerſchaft, und der erſten Auferſtehung werth ſind.

Dieſe groſe Verſuchung wird zweyfach ſeyn: auf der einen Seiten wird Satan mit ſeinem Heer alle ſeine Kräfte aufbieten, diejenigen die ihrem Erlöſer treu anhangen, durch kräftige Irrthümer zu verführen, 2 Theſſal. 2. V. 9. bis 12. Hiezu dienen ihm nun ſolche Werkzeuge, die mit neugierigem Vorwiz ausgerüſtet, nach Geheimniſſen geizen, und ſich allerhand Künſte erlauben, mit dem Geiſterreich in Verbindung zu kommen. Vorzüglich aber findet er die Menſchen brauchbar, bey denen ſich das Ahnungs-Vermögen entwickelt, und die geheimen Lüſte im Irrthum lechzen. Dieſe armen Seelen ſind am fähigſten falſche Propheten zu werden, und dann dieſe wieder am fähigſten, andere zu verführen.

Wenn ſie euch dann ſagen werden, hie iſt Chriſtus, da iſt Chriſtus; dies wird geſchehen, oder jenes wird geſchehen; dieſen Weg geht, oder jenen geht; jezt müſt ihr aus Babel ausziehen, da- oder dorthin, ſo ſollt ihr durchaus nicht glauben, ſondern ruhig, mit wachen und beten, nur das Eine das Noth iſt, im Auge behalten, und in der wahren Einfalt, und in der reinen Lehre des Evangeliums beharren, es mag euch dann darüber gehen wie es will. Er iſt in den Schwachen mächtig, und legt ſeinen Getreuen nie ſchwerer auf, als ſie tragen können. Ihr werdet in den ſchwerſten Zeiten die gröſte Freudigkeit empfinden, darum fürchtet euch nicht.

Auf der andern Seiten wird auch das Heer des Abfalls, ſo unglaublich es auch jezt ſcheint, ſolcher lügenhaften Zeichen und Wunder ſich bedienen, um das einfältige Volk zu täuſchen, und es zur Anbethung des Thiers zu bewegen. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß ſchon einmal die Rede, in einem gewiſſen Orden, davon war, und jezt kommt würklich eine groſe weit ausſehende Verbindung wieder empor, deren Zwecke weit ausſehend ſind. Merkwürdig iſt es, daß auch der Unglaube anfängt, auf Verbindung mit dem Geiſterreich zu denken, worüber er ſonſt ſpöttiſch gelacht hat.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geiſt iſt willig aber das Fleiſch iſt ſchwach.

§. 175.

Als vor zwanzig und etlichen Jahren, **Meßmer** und **Gaßner**, die erſten Verſuche mit dem Magnetismus begonnen, ſo entſtand hin und wieder, auch bey frommen redlichen Männern die Idee, **ob vielleicht die bibliſchen Wunderthäter, ſo gar Chriſtus ſelbſt, ſich ſolcher Mittel bedient hätten?**— nachher als die Würkungen des Ahnungs-Vermögens, nähmlich **zukünftige Dinge vorher zu ſagen**, noch dazu kamen, ſo kam auch noch **der** Gedanke hinzu, **ob nicht auch die Propheten durch das entwickelte Ahnungs-Vermögen geweiſſagt hätten?**

Man meynte es gut: denn im erſten Fall hofte man der Vernunft in Anſehung der Wunder in etwas zu Hülfe zu kommen, und im zweyten, wollte man dadurch der Glaubwürdigkeit der bibliſchen Weiſſagungen eine Stütze verſchaffen; allein für dieſer Hülfe, und für dieſer Stütze, bewahre uns der liebe Gott. Dem ſchon im Anfang der Verweſung ſich befindenden **Lazarus**, konnte kein Magnetismus das Leben wiedergeben, und eben ſo wenig konnte magnetiſirtes Waſſer zu Wein gemacht werden. Alle Wunder, die in der Bibel, und der Vernunft ſo unglaublich vorkommen, ſind uns **darum** unglaublich, weil wir von der Materie und den Körpern durchaus unrichtige Begriffe haben. Es iſt hier der Ort nicht, dieſe Materie auseinander zu ſetzen, **doch lege ich folgenden Satz als eine ewige Wahrheit, für den Forſcher der Wahrheit, zum Nachdenken hier verwahrlich nieder:**

Auſſer Raum und Zeit, giebt es keine Materie, und keine Körper, alles iſt da realiſirte Idee Gottes; da beſteht die ganze Schöpfung aus lauter Grundweſen, die ſich jedes vernünftig denkende Weſen, je nach ſeiner inneren Einrichtung vorſtellt. Wir Menſchen müſſen ſie uns in Raum und Zeit denken, aber uns nicht träumen laſſen, daß ſie an und für ſich ſelbſt, alſo in dem Verſtand Gottes, oder anderer Geiſter eben ſo gedacht werden.

Wer über dieſen Saz reiflich nachdenkt, der wird in Anſehung der wahren Wunder, keine Schwierigkeit mehr finden, und er wird bald erkennen, **daß nur Gott allein wahre Wunder würken, das iſt, ein Grundweſen in das andere verwandeln, und daß dieſes gar keine Unordnung in die äuſſere Natur bringen kann.** Ich gehe nun zu dem Begrif von den Weiſſagungen über, um zu zeigen, wie himmelweit ſie von den Würkungen des Ahnungs-Vermögens verſchieden ſind.

§. 176.

Wir haben zwo Offenbarungen Gottes, die uns in die Sinnenfallende, Schöpfung, und die Bibel, beyde zuſammen enthalten alles, was uns zu unſerm irrdiſchen und ewigen Wohl zu wiſſen nöthig iſt. So lang irgend jemand etwas lehrt, oder weiſſagt, das dieſen Offenbarungen Gottes gemäß, und in ihnen gegründet iſt, ſo können und müſſen wir es als göttliche Wahrheit annehmen; ſo bald aber dieſer Lehrer behauptet, es ſey ihm von Gott offenbart worden, ſo macht er ſich ſchon verdächtig, weil Gott das was Er den Menſchen einmal feyerlich offenbart hat, nicht noch einmal wiederholt; es iſt alsdann nichts anders, als daß der heilige Geiſt dieſen Lehrer erleuchtet hat, ſo daß er die von ihm vorgetragene Wahrheit deutlicher entwickeln, und eindringender darſtellen kann.

Wenn jemand bibliſche Weiſſagungen erklärt, und zeigt, was allenfalls erfüllt iſt, oder noch erfüllt werden muß; in dieſem leztern Fall aber entſcheidend ſpricht, oder gar behauptet, er habe göttliche Offenbahrungen darüber gehabt, ſo macht er ſich abermals verdächtig.

Weiſſagt oder prophezeit jemand etwas, das gegen die göttlichen Offenbahrungen ſtreitet, und giebt er es für göttliche Offenbahrung aus, ſo iſt er gewiß ein falſcher Prophet, ſtreitet es aber nicht gegen die heilige Schrift, und iſt doch nicht in ihr gegründet, ſo iſt es eine neue Lehre. Dies leztere iſt nun eben der Hauptpunkt, auf den es hier ankommt. Denn alle vorigen Fälle ſind nicht zweifelhaft, jeder wahre Chriſt wird und muß Ja und Amen dazu ſagen.

Wenn uns ein Menſch, den wir auch als den frömmſten kennen, etwas Neues ſagt, das nicht mit den Lehren und Weiſſagungen der heiligen Schrift ſtreitet, aber doch auch nicht aus ihr bewieſen werden kann, ſo entſtehet die Frage, **wie wir uns dabey zu verhalten haben?** —

Es giebt ſehr rechtſchaffene fromme Leute, die aber das Auſſerordentliche und Wunderbare lieben, und ſich unvermerkt ein Lieblingsſyſtem gebildet haben, das ſie auch auf ihre Art aus der Bibel zu beweiſen ſuchen. Wenn nun dieſe einen Schriftſteller, oder auch eine Perſon finden, die göttliche Offenbahrungen zu haben vorgiebt, und dieſe ſind ihrem Syſtem gemäß, ſo nehmen ſie ſie ohne weiters als göttlich an, vorausgeſezt, wenn derjenige der da weiſſagt, ein wahrer Chriſt iſt. — Sie geben den Grund ihres Glaubens an, der in dem wahren Chriſten wohnende heilige Geiſt werde nicht zugeben, **daß er mit falſchen Offenbahrungen getäuſcht werde.** Daß dieſer Glaubensgrund durchaus falſch ſey, iſt bald, und unwiderlegbar bewieſen.

Der ſeelige **Gottfried Arnold**, gewiß ein wahrer Chriſt, und ein auſſerordentlich gelehrter und beleſener Mann, hatte ſelbſt einen ſtarken Hang zum Auſſerordentlichen und Wunderbaren, wie ſolches alle ſeine Schriften bezeugen; er giebt uns alſo in gegenwärtigem Fall, die allerunverdächtigſten Belege zu meinem Beweiß an die Hand: in ſeiner **Kirchen- und Ketzergeſchichte** werden, wo nicht alle, doch gewiß die merkwürdigſten Perſonen angeführt, welche ſeit der Apoſtelzeiten zukünftige Dinge vorher geſagt haben; wenn wir nun alle ihre Weiſſagungen bis auf unſere Zeiten, genau und unpartheyiſch prüfen, und mit der Geſchichte vergleichen, ſo finden wir daß bey **Allen Wahres** und **Falſches** durcheinander gemiſcht iſt. Bey allen ihren Offenbahrungen blicken immer eigene Lieblingsideen durch, die dann auch mit dem Wahren für göttlich gelten müſten. Keine ihrer Weiſſagungen iſt **ganz** und **pünktlich** eingetroffen, immer nur **Einiges** und **Anderes** nicht. **Man kann und ſoll ſich alſo durchaus nicht auf ſie verlaſſen, denn man weiß ja nicht, was von ihren noch unerfüllten Weiſſagungen wahr oder falſch iſt. Es iſt alſo auch unſtreitig und gewiß, daß der heilige Geiſt dieſe gewiß fromme Seelen nicht gegen Täuſchung und Irrthum geſichert hat.** *) Das iſt ja aber auch natürlich: denn der heilige Geiſt lehrt und erleuchtet; Er giebt Kraft zur Beſiegung der Sünde, und zur Ausübung wahrer Gottſeeligkeit; Er erweckt Luſt und Liebe zu allen Guten, und Abſcheu gegen alles Böſe, **aber Er zwingt den freyen Willen nicht im geringſten;** dem Menſchen bleibt die Freyheit dem heiligen Geiſt zu widerſtehen, Phantaſien für Würklichkeit, und entwickeltes Ahnungs-Vermögen, für Gabe der Weiſſagung zu halten. **Er verläſt aber darum den Menſchen nicht, wenn er nur redlich bleibt, und mit aufrichtiger Wahrheitsliebe irrt. Sobald aber der Menſch ſeinen Irrthum**

zum

---

*) Unſer Wiſſen, all *unſer* Erkennen iſt Stückwerk, ſagt Paulus, der doch gewiß den heiligen Geiſt empfangen hatte.

zum Lieblings- zum Glaubensſaz, zu ſeinem Idol macht, folglich nun ein Schwärmer wird, ſo weicht nach und nach der Geiſt Gottes; und ſolche bedauernswürdige Seelen, werden dann gefährliche Werkzeuge des Satans und ſeines Reichs.

Obiges Alles ſage ich, im Namen des Herrn, als eine Wahrheit, auf die ich leben und ſterben will, und ich ſage ſie deswegen, weil es ſeit der Erſchaffung der Welt keine Zeit gab, in der es ſo nöthig war, als jezt.

§. 177.

Wahrſcheinlich werden nun meine Leſer, und zwar mit Recht, erwarten, daß ich nun auch zeige, wie ſich der **wahre Prophet**, vom **blos Ahnenden**, **wahre göttliche Offenbahrung**, vom **entwickelten Ahnungs-Vermögen** unterſcheide? —

Wenn jemand, auch der frömmſte Menſch, bezeugt, Gott habe ihm offenbart, daß **dieſes** oder **jenes** geſchehen werde, oder daß es mit einer unbekannten Sache, **dieſe** oder **jene** Beſchaffenheit habe, ſo kann und darf ich ihm das nicht auf ſein bloſes Wort glauben, denn er kann ſehr leicht irren. Will ich es als eine gleichgültige Sache betrachten, die mich nichts angeht, und es wäre dann würklich eine göttliche Offenbahrung, ſo ſündigte ich ſchwerlich: denn wie kann und darf mir etwas gleichgültig ſeyn, das mir Gott durch irgend jemand ſagen läſt?

Was kann und was ſoll ich denn nun thun?

Soll ich ſagen, ich glaube dir nicht, von der Apoſtelzeit an, giebt es keine wahre Weiſſagungen, keine Propheten mehr! ſo wäre das eine abſprechende Vermeſſenheit, die ſich auf nichts gründet, und auch dem Geiſt der Weiſſagung entgegen iſt, denn der ſagt deutlich, daß in den lezten Zeiten, vielleicht nun bald, wieder Zeichen. Wunder und Weiſſagungen ſtatt finden werden.

Oder ſoll ich ihm auf ſein Wort glauben?— das kann ich nicht, weil er irren kann; auch dann nicht, wenn er ſich gar auf engliſche Erſcheinungen beruft; wenn er mir auch beweiſt, daß dieſe Erſcheinungen wahr, nicht Täuſchung ſind, — denn wer ſteht mir dafür, daß das erſcheinende Weſen ein guter Geiſt ſey — und wenn ers auch wäre, daß er nicht irren könne?

Aber ich darf doch auch nicht gleichgültig dabey ſeyn — was bleibt mir denn übrig? — das Einzige das übrig bleibt, iſt: der neue Prophet muß mir unwiderſprechlich beweiſen, daß ihn Gott geſandt habe, er muß mir ſein Creditiv zeigen, und dieſes muß in einer Thatſache beſtehen, die nur Gott allein möglich iſt; das iſt: er muß wahre Wunder im Namen Jeſu Chriſti thun — ich ſage, wahre Wunder, denn es giebt ſehr viele Geheimniße und Künſte in der Natur, die wahre Wunder zu ſeyn ſcheinen, aber es durchaus nicht ſind. Man leſe Eckartshauſens Schriften, und vorzüglich ſeine Aufſchlüße zur Magie, ſo wird man ſich gegen die Täuſchung durch falſche Wunder ſchützen können. **Die Wunderwerke Chriſti, der Propheten und Apoſtel zeigen, was wahre Wunder ſind, und was ſie für einen Karacter haben müſſen.**

Wir finden in der heiligen Schrift von Anfang bis zu Ende, daß Gott alle ſeine Geſandten an die Menſchen, mit der Gabe Wunder zu thun, begabte, und Chriſtus wuſte ſehr wohl, daß man den Menſchen nicht zumuthen könne, Ihm und ſeinen Apoſteln auf ihr Wort zu glauben, Er bekräftigte alſo ſeine Lehre, durch groſe und merkwürdige Wunder, und ſeine Jünger thaten das nähmliche. **Für das, und zur Beſtättigung deſſen was wir wiſſen, und was uns offenbaret worden, bedarfs nun keiner Wunder mehr, aber ſo bald wieder neue Offenbahrungen nöthig ſind, ſo bald ſind auch wieder Wunder nöthig; wenn mir ein Engel, ja Chriſtus ſelbſt erſchiene, ſo müſte Er mir beweiſen, daß Er das ſeye, wofür Er ſich ausgäbe, weil ich durch falſche Geiſter betrogen werden kann.** Dieſe Vorſicht, einen ſolchen Beweiſs zu fordern, von der wir merkwürdige Beyſpiele in der Bibel finden, hat Gott nie ungnädig angeſehen, im Gegentheil, Er ließ ſich mit groſer Langmuth zu denen Männern herab, die Er als Werkzeuge gebrauchen wollte. Nur dann wenn ſie von der Wahrheit bis zum Ueberfluß überzeugt ſeyn muſten, und dann doch nicht glaubten, wie dies bey den Jüdiſchen Zeitgenoſſen Chriſti der Fall war, dann wurde ihr Unglaube beſtraft. Merkwürdig iſt hiebey, daß der Prieſter **Zacharias**, der dem Engel **Gabriel** nicht aufs Wort glaubte, ein Zeichen forderte, und die Stummheit zum Zeichen bekam, ein ſo ſtrenges Notabene zum Beweiß erhielt. Es kommt hier alles darauf an, **ob Zacharias den Engel kannte, oder nicht**? im erſten Fall, war es ſtrafbarer Unglaube, im andern, nöthige Vorſicht, daß er ein Zeichen forderte. Daß das Erſte ſtatt gefunden habe, daran iſt kein Zweifel: denn **Gabriel** erſchien gewiß nicht in einer zweydeutigen Geſtalt.

Endlich kommt auch noch **das** hinzu, daß der Styl der Propheten weit beſtimmter und erhabener iſt, als **der**, deſſen ſich die gewöhnlichen Weiſſager bedienen. Man leſe nur in obengedachter **Kirchen- und Kezergeſchichte**, die Reden jener frommen Seelen, die geweiſſagt haben, ſo wird man bald einen groſen Unterſchied entdecken.

Wenn man die Erzählung **Moſis** vom **Bileam** genau betrachtet, ſo wirds mehr als wahrſcheinlich, daß Er durch das entwickelte Ahnungs-Vermögen geweiſſagt habe: ein wahrer Prophet Gottes war er nicht, das zeigt ſein ganzes Betragen; daß er aber auch göttliche Reden gehört habe, wie das bey vielen, die aus dem Ahnungsvermögen prophezeyen, der Fall iſt, das zeigt ſeine Geſchichte. Merkwürdig iſt, was 4 B. Moſ. 24. V. 1. von ihm geſagt wird: dieſer Vers lautet in der Grundſprache ſo: **Und Bileam ſahe, daß es in den Augen Jehovah's gut war, Jſrael zu ſeegnen, darum gieng er diesmal, wie er ſonſt oft that, nicht zu den Wahrſagereyen, ſondern** u. ſ. w. Es waren alſo damals Anſtalten, wo man das Wahrſagen lernen konnte, und dieſe waren wohl nichts anders, als Schulen, in welchen die Künſte gelehrt wurden, wie man das Ahnungs-Vermögen entwickeln, und mit dem Geiſterreich in Verbindung kommen könne.

Die Art und Weiſe wie ſich **Jehovah** den Propheten offenbarte, iſt nicht ſo ganz bekannt. Indeſſen wiſſen wir ſo viel, daß es bald durch Geſichte, und Träume, bald durch eine vernehmliche äuſſere Stimme, vielleicht auch durch eine innere Einſprache ins Gemüth, bald durch die Bottſchaft der Engel geſchahe. Ihre Sendung wurde aber immer mit auſſerordentlichen Thatſachen begleitet, und ſehr feyerlich, und gotteswürdig dargeſtellt. Dann zielten ihre Weiſſagungen groſentheils auf die ferne Zukunft, wohin kein Ahnungs-Vermögen reichen kann. **Jeſaiah** weiſſagte über 600 Jahr vor **Chriſti** Geburt, und ſagte ſein Leiden vorher; und alle Propheten kündigen Dritthalbtauſend Jahr vorher, das herrliche Reich des Friedens an.

◆

Das vierte Hauptſtück.

Von Geſichten (Viſionen) und Geiſter-Erſcheinungen.

§. 178.

Ich komme nun endlich zum wichtigſten, aber auch ſchwierigſten Theil meiner **Theorie der Geiſterkunde.** Die ganze Sache wird als etwas Verdächtiges und Erniedrigendes behandelt. Es gehört zum guten Ton, zum Wohlſtand, über Geſpenſter-Geſchichten zu lächeln, und ſie wegzuläugnen, und doch iſt es kurios, **daß man ſie ſo gern erzählen hört, und daß ſie noch dazu, der ungläubige Erzähler, gemeiniglich, ſo wahrſcheinlich zu machen ſucht, als nur immer möglich iſt.**

Der Aberglaube iſt etwas Verächtliches und Erniedrigendes; da man nun alle Geiſtererſcheinungen für Aberglauben erklärt, ſo iſt natürlich, daß man ſich auch der Geiſtererſcheinungen ſchämt. Hier kommt es aber nun darauf an, **ob denn alle Erzählungen von ſolchen Erſcheinungen Täuſchung, Lügen, und Aberglauben ſind?** bey weitem die mehreſten ſind es gewis; **aber eben ſo gewiß, und wahrhaftig iſt es auch, daß abgeſchiedene Menſchenſeelen, nach ihrem Tod wieder erſcheinen, und ſich bald eine kürzere, bald eine längere Zeit, auch wohl Jahrhunderte lang, den noch lebenden**

den Menſchen zeigen, auch noch wohl Dienſte von ihnen verlangen. **Die Wahrheit dieſer Behauptung werde ich im Verfolg unwiderſprechlich beweiſen.**

§. 179.

Wenn ich die Würklichkeit beweiſe, ſo iſt der Beweiß der Möglichkeit unnöthig; wenn man aber glaubt daß ein Ding unmöglich iſt, ſo bezweifelt man jeden Beweiß der Würklichkeit, um alſo dieſes zu vermeiden hab ich in den beyden erſten Kapiteln dieſes Werks gezeigt, daß die gewöhnlichen Schulbegriffe vom Weſen des Menſchen grundfalſch, und daß es wohl möglich ſeye, daß eine von ihrem Körper geſchiedene Seele, wieder ſichtbar werden könne. In Anſehung der Philoſophie bin ich alſo auf dem Reinen, aber mit vielen Lehrern der Religion noch nicht: denn da alle wahre Erſcheinungen abgeſchiedener Menſchenſeelen apodiktiſch beweiſen, daß es **einen Mittelort, ein Todenreich** (Hades) gebe, in welchem ſich die Seelen, die noch zu keinem von beyden Oertern ihrer Beſtimmung reif ſind, aufhalten, und zu einem von beyden vollends zubereitet werden, ſo müßen die Gottesgelehrten, welche in dieſem Stück den Symbolen der proteſtantiſchen Kirchen treu bleiben wollen, entweder ſagen, auch die wahreſten Erzählungen vom wiederkommen verſtorbener Menſchen ſeyen nicht wahr, oder es ſeyen Spukereyen der böſen Geiſter.

Hierauf antworte ich, wenn ich meinen Beweiß der Wahrheit redlich und vollſtändig führe, — **und das werde ich gewiß** — ſo iſt und bleibt **Wahrheit, Wahrheit**; eben ſo gewiß werde ich darthun, daß ſolche Erſcheinungen keine Spukereyen böſer Geiſter ſind. Und dann hat ja auch die heilige Schrift ganz und gar nichts gegen meine Theorie, im Gegentheil ſie begünſtigt ſie. Endlich bitte ich zu bedenken, ob die würkliche Erſcheinung eines abgeſchiedenen Geiſtes, **ohne mein Mitwürken** — Aberglauben genannt werden könne? — iſt das Aberglauben, wenn ich bey hellem Bewuſtſeyn, einen Irrwiſch, oder ſonſt eine ſeltene Naturerſcheinung ſehe? — es kommt hier nur darauf an, **was ich für einen Gebrauch davon mache?** — ich werde alſo auch zeigen, wie man ſich bey ſolchen Erſcheinungen **vernünftig** und **chriſtlich** zu verhalten habe.

§. 180.

Unter dem Wort Geſicht, oder Viſion, verſtehe ich eine Erſcheinung, die jemand ſieht, ohne daß ein würklicher Gegenſtand da iſt, die alſo blos in der Einbildung exiſtirt — ſie iſt alſo ein bloſer Traum, den aber derjenige der ihn hat, für eine wahre Erſcheinung hält. Indeſſen unterſcheiden ſich doch die Viſionen von den **gewöhnlichen** Träumen darinnen, **daß ſie Zuſammenhang haben, und der Würklichkeit ähnlich ſind, auch daß man ſie wachend haben kann. Ich bitte dieſe meine Beſchreibung immer**

mit dem Wort Viſion zu verbinden, wenn es im Verfolg vorkommt.

§. 181.

Aus dieſem Begrif iſt nun klar, daß eine Viſion ganz und gar nichts bedeutet: denn ſie beweiſt weiter nichts, als eine ſehr lebhafte Imagination, und eine natürliche Diſpoſition, ihre Bilder für etwas weſentliches zu halten. Hyſteriſche und Hypochondriſche Perſonen ſind zu Viſionen geneigt. Sie bekommen ſie mit oder ohne Entzückungen; aber ſolche Leute entwickeln auch leicht ihr Ahnungs-Vermögen, ſo daß ſie auch zugleich mit dem Geiſterreich in Verbindung kommen; da läuft dann alles durcheinander, und es gehört viel Kenntniß und Erfahrung dazu, eine Viſion von einer wahren Geiſtererſcheinung zu unterſcheiden. Der Grund- und Heiſcheſatz, von dem alle Prüfungen dieſer Art ausgehen müſſen, beſteht in folgendem Begrif:

Wenn mehr als eine Perſon, ohne vorhergegangene Communication, unvorbereitet und unerwartet eine Erſcheinung, oder wenn ſie auch nur einer ſieht, doch Thatſachen ſehen, die keinen andern Urſprung, als von der Erſcheinung haben können. ſo iſt es keine Viſion, ſondern eine wahre Geiſtes-Erſcheinung. Beyſpiele ſollen die Begriffe vollends läutern und vollſtändig machen.

§. 182.

§. 182.

In der Mitte der neunziger Jahre, als ich an einem Sommerabend Abends um 6 Uhr mein leztes Collegium für den Tag geleſen hatte, und wieder auf meine Studierſtube kam, — es war in Marburg — kam ein Student zu mir, den ich ſehr wohl kannte, indem er einer meiner würdigſten Zuhörer, nach Kopf und Herz ein ganz vortreflicher Menſch war, und noch iſt. Er bekleidet jezt ein wichtiges Amt, bey einem verehrungswürdigen Fürſten. Ich empfieng ihn herzlich, und ließ ihn ſich zu mir ſetzen. Dann erzählte er mir, es ſey in den funfziger Jahren etwas merkwürdiges in ſeiner Familie vorgegangen: ſein Vater, damals ein junger Mann von etwa 20 Jahren, ſey öfters von einem Geiſt beſucht worden. Sein Grosvater, der Lehrer an einer lateiniſchen Schule geweſen, habe dieſe ganze Geſchichte pünktlich aufgeſchrieben, und drucken laſſen, aber nur in wenigen Exemplaren, um ſie ſeinen Kindern und Kindskindern zur Belehrung und zum ewigen Andenken zu hinterlaſſen. Auch einige der nächſten Anverwandten hatten ſolche Büchlein bekommen. Nun grif er in die Taſche, und gab mir das Seinige zum Leſen; dann verließ er mich und gieng fort. Ich laß dies höchſtmerkwürdige Dokument mit Staunen, und Verwunderung; und gabs dann dem Beſitzer mit Dank wieder zurück.

So unvergeßlich mir auch die Thatſache ſelbſt war, ſo waren doch ſo viele merkwürdige Umſtände damit verbunden, die ich unmöglich behalten konnte, ſo daß ich herzlich wünſchte, dies Büchlein ſelbſt zu beſitzen oder wenigſtens es dann gelehnt zu bekommen, wann ich einſt dieſes Buch ſchreiben würde, auf welches ich mich ſchon ſeit vielen Jahren vorbereitet habe, und ſiehe da! als ich vor ein paar Jahren durchs ....ſche Land reiſte, ſo erhielt ich das Büchlein von einem nahen Verwandten, deſſen, der den Geiſt geſehen hatte, geſchenkt; hier liegt es neben mir auf dem Schreibtiſch, ich darf es aber nicht aus den Händen geben, damit die Namen der Familie nicht ins Publikum kommen: denn das würde meinem theueren Freund, dem ehmaligen Studenten viele Correſpondenz, und Portounkoſten, vielleicht auch andere Ungelegenheiten, Spott und Schmach zuziehen, wozu ich nicht von Ferne Anlaß geben will. Wenn ich aber zu Steuer der Wahrheit hier einen Auszug daraus mittheile, ſo, daß ich keinen Namen nenne, und die Sache ſo erzähle, daß die würdige Familie nicht compromittirt wird, ſo hoffe ich, daß man mir dies nicht übel nehmen wird; die vielen Perſonen, die es ohnehin wiſſen, werden bald merken, wovon die Rede iſt. Folgendes iſt der Titel dieſes merkwürdigen Buchs:

Wahrhafte Erzählung von einem Geiſt, welcher .... zu .... vom erſten Januar bis den 30ſten April 1755 in gewiſſen Periodis zum öftern erſchienen. Von dem Vater deſſelben umſtändlich beſchrieben im Monath May 1755, und zum Privatdruck gebracht im Monath April 1759.

Auf der andern Seiten des Titelblatts ſteht folgendes Motto: Pſ. 102. V. 19. Das werde geſchrieben, auf die Nachkommen, und das Volk das geſchaffen ſoll werden, wird den Herrn loben.

Nun folgt der Inhalt des Buchs ſelbſt, oben drüber ſteht in Nomine Iesu Salvatoris (im Namen Jeſu des Erlöſers) dann folgt die Erzählung des Vaters: Mit dem Anfang des Jahrs 1755 träumte ſeinem Sohn alle Nacht, es käme ein kleiner Mann mit einem blauen Rock, und braunen Bruſtuch bekleidet, auch eine Peitſche um ſeinen Leib hangend, nach vorherigem Anklopfen zur Stubenthür herein getretten, der ihm einen guten Morgen biete, und ſpreche: ich habe dir etwas zu ſagen: gehe hinunter in den ..... berg, unter dem Baum bey der .... Wieſen wirſt du auf und neben einem Stein 13 Kreuzer finden, die nimm und ſteck ſie ein, dann grabe ein wenig, ſo wirſt du viel Geld finden. — Dann ſahe auch .... im Traum allemal den Plaz und den Baum, wo das Geld liegen ſollte, auch das Geld ſelbſt, wie es ſich zum Theil oben auf der Erden präſentirte.

Der gute Jüngling wachte allemal mit groſem Schrecken auf, und erzählte ſeinen Traum. Beyde Vater und Sohn hielten ihn zwar für natürlich, aber doch für merkwürdig, und erzählten ihn etlichen guten Freunden.

Nach etlichen Nächten erſchien der Geiſt dem Sohn wieder im Traum, und wiederholte obige Worte, verwieß ihm aber dabey, daß er die Sache ausplaudere, zugleich ſtellte er ihm die Geſtalt zweyer bekannter Männer vor, von denen er bezeugte daß ſie ſchon nach dem Plaz gegangen wären,

um das Geld zu ſuchen, ſie würden es aber nicht bekommen.

Von dem an ſahe der Sohn den Geiſt auch noch nach dem Wachen, und man ſchloß daraus, daß es kein bloſer Traum, ſondern eine wahre Erſcheinung ſey. Dies ſezte die guten Leute in groſen Schrecken, beſonders da der Geiſt nun alle Nacht kam, und der Sohn bey ſeinem jedesmaligen Anklopfen aufwachte. Dies geſchah in jeder Nacht zwey bis dreymal, wobey dann allemal die Ermahnung das Geld zu holen, wiederholt wurde. Je öfter und je länger aber, dieſe Anforderung fortgeſezt wurde, deſto ängſtlicher wurde der Jüngling, und er erklärte ſich dahin, **daß er auf keinen Fall dorthin gehen, und das Geld holen würde.** Um ihm allen Verdacht zu benehmen und ihn aufzumuntern, bediente ſich der Geiſt der Anfangsworte des 23ſten Verſes aus 1 Cor. 11. **Ich habe es vom Herrn empfangen, was ich euch gegeben habe,** und dann empfahl er ihm, wenn er hinab gienge, das Geld zu holen, ſo ſoll er das Lied ſingen: **Wer Jeſum liebt, und trauet Gott, dem ſchenkt Er ſeinen Seegen.**

Da nun der Sohn aus groſer Angſt niemals ein Wort mit dem Geiſt ſprechen konnte, ſo entſchloſſen ſich beyde Vater und Sohn, den Geiſt ſchriftlich über verſchiedene Punkte zu fragen, dieſe Fragen ſchrieb der Sohn den 14ten Januar auf, und legte ſie in der Schlafſtube auf den Tiſch; ſo bald der Geiſt die folgende Nacht kam, bemerkte er ſie gleich, und beantwortete ſie klar und deutlich. Hier folgen nun Fragen und Antworten von Wort zu Wort.

IESUS

Höre Geiſt! ich frage dich in Jeſu Namen:

1. Wer du ſeyſt?

Antw. Ich bin von hier, und habe das Geld mit fünf andern vergraben, dieſe fünf aber ſind zur Ruhe gekommen, und ich noch nicht; im …… bin ich geſtorben.

2. Warum biſt Du- und macheſt auch mich ſo unruhig?

Antw. Warum ich ſo unruhig? hab ich ſchon geſagt, daß es nähmlich das vergrabene Geld ſey, welches mich beunruhige; ich kann auch nicht eher zur Ruhe kommen, bis du es holeſt. Ich beunruhige dich zwar, aber du kannſt dir gleich helfen, gehe nur hinunter und hole das Geld.

3. Biſt du ein guter Geiſt, und haſt noch Hülfe vonnöthen, ſo wollte ich dir von Grund des Herzens gerne helfen, wenn es in meinem ſchwachen Vermögen und Kräften ſtünde; weil ich aber dieſes nicht thun kann, ſo frage ich dich in Jeſu Namen, ob ich dasjenige, ſo du an mich begehrſt, nicht durch eine andere Perſon verrichten laſſen könne?

Antwort. Freylich bin ich ein guter Geiſt: und auf die Frage war die Antwort: Nein es kann mich ſonſt niemand als du erlöſen. Ich habe ſchon 120 Jahr auf dich gewartet, und wenn du mir nicht hilfſt, ſo muß ich wiederum 120 Jahr leiden, und in Unruhe ſeyn. Ich bitte dich, hilf mir! du kannſt, wenn du hinunter gehſt, zwar Leute mitnehmen, doch daß ſie nicht ſo weit mitgehen, daß ſie auf den Plaz ſehen können, bis du vor das Geld haſt, alsdann können ſie dir es helfen heimtragen. Du kannſts nicht allein tragen, ſie können ja einsweilen für dich beten; ich will ſelbſt mit dir gehen, fürchte dich nur nicht, wenn dir gleich drunten allerhand Fürchterliches und Scheußliches vorkommt, ich will dir ſchon in Allem helfen.

Dem allem ungeachtet war es dem Sohn ſchlechterdings unmöglich allein an den grauſenvollen Ort zu gehen, und überhaupt fanden ſie Alle, die Eltern und der Sohn, eine groſe Bedenklichkeit bey der Sache, weil ſie fürchteten, ſich zu verſündigen. Sie vereinigten ſich alſo dahin, wieder einige Fragen aufzuſetzen, und ſie in folgender Nacht dem Geiſt vorzulegen, und dies geſchah auf nachſtehende Weiſe:

IESUS.

Höre Geiſt! ich frage dich ferner in Jeſu Namen:

1. Ob ich nicht einmal auf den angezeigten Plaz, wo das Geld liegt, ohne etwas Fürchterliches zu ſehen oder zu hören gehen könne, aber mit etlichen Perſonen?

Antw. Das kannſt du thun, du wirſt nichts ſehen noch hören; jedoch was hilft das dich und mich? gehe lieber gleich allein mit mir hinunter, ſo bin ich befreyet.

2. Warum kann ich dir nicht helfen, wenn jemand bey mir iſt? ich will keine andere

als fromme Leute, die du mir anzeigen kannſt, mitnehmen.

Antw. Du mußt allein hinunter gehen, denn du allein biſt mir zum Helfer ernannt, andere können dir und mir nicht helfen.

3. Soll ich nicht etliche fromme Perſonen und Prediger in dieſer Sache um Rath fragen, weil ich faſt noch nicht recht glauben kann, daß du ein guter Geiſt biſt: unſer Heyland hat ja alle erlöſt, ſollteſt du davon ausgeſchloſſen ſeyn? und wie ſollte ich dich erlöſen können? Jeſus hat für Alle gelitten.

Antw. Nein! du haſts nicht nöthig, denn ſie werden dich alle abwendig machen wollen. Zweifle doch ja nicht, daß ich ein guter Geiſt bin. Der Heyland hat mich zwar auch erlöſt, aber von dieſem Ort ſollſt du mir helfen, du biſt dazu erſehen. Laß mich doch nicht noch 120 Jahre leiden.

4. Hab ich dann, wenn es auch ſeyn ſollte, nicht noch einige Zeit, Raum und Plaz dazu?

Antw. Du haſt noch einige Zeit hierzu, aber bis dahin haſt du und ich keine Ruhe. Ich bitte dich hole das Geld.

Hierauf bemerkte noch der Geiſt, daß er noch 120 Tage Friſt hätte, binnen welcher Zeit das Geld geholt werden müſſe.

Bey allem dem waltete bey Vater und Sohn noch immer der Zweifel ob, ob der Geiſt ein gutes oder böſes Weſen ſeye? — und da ſie Samſtags den

18ten Januar, Abends um 10 Uhr beyſammen ſaßen, und von dem Geiſt redeten, auch der Vater ſich beſonne, ob böſe Geiſter auch den Namen Jeſus nennen könnten, weil der Geiſt ihn nannte, und ſich nun erinnerte, daß die Geiſter, die **Chriſtus** austrieb, Ihn oft mit dieſem Namen benannten, ſo bemerkte er, daß ſein Sohn erſtarrte, ſich entſezte, und ſagte: **Vater betet!** — der Vater befolgte dieſe Aufforderung, mit oftmaliger Anrufung des Namens Jeſu, und hofte dadurch den Geiſt zu vertreiben, **aber dieſer ſchaute ihm ins Geſicht**, und ſprach: **Ich kann den Namen Jeſus auch gar wohl leiden; doch weil ihr jezt ſo furchtſam ſeyd, will ich wieder fort gehen.** Welches dann auch geſchahe.

Den folgenden Sonntag Abend kam des Vaters Bruder, um die betrübten Leute in ihrem geheimen ſchweren Kreuz zu beſuchen. Indem ſie ſo beyſammen ſaßen, konnte der Sohn auf einmal nicht mehr reden, und legte den Kopf auf den Tiſch; daran merkten ſie, daß der Geiſt wieder zugegen ſey, ſie fiengen alſo an zu ſingen: **Ihr Höllengeiſter packet euch, ihr habt hier nichts zu ſchaffen. Der Geiſt ſang dieſe Worte mit heller Stimme mit**, und dann verſchwand er.

Den Montag als den 20ten Januar erſchien der Geiſt wieder Morgens um 8 Uhr in der Wohnſtube, und da gegen 10 Uhr des Vaters Bruder fort gehen wollte, und ihm Vater und Sohn das Geleit gaben, ſo kam auch der Geiſt die Treppe herauf, der Sohn wurde wieder ohnmächtig, und man muſte ihn zurück ins Zimmer bringen, indeſſen ſagte der Geiſt: Jezt kannſt du dem Vettern das Geleit geben, und zugleich das Geld holen. Dieſen Tag war das Treiben des Geiſtes überaus heftig. Dienſtags den 21ſten Januar kam er Morgens um acht Uhr in die Schulſtube, der arme Geiſterſeher entwich in ein Nebenzimmer, der Geiſt folgte ihm nach, rang die Hände, und betete dreymal folgende Worte: Herr Gott, du biſt barmherzig, und deine Güte währet ewiglich! Ach! warum läſſeſt du mich ſo lange leiden? dann gieng er fort.

Um 10 Uhr kam er wieder, aber nicht in ſeinem vorigen Coſtüme, ſondern in einer ganz weiſen Geſtalt, und ſprach zum Sohn: jezt hab ich dich 20 Tage lang gebetten, reſolvire dich doch und hilf mir. Nun werde ich dich 20 Tage verlaſſen; willſt du unterdeſſen hinunter gehen, und das Geld holen, ſo kannſt du es thun; es wäre mir ſchon eine groſe Linderung, wenn ich immer da bey dir bleiben dürfte, aber ich muß nun fort, und habe keinen Augenblick länger Zeit; in 20 Tagen, nähmlich den 10ten Februar, um dieſe Stunde will ich wieder bey dir ſeyn.

Der Geiſt hielt Wort, er kam in weißer Geſtalt wieder, wiederholte ſeine Bitte dringend, kam oft, und begleitete den Sohn allenthalben hin, auſſer daß er in Gegenwart fremder Leute nicht ſprach, auch freute er ſich, daß er wieder bey ihm ſeyn dürfe.

Dienſtags den 11ten Februar, Abends um 10 Uhr kam der Geiſt wieder in die Wohnſtube, und brachte noch einen kleinen Geiſt, in der Größe eines 4 bis 5 jährigen Kindes, **in hellglänzender** Geſtalt an der Hand führend mit. Dieſer kleine Geiſt redete aber nichts, ſondern ſunge das Te Deum laudamus Herr Gott dich loben wir! ſo lieblich und ſchön, daß der Sohn alle aufrief, zuzuhören, indem er glaubte alle Anweſende müßten das Singen hören. Bis dahin hatte der Vater dem Geiſt immer bezeugt, daß er nimmermehr zugeben würde, daß ſein Sohn das Geld allein holte; jezt zeigte er an, daß er erbetten habe, der Vater dürfe mitgehen, nur müße er 10 Schritt vom Ort entfernt bleiben, und dieſes müſſe folgenden Mittwochen den 12ten Februar Mittags um 12 Uhr unfehlbar geſchehen; der kleine Geiſt würde auch dabey ſeyn, ſie ſollten ſich gar nicht fürchten.

Dieſe Ankündigung ſezte die Familie in noch gröſſere Angſt. Der Vater betete unabläſig zu Gott um Rettung, Bewahrung und Durchhülfe, wobey er dann auch innere Tröſtungen, und Gnadenverſicherungen ſpürte. Immer aber blieb der Entſchluß veſt, nicht in das Begehren des Geiſtes zu willigen.

Der furchtbare Mittewochen, mit ſeiner 12ten Stunde kam; der Vater ſaß unten bey einem Freund am Tiſch, jezt wird er hinauf zu ſeinem Sohn geruffen, den er in tödlicher Mattigkeit findet. Alle fallen auf die Knie und beten, denn ſie glaubten, er würde ſterben, allein er erholte ſich wieder, und erzählte nun, der Geiſt ſey voller Zorn zu ihm gekommen, weil ſie das Geld nicht holen wollten, habe ihn auf das Herz gedrückt und geſagt: nun will ich dir den Reſt geben! bald bezeugte er, daß der kleine Geiſt da wäre, und ihn anſtriche, wodurch er ſich vollkommen wiedererholte; dann ſung der kleine Geiſt, in Gegenwart des Andern das Lied: Gott der Vater wohn uns bey! da nun der Sohn ſehr beängſtigt war, und im Haus für Angſt nicht bleiben konnte, ſo wurde ein Spaziergang nach einem benachbarten Kirchdorf, in Begleitung guter Freunde vorgenommen; aber auch hier erſchien der Geiſt zweymal, einmal unterwegens und das zweitemal im Pfarrhaus, wo er im Vorhaus ſtand, als ſie ankamen.

Da nun der Geiſt immer dringender und drohender wurde, ſo entſchloſſen ſich beyde Vater und Sohn, da lezterer immer noch nicht mit dem Geiſt reden konnte, wieder einige Fragen aufzuſetzen, und ſie dem furchtbaren Weſen vorzulegen. Die Fragen und die Antworten folgen hier wörtlich:

In dem geſtrigen Evangelio, hat der Herr Jeſus ſeinen Verſucher mit dem Worte Gottes abgewieſen; Ihme nachfolgend, ſage ich dir und frage dich, und zwar da ich niemals im Stande bin, mündlich mit dir zu reden, wiedrum ſchriftlich:

Antw. Ich bin kein Verſucher, jedoch iſt mir lieb, das Wort Gottes zu hören; und daß du nicht mit mir reden kannſt, daran biſt du ſelbſt ſchuld.

1. Es ſteht geſchrieben: prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind; daß du nun wie ich endlich zugebe, ein guter aber kein ſeeliger Geiſt ſeyeſt, das bezeuget deine Unruhe,

mithin kann und darf ich auch nicht glauben, daß dein Begehren von Gott ſey.

Antw. Ich ſehe deiner Eltern Zweifel wohl, da ſie glauben ich ſey kein guter Geiſt; aber ſiehe! ich ehre und liebe Gottes Wort, und habe die Seeligkeit durch Hofnung. Meine Unruhe iſt auch keine Höllenunruhe, ſondern eine von Gott mir zugeſchickte Läuterung, da ich bey dem Abſcheiden noch an dem Geld gehangen, von dem du mich befreyen ſollſt.

2. Es ſteht geſchrieben, meine Schäflein hören meine Stimme, und ſie folgen mir, aber eines Fremden Stimme hören und folgen ſie nicht: dieſem nach muß ich meines Jeſu Stimme folgen, und bin auf keinen Geiſt gewieſen, als der du mir ein Fremder biſt, den ich nicht kenne, noch folgen darf.

Antw. In allewege mußt du deinem und meinem Jeſu folgen, und ſeiner Stimme gehorchen; aber Gott hat auch andere Wege als das Wort Gottes, das, was keine Glaubensſachen ſind, zu offenbaren, wie gar oft durch Träume geſchieht. Du biſt mir gar kein Fremder, ſondern aus meinem Geſchlecht im ſiebenten Glied; mein Vaterland iſt in Sachſen.

3. Es ſteht geſchrieben: Ihr Kinder ſeyd gehorſam euern Eltern in dem Herrn; willſt du mich von dem Gehorſam abwenden, ſo biſt du wider Gott. Nun weiſt du gar wohl, daß meine Eltern mir nicht zugeben, in dein Begehren zu willigen, warum liegſt

du mir dann wider ihren Willen immer an, deinen Willen zu thun? — mache es mit ihnen aus.

Antw. In alleweg muſt du deinen Eltern gehorſamen, in allen nicht wider Gott ſtreitenden Dingen; ich will dich auch von dieſem Gehorſam durchaus nicht abwendig machen; weil aber dieſelben dies mein Begehren verwerfen, ſo könnteſt du in dieſem Fall ein Mittel vor die Hand nehmen, dieſes Geld ohne ihr Wiſſen zu holen; iſt es geſchehen, ſo wird es ſchon recht ſeyn. Ich bin nicht auf Sie, ſondern auf Dich angewieſen, und darum hab ich auch warten müſſen, bis du 20 Jahr alt biſt.

4. Es ſteht geſchrieben: wer ſich in Gefahr begiebt der verdirbt darinn, und einem verwegenen Menſchen ſchlägts endlich übel aus. Warum ſoll ich mich nun unter Geiſter und Teufel, mithin in Leibes- und Seelengefahr begeben? — und wer kann mich verſichern, daß mir bey Abholung des Gelds, am Leib, oder an der Seel, oder am Gemüth, nichts Gefährliches begegne; zumahl der böſe Feind bey dem Geld iſt, und es verwahret; auch wie du mir ſelbſt ſagſt, fürchterliche Dinge zum Vorſchein kommen laſſen werde.

Antw. In allewege iſt dieſer Spruch wahr, aber merke: wer ſich **muthwillig** und **vermeſſen** in Gefahr begiebt, der verdirbt darinnen, dies thuſt du aber nicht. Daß der Teufel und ſeine Engel ihr Geplerr dabey haben werden, iſt gewiß; aber daß ſie die nicht ſchaden können, biß du das Geld haſt, iſt auch gewiß, und darum darfſt du dich nicht fürchten.

5. Es ſteht geſchrieben, kann doch ein Bruder niemand erlöſen; wie ſoll ich dann dieſes thun, und dich erlöſen können? Bey unſerm Jeſu wird eine ewige Erlöſung gefunden, der kann dir ohne dies Geld helfen, und dich in Ruhe ſetzen.

Antw. In allewege bleibt dieſer Spruch wahr, und es wär mir übel geſagt, wenn du mich erlöſen ſollteſt; der Heyland erlöſt dich mich und alle; aber dennoch ſollſt du bey dieſem Geld als ein Erlöſer auf höhere Erlaubnis dich finden laſſen, und meiner Quaal, welches ſonſt nicht geſchieht, ob es gleich dir nicht begreiflich, ein Ende machen.

6. Es ſteht geſchrieben: unſer Herr Jeſus dräuete nicht, da Er litte, ſondern ſtellte es dem heim, der recht richtet; warum droheſt du dieſem zuwider mich zu plagen, wenn ich nicht in dein Begehren willige?

Antw. In allewege iſt dies wahr. Ich thue dich auch ungern plagen, aber meine Noth und Angſt treibt mich dazu an, deine Widerſezlichkeit hat die Schuld.

Da der Geiſt in der Beantwortung der zweyten Frage erwähnt, daß der Sohn dem Geiſt nicht fremd ſondern ihm im 7ten Glied in abſteigender Linie verwand ſeye, ſo ſuchte der Vater in ſeiner Stammtafel nach, und fand daß ein gewiſſer **Laurentius** …… ein Bergmann zu …… an der Sächſiſchen Gränze im 7ten Glied, der Stammvater ſeines Sohns war; da ſich aber dieſer **Laurentius** im Jahr 1566 verehlicht hatte, der Geiſt aber bezeugte, daß er 120 Jahr in dieſem Zuſtand geweſen, folglich, 120 von 1755 abgezogen im Jahr 1635 geſtorben ſeyn müſte, ſo fand der Vater einen Zweifel in der Sache, indem alsdann gedachter **Laurentius** von 1566 an bis 1635 alſo 69 Jahr in der Ehe gelebt haben müſte, welches ihm unglaublich vorkam; alſofort, den nämlichen Tag am 18ten Februar, Nachmittags um 3 Uhr erſchiene der Geiſt wieder, und ſagte: Ihr habt meintwegen in der ...... ſchen Stammtabell nachgeſchlagen: ich bin nicht der Lorenz. ..... ſondern deſſen leiblicher Bruder, und ein Sohn Gregorii ....'. Pfarrers zu ...... mein Vater iſt mir früh geſtorben, und da mein Bruder Hochzeit hielt, war ich 4 Jahr alt, und gieng mit meines Bruders Söhnen in die Schule. In den Böhmiſchen Unruhen bin ich bis hieher nach .... gekommen, wo ich eine Wittwe heurathete, ich war auch kein Bauer ſondern ein Handelsmann.

Durch alle dieſe Begebenheiten und Aengſtigungen wurde der Sohn ganz elend; er ſuchte ſich alſo eine Veränderung zu machen, und gieng nach .... als er bey dem Ort vorbeygieng, wo das Geld liegen ſollte, ſahe er einen Mohren und einen Hund auf demſelben; ungeachtet allenthalben Schnee war, ſo war doch dieſer Plaz grün; der Geiſt ſtellte ſich auch wieder ein und quälte ihn mit ſeinen Verſuchungen; bey der Rückkehr fand er alles auf die nähmliche Art, und als ihn der Geiſt verließ, ſo hörte er ein jämmerliches Klaggeſchrey hinter ſich.

Die tägliche und nächtliche Erſcheinungen des Geiſtes dauerten immer fort, und ſeine Anforderungen das Geld zu holen wurden immer dringender; da ihm aber dies rundaus abgeſchlagen wurde, ſo wurde er ungehalten und begehrte mit dem Vater zu ſprechen, allein dieſer fand Bedenken dabey, und ſchlug es ab. Doch ſezte der Geiſt einen Tag zu dieſer Unterredung veſt, nähmlich 20 Tage ſpäter, auf Samſtags den 1ſten Merz Abends um 8 Uhr, oder Sonntags den 2ten Morgens zwiſchen 8 und 9 Uhr, und verſicherte, daß dem Vater nichts geſchehen ſollte, doch müſte er bey dem Abſchied fleiſig beten. Dieſer aber ſchlug dieſe Unterredung durchaus ab. Bey allen Beſuchen bezeigte der Geiſt eine groſe Andacht bey dem Singen, Beten, und leſen.

Einsmals laß der Vater das Kapitel Röm. 8, und als der Geiſt auch erſchien, ſo ſagte der Vater: wenn du wilſt, ſo kannſt du auch da bleiben und zuhören. Der Geiſt antwortete: O das iſt mir lieb daß man mich da bleiben heiſt, dann ſezte er ſich gleich hinter den Tiſch neben den Sohn; und da im leſen die Worte vorkamen, wir ſind ſchon ſeelig in der Hofnung u. ſ. w. klopfte er für Freuden die Hände zuſammen, und ſprach: Ach Ja Ja! ſeelig in der Hofnung!

Auch das iſt anmerkenswerth, daß dem Geiſt aus allen ſeinen Fingern Feuer ſprühte, wenn er wegen der Widerſezlichkeit des Sohns in Zorn gerieth. Oft äuſſerte er auch, wenn ihn jemand zu ſehen wünſchte, ſo könnte das geſchehen, allein es würde Reue darauf folgen. Als der Vater einſt ſagte: **er könne unmöglich ein guter Geiſt ſeyn, weil er ſeinen Sohn ſo plage,** ſo ſagte er voller Zorn: **Bald, bald, bald werdet ihr erfahren daß ich ein guter, und kein böſer Geiſt bin, aber zu eurem Unglück.** Der Vater empfahl ſich und die Seinigen dem Schuz Gottes, und es erfolgte nichts gefährliches.

Vom 2ten bis den 22ſten Merz ſezte der Geiſt ſeine Erſcheinungen fort, aber während dieſer Zeit ſprach er nicht; auch auf mündliche und ſchriftliche Fragen erfolgte keine Antwort, indeſſen verließ er den Sohn faſt gar nicht; in den folgenden 20 Tagen kam er gar nicht, auſſer am 2ten April geſchahe folgendes: Vater und Sohn giengen auf die Schulwieſe, an welcher der Ort des Geldes war. Da nun lezterer jezt keine Furcht hatte, weil der Geiſt ausblieb, ſo giengen beyde auf den Plaz, aber ſie ſahen und hörten nichts; ſo bald ſie von dem Ort weg waren, erſchien der Geiſt, er war ſehr ungehalten, und ſagte: **warum er ſo einfältig ſey und jezo herab gehe, da ſein Vater bey ihm, und alles auf dem Felde ſey? er vermehre hierdurch ſeine Quaal, er hätte ihm ja oft geſagt: er müſſe allein dahin gehen; und jezt da bleiben bis der Vater fort, und jedermann zu Haus ſey.**

Jezt wurde der Sohn wieder ſehr ſchwach, er ſahe auch den Mohren und den Hund wieder. Voller Angſt ſagte der Sohn, **o Vater wir müſſen nach Haus!** die Bangigkeit wurde ſo groß, daß der Vater ſelbſt in Furcht gerieth. Mit vieler Mühe kamen ſie endlich zu ihrer Wohnung.

Nun waren von den 120 Tagen noch die lezten 20 Tage übrig; auf dieſe war den guten Leuten recht bange, denn ſie fürchteten, der Geiſt würde nun alle ſeine Kräfte anſtrengen, um zu ſeinem Zweck zu gelangen; die Furcht trieb ſie zu einem anhaltenden und ernſtlichen Gebet an, und dies beruhigte ſie auch, beſonders da der Vater merkwürdige Tröſtungen im Traum erhielt.

Den 10ten April, morgens 8 Uhr erſchien der Geiſt wieder, aber nicht mehr weiß, ſondern in ſeinem erſten Coſtüm. Seine Anrede an den Sohn war: deine Hartnäckigkeit macht, daß ich wieder ſo erſcheinen muß. Dann zeigte er auch an, daß nun der Sohn nicht mehr wie vormals, zu jeder Zeit, ſondern nur immer in der 20ſten Stunde das Geld holen könne. Dann bat er beweglich um Hülfe, indem nur eine kleine Friſt mehr übrig ſey.

Nach dieſem erſchien der Geiſt noch dreymal, und zwar auch nur alle 20 Stunden, nähmlich den 11ten April, Morgens um 4 Uhr, die folgende Nacht um 12 Uhr, und den 12ten Abends um 8 Uhr. In den zweyen Erſcheinungen am 11ten April ſagte er zu dem Sohn, er hätte ehemalen etwas zu beantworten ihm aufgeſchrieben, er dürfe es aber nicht mehr beantworten. Auſſer dieſem redete er gar wenig mehr, ſondern winſelte nur erbärmlich, und ſchlenkerte ſeine Hände auf und ab, aus welchen abermals Feuer ſprizte, und dies lamentabele Betragen war ſo gros, daß der Sohn das grauſame und erbärmliche Winſeln Tag und Nacht hörte. Der ganzen Familie wurde dabey angſt und bange, ſo daß der Vater endlich beſchloß eine ſchriftliche Erklärung aufzuſetzen, und ſie dem Geiſt vorzulegen. Nachdem alſo der Geiſt Samſtags den 12ten April Abends um 8 Uhr an der Stubenthür ſtand, und nach und nach in die Stube kam, ſo las ihm der Vater folgendes vor:

Im Namen Jeſu bezeuge ich dir, o du armer Geiſt!

1. Daß dein betrübter Zuſtand mir und den Meinigen ſehr zu Herzen gehe; und jammert uns, daß wir nicht im Stande ſind, dir zu helfen.

2. Daß es von meinem Sohn durchaus keine Hartnäckigkeit, daß er bisher in dein Begehren nicht gewilligt, allermaſſen dir ja ſeine Ohnkraft, und Unvermögen hierzu, wohl bekannt ſeyn muß, indem er, da er doch deiner Geſtalt einmal ſollte gewohnt ſeyn, gleichwohlen niemals noch mit dir reden können, ſondern bey jeder Ankunft gleichſam als ohnmächtig da geſeſſen oder gelegen.

3. Iſt dir bekannt, daß wir ohnlängſt in das Thal, und auf den Plaz gekommen, wie ängſtlich und betäubt, auch ganz entkräftet er aber damals worden, weiſt du auch, und hat er die Teufel nur von Ferne geſehen, doch aber ein ſolches Entſetzen darüber bekommen, daß er ſich auf den Berg in den Wald begeben müſſen, wie ſollte er nun im Stande ſeyn, gar unter die Teufel hinein zu gehen?

4. Haſt du geſtern geſagt: daß wenn er dir nicht helfe, würde er ſein Lebtag kein Glück und

Seegen haben. Da möchte ich gerne wiſſen, ob du dieſes von Gott oder vom Satan her haſt?

5. Ach wir laſſen dich gar ungerne hülfloß fortgehen, allein was ſollen wir thun, oder anfangen, daß dir geholfen werde? kanſt du ſo gieb Antwort und Beſcheid.

Ich überlaſſe dich der Barmherzigkeit Gottes, der Erlöſung des Herrn Jeſu, und dem Troſt des heiligen Geiſtes, Amen!

Von hier an wird mein Büchlein ſo merkwürdig, daß ich die wichtigſten Stellen mit den eigenen Worten des Vaters einrücken muß. Er ſagt:

„Unter und nach dieſem Ableſen nun, ſagte der Geiſt zu meinem Sohn: Ich will dir ein Lied aufſchlagen und zeichnen, dieſes bete und ſinge fleiſig, hat darauf des Sohns Handbibel, welcher auch ein klein Geſangbüchlein beygedruckt iſt, oben vom Brett herunter genommen, ſolche aus dem Futteral gezogen, und ihm das Lied: O Herre Gott begnade mich u. ſ. w. aufgeſchlagen, ihme ſonderlich den 3ten Vers: Von den Blutſchulden mich errett u. ſ. w. mit dem Finger gewieſen, dann eine Schnaupe (ein Ohr) an das Blatt gemacht, und die Bibel wieder an ihren Ort geſtellt, worauf er mit den Worten, nun werde ich etliche Zeit ausbleiben, wieder fortgegangen.

„Sobald ſagte mein Sohn, was der Geiſt mit der Bibel vorgenommen, und meinte, wir müſten dieſen Vorgang auch geſehen haben, begehrte auch, die Bibel geſchwind herab zu langen, weilen aus ſelbiger, wie der Geiſt ſolche aus dem Futeral gezogen, ein Dampf gegangen ſey, und da wir ſolche herab langten, fanden wir mit Erſtaunen, wie an beyden Decken oben wo der Geiſt ſie angegriffen, und aus dem Futteral genommen, das Leder eingeſchnorret, und verbrannt war, und beym Aufmachen ſahen wir gleich das Lied, O Herre Gott begnade mich u. ſ. w. mit einer Schnaupe gezeichnet; linkerſeits aber, wo er die Bibel mit der linken Hand, und zwar mit einem Finger und dem Daumen gehalten, ware auſſen an der Decke, wo der Finger angeſezt war, das Leder auch eingeſchrumpfen, und verbrannt, innwendig aber, wo der Daum gehalten worden, 2 Blätter ganz durch- und die 5 nächſtliegenden durchſchlagender, verſengt und ſchwarz gebrandt, und wo er mit einem Finger den Vers: Von den Blutſchulden mich errett u. ſ. w. gewieſen, da war ebenfalls der Fingerzeig ſchwarz, und verſenget, dabey ſichs an gedachten Brandorten anſehen läſt, daß die Finger nicht fleiſchern, ſondern als ein Gerippe geſtaltet ſind. Wie dann dieſes fürchterliche Denkmahl, in dem Geſangbüchlein dieſer Bibel — (welche zu Wittenberg Anno 1696. in 12mo gedruckt, und in Franzband mit goldnen Schnitt gebunden) — ad oculum demonſtriret werden kann, gedachte Bibel auch desfalls zu einem immerwährenden Andenken und Wunder aufbehalten werden ſolle.“

Dies iſt nun auch geſchehen, die Familie beſizt dieſe äuſſerſt merkwürdige Bibel noch, viele bewährte Perſonen haben ſie geſehen, und können ſie noch immer ſehen.

Dieſer Vorgang ſezte alle Hausgenoſſen in die gröſte Beſtürzung, Furcht und Verwunderung, und da man nicht wuſte, was noch ferner geſchehen könnte, ſo wurde beſchloſſen mit einem benachbarten frommen Prediger Rath zu pflegen. Montags den 14ten April gieng alſo der Vater zu dieſem Pfarrer und erzählte ihm die ganze Sache im engſten Vertrauen; dieſer würdige Mann ſtaunte und wunderte ſich, indeſſen geſtand er auch, daß ihm die Sache zu wichtig ſey, als daß er ihm Rath ertheilen könne, doch wieß er ihm des ſeeligen Dr. **Speners Theologiſche Bedenken** an, in welchen auch von Geiſtererſcheinungen gehandelt wird; dann verſprach er auch ſelbſt nachzudenken, und ihm dann ſeine Meinung mitzutheilen. Die Frage, warum es eigentlich zu thun war, beſtund darinnen: **ob dem Geiſt mit Singen und Beten des angezeigten, und ſo fürchterlich markirten Lieds, O Herre Gott begnade mich, mit gutem Gewiſſen willfahret werden könnte?**

In **Speners** lezten Theologiſchen Bedenken, im erſten Band, findet ſich ein ganzer Abſchnitt von Geiſtererſcheinungen, und auch folgende, in gegenwärtigem Fall, entſcheidende Stelle:

„Daher ich in dieſem Fall das Sicherſte, ja bis auf eine oder andere Seite genugſame Ueberzeugung folget, nöthig achte, nicht allein in dem Urtheilen ſelbſten, ſich nicht zu übereilen, ſondern ſich insgeſamt in der ganzen Sache alſo zu comportiren, daß man einestheils, wo Gott etwas darunter hätte, weder läſterte, noch ganz aus der Acht lieſe, deswegen nichts des Guten, worzu die Erſcheinung vermahnet, und anderwärts her, ſolchen göttlichen Willen zu ſeyn bekannt iſt, um derſelbigen willen unterlaſſe. Anderntheils wo das Werk vom Satan wäre, und er ſein Affenſpiel darunter anſtellen wollte, nichts ſeiner Luſt einräume, ſondern allein veſt an Gottes Wort halte, und ohne Unterlaß den Herrn herzlich anrufe, uns ſeines Willens zu verſichern, und nicht betrogen werden zu laſſen, u. ſ. w. “

Dieſem Rath, des erleuchteten frommen Theologen, zufolge, wurde nun das Lied nicht nur ohne Bedenken, Morgens und Abends von der Familie geſungen, ſondern der Sohn betete und ſunge es, nach des Geiſtes Verlangen, oft und vielmals.

Nach wenigen Tagen lief auch das von obengedachtem Prediger verſprochene ſchriftliche Bedenken ein; dieſes beſtunde ſummariſch in folgenden acht Punkten:

1. Daß es gute und böſe Engel gebe, auch dieſe und jene erſcheinen können, iſt eine göttliche Wahrheit.

2. Die böſen Engel können nicht ohne Gottes Zulaſſung, und die guten wollen nicht ohne Gottes Sendung und Willen erſcheinen.

3. Die guten Engel können bey ihren Erſcheinungen nichts wider Gott; und die böſen Engel nichts

für Gott, ſeine Ehre, und der Menſchen wahres Beſte ſuchen.

4. Der guten Engel Verrichtung an den Menſchen darf nichts ſeyn, ſo direkte oder indirekte wider Gottes Offenbahrung in der heiligen Schrift gehet.

5. Eben ſo wenig kann ein erſcheinender guter Geiſt oder Engel etwas von uns verlangen und thun, was wider die Liebe ſtreitet.

6. Wenn demnach ein Geiſt, der die Geſtalt eines Engels des Lichts darſtellt, etwas verlangt ſo wider die Menſchenliebe wäre, ſo kann man ihn für keinen guten Geiſt oder Engel halten.

7. Von einem Menſchen und Chriſten etwas verlangen, das mit zweiffelhaftem Gewiſſen gethan werden muß, iſt wider die Liebe.

8. Da nun der erſcheinende Geiſt dieſes thut und verlangt, auch noch dazu droht, und den Leib plagt, ſo iſt derſelbe keinesweges zu hören, ſondern als ein Verſucher zum Böſen abzuweiſen.

Schluß.

Die Seelen, welche ſolcherley Erſcheinungen und Verſuchungen nach Gottes heiligen und heilſamen Rath, mittel- oder unmittelbar betreffen und angehen, hätten ſich ſolches zum Beſten, zu aller Treue, und neuem Eifer im Chriſtenthum, zum wachen und ſtreiten nach Epheſ. 6. V. 10. u. f. ſomit aber zum Preiß Gottes, und Verherrlichung Jeſu Chriſti unter ihnen und andern, wo ſolche Sache, nach Maasgab chriſtlicher Klugheit und Vorſicht, wohl angewendet iſt, kräftig dienen zu laſſen. Gott richte die ganze

Sache zu ſolchem ſeel. Ende um Chriſti willen. Ja, Er wird es thun, denn Er iſt getreu. 1 Cor. 10. V. 13.

Dieſes Bedenken, ſo wie das obige Speneriſche, hatte die Würkung, daß ſich Vater und Sohn noch veſter entſchloſſen ſehr vorſichtig zu Werk zu gehen; ſie hielten alſo an im Gebet und Dankſagung, für die bisherige gnädige Bewahrung, und faßten das veſte Vertrauen zu Gott, Er werde ſie nun auch ferner beſchützen.

Die folgenden Blätter des Büchleins ſind ſo wichtig, daß ich für nöthig achte, ſie von Wort zu Wort hier abzuſchreiben.

„Indeme aber der Geiſt von obgedachtem 12ten April an, die folgende Zeit und Monath hindurch nicht mehr zu ſehen noch zu hören war, ſo dankten wir zugleich Gott für dieſe Ruhe, und vermeinten, er werde vielleicht gar auſſen bleiben; allein es war der lezte Tag und Stunde von den 120 Friſttagen des Geiſtes noch nicht da, auf welche Zeit wir gleichwohl immer noch zwiſchen Furcht und Hofnung gewartet.

„Nun dieſer Tag welches der 30ſte und lezte April, und der Mittwochstag vor **Philippi** und **Jakobi** war, erſchiene endlich, und da Nachmittags die achte Stunde herbey kam, da kam auch ſchnell und unverſehens der Geiſt zur Stube hereingetretten, nicht aber in ſeiner erſten und andern, ſondern viel weiſſern, und heileern Geſtalt; er bezeigte eine groſe Freudig- und Vergnügſamkeit, dankte meinem Sohn, daß er das **geſezte Lied** — (ſo nannte es der Geiſt) — bishero geſungen und gebetet, und zeigte an, **wie er Kraft deſſen würklich von dem Plaz und Geld erlö-**

erlöſet, und gänzlich befreyet, **gleichwohlen aber noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ſey**, welche er aber jedoch zu hoffen habe; verſicherte dabey, wie er, mein Sohn, das auf dem Plaz liegende Geld haben ſolle und müße, auch gewiß auf eine wunderſame und unbegreifliche Art bekommen werde, wann aber dieſes geſchehe, wiſſe er nicht, es könne vielleicht noch lang anſtehen.

„Hierauf verlangte der Geiſt, daß mein Sohn mit ihm niederknien, und beten ſollte; er thats, und da hat dann der Geiſt ein ziemlich langes und meiſt mit Schriftworten abgefaßtes Gebet meinem Sohn vorgeſagt, welches derſelbe laut nach- und alſo mit dem Geiſt gebetet; wobey ſonderlich merkwürdig, daß vormals, ſo oft der Geiſt erſchienen, mein Sohn wohl alles, was der Geiſt geredet, auf das eigentlichſte gehört, verſtanden und behalten, aber niemals im Stande geweſen, auch mit ihme zu reden, er dieſes mahl aufrecht geblieben, und ſonder Ohnmacht mit ihm reden, und laut beten können. Iſt aber nur zu bedauern, daß diesmalen wegen groſer Conſternation, das Gebet ſelbſt Verbotenus, und nach ſeiner Länge, nicht recht hat gefaßt, und behalten werden können; doch war ſelbiges ſummariſch folgenden Inhaltes.

„Heiliger, gütiger und barmherziger Gott! gros von Rath, und mächtig von That; du kannſt alles, vermagſt alles, deine Gewalt iſt groß, und deine Gerichte ſind unbegreiflich, dir allein gebührt Lob, Ruhm, Preiß, Dank und Ehre. Du erniedrigeſt und erhöheſt, du hilfſt in Nöthen, erretteſt vom Verderben, und erlölöſeſt vom Tode; du ſtöſeſt in der Höllen Rachen, und führeſt wieder heraus; du erretteſt von den Blutſchulden, und vergiebſt Miſſethat, Uebertrettung und Sünde, du erzeigeſt mir Gnade und Barmherzigkeit; du ſetzeſt mir eine güldene Krone auf mein Haupt; du ſetzeſt mich an deinen Tiſch, wo die ſchneeweiſen heiligen Engelein ſitzen, und läſſeſt mich ſehen deine Güte die ewiglich währet, durch das Verdienſt, und die Erlöſung Jeſu Chriſti. Heilig, Heilig, Heilig iſt Gott der Herr Zebaoth! und alle Lande müſſen ſeiner Ehre voll werden, Amen. Die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, die Gnade Jeſu Chriſti, und die Gemeinſchaft und Troſt des heiligen Geiſtes ſey mit uns jetzo und in alle Ewigkeit. Amen.

„Nach Vollendung dieſes Gebets ſagte der Geiſt zu meinem Sohn: gieb mir etwas, damit ich dir meine Hand geben kann, wobey er auch zugleich ſeine flache Hand darhielte; mein Sohn ſagte mir dieſes, worauf ich ihm mein Schnupftuch, ihm ſolches zu geben darreichte, der Geiſt ſprach aber: nicht das, ſondern von dir muß es etwas ſeyn, worauf mein Sohn ſein eigen Schnupftuch aus der Taſchen zog, und ſolches dem Geiſt auf die Hand legte, welches wir aber gleich wieder herunter fallen geſehen, und auf dem Boden liegen laſſen. Nach dieſem gab der Geiſt meinem Sohn die Anweiſung, daß er von dieſer Geſchichte, keinem, der ſolche nicht glauben würde, etwas ſagen ſollte, verſicherte ihn auch darnebſt, daß er hinführo keine ſolche Averſion mehr vor dem Plaz haben werde, und thate hierauf folgenden Wunſch: **Gott bewahre dich und alle meine Anverwandte vor einem ſolchen Leben. welches dergleichen Quaal und Unruhe nach ſich zieht!** ſeine lezten Worte waren: **Jezt gehe ich fort von dir, du wirſt mich nun nimmermehr ſehen.**

„Hierauf wurde das Schnupftuch, welches Leinen, und blau und weiß geſtreift iſt, vom Boden aufgehoben und beſichtiget, und da ſahen wir abermal mit Erſtaunen, wie faſt in der Mitten, wo der Geiſt ſolches genommen, die fünf Finger einer Hand eingebrannt, und zwar ſo, daß der Zeiger- und Mittelfinger zu einem kleinen Theil ganz durch, der Daum und die andern zwey Finger aber ſchwarz gebrannt, und verſengt waren; wie dann dieſes auch ſo fürchterlich marquirte Schnupftuch, ſamt der Bibel, bey dieſem Verzeichnis gelegter, denen Nachkommen zu einem immerwährenden Andenken ſolle aufbehalten werden.“

Dieſes Schnupftuch iſt im ....ſchen bey Freunden und Bekannten herumgeſchickt worden, die es mit ſtaunender Verwunderung geſehen, und unterſucht, mir es erzählt, und die Wahrheit der Sache bezeugt haben. Der Vater fährt fort:

„Und ſo hat dann der barmherzige Gott die 120 Tage lang nach ſeinem heil. Rath und Willen über uns verhängte Plage, wiedrum gnädig von uns hinweggenommen, und auf eine wunderſame Art und Weiſe das End derſelbigen uns ſehen laſſen. u. ſ. w.

„Damit aber oben belobter frommer Prediger dem ich dieſe Sache anvertrauet, und desfalls conſilirt, ſo wohl, als meine anweſende Kinder und Brüder dieſe Geſchichte in ihrem Zuſammenhang leſen, und mit uns den Herrn preiſen, auch meine Nachkömmlinge zum Nutzen ihrer Seele dereinſt erfahren und vernehmen möchten, was vor merkwürdige Dinge ihren Vorfahren begegnet? und wer eigentlich diejenigen geweſen, welchen ein Geiſt, der vor 120 Jahren ſeinen Leib verlaſſen, erſchienen? ſo iſt dieſe Geſchicht nach dem wahren Verlauf der Sache, von mir durch die Hand meines Sohns, aufgezeichnet worden, wobey, und daß ſolches nicht in Perſona prima, nähmlich von meinem Sohn ſelbſt geſchehen, melde, daß ich, weil der Sohn bey dem Vorgang ſelbſt, meiſt kränklich und ſchwächlich, und zumal wegen des Geiſts-Geſichts in den Augen blöd und entkräftet geweſen, alle Umſtände bey jeder Erſcheinung ſogleich in mein Diarium eingezeichnet, und alſo die ganze Sache durch mein Concept gegangen. Indeſſen iſt alles obbeſchriebene meinen Angehörigen, wie meinem Sohn und mir ſelbſt bekannt, denen Nachkommen zur veſten und glaubhaften Verſicherung aber, wird es von mir und gedachtem meinem Sohn, als der Hauptperſon von dieſer Begebenheit beygehends mit eigener Hand und Siegel atteſtirt, und confirmirt. So geſchehen zu .... ſo ein Evangeliſch Lutheriſcher Markflecken im ...... Ritterkanton .... ohnfern

fern der ...... zwiſchen .... und .... gelegen, den 16ten May 1755.

Einer Höchſt-Preißlich-Kaiſerl. Commiſſion in ..... und .... Debitſache, der Zeit verordneter Adminiſtrations-Verwalter, auch Freyherrl. .... Gerichts-Schreiber und Schulbedienter dahier.

....
....

(L. S.)

„Daß vorſtehende Geiſtes-Geſchichte nach allen und jeden Umſtänden, wie ſolche mein Vater aus meinem Mund auf- und durch meine Hand zuſammen geſchrieben, alſo ſich zugetragen, und das, was in vorhergehenden 26 Blättern verfaſſet, die dürre und reine Wahrheit, worauf ich leben und ſterben kann und will, ſey, und in ſich halte, das bezeuge mit dieſem, und meiner eigenhändigen Unterſchrift und Siegel. .. .. den 16ten May 1755.

....
......
p. t. .... allhier.

(L. S.)

§. 183.

Zuletzt folgt noch ein Anhang zu dieſer Geiſtergeſchichte, den ebenfalls der Vater verfaßt, und der eben ſo feyerlich von Vater und Sohn unterſchrieben, und beſiegelt worden, mit dieſem verhälts ſichs folgender Geſtalt:

Aus voriger Erzählung iſt bekannt, daß ſich dreymal ein ſchöner hellglänzender kleiner Geiſt, in Geſellſchaft des Gröſern habe ſehen laſſen. Dieſer kleine Geiſt erſchiene noch fernerhin von 20 zu 20 Tagen, ohne etwas zu reden.

Am 29ſten Auguſt 1755 Mittags um halb 12 Uhr kam er zur Stubenthür herein, gieng in der Stube auf und ab, und ſung den 5ten Vers aus dem Lied, Meinen Jeſum laß ich nicht, welcher alſo lautet:

Nicht nach Welt, nach Himmel nicht,
Meine Seele wünſcht und ſehnet,
Jeſum wünſcht ſie und ſein Licht,
Der mich hat mit Gott verſöhnet,
Der mich freyet vom Gericht,
Meinen Jeſum laß ich nicht.

Nach dieſem wendete er ſich zum Sohn: und ſagte zu ihm: Fürchte dich nicht, du kenneſt mich ja ſchon. Ich gehe nun 120 Tage von dir, ſey auf deiner Hut, und damit verſchwand er.

Die lezten Worte, ſey auf deiner Hut, ſezte die guten Leute wieder in Verlegenheit; der Sohn verfaßte ein Gebet auf dieſe Umſtände, das er Morgens und Abends andächtig betete. Einmal hatte er einen furchtbaren Traum, in welchem ihm ein Engel einen groſen Schaz brachte, den aber der Satan wieder wegholte, dann kam auch der Tod, und ſagte: ich komme auf Gottes Befehl u. ſ. w.

Endlich kam auch der beſtimmte 120ſte Tag, dieſer war der 27ſte Dezember; bey dem Anfang deſſelben, Nachts um 12 Uhr erſchien der kleine Geiſt wieder, und ſung aus dem Lied, Herr Gott nun ſchleuß den Himmel auf u. ſ. w. folgende Worte:

Hab gnug gelitten,
Mich müd geſtritten,
Schick mich fein zu,
Zur ewgen Ruh;
Laß fahren was auf Erden,
Will lieber ſeelig werden.

Nach dieſem Geſang wendete er ſich zum Sohn, und ſagte:

Siehe! ich komme meinem Verſprechen nach abermal zu dir, fürchte dich nicht, denn dein Elend hat nun ein Ende; und bleibeſt du in der Furcht Gottes, ſo haſt du lauter Labſal zu hoffen; ich bleibe nicht lange bey dir, ſondern gehe auf eine; und etliche Zeit von dir, aber wie ich ſtets an dich gedenke, ſo denke du auch an Gott und an mich.

Jezt ſunge er obige Worte nochmahls und verſchwand.

§. 184.

Dieſe äuſſerſt merkwürdige Geſchichte hab ich deswegen ſo vielen Erzählungen dieſer Art vorgezogen, weil ſie auſſer allem Zweifel vollkommen wahr, und zugleich zu meinem Zweck ſehr lehrreich iſt. Daß ſie in zweyfachem Sinn wahr ſey, läßt ſich leicht be-

beweiſen: denn fürs Erſte, wenn ſie ganz und durchaus erdichtet wäre, ſo wüßte ich mir keine vermeſſenere und gottloſere Spizbüberey zu denken als eben dieſe; und zu dem würde ja damals bey dem Druck des Büchleins, die ganze Familie der Lüge widerſprochen haben. Hiezu kommt noch, daß der ganze Caracter der Erzählung, oder die Art des Vortrags, der Dichtung gerade zu entgegen iſt; und fürs zweyte, wollte man ſagen, der junge Menſch habe blos Viſionen gehabt, es ſeyen nur Täuſchungen der Imagination geweſen, ſo widerlegt dieſes die verſengte Bibel, und das angebrannte Schnupftuch, denn beyde Stücke ſind zuverläſig da, und können von jedermann geſehen werden. **Ich ſchlieſe alſo nun mit vollem Recht, daß dieſe Geiſtererſcheinung eine wahre und unläugbare Thatſache ſey, und wenn ſie das nun iſt, was können wir dann daraus lernen?** — Dieſes will ich ſuchen nach Wunſch zu beantworten.

§. 185.

Das Erſte was hier zu bemerken vorkommt, iſt: **daß nur der Sohn allein, und ſonſt niemand den Geiſt geſehen habe.** Dies beweiſt meine Theorie von Entwicklung des Ahnungs-Vermögens: der Geiſt war, aus verborgenen Urſachen nicht in der Lage, daß er öffentlich erſcheinen durfte: denn er erklärte ſich darüber, indem er ſagte: **er könne ſich auch wohl dem Vater zeigen und mit ihm reden, aber es würde ihn reuen;** daher bediente er ſich des jungen Menſchen, als bey welchem er eine

Diſpoſition zur Entwicklung des Ahnungs-Vermögens fand; dieſe Entwicklung bewürkte er nun nach und nach dadurch, daß er im Schlaf, wo alle Sinnen ruhen, auf ſeine Einbildungskraft würkte, und ihr ſein Bild ſo oft vorſtellte, und eindrückte bis es haftete, und ſich der Geiſt nun dadurch ihm anſchaulich machen, ferner auch auf ſeine innern Sinne würken, und mit ihm reden konnte. Mit einem Wort: der Seher wurde bis auf einen gewiſſen Grad Somnambül und kam mit dem Geiſt in Rapport; dieſer übertrug ihm dann ſeine Gedanken ins Gehörorgan, ſo wie man im Traum ſprechen hört, und es alſo ein anderer, ob er wohl gegenwärtig iſt, nicht vernehmen kann. Der Geiſt aber der keine Organiſation mehr für die Sinnen- oder Körperwelt hatte, laſ alles was vorgieng in der Seele des Sehers. Was alſo der Vater ſagte, das ſahe oder hörte, der Geiſt in der Vorſtellungskraft des Sohns, ſo wie eine magnetiſirte Perſon, wenn ſie in hohem Grad hellſehend (Clairvoyante) iſt, auch die Gedanken und Vorſtellungen deſſen deutlich erkennt, mit dem ſie in Rapport geſezt wird, wenn aber dieſer auch in der Seele der magnetiſirten Perſon leſen will, ſo muß er in eben den Zuſtand verſezt, und Somnambül, oder welches eins iſt, ſein Ahnungs-Vermögen muß entwickelt werden. Durch die Erfahrungen die man mit dem Magnetismus gemacht hat, wird man in den Stand geſezt, das Unbegreifliche bey den Geiſtererſcheinungen zu erklären.

§. 186.

Aber nun das Anliegen des Geiſtes ſelbſt — wie ſchrecklich! — Hundert und zwanzig Jahr hängt er mit Sehnſucht an dem Geld, das ihm doch nichts mehr nützen kann; das heiſt wohl recht, **wo euer Schaz iſt, da iſt euer Herz**, und der Gedanke, **dieſer Reichthum müſſe wieder an den rechten Erben kommen**, quält ihn wie eine Furie, vorzüglich weil er nun der Sinnenwelt abgeſtorben, in der Geiſterwelt lebt, und alſo ſein Verlangen, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur nicht befriedigen, keinem lebenden Menſchen entdecken kann. Endlich fand er dann einen ſeiner Nachkommen, der die phyſiſche Diſpoſition hatte, daß er auf ihn würken, und ſein Ahnungs-Vermögen entwickeln konnte; **dies erfuhr er vermuthlich von einem kürzlich Verſtorbenen der den jungen Menſchen kannte.**

§. 187.

Man muß aber ja nicht glauben, daß die ganze Sache ſo gut und recht, oder dem Willen Gottes gemäß war; keineswegs! der Geiſt kam ja auch zur Ruhe, ohne daß das Geld gehoben wurde; er irrte darinn, daß er glaubte, er würde zur Ruhe kommen, wenn er ſeinen Schaz an den rechten Mann brächte, ſeine Ruhe beſtand vielmehr darinnen, **daß er ſich zum Erlöſer wendete, und ſeine Anhänglichkeit ans Irrdiſche verläugnete;** welches auch am Ende geſchahe, als Vater und Sohn ſtreng darauf beharrten, **ſein Geld durchaus nicht holen zu wollen.**

Dieſe Geſinnung beyder frommen Perſonen iſt ſehr merkwürdig, und mancher wird bey dem leſen dieſer Geſchichte gedacht, und ſich gewundert haben, warum ſie doch das Verlangen des Geiſtes nicht erfüllten, denn es war dem Anſehen nach nichts unrechts? Allein die Vorſehung waltete über ihnen, und die Angſt des Sohns, verbunden mit der Sprachloſigkeit, war gewiß eine höhere Veranſtaltung, denn dadurch wurden ſie vorzüglich abgeſchreckt, den Willen des Geiſtes zu erfüllen: denn geſezt, ſie hätten ihm gefolgt, ſo hätten ſie höchſtwahrſcheinlich nichts gefunden, denn das was der Sohn auf dem Plaz ſahe, war ein bloſes Blendwerk, das ſich der Geiſt ſelbſt dahin ſchuf, und zwar nach den herrſchenden abergläubiſchen Jdeen, die er aus ſeinem Erdenleben mit hinüber genommen hatte, daß nämlich böſe Geiſter die vergrabenen Schätze bewachten, welche Jdeen er dann auch in die Jmagination des Sehers übertrug, ſo daß dieſer auch glauben muſte, er ſehe würklich böſe Geiſter in Geſtalt eines Mohren und eines Hunds.

§. 188.

Mir ſind wahrhafte Geſchichten bekannt, daß die Geiſterſeher in unterirrdiſche Gewölbe geführt worden, wo ſie ungeheure Schätze, und um dieſelben her, ſie bewachende Geiſter geſehen, die ſich aus Anhänglichkeit ans Jrrdiſche, dieſe Blendwerke geſchaffen hatten, und ſie für etwas Weſentliches hielten, aber im Grund war ganz und gar nichts da. Man ſieht alſo hieraus, daß die abgeſchiedenen Menſchenſeelen eine ſchaffende Kraft haben, ſo daß ſie ihre Produkte

dukte ſich und andern anſchaulich machen können. **Man denke über dies Vermögen bey guten und böſen Geiſtern weiter nach, ſo wird man erſtaunliche Entdeckungen machen.**

§. 189.

Jezt denke man ſich den Fall, Vater und Sohn hätten dem Geiſt gefolgt, der Sohn wäre hingegangen, hätte das Blendwerk aufgegraben, und nach Haus geſchleppt, wo er dann zuverläſig nach der hand nichts als rohe wilde Erde würde gefunden haben, was wäre nun aus dem Geiſt geworden? entweder hätte er geglaubt, der Sohn ſey dieſes Schatzes nicht würdig, und hätte ſich noch immerhin in den Beſiz deſſelben geträumt, wie bisher, mithin ſich auch eben ſo gequält; oder er hätte nun gefunden, daß ſein Geld verlohren ſeye, daß es alſo nie an den rechten Erben kommen könnte, wodurch dann ſein Jammer noch gröſer, und langwieriger geworden wäre.

Ich will aber auch den Fall ſetzen, das Geld wäre nicht von denen, die es vergraben halfen, abgeholt worden, ſondern es wäre wirklich noch da geweſen, ſo wäre der Geiſt freylich ruhig, vielleicht auch verklärter geworden, weil ſich der Glanz der Geiſter wie ihre Gemüthsſtimmung verhält; aber er wäre dadurch gewiß nicht zu einer höhern Stuffe befördert worden, ſondern ſeine Anhänglichkeit an das Geld wäre geblieben, und er würde nun immer geſorgt haben, ob es auch wohl und nüzlich angewendet würde? mit einem

Wort, er muſte dieſem Mammon ganz abſterben.

§. 190.

Wie konnte aber der Geiſt die geſchriebenen Aufſätze leſen? — Antw. So wie eine Sommnambüle lieſt, was man ihr auf die Herzgrube legt, oder wie die Frau in Lyon, durch den Rapport mit andern Perſonen, die das Geſchriebene in der Hand halten, oder ſeinen Inhalt wiſſen.

§. 191.

Wenn der Geiſt zornig, oder auch ſehr betrübt, wenn folglich eine Leidenſchaft in ihm herrſchend war, ſo ſprüzten Funken aus ſeinen Fingerſpitzen. Dieſe merkwürdige Erfahrung beweiſt meine Theorie vom Lichtgewand der Seelen: der Geiſt iſt mit der ätheriſchen Hülle unzertrennlich verbunden, dieſe Subſtanz würkt auf uns bald als **Licht**, dann als **Elektrizität**, oder als **Galvanismus**, und als **Magnetismus**, je nachdem ſie durch die Umſtände modifizirt wird. Aus der gegenwärtigen Beobachtung erhellet, daß die unangenehmen Leidenſchaften die Geiſterhülle elektriſch machen, und entzünden. Denkt man ſich nun die böſen Geiſter, in ihrem Zorn, in ihrer Wuth und Verzweiflung, ſo iſt **das hölliſche Feuer nicht mehr ein bloſes Bild, nicht mehr orientaliſche Bilderſprache, ſondern Würklichkeit und Wahrheit.**

Wenn ein abgeſchiedener Geiſt in ſeinem Gemüth ruhig iſt, ſo wird ſeine Berührung als das ſanfte Weſen

ſen einer kühlen Luft empfunden, genau ſo, als wenn man die elektriſche Materie auf einen Theil des Körpers ſtrömt. **Der Geiſtkörper iſt alſo ganz in der Gewalt des Gemüths, und er bildet ſich im Aeuſſern und Innern nach der Imagination und den Grundtrieben.** Welche ſchröckliche Carricaturen und Scheuſale müſſen alſo aus Menſchen entſtehen, die ſo ganz unter der Gewalt ihrer böſen Leidenſchaften ſtehen. Misſtellen ſchon hier Zorn, Wolluſt, Neid, Selbſtſucht, und dergleichen unſre veſte Körper, wie vielmehr jenes feine Weſen, das im Augenblick alle Formen annimmt. **Aber nun denke man ſich auch eine Seele die mit Gott verſöhnt, durch und durch geheiligt, und mit dem hohen Gottesfrieden beſeeligt iſt; muß ſie nicht nach ihrem Tod das höchſte Ideal menſchlicher Schönheit erreichen?**

§. 192.

Es muß manchem ſonderbar vorkommen, daß der Geiſt ſo ganz in ſeiner ehmals gewöhnlichen Kleidung erſchien, ſo gar, daß er ſeine Courier-Peitſche nicht vergaß, und ſie umhangen hatte, weil er vermuthlich mit Pferden, oder ſonſt mit Vieh gehandelt hat. Ich weiß daß ein Geiſt erſchienen iſt, an dem die meſſinge kleine Schuhſchnallen ganz känntlich waren. Im Grunde betrachtet, iſt das alles ganz natürlich: der Geiſt nimmt die Geſtalt an, die ihm ſeine Imagination giebt, und dieſe ſtellt ſich diejenige vor, die am ſtärkſten Eindruck auf ſie gemacht hat. Die mehreſten Geiſter erſcheinen ſonſt in ihrem Leichenanzug. Eine ne böſere Geſtalt als ſein Inneres iſt, wird ſich kein Geiſt geben, und wollte er ſich eine beſſere umheucheln, ſo würden ihn die andern Geiſter bald entlarven, und er dürfte in dieſer Geſtalt in keiner Geſellſchaft erſcheinen.

§. 193.

Aus der vorliegenden Geiſtergeſchichte läſt ſich aber die gegründete Vermuthung ziehen, daß die abgeſchiedenen Menſchenſeelen, von Stuffe zu Stuffe aufwärts, oder abwärts, ihre Geſtalt verändern, ſo daß ſie im erſten Fall ſchöner und glänzender, im andern aber heßlicher und finſterer werden. Der Geiſt von dem hier die Rede iſt, mag ein guter, ehrlicher, bürgerlich rechtſchaffener Mann geweſen ſeyn, ſo wie es deren Millionen weiße giebt, aber den wahren Weg aus der Finſternis zum Licht, oder der wahren Bekehrung, und Heiligung durch die Erlöſungs-Anſtalten Jeſu Chriſti, hatte er nicht gegangen. Die buchſtäbliche Erkenntnis ſeines Zeitalters hatte er; er kannte die Lieder ſeines ehmaligen Geſangbuchs, aber mehr hatte er auch in den 120 Jahren nicht gelernt. Er war alſo, die lange und ſchreckliche Erfahrung ſeiner Leiden abgerechnet, noch auf der nähmlichen Stuffe, auf der er geſtorben war, folglich hatte er auch noch das nähmliche Kleidungskoſtüme. Als er aber endlich von ſeinem Jammer erlöſt wurde, ſo nahm er auch ſchon eine verklärtere Geſtalt an, ob er gleich noch lange nicht zur eigentlichen Seeligkeit reif war: denn das Sengen und Brennen der Bibel, und des Schnupftuchs ſcheint mir ein Beweiß zu ſeyn, daß ſein Gemüth noch ſehr leidenſchaftlich geſinnt war; auch träumte er noch immer ſeine fixe Idee, **der Sohn müſſe doch am Ende den Schaz noch bekommen.**

§. 194.

Mit was für Geiſtern dies bedauernswürdige Weſen die lange Zeit über, Umgang gepflogen, davon ſagt die Geſchichte nichts. Aus andern Erfahrungen iſt bekannt, daß ſich gleich nach dem Abſchied einer Menſchenſeele aus dieſem Leben, Engel zu ihr geſellen, um ſie der Seeligkeit zuzuführen. Bringt ſie nun noch Irrdiſchgeſinntheit Lieblingsneigungen, und Leidenſchaften mit, ſo daß ſie der Seeligkeit noch nicht fähig iſt, ſo ſuchen ſie die Engel zurecht zu weiſen, dies wird aber dort eben ſo gewöhnlich abgewieſen, als wenn hier fromme Prediger und Seelenführer die Weltlichgeſinnten ermahnen. Die Geſellſchaft der Engel wird ihnen beſchwerlich, ſie fliehen ſie, und ſuchen ihres gleichen, mit denen ſie ſich, von dem was ihnen am liebſten iſt, unterhalten können; ſo entſtehen dann Geſellſchaften von einerley Geſinnung, da ihnen aber im Geiſterreich geradezu Alles fehlt, was ihre in der Sinnenwelt gehegten Wünſche befriedigen kann, ſo wird ihre Sehnſucht immer ſtärker, und peinigender, und ihre Ideen werden immer fixer, und unauslöſchbarer, ſo daß nun erſchröcklich ſchwere und langwierige Mittel nöthig ſind, um einen ſolchen verarmten Geiſt noch zu retten. Höchſt wahrſcheinlich ſind aber ſolche Geiſter-Geſellſchaften unter der Aufſicht eines Geiſtes, den ſie leiden können, und der ihnen angenehm iſt: denn auch hier noch bleibt die Freyheit des

Menſchen unangetaſtet. Dieſer Vorſteher aber gehört auch zu einer ſolchen Geſellſchaft, und iſt noch im Irrthum, folglich ſind auch die ihm untergebene Geiſter, indem ſie ihm gehorchen, noch für Irrthum nicht ſicher.

§. 195.

Dieſe Vermuthung ſcheint mir aus dem Umſtand erweißlich zu ſeyn, **daß der Geiſt immer eine Abhängigkeit von andern Weſen verräth, bald weggehen muß, bald wieder kommen darf.** Auch das iſt ſonderbar, daß alle Termine die Zahl 20 zu ihrer Beſtimmungszahl haben: als 6. 20 = 120 Jahre, 120 und 20 Tage — Ob dieſe Zeitrechnung zu den Geheimniſſen des Geiſterreichs gehöre, oder im Aberglauben derer gegründet war, von denen der Geiſt abhienge, das weiß man nicht, **ſo viel iſt aber gewiß, daß ſeine geiſtigen Vorgeſezte darinnen irrten, daß ſie ihm befahlen oder erlaubten, bey ſeinen noch auf Erden lebenden Nachkommen auf dieſe Art Hülfe zu ſuchen. Dieſer Rückweg iſt nie der rechte; doch möchte ich den Fall ausnehmen, wenn ein Geiſt auf dieſem Wege noch zugefügte Beleidigungen, als Mord, Diebſtahl, Schulden, u. d. g. noch ſo viel möglich verſühnen oder erſtatten könnte, doch will ich auch hier nicht entſcheiden. Weit beſſer iſt es, wenn dies noch dieſſeits des Grabes geſchieht.**

Daß aber würklich der Geiſt und ſeine Vorgeſetzten irrten, iſt dadurch erwieſen, **daß er nicht durch das vorgeſchriebene, und vorgeſezte Mittel, die Hebung des Schazes, ſondern vielmehr, durch das Gegentheil auf eine höhere Stuffe gefördert wurde.** Es war ein groſes Glück daß der Geiſt fromme Leute antraf, denen er ſich anvertraute, ſonſt wäre er noch unglücklicher geworden. Vater und Sohn betrugen ſich vortreflich, muſterhaft, und wahrhaft chriſtlich. Jezt ſind beyde auch droben und werden ſich dieſer herrlich beſtandenen Prüfung freuen. Doch war auch gewiß ein guter Geiſt dabey thätig, der dem Sohn die groſe Angſt einflößte, und ſeine Zunge band, wenn der Geiſt zugegen war, vielleicht hätten ſich doch, ohne das, die guten Leute, aus Unkunde noch verführen laſſen.

§. 196.

Daß aber unſer groſer Erlöſer, auch dort noch, uns verborgene höchſt weiſe Anſtalten getroffen habe, wodurch auch dann noch Seelen gerettet, und zum Licht geführet werden können, ob ſie gleich nie die Seeligkeit erreichen werden, die denen bereitet iſt welche hier in der Heiligung vollendet worden, das dünkt mir gewiß zu ſeyn. Er ſelbſt legt mir dieſe Hofnung ins Herz, wenn er ſagt: **Die Sünde in den heiligen Geiſt, werde weder in dieſer noch in jener Welt vergeben, folglich werden auch Sünden in jener Welt vergeben!!! aber wehe dem, der es darauf ankom-**

kommen läſt: denn ſeine Vermeſſenheit kommt eben der Sünde in den heiligen Geiſt nahe.

Wer ſich aber auch durch dieſe Anſtalten noch nicht ziehen laſſen will, und ſeine Triebe und Leidenſchaften immerfort verſtärkt, der geräth in immer ſchlimmere ihm ähnliche Geſellſchaften, bis er ſeine Gränze in der Hölle erreicht hat.

§. 197.

Ich habe vor 40 Jahren einen ſehr frommen und erleuchteten Handwerksmann gekannt, deſſen tiefe Einſichten, und in der That heiligen Carakter ich oft bewundert habe. Ich hab viel von ihm gelernt, und er ſagte mir damals ſchon vieles voraus, das hernach erfüllt worden iſt. Ich beſuchte ihn auf ſeinem lezten Krankenlager, und war ein Zeuge ſeines herrlichen Todes.

Dieſer Freund hatte einen ſittſamen, ſtillen, und eingezogenen Geſellen, mit dem er wegen ſeiner Kenntniſſe und guten Aufführung auf einem vertrauten Fuß lebte. Beyde unterredeten ſich oft von dem Zuſtand der Seelen nach dem Tod, vorzüglich aber auch von der Wiederbringung aller Dinge. Nach und nach wurde der Geſelle ſchwindſüchtig, mein Freund behielt ihn auch in dieſem Zuſtand bey ſich, und leiſtete ihm gleichſam Geſellſchaft bis an die Pforte des Todes. Während der ganzen Zeit der Krankheit wurden obige Geſpräche immer fortgeſezt, und mein Freund wagte es den Geſellen zu bitten, daß er ihm, wenn er könne, nach ſeinem Tod erſcheinen, und ihm von ſeinem Zuſtand, und von der Wiederbringung aller Dinge Nachricht geben möchte. Der Geſelle verſprach das unter dem Beding, wenn es ihm erlaubt wäre.

Bald nachher ſtarb der junge Menſch, und nun harrete ſein Meiſter auf ſeinen Beſuch, und auf Nachricht aus der andern Welt. Etwa drey Wochen nach dem Tod des Geſellen, als der Meiſter Abends um 10 Uhr in ſeiner Schlafkammer ſich ausgezogen hatte, eben ins Bett geſtiegen war, und noch darinnen ſaß, ſo bemerkte er gegenüber an der Wand einen bläulichen Lichtsſchimmer, der ſich zu einer menſchlichen Figur bildete Er fragte alſo ohne Furcht: **biſt du es Johannes?** — der Geiſt antwortete vernehmlich, **Ja!** jener fragte ferner: **wie gehts dir?** dieſer erwiederte: **ich befinde mich ruhig in einer öden dunklen Gegend, aber mein Schickſal iſt noch nicht entſchieden.** Nun folgte auch die Frage wegen Wiederbringung aller Dinge. Der Geiſt antwortete darauf weiter nichts, als folgende Zeilen aus einem alten Lied:

Laßt uns den Herren bitten hie
Und niederfallen auf die Knie
Laßt uns vor unſerm Schöpfer bücken!

Das Wörtchen **hie**, iſt die Hauptſache. **Hier** ſollen und wollen wir unſre Sache mit unſerm Erbarmer ausmachen, und — wie mein ſeeliger Oheim **Johann Stilling** einſt ſagte — **dafür ſorgen, daß wir mit den Erſten über den Jordan kommen.**

Mein Freund war ſo kühn, noch um einen Beſuch zu bitten; nach einiger Zeit erfolgte er auch, aber der war fürchterlich; ich hab die näheren Umſtände deſſelben nie erfahren können; ſo viel hatte es aber gefruchtet, daß der liebe Mann jedermann für einer ſolchen Vermeſſenheit warnte, und nun überzeugt war, **daß wir dieſſeits durchaus keinen Umgang mit dem Geiſterreich ſuchen, ſondern ihn ſo viel als möglich vermeiden müſten.**

Die mehreſten Geiſtererſcheinungen, wo nicht gar Alle, ſind Abweichungen von der göttlichen Ordnung, folglich auch ſündlich. Wir ſollen und dürfen keine wünſchen, vielweniger veranlaſſen. Das Schickſal unſerer lieben Abgeſchiedenen ſoll uns ein Geheimnis bleiben, und eben ſo auch die Maximen der göttlichen Regierung nach denen ſie jenſeits verfähret. Was uns die Bibel, und die ungeſuchten Erfahrungen davon haben kund werden laſſen, und was uns noch ferner ohne vorwitziges Forſchen kund wird, damit wollen wir uns begnügen laſſen, bis wir hinüber ſind.

§. 198.

Beyſpiele belehren am ſicherſten: ich will alſo noch einige **zuverläſige** Erſcheinungen erzählen, in welchen Geiſter entweder Freunden ihren Tod angezeigt, oder ſonſt noch etwas zu beſorgen gehabt haben. Um aufs genauſte bey der Wahrheit zu bleiben, rücke ich meine Urkunden wörtlich ein: **„Nachfolgende Anekdote iſt mit möglichſter Sorgfalt nach der ehemaligen Erzählung des unten erwähnten kaiſerlichen geheimen Raths von Seckendorf hieher notirt worden.**

„König **Friedrich Wilhelm** I. von **Preußen**, Vater Königs **Friedrichs** des IIten, ſtund mit dem König **Auguſt** dem IIten von **Polen**, in ſo freundſchaftlichen Verhältniſſen, daß ſie einander, wenns möglich war, wenigſtens einmal des Jahrs ſahen. Dies geſchah auch noch kurz vor dem Tode des leztern; derſelbe ſchien ſich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zähe. Die Aerzte hatten ihn daher für jedem Uebermaaß in ſtarken Getränken ſehr gewarnt, und der König von **Preußen**, welcher dies wuſte, befahl ſeinem Feldmarſchall von **Grumbkow** (der den König bis an die Gränze begleitete, und ihn dort in einem königlichen Schloß, noch Standesgemäß bewirthen ſollte) daß er bey jenem Abſchiedsſchmauß, alles ſorgfältig vermeiden möchte, wodurch die — dem König von **Polen** aus erwähnter Urſache von den Aerzten ſo ſehr empfohlene Mäſigung, im Genuß des Weins, überſchritten werden könnte.

„Als aber König Auguſt noch gleichſam zu guter lezte einige Bouteillen Champagner verlangte, ſo gab **Grumbkow**, der dieſen Wein ſelbſt liebte, nach, und genoß deſſen auch ſeiner ſeits ſo viel, daß er ſich, indem er über den Hof des königl. Schloſſes in ſein Quartier gieng, an einer Wagendeichſel eine Rippe zerbrach, und ſich daher in einem Tragſeſſel zum König **Auguſt** bringen laſſen muſte, als dieſer ſeine Reiſe des andern Morgens ſehr früh fortſetzen, und ihm noch einige Aufträge an König **Friedrich Wilhelm** geben wollte. Hiebey war der König von **Polen** auſſer einem vorn geöfneten Hemd, nur mit einem kurzen Polniſchen Pelz bekleidet.

„In ebendieſem Aufzug, nur mit geſchloſſenen Augen, erſchien er am 1ſten Febr. 1733 früh, ungefähr um 3 Uhr dem Feldmarſchall von **Grumbkow** und ſagte zu ihm:

„* Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment a Varsovie.

„**Grumbkow**, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf geſtatteten, hatte unmittelbar zuvor, bey dem Schein ſeiner Nachtlampe, und durch ſeine dünne Bettvorhänge, bemerkt, daß ſich die Thüre ſeines Vorzimmers, worinn ſein Kammerdiener ſchlief, öfne, daß eine lange menſchliche Geſtalt herein komme, in langſam feyerlichem Schritt um ſein Bett herumgehe, und ſeine Bettvorhänge ſchnell öfne. Nun ſtand die Geſtalt Königs **Auguſts** gerade ſo, wie lezterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm geſtanden war, vor dem erſtaunten **Grumbkow**, und gieng dann, nachdem er obige Worte geſprochen hatte, wieder zu eben der Thür hinaus. **Grumbkow** klingelte, fragte den zur nähmlichen Thür hereineilenden Kammerdiener: ob er den nicht auch geſehen habe, der ſo eben gerade da herein und hinaus gegangen ſey? — der Kammerdiener hatte nichts geſehen.

„**Grumbkow** ſchrieb ſo gleich den ganzen Vorgang an ſeinen Freund, den damals bey König Friedrich

---

* Mein lieber **Grumbkow**! ich bin ſo eben in **Warſchau** geſtorben.

rich **Wilhelms** Hoflager befindlichen kaiſerlich königlichen Geſandten, und Feldmarſchall Grafen von **Seckendorf**, und bat lezteren, die Sache dem König bey der Parade, mit guter Art zu hinterbringen. Bey dem Geſandten von **Seckendorf** befand ſich, als ihm das **Grumbkowiſche** Billet ſchon früh um 5. Uhr zukam, deſſen Schweſterſohn, und Geſandtſchafts Sekretär von **Seckendorf**, nachheriger **Brandenburg Anſpachiſcher** Miniſter, und zulezt kaiſerlicher Geheimer Rath. Jener ſagte zu dieſem, indem er ihm das Billet zum leſen darbot: ſollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten **Grumbkow** zum Viſionär gemacht? ich muß aber den Inhalt dieſes Billets noch heute den König hinterbringen.

„Nach 40 Stunden (wo ich nicht irre) langte durch die von **Warſchau** nach **Berlin** von 3. zu 3. Stunden unterlegten Polniſchen Ulanen, und Preuſſiſchen Huſaren, die Nachricht in **Berlin** an, daß der König von **Polen** in der nähmlichen Stunde da **Grumbkow** jene Erſcheinung gehabt hatte, zu **Warſchau** geſtorben ſey.

Aus der Geſchichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms des Erſten, Hamburg und Breslau 1735. pag. 454. kann folgendes noch zur Erläuterung beygefügt werden: hier wird auch beſtättigt, daß der König von **Polen** den 1ſten Februar 1733. geſtorben ſey, und daß man dieſe Nachricht ſchon den 4ten in **Berlin** erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der König von **Polen**, bey ſeinen Hin-

und Herreiſen zwiſchen **Dresden** und **Warſchau**, ſeinen Weg von **Dresden** aus, über **Croſſen** nach **Karga**, und von da vollends nach **Warſchau**, genommen, bey welcher Gelegenheit der **König von Preußen** faſt allemal den General und Staatsminiſter von **Grumbkow** nach Croſſen ſchickte, und den König da bewillkommen lieſe.

§. 199.

Die Wahrheit dieſer Geſchichte beruht auf der Glaubwürdigkeit ſolcher Perſonen, an deren Kopf und Herz zu zweifeln Verbrechen ſeyn würde, ſie iſt alſo gewiß. König **Auguſt** empfand bey herannahendem Tode ſicherlich ſehr tief, daß er bey **Grumbkows** Gaſtmahl den Rath ſeiner Aerzte ſo ſchlecht befolgt hatte; zugleich mochte er auch wohl dieſem ſeinem Wirth den Vorwurf machen, daß er, da er den Sinn der Aerzte wuſte, und noch dazu vom König in **Preußen** gemeſſenen Befehl hatte, ſorgfältig alles zu vermeiden, was ſeinem erhabenen Gaſt ſchaden könne, alles Schädliche hätte entfernen, und in das Verlangen nach Champagner, nicht hätte einwilligen ſollen. Mit dieſer tiefen Reue, und gleichſam fixen Idee ſtarb er; die Sehnſucht, den Herrn von **Grumbkow** ſein Verſehen ans Herz zu legen, war die Urſache, daß er auf ſeine Imagination würkte, ſein Ahnungs-Vermögen entwickelte, woher dann die Erſcheinung entſtand.

§. 300.

Bey ſolchen Erſcheinungen muß man ſich nicht vorſtellen, **daß die Seele des Königs, von Warſchau nach Croſſen hätte reiſen müſſen** — wer meine Grundſätze, die ich gleich im Anfang dieſes Werks aufgeſtellt habe, hinlänglich gefaßt hat, der wird ſich erinnern, daß die Menſchenſeele in ihrem Körper, vermög der ſinnlichen Werkzeuge, alles in **Raum** und **Zeit** empfindet, ſo bald ſie aber aus dem Körper geſchieden iſt, ſo hört das was wir Raum, Körper, Ausdehnung, Entfernung u. ſ. w. nennen, auf; man verſtehe mich wohl, die Vorſtellung die ſie in dieſem Leben von den Gegenſtänden der Sinnenwelt erhalten hat, die hat, und behält ſie, die bleiben ihr, aber von nun an empfindet ſie nichts mehr von ihr, auſſer was ſie von den Seelen die immerfort im Geiſterreich ankommen, erfährt, oder wenn ſie in den ſeltenen Fall geräth, mit einem noch Lebenden in Rapport zu kommen, und ihm zu erſcheinen. **Dann bitte ich auch wohl zu bemerken, daß die Seele ihr Weſen nicht verändert; die Grundformen ihrer Vorſtellungskraft, nähmlich Raum und Zeit, behält ſie ewig, aber beyde ſind ihr jezt von allem dem leer, was ſie hier empfand, dagegen empfindet ſie nun die Gegenſtände der Geiſterwelt, aber auch in Raum und Zeit, ſie kann nicht anders; doch mit dem groſen Unterſchied, daß ihr in Zeit und Raum alles nahe, nichts fern iſt, ſie kann wiſ-**

ſen was in der Ferne, und was in der Zukunft geſchieht, inſofern es ihr die Geſetze des Geiſterreichs erlauben.

§. 201.

Ich weiß, daß viele würdige Männer, und chriſtlich denkende Perſonen, die Vermuthung haben, man würde nach dem Tode die Werke der Schöpfung recht betrachten, von Stern zu Stern reiſen, dort Aufträge ausrichten, und darinnen einen groſen Theil der Seeligkeit finden; ſolche Leſer dieſer Schrift werden den Kopf ſchütteln, und mit meiner Vorſtellungsart nicht zufrieden ſeyn; dieſen gebe ich aber hier den Troſt, daß ich ſelbſt dieſe Vermuthung habe, aber daß dies dann erſt ſtatt finden werde, wann die Seele mit ihrem neuen verklärten, und unſterblichen Körper verſehen ſeyn wird.

§. 202.

Man hat mehrere Beyſpiele, und mir ſelbſt ſind etliche bekannt, daß Leute ſich ſelbſt geſehen haben, und bald darauf geſtorben ſind: ſo bald jemand ſich ſelbſt auſſer ſich ſieht, andere aber die zugegen ſind, nichts bemerken, ſo kann die Erſcheinung zwar wahr, aber auch bloſe Einbildung ſeyn, wenn ſie aber auch von andern bemerkt wird, ſo iſt ſie kein Phantom, ſondern etwas Weſentliches.

Mir iſt folgende Geſchichte von einem glaubwürdigen Mann erzählt worden, der ſie von dem Sohn der Dame, die ſie betrift, als eine gewiſſe Wahrheit gehört hatte: die alte Frau von M.... ſaß unten in ihrem Wohnzimmer, und ſchickte ihre Magd hinauf, in ihr Schlafgemach um etwas zu holen. So wie ſie die Thür aufmacht, ſieht ſie ihre gnädige Frau dort in ihrem Armſeſſel ſitzen, ganz natürlich ſo, wie ſie ſie drunten verlaſſen hatte. Die Magd erſchrickt, läuft hinunter, und erzählt der Dame was ſie geſehen habe. Dieſe will ſich von der Wahrheit überzeugen, geht alſo ſelbſt hinauf, und ſieht ſich ſelbſt eben ſo wie ſie die Magd geſehen hatte. Bald nachher ſtarb dieſe Dame.

Im 5ten Stück des 2ten Bandes des **Muſeums** des Wundervollen S. 389, ſtehen folgende Erſcheinungen dieſer Art: der in **Weimar** lebende Regierungs Sekretär **Triplin** geht wie gewöhnlich auf die Regierung, um ein Stück Akten zu ſuchen, woran ihm viel gelegen, und weswegen er ſehr beſorgt geweſen war. Als er dahin kommt, ſieht er ſich ſelbſt auf ſeinem Stuhl ſitzen, und das Stück Akten vor ſich haben; er erſchrickt, geht nach Haus, und ſchickt ſeine Magd dahin, um die an ſeinem Siz liegende Akten zu holen. Dieſe ſoll nun auch ihren Herrn da ſitzend angetroffen, und geglaubt haben, er ſey durch einen andern Weg ihr zuvor, und dahin gekommen.

Auf der nächſten 390ſten Seite befindet ſich noch folgende Geſchichte dieſer Art, die mir auch noch von andern Seiten her bekannt iſt: „Als in **Roſtock** der Profeſſor der Mathematick, und Hauptpaſtor an der **Jacobskirche, Becker**, in Geſellſchaft verſchiedener junger Freunde die er bey ſich bewirthete, in einen theologilogiſchen Streit gerieth, indem er behauptete, daß ein gewiſſer Theologe in ſeiner Schrift eine gewiſſe Meynung äuſſere, dieſes aber jemand läugnete, ſo entfernte er ſich, und gieng in ſeine Bibliotheck, um das Buch zu holen. Hier ſah er ſich nun ſelbſt auf dem Stuhl am Tiſch ſitzen, auf dem er gewöhnlich zu ſitzen pflegte. Er gieng näher hinzu, ſah dem Sitzenden über die rechte Schulter, bemerkte, daß dieſes ſein anderes Selbſt, mit dem einen Finger der rechten Hand, auf eine Stelle der vor ſich liegenden aufgeſchlagenen Bibel wieß; er ſahe, daß es die Stelle war: **beſtelle dein Haus, denn du muſt ſterben!** Er kehrte voll Erſtaunen und Unruhe zur Geſellſchaft zurück, der er den Vorfall erzählte, und ob man ihm ſchon die Sache auszureden, auch alle nachtheilige Bedeutung kraftloß zu machen ſuchte, ſo blieb er doch ſtandhaft bey der Meynung, dieſe Erſcheinung bedeute ſeinen Tod, weshalb er auch von ſeinen Freunden Abſchied nahm. Des andern Tags, Nachmittags um ſechs Uhr endigte er ſein Leben, er befand ſich ſchon in einem hohen Alter.“

§. 203.

Da man alle dergleichen Erſcheinungen nach den gewöhnlichen mechaniſchen Geſetzen nicht zu erklären vermag, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu den in unſerer Seele noch nicht entdekten verborgenen Kräften, denen man dann Würkungen zuſchreibt, die noch unbegreiflicher, und unglaublicher ſind, als Geiſtererſcheinungen. Um alſo die Zuflucht zu dieſen zu vermeiden, behauptet man der Profeſſor **Becker** ſey aus

Furcht, oder durch den Eindruck, den die Erſcheinung auf ihn gemacht habe, geſtorben.

Ich bin veſt überzeugt, daß noch nie jemand durch den Eindruck ſeiner Imagination geſtorben iſt; ſondern alle Fälle die man zum Beweiß anführt, ſind nur auf zweyerley Art möglich, und laſſen ſich durch dies leztere Beyſpiel erklären:

1) War die Erſcheinung des Profeſſor Beckers, nichts weſentliches, ſondern blos Würkung ſeiner Einbildungskraft, *ſo war die Erſcheinung ſelbſt ſchon Würkung einer in ſeinem Körper verborgenen Urſache ſeines nahen Todes, aber keinesweges die Urſache deſſelben ſelbſt.*

2) War ſeine Erſcheinung aber würklich ein Weſen aus der andern Welt, das ihm ſeinen Tod anzeigen und ihm zu verſtehen geben wollte, daß er ſich darauf gefaßt machen möchte, *ſo war ja wiedrum der zureichende Grund zum Tod, ſchon vor der Erſcheinung da, weil dieſe dadurch zum Erſcheinen bewogen wurde.*

Man hat freylich Beyſpiele, daß Leute durch plözliche, alle Kräfte überſteigende Gemüths-Erſchütterungen geſtorben ſind, aber nun alle dergleichen Erſcheinungen dadurch begreiflich machen zu wollen, iſt zu weit gegangen.

§. 204.

Wer, oder was, war aber nun die Figur, welche in obiger Erzählung die Frau von M.... vorſtellte? denn daß dies kein Trug der Einbildungskraft war, das ſieht jeder leicht ein, weil die Frau und die Magd ſie beyde geſehen haben.

Nach meiner Theorie war es ein Weſen aus der Geiſterwelt, das in ſeinem irrdiſchen Leben die Familie von M.... oder dieſe Dame ſelbſt, ſehr geliebt, und nun ihren nahen Tod erfahren hatte; die Sehnſucht ihr dieſes kund zu thun, damit ſie ſich dazu vorbereiten möchte, bewog es zu dieſer Erſcheinung.

Daß unſre verſtorbenen Lieben uns immer nahe ſind, auf welcher Stuffe der Seelig- oder Unſeeligkeit ſie ſich auch befinden mögen, iſt wohl gewiß: denn da es eigentlich keinen Raum giebt, weil dieſer nur in unſerer Vorſtellung beſteht, ſo iſt die abgeſchiedene Seele da, wo das iſt was ſie liebt. Aber deswegen empfinden ſie uns ſo wenig, als wir ſie empfinden, was ſie von uns wiſſen, das erfahren ſie von den Seelen die eben verſchieden ſind, und dann auch aus den Anſtalten, die in Anſehung unſerer im Geiſterreich gemacht werden. Wenn nun ein Geiſt merkt, daß einer noch lebenden ihr ſehr lieben Perſon, etwas merkwürdiges oder gefährliches bevorſteht, ſo ſehnt ſie ſich es ihr bekannt zu machen; die Mittel dazu ſind aber dort ſo ſchwer als es uns hier ſchwer fällt, mit Geiſtern in Rapport zu kommen, und vielleicht auch eben ſo der Ordnung Gottes zuwider. Ein ſolcher Geiſt wählt alſo das Mittel das ihm möglich iſt, wie z. B. hier, wo er die Geſtalt der geliebten Perſon annimmt, und ſich auf ihren Stuhl ſezt. Die Selbſterſcheinungen ſind alſo eine Art von Ahnungen, aber ohne ein entwickeltes Ahnungs-Ver-

mögen, und ohne Mitwürkung der Engel.

Die zweyte Geſchichte von dem Regierungs-Sekretär iſt unvollſtändig; weil man nicht weiß, ob er die Akten würklich auf dem Tiſch gefunden habe, oder ob es blos Blendwerk war? und ob er bald hernach geſtorben iſt, oder nicht? wenn dieſe Geſchichte wahr iſt, ſo war es ein freundſchaftlicher Geiſt der ihn aus ſeiner Verlegenheit retten wollte.

§. 205.

Eine der merkwürdigſten warnenden Erſcheinungen, iſt diejenige, die den Herzog von **Buckingham** betraf. Sie iſt auch gewiß wahr, und keine Erdichtung, oder ſonſt verſchönerte Geſchichte, wie ich aus ſichern Quellen weiß, ich will ſie hier wörtlich mittheilen, ſo wie ſie im 2ten Stück des 2ten Bandes **des Muſeums des Wundervollen** von der 89ſten Seite an, eingerückt iſt.

„Der Herzog von **Buckingham** war Miniſter bey dem König von England Carl dem Erſten, deſſen Liebling er war; und da man ihn für den Urheber der Gewaltthätigkeiten hielt, die ſich der König erlaubte, ſo war er bey dem Volk ſehr verhaßt, und büßte nachmals ſein Leben auf eine gewaltſame Weiſe ein: er wurde im 36ſten Jahr ſeines Lebens von dem Lieutenant **Felton** mit einem Meſſer erſtochen. Von einer Erſcheinung, die vor dem Tode des Herzogs von **Buckingham** vorhergieng, erzählt der Lord **Clarendon**, in ſeiner Geſchichte der Re-

Rebellion und bürgerlichen Kriege in England folgendes:

„Unter denjenigen, die bey der königlichen Garderobe zu **Windſor** in Dienſten ſtanden, befand ſich ein Mann, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, und Klugheit allgemein verehrt, und der damals etwan funfzig Jahr alt war. Dieſer Mann war in ſeiner Jugend in einem Collegio zu **Paris** erzogen worden, wo ſich zu eben der Zeit **George Villiers**, der Vater des Herzogs von **Buckingham**, befand, mit dem er eine genaue Freundſchaft errichtet, den er aber doch von der Zeit an, nicht wieder geſprochen hatte.

„Als ſich nun dieſer Garderobe-Aufſeher ungefähr 6 Monathe vor der Ermordung des Herzogs bey vollkommener Geſundheit in ſeinem Bette zu **Windſor** befand, erſchien ihm um Mitternacht ein Mann von ehrwürdigem Anſehen, zog die Vorhänge ſeines Bettes auf, und fragte ihn, indem er ihn ſtarr anſahe, **ob er ihn nicht kenne?** Anfänglich antwortete er ihm nicht, weil er für Schrecken halb tod war. Als er aber zum zweytenmal gefragt wurde, **ob er ſich nicht erinnere ihn geſehen zu haben?** ſo fiel ihm die Erinnerung an **George von Villiers**, vermittelſt der Aehnlichkeit des Körpers und der Kleidung ein, er ſagte ihm daher, **daß er ihn für George von Villiers halte.** Die Erſcheinung verſezte hierauf, **daß er recht habe, und bat ihn ihr die Gefälligkeit zu erweiſen, ſich in ihrem Namen zu ihrem Sohne, dem Herzog von Buckingham zu verfügen, um ihm zu ſagen, daß er alle ſeine Kräfte anſtrengen möchte, ſich beym Volk** be-

beliebt zu machen, oder wenigſtens die gegen ihn aufgebrachten Gemüther zu beſänftigen, ſonſt würde man ihn nicht lange mehr leben laſſen. Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung, und der gute Mann, ſey es nun daß er völlig erwacht, oder nicht erwacht war, ſchlief bis an den Morgen ruhig fort.

„Bey ſeinem Erwachen ſahe er dieſe Erſcheinung für einen Traum an, und würdigte ihn keiner beſondern Aufmerkſamkeit. Eine oder zwo Nächte darauf, erſchien ihm die nähmliche Perſon noch einmal an eben demſelben Ort, und in der nähmlichen Stunde, mit einer etwas ernſthafteren Mine als das erſtemal, und fragte ihn, **ob er den Auftrag ausgerichtet hätte, den er von ihr empfangen hätte?** Da die Erſcheinung wohl wuſte daß es nicht geſchehen war, ſo gab ſie ihm ſehr ernſtliche Verweiſe, und ſezte noch hinzu, **daß ſie mehr Gefälligkeit von ihm erwartet hätte, und daß wenn er ihr Verlangen nicht befriedigen würde, er keine Ruhe haben, ſondern allenthalben von ihr verfolgt werden ſollte.**

„Der in Furcht und Schreken geſezte Garderobe-Aufſeher verſprach zu gehorchen. Doch war er des Morgens unſchlüſſig, und wuſte nicht, was er thun ſollte. Er fand ſich in Verlegenheit, eine zweite ſo ſichtbare und deutliche Erſcheinung als einen Traum zu betrachten, und auf der andern Seiten ſchien ihm der hohe Stand des Herzogs, die groſe Schwierigkeit vor ihn zu kommen, und noch mehr die Bedenklichkeit, die Sache dem Herzog glaubwürdig zu machen,

chen, die Ausführung ſeines Auftrags zu vereiteln und unmöglich zu machen.

„Er war einige Tage unentſchloſſen, was er thun ſollte; endlich faßte er den Vorſaz, ſich eben ſo unthätig, wie das erſtemal zu verhalten. Es erfolgte nun eine dritte aber weit fürchterlichere Erſcheinung, als die zwo vorhergehenden: die Erſcheinung verwieß es ihm in einem bittern Ton, daß er ſein Verſprechen nicht gehalten hätte. Der Garderobe-Aufſeher geſtand, daß er die Vollziehung deſſen, was ſie ihm aufgetragen, wegen der Schwierigkeit vor den Herzog zu kommen, aufgeſchoben habe, indem er mit keiner Perſon bekannt ſey, durch welche er Zutritt zu dem Herzog zu erhalten, hoffen könne, und wenn er auch Mittel fände, Gehör zu bekommen, ſo würde ihm doch der Herzog nicht glauben, daß er einen ſolchen Auftrag erhalten habe; man würde ihn für wahnſinnig halten, oder glauben, daß er entweder aus eigener Bosheit, oder auf Anſtiften böſer Leute, den Herzog zu hintergehen ſuche. Auf dieſe Art würde ſein Untergang unvermeidlich ſeyn. Die Erſcheinung aber beharrte bey ihrem Vorſaz, und ſagte: daß er nicht eher Ruhe haben ſolle, als bis er ihrem Verlangen Genüge geleiſtet hätte. Zugleich ſezte ſie hinzu, daß der Zutritt zu ihrem Sohn leicht wäre, und daß diejenigen die ihn ſprechen wollten, nicht lange warten dürften. Damit er aber Glauben fände, ſo wolle ſie ihm zween bis drey Umſtände ſagen, von denen er aber gegen niemand etwas, auſſer gegen den Herzog erwähnen dürfe; ſo bald nun dieſer dieſelben vernehmen würde, würde er auch ſeiner übrigen Erzählung Glauben beymeſſen.

„Dieſer dritten Aufforderung und Erſcheinung glaubte er gehorchen zu müſſen, und reißte daher gleich den andern Morgen nach **London** ab, und da er den Requetenmeiſter, **Sir Ralph Freemann**, der eine nahe Anverwandtin des Herzogs geheurathet hatte, genau kannte, ſo machte er ihm ſeine Aufwartung, und erſuchte ihn, daß er ihn mit ſeinem Anſehen unterſtützen möchte, damit er eine Audienz erhielte, indem er dem Herzog Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen habe, die eine groſe Verſchwiegenheit, und einige Zeit und Gedult, ſie anzuhören, erforderten.

„**Sir Ralph** kannte die Klugheit und Beſcheidenheit dieſes Mannes, und er ſchloß aus dem, was er nur in allgemeinen Ausdrücken vernommen hatte, daß etwas Auſſerordentliches die Urſache ſeiner Reiſe ſey. Er verſprach ihm daher zu willfahren, und mit dem Herzog davon zu ſprechen. Bey der erſten Gelegenheit gab er dem Herzog auch Nachricht von dem guten Ruf und dem Verlangen dieſes Mannes, und hinterbrachte ihm Alles was er von der Sache wuſte. Der Herzog gab ihm die Antwort, daß er den folgenden Tag früh mit dem König auf die Jagd gehen, und daß ihn ſeine Pferde bey der Lambethbrücke erwarten würden, wo er des Morgens um 5 Uhr zu landen gedächte, und wenn ihn der Mann daſelbſt erwarten wolle, ſo würde er ſich mit ihm, ſo lang es nöthig wäre unterhalten können.

„Sir **Ralph** ermangelte nicht, den Garderobe-Aufſeher zur beſtimmten Stunde an den Ort zu führen, und ihn dem Herzog bey dem Ausſteigen aus dem Schif vorzuſtellen. Der Herzog nahm ihn ſehr gefällig auf, gieng mit ihm ſeitwärts, und ſprach beynahe eine ganze Stunde lang mit demſelben. Niemand befand ſich an dieſem Ort, als Sir **Ralph**, und die Bedienten des Herzogs, allein alle dieſe ſtanden ſo weit entfernt, daß ſie unmöglich etwas von der Unterredung vernehmen konnten, ob ſie ſchon ſahen, daß der Herzog oft, und mit vieler Bewegung ſprach. Sir **Ralph Freemann**, der die Augen beſtändig auf den Herzog gerichtet hatte, bemerkte dies noch beſſer als die Uebrigen, und der Garderobe-Aufſeher ſagte ihm auf ihrer Rückreiſe nach **London**, daß, als der Herzog die beſondern Umſtände gehört hätte, die er ihm entdeckte, um das Uebrige ſeiner Unterredung glaubwürdig zu machen, er ſeine Farbe verändert und betheuert habe, **daß niemand als der Teufel ihm dieſes habe entdecken können, indem nur er (der Herzog) und eine andere Perſon Kenntniß davon habe, von der er gewiß überzeugt ſey, daß ſie es keinen Menſchen geſagt habe.**

„Der Herzog ſezte die Jagd fort, doch bemerkte man, daß er ſich beſtändig von den Uebrigen entfernte, in tiefes Nachdenken verſunken war, und an dem Vergnügen keinen Antheil nahm. Noch Vormittags verließ er die Jagd, ſtieg in **Whitehall** ab, und begab ſich in das Zimmer ſeiner Mutter, mit der er zwo bis drey Stunden lang verſchloſſen war. In den benachbarten Zimmern hörte man ihre laute Unterredung, und als er wieder heraus kam, bemerkte man viele Unruhe in ſeinem Geſicht mit Zorn vermiſcht, welches man noch niemals in einer Unterredung mit ſeiner Mutter, für welche er jederzeit die tiefſte Ehrfurcht bezeugte, wahrgenommen hatte. Die Gräfin fand man nach der Entfernung ihres Sohns weinend, und im gröſten Schmerz verſunken. — So viel iſt bekannt, und ausgemacht, daß ſie ſich nicht darüber zu verwundern ſchien, als ſie die Nachricht von der Ermordung des Herzogs, welche einige Monathe darauf erfolgte, erhielt. Es ſchien alſo daß ſie dieſelbe voraus geſehen, und daß ihr ihr Sohn Nachricht von dem, was ihm der Garderobe-Aufſeher entdeckt, gegeben hatte. Auch nahm man in der Folge nicht die Betrübniß an ihr wahr, die ſie über den Verluſt eines ſo geliebten Sohns nothwendig empfinden muſte.

„Insgeheim erzählt man ſich, die beſondern Umſtände, an die der Garderobe-Aufſeher den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang betroffen, den er mit einer ſeiner nahen Anverwandtinnen unterhalten hätte, und da er allen Grund zu vermuthen hatte, daß die Dame nicht ſelbſt davon geredet haben würde, ſo glaubte er, daß auſſer ihr nur der Teufel davon etwas wiſſe, und geſprochen haben könne.

„Im Brittiſchen Plutarch werden noch mehrere Ahnungen angeführt, welche Bezug auf den Tod des Herzogs von Buckingham haben ſollen, allein dieſe alle können in obiger Erſcheinung ihren Urſprung haben.

§. 206.

Dieſe wichtige Erſcheinung giebt uns wiedrum Stof zu verſchiedenen fruchtbaren Bemerkungen:

Warum erſchien **Georg Villiers** nicht ſeinem Sohn ſelbſt, wahrſcheinlich, **weil dieſer keine natürliche Anlage zur Entwicklung des Ahnungs-Vermögens hatte;** vielleicht hätte auch der Herzog die ganze Sache als eine Täuſchung der Einbildungskraft angeſehen, und in den Wind geſchlagen; **das konnte er aber nicht, als ſein Vater ſeinem ehmaligen Freund erſchien, und ihm ein Geheimniß entdeckte, das dieſer ohne eine wahrhafte Erſcheinung unmöglich wiſſen konnte;** geſezt der Vater hätte dem Sohn auch ſelbſt das Geheimnis geſagt, ſo hätte das nicht verhindert, daß es der Sohn noch immer als ein Spiel der Einbildungskraft angeſehen hätte, indem er ſelbſt ja das Geheimnis wuſte, und es ſeiner Imagination gegenwärtig war.

§. 207.

Dieſe Geſchichte iſt uns abermal ein Beweiß, daß unſere abgeſchiedenen Freunde, unſre Umſtände und Angelegenheiten erfahren, darum ſorgen, und ſich bemühen zu unſerm Wohl mitzuwürken; **allein es kommt nur darauf an, ob ſie die rechten Mittel dazu wählen?** Ein ſeeliger Geiſt, der zum Anſchauen Gottes ſeines Erlöſers gelangt iſt, der ſucht dieſe Mittel nicht rückwärts auf der Erden, ſondern er fleht zum Herrn dem Erbarmer, daß Er doch ſo gnädig ſeyn, und durch ſeine alles vermittelnde Vorſehung die Sache zum Beſten lenken wolle; kann nun ein trauriger Zufall nicht vermieden werden, weil er zum Beſten des Ganzen mitwürken muß, ſo verehrt er den Willen ſeines himmliſchen Vaters, und beruhigt ſich; eine Seele aber die noch, auch nach ihrem Tod, in irrdiſchen Dingen lebt und webt, und ſorgt, und immer noch gern die Hände mit im Spiel haben möchte, ſucht dann ſolche geſezwidrige Mittel, erſcheint, wenn ſie Gelegenheit dazu findet, und ſezt diejenigen denen ſie erſcheint, in Verlegenheit.

§. 208.

Es iſt traurig, daß man ſolche höchſt wichtige Erfahrungen, wie die Geiſtererſcheinungen in der That ſind, ſo verächtlich und wegwerfend als eine entehrende Sache behandelt, und den, der ſo etwas geſehen zu haben behauptet, als einen Schwachkopf belächelt, beſpöttelt, und bedauert; prüfen ſoll man alles redlich und genau, freylich wird man dann unter hundert Erzählungen neun und neunzig Täuſchungen finden, **aber wenn nun die Hundertſte wahr iſt, — ſo iſt der erſcheinende Geiſt unſer Bruder, bey deſſen Schickſalen wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Es kommt aber dann auch darauf an, daß wir in einem ſolchen Fall wiſſen was unſre Pflicht iſt, und dieſes zu zeigen iſt einer der Hauptzwecke dieſes Buchs.**

Wenn ich an der Stelle des Garderobe-Aufſehers, und endlich der wahren Gegenwart des verſtorbenen Vaters, des Herzogs gewiß geweſen wäre, ſo hätte ich mich ernſtlich zu Gott gewendet, Ihn demüthig um Schuz gebetten, und dann veſt und männlich dem Geiſt folgendes geſagt:

Lieber Freund! ich ſehe mit Leidweſen, daß du noch nicht zur Ruhe gekommen, und auch noch immer nicht auf dem rechten Wege biſt, dazu zu gelangen — erinnere dich doch, was dein und mein Erlöſer zum reichen Mann ſagt: *Sie haben Moſen und die Propheten, wenn ſie denen nicht glauben, ſo werden ſie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toden auferſtünde.* Der Herr hat unzählbare Mittel und Wege, auf das Herz deines Sohns zu würken, zu Ihm wende dich, flehe zu Ihm um Rettung deines Sohns, und ſuche bey ſchwachen Menſchen nicht Hülfe, kann es mit ſeinem Rath beſtehen, ſo erbarmt Er ſich gewiß ſeiner, iſt aber ſein Tod um des gemeinen beſten willen beſchloſſen, ſo hilft auch meine Sendung nicht; und ſoll ich ein Werkzeug zu ſeiner Rettung ſeyn, ſo muß ich erſt von höherer Hand dazu den Auftrag bekommen. Jeſus Chriſtus erbarme ſich deiner, der Herr ſegne dich, und gebe dir ſeinen Frieden! Bey dieſer Geſinnung war ich unerſchütterlich geblieben, und hätte bey ferneren Erſcheinungen, immer nach dieſem Grundſatz gehandelt. Hiemit will ich aber nicht ſagen, daß der Garderobe-Aufſeher unrecht gethan habe — er folgte endlich ſeiner Ueberzeugung; hätte er aber nach obigem Grundſatz verfahren, ſo hätte er vielleicht den armen Geiſt, eine gute Stuffe weiter gefördert, ſo wie dieß in der oben erzählten Gelderhebungs-Geſchichte der Fall war. Daß ich hier richtig urtheile, dafür bürgt mir Gottes Wort und die Erfahrung;

was half dem armen Geiſt, und dem Herzog dieſe Sendung und Ermahnung durch den Garderobe-Aufſeher? — ganz und gar nichts! der Herzog, ſey es Spott oder Ernſt geweſen, ſchrieb die Erſcheinung dem Teufel zu, und dabey bliebs. So lang das Gemüth nicht zur tiefen und gründlichen Erkenntniß, und zur ſchmelzenden Empfindung, ſeines unausſprechlich groſen ſittlichen Verderbens gebracht, und dadurch bewogen wird, mit wahrer Reue, und herzlicher Sinnesänderung zu Chriſto zu eilen, und mit wahrem thätigen Glauben, Vergebung der Sünden, und Ruhe in ſeinem Verſöhnungstod zu ſuchen, ſo helfen alle Geiſtererſcheinungen, und deren Ermahnungen gar nichts, ſie können erſchüttern, ein vorübergehendes Nachdenken erwecken, übrigens aber nützen ſie nicht mehr, als eine jede andere mündliche oder ſchriftliche Ermahnung, und dazu bedürfen wir keine Werkzeuge aus der andern Welt.

§. 209.

Folgende Erſcheinungs-Geſchichte iſt mir von einem ſehr frommen Prediger zugeſchickt worden. Ich kenne dieſen wahrhaft apoſtoliſchen Mann, und bin gewiß daß er mir kein Wort ſchreibt, von deſſen Wahrheit er nicht vollkommen überzeugt iſt. Hier folgt die getreue Abſchrift ſeines mir anvertrauten Aufſatzes:

„Copia eines mir auf meine oft wiederholte Bitte, überreichten Aufſatzes, den ich nach dieſer genommenen Abſchrift, für

den Hr. Hofrath Jung beſtimmt, vernichten werde, damit er nicht nach meinem Tod gemisbraucht werde. *)

„Ich hatte — (ſo ſchreibt die Fr. Paſtorin N. N.) — nach meiner Verheurathung 1799. eine mir unerklärbare Erſcheinung; eine angenehme, und unangenehme; die Erſte beſtand darinnen: es erſchien mir am 22 Dez. deſſelben Jahrs, als ich mich bey meinem Nachttiſchgen mit weiblicher Arbeit beſchäftigte, eine kleine menſchliche Figur, gleich einem freundlichen Kinde, mit einem weiſen Talar bekleidet; ich wollte es anfaſſen, aber es verſchwand. Nach einiger Zeit erſchien mir dieſe nämliche Geſtalt wieder, und ich wagte es zu fragen, wer ſie ſey? die Antwort war: **ich bin als ein Kind geſtorben.**

„Ich. Wie heiſſeſt du? Antw. **Nenne mich Immanuel!** von nun an erſchien mir dieſes Weſen öfters, faſt täglich, des Morgens um 7, Mittags um 12, und Abends um ſechs Uhr. Bald ſteht es neben mir, bald ſchwebt es im Zimmer in der Höhe, macht Schritte und körperliche Bewegungen.

„Einmal erſchien es mir auf einer Reiſe, mehrere Meilen weit von meinem Wohnort, und da eben der Wagen in Gefahr war umzufallen, hielt es denſelben mit Kraft. Ein andermal, da ich eben einen Beſuch bey einer herrſchaftlichen Kammerjungfer machte, ließ ſich dies Weſen auch daſelbſt ſehen. Es

---

*) Ich glaube dieſen Misbrauch dadurch zu vermeiden, wenn ich die Namen und alles was kenntlich machen kann, weglaſſe.

kommt, wenn auch andere Menſchen um und bey mir ſind, und redet mit mir vor gewöhnlich in ſeiner eigenen Sprache, die ich, zu meiner eigenen Verwunderung, bald verſtehen, und nachſprechen lernte. Es entdeckt mir zuweilen zukünftige Dinge: z. E. Der Freund von dir wird bald ſterben — deine Mutter iſt krank; heut kommt der ..... zum Beſuch zu dir; deiner guten Herrſchaft iſt nicht wohl, u. dgl. Es läßt ſeine Gegenwart in der Nacht auch im Finſtern merken, daß ich geweckt, oder am Einſchlafen gehindert werde. Ich bat dieſen Immanuel dringend, ſich doch auch von meinem Mann ſehen zu laſſen, aber er wegerte ſich deſſen, und antwortete: das wäre nicht gut und er — mein Mann — würde darüber die Welt verlaſſen; ich fragte: warum ich ihn nur ſehen könnte, und durfte? die Antwort war: wenig Menſchen ſind dazu beſtimmt, ſo etwas zu ſehen.

„Mehr als einmal ſahe ich unſern Kirchhof voller menſchlichen Figuren, die ein Freudenfeſt feyerten, als das Feſt der Geburt unſeres Heilandes, den Charfreytag, und im Herbſt eine Stunde, wo mich Immanuel hieß auf die Knie fallen, und auf mein Angeſicht legen. Die Sprache des Immanuels, ſo wie auch der lobpreiſenden Figuren war ſo ſanft, daß ich nicht im Stande bin es zu ſchildern. Auf Erlaubnis des kleinen Immanuels, rufte ich in einer dieſer feyerlichen Stunden meinen Mann, allein dieſer ſahe weiter nichts als einen grünen Plaz, und den Kirchhof illuminirt.

„Arm.

„Anm. ſo weit von dieſer Erſcheinung die Verfaſſerin.

„Ich füge noch hinzu:

„1) Die Beſuche dieſes Weſens, das ſich **Immanuel** nennen läßt, dauern Jahr aus Jahr ein fort. Faſt täglich iſts auf einmal da, und nach einem kurzen Aufenthalt wieder verſchwunden. Einſt kams, da ich Mittags zugegen war. Die Frau Paſtorin gab mir von deſſen Gegenwart einen Wink, ich ſahe aber nichts, **bemerkte aber am Tiſch, an dem wir aſſen ein Wackeln,** das ich keiner ſichtbaren Kraft zuſchreiben konnte. Auf meine Frage, **woher dieſe Bewegungen rührten?** antwortete die Frau Paſtorin: vom ...... Er iſt unter ..... (mit abgebrochenen leiſen Worten).

„2) **Zwey Kinder dieſer Hausmutter ſehen und bemerken auch dieſe Figur:** der ſechsjährige Sohn ſieht ſie an der Wand und Stubendecke hinauf ſteigen, und hin und her wandeln; und das kleine Kind auf ſeiner Mutter Armen, lacht über- und greift nach dieſer kindlichen Figur.

„3) Von der Sprache, in welcher **Immanuel** mit dieſer Frau, et vice versa (und umgekehrt) ſpricht, habe ich mir einige Redensarten ſagen, und mit lateiniſchen Buchſtaben niederſchreiben laſſen, aber ich vermiſſe den Zettel. Wie weit es damit geht, und wie viel beide Theile in der Sprache ſich ausdrücken können, weiß ich nicht.

„Nun erzählt die Frau Paſtorin weiter:

„Die andere Erſcheinung hatte ich 1800 am 15 Jun. Samſtags Vormittags unter der Kirche, indem ich mich wuſch: Es klopfte jemand an meine Stubenthür, und ſo gleich öfnete ſich die Thür, und es trat eine ſchwarze Figur, eine Mannsperſon herein, wie ein Pfarrer gekleidet, einen Hut unter dem Arm, ſein eigenes Haar tragend, einen Kragen um den Hals, nach alter Art mit vielen Falten, gieng auf mein ſchlafendes Kind zu, und betrachtete dieſes. Ich lief erſchrocken zur Stube heraus, und jener gieng zu einer andern Thür zurück, und warf dieſe dermaſſen zu, daß die Klinke weit wegflog.

„Nach 5 Jahren, nähmlich 1805, auch im Junii Sonnabends Nachmittags in der dritten Stunde, ſpielte jemand mit der Stubenthür, und machte ſie immer auf und zu. Ich denke es iſt mein Mann, da ich etwas vom ſchwarzen Kleid bemerkte, und rufe, **komme doch herein!** und ſiehe, der ſchwarze Pfarrer trat herein, ich ſprang erſchrocken davon; jener warf einen Stuhl mir nach, daß meine Ferſe verwundet wurde. Ich rief meinen Mann, gieng mit ihm in die Stube, fand den Stuhl noch liegen, aber ſonſt niemand. So weit die Frau Paſtorin.

„Mir erzählte die Frau Pfarrerin noch einige Anekdoten, die ich der Kürze wegen übergehe, u. ſ. w.

. . . .
Pfarrer zu . . . .
den 21ſten Aug. 1807.

§. 210.

Dieſe Erzählung enthält verſchiedenes, das uns merkwürdige Aufſchlüſſe über das Geiſterreich giebt: daß es keine leere **Viſion** ſey, was die Frau Pfarrerin ſieht, ſondern daß ſie würklich Weſen aus dem Geiſterreich ſehe, iſt daher gewiß, weil auch die Kinder den kleinen Engel bemerken. Bey dieſen, und beſonders bey dem, das ſie noch auf den Armen trägt, findet keine Täuſchung ſtatt. Auch das Wegſpringen der Klinke, die Verwundung der Ferſe, und der noch da liegende Stuhl, ſind Beweiſe für das würkliche Daſeyn des unglücklichen Geiſtes eines ehmaligen Pfarrers. Bey der äuſſerſt merkwürdigen Feyer auf dem Kirchhof ſahe der Herr Paſtor nichts, als den Kirchhof illuminirt. Ich bedaure, daß ich nicht weiß, ob Menſchen den Kirchhof erleuchtet hatten, oder ob das Licht würklich von Geiſtern herrührte? auf dieſen Punkt kommt vieles an: denn wenn der Pfarrer auch das Licht ſahe, ſo iſt auch dieſes keine leere Viſion, ſondern die Feyer hat ihre Richtigkeit. Alſo feyern auch die abgeſchiedenen Seelen, die Feſte ihres Erlöſers und Seligmachers im Hades — mit der Zeit werden ſie Ihn ſehen wie Er iſt, und ſeine Feſte vor ſeinem Angeſicht feyern.

§. 211.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Bemerkung einſchalten, die ich ſehr ernſtlich zu beherzigen bitte: viele meiner Leſer ſchaudern für dem Auffenthalt im Hades. Schaudert nicht dafür, meine Lieben! ſondern macht nur, daß ihr euch nicht darinnen aufzuhalten braucht! Wer ſich ſo ganz dem Herrn gewidmet, ſich ganz an Ihn übergeben, und Vergebung ſeiner Sünden in ſeinem Verſöhnungstod gefunden hat; wer keine unverſöhnte Blutſchulden zurück läſt, keine herrſchende irrdiſche Leidenſchaft, keine Anhänglichkeit an irgend etwas Sinnliches mehr hat, der ſchwingt ſich gleich nach dem Erwachen vom Tode durch den Hades zu den Lichtreichen, und zum Anſchauen Gottes empor.

Der **Hades** hat auch an und für ſich ſelbſt nichts peinigendes, aber auch nicht das Geringſte, das dem abgeſchiedenen Geiſt Vergnügen und Genuß gewähren könnte, auſſerdem was er mitbringt. Iſt er auf dem Wege der Heiligung aus der Zeit gegangen, und hat doch noch ein und anders an ſich, das er nicht in die himmliſchen Regionen mitbringen darf, ſo muß er ſo lang im **Hades** bleiben, bis er das alles abgelegt hat; allein er leidet keine Pein, auſſer der, die er ſich ſelbſt macht.

§. 212.

Die eigentlichen Leiden im Hades ſind das Heimweh nach der auf immer verlohrnen Sinnenwelt. Man denke ſich einen Menſchen, der ſo ganz in ſinnlichen Lüſten und Vergnügen lebte, und die höhere Seligkeit der geiſtigen Genüße, in der Religion, nicht kannte; er mag auch übrigens ein guter, bürgerlich rechtſchaffener, und nicht laſterhafter Menſch ſeyn, und der nun ſo hinſtirbt, ohne ſich gründlich und ernſtlich bekehrt, und zu Gott gewendet zu haben. Wie muß ihm nun in der dunkeln, durchaus leeren, von allen Gegenſtänden, die auf irgend einen Sinn würken können, durchaus entblößten Gegend zu Muth ſeyn? jezt ſteht ihm ſein ganzes Erdenleben mit allen ſeinen Genüſſen lebhaft vor dem Gemüth, er erinnert ſich alles deſſen was er zurück gelaſſen hat, weit lebhafter, als vorher; er ſehnt ſich nun zurück, und kann in Ewigkeit nicht mehr. Jezt ſucht er alſo ſeinen erbärmlichen Genuß in der Einbildungskraft, indem er ſich alle Schönheiten und Genüße wieder vorſtellt, ſie auch zu realiſiren ſucht, allein da es ihm an Stof dazu fehlt, ſo ſind es lauter armſeelige Traumbilder, und ſein verarmter Geiſt findet nirgend Nahrung, er trägt alſo den Saamen der Hölle in ſich, und nun kommt alles darauf an, was er jezt noch für Maaßregeln ergreift: Es fehlt an guten Geiſtern nicht, die ihn liebreich und freundſchaftlich belehren, was er zu thun habe, um noch der himmliſchen Güter theilhaftig zu werden? er muß nähmlich ſeine Einbildungskraft von allen den Bildern reinigen, und nach und nach ſo wie dieſe Bilder abnehmen, auch die Liebe zum Irrdiſchen verliehren. Aber dies fällt nun dort weit ſchwerer als hier — hier lebt man im vollen Genuß der ſinnlichen Natur, das Abſterben der ſinnlichen Lüſte geſchieht nach und nach, indem man die eine verläßt, genießt man die andere noch, bis auch dieſe hinfällt, und man endlich gegen alle gleichgültig wird. Dazu kommt dann noch eins: ſo wie man der Welt abſtirbt, ſo nimmt der innere geiſtige Genuß zu, der dann auch mit, durch die Betrachtung der herrlichen Eigenſchaften Gottes die ſich in der Sinnenwelt offenbaren, geſtärkt, und vermehrt wird. Kurz dieſes gegenwärtige Erdenleben iſt recht dazu geeignet, den gefallenen Sünder auf die leichteſte und bequemſte Weiſe wieder in ſeinen Urſprung zurück- und zur Seeligkeit zu führen. Dort im Hades aber, wo alle Seelennahrung mangelt, nun auch noch gar den lezten armen Genuß ablegen zu müſſen, ehe man Geſchmack an einem beſſern hat, das iſt entſezlich! — und doch iſt dies noch der einzige Weg zur ſeeligen Ruhe zu gelangen. Wer ihn nicht einſchlägt, ſondern durch den Umgang mit andern Geiſtern ſeines gleichen ſich zu beruhigen ſucht, der verſtärkt die Bilder ſeiner Phantaſie immer mehr, mithin auch die Leiden ſeines Heimweh's, die endlich Grimm, Zorn und Raſerey in ihm erwecken, und nun zur Hölle reif machen. Das Beten für abgeſchiedene Seelen iſt nicht verwerflich. — Doch ich wende mich wieder zur Erklärung obiger Geſchichte.

§. 213.

Dieſe Geiſtererſcheinung unterſcheidet ſich von den vorigen darinnen, daß die zwey Weſen aus der andern Welt keine Forderung an die Frau Pfarrerin haben; ſie ſcheint alſo im Grund zwecklos zu ſeyn, und nur darauf zu beruhen, daß die Seherin ein entwickeltes Ahnungs-Vermögen hat, wodurch ſie zunächſt mit dem kleinen Immanuel, der ihr Schuzengel zu ſeyn ſcheint, in Rapport gekom-

kommen iſt. Sie hat alſo eine natürliche Diſpoſition zum Umgang mit Geiſtern, dieſe iſt aber immer eine Abweichung von den Geſetzen der Natur. Sie ſoll alſo keinen Werth auf dieſe Sache legen: denn wenn ſie Freude daran hat, ſo geht die Entwickelung des Ahnungs-Vermögens immer weiter, ſie kommt mit mehreren Geiſtern in Bekanntſchaft, und kann dann ſchrecklich irre geführt werden. Wenn dies aber auch nicht geſchieht, ſo leidet ihre Geſundheit darunter, und ſie kommt früher zur Geiſter-Geſellſchaft hinüber, als auſſerdem ihre Beſtimmung iſt. Indeſſen ſoll ſie ihren kleinen Schuzgeiſt nicht betrüben, ſondern liebreich gegen ihn ſeyn, auch ſeinen Umgang nicht meiden, aber auch ja nicht ſuchen, ſondern mit groſſem Ernſt und Eifer immer betend im Andenken an den Herrn zu bleiben ſuchen, damit ſie auf ihrem gefährlichen Wege nicht verirren, oder ihr Leben verkürzen möge. **Dies ſage ich der guten Seele im Namen des Herrn zur Nachricht, und empfehle ſie dem Schuz unſeres Allerbarmers.**

§. 214.

Was den bedauernswürdigen ſchwarzen Geiſt betrift, ſo iſt er vermuthlich einer von den Vorfahrern des jezigen Predigers, der noch etwas da zu ſuchen hat, und ärgerlich darüber iſt, daß ihn die Frau Paſtorin ſehen kann. Oder, welches noch wahrſcheinlicher iſt: **Er bedient ſich dieſer Gelegenheit, um ſeinen Unwillen zu erkennen zu geben, daß nicht mehr Er ſondern ein Anderer auf der Stelle iſt.**

O wie unglücklich und bedauernswürdig iſt dieſes arme Weſen! **Iſts möglich Herr! ſo erbarme dich ſeiner. Hier muß ich aber eine ſehr wichtige Warnung einrücken: man hüte ſich doch ja, dieſe Erſcheinung auf einen der vorigen Prediger deuten zu wollen. Richtet nicht, meine Lieben! richtet Euch lieber ſelbſt.** *)

§. 215.

Merkwürdig iſt auch das noch, was der kleine Engel in Anſehung des Pfarrers ſagt: **es könne ihm das Leben koſten, wenn er ihm erſchiene — und es ſeyen wenig Menſchen beſtimmt, ſo etwas zu ſehen.** Dies beweiſt meine Behauptung, daß die Entwicklung des Ahnungs-Vermögens eine gefährliche, und der phyſiſchen Natur ſchädliche Würkung ſeye.

Bey den feyernden Figuren auf dem Kirchhof fällt mir noch ein: **Sollten ſich wohl die abgeſchiedenen Seelen zuweilen mit ihrem Auferſtehungskeim überkleiden, und ſich ſo der Sinnenwelt mehr nähern können?** Es giebt ja auch wandernde Geiſter, welche von mehreren Menſchen, **auch ohne Entwicklung des Ahnungs-Vermögens** geſehen werden — dieſe müſſen wohl materiellere Hüllen haben. Da aber auch der Auferſtehungskeim unſern ſinnlichen Augen verborgen iſt, und ihn nur diejenigen ſehen, die eine phyſiſche Anlage dazu ha-

---

*) Dieſer ſchwarze Geiſt iſt nun durch das Gebet des Predigers entfernt worden, er erſcheint nicht mehr.

haben; ſo müſſen die Geiſter, vermittelſt dieſes Auferſtehungkeims, Dünſte aus der Luft anziehen, und ſich daraus eine ihnen zukommende Geſtalt bilden können.

§. 216.

Es iſt veſter Grundſaz bey mir, hier keine Geſchichte aufzunehmen, von deren Gewisheit ich keine Beweiſe habe; ſonſt könnte ich Beyſpiele anführen, daß beherzte Leute ſich ſchwarzen gefährlichen Geiſtern genähert haben, ſo gar durch ſie hingegangen ſind, welches ihnen aber ſehr ſchädlich geweſen, indem Geſchwüre auf der Haut ausgefahren, und ſie ſehr krank geworden ſind. Ein gewiſſer Nachtwächter **Oßmann**, der ehmals in **Erfurt** gelebt haben ſoll, ſoll auf dieſe Weiſe geſtorben ſeyn; und man ſagt, daß damals die Sache dort gerichtlich unterſucht worden ſeye. Man hüte ſich auf der einen Seiten für Vermeſſenheit, und auf der andern für Schüchternheit; der wahre Chriſt meidet unnöthige Gefahren, aber auſſerdem fürchtet er auch nichts; er bleibt auf ſeinen Berufswegen, und wenn ihm ſo etwas begegnet, ſo prüft er mit Vorſicht, und findet er Wahrheit, iſt es ein Geiſt, ſo weiſt er ihn mit liebreichem **Ernſt** im im Namen **Jeſu Chriſti** an ſeinen Ort, wohin er gehört. Uebrigens iſt das Geiſtercitiren eine gottloſe unerlaubte Vermeſſenheit, und das Beſchwören und Verbannen liebloß, und dem Chriſtenthum nicht gemäß.

§. 217.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier noch die bekannte Geiſtererſcheinung in **Braunſchweig** mittheilen, und nach meiner Theorie erläutern, weil ſie auch einen Geiſt betrift, der hier noch ein und anderes zu berichtigen hatte, das ihn an ſeiner weiteren Beförderung hinderte. An der Wahrheit dieſer Geſchichte iſt gar nicht zu zweifeln, ich weiß ſie aus mehreren ſicheren Quellen, und theile ſie hier wörtlich mit, wie ſie im 5ten Stück des 2ten Bandes **des Muſeums des Wundervollen** erzählt wird:

„Im Jahr 1746 nach dem Johannistag ſtarb in **Braunſchweig** ein Herr **Dörien**, Hofmeiſter am Collegio Carolino, ein Mann, der jederzeit ſeinem Amt mit aller Treue und Wachſamkeit vorgeſtanden hatte, und dem ein ſanfter, ſtets ſich gleicher Caracter, eine eben ſo kluge als natürliche Redlichkeit, und eine ſtandhafte Seele eigen war. Kurz vor ſeinem Tode ließ er einen andern Hofmeiſter Herrn M. Höfer, mit dem er in genauer Freundſchaft ſtand, zu ſich bitten, um etwas Nothwendiges mit ihm zu ſprechen. Dieſer, ob er ſchon bereits in Bette lag, wollte doch den Wunſch ſeines Freundes nicht unerfüllt laſſen, und gieng daher zu ihm. Allein er kam zu ſpät, indem der Kranke bereits mit dem Tode rang. Nach einiger Zeit verbreitete ſich das Gerücht, als wenn bald dieſer, bald jener den Verſtorbenen im Carolino geſehen hätte. Da aber dieſe Nachrichten blos von jungen Leuten herrührten, ſo fanden ſie wenig Beyfall, vielmehr wurde alles für ein Reſultat der durch die Furcht aufgeregten Einbildungskraft ausgegeben. Endlich ereignete ſich im Monath October 1746 ein Vorfall, der viele bewog, der Erſcheinung einen ausgezeichneten Werth beyzulegen, anſtatt, daß man ſie vorher als ganz unwahr verworfen hatte. Es erſchien nähmlich der verſtorbene **Dörien** dem M **Höfer** zu der Zeit, als er ſeiner Gewohnheit nach, Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr im Collegio herum gieng, um zu ſehen, ob ſeine Untergebenen zu Bette, und alles in gehöriger Ordnung ſey? Als er an des M. **Lampadius** Stube kam, ſah er den Verſtorbenen gleich daneben ſitzen, in ſeinem gewöhnlichen Schlafrock, einer weißen Nachtmütze, welche er unten mit der rechten Hand hielt, ſo, daß man nur die Hälfte ſeines Geſichts, nähmlich den untern Theil vom Kinne bis zu den Augen, doch mit größter Deutlichkeit ſehen konnte. Dieſer unerwartete Anblick ſezte zwar den M. **Höfer** in einiges Schrecken, allein überzeugt, daß er ſeinem Beruf nachgehe, faßte er ſich bald wieder, und gieng in die Stube. Nachdem er alles in Richtigkeit gefunden hatte, ſchloß er die Stube hinter ſich zu, und bemerkte den vorhergeſehenen Schatten noch unbeweglich in ſeiner vorigen Stellung. Er faßte den Muth, daß er auf ihn loß gieng, und ihm gerade ins Geſicht leuchtete, jezt überfiel ihn ein ſolches Entſetzen, daß er kaum die Hand wieder an ſich zurückziehen konnte, welche ihm auch von Stund an ſo geſchwollen war, daß er etliche Monathe damit zubrachte.

„Den folgenden Tag erzählte er dieſe ſonderbare Begebenheit Herrn **Oeder**, Profeſſor der Mathematik,

tik, der aber dieſe Geſchichte als ein Philoſoph nicht glauben wollte, ſondern ſie für einen Betrug oder eine Täuſchung der Einbildungskraft erklärte. Um aber genauer hinter die Sache zu kommen, erbot er ſich, in der bevorſtehenden Nacht ſelbſt mit zu gehen, weil er mit zuverſichtlicher Hofnung ſich Rechnung machte, den M. **Höfer** zu überzeugen, daß er entweder nichts geſehen, oder ſich von einem Geſpenſte mit Fleiſch und Bein habe hintergehen laſſen. Beyde giengen daher zwiſchen eilf und zwölf Uhr an den gedachten Ort: ſo bald ſie aber an die Stube kamen, ruft der Profeſſor **Oeder** mit einer groſen Betheurung: Da iſt **Dörien** leibhaftig — Der M. **Höfer** gieng ſtillſchweigend in die Stube, und bey ſeiner Zurückkunft ſaß der Schatten noch immer in ſeiner gewöhnlichen Stellung wie des Tags vorher. Sie ſahen ihn geraume Zeit genau an: alles an ihm war deutlich, ſo gar konnten ſie den ſchwarzen Bart genau unterſcheiden; allein es hatte keiner das Herz, ihn anzureden, oder anzurühren, vielmehr giengen beyde Ueberzeugungsvoll weg, daß ſie den vor einiger Zeit verſtorbenen Hofmeiſter **Dörien** geſehen hätten. Die Nachricht von dieſer Begebenheit breitete ſich immer mehr und mehr aus, und es begaben ſich viele Perſonen an den beſtimmten Ort, um ſich von der Wahrheit der Sache durch eigene Erfahrung zu überzeugen: allein ihre Mühe war fruchtlos.

„Der Profeſſor **Oeder** wünſchte ſelbſt dieſes Schattenbild noch einmal zu ſehen, gieng mehrmals allein hin, ſuchte es in allen Winkeln, mit dem veſten Entſchluß daſſelbe anzureden; allein auch ſeine

Bemühung wurde durch keinen ſeinen Wünſchen entſprechenden Ausgang belohnt. Daher er auch ſeine Gedanken durch die Worte ausdrückte: **Ich bin dem Geiſte lang genug zu gefallen gegangen; wenn er nun noch etwas haben will, ſo mag er zu mir kommen.** Allein was geſchah! ohngefehr nach 14 Tagen, da er an nichts weniger als an ein Geſpenſt dachte, wurde er früh zwiſchen drey und vier Uhr plözlich durch eine äuſſere Bewegung mit Gewalt aufgeweckt. So bald er die Augen aufthat, ſahe er, daß dem Bette gegenüber am Schranke, der nur zween Schritte von ihm entfernt war, ein Schattenbild befindlich war, das ſich in der Kleidung des Geſpenſtes darſtellte. Er richtete ſich auf, und konnte nunmehr das ganze Geſicht deutlich ſehen. Starr heftete er ſeine Augen nach dieſem Bild, bis es nach einer Zeit von acht Minuten unſichtbar wurde.

„Den folgenden Morgen, um eben die Zeit, wurde er wiedrum geweckt, und er ſahe die nähmliche Erſcheinung, nur mit dem Unterſchied, daß die Thür am Schranke einiges Geräuſch machte, nicht anders, als wenn ſich jemand daran lehnte. Diesmal blieb auch der Geiſt länger ſtehen, ſo, daß ihn der Profeſſor **Oeder** mit den Worten anredete: **Gehe fort böſer Geiſt, was haſt du hier zu ſchaffen?** Auf dieſe Worte erfolgten von dem Schattenbild allerhand fürchterliche Bewegungen, es bewegte Kopf, Hände und Füſſe ſo, daß auch der Profeſſor **Oeder** angſtvoll betete: **wer Gott vertraut** u. ſ. w. und **Gott der Vater wohn uns bey** u. ſ. w. Hierauf verſchwand der Geiſt. Acht Tage lang genoß der bisher vom

Geiſt Beunruhigte nunmehro Friede und Ruhe; allein nach Verlauf dieſer Zeit ließ ſich abermals früh um drey Uhr die Erſcheinung ſehen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie vom Schrank her, gerade auf ihn loß kam, und den Kopf über ihn herbeugte, ſo daß er auch auſſer Faſſung im Bett aufſprang, und mit Heftigkeit auf das Geſpenſt losſchlug. Es wich auch würklich zurück an den Schrank; kaum aber hatte er ſich niedergeſezt, ſo ſchien der Geiſt noch einen Angrif wagen zu wollen, weil er ſich dem Profeſſor Oeder wiedrum näherte. Hier bemerkte der leztere, daß das Geſpenſt eine kurze Tabackspfeiffe im Munde hatte, die er vorher, vielleicht aus Schrecken nicht wahrgenommen hatte. Dieſes Betragen des Geiſtes, und die überaus gelaſſene Miene, die mehr freundlich als mürriſch zu ſeyn ſchiene, verminderte ſeine Furcht, und gab ihm den Muth, daß er den Geiſt folgendermaſſen anredete: Haben Sie noch Schulden? — Er wuſte ſchon zum voraus, daß der Verſtorbene einige Thaler Schulden hinterlaſſen hatte, daher kam die Veranlaſſung dieſer Frage. Bey dieſer Frage wich das Geſpenſt einige Schritte zurück, richtete ſich gerad in die Höhe, nicht anders als ob jemand etwas mit Aufmerkſamkeit anhören wolle. Er wiederholte die Frage noch einmal, worauf der Geiſt mit der rechten Hand über den Mund hin- und herfuhr. Der ſchwarze Bart, den der Profeſſor Oeder deutlich ſehen konnte, veranlaßte ihn, die Frage zu thun: haben ſie vielleicht noch den Barbier zu bezahlen? worauf das Geſpenſt den Kopf verſchiedenemahl langſam ſchüttelte. Die weiſe Tabackspfeiffe war der Verananlaſſungsgrund zu folgender neuen Frage: **ſind ſie etwa noch Taback ſchuldig?** hier wich es zurück, und verſchwand auf einmal. Den Tag darauf entdeckte der Profeſſor **Oeder** dieſen neuen Vorfall dem Hofrath **Erath**, der einer von den vier Curatoren am Collegio Carolino war, und die Schweſter des Verſtorbenen bey ſich im Hauſe hatte. Dieſer machte ſogleich Anſtalt, daß die Schuld bezahlt wurde. Dieſe ſo glücklich abgelaufene Unterredung mit dem Geiſt bewog den Herrn Profeſſor **Seidler**, die nächſtfolgende Nacht bey **Oeder** zu bleiben, weil man vermuthete, der Geiſt würde wieder erſcheinen, welches auch geſchah. Früh nach fünf Uhr wachte **Oeder** plözlich auf, und fand ſeinen ungebettenen Gaſt nicht, wie gewöhnlich, an dem Schranke, ſondern neben denſelben an der weiſen Wand. Er blieb in dieſer Stellung, jedoch nicht lange, ſondern gieng in der Kammer auf und ab, als wenn er begierig wäre zu wiſſen, wer auſſerdem noch im Bett läge. Endlich näherte er ſich dem Bette, worauf der Prof. **Oeder** ſeinen Freund **Seidler** ſtieß, und zu ihm ſagte: voyez! (ſehen Sie!) dieſer ermunterte ſich gleich, ſahe aber weiter nichts, als etwas weiſes, und den Augenblick darauf ſagte **Oeder**: **jezt verſchwindet er.** Sie ſprachen eine geraume Zeit von dieſer Begebenheit und **Oeder** war unwillig, daß ſich der Geiſt nicht länger aufgehalten hatte. Er fragte **Seidler**, ob er ihn nicht citiren ſolle? doch hierinn wollte der Leztere nicht willigen, und da der Prof. **Oeder** weiter nichts ſprach, ſo glaubte **Seidler** er wolle wieder einſchlafen. Dies war er daher auch zu thun willens, allein jezt fuhr

Oeder auf einmal im Bette auf, ſchlug um, und neben ſich, und rief mit einer fürchterlichen Stimme aus: du muſt hier weg, du haſt mich lange genug beunruhigt, willſt du noch etwas von mir haben, ſo ſage es kurz, oder gieb mir es durch ein deutliches Zeichen zu verſtehen, und komm nachmals wieder an dieſen Ort.

„**Seidler** hörte dies alles mit an, allein er konnte nichts ſehen. Als nun **Oeder** ſich einigermaſſen beruhigt hatte, fragte **Seidler** nach der Urſache ſeines Auffahrens, wo er dann zur Antwort erhielt, daß der Geiſt zum zweytenmal gekommen ſey, als ſie miteinander geſprochen, ſich erſt vor das Bette geſtellt, hernach ſich demſelben genähert, und mit dem ganzen Leibe darüber gelegt hätte. Von dieſer Nacht an, behielt der Prof. **Oeder** alle Nächte jemanden bey ſich, und brannte auch Nachtlicht, welches er vorher niemals gethan hatte. Dieſes fruchtete nun ſo viel daß er zwar nichts ſahe, aber doch faſt allezeit, entweder nach drey, oder nach fünf Uhr, mit einer ungewöhnlichen Empfindung, oder vielmehr mit einem Kitzeln, aufgeweckt wurde, welche Empfindung er vormals nie gehabt zu haben, verſicherte. Er beſchrieb dieſe Empfindung als eine ſolche, dergleichen man zu haben pflegt, wenn man mit einem feinen Flederwiſch vom Kopf bis auf die Füſſe geſtrichen wird. Manchmal hörte er auch am Schrank einiges Geräuſche, oder ein Pochen an der Stubenthür. Nach und nach aber unterblieb beydes, ſo, daß er glaubte, auf die Zukunft ſeines Gaſtes entlediget zu ſeyn, daher

her er auch wiedrum allein ſchlief, und kein Licht weiter brennen ließ.

„Zwo Nächte giengen auf ſolche Art ruhig vorüber, allein die dritte Nacht war das Geſpenſt um die gewöhnliche Zeit wieder da, obſchon in einem merklichen Grad dunkler. Es hatte in der Hand ein neues Zeichen, mit dem es ungewöhnliche Bewegungen machte. Solches war einem Bilde ähnlich, und hatte in der Mitte ein Loch, in welches der Geiſt zum öftern die Hand ſteckte. **Oeder** war ſo beherzt, daß er ſagte: **er müße ſich deutlicher erklären, ſonſt könne er nicht errathen, was er haben wolle, oder wenn er dies zu thun unvermögend ſey, ſo möchte er näher treten.** Auf beyde Aufforderungen ſchüttelte das Geſpenſt den Kopf, und verſchwand.

„Eben dieſe Erſcheinungen geſchahen noch einigemal, ſo gar in Beyſeyn eines andern Hofmeiſters am **Carolino**. Nach langem Nachſinnen und Forſchen, was der Verſtorbene wohl mit dieſem Zeichen haben wolle, brachte man ſo viel heraus, daß er kurz vor ſeiner Krankheit etliche Bilder in eine magiſche Laterne von einem Bilderhändler auf die Probe genommen, die nicht zurück gegeben worden ſeyen. Man gab daher dem wahren Eigenthümer die Bilder zurück, und von der Zeit an blieb **Oeder** in Ruhe. Der Prof. **Oeder** berichtete dieſe Begebenheit mit dem Geiſt an Hof, und an groſe Gelehrte, z. B. an den damaligen Probſt **Jeruſalem**, an den Prof. **Gebauer** in **Göttingen**, und an den Prof. **Segner**, und war erbötig, ſein Zeugniß mit einem Eide zu beſtättigen.“

§. 218.

So weit die Erzählung aus dem **Magazin des Wundervollen.** Iſt es nun wohl begreiflich, daß man auch dieſe Erſcheinung einer Täuſchung der Einbildungskraft zuſchreibt? und doch geſchieht es gegen beſſer Wiſſen und Gewiſſen, und gegen alle innere Ueberzeugung. Alle die den Geiſt ſahen, ſollen ſich dies blos eingebildet haben, und von dieſer Einbildung ſoll dem verſtändigen Höfer, der ſich nicht täuſchen wollte, der Arm geſchwollen ſeyn — Die täuſchende Einbildung ſoll **Oedern** bewogen haben, die Tabacksſchulden zu errathen, und für ihre Bezahlung zu ſorgen, und eben ſo auch die geliehenen Glasgemälde ihrem Eigenthümer wieder zuzuſtellen. Nein es iſt unmöglich, daß ein vernünftiger Menſch ſolche unvernünftige Behauptungen im Ernſt meynen kann — aber warum behauptet man ſolchen Unſinn? — Antw. Um das fürchterliche Ungeheuer, den Aberglauben zu ſtürzen. Gerade als wenn das Aberglauben wäre, wenn man ein merkwürdiges Phänomen in der Natur ſieht, hört, mit allen Sinnen empfindet, vernünftig prüft, und dann Schlüſſe daraus zieht — Sagt doch um Gottes- und der Wahrheit willen, liebe Zeitgenoſſen! iſt das denn Aberglauben? — wenn das Aberglauben iſt, ſo ſind alle unſere groſen Phyſiker, Chemiker, Aſtronomen, und Naturforſcher ſehr verächtliche abergläubiſche Menſchen, denn ſie thun nichts anders als das. Aber ich weiß ſehr wohl wo der Schuh drückt: die logiſch richtigen Schlüſſe die man ganz natürlich

lich aus einer ſolchen Erſcheinung folgern muß, ſind der Aberglaube den man fürchtet: **ſie beweiſt unwiderſprechlich die Fortdauer unſeres Weſens nach dem Tod, und zwar mit der Rückerinnerung der Geſchichte unſeres Erdenlebens**; und nimmt man noch andere, eben ſo wahre und gewiſſe Erſcheinungen dazu, ſo bringt man bald, und ohne Mühe, lauter apodiktiſche Beweiße, für die Unſterblichkeit der Seelen, für die Gewisheit der Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben, für erhöhtere Kräfte unſeres Weſens nach dem Tod, für die Wahrheit der Erlöſung durch Chriſtum, mit einem Wort, **für die wahre alte evangeliſche Bibelreligion heraus**, wodurch dann das neuchriſtlich ſeyn ſollende mechaniſch philoſophiſche Lehrgebäude, das ſich, die durch Luxus und Weichlichkeit abſtrapazirte Aufklärung, aus dem ärmlichen Vorrath, aus der Sinnenwelt abſtrahirter Ideen, zuſammen gezimmert hat, total darnieder geſtürzt und zertrümmert wird. **Dies iſt der Aberglaube den man fürchtet.** **Darum** hat der antichriſtliche Geiſt von jeher die Geiſtererſcheinungen gefürchtet; anfangs misbrauchte er ſie zum Popanz, oder zum ſchändlichſten Aberglauben, und da er ſie nun gleichſam mit Schande gebrandmarkt hat, ſo läugnet er ſie ganz; beydes ſoll uns aber nicht abſchrecken. Dieſe ſehr ernſte, feyerliche und ganz unbeſtreitbare Zeugniſſe für die Wahrheit der Bibel und ihrer Religion aufzuſuchen und zu prüfen.

§. 219.

Dörien war alſo ein untadelhafter, braver, und rechtſchaffener Mann, und doch war er nicht alſofort nach dem Tode glücklich. Wir wollen ja nicht lieblos über ihn urtheilen, er kann bald hernach ſeelig geworden ſeyn, ſondern vielmehr unterſuchen, was ihn zu dieſer traurigen Erſcheinung veranlaßt habe? — Daß es kleine Schulden, und das Zurückbehalten einiger Glasgemälde waren, iſt klar, aber wie oft bleiben ſolche Sachen unberichtigt, ohne daß deswegen der abgeſchiedene Schuldner wieder zurückkommt, und auf die Berichtigung dringt? — Bey **Dörien** mußte alſo noch etwas hinzukommen, und dieſes glaube ich darinnen zu finden, daß die noch nicht berichtigten zween Punkte in ſeiner Todesnoth *ſeine ganze Seele erfüllten*; weswegen er auch zu ſeinem Freund *Höfer* ſchickte, vermuthlich, um ihn zu bitten, daß er die zween Punkte in Ordnung bringen möchte, während welcher Zeit er aber mit dieſer Sehnſucht ſtarb — *Dieſe Sehnſucht war alſo ſo ſtark, daß ſie den armen Geiſt in einer ſo quälenden Lage gleichſam im Thor der Geiſterwelt zurück hielt.*

§. 220.

Man ſieht hieraus, wie wichtig *das Hausbeſtellen* vor dem Sterben iſt — man ſuche doch auch im Irrdiſchen vorher alles in Ordnung zu bringen, ehe man die Welt verläßt, hat man das aber nicht gekönnt, oder hat mans verſäumt, ſo iſt das denn doch kein Gegenſtand mehr, der uns im wichtigſten Zeitpunkt unſerer ganzen Exiſtenz beſchäftigen, uns mit Sehnſucht erfüllen ſoll. Was man dann nicht mehr ändern kann, das überträgt man mit inbrünſtigen und demüthigen Seufzern aus einem gebeugten Herzen der allwaltenden Vorſehung zur Berichtigung, und zur Aufrechthaltung der Ehre, **und ergreift dann mit veſter Zuverſicht, die ewige Erlöſung durch Chriſtum im Glauben, ſo daß dieſer Gedanke die ganze Seele, das ganze Weſen erfüllt;** man hüte ſich aber ja, ſich mit allem dem Guten, was man etwa ſein ganzes Leben durch ausgewürkt haben mag, zu beruhigen und zu tröſten; wenn darauf unſere Seeligkeit gegründet werden ſoll, ſo werden wir ins Gericht geführet, und unſre Sünden jenen guten Handlungen gegenüber geſtellt, und dann ſiehts auch mit den beſten Menſchen ſchrecklich aus; **im Gegentheil, wir müſſen uns nakt ausziehen, und genau mit dem Gefühl und der Geſinnung des verlohrnen Sohns uns in die Armen des gekreuzigten Allerbarmers werfen; uns mit aller Kraft unſerer Seele nach Ihm ſehnen, und nur aus pur lauterer Gnade Ihn um Aufnahme in ſein Reich bitten, ſo wie es auch der arme Schächer am Kreuz machte, dann wird uns dieſe Sehnſucht mächtig aus der ſterblichen Hülle empor flügeln, und dann iſt an kein Wiederkommen mehr zu denken.**

Jezt werdet ihr auch, lieben Leſer! das Gleichnis des Herrn verſtehen, Matth. 22. V. 11. 12. 13. wo der Hausvater die Gäſte muſterte, und einen fand, der kein hochzeitlich Kleid an hatte; das war ſo einer, der mit ſeiner eigenen Werkgerechtigkeit, ſeinem elenden beſudelten Kleid, die Gerechtſame zu haben glaubte, an dieſer Tafel zu erſcheinen, wo nur die Gerechtigkeit Chriſti das Hochzeitkleid, die allein gültige Uniform iſt.

§. 221.

Der abgeſchiedene Geiſt von dem hier die Rede iſt, erſchien ſo, daß er ohne das entwickelte Ahnungs-Organ geſehen werden konnte, daher bemerkten ihn auch mehrere. Entweder war er noch zu neu in dem Geiſterreich, ſo daß er noch nicht wuſte, wie ſich ein Geiſt mit einem noch lebenden Menſchen in Rapport ſetzen könne, oder er fand niemand der dazu fähig war. Indeſſen ſcheint es doch, daß er Verſuche zu jener Entwicklung habe machen wollen, denn er würkte auf **Höfern**, deſſen phyſiſche Natur aber dieſes Einwürken nicht ertragen konnte, indem ſein Arm ſchwoll, und er es auch nicht mehr wagte, dem Geiſt näher zu kommen. **Oeder** konnte zwar dieſes Würken beſſer leiden, und es kam auch einigermaſſen zum Rapport, aber doch nicht ſo weit, daß der Geiſt mit ihm ſprechen konnte.

§. 222.

Ich bitte hiebey wohl zu bemerken, daß ein ſolcher erſcheinender Geiſt nicht jedermann hörbar ſprechen kann, dazu fehlen ihm die Werkzeuge, ſondern wo er jemand trift, der ein leicht zu entwicklendes Ahnungs-Organ hat, ſo würkt er auf ihn, indem er ſeine Gedanken in das Innere des lebenden Menſchen haucht, die ſich dann den innern Gehör-Werkzeugen mittheilen, und ſo glaubt der Hörende die Stimme von auſſen gehört zu haben. Daher kommts, daß jemand in Gegenwart anderer mit einem Geiſt ſprechen kann, ohne daß die Anweſenden, des Geiſtes Stimme hören. Dereinſt wird uns das alles begreiflich werden, weil es uns dann natürlich iſt. Der Geiſt hört auch nicht mit ſeinen Ohren was die Anweſende ſagen, ſondern er lieſt es in der Seele deſſen, mit dem er in Rapport iſt, ſo wie eine magnetiſche Somnambüle in ihrem Magnetiſeur. Ich bitte dies alles wohl zu bemerken, ſo wird vieles Unbegreifliche erklärbar werden.

Mit Odern kam es ſo weit nicht, ſey's, daß ſeine phyſiſche Natur ſchwer in Rapport zu bringen war, oder daß es der Geiſt noch nicht recht verſtunde.

§. 223.

Höchſt merkwürdig iſt hier wieder die ſchaffende Kraft abgeſchiedener Geiſter: als ſich Dörien, nicht durch Worte verſtändlich machen konnte, ſo bildete er ſich eine Tobackspfeiffe in den Mund, und eine magiſche Laterne in die Hand. Alles freylich bloſe Dunſtbilder, die er aber doch blos durch ſeine Imagination und durch ſeinen Willen ſinnlich darſtellte. Liebe Leſer! was werden wir dereinſt

im himmliſchen Element alles ausrichten können! — Ach laßt uns doch allen Ernſt anwenden, um dort wohl aufgenommen zu werden!

§. 224.

Oeders Betragen gegen den Geiſt war hart; er ſchalt ihn einen böſen Geiſt, ohngeachtet er wuſte, daß es Döriens Seele war; er ſchlug um ſich, als er ſich ihm näherte; freylich war das alles Folge der Angſt, allein auch dieſe war Folge ſeiner mangelhaften Grundſätze. Wär ich an ſeiner Stelle geweſen, ſo hätte ich geſagt: **gute liebe Seele! du biſt auf einem Irrwege; um das Irrdiſche bekümmere dich nicht weiter, das iſt deiner Aufmerkſamkeit nicht werth, dafür laß du mich ſorgen. Alles! Alles was du noch zu berichtigen haſt, wollen wir, deine Freunde, unterſuchen, und dann in Ordnung bringen, ſo daß jedermann mit dir zufrieden werden ſoll; und iſt noch etwas auf deiner Seelen, das wir nicht gut machen können, ſo wende dich zu deinem Erlöſer, der kann alles berichtigen; zu Ihm! zu Ihm richte nun deine ganze Sehnſucht, da findeſt du allein Ruhe, der Herr ſeegne dich! und gebe dir Friede!**

Auf ſolche Weiſe hätte ich ihn behandelt, und ich bin überzeugt, daß er mich, wo nicht bey den erſten Erſcheinungen, doch endlich, an ſtatt ſich zu verdunkeln, hell verklärt würde verlaſſen haben. Wenn ſich ein Geiſt ſo nähert, daß er unſerm Körper nachtheilig werden kann, ſo weicht man aus, wendet ſein Gemüth zu Gott, und ſagt ihm dann freundlich: **ich ſage dir im Namen Jeſu Chriſti, daß du mich nicht berühren darfſt.**

§. 225.

Nun will ich noch eine ſehr merkwürdige Geiſtererſcheinung mittheilen, in welcher auch noch etwas **Hinterſtelliges im Fleiſche** berichtigt werden mußte, und dann noch von denen abgeſchiedenen Seelen handeln, **die durch Gottes unerforſchliche Gerichte verurtheilt ſind, den lebenden Menſchen zum warnenden Beyſpiel, auf der Gränze zwiſchen dieſer und jener Welt zu bleiben, bis ihr ewiges Schickſal entſchieden iſt.**

Das Fürſtenthum **Sachſen-Altenburg** wurde gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in drey Theile zerſtückt, wovon ein Theil zu **Gotha**, das andere zu **Saalfeld** gehörte, und das dritte nämlich **Eiſenberg**, bekam ſeinen eigenen Herrn, deſſen Familie aber mit Herzog **Chriſtian** im Jahr 1707 wieder ausſtarb, wo dann **Eiſenberg** wieder an **Gotha** kam.

Dieſer Herzog **Chriſtian** hatte nicht lange vor ſeinem Tod, eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, die alle Zeugniſſe der hiſtoriſchen Gewisheit für ſich hat, und wenigſtens in einem der Sächſiſchen Archive aufbewahrt worden, vielleicht auch noch gegenwärtig da zu finden iſt. Sie ſteht in den **monatlichen Unterredungen vom Reich der Geiſter, Leipzig bey**

Samuel Benjamin Walther 1730, im zehenden Stück, S. 319 u. f. ich will ſie hier wieder ſo einrücken, wie ich ſie in ihrem damaligen Styl in gedachtem Buch finde:

„Als um das Jahr 1705 der Herzog von Sachſen-Eiſenberg, Christianus, welcher 1707 im April verſtorben, ſich — (des Mittags) — in ſeinem Cabinet aufs Bette zur Ruhe gelegt hatte, und in unterſchiedenen geiſtlichen Betrachtungen begriffen war, klopfte etwas an die Thüre des Cabinets. Wiewohl nun der Herzog nicht begreifen konnte, wie ſolches zugienge, indem doch die Wache, und andere Bedienten vor dem Zimmer waren, ſo rief Er dennoch, herein! da denn eine Weibsperſon, Namens Anna, eines Churfürſten zu Sachſen Tochter, in altväterlicher fürſtlicher Tracht herein trat. Als der Herzog, welcher ſich in die Höhe gerichtet hatte, und mit einem kleinen Schauer befallen war, dieſelbe gefraget: was ihr Begehren ſey? antwortete ſie ihm: entſetze dich nicht, ich bin kein böſer Geiſt, dir ſoll nichts übels wiederfahren. Hierauf verſchwand ſogleich alle Furcht bey dem Herzog, daß er ſie weiter fragte: wer ſie wäre? ſie gab ihm zur Antwort: ich bin eine von deinen Vorfahren, und mein Gemahl iſt eben der geweſen, der du jezo biſt, nähmlich Herzog Iohann Casimir von Sachſen-Coburg: wir ſind aber ſchon vor 100 Jahren verſtorben. Als nun der Herzog ferner nachforſchte: was ſie denn bey ihm zu ſuchen hätte? ließ ſie ſich folgendermaſſen vernehmen: ich habe eine Bitte an dich, nähmlich mich und meinen Gemahl, weil wir uns vor unſerm Ende wegen einer gehabten

Zwiſtigkeit nicht ausgeſöhnet, gleichwohl aber beyde auf das Verdienſt Jeſu geſtorben ſind, zu dieſer von Gott beſtimmten Zeit, miteinander zu verſöhnen. Ich befinde mich zwar würklich in der Seligkeit, jedoch genieſe ich noch nicht das völlige Anſchauen Gottes, ſondern bin bisher in einer ſtillen und angenehmen Ruhe geweſen; mein Gemahl aber, welcher ſich bey meinem Tod nicht mit mir verſöhnen wollen, ſolches aber hernach bereut, und in wahrem, obwohl ſchwachen Glauben an Jeſum Chriſtum die Welt verlaſſen, hat bisher zwiſchen Zeit und Ewigkeit, in Finſterniß und Kälte, jedoch nicht ohne Hofnung zur Seligkeit zu gelangen, ſich befunden. Als nun der Herzog viele Einwürfe dawider machte, wiederlegte ſolche der Geiſt, als hieher nicht gehörig, und ſie nicht angehend, ſagte auch, daß, ſo bald er in die Ewigkeit gekommen, er gar wohl erkannt habe, daß einer von ihren Nachkommen beſtimmt wäre, ihnen beyden zur Verſöhnung zu verhelfen, wie er denn noch mehr ſey erfreut worden, da er ihn, den Herzog, als ein Werkzeug Gottes, hierzu erkannt habe. Endlich giebt der Geiſt dem Herzog 8 Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf er um dieſe Stunde wieder kommen, und ſeine Erklärung erwarten wollte, und verſchwand darauf vor ſeinen Augen. Nun ſtunde der Herzog mit einem 14 Meilen von ihm entfernten Theologo, nemlich dem Superintendenten Hofkunzen zu Torgau, in beſonderer Vertraulichkeit, ſo gar, daß er mit demſelben in Geiſtlichen, Weltlichen, und philosophiſchen, ja auch Regierungsſachen durch expresse Staffeten zu correſpondiren pflegte. Zu dieſem gelehrten

Mann fertigte er alſobald jemand ab, erzehlte demſelben ſchriftlich die gehabte Erſcheinung mit allen Umſtänden, und begehrte ſeinen Rath und Gutachten, ob er dem Geiſt in ſeinem Antrag willfahren ſollte, oder nicht? Dem Theologo wollte anfänglich dieſe Sache ziemlich verdächtig, und, wie gewöhnlich, als ein Traum vorkommen, daß er daher ſich anfänglich nicht ſo gleich darein zu finden wuſte. Nachdem er aber die ſonderbare Frömmigkeit des Fürſten, deſſen groſe Erkänntnis und Erfahrung in geiſtlichen Sachen, ſein zartes Gewiſſen, und zugleich den Umſtand, daß ſich der Geiſt am hellen Tage bey Sonnenſchein ſehen laſſen, wohl bey ſich erwogen, machte er ſich kein Bedenken, dem Herzog folgende Antwort zu ertheilen: woferne der Geiſt von ihm keine abergläubiſche, nach dem Worte Gottes zuwiderlaufende Ceremonien oder andere Umſtände verlangte, und er, der Herzog ſich mit gnugſamem Muth zu einer ſolchen Handlung verſehen wüſte, ſo wollte er ihm eben nicht abrathen dem Geiſt ſeine Bitte zu gewähren. Doch ſollte er dabey mit inbrünſtigem Gebet anhalten, auch zu Verhütung alles Betrugs, den Zugang ſeines Zimmers und Cabinets durch die Wache und Bedienten wohl bewachen laſſen. Der Herzog ließ inzwiſchen in den Jahrbüchern nachſchlagen, und befand alles in der Wahrheit gegründet, was der Geiſt geſagt hatte, ſo gar daß auch die Kleidung der begrabenen Fürſtin, und des erſchienenen Geiſtes gar genau miteinander übereingekommen. Da nun die beſtimmte Stunde herbey kam, legte ſich der Herzog wieder auf das Bette, nachdem er der Wache vor dem Zimmer ſcharfen Befehl

fehl gegeben, keinen einzigen Menſchen hinein zu laſſen; und wie er ſelbigen Tag mit Beten, Faſten und Singen angefangen hatte, alſo erwartete er den Geiſt unter währendem Bibelleſen, welcher ſich auch accurat um eben dieſelbe Stunde, wie vor 8 Tagen eingeſtellet, und endlich auf des Herzogs rufen: herein! in voriger Kleidung in das Cabinet getretten. Gleich Anfangs fragte derſelbe den Herzog, ob er ſich entſchloſſen habe ihrem Verlangen ein Genüge zu leiſten? worauf dieſer zur Antwort gab: Woferne ihr Begehren nicht wider Gottes Wort lieſe, auch ſonſt nichts abergläubiſches bey ſich führte, wollte er es in Gottes Namen thun, und möchte ſie ihm nur deutlich anzeigen, wie er ſich dabey verhalten ſollte. Auf dieſe Erklärung ließ ſich der Geiſt folgender Geſtalt vernehmen; es iſt nichts wider Gottes Wort, und verhält ſich die Sache alſo: Mein Gemahl hatte mich bey meinen Lebzeiten unſchuldiger Weiſe wegen Untreue im Verdacht, weil ich mich mit einem frommen Cavallier manchmal in geheim von geiſtlichen Sachen unterredete. Er faßte deswegen einen unverſöhnlichen Haß gegen mich, welcher ſo heftig war, daß ob ich ſchon meine Unſchuld genugſam darlegte, ja auf meinem Todbette ihn zur Verſöhnung bitten ließ, dennoch derſelbe weder ſeinen Haß noch Argwohn fahren zu laſſen, noch zu mir zu kommen, ſich entſchlieſen wollte. Weil ich nun alles bey der Sache gethan, was ich thun konnte, ſtarb ich zwar im wahren Glauben auf meinen Heiland, gelangte auch in die ewige Ruhe und Stille, genieſe aber das völlige Anſchauen Gottes noch nicht. Mein Gemahl hingegen, wie gedacht, bereute zwar ſeine Unverſöhnlichkeit gegen mich nach meinem Tode, und ſtarb endlich auch in wahrem Glauben, doch iſt er bisher zwiſchen Zeit und Ewigkeit in Angſt, Kälte und Finſterniß geweſen. Nunmehr aber iſt die von Gott beſtimmte Zeit gekommen, daß du uns hier auf dieſer Welt miteinander ausſöhnen, und uns dadurch zu unſerer vollkommenen Seeligkeit befördern ſollſt. Was ſoll ich aber hiebey thun, und wie verhalte ich mich eigentlich bey der Sache? fragte der Herzog, und erhielt vom Geiſt dieſe Antwort: künftige Nacht halte dich fertig, da wollen ich und mein Gemahl zu dir kommen, (denn ob ich gleich am Tag komme, ſo kann doch ſolches mein Gemahl nicht thun) und ſoll ein jedes bey dir die Urſachen der uns obwaltenden Uneinigkeit erzählen; alsdann ſollſt du das Urtheil ſprechen, welches von uns recht habe, unſer beyder Hände zum Zeichen der Verſöhnung in einander legen, den Seegen des Herrn über uns ſprechen, und hierauf Gott mit uns loben. Nachdem der Herzog dieſes zu thun verſprochen, verſchwand der Geiſt, der Herzog aber verharrete in ſeiner Andacht bis den Abend, da er ſeiner Wache nachdrücklich anbefahl, ſo wohl keinen Menſchen in das Zimmer zu laſſen, als auch Achtung zu geben, ob ſie etwas würden reden hören. Hierauf ließ er zwey Wachslichter anzünden, und auf den Tiſch ſetzen, auch die Bibel und das Geſangbuch herbeybringen, und erwartete alſo, wenn die Geiſter ankommen würden. Dieſe ſtellten ſich auch nach eilf Uhr ein, und zwar kam die Fürſtin, wie zuvor, in lebhafter Geſtalt herein getretten, und erzählte nochmals dem Herzog die Urſache ihrer Zwiſtigkeit; alsdann kam auch der Geiſt des Fürſten in ordentlicher fürſtlicher Tracht herein, wiewohl ganz blaß und todenhaft ausſehend, und gab dem Herzog ganz einen andern Bericht von ihrer gehabten Uneinigkeit. Der Herzog fällte hierauf das Urtheil, daß der Geiſt des Fürſten unrecht habe, welches auch dieſer ſelbſt bejahet, und geſprochen: Du haſt recht geurtheilet. Hierauf nimmt der Herzog die eißkalte Hand des Fürſten, legt ſie in der Fürſtin ihre Hand, welche recht natürliche Wärme gehabt, und ſpricht den Segen des Herrn über ſie, wozu ſie beyde das Amen ſagen: alsdann fängt der Herzog den Geſang: Herr Gott dich loben wir, an zu ſingen, da ihm dann gedaucht, als höre er ſie würklich alle Beyde mitſingen; nachdem ſolches Lied zu Ende gebracht, ſagt die Fürſtin zum Herzog: den Lohn wirſt du von Gott bekommen, und bald bey uns ſeyn. Worauf ſie beyde verſchwunden. Von dieſer Unterredung hat die Wache nichts als die Worte des Herzogs gehört, welcher, wo ich nicht irre, ein Jahr darauf verſtorben, und ſich aus geheimen Urſachen, in ungelöſchtem Kalk begraben laſſen. So weit dieſe Erzählung.“

§. 226.

Dieſe Erſcheinung giebt mir Anlaß zu verſchiedenen wichtigen Bemerkungen: daß Herzog **Chriſtian** ein entwickeltes Ahnungsorgan hatte, erhellet daraus, **weil nur er allein die Geiſter ſahe, und reden hörte.** Vermuthlich wurde er auch um dieſer natürlichen Anlage willen, und dann auch noch aus andern Urſachen, die ich im Verfolg angeben werde, zu dieſer ſonderbaren gerichtlichen Entſcheidung gewählt. Daß die Fürſtin in ihrer irrdiſchen Kleidung erſchien, und ihrer Ruhe und innern Friedens ungeachtet, doch noch nicht zum Anſchauen Gottes gelangt war, beweiſt, daß ſie ſich noch im Hades befand, der Zwiſt mit ihrem Gemahl hielt ſie noch immer zurück, und ihre Imagination war noch nicht von den irrdiſchen Banden entfeſſelt. Sie hatte auch darinnen ſehr gefehlt, daß ſie mit einem Cavallier einen vertrauten Umgang hatte, und wenn er auch der erbaulichſte, der heiligſte war: denn ſo bald ſie wuſte, daß ſich ihr Gemahl daran ärgerte, muſte ſie den Freund gänzlich meiden. Lieben Leſer! bemerkt dieſes wohl! hundert Jahr muſte dieſe fromme Fürſtin die eigentliche Seeligkeit entbehren, ungeachtet ſie im wahren Glauben an Jeſum Chriſtum geſtorben war, und ihrem Gemahl die Verſöhnung angebotten hatte, weil ſie wiſſentlich Urſache an ſeinem Aergerniß geweſen war. Der vertraute, auch erbauliche Umgang beider Geſchlechter miteinander iſt äuſſerſt gefährlich, und erfordert eine ungemeine Vorſicht.

§. 227.

Wenn man das Schickſal des Herzogs Johann Caſimir bedenkt, ſo muß einem Schauer und Entſetzen anwandeln — er muſte hundert Jahr in Kälte und Finſterniß, mit ſeinem innern Gram über die vermeintliche Untreue ſeiner Gemahlin ausharren, und dies ohne irgend eine ſinnliche Erquickung, in dem weiten öden **Hades** — und Gott weiß in welcher Geſellſchaft, oder auch in gar keiner, alſo einſam. Ach Gott! wie ſchrecklich! — auch er war im Glauben an **Chriſtum**, aber unverſöhnt mit ſeiner Gemahlin geſtorben; jener Glaube hielt nun noch den Anker ſeiner Hofnung veſt; er war der Magnet der ihn endlich noch aufwärts zog. **Und doch hatte er ſeine Unverſöhnlichkeit vor ſeinem Tod bereut.** — Man merke dieſen höchſt wichtigen Punkt wohl! — **Man verſöhne ſich doch ja mit jedermann, ehe man aus der Welt geht — und da dies noch heute geſchehen kann, ſo verſäume man jenes keinen Augenblick. Bedenkt doch die furchtbaren Worte: vergieb uns unſre Schulden, wie wir unſern Schuldigern vergeben.**

Eine Seele die noch den geringſten Groll in ſich hegt, und ihn mit in die Ewigkeit nimmt, kann nicht ſeelig werden, ſie mag auch ſonſt, ſo gläubig und fromm geweſen ſeyn, als nur immer möglich iſt. Bitterkeit iſt der Natur des Himmels, und ſeiner Verfaſſung gerade zuwider. **Das Blut Chriſti**, der am Kreuz, unter den ſchrecklichſten Beleidigungen, ſtatt Bitterkeit Liebe übte, **macht auch rein von dieſer Sünde**, wenn es in unſern Adern ſtrömt.

§. 228.

Aber wie kann ein ſolcher abgeſchiedener Geiſt, Kälte und Wärme, Licht und Finſterniß empfinden?

Der Geiſt der noch an ſeinem Geld hieng, und Vater und Sohn bewegen wollte, es da wo es begraben war, zu heben, wie ich in der erſten Erſcheinung erzählt habe, erſchien am Tage; aber er ſprühte auch Funken aus ſeinen Fingerſpitzen, und fühlte Quaal, wenn er zornig, oder unruhig im Gemüth war. Daß die ätheriſche Hülle des Geiſtes, ſo lang ſie ſich in den untern Regionen, in oder über der Erde im Dunſtkreiß aufhält, Theil an den Veränderungen und Modifikationen der Lichtsmaterie nimmt, iſt wahrſcheinlich. Wenn noch heftige Leidenſchaften die Seele beherrſchen, ſo kann ſie ohne die ſchrecklichſte Quaal den Tag nicht ertragen, weil in ſolchem die Lichtmaterie in ihrer größten Würkſamkeit iſt, und die Leidenſchaften die Hülle in Glut ſetzen würden. Die böſen Geiſter ſchüzt auch Nacht und Finſternis nicht für dieſer Glut. Fromme ſeelige Geiſter, die in der Liebe und in der Sanſmuth leben, die keine Leidenſchaft mehr beherrſcht, befinden ſich droben im reinen Aether,* wo ſie weder Hitze noch Kälte, noch Finſterniß mehr berührt. Sie leben in ihrem ewigen Element, und genieſen der Seligkeiten Fülle.

Für unſern fürſtlichen Geiſt war es eine Wohlthat, daß er in Finſterniß und Kälte verbannt war: im Element des Lichts, würde ihn die Eiferſucht entzündet und gepeinigt haben. Dadurch wäre jene Leidenſchaft geſtiegen, und er nach und nach zur Hölle reif geworden. Es iſt erſtaunlich, wie ſchwer es nach dem Tode hält, fixe Ideen, und eingewurzelte Paſſionen los zu werden. Hier, meine Lieben! hier müſſen wir ſie in den Tod gegeben!!! denkt nur! der arme Fürſt muſte hundert Jahr harren, und konnte ſie nicht überwinden; ſo daß endlich ein auſſerordentliches Mittel gewählt wurde, um ihn davon zu befreyen, und weiter zu fördern.

§. 229.

Aber eben dies auſſerordentliche Mittel macht der Vernunft zu ſchaffen — War denn in der ganzen Geiſterwelt kein Weſen, das dieſe Verſöhnung zwiſchen den fürſtlichen Ehegatten bewürken konnte? warum wurde, gegen die Naturgeſetze des Geiſterreichs eine noch lebende fürſtliche Perſon aus der nämlichen Familie dazu gewählt? — Ich bin überzeugt daß auch dieſer Schritt der beyden Geiſter aus Irrthum und Mißbegriffen entſtand. Jeder Rückweg aus dem Ueberſinnlichen ins Sinnliche iſt geſezwidrig, und wenn es der Herr zuläſt, ſo hat Er ſeine heilige Urſachen dazu. Die Fürſtin ſagt zwar, ſie habe gleich erkannt, ſo bald ſie in die Ewigkeit gekommen ſey, daß einer aus ihren Nachkommen ſie beyde verſöhnen würde, allein das ſagte ſie vermög ihres nunmehr ganz entwickelten Ahnungsorgans; poſitiver Wille Gottes war es ſchwerlich; wohl aber ſeine Zulaſſung, weil es der einzige noch übrige Weg war, auf dem dieſe armen Fürſtenſeelen beruhigt werden konnten. Ich will mich deutlicher erklären, dadurch bekomme ich Anlaß eine höchſt wichtige Sache, die noch, meines Wiſſens, ſehr wenig in Ueberlegung gezogen worden, meinen Leſern warm und ernſtlich ans Herz zu legen:

§. 230.

Wir wollen uns einen ſehr frommen Gelehrten denken, der in einem öffentlichen wichtigen Amt ſteht, folglich Ehre und Anſehen genieſt, oder einen Kaufmann der groſe Geſchäfte thut und reich iſt; kurz einen jeden Honeratioren, jeden von Adel, jeden Regenten, vom Niedrigſten, bis zum Höchſten. Wir wollen aus dieſen Ständen einen wahren Chriſten wählen, uns an ſeine Stelle ſetzen, und nun unſre Geſinnungen gegen Chriſten aus den niedrigen Ständen prüfen — **Die Idee einer höhern Würde, die wir für jenen beſitzen, ſezt ſich allmählig in unſerm Gemüth feſt, ohne daß wir es bemerken** — ſie ruht, ſo lang uns ein Geringerer die uns zukommende Ehrerbietung bezeigt; wir laſſen uns auch wohlgefällig zu ihm herab, und nennen ihn Bruder; aber ſo bald er ſich etwas gegen uns heraus nimmt, irgend eine Ehrbezeigung unterläſt, die wir von ihm zu fordern das Recht zu haben glauben, ſo rührt ſich flugs jene Idee, und wenn wir nicht alſofort zum Kreuz kriechen, und uns da mit Sanftmuth und Demuth wafnen, ſo zündet dieſer Funke im Herzen; die Liebe verlöſcht; und das Feuer des Hochmuths und der Rache entzündet ſich, ſo daß wir beleidigend werden, und ſo der Höllen und ihrem Fürſten ein wohlgefälliges Opfer bringen; hernach haben wir wieder lange, Ach! lange zu thun, bis das durch jenes Zornfeuer ausgedörrte Herz der ſanften Einflüſſe von oben empfänglich wird, und Keime der Liebe und Demuth treibt. Wird dieſe Idee nicht vor dem Tod gänzlich ausgetilgt, und ſie geht ſo fixirt mit in die Ewigkeit über, ſo iſt der Genuß der vollen Seeligkeit durchaus unmöglich: denn dort iſt die Ordnung der Stände nach ganz andern Geſetzen eingerichtet: **der höhere oder niedere Grad der Liebe und der Demuth, mit einem Wort der Heiligung**, beſtimmt da den Grad der Würde, des Amts, und der Ehre; da kann ein Regent den geringſten ſeiner Unterthanen, ein vornehmer Mann ſeinen Schuhputzer, eine Dame ihr armes Aufwartmädchen, und ein Reicher den armen zerlumpten Bettler, den er oft mit einem Kreuzer an der Thür abſpeiſte, in hoher Würde und mit Herrlichkeit bekleidet, antreffen, **auch ihm wohl untergeordnet werden.** Wenn da nun jene Idee noch in ihm lebt, ſo zündet ſie dort in der ätheriſchen Hülle viel lebhafter; das Neid- und Zornfeuer glüet auf; die ſeeligen Geiſter weichen zurück; und der arme Geiſt flieht in die Ferne; in den öden Hades, in Kälte und Finſterniß, wo dann, wenn er anders im wahren Glauben an **Chriſtum** geſtorben iſt, ſein Feuer nach und nach verlöſcht, und er dann endlich, wenn die fixe Idee abgeſtorben iſt, und die Quelle der Liebe und der Demuth keinen Funken mehr aufglimmen läſt, in die höhere Sphären gefördert wird.

§. 231.

In der gegenwärtigen Verfaſſung der Menſchheit, beſtimmen Geburt, Glück, Reichthum, gröſere Fähigkeiten des Geiſtes, **ohne Rückſicht auf Tugend und Frömmigkeit**, den Unterſchied der Stände. Dieſe Ordnung hat auch Gott für dieſes Leben ſo gewollt, und jeder Menſch iſt hoch verpflichtet, ſie zu reſpektiren, und ſich vollkommen gehorſam gegen ihre Geſetze zu betragen; wer das nicht thut, der verdient Strafe. Wir haben während der franzöſiſchen Revolution geſehen, welche ſchreckliche Folgen, die Aufhebung und Störung dieſer Ordnung hat. **Daher iſt es auch recht und billig, daß jeder die Ehre, den Gehorſam und die Achtung fordert, die ihm von Amtswegen gebührt, und daß der geſtraft wird, der das aus der Acht läſt, aber es muß auch rein und lauter aus Pflichtgefühl gegen die Geſetze der Ordnung, und ja nicht aus jener Idee des Gefühls gröſeres eigenen Werths geſchehen.**

§. 232.

Wenn ein Fürſt, ein Regent, ein wahrer Chriſt wird, und als ein ſolcher auch regiert, Land und Leute glücklich macht, ſo hat er freylich auch in jenem Leben ein weit herrlicheres Looß zu erwarten, als jeder andere Sterbliche: denn wie viel hat eine Fürſtenſeele von Jugend auf zu bekämpfen, wie viele Gefahren zu beſtehen, wie viele Verſuchungen zu überwinden, und wie vieles zu verläugnen? — wenn ſie nun in dem allem bis in den Tod getreu bleibt, wie groß wird dann droben ihre Freude ſeyn! — nimmt man nun noch dazu was **Chriſtus** dem verſpricht, der **über Weniges** getreu geweſen, was wird Er nicht dem gewähren der **Vieles** mit Treue verwaltet hat? — **Allein bey dem allem, wird doch ſeine Seeligkeit ſehr vermindert, wo nicht gar aufgeſchoben werden, wenn er mit der Idee, eines vor-**

züglichern Geſchlechts, des Familienſtolzes, und edleren Geblüts, hinüber kommt. **Dies alles muß in dieſem Leben noch in den Tod, und gänzlich aus dem Herzen ausgetilgt werden.**

§. 233.

Hier fürchte ich, hat es den beyden frommen fürſtlichen Geiſtern noch gefehlt: auch **die** Idee war bey einem oder gar bey beyden veſt geworden, **daß ſie eine Standesperſon aus ihrer Familie verſöhnen müſte** — Geringere waren ihnen nicht würdig genug dazu und gegen Andere ihres Standes, hatten ſie das Mistrauen aus dieſem Leben mit hinüber genommen. Sie muſten alſo auch **deswegen** ſo lange harren, weil ſich in ihrer Familie ſo leicht niemand fand, dem die Entwicklung des Ahnungs-Vermögens nicht ſchadete — (und doch ſtarb Herzog **Chriſtian** ein Jahr hernach) — und der auch zu dieſem Geſchäfte, die gehörigen religiöſen Geſinnungen hatte.

§. 234.

Warum ſich wohl der gute fromme Fürſt **Chriſtian** in lebendigen Kalk begraben ließ? — Freylich! damit ſein Körper alsbald verweſen möchte; aber warum dies? — wahrſcheinlich hat er geglaubt, daß ſich die beyden Geiſter ihrer noch unverweſten Körper bey der Erſcheinung bedient hätten, dieſem wollte er nach ſeinem Tode entgehen, der gute Fürſt! das hatte Er wohl nicht zu befürchten.

§. 235.

Ich komme nun zu denen Geiſtererſcheinungen, die das ernſte göttliche Gericht, auf lange Zeit, verurtheilt hat, den lebenden Menſchen zum warnenden Beyſpiel, auf der Gränze zwiſchen dieſer und jener Welt zu verweilen, bis ihr ewiges Schickſal entſchieden iſt.

„Ein gewiſſer frommer und gebildeter Bürger und Handwerksmeiſter in einer Stadt ſchrieb mir vor ein paar Jahren eine merkwürdige Geiſtererſcheinung, die einem ſeiner Freunde begegnet, aber mit der es noch nicht ganz im Klaren iſt, weswegen ich ſie auch hier nicht ganz erzählen mag. Bey dieſer Gelegenheit erwähnte er in ſeinem Brief einer Geſchichte, die er ſelbſt erlebt habe; ich bat ihn mir dieſe ausführlich mitzutheilen; hier folgt ſie mit ſeinen eigenen Worten:

Ich kam den 24ſten Febr. 1800 zu meinem lieben unvergeßlichen Meiſter..... in ..... in Arbeit, allwo ich zwey Jahre und 6 Wochen zubrachte, ehe ich mich in die Schweiz, und zwar in Arbeit nach Baſel begab. Da ich nun von Jugend auf, nichts von Geſpenſtern (auſſer einigen ſchwachen Spuren) geſehen hatte, ſo war ich Tag und Nacht durchaus nicht furchtſam, ſondern jederzeit und auch da *) unerſchrocken. Da geſchah es nun öfters ſpät in der Nacht, daß ich in meiner Schlafkammer etwas zu thun, oder zu holen hatte, das ich auch jedesmal finſter, für mich und meine Nebengeſellen gern verrichtete. Und ich kann wohl ſagen, daß ich damals nie etwas geſehen, doch aber ſchon gehört hatte; das ſchrieb ich dann, weil ich von nichts wuſte, und von nichts wiſſen wollte, und wenn mirs noch ſo verdächtig ſchien, den Katzen, Ratten oder Mäuſen zu; und ſo mögen ungefehr fünf Wochen verfloſſen geweſen ſeyn, als ich des Nachts ebenfalls einmal, ohne ein Licht mitgenommen zu haben, von meiner Schlafkammer wieder herunter in die Stube kam, daß unſre damalige Magd D..... von St...... zu löcheln anfieng, und dabey ſagte: **der L..... fürchtet ſich doch nicht; geht doch einer einmal kecklich auf die Bühne hinauf; aber ich ſteh dafür es wird ihm anders kommen, wenn ihm einmal unſer Sackträger begegnet, oder ſich recht hören läſt.** Ich ſtutzte über dieſe Rede, doch ſagte ich weiter nichts, übrigens gieng mir doch ein groſſes Licht, über die Furcht auf, die man für den Hinaufgehen auf den Boden hatte: weil nähmlich dies niemand einzeln, geſchweige ohne Licht, auſſer mir, wagte. Daher merkte ich bald, daß man da ein Geſpenſt ahnen müſſe.

---

*) Nicht in Baſel, ſondern in jenem erſten Ort.

„Nun war aber meine Spannung ſo **etwas** auch zu ſehen, oder von der Art, gründlich zu hören, ſo angefeuert, daß ich des Nachts immer lauerte, bis ich gewiſſen Grund in der Sache erfahren hatte. Nun waren die Oſterfeyertage vor der Thür, und ich ſchlos ſchon zum Voraus, daß ſich in denſelben etwas zeigen könnte, und würklich geſchah es auch: denn als ich einmal mit meinen Nebengeſellen, des Nachts in die Schlafkammer gieng, ſo fieng es über derſelben, alſo auf dem 4ten Boden (denn unſre Kammer war drey, und dieſer Boden vier Treppen hoch) alſo an dem Ort, wo gewöhnlich von jeher die meiſten Unruhen geſpürt worden waren, ganz ſubtil von hinten her, an zu ſchlurfen, gerade ſo wie wenn einer ganz matt und mühſam, in alten Pantoffeln einherſchleicht, und in der Finſterniß gewiſſe Tritte ſucht; während dieſem waren alle drey Geſellen im Bett, mein Schlafkammerad ſchlüpfte indeſſen ſo unter die Decke hinunter, daß nichts von ihm bemerkt werden konnte, ich aber behorchte die Sache genau, und athmete kaum hörbar. Da ſich nun dieſes Geſchlürfe von hinten her, bis über unſre Bettſtellen gezogen hatte, ſo that es auf einmahl einen ſo fürchterlichen Fall, daß die Fenſter und unſre Bettſtellen zitterten. Es war juſt ein Fall, als wenn einer von der Laſt gedrückt, einen ſchweren Sack auf dieſen freyen Boden hätte fallen laſſen. Ich muß geſtehen, daß ich noch nie einen ſolchen ſchauerlich dumpfen Fall gehört habe; unterdeſſen dauerte das Schlurfen noch eine Zeitlang fort, ehe es ganz ruhig wurde; jezt ſtieſſe mich mein Nebengeſelle, der unter der Decke ſtekte, an, und ſagte ganz leiſe: du wirſt verſtehen, warum wir dir von einem Sackträger ſagten. Ja, antwortete ich laut, den will ich aber auch ſehen, ehe ich nur ſo glaube — er verſezte: — Pſcht! ſey doch ſtill, du machſt uns alle noch unglücklich! ich lachte, und war gerade im Begrif aus dem Bette, und hinauf zu ſteigen, aber er hielt mich, und bat um alles willen, doch ſtille zu ſeyn, und bey ihm zu bleiben; dies that ich ungerne, doch nahm ich mir vor, es zu thun, wenn alle ſchlafen würden, und er ſich hören lieſe. Endlich ſchliefen wir ein.

„Des andern Morgens erzählten wir unſerm Meiſter was ſich die Nacht zugetragen, und was ich mir vorgenommen gehabt hatte. Dieſer hörte es ohne Bewunderung an, und ſagte mit einem beſondern Nachdruck, der ihm ganz eigen iſt: ich will ihm die Sache erklären: dieſe Unruhen, die ihr dieſe Nacht hörtet, ſind in unſerm Hauſe nichts Neues, und waren einſt die Urſache, daß es mein Grosvater kaufen konnte; er war aus M..... in H...... und auf der Wanderſchaft hieher gekommen, wo er dann einige Jahre zubrachte, ehe er ſich entſchloß, hier zu heurathen. Dieſes Haus ſtund leer, und der damalige Eigenthümer, ein wohlhabender Mann, war deswegen ausgezogen, und geſonnen, es dem nächſten beſten zu verkaufen. Mein Grosvater, ein religiöſer unerſchrockener Mann, benuzte dieſen Umſtand, und gieng hin es zu kaufen; jener gab ihm ſogleich die Schlüſſel, daß er es ſelbſt beſehen konnte, aber er ſelbſt gieng nicht mit, ſondern überließ es ihm ſogleich käuflich, um einen ſehr geringen Preiß, und erzählte ihm zugleich, warum dieſes Haus ſo ins Unglück gekommen, und was ihm von den Vorfahren her, geſagt worden ſey, nähmlich: es ſey vor 300 Jahren ein Kapuzinerkloſter geweſen, von denen einer noch dieſe Stunde im Hauſe umherſchwebe, und des Nachts beſonders auf jenem Boden, die Menſchen beunruhige. Die Urſache, warum? habe bisher Niemand erfahren können, aber die Kennzeichen eines ehmaligen Kloſters könne er in dem Haus ſelbſt, ſo wie auch in den daran gebauten, wahrnehmen. Z. B. Kloſtergemälde, Altanen, Kreuzgänge, ehmalige Zellthüren, und wenn er hinter dem Ofen, in der mittlern Wohnſtube nachſehe, ſo würde er die Jahrzahl 1550 ſehen, da muß aus einer Zelle erſt dieſe Stube gemacht worden ſeyn. (Dies alles iſt auch noch ſo, ſagte mein Meiſter, wie ihr ſelbſt ſehet) aber alle dieſe Kennzeichen hinderten meinen Grosvater nicht, er zog ein, und wohnte darinnen. Nun hörten wir zwar von ihm, daß ſich von Zeit zu Zeit ein Gepolter, und ein ſolcher Fall im Haus habe hören laſſen, aber ſo öfters und ſo heftig ſey es damals nicht geweſen, auch habe er und die Seinigen nie etwas zu Geſicht bekommen, und ſchon damals iſt dem Unruhmacher der Name **Sackträger** gegeben worden. Unter dieſen Umſtänden ſtarb mein guter Grosvater, und mein ſeel. Vater bekam das Haus, jezt wurde die Unruhe etwas lauter.

„Um dieſe Zeit bekam ein Becker, Namens.... den untern Stock zur Wohnung; da dieſer nun einsmals des Morgens vor Tage an ſeinem Ofen ſtund, und gerade ſein Brod eingeſezt hatte, hörte er endlich, das ſchmale Gänglein herauf, das von der groſen ſteinernen Kellertreppe, in den Hausgang, wo der Backofen iſt, führt, ein leiſes Schlurfen, das ihm die nahe Ankunft eines lebenden Weſens verkündigte, und auch würklich nach einer kleinen Pauſſe, einen langbärtigen, ältlichen, mit einer Kutte, und einer ziemlich ſchwarzen Schlafmütze gekleideten Kapuziner gegen ihm herauf kommen ſahe. Er aber, ſtatt ſtehen zu bleiben, und etwa ſein Begehren anzuhören, erſchrak ſo ſehr, daß er in ſeine Stube hinein floh, alles verſchloß, und verriegelte, und ſein Brod im Ofen ſtecken, und weil er vor hellem Tag nicht herausausgieng, alles darinnen verbrennen ließ. Dies war das erſte Geſicht von ihm im Hauſe. Hernach hat ihn in eben dieſer Geſtalt, auch unſer, auf dieſem Boden wohnender Hausherr, der Weber geſehen, gerade als er die Steige des 3ten Bodens auf den vierdten hinauf ſchlich. Auch liegen des Webers Geſellen, die neben euerer Schlafkammer lagen, um der öftern nächtlichen Beunruhigungen willen, nicht mehr droben, ſondern ſie ſchlafen lieber in ihrer auch noch ſo ungeſunden Werkſtätte; und jene Kammer ſteht auch leer bis dieſen Tag. Dies iſt es, ſagte mein guter Meiſter, was ich von dieſem Umſtand zu reden weiß. Das war mir aber einsweilen ſchon genug, ich kannte ihn, daß er mit der Stange im Nebel zu fahren, nicht gewohnt war, ſondern wenn die Sache nicht beſtättiget geweſen wäre, lieber nichts daraus gemacht hätte. Ich ſagte daher: **dieſen Kapuziner möchte ich nun auch ſehen** — **Ja**, ſagten alle, **ſey er nur nicht frech, wir wollen ihn gewarnt haben.** Indeſſen konnte ich doch faſt nicht erwarten, bis ich wieder Gelegenheit hatte, die Sache mit anzuhören, allein es geſchahe nicht alle Nacht, ſondern ſehr unbeſtimmt.

„ Endlich aber wurde gegen Johanni hin, meines lieben Meiſters ſeel. Bruder, ein Zeugmacher, der unter unſerer Schlafſtelle wohnte krank, und jemehr ſeine Krankheit ſtieg, deſto heftiger ließ ſich der Geiſt, oben auf der Bühne hören, ſo daß ich über dem Anhören dieſer übernatürlichen Bewegungen, Tönen, und Fallen, manche Stunde ſchlaflos zubrachte. Dies ſagten wir dann wieder unſerm Meiſter; dem gieng es diesmal mehr zu Herzen, weil er die Urſache nicht reimen konnte, beſonders aber als vollends mein Nebengeſell, der Schaden an ſeiner Geſundheit angab, gehen wollte. Ich flößte dieſem Muth ein, ſo viel ich konnte, und er blieb dann auch wirklich, bis folgende Weyhnachten. Aber die Krankheit des lieben ſeeligen...... ſtieg, und er nahte ſich im Glauben an Jeſum den Gekreuzigten, ſeinem ſeeligen Ende, und gieng ein zu ſeines Herrn Freude. Ich war bey ſeinem Heimgang, und die Eindrücke ſind und bleiben mir unvergeßlich; ich half ſeine Hülle tragen, in die dritte Kammer von der Stube abwärts, wo ſie lag bis an den dritten Tag, ehe dieſes Saamkörnlein auf Hofnung, unſern Augen entzogen wurde. Des Abends, da ich vorher manche Nacht gewacht hatte, gieng ich mit meinem Nebengeſellen zu Bette, aber was geſchah? jezt ließ ſich der Geiſt auf eine ſolche Art hören, daß es mich noch ſchaudert, wenn ich daran denke: denn kaum hatten wir uns niedergelegt, ſo fieng es wieder an, von hinten, ſchwer und langſam vorwärts zu ſchleichen, meine zween Nebengeſellen verkrochen ſich abermals unter die Decke, allein diesmal nüzte es nichts, denn dieſen Vorgang hörten alle, weil es gleich darauf einen ſolchen ſchröcklich ſchauerlichen Fall that, daß wieder alles zuſammen zitterte. Ich behorchte es genau, und hörte, daß es nun eine Pauſe todſtill war, aber nun ſchauderte michs, als ſich nach derſelben ein Mark und Bein durchdringender holer Seufzer hören ließ; dieſen zu beſchreiben, wäre vergeblich: denn ich darf behaupten, daß kein Menſch, und keine Kreatur einen ſolchen kläglichen, trauer-

und ſchauerlichen Ton, von ſich geben kann; und als dieſes geſchehen, war es, wie wenn ein ſchwer Gefallener ſich wieder allmälig aufzuraffen ſuchte, und doch nie zum gehen kommen kann, ſondern im Begrif des Aufſtehens, wieder unter der Laſt zuſammen bricht, und eine Pauſe wieder ohnmächtig da liegt: denn nun fieng es an ſich aufzuſteupern, und dann wieder auszuglitſchen, und darunter hinein die fürchterlichſten Seufzer hören zu laſſen; kurz, dieſe Scene war faſt nicht anzuhören; und das nähmliche ließ ſich auch in der zweyten Nacht vernehmen.

„Glauben ſie ja nicht, daß dieſes von boshaften Menſchen hätte geſchehen können; denn wie geſagt, keiner wäre es im Stande geweſen; und im Haus wäre um das ganze Haus keiner auf den Boden gegangen, und von auſſen konnte kein Menſch herein. Nach der Beerdigung des ſeel. Mannes ſagten wir unſerm Meiſter nun, was ſich in den verfloſſenen Nächten ereignet habe. Dieſem gieng der Schmerz bis an die Seele; er erzählte die Geſchichte dem ſeel. Herrn Conſiſtorialrath...... *) und dann auch dem Herrn Hofkaplan......, beſonders aber bezog er ſich auf die lezten Unruhen, allein dieſe lieſen ſich auf die Sache nur ſo weit ein, daß ſie den Schluß machten: es ſcheine, daß, da ſein ſeel. Bruder ſo ſeelig in jene Wohnungen übergegangen, es dieſen noch unſeligen Geiſt ſehr ſchmerzen müſſe, daß er auf

---

*) Beyde allgemein bekannte, grundgelehrte, und gottſeelige Theologen ſind meine wahren Freunde: denn ich weiß, daß es der Erſtere in ſeiner ſeeligen Wonne noch iſt, und der andere lebt und wirkt noch im Segen.

dieſe Weiſe noch hier ſchweben ſolle, das ſcheine ſein Seufzen und Stöhnen, und die auſſerordentliche Unruhe, über den Heimgang ſeines ſeel. Bruders, zu beweiſen; allein daß er ſich nicht ſo wohl ſehen als hören laſſe, daraus ſey zu ſchlieſen, daß ſeine Erlöſung noch ferne ſeyn müſſe. Dieſe Aeuſſerungen waren meinem lieben Meiſter theils erfreulich, theils betrübend, weil er auf dieſe Art ſo bald keinen Ausgang hoffen durfte.

„Nach ſelbiger Zeit war ich aber ſehr beſchäftigt ihn zu bereden, des Nachts in der Stille auf dieſem Boden zu wachen, ob ſich der Geiſt nicht etwa ſehen laſſe; dies wurde endlich bewerkſtelligt. Er, gedachter Weber, und ich, ſaßen da, bis nach Mitternacht, keiner athmete laut, aber ſo ſtille wir ſaßen, ſo war es doch noch ſtiller auf dem Boden, und ich glaube, wenn wir noch ſäßen, ſo würde es auch noch ſo ſeyn. Auch wurde beſchloſſen, gemeinſchaftlich, nähmlich mein lieber Meiſter, mein furchtſamer aber gottsfürchtiger Nebengeſell, und ich, daſelbſt des Abends zu beten, um auch in dieſer Sache die Hülfe Gottes zu erflehen. Das hatte nun den Erfolg, daß ob wir ſchon nie etwas ſahen, doch nachher die Unruhen etwas ſchwächer wurden. Uebrigens einen Umſtand muß ich über obiges Wachen noch bemerken: nähmlich, damals hatte meine Spannung und Erwartung, beſonders gegen Mitternacht den höchſten Grad erreicht, und ich war ordentlich unwillig, daß ſie vergebens war, aber noch ſtutziger wurde ich, als ich nach Ein Uhr wieder herunter kam, und das alte Gepolter wieder hörte. Nun muß ich aber ſagen, ſo ſehr ich nun von allen Seiten überzeugt war, daß ein abgeſchiedener Geiſt die Urſache dieſer Bewegungen ſey, ſo ſehr wurde ich auch durch öfteres Wachen und Hinaufgehen unerſchrockner; und nun faßte ich immermehr den Vorſaz, ihn einmal ganz einſam zu ſehen, und zu belauſchen. Einmal in der Nacht, als wir gerade am Auskleiden waren, ſagte und ſeufzte einer die Worte: Ach, wenn nur die Nacht wieder vorüber wäre! ich ſagte ganz kaltblütig: Ha, wenn ich da bin, ſo muckt er ſich nicht; und kaum hatte ich ausgeredet, als es wieder drey fürchterliche Fälle that, und noch lange die übrigen Unruhen fortſezte. Mein Nebengeſell ſagte: Hör L. . . . . . du bringſt uns alle noch ins gröſte Unglück. ich bitte dich, ſey doch ſtill, dies that ich auch, denn ich fühlte daß ich zu jung gehandelt hatte. Ein andermal als ich nach Mitternacht von dem Gepolter erwachte, hörte ich den Unruhen, dem Seufzen, u. ſ. w. aufmerkſam zu, und endlich wurde es ſtiller, aber jezt ſchien es als ob ſich das Geſchlärpel allmählig meiner Kammerthür näherte, und ich hörte auch würklich, daß das Schloß an derſelben beunruhigt wurde; ich ſtieg daher ganz in der Hofnung, ihn zu Geſicht zu bekommen, leiſe aus dem Bett, und lief der Thüre zu, machte ſchnell auf, und ſchaute mit groſer Geſchwindigkeit hinaus, und den Gang hinum, aber ich ſahe und hörte nichts, und als ich wieder in der Kammer war, ſo gieng der Lärm auf dem obern Boden wieder an; nun merkte ich, daß alles um mich her ſchlief, und es dauchte mir geſchickte Zeit, mein lang gehegtes Vorhaben auszuführen; es war 2½ Uhr. Indeſſen dauerten die übernatürlichen dumpfen Fälle und Bewegungen immer fort; ich zog mich nun ein wenig in der gröſten Stille an, und überlegte während dem Anhören der Unruhen, was ich, im Fall er mir zu Geſicht käme, ihn fragen, und mit ihm reden wollte; ſo ſtudirt gieng ich wieder der Thüre zu, und den finſtern Gang, der an die obere Steige führt, hindurch, und dieſe ſchlupfte ich ſo ſtill hinauf, daß mich auch kein Mäußlein hätte hören ſollen; aber während ich ſie beſtieg, hörte ich vom Boden her, noch immer die dumpfen Fälle und das Gepolter. Ich hofte alſo ganz ſicher, diesmal werde mirs nicht fehlen. Als ich nun die drey lezten Staffeln vor mir fühlte, ſezte ich, indem ich mich bückte, meinen einen Fuß über alle drey, damit war ich nun mit einem Sprung auf dem Boden, mein Geſicht gegen den Ort, wo die Unruhen vorgiengen, gewendet — da ſtund ich nun — Aber, Gott! wie ſchauerlich! — wie ſtille! — nie war es ſtiller um mich her. Ich ſchaute ſchnell umher, und bemerkte in der linken Ecke des Bodens, daß ſich hinter das Kamin, ein grauer Schatten, von ungefehr 4½ Schuh lang, in Reben-Büſchel verlohr. Ich lief ſo gleich hin, und riß alle übereinander, aber vergebens, ich ſahe und hörte nichts; nun ſtund ich noch ein wenig da, aber ich muß ſagen, jezt war mir ſchauerlich; ich fühlte daß es hier geiſtig hergieng; mein Studium war vergebens; auch hatte ich mich zur Vorſorge bewafnet, aber auch dieſes hätte ich können in der Schlafkammer laſſen; denn wenn Gottes Barmherzigkeit nicht über mich gewacht hätte, ſo hätte mir meine Vermeſſenheit können theuer zu ſtehen kommen. Und ſo könnte ich Ihnen mehrere, aber auf einem Zweck hinauslaufende Erfahrungen in dieſem Hauße mittheilen; daher denke ich Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen nicht zu lange damit aufhalte. Lieb würde es mir ſeyn, wenn ich die Ehre und Freude hätte, Ihre Gedanken und Eindrücke darüber zu hören. Auch hab ich mich ſeit der Zeit nach dem Fortgang der Sache erkundigt, höre auch daß ſie noch in ihrem Esse iſt, doch ſich nicht ſo heftig hören laſſe, als im Anfang dieſes Seculi, und bey dem Heimgange gedachten ſeeligen Mannes.

„Indeſſen bitte ich Sie theuerer Hr. Hofrath! daß Sie, ob ich ſchon die Wahrheit deſſen beſtättigen kann, bey etwaigen Auszügen, meinen, und die Namen derer, die ich genannt habe, verſchweigen: denn ich habe mehr als einen zureichenden Grund dazu.“

So weit dieſer liebe, verſtändige und gottesfürchtige Freund.

Ich ſchrieb nachher an einen vertrauten Freund, an dem Ort, wo ſich der Geiſt hören läßt; dieſer Freund iſt Doktor der Arzneykunde, ein gelehrter und vorzüglich religiöſer Mann: ich bat ihn ſich doch zu erkundigen, wie es gegenwärtig mit der Spukerey in dem .... iſchen Haus ſtünde; er geht alſo zu dem noch lebenden Theologen, den ehmals der Beſitzer des Hauſes zu Rath gezogen hatte, wie ich oben erzählt habe; erkundigt ſich nach der wahren Beſchaffenheit der Sache, und erfährt nun, daß ſich der Geiſt noch immer hören laſſe, aber den Hausleuten zu Zeiten, nahe bevorſtehende

Vorfälle vorherſage. Es thut mir leid, daß ich über dieſen lezten Umſtand nicht mehreres erfahren habe. Sollte ich aber einmal wieder in die Stadt kommen, wo ſich dieſe furchtbare Erſcheinung zuträgt, ſo werde ich ſelbſt in das Haus gehen, mich genau nach allem erkundigen, und dann dieſes, ſo wie etwa noch fernere Erfahrungen und Entdeckungen, in einem Nachtrag zu dieſem Werk meinen Leſern mittheilen.

§. 236.

Bewundernswürdig iſt der Muth, die Kühnheit, mit welcher mein Freund, damals Handwerksgeſelle, dieſe Unterſuchung anſtellte. Als ein frommer begnadigter Menſch hatte er, da auch ſeine Abſicht recht und gut war, nichts zu fürchten, ausgenommen da, als er die **Rebenbüſchel** — (Reißbündel von Weinſtock-Aeſten) — auseinander riß, und alſo wahrſcheinlich die Dunſthülle des Geiſtes, mit ſeinen Händen durchwühlte; dies hätte bösartige und gefährliche Geſchwüre verurſachen können, die ihm das Leben gekoſtet hätten; indeſſen ſcheint mir dieſer Kapuzinergeiſt, kein bösartiges, ſondern vielmehr ein bedauernswürdiges ſchwer leidendes Weſen zu ſeyn, das noch Hofnung zur Seeligkeit haben kann; folglich iſt auch ſeine Dunſthülle nicht entzündet und giftig. Es kann aber auch ſeyn, daß er in dem Augenblick, als er, wie ein grauer Schatten, in den Reiſſern ſich verlohr, ſeine Hülle verließ, und in ſein Element zurück kehrte.

§. 237.

Ich wünſche, daß mein Freund, in dem Augenblick, als er den Schritt über die drey Staffeln auf den Boden thät, ſich ernſtlich in die Gegenwart Gottes geſtellt, und den Geiſt ſo angeredet hätte: **Ich bitte dich, du liebe, ſchwerleidende Seele! im Namen deines und meines Erlöſers Jeſu Chriſti, mir zu ſagen, was dein Anliegen iſt, und warum du dies Haus ſo beunruhigeſt?** — Wenn er hierauf antwortete, ſo fand man Gelegenheit weiter zu gehen, und ihm vielleicht zur Ruhe zu helfen, antwortete er aber nicht, ſo war nichts dabey verlohren. Würden alle Spuckereyen mit **dem** Gottergebenen Herzen, und mit **dem** Muth unterſucht, ſo würde man finden, daß unter hundert, vielleicht neun und neunzig Trug und Täuſchung ſind.

§. 238.

Geheimnißvoll und ſchrecklich ſind die Handlungen dieſes Geiſtes — es iſt eine von jeher, und allgemein bekannte Sache, daß die unſeeligen Spuck- oder Poltergeiſter, an dem Ort wo ſie in ihrem Leben ihr Unweſen getrieben haben, es auch oft nach dem Tod, in der Nacht, in armſeeligen Dunſtgeſtalten, wieder nachäffen, und darinnen Linderung ihrer Leiden ſuchen, aber vergebens: ſie lechzen nach ſinnlichem Genuß, und haben die Werkzeuge dazu nicht mehr, und eben ſo wenig ſind auch die Dunſtgeſtalten, die ſie ſich ſchaffen, etwas weſentliches oder genießbares. Zu dieſer Geiſterklaſſe, deren endliche Verdammniß unvermeidlich zu ſeyn ſcheint, gehört unſer Kapuzinergeiſt nicht: er trägt ſeinen ſchweren Sack nicht, um ſich damit zu amuſiren, oder ſeine ehmalige Vergnügen zu wiederholen, ſondern vielmehr ſeine ſchreckliche Leiden dadurch den Menſchen zu erkennen zu geben, und dies ſo lang fortzuſetzen, bis ſich endlich einmal jemand findet, auf deſſen Ahnungs-Vermögen er wirken und alſo mit ihm reden kann. Seine Handlungen ſind alſo laute Klagen ſeines unausſprechlichen Jammers.

Eben deswegen, weil er ſich, nach oben bemerkter neueſten Nachricht, nunmehr verſtändlich machen, mit jemand reden kann, wünſche ich umſtändlichere Nachricht von ſeinem gegenwärtigem Befinden zu haben, vielleicht wär es möglich ihm den Weg zu ſeiner Ruhe zu zeigen.

§. 239.

Die Pantomime die er zeigt, iſt gleich einem Menſchen der einen ſchweren Getreideſack mühſam trägt, und dann entweder den Sack, weil er unerträglich wird, hinwirft, oder damit niederfällt. Woher er dann auch der Sackträger genannt wird. Die Urſache warum er dieſe Rolle ſpielt, kann auf zweyerley Art erklärt werden: es iſt möglich, daß er ehmals in ſeinem Leben, mit Getreide Betrügereyen ausgeübt hat, und daß er nun dieſe Sünde dadurch den lebenden Menſchen bekennen, und zu verſtehen geben will, daß man für ihn beten ſoll. Vielleicht bleibt er auch an dieſem Erinnern, ſo lang, bis er jemand findet, auf den er würken, den er ſich nähern, und ihm alſo ſagen kann, wodurch er glaubt, daß ihm geholfen werden könne. Es iſt aber auch möglich, daß er durch dies ſchwere Tragen einer unerträglichen Burde blos ſeine ſchreckliche

Leiden zu erkennen geben will. Je gröſer alſo ſeine Leiden, ſeine Quaalen ſind, deſto ſtärker ſind die Fälle des Sacks, und deſto ſchwerfälliger ſein Gang. Ich ſtimme alſo auch den Theologen vollkommen bey, daß der ſeelige Tod des frommen Zeugwebers, dem armen Geiſt ſehr weh gethan haben könne. Es muſte ihn ſchmerzen, daß dieſe Seele ſo gleich nach dem Tod, von den Engeln zur Seeligkeit geführt wurde, und daß er nun ſchon ſeit Jahrhunderten Höllenquaalen ausſtehen müſſen. Ich möchte aber noch eins dabey erinnern: Der Geiſt war ein Mönch; wir wiſſen aber, daß dieſe Ordensleute den veſten Grundſaz haben, daß auſſer der Katholiſchen Kirche niemand ſeelig werden könne; es muſte ihm alſo unausſprechlich wehe thun, wenn er ſahe daß ein evangeliſch Lutheriſcher Menſch — ein Kezer! — ſo von Mund auf, zur Seeligkeit gefördert wurde: denn in ſeiner einſamen Verbannung in dies ehmalige Kloſter, hatte er wohl noch keine Gelegenheit gehabt, dies unmenſchliche feindſeelige Vorurtheil abzulegen.

§. 240.

Es iſt merkwürdig, daß ſich der Geiſt zweymal in ſeiner Kapuzinergeſtalt hat ſehen laſſen; vielleicht hofte er mit dem Becker, oder dem Weber reden zu können, nahm daher ſein gewöhnliches Koſtüme an, und machte ſich ſichtbar. Aber warum zeigte er ſich den Handwerksgeſellen nicht, der ihn doch ſo gern geſehen und mit ihm geſprochen hätte?—

Antw. **Weil er ſich für dieſem muthigen frommen Menſchen fürchtete** — vielleicht hatte dieſer auch die Eigenſchaft nicht, daß er ohne Gefahr auf ihn würken, und ſein Ahnungsorgan entwickeln konnte.

§. 241.

Es iſt unbegreiflich, daß dergleichen ernſte, und ſchauerliche, ſo lebhaft in die Sinnen fallende Zeugniſſe der Fortdauer unſeres Lebens nach dem Tod, ſo wenig Eindruck auf uns machen. — Man fürchtet ſich für ihnen, wie die Kinder für dem Popanz, und dabey bleibts. Anſtatt darüber nachzudenken, und fruchtbare Schlüſſe, und Entſchlüſſe zur Lebensbeſſerung daraus zu ziehen und zu faſſen, erzählt man ſich die Geiſtererſcheinungen, wie Mährchen zur Beluſtigung, und weydet die Imagination an den Quaalen abgeſchiedener Mitbrüder. Die groſe aufgeklärte Welt aber, ſieht mit ſehenden Augen nicht, und will nicht ſehen; und belegt die, die da ſehen, mit dem Obſcurantenbann, macht ſie verächtlich und lächerlich. **Daß ſich Gott erbarme!**

§. 242.

Ehe ich weiter gehe, muß ich doch noch eine ſonderbare Erfahrung bemerklich machen, und meine Gedanken darüber äuſſern: Mir ſind nähmlich mehrere, ganz zuverläſige, Erſcheinungen bekannt, wo die Geiſter eine lange Zeit, ja, wohl einige Jahrhunderte lang, nicht haben zur Ruhe kommen können, **weil ihre Gebeine, der Ueberreſt ihrer ſterblichen Hülle,**

Hülle, nicht gehörig beerdiget, oder nicht auf den Kirchhof gebracht worden. Und dies iſt nicht bey uns Chriſten allein der Fall, weil wir den Kirchhof, oder Gottesacker für etwas ehrwürdiges halten, ſondern man hat auch Beyſpiele unter den alten Heiden, daß wiederkommende Geiſter auf die ordentliche Begräbnis gedrungen, und geklagt haben, daß ſie nicht eher zur Ruhe kommen könnten. Ein ſolches Beyſpiel erzählt **Plinius** in einem ſeiner Briefe, daß nähmlich ein Haus in **Athen** auch wegen einer Spuckerey in übelem Ruf geſtanden, daß ein Philoſoph den Geiſt gefragt, und von ihm erfahren habe, **er könne nicht eher zur Ruhe kommen, bis ſeine Gebeine ordentlich begraben wären,** die er dann auch gezeigt, den Ort wo ſie ſeyen angegeben habe. Nachdem man ſeinen Willen erfüllt hatte, ſey es auch ruhig im Haus geworden.

§. 243.

Alle dergleichen Forderungen der Geiſter, ſind Irrthümer; Ideen die ſich in ihren lezten Stunden in ihnen fixirt haben, und nach dem Tod quälende Furien für ſie werden. Menſchen, die in ihrem fleiſchlich geſinnten Zuſtand ſterben, hängen hernach noch mit groſer Liebe an ihrem Körper, und wenn ſie nun auch noch — ich möchte faſt ſagen — **den Aberglauben** mitnehmen, daß auf ein feyerliches Begräbniß, oder auf den Ort wo der Körper verweſe, etwas ankomme, ſo können ſie freylich nicht eher zur Ruhe kommen, bis ihr Wunſch erfüllt iſt. Aber eben dieſe Erfüllung hindert ſie denn doch an ihrer ferneren Be-

Beförderung, weil ihr Irrthum nicht gehoben, ſondern noch mehr beſtärkt wird. In dieſem Fall muß man den Forderungen eines ſolchen Geiſtes kein Genüge leiſten, ſondern ihn eines beſſeren belehren, vorzüglich dadurch wenn man ihm ſagt, daß die Leiber der gröſten Heiligen verbrannt, ihre Aſche in alle Winde verſtreut, von wilden Thieren gefreſſen, und auf mannigfaltige Weiſe verunehrt, und verſtümmelt worden ſeyen, und daß dies alles ihre Seeligkeit im geringſten nicht vermindere. Er ſolle vielmehr dafür Sorge tragen, daß er bey der wahren Quelle Ruhe finden möge, und ſich um den elenden Erdenkloß nicht mehr bekümmern.

§. 244.

Hier kann ich es doch nicht unterlaſſen, einen nicht unbedeutenden Wink zu geben: Es iſt wahr, dem wiedergebohrnen, und geheiligten Chriſten kann es ſehr einerley ſeyn, was man mit ſeiner Stanbhülle nach ſeinem Tode anfängt, aber wie viele ſind derer? — nun bedenke man aber, was fleiſchliche, und nicht ſo weit geförderte Seelen nach ihrem Tod leiden müſſen, wenn ſie entweder hingerichtet, ihre Körper aufs Rad geflochten, gehängt worden, oder auf andere Art, ſchimpflich zum Tode gekommen ſind! — oder wenn die Körper armer Leute auf die Anatomie gebracht, und da auf mancherley Weiſe verſtümmelt werden! und wie mancher geht mit tiefen Kummer aus der Welt, weil er weiſſ, daß ſein Körper auf die Anatomie kommt! — Ich weiß wohl, daß die armen Seelen

len darinnen irren, aber ſo viel ſollte man ihnen doch zu liebe thun, daß man nach dem Moſaiſchen Recht, die Körper der Uebelthäter ordentlich begrübe, und eben dies ſollte auch billig auf der Anatomie geſchehen. Es geſchieht auch wohl, aber doch präparirt man ſich Skelete, und macht Präparate die man entweder zum Unterricht gebraucht, oder zur Schau aufſtellt.

§. 245.

Die wichtigſte, merkwürdigſte, und geheimnisvolleſte Erſcheinung habe ich aufs Letzte verſpart, mit der ich dann auch dies Werk beſchlieſen will; ſie betrift die berühmte ſogenannte **weiße Frau.**

Es iſt nähmlich eine faſt allgemein bekannte Sache, daß ſich auf verſchiedenen Schlöſſern, zum Beyſpiel auf dem Schloß **Neuhaus** in **Böhmen**, zu **Berlin**, zu **Bayreuth**, zu **Darmſtadt**, hier im **Carlsruher Schloß** und an andern Orten mehr, von Zeit zu Zeit, eine weiß gekleidete ziemlich lange, weibliche Figur, ſehen läſt, ſie trägt einen Schleyer, durch den man aber ſo eben ihr Angeſicht erkennen kann; gewöhnlich erſcheint ſie des Nachts, und zwar nicht lange vor dem Tod einer fürſtlichen Perſon; wiewohl auch viele ſolcher Perſonen ſterben, ohne daß ſich dieſer Geiſt ſehen läſt. Zuweilen zeigt ſie auch durch ihr Erſcheinen den Tod ſolcher Menſchen an, die nicht zur fürſtlichen Familie, aber doch zum Hof gehören.

§. 246.

Merian erzählt im 5ten Band ſeines **Theatri Europäi**, daß ſie in den Jahren 1652 und 53 im

Schloß zu Berlin häufig ſey bemerkt worden; was mich aber über die Gewißheit dieſer Erſcheinung völlig beruhigt hat, beſteht in folgenden zweyen Zeugniſſen:

Daß die weiße Frau hier im Schloß zu Zeiten bald von dieſem, bald von jenem geſehen worden ſeye, iſt eine alte Sage, und daß es war ſey, wird auch von vernünftigen Leuten geglaubt; folgende zwo Erſcheinungen aber, geben der Sache den Ausſchlag: eine ehrwürdige vornehme Dame gieng an einem Abend in der Dämmerung an der Seite ihres Gemahls im hieſigen Schloßgarten ſpazieren; ohne von weitem an die weiße Frau zu denken, ſieht ſie ſie auf einmal ganz deutlich neben ſich am Wege ſtehen, ſo daß ſie ihre ganze Geſtalt recht wohl bemerken konnte. Sie erſchrickt, ſpringt ihrem Gemahl auf die andere Seite, und die weiſe Frau verſchwand. Dieſer Herr ſagte mir, daß ſeine Gemahlin todenblaß vor Schrecken geweſen, und einen fieberhaften Puls bekommen habe; er aber hatte den Geiſt nicht bemerkt. Bald nachher ſtarb jemand aus der Familie dieſer Dame.

Das andere Zeugniß habe ich von einem chriſtlichgeſinnten grundgelehrten Mann, der hier am Hof ein anſehnliches Amt bekleidet, und mir ein ſehr ſchäzbarer Freund iſt. An Schwärmerey und Aberglauben, und eben ſo wenig an Trug, Täuſchung, oder eine Unwahrheit zu ſagen, iſt bey ihm gar nicht zu denken, dies bezeugt jeder der ihn kennt. Dieſer Herr geht einsmals des Abends ſpät, durch einen Gang im hieſigen Schloß; ohne an ſo etwas zu denken, kommt ihm dieſe weiße Frau entgegen gewandelt. Anfänglich glaubt er, es ſey ein Frauenzimmer aus dem Schloß, das ihm angſt machen wolle, er eilt auf die Geſtalt zu, um ſie zu haſchen, allein nun entdekte er, daß es die weiße Frau iſt, indem ſie vor ſeinen Augen verſchwindet. Er hat ſie genau beobachtet, ſo gar konnte er die Falten an ihrem Schleyer, und durch denſelben ihr Geſicht bemerken; auch ſchimmerte aus ihrem Innern ein ſchwaches Licht hervor.

§. 247.

Um die Zeit der drey hohen Feſte pflegt ſie ſich auch wohl ſehen zu laſſen. Ueberhaupt erſcheint ſie gewöhnlich des Nachts, aber gar oft auch am hellen Tage.

Auf dem Schloß zu **Neuhaus** in **Böhmen**, hat ſie ſich vor viertehalb hundert Jahren ungefehr, zuerſt und zwar häufig ſehen laſſen, man ſahe ſie oft am hellen Mittag, oben in einem unbewohnten Schloßthurm zum Fenſter heraus gucken. Sie war ganz weiß, hatte auf dem Kopf einen weißen Wittwen Schleyer mit weißen Bändern, war von langer Statur und ſittſamen Geberden. Daß ſie in ihrem Leben katholiſcher Religion geweſen, verſteht ſich, denn vor viertehalb hundert Jahren wuſte man von keiner andern. Man hat nur ein paar Beyſpiele von ihr, daß ſie geſprochen hat: Eine gewiſſe groſe Fürſtin war mit einer ihrer Kammerjungfern in ihrem Zimmer vor den Spiegel getretten, um einen neuen Aufſaz zu verſuchen. Da ſie nun die Kammerjungfer fragt, **wie viel Uhr es ſey?** ſo tritt auf einmal die weiße Frau hinter einer ſpaniſchen Wand hervor, und ſagt: **Zehn Uhr iſt es ihr Liebden!** die Fürſtin erſchrack wie leicht zu denken, heftig; nach einigen Wochen wurde ſie krank und ſtarb.

Im **Dezember** des Jahrs 1628 erſchien ſie auch in **Berlin**, und da hörte man ſie folgende lateiniſche Worte ſagen: veni iudica vivos et mortuos, iudicium mihi adhuc superest, d. i. **Komm, richte die Lebendigen und die Todten, das Gericht ſteht mir noch bevor.**

§. 248.

Aus den vielen und mannigfaltigen Erſcheinungen dieſes Geiſtes, hebe ich nur noch eine heraus, die beſonders merkwürdig iſt:

Zu **Neuhaus** in **Böhmen** beſteht eine alte Stiftung, vermög welcher man am grünen Donnerſtag, den Armen den ſo genannten **ſüßen Brey**, im Schloßhof zu eſſen giebt; es beſtund dieſes Gericht aus einer Hülſenfrucht mit Honig, dann bekam jeder ſo viel dünnes Bier zu trinken als er verlangte, und ſieben Prezeln dazu. Es kamen oft viele tauſend Armen an dieſem Tage, die alle auf dieſe Art geſättigt wurden. Als nun die **Schweden** im dreyſigjährigen Krieg, nach Eroberung der Stadt und des Schloſſes,

ſes, den Armen dieſe Mahlzeit auszutheilen vernachläſigten, begann die weiße Frau dergeſtalt zu toben, und ein ſolches Getümmel anzurichten, daß es die Bewohner des Schloſſes nicht mehr aushalten konnten: die Soldaten-Wacht wurde verjagt, geſchlagen, und von einer verborgenen Gewalt zu Boden geſtürzt. Es begegneten den Schildwachten mancherley ſeltſame Geſtalten, und bloſſe Geſichter; die Offiziers ſelbſt wurden bey Nacht aus den Betten, und auf der Erde umher gezogen. Da man nun gar keinen Rath wuſte, dieſem Uebel zu ſteuern, ſo ſagte einer von den Bürgern dem Kommendanten, es wäre den Armen die jährliche Mahlzeit nicht gereicht worden, und rieth ihm, er ſollte ſie, nach der Vorfahren Weiſe alſofort ausrichten laſſen. — Dies geſchahe, und alſofort wurde es ſtille, ſo daß im geringſten nichts mehr bemerkt wurde.

§. 249.

Daß die weiße Frau noch nicht ſeelig iſt, das iſt gewiß, denn in dem Fall würde ſie nicht mehr unter uns herumpilgern. Sie iſt aber eben ſo wenig, und noch weniger verdammt, denn aus ihrem Angeſicht leuchtet nichts als ſittſame Beſcheidenheit, Zucht, und gottſeeliges Weſen hervor; und man hat gar oft geſehen, daß ſie zornig geworden, und drohende Minen gezeigt habe, wenn jemand wider Gott und die Religion, läſterliche oder unanſtändige Reden geführt hat, ſo gar hat ſie ſich gegen ſolche Thätlichkeiten erlaubt.

§. 250.

Aber wer iſt denn nun dieſes merkwürdige geheimnisvolle Weſen? — man hat es für eine Gräfin von **Orlamünde** gehalten, allein ich finde in den **monathlichen Unterredungen vom Reich der Geiſter**, aus denen ich obige Nachrichten habe, einen merkwürdigen Aufſchluß über dieſe Sache: der bekannte gelehrte Jeſuit **Baldinus**, hat ſich Mühe gegeben in dieſer dunkeln Sache Gewisheit zu bekommen; und ſo hat er dann folgende ſehr wahrſcheinliche Geſchichte der weißen Frauen herausgebracht.

Auf dem alten Schloß zu **Neuhaus** in **Böhmen**, fand man unter den Bildniſſen der uralten und berühmten **Roſenbergiſchen** Familie, ein Portrait, welches ganz genau die weiße Frau vorſtellt; ſie iſt nach damaliger Art in einen weiſen Habit gekleidet, und heiſt **Perchta von Roſenberg**. Die Lebensgeſchichte dieſer Dame, iſt nun kürzlich folgende: Sie wurde in dem Jahrzehend 1420 und 1430 gebohren, ihr Vater ſoll **Ulrich** der 2te von **Roſenberg** geweſen ſeyn, und ſie mit **Katharina von Wartenberg**, welche 1436 geſtorben, erzeugt haben. Dieſer **Ulrich** war Ober-Burggraf in **Böhmen**, und durch Veranlaſſung des Pabſtes, oberſter Feldherr der römiſch katholiſchen Truppen gegen die **Huſſiten**.

§. 251.

Seine Tochter **Perchta**, oder beſſer **Bertha** wurde im Jahr 1449. an **Johann von Lichtenſtein**, einen reichen Freyherrn in Steyermark verheurathet. Da aber dieſer ihr Gemahl ein ſehr übles ausſchweiffendes Leben führte, ſo wurde **Bertha** ſehr unglücklich, ihr Ehebette wurde zum Wehebette, und ſie muſte bey ihren Anverwandten Hülfe ſuchen. Daher kam es dann auch daß ſie die Beleidigung, und unbeſchreibliche Drangſalen nie hat vergeſſen können, und alſo in dieſer bittern Leidenſchaft aus der Welt gegangen iſt. Endlich wurde dieſe unglückſelige Ehe durch den Tod ihres Gemahls getrennt, und ſie zog zu ihrem Bruder **Henrich** dem 4ten; dieſer hatte im Jahr 1451 angefangen zu regieren, und ſtarb Anno 1457 ohne Erben.

§. 252.

Nachher hat Frau **Bertha** zu **Neuhaus** gelebt, und das dortige Schloß gebaut, welches Werk mit groſer Beſchwerde der Unterthanen, viele Jahre hindurch fortgeſezt worden Indeſſen ſprach Frau **Bertha** den frohnenden Unterthanen freundlich zu, und tröſtete ſie damit, daß die Arbeit nun bald ein Ende haben,. und ihnen ihr Taglohn dann richtig bezahlt werden ſolle. Unter andern hat ſie den Arbeitern gewöhnlich zugeruffen: arbeitet für eure Herren, ihr getreue Unterthanen! arbeitet, wenn wir das Schloß werden zu Stand gebracht haben, will ich euch und allen euern Leuten einen ſüſſen Brey vorſetzen; denn dieſer Redensart bedienten ſich die Alten, wenn ſie jemand zu Gaſte luden.

Nachdem nun im Herbſt der Bau vollendet worden, ſo hielt Frau **Bertha** ihr Verſprechen, indem ſie alle ihre Unterthanen mit einer herrlichen Mahlzeit tractirte, und während dem Eſſen zu ihnen ſagte: Zum ewigen Andenken eurer Treu gegen euere liebe Herrſchaft, ſollt ihr alle Jahr eine ſolche Mahlzeit haben, ſo wird das Lob eures Wohlverhaltens auch bey der Nachwelt grünen.

Nach der Hand haben die Herren von Roſenberg und **Slavata** für ſchicklicher gefunden, dieſe wohlthätige Armenmahlzeit auf den Tag der Einſetzung des heiligen Abendmahls zu verlegen, wobey es dann auch geblieben iſt.

§. 253.

Um welche Zeit Frau **Bertha von Roſenberg** geſtorben ſey, finde ich nicht; wahrſcheinlich aber gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In verſchiedenen Böhmiſchen Schlöſſern findet man ihr Portrait im weißen Wittwenhabit, welches aufs genaueſte mit der Erſcheinung der weißen Frauen übereinkommt. Zu Naumlau, Neuhaus, Trzebon, Jslubocka, Bechin, und Tretzen, lauter Böhmiſche Schlöſſer, die von ihren Nachkommen bewohnt werden, läßt ſie ſich am häufigſten ſehen, und da auch aus ihrer Familie Perſonen in die Brandenburgiſchen, Badiſchen, und Darmſtädtiſchen Häuſer verheurathet worden, ſo pflegt ſie auch dieſe zu beſuchen; und überall iſt ihre Abſicht, einen nahen Todesfall anzuzeigen, vielleicht auch für Unglück zu warnen: denn ſie erſcheint auch oft, ohne daß jemand ſtirbt.

§. 254.

Meine Gedanken über dies geheimnisvolle Weſen ſind folgende: daß **Bertha** mit unverſöhntem Gemüth und mit bitterm Groll gegen ihren Gemahl geſtorben iſt, mag wohl die Haupturſache ihres traurigen Umherpilgerns, und ihrer Entfernung vom Anſchauen Gottes ſeyn. Könnte ſie den Quell der Liebe in ſich eröfnen, ſo wäre ihr bald geholfen: denn ihre übrigen Eigenſchaften, beſonders ihre Wohlthätigkeit, laſſen mich hoffen, daß ſie dereinſt werde zu Gnaden angenommen werden. Aus eben dieſer wohlthätigen Geſinnung rühren auch ihre Erſcheinungen her: denn ſo bald ſie vermittelſt ihres, in ihrem Zuſtand ganz entwickelten Ahnungsorgans, merkt, daß jemand in ihrer Familie ſterben wird, ſo erſcheint ſie da, blos in der Abſicht, **damit ſich ſolche Perſonen beſinnen, und zum Tod gefaßt machen mögen,** und da keiner weiß, wen es trift, ſo ſollen dadurch **alle** zum Nachdenken bewogen werden.

§. 255.

Quaalen oder Leiden, ſcheint die weiße Frau nicht zu empfinden, denn alle Zeugniſſe ſtimmen darinnen überein, daß ſie ruhig und heiter, aber doch auch noch nicht ſeelig iſt — ein Zuſtand, ſo erträglich er übrigens ſeyn mag, der gewiß nicht wünſchenswerth iſt. Den Katholizismus muß ſie wohl abgelegt haben, weil ſie gegen die proteſtantiſchen Familien ſo gut geſinnt iſt. Uebrigens iſt denn doch ihre wohlthätige Geſinnung auf dem Irrwege: ihre Zurückwürkung auf die noch lebenden Menſchen iſt der Ordnung Gottes zuwider; und das Wort aus dem Mund der Wahrheit, **hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht hören, wenn jemand von den**

Toden aufſtünde, iſt und bleibt felſenveſt gegründet; ſelten oder nie wird jemand durch eine Geiſtererſcheinung bekehrt, gewöhnlich bleibt es bey einem paniſchen Schrecken; was mir aber unbegreiflich vorkommt, iſt, **daß alle unläugbare Erfahrungen, deren doch immer eine beträchtliche Menge iſt, nicht einmal eine veſte Ueberzeugung, oder Gewisheit der Unſterblichkeit der Seelen haben bewürken können.**

Mir ſind Beyſpiele bekannt, daß erklärte Freygeiſter, und mechaniſche Philoſophen, unläugbar Geiſter geſehen haben, ſo daß ſie überzeugt waren, dieſer Geiſt, ſey würklich die Seele dieſes oder jenes bekannten Verſtorbenen, und dennoch zweifelten ſie an ihrer Fortdauer, und ihrem Selbſtbewuſtſeyn. Gott welche Glaubensſchwäche!

Ich könnte noch mancherley, auch ganz zuverläſige Geiſtererſcheinungen erzählen, allein, es mag an den bisherigen genug ſeyn, indem ſie hinreichend ſind, das zu beweiſen, was ſie beweiſen ſollten. Mein Zweck iſt nur, reine Wahrheit, und zwar alles in Beziehung auf unſre ewige Beſtimmung vorzutragen, und dadurch dem Herrn Seelen zu gewinnen, Amen.

Das fünfte Hauptſtück.

Kurze Ueberſicht meiner Theorie der Geiſterkunde, und Folgerungen aus derſelben.

§. 1.

Die ganze Schöpfung beſteht aus lauter weſentlichen, realiſirten Ideen der Gottheit, oder ausgeſprochenen Worten Gottes. Ich nenne dieſe Ideen **Grundweſen**. Kein Weſen auſſer Gott kennt ſie alle, und keins ihre innere wahre eigentliche Beſchaffenheit.

§. 2.

Unter der unendlichen Menge dieſer **Grundweſen** giebt es verſchiedene Klaſſen, die ſich ſelbſt deutlich empfinden, ſich auch andere **Grundweſen** vorſtellen, Vernunft, und freyen Willen haben. Hieher gehören **Geiſter, Engel,** und **Menſchen.**

§. 3.

Wir Menſchen kennen **das Innere**, nähmlich die Vorſtellungsart, die Denk- und Urtheilskraft, und den Willen anderer Klaſſen vernünftiger Weſen ganz und gar nicht, und auch unſer eigenes Innere nur zum Theil.

§. 4.

In unſerm gegenwärtigen natürlichen Zuſtand, können wir auf keinem andern Wege, zu irgend einer Erkenntniß erſchaſſener Dinge gelangen, als durch unſre fünf ſinnlichen Werkzeuge.

§. 5.

Wenn etwas in unſern ſinnlichen Werkzeugen geändert, ihre innere Einrichtung verwechſelt wird, ſo wird auch unſre Vorſtellung, mithin auch unſre Erkenntnis anders. Z. B. Wenn unſer Auge anders gebaut wäre, ſo wären auch alle Farben, Formen, Figuren, Gröſen, und Entfernungen anders, und ſo verhält ſichs mit allen fünf Sinnen.

§. 6.

Weſen die anders organiſirt ſind, als wir, ſtellen ſich unſre Welt ganz anders vor als wir. Hieraus folgt unwiderſprechlich, daß die Art und Weiſe wie wir uns die Schöpfung vorſtellen, und alle daraus gefolgerten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften lediglich von unſerer Organiſation abhängen.

§. 7.

Gott ſtellt ſich alles vor, wie es in ſich, und nach der Wahrheit iſt, und zwar auſſer Raum und Zeit. Denn wenn Er ſich die Dinge im Raum vorſtellte, kein Raum aber ohne Schranken, würklich exiſtirend, gedacht werden kann, ſo wären die Vorſtellun=

lungen Gottes eingeſchränkt, und das iſt unmöglich, folglich exiſtirt auſſer uns in der Natur kein Raum, ſondern unſre Vorſtellung deſſelben, hat ihren Grund allein in unſerer Organiſation.

§. 8.

Wenn ſich Gott die Dinge nacheinander, aufeinander folgend, vorſtellte, ſo lebte Er in der Zeit, und wäre wiedrum eingeſchränkt. Da das nun unmöglich iſt, ſo iſt auch die Zeit eine Denkform endlicher Weſen, und nichts wahres oder weſentliches. Aber wir Menſchen können und ſollen auch nicht anders als in Raum und Zeit denken.

§. 9.

Der thieriſche Magnetismus beweiſt unwiderſprechlich, daß wir einen innern Menſchen, eine Seele haben, die aus dem göttlichen Funken, dem Vernunft und Willen habenden ewigen Geiſt, und einer von ihm unzertrennlichen Lichtshülle beſteht.

§. 10.

Die Lichtsmaterie, die elektriſche, die magnetiſche, die galvaniſche Materien und der Aether, ſcheinen alle ein und das nähmliche Weſen unter verſchiedenen Modifikationen zu ſeyn. Dies Lichtweſen oder Aether iſt das Element welches Leib und Geiſt, die Sinnenwelt und die Körperwelt miteinander verbindet.

§. 11.

Wenn der innere Menſch die Menſchenſeele, die innere Werkſtätte der Sinnen verläſt, und nur noch die Lebensbewegungen fortſezt, ſo geräth der Körper in den Zuſtand einer Ohnmacht, oder eines tiefen Schlafs. **Während dieſer Zeit würkt die Seele viel freyer, mächtiger, und thätiger, alle ihre Eigenſchaften ſind erhöht** (exaltirt).

§. 12.

Je freyer die Seele vom Körper iſt, deſto gröſer, freyer, und mächtiger wird ihr innerer Würkungskreiß. **Sie bedarf alſo des Körpers keinesweges zu ihrem Leben und Beſtehen; er hindert ſie vielmehr daran;** ſie iſt in dieſen trägen traurigen Kerker verbannt, weil er ihr Organ zur Sinnenwelt iſt, deren ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtand zu ihrer Veredlung und Vervollkommnung bedarf.

§. 13.

Alle dieſe Sätze ſind gewiſſe und ſichere Schlüſſe, die ich aus den Erfahrungen des thieriſchen Magnetismus gezogen habe. Dieſe höchſt wichtige Erfahrungen zeigen unwiderſprechlich, daß die Seele der ſinnlichen Werkzeuge nicht bedürfe, um ſehen, hören, riechen, ſchmecken, und fühlen, **und dieſes noch in einem weit vollkommenern Zuſtand zu können,** aber mit dem groſen Unterſchied, **daß ſie in dieſem Zuſtand mit der Geiſterwelt**

in näherer Beziehung ſteht, als mit der Körperwelt.

§. 14.

In dieſem Zuſtand empfindet die Seele von der Sinnenwelt ganz und gar nichts; wird ſie aber mit einer Perſon die in ihrem natürlichen Zuſtand iſt, und durch ihre körperliche Sinnen würkt, in ein gemeinſchaftliches Verhältnis (Rapport) gebracht, z. B. Wenn ihr dieſe die Hand auf die Herzgrube legt, ſo empfindet jene durch dieſe, und in dieſer die Sinnenwelt.

§. 15.

Wenn die Seele in dieſem exaltirten Zuſtand iſt, ſo lebt ſie allerdings in der Zeit, weil ſie nicht anders als in einer Aufeinanderfolge (Succeſſion) denken kann; alle endliche Geiſter ſind in der Lage, daß ſie ſich nur eins nach dem andern denken und vorſtellen können, **aber ſie leben nicht im Raum.**

§. 16.

Der Raum iſt bloß die Würkung der körperlichen ſinnlichen Werkzeuge, auſſer ihnen exiſtirt er gar nicht. **So bald alſo die Seele dieſe verläſt, ſo hören alle Nähen und Entfernungen auf:** Wenn ſie daher mit einer Seele im Rapport ſteht, die viel tauſend Meilen von ihr entfernt iſt, ſo kann ſie ihr aus ihrem Körper Kenntniſſe mittheilen, und von jener empfangen, und das alles in der Geſchwindigkeit wie die Gedanken aufeinander folgen.

§. 17.

Dieſe Würkungen noch lebender Menſchen aufeinander, würden, wenn die Thüren zu dieſen Geheimniſſen leicht zu eröfnen wären, in der gegenwärtigen Periode des menſchlichen Lebens, eine ſchreckliche Verwirrung anrichten. Aber der Allerbarmer hat dafür geſorgt, daß das nicht ſo leicht möglich iſt. Bey der immer zunehmenden Aufklärung in allen Fächern, und dem immer wachſenden Abfall von Chriſto und ſeiner allerheiligſten Religion, wird es nun auch dahin kommen, daß man auch dieſe Thüren aufbricht, und das Allerheiligſte plündert, dann aber iſt auch das Maaß voll. Fluch über den der ſolche Heiligthümer öffentlich bekannt macht.

§. 18.

Wenn die Seele vom Körper getrennt iſt, ſo iſt ſie da, wohin ſie denkt: denn da der Raum ihre Vorſtellungsform iſt, aber auſſer ihr nicht exiſtirt, ſo iſt ſie immer an dem Ort den ſie ſich vorſtellt, wenn ſie anders da ſeyn kann und darf.

§. 19.

Weil auch die Zeit eine bloſe Denkform iſt, in der Wahrheit aber nicht exiſtirt, ſo kann eine abgeſchiedene Seele zukünftige Dinge als gegenwärtig empfinden, aber doch nur in ſo fern es die Geſetze der Geiſterwelt erlauben.

§. 20.

Durch den Magnetismus, durch Nervenkrankheiten, durch langwierige Anſtrengungen der Seelen, und durch andere verborgene Mittel, kann ein noch lebender Menſch, **wenn er anders eine natürliche Anlage dazu hat**, ſeine Seele bis auf einen gewiſſen höhern oder niedrigern Grad, von ihrer körperlichen Organiſation entbinden; in dem Verhältnis, wie dies geſchieht, kommt ſie mit der Geiſterwelt in Berührung (Rapport). Das womit ſie ihre Gegenſtände empfindet, nenne ich **das Ahnungsvermögen**, oder **Ahnungsorgan**, und ſeine Entbindung von dem feinſten Nervenſyſtem, **ſeine Entwicklung**.

§. 21.

Es iſt ein veſtes unwiderrufliches göttliches Geſez, daß wir Menſchen in dieſem Erdenleben in Anſehung **der irrdiſchen ſinnlichen Dinge**, durch richtige Vernunftſchlüſſe, durch den geſunden Menſchenverſtand, aber in Anſehung **der überſinnlichen**, durch die heilige Schrift, und in beyden zugleich, durch **die göttliche Vorſehung** geleitet werden ſollen.

§. 22.

Denn da Raum und Zeit nur Denk- oder Vorſtellungsformen **für die Sinnenwelt** ſind, vermög welcher wir uns aber die Grundweſen **nach der Wahrheit** nicht faßlich machen können, ſo iſt es auch unmöglich, daß uns ſelbſt die mathematiſch richtigen Vernunftſchlüſſe in die Wahrheiten **der überſinnlichen Welt** führen können, **wenn ihre Prämiſſen, in den Denkformen für die Sinnenwelt gegründet ſind.** Es entſtehen daher lauter gräuliche Widerſprüche und gefährliche Irrthümer, **und dies iſt gerade der Fall unſerer heutigen Aufklärung in geiſtlichen Dingen.**

§. 23.

Wenn es alſo ein göttliches Geſez iſt, daß wir Menſchen in dieſem Leben, im Irrdiſchen durch die Vernunft, und im Geiſtigen und Himmliſchen nur durch die heilige Schrift, und in beyden, durch die Vorſehung geleitet werden, **von der Zukunft aber nichts weiter wiſſen dürfen und ſollen, als was uns Gott aus freyer Gnade, ohne unſer Zuthun offenbart; ſo iſt es unwiderſprechlich eine ſchwere Sünde, wenn ein Menſch das Ahnungsorgan zu entwickeln ſucht, um zukünftige und entfernte Dinge zu erfahren, oder um geheime Wiſſenſchaften durch Connexion mit dem Geiſterreich zu erlernen.**

§. 24.

Wenn ein Menſch ganz ohne ſein wünſchen und ſuchen, entweder durch Krankheit, oder durch irgend eine andere, nicht ſündliche, Urſache, ein **entwickeltes Ahnungsvermögen** bekommt, ſo befindet er ſich in einem gefährlichen Zuſtand: **denn es iſt erſtaunlich ſchwer, und es gehört ein hoher Grad der Erleuchtung dazu, in dieſer ſo äuſſerſt anziehenden Sache den Misbrauch zu vermeiden.**

§. 25.

Wenn ein weitgeförderter erleuchteter Chriſt, in dieſen Zuſtand geräth, ſo ſezt er keinen Werth darauf, im Gegentheil er demüthigt ſich vor ſeinem Gott, und fleht inbrünſtig um Weisheit, und Bewahrung für dem Misbrauch. Kommt er dann in Lagen, wo er glaubt Nutzen ſtiften zu können, da bediene er ſich dieſer Seelenkrankheit dazu in der Furcht Gottes. **Siehe in dem Kapitel von den Ahnungen, die Beyſpiele der Fr. M. und des Herrn Cazotte.**

§. 26.

Wenn ein unbekehrter, weltlich geſinnter Menſch ſein Ahnungsvermögen entwickelt, ſo geräth er in Gefahr der Abgötterey und Zauberey. **Die Religionslehrer und die Aerzte, ſollen alſo die Unwiſſenden über dieſen wichtigen Punkt belehren.**

§. 27.

Es giebt noch einen wichtigen Grund, warum die Entwicklung des Ahnungs-Vermögens ſo gefährlich iſt: dadurch bekommen die Geiſter Gelegenheit auf den Menſchen zu würken, ihm allerhand Bilder vorzuſpiegeln, und Gedanken einzuhauchen. Da aber nun die ganze Atmosphäre voller böſer und nur mittelmäſig guter Geiſter iſt, **jene** aber darauf ausgehen, in Lichtengelsgeſtalt die Menſchen zu verführen, und **dieſe** ſelbſt noch im Irrthum ſind; und da die Seele in ihrem Fleiſchkerker die Gabe noch nicht hat, die Geiſter zu prüfen, beſonders wenn ſie noch nicht hoch erleuchtet iſt, ſo kann ſie ſchrecklich irre geführt werden, **und hier iſt eben die Quelle vieler Schwärmereyen, Ketzereyen, und abſcheulichen Irrthümer.**

§. 28.

Man muß **wahre Ahnungen**, wenn die Vorſehung jemand, durch den Dienſt der Engel für einem Unglück warnen läſt, vom entwickeltem Ahnungsorgan wohl unterſcheiden. Jenes iſt immer zweckmäſig, dieſes aber hat gewöhnlich gar keinen Zweck.

§. 29.

Eben ſo verhält ſichs auch mit **der Gabe der Weiſſagung**, welche ebenfalls vom entwickelten Ahnungs-Vermögen, ſehr unterſchieden werden muß: jene hat auch immer erhabene das Menſchenwohl befördernde Zwecke, wenn lezteres oft Leichen ſieht, und unbedeutende Dinge ahnet.

§. 30.

Der unermeßliche Aether im Raum unſeres Weltſyſtems, iſt das Element der Geiſter, in dem ſie auch leben und weben. Beſonders iſt der Dunſtkreis um unſere Erde bis in den Mittelpunkt derſelben, und vorzüglich die Nacht, der Auffenthalt der gefallenen Engel, und ſolcher Menſchenſeelen, die unbekehrt ſterben. Dieſen ganzen Raum nennt die Bibel **Scheol** und **Hades**, das iſt Todenbehälter.

§. 31.

Vor dem Anbruch des Reichs des Herrn, wird die Luft von allen böſen Geiſtern gereinigt; ſie werden in den groſen Abgrund, der inwendig in der Erden iſt, verwieſen.

§. 32.

Wenn ein Menſch ſtirbt, ſo entwickelt ſich allmälig die Seele aus ihrem Körper, dann erwacht ſie im **Hades**; von der Sinnenwelt empfindet ſie nichts mehr, die Geiſterwelt kommt ihr vor, wie ein unendlich weiter dämmernder Raum, in dem ſie ſich mit Gedanken-Schnelle bewegen kann; und da nun ihr Ahnungsorgan vollkommen entwickelt iſt, ſo ſieht ſie auch die Geiſter, die im **Hades** ſind.

§. 33.

Die Seelen und Geiſter theilen ſich **durch den Willen** einander die Gedanken mit, wenn der Eine will daß der Andere etwas wiſſen ſoll, ſo weiß es auch ſchon der Andere, **der Eine lieſt es im Innern des Andern, ſo wie der Somnambül in der Seele deſſen, mit dem er im Rapport ſteht.**

§. 34.

Wo Euer Schaz iſt, da iſt auch Euer Herz — Seelen die noch der Welt nicht abgeſtorben ſind, bleiben auch unten in den dunkeln Regionen, und wenn ſie fleiſchlichen Lüſten gefröhnt haben, ſo iſt ihr Auffenthalt bey ihrem Körper im Grabe.

§. 35.

Alle Seelen ſolcher Menſchen, die in dieſem Leben zwar nicht laſterhaft, doch aber auch nicht wahre Chriſten waren, ſondern nur ein ehrbares bürgerliches Leben geführt haben, müſſen im wüſten leeren **Hades**, durch die Leiden der Entbehrung alles deſſen was ihnen lieb iſt, und jeden Genuſſes, und dann durch das traurigſte Heimweh nach dem verſchwundenen Erdenleben, lange geläutert, und ſo allmälig zum geringſten Grad der Seeligkeit zubereitet werden.

§. 36.

Die Seelen wahrer Chriſten, die hier den Weg der Heiligung gewandelt haben, im wahren Glauben an **Jeſum Chriſtum**, auf ſeine Verſöhnungs-Gnade, und mit gänzlicher Reſignation auf alles Irrdiſche, geſtorben ſind, werden gleich bey dem Erwachen aus dem Todesſchlummer, von den Engeln in Empfang genommen, und ohne Auffenthalt, aufwärts in die reinen Regionen des Lichts geführt, wo ſie der Seligkeiten Fülle genieſſen.

§. 37.

§. 37.

Die Seelen der Gottloſen werden bey dem Scheiden aus dem Körper von böſen Geiſtern umgeben, von denen ſie auf mancherley Weiſe gequält werden; je gottloſer ſie geweſen ſind, deſto tiefer ſinken ſie in den Abgrund hinab. **Ihre Leiden ſind ſchrecklich.**

§. 38.

Die abgeſchiedenen Seelen haben eine ſchöpferiſche Kraft, die ſie in ihrem Erdenleben, in der ſchwerfälligen Körperwelt, nur mit Mühe und Koſten, und noch dazu ſehr unvollkommen gebrauchen konnten, **aber nach dem Tod, kann ihr Wille das auch würklich darſtellen, was ſich die Imagination vorſtellt.**

§. 39.

Seelen die der Welt noch nicht abgeſtorben ſind, deren Imagination noch mit lauter Lieblings-Vorſtellungen aus ihrem vergangenen Leben angefüllt iſt; ſuchen dieſe Vorſtellungen zu realiſiren, aber es ſind leere Dunſtweſen, die keinen Genuß gewähren können, und eben ſo wenig iſt auch die Seele fähig zum genieſen, ſie hat keine ſinnlichen Werkzeuge mehr. Daher die bekannten Spuckereyen in alten Gebäuden, wo die verarmten Geiſter ihre ehemaligen Luſtbarkeiten zu wiederholen ſuchen.

§. 40.

Die Seelenwanderung iſt in den Geſetzen, und in der Natur des Geiſterreichs nicht gegründet. Eine Seele kann Jahrhunderte lang im **Hades** zubringen, ehe ſie weiter gefördert wird, **aber ſie kehrt nie wieder in einen menſchlichen Körper zurück**, die Geiſterwelt hat Läuterungs-Mittel genug, es bedarf da keiner Rückkehr ins Sinnenleben.

§. 41.

Wenn Seelen mit einer unbefriedigten Sehnſucht aus dieſem Leben ſcheiden, ſo empfinden ſie ſchwere Leiden, wenn ſie auch ſonſt der Seeligkeit fähig ſind. Um dieſe Leiden los zu werden, ſehnen ſie ſich oft nach einem lebenden Menſchen, der jene Sehnſucht befriedigen ſoll, und wenden die ihnen bekannten Mittel an, zu ihrem Zweck zu gelangen, daher dann **die Geiſtererſcheinungen**.

§. 42.

Daher ſoll man ſich frühzeitig, je eher je lieber, von aller Anhänglichkeit ans Irrdiſche los machen; und ſollte einem in den lezten Lebensſtunden noch etwas einfallen, das er noch thun oder ausrichten müſte, und er kann es nun nicht mehr, ſo empfehle er die Sache dem der Alles gut machen kann; bey dieſem veſten Vertrauen bleibe er auch nach dem Tod: denn ſeine Rückkehr, und Erſcheinung iſt gegen die Ordnung Gottes. **Indeſſen kann es auch Ausnahmen**

men von der Regel geben. **Für denjenigen dem ein Geiſt erſcheint, iſt es unnachläßliche Pflicht, ein ſolches Weſen mit Ernſt und Liebe zu behandeln, und zurecht zu weiſen.**

§. 43.

Von den Geiſtern die noch im Hades ſind, können wir nichts lernen, denn ſie wiſſen nicht mehr als wir, ausgenommen, daß ſie weiter in die Zukunft ſehen, dieſe aber ſollen wir nicht wiſſen. Zu dem können ſie auch irren, und uns täuſchen wollen. Wir müſſen alſo ihren Umgang auf alle Weiſe zu vermeiden ſuchen. **Vollendete Geiſter, nehmlich Seelige, und wurklich Verdammte erſcheinen nie.**

§. 44.

Jeder Menſch hat einen oder mehrere Schutzgeiſter um ſich, dieſe ſind gute Engel, vielleicht auch fromme abgeſchiedene Menſchenſeelen. Bey den Kindern ſind lauter gute Geiſter geſchäftig. So wie ſich der Menſch allmählig zum Böſen lenkt, nahen ſich ihm auch böſe Geiſter. Die guten verlaſſen ihn aber deswegen noch nicht, bis ſie endlich ſehen, daß er ſich in der Sünde verhärtet, und vollends unverbeſſerlich wird; dann weichen ſie von ihm, und überlaſſen ihn ſeinem ſchrecklichen Schickſal.

§. 45.

So wie ſich ein Menſch vom Böſen zum Guten wendet, ſo nahen ſich ihm die guten Geiſter mit hoher Freude; und jemehr er im Glauben und in der Heiligung wächſt, deſto würkſamer und hülfreicher werden ſie. **Die guten Geiſter haben Gewalt über die böſen, aber der Wille des Menſchen iſt frey; neigt er ſich zu den böſen, ſo können ihm die guten nicht helfen. Auch mit den Schuzgeiſtern dürfen wir den Umgang nicht ſuchen, wir ſind nirgends auf ſie angewieſen.**

§. 46.

Der Seelenſchlaf — daß nähmlich die Seele vom Tod an, bis zur Auferſtehung am jüngſten Tag, ohne Bewußtſeyn, und ohne Thätigkeit ruhen werde, hat in der heiligen Schrift keinen Grund, ſondern nur blos in dem Vorurtheil, **daß die Seele den Körper zu ihrer Würkſamkeit durchaus nöthig habe;** da aber nun **die magnetiſchen Erfahrungen, und die Geiſtererſcheinungen,** das Gegentheil unwiderſprechlich beweiſen, **ſo iſt der Seelenſchlaf ein Irrthum, und es kann keine Rede mehr davon ſeyn.**

§. 47.

Es iſt eine ausgemachte und erwieſene Wahrheit, daß die Seele, wenn ſie vom Körper entbunden iſt, weit mächtiger und freyer würkt, und weit erhöhtere Kräfte hat, als wenn ſie in ihn eingekerkert iſt: **Warum hat ſie denn nun ihr Schöpfer in dieſe eingeſchränkte traurige Lage verbannt?**

§. 48.

Die Antwort iſt leicht: **weil ſie aus ihrem anerſchaffenen vollkommenen Zuſtand gefallen iſt.** Im Paradies ſtund ſie mit der Geiſter- und der **Sinnenwelt** in Beziehung, die Gegenſtände beyder Welten empfang ſie; ſie genoß die Früchte vom Baum des Lebens in der Geiſterwelt, und ſollte die Früchte des Verſuchungsbaums in der Sinnenwelt meiden, aber ſie wollte beydes miteinander verbinden; hätte ſie die ewige Liebe nicht aus dem Paradies verwieſen, und ſie von der Beziehung mit dem Geiſterreich ausgeſchloſſen, ſo wäre ſie zum Teufel geworden. Man verzeihe mir dieſe myſtiſche Erklärung! ſie benimmt der Wahrheit der Geſchichte nichts.

§. 49.

Die Seele iſt in ihren ſchwerfälligen Körper, **in ihren Rock von Fellen**, eingezwängt, den ſie mit vieler Mühe unterhalten, und durch den ſie viel leiden muß. Anſtatt ihren Hunger nach Kenntniſſen, und nach Glückſeeligkeit ſättigen zu können, täuſcht ſie die Organiſation des Körpers mit unvollkommenen Vorſtellungen, und mit vorübergehenden Genüſſen, die nur immer unerſättlicher machen.

§. 50.

Hier öfnet ſich nun die Thür zum groſen Geheimnis der Erlöſung durch Chriſtum. Auch in dieſem Zuſtand wär die Seele nicht gerettet worden. Sie hätte zwar im Reich der Geiſter weniger geſchadet, aber damit war es der ewigen Liebe nicht genug, ſie ſollte erlöſt, ſie ſollte ſeelig werden, und zwar noch ſeeliger, als ſie ohne ihren Fall geworden wäre, wenn ſie anders nun noch dem Rath Gottes folgen, und gehorſam ſeyn wollte.

§. 51.

Der Logos, der Sprecher Gottes, durch den ſich das ewige, verborgene, groſe Eins, in einer unendlichen Zahlenreihe, in der Aufeinanderfolge, das iſt, in der Zeit, offenbart, wurde Menſch, und machte durch ſein Leiden, Sterben, und Auferſtehung, ſeinen Körper, ſein Fleiſch und Blut, zum Ferment, wodurch alle Seelen die es mit wahrem Glauben genieſen, wieder erneuert, und nach der Befreiung aus ihrem irrdiſchen Kerker, in das neu erworbene himmliſche Element verſezt werden, bis ſie nach ihrer Auferſtehung wieder ihre urſprüngliche Herrlichkeit anziehen, und in ein Paradies verſezt werden, wogegen das erſte ein bloſer Schatten war.

§. 52.

Aus dieſem allem iſt nun klar, daß die mechaniſche Philoſophie mit ihrer metaphyſiſchen Aufklärung, ein bloſes, aber ſehr gefährliches Hirngeſpinſt, eine Grund- und Bodenloſe Täuſchung ſey. Die Aufklärung in den Wiſſenſchaften, und in den Kenntniſſen der Natur, inſofern ſie uns unſre irrdiſche Gefangenſchaft erleichtern, und Einfluß auf unſre Vervollkommung haben, iſt löblich und nüzlich, aber im Ueberſinnlichen, in dem was unſre Wiederbringung ins ewige Vaterland betrift, da iſt uns das höhere geoffenbarte Licht des Worts Gottes, und die Erleuchtung des heiligen Geiſtes nöthig. Damit ausgerüſtet, kann uns dann auch die erleuchtete Vernunft, dieſer Vollmond in der Nacht dieſes Lebens, den richtigen Weg zeigen.

§. 53.

Die eigentliche Seligkeit fängt erſt nach der Auferſtehung an, wenn der **Chriſtusähnliche** verklärte Leib wieder mit der Seelen vereinigt, **und dann der vollſtändige Menſch für die verklärte Sinnenwelt, und für die Geiſterwelt organiſirt iſt.**

§. 54.

Das **Paradies** iſt der Theil im **Hades**, der zur Vorbereitung, und zum Auffenthalt begnadigter Seelen beſtimmt iſt. Er gehört ſchon zum dritten Himmel 2 Cor. 12. V. 2 u. 4. Nun ſagt aber **Chriſtus** zum Schächer, **heute wirſt du mit mir im Pa-**

Paradies ſeyn, Luc. 23. V. 43. Chriſtus war aber zwiſchen ſeinem Tod, und zwiſchen ſeiner Auferſtehung im Hades, 1 Petri 3. V. 19. und nach Joh. 20. V. 17. war Er gleich nach ſeiner Auferſtehung **noch nicht zu ſeinem Vater aufgefahren, Er war alſo im Hades im Paradies geweſen, wo man das Anſchauen Gottes noch nicht genieſt.**

§. 55.

Die eigentliche Verdammnis fängt auch erſt mit der Auferſtehung an: dann wird der Auferſtehungskeim des Leibes der Sünden, mit der Seelen vereinigt, und ſo wird dann der ganze Menſch zu allen böſen Geiſtern, in den Abgrund, deſſen Mittelpunkt der Pfuhl iſt, der mit Feuer und Schwefel brennt, und ſich im Mittelpunkt des Erdkörpers befindet, verbannt. Der Herr der Erbarmer, der die ewige Liebe iſt, bewahre alle Leſer dieſes Buchs für dieſem ſchrecklichen Schickſal. Amen!

75.

Antwort
durch
Wahrheit in Liebe
auf die
an mich gerichteten Briefe
des Herrn
Profeſſor Sulzers in Konſtanz
über
Katholicismus und Proteſtantismus.

Von
Dr. Johann Heinrich Jung
genannt Stilling,
Grosherzoglich Badiſcher Geheimer Hofrath.

Nürnberg,
im Verlag der Raw'ſchen Buchhandlung.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seyd aber allezeit bereit zur Verantwortung, jedermann der Grund fordert der Hofnung die in euch iſt; und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht.

1. Petri 3, v. 15. 16.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede

an das verehrungswürdige Katholiſche Publikum.

Herr Profeſſor **Sulzer** in **Konſtanz**, ein frommer rechtſchaffener und gelehrter Mann, und ſeinem weltlichen Beruf nach kein Geiſtlicher, eben ſo wie ich, trug mir vor einigen Jahren, einen liebevollen und Wahrheit ſuchenden Briefwechſel über Katholizismus und Proteſtantismus an; ich entzog mich demſelben nicht, ſondern ich war willig und bereit dazu. Nach einiger Zeit wünſchte er, daß unſere Correſpondenz öffentlich im Druck geſchehen, und dem Publikum bekannt gemacht würde; auch dies ſchlug ich nicht aus, ſondern ich verſprach ihm, auch öffentlich zu antworten. Hierauf arbeitete er nun ſein Werk aus, und ließ es drucken, unter dem Titel: **Wahrheit in Liebe, in Briefen über Katholizismus und Proteſtantismus an den Herrn Dr. Johann Heinrich Jung genannt Stilling, Grosherzoglich Badiſchen Geheimen Hofrath, wie auch an andere proteſtantiſch-chriſtliche Brüder und Freunde, von Johann Anton Sulzer, Doctor der Rechte, Lehrer der praktiſchen**

Philoſophie, Weltgeſchichte, und allgemeinen Wiſſenſchafts-Kunde, am Grosherzoglichen Lyceo zu Konſtanz. Mit Genehmigung beyder Cenſuren. Konſtanz und Freyburg im Breisgau. Auf Koſten des Verfaſſers; in Commiſſion bey den Buchhändlern Xaver Forſter in Konſtanz, und Alois Wagner in Freyburg. 1810. in 8. 403. Seiten.

Dies Buch ſchickte mir der Herr Verfaſſer im verwichenen Herbſt mit einem brüderlich freundſchaftlichen Brief zu; meinem Verſprechen zufolge, hab ich es nun in folgenden Blättern beantwortet.

So wie ich den Herrn Verfaſſer zu kennen glaubte, erwartete ich eine ruhige, ſanfte, Bibel- und Vernunftmäſig prüfende Vertheidigung des wahren und reinen Katholizismus; allein ich hatte mich getäuſcht; ich fande eine im ſtrafenden, und Verweiße gebenden Predigerton abgefaßte Vertheidigung der alten Römiſch Katholiſchen Mönchs-Religion, mit allen längſt widerlegten Beweiſen, durchaus belegt. Wir Proteſtanten werden da behandelt, ſo wie ein eifriger Dorfpfarrer ſeine Bauern von der Kanzel herunter auspuzt, und ihnen die Hölle heiß macht.

Der erſte Gedanke der mir bey dem Leſen dieſes Buchs auffiel, war traurig und ſchmerzhaft: das gemeine Katholiſche Publikum wurde durch die Mönche, und Mönchiſch geſinnte Prieſter immer im Haß gegen uns Proteſtanten beſtärkt; man behauptete immer, die Römiſche Kirche ſey unfehlbar, alleinſeligmachend, u. ſ. w. Die Proteſtanten ſeyen ewig verdammte **Ketzer**, und wer weiß nicht, welche verhaßte Begriffe der Katholick mit dem Wort Ketzer verbindet! Vortrefliche Männer, und deren nicht wenige, in der katholiſchen Kirche, arbeiten unter der Hand mit Schonung und mit Segen, dem finſtern liebloſen, und unchriſtlichen Unfug entgegen. Die Katholiſche Kirche reinigt ſich allmälig von ihren allgemein anerkannten Misbräuchen, und ſtellt nach und nach den wahren Apoſtoliſchen Lehrbegrif, der eine geraume Zeit unter einer Menge Lithurgiſcher Kiechengebräuche verdeckt und verborgen war, wieder ans Licht. In den proteſtantiſchen Kirchen hingegen herrſcht eine allgewaltige, ſchleunig fortwürkende Gährung, der Sektengeiſt verſchwindet, dagegen aber bilden ſich zwo Partheyen, die gerade entgegengeſezte Grundſätze haben, nämlich die **Neologen**, und **die altgläubige wahre Chriſten**, denen **Chriſtus**, Gott und Erlöſer, und der einzige Grund ihrer Hofnung und Seligkeit iſt. Dieſe leztere Klaſſe beſteht nur aus wahren Proteſtanten, weil **nur ſie** dem weſentlichen Inhalt der Augsburgiſchen Confeſſion, und der ſymboliſchen Bücher getreu ſind; dahingegen die Neologen ſo lang reformiren, bis ſich Bibelreligion und Chriſtenthum im Deismus und Naturalismus verlohren haben. Jene ächte altgläubige Proteſtanten, und wahre ächte Katholicken, denen das wahre Chriſtenthum Hauptſache iſt, und die die Kirchengebräuche, nur als die Andacht befördernde, und die Gemeine auf **Chriſtum** hinweiſende, aber nicht durchaus zur Seligkeit **nothwendige** Mittel anſehen, nähern ſich in wahrer

rer Bruderliebe; und die bevorſtehende ſchwere Verſuchung wird gar leicht eine einige und wahre Vereinigung zwiſchen ihnen zu Stand bringen; diejenigen in der Katholiſchen Kirche, die im Grund nichts glauben, und die Proteſtantiſchen Nichtsglauber, werden dann auch wohl miteinander zurecht kommen.

So dachte ich, und ſo denke ich noch über den Katholizismus, und Proteſtantismus; nun kommt aber des Herrn Profeſſor **Sulzers** Buch, mit ſeiner neu aufgepuzten Mönchs-Religion wieder unter das gemeine Volk, und es giebt noch immer hin und wieder Katholiſche Geiſtliche, denen es willkommen iſt, und die Gebrauch davon machen werden. Ich geſtehe daß mich dieſe Vorſtellung ſehr betrübt hat: denn die Folgen davon werden gewiß, wenigſtens im Publikum Haß und Trennung ſeyn. An Ueberzeugung proteſtantiſcher Seits iſt hier gar nicht zu denken, überall iſt Erbitterung über die niedrige Behandlung der Proteſtanten die Folge: denn es thut doch weh, wenn man ſolche Männer wie die Reformatoren, und ſo viele würdige Proteſtantiſche Gelehrten, wie inconſequente, eigenſinnige, der Wahrheit wiſſentlich widerſtrebende Schiefköpfe behandeln ſieht; wenn man da lieſt, daß alle Proteſtanten, welche die Katholiſche Kirche kennen, und doch nicht Katholiſch würden, Gefahr liefen verdammt zu werden und dergleichen verhaßten Vorwürfe mehr. Eine ſolche Behandlung reizt den Stolz, und entfernt jede Ueberzeugung. Die reine, ſanfte, liebevolle Darſtellung der Wahrheit ſiegt immer, das Gegentheil nie.

Ich gebe nun hiemit auch dem Katholiſchen Verehrungswürdigen Publikum meine Antwort auf des Herrn Profeſſor **Sulzers** Briefe in die Hände; mit der feyerlichen Erklärung, **daß meine ganze Widerlegung nur auf die von Herrn Sulzer, als die wahre, einzige, unfehlbare, und allein ſeligmachende, Römiſch-Katholiſche Kloſter- und Mönchs-Religion, für wahren Katholizismus erklärte, allgemeine Lehrer-Kirche ihr Augenmerk gerichtet hat, weit entfernt, dem wahren und reinen Katholizismus, den ich durch meine lieben Katholiſchen Freunde recht gut kenne, auch nur das geringſte, unangenehme ſagen zu wollen.** Hiemit empfehle ich mich zu brüderlichem Wohlwollen, mit der Ueberzeugung daß wir uns dereinſt im Reich des Lichts, alle zuſammen finden, und uns dann allerſeits geſtehen werden, daß all unſer Wiſſen und Erkenntnis hienieden Stückwerck, und mangelhaft geweſen iſt.

Vorrede

an das verehrungswürdige Proteſtantiſche Publikum.

Der geneigte Leſer wird aus vorhergehender Vorrede an das Katholiſche Publikum geſehen haben, wovon in folgenden Blättern die Rede iſt. Das erſte warum ich inſtändig bitten muß, iſt, ja nicht zu glauben, daß Herrn Profeſſor **Sulzers** Buch, die wahren Grundſätze, und Glaubens-Lehren der heutigen Katholiſchen Kirche enthalte: denn es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Grundſätzen welche dieſe Kirche vor, und eine Zeitlang nach der Reformation, und zwiſchen denen die ſie jezt behauptet. Vorzüglich beſteht dieſer Unterſchied darinnen, daß die heutigen helldenkenden Biſchöffe, Geiſtlichen hohen und niederen Standes, und Gelehrten, zwar noch immer Ihre Kirche für die Beſte und Reinſte halten, welches auch leicht zu begreifen und ganz natürlich iſt; aber die Unfehlbarkeit des Pabſtes und der Kirche überhaupt, und daß ſie allein ſeligmachend ſey, iſt nicht mehr herrſchender Glaubens-Artickel, ſondern man iſt überzeugt, daß die Päbſte und Concilien gefehlt haben, und alſo fehlen können, und daß ein jeder frommer und wahrer Chriſt auch auſſer ihrer Kirche ſelig werde. Herr **Sulzer** behauptet hingegen die **ehmaligen** Römiſch-katholiſchen Grundſätze, nämlich daß die Römiſch-katholiſche Kirche die allein wahre, unfehlbare, allein ſeeligmachende, einzige allgemeine Lehrerkirche ſey, genau nach den Vorſchriften, welche der Römiſche Hof durch die Mönche und Kloſtergeiſtlichen, allenthalben auszubreiten, und in der ganzen Kirche geltend zu machen ſuchte, und leyder! geltend gemacht hat.

Ich bitte daher alle meine Leſer, meine in folgenden Blättern enthaltene Antwort auf Herrn **Sulzers** Briefe, nicht als eine Widerlegung des gereinigten, heut zu Tage herrſchend werdenden Katholizismus, ſondern der alten Mönchs und Kloſter-Religion, welche Herr **Sulzer** vertheidigt, anzuſehen. Ich werde als ein Proteſtant leben und ſterben, und in keinem Fall, auch zum reineren Katholizismus, übergehen; weil ich in meinem Glaubensbekänntnis alles finde, was zum Seligwerden vonnöthen iſt; aber ich werde jeden Katholicken brüderlich lieben, der in der Hauptſache, in dem wahren und thätigen Glauben an **Jeſum Chriſtum**, in Befolgung ſeiner Lehre, und in ſeiner verſöhnenden Erlöſung ſelig zu werden ſucht, wenn er auch noch Cärimonien, Kirchengebräuche, und Glaubens-Artikel für nöthig und nüzlich hält, die mir es nicht ſind.

Höchſt wichtig und bedenklich ſind aber auch die Beſchuldigungen, die uns die Katholicken, und jezt noch der würdige Verfaſſer von **Theoduls** Gaſtmahl, und auch Herr Profeſſor **Sulzer**, mit groſem Recht, zur Laſt legen: Sie ſehen den von Tag zu Tag überhand nehmenden Neologismus in unſern Kirchen, wie man die Göttliche Perſon unſeres Erlöſers von Grad zu Grad herabwürdigt, bis Er endlich zum bloſen Menſchen, — und — zum, ich mag das Wort nicht ausſprechen — wird. Man predigt dem Grundverdorbenen Menſchen, kahle Sittenlehre, welche weder er noch ſein Prediger halten kann, noch will, und hält die zur Beobachtung der Gebote Gottes unentbehrliche Gnadenwürkungen des heiligen Geiſtes, und das Seligwerden, durch das Verdienſt **Chriſti** für baare Schwärmerey; ja man nimmt ſogar den Grundſatz an, **der Proteſtantismus beſtehe in einer immerfortſchreitenden Reformation** — kann man ſich etwas Unſinnigers denken? — Die Grundlage der proteſtantiſchen Kirche iſt die heilige Schrift, und die mit ihr übereinſtimmende Symbolen. Beyde haben ihren beſtimmten Sinn, ſie ſprechen deutlich das aus, was wir glauben und thun ſollen; wie iſt da nun noch eine fortſchreitende Reformation — **wohlverſtanden! — in den Glaubenslehren** möglich; dieſe ſind ja beſtimmt, und jedem geſunden Menſchenverſtand **faßlich; begreiflich** ſind ſie freylich nicht alle, aber wie vieles iſt in der äuſſern cörperlichen Natur, das wir nicht begreifen können, und das doch zuverläſig wahr iſt. Eine fortſchreitende Reformation in Glaubenslehren, kann nicht anders als durch die Vernunft geſchehen; ſo bald dieſe aber keine Göttliche Offenbarung auſſer der phyſiſchen annimmt, oder wenn ſie ſie annimmt, ſie nach Prämiſſen zu erklären ſucht, die aus ſinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen abſtrahirt ſind, ſo geräth ſie in beyden Fällen, durch eine ganz richtige Demonſtration, in die Naturreligion; die aber für den Menſchen

ſchen im gegenwärtigen Zuſtand, wo die Sinnlichkeit über das ſittliche Prinzip bey weitem die Oberhand hat, Gift und Tod iſt, ſo wie ſie bey dem nicht gefallenen Menſchen, die wahre ſeeligmachende Religion geweſen wäre, weil er in dem Fall die Sittenlehre vollkommen befolgt hätte.

Wenn alſo der Proteſtantismus in einer immerfortſchreitenden Reformation, alſo in dem Wege zur Naturreligion beſtehen ſoll, ſo verlezt er ja ganz die Bedingniſſe, unter denen die katholiſche und proteſtantiſche Kirche einen Bund des Friedens mit einander geſchloſſen, und ſich wechſelſeitig gleiche Rechte zugeſtanden haben. — Dieſe Rechte aber hat nur der, welcher die Glaubenslehren der heiligen Schrift, und der, bey den Friedensſchlüſſen zum Grund gelegten Symbolen annimmt, bekennt und lehrt, und nur der iſt ein wahrer Proteſtant; dahingegen alle, die den Proteſtantismus für eine immerfortſchreitende Reformation erklären, und ſich alſo immermehr von den Glaubenslehren der heiligen Schrift, und den Symbolen entfernen, durchaus keine Proteſtanten, und alſo vom Friedensbund mit der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen ſind.

Hiemit will ich aber durchaus nicht ſagen, daß ſolche Neologiſch-Denkende nicht geduldet werden ſollen, da ſie ja Gott duldet bis zur Zeit der Erndte, wo ſich dann zeigen wird, wo Wahrheit iſt. Aber das iſt unerträglich und abſcheulich, daß ſich ſolche Neologiſche Conſiſtorien und Prediger für Proteſtanten erklären, da ſie es doch ganz und gar nicht ſind; wodurch dann die armen Gemeinden ſchändlich betrogen, und hintergangen werden: ſie glauben einen lutheriſchen und reformirten Prediger zu bekommen; Ja! dem Rock und dem Schein nach, aber im Grund iſt er ſo wenig eins von Beyden, als es **Seneka**, **Epictet**, oder auch gar **Epikur** waren. Dieſes, meine geliebten Leſer! iſt ſchrecklich: wie können ſich da die armen unwiſſenden Gemeinden bey ihrer anerkannten, und **beſchwornen** Religion ſchützen und erhalten? und was ſoll aus ihren armen Kindern werden?

Die Denk- und Glaubensfreyheit iſt ein heiliges und unverlezbares Menſchenrecht; denke, glaube, und ſchreibe jeder was er für wahr, für recht und billig hält; der Staat ſoll ihn dulten, ſo lang er nichts öffentlich lehrt, was der bürgerlichen Geſellſchaft, Regenten und Unterthanen nachtheilig iſt. Aber das iſt unredlich, und verabſcheuungswürdige Betrügerey, wenn ſich jemand für einen ächtproteſtantiſchen Lehrer erklärt; gar die Bibel und die Symbolen beſchwört, und dann hernach eine Gemeinde, die einen ächtproteſtantiſchen Lehrer erwartet, ſchändlich betrügt.

Der wahrhaft redliche und rechtſchaffene Mann, der aber von der Wahrheit der heiligen Schrift, als göttlichen Offenbarung, und den damit übereinſtimmenden Symbolen entweder gar nicht, oder doch nicht vollkommen überzeugt iſt; der ſagt und bekennt es, wenn Rechenſchaft ſeines Glaubens von ihm gefordert wird; und wählt ſich dann einen Beruf, der mit ſeinen Grundſätzen nicht in Colliſion kommt.

So viel iſt gewiß, dieſer verworrene unregelmäßige und Geſezwidrige **Zuſtand** kann nicht lange mehr währen: es muß zur Scheidung zwiſchen wahren und ächten Proteſtanten, und zwiſchen falſchen und unächten Proteſtanten kommen, **jene** müßen wieder eine eigene den Glaubenslehren der heiligen Schrift vollkommen angemeſſene Kirche bilden; und **dieſe** können ſich dann organiſiren, ſo wie es ihnen gefällt, und ihren Grundſätzen gemäs iſt. So wie es jezt iſt, kann es einmal nicht bleiben.

Aber auch die katholiſche Kirche befindet ſich jezt in einer höchſt bedenklichen Kriſis: ſie hat kein ſichtbares geiſtliches Oberhaupt; und ſo lang dieſer Zuſtand währt, kann auch kein Biſchof, nach ihren Grundſätzen, ordinirt werden. Die ganze hierarchiſche Regierung ſtockt, und mit ihr der ganze kirchliche Geſchäftsgang. Sollte dieſer Zuſtand lange dauern, ſo löſen ſich auch die religiöſen Bande auf, und es kommt zu einer groſen und bedeutenden Scheidung: denn auch die katholiſche Kirche hat eine groſe Menge **Soziniauer, Deiſten, Naturaliſten,** und **Atheiſten,** die aber durch den Zwang der hierarchiſchen Bande in Ordnung gehalten werden, ſo daß ſie zwar das Aeuſſere alles mitmachen und für gute Katholicken paſſiren, weil ſie ſehr unglücklich werden würden, wenn ſie ihre innere Ueberzeugung laut werden lieſen. So bald aber die Hierarchie aufgelöſt wird, oder kein Reſſort mehr hat, das ſie in Thätigkeit erhält, wenn alſo keine Ahndung und kein Bann mehr zu befürchten iſt, dann iſt die offenbare Trennung unvermeidlich, und was dann erfolgt, das kann jeder der in den Wegen Gottes und ſeinem Wort geübt iſt leicht voraus ſehen.

So wohl der wahrhaft Gottfürchtende und an **Chriſtum** glaubende **Katholik**, als der wahrhaft Gottfürchtende und an **Chriſtum** glaubende **Proteſtant**, haben bey allen groſen Begebenheiten, die uns bevorſtehen, nichts zu fürchten. Sie ſind im Schuz ihres Gottes; müßen ſie auch leiden, ſo dient das zu ihrer Heiligung und Veredlung; und mitten in der ſchweren Prüfung, werden ſich alle wahre Chriſten aller Partheyen zu einer Heerde unter dem einigen guten Hirten ſammeln. Amen!

Zur Nachricht.

Da es — mir wenigſtens — unangenehm iſt, wenn die Anmerkungen und Citaten auf jeder Seite, unten mit anderer Schrift, angebracht, und beygedruckt werden, ſo hab ich die Stellen, welche entweder einer näheren Erläuterung oder Berichtigung, und eines Beweiſes bedürfen, auf dem Rand durch fortlaufende Zahlen bemerkt, welche man nur hinten im Anhang unter der gleichen Zahl nachzuſchlagen braucht, um das noch dahin gehörige zu finden. Da ich auch, als Nicht-Theologe von Profeſſion, die Quellen nicht beſize, aus denen die Beweiße geführt werden müßen, ſo hab ich ſie aus zuverläſigen Kirchen-Geſchichtſchreiben ausgeſchrieben, und auch die Verfaſſer derſelben angezeigt, um nicht des Plagiats beſchuldigt zu werden. Der ruhige und unpartheyiſche Wahrheitsforſcher wird hoffentlich mit mir zufrieden ſeyn.

Beantwortung des erſten Briefs

über chriſtliche Brüderſchaft, und die geſammte Lehre Jeſu.

Mein theuerſter und innig geliebter Bruder!

Ihren erſten Brief vom 29ſten Auguſt 1806 beantwortete ich Ihnen bald hernach, den 10ten October des nämlichen Jahrs. Da aber meine Antwort verſchiedenes enthielt, das unſer Publicum nicht intreſſiren kann, ſo will ich mich hier nur auf dasjenige einſchränken was weſentlich iſt, und zum Zweck gehört.

Sie nennen mich, **Bruder im Herrn**; und geben den Grund dazu an, „daß Sie (wenigſtens im „Herzen) jeden ſo nennen, der **Jeſum von Nazareth** als den wahren, von Gott dem Menſchengeſchlecht verheiſenen. Erlöſer, mit allen weſentlichen „Eigenſchaften, welche die Schrift des alten und neuen „Bundes ihm beylegt, **in dem Sinn** der Schrift „erkennt, anbetet, Ihm glaubt, auf Ihn allein hoſt, „Ihn frey bekennen, nach **reiner** und **vollſtändiger** „Erkänntnis ſeiner Lehre aus Armuth im Geiſt ſich „ſehnt, nach derſelben ſein ganzes Leben einzurichten „aus Gehorſam und Liebe zum Herrn ſich beſtrebt,

„wenn auch gleich derſelbe noch nicht zu der vorgeſagten Erkänntnis der Lehre des Herrn, oder zu einer vollkommenen Fertigkeit im Handeln gelangt wäre u. ſ. w." Dieſe Geſinnungen, mein Theuerſter! trauen Sie mir zu, und nennen mich deswegen Bruder im Herrn. Zu allen dieſen Eigenſchaften, welche die chriſtliche oder geiſtliche Brüderſchaft erfordert, und auch zu allen denen, von welchen Sie bezeugen, daß ſie von dieſer Brüderſchaft ausſchlieſen, ſage ich Ja und Amen. Auch verſichere ich Ihnen heilig, daß ich in allen meinen Unterſuchungen, auch nicht in der gegenwärtigen, wozu mich Ihre Menſchenliebe, und Ihre Liebe zur Wahrheit veranlaßt, keineswegs fürchte, **auf Wahrheiten zu ſtoßen, die mit meiner angewohnten Erziehungs-Religion, oder mit meinem etwa errungenen gelehrten Anſehn nicht vereinbarlich wären.** Auch das verſichere ich Ihnen heilig, **daß ich jezt in meinem 71ſten Jahr noch katholiſch werden, und zu Ihrer Religion übergehen will, wenn Sie mich überzeugen, daß auſſer Ihrer Kirche niemand ſeelig werden könne.** Iſt es aber auch in der proteſtantiſchen möglich, oder gar noch leichter, ſo werden Sie mir nicht zumuthen dieſen wichtigen Schritt zu wagen.

Jezt erlauben Sie mir aber auch, nach **meiner** Anſicht, die mit der Ihrigen nicht im Widerſpruch ſteht, die Eigenſchaft anzugeben, welche zur chriſtlichen Brüderſchaft erfordert wird. Nicht wahr? Kinder die einen Vater haben, ſind Brüder, NB. auch dann wenn ſie von verſchiedenen Müttern ſind —

folglich alle die aus Gott, durch Waſſer und Geiſt gebohren ſind, ſind Kinder Gottes, Joh. 3. (ich werde mich in dieſen Briefen allenthalben ihrer eigenen Bibel, der Vulgata bedienen) mithin genau miteinander verbundene, ſich innig und herzlich liebende Brüder und Schweſtern, oder Geſchwiſter. Dieſe haben dann auch alle jene Eigenſchaften an ſich, die Sie mein Lieber! zur chriſtlichen Brüderſchaft fordern. Jezt frage ich Sie, hier öffentlich vor dem Angeſicht Gottes, und dem Publikum: **Wie können Sie mir, alle, von Ihnen ſelbſt angegebene, zur chriſtlichen Brüderſchaft erforderliche Eigenſchaften zutrauen, da ich aus eigner Schuld auſſer Ihrer Kirche lebe, und alſo nach Ihrer Aeuſſerung, Seite 206. kein Heil für mich zu erwarten iſt?** — Sie glauben von mir, wenn ich nicht katholiſch würde, **beſonders da mir Ihre ganze Lehre gar wohl bekannt iſt**, ſo könnte ich nicht ſeelig werden; da aber nun nur diejenigen, die aus Gott, durch Waſſer und Geiſt wiedergebohren ſind, Gottes Kinder, und alſo untereinander Geſchwiſter ſind, ſo müſſen Sie **mir** entweder zugeben, ein **wiedergebohner Chriſt** würde verdammt, wenn er nicht katholiſch wäre, **oder** weil ich verdammt würde, ſo könnte ich nicht **aus** Gott gebohren ſeyn. **Wie können Sie mich dann aber Bruder heiſſen?** — Verzeihen Sie **mir** theuerſter Bruder! Ich darf und muß Ihnen **doch** auch **die Wahrheit in Liebe** ſagen dürfen. **Daß ich** Sie aber von ganzem Herzen Bruder nennen **kann und darf**, weil ich Sie für einen wiedergebohrnen Chriſten halte, und Brüderlich liebe, das erlaubt mir meine Kirche und meine eigene Ueberzeugung: **Denn wir glauben veſt und mit wahrer Freude, daß in allen chriſtlichen Kirchen, diejenigen, welche die von Ihnen ſelbſt angegebene Kennzeichen der chriſtlichen Brüderſchaft an ſich haben, gewiß ſeelig werden.**

Wir kommen nun zum zweyten Theil Ihres Briefs, in welchem Sie näher beſtimmen, was Sie unter der Lehre Jeſu verſtehen; nämlich

„1. Alle einzelne Lehren Chriſti und ſeiner Apoſtel, die uns entweder neu geoffenbart, oder ſchon im alten Teſtament enthalten ſind. Mit einem Wort, die **Erkänntnis-Gegenſtände** von Gott, von unſerm ſittlichen Zuſtand, von unſerm Verhältnis zu Gott, von dem künftigen Leben, kurz, was die ganze Bibel alten und neuen Teſtaments von Gott, von **Chriſto** und dem menſchlichen Geſchlecht lehrt. Ferner:

„Die **Glaubenslehren** oder **Wahrheiten**, von denen es nicht eine einzige giebt, welche nicht theils mit der ganzen Lehre von Gott und unſerm Verhältnis zu Ihm in unzertrennlicher Verbindung ſtünde, theils mittelbar- oder unmittelbaren Einfluß auf unſer ſittliches Verhalten hätte.

„2. Die **Sittenlehren**, deren Menge in der Liebe zu Gott, zu uns ſelbſt und zu dem Nächſten enthalten iſt.

„3. Jene Lehren und Anſtalten durch deren Befolgung und Gebrauch wir ſowohl des heiligen Geiſtes überhaupt, als auch der heiligmachenden Gna-

„de, und beſonderer Geiſtesgaben theilhaftig werden „ſollen, die ſogenannten Chriſtlichen **Tugendmittel,** „und **Sacramente.**

„4. Endlich, die verſchiedene Geiſtliche Gewalten, ihre Abſtufung und Verwaltungs-Art z. B. „Die Gewalt zu lehren, zu predigen, zu taufen, die „Hände aufzulegen, das heilige Abendmahl zu verfertigen, und auszuſpenden, Sünden zu vergeben, „und zu behalten, die Kirche zu regieren, u. ſ. f. „welche Aemter in den Schriften der Apoſtel unter „den Benennungen Biſchöffe, Aelteſte, Diener vorkommen. Von welchen Gegenſtänden unſer Herr „ohne Zweifel ſeine Jünger auch beſonders belehrt „hat, als Er nach ſeiner Auferſtehung vierzig Tage „hindurch mit ihnen vom Reich Gottes, und deſſen „Begründung, Einrichtung, Verwaltung, und Verbreitung auf Erden ſprach. So weit, mein lieber Bruder Ihre eigene Worte. -

Zu Allem was Sie in dieſen vier Abtheilungen Lehre Jeſu nennen; **in ſofern es, als ſolche, aus den Evangelien und Apoſtoliſchen Schriften erwieſen werden kann,** ſage ich wiedrum von Herzen Ja und Amen. Aber nun erlauben Sie mir noch eine Bemerkung hinzuzufügen: was Sie mir von der Belehrung unſeres Herrn während der vierzig Tage zwiſchen ſeiner Auferſtehung und Himmelfarth ſagen, davon kann ich weiter nichts annehmen, als was mir die Apoſtel ſelbſt erzählen, nur dieſe wuſten genau, was ihnen ihr Herr und Meiſter geſagt hatte; und was ſie uns davon mittheilen, das glaube ich veſt und gewiß, denn ſie hatten den Geiſt der Wahrheit für allen Menſchen am ſtärkſten empfangen; auſſer dem aber glaube ich keinem Biſchof und keinem Menſchen in der Welt, wenn es nicht mit dem übereinſtimmt, was notoriſch von **Chriſto** und den Apoſteln herkommt, das iſt, mit dem was im neuen Teſtament enthalten iſt. Im Verfolg wird es Gelegenheit gnug geben, meinen Beweiß zu führen, warum ich nichts weiter glauben kann und will.

Indem Sie nun gegen das Ende Ihres erſten Briefs **meine Wünſche zur Vereinigung aller wahren Chriſten, mit Beyſeitſetzung ihrer noch verſchiedenen Religions-Meinungen, wegen der Gefahren der nahen Zukunft,** mit Wohlgefallen billigen, ſo fragen Sie mich „was „ich unter den Worten, **mit Beyſeitſetzung ihrer „noch verſchiedenen Religions-Meinungen** verſtehe? — und ob nicht redliche Chriſtus-Freunde, „dahin arbeiten, ihre Einſichten ſich dazu mittheilen „ſollen, **daß ſie zu einer und derſelben einen, veſten, und vollſtändigen Erkänntnis der geſammten, für das Menſchengeſchlecht von Chriſto „geoffenbarten Lehre, möglich bald gelangen „mögen**? Ja! mein theuerſter Bruder! das ſoll, kann und muß, aber **in Liebe** geſchehen. Ich will mich näher darüber erklären: wenn einer die Eigenſchaften hat, die Sie im Anfang Ihres Briefs zur chriſtlichen Brüderſchaft fordern, ſo iſt er Ihr Bruder, ein Kind Gottes, er gehört zur Gemeinſchaft der Heiligen, und er ſteht mit allen wahren Chriſten in der Einigkeit des Geiſtes. Wenn Sie mir das nicht zugeben, ſo haben Sie die Güte Ihr Urtheil ſo lang auszuſetzen, bis ich im Verfolg alle Ihre Briefe werde beantwortet haben. Wenn nun einer von den Mitgliedern dieſer Gemeinſchaft der Heiligen mehr fordert, ſo muß er beweiſen daß dies **Mehr** zum höhern Grad der Heiligung, folglich auch zur Erhöhung der ewigen Seligkeit **nöthig** ſey. Dies iſt nun eben der Punct, den wir beyde in unſerer wichtigen Correspondenz miteinander auszumachen haben. Ja! mein Theuerſter! wir wollen an der Hand des Herrn und unter der Leitung ſeines heiligen Geiſtes Schritt für Schritt miteinander fortgehen. Von ganzem Herzen Ihr treuer Bruder

Jung Stilling.

N. S. Was Sie in Ihren Anmerkungen zum erſten Brief äuſſern, davon wird im Verfolg noch mehrmals die Rede ſeyn, meine Gedanken darüber verſpare ich dahin.

Antwort auf den zweyten Brief

Der die Veranlaſſung, Abſicht, und Verzögerung des Werks des Herrn Verfaſſers enthält.

Mein theuerſter und innig geliebter Bruder!

Sie haben nun aus meinem erſten Brief geſehen, daß ich von dem Allem was ich Ihnen ehmals darauf antwortete, nichts zurück genommen habe. Ich gehe noch weiter, ich unterſchreibe auch Alles was Sie in

Ihrem zweiten Brief den ich jezt vor mir habe, S. 13 und 14 ſagen, nur mit der Bemerkung, **daß ich nicht Ihre ganze Anſicht, was zur geſammten Lehre Chriſti gehöre, unterſchreibe, ſondern nur das, was Sie von dieſer Anſicht in ihrem Brief** mitgetheilt haben. Aber mein Lieber! das wird Ihnen auch jeder wahre Chriſt unter allen Proteſtanten unterſchreiben, dadurch ſind wir uns noch um keinen Schritt näher gekommen, wie der Verfolg zeigen wird.

Sie erzählen in dieſem Brief was Sie veranlaßt habe, mit mir zu correſpondiren; nämlich, daß ſie theils mit Gelehrten, theils auch mit ungelehrten Proteſtanten in der Schweiz bekannt geworden wären, und den dortigen **Religions-Zuſtand** äuſſerſt genau hätten kennen lernen; da Sie nun dieſen Zuſtand für **abweichend von dem Willen unſers** Herrn Jeſu, und in Anſehung des Heyls ſo vieler Seelen für **ſehr gefährlich** gehalten hätten, ſo hätte Sie immer mehr das innigſte Mitleiden ergriffen, und Sie hätten nun darauf gedacht, wie ſie aus ihrem leidigen Zuſtand gerettet werden möchten, Sie hätten es alſo für Pflicht gehalten, das Ihrige zu dieſer Rettung beyzutragen, und da Sie ſich ſelbſt als einem Catholicken nicht Anſehen gnug zugetraut, ſo hätten Sie geglaubt, an einem chriſtlichen Wahrheitliebenden Proteſtanten, der Einfluß auf das proteſtantiſche Publikum hätte, den Mann zu finden, den Sie brauchen könnten; Sie hätten ſich alſo an **Lavatern** gewendet, der habe ſich aber der Sache nicht angenommen, daher hätten Sie ſich nun an mich gewendet, und angefangen Briefe mit mir zu wechſeln u. ſ. w. Dann erzählen Sie ferner, was Sie bewogen habe, Ihre Briefe an mich drucken zu laſſen, und öffentlich bekannt zu machen.

Lieber theuerer Bruder! jeder der dieſe Ihre gedruckte Briefe, und beſonders den zweyten lieſt, der muß Sie lieben, und überzeugt ſeyn, daß Gottes- und Menſchenliebe die Triebfeder Ihres bedeutenden Schritts geweſen ſey. Aber daß Ihr Mitleiden mit uns Proteſtanten, **in ſofern wir Ihre Kennzeichen der Brüderſchaft an uns haben,** unbegründet und wir ganz und gar nicht zu bedauern ſind, **das werden** Sie im Verfolg finden; Sie müßen **aber** dann **auch** eben ſo Verurtheilsfrey die eine unpartheyiſche Wahrheit erkennen und geſtehen, wie Sie **dies** von **uns** fordern. Mit wahrer Liebe Ihr treuer Bruder

Jung Stilling

Antwort auf den dritten Brief

Worinn der Herr Verfaſſer ſein Unternehmen vertheidigt.

Mein theuerſter und innig geliebter Bruder!

Alles was Sie in dieſem Ihrem dritten Brief von S. 21 bis 32 in der Mitte ſchreiben, das unterſchreiben wir, **Ihre proteſtantiſchen Brüder,** mit Ja und Amen, nur muß ich bemerken, daß wir nicht zugeben können daß Ihre Kirche **die allgemeine chriſtliche Kirche** ſey. **Diese** iſt die unter alle chriſtliche Partheyen zerſtreute Gemeine des Herrn, die Er ſelbſt durch ſeinen heiligen Geiſt leitet und regiert. Zu dieſer Kirche, die das Reich des Herrn ausmacht, das nicht von dieſer Welt iſt, gehören auch Sie, Mein Lieber; vor der Hand laßen Sie dieſes auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen, bis ich es im Verfolg apodiktiſch als Wahrheit werde bewieſen haben; und dann verſichern wir Ihnen auch heilig, daß wir in der Lehre Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel, keinen Unterſchied in Haupt- und Nebenlehren machen; wir halten aber auch nichts für Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, als was im Neuen Teſtament als ſolche beſtimmt angegeben wird.

Nun wollen Sie uns zur Prüfung unſeres Religionszuſtands bewegen. — Theuerſter! **Wehe uns! wenn wir das nicht mit aller Treue und in der Gegenwart des Herrn gethan hätten!!!** Sie ſagen deswegen: **es käme einzig darauf an, ob Sie unſern Religionszuſtand richtig beobachtet hätten, und ob derſelbe wirklich von dem Willen unſers Herrn Jeſus abweichend, und für das Heil unſerer Seelen gefährlich ſey?**

Richtig! Mein Lieber! hierauf kommts nun an, und das wollen wir genau und unpartheyiſch unterſuchen. Sie ſagen Seite 36. §. 4. Sie Katholiken ſeyen aus allgemein erkennbaren Gründen überzeugt, daß Sie an Ihrer Religion und Kirche eine gute Sache hätten; wer ihre regelmäßige Organiſation, ihre Polizey, ihre von der bürgerlichen Gewalt un-

unabhängige Regierung (dies iſt nun wohl der Fall nicht) u. d. gl. mit Vergeſſenheit ſeiner Vorurtheils und Abneigung, betrachten könnte, dem müſten dieſe verſchiedene gute Beſchaffenheiten auffallen u. ſ. w. Lieber Bruder! das Alles beweiſt nicht, daß Ihre Kirche die allein Wahre ſey; ſolche Ordnungen hatte man im Heidenthum und die Juden desgleichen in der verdorbenſten Zeit; merken Sie wohl, daß ich Ihre Kirche nicht mit beyden Parallel zu ſtellen gedenke, ich will nur zeigen, daß es auf dieſe äuſſeren Dinge nicht ankomme. Jede chriſtliche Religions-Parthey hat ihre Organiſation, ihre Ordnung und Polizey, aber keine dieſer Geſellſchaften iſt die ausſchliesliche Gemeine oder Kirche des Herrn, dieſe iſt unter Alle vertheilt; es kommt nur darauf an, in welcher die Verähnlichung mit unſerm Herrn, oder die Buß-, Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung am leichteſten, und wie am ſicherſten dazu zu gelangen iſt? Doch mein Lieber! wir laufen uns ja vor — dies gehört in den folgenden Blättern an ſeinen beſtimmten Ort.

Sie verwahren ſich ferner gegen den Vorwurf der Intoleranz; alles was Sie über dieſen Punkt ſagen iſt reine Wahrheit, und alle proteſtantiſche wahre Chriſten ſtimmen damit überein; belehren **dörfen**, **ſollen** und **müßen** wir uns untereinander, aber wie Sie ſo ſchön ſagen, mit **Wahrheit in Liebe**, ſo bald aber der Mächtige den Mindermächtigen **deswegen** drückt und verfolgt, weil er anderer Meynung iſt als er, ſo iſt das Intoleranz; davon aber iſt ja zwiſchen uns ganz und gar die Rede nicht.

Eben ſo wenig brauchen Sie ſich wegen Proſeliten-Macherey zu entſchuldigen: dieſe beſtimmt Chriſtus am beſten, Matth. 23. V. 15. **Wehe Euch Schriftgelehrten und Phariſäer! Ihr Heuchler! die ihr Meer und Land durchziehet, damit ihr einen Judengenoſſen** (proſelytum) **machen möget, und wenn er gemacht iſt, ſo macht ihr einen Sohn der Höllen aus ihm, doppelt ſo ſehr, als ihr ſeyd.** Wer alſo ohne Rückſicht auf Wahrheit, und innere Ueberzeugung Menſchen anzuwerben ſucht, nur um ſeine Religions-Parthey zu vergröſſern und zu verſtärken, der iſt ein Proſelitenmacher. Wer aber durch die Macht der Wahrheit zu überzeugen ſucht, wie Sie, dem kann man dieſen Vorwurf unmöglich machen. Mit wahrer Liebe Ihr

treuſter Bruder
Jung Stilling.

Antwort auf den vierten Brief.

In welchem der Herr Verfaſſer von der allgemeinen Anſtalt redet, durch welche die Lehre Jeſu allen Menſchen auf Erden mitgetheilt werden ſoll.

Mein theuerſter und innig geliebter Bruder!

Nach ſo vielen Vorbereitungen kommen Sie der Hauptſache nun näher; Sie wollen nun beweiſen **„daß wir, Ihre proteſtantiſche Brüder, alle „ins-**

„insgeſamt nicht auf dem von Jeſu unſerm Herrn veranſtalteten Wege zu reiner vollſtändiger, und unerſchütterlicher Erkänntnis ſeiner Lehren, Gebote und Heilsmittel zu gelangen, ſondern auf einem ſehr gefährlichen Abwege wandeln." Um den Grund zu dieſem Beweiß zu legen, entwickeln Sie aus richtigen Vorderſätzen den Grundſatz. **es müße ein Lehr- oder Predigtamt, eine lehrende Kirche geben, und dieſe ſey dann die Anſtalt, durch welche nach des Herrn Jeſu Willen ſeine Lehre allen Menſchen aller Zeiten ſolle mitgetheilt werden.** Daß die Lehre Jeſu allen Menſchen mitgetheilt werden ſoll, das iſt gewiß ſein Wille, auch daß zu dieſer Mittheilung äuſſere Anſtalten getroffen werden müßen; welche? das iſt nun ferner zu unterſuchen. Hierauf gehen Sie nun weiter, lieber Bruder! und ſuchen veſtzuſetzen, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel zwar unter der Leitung des heiligen Geiſtes geſchrieben worden, aber doch nicht alles enthielten, was dem Chriſten nöthig zu wiſſen und zu glauben ſey; dies ſuchen Sie in folgenden ſechs Punkten zu beweiſen; Sie ſagen:

1. Wenn die Bibel alles enthalten ſollte, was zur Seligkeit zu wiſſen nöthig iſt, ſo muſte ſie ein namentliches Verzeichnis ihrer Theile, oder beſondern Bücher, mit der Warnung für jenen, die nicht darinn verzeichnet ſind, enthalten.

Antw. Dies namentliche Verzeichnis haben wir ja, die erſten Chriſten ſammelten und unterſchieden ſehr ſorgfältig die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel von denen die entweder ungewiß oder von Männern waren, denen ſie die Unfehlbarkeit nicht in dem Maaß zutrauten. Sie nahmen ja nicht einmal ſolche Schriften als canoniſch auf, die den Namen der Apoſtel an der Stirne trugen, von denen Sie aber nicht ganz gewiß waren, daß die Apoſtel ſie geſchrieben hätten, wie z. B. **das Evangelium Jakobi, das Evangelium Nikodemi, der Brief Pauli an die Laodicäer**, und andere mehr. In Anſehung der Canoniſchen Bücher der heiligen Schrift ſind wir Proteſtanten gar nahe mit Ihrer Römiſchen Kirche einig; im neuen Teſtament haben wir durchaus die nämlichen Bücher in unſerer Bibel, die Sie in der Ihrigen haben, und im alten Teſtament wiederum. Nur daß Sie einige Bücher für Canoniſch halten, die wir unter die Apocrypha geſezt haben, weil ſie die Jüdiſche Kirche, die doch da der competente Richter war, nicht für Canoniſch hielt. Doch auf dieſe kommt nicht viel an, denn ſie enthalten nichts Weſentliches das nicht auch in den andern Büchern der heiligen Schrift enthalten wäre. Alſo: wir Proteſtanten haben die nämliche Bibel die Sie haben, die Unſrige iſt mit der Ihrigen gänzlich übereinſtimmend, wo etwa Abweichungen in Luthers Ueberſetzung von der Vulgata ſind, da betreffen ſie keinen Punkt der ſich auf Heils-Wahrheiten bezieht. Genug Ihr Hebräiſches Altes- und Griechiſches Neues Teſtament iſt auch das Unſrige.

Was Ihre Aeuſſerung betrift, **daß die Bibel auch eine Warnung für dem was zur Bibel, und was nicht zu ihr gehöre,** enthalten müße, ſo war dieſe durchaus unnöthig. **Unſer Herr hat uns, nämlich ſeiner Gemeine, ſeinen heiligen Geiſt verſprochen, der uns in alle Wahrheit leiten ſoll.** Wer dieſen Geiſt hat, der wird in ſeiner Bibel Alles finden, was ihm zu ſeiner Vereinigung mit Gott, und zum Seeligwerden vonnöthen iſt, und wer dieſen Geiſt nicht hat, dem gilts ſehr einerley obs eine Bibel giebt, oder nicht, und ob mehr oder weniger Bücher darinnen ſind. Aber nun ſetze ich hier einen Grundſatz veſt, den Sie mir nothwendig zugeben müßen, nämlich: **Alles was irgend eine Religions Geſellſchaft, oder Kirche, an Lehren, Gebräuchen und Anſtalten, den Lehren der Bibel zuſetzt, oder befiehlt, das muß die Ausübung dieſer Lehren erleichtern und befördern. Und jede Religionsgeſellſchaft, oder Kirche, welche Gebote, Lehr-Vorſchriften und Gebräuche giebt und veranſtaltet, die die Ausübung der Lehre Jeſu erſchweren, aus dem Auge rücken, und ſich ſelbſt hinſtellen, oder ihr gar geradezu widerſprechen, kann unmöglich die wahre, alle Menſchen belehrende Kirche ſeyn:** Chriſtus und der heilige Geiſt der die Apoſtel belehrte, wuſten damals wohl was den Menſchen zu ihrem Heil und zu ihrer Seligkeit bis ans Ende der Tage nöthig ſeyn würde, wenn alſo von der Zeit an bis daher, auch noch Veränderungen und Beförderungs-Anſtalten in ſeiner Gemeine gemacht werden müßen, ſo müßen Sie durchaus die Ausübung der Lehre Jeſu befördern und erleichtern, aber ſie dürfen ihr, auch nicht im kleinſten Punct gerade entgegen ſtehen. Ich hoffe Sie werden mir das Alles zugeben?

2. Sie ſagen ferner: **die von allen Chriſten zu glauben, und zu befolgende Lehrſtücke, hätten (von Chriſto und den Apoſteln ſelbſt) als ſolche bezeichnet werden müßen; oder wenn lauter Hauptſtücke darinnen enthalten wären, ſo hätte am Ende ſtehen müßen: dies iſt nun Alles was der Herr von ſeinen Anhängern erkannt, geglaubt, befolgt, gebraucht, und ausgeübt wiſſen will, damit dieſelben Gott gefallen, und ſelig werden mögen.** Wie wenn ich Ihnen, mein lieber theuerer Bruder! mit unwiederlegbaren Zeugniſſen, **Ihrer eigenen Kirche**, beweiße, **daß die Bibel, und beſonders das neue Teſtament Alles enthalte was dem Chriſten zu ſeiner Seeligkeit zu wiſſen nöthig iſt?** — was werden Sie dann ſagen? — mein Beweiß iſt folgender: die chriſtlichen Gemeinden im erſten und zweyten Jahrhundert erkannten notoriſch das Primat des Römiſchen Biſchofs nicht; kein Biſchof behauptete den Vorzug dergeſtalt für den Andern, daß er geglaubt hätte, ſie müßten ihm in Religionsſachen gehorchen. Hätte man nur von weitem dieſe Idee gehabt, und hätte ſie unſer Herr, oder einer ſeiner Apoſtel nur empfohlen, ſo war unſtreitig

die Gemeine zu **Jeruſalem** die **Mutterkirche**, von welcher alle Gemeinen in der ganzen Welt herſtammen, **Micha** 4. v. 2. **Von Zion wird das Geſetz ausgehen, und das Wort des Herrn von Jeruſalem.** Dieſe Mutterkirche gründete ſich auf **Petrum**, denn **Er** war es der in der Gemeine präſidirte, als ein Apoſtel an Judas **Iſchariothś** Stelle gewählt werden ſollte; **Er** war es der die ſo höchſt geſeegnete Pfingſtpredigt hielte, Ap. Geſ. 2, hier gründete er recht die Gemeine des Herrn, wie Er ihm voraus geſagt hatte. Matth. 16. v. 18. **Auf dieſen Felſen will ich bauen** u. ſ. w. und bis daher haben die Pforten der Höllen die Gemeine des Herrn, die durch die ganze Welt zerſtreut iſt, noch nicht überwältigt, und es wird auch gewiß nicht geſchehen. **Petrus** war es der **Ananiam** und **Saphiram** verurtheilte Ap. G. 5. Als nun dieſe Stammgemeine gegründet war, ſo wurde Er zu den Heiden geſendet. Die Apoſtel waren Geſandte des Herrn, die ſich nirgends lange aufhielten, daher konnten ſie ſelbſt nicht Biſchöffe werden; aber Sie waren die Männer, die Biſchöffe anordneten. Es iſt alſo gewiß, daß die erſten Chriſten keinen **allgemeinen** Biſchof hatten, am wenigſten ſahen ſie damals den Römiſchen dafür an. Von allen Gebräuchen welche die Römiſche Kirche nachher angeordnet hat, vom Abendmahl unter **einer** Geſtalt, vom Meßopfer, vom ehloſen Leben der Prieſter, von der Anrufung der Heiligen, von Wallfahrten, von Prozeſſionen, vom Weyhwaſſer, und von vielen andern Satzungen und Gebräuchen, die jetzt die Römiſche Kirche für nöthig zur Seeligkeit erklärt, wußten jene erſte Chriſten kein Wort, und doch hat ſie die nämliche Römiſche Kirche für ſeelig erkannt, und ihre frömmſten und berühmteſten Männer erklärt ſie für heilig, und befiehlt ihre öffentliche Verehrung in den Kirchen. Hieraus folgt nun unwiderſprechlich: **wenn Ihre Kirche, ſolche Chriſten, welche durchaus keine andere Vorſchriften hatten, als die geſchriebene Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel, für ſeelig und heilig erklärt, ſo muß ſie auch erkennen, daß die geſchriebene Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel alles enthalte, was zur Seeligkeit zu wiſſen nöthig iſt.** Da aber wir Proteſtanten in eben dem Fall ſind wie jene erſte Chriſten; nämlich daß wir keine andre Vorſchriften anerkennen, als die uns die Bibel anweiſt, **ſo muß ihre Kirche auch alle Proteſtanten, welche die Eigenſchaften an ſich haben, die Sie mein Lieber! der chriſtlichen Brüderſchaft zueignen, für wahre Chriſten anerkennen, und ſie nach ihrem Tod für ſeelig erklären.**

3. „Sagen Sie: Entweder muſte Gott
„Ueberſetzer und Abſchreiber der Bibel in al-
„len Ländern und zu allen Zeiten durch beſon-
„dern Beyſtand ſeines heiligen Geiſtes, alſo
„regieren, daß ihr Werk mit den Originalien
„in den vorhin geſagten Hauptlehrſtücken voll-
„kommen übereinſtimmte; oder wenn er zuließ,
„daß auch ungetreue Ueberſetzungen und un-
„richtige Abſchriften zum Vorſchein kämen,

„muſte

**„mußte er die Menſchen, die Chriſten werden
„wollten, durch beſondern Beyſtand ſeines
„Geiſtes wieder alſo leiten, daß ſie die getreuen
„Ueberſetzungen und Abſchriften von
„den unrichtigen unterſcheiden könnten; und
„dieſer Beyſtand Gottes mußte in der Bibel
„deutlich verſprochen ſeyn.**

Antwort. Sind Sie denn ſo unbekannt in der Lieteraturkunde, lieber Herzens-Bruder! daß Sie nicht einmal wiſſen, daß in der ganzen Welt, wo nur Chriſten, **griechiſche, katholiſche** und **proteſtantiſche** zu finden ſind, keine Bibeln gefunden werden, die in einem einzigen Punkt chriſtlicher Lehre, und überhaupt in irgend einem weſentlichen Stück der Wahrheit zur Gottſeeligkeit, von Ihrer Bibel, nämlich von der Vulgata abweichen? — wenn Sie mir eine Bibel dieſer Art zeigen können, ſo will ich geſtehen, daß ich in dieſem Stück geirrt habe. Woher kommen Ihnen ſo irrige Begriffe? — Daß es in neuern Zeiten Männer unter den Proteſtanten giebt, die an der alten ehrwürdigen Bibel drehen und drechſeln, um ihre Modephiloſophie hinein zu paſſen, das thut nichts zur Sache; die Römiſche Kirche hatte auch von Zeit zu Zeit ſolche Leute, die ſie mit dem Namen **Ketzer** belegte, dadurch leidet die Wahrheit nicht; der Hebräiſche und Griechiſche Text bleibt unangetaſtet, und keiner dieſer Männer wagt es ſeine eigene Ueberſetzung der Bibel auf die Kanzel zu bringen. **Luthers** Ueberſetzung wird in ganz **Teutſchland** gebraucht, und alle Bibeln in der Welt ſtimmen mit ihr überein, ſo wie ſie mit der Vulgata übereinſtimmt. Alle Abweichungen ſind unbedeutend, und ihrer ſind wenig.

5. Sagen Sie: **hätte es jedoch Gott gefallen,
„ſie alſo verfaſſen zu laſſen, daß über viele
„Stellen verſchiedene Auslegungen Statt haben
„konnten, ſo hätte Gott entweder die zur
„Auslegung dienliche Parallelſtellen ſelbſt anzeigen,
„oder bibliſche Auslegungs-Regeln
„neben der Bibel offenbaren, oder endlich einen
„jeden Heiden, Juden, Muhamedaner,
„der jezt ein Chriſt werden ſollte, inſpiriren,
„und dies Leztere wieder ausdrücklich verſprechen
„müßen.**

Antw. Daß es in der heiligen Schrift Stellen giebt, die mehr als eine Auslegung zulaſſen, daran iſt kein Zweifel; aber in der Lehre unſeres Herrn Jeſu und ſeiner Apoſtel, in ſo fern ſie Glaubens- und Lebens-Regeln vorſchreibt, wüſte ich keine Einzige, die nicht auch dem Ungelehrteſten deutlich wäre. Verſtehen Sie mich recht! jeder wird begreifen was er thun und laßen ſoll, wenn er auch mit ſeiner Vernunft das **Wie** und **Warum** nicht immer durchſchaut. Ich habe gewiß die heilige Schriften oft und vielfältig durchgeleſen, durchſtudirt, und erwogen, und ich fand nie eine Einzige, die mir nur eine Einzige Wahrheit zur Seligkeit zweideutig gemacht hätte. Fragen Sie mich, **was Wahrheit zur Seligkeit ſey?** ſo antworte ich: **das iſt Wahrheit zur Seligkeit, was die Bibel mir zu glauben und zu befolgen befiehlt**, und dies Alles iſt ſo klar und ſo deutlich beſtimmt, daß es keiner

Göttlichen, beſonderen Offenbarung, neben der Bibel, keiner beſonderen Inſpiration, und Verſprechung derſelben bedarf. Zeigen Sie mir nur eine einzige Bibelſtelle dieſer Art, die ſo etwas erfordert; ſo werde ich Ihnen entſcheidend und überzeugend zu antworten wiſſen, und ein jeder nur einigermaſſen unterrichtete Proteſtant wird es können. Sie ſagen ferner:

6. **Mußten alle Menſchen ihre Sprache** (nämlich die Bibliſche, Hebräiſche und Griechiſche) **zuerſt leſen können; oder wenn dieſes nicht ſeyn konnte und ſie doch Vorleſer und Auseinanderſetzer der Bibel anhören ſollten, ſo mußten die Hörer mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgerüſtet, die Predigt beurtheilen, gutheiſen, und verwerfen können.**

Antw. Daß alle Nationen um die Bibel zu verſtehen, Griechiſch und Hebräiſch lernen müßten, iſt eine Forderung, die keine Antwort verdient; es iſt ja gnug daß ſie richtig und treu in ihre Sprachen überſetzt wird. Dies werden Sie mir zugeben, lieber Bruder! aber nun fordern Sie von Seiten der Hörer oder Leſer, **Unfehlbarkeit**, vermöge welcher ſie ſollen beurtheilen können, ob dies neue vorher unbekannte Buch, auch den rechten Weg zu der, die Menſchen ewigbeglückenden Seligkeit enthält; da nun dieſe Unfehlbarkeit durchaus fehlt, ſo glauben Sie bewieſen zu haben, **daß eine vom heiligen Geiſt regierte lehrende Kirche nöthig ſey.** Jezt merken Sie auf folgenden ächt logiſchen Schluß. **Wenn es verſchiedene lehrende Kirchen giebt, deren jede behaup-**

tet der Wahrheit am nächſten zu ſeyn, ſo muß derjenige, der überzeugt werden ſoll, die Unfehlbarkeit in ſo hohem Grad beſitzen, daß er entſcheiden kann, welche unter Allen die wahre lehrende Kirche ſey. Nun behauptet aber eine jede Chriſtliche Religions-Parthey, die Ihrige ſey der Wahrheit am nächſten, **folglich müßen alle Nichtchriſten, den Geiſt der Unfehlbarkeit, das iſt: den heiligen Geiſt haben mithin wahre Chriſten ſeyn.** Hab ich unrecht geſchloſſen, mein Theuerſter! ſo zeigen Sie mir, wo? — iſt aber meine Folgerung richtig, ſo geben Sie Gott und der Wahrheit die Ehre, und geſtehen Sie mir: **daß es keine äuſſere unfehlbare lehrende Kirche giebt.** Die wahre Kirche Chriſti, von der Alles gilt, was Er von ſeinen Schaafen, von ſeiner Gemeine ſagt, und was Er ihr verheiſt, iſt keine äuſſere kirchliche Geſellſchaft, ſie heiſt weder griechiſch, noch römiſch, noch proteſtantiſch, ſondern ſie iſt, unter alle dieſe Partheyen zerſtreut. **Wer von Herzen an Jeſum Chriſtum glaubt, ſeine Lehren ſo wie ſie in den Evangelien und apoſtoliſchen Briefen enthalten iſt, treu befolgt, der gehört zur wahren Kirche Chriſti, er mag übrigens heiſſen wie er will.** Alle Miſſionen jeder Kirche, können zwar je nachdem ſie Geſchicklichkeit im Vortrag oder Ueberredungsgründe beſitzen, oder auch die Macht in den Händen haben, mit Feuer und Schwerdt zu bekehren, Proſeliten für ihre äuſſere Kirchen-Parthey anwerben, aber wahre Chriſten, wahre Glieder der Gemeine des Herrn, bilden ſie auf dieſem Wege nie. Ein wahrer **Miſſionarius** (Heidenbekehrer) muß ein wahrer Chriſt, vom heiligen Geiſt zu dieſen Amt ausgerüſtet, und mit Feuer und Geiſt getauft ſeyn, wenn er aus Unchriſten Chriſten machen will. Geſezt auch, unter denen, die ein blos kirchlicher aber nicht wahrhaft bekehrter Miſſionarius zu ſeiner Parthey gewonnen hat, gäbe es zuweilen auch wahre Chriſten, ſo iſt der Miſſionarius nur die Gelegenheits-Urſache dazu, der Geiſt der Wahrheit ſelbſt hat dann durch das Wort Gottes ſolche Seelen für ſich gewonnen.

Der Hauptbegrif aus dem alle Ihre Schlüſſe flieſen, ſcheint mir folgender zu ſeyn: **Sie behaupten daß der heilige Geiſt von der Apoſtel Zeiten an, bis daher, nur durch den Canal der Römiſchen Biſchöffe, oder durch die Römiſche Kirche, auf die Menſchheit gefloſſen ſey.** Dies ſchlieſe ich aus Ihrem Saz, **daß auſſer der Römiſch-Katholiſchen Kirche kein Heil zu finden ſey.** Nun hatte aber in den erſten Jahrhunderten 5 weder der Römiſche Biſchof noch ſeine Gemeine, den geringſten Einfluß, auf die übrigen Biſchöffe und ihre Gemeinden, auſſer wenn ſie mit zu Rath gezogen wurden; das war aber auch der Fall bey allen andern Biſchöffen. Da aber nun die Römiſche Kirche ſelbſt, ſo viele fromme Seelen, die nie zu ihrer Kirche gehörten, aber in jenen erſten Jahrhunderten lebten, für heilig erkennt, und ihre Verehrung gebeut, oder wenigſtens empfiehlt, **ſo geſteht ſie ja ſelbſt, daß der heilige Geiſt, auch durch andere Canäle mitgetheilt worden ſey.** Dies, mein

Theuerſter! können Sie unmöglich läugnen, **wo bleibt aber dann die Succeſſion Petri?** — So richtig dies alles iſt, ſo iſt es doch die Hauptſache noch nicht: **Ich frage Sie vor dem Angeſicht Gottes, und der ganzen vernünftigen Welt, kann ein Pabſt, ein Biſchof, ein Antiſtes, ein Superintendent, ein Inſpektor, oder irgend ein Geiſtlicher, durch Händeauflegen oder durch irgend ein Cärimoniel den heiligen Geiſt mittheilen, wenn er ihn nicht ſelbſt hat?** — Sie führen S. 55. und 56. ſo viele Stellen an, wo den Jüngern unſeres Herrn, und ihren **ächten** Nachfolgern der heilige Geiſt verſprochen wird, aber Sie können mir unmöglich beweiſen, daß irgend ein Biſchof, ſey er der Römiſche, oder irgend ein anderer Vorgeſezter, irgend einer Chriſtlichen Kirche, durch bloſes Händeauflegen, oder irgend ein Cärimoniel den heiligen Geiſt mittheilen könne, wenn er nicht ſelbſt ein wahrer Chriſt, im Leben, Wandel und Erkänntnis ein apoſtoliſcher Mann, und der dem er die Hände auflegt des heiligen Geiſtes empfänglich, nämlich von Herzen entſchloſſen iſt, als ein wahrer Chriſt im Dienſte des Herrn zu leben und zu ſterben. Nur **ſolche** Biſchöffe, und nur **ſolche** Candidaten ſind wahre Nachfolger der Apoſtel, und können ſich der Verheiſungen tröſten, die dieſe empfangen haben; keine äuſſere Kirchen können jemand zum Nachfolger der Apoſtel machen, das kann nur der heilige Geiſt; aber eine äuſſere Form und Polizey⸗Anſtalten können ſie treffen, die mehr oder weniger nüzlich ſind.

Doch ich gehe nun zu dem Beweiß über, **daß kein Pabſt, kein Concilium, kein Biſchof, und kein Geiſtlicher, irgend einer Kirche, durch irgend ein Cärimoniel, den heiligen Geiſt jemand mittheilen könne**, wenn er ihn ſelbſt nicht hat; **und daß er auch in dieſem Fall nicht zum Canal, Fortleiter, und Mittheiler des heiligen Geiſtes dienen könne.**

Merken Sie wohl, lieber Bruder **Sulzer!** auf folgende Säze: **Wenn der heilige Geiſt in einer Seele herſchend iſt, ſo zeigen ſich im äuſſern Leben und Wandel ſeine Früchte, und dieſe ſind:** Gal. 5. v. 22. **Liebe** (Wohlthätigkeit) **Freude, Friede, Gedult, Gütigkeit, Gutheit, Langmuth, Sanftmuth, und Glaube,** und was giebt unſer Herr ſeinen Jüngern zur Antwort, als ſie Feuer vom Himmel fallen laſſen wollten, um dadurch die Samariter zu ſtrafen, Luk. 9. v. 55? **Wiſſet ihr nicht, weſſen Geiſtes ihr ſeyd?** — Hier meinet der Herr doch gewiß den heiligen Geiſt. — **Alle geiſtliche Perſonen alſo, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, in allen Kirchen, und Religions⸗Partheyen welche die obenangeführten Früchte des heiligen Geiſtes nicht haben, in denen iſt auch der heilige Geiſt nicht, denn wo Er iſt, da würkt Er auch; und eine jede Kirche deren Grundſaz iſt, diejenigen die nicht zu ihr gehören, oder auch die Irrenden, übrigens gute ruhige Bür-**

ger, mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, zu martern, aus dem Land zu jagen, u. ſ. w. wird wahrhaftig nicht vom heiligen Geiſt regiert. Hier, mein theuerer Bruder! hab ich nicht allein **Ihre** Kirche im Auge, ſondern **jede**, denn alle haben ſich mehr oder weniger dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht: In **England** marterte und verbrannte die katholiſche Königin **Maria** die rechtſchaffenſten reformirten Männer, und nach ihr wiederum die reformirte Königin **Eliſabeth**, brave fromme Katholicken.

Der heilige Geiſt ſiegt nicht durch Gewalt und Zwang, ſondern durch Ueberzeugung der Wahrheit. Dis war ſeine Methode von der Apoſtel Zeiten an, bis daher, wo Er ein zugängliches Herz findet, da faßt Er Poſto, aber auch da zwingt Er den freyen Willen nicht, ſondern er rückt die Heils-Wahrheiten ins Auge, warnt durch ſeine züchtigende Gnade, und heiligt, ſo wie Ihm das Hertz Raum giebt. Jezt wird doch wohl jeder unpartheyiſcher Wahrheitsfreund überzeugt ſeyn, daß **niemand** einem Andern den heiligen Geiſt mittheilen könne, wenn er Ihn ſelbſt nicht hat; **aber ob er nicht ein Canal oder Fortleiter dieſes göttlichen Weſens ſeyn, ob Er es nicht dadurch Andern mittheilen könne, ohne es ſelbſt zu haben? das iſt nun noch zu erörtern.**

Da keine einzige chriſtliche Religionsparthey eine Aufeinanderfolge allgemeiner Biſchöffe oder Päbſte ſtatuirt, und annimmt, als die Römiſche Kirche, ſo habe ich es auch blos und allein mit dieſer zu thun.

Es kommt alſo darauf an ob es wahr ſey, daß der heilige Geiſt vom Anfang an bis daher, durch die ganze Reihe von Päbſten, die Römiſche Kirche regiert habe?

Wenn **der heilige Geiſt** von Anfang an bis daher die Kirche durch die Päbſte regiert hat, folglich alle unfehlbar waren, **ſo muſte entweder Alles was die Päbſte thaten Frucht und Würkung des heiligen Geiſtes ſeyn, oder nur dasjenige was die Regierung der Kirche betraf, kam vom heiligen Geiſt.** Mit dieſem **Dilemma** ſind Sie doch zufrieden, lieber Bruder! — Sie können nichts dagegen einwenden. Nun mag ich Sie aber nicht durch die ſcandalöſe Geſchichte ſo vieler Päbſte beſchämen, ſondern ich muß Sie nur um der Wahrheit willen daran erinnern, ſo müßen Sie in Ihrem guten frommen Herzen überzeugt ſeyn, daß der erſte Theil meines Dilemmatis, nämlich, **daß Alles was alle Päbſte gethan haben, Früchte des heiligen Geiſtes ſeyen,** unmöglich angenommen werden kann; **ob aber der andere, daß der heilige Geiſt auch durch gottloſe Biſchöffe die Kirche regiert habe, und durch ſie auf die ganze Geiſtlichkeit derſelben, durch Händeauflegen fortgepflanzt worden ſey?** das iſt eine Frage die nun noch entſchieden werden muß:

Wenn der eine Pabſt, die Bulle aufhob, die 6
ſein Vorfahrer hatte ausgehen laſſen, und gerade das Gegentheil befahl; wenn zween Päbſte zugleich entſtanden, deren der Eine den Andern in den Bann that; wenn einmal mehrere Päbſte zugleich regierten,

die ſich wechſelſeitig nicht für wahre Nachfolger Petri erkannten, **wo, und bey wem war damals und in ſolchen Fällen der heilige Geiſt?** — antworten Sie mir, die Geiſtlichkeit der Kirche konnte da entſcheiden, ſo antworte ich, die Geiſtlichkeit verſchiedener Königreiche und Länder hielt es mit dem einen Pabſt, andere mit dem andern; wer hatte nun recht? War es der heilige Geiſt der die Päbſte antrieb, die Creuzzüge gegen die Sarazenen zu befehlen, um ein Land zu erobern, deſſen Hauptſtadt (Jeruſalem) nach dem ausdrücklichen Ausſpruch **Chriſti** Luc. 21. V. 24. **von den Heiden zertretten werden ſoll, bis ihre Zeit erfüllt iſt**, und noch iſt ſie nicht erfüllt? — Wie iſt es möglich daß ſich der heilige Geiſt widerſprechen kann? — Waren die Creuzzüge gegen die **Wallenſer, Waldenſer, Albigenſer, und Mähriſche Brüder**, von dem Geiſt der **nicht** Feuer vom Himmel auf ſolche fallen laſſen will, die **Chriſtum** und ſeine Apoſtel nicht beherbergen wollten, wie viel weniger wird Er Verfolgungen billigen, gegen ſolche friedliche Leute, wie die ſo eben Angeführte waren, die nichts anders lehrten, als was **Chriſtus** und ſeine Apoſtel auch gelehrt haben? Oder glauben Sie, lieber Bruder! das Concilium ſey über den Pabſt? ſo ſagen Sie mir: wurde das Concilium von **Konſtanz** durch den heiligen Geiſt angetrieben, Männer zu verbrennen, die nichts anders lehrten, als was **Chriſtus** und ſeine Apoſtel gelehrt haben? und die das Abendmahl ſo zu empfangen wünſchten, wie es **Chriſtus** eingeſezt hat, nämlich mit Brod und Wein; **Huß** und **Hie-**

ronymus lehrten nichts anders. Doch ich mag keine weitere Beyſpiele anführen; ſo viel iſt einmal gewiß, daß nicht alle Kirchen-Verordnungen die die Päbſte gegeben haben, vom heiligen Geiſt waren. **Aber welche waren dann vom heiligen Geiſt?** — Hier gilt wiedrum das, was Sie von den verſchiedenen Ueberſetzungen der Bibel ſagen: **es ſey Unfehlbarkeit nöthig, um das zu unterſcheiden;** hat man die aber, ſo bedarf man der lehrenden Kirche nicht. Aus dem Allem folgt nur unwiderſprechlich: **daß derjenige Candidat, der den heiligen Geiſt durch Händeauflegen empfangen ſoll, ihn vorher haben müße, um beurtheilen zu können, ob der Biſchof der ihn ordinirt, auch würklich den heiligen Geiſt mittheilen könne — und ob überhaupt die Kirche zu der er ſich bekennt, die wahre lehrende Kirche ſey?** Dieſe Schlüſſe folgen richtig aus Ihren eigenen Behauptungen. Denken Sie nicht, mein Lieber! daß ich mit Vorurtheilen gegen Ihre Kirche eingenommen ſey; allein weil ſie behauptet die allein lehrende unfehlbare Kirche zu ſeyn, auſſer welcher kein Heil zu finden ſey, ſo muß ich doch, **da Sie mich dazu auffordern**, zeigen, daß ſie ſich dieſen Carakter eben ſo wenig zueignen könne, als irgend eine andere äuſſere Kirchenform und Verfaſſung; welche Verfaſſung aber unter Allen den Vorzug habe, und was eigentlich an der Römiſchen Kirchen mit Grund auszuſetzen iſt, das wird ſich im Verfolg finden.

Ich glaubte dieſe meine Begriffe hier voran ſchicken zu müſſen, um mich im Verfolg deſto deutlicher erklären zu können.

Auf der 56ſten und 57ſten Seite unterſuchen Sie die Frage: **unter welchen Bedingungen und auf was Weiſe der den Zwölfen als Beyſtand im Lehren mitgetheilte Geiſt Gottes allen ihren Nachfolgern im Lehramt, bis ans Ende der Welt zu Theil werde?** Ich will Ihnen dieſe Frage nach der Wahrheit beantworten: **Alle zwölf Jünger, und Paulus — nicht Petrus allein, empfiengen den heiligen Geiſt.** Alle dieſe Apoſtel errichteten nun da wo ſie Eingang funden, Gemeinen, verordneten Lehrer (Presbyter) oder Aelteſten, und Armenpfleger, und beſtellten dann Aufſeher über ſie, Episcopos, Biſchöffe. Allen dieſen Männern theilten ſie **durch das ſichtbare Zeichen des Hände-Auflegens**, den heiligen Geiſt mit. Es gab aber bald hie und da Einen, der dieſen Geiſt wieder verſcherzte, entweder dadurch daß er die Welt wieder lieb gewann, oder anderswoher Irrlehren einſog; merken Sie wohl, mein Theuerſter! **Schon das Auflegen der Hände durch die Apoſtel ſicherte nicht gegen Irrthümer und Abweichungen von der Lehre Jeſu; und im Gegentheil; auch Biſchöffe die gewiß den heiligen Geiſt nicht hatten, konnten Lehrer, Aelteſten, Diakonen, u. ſ. w. durch Hände-Auflegen ordiniren, ohne ihnen dadurch den heiligen Geiſt mitzutheilen, und doch empfiengen ihn dieſe, weil ſie ſeiner empfänglich waren, zwar nicht**

durch den ordinirenden Biſchof, wohl aber durch Gebet und Befolgung der Lehre Jeſu. Das Hände-Auflegen iſt eine bloſe Cärimonie, welche die Macht zu lehren, und die Sakramente zu bedienen, giebt, an welche ſich aber der heilige Geiſt ganz und gar nicht bindet.

Nach dem Tod der Apoſtel und Apoſtoliſchen Männer breitete ſich die chriſtliche Religion unter Druck und Verfolgung immer weiter aus; es bildeten ſich anſehnliche Gemeinden, in **Aſien**, **Europa**, und **Africa**, die Biſchöffe bekamen immer gröſere Gemeinden und mit dem Anwuchs derer ihnen anvertrauten Seelen, wuchs auch ihr eigenes Anſehen. Da nun auch viele unter ihnen waren, welche vor ihrer Bekehrung die Philoſophie ſtudirt hatten, ſo nahmen ſie das, 7 was Sie der Lehre **Chriſti** und der Apoſtel nicht zuwider zu ſeyn glaubten, mit in ihr chriſtliches Glaubensbekenntnis auf. Kurz, es entſtanden nach und nach äuſſere Kirchenformen und Polizeyanſtalten, die den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen waren; mit unter aber auch Gebräuche, die nach dem Heidenthum ſchmekten. In allen Gemeinen aber gab es Biſchöffe, Lehrer, Aelteſten, Diekonen, u. ſ. w. an denen man nicht nur die Früchte des heiligen Geiſtes nicht fand, ſondern die vielmehr vom Gegentheil beſeelt waren, und eben ſo waren die Gemeindsglieder bey weitem nicht alle Chriſten, ob ſie ſchon ſo hieſen; aber es gab auch allenthalben **wahre Chriſten**, welche durch ihr Leben und Wandel zeigten, daß ſie, Früchte des heiligen Geiſtes trugen; und nur **dieſe** unter alle Gemeinden zerſtreute wahre Jünger **Jeſu** machten damals ſo wie jezt die wahre Gemeine des Herrn aus, auf welcher von den erſten Pfingſten an bis daher der heilige Geiſt ruht; der ſich weder an den Biſchof zu **Jeruſalem**, noch zu **Alexandria**, noch zu **Antiochia**, noch zu **Rom** binden läſt, ſondern ſich von **jedem**, ſey er Biſchof oder Laye, König oder Bettler, finden läſt, der von ganzem Herzen an **Chriſtum** glaubt, und durch wahre Buße, Bekehrung, wachen, und bäten, ernſtlich um Ihn anhält. Unſer Herr entſcheidet hier durch einen Machtſpruch, den kein Pabſt und kein Biſchof in der Welt entkräften kann: Luc. 11. v. 13. ſagt er, **ſo denn ihr die ihr böſe ſeyd, euern Kindern Gutes zu geben wißt, wie viel mehr wird Euer himmliſcher Vater den guten Geiſt vom Himmel, denen geben, die Ihn begehren. Dieſer gute Geiſt vom Himmel** iſt doch wohl kein anderer als der heilige Geiſt, den alſo jeder empfängt, der Ihn redlich begehrt, da bedarfs keines Hände-Auflegens, keines Biſchofs, und keiner biſchöflichen Succeſſion.

Nach und nach gab es auch Irrlehrer, ſowohl im Geiſtlichen Stand, als auch unter den Layen: dieſe entſtanden entweder aus Stolz, oder weil ſie glaubten, daß ihre innere Ueberzeugung vom heiligen Geiſt herkäme; dieſe wurden dann von den rechtgläubigen Gemeinden geprüft, und nach Befinden ausgeſchloſſen.

Hier iſt nun der Ort wo ich auf die Fragen antworten kann, die Sie mir S. 56, weiter unten, und S. 57. bis gegen das Ende vorlegen: Sie ſagen: **Wie, wenn der nächſte beſte Chriſt einen from-**

frommen Trieb, die Lehre Jeſu mündlich oder ſchriftlich vorzutragen in ſich empfände, kann er jezt ſchon des Beyſtands des heiligen Geiſtes ſich getröſten?

Antw. O Ja, mein theuerſter Bruder! NB. wenn er die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel rein und lauter vorträgt, übrigens die gehörigen Naturgaben dazu hat, und Gott um den heiligen Geiſt bittet. Sie fahren fort: **Wie! wenn ein ſolcher nächſter beſter Chriſt von einer Stadt- oder Dorfgemeine, oder von einer Landes-Regierung zum Biſchof, Superintendenten, Antiſtes und dergleichen Würden ernennt würde: theilt ihm dieſe den Geiſt der Wahrheit mit?** — Nein! mein lieber **Sulzer!** dadurch bekommt er nur vom Staat die Erlaubnis zu lehren, und die Sakramente zu bedienen, aber den Geiſt der Wahrheit kann er nur durch ein wahrhaft chriſtliches Leben, und durchs Gebet erlangen; ohne dieſes gehört er nicht zur wahren Gemeine oder Kirche Chriſti.

Jezt glauben Sie nun mich erwiſcht zu haben, indem Sie ſich auf eine Stelle im eilften Stück meines grauen Mannes berufen, wo ich für zweyen Männern warne, welche, ob ſie gleich von Herzen fromm waren, und es mit der Sache des Herrn recht gut meinten, doch aber theils durch falſche Begriffe, theils weil ſie nicht zum Predigamt gehörig berufen, folglich fromme Schwärmer waren, auf Abwege gerathen, und ewig verlohren gehen konnten; hieraus machen Sie nun den Schluß und ſagen: **Merkwürdige Worte! alſo geben Liebe zum Herrn und**

den Menſchen, frommes Bibelleſen, und Eifer für die Sache des Herrn, für ſich allein noch nicht den heiligen Geiſt, ſichern nicht für Irrthum und Verdammnis?

Antw. Haben Sie keine Beyſpiele in Ihrer Kirche, daß Erzbiſchöffe, und andere fromme Gottſeelige Männer, die gewiß nach Ihren und meinen Begriffen den heiligen Geiſt in reichem Maaß hatten, geirrt haben? — ſogar nach Ihrer Ueberzeugung verlohren gegangen ſind? Ich will Sie an einige erinnern.

Hieronymus Savanarola, ein Dominicaner von **Ferrara**, ein ordinirter und geweyhter Prieſter, deſſen Schriften kein katholiſcher Chriſt, ſey er wer er wolle tadeln kann und wird, wurde auf Befehl des Pabſtes **Alexanders** des 6ſten, im Gefängnis ſchrecklich gemartert, und endlich zum Feuer verdammt, und warum? weil er das notoriſch laſterhafte Leben des Pabſtes ſcharf getadelt hatte. **Joh. Franc. Picus Mirandolanus** hat ſein Leben beſchrieben. Hier fehlte es wohl an beyden Seiten am heiligen Geiſt, und doch war der Eine Pabſt, und der Andere ein durch Hände-Auflegen geweyheter Prieſter.

8 **Michael Molinos** gebohren zu **Patacina** in Arragonien, wurde Doctor der heiligen Schrift, und war ein überaus gelehrter Theologe und weltlicher Prieſter zu **Pampelona**; zu ſeinem Unglück reißte er nach **Rom**, wo er anfänglich bey dem Pabſt **Innocentius** dem Eilften, und einigen Cardinälen ſehr hoch angeſchrieben war. Entweder ſein eigener Misverſtand der wahren Myſtik, oder der Misverſtand Anderer die ſeine Schriften laſen, oder der Neid ſei-

ner Feinde brachten es dahin daß er für einen **Ketzer** erklärt, und elender weiſe eingemauert wurde. Von Ihm ſtammt die Secte der **Quietiſten** her, die ihn aber ſo wenig verſtehen, als das heilige Collegium in **Rom** ihn verſtand; übrigens war er ein ſehr gelehrter, und grundfrommer Mann.

9 Der Biſchof **Janſenius** zu **Ypern**, von dem die **Janſeniſten** herſtammen, würde in der ganzen Catholiſchen Kirche als ein vollkommen gläubiger, frommer und gelehrter Mann gegolten haben, wenn er die Jeſuiten zufrieden gelaſſen hätte. Dieſe verfolgten ihn aber, und er wurde dadurch zum Ketzer erklärt.

10 Noch ein neueres merkwürdiges Beyſpiel das hieher gehört, giebt uns der berühmte **Fenelon** Erzbiſchof zu **Cambray**. Es giebt ſeit der Apoſtel Zeiten wenig Männer, die wegen ihrer Heiligkeit, angenehmen Sitten und Gelehrſamkeit, ſowohl im **Schönen** als **Wahren**, von allen chriſtlichen Religions-Partheyen, ſo geſchätzt und geliebt worden ſind, als dieſer vortrefliche edle Mann; und doch mußte er ſein herrliches Buch Explication des Maximes des Saints, (Entwicklung der Geſinnungen der Heiligen) widerrufen, wenn er nicht ins Ketzer-Regiſter gerathen wollte; und was war denn der Irrthum den dies Buch enthielt? — kein Andrer als daß **Fenelon** behauptete: **man müße Gott nur um ſeiner Vollkommenheiten willen und nicht blos um ſeiner Wohlthat willen lieben.** Der berühmte Bossuet Biſchof zu Meaux, war längſt eiferſüchtig und neidiſch auf ihn; er wählte dieſen Satz um ihn zu verketzern,

die **Madame de Maintenon** war auch gegen **Fenelon** eingenommen, und unterſtüzte den Biſchof von Meaux; beyde brachten den Pabſt dahin, daß er dem **Fenelon** befahl zu widerrufen, und **Fenelon** gehorchte; hätte er das nicht gethan, ſo wäre er ſeiner Heiligkeit und Rechtgläubigkeit ungeachtet, gewiß verkezzert, abgeſezt, und in den Bann gethan worden.

Dieſer Beyſpiele aus Ihrer Kirchen könnte ich noch viele anführen, allein es mag an dieſen gnug ſeyn. Die Folge die ich logiſch richtig daraus ziehe, iſt dieſe: Daes unſtreitig in der Römiſchen Kirche, Erzbiſchöffe, Biſchöffe und Geiſtliche gegeben hat, welche nach Ihrem eigenen Geſtändnis, durch den Fortleiter des heiligen Geiſtes die Kirche ſelbſt, denſelben empfangen haben, und denen es gewiß am Liebe zum Herrn und den Menſchen, an frommen Bibelleſen, und Eifer für die Sache des Herrn, nicht fehlte, und dennoch durch den Pabſt ſelbſt, als Mittheiler des heiligen Geiſtes, als Irrlehrer, theils hingerichtet, theils in den Bann gethan, theils zum Widerruf gezwungen worden, ſo folgt daraus unſtreitig, daß entweder der Pabſt in dieſer Religions- und Kirchenſache nicht durch den heiligen Geiſt geleitet wurde, und daß man alſo, um darüber wieder zu urtheilen unfehlbar ſeyn müße; oder daß die Liebe zum Herrn, und den Menſchen, frommes Bibelleſen und Eifer für die Sache des Herrn; auch dann NB.

wenn einer ſogar den heiligen Geiſt durch Hände-Auflegen durch die Römiſche Kirche erhalten hat, noch nicht gegen Irrthum und Verdammnis ſichern. Lieber theuerer Bruder! wie können Sie nun jene Ihnen ſo **merkwürdige Worte**, gegen uns Proteſtanten gebrauchen?

Daß eine Landes-Regierung, eine Stadt- oder Dorfgemeinde, die einen Prediger ernennt, oder einſezt, ihn mit **dem Geiſt der Wahrheit** verſehen könne, das hat noch nie die proteſtantiſche Kirche geglaubt und behauptet. Dieſe Stellen können nur die Autorität zu lehren und die Sakramente zu bedienen geben, und dazu bedienen ſie ſich der Ordination, die in Gebeten, Belehrungen, und Hände-Auflegen, durch die geiſtlichen Vorgeſezten, beſteht. S. 58. gehen Sie nun weiter und glaubten die hiebey entſtehenden Zweifel aus der heiligen Schrift, und aus der gemeinen Menſchenvernunft löſen zu können. Gut! wir wollen ſehen:

Sie ſezen zwo Bedingungen veſt, unter denen jemand ein rechtmäſiges Mitglied des von Jeſu errichteten Lehrkörpers **wird**, **iſt**, und **bleibt**;

1. **Daß einer ordentlich hierzu geſandt ſey;**
2. **Daß er nebſt dieſer Sendung ſich von dieſer Kirche nicht trenne.**

Ganz richtig! Dieſe Säze nimmt auch die proteſtantiſche Kirche an. Wir müſſen alſo unterſuchen, was zu einer ſolchen Sendung gehöre? Sie führen die Stelle an Ap. Geſch. 13. V. 2. 3. wo von verſchiedenen Propheten und Lehrern in der Gemein-

de

de zu **Antiochien** die Rede iſt, daß während dem ſie dem Herrn dienten, und faſteten, der heilige Geiſt geſprochen habe: Sondert mir den **Barnabas** und den **Saul** aus zu dem Werk, zu welchem ich ſie beruſen habe; da faſteten und beteten ſie, legten ihnen die Hände auf und entlieſen ſie. So von dem heiligen Geiſt ausgeſandt, giengen ſie nach **Seleuzia.**

Was wollen nun dieſe und alle folgende Stellen ſagen? — nichts Anders **als daß alle Lehrer der Religion Jeſu ordentlich durch Hände-Auflegen zu ihrem Amt geſandt, oder ordinirt werden müßen,** und das geſchahe nicht von **Petro** allein, ſondern von **allen** Apoſteln, und nach ihnen von allen Biſchöffen, und Vorgeſezten jeder Kirche, ſo wie es auch bey uns Proteſtanten geſchieht. Sie bemerken aber auch ſelbſt hiebey, und zwar mit Recht, daß dieſe Männer ſchon den heiligen Geiſt vorher empfangen hatten, und daß alſo das Hände-Auflegen nur ein Cärimoniel war, wodurch ihnen das Lehramt aufgetragen wurde. Ehe Sie alſo bewieſen haben, mein Theuerſter! **daß Ihre Kirche, ausſchlieslich aller Andern, nur das Recht habe, zum Lehramt einzuweyhen, und zu ordiniren, beweiſen alle dieſe Stellen ganz und gar nichts für Sie.**

Ich gebe auch zu, daß durch Hände-Auflegen der heilige Geiſt mitgetheilt werden könne, aber nur dann, wenn der welcher die Hände auflegt dieſen Geiſt hat; und der dem ſie aufgelegt werden, deſſen empfänglich iſt. Sie ſagen ferner:

Daß übrigens die Auflegung von tauſend Händen mit Gebet und Faſten, verrichtet von ſolchen, die nicht in der Reihe der von den erſten Apoſteln geſandten Aelteſten ſtünden, nur eine lächerliche Nachäffung der Apoſtoliſchen Sendungsart wäre, und vor dem Herrn Jeſu nichts fruchten würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Lieber, lieber Sulzer! ſind die Worte lächerliche Nachäffung, Worte der Wahrheit und Liebe?

Ehe Sie bewieſen haben, daß der Pabſt, und die Biſchöffe der Römiſchen Kirche allein und ausſchlieslich in der Reihe der von den erſten Apoſteln geſandten Aelteſten ſtehen, gilt dieſer Saz ganz und gar nichts. Ob Sie das beweiſen können, das wird ſich im Verfolg zeigen. Aber daß eine Kirche, die nichts anders lehrt, als was Chriſtus und die Apoſtel, und die erſte Chriſtliche Kirche, in welcher die Römiſche Kirche ſo viele Heiligen zählt, gelehrt haben, nothwendig eine wahre Nachfolgerin der Apoſtoliſchen Kirche ſey, das läßt ſich recht gut beweiſen.

Wir kommen nun zur zweiten Bedingung, zur Theilhaftigwerdung des heiligen Geiſtes im evangeliſchen Lehramt. S. 81. unten; Sie behaupten, mein Lieber! daß ein, nach der Lehre und Uebung der Apoſtel und der erſten Kirche durch ordentliche Sendung rechtmäſig gewordenes Glied des öffentlichen Lehrkörpers, das unter der Leitung des heiligen Geiſtes ſteht, nur ſo lang ein wahres ordentliches Mitglied

der lehrenden Kirchen bleibe, als es ſich nicht von ihr trennt. — Ganz richtig! — Wie aber, wenn nun die lehrende Kirche ſelbſt nach und nach ausartet, und von der Lehre und Uebung der Apoſtel und der erſten Kirche abweicht, **ſind dann ihre Biſchöffe und Lehrer auch noch durch ordentliche Sendung rechtmäſig gewordene Glieder des öffentlichen Lehrkörpers, der unter der Leitung des heiligen Geiſtes ſteht?** — Lieber Theurer! was antworten Sie hierauf, ſagen Sie Ja! ſo behaupten Sie zugleich, daß der heilige Geiſt der Führer einer von der Wahrheit abgewichenen Kirche ſey, von der man ſich nicht trennen dürfe; dann aber hat ſich doch der Römiſche Biſchof von der abgewichenen Morgenländiſch Griechiſchen Kirche getrennt, die doch unläugbar älter als die Römiſche Kirche war; denn die Kirchen zu **Jeruſalem** und **Antiochia** waren ja vor der **Römiſchen** gegründet, welche erſt durch **Paulum** geſtiftet wurde. Sagen Sie aber **Nein!** die Lehrer einer ſolchen Kirchen ſtünden nicht mehr unter der Leitung des heiligen Geiſtes, ſo wird es ja wohl Männern, die das einſehen, erlaubt ſeyn, ſich zu trennen, und ein Lehrſyſtem nach dem Sinn **Chriſti** und ſeiner Apoſtel zu gründen; **dieſe** Männer ſind alsdann wahre Nachfolger der Apoſtoliſchen, und erſten Chriſtlichen Kirche, die Biſchöffe und Lehrer der abgewichenen Kirche aber nicht, deren Bann in dieſem Fall ohnmächtig iſt und nichts gilt.

Es kommt alſo alles auf Ihren Beweiß an, ob die Römiſche Kirche noch immer die alte Apo-

ſtoliſche, und keine abgewichene Kirche iſt; und dieſen werden Sie uns nicht ſchuldig bleiben, und wir werden ihn dann prüfen, ob er Stich hält.

Am Schluß Ihres vierten Briefs, theuerer und 1 p geliebter Bruder! behaupten Sie einen Satz, den ich Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut hätte; Sie ſagen: **nur dieſe zwo Bedingungen**, die ich ſo eben beantwortet habe, **gehörten zum ächt apoſtoliſchen Lehramt; ein evangeliſches oder apoſtoliſches Leben, ſey keine hieher gehörige Bedingung: denn dies laße ſich weder aus der heiligen Schrift, noch aus der Geſchichte der erſten Chriſten beweiſen. Sie behaupten, daß Judas Iſchariothh ein ächt apoſtoliſcher Lehrer, und die Jüdiſchen Hohenprieſter, ſo gar Caiphas der Chriſtum kreuzigen ließ, Männer geweſen ſeyen, durch die Gott ſein Volk belehrt habe.** Die Apoſtel waren noch nicht das, wozu ſie unſer Herr brauchen wollte, bis ſie nach ſeiner Himmelfarth am erſten Pfingſten, den heiligen Geiſt empfangen hatten. Damals war aber der unglückſeelige **Judas Iſchariothh** ſchon an ſeinen Ort hingegangen, der gehört alſo gar nicht hieher. Daß Sie aber ſo gar glauben, der heilige Geiſt habe durch die **Aaronitiſche** Prieſter-Succeſion bis auf **Caiphas** und fernerhin, die Iſraelitiſche Kirche regiert, das begreif ich nicht; dann hat **Chriſtus** ſehr unrecht gehandelt, daß er ſich von dieſer Kirche trennte, und eine neue ſtiftete.

Ihre zwo Forderungen, oder Bedingungen, mein lieber Bruder! — wozu ich aber auch noch die zähle, daß der Lehrer die Lehre ſeiner Kirche rein und lauter vorträgt, ſind freilich zur äuſſern kirchlichen Polizey-Verfaſſung gnug; aber zur wahren lehrenden Kirche, zur ächten Gemeine **Chriſti**, die Er ſelbſt immer im Auge hat, gehört der Biſchof, Prieſter, Pfarrer, oder Lehrer nimmermehr, der nicht alle die Eigenſchaften an ſich hat, die Sie mein Lieber! zur chriſtlichen Brüderſchaft fordern, das iſt, der nicht aus Gott gebohren iſt; oder der die Früchte des heiligen Geiſtes nicht in ſeinem Leben und Wandel zeigt.

Zum Beſchluß und gleichſam zum Ueberfluß, muß ich doch noch etwas über den unbeſchreiblich paradoxen Satz ſagen: **Gottloſe, unbekehrte Biſchoffe und Geiſtliche, der wahren lehrenden Kirche, könnten den heiligen Geiſt mittheilen, ohne ſelbſt von Ihm bewürkt zu werden. Sie dienten alſo nur als Fortleiter, die Ihn durch Hände-Auflegen fortpflanzten.**

Weder in der heiligen Schrift, noch in der Geſchichte der erſten Kirche findet ſich eine Spur, die dieſen Satz beweißt; daß Sie den Bileam hier anführen, zeigt, daß Sie mit den Pſychologiſchen Kräften des Menſchen nicht hinlänglich bekannt ſind. Wie viele Viſionärs haben wir, die würklich zukünftige Dinge vorher ſagen, ohne wahre Chriſten, geſchweige Propheten zu ſeyn? Ich bitte Sie, unpartheyiſch folgende Sätze zu prüfen.

Wenn der heilige Geiſt durch Fortleiter, in denen Er ſelbſt nicht würkt, auf Andere geleitet wird, ſo muß dieſe Fortleitung doch endlich einen Zweck haben.

Dieſer Zweck kann kein anderer ſeyn, als Menſchen in alle Wahrheit zu leiten, und ſie zu wahren Chriſten zu bilden, die durch ihr Leben und Wandel durch Ihre Früchte zeigen, daß ſie aus Gott gebohren, und Kinder des heiligen Geiſtes ſind.

Die **Erkenntnis** der Wahrheit zur Gottſeeligkeit iſt bey weitem noch nicht gnug zur Seligkeit; ſondern ſie muß auch bey dem Menſchen **ins Leben** übergehen, das Herz muß gebeſſert; das iſt: die Augenluſt, Fleiſchesluſt, und das hoffärtige Weſen muß in die Verläugnung gegeben, und dagegen der Wille gänzlich in den Willen Gottes übergeben werden; ſo daß nun der bekehrte Sünder aus Liebe und Dankbarkeit gegen ſeinen Heiland und Erlöſer, mit eben der Luſt und dem Vergnügen ſeine Gebote befolgt, mit welchem er im unbekehrten Zuſtand die Reitze zur Sünde befolgte. Dieſes Alles, und dann auch den Fortgang in der Heiligung zu befördern, iſt der wahre eigentliche Zweck, wozu uns unſer Herr ſeinen heiligen Geiſt geſendet hat.

Die äuſſere Kirche kann ihren Gliedern nur **die Erkänntnis der Wahrheit zur Gottſeligkeit** mittheilen. Geſezt auch, aber keineswegs zugegeben, alle Geiſtliche Perſonen wären würklich Fortleiter des heiligen Geiſtes, ſo hülfe ſie das für ihre eigene Perſonen nichts; ſchlägt das Wort der Wahrheit, oder auch ein äuſſeres Gnadenmittel Wurzel in irgend einem Herzen, ſo iſt die Frage, **ob der heilige Geiſt, der dies Wurzelſchlagen, keimen, wachſen, aufblü-**

hen, und Früchte-Tragen, in der Seelen bewürkt, von dem Lehrer der Kirchen dem Wort der Wahrheit mitgetheilt worden ſey, oder von der Wahrheit ſelbſt die im Wort, oder Gnaden Mittel liegt? — Die Antwort iſt, warlich! nicht ſchwer, Sie iſt gerade derjenigen gleich, welche ich auf die Frage: **kommt die Ueberzeugung von der Wahrheit zweymal zwey iſt vier, von dem Rechenmeiſter her, der den Unterricht giebt, oder von der Wahrheit ſelbſt die in dem Satz liegt?** — die lehrende Kirche pflanzt die Wahrheit zur Gottſeligkeit, und die Gnadenmittel fort; dazu verordnet ſie Werkzeuge, die durch Studiren und Unterricht die gehörigen Kenntniſſe erlangt haben, und durch Hände-Auflegen, und andere zur Ordination gehörige Cärimonien zum Lehramt berechtiget werden; aber daß dadurch der heilige Geiſt mitgetheilt werde, das widerſpricht der heiligen Schrift, der geſunden Vernunft, und aller Erfahrung.

Ich habe oben einmal zugeſtanden, daß von einem Apoſtel ſelbſt, der ein heiliges Leben führt, oder von einem jeden Religionslehrer, der ſelbſt ein wahrer Chriſt iſt, und die Früchte des heiligen Geiſtes im Leben und Wandel zeigt, auch Andern der heilige Geiſt mitgetheilt werden könne; dies iſt natürlich, und durch die Erfahrung beſtättigt: denn ein frommer Geiſtlicher, der mit Licht, Wahrheit, und Nachdruck die Religions-Wahrheiten empfiehlt, und durch ſein eignes Beyſpiel lehrt, der wird weit mehrere wahre Chriſten bilden, als ein Anderer deſſen Leben und Wandel ſeinen eigenen Lehren widerſpricht; wie kann man dieſer ein Canal ſeyn der den heiligen Geiſt fortleitet?

Doch ich ſehe daß ich mich noch deutlicher erklären muß: genau, beſtimmt, und nach dem Weſen der Wahrheit geſprochen, theilt auch kein Apoſtel oder apoſtoliſcher Mann im eigentlichen Sinn den heiligen Geiſt mit; denn dies göttliche Weſen bedarf keiner armen menſchlichen Fortleiter, ſondern die Wärme, die Liebe, die Macht der Wahrheit, womit ſie der fromme Religionslehrer an das Herz der Zuhörer legt, kann dieſes Herz rühren, und den Willen ſo lenken, daß es des heiligen Geiſtes empfänglich wird; und ſo **mittelbar** kann ein Menſch dem Andern den heiligen Geiſt mittheilen.

Lieber theuerer Bruder **Sulzer**! alle dieſe Sätze ſind ſo unzweifelbar wahr, und legitimiren ſich ſo an der durch den heiligen Geiſt, und das Wort Gottes erleuchteten Vernunft, daß kein Wahrheitliebender und ſuchender Menſch etwas mit Grund dagegen einwenden kann. Was helfen die oftmals ſehr ſchmuzigen Canäle irgend einer Kirche, wodurch ſich der heilige Geiſt fortpflanzen und mittheilen ſoll? Dieſes reine und heilige Weſen iſt **das Licht** und **die Wärme** der Geiſterwelt, allenthalben gegenwärtig, und allenthalben würkſam, wo es bewürkbare Gegenſtände findet. **Wahrheit** und **Güte** pflanzt es in jedes Herz, wo es **Glauben** und **Liebe** findet.

Wenn alſo der fromme Chriſt, durch gründliche Darſtellung der Wahrheit **den Verſtand** eines Menſchen überzeugt, und durch warme Ueberredung das Herz zur Annehmung derſelben, gründlich zu bewegen weiß; wenn er alſo die Dunkelheit und den Schleyer, der das Weſen der Menſchen umhüllt, wegzuſchaffen vermag, ſo überſtrahlt das himmliſche Licht des heiligen Geiſtes die ganze Seele, ſo daß ſie des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht ſieht; und ſeine lebenbringende Wärme durchwürkt ſie ſo kräftig, daß jedes Saamenkorn des Worts Gottes keimt, und allmälig zur vollkommenen Größe fortwächſt. Mit wahrer Bruderliebe

der Ihrige
Jung Stilling.

Antwort auf den fünften Brief.

In welchem der Herr Verfaſſer des von Chriſto geſtifteten Lehramts Nothwendigkeit und Nutzen für die Menſchen, und ſeine Exiſtenz zeigt. Dann auch von einem entſcheidenden Glaubens-Richter, und vom wahren Glauben an Jeſum Chriſtum.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Nicht allein **Juden, Muhamedaner** und **Heiden,** ſondern ein jeder nur halb vernünftiger Proteſtant muß und wird Ihnen aufrichtig zugeben, daß die erſten Betrachtungen über das von **Chriſto** errichtete Lehramt **die Nothwendigkeit und den Nutzen deſſelben zum Gegenſtand haben müßten.**

Sie ſagen: **da wir Menſchen nur auf dreyerley Wegen, nämlich durch Erfahrung, vernünftige Schlüſſe und Autorität, zur Erkänntnis jeder Wahrheit gelangen können, und die Lehre Jeſu, ſo viele geheimnisreiche, und übernatürliche Wahrheiten, dann willkührlich von Jeſu beſtimmte Gnadenmittel, und andere Verordnungen und Anſtalten enthält, welche weder durch Erfahrung, noch durch Nachdenken, oder Schlieſen von den Menſchen können erkannt werden, ſo ſey es nothwendig geweſen den Weg der Autorität zu erwählen**, u. ſ. w.

Die Lehre Jeſu enthält **die herrlichſte und vollkommenſte Sittenlehre in der Welt**, die durch Erfahrung und richtige Schlüſſe, als ſolche, von jedermann anerkannt wird, ſo bald ſie ihm bekannt gemacht wird. Dieſer Satz iſt apodictiſch, und keiner Widerlegung, alſo auch keiner Unterſtützung durch **menſchliche** Autorität fähig, denn die hat ſie von Chriſto ſelbſt. Fürs zweite enthält ſie **Glaubens-Lehren**, die ſich theils auf Thatſachen, das iſt auf die Lebensgeſchichte unſers Herrn, und theils auf ſeine eigene **Lehren** und **Befehle** gründen; beyde ſtehen ſo deutlich, in den Evangelien und apoſtoliſchen Briefen ausgedrückt, daß es nur eines natürlichen Menſchen-Verſtandes, und keiner Autorität bedarf, um zu verſtehen, was der Herr von den Menſchen fordert. **Es kommt alſo blos darauf an, zu beweiſen, daß der Chriſtus, der das Alles befiehlt, göttliche Autorität habe, und daß**

daß Er das, was Er denen die an Ihn glauben, verheiſen hat, auch halten könne, und werde. Wer kann das aber überzeugend beweiſen? Warlich! keine menſchliche Autorität, kein Pabſt, kein Biſchof, und kein chriſtlicher Lehrer in der ganzen weiten Welt, ſondern nur allein der heilige Geiſt, der allein kann in alle Wahrheit führen. Dies geben Sie mir auch zu, mein theuerer Bruder! aber Sie binden Ihn an eine gewiſſe Lehrerkirche, die nach Ihrer Meinung die **Römiſche** iſt; in dieſer ſoll der heilige Geiſt zu Hauß ſeyn, und da nicht irren können, freylich, irrt der heilige Geiſt nicht, aber! aber!

Hier führen Sie verſchiedene Stellen an, nämlich Luc. 10. V. 16. **Wer Euch höret, der höret mich, und wer Euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet auch den, der mich geſandt hat;** dies ſagte der Herr zu den ſiebenzig Jüngern, als Er ſie ausſandte ſeine Lehre zu verkündigen; wo ſteht aber hier, oder irgend anderswo, nur ein Wort, oder nur ein Laut, daß dieſe Sendung hernach allein und ausſchlieslich auf die Römiſche Kirche übergegangen ſey? Dieſer Spruch beweißt alſo, ſo wie mehrere andere, daß **Chriſtus** ein Lehramt geſtiftet habe, daß es alſo nothwendig und nüzlich ſey, aber für die **Römiſche Kirche** beweiſt er nicht mehr, als für jede andere chriſtliche Kirche. Ferner: Jeſaia 54. V. 13. **Alle deine Kinder ſollen vom Herrn gelehrt ſeyn, und die Vielheit des Friedens deinen Kindern.** Wollen Sie das auf die Römiſche Kirche anwenden? Mein Theuerſter! Sind alle Kinder Ihrer Kirche vom Herrn gelehrt, und ruht die Fülle des Friedens auf Ihnen? — Nein, warlich! dieſe Weiſſagung läßt ſich auf keine chriſtliche Kirche, noch bis daher anwenden, dies bedarf ja gar keines Beweiſes, ſondern ihre Erfüllung iſt noch zukünftig. Ferner: Jerem. 31. V. 33. u. f. **Sondern dies wird der Bund ſeyn, den ich mit dem Haus Iſrael nach dieſen Tagen machen werde, ſpricht der Herr; ich will mein Geſez in ihr Innerſtes geben, und es in ihr Herz ſchreiben, und ich werde ihnen Gott, und ſie werden mir ein Volk ſeyn**, u. ſ. Sagen Sie mir doch, lieber theuerer **Sulzer**! womit wollen Sie doch in aller Welt beweiſen, daß Ihre Römiſche Kirche dies **Iſrael** iſt? kann nicht eine jede chriſtliche Kirche das auf ſich anwenden? denn jede glaubt ſie habe dies Geſez in ihrem Innern, und in ihr Herz geſchrieben, und jede glaubt, **Jehovah Jeſus Chriſtus** ſey ihr Gott, und ſie ſein Volk. Auch die Juden ziehen dieſe Stellen auf ſich, und mit gröſerer Wahrſcheinlichkeit, als wir Chriſten alle, denn der Name **Iſrael** ſteht da, und wenn ihre künftige Bekehrung ſtatt findet, ſo mögen dieſe Verheiſſungen auch ſie wohl vorzüglich angehen. Bis dahin haben Sie alſo noch nicht bewieſen, daß Ihre Kirche, die ausſchliesliche, allein wahre chriſtliche Lehrer-Kirche ſey.

Sie ſagen, **die Lehre Jeſu enthalte viele geheimnisreiche und übernatürliche Wahrheiten**, und ſchlieſen daraus: **weil weder Vernunft noch Erfahrung eine Ueberzeugung dieſer Wahrheiten gewähren könnten, ſo ſey eine Autorität**

„nöthig, welche die Macht habe, die Vernunft und den Willen zur Annehmung dieſer überſinnlichen Wahrheiten, das iſt zum Glauben, zu beſtimmen.

Auch hier ſind wir uns einig: dieſe Autorität kann keine andere ſeyn, als der vom Vater und Sohn ausgehende heilige Geiſt. Jezt frage ich Sie vor Gott dem Allgegenwärtigen, und vor dem ganzen vernünftigen Publikum: **Wo iſt der heilige Geiſt?** — erinnern Sie ſich nur an das was ich oben in meiner Antwort auf Ihren vierten Brief geſagt habe — ich füge nun noch hinzu: **der heilige Geiſt ruht auf der ganzen heiligen Schrift; auf dem Wort der Wahrheit; wer dieſe treu und redlich lehrt, der iſt ein wahres Glied der Lehrerkirche, die äuſſere Anſtalt in welcher er lebt, mag übrigens heiſſen wie ſie will.**

Nur die Bibel, und vorzüglich das Neue Teſtament, das aber auf dem veſten Grund des Alten ruht, iſt die einzige allgemeine Autorität des wahren Chriſten, auſſer ihr giebts keine Andere.

Endlich gedenken Sie noch ſolcher Gnadenmittel, anderer Verordnungen und Anſtalten, die von **Jeſu** willkührlich beſtimmt worden, die alſo durch Vernunft und Erfahrung nicht als nothwendige Pflichten und Erkänntniße betrachtet werden konnten.

Alle dieſe **Gnadenmittel, Verordnungen** und **Anſtalten,** ſind in der **Taufe** und dem **Abendmahl** begriffen, von dem Lehramt haben wir ſchon geredet.

Alles andere was die verſchiedene Kirchen aus mancherley Urſachen noch hinzugeflickt haben, mag zum Theil, als Erweckung zur Andacht gut ſeyn; aber verbindlich und zur Seligkeit nöthig iſt nur das, was Chriſtus und die Apoſtel verordnet haben, und dies iſt Alles im Neuen Teſtament enthalten, auſſer dem was in der Bibel enthalten iſt, iſt in Anſehung der Religion nichts für den Chriſten verbindlich.

Lieber Herzensbruder! darüber ſind wir uns wohl einig, daß der heilige Geiſt, durch die heilige Schrift die eigentliche wahre Autorität ſey, die das was der Chriſt thun und glauben ſoll, beſtimmt; allein nun ſetzen Sie noch hinzu, **daß es eine menſchliche Autorität gebe, in welcher der heilige Geiſt ausſchließlich, zu finden ſey: dieſe allein verſtehe die heilige Schrift; dieſe allein habe das von Chriſto und den Apoſteln geſtiftete Lehramt, und ſie habe das Recht zu beſtimmen, was Chriſtus auſſer dem was im neuen Teſtament enthalten iſt, noch von denen die an Ihn glauben geglaubt und gethan haben wolle; und dieſe Autorität ſey der Pabſt und die Römiſche Kirche.**

Ohne von dem Allen nur das geringſte bewieſen zu haben, ſetzen Sie das Alles als wahr voraus, bedauern uns arme Proteſtanten, bitten und ermahnen uns wir ſollten doch der Wahrheit Gehör geben, ohne daß Sie noch Gründe, überzeugende Prämiſſen angegeben haben, daß das was Sie behaupten Wahrheit ſey — Sie rühmen die Vortheile einer ſolchen unfehlbaren Lehranſtalt, und einzigen wahren Kirche, wir ſollen nur die Augen öfnen und ſehen, und warlich! wir ſehen nichts, als eine große öffentliche Anſtalt, inwendig und auswendig voller Mängel, und Gebrechen; **dies wird ſich in meiner Beantwortung des folgenden Briefs unwiderſprechlich zeigen.** Das muß ein jeder ſehen, der Ihr Buch lieſt, daß Sie es herzlich gut meinen, und daß Gottes- und Menſchenliebe Ihr Herz belebt; aber das ſieht auch jedermann, ſogar der wahre erleuchtete Catholick, daß Sie von Jugend auf Grundſätze eingeſogen haben, die nur in den dunkelſten Zeiten Ihrer Kirche herrſchend geweſen ſind. Nehmen Sie mir dieſe Bemerkung nicht übel, ſie iſt reine Wahrheit. In dieſen Vorurtheilen ſind Sie erwachſen, haben durch dieſe dunkle und ſchief geſchliffne Brille alle Proteſtanten um ſich her beobachtet, und ſo entſtand dann endlich dies Syſtem in Ihrer guten und liebevollen Seele.

Mein und der ganzen Proteſtantiſchen Kirche Begrif von dem öffentlichen Lehramt, ſo wie es **Chriſtus** und ſeine Apoſtel geſtiftet und eingeführt haben, desgleichen von ſeiner Exiſtenz, iſt kürzlich folgender:

Johannes der Täufer, dann **Chriſtus** und ſeine Apoſtel, fiengen Ihren Lehrberuf damit an, daß ſie die Menſchen aufforderten, **Buße zu thun;** ſie ſagten: μετανοεῖτε, welches der heilige **Hieronymus** durch Poenitentiam agite, **übt Reue,** ganz richtig überſezt: das Wort μετανοεῖν bedeutet eine gänzliche Veränderung der bisherigen irrdiſchen, ſinnlichen, und ſündlichen Geſinnung, und ihre Umwandlung in eine himmliſche, und geiſtige, und ſittliche Gemüthsgeſtalt. Den Beweggrund warum dies geſchehen müße, ſezten dieſe heiligen Lehrer in die Annäherung des Reichs Gottes: denn wer ein Unterthan dieſes Reichs ſeyn wolle, der müße nothwendig ſeine bisherige ſündliche Geſinnung ablegen, und ein frommer Menſch werden, thäte er das aber nicht, ſo würden ihn die nahen Gerichte Gottes treffen, und er würde verlohren gehen.

Dieſer Aufruf zur Buße und Bekehrung iſt alſo das erſte Hauptſtück des von unſerm Herrn und ſeinen Apoſteln geſtifteten Lehramts; damit aber der Menſch auch wiſſen möge, wie und wozu er ſich bekehren ſoll, ſo muß ihm auch die ganze Evangeliſche Heilslehre von dem Fall **Adams** und ſeiner Erlöſung durch den Sohn Gottes **Jeſum Chriſtum**, bekannt gemacht werden; dieſe Lehre muß er dann auch als gewiſſe und ewige Wahrheit von Herzen annehmen und **glauben**. Daher drunge hernach **Chriſtus** in ſeinem öffentlichen Lehramt auf den **Glauben** an Ihn, als den Erlöſer der Welt.

Jezt frage ich Sie, mein theuerer Bruder! — wenn damals **Jeſus** Glauben an ſich und ſeine Sendung forderte, was verſtand Er darunter? — Doch wohl nichts Anders, **als daß man Ihn von Herzen für den eingebohrnen Sohn Gottes, für den verſprochenen Meſſias, und Welterlöſer, anerkennen, und ſeine Gebote treu befolgen müße. Wer nun ſo an Ihn glaubte, und würklich ſeinen Befehlen gehorchte, dem verſprach Er die ewige Seligkeit.** Da Er aber wohl wuſte daß der Menſch für ſich allein nicht Kräfte gnug habe, ſeine Gebote zu befolgen, ſo gab Er auch die Mittel an, wodurch die mangelnden Kräfte ergänzt werden ſollten, nämlich die Mittheilung des heiligen Geiſtes, das Bleiben an Ihm wie der Rebe am Weinſtock, und der geiſtige und lebenbringende Genuß ſeines Fleiſches und Bluts, welches Er am Creuz für die Sünden der Welt opfern wollte. Dies war der ganze Inhalt der Lehre Jeſu, ſo lang Er ſinnlich unter den Menſchen wandelte, und darauf beruhte alſo auch damals der ganze ſeligmachende Glaube ſeiner wahren Verehrer. Nach ſeinem Creuzestod, ſeiner Auferſtehung und Himmelfarth wurde nun die ganze Heilslehre durch Thatſachen vollſtändig, und die mit dem heiligen Geiſt erfüllten Apoſtel breiteten dieſe Heilslehre aus, und erfüllten die damals cultivirte Welt damit. Dieſe Heilslehre, dieſen Glauben an **Jeſum Chriſtum**, verkündigen wir Proteſtanten auch, und es kann uns in Ewigkeit nicht bewieſen werden, daß wir etwas Anders, oder mehr oder weniger lehren.

Jezt frage ich Sie auf Ihr Gewiſſen, lieber Sulzer! — **Gründet ſich die Gültigkeit und Wahrheit des chriſtlichen Lehramts auf die aneinanderhängende Succeſſion der Biſchöffe von der Apoſtelzeiten an bis daher, ſo iſt auch das Lehramt der Morgenländiſchen-Griechiſchen, folglich auch der Ruſſiſchen Kirchen apoſtoliſch gültig, denn die Aufeinanderfolge ihrer Biſchöffe von der Apoſtelzeiten an bis daher kan nicht beſtritten werden.** Oder:

Iſt die Succeſſion der unveränderten Apoſtoliſchen Lehre, die durch alle Jahrhunhunderte hiſtoriſch richtig dargethan werden kann — man leſe Joſeph Millners Geſchichte der Kirche Chriſti — der wahre Grund des gültigen chriſtlichen Lehramts, ſo kann auch das Lehramt der Proteſtanten unmöglich anders als gültig und Apoſtoliſch angeſehen werden. Oder endlich:

Wenn Sie, wie ich vermuthe, behaupten wollen, beydes gehöre zuſammen, nämlich die Apoſtoliſche Succeſſion der Biſchöffe und auch die Apoſtoliſche Succeſſion der Lehre, und nun beydes der Römiſchen Kirche, ausſchlieslich aller Andern zuſchreiben; ſo antworte ich: Dann müßen Sie erſt beweiſen, daß ihre Kirche die allein unfehlbare ſey; daß in ihr und durch ſie allein, der heilige Geiſt die Menſchheit belehre, und daß ihre Lehren den Lehren der heiligen Schrift nicht allein gemäß ſeyen, ſondern auch in keinem Stück mit ihnen im Widerſpruch ſtehen.

Dieſen Beweiß verſprechen Sie im folgenden Brief; bis dahin, oder vielmehr bis Sie uns überzeugt hatten, hätten Sie alle die Deklamationen und Bedauerungen der armen Proteſtanten, verſparen ſollen, denn ſie dienen zu nichts, als daß ſie nur Ihr gutes, redliches, menſchenliebendes Herz, aber auch eine Bitterkeit gegen den Proteſtantismus zeigen, die der chriſtlichen Bruderliebe keineswegs geziemt.

Sehen Sie, lieber Bruder! der proteſtantiſche Begrif vom wahren apoſtoliſchen Lehramt iſt folgender: ſeine wahre Autorität beruht auf der heiligen Schrift, ſo wie ſie von allen Kirchen der Chriſtenheit einhellig, und allenthalben unverfälſcht, und gleichförmig angenommen wird; und auf dem auf ihr ruhenden und ihr ſeligmachendes Wort überall begleitenden heiligen Geiſt. Die Autorität aber, das Lehramt zu verwalten, giebt die weltliche Obrigkeit, unter der Leitung der von ihr ſelbſt angeordneten Vorſteher und Aufſeher der Kirche.

Daß dies von Anfang an, ſo bald es Chriſtliche Obrigkeiten gab, beſtändig in Uebung geweſen, das beweiſt die Kirchengeſchichte: Die Kaiſer zu Konſtantinopel regierten die Kirche durch Patriarchen, Erzbiſchöffe und Biſchöffe, aber ſie berieſen, und beſtimmten die höchſten Vorſteher der Kirchen ſelbſt, und berieſen auch die Concilien zuſammen. Erſt ſpäterhin, als die Biſchöffe zu Rom ſich das Primat zueigneten, ſo ſuchten ſie ſich auch jenes Rechts der Obrigkeit zu bemächtigen; was das für Unordnungen, Unruhen, und blutige Kriege verurſacht hat, das zeigt uns die Geſchichte. Von der Apoſtelzeiten an bis auf Conſtantin den Groſſen, gab es keine chriſtliche Obrigkeiten, folglich mußte ſich die Kirche ſelbſt regieren; jeder Biſchof verwaltete ſeinen Sprengel; und wenn ſtreitige Lehrpunkte oder ſonſt ſchwierige Fälle vorkamen, ſo correſpondirten die Biſchöffe miteinander, oder ſie befolgten auch wohl den Rath des Angeſehenſten unter ihnen. Von dem Römiſchen Primat war noch lange die Rede nicht.

Um zu beweiſen, daß Lehrer die durch die Apoſtoliſche Sendung nicht ordentlich berufen worden, nicht gültig ſind, führen Sie die Stelle Ap. Geſch. 19. V. 13—16. an; ſie lautet nach der Vulgata folgender Geſtalt: **Es verſuchten aber Einige, von den herumziehenden Jüdiſchen Beſchwörern, über diejenigen welche böſe Geiſter hatten, den Namen des Herrn Jeſu anzurufen, und zu ſagen: ich beſchwöre Euch durch Jeſum, welchen Paulus predigt. Diejenigen welche dieſes thaten waren ſieben Söhne eines Jüdiſchen Hohenprieſters, Namens Sceva. Der böſe Geiſt aber antwortete ihnen: Jeſum kenne ich, und Paulum weiß ich, wer ſeyd ihr aber? — und der Menſch, in welchem einer der böſeſten Geiſter war, fiel über ſie her, ward ihrer mächtig, und warf ſie unter ſich, ſo daß ſie nackend und verwundet aus dem Haus flohen.** Der Teufel reſpektirte alſo dieſe Beſchwörer nicht, und rächte ſich an ihnen. Sie glauben alſo das ſey darum geſchehen, weil ſie nicht von den Apoſteln durch Hände-Auflegen ordinirt worden; daß dies aber nicht der Fall ſey, das will ich Ihnen durch eine andere Stelle klar und deutlich beweiſen:

Johannes ſprach zu unſerm Herrn, Marc. 9. V. 38. **Meiſter! wir ſahen Einen in deinem Namen Teufel austreiben, der uns nicht nachfolgt, und wir verbotens ihm. Jeſus** verſezte:

verbietet es ihm nicht, denn niemand, der eine Kraftthat **in meinem** Namen verrichtet, **kann** bald übel **von mir reden. Denn wer nicht gegen Euch iſt, der iſt für Euch.** Sie ſehen alſo, lieber Bruder! daß es in dieſen beyden Fällen nicht auf die Sendung durch **Chriſtum** oder die Apoſtel ankam; daß jene ſieben Beſchwörer **nichts** ausrichteten, und vom Beſeſſenen mishandelt wurden, das kam wohl daher, weil ſie ſelbſt wegen ihres gottloſen Lebens in der Gewalt des Satans waren. Der Schluß aus dem Allem iſt: **daß auch derjenige der nicht ordentlich zum Lehramt berufen iſt, wenn er anders die Lehre Chriſti richtig vorträgt, wahrhaft chriſtlich lebt, und die eingeführte Kirchliche Ordnung nicht ſtört, dem Herrn nicht unangenehm** ſey. Wenn Sie aber jene Stelle gegen uns Proteſtanten anwenden wollen, ſo können Sie leicht denken, **daß uns das Zeugnis unſers Herrn, der die Wahrheit ſelber iſt, mehr gelten müße, als das Zeugnis eines Teufels, der ja ein Lügner, und ein Vater derſelben iſt, Joh. 8. V. 44.**

Daß auf die **Rechtmäſigkeit** der Sendung zu einem Lehramt, auch ihre **Gültigkeit** folge, das hat ſeine Richtigkeit; daß aber die Römiſche Kirche ausſchlieslich aller Andern nur rechtmäſig und gültig ſenden könne, das muß noch bewieſen werden.

S. 75. Suchen Sie nun das Wort Kirche zu erklären; Sie ſagen: **eine andere nicht minder wichtige Frucht der gemeldeten Anſtalt unſers Herrn,** nämlich des Römiſch Katholiſchen Lehrköpers — **iſt dieſe: daß nur allein bey ihr eine eigentliche Kirche, die wahre Kirche möglich iſt** — u. ſ. w. Ihr Beweiß iſt folgender: **Sie verſtehen unter dem Wort Kirche eine Geſellſchaft oder Verbindung aller derjenigen Perſonen, welche einerley geoffenbarten Lehrbegrif, und darinn gegründeten Gottesdienſt annehmen.** Ganz richtig! dieſe Definition oder Worterklärung, nehmen wir Proteſtanten auch an. Sie fahren fort und ſagen: **Jezt lieben Brüder! denket nach, und geſtehet, ob eine Geſellſchaft nicht dort, und nur allein dort, möglich ſey, wo ein von Gottes Geiſt erleuchteter, in Jeſu Chriſti Namen ſprechender, von Ihm aufgeſtellter Körper von Hirten exiſtirt? — Da alſo meine Brüder! und nur da iſt, einerley Lehrbegrif, und darinnen gegründeter Gottesdienſt möglich.**

Lieber, Lieber Bruder Sulzer! haben Sie die Güte und zeigen Sie uns auf Gottes weiter Erde eine äuſſere Kirche, in welcher ein von Gottes Geiſt erleuchteter, in Jeſu Chriſti Nahmen ſprechender, von Ihm aufgeſtellter Körper von Hirten exiſtirt! — wir Proteſtanten kennen, warlich! keine Einzige; **aber die wahre Gemeine des Herrn, von welcher das im vollen Sinn gilt, was Sie von Ihrer Kirche behaupten wollen, und nach deren Gemeinſchaft wir alle ſtreben; auf die ſich auch der verehrte Theologe in der Schweiz deſſen Sie S. 76. gedenken, beruft — Ja! dieſe Kirche kennen wir ſehr wohl. Alle wahre Verehrer**

rer Jeſu, in allen chriſtlichen Religions-Partheyen, welche die Eigenſchaften in der That und Wahrheit, in Wort und Wandel äuſſern, die Sie zur chriſtlichen Brüderſchaft fordern, die bilden zuſammen die wahre Kirche Chriſti. Dieſe Kirche allein und keine Andere, enthält die Geſellſchaft, und Verbindung aller Perſonen, welche einerley geoffenbarten Lehrbegrif, nämlich den alten wahren apoſtoliſchen Glauben, und den darinnen gegründeten Gottesdienſt **im Geiſt und in der Wahrheit** annehmen. Nur allein **hier** findet ſich ein von Gottes Geiſt erleuchteter, in **Jeſu Chriſti** Namen ſprechender, von Ihm aufgeſtellter Körper von Hirten, und ſonſt nirgends. Hier allein iſt die Gemeinſchaft der Heiligen, und die Kirche, auſſer welcher keine Seligkeit, kein Heil zu finden iſt. Dieſe unſere Behauptung wollen Sie nun in einem der folgenden Briefe ausführlich beantworten. Gut! wir wollen es erwarten. Indeſſen legen Sie uns S. 77. einen nach Ihrer Meinung ſchwer zu löſenden Knoten vor; wir wollen ſehn, ob ihn zu löſen **Alexanders** Schwerdt nöthig iſt.

Sie freuen ſich, mit allen wahren Catholicken, **daß wir, und ein groſer Theil unſerer Brüder die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Richters in Glaubensſachen je länger je mehr fühlen, und geſtehen, dieſer Richter könne kein anderer ſeyn als der heilige Geiſt.** Verzeihen Sie, lieber **Sulzer!** das fühlen wir Proteſtanten nicht je länger je mehr, ſondern von jeher. **Der heilige Geiſt**

iſt durch das Wort der Wahrheit, nämlich durch die heilige Schrift unſer einziger und unfehlbarer Glaubens-Richter; das war Er von der Apoſtelzeiten an bis daher, und ſo auch der wahre und einzige Regent, der wahren Kirche Chriſti. Jezt glauben Sie uns veſt zu ſehen. Sie fahren fort: Wollt Ihr aber Euer Wort nicht mehr zurück nehmen, ſoll es dabey bleiben, daß ein jeder fromme und redliche Bibelforſcher den heiligen Geiſt habe, um durch ihn, wie Ihr mir ſchreibt und ſagt in alle Wahrheit geleitet zu werden, ſo ſehet: u. ſ. f. Nein! wir nehmen nichts zurück, ſondern wir geben das Alles gern und willig zu; was ſollen wir aber nun ſehen? Antw. daß in der Katholiſchen Kirche vom erſten Jahrhundert her bis auf den heutigen Tag Millionen heiliger Menſchen, Päbſte, Biſchöffe, Prieſter, Diakonen, Märtyrer, Kirchenlehrer, oder Privatperſonen waren, die ihr Leben der Erforſchung und Befolgung der Lehre Jeſu gewidmet und in der Nachfolge Jeſu eben ſo gottſelig als getroſt geſtorben ſind. Nun machen Sie den Schluß, und ſagen: Waren dieſe im Irrthum, ſo iſt Euer (der Proteſtanten) Wort nicht wahr. 13
Waren ſie in der Wahrheit, ſo wiſſet: Ihr aller Glaube iſt einer und derſelbe, in allen Lehrſtücken der Geheimniſſe, der Moral, der Sakramente und der geiſtlichen Gewalten unveränderte Glaube aller Jahrhunderte in allen Ländern auf Erden.

Antw. Wir geben gern zu, und glauben auch redlich, daß viele Menſchen aus allen Ständen in der Römiſchen Kirche, von Anfang an, ſelig geworden ſind, und noch immerfort ſeelig werden, und zwar durch den wahren altapoſtoliſchen Glauben an **Jeſum Chriſtum,** und treue Befolgung ſeiner Lehre; wer dieſe Eigenſchaften hat, der wird ſeelig, ſeine äuſſere Kirche mag heißen wie ſie will, und er gehört zur wahren unſichtbaren Gemeine des Herrn. Mit dieſem wahren Glauben kann aber ein ſolcher Chriſt noch mancherley Irrthümer, abergläubiſche Gebräuche, und Lehrſätze verbinden; die ihn zwar am Seeligwerden nicht hindern, indeſſen wäre es doch beſſer wenn er das Alles nicht damit verbände. Darinnen irren Sie gewiß, mein lieber Bruder! wenn Sie glauben daß zum Seeligwerden Vollkommenheit im chriſtlichen Wandel erfordert würde. Selbſt die Apoſtel irrten und fehlten noch zuweilen, und zwar nachdem ſie den heiligen Geiſt in ſo reichem Maaß empfangen hatten; ſo erzählt **Paulus** Galat. 2. V. 11—14. **Petrus** habe mit den Heiden gegeſſen, ſo lang keine Juden da geweſen wären, hernach aber hätte er ſich um der Juden willen, den Heiden entzogen, für welche Unredlichkeit er von **Paulo** einen derben Verweiß bekam; und wiedrum entzweyten ſich **Paulus** und **Barnabas,** Ap. Geſch. 15. V. 39. wo wenigſtens Einer irrte und fehlte, wo nicht gar alle beyde. **Der Chriſt wächſt vom Anfang ſeiner Bekehrung an, bis zu ſeinem Uebergang ins beſſere Leben, ſowohl in der Vollkommenheit der Lehre, als des gottſeeligen Wan-**

Wandels, wie ſolches Paulus in ſo vielen Stellen ſeiner Briefe bezeugt, z. B. Philip. 3. V. 12. **Nicht daß ichs ſchon ergriffen hätte, oder ſchon vollkommen wäre, ich jage ihm aber nach,** u. ſ. w.

Nun glauben Sie uns erwiſcht zu haben: Sie fahren fort: **Jezt theuere Brüder! wo iſt die Wahrheit? — Wo iſt der heilige Geiſt? — bey der Einigkeit von Millionen heiliger Katholicken, deren Glaube ſichtbar war, wie ſie ſelbſt? oder bey Euerer vergeblichen unſichtbaren Kirche, von der man nichts erfährt, als eine Verſchiedenheit der Meinungen, ſo groß je eine auf Erden war? — Sprecht!**

Ja! Ja! wir wollen ſprechen: bey allen jenen heiligen und ſeeligen Katholicken war Wahrheit mit Irrthum und allerhand Kirchengebräuchen, die weder **Chriſtus** noch der heilige Geiſt **befohlen** oder **empfohlen** haben, vermiſcht; ſie hatten den wahren Glauben an **Jeſum Chriſtum**, und führten ein Gottſeeliges Leben, nach ſeiner und der Apoſtel Lehre; ſie hatten den heiligen Geiſt, und irrten doch in vielen Stücken: denn der Schluß iſt ſehr unrichtig: **wo der heilige Geiſt iſt, da iſt Unfehlbarkeit und kein Irrthum mehr:** denn man kann ein geringers, gröſeres, und endlich vollkommenes Maaß des heiligen Geiſtes haben, (wiewohl dies Leztere nie in dieſem Leben erreicht wird) je nachdem die eigene Vernunft dem heiligen Geiſt Raum giebt, und durch ſein himmliſches Licht erleuchtet wird. Sehen Sie Lieber! **ich ſpreche: da iſt Wahrheit!**

— und da iſt der heilige Geiſt; — da iſt Einigkeit — nicht allein von Millionen heiliger Katholicken ſondern ſchlechterdings von allen chriſtlichen Partheyen, wo man von Herzen an Chriſtum glaubt, und ſeine Lehre durch ein heiliges gottſeliges Leben treu befolgt, das iſt die wahre Einigkeit des Geiſtes, und die wahre Gemeinſchaft der Heiligen, die man nirgend in irgend einer äuſſern Kirche findet. Auſſer dieſem wahren apoſtoliſchen Glaubensgrund, giebt es keine zween Menſchen, weder in der Katholiſchen, noch in irgend einer Kirche, die in ihren Begriffen vollkommen eines Sinnes ſind; und worinn beſteht denn die ſo gerühmte Einigkeit der Römiſchen Kirche? — In einer Menge Lehren, Begriffe, äuſſerer religiöſer Gebräuche und Uebungen, welche alle miteinander mit dem wahren Glaubensgrund verbunden, und alleſamt als mehr oder weniger nothwendig zur Seeligkeit erklärt worden, daß nun der hierarchiſche Zwang alle Menſchen, die zu dieſer Kirche gehören, nöthigt, ſich zu dem allen zu bekennen, und das Alles mitzumachen, wenn ſie nicht ausgeſchloſſen, verfolgt und unglücklich werden wollen, das iſt eine ausgemachte Sache; daher entſteht nun freilich eine äuſſere ſcheinbare Einigkeit und Einheit, ſo wie ſie in anderer Rückſicht auch bey dem Militär ſtatt findet; da aber durch jenen hierarchiſchen Zwang die Denkfreiheit gehindert wird, ihre Unterſuchungen, wahre oder falſche Aufklärungs-Entdeckungen, öffentlich zu geſtehen und bekannt zu machen, ſo entſteht dadurch, unter den gelehrten und denkenden Köpfen, eine ungeheure Menge Irrgeiſter, Ketzer aller Art, Atheiſten genug, Deiſten, Sozinianer, u. d. gl. die alle unter dem Schein guter Katholicken alles mitmachen, und alſo ſchreckliche Heuchler ſind; ſolche Leute entdecken ſich in Ihrer Kirche nicht, auſſer ſolchen, die mit Ihnen eines Sinnes ſind, aber bey uns Proteſtanten ſind ſie deſto offenherziger; davon bin ich ein Zeuge auſſerordentlich vieler Erfahrungen. Was aber den gemeinen Mann und Nichtdenker in Ihrer Kirche betrift, der macht ſorgfältig alle Cärimonien mit, ſagt zu allem ja, was ihm die Kirche befiehlt, läßt ſich tauſend- und abermals tauſendmal durch ſeinen Beichtvater ſeine Sünden vergeben, und ſündigt dann wieder fort, er lebt bürgerlich rechtſchaffen, aber von Bekehrung, von Veränderung ſeiner Geſinnungen iſt gar die Rede nicht, ſo ſtirbt er ſorglos dahin, und verläßt ſich auf ſeine Kirche. **Hiemit läugne ich aber keinesweges, daß es in Ihrer Kirche auch wahre fromme und heilige Seelen giebt.**

In der proteſtantiſchen Kirche findet, **nach dem Geiſt dieſer Kirche,** kein Zwang ſtatt; folglich kann jeder frey unterſuchen, und was er für wahr erkennt laut ſagen, ſo lang es dem Staat und der bürgerlichen Geſellſchaft nicht nachtheilig wird, daher werden auch alle unſre Irrgeiſter und Sekten offenbar, und jedermann kann ſehen wer ein wahrer Proteſtant iſt. Die Proteſtantiſche Kirche iſt alſo ein armer kranker **Lazarus,** deſſen Geſchwüre und Gebrechen jedermann ſieht. Dahingegen die Römiſche Kirche äuſſerlich prächtig und ſchön iſt, inwendig aber deſto gefährlichere Geſchwüre verſteckt, deren denn doch zu Zeiten hie und da eins, wie zum Beiſpiel **Voltaire** und viele der Pariſer Akademiſten, aufbricht, und heßlich eitert. Der gemeine Mann und Nichtdenker unter den Proteſtanten läßt es auch gewöhnlich bey dem Kirchen- und Abendmahl gehen bewenden, aber er weiß doch genau, was er glauben und thun muß, wenn er ſeelig werden will, und daß es auf jenem äuſſerlichen Kirchenweſen nicht beruht, daher kommen auch weit mehrere gemeine Proteſtanten zur wahren Buße, Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung, als gemeine Katholicken. Sie ſelbſt, mein theuerer Bruder! werden unter Ihren gemeinen Glaubensgenoſſen nicht ſo viele Brüder und Schweſtern finden, als unter den Proteſtanten; hier appellire ich an Ihr Herz und an Ihre Ueberzeugung.

14 Endlich ſprechen Sie noch **von einer vorgeblichen unſichtbaren Kirche, von der man nichts erfahre, als eine Verſchiedenheit der Meinungen, ſo groß je eine auf Erden war.** — Lieber **Sulzer**! welche bittere Ausdrücke! Ich frage Sie: ſind alle Katholicken, welche die Lehren Ihrer Kirche glauben, und alle ihre Gebräuche beobachten, wahre Chriſten? — hierauf können Sie unmöglich **Ja** ſagen. Ich frage ferner! gehören alle dieſe Katholiſche Nichtchriſten zur wahren heiligen chriſtlichen Kirche, zu der Kirche von welcher **Paulus** ſagt, Ephes. 5. V. 27. **Auf daß Er ſie** (die Kirche) **Ihm ſelbſt darſtellte, als eine herrliche Ge-**

Gemeine, die weder Flecken noch Runzel, oder etwas dergleichen habe, ſondern daß ſie heilig und unſträflich ſey? Dies werden Sie doch nicht bejahen, denn ſolche Nichtchriſten ſind ja Flecken und Runzeln, mitunter auch Geſchwüre die ſehr eitern und ſtinken. **Folglich iſt ja unwiderſprechlich, daß nur die wahren Chriſten Ihrer Kirche auch eine unſichtbare geiſtliche Gemeine Chriſti bilden, ſo wie in allen andern äuſſern Kirchen;** was Sie von einer ſo groſen Verſchiedenheit der Meinungen in der wahren unſichtbaren Kirche Chriſti ſagen, iſt durchaus ungegründet, und da Sie ſie nach Ihrem eigenen Geſtändnis ſelbſt nicht kennen, wie können Sie denn ſo etwas von ihr behaupten? Die vielen verſchiedenen Meinungen aller Arten von Chriſten, ſind ja nicht die Meinungen der wahren Glieder Chriſti; dieſe ſtehen alle auf einem wahren Glaubensgrund veſt, und wo ſie verſchiedener Meinung ſind, da wird jener Glaubensgrund nicht berührt.

Es iſt mir eine ſonderbare, und beinahe unerklärbare Erſcheinung, daß ein ſo frommer liebevoller Mann wie Sie folgendes ſagen kann, S. 78. **Allein das, meine theueren Brüder! iſt kaum auszuhalten, wenn ihr, um die Nothwendigkeit einer mit der Gabe der Unfehlbarkeit lehrenden Kirche zu beſtreiten, mir immer ſagt: Ein nach dem Evangelium eingerichtetes Leben iſt die beſte, iſt die einzige zuverläſige Anſtalt, zu reiner, vollſtändiger und feſter Erkänntnis der Heilswahrheiten zu gelangen,** u. ſ. w. Ferner:

O ihr Lieben! wie kann dann ein Menſch ſein Leben nach dem Evangelio einrichten, ehe und bevor er das Evangelium verſteht? Ehe denn er wahr, und gründlich, und unerſchütterlich weiß, was er von Gott, von Jeſu unſerm Herrn, von dem ganzen Erlöſungswerk, von des Menſchen Beſtimmung, von der Rechtfertigung und Wiedergeburt, von der göttlichen Gnade, von unſerer Zukunft, u. ſ. w. **zu glauben hat?**

Leſen Sie weiter lieber Bruder! ich hoffe Sie werden es doch aushalten können: die Leute die Ihnen das ſagen ſind von Jugend auf in den Heilswahrheiten, von ihren Eltern, in der Schule und in der Kirche unterrichtet worden; ſie ſetzen alſo den **hiſtoriſchen Glauben** voraus, und behaupten nur, wenn dieſe hiſtoriſche Känntnis der Heilslehre zum Grund liege, und der Menſch wende dann ernſtlich ſeine Kräfte an, die Lehren und Gebote unſeres Herrn zu befolgen, ſo wüchſe das Maaß der wahren ſeeligmachenden Erkänntnis und Erfahrung durch die Würkung und Erleuchtung des heiligen Geiſtes immer mehr nach dem Wort des Herrn, Joh. 7. V. 17. **Wenn jemand deſſen** (nemlich deſſen der Ihn geſandt hat) **Willen thun will, ſo wird er erkennen, ob die Lehre von Gott ſey, oder ob ich aus mir ſelbſt rede.**

Wenn ein Menſch die buchſtäbliche Erkänntnis der chriſtlichen Religion hat, und er fängt nun mit Ernſt an ſich zu bekehren, und nach den Geboten Gottes zu wandeln, ſo wird er vom heiligen Geiſt zur

Erkänntnis ſeines grundloſen Verderbens, dadurch in die wahre Buße, und dadurch in die gänzliche Umkehrung ſeines fleiſchlichen Willens, in den wahren chriſtlichen Willen geführt; hier entſteht nun erſt die wahre Bekehrung, und durch die Wiedergeburt, ein neuer Menſch, der nun durch die Heiligung von Stufe zu Stufe der chriſtlichen Vollkommenheit entgegen geführt wird. Auf dieſem Wege verwandelt ſich nun der **bloſe, kalte hiſtoriſche Glaube**, in den **wahren ſeligmachenden Glauben**, jede bloſe Verſtands-Wahrheit, wird nun lebendige Fruchtbringende Erkänntnis, und dieſe Erkänntnis nimmt zu in dem Verhältnis wie die Heiligung wächſt. Hieher gehört nun auch der Spruch, 1 Joh. 2, v. 27. **Die Salbung die Ihr vom Ihm empfangen habt, wird Euch alles lehren, u. ſ. w.**

Wenn Sie von der Geſchichte und dem Gang der 15 Proteſtantiſchen Kirchen die gehörige Känntnis hätten — und das wäre doch wohl nöthig geweſen, ehe Sie es wagten, öffentlich gegen ſie zu ſchreiben — ſo würden Sie wiſſen, daß es in **Schottland, England, Holland, Friesland, zu Halle in Sachſen, in Baſel,** und in der **Mähriſchen Brüdergemeine,** die man mit Unrecht **Herrnhuter** nennt, ſehr wichtige und ſehr geſegnete Miſſions-Anſtalten giebt, wodurch das Evangelium von **Jeſu Chriſto** in allen Welttheilen mit groſem Segen ausgebreitet wird, während dem **die Römiſche Kirche,** ſo viel mir bekannt iſt, ſtill ſizt, und nichts für die arme Heiden thût. Dieſe unſre ins groſe gehende, Miſſionen, beweiſen denn doch unwiderſprechlich, daß wir nicht ſo wahnſinnig ſind, die buchſtäbliche Erkänntnis und hiſtoriſche Belehrung **unmittelbar** vom heiligen Geiſt zu erwarten. **Wir** wiſſen den Ausſpruch **Pauli Röm. 10. v. 14. Wie ſollen ſie anrufen, an den ſie nicht glauben? Wie ſollen ſie dem glauben, von dem ſie nichts gehört haben? und wie können ſie hören ohne Prediger?** recht wohl zu würdigen und befolgen. Jezt, mein Lieber! iſt alles was Sie bis S. 81 ſagen, gänzlich berichtigt, und Ihre falſche Anſicht gezeigt.

Jezt wollen Sie nun zeigen, wo dies öffentliche, ausſchließliche Lehr- und Hirtenamt beſtehe? — und ſetzen darinnen einen Werth, daß ſich die Römiſchen Biſchöffe vom gegenwärtigen Pabſt an, die ganze Reihe hinauf, durch alle Jahrhunderte hindurch, an die Apoſtel anſchlieſen; aber ich bitte Sie lieber Bruder! beweiſt das etwas für Sie und die Römiſche Kirche? — hatte die Jüdiſche Kirche nicht die allerunbeſtrittenſte Succeſſion, ihrer Hoheprieſter und des ganzen Prieſterſtands, nicht allein in Anſehung des Amts, ſondern auch des Geſchlechts? Alle ſtammten von **Aaron** her; aber was bezeugt **Chriſtus** von dieſem Geſchlecht und von der gänzlich verdorbenen, und ausgearteten jüdiſchen Kirche? Was aus ihr geworden iſt, das ſehen wir täglich vor Augen; die Juden ſind die lebendige Zeugen ihres Verfalls, und namenloſen Unglücks. **Die Succeſſion der Römiſchen Biſchöffe beweiſt alſo gar nicht, daß Ihre Kirche die allein wahre ſey, und den einzigen wahren Lehrkörper enthalte. Die Apoſtoliſche Succeſſion beruht alſo bloß auf dem näm-**

nämlichen Geiſt, auf dem nämlichen Glauben, und auf den nämlichen Geſinnungen in Lehre, Leben und Wandel.

Sie bemerken auch hin und wieder, **die Griechiſche Kirche habe ſich von der Römiſchen getrennt** — hierauf kommt zwar nichts an, allein es iſt doch hiſtoriſch unrichtig, denn die Morgenländiſchen Biſchöffe **insgeſamt**, alſo die **Geſammte** griechiſche Kirche erkannte niemals das Primat des römiſchen Biſchofs, dies entſtand erſt im Anfang des ſiebenden Jahrhunderts durch Veranlaſſung politiſcher Umſtände. Die Geſchichte bezeugt das unwiderſprechlich. Man leſe des Abbé de Vertot Tractat **vom Urſprung der weltlichen Macht der Päbſte**, und unzählige andre Schriften mehr; vorzüglich aber empfehle ich hier **Plancks Geſchichte der chriſtlichen Kirchlichen Geſellſchafts-Verfaſſung, 1ter Band, Hannover** bey den Gebrüdern Hahn 1803. Seite 634 u. f. Hiſtoriſch wahr iſt, daß ſich die römiſchen Biſchöffe von der griechiſchen Kirche getrennt haben; doch das beweiſt nichts gegen ſie.

Was aber die ſo gerühmte **Einigkeit der Lehre** in der römiſchen Kirche, und die **Spaltungen** in der Proteſtantiſchen betrift, ſo habe ich mich ſchon oben darüber erklärt; indeſſen da Sie hier die Sache näher entwickeln, ſo muß ich Ihnen wohl Schritt für Schritt folgen: Sie ſagen mit Recht, **die Entſtehung ungleicher Meinungen ſeyen nicht zu verhindern, ſie müſten aber in der Lehre Jeſu durch ein Endurtheil entſchieden werden. Dies Endurtheil müſte untrüglich wahr** ſeyn,

ſeyn. Dies untrüglich wahre Endurtheil müſte hörbar ausgeſprochen, und von den ſtreitenden Partheyen als untrüglich wahr anerkannt werden u. ſ. w.

Dies alles bekräftigen wir Proteſtanten mit **Ja und Amen.** Nun fahren Sie aber fort und ſagen: **Ein ſolchergeſtalt entſcheidender Richter kann die Bibel nicht ſeyn; denn man kann ſchon über ſehr wichtige Sachen ſtreiten, die gar nicht in der Bibel ſtehen.** — Lieber Bruder Sulzer! zeigen Sie mir doch eine einzige wichtige, zu den Heils-Wahrheiten gehören ſollende Sache, die nicht in der Bibel ſteht, und ich will Ihnen augenblicklich beweiſen, daß ſie entweder nicht dazu gehörte, oder daß ſie würklich darinnen ſteht. Ferner ſagen Sie: **Streitet man über den Sinn vieler wichtigen Bibelſtellen, ſo wäre es lächerlich — Behüte Gott! lächerlich? — die Worte über deren Sinn geſtritten wird zum Richter ſelbſt zu machen.** Antw. In ſolchen Fällen macht man nicht die ſchwierige Stelle zum Richter, ſondern man zieht die Parallel-Stellen zu Rath, welche immer hell und klar entſcheiden, wenn anders nicht Eigenſinn, Rechthaberey und Vorurtheil die Augen blenden, und dies iſt in keiner Kirche zu verhüten. Ich frage Sie ferner: wie und womit wollen Sie die Unfehlbarkeit Ihrer Kirche in Glaubensſachen beweiſen, wenn Sie nicht die Bibel zum oberſten Richter aller Ihrer Glaubenslehren annehmen? denn niemand iſt verpflichtet Ihr aufs bloſe Wort zu glauben; die apoſtoliſche Succeſſion Ihrer Biſchöffe beweiſt nichts; und die

Fortleitung des heiligen Geiſtes, durch unheilige Biſchöffe und Prieſter, hab ich ſchon gründlich widerlegt; Sie können ſie in Ewigkeit nicht beweiſen.

Sie behaupten ferner: **die Vernunft könne ebenfalls der Richter nicht ſeyn, beſonders in Glaubenslehren, die poſitiv geoffenbart ſind.** Sagen Sie lieber ſo: **die Vernunft kann in von Gott geoffenbarten Wahrheiten nicht Geſezgeber ſeyn!** aber nach den gegebenen Geſetzen **urtheilen** und **richten, erkennen** was **übervernünftig, vernünftig,** und **unvernünftig** iſt, das **kann** und das **muß** ſie, ohne das wären wir Menſchen ja unvernünftige Thiere. Nun ſagen Sie aber ſie könne auch über den wahren Sinn der geoffenbarten Worte Gottes nicht beruhigend urtheilen, denn im Fall der verſchiedenen Auslegungen, würde jeder ſagen, er habe den heiligen Geiſt, und keiner könne es doch beweiſen. Sagen Sie mir doch, lieber Bruder! **Iſt die päbſtliche biſchöffliche und prieſterliche Vernunft nicht auch menſchliche Vernunft — geſezt auch, aber durchaus nicht zugegeben, der heilige Geiſt ruhe in und auf allen dieſen geiſtlichen Perſonen, ſie mögen fromm oder gottlos leben; wenn nun ein ſolcher Mann einen Text erklärt, ſo ſagen Sie mir um Gottes und der Wahrheit willen, wie können Sie da gewis ſeyn, ob die Erklärung vom heiligen Geiſt, oder von ſeiner eigenen Vernunft iſt?** — es wär doch, warlich! baarer Unſinn behaupten zu wollen, ein ſolcher Menſch würde in dem Augenblick unfehlbar ſo bald er von religiöſen Materien anfienge zu reden. Sagen Sie aber die Kirche habe die ganze Bibel erklärt, und über alle ſchwierige Stellen entſchieden, ſo warens doch wieder Menſchen, die dies thäten, von denen wieder das nämliche gilt.

Die bibliſche Auslegungskunſt iſt kein unermeßliches Studium; jeder geſunde Menſchenverſtand verſteht was er lieſt, und jeder hat immer Gelegenheit bey ſchwierigen Stellen ſich bey ſeinem Religionslehrer Raths zu erholen. Daß **die Auslegungs-Regeln** oder **Kunſt** wie Sie es nennen, auch nicht Richter ſeyn können, das verſteht ſich von ſelbſt.

Sie fahren fort, und ſagen S. 88. Lit. h. **Jeder könne vorgeben, er habe den heiligen Geiſt, und ſeine Erklärung ſey die wahre** u. ſ. w. **Der Eine könne dieſem Bibelbuch den Vorzug geben, der Andere jenem,** u. ſ. w. Lieber **Sulzer!** das Alles trift uns Proteſtanten gar nicht. Die Bibel iſt unſer Glaubensrichter; **alle wahre ächte Proteſtantiſche Theologen und wahre Chriſten, ſind ſich in den Wahrheiten die zur Seeligkeit nöthig ſind, vollkommen einig.** Ich berufe mich hier auf alle aſcetiſche und praktiſch chriſtliche Schriftſteller beyder proteſtantiſcher Kirchen. Wenn Sie dieſe, aber ohne Vorurtheil geleſen hätten, ſo würden Sie anders urtheilen. Schwärmer und Irrende, deren ſich in ihrer Kirche auch die Menge zeigen würden, wenn ſie den hierachiſchen Bann nicht fürchteten, gehen uns nichts an, denn ſie gehören nicht zur eigentlichen Proteſtantiſchen Kirche; dieſe hat ihre, auf die heilige Schrift gegründete Symbolen;

wer davon abweicht, der gehört nicht mehr zu ihr, er mag ſich abſondern oder nicht.

Sie ſagen **Luther** hätte den Brief **Jakobi** verworfen; das nicht, mein Lieber! er zweiffelt an ſeiner Canoniſchen Würde, indeſſen haben ihn die Theologen ſeiner Kirche längſt widerlegt. **Luther** war bey allen ſeinen groſen Verdienſten, doch ein Menſch, und es iſt noch niemand eingefallen ihn für unfehlbar zu erklären. Ferner ſagen Sie:

Und, lieber Freund! **Vergiß nicht ſo mancher Schwärmer aus den niedrigſten Ständen, welche ſichs nicht nehmen lieſen, ſie hätten den heiligen Geiſt im Leibe, und jezt Lehren predigten, und Gräuelthaten ausübten, vor denen die geſunde Menſchen-Vernunft zurück bebt. Beharreſt du jedoch auf deiner Einbildung, du hätteſt den Geiſt Gottes, da du es nicht beweiſen kannſt, ſo beweiſet dies den hohen Grad deiner Krankheit. Wir fragen indeſſen nach einem allgemein brauchbaren öffentlichen, nicht für dich und mich, ſondern für das ganze Menſchengeſchlecht untrüglichen Richter in Glaubensſtreitigkeiten.** Lieber Gott! Bruder **Sulzer!** wie hoch prüfen Sie meine Geduld! — Wo hat denn jemals die proteſtantiſche Kirche ſolche ſelbſtſüchtige Schwärmerey gebilligt, und ihre Gräuelthaten gut geheiſſen? Was gehen ſie ſolche wilde Auswüchſe der Verirrung an? — daß wir ſie nicht mit Feuer und Schwerdt verfolgen, das haben wir von unſerm Erlöſer gelernt. Aber nehmen Sie mir nicht übel, mein Lieber! wenn ich mich der nämlichen Freymüthigkeit bediene, die Sie ſich gegen mich 16 erlauben. Schickten nicht die Päbſte Millionen Schwärmer nach dem Orient, um **Paläſtina** zu erobern, und begiengen ſie nicht Gräuelthaten, für denen die Natur zurück bebt? — war dies nicht der nämliche Fall mit den **Waldenſern**? — hat nicht der Inquiſitor **Conrad von Marburg** unter dem Schutz der Römiſchen Kirche, auf der Ketzerbach zu **Marburg**, die noch daher den Namen hat, eine Menge guter und frommer Menſchen lebendig verbrennen laſſen? Haben die ſogenannte heilige Inquiſitionen in **Rom**, in **Spanien**, **Portugall**, u. ſ. w. nicht Gräuelthaten ausgeübt, die keine Zunge ohne Entſetzen ausſprechen kann? — Haben nicht die Mönche **Samſon**, **Tetzel** u. a. m. die Vergebung vergangener und zukünftiger Sünden für Geld verſchachert? war das nicht gräulich und abſcheulich? und das Alles auf Befehl der heiligen unfehlbaren Römiſchen Kirche!!! — Hiemit können keine einzelne Schwärmer, an denen die proteſtantiſche Kirchen nie Theil nahm, und ſie nie ſchützte, verglichen werden. Ich weiß wohl daß nicht **alle** Päbſte, und nicht die **ganze** Kirche ſolche Grauſamkeiten, gebilligt haben, billigen, und billigen werden. Aber daß Sie nun mein lieber Bruder! einen apoſtoliſchen Hirtenkörper, und Unfehlbarkeit in dieſer Kirche ſtatuiren, daß Sie behaupten dieſe Kirche ſey von Anfang an bis daher in Sachen der Religion vom heiligen Geiſt regiert worden, der alſo — groſer Gott! — ich kann die Läſterung kaum ausſprechen, **alle ſolche Gräuelthaten jenen Werkzeugen inſpirirt hat**

hat, das iſt arg; und bey allen dieſen Sonnenklaren Wahrheiten, gehen Sie mit uns Proteſtanten um, wie ein frommer Dorfpfarrer, wenn er auf ſeiner Kanzel ſteht, die armen ungelehrten Bauern da vor ſich ſieht, ihm dann für Erbarmen und Mitleiden die Augen übergehen, und er ihnen mit den wärmſten liebevolleſten Deklamationen ihre Unarten vorhält.

Auf der 92ſten Seite gegen das Ende gedenken Sie des Unterſchieds zwiſchen **Lutheranern, Reformirten,** Wiedertäufern u. ſ. w. Es wird ſich im Verfolg Gelegenheit finden, davon zu reden.

Endlich geben Sie uns noch eine ſehr derbe Lection über unſre Begriffe vom wahren Glauben an **Jeſum Chriſtum;** Sie ſagen: **Es iſt eine meiner wichtigſten Bitten in dieſem ganzen Buch, an alle meine proteſtantiſche Brüder, ſie wollen doch die Augen öffnen, um zu ſehen, wie ſehr ſie ſich ſelbſt mit dem Ausdruck: wahrer Glaube an Jeſum Chriſtum täuſchen! O meine Brüder! es iſt gefährlich gewiſſe heilige Worte auszuſprechen, dabey fromme Gefühle zu erwecken, dieſe für ein Zeugnis des heiligen Geiſtes zu halten, und ſo ſich ſelbſt zu beruhigen, ohne daß man deutliche und gründliche Begriffe mit den Worten verbindet.** Lieber **Sulzer!** wie hoch ſehen Sie auf uns Proteſtanten herab! — **Wer ſich dünken läßt, er ſtehe, der ſehe wohl zu, daß er nicht falle.**

Bey Ihrer Beſchreibung des Glaubens, S. 94. 95 und 96. habe ich nichts weſentliches zu erinnern, aber was Sie hernach daraus ſchlieſen iſt unrichtig.

Das uralte Apoſtoliſche Glaubensbekänntnis: **Ich glaube an Gott Vater,** u. ſ. w. welches von allen chriſtlichen Religionspartheyen angenommen wird, enthält den Grund des chriſtlichen Glaubens; und zugleich auch den Hauptinhalt aller in der heiligen Schrift enthaltenen Religions-Wahrheiten. Wer das blos mit dem Verſtand für wahr hält, der hat nur **den hiſtoriſchen Glauben,** der aber zur Seeligkeit nicht hinreichend iſt. **Der wahre ſeligmachende Glaube in Jeſum Chriſtum ſezt jenen voraus, hernach aber erfordert er, daß man ſich ganz und auf ewig an Ihn hingiebt, alle ſeine und ſeiner Apoſtel Lehren mit höchſtem Fleiß zu befolgen, und Ihm immer ähnlicher zu werden trachtet, zu dem Ende aber beſtändig mit wachen und beten vor Ihm wandelt, und Ihn um Mittheilung ſeines heiligen Geiſtes anfleht, und nun in dem allen bis in den Tod getreu beharrt. Unter dieſen Bedingungen iſt man dann aus Gnaden, nicht um ſeiner guten Werke, ſondern um ſeiner innern chriſtlichen Geſinnungen, um ſeines Glaubens willen, der ewigen Seeligkeit gewiß.** Dieſer Glaube äuſſert ſich nun in den Früchten des heiligen Geiſtes. Galat. 5. V. 22. Wo ſich dieſe finden, da iſt der wahre ſeligmachende Glaube, die Sekte mag heißen wie ſie will. **Die erſte chriſtliche Kirche hatte keinen andern ſeligmachenden Glauben, und kei-**

keine andre Sakramente als Taufe und Abendmahl, dadurch wurden ihre Heiligen ſeelig; mithin iſt Alles was die Kirchen noch hinzugethan haben, unnöthig zur Seeligkeit, wenn die Römiſche Kirche nicht unfehlbar iſt! Das wollen wir nun nächſtens unterſuchen. Mit treuer Liebe der Ihrige

Jung Stilling.

Antwort auf den ſechsten Brief.

Der die Vertheidigung der römiſchen Kirche, und erſtlich ihrer Unfehlbarkeit enthält.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Dieſer Brief nebſt den folgenden ſoll nicht eine Vertheidigung aller Lehrſätze ihrer Kirche, ſondern nur derer enthalten, gegen welche theils Ich, theils **Lavater**, theils auch andere proteſtantiſche Freunde Einwendungen gemacht haben. Zu dem Ende ſuchen Sie nun hier den Erſten, **nämlich daß in den erſten Jahrhunderten die chriſtliche Kirche noch die reine Lehre Jeſu gelehrt habe; dann aber ſey dieſe Reinheit bey ihr je länger je mehr verfälſcht worden, und das Licht der Wahrheit ſey bis auf die groſe Wiederherſtellung derſelben im ſechszehenden Jahrhundert beynahe ganz verſinſtert ge-**

geweſen, zu entkräften, Sie ſagen **wir könnten uns dieſen Einwurf aus dem was Sie in den zween vorigen Briefen feſt zu ſetzen getrachtet hätten, ſelbſt beantworten.** Verzeihen Sie, lieber Bruder! das können wir, nachdem was ich darauf geantwortet habe, ganz und gar nicht; Sie müßen uns warlich noch ganz andere Gründe entgegen ſtellen, wenn wir jenen Saz, **der durch die Kirchen-Geſchichte authentiſch bewieſen iſt,** zurücknehmen ſollen. Sie berufen ſich immer auf eine allgemeine Anſtalt, auf einen von dem Herrn **Jeſu** errichteten Lehrkörper, durch welchen die Heilswahrheiten rein und vollſtändig von den Apoſteln an bis zum Ende der Zeiten allen Menſchen ſollen mitgetheilt und erhalten werden, und dieſer Lehrkörper ſey die römiſche Kirche, die deswegen auch unfehlbar ſeyn müße.

Lieber **Sulzer!** was helfen hier Klagen, Bedauerungen, Warnungen, und grundloſe Behauptungen? **beweiſen** müßen Sie! geben Sie Gott und der Wahrheit die Ehre, und beherzigen Sie folgende unzweifelbare Wahrheiten:

Im ganzen neuen Teſtament ſteht keine einzige Stelle, aus welcher bewieſen werden kann, **daß Chriſtus und die Apoſtel einen einzigen politiſch-hierarchiſchen Lehrkörper, der unter einem einzigen allgemeinen Biſchof, einem Stadthalter Chriſti ſtehen ſollte, jemals haben errichten wollen.** Die Sellen Matth. 16. v. 17. 18. und 19, und Joh. 21. v. 15. — 17. beziehen ſich ja ſichtbar nur auf die Perſon **Petri;** er war der Fels, auf den der Herr zu **Jeruſalem** ſeine Kirche gründete, wie ich in einem der vorigen Briefe ſchon bemerkt habe: und was den zweyten Spruch unſers auferſtandenen Erlöſers Joh. 21. v. 15 — 17, betrift, ſo bezieht ſich dieſer ſichtbar auf die dreymalige Verleugnung **Petri**, darum fragt ihn **Jeſus** auch dreymal, **haſt du mich lieb**, und als er das herzlich bejahte, ſo empfahl ihm der Herr das Weyden ſeiner Schaafe und ſeiner Lämmer, welches er auch redlich gethan hat. Wenn die römiſchen Biſchöffe in ſpäteren Jahrhunderten dieſe Stellen auf ſich angewendet haben, ſo beweiſt das noch lange nicht, daß das auch der Sinn **Chriſti** geweſen ſey. Wenigſtens waren alle übrigen Biſchöffe nicht der Meynung.

17 Daß auch die ganze chriſtliche Kirche in den erſten Jahrhunderten, einen ſolchen einzigen Stadthalter **Chriſti**, und unter ihm ſtehenden allgemeinen unfehlbaren Lehrkörper nicht kannte, nicht verlangte, auch nicht ſtatuirte, und ſtatuiren konnte, das iſt ja ſo notoriſch richtig, daß gar keine Einwendung dagegen ſtatt findet: was die römiſche Kirche dagegen einwendet, das kann hier nicht gelten; denn in eigener Sache nimmt man kein Zeugnis an. Der Vorzug des römiſchen Biſchoffs hatte eine ganz andere, und ganz natürliche Urſache: **Rom** war damals die gröſte, glänzendſte, und berühmteſte Reſidenz der Beherrſcher der ganzen cultivirten Welt; **Paulus** hatte daſelbſt eine groſe und blühende Gemeine geſtiftet; daß alſo auch ihr Biſchoff vor allen Andern ein vorzügliches Anſehen haben muſte, das iſt begreiflich. Zu dem waren alle chriſtliche Gemeinden, die damals exiſtirten, Unterthanen des römiſchen Kaiſers,

in allem was das Irrdiſche betraf, waren Sie von ihm, und ſeinen Stadthaltern, und Unterobrigkeiten abhängig, und da ihre Religion neu und der heidniſchen ganz entgegen geſezt war, ſo bedurften ſie eines Schuzpatrons in **Rom**, und dazu ſchickte ſich niemand beſſer, als der römiſche Biſchoff, vorab wenn er ein weiſer und kluger Mann war. Daher finden wir auch oft Spuren, daß ſich die **Aſiatiſchen** und **Afrikaniſchen** Biſchöffe an ihn wendeten, und ſich Raths bey ihm erholten; auch mochten ſie ihn nicht gern beleidigen, weil er ihnen leichter als jeder Anderer ſchaden konnte; wenn ſie ihn alſo höchſtens für den Erſten unter ihres Gleichen erkannten, ſo waren ſie doch weit davon entfernt, **ihn für den einzigen allgemeinen Biſchoff, und Statthalter Chriſti** zu erkennen, oder ihm und ſeiner Kirche **die Unfehlbarkeit** zuzuſchreiben: denn wir finden Beyſpiele gnug, wo ſie ihm derb widerſprochen haben. Und unter dieſen Biſchöffen ſind viele, die in der römiſchen Kirche als Heilige verehrt werden. Ich ſetze alſo folgenden Schluß veſt:

Da in der heiligen Schrift keine einzige Stelle enthalten iſt, aus welcher behauptet werden kann, daß Chriſtus und ſeine Apoſtel die Errichtung einer äuſſern politiſch-hierarchiſchen Kirchen-Verfaſſung und damit verbundenen Lehrkörpers unter der Leitung eines einzigen allgemeinen Biſchoffs oder Statthalters Chriſti nur gewünſcht, geſchweige befohlen haben, und da auch die erſten chriſtlichen Biſchöſſe und Gemeinden Jahrhunderte durch dem

Römiſchen Biſchoff und ſeiner Kirche dieſen Vorzug keineswegs zugeſtanden haben, ſo iſt die Anmaßung der römiſchen Kirche, die Einzige unfehlbare wahre Kirche Chriſti zu ſeyn durchaus ungegründet, denn niemand kann Zeuge und Richter in ſeiner eigenen Sache ſeyn.

Chriſtus und ſeine Apoſtel wuſten ſehr wohl, daß im gegenwärtigen, von Grund aus verdorbenen Zuſtand der Menſchheit, in welchem auch keiner der Heiligſten ohne Tadel iſt, unmöglich eine ſolche reine Kirche, und unfehlbare Lehranſtalt geſtiftet werden könnte. Sie lehrten alſo die Heilslehre zur Seeligkeit, und überlieſen nun dem heiligen Geiſt, und dem in den Evangelien, und Briefen der Apoſtel geſchriebenen Wort Gottes, die Leitung der chriſtlichen Religion. Auch das wuſten ſie, daß ſich die Chriſten in Geſellſchaften und Gemeinden bilden müßten, wozu auch die Apoſtel ſchon durch Anordnung der Presbyter, Biſchöffe und Diakonen, den Grund legten; und ſie konnten auch leicht denken, daß durch den Anwachs der Gemeinden noch mehrere Anſtalten getroffen werden würden, die ſie aber alle der chriſtlichen Nachkommenſchaft zur Anordnung überlieſen. Hiezu kam nun noch die allgemeine Erfahrung, daß wahrhaft chriſtliche Eltern ihren Kindern zwar **die Erkänntnis** der Heilslehre, aber nicht **den Willen zur Befolgung** mittheilen können, und daß ſich auch viele zum Chriſtenthum wenden würden, ohne deswegen **wahre** Chriſten zu werden. Woher dann natürlich bey gröſerem Anwachs, Ver-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

größerung, und Vervielfältigung der Gemeinden Eine äußere Namchriſten-Kirche, entſtehen müße, die aus allerhand in der verderbenen menſchlichen Natur gegründeten Urſachen, in verſchiedene Partheyen übergehen würde, deren jede die Beſte ſeyn wollte. Ich ſage, das Alles ſahen, und wußten **Chriſtus** und die Apoſtel vorher; das ließ ſich aber nach den Geſetzen der Theokratie, die den freien Willen des Menſchen nie zu ſeinem Heil zwingt, nicht ändern. Ewig der heilige Geiſt und das Wort Gottes ſchaltet und waltet in allen dieſen Partheyen von Anfang an bis daher, und wer beiden folgt, der wird ein wahrer Chriſt, und gehört zur eigentlichen wahren Gemeinde des Herrn, die Er dereinſt ſammeln, und in ihres Herrn Freude führen wird.

Dieſes, mein Lieber! mußte vorher auseinander geſezt werden, ehe ich weiter gehen und Ihnen zeigen konnte, **daß die Lehre Jeſu durch alle Jahrhunderte herab, immer mehr und mehr verfälſcht worden ſey.**

So bald die erſte apoſtoliſche Kirche oder Gemeinde nach und nach dahin ausartete, daß ſie nicht mehr aus lauter wahren Chriſten beſtunde, ſich auch weit und breit ausdehnte, und Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe in ihren Schoos aufnahm, ſo wuchs auch das Anſehen der Biſchöffe, und mit ihnen des geſammten Cleri; dies wurde nun noch durch andere Umſtände beſtärkt: Die erſten
12 Chriſten hatten eigentlich keinen ſogenannten Cultus: ſie kamen täglich zuſammen, laſen die Evangelien und Epiſteln, ſuchten das was ſie laſen in ihrem Leben

und Wandel auszuüben, und genoßen dann das Abendmahl nach der Vorſchrift des Herrn zu ſeinem, und ſeiner Leiden Gedächtnis, ſo wie Er es am lezten Abend ſeines Lebens befohlen hatte; da war noch von keiner Meße, von keiner Hoſtie, und von keiner Verwandlung des Brods in den Leib und das Blut Chriſti die Rede. Nun waren aber alle Neubekehrte entweder Juden oder Heiden; beide waren an einen äuſſern glänzenden, aus vielen Cärimonien beſtehenden Cultus, und an prächtige Tempel gewöhnt; die Biſchöffe, Presbyter und Diakonen fiengen ohnehin ſchon an, ſich nicht mehr mit dem Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit zu begnügen, das Aaronitiſche und Levitiſche, desgleichen auch das Heidniſche Prieſterthum glänzte ihnen in die Augen; zugleich urtheilte man mit Recht, die chriſtliche Religion würde mehr Zuwachs bekommen, wenn ſie mit einem prächtigen äuſſern Cultus verſehen würde, und die heidniſche Obrigkeiten würden ſie dann auch eher dulten. Sie glaubten auch ſich hierdurch nicht zu verſündigen, wenn nur alles Aeuſſere mit dem innern wahren Chriſtenthum in einen ſchicklichen Rapport geſezt würde; wo man Vermögen und Freiheit dazu fand, da baute man Tempel oder Kirchen, verſahe ſie mit Altären, und da man keine Thiere mehr opfern durfte, ſo ſchmückte man das heilige Abendmahl mit mancherley geheimnisvollen Gebräuchen, brachte es auf den Altar, und machte es zu einem Opferdienſt, und ſo entſtund nach und nach die Meſſe, welche endlich im ſechſten Jahrhundert, durch den Römiſchen Biſchof **Gregorius den Groſen** ihren ordentlichen Canon bekam. Man fienge nun auch an zu räuchern; nach dem Beiſpiel des jüdiſchen Prieſterthums ein heiliges Salböl zu machen, und es bey Taufen und bey andern Gelegenheiten zu gebrauchen; was aber am Anſtoſigſten war, beſtunde darinnen, daß man nun an ſtatt der heidniſchen Götter, die Bilder unſers Herrn, der heiligen Jungfrau **Maria**, der Apoſtel, der Apoſtoliſchen Männer, und Märtyrer in den Kirchen aufſtellte, vor ihnen Lichter anzündete, und diejenigen die ſie vorſtellen ſollten, kniend verehrte, und adorirte. Die erſten Chriſten kamen an den Gedächtnistagen der Heiligen zuſammen, erinnerten ſich ihrer in Liebe, und ermunterten ſich untereinander zur ſeeligen Nachfolge; aber an eine ſolche abgöttiſche, dem Heidenthum ſo ähnliche Verehrung dachten ſie nicht.

Dies Alles nahm nun noch weit mehr zu, als unter den chriſtlichen Kaiſern die chriſtliche Religion die herrſchende wurde; der geiſtliche Stand bildete ſich immer mehr aus: es gab mit der Zeit **Patriarchen, Erzbiſchöffe, Biſchöffe, Archidiakonen, Diakonen, Akoluthen, Oekonomen** u. ſ. w. die alle ihren Rang im Staat hatten, den weder **Chriſtus** noch die Apoſtel verlangten: **denn ſein Reich war nicht von dieſer Welt.**

Während den Verfolgungen war auch das Einſiedlerleben emporgekommen; in dieſem hatten ſich
19 würklich viele heilige Seelen gebildet. Dies lockte zur Nacheiferung, und da es nun keine Verfolgung von der Obrigkeit mehr gab, ſo verfolgte man ſich ſelbſt, man ſchloß ſich ein, lebte ſtreng, und ehelos, nach

nach gewiſſen Regeln, und ſo entſtanden Klöſter und in denſelben Mönche und Nonnen. Durch die Heiligkeit dieſer Aſceten bewogen, fiengen nun die Biſchöffe an, das eheloſe Leben der Geiſtlichen immer ernſter und ſtrenger zu empfehlen; ſie hatten aber auch noch eine geheime Abſicht dabey; die eheloſen Geiſtlichen waren mehr vom Layenſtand entfernt, als diejenigen welche Frau und Kinder hatten, ſie hatten ein heiligeres Anſehen, und wurden vom Volck vorzüglich geehrt.

Dieſe Ausartung der chriſtlichen Kirche war in alle Gemeinden, keine einzige ausgenommen, eingeſchlichen; allenthalben hatte nun der äuſſere glänzende und cärimonienreiche Cultus, den reinen einfältigen Gottesdienſt der erſten Chriſten im Geiſt und in der Wahrheit, verdrängt, und doch gab es immer noch verſchiedene, und unter den ſogenannten Ketzern gewiß auch noch viele, die nebſt dem öffentlichen Gottesdienſt auch den wahren Inneren nicht verabſäumten. Indeſſen finden wir doch, daß auch den heiligſten Männern der äuſſere Cultus ſehr am Herzen lag. **Gregorius** der Erſte, oder der Groſe, Biſchof zu **Rom** war gewis ein edler vortreflicher Mann, und doch ſezte er in den äuſſern Cultus einen groſen Werth, ungeachtet er gewiß dem innern Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit ſehr nachtheilig iſt, ſo bald man ihn zu einem weſentlichen Theil des Chriſtenthums, als nothwendig zur Seligkeit erklärt. Wenn wir nun die unpartheyiſche, untrüglich wahre Geſchichte der chriſtlichen Kirche, durch alle Jahrhunderte herab, mit Vorurtheilstheilsfreyem Gemüth betrachten, ſo finden wir einen immerzunehmenden Stolz, eine unbändige Herrſchſucht, Geiz und Habſucht, bey der höhern Geiſtlichkeit; die Patriarchen, Erzbiſchöffe, Biſchöffe, u. ſ. w. ſind immer im Streit miteinander, ſie verketzern ſich wechſelſeitig, und ſprechen den Bann übereinander aus; ſie leben laſterhaft, und wenige ausgenommen, findet man in ihrem ganzen Leben und Betragen keine Spur mehr von der Nachfolge **Chriſti** und ſeiner Apoſtel. Das Volck aber hielt ſich an den äuſſern, dem Jüdiſchen und Heidniſchen, ſo ähnlichen Cultus, und lebte dann, wie von jeher, in ſeinem trägen, üppigen und laſterhaften Leben fort, bis endlich der Herr des Gräuels müde, die **Türckiſch-Muhammedaniſche** Geiſel über die **morgenländiſche** Kirche ſchwang, und ſie in den Staub ſtürzte.

An dieſem ſchauervollen Exempel hat ſich die Abendländiſche **römiſche** Kirche nicht geſpiegelt, ſondern ſie hat den äuſſern Cultus noch vermehrt, hat ihren Biſchoff zum allgemeinen Biſchoff der ganzen Chriſtenheit, zum Stadthalter **Chriſti** erklärt, der ſich nun über alle irrdiſche Majeſtät erhob, Kaiſer und Könige ab- und einſezte, **und alſo gerade dem Sinn Chriſti entgegen ein Reich von dieſer Welt errichtete.** Lieber Bruder Sulzer! ich bitte Sie inſtändig, verſchließen Sie doch die Augen nicht vor der gränzenloſen Unwiſſenheit, Laſterhaftigkeit, Stolz und Tyranney der römiſchen Geiſtlichkeit, bis zum ſechzehnten Jahrhundert herab, wo endlich der Gottesläſterliche Ablashandel vielen die

Augen öfnete, und darüber die Reformation begann. Und dieſe Kirche ſoll noch immer die von **Chriſto** und den Apoſteln geſtiftete wahre unfehlbare Lehrer-Kirche ſeyn und ihre Lehre und Cultus **allein** zur Seeligkeit führen!

Iſt nun mein Saz nicht wahr, daß die Kirche je länger je mehr von der Wahrheit abgekommen, und bis zur Reformation, immer tiefer geſunken iſt? iſt ihre Lehre von der Taufe und vom Abendmal noch unverfälſcht die nämliche, wie ſie **Chriſtus** und die Apoſtel veſt geſezt haben? — wird Gott in **Chriſto**, dieſer **allein** Anbätungswürdige, noch **allein** verehrt und angebetet? — was ſagte dort Apoc. 22. v. 8. 9. der Engel zu **Johannes**, als er niederfiel und vor Ihm anbeten wollte? **Siehe zu! thue es nicht, denn ich bin dein Mitknecht** u. ſ. w. Und in der römiſchen Kirche adorirt man heilige Menſchen, die doch noch immer Sünder waren und blos durch das Verdienſt Chriſti, nicht durch ihre guten Werke ſeelig geworden ſind. Ja man geht noch weiter: man fleht zu wunderthätigen Bildern, man wallfahrtet zu ihnen, man trägt ſolche Bilder, eben ſo wie die Heiden ihre Gözen, in Prozeſſionen umher u. ſ. w. Wo hat die erſte Apoſtoliſche Kirche an die Ohrenbeicht gedacht? — bey ihr kam es blos darauf an, ob der Sünder wahre Reue bezeugte, und von Herzen verſprach ſein Leben zu beſſern; fand man das, ſo abſolvirte man ihn, aber man gab ihm nicht eine gewiſſe Anzahl Muttergottes Grüße und Vaterunſer auf, die er am Roſenkranz daherbeten, oder ſonſt irgend eine Wallfarth, nach einem ſogenannten Gnadenbild, oder heiligen Ort verrichten, und da Ablaß holen ſollte, wobey gewöhnlich das Herz ſündhaft bleibt, und nicht gebeſſert wird. Ich mag nicht alle Mängel und Gebrechen aufdecken, mein Lieber Bruder! ſondern ich wollte nur zeigen daß wir nicht irren, wenn wir ſagen, die Römiſche-Kirche ſey bis auf die Reformation immer tieſer herabgeſunken, und kein hellſehender Katholick wird es läugnen, daß ihre Kirche ſelbſt ſeit der Reformation in Lehre und Leben gewonnen habe. **Wie können Sie nun im Anblick dieſer Sonnenhellen Wahrheit ſagen, daß Ihre Kirche die Heilswahrheiten bis daher rein und unverfälſcht erhalten und mitgetheilt habe, und daß es Läſterung des Sohns Gottes und des heiligen Geiſtes ſey, das Gegentheil zu behaupten.** Groſer Gott! was ſoll man dazu ſagen?

Auf der 102ten und 108ten Seiten beſchuldigen Sie uns Proteſtanten eines Cirkels im Schlieſen, und zwar auf eine ziemlich ſpöttiſche Art: Sie haben nämlich proteſtantiſche Gelehrte gefragt, **wie es gekommen ſey, daß die Römiſche Lehrer-Kirche angefangen habe Irrlehren vorzutragen? —** und darauf zur Antwort erhalten: **das ſey daher gekommen, weil der Geiſt des Herrn von ihnen gewichen ſey.** Sie fragten weiter: **Warum denn dieſer Geiſt von ihnen gewichen ſey?** — die Antwort war: **Die Kirche habe ſich deſſen unwürdig gemacht, weil ſie das reine Wort Gottes verlaſſen, und die Lehre Jeſu und der Apoſtel mit Menſchenſatzungen und allerley Gebräuchen verfälſcht habe.** Dieſe ganz richtige Antwort ſoll nun einen Cirkel im Schlieſen enthalten, denn ſie folgern daraus: **dann wäre die Kirche auf Irrlehren verfallen, weil der Geiſt Gottes ſie verließ, und dieſer verließ ſie, weil ſie auf Irrlehren verfiel** — das iſt aber, mit Ihrer Erlaubnis, ein **Jeſuitiſches Sophisma**. — Wenn ein Lehrer den heiligen Geiſt hat, und das Wort der Wahrheit richtig lehrt, nun aber anfängt zu vernünfteln, oder auch aus Politick und weltlichen Abſichten dieſes und jenes vom Wort der Wahrheit wegläßt, und etwas anderes hinzuſezt, ſo zieht ſich der heilige Geiſt in dem Verhältnis zurück, wie ſich der eigene Geiſt hineinmiſcht; wenn nun dieſem, durch die göttliche Gnade nicht Einhalt geſchieht, ſo weicht jener endlich ganz. Der heilige Geiſt zwingt niemand, ſondern er läßt jedem ſeinen freyen Willen. In dieſem Sinn antworteten Ihnen jene proteſtantiſche Freunde; und hätten Sie ihnen den vermeinten logiſchen Cirkel gezeigt, ſo würden ſie ſich wohl heraus geholfen haben.

Das was ihnen ein anderer Freund ſagte: nämlich **der heilige Geiſt ſey darum von der Kirche gewichen, weil ihre Lehrer aufgehört hätten, Nachfolger der Apoſtel im Leben und Wandel zu ſeyn**, iſt ganz richtig, dies kam zu obigen noch hinzu. Sie behaupten, Sie hätten gezeigt oder bewieſen, **daß ein heiliges Leben nicht die Bedingung ſey, von welcher der Herr Jeſus das rechtmäſige Anſehen und den Beyſtand ſeines Geiſtes im Lehramt wollte abhängig machen.** Bewieſen haben Sie das nicht, lieber Sulzer! darauf hab ich im vorigen Brief zur Genüge geantwortet. Dieſe Behauptung iſt ſchrecklich. **Was kann und was darf dann die Kirche nicht alles lehren, wenn ſie glaubt, daß alles was ſie lehre vom heiligen Geiſt ſey?** Ach Gott! hier ſpricht die traurige Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte für mich! — und Sie können auf der 104ten Seite, uns Proteſtanten noch der Unwiſſenheit beſchuldigen, wenn wir nicht zugeben können, daß es immer ſo ordentlich in Ihrer Kirche zugegangen ſey. Nun machen Sie wieder einen Schluß, der an keinem Probierſtein Stich hält. Sie argumentiren ſo: **Es gab von jeher, beſonders in den mittlern Zeiten Päbſte und Biſchöffe die unapoſtoliſch lebten, dann gab es aber auch in allen Jahrhunderten eine Menge Kirchlicher Hirten, deren Lehre und Leben, ſo viel es die menſchliche Schwachheit zuläßt, im ſchönſten Einklang waren.** Sie fahren fort: **Nun ſehet lieben Brüder! die Lehre und der Glaube dieſer apoſtoliſch lebenden Oberhirten war überall immer derſelbe.** — Behüte der Himmel! Lieber Sulzer! wie können Sie doch ſolche durchaus unwahre Sachen behaupten; dies habe ich im vorhergehenden aus der authentiſchen Kirchengeſchichte ganz anders gezeigt, aber wenns auch wahr wäre was Sie ſagen, ſo iſt doch Ihr Schluß ganz unrichtig, der nun ſo lautet: **Entweder war nun beyder,** nämlich der nicht apoſtoliſch- und würklich apoſtoliſchen Oberhirten, **Lehre und Glaube irrig. oder nicht: ſagt Ihr das Erſte, ſo ſichert ein apoſtoliſches Leben nicht für Irrthum; ſagt Ihr das zweyte, ſo ſchadet ein unapoſtoliſches Leben nicht der Wahrheit**

heit im Lehren. **Was wollet Ihr jezt ſagen?** Lieber Sulzer! was ich jezt ſagen **könnte**, das übergehe ich mit **Liebe, Beſcheidenheit** und **Schonung**; aber bemerken Sie noch folgendes: daß ein apoſtoliſches Leben nicht gegen Irrthum ſichert, das habe ich oben durch die Beyſpiele **Petri** und **Pauli** bewieſen; man kann mit dem wahren Glauben an **Chriſtum** vielerley Irrthümer verbinden, die deswegen an der Seligkeit nicht hindern, wenn ſie anders nicht Irrthümer des Willens ſind; und eben ſo kann auch ein nichtapoſtoliſch lebender Lehrer die Lehren ſeiner Kirche, Wahrheit oder Irrthum, oder beydes miteinander, buchſtäblich fortpflanzen, ohne deswegen den heiligen Geiſt zu haben. Sehen Sie nun daß wir recht gut wiſſen was wir ſagen wollen.

Nun klagen Sie wieder über unſre Vorurtheile in Anſehung Ihrer Kirche, und bedauern uns von Herzen. Wer unſre beyden Bücher nach einander lieſt, der wird ſich das zurecht zu legen wiſſen, und leicht erkennen auf welcher Seite Vorurtheil iſt.

Ich bedauere den Freund der Ihnen auftrug, nur einen einzigen frommen Biſchoff in Ihrer Kirche zu nennen; ich weiß ihrer ſehr viele; unter welche auch der heilige **Carl Boromäus**, und der vorlezte Fürſt Biſchof von **Würzburg** und **Bamberg**, von **Erthal**, gehört. Jezt kommen Sie auf die Unfehlbarkeit Ihrer Kirche, die Sie nun beweiſen wollen.

Der erſte Saz den Sie aufſtellen heißt: **Die Unfehlbarkeit iſt keines Menſchen Eigenſchaft von Natur**, das iſt wahr: **aber kann ſie ihm nicht von Gott gegeben werden?** Antw. O Ja!

die bibliſchen Schriftſteller hatten ſie, aber blos in dem was ihnen der heilige Geiſt zum Schreiben inſpirirte, im übrigen waren ſie fromme Männer, aber nicht ohne Mängel und Gebrechen. Sie fahren fort: **Wenn nun unſer Herr Jeſus dem von Ihm errichteten Hirtenkörper ſeinen heiligen Geiſt der Wahrheit zum täglichen Beiſtand und Vormund bis ans Ende der Zeiten verheißen hat, wird Er ſein Wort halten!** — O Ja! Lieber **Sulzer**! Gewiß! wenn nur auch der Hirtenkörper ſein Wort hält. Sie ſagen ferner: **Und wenn Er (Chriſtus) es hält, wird dann jener Hirtenkörper mit dem Geiſt der Wahrheit Irrthum lehren können?** — Antw. Daß das bey einzelnen Lehrern der Fall ſey, das müßen Sie mir zugeben, ſonſt wären ja keine Kezereyen in der Kirche entſtanden; wohlverſtanden! **der Geiſt der Wahrheit** lehrte keinen Irrthum, aber **der eigene Geiſt des Lehrers**, der ſich mit einmiſchte. Aber nun vernehmen Sie auch meinen Schluß: **Da der Hirtenkörper der Römiſchen Kirche aus lauter einzelnen Lehrern zuſammengeſezt iſt, deren jeder in dem nämlichen Fall iſt, nämlich, daß der eigene Geiſt in die Sache des heiligen Geiſtes Einfluß hat, und da auch in den Collegialiſchen Verhältniſſen, der nämliche Fall entſteht, ſo iſt die Ungewißheit des Irrthums unvermeidlich**, ſo daß alſo **die heilige Schrift immer wieder entſcheiden muß, was wahr oder falſch iſt.** Ich weiß wohl was Sie mir einwenden: Sie ſagen, ſobald ein Concilium verſammelt iſt, ſo regiert der heilige Geiſt die verſammelten Våter; aber man leſe nur die Verhandlungen der Concilien, ſo wird man finden, daß bey weitem nicht Alle, Früchte des heiligen Geiſtes ſind, folglich miſchte ſich auch hier der eigene Geiſt mit ein. **Huß** und **Hieronymus von Prag**, ſind gewiß nicht auf Verordnung des heiligen Geiſtes verbrannt worden; kann nun das Concilium in **einem** Stück fehlen, wer ſieht nicht, daß es auch dann in **andern** fehlen kann. Wo bleibt nun die Unfehlbarkeit der Kirche?

Lieber Bruder! es thut mir in der Seele weh, daß Sie auf der 107ten Seite eine Stelle aus einem meiner Briefe eingerückt haben, die mich vor dem Publikum als einen Praler darſtellt; was man einem Freund in Vertrauen ſchreibt, das ſoll nicht öffentlich publizirt werden. Daß Sie aber dieſe meine Aeuſſerung ſo anſehen, als erklärte ich mich auch für unfehlbar, das iſt ein groſer Misgriff: man kann die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes ſehr lebhaft in ſich verſpüren, und doch noch in vielen Stücken irren. Wenn Proteſtantiſche Conſiſtorien und Synoden Prediger und Schriftſteller in die Cenſur nahmen, abſezten, und ſtraften, ſo glaubten ſie nach ihrer beſten Einſicht zu handeln, und in dieſem Stück nicht zu fehlen; aber überhaupt in einer ſolchen Sitzung unfehlbar zu ſeyn, das iſt hoffentlich noch keinem Conſiſtorio oder Synode eingefallen. Was Sie von **Lavater, Luther** und **Calvin** hier anführen, gilt ganz und gar nichts; wenn man einzelne Stellen aus Briefen oder Schriften heraushebt, und ſie nicht in ihrem Zuſammenhang darſtellt, aus welchem erſt ihr wahrer Sinn erkannt werden muß, ſo können ſie nicht als Beweiſe gegen ſolche Männer gebraucht werden, und wenn ſie nach dem klaren Sinn der Bibel ſprechen, ſo dürfen ſie wohl ſagen: **Was ich da behaupte iſt Wahrheit, es iſt Wort Gottes.** Daß ſich weder **Lavater**, noch **Luther**, noch **Calvin**, noch irgend einer der Reformatoren für unfehlbar gehalten, davon legen ſie in ihren Schriften die bündigſten Zeugniſſe ab.

Sie erklären ſich S. 108. und 109, über die Unfehlbarkeit der Kirche etwas näher, und ſchreiben dieſen Carakter **nicht jedem Einzelnen, ſondern nur blos dem geſammten Lehrkörper** zu. Ich habe darauf zur Genüge geantwortet, und dieſen Satz durch Bibel, Vernunft und Erfahrung gründlich widerlegt. Alle Verheiſſungen **Chriſti** und ſeiner Apoſtel können nicht auf irgend eine, mehr oder weniger ausgeartete äuſſere Kirche bezogen werden, ſondern auf die wahre allgemeine chriſtliche Kirche, auf die Gemeinſchaft der Heiligen ganz allein; dieſe wird nicht von Menſchen ſondern vom Herrn ſelbſt durch den heiligen Geiſt, und durch ſein Wort regiert.

Jezt kommen Sie nun auf den Artickel von der **Unfehlbarkeit des Pabſtes,** und ſagen **daß dieſe eigentlich nicht ein Glaubens-Artickel Ihrer Kirche ſey.** Dann ſtellen Sie einige Punkte auf, die Ihre Lehre vom Pabſt enthalten ſollen; Sie ſagen:

1. **Chriſtus habe unter den zwölf Apoſteln Einen mit vorzüglicher Gewalt in der Abſicht ausgerüſtet, damit durch Aufſtellung eines Haupts**

Haupts der Gefahr der Trennung in den Gliedern vorgebeugt werde, und daß dieſer Eine Simon Petrus geweſen, zufolge der Schrift Matth. 16. v. 17 — 19 und Joh. 21. v. 15 — 17. Lieber Bruder! dieſen ganzen Satz hat die ganze chriſtliche Kirche bis in das ſechſte Jahrhundert hinein durchaus nicht angenommen; an einen allgemeinen Biſchoff, unter dem die übrigen alle ſtehen und ihm gehorchen ſollten, dachten Sie nicht, dazu war auch ihr Stolz zu groß. Daß ſie wenn es zu ihrem Vortheil diente, den römiſchen Biſchoff als den Erſten unter ſeines Gleichen anſahen, davon hab ich die Urſache ſchon oben an ſeinem Ort angeführt; und dieſes Vorrecht ſuchten auch die römiſchen Biſchöffe zu behaupten, aber das Primat ſo wie es nachher die Päbſte ausübten, fiel ihnen gar nicht ein; merkwürdig iſt, wie **Pelagius** der zweyte, und ſein 20 Nachfolger **Gregorius** der Erſte, beyde Biſchöffe in **Rom** über dieſe Sache dachten:

Der Patriarch **Johannes Neſteuta** zu **Conſtantinopel** kam zuerſt auf den Einfall **allgemeiner** 21 **Patriarch** ſeyn zu wollen; er gedachte alſo geiſtlicher Kaiſer zu werden, wie ſein Herr weltlicher war. Er brachte es auch im Jahr 586 dahin, daß er auf einer Synode zu **Conſtantinopel** dafür anerkannt wurde. Dies nahm **Pelagius** der zweyte Biſchof zu **Rom** ſo übel, daß er dieſe Synode für null und nichtig erklärte; und in einem Circularſchreiben an die Biſchöffe derſelben ſagte er folgende merkwürdige Worte: **Keiner der Patriarchen ſollte ſich ja dieſes unheiligen böſen Titels anmaſſen:**

ſen: denn ſo bald einer unter ihnen ein allgemeiner Patriarch genannt wird, ſo entziehet man den übrigen dieſen Titul. Aber das ſey ferne — ferne von allen Glaubigen, daß jemand ſich etwas anmaſſen ſollte, was die Ehre der übrigen Brüder auch im geringſten ſchmälern könnte! darum hüte ſich Euere Liebe daß Sie ja in Ihren Briefen niemand einen allgemeinen Patriarchen nenne, damit ſie nicht ſich ſelbſt die ſchuldige Ehre beraube, indem ſie einem Andern einen unbilligen Ehrentitul beylegt. Endlich ſezt er noch hinzu: Mit göttlicher Hülfe müßen wir alle unſere Kräfte und Vermögen dahin vereinigen, damit nicht die lebendigen Glieder an dem Leibe Chriſti durch das Gift eines ſolchen Tituls getödet werden, u. ſ. w.

Bald hernach ſtarb **Pelagius** II. und ihm folgte der berühmte **Gregorius** I. oder der Große; unter dieſem wurde der Streit ſehr bitter fortgeſezt: ſogar der Kaiſer **Mauritius** und ſeine Gemalin ſchrieben an **Gregorium** und ſuchten ihn aufs beweglichſte zur Eintracht zu bewegen; allein **Gregorius** antwortete dem Kaiſer: Er möchte dieſe Wunde ſchneiden, und den an Hochmuth krank liegenden Patriarchen durch ſein kaiſerliches Anſehen in Schranken halten: denn alle heilſame Geſetze und Synodal-Schlüße, ja die Gebote des Herrn Chriſti ſelbſt, ſtünden jezt in Gefahr, durch dieſen neuerfundenen, hochmüthigen, und Pabſtartigen Titul (superbi atque papatici cujusdam sermonis inventione) zu Grund zu gehen.

hen. Endlich ſezt er hinzu: der Herr laße dieſen Namen der Läſterung ferne ſeyn, von den Herzen aller frommen Chriſten, als durch welchen allen rechtſchaffenen Prieſtern ihre Ehre geraubt, und von einem an ſich geriſſen wird u. ſ. w. In der Antwort an die Kaiſerin ſagt er unter andern: Dieſer Hochmuth ſey ein gewiſſes Merkmal und Kennzeichen, **daß die Zeiten des Antichriſts herannahten.** Als nun der Kaiſer dem Biſchof Gregorius befahl, er ſollte um eines kahlen Titels willen keinen Streit anfangen; ſo antwortete er: Es ſey dieſes keine nichtswürdige Sache, wenn der Antichriſt ſich für Gott ausgebe; zwar ſchienen es nur wenige Sylben, über welche man disputirte, ſie ſeyen aber für die ganze Kirche höchſt gefährlich. Er wolle ſeine Gedanken frey heraus ſagen: **Wer ſich einen allgemeinen Prieſter nenne, oder nennen laße, der werde durch ſeine Hoffart ein Vorläufer des Antichriſts,** weil er ſich über alle Andere erhebe u. ſ. w.

Kann mans nun den Proteſtanten übel nehmen, wenn ſie den Römiſchen Pabſt für den Antichriſt erklären? da ſie unter den Päbſten ſelbſt zween Zeugen haben. Indeſſen kann Niemand ein Antichriſt genannt werden, der Chriſtum göttlich verehrt.

Aus dieſem Allem ſehen Sie deutlich, **mein theuerſter Bruder!** daß die ganze Kirche, die Römiſche nicht ausgenommen, das Primat Petri, in dem Sinn wie es jezt Ihre Kirche erklärt, ganz und gar nicht anerkannt habe. Daß ſogar die damaligen Römiſchen Biſchöffe den Carakter, den bald hernach ihre Nachfolger annahmen, für Antichriſtiſch und der Kirche **Chriſti** höchſtſchädlich erklärten. Hätte damals die Römiſche Kirche nur von weitem daran gedacht, das Primat **Petri** in dem ausgedehnten Sinn ſich zuzueignen, ſo würden ihre Biſchöffe auf eine andere Art, gegen den Patriarchen zu **Conſtantinopel** proteſtirt, und den Pabſttitel, **wahrhaftig!** nicht als Antichriſtiſch verworfen haben. Ich ſchließe alſo nun mit größter Zuverläſſigkeit: **Weder Chriſtus, noch die Apoſtel, noch die ganze allgemeine chriſtliche Kirche, die Römiſche mit eingeſchloſſen, haben jemals die Idee gehabt, daß die ganze Chriſtenheit, durch einen allgemeinen geiſtlichen Monarchen, dem alle unterworfen ſeyn ſollten, regiert werden ſollte.** Hätten die erſten chriſtlichen Gemeinden, die Worte, welche **Chriſtus** zu **Petro** geſprochen, ſo verſtanden, wie ſie die Römiſche Kirche verſteht, ſo würden ſie ſich alſofort an dieſe angeſchloſſen, und ſie für die Mutterkirche anerkannt haben; aber davon finden wir keine Spur. Die Zeugen die ſie anführen beweiſen in dieſer Sache wenig, weil die ganze Kirchengeſchichte hier laut und klar entſcheidet, und eben ſo wenig können die Proteſtantiſchen Schriftſteller, die Sie für ſich anführen, etwas dagegen beweiſen, da man weiß wie alle dieſe Männer in Anſehung des Pabſtthums dachten, und ganz gewiß das nicht behaupten, was Sie mein lieber **Bruder!** glauben, das Sie behaupteten.

Die Sage, daß **Petrus** die lezten Jahre ſeines heiligen Apoſtoliſchen Lebens in **Rom** zugebracht habe, will ich nicht länger beſtreiten, in unſerer gegenwärtigen Controvers entſcheidet das nichts, es kann wohl ſeyn, daß er da war, und mit dem Kopf unterwärts gekreuzigt worden iſt, wie die Geſchichte erzählt; daß Er Biſchof in **Rom** geweſen, das kommt mir deswegen unwahrſcheinlich vor, weil die Apoſtel als Geſandte des Herrn ſich nirgend lange aufhielten, ſondern immer umher zogen, und Gemeinden ſtifteten, denen ſie dann Biſchöffe vorſezten. Der Apoſtel **Johannes** lebte in ſeinen lezten Jahren in **Epheſus**, aber nicht als Biſchof: denn er ſchrieb ja aus ſeinem Exil auf der Inſel **Patmos** an den Biſchof zu **Epheſus** Ap. Geſch. 2. V. 1. Geſezt aber auch **Petrus** hätte eine Ausnahme gemacht, und wäre einige Jahre Biſchof zu **Rom** geweſen, geſezt er hätte auch ſeinen Nachfolger, den **Clemens** ſelbſt ordinirt, ſo folgt weiter nichts daraus, als daß die Römiſche Biſchöfliche Succeſſion mit den Apoſteln anfange; dies iſt aber auch der nämliche Fall mit den Biſchöffen zu **Jeruſalem**, **Antiochia** und **Alexandria**, denn daß die Römiſchen Biſchöffe von **Petro** an die ganze chriſtliche Kirche regiert haben ſollen, oder nur daran gedacht hätten Päbſte, oder allgemeine, allen andern Biſchöffen gebietende Oberhirten zu ſeyn, das widerlegt die Kirchengeſchichte unwiderſprechlich.

Sie dürfen mir nun aber auch nicht übel nehmen, lieber Bruder! wenn ich Ihnen den eigentlichen Urſprung des Pabſtthums zeige; ich will mich nicht der bittern Ausdrücke bedienen, die Sie ſich gegen uns Proteſtanten erlauben, ſondern die Wahrheit in Liebe ſagen:

Gregorius der Erſte, oder der Groſe, hatte ſich wie oben gemeldet, ſcharf gegen die allgemeine Biſchöfliche Würde erklärt; nach ſeinem Tod folgte ihm **Sabinianus**, ein Mann, deſſen Karakter die unpartheyiſche Geſchichte ſchrecklich ſchildert; dieſer war über ſeinen Vorfahrer **Gregorius** ſo aufgebracht, daß er ſeine Schriften verbrennen wollte; dieſem folgte **Bonifacius** der Dritte, der nun eigentlich als der erſte Pabſt betrachtet werden kann: denn der Kaiſer **Phokas**, einer der wütenſten Tyrannen die je gelebt haben, erklärte ihn Anno 606 oder 607. zum Haupt aller Chriſtlichen Gemeinen, und von der Zeit an wuchs die Autorität und Gewalt der Päbſte nach und nach, bis ſie unter **Gregorius** dem ſiebenden ihre höchſte Höhe erreichten. Dieſer Wachsthum wurde aber auch durch viele politiſche Umſtände ſehr gefördert: die morgenländiſchen Biſchöffe, und hernach auch die Kaiſer bekamen mit dem Muhamedismo und den ſiegreichen Waffen der Caliphen, dann auch mit den Türken ſo viel zu thun, daß ſie die neuen Päbſte in **Rom** mußten ſchalten und walten laſſen. Zudem war der chriſtliche Orient mit ſeinem Monarchen und der ganzen Cleriſey ſo in Schanden und Laſtern verſunken, und dergeſtalt träg und üppig geworden, daß man ſich nicht viel mehr um das Primat in **Rom** bekümmerte, aber man unterwarf ſich ihm doch nicht, ſondern die morgenländiſche Biſchöffe blieben unabhängig, und blieben es wenigſtens mehrentheils bis auf den heutigen Tag. Sie ſagen:

2. **Die Römiſche Kirche glaube daß die oberhirtliche Gewalt Petri nach Chriſti heiligem Willen in der Kirche beſtändig dauern ſoll.**

Antw. Die chriſtliche Kirche die von **Petro** am erſten Pfingſten zu **Jeruſalem** gegründet wurde, iſt die wahre heilige **Evangeliſch** nicht **Römiſch Katholiſche** Kirche, die durch die ganze Chriſtenheit unter alle Partheyen zerſtreut iſt, aus lauter wahren Chriſten beſteht und keinen andern Oberhirten als **Chriſtum** hat, der ſie durch ſeinen heiligen Geiſt und durch ſein Wort regiert, und dergeſtalt ſchützt, daß ſie freylich die Pforten der Hölle nie überwältigen werden; wie es aber den **äuſſern** Katholiſchen und Proteſtantiſchen Kirchen, dieſem neuen **Iſrael** und **Juda** gehen werde, darüber wird die Zukunft entſcheiden. Gebe nur Gott, daß ſie nicht ſelbſt Pforten der Höllen werden mögen.

Ihren 3ten Satz übergehe ich, denn er fällt mit dem Oberhirten-Amt des Pabſtes von ſelbſt weg. Die Einigkeit des Glaubens iſt nur in der wahren unſichtbaren Gemeine. Im 4ten und 5ten Satz behaupten Sie, **daß nach Petri Tod einer aus den Biſchöffen ſeine oberhirtliche Gewalt hätte erben müßen, und würklich geerbt habe daß dieſer kein anderer geweſen und noch ſey, als der Biſchof zu Rom, und zwar durch übereinſtimmende Einwilligung der erſten Kirche.**

Lieber **Sulzer**! Sie behaupten hier zween Punkte, die ich gründlich widerlegt habe; nämlich, **das Oberhirten-Amt Petri und der Römiſchen Biſchöffe**, und dann **die übereinſtimmende Einwilligung der erſten Kirche.** Warum haben Sie keine Beweiſe geführt? — Sie hätten mir die übereinſtimmende Einwilligung der erſten Kirche, und ihre Anerkennung des Oberhirten-Amts Petri, und der Römiſchen Biſchöffe nachweiſen müßen, das iſt aber nicht geſchehen; wie können Sie uns nun zumuthen, daß wir Ihnen auf Ihr Wort glauben ſollen?

Was Sie ferner von der Unfehlbarkeit des Pabſtes ſagen, und in wie fern ſie von Ihrer Kirche angenommen oder eingeſchränkt werde, dagegen habe ich nichts zu erinnern. — Wenn Sie mir nicht zutrauen daß ich mit Katholiſchen Schriftſtellern und den erſten Kirchenvätern bekannt bin, ſo irren Sie ſehr, das Studium der Religions- und Kirchengeſchichte, war von jeher meine Lieblings-Sache; dadurch bin ich eben in den Stand geſezt worden Sie zu widerlegen.

Seite 115. ſagen Sie: **Wenn ich unbefangen geleſen hätte, ſo würde ich mich gewaltig verwundert haben, wie die Reformatoren ſo keck ſeyn konnten, Wahrheiten zu läugnen, welche die allgemeine Kirche auf die Zeugniſſe einer Menge ganz unverdächtiger Augen- und nächſter Ohrenzeugen funfzehnhundert Jahre lang ohne Jemandes Widerſpruch geglaubt habe.** — Hierauf antworte ich:

Dieſe Keckheit der Reformatoren war ſehr nöthig: denn als ſie einmal den unläugbaren ſchrecklichen Verfall der Römiſchen Kirchen eingeſehen, und ſich von ihren Banden losgemacht hatten, ſo war es um der Rechtfertigung ihres kühnen Unternehmens willen nöthig, nun auch einmal mit der Fackel der Kritick die Dokumente zu beleuchten, auf welche die Römiſche Kirche alle ihre Anmaſſungen und Kirchenſatzungen gründe? und da fande ſich nun ſehr vieles, das in den alten dunkeln Zeiten untergeſchoben, und verfälſcht worden war: Erinnern Sie ſich doch nur an **Iſidors Dekretalien**, an die **Conſtantiniſche** Schenkung, an ſo viele Lebensgeſchichten der erſten Martyrer, und Legenden der Heiligen, die mit ſo vielen Fabeln und abgeſchmackten Erdichtungen durchflochten ſind, daß ſie heut zu Tage kein richtigdenkender Katholick mehr glaubt, ſo werden Sie mir geſtehen müßen, daß die Reformatoren um der Religion und der Wahrheit willen, alle jene Dokumente von der Apoſtelzeiten an, bis auf ihr Jahrhundert hin genau prüfen, und das Wahre vom Falſchen unterſcheiden mußten; und was ſie hiſtoriſch falſch befunden haben, das hat noch niemand als wahr legitimirt. Was den funfzehnhundert jährigen Glauben betrift, mein Lieber! der beweißt nichts: denn Aberglaube und Meinungstrug kann ſich durch Jahrtauſende fortpflanzen. Wie können Sie aber behaupten daß in allen dieſen Zeiten Niemand widerſprochen habe, da es ja immer ſogenannte Ketzer gab? die oft ziemlich laut widerſprachen.

In Anſehung der Proteſtantiſchen Gelehrten, die Sie da anführen, bin ich ſehr zweifelhaft; aber wenn ſie auch Alles das glauben, was Sie ihnen zutrauen, ſo gilt das für keinen Beweiß: denn wir Proteſtanten nehmen keine menſchliche Autorität an.

Endlich ſchlieſen Sie Ihren Brief von Seite 115 unten bis 117 mit lauter unrichtigen Beſchuldigungen. Gott iſt unſer Zeuge, daß wir bis zum Ueberdruß beyde Partheyen gehört haben. Wo iſt der **ungeheure Fehler** den wir begangen haben? wir haben noch nie eine Vertheidigung der Römiſchen Kirchen gegen die Proteſtanten gefunden, die gnugthuend wäre: es iſt aber auch keine möglich; alle ſind von uns geleſen, geprüft, und beantwortet worden. Sie beſchuldigen uns, **wir ſprechen den Reformatoren wie Orakeln nach.** — Ich bitte Sie lieber **Sulzer!** behaupten Sie doch aus bloſer Bitterkeit und Vorurtheil nicht Dinge von denen Sie nichts wiſſen: **Wo ſind denn noch reformirte Theologen die an Calvins unbedingte Gnadenwahl glauben?** — und wenn Sie mit der Geſchichte unſerer Kirche genau bekannt wären, ſo würden Sie auch finden, **daß Lutheriſche Theologen, vieles in Luthers Begriffen berichtigt haben.** Gewiß und wahrhaftig! wir kennen Ihre Kirche beſſer wie Sie, mein Lieber! davon werden Sie in dieſem Buch noch unwiderſprechliche Zeugniſſe finden. Mit treuer Liebe der Ihrige.

Jung Stilling.

Nachſchrift: was Sie hier in Ihren Anmerkungen Lit. d. ſagen, nämlich, **daß Sie ſich getrauten aus Proteſtantiſchen, ſogar Luthers, Calvins und anderer Reformatoren Schriften, eine katholiſche Dogmatick heraus zu bringen,** das muß Sie ja freuen — es wäre auch ſchlimm, wenn beyde Kirchen in **allen** Stücken verſchieden wären. Es kommt hier nur darauf an, daß Sie uns beweiſen, **dieſe proteſtantiſche Schriftſteller ſtünden im Widerſpruch mit ſich ſelbſt.**

Beantwortung des ſiebenden Briefs.

Ueber das Beſtimmen der Glaubens-Artickel.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Sie unterſtellen mit Recht, **daß wir Proteſtanten zugeben, wir ſeyen Gottes Ausſprüchen, innern Glauben, und nach Beſchaffenheit der Sachen und der Umſtände auch äuſſeres Bekänntnis ſchuldig.** Verzeihen Sie, mein Lieber! der **äuſſere Glauben,** und das **äuſſere Bekänntnis** iſt nicht einerley: jener iſt der bloſe hiſtoriſche Glaube, das **Fürwahrhalten** einer Sache, **aber ohne innere Theilnahme,** die dann den wahren oder **innern** Glauben ausmacht. Das äuſſere **Bekänntnis** iſt nur **der Ausſpruch** deſſen was man für wahr hält. Sie fahren fort: **Wenn nun Gott zu einer Menge Menſchen nicht unmittelbar ſprechen will, ſondern dazu andere Menſchen erwählt, wie ehmals Moſen und die Propheten, wie Jeſus Chriſtus die Apoſtel: und dieſe auserwählten Organe der göttlichen Worte ihre Sendung auf eine glaubwürdige Art beweiſen; ſind wir dann dem was ſie uns zu verkündigen haben nicht innern Glauben ſchuldig?** — Ja mein Theuerer! innern und äuſſeren; aber nun kommen Sie wieder mit Ihrem Römiſchen Lehrkörper, und behaupten, **daß es Gottes Angelegenheit ſey, zu bewirken, daß derſelbe ſeine Lehre und Befehle rein und vollſtändig verkündige? und daß man alſo verpflichtet ſey dieſem Lehrkörper zu gehorchen.** Lieber Sulzer! mit ihrem Lehrkörper ſind wir fertig; ich habe bewieſen daß die Römiſche Kirche nicht **ausſchlieslich** die wahre katholiſche unfehlbare Kirche ſey, ſie kann alſo keine Glaubens-Artickel beſtimmen, die nicht in der heiligen Schrift gegründet ſind. Wenn Sie doch einmal an die ehmalige jüdiſche Kirche zurückdächten — dieſe war auf eine ſo feyerliche Weiſe von Gott geſtiftet worden, deren ſich keine einzige **äuſſere** chriſtliche Kirche rühmen kann; und welche groſe Verheiſſungen hat ihr Gott gegeben, und bey dem Allem ſank ſie ins äuſſerſte Verderben; und welch eine Menge Zuſätze verbanden ihre Aelteſten mit dem Geſez Moſis und der Propheten; erinnern Sie ſich doch wie ernſtlich Chriſtus dieſe Aufſätze der Alten rügt, und nur den Geiſt des Geſetzes empfielt! — **war es denn**

denn damals nicht auch Gottes Sache zu bewirken, daß der jüdiſche Lehrkörper ſeine Lehre und Befehle rein und vollſtändig verkündige? — und geſchahe es? — wie oft erinnerte der Herr ſein Volk durch die Propheten an ſeine Abweichungen von der Wahrheit und pflanzte durch ſie die wahre Erkänntnis Gottes, und ſeinen Dienſt im Geiſt und in der Wahrheit fort! — aber was halfs? — man verfolgte, und tödete ſie. Und eben ſo ſandte der Herr von jeher, ſo wie die Kirche in Verfall gerieth, eine Menge Zeugen der Wahrheit, aber die Griechiſche und Römiſche Kirche behandelten ſie noch weit ſchlimmer als ehmals die Iſraelitiſche; man belegte ſie mit allen erſinnlichen Martern, und ſchickte ſie in die Ewigkeit.

Bey dieſer Gelegenheit führen Sie Sprüche aus der Bibel an, und warnen uns ſehr ernſtlich für dem fürchterlichen Bann, den **Chriſtus** ſelbſt Matth. 18. v. 17. in den Worten: **Wenn er die Kirche nicht höret, ſo haltet ihn wie einen Heiden und Zöllner,** ausgeſprochen hat. Lieber Bruder! wenn die Römiſche Kirche die Sprüche der Bibel ſo erklärt und anwendet, wie Sie dieſen anwenden, ſo ſieht es übel um ihre Exegeſe aus. **Chriſtus** weiſt hier die Regel an, wie wir einen Menſchen behandeln ſollen der uns beleidigt hat; oder auch überhaupt einen der uns durch ſeine Lehre und Leben ärgert. Zuerſt ſollen wir ihn unter vier Augen ermahnen, hilft das ſo, daß er in ſich geht, und ſich beſſert, ſo iſt es gut, hilft das aber nicht, ſo ſoll man dieſe Warnung in Gegenwart eines oder zweyer Zeugen wiederholen;

iſt das auch vergeblich, ſo ſoll man es der Ecclesia anzeigen, und höret er auch dieſe nicht, ſo ſoll man ihn für einen Heiden und Zöllner halten. Hier kommt es blos auf das Wort Ecclesia an; Sie überſetzen es durch das Wort **Kirche**. Dies Wort kannte aber zu **Chriſti** Zeiten noch kein Menſch, denn es gab damals noch keine ſolche Geſellſchaften, wie man ſie Jahrhunderte ſpäter bildete, und ſie mit dem Namen Kirche belegte, und unſer Herr redete doch gewis in einer Sprache, die ſeine Jünger verſtanden, das Wort das Er im **Syro-Caldäiſchen**, ſeiner Mutterſprache, gebrauchte, haben die Evangeliſten durch das griechiſche Wort Ecclesia ausgedrückt, welches ſo viel heiſt, als eine **zuſammenberufene Verſammlung**. Der wahre Sinn den alſo **Chriſtus** in dieſes Wort legt iſt folgender: **wenn der Sünder auch in Gegenwart der Zeugen nicht folgt: ſo laßt ihn in die Verſammlung der Gläubigen kommen; wenn ihn dieſe nun auch ernſtlich ermahnt hat, und er bekehrt ſich ebenfals nicht, ſo ſchließt ihn aus der Verſammlung aus, und habt** 23 **keinen Umgang mehr mit ihm.** Dies war die Vorſchrift unſers Herrn, die auch von den erſten chriſtlichen Gemeinden treu befolgt wurde, bis endlich das Bannrecht von den Biſchöffen und der Geiſtlichkeit an ſich gezogen und ausgeübt wurde: von einer Ecclesia wie ſie nachher entſtand, iſt hier ganz und gar die Rede nicht. Der Spruch Marc. 16. v. 16. **Wer nicht glaubt wird verdammt werden**, bezieht ſich auf die Lehre **Chriſti** und ſeiner Apoſtel; wer dieſe nicht glaubig annimmt der geht verlohren;

mit dem Spruch Matth. 10. V. 15. verhält es ſich eben ſo, desgleichen mit Luc. 10. v. 16. und 2 Theſſal. 1. v. 8 — 10.

So lang Sie nicht beweiſen, mein Lieber! daß die geſammte Lehre der Römiſchen Kirche auch genau die Lehre Chriſti und der Apoſtel iſt — und das können Sie in Ewigkeit nicht, ſo lang treffen uns Proteſtanten jene Sprüche und ihre Drohungen nicht.

Sie behaupten ferner, **daß die Gründung der Römiſchen Kirche immer fortgeſezt, immer weiter auf Erden verbreitet und nicht aufhören werde, bis daß nur eine Heerde unter einem Hirten zu Stand gebracht würde. Daß zur Gründung der Kirche auch die beſtändige Erhaltung der Reinheit und Vollſtändigkeit der Lehre Jeſu gehöre.** Nun ſchließen Sie **Jeſus müße alſo auch die Geſandten ſeiner Geſandten, und die fernern, bis zur vollendeten Ausbildung ſeines Leibes, mit ſeinem heiligen Geiſt regieren, und wir müßen ihnen glauben, und dem heiligen Geiſt in ihnen.**

Dies alles iſt ganz richtig, nur gilt es weder von der Römiſchen, noch von irgend einer andern äuſſern Kirche, doch von der **Römiſchen** am wenigſten. Man leſe nur ihre Miſſionsgeſchichten in **Japan**, in **China**, in **Oſtindien**, auf der **Afrikaniſchen** Küſte, z. B. zu **Congo**, und nun vollends in **Mexico** und **Peru**, und urtheile dann, ob das heiße, die Lehre Jeſu rein verkündigen? — ob da der heilige Geiſt wirkſam geweſen ſey? Dagegen prüfe man die Geſchichte der Proteſtantiſchen Miſſionen zu **Tranquebar** und überhaupt in **Oſtindien**, unter den **Hottentotten** und unter den **Caffern** in **Afrika**, in den **Weſtindiſchen** Inſeln, in **Nordamerika**, auf **Labrador**, unter den **Esquimaux**, in **Grönland**, im Ruſſiſchen **Aſien** und an andern Orten mehr; ſo wird man allenthalben apoſtoliſchen Sinn, apoſtoliſchen Geiſt, und wahren chriſtlichen Lebenswandel finden. Wenn Sie ſich nur die Mühe geben wollten, dieſe Sachen genau zu prüfen, und die Folgen der Miſſionen Ihrer Kirche, mit den Folgen der Unſrigen, gegeneinander zu halten, ſo würden Sie bald finden, auf welcher Seite die wahre Kirche **Chriſti** am mehreſten gewinnt.

Erlauben Sie mir, ich bitte Sie um Gottes und der Wahrheit willen, erlauben Sie mir lieber Bruder! daß ich einmal einen guten Katholiſchen Chriſten, und einen guten Proteſtantiſchen neben einander ſtelle, und ſie nach der Wahrheit ſchildere: dem Katholiſchen werden die Wahrheiten zur Seligkeit beygebracht, ſo wie ſie **Chriſtus** und die Apoſtel gelehrt haben — Sie ſehen wie viel ich Ihnen zugebe, lieber **Sulzer**! denn das iſt bey weitem nicht überall der Fall in Ihrer Kirche — aber nun kommen noch ſo viele Kirchengebote dazu, deren Befolgung auch zur Seligkeit gehört, daß dadurch die Hauptſache ins dunkel geſtellt wird. Man läuft täglich in die Kirche, beſprengt ſich mit Weyhwaſſer, kniet bald vor dieſem, bald vor jenem Bild, bätet bald dieſen bald jenen Heiligen an; bätet eine gewiſſe Zahl englicher Grüße und Vaterunſer, läuft oft in die Meſſe, begleitet Prozeſſionen, wallfartet bald hie bald dahin, beichtet, läſt ſich die Sünden vergeben u. ſ. w. das geht nun ſo fort bis ans Ende des Lebens, man läſt ſich die Sakramente geben, und ſtirbt; und während alle der Zeit, betrachtet man uns Proteſtanten als Heiden und Zöllner. Ich will auch noch den ſeltenen Fall zugeben, daß ſich der katholiſche Chriſt bey allen dieſen Cärimonien etwas Gutes denkt, ſo müſte der doch nicht Menſchenkenner ſeyn, der nicht auf den erſten Blick erkennte, daß der ſinnliche Menſch alle dieſe Cärimonien, die er auch zur Seligkeit nöthig glaubt, gern und willig beobachtet, dadurch in eine abergläubiſche Frömmeley, in heilige enthuſiaſtiſche Gefühle verſinkt; aber darüber die Hauptſache, die wahre Wiedergeburt, die Umwandlung des alten ſinnlichen Menſchen, in den neuen Geiſtigen ganz und gar vergißt. Die innige brünſtige Liebe zum Erlöſer, wird gar oft durch die Liebe zur heiligen Jungfrau oder zu ſonſt einem Heiligen oder Schutzpatron verdrängt, und ſollte noch irgend etwas verſäumt worden ſeyn, ſo verläſt man ſich auf die Seelmeſſen, die man auch im Nothfall für Geld kaufen kann.

Mit dieſer Schilderung vergleichen Sie nun einmal einen guten Proteſtanten: dieſer weiß von allen jenen Cärimonien nichts, aber das weiß er von der Schulen her, und hört es in allen Kirchen, daß er dem Vorbild ſeines Erlöſers ähnlich werden muß, wenn er ſelig werden will, und da er im Bewuſtſeyn ſeines natürlichen Verderbens, und Mangels an eigener Kraft, wohl fühlt, daß er mit aller ſeiner Anſtrengung heilig zu leben, den Zweck nicht erreicht, ſo thut er was er kann, ſucht ſo viel möglich im Andenken

ken an den Herrn zu bleiben, und fleht unaufhörlich im Innerſten ſeiner Seele, um den Beyſtand des heiligen Geiſtes, der dann auch keinem Menſchen geweigert wird, der von ganzem Herzen ſeine Gnadenwürkungen ſucht. Bey dieſem anhaltenden Beſtreben, und dem andächtigen Gebrauch der äuſſern Gnadenmittel, nämlich dem fleiſſigen Leſen der heiligen Schrift, und anderer erbaulichen Bücher, aufmerkſamen Anhören der Predigten, und öftern Genuß des heiligen Abendmahls, veredelt ſich ein ſolcher Menſch allmälig, und wird dem Muſter unſers Herrn immer ähnlicher, die Früchte des heiligen Geiſtes entwickeln ſich nach und nach immer mehr, und der immer hellere Blick in ſein natürliches Verderben, und in die Heiligkeit Gottes, gebiert in ihm eine Demuth aus, die auf den Grund geht, und nicht erheuchelt iſt. Da er nun auch im Licht der Wahrheit erkennt, daß alle ſeine beſten Handlungen nicht rein in den Augen des allerheiligſten Weſens ſind, und er damit unmöglich vor dem Richterſtul **Jeſu Chriſti** beſtehen kann, ſo nimmt er ſeine gänzliche Zuflucht zur gnugthuenden Erlöſung, zum verdienſtvollen Leiden und Sterben unſers Herrn, und empfängt dann in ſeinem Innern durch die Tröſtung des heiligen Geiſtes die gewiſſe Verſicherung der Vergebung ſeiner Sünden, aber unter dem Beding, daß er in ſeinem Glauben und chriſtlichen Wandel treu bleibt bis ans Ende. Durch dieſe Verſicherung welches die wahre Abſolution iſt, die keine geiſtliche Autorität, ohne obige Bedingniſſe geben kann, gebiert nun in ihm die wahre Gottes- und Menſchenliebe aus, die ſich in allen ſeinen Gedanken, Worten, und Werken äuſſert. Jene **wahre Demuth**, und dieſe **wahre Liebe**, ſind nun die eigentlichen Bürgertugenden des Himmels; **denn da iſt Seligkeit, wo jeder jeden liebt wie ſich ſelbſt, und jeder unter Allen der geringſte ſeyn will.** Ein ſolcher Menſch kommt nun nicht nach ſeinem Uebergang ins beſſere Leben, mit dem Bettlerkleid ſeiner eigenen Werkgerechtigkeit zur Hochzeit des Lammes, ſondern er kommt nakt, arm, und blos, und kleidet ſich blos ins weiße Gewand der Gerechtigkeit Chriſti Matth. 22. v. 11, und Off. Joh. 7. v. 14.

Sehen Sie, mein Lieber! dies iſt das wahre und getreue Bild ſolcher Proteſtanten, denen Sie die Ehre der Brüderſchaft vergönnen. Was bedarfs da eines, oft ſehr unreinen Canals der äuſſern Kirche um den heiligen Geiſt zu empfangen, der läſt ſich von jedem finden, der Ihn redlich und ernſtlich ſucht. Die äuſſern kirchlichen Anſtalten belehren uns nur was wir glauben und thun müßen um ſeelig zu werden.

Seite 121 und f. wollen Sie Einwürfen der Proteſtanten begegnen, und theilen uns zuerſt folgenden mit; Sie ſagen: **Allein Ihr wendet ein, das Beſtimmen von Glaubensartickeln ſey ein eitles Unternehmen, weil eine vollkommene Uebereinſtimmung der einzelnen Vorſtellungen in tauſend Köpfen eine unmögliche Sache ſey; ja, wenn man es genau unterſuchen wollte, wie nur zween einzige Menſchen über einen und den nämlichen Gegenſtand denken, ſo würde man**

ſehen, daß die Vorſtellung des einen, von der des andern verſchieden ſey.

Lieber **Sulzer!** wie dieſer Satz daher kommt, das begreiſe ich nicht; in **dieſer** Rückſicht, und in **dieſer** Verbindung kann Ihnen das kein Proteſtant geſagt, oder geſchrieben haben. Dieſe Behauptung gründet ſich auf das Principium indiscernibilium **(Grund des nicht zu unterſcheidenden)** philoſophiſch iſt er wahr und richtig, aber auf hiſtoriſche Thatſachen, und göttliche Offenbarung überſinnlicher Wahrheiten, läſt er ſich nicht anwenden wenn anders beyde faßlich und deutlich ausgedrückt ſind, und das iſt ja der Fall bey der Lehre **Chriſti** und ſeiner Apoſtel, wie ich in der Beantwortung der folgenden Briefe überzeugend beweiſen werde. Auf die Weiſe wäre ja keine Einigkeit des Geiſtes, und keine Gemeinſchaft der Heiligen möglich, die ja unter allen wahren Chriſten, aller äuſſern Kirchen unzweifelbar ſtatt findet.

Noch einen andern Einwurf, den wir Proteſtanten ihnen entgegenſetzen ſollen, führen Sie Seite 123 an, er heiſt:

Aber das Beſtimmen von Glaubens-Artikeln, überhaupt eine mit Autorität lehrende Kirche, hemmt das Forſchen in der Schrift. Sie ſetzen hinzu: **Es kommt drauf an, meine Lieben! wie Ihr Euch dies Forſchen denkt u. ſ. w.** Sie haben ſich über dieſen Gegenſtand weitläufig erklärt, ich kann aber Alles kurz beantworten: Sie unterſtellen mit Recht, **daß das Forſchen in der Bibel nicht darauf ausgehen dürfe, daß man unterſuchen wolle, ob das was Moſe, die Propheten,**

ten, Chriſtus und die Apoſtel geſagt haben, Wahrheit ſey, ſondern man ſezt voraus, daß der Chriſt das würklich und ernſtlich glaube; **folglich geht das Forſchen des Chriſten nur dahin, um den Sinn des Worts Gottes, und ſeiner Wahrheit recht zu ergründen.** Hier ſtoßen wir aber nun eben auf den ſtreitigen Punct auf den es zwiſchen uns ankommt; Sie fragen uns ob wir die Autorität Chriſti und ſeiner Apoſtel anerkennten? — wir antworten, ja allerdings! daraus wollen Sie nun folgern, dann ſeyen wir auch ſchuldig die Autorität der von Chriſto und den Apoſteln angeordneten Lehrer-Kirche zu erkennen, und ihre Erklärung der Bibel als die allein wahre anzunehmen. Lieber! welch ein Schlus! daß die chriſtliche Kirche ſo nicht geblieben iſt, wie ſie die Apoſtel gegründet hatten, und daß ſich die Römiſche Kirche allmälig und erſt im 5ten und 6ſten Jahrhundert eine ſolche Autorität angemaßt hat, das beweiſt die Geſchichte unwiderſprechlich: hier iſt alſo von einer **von Chriſto und ſeinen Apoſteln angeordneten Lehrer-Kirche** keine Rede mehr. Sie hat ſich nach und nach ſelbſt gebildet, und die Unfehlbarkeit angemaßt. Geſezt aber man nähme auch an, daß ſie von Chriſto und den Apoſteln ſo angeordnet wäre, ſo müßte ſie doch ſelbſt ihrer Sache gewiß ſeyn, und das iſt doch bey weitem der Fall nicht, bald ſind die Concilien über den Pabſt, dann der Pabſt wieder über die Concilien — wo können wir nun wiſſen bey wem die Macht ſey Glaubens-Artickel zu beſtimmen? — Erinnern Sie ſich doch, mein Lieber! — wie ſehr die weltlichen Mächte und auch die geiſtlichen Behörden von jeher mit der feinen und emporſtrebenden Römiſchen Politik gekämpft haben; erinnern Sie ſich nur an die Bullen in Coena Domini, und Unigenitus Dei filius, welche leztere die **Franzöſiſche Kirche** nicht annahm, an den **Emſer Congreß**, u. a. m. Wo iſt da Einigkeit des Glaubens und der Lehre, und wo Beſtimmung der Glaubens-Artickel? — und wer erklärt in einer ſolchen Ungewisheit die Bibel richtig? — daß unſre Prediger klagen, **Herr wer glaubt unſerer Predigt!** das ſoll daher kommen, weil ſie ihre Zuhörer nicht zur Römiſchen Lehrer-Kirche führen; ſind denn die Predigten in der Römiſchen Kirche fruchtbarer? — davon ſehen wir keine Spur.

S. 125. kommen Sie nun auf ſich ſelbſt, und bezeugen daß Sie fleißig in der heiligen Schrift forſchen; daran zweifle ich keinen Augenblick. Dann aber machen Sie einen großen Unterſchied, zwiſchen **Ihrem** Forſchen, und dem Forſchen eines **Proteſtanten**, Sie thun es unter der Leitung Ihrer Kirche, und der fromme Proteſtant unter Leitung der Bibel ſelbſt, und des heiligen Geiſtes; wir wollen beyde Arten des Forſchens etwas näher betrachten: ich habe Ihnen vorhin bey dem Spruch **Matth.** 18. v. 17. klar und deutlich gezeigt, daß Ihr Begrif von dieſem Spruch unrichtig iſt; und eben daher entſtehen bey Ihnen ſo viele Fehler in der Erklärung bibliſcher Sprüche, weil Sie alle, die ſich auf die wahre allgemeine Kirche **Chriſti** beziehen, auf die Römiſche Kirche, und ihre Lehre anwenden, unter welchen beyden doch ein großer Unterſchied iſt. Die exegetiſchen Fehler die daher entſtehen, ſind nicht zu überſehen, und in ihren Folgen ſehr gefährlich.

Der fromme wahre Proteſtant hat die nämliche Bibel die Sie haben; ſie iſt ja in der ganzen Chriſtenheit einerley; vergleichen Sie doch einmal die Ueberſetzung **Luthers**, die **Genfer** franzöſiſche Bibel, die **Holländiſche** Staatenbibel, die Engliſche Bibel, u. a. m. mit Ihrer **Vulgate**, ſo werden Sie finden, daß der Unterſchied — **gar keiner** — iſt: die verſchiedene Lesarten im Griechiſchen ſind ſo unbedeutend und ſo gleichgültig, daß in Glaubens-Sachen keine Rede davon ſeyn kann; und jene Bibeln ſind die, welche die ganze proteſtantiſche Kirche braucht. Wenn **Bahrdt** und andere die Bibel verfälſchen, ſo geht das ja die proteſtantiſche Kirchen nicht an, dieſe warnen für ſolchen Verfälſchungen, und halten ſich an ihre Bibel, ſo wie ſie von jeher von der geſammten chriſtlichen Kirche angenommen worden iſt, Alle Ihre Ausfälle, mein lieber Bruder! über tauſenderley Ueberſetzungen, Verfälſchungen, und Misdeutungen, gehen uns ja gar nicht an, ſie treffen uns im geringſten nicht. Der fromme rechtſchaffene Proteſtant wird ſchon in der Schule mit der Bibel bekannt, hernach wird ſie ihm in der Kirche erklärt, er lieſt ſie auch andächtig für ſich ſelbſt; findet er eine Stelle die er nicht verſteht, ſo ſucht er ſie ſich durch Parallelſtellen zu erklären, er bätet um Licht und Erkänntnis und traut keiner menſchlichen Autorität. Das was er thun und glauben ſoll, ſteht ſo klar und deutlich in ſeiner Bibel, daß er darinnen un-

unmöglich zweifelhaft bleiben kann. Von allen Sekten und Misverſtändniſſen, die Sie uns vorwerfen, werde ich im Verfolg Rechenſchaft geben.

Seite 132. gegen unten, und auf der folgenden Seite, thun Sie einen Ausfall auf uns, der wahrhaftig! **nicht Wahrheit in Liebe iſt**, und eine ſcharfe Rüge verdiente, wenn ich nicht **durch Wahrheit in Liebe** antworten wollte: Sie ſagen: **Allein ich weiß was Euch, meine Brüder! an dem Beſtimmen der Glaubens-Artickel meiner Kirche am meiſten irrt:** Sollten wir, ſagt Ihr **immer, die Freiheit, die wir mit ſo vieler Mühe errungen, wieder hingeben . . . . uns vorſchreiben laſſen, was wir glauben ſollen?** u. ſ. w. **ſollen jezt wieder Menſchen über unſern Verſtand und Gewiſſen herrſchen?** — nun folgt der Ausfall den ich von Bruder **Sulzer** nicht erwartet hätte; Sie fahren fort: **Jezt bringt dieſe Idee Euer Blut in Wallung, jezt findet Ihr nicht Ausdrücke, das was Euch ſo widerrechtlich ſcheint, ſtark genug zu ſchildern. Glaubens-Artickel nennt Ihr mit Herrn Salzmann in Schnepfenthal, Schnürbrüſte für den Verſtand; die Autorität der Römiſchen Kirche mit Nettelblatt, eine Schlachtbank der Gewiſſen, ein Joch, das weder Ihr noch Eure Väter tragen konnten,** u. d. m.

Lieber **Sulzer**! was für ein Geiſt hat Ihnen denn den Gedanken eingehaucht, daß **Salzmanns Nettelblatts** Ausdrücke die Geſinnung der ganzen proteſtantiſchen Kirche ſind? — Oder fühlten Sie vielleicht daß wir Proteſtanten Wahrheit in dieſen Ausdrücken ahnen könnten? — Es kommt hier darauf an, was für Glaubens-Artickel **Salzmann** meinte — doch wohl die bibliſchen nicht; und meinte er die, ſo ſprach er nicht als Proteſtant, ſondern als Menſch, dem man ſeine Freiheit im Denken nicht nehmen kann; **und** — legen Sie die Hand aufs Herz, lieber Bruder! — **wie viele hundert tauſend** 24 **Menſchen, die der Ueberzeugung Ihres Gewiſſens folgen wollten, hat die Römiſche Kirche durch Feuer und Schwerdt, und durch die ſchrecklichſten Martern ihrer Autorität aufgeopfert!** heißt das Uberzeugung der Wahrheit durch den heiligen Geiſt? — und hat nun **Nettelblatt** unrecht, wenn er die Autorität der Römiſchen Kirche eine Schlachtbank der Gewiſſen, ein unerträglich Joch nennt? Sie ſagen ferner:

Brüder! lieben Brüder! beherrſchet doch ein paar Minuten Euern Affekt! gebet der ruhig prüfenden Vernunft einen Augenblick Gehör! ich bitte um der Wahrheit willen. Gut! mein Lieber! Wir wollen uns auf das Schülerbänckelchen ſetzen, und ohne Leidenſchaft aufmerkſam und ruhig zuhören, doch aber auch zuweilen ein Wörtchen mitſprechen: Sie ſtellen uns S. 133 — 136 unſere Neologen gegen über, und behaupten, **das was uns dieſe in Anſehung der Bibel ſagen, das ſagten auch wir den Katholicken in Anſehung der Unfehlbarkeit und Beſtimmung der Glaubens-Artickel; folglich: das was**

was wir den Neologen antworteten, und antworten müßten, das antwortete uns ächten Proteſtanten auch die Römiſche Kirche.

Erlauben Sie, mein Lieber! Sie ſtellen hier die Bibel mit Ihrer Kirche, Tradition, und Beſtimmung der Glaubens-Artickel parallel — das iſt ja aber eben der ſtreitige Punkt den wir miteinander auszumachen haben: Wir Chriſten Katholicken und Proteſtanten nehmen die Bibel als Göttliche Offenbarung an, ſie iſt der Grund unſeres Glaubens und Lebens. Auſſer ihr, erkennen wir **Proteſtanten** keine Quelle von Glaubens-Artickeln, Sie **Katholicken** aber ſehen die Lehren Ihrer Kirche als eine Fortſetzung der Bibel an, dies habe ich nun bisher zu widerlegen geſucht, und zwar mit unumſtößlichen Gründen, denn

1. iſt ausgemacht, daß die Römiſche Kirche von den erſten Chriſtlichen Gemeinden an, nicht für die regierende unfehlbare Lehrer-Kirche gehalten wurde; ſogar ſie ſelbſt wagte es nicht ſich dafür zu halten, bis ihr im 5ten und 6ten Jahrhundert ihre feine Politick und die Umſtände dazu verhalfen. Wäre die Römiſche Kirche von **Petro** an, als die allgemeine wahre, alle andere regierende Lehrer-Kirche nach Chriſto conſtituirt und ſanctionirt worden, ſo hätten Sie gewiß auch die erſten Chriſtlichen Gemeinden dafür erkannt und angenommen.

2. Geſezt aber auch die Römiſche Kirche könnte dieſe Autorität behaupten, ſo folgte daraus ihre Unfehlbarkeit noch lange nicht; ſie müßte denn auch beweiſen daß ihr dieſe von **Chriſto** und den Apoſteln

ausſchlieslich, auch bey allen Ausſchweifungen in Leben und Wandel, in Sünden, Schanden und Verbrechen, ſeye zugeſichert und ſanctionirt worden, dies kann ſie aber in Ewigkeit nicht. Wenn man auch annehmen wollte, die Worte: **Auch die Pforten der Höllen ſollten ſie nicht überwältigen**, bezögen ſich auf die Römiſche Kirche, ſo will das weiter nichts ſagen, als ſie ſoll unter allen Stürmen fortdauern bis zur Vollendung der Zeiten.

3. Wir ſind uns alle darinnen einig, daß die Glaubens-Artickel welche die Bibel enthält, zur Seligkeit nöthig ſind; wenn nun aber die Kirche noch mehrere hinzuſezt, ſo dürfen ſie nicht Sünden und Laſtern den Weg bahnen, und Anlaß zu faſt unüberwindlichen Verſuchungen geben: z. B. ein junger Geiſtlicher der im Cölibat leben muß, welche Kämpfe 25 hat er zu beſtehen, wenn ihm das weibliche Geſchlecht unter vier Augen beichtet, und welche Gräuel werden noch immer durch **das Cölibat** und **die Beichte** veranlaßt, und wer hat beide zu Geſetzen gemacht ? Antwort. Die Römiſche unfehlbare Lehrer-Kirche, **Chriſtus** und die Apoſtel gewis nicht. Ferner: die erſten Chriſten ehrten mit Recht das Andenken der Heiligen und Blutzeugen für die Wahrheit; ſie kamen an ihren Todestagen zuſammen, erinnerten ſich an ihre Chriſtliche Tugenden, und forderten ſich untereinander zur Nachfolge auf, aber an eine Anrufung derſelben dachte kein Menſch, und noch vielweniger an eine Aufſtellung ihrer Bilder in den Kirchen; gegen welche bey ihrem Beginn viele Biſchöffe und Gemeinden heftig ſtritten, weil ſie wohl

ſahen, daß das wieder zur heidniſchen Abgötterey führen könnte. Indeſſen nahm der Pabſt mit ſeiner Kirche die Bilder in Schuz, als ſie Kaiſer **Leo der Iſaurier** mit Gewalt abſchaffen wollte; welche Betrügereyen Gräuel und Sünden, aber nur ſeitdem mit wunderthätigen Bildern und ihrer Verehrung getrieben worden, das iſt weltkundig? Dieſer beyden Beyſpiele zur Widerlegung der Kirchlichen Befugnis Glaubens-Artickel zu beſtimmen, mag für jezt genug ſeyn, im Verfolg werden ſich mehrere finden. Ich könnte Ihnen, mein lieber Bruder! eine ganze Menge Gelehrten Ihrer Kirche anzeigen, die in ihren Schriften ohngefähr das nämliche behaupten, was ich Ihnen entgegenſtelle, und die von Erzbiſchöffen, Biſchöffen und Vikariaten, als rechtgläubig erklärt und empfohlen werden. Sie müßen alſo entweder zugeben, daß alle dieſe Autoritäten Neologen Ihrer Kirche, oder daß Sie ſelbſt nicht ächt Katholiſch ſind.

Schlieslich halten Sie uns noch eine Sache vor, die eben ſo ungegründet iſt, wie alle andere: **Die Rede iſt von freyer Forſchung in der heiligen Schrift, wozu jeder Menſch berechtigt iſt.** Hieraus ziehen Sie die Folge, dann könnten wir es auch den Neologen nicht übel nehmen, wenn ſie forſchten, und vieles in der Bibel fänden, was wir nicht darinnen finden. Lieber **Sulzer!** welche Logick! — der wahre ächte Proteſtant nimmt den Hebräiſchen und Griechiſchen Text der Bibel, überſezt und erklärt ihn ſo wie ihn die alten Juden, und die erſten Kirchen-Väter verſtanden, erklärt und überſezt dahaben,*) daher ſtimmen auch alle unſere Ueberſetzungen bis auf unbedeutende Kleinigkeiten mit der Ueberſetzung des heiligen **Hieronymus**, oder Ihrer Vulgata überein; dieſe Bibel erklärt ſich nun der Proteſtant nach dem Wortverſtand, und wo er ihm dunkel iſt, da erklärt er ſich ihn durch Parallelſtellen. Der Neologe hingegen nimmt gewiſſe Philoſophiſche Grundſätze zur Baſis der Wahrheit an, und macht nun ſeine Vernunft zur Richterin über die Bibel: daher ſucht er die Wunder natürlich zu erklären, nimmt Griechiſche Profanſchriftſteller, Arabiſche und andere Autoren zur Hand, und ſucht dadurch hie und da einen andern Sinn, als die chriſtliche Kirche von jeher gehabt hat, in bibliſche Sprüche zu legen, und dadurch ſeine philoſophiſche Ideen mit ihr in Einklang zu bringen. Dieſe Herren ſind aber keine **Proteſtanten** mehr, ſondern **Neologen. Proteſtant iſt nur derjenige, der ſich nebſt der Bibel zu den Symbolen der Proteſtantiſchen Kirchen, ihrem weſentlichen Gehalt nach, bekennt. Dadurch allein haben die Proteſtantiſche Kirchen ihre Exiſtenz und gleiche Rechte mit der Römiſchen in dem Römiſchteutſchen Reich erhalten.**

Alles was ich hier noch weiter ſagen könnte, das verſpare ich in die folgenden Briefe die dieſe Materie noch weiter abhandeln. Leben Sie wohl, lieber Bruder! und ſeyen Sie dem allen ungeachtet verſichert, daß ich Sie herzlich liebe und hochſchätze, als Ihr treuer Bruder **Jung Stilling.**

---

*) Hier iſt nur vom Wortverſtand die Rede, nicht von dem innern geiſtlichen Sinn.

Beantwortung des achten Briefs.

Ueber das Verbot die Bibel zu leſen, und über die katholiſche Hierarchie.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Was das Verbot des Bibelleſens in Ihrer Kirche betrift, ſo weiß ich ſehr wohl, daß das ſo genau nicht mehr genommen wird. Auch auf den Canon des Tridentiniſchen Concilii den Sie anführen, wird ſo genau nicht mehr geſehen. Selbſt katholiſche Gelehrten, z. B. der ſeelige **Brentano**, unſer würdiger und grundgelehrter Katholiſcher Stadtpfarrer **Dereſer** hier in **Carlsruhe**, und die Herren **von Eß** in **Weſtphalen** haben teutſche Bibelüberſetzungen geliefert, gewis zu dem Zweck daß ſie von Ungelehrten, und Layen geleſen werden ſollen.

Vor wenigen Jahren hat ſich in **England** eine ſogenannte Bibelgeſellſchaft gebildet, welche wohlfeile Auflagen der heiligen Schrift veranſtaltet, und ſie dann an arme oder nicht wohlhabende Hausväter verſchenkt. Wir Teutſche wurden damals aufgefordert uns in dieſem Stück an ſie anzuſchlieſen, welches auch in **Baſel, Nürnberg, Frankfurt, Elberfeld,** und an andern Orten geſchehen iſt. Auch Katholicken wurden zum Beytritt eingeladen; und mehrere würdige Männer ließen ſich willig finden, auch für **ihre** arme Layen mitzuwürken; nur das Vorurtheil der proteſtantiſchen Ueberſetzungen ſtunde im Weg; und dies bewog eben die Herren von Eß, auch für die Katholicken eine wohlfeile Ueberſetzung zu liefern. Jezt trift alſo dieſer Vorwurf die teutſche Katholiſche Kirche nicht mehr, auſſer wo hie oder da ein Mönch, oder Mönchiſch geſinnter, ein Pfarramt verwaltet. Wie es in den übrigen durchaus katholiſchen Ländern mit der Bibel gehalten wird, das iſt mir unbekannt. Vor der Reformation, oder vor dem Tridentiniſchen Concilio galt aber das gänzliche Verbot des Bibelleſens der Layen noch, welches der Pabſt Innocentius III. im 12ten Jahrhundert 26 ſeiner Kirche aufbürdete.

Obengedachter Canon des Tridentiniſchen Concilii, giebt aber doch das Bibelleſen noch nicht allen Layen unbedingt zu, ſondern es heißt darinnen ſo: **da es durch die Erfahrung bekannt geworden, daß, wenn die heiligen Schriften in der Volksſprache jedermann ohne Unterſchied zum Leſen erlaubt werden, daraus wegen der Vermeſſenheit der Menſchen mehr Schaden als Nutzen entſteht: ſo ſoll es in Betref dieſes Gegenſtandes auf das Urtheil des Biſchofs oder eines Inquiſitors ankommen, alſo daß dieſe mit Zuziehung des Pfarrers, oder Beichtvaters, die von Katholicken überſezte Bibel in der Volksſprache denenjenigen zu leſen geſtatten können, von denen ſie glauben werden, daß dieſe Leſung ihnen nicht zum Schaden, ſondern zur Vermehrung des Glaubens und der Gottſeligkeit gereichen könne; und dieſe Erlaubnis ſollen dann die Leſenden ſich ſchriftlich geben laſſen,** u. ſ. w.

Ob wohl der heilige Geiſt den Vätern dieſer Kirchen-Verſammlung die Worte: **daß wegen der Vermeſſenheit der Menſchen das allgemeine Bibelleſen mehr Schaden als Nutzen ſtifte** — in die Feder diktirt hat? Sie ſelbſt, mein Lieber! ſagen S. 143. **Wem dieſe Verordnung — des Tridentiniſchen Concilii — zu ſtrenge däucht, den bitte ich eine Viertelſtunde lang an die Zertrümmerung der Einigkeit des chriſtlichen Glaubens, an die Auswüchſe unzähliger Sekten und Parthenen, an die hieraus entſtandene Zerreiſſung aller Bande der Liebe und Eintracht, an die hieraus entſtandenen Aufruhren und Kriege, beſonders den bekannten Bauern-Krieg, an die vergoſſenen Ströme Menſchenbluts zu denken; lauter Folgen der von Luthern eingeführten Freiheit, vermöge deren Schneider, Schuſter und Bauern über die Bibel herfielen, ſie nach ihren Einſichten (was für Einſichten?) auslegten, und mit der vorgeblichen Freiheit der Kinder Gottes allen kirchlichen und bürgerlichen Gehorſam unter und über ſich kehrten** u. ſ. w. Und dies Alles ſollen wir in unſern eigenen Geſchichtbüchern ſo finden können.

Mein lieber **Bruder Sulzer!** erinnern Sie ſich doch nur an die unaufhörlichen Zwiſtigkeiten, und Streitigkeiten in ihrer Kirche über Glaubenslehren. Ich will der alten Ketzer-Fehden vor der Gründung des Pabſtthums nicht gedenken, ſondern ihren Blick nur auf die unaufhörlichen Kriege der Orden gegen-

ein

einander, richten; wie zankten ſich die **Franciskaner** und **Kapuziner** wegen der Kapuzen? die **Jeſuiten** und **Dominikaner** wegen der allgemeinen Gnade? — Welche Störung erregten die **Jeſuiten** unter dem Schuz des Pabſtes, gegen die **Janſeniſten**, und gegen **Quesnel** und ſeine Anhänger, und welche Spaltungen entſtanden dadurch in ihrer Kirche? und dann mein Lieber! von Strömen Bluts darf der Katholick kein Wort ſagen — wer hat deſſen, unter den unſäglichſten Martern irrender und nicht irrender Menſchen, mehr vergoſſen als die Römiſche Kirche?

Aber laßt uns nun einmal unterſuchen, **ob dann würklich die Unruhen und der Bauernkrieg zu den Zeiten der Reformation durch das Bibelleſen entſtanden ſeyen?** — Sie verweiſen uns auf unſere eigenen Geſchichtbücher; nun ſo leſen Sie denn **Seckendorfs** Historiam Lutheranismi, **Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie**, und überhaupt alle Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten, ſo werden Sie ganz andere Urſachen finden: Alle, auch die 27
Redlichen in Ihrer Kirche, kamen darinnen überein daß der namenloſe Verfall des geiſtlichen Standes, ihre gränzenloſe Liederlichkeit, ihre unbeſchreibliche Unwiſſenheit, und ihr laſterhaftes Leben, verbunden mit Verachtung des Layenſtandes und Drucks deſſelben im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, auf die höchſte Stufe geſtiegen geweſen ſey. Hiezu kam nun noch der allgemeine Druck der Feudalverfaſſung, der frevelhaften Befehdungen des Adels, und daher entſtehenden Räubereyen und Plünderungen der Rei-

finden, und gegenſeitiger Unterthanen. Dadurch daß Kaiſer **Maximilian** der Erſte, den Landfrieden befahl, wurde der Adel gereizt, ſeine alten Rechte zu vertheidigen, und dadurch wurde es eher ſchlimmer als beſſer, wir kennen ja die Helden der damaligen Zeit, **Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, Franz von Sickingen,** und Andere mehr.

Dieſer allgemeine Druck der höheren geiſtlichen und weltlichen Stände auf die Niedern gerieth nun auf den Punkt, wo eine allgemeine Revolution unvermeidlich war; und dieſe vollends zu beſchleunigen, erſchienen die Ablaskrämer **Samſon** in der **Schweiz** und **Tezel** in **Teutſchland;** zween Männer die ganz dazu gemacht waren ein ſolches Scandal der Religion, wie der damalige Ablaßkram war, vollends zu sataniſiren. Der Unfug war gräßlich, ſo daß vielen biedern teutſchen Männern, auch im geiſtlichen Stand, darüber die Augen aufgiengen. Der Biſchof zu **Konſtanz Hugo von Breiten-Landenberg** ſchrieb an **Zwingli,** der eben Pfarrer in **Zürich** geworden war, er möchte doch dem Unweſen des Mönchs **Samſon** Einhalt thun *); dieſer ließ ſich das auch nicht zweymal ſagen, denn er war vorher ſchon äuſſerſt aufgebracht darüber. Zu der nämlichen Zeit war Dr. **Martin Luther** Profeſſor und Prediger zu **Wittenberg** in **Sachſen;** auch dieſem war der Ablaßkram unerträglich, und überhaupt gab es damals hin und wieder Männer, die ſich auf Wiſſenſchaften gelegt hatten, und den tiefen Verfall der Kirche einſahen, und bedauerten. Es kam alſo nur auf Männer an, wie **Luther** und **Zwingli**, die es wagten den Ton anzugeben. Sie gaben ihn an, und der Erfolg iſt bekannt.

---

*) Siehe hinten in den Erläuterungen Nro. 16.

Es iſt ganz natürlich, daß dieſe Männer ihre Befugnis der allwaltenden herrſchenden Kirche ſo kühn zu widerſprechen, vor dem ganzen Publikum beweiſen; und ſich dadurch legitimiren muſten. Dies konnten Sie nicht anders als durch die Bibel; dieſe war aber damals ein ſo unbekanntes, und verſiegeltes Buch, daß es ſelbſt die Geiſtlichen kaum kannten. **Luther** überſezte ſie in die teutſche Sprache, und **Leo Juda, Zwingli's** College in **Zürich**, hat auch wenigſtens einen Theil davon in ſein Schweizeriſches Teutſch überſezt. Jezt ſahe jeder mit eigenen Augen, und die Reformation gewann einen geſeegneten Fortgang. Daß aber nun das Lehren der Bibel an all dem Unfug der Wiedertäufer, und der Bauernkriege Schuld geweſen ſey, das iſt eine Behauptung, die Ihnen, lieber **Sulzer**! der Allerbarmer verzeihen wolle. Auf die Weiſe iſt dir Bibel an allen Kezereyen Schuld. Kann um des Misbrauchs willen, der rechte Gebrauch verbotten, oder auch nur eingeſchränkt werden? — das heilige Manifeſt Gottes unſeres Erlöſers, ſollte von ſtolzen Sterblichen, die ſich anmaßen ſeine Stadthalter auf Erden zu ſeyn, ihren Mitmenſchen aus den Augen gerückt, oder gezwungen werden, es ſo zu verſtehn, wie es jene Machthaber verſtanden haben wollen? — das ſey ferne! Jedermann muß ſelbſt ſehen können, was der Herr ſein Gott von ihm fordert.

Wenn ſich ein groſer Mann irgendwo hervorthut, groſes Aufſehen macht, und dadurch Ehre und Anſehn erwirbt, ſo bekommt er Nachahmer. Der Empordrang iſt in der verdorbenen menſchlichen Natur gegründet; und das war auch der Fall zur Zeit der Reformation. Es gab hie und da Männer wie zum Beyſpiel der Wiedertäufer **Thomas Münzer**, die ſich auch unter dem Vorwand der freyen Unterſuchung der Wahrheit, oder gar Rettung der Volksfreyheit, einen groſen Namen zu machen, und Häupter einer neuen Sekte zu werden ſuchten. Damals war es nun ein leichtes einen großen Anhang zu bekommen; das gemeine Volk war des geiſtlichen und weltlichen Drucks herzlich müde; es ſchloß ſich alſo willig an **Münzern** und ſeines gleichen an, um ſich nun einmal an ſeinen Unterdrückern zu rächen, und ſeiner Freyheit zu genieſen. Es iſt eine ſehr gewagte Behauptung, ich möchte faſt ſagen Läſterung, dieſen Unfug als Folge des Bibelleſens anzuſehen. Und wenn dann auch Schwärmer ihre fixe Ideen aus der Bibel beweiſen wollen, ſo liegt nicht die Schuld an dieſem heiligen Buch; ſondern an ihrem Unſinn; man kann aus jedem Lehrbuch, durch Heraushebung und Verdrehung einzelner Stellen herausbringen und beweiſen was man will, ſoll man es darum nicht leſen?

Chriſtus empfahl den Juden das Leſen Ihrer Bibel, mit dem Verſprechen, **ſie würden das Zeugniß von Ihm darinnen finden.** Joh. 5. v. 39. Die Berrhoenſer werden Ap. Geſch. 17. v. 11. **gelobt, daß ſie im alten Teſtament die Zeugniße**

niße von **Chriſto und ſeiner Lehre aufſuchten, und prüften ob ſichs auch würklich ſo verhielte?** — Wie iſts, **lieber Bruder!** waren die **Berrhoenſer** etwa Proteſtanten oder gar Deiſten? Nein! mein Lieber! — **Lukas** nennt ſie **die Edlern unter den dortigen Chriſten**, und warum? eben darum weil ſie in der Bibel, (ſie hatten keine andere als das alte Teſtament) fleißig forſchten, ob auch die Sache **Chriſti** darinnen gegründet wäre; folglich wären wir Proteſtanten ja auch die Edlern, weil wir im alten und neuen Teſtament fleißig forſchen, was wahre Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel iſt, und zugleich prüfen in wiefern die ſelbſterfundene Glaubens-Artickel der Römiſchen Kirche damit übereinſtimmen. Aber eben dieſes Prüfen fürchtete man, daher das Verbot des Bibelleſens. Doch dies Verbot hat Gottlob und Dank nun ein Ende. Es tagt auch in der alten Römiſchen Mutterkirche. Gebe nur der gute und treue Gott daß ſich nicht wieder ein Sturm erhebt; die Römiſche Politik könnte wieder erwachen, und dann würde es ſchlimmer werden, als jemals.

Hierauf wenden Sie ſich nun zum Beweiß der Rechtmäſigkeit der Hierarchie, *) Sie wollen unſern, **leider!** ſehr gegründeten Einwurf widerlegen, **daß die Römiſche Hierarchie ſo wohl an ſich, als in ihrer Ausübung, angemaßte Gewalt, Deſpotismus und Tiranney ſey.**

---

*) Unter dem Wort Hierarchie verſtehe ich jede Organiſation der geiſtlichen Regierung jeder Kirche.

Sie citiren hier, S. 145, wieder eine ausgeriſſene Stelle aus einem meiner Briefe, worinnen ich geſagt haben ſoll, **es ſey unmöglich daß Sie die Hierarchie aus der heiligen Schrift beweiſen könnten.** Wenn ich dieſen Ausdruck gebraucht habe, ſo verſteht ſich von ſelbſt daß ich **die bibliſche theokratiſche Hierarchie** nicht darunter verſtand, dieſe beſtimmt **Paulus Epheſer** 4. v. 11. u. f. wo Er ſagt: **Und Er** (nämlich Chriſtus) **hat etliche zu Apoſteln geſezt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten und Lehrern, zur Vollendung** (Zuſammenbringung Consummatio) **der Heiligen im Geſchäfte des geiſtlichen Amts** (Ministerii) **zur Erbauung des Leibs Chriſti,** u. ſ. w. Eben ſo wenig verſtand ich auch die Hierarchie der erſten Chriſten im erſten und zweyten, auch noch des dritten und vierdten Jahrhunderts darunter. Wie konnte ich das auch? — wir haben ja ſelbſt eine Hierarchie: in **England, Dännemark, Schweden,** und in der **Mähriſchen** Kirche iſt ſie Biſchöflich, und bey den übrigen Lutheranern und Reformirten, haben wir ebenfalls eine Stufenfolge von geiſtlichen Vorgeſezten, die nicht weſentlich von jener Einrichtung verſchieden iſt nur daß die Benennungen anders ſind. Ob der erſte Geiſtliche im Staat Biſchof, oder Antiſtes, oder Superintendent heiſt, darauf kommts nicht an. Die hohe Kirche in **England** unterſcheidet ſich aber dadurch, daß ſie mehr von der Römiſchen Liturgie beybehalten hat, als die anderen Proteſtanten. Jezt erlauben Sie mir, mein lieber Bruder! daß ich Ihnen den proteſtantiſchen

Begrif von der Hierarchie beſtimmt und deutlich erkläre:

Das Evangeliſche Lehramt erfordert nach der erſten apoſtoliſchen Einrichtung Männer, die die Lehre **Chriſti** und ſeiner Apoſtel richtig verſtehen, und deutlich vortragen können, und die auch zugleich im Leben und Wandel dieſe Lehre befolgen, und alſo Vorbilder ihrer Heerde ſind; daß alle dieſe Männer in Kirchen und Schulen unter einer regelmäſigen Leitung, unter einem geiſtlichen Vorſtand ſtehen müßen, das verſteht ſich von ſelbſt; und je näher dieſe hierarchiſche Einrichtung der erſten Apoſtoliſchen kommt, deſto beſſer. Jezt kommt es aber nun auf die groſe Frage an: **Worinn beſteht die regierende Gewalt der Hierarchie? Iſt ihr Schwerdt weltlich oder geiſtlich? — oder ſind ihr gar beyde anvertraut?**

Der ganze Zweck der Hierarchie iſt den Menſchen den Willen Gottes, ſo wie Er ſich in ſeinem Wort geoffenbart hat, bekannt zu machen, und ſie dann auf dem Weg der Wahrheit zur Gottſeeligkeit ſicher zu ihrer groſen Beſtimmung in jenem Leben zu leiten. Jezt bitte ich Sie, mein Lieber! wohl zu beherzigen, **daß weder jene Erkänntnis des Göttlichen Willens, noch dieſe Leitung auf dem Wege der Wahrheit durch Zwang bewerkſtelliget werden kann!!! — Die völlige Ueberzeugung des Verſtandes, oder der Glaube, und die freye Zuſtimmung des Willens, oder die wahre gründliche Bekehrung ſind der wahre, der**

Hauptzweck, den die Hierarchie zu erreichen ſuchen muß, und das kann ſie, durch nichts anders als durch das Schwerdt des Geiſtes, nämlich durch das Wort Gottes. Dieſes Schwerdt geht aus dem Munde des Erzhirten, Off. Joh. 1. V. 16. Hebr. 4. V. 12. und an andern Orten mehr. Da nun durch **das weltliche Schwerdt**, oder durch äuſſern Zwang, weder die Ueberzeugung der Wahrheit, noch die freye Beiſtimmung des Willens erzwungen werden kann, ſo iſt es erſtlich **unnuz** in der Hand der Hierarchie; und da es im Gegentheil die Menſchen aus Furcht zum äuſſern Bekänntniß, ohne innere Zuſtimmung verleiten kann, und alſo Heuchler bildet, ſo iſt es auch zweitens **höchſtſchädlich** in den Händen der Geiſtlichkeit. Sie könnten nun noch fragen, lieber Bruder! **ob dann die geiſtliche Obrigkeit kein weltliches Strafamt ausüben dürfe?** — ich antworte: **was ſoll ſie beſtrafen? — Verbrechen?** — das kommt bey geiſtlichen und weltlichen Perſonen, der weltlichen Obrigkeit zu, und es war ein groſer Fehler, daß man ſchon in den erſten Jahrhunderten die geiſtlichen Verbrecher den weltlichen Gerichten entzog. **Oder Irrthum?** — Irrende muß man belehren und überzeugen; kann man das nicht, ſo bedient man ſich der gewöhnlichen Kirchenzucht, und hilft die auch nicht, ſo entfernt man ſie aus der Gemeine. Auch ſelbſt die Kirchenzucht darf nicht anders ausgeübt werden, als durch das Schwerdt des Geiſtes, Entfernung vom Abendmahl u. d. g.

Sie ſehen alſo, lieber **Sulzer!** daß es nicht die **Organiſation der Römiſchen Kirche** iſt, die ich tadele, ſondern **die Ausübung ihrer Gewalt;** halten Sie nun einmal die hierarchiſche Regierung Ihrer Kirche gegen das apoſtoliſche Ideal, das ich ſo eben entworfen habe, und das ſich die Proteſtantiſche Kirche zum Muſter der Nachahmung aufgeſtellt hat, und dann urtheilen ſie ſelbſt. Denken Sie nur an die ſchrecklichen Verfolgungen der ſogenannten Ketzer, die man oft unter den gräßlichſten Martern langſam hinrichtete; an die Inquiſition, ihre Verfahrungsart, und an ihre Auto da Fe's, an die vielen Einmauerungen fehlender Mönche und Nonnen, u. d. gl. Nein! — mein Lieber! jedes fühlende Menſchenherz muß ſeinen **Blick** von einer Kirche wegwenden, die dergleichen Gräuelthaten begeht, und doch noch immer die wahre unfehlbare alleinſeligmachende Braut Chriſti ſeyn will. **Dieſe Hierarchie können Sie mir nicht aus der Bibel beweiſen, und nur dieſer ihre angemaßte Gewalt, iſt Despotismus, und ſchreckliche Tiranney.** Ich ſagte ſo eben, **daß es nicht die Organiſation der Römiſchen Kirche ſey, die ich tadelte,** darüber muß ich mich näher erklären: wenn die Päbſte mit ihrem Conſiſtorio immer bey der wahren einfachen Lehre des Herrn und ſeiner Apoſtel geblieben wären; wenn ſie ſich keiner weltlichen Herrſchaft angemaßt, und ſich mit dem Schwerdt des Geiſtes begnügt hätten; kurz, wenn die Kirche das geblieben wäre, was ſie im erſten und zweiten Jahrhundert war; ſo könnte man auch gar wohl einen allgemeinen Oberhirten dulten; und warum nicht? — ein ſolcher apoſtoliſcher Mann, der die ganze Chriſtenheit mit Frieden und Seegen erfüllte, wäre wohl werth, daß man ihm die Füße küßte. Aber **darum**, weil eine ſolche Stelle, wie die Päbſtliche, zu erſchrecklichen Misbräuchen und Uſurpationen geführt hat, und es in dieſem Leben unmöglich iſt, daß lauter apoſtoliſche Männer aufeinander folgen können, **darum** müßen wir Proteſtanten ſie verwerfen, und können ſie niemals annehmen.

Sie ſehen alſo, mein Lieber! daß Sie mich in Anſehung des Begrifs von der Hierarchie misverſtanden haben; die Kirche muß allerdings eine Regierung haben, und ich reſpektire jede Organiſation derſelben; ſo wie ich alle Organiſationen der weltlichen Staaten reſpektire, nur wird mir erlaubt ſeyn, die Eine für der Andern, mehr oder weniger für nüzlich, oder auch nach Befinden für ſchädlich zu halten. Wär ich in England in der hohen Kirche gebohren, ſo würde ich kein Presbyterianer werden, der ich jezt bin, ſo wie alle Reformirten auf dem veſten Lande. Die Uniform macht es nicht aus, ſondern der treue und pünktliche Dienſt im Werk des Herrn. Mit währer Liebe ihrer treuer Bruder

Jung Stilling.

Beantwortung des neunten Briefs.

Ueber die Tradition.

Mein theuerer und herzlich geliebter Bruder!

Dieſer ganze Brief beweiſt, daß Sie die Lehre der Proteſtantiſchen Kirche von der Tradition gar nicht kennen. Wer hat Ihnen denn geſagt, daß wir **überhaupt gar keine** Ueberlieferung annehmen? Wir haben ja die ganze heilige Schrift, die Kindertaufe, und mehrere kirchliche Einrichtungen der Tradition zu verdanken. Wir nehmen alle Dogmen und Kirchengebräuche an, die durch die Tradition zu uns gekommen ſind, **inſofern ſie der heiligen Schrift, und dem Sinn der erſten apoſtoliſchen Kirche gemäs ſind.** Die Engliſche hohe Kirche hat die ſpätere Organiſation der kirchlichen Dienerſchaft, und wir Presbyterianiſche Reformirten die frühere angenommen; im Grund kommt darauf nicht viel an, nur daß der Reichthum und der vornehme Stand der Erzbiſchöffe und Biſchöffe leichter vom demüthigen und einfältigen apoſtoliſchen Sinn abführt; wovon wir leider auch in **England** Beiſpiele genug haben.

Der Hauptbegrif worauf alles beruht, iſt **der: was iſt zur Seeligkeit nöthig, und was nicht?** Die Erkänntnis deſſen was zur Seeligkeit nöthig iſt, giebt uns die heilige Schrift alten und neuen Teſtaments; wer nun dieſe Erkänntnis durch den wahren lebendigen Glauben ſich ſo zu eigen macht, daß er allmälig ſeinem Erlöſer **Jeſu Chriſto** immer ähnlicher, und ſo in ſein Bild, welches das Ebenbild Gottes iſt, vergeſtaltet wird, der wird ſelig. Die Gnadenmittel wodurch dem groben ſinnlichen und ſündlichen Menſchen dieſer ſchwere Prozeß, die Verwandlung der grundverdorbenen menſchlichen Natur in die göttliche und himmliſche erleichtert wird, haben uns ebenfalls **Chriſtus** und die Apoſtel vorgeſchrieben, ſie beſtehen in den heiligen Sakramenten, der Taufe und dem Abendmahl, und dann in fleiſiger Leſung und Betrachtung des Worts Gottes, in fleiſiger Beſuchung der Predigten, ſingen, beten, u. d. gl. Nun hat aber die Kirche durch alle Jahrhunderte herab, noch allerhand äuſſere Cärimonien und Gebräuche hinzugethan; **dieſe gehören nun eigentlich zu der Tradition, von welcher zwiſchen uns beiden, mein lieber Bruder! die Rede iſt;** ſo lang dieſe Cärimonien und Gebräuche blos als Mittel zur Erweckung, zur Andacht, und Emporſchwung des Herzens betrachtet werden, **und dann auch dieſem Zweck entſprechen,** ſo lang haben wir nichts dagegen einzuwenden; ſo bald ſie aber den Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit verdrängen, und **ſelbſt an ſich** als Gottesdienſt betrachtet, und noch ſo gar für Glaubens-Artickel ausgegeben werden, dann müßen wir zurücktretten, und mit dem hellen Licht des Evangelii genau und ſcharf prüfen, was von allen dieſen Dingen, wahre Apoſtoliſche Ueberlieferung iſt, und was nicht.

Hier kommen wir nun eben auf den Hauptpunkt, mein Lieber! in welchem unſre Ueberzeugung ganz verſchieden iſt: Sie nehmen alles was die Römiſche Kirche verordnet hat, alſo ihre ganze Tradition von Anfang an, bis daher, als göttliche Verordnung an, die man eben ſo ſtreng befolgen müße, als die Vorſchriften der Bibel, weil ſie von eben dem heiligen Geiſt herrühren ſollen, der auch die heilige Schrift eingegeben hat. **Dies iſt nun der wahre und richtige Begrif von der Tradition, die wir Proteſtanten in Ewigkeit nicht annehmen können: denn ſie gründet ſich auf den falſchen und höchſt gefährlichen Satz: der heilige Geiſt bediene ſich in der Römiſchen Kirche auch gottloſer und laſterhafter Menſchen, um die in der Bibel nicht befindliche Glaubens-Artickel oder Kirchengebräuche zu offenbaren.** Groſer Gott! wie kann der heilige Geiſt in einem menſchlichen Weſen würkſam ſeyn, das vom Satan beherrſcht wird? wie ſtimmt Chriſtus mit Belial?

Wir werden bey der Beantwortung des folgenden Briefs die neu hinzugekommenen Glaubens-Artickel prüfen, ob ſie vom heiligen Geiſt ſeyn können?

In meinen vorhergehenden Briefen hab ich überzeugend bewieſen:

1. Daß die Römiſche Kirche **nicht** die allgemeine Anſtalt ſey, durch welche die Lehre Jeſu allen Menſchen mitgetheilt werden ſoll.

2. Daß die Römiſche Kirche **nicht** der **allgemeine entſcheidende Glaubensrichter ſey**, und nicht ſeyn könne.

3. Daß die Römiſch Katholiſche Kirche **nicht unfehlbar ſey** und es auch nicht ſeyn könne, und

4. Daß die Römiſche Kirche **das Bibelleſen nicht** verbieten dürfe, und daß ihre **Hierarchie in Despotismus und Tiranney** ausgeartet ſey.

Ich bitte alle meine unpartheyiſchen Leſer, alles was ich in den vorhergehenden Briefen geſchrieben habe, nach dem Worte Gottes und vernünftig zu prüfen, ſo werden Sie finden, daß dieſe vier Behauptungen reine und unſtreitige Wahrheit ſind.

Hieraus folgt alſo nun der Schluß, **daß die ganze Römiſch Katholiſche Tradition, in ſo fern ihre Lehren, nicht mit den Bibliſchen harmoniren, oder ihre Befolgung erſchweren, oder ihnen gar widerſprechen, durchaus falſch ſey, und von den Chriſten nicht anerkannt werden darf.**

Aus dieſem allen werden Sie ſich nun erklären können, mein lieber Bruder! wie es möglich war, daß ſich die Reformatoren in ihren dogmatiſchen Behauptungen auf die Kirchenväter berufen konnten; denn ſie, und die proteſtantiſchen Kirchen nehmen gern ihre Lehren an, ſo bald ſie ſehen, daß ſie dem Sinn **Chriſti** und ſeiner Apoſtel gemäß ſind.

S. 157. in der Mitte reden Sie uns Proteſtanten an, und ſagen: **Sagt uns zur Güte, aus was für innern (bibliſchen) Gründen, ohne Gebrauch der katholiſchen Tradition, verwarfet Ihr zuerſt** einige neuteſtamentiſche Schriften, und nehmt jezt wieder das ganze Neue Teſtament als inſpirirt an?

In dieſer Frage, mein Lieber! findet ſich ein doppelter Misverſtand. Erſtlich, nehmen wir freilich eine Tradition unter obigen Einſchränkungen an, und wenn **Luther** bey dem einen oder andern bibliſchen Buch an ſeinem canoniſchen Werth zweifelte, ſo wär das kein Wunder, da er ſahe, wie ungegründet ſo vieles in der römiſchen Tradition war. Er und ſeine Nachfolger prüften aber genauer, und fanden nun den Canon der Kirche, in Anſehung des neuen Teſtaments richtig; und zweytens iſt das ſehr unrecht, wenn Sie der ganzen proteſtantiſchen Kirche das aufbürden, was Einer oder nur Wenige gegen den Canon der heiligen Schrift unternommen haben; **Semlers** und ſeiner Nachfolger Verſuche haben nur dazu gedient, daß man nun noch ſtrenger geprüft, und gefunden hat, daß das neue Teſtament, ſo wie wir es jezt haben ächt canoniſch iſt. Durch dieſe meine Erklärung fällt nun Alles weg, was Sie, mein Lieber! auf den folgenden 158 und 159 Seite ſagen.

Sie erzählen S. 160 einen Fall, daß man in einer großen reformirten Stadt die Frage aufgeworfen habe, **ob man die Kinder mit wohlriechenden** Waſſern taufen dürfe und das Conſiſtorium habe entſchieden, **daß Chriſtus und die Apoſtel Fluß- oder Brunnenwaſſer unter dem Wort Waſſer verſtanden hätten**; und das war auch ganz recht, und dem Sinn der ganzen proteſtantiſchen Kirche gemäß.

mäß. Was Sie S. 161 und 162, von den verſchiedenen Arten der Tradition ſagen, dagegen habe ich nichts zu erinnern.

Auf der 163ſten und den folgenden Seiten ſtellen Sie Fragen auf, welche nach Ihrer Meinung nicht in der Bibel; wenigſtens nicht deutlich, beantwortet werden, und daher durch die poſitive Tradition der Kirche entſchieden werden müſten. Wir wollen dieſe Fragen der Reihe nach prüfen:

1. Ob die von Ketzern, und im Nothfall von jedem Layen ertheilte chriſtliche Taufe gültig ſey?

Antw. Jede **Kindertaufe** iſt gültig, wenn ſie nur nach der Formel der Einſetzung **Chriſti** geſchieht. Es kommt hernach auf den Unterricht und die Confirmation an, ob dieſe dem chriſtlichen Glauben gemäß ſind. Was die Taufe der Erwachſenen betrift, ſo beruht wieder alles auf ihrem Glaubensbekänntnis, was **der** glaubt der ſie tauft, wenn nur die Taufe Einſetzungsmäſig iſt, das hat auf den Täufling eben ſo wenig Einfluß, als wenn ein unbekehrter Geiſtlicher das Abendmahl austheilt. Es ſind auch diejenigen nicht alle Ketzer, welche die Kirche, dazu erklärt. Auch wuſten die Apoſtel nichts von dem Unterſchied zwiſchen **Cleriſey** und **Layen**. **Chriſtus** hat alle ſeine Glaubigen zu Königen und Prieſtern in ſeinem Reich gemacht. Off. Joh. 1. v. 6. und 1. **Petri** 2. v. 5 und 9. Aber um der chriſtlichen Ordnung willen iſt es nöthig, daß gewiſſe Perſonen zum Taufen beſtimmt werden, und dazu ſind die von der Obrigkeit und der Kirche verordnete und or-

ordinirte Religionslehrer, ſie mögen hernach heiſſen wie ſie wollen, am zweckmäßigſten. **Chriſtus** und die Apoſtel haben dergleichen Einrichtungen den Religions-Geſellſchaften, je nach den Umſtänden, überlaſſen, und keine hat hier das Recht einer andern Geſetze vorzuſchreiben, oder etwas zum Glaubens-Artickel zu machen, das keiner iſt.

2. **Ob neu gebohrne Kinder, ob erwachſene Wahnſinnige müßen getauft werden?**

Antw. Hier liegt der ſchrekliche und unmenſchliche Saz zum Grund: **ungetaufte Kinder könnten nicht ſelig werden.** Was wohl der groſe Kinderfreund, der beſtimmt geſagt hat: **Solcher iſt das Reich Gottes,** darüber urtheilen wird? — Bey den erſten Chriſten war es willkührlich, doch fieng man bald an, auch die Kinder zu taufen, welches auch die proteſtantiſche Kirchen für gut und löblich halten; indeſſen verketzern wir unſre Brüder die **Mennoniten** nicht, welche dafür halten, daß es beſſer ſey, wenn man die Kinder dann erſt taufe, wenn ſie auch wiſſen was Taufe iſt; denn ſie haben eben ſo gut wie wir, die Beyſpiele der erſten Kirche vor ſich. **Ob erwachſene Wahnſinnige getauft werden müßen?** iſt eine Frage wie viele andere, die in den dunkelſten Zeiten der Scholaſtiſchen Grillenfängereyen aufgeworfen worden ſind. Ein Wahnſinniger iſt ein Kind; wer nun glaubt, daß die bloße Waſſertaufe **für ſich allein** das Kind ſelig mache, der muß auch den Wahnſinnigen taufen. Wer aber weiß und glaubt, daß die heilige Taufe nur ein feyerlicher Bund iſt, den der Menſch mit Gott macht, in welchem er ſchwört und verſpricht, als ein wahrer Chriſt zu leben und zu ſterben, wogegen ihm dann auch Gott wenn der Menſch Wort hält, die ewige Seligkeit verſichert, der würde es für einen Spott ins Angeſicht Gottes halten, einen Wahnſinnigen zu taufen.

3. Ob die Wiederholung der Taufe dem Willen des Herrn Jeſu zuwider, alſo ſündlich ſey?

Antw. wenn ſie dem Herrn **Jeſu** zuwider wäre, ſo hätte Er ſie verbotten, oder ſeine Apoſtel hätten es gethan; da ſie aber unnöthig iſt, ſo hat ſie die Kirche, um der Ordnung willen verbotten, wenn ſie aber eine kirchliche Geſellſchaft in gewiſſen Fällen für nöthig hält, wie z. B. die **Mennoniten**, ſündiget ſie nicht: denn wenn man glaubt, der Bund zwiſchen Gott und dem Menſchen ſey nicht gültig geſchloſſen, oder die Abwaſchung von Sünden ſey nicht kräftig gnug, ſo mache man es beſſer.

4. Ob das Fußwaſchen kein Sakrament ſey? Der Begrif des Worts Sakrament ſchließt einen Bund zwiſchen Gott und dem Menſchen in ſich. Dies war der Begrif bey der Beſchneidung und dem Oſterlamm, und der nämliche iſt es auch bey der Taufe und dem Abendmahl. Mit dem Fußwaſchen verhält es ſich ganz anders: da wollte unſer Herr nur das gröſte Beyſpiel der chriſtlichen Demuth zeigen: es war nämlich im Orient gebräuchlich, daß man mit unbekleideten Füßen, blos mit Sandalien unter den Füßen reißte, daher war es ein Zeichen der Höflichkeit und der Gaſtfreundſchaft, wenn man ankommenden Gäſten die von Schweiß, Staub, und Schmuz verunreinigte Füße wuſch, dies geſchahe dann von den geringſten Bedienten; daher wollte **Chriſtus** durch ſein Fußwaſchen zeigen, wie der Chriſt ſich zu den allergeringſten Liebesdienſten verſtehen, das iſt von aller Erhebung über andere frey ſeyn müße. Er wollte uns ein Beiſpiel der Demuth geben, das wir in allen Fällen befolgen müßen. Da wir nun bekleidete Füße haben, folglich die Nachahmung des Fußwaſchens bloß ein Erinnerungszeichen der chriſtlichen Demuth iſt; ſo kann man es wie jede Andachtsübung betrachten, und es der chriſtlichen Freiheit überlaſſen, ob es eine Religions-Geſellſchaft, als ein ſolches in ihrer Kirche einführen will oder nicht. Als ein Sakrament kann es nie betrachtet werden: weil hier von einem wechſelſeitigen Bund gar die Rede nicht iſt.

5. Ob das heilige Abendmahl nothwendig unter beiden Geſtalten müße genoſſen; — ob Waizenbrod dazu müße gebraucht werden; ob nur die Prieſter des erſten und zweiten Rangs, oder auch die Diakonen, oder gar die Layen, die Gewalt haben, das heilige Abendmahl zu verrichten (verfertigen, vollenden, conficere)?

Antw. Dieſe wichtige Materie wird im folgenden Brief zur Sprache kommen; hier bemerke ich nur folgendes: **wo Chriſtus ſelbſt beſtimmt befohlen und verordnet hat, da darf keine menſchliche Autorität etwas ändern.** Dieſen Satz, mein lieber **Sulzer**! müßen Sie mir zugeben: **Nun hat aber Chriſtus bey der Einſetzung des Abend-**

mahls die Worte, nehmet hin und eſſet! — Trinket Alle daraus! Matth. 26. V. 26. und 27. und Luc. 22. V. 17. und 19. **ausdrücklich geſagt, und beides zu genieſen befohlen, folglich kann keine menſchliche Autorität darinnen etwas ändern, und daß der heilige Geiſt nichts verordnet, das dem Sinn unſers Herrn entgegen iſt, das verſteht ſich von ſelbſt.** Was das Brod betrift, ſo nimmt man das Getraide dazu, das im Lande zum Brod gebraucht wird; nur iſt es ſchicklich, daß man es nicht ſäuren laße, weil auch Chriſtus ungeſäuert Brod brauchte; und weil Er den Oſterfladen zerbrach, und ihn in Stücken herum gab, und dieſes Zerbrechen ein Symbol ſeiner Leiden, und der gemeinſchaftlichen Theilnahme an ſeinem vollgültigen Verdienſt ſeyn ſollte, ſo halten wir Reformirten auch das-Brechen des Brods für ſchicklicher als die Hoſtie. Es wäre auch beſſer und bedeutender, wenn man **rothen**, an ſtatt **weißen** Wein wählte, weil Chriſtus auch rothen Wein brauchte, denn in **Paläſtina** gabs keinen andern. Indeſſen der weſentliche geiſtige Genuß iſt die Hauptſache. Auf die Frage, wer das Abendmahl austheilen ſoll, antworte ich, die Religions-Lehrer, welche von der Obrigkeit verordnet, und von der Kirche ordinirt worden ſind.

6. **Ob keine andere Schriften des alten Teſtaments, als diejenigen die Jeſus und die Apoſtel für Canoniſch hielten, Canoniſch ſeyen, und welche?**

Antwort. Hierüber hab ich mich ſchon im vorhergehenden erklärt; **Chriſtus,** die Apoſtel, und die erſte Kirche nahmen den Canon der Juden an, den nannte der Herr **Moſe und die Propheten.** Dieſen Canon haben die Juden jezt noch unverändert, und keine Kirche iſt berechtigt, noch andere Bücher, als vom heiligen Geiſt eingegeben, hinzuzuthun.

7. Ob der Selbſtmord in keinem einzigen nur erdenklichen Fall erlaubt ſey?

Antwort. Da wir unſern Nächſten lieben ſollen wie uns ſelbſt, die Ermordung unſers Nebenmenſchen aber als ein Todeswürdiges Verbrechen verbotten iſt, ſo iſt der Selbſtmord, **wenn er bey geſundem Verſtand begangen wird,** ein eben ſo groſes Verbrechen, das aber erſt in jenem Leben beſtraft werden kann, und daher fürchterlich und ſchrecklich iſt. Da wir auch ferner nicht wiſſen was in der nächſten Minute geſchehen kann, und es alſo leicht möglich iſt, daß die erhabene Vorſehung jemand, der in der dringendſten Noth iſt, **ganz unverſehens** retten kann, ſo iſt auch in **dem** Fall der Selbſtmord nicht erlaubt. Indeſſen da man nie, wenigſtens ſehr ſelten, die Gemüthslage eines Selbſtmörders in ſeinen lezten Augenblicken weiß, ſo ſind wir verpflichtet von ihm nach der Liebe zu urtheilen, und nie berechtigt, ihn noch nach dem Tod zu beſchimpfen, beſonders weil der Schimpf nicht ihn, ſondern ſeine Verwandten trift.

Sie ſehen hier aus meiner Beantwortung dieſer Fragen, daß wir mit Hülfe der bibliſchen Analogie, der von uns anerkannten apoſtoliſchen Tradition, und ei-

einer durch die Religion erneuerten Vernunft, gar leicht entſcheiden können, was dem Willen Gottes am gemäſeſten ſey, ohne zur Entſcheidung des Pabſtes, und der Concilien unſre Zuflucht zu nehmen. Wenn der eine oder der andere unſerer Philoſophen in dergleichen Fällen nicht mit ſich ſelbſt einig werden kann, ſo iſt das ſeine eigene Schuld. Das Licht der heiligen Schrift läßt uns nirgends ſtecken, wenn wir keine Lieblings-Meinungen haben, die wir gerne darinnen finden möchten; wenn wir uns eines heiligen Lebens befleißigen, und ganz willenloß ohne vorgefaßten Wahn um Mittheilung des heiligen Geiſtes beten.

Auf der 168ſten Seite, gedenken Sie noch der Ehe, als einer Sache, die auch nicht in allen Fällen, aus der Bibel entſchieden werden kann. Lieber Bruder! mir deucht doch daß man das könne: in Anſehung der **Vielweiberey** entſcheidet **Chriſtus** deutlich Marc. 10. V. 6—10. Gott hat nur **einen** Mann, und **ein** Weib geſchaffen, bey dieſer göttlichen Ordnung muß es bleiben. Was aber die Eheſcheidung betrift, ſo iſt ſie nach V. 11. u. 12, **zwiſchen Ehegatten ſelbſt, unter ſich**, nicht erlaubt, es ſey denn daß eins von beyden die Ehe bricht, alsdann darf das Band getrennt werden. Das alles beſtimmt **Chriſtus** genau. Wenn aber Eheleute miteinander ſo unchriſtlich und ärgerlich leben, daß ſie und ihre Kinder dadurch nach Leib und Seel Noth leiden, ſo thut die Polizey wohl, wenn ſie von Tiſch und Bett ſcheidet, wie ſolches auch in den Römiſchen und Proteſtantiſchen Kirchen gebräuchlich

lich iſt. Wenn aber nun proteſtantiſche Obrigkeiten alsbald ſcheiden, und das Heirathen wieder erlauben, ſo oft es Eheleuten einfällt, ſo gehört das unter die Wunden und Geſchwüre, die bey uns offen vor aller Menſchen Augen eytern; ob es aber nicht ſchlimmer iſt, wenn Eheleute, die von Tiſch und Bett geſchieden ſind, ſich nun der Liederlichkeit ergeben, und ausſchweiffen, das laße ich dahin geſtellt ſeyn. Dies iſt dann wieder ein Geſchwür, das im Verborgenen eytert. Die Moſaiſchen Ehegeſetze legitimiren ſich an der geſunden Vernunft, und ſollen deswegen auch beybehalten werden, inſofern ſie nicht blos für die Jüdiſchen Polizey-Einrichtungen gegeben worden ſind, welches man alſofort ſehen kann; die Kirche hat ſie alſo auch mit Recht angenommen; daß ſie aber nachher durch noch ſtrengere Geſetze das Heirathen erſchwert hat, und dann wieder für Geld dispenſirt, das iſt nicht apoſtoliſch.

Wenn Sie nun, mein lieber Bruder! alles das beherzigen, was ich bis daher über die Tradition geſagt habe ſo werden Sie ſelbſt einſehen, daß Alles was Sie von Seite 165 bis 171 über dieſen Gegenſtand geſchrieben, und uns Proteſtanten ans Herz gelegt haben, von ſelbſt wegfällt: wir erkennen dreyerley Traditionen:

1. Solche die in der heiligen Schrift gegründet ſind, **dieſe nehmen wir als nothwendig an, und halten es für Pflicht ſie zu befolgen.**

2. Solche die zwar in der heiligen Schrift nicht unmittelbar gegründet ſind, aber doch die Andacht und die Gottſeligkeit würklich befördern können. Ob

gleich dieſe für die Chriſtlich-religiöſe Geſellſchaften nicht abſolut verbindlich ſind, ſo wäre es doch Pflicht der Vorgeſezten der Kirche dafür zu ſorgen, daß der Cultus für den ſinnlichen Menſchen rührender, erwecklicher, und der Andacht beförderlicher wäre. Hier fehlten die Reformatoren ſehr, daß ſie das Kind mit dem Bad wegſchürteten; und

3. Solche Traditionen und Glaubens-Artickel deren Ausübung entweder gerade zu den Grundſätzen der Bibel widerſpricht, oder doch den Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit erſchwert, und verdrängt, **nehmen wir auf keinen Fall an; und nur in dieſen liegt der eigentliche Grund der Trennung von der Römiſchen Mutterkirche.** Im folgenden Brief wird davon die Rede ſeyn. Nun noch einiges über die drey Einwürfe, die wir, Ihrer Meinung nach gegen die Tradition machen ſollen; der erſte lautet ſo:

Die Bibel ſelbſt verbietet allen Zuſaz zu dem geſchriebenen Worte Gottes, z. B. 5 B. Moſ. 4. v. 2, und Apoc. 22. v. 18.

Der Proteſtant der Ihnen das geſagt hat, muß ein ſehr eingeſchränkter Kopf ſeyn: denn ob gleich das wahr iſt, daß man der Bibel nichts zuſetzen, und auch nichts davon wegnehmen ſoll, ſo beweiſen das doch die hier angeführten Sprüche nicht: denn im Erſten befiehlt Moſe nur, **daß niemand ſich unterſtehen ſoll den Geſetzen die Gott dem Volk Iſrael in der Wüſten gegeben hatte, etwas zuzuſetzen, oder davon abzuthun, ſondern ſie ſo unverändert heilig zu bewahren.** Nun ſind ja aber

her:

hernach noch alle folgende Bücher des alten Teſtaments hinzugekommen, wie kann alſo dieſer Spruch auf die ganze Bibel bezogen werden? Eben ſo verhält ſichs auch mit dem zweyten, Apoc. 22, v. 18. und 19. **Hier wird jeder Zuſatz zu dieſem Buch der Weiſſagung, nämlich zur Apocalypſe, und eben ſo auch jede Verkürzung verbotten: denn nachher wurden ja erſt die Bücher des neuen Teſtaments geſammelt, und** der Canon veſtgeſezt. **Wie Sie aber ſagen können, es ſollte heilig alſo gehalten werden,** nämlich, **daß nichts zur Bibel hinzu- und davon gethan werden ſoll, das begreife ich nicht, da Sie die Tradition der Kirche für eben ſo verbindlich halten, und behaupten, daß ſie auch vom heiligen Geiſt herrühre.** Demnach wäre alſo die Tradition eine Fortſetzung, ein Zuſaz zur Bibel.

Der zweyte Einwurf den wir machen ſollen, heißt: **Die Bibel enthält Alle zur Heilswiſſenſchaft nothwendige Wahrheiten; und ſie ſagt dieſes ſelbſt** 2 Tim. 3. v. 15. 17. **alſo brauchen wir keine Tradition.**

Konnte dies **Paulus** ſeinem **Timotheus** ſchreiben, der doch nur das alte Teſtament kannte, wie viel mehr können **wir** uns beruhigen, da wir nun auch noch dazu das neue Teſtament erhalten haben. Daß Sie auf dieſe Behauptung den Separatismus gründen, iſt unrichtig: die Separatiſten ſehen die äuſſere Kirchen **überhaupt**, für ein verworrenes **Babel** an, das in der Lehre und dem Leben von der Wahrheit abgewichen iſt. Sie glauben ſich alſo abſondern zu müßen, damit ſie ſich weder in der Kirche, noch bey dem Abendmahl verunreinigen, und an den unfruchtbaren Werken der Finſternis keinen Antheil nehmen mögen. **Der Grund des Separatiſmus iſt unbändiger Stolz und Eigendünkel.** Beherzigen Sie doch folgenden Schluß: **Da die Chriſten der erſten Jahrhunderte weiter nichts hatten als die Bibel und die apoſtoliſche Tradition, und von der ſpätern Römiſchen kein Wort wußten, und doch ſeelig und heilig geworden ſind, ſo muß die Bibel in Verbindung mit der Apoſtoliſchen Tradition alles enthalten was zur Seligkeit vonnöthen iſt. Da uns Proteſtanten nun nächſt der Bibel, auch die Apoſtoliſche Tradition aus den erſten Kirchen-Vätern bekannt iſt, ſo wiſſen wir Alles was uns zur Seeligkeit nöthig iſt.** Durch die Apoſtoliſche Tradition wiſſen wir eben, daß die Bibel alle Heilswahrheiten enthält, denn ſie ſagen und lehren nichts, das ſich nicht genau an die Bibel anſchlieſt.

Der dritte Einwurf heiſt: **Aber warum hat denn der Herr Jeſus den Schriftgelehrten und Pharisäern ihre Traditionen vorgeworfen?**

Lieber Sulzer! glauben Sie mir, **Petrus** würde ſelbſt, wenn Er jezt als Apoſtel wieder käme der Römiſchen Kirche, die nämlichen Vorwürfe machen: von löblichen Anſtalten und Gebräuchen iſt ja gar nicht die Rede, ſondern von denen die der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel gerade zu **widerſprechen** oder dem Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit **nachtheilig ſind.** Wir wollen uns über dieſe wichtige Materie worauf zwiſchen uns beynahe Alles ankommt, im folgenden Brief liebreich, brüderlich und unpartheyiſch unterhalten. Ich verharre mit wahrer Liebe Ihr

aufrichtiger Bruder
Jung Stilling.

N. S. Sie ſagen am Schluß Ihres neunten Briefs: **Aber ja, ich weiß, was für ein Meſſer gegen mich ich Euch hier in die Hände gegeben habe**, u. ſ. w. Erlauben Sie! mein Lieber! wir hatten dies Meſſer ſchon ſehr lange, von Ihnen haben wir es nicht erhalten; ſorgen Sie nicht, wir ſind keine Kinder mehr, und werden es behutſam zu brauchen wiſſen.

Antwort auf den zehnten Brief.

Von den Lehren, Satzungen und Traditionen der Katholiſchen Kirche, die dem Worte Gottes zuwider ſeyn ſollen.

Mein theuerer und herzlich geliebter Bruder!

Da ſind wir nun auf dem Standpunkt, wo es darauf ankommt, welcher von uns beiden den Sieg davon

von trägt: denn eben die Punkte die Sie hier anführen, ſind die Steine des Anſtoſſes, und die Scheidwand, welche die Proteſtantiſche Kirche von der Römiſchen trennt, und ewig trennen **muß**, ſo lang leztere nicht davon abgeht. Dieſe Punkte ſind nun folgende:

1. Die Hierarchie — mit dieſer ſind wir fertig.
2. Die Transſubſtantiation.
3. Die Anbetung der Hoſtie.
4. Die Meſſe.
5. Die Ohrenbeicht.
6. Die Verehrung oder Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder.
7. Das Cölibat, oder der ehloſe Stand der Geiſtlichen.
8. Der Glaubens-Gehorſam gegen den Pabſt; und
9. Der vorgebliche katholiſche Glaubens-Artickel, daß auſſer dieſer Kirche kein Heil ſey.

Es gehört viel Sanftmuth und Demuth dazu, um das ohne Aufwallung des Unwillens zu ertragen, was Sie mir und uns Proteſtanten überhaupt von Seite 177. bis 180, und beinahe auf allen Blättern ihres Buchs ſagen — Sie behandeln uns als ungehorſame, mit lauter Vorurtheilen benebelte Dummköpfe, deren Augen voll Splittern ſind, die Sie herausziehen und uns ſehend machen wollen. Lieber, lieber **Sulzer!** das iſt nicht **Wahrheit in Liebe**. Ich will nicht gleiches mit gleichem vergelten, ſondern unbefangen, rein und Evangeliſch, **Ihre Transſubſtantiation**, das iſt: **die Verwand-**

wandlung der Hoſtie in den wahren Leib und Blut unſers Herrn, widerlegen.

Sie gründen dieſen Glaubens-Artickel auf die Worte des Herrn bey der Einſetzung des heiligen 28
Abendmahls, **nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib;** und **trinket alle daraus, das iſt mein Blut des neuen Teſtaments,** u. ſ. w. Matth. 26. V. 26 und 28. Marc. 14. V. 22 und 24. und Luc. 22. V. 19.

Jezt lege ich Ihnen, mein Lieber! folgende Alternative vor: **Entweder geſchahe immer eine Verwandlung wenn ſich Chriſtus der Worte, Ich bin, du biſt, Er iſt** u. ſ. w. **bediente**; z. B. Wenn Er zu **Petro** ſagte: **du biſt Petrus** (ein Fels) ſo wurde die **menſchliche** Subſtanz Petri in eine **felſichte** verwandelt; wenn Er ſagte: Ich bin ein Weinſtock, und mein Vater ein Weingärtner, ſo muſte das nämliche geſchehen, und dergleichen Beyſpiele mehr; **oder eine ſolche Verwandlung geſchahe nur bey der Einſetzung des Abendmahls. Da ſich nun nirgends eine Spur findet, wodurch dieſe höchſt wichtige Ausnahme von dem allgemeinen Sprachgebrauch, nur von weitem angedeutet, vielweniger beſtättiget wird, wie ich fernerhin mit Parallelſtellen, und aus der Tradition des erſten und zweiten Jahrhunderts beweiſen werde, ſo fällt auf einmal die ganze Lehre von der Transſubſtantiation weg;** hier gilt keine ſpätere Tradition, und keine menſchliche Autorität, **Chriſtus** und ſeine Apoſtel müßen hier entſcheiden.

Sie führen zum Beweiß das 6te Kapitel des Evangelii **Johannis** an, wo der Herr ſo viel vom Eſſen ſeines Fleiſches und Trinken ſeines Bluts redet. Seine damaligen Zuhörer fanden dies gerade ſo widerſinnig, als wir Proteſtanten die Transſubſtantiation. Sie ſagten alſo: **Das iſt eine harte Rede, wer kann die hören.** Jeſus merkte das, Er ſagte alſo: **Aergert Euch das? — Wie wenn Ihr denn ſehen werdet des Menſchenſohn auffahren, dahin wo Er vorher war!** — Hiemit wollte Er ihnen zu verſtehen geben, daß Er nicht körperlich, phyſiſch, und ſinnlich bey ihnen bleiben, und ihnen ſein Fleiſch zu eſſen geben könnte, ſondern (hier entſcheidet Er die Sache ganz) **Der Geiſt iſts der da belebt, das Fleiſch nützt zu nichts, die Worte die ich zu euch geredet habe, ſind Geiſt und Leben.**

Lieber **Sulzer!** wie iſt es möglich nun noch behaupten zu wollen: ohngeachtet **Chriſtus** geſagt hat, **das Fleiſch nützt nichts**, daß dennoch die Subſtanz des Meels und des Waſſers, oder des Brods, in die Subſtanz des Fleiſches und Bluts Chriſti verwandelt werde? — und da in der Hoſtie nach der Einſeegnung keine Spur von ſinnlicher Veränderung zu entdecken iſt, ſo kann ſich der erleuchtete Katholick nichts anders bey dieſer Verwandlung denken, **als daß nach der Einſeegnung der geiſtige, oder verklärte Leib Chriſti in der Hoſtie gegenwärtig**

tig ſey; dann fällt aber die Verwandlung weg, und das Brod bleibt Brod wie vorher.

Dieſe Idee ſcheint mir auch Lutherus ungefähr gehabt zu haben, wenn er ſagt: daß das Fleiſch und Blut des Herrn in mit und unter dem Brod und Wein durch den wahren Glauben an Chriſtum geiſtlicher Weiſe genoſſen werde. Die Reformirte Kirche aber nimmt den Begriff ſo an, wie er in der 79ten Frage des Heidelbergiſchen Catechismi ausgedrückt wird, wo es heißt: Chriſtus will uns mit den Worten, das iſt mein Leib, das iſt mein Blut, nicht allein lehren, daß, gleichwie Brod und Wein das zeitliche Leben erhalten, alſo ſey auch ſein gekreuzigter Leib und vergoſſenes Blut, die wahre Speiß und Trank unſerer Seelen zum ewigen Leben, ſondern vielmehr, daß Er uns durch dies ſichtbare Zeichen und Pfand will verſichern, daß wir ſo wahrhaftig ſeines wahren Leibs und Bluts durch Würkung des heiligen Geiſtes theilhaftig werden, als wir dieſe heilige Wahrzeichen mit dem leiblichen Mund zu ſeiner Gedächtnis empfangen, und daß all ſein Leiden und Gehorſam ſo gewiß unſer eigen ſey, als hätten wir ſelbſt in unſerer eigenen Perſon alles gelitten und genug gethan.

Sehen Sie, mein lieber Bruder! da haben Sie die dreyerley Begriffe vom Abendmahl beyſammen. Sie werden nun finden, daß es uns Allen um den geiſtlichen Genuß des Fleiſches und Bluts Chriſti zu thun iſt, und das iſt doch das Weſen und die

Hauptſache des Abendmahls, wofür nun das Zanken um die Schaale? — und warum machen Sie ein ſo unnatürliches, in der Bibel durchaus nicht gegründetes Verwandlungs-Wunder zum Glaubens-Artickel, und belegen alle mit dem Bann, die es nicht glauben können?

Sie beziehen auch die Stellen Joh. 6. auf das Abendmahl, und haben auch darinnen nicht unrecht; wenigſtens erinnerten ſich die Jünger bey der Einſetzung deſſelben an jene Reden des Herrn, an das Eſſen ſeines Fleiſches, und an das Trinken ſeines Bluts. Allein daß **Chriſtus** ſelbſt noch etwas anders dabey im Sinn hatte, das iſt wohl gewiß: wir haben eine Parallel-Stelle die viel Licht in dieſer Sache giebt: Joh. 15. vergleicht ſich der Herr einem **Weinſtock**, und die die an Ihn glauben den Reben, ſo wie nun die Reben **unaufhörlich** mit dem Weinſtock vereinigt bleiben, und beſtändig Saft aus ihm ziehen müßen, wenn ſie Früchte tragen, und nicht verdorren ſollen, ſo muß auch der glaubige Chriſt **unaufhörlich** mit **Chriſto** vereinigt bleiben, und beſtändig Seelennahrung aus Ihm ziehen, wenn er Früchte tragen und nicht verdorren ſoll. Es iſt nicht genug daß der Rebe vom Weinſtock abgeſondert, dann und wann ſich an den Weinſtock hängt, und Saft zieht. Nein! **er muß immer an ihm hängen bleiben**; eben ſo iſt es auch damit nicht genug, daß der Chriſt dann und wann einmal zum Nachtmahl geht, ſondern er muß unaufhörlich mit **Chriſto** vereinigt bleiben, und Nahrung aus ſeiner Fülle genieſſen; daher auch die erſten Chriſten täglich zuſammen kamen, miteinander aſſen, und dann auch **das Brod brachen**, oder das Abendmahl genoßen. Dies Sakrament hat eigentlich vier Hauptzwecke:

1. Erneuerung des Taufbundes, und des Anſchluſſes an **Chriſtum**, des Bleibens an Ihm.

2. Oeffentlicher freyer Genuß der Erlöſungsgüter, und dadurch öffentliches Bekänntnis zu **Chriſto**, ſeiner Lehre, und ſeiner Religion;

3. Communion, Vereinigung, brüderliche Verbindung, zunächſt mit den wahren Chriſten, die zuſammen das Abendmahl genieſen. und dann auch mit allen Glaubigen in der ganzen Welt; und vornehmlich

4. **Iſt das heilige Abendmahl die Gedächtnis-Feyer des Leidens und Sterbens unſers Herrn.**

Doch ich wende mich wieder zur Lehre von der Transſubſtantiation: aus der Geſchichte iſt bekannt, daß die Kirche, ſo wie ſie ſich vermehrte, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr von der reinen apoſtoliſchen Einfalt abwich, immermehr äuſſere Cärimonien, und äuſſern Prunk erfand, und dadurch dem Volk der Chriſten durch einen ſinnlichen Gottesdienſt, der dem jüdiſchen und heidniſchen wenigſtens im Aeuſſern ähnlich war, den Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit immermehr aus den Augen rükte. Vorzüglich war nun das Abendmahl der Gegenſtand, der am mehreſten mit geheimnisvollen Gebräuchen ausgeſchmückt wurde; man fieng an den Begrif eines Opfers damit zu verbinden, weil Juden 30 und Heiden daran gewöhnt waren. Nach und nach gebrauchte auch hie und da ein Kirchen-Vater das Wort **Verwandlung** des Brods und Weins in den Leib und das Blut **Chriſti**; allein über die Art und Weiſe dieſer Verwandlung erklärte man ſich nicht; es war ein hochheiliges Geheimnis, das man in Dunckel einhüllte, um dadurch bey dem gemeinen Volk deſto mehr Ehrfurcht zu erwecken. Indeſſen wurde der Begrif, daß **Chriſtus** im Abendmahl, ſelbſt gegenwärtig ſey, ausgetheilt, ſein Fleiſch gegeſſen, und ſein Blut getrunken werde, immer ſinnlicher, und dies war auch ganz natürlich, weil die ganze Religion immer mehr verſinnlicht wurde. Endlich, in der dunkelſten Zeit des Aberglaubens, trat ein Mönch zu Corvey in Frankreich, **Paſchaſius Ratbert** im Jahr 831 auf, und behauptete nicht nur, daß die Redensarten der Väter von der Verwandlung ganz eigentlich zu verſtehen ſeyen, ſondern ſuchte auch durch die Allmacht Gottes zu beweiſen, daß vom Brod und Wein in der Meſſe nichts weiter als das Aeuſſere ſinnliche übrig bliebe, und daß eine ganz neue Subſtanz, nämlich der Leib und das Blut Chriſti, entſtehe, und zwar der nämliche Leib, welcher von Maria gebohren, am Kreuz gehangen, getödet, und auferſtanden ſey, daß alſo das Bäten und Segenſprechen des Prieſters über dem Brod und Wein eine doppelte Würkung habe, 1. eine Vernichtung des Brods und Weins, und 2. eine Erſchaffung des Fleiſches und Bluts Chriſti. — Sehen Sie, mein Lieber! das iſt der wahre Urſprung, der in der Römiſchen Kirche zum Glaubens-

Artickel erhobenen Lehre von der Tranſſubſtantiation, von der weder **Chriſtus**, noch die Apoſtel, noch die erſten Chriſten etwas gewußt haben. Heller denkende Männer, vorzüglich **Ratramnus** oder **Bertram**, ein Mönch aus dem nämlichen Kloſter, widerlegte ſeinen Collegen, und erklärte das Geheimnis der Verwandlung geiſtiger, und mehr dem Sinn der ſpäteren Kirchenväter gemäß. Noch vorzüglicher aber war die Widerlegung der Tranſſubſtantiation, die der groſe Gelehrte, und würdige Erzbiſchof zu **Maynz** Rabanus maurus in ſeinem Tractat de Eucharistia dem **Ratbert** entgegenſetzte; dieſer Streit dauerte nun ſo fort, viele glaubten dem **Ratbert**, und viele ſeinen Gegnern. Im folgenden Jahrhundert trat wieder ein heftiger Vertheidiger der Tranſſubſtantiation **Odo** Erzbiſchof zu **Canterbury** in England auf; und um ſeinen Begrif von der Verwandlung zu beweiſen, ſtach er ſich in einen Finger, und machte damit die Hoſtie blutig, wie ſolches **Wilhelm von Malmesbury, auch ein Mönch**, in ſeiner Engliſchen Geſchichte erzählt. Späterhin, im zwölften Jahrhundert, erfand **Ruprecht**, Abt zu **Deutz** am Rhein bey **Cölln**, einen Mittelweg die **Impanation** oder **Aſſumtion** genannt, vermög welcher er behauptete, **daß Chriſtus ſich auf eine ſolche Weiſe mit dem Brod im Abendmahl vereinige, wie ſich einſt ſeine göttliche Natur mit der menſchlichen vereinigt habe**; aber auch dieſe Meinung wurde verworfen; die Vorſtellung **Ratberts** ſiegte, und ſo wurde dann endlich auf dem vierdten allgemeinen Lateranenſiſchen Concilio, 1215.

unter dem Pabſt Innocentius dem dritten, **die Transſubſtantiation** zum Glaubens-Artickel erhoben. Sehen Sie, mein Lieber! das iſt die wahre und treue Geſchichte der **Transſubſtantiation, ein Lehrſatz der dem ausdrücklichen Ausſpruch Chriſti Joh. 6. v. 63. geradezu widerſpricht:** und von dem die Apoſtel nicht ein Wort gewußt haben: denn **Paulus** ſagt 1 Cor. 10. v. 16. **Der Kelch des Segens** (oder Dankens) **den wir ſeegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft** (κοινωνία, Communicatio) **des Bluts Chriſti? das Brod das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibs Chriſti?** — Dies Wort **Gemeinſchaft** zeigt augenſcheinlich an, daß im Abendmahl das Brod und der Wein, mit dem Leibe und **Blut Chriſti gemeinſchäftlich,** die Erſtern mit dem Körper, die Andern mit der Seelen genoſſen werden; daß auch nach der Conſecration, das Brod Brod, und der Wein Wein bleibt, erhellet auch aus den Worten **Pauli** 1 Cor. 11. v. 26 und 27. **So oft Ihr von dieſem Brod eſſet, und von dieſem Wein trinket u. ſ. w.**

Der Widerſpruch vernünftiger Männer bey der Erfindung der Transſubſtantiation, wie z. B. des Erzbiſchofs zu **Maynz,** der ein ſehr gelehrter Mann war, beweiſt auch, daß dieſer Begrif bis dahin in der Kirchen noch nicht zur Sprache gekommen war; wie können Sie nun behaupten er ſey von der Apoſtel Zeiten her geglaubt, oder angenommen worden? Sollte man nach reiflicher Ueberlegung aller dieſer Thatſachen, wohl ſagen können, der heilige Geiſt habe im

4ten Lateranenſiſchen Concilio die Ausſprüche der Väter geleitet? und die Römiſche Kirche ſey unfehlbar?

Hierauf kommen Sie nun Seite 180. zur Anbetung **der conſecrirten Hoſtie.** Von der Apoſtel Zeiten an, bediente man ſich des Brods, das man bey der Mahlzeit gebraucht hatte, und hielte nach derſelben das heilige Abendmahl damit. In ſpätern Zeiten, als die Gemeinden ſo groß wurden, daß man nicht alle zuſammen ſpeiſen, und dann das Abendmahl genieſen konnte, fieng man an in den Verſammlungsplätzen, und hernach in den Kirchen das Sakrament auszutheilen, und man bediente ſich dazu immer des gewöhnlichen Brods; man nahm einen ſolchen Brodkuchen, ſeegnete ihn ein, brach ihn dann in Stücke, und theilte ihn aus; und gab dann auch den geſeegneten Wein herum; das alles war der Einſetzung Chriſti gemäß, der das Brodbrechen bey dem heiligen Abendmahl als weſentlich nöthig beſtimmte. Mit der Zeit aber ſchafte die Kirche das Brodbrechen ab, und gab an ſtatt des Brods aus Teig geformte Scheibchen, welche man **Oblaten, Hoſtien,** das iſt: Opfer nannte; dieſe ſind nun auch der Gegenſtand der Transſubſtantiation, und ſollen dadurch in den wahren Leib und Blut Chriſti verwandelt, und **Chriſtus** in ihnen angebetet werden. Wäre dieſe Verwandlung gegründet, ſo wäre es auch die Schuldigkeit eines jeden Chriſten da anzubeten, wo ſich der Anbetungswürdige befindet. Allein da das nun der Fall nicht iſt, ſo läßt ſich leicht denken was aus der Anbetung der Hoſtie wird. **O Gott! der**

Allerliebenswürdigſte, dieſe Sonne der Geiſterwelt, iſt uns ja allenthalben ſo nahe, und läßt ſich aller Orten ſo gern finden, wozu doch ſolche Annäherungsmittel? — mir fällt hiebey ſeine Warnung ein: Matth. 24. V. 23. **Wenn ſie Euch dann ſagen werden, hie iſt Chriſtus oder da, ſo sollt Ihr Ihnen nicht glauben.**

31 Seite 181. kommen Sie nun zum Beweiß der Rechtmäſigkeit der Meſſe, und daß ſie ein Opfer ſey; Sie ſuchen dieſes durch ſechs Gründe darzuthun, die wir nun der Ordnung nach betrachten wollen. Sie ſagen:

1. Der Glaube der Römiſchen Kirche in Anſehung des Abendmahls oder der Meſſe, gründe ſich auf den allgemeinen Begrif des Worts Opfer im eigentlichen und engern Verſtande; in dieſem heiſt ein Opfer dasjenige, was ein rechtmäſiger Prieſter zum Zeichen der Oberherrſchaft Gottes mit einiger Veränderung oder Zerſtörung der Sache (die alſo etwas ſichtbares ſeyn muß) der Gottheit darbringt.

Lieber Bruder! Ein Opfer iſt eine Gabe die der wahre Gottesverehrer dem Herrn darbringt, um ſeine Abhängigkeit vom höchſten Weſen zu bezeugen, oder Ihm ein Zeichen ſeines Danks zu bringen, oder Ihn wegen begangener Sünden zu verſöhnen. Vor der Zukunft Chriſti ins Fleiſch waren die Opfer vorbildlich, **jezt aber hat unſer Herr mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet die Geheiligten,** Hebr. 10. V. 14. merken Sie wohl, **mein Lieber! mit einem Opfer auf ewig vollen-**

lendet, jezt **kann** es keine **Opfer**, und keine **Opferprieſter** mehr geben; und ſagen Sie mir: was opfern Sie denn in der Meß? — Da genießt der Meßprieſter nach den Begriffen ſeiner Kirche, den Leib und das Blut **Chriſti**, in dem Symbol des einmal und auf immer vollendeten einigen Opfers **Chriſti**, und eben das iſt auch der Fall im Abendmahl, es iſt eine Gedächtnisfeyer des Leidens und Sterbens **Chriſti**, aber kein Opfer — **das Opfer das hier gebracht wird, iſt ein verſöhnliches, glaubiges, demüthiges, ſeine Sünden bereuendes, und zum Verſöhnungstod Jeſu ſeine einzige Zuflucht nehmendes Herz**; das bringt jeder glaubige Chriſt zum Opfer, und dagegen giebt ſich ihm ſein Erlöſer zur geiſtlichen Nahrung und Stärkung hin.

Daß die Kirchenväter der erſten Jahrhunderts ſich bey Gelegenheit des Abendmahls des Worts **Opfer** bedienten, hatte urſprünglich folgenden Grund: in den erſten Zeiten als die Chriſten noch nicht ſo zahlreich waren, hielten ſie Liebesmahle (Agapen) und am Schluß derſelben, das Abendmahl. Dieſe Liebesmahle wurden auf die Art angeſtellt, wie unſre heutigen **Pickenicks**. Jeder ſchickte Speiſen an den Verſammlungsort, und dieſen Beitrag eines jeden zu dieſem heiligen Zweck, nannte man ſein Opfer; von dieſen nämlichen Beiträgen an Brod und Wein, wurde dann auch das Abendmahl gehalten, es war ein gemeinſchaftliches Opfer, das von allen Gliedern zum Dienſt des Herrn dargebracht worden war. Daher wurde das Wort Opfer bey dem Abendmahl gewöhnwöhnlich. In ſpätern Zeiten aber verband man, den bekehrten Juden und Heiden zu gefallen, noch einen andern Begrif damit; indem man das Abendmahl ſelbſt auf eine unſchickliche Weiſe ein Opfer nannte, das dem Herrn gebracht würde. Sie fahren fort:

2. **Der Glaube daß die Meſſe, oder das heilige Abendmahl ein Opfer ſey, gründe ſich auch auf die Vorbedeutung im alten, und Erfüllung im neuen Bunde, daß Chriſtus ein Prieſter nach Melchiſedecks Art ſeyn ſoll u. ſ. w.**

Daß **Chriſtus** ein Prieſter nach **Melchiſedecks** Ordnung, und nicht nach der Ordnung **Aarons** ſeyn ſoll, das hat ſeine Richtigkeit, ob aber der Prieſter des höchſten Gottes, und König zu **Salem** Brod und Wein **geopfert** habe, das kann nie bewieſen werden; er trug dieſe Speiſen hervor um **Abraham** und ſeine ermüdeten Leute zu erquicken, und ſegnete den **Abraham**. Eben ſo wenig, und noch weit weniger kann man ſagen, daß **Chriſtus** bey der Einſetzung des Abendmahls Brod und Wein **geopfert** habe: beyde Nahrungsmittel ſollten nur Sinnbilder ſeines **eigenen Opfers** ſeyn, wodurch Er in Ewigkeit vollenden wollte, alle die geheiligt werden. Das Abendmahl iſt ein Gedächtnis und Liebesmahl, wobey wir uns der Leiden unſeres Herrn erinnern, und an ſeinem Verſöhnopfer ſo Theil nehmen, als hätten wir uns ſelbſt für unſre Sünden opfern laßen, aber in ſo fern nur ein Opfer, als wir uns ſelbſt dem Herrn zu ſeinem Dienſt im Geiſt und in der Wahrheit auf ewig und unwiderruflich übergeben.

3. Berufen Sie ſich auf die Weiſſagung Malach. 1, v. 11. Wo es nach der Vulgata heiſt: **denn vom Aufgang der Sonnen bis zum Untergang, iſt mein Name groß unter den Völkern, und an jedem Ort wird geopfert, und meinem Namen ein reines Opfer dargebracht, weil mein Name groß iſt unter den Völkern, ſpricht der Herr der Heerſchaaren.** Lieber Bruder! es fehle noch viel daran, daß der Name des Herrn bekannt iſt unter den Völkern von Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. An den wenigſten Orten werden Ihm wahre geiſtliche Opfer gebracht, die Ihm gefallen, und bey der Reinigkeit der Opfer die Gott gefallen ſollen, werden doch heilige Hände und Herzen erfordert; damit ſieht es aber noch ſchlecht unter uns aus: dieſer Spruch, wie ſo viele Andere, zielt auf eine herrliche künftige Zeit, wo der Herr nur einer, und ſein Name nur einer ſeyn wird, und wo Ihm ſein Volk opfern wird im heiligen Schmuck; dies Volk wird er aus allen Kirchen ſammeln, wie den Waizen aus den Unkraut vollen Aeckern, die Er dann dem Feuergericht übergeben wird.

32 In den erſten Jahrhunderten nannte man das Abendmahl die Meſſe, bekanntlich von dem Wort, welches ein Kirchendiener ausrief Miſsa est, und nun die welche nicht zum Abendmahl gehörten hinaus giengen; aber von der gegenwärtigen Meſſe, wo nur der Prieſter unter ſo vielen Cärimonien das Abendmahl genießt, und dem die katholiſche Chriſten beywohnen müßen, wußte man etliche Jahrhunderte hindurch kein Wort; und durch die Transſubſtantiation, alſo

erſt im dreyzehnten Jahrhunderte wurde die Meſſe was ſie jezt iſt. Die erſten Chriſten wußten von dieſem Cärimonienreichen Ritus, und von der Anbetung Chriſti in der Hoſtie kein Wort; und eben dieſe Anbetung eines aus Meel und Waſſer geformten Scheibchens, das blos zum heiligen Genuß des Abendmahls beſtimmt iſt, aber das Weſen Chriſti eben ſo wenig enthält als irgend ein anderes Brod, können wir unmöglich billigen. Er iſt einem jeden wahren Chriſten ſo innig nahe, daß er Ihn in der Hoſtie nicht zu ſuchen braucht. Was Sie 4tens vom Begrif eines Opfers ſagen, das fällt nun von ſelbſt weg.

5. **Berufen Sie ſich auf den Glauben der Apoſtel, welche den Tiſch des Abendmahls als einen Opfertiſch (Altar) angeſehen hätten,** und führen zum Beweiß 1 Cor. 10. V. 20 und 21, und Hebr. 13. V. 10. an. Lieber **Sulzer!** was iſt das wieder für eine ſeltſame Schrifterklärung! — in der erſten Stelle warnt **Paulus** für den Opfermahlzeiten der Heiden, und ſagt den Corinthern, daß Chriſten, die das Abendmahl des Herrn genieſen, unmöglich an jenen Götzen-Mahlzeiten theil nehmen könnten; und in der zweiten, wo er ſagt: **wir haben einen Altar, davon nicht Macht haben zu eſſen, die der Hütte pflegen,** verweißt er die bekehrten Juden auf das einzige Opfer Chriſti, welches die nicht angeht, die noch durch den Levitiſchen Opferdienſt Gott verſöhnen wollen. Endlich

6. **Berufen Sie ſich auf den beſtändigen Glauben der allererſten Kirche;** wie aber dieſe

das Wort Opfer in Anſehung des Abendmahls verſtanden, das hab ich oben ſchon auseinander geſezt.

Jezt kommen Sie nun auf die Ohrenbeicht, und nennen ſie ein Sakrament. 33

Wir haben ein Beiſpiel, daß der Apoſtel **Paulus** einen Verbrecher aus der Gemeine verbannte; wobey er ihr aber auch einen Verweiß giebt, daß ſie ihn nicht ausgeſchloſſen habe, 1 Cor. 5. Bey den erſten Chriſten geſchahe die Verbannung aus der Gemeine von allen Gliedern derſelben, und wenn der Sünder hernach wahre Reue bezeigte, **und darinnen beharrte,** ſo wurde er auch, nicht vom Biſchof, oder Presbyter allein, ſondern mit der Zuſtimmung der ganzen Gemeine wieder aufgenommen. Als aber nach und nach der geiſtliche Stand mehr Anſehen bekam, und ſich weit über den Layenſtand erhab, ſo eignete er ſich auch allein die Abſolution, das iſt die Vergebung der Sünden, und die Wiederaufnahme in die Gemeine, zu; dabey berief er ſich auf die Stellen, Matth. 16. V. 19. und Cap. 18. V. 18. und Joh. 20. V. 21—23. wo den Apoſteln und ihren Nachfolgern, das Recht ertheilt wird, **wahren bußfertigen Sündern** die Vergebung der Sünden, ſo gewiß zuzuſichern, als ob ſie ihnen Gott ſelbſt vergeben hätte. Bey der groſen Menge der Chriſten, und ihren zahlreichen Gemeinden, war auch dieſe Einrichtung am ſchicklichſten; immer aber geſchahe das Sündenbekänntnis öffentlich, und eben ſo auch die Aufnahme, die aber nach Beſchaffenheit des Fehltritts mehr oder weniger, oft aber auch ſehr erſchwert wurde: der Gefallene mußte oft lange und ſchwere Busübungen durchgehen, ehe man ſeine Bekehrung, für gründlich anſahe, und ihn nach und nach ſtuffenweiß wieder aufnahm. So gut dieſes gemeint war, ſo wurde dadurch doch unvermerkt zu einem christlichen **Fackirismus** *) der Grund gelegt: denn es konnte einer alle ſolche Busübungen vollenden, ohne von Herzen gebeſſert zu ſeyn; daher entſtanden dann auch ſelbſtgewählte Kaſteyungen des Leibes, von denen **Chriſtus** und die Apoſtel kein Wort geſagt hatten, um dadurch einen höhern Grad der Heiligkeit zu erreichen, wobey aber doch die wahre Heiligkeit gar oft weit zurück bliebe. Endlich in der Mitte des 5ten Jahrhunderts, machte der Römiſche Biſchof **Leo I.** eine groſe Veränderung in dieſer Einrichtung: Er geſtattete nämlich, daß grobe Verbrecher ihre Sünden irgend einem Geiſtlichen im Vertrauen unter vier Augen entdecken, und von ihm die Bußübung und Abſolution erwarten durften. Bis daher iſt aber nur von **ſchweren** Sünden, nicht von denen die der Menſch täglich begeht, die Rede: dieſe bekannte von jeher der glaubige Chriſt ſeinem Gott und Erlöſer, und erwartete von Ihm durch den heiligen Geiſt die Vergebung der Sünden. Wenn auch jemanden ſeine Sünden drückten, ſo beſprach er ſich darüber mit ſeinem Seelſorger, der ihm dann mit Rath und That an die Hand gieng, und wenn er ein bußfertiges Herz fand, ihn auch der Vergebung ſeiner

---

*) Die Fackirs in Oſtindien, ſuchen in den ſeltſamſten und heftigſten Peinigungen ihres Körpers die gröſte Heiligkeit.

ner Sünden verſicherte. Von irgend einer andern Beicht in Anſehung der täglichen Sünden, die nicht Verbrechen gegen die Geſetze, und Laſter ſind, wuſte die Kirche in den erſten Jahrhunderten ganz und gar nichts. Gott allein der den Grund des Herzens erkennt, kann Sünden vergeben, und darum konnte es auch **Chriſtus**; Menſchen können es nur dann, wenn ſie wahre Früchte der Buße ſehen.

Die Ohrenbeichte war von **Leo I.** an, bis auf **Innocentius** den 3ten willkührlich; dieſer aber machte ſie nun auf einem Lateraniſchen Concilio zum Sakrament, und von nun an muſte ein jeder Chriſt, im Jahr wenigſtens einmal, auf Oſtern, ſeinem Beichtvater ſeine Sünden bekennen; dieſes Gebot wurde alſo im dreizehnten Jahrhundert gegeben; wie kann man nach dieſen Thatſachen, die kein Menſch mit Grund läugnen kann, behaupten, die Privatbeichte ſey von den Zeiten der erſten Chriſten her gebräuchlich geweſen?

Laſſen Sie uns, mein lieber Bruder! nun auch dieſe Ohrenbeicht einmal in ihrem Weſen und in ihren Folgen — nicht philoſophiſch vernünftelnd, ſondern mit chriſtlichem evangeliſchen Sinn, näher betrachten: nicht wahr, mein Lieber! darinnen ſind wir uns einig, **daß die wahre vor Gott gültige Vergebung der Sünden lediglich und allein auf einer wahren Buße, herzlichen Reue, und dem veſten Vorſatz beruhe, dieſe Sünde nie wieder zu begehen.** Wenn der Beichtvater dieſe Seelengeſtalt bey einem Beichtenden findet, ſo darf er ihm im Namen Jeſu Chriſti die Abſolution ertheilen. Ich glaube und hoffe, daß dieſer Satz auch in Jhrer Kirche bey der Beichte zum Grund gelegt wird; aber wozu nun die vielerley Busübungen? wozu das herzloſe herſagen ſo vieler Gebäte nach dem Roſenkranz? wozu die Wallfahrten? wozu die milden Gaben an Kirchen, Schulen, an die Geiſtlichkeit, und an die Armen? wozu die mancherley Verrichtungen, mit denen man Ablaß verbindet? u. ſ. w. Es iſt ein großer Jrrthum wenn man glaubt, alle dieſe Uebungen ſeyen Zeichen eines busfertigen Herzens, — ſie ſind ja befohlen! — und wenn auch jemand das Alles aus eigenem Trieb thut, ſo iſt das eben ein Beweiß daß er ſich der wahren Buße entziehen, fortſündigen, und mit ſolchen Uebungen den lieben Gott gleichſam beſtechen will. Beherzigen Sie doch was **Paulus** 1 Cor. 13. v. 1. 2. und 3. ſagt, wo er unter der Liebe, nicht die Wohlthätigkeit, ſondern die wahre göttliche Liebe, die eine Frucht der wahren Buße iſt, verſteht. Die Wohlthätigkeit muß eine Würkung der Gottes- und Menſchenliebe ſeyn, ſie muß aus einem dankbaren Herzen gegen Gott fließen, ſo bald ich etwas damit verdienen will, ſo rechnet der Herr dereinſt mit mir, und dann wehe mir.

Dieſe gewiß richtige Bemerkung beweiſt nun klar und überzeugend, daß die Ohrenbeicht mehr von der wahren Buße abführt, als zu ihr hinweiſt, und die Menſchen verleitet, durch ihre eigene unnütze Werkheiligkeit Vergebung der Sünden und Gnade bey Gott zu erlangen.

Aber wir wollen nun auch die Folgen dieſes ſogenannten Sakraments betrachten:

Wenn der Katholick ſeine Sünden nicht alle beichtet, und wie iſt das möglich wenn er ſie nicht alle aufſchreibt, und wie viele ſind ihrer die er nicht einmal weiß? ſo werden ſie ihm ja auch nicht alle vergeben. — Oder wenn er in Rückſicht **dieſer** an den Herzens- und Nierenprüfer verwieſen wird, warum denn nicht in Rückſicht **aller** Sünden? beichtet aber auch jemand alle ſeine Sünden deren er ſich erinnert, ſo vertraut er gar oft Menſchen wichtige Geheimniße an, die nicht immer mit der angeſchwornen Beichtverſchwiegenheit begabt ſind; und was die Geiſtlichkeit ehmals durch ihre Entdekungen in der Beicht auszurichten vermochte, davon wäre viel zu ſagen.

Aber nun das Schrecklichſte, welches mir manchmal Schauer und Entſetzen verurſacht hat: der katholiſche Geiſtliche lebt im eheloſen Zuſtand, er wurde dieſem Stand gewidmet, ehe er ſeinen phyſiſchen Caracter, den dereinſtigen Grad ſeines Geſchlechtstriebes kannte, er legt ſeine Gelübde ab, nun iſt er gebunden; bey den Mehreſten geht nun der Kampf an; der fromme Rechſchaffene fleht zu Gott um Kraft und er erlangt ſie nicht, denn ſein Gelübde war nicht Gott gefällig, es war Menſchenſatzung, und die Menge derer denen die Sache Gottes nicht am Herzen liegt, ſuchen Erſatz auf verbottenen Wegen. Ich verſichere Ihnen vor Gott, lieber **Sulzer**! mir ſind von glaubwürdigen frommen geiſtlichen und weltlichen Leuten Gräuel aus dem Beichtſtuhl erzählt worden, die mir die Thränen in die Augen trieben, und das ſind nicht etwa einzelne Fälle, nein es geſchieht leider! ſehr häufig, daher leben auch viele Geiſtlichen in geheimen- oder Winckelehen, welches denn doch unter zweyen Uebeln das geringere iſt. Es iſt wahr, auch die heiligſte Einrichtung kann gemisbraucht werden, aber keine Einrichtung darf zum Misbrauch **führen**, ich möchte faſt ſagen, mit den Haaren dazu ziehen. **Da nun die Ohrenbeicht unwiderſprechlich von der wahren evangeliſchen Buße abführt, und ihre Folgen häuffig ſchrecklich ſind, ſo kann ſie nicht vom heiligen Geiſt verordnet worden ſeyn, ſondern ſie iſt eine Folge der Denkart jener dunklen Zeiten, und des Irſals das allenthalben herrſchte.** Noch viel weniger kann ſie ein **Sakrament** ſeyn, denn wenn ſie auch würklich eine heilſame Verordnung wäre, ſo hätte doch die Kirche die Macht nicht ein **Sakrament** daraus zu machen: denn da iſt der eine Bundsgenoſſe Gott und der Andere der Menſch, wenigſtens iſt das im alten und neuen Bunde der Fall, folglich muß bey der Stiftung eines Sakraments **Gott ſelbſt** perſöhnlich und ſinnlich der Stifter ſeyn.

Was die Lehre von der **Genugthuung** betrift, ſo iſt das gewiß kein Wortſtreit, der zwiſchen Ihrer und unſerer Kirchen obwaltet. Ich gebe gern zu, daß auch bey Ihnen die Genugthuung Chriſti der Grund der Seeligkeit iſt; es kommt alſo darauf an, was an des Menſchen Seite erfordert werde, um dieſer Genugthuung theilhaftig zu werden? — dies beſtimmt nun die heilige Schrift ganz genau: Dem Sünder muß ſeine Sünde vom Herzen leid ſeyn, dadurch muß ein unüberwindlicher Vorſaz in ihm entſtehen, mit allem Ernſt und beharrlich gegen jeden Reiz zur Sünde zu kämpfen, und wenn er ſtrauchelt oder fällt, ſo muß er immer wieder eben ſo ernſtlich und von Neuem den Kampf beginnen; dabey dann beſtändig vor Gott wandeln, und im Gefühl ſeiner Ohnmacht um den Beyſtand des heiligen Geiſtes bitten. Wenn er bey dem allem treu beharrt, ſo faßt ſein Glaube Zuflucht zur Erlöſung durch **Chriſtum**, und ſeine Hofnung zur ewigen Seeligkeit iſt gegründet. In dieſem Zuſtand folgen nun die rechtſchaffenen Früchte der Buße von ſelbſt; die göttliche Liebe im Herzen, und die wahre Demuth laſſen überall ihr Licht leuchten; ganz anders aber verhält ſichs mit den gewöhnlichen Bußübungen in ihrer Kirche. Ich gebe zu daß man auch da innere wahre Buße fordere; aber wozu dann die äuſſeren Bußübungen? — wenn jene da iſt, ſo folgen gute Werke von ſelbſt, und iſt ſie nicht da, ſo dienen alle auferlegte Bußübungen nichts, im Gegentheil ſie ſind ſchädlich, weil ſich der Sünder daraus eine Genugthuung vorſpiegelt, und ſich beruhigt, weil er daraufhin die Abſolution empfangen hat.

Alle dieſe Begriffe haben ſich in den erſten Zeiten, durch die in die Augen fallende äuſſere Heiligkeit der Einſiedler und Anachoreten in die Kirche eingeſchlichen, und die Mönchsorden haben ſie fortgepflanzt; und leider! hat dieſer falſche Schimmer der vor Gott nichts gilt, die wahre Heiligkeit ſehr oft verdrängt. Wenns darauf ankommt, ſo ſind die **Fackirs** der **Bramaner** die heiligſten Menſchen in der Welt, welches ſie auch ſelbſt von Herzen glauben. Ein Irrthum erzeugt den andern: aus dieſer Quelle entſtand dann auch der Reichthum an überflüßiflüßigen guten Werken der Heiligen, aus welchem man durch den Ablaß dürftigen Sündern mittheilen konnte. Lieber Bruder! — das iſt doch warlich entſezlich!

34 Seite 188. **Suchen Sie die Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder von Ihrer Kirche abzulehnen, und zwar unter bittern Vorwürfen, die Sie uns Proteſtanten darüber machen, daß wir ſo etwas von ihr glauben und denken können.**

Lieber **Sulzer**! ich weiß warlich nicht, was ich dazu ſagen ſoll! — ſehen wir denn nicht bey allen Prozeſſionen, Wallfahrten, in allen Kirchen, und auf Wegen und Straßen, vor Bildern, Kreuzen, und heiligen Häusgen, katholiſche Chriſten knien und beten? — Sind nicht die Erbauungsbücher des gemeinen Mannes, einige neuere ausgenommen, mit Gebeten an die heilige Jungfrau und andere Heiligen Ihrer Kirche angefüllt? — doch das Alles nennen Sie vielleicht nicht **anbeten**, ſondern **verehren**; laßt uns dieſe Begriffe näher entwickeln:

Anbeten heiſt: irgend ein Weſen um Hülfe anſprechen, von ihm etwas erwarten, das nur Gott allein möglich iſt; durch dieſes Anſprechen, oder Anrufen, ſchreibt man einem ſolchen Weſen göttliche Eigenſchaften z. B. **Allmacht, Allwiſſenheit, Allgegenwart**, zu, und wenn dies Weſen nicht Gott ſelbſt, ſondern ein erſchaffenes, oder gar erdichtetes Weſen iſt, ſo iſt dies Anſprechen wahre Abgötterey, die durch die ganze Bibel mit Abſcheu belegt, und mit ſchweren Strafen bedrohet wird.

Verehrung hingegen iſt, wenn man die erhabenen Tugenden irgend eines Weſens betrachtet, dadurch mit Hochachtung gegen daſſelbe erfüllt wird; ihm wenn man kann ſeine Hochachtung bezeugt, ihm zu gefallen lebt, und ſeine Tugenden nachzuahmen ſucht.

So und nicht anders verehrten die erſten Chriſten die Mutter des Herrn, die Apoſtel, und Blutzeugen; an ihren Gedächtnis Tagen erinnerten ſie ſich ihrer Tugenden, ihrer Gottſeeligkeit, und ihrer Treue bis in den Tod, und munterten ſich untereinander zur eifrigen Nachfolge auf. Dies war löblich, chriſtlich, und ſehr nüzlich. Nach und nach aber gieng man weiter, man war aus dem Heidenthum her, auch an Halbgötter und Helden, an ihre Verehrung, und an ihre Vorſtellung durch Bilder gewöhnt, aus guter Meinung, nicht aus böſen Abſichten, mochte man die chriſtlichen Heiligen gegen die heidniſchen Götzen eintauſchen, allein der Erfolg hat gezeigt, wie ſchädlich dieſe Anſtalt war, man hat die Heiligen und ihre Bilder eben ſo behandelt, wie die Heiden ihre Götzen behandelten. Jezt bitte ich Sie, lieber **Sulzer!** erinnern Sie ſich doch an alle die wunderthätigen Bilder, vor denen man niedergekniet, und von dem Heiligen den ein ſolches Bild vorſtellen ſoll, ja ſo gar von dem Bild ſelbſt, **Hülfe erfleht, und erwartet hat,** — erinnern Sie ſich doch an alle die Schuzpatrone und Heiligen, **zu denen man in allerley Nöthen ſeine Zuflucht nimmt, und den lieben Gott vorbey geht.** Sind denn die Heiligen allgegenwärtig, und allwiſſend? iſt ihr Verſtand ſo allumfaſſend, daß ſie die Gebete ſo vieler Tauſenden an allen Orten und Enden wahrnehmen können? heiſt das nicht ihnen göttliche Ehre erzeigen, ſie anbeten? — iſt das alles nicht Geſez Ihrer Kirche, warum geſchieht es denn noch immer unter ihrem Schuz, und warum verbietet ſie nicht ſtreng, und unter Strafe des Banns eine ſolche Gott und Menſchen entehrende Abgötterey?

Wir brauchen die Seeligen und Heiligen nicht um ihre Fürſprache zu bitten, ſie erkennen im Willen Gottes, in deſſen Anſchauen ſie leben, beſſer wie wir, was uns nüzlich iſt, und beten gewiß mit vieler Liebe für uns; und ſie ſind, wahrhaftig! nicht damit zufrieden, daß man ſie vergöttert. Und überdem lieber Bruder! wir haben einen vollgültigen Fürſprecher **Jeſum Chriſtum**, und einen Paracleten, der in unſern Herzen das ſüße Abba ausſpricht, und uns vertritt mit unausſprechlichen Seufzern.

Laßt uns nun auch unterſuchen, ob die Römiſche Kirche nicht die Anrufung der Heiligen, und die Verehrung ihrer Bilder angeordnet und gutgeheißen hat? — Es iſt bekannt wie ſehr die Juden allen Bildern feind waren, und dieſe Geſinnung gieng auch mit in die erſte chriſtliche Kirche über; ſo wie aber der gröſere Theil der Chriſten gebohrne Heiden waren, und der Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit erloſch, ſo nahm auch der äuſſere ſinnliche Pracht bey dem Gottesdienſt zu; nun kamen auch Bilder und Reliquien in die Kirchen, und weil man aus dem Heidenthum her gewohnt war, vor den Gözenbildern Lichter anzuzünden, und mit Weihrauch zu räuchern,

chern, ſo geſchahe das nun auch vor den Bildern der Heiligen.

In den drey erſten Jahrhunderten, als die Chriſten noch von den Heiden verfolgt wurden, hatten ſie einen Abſcheu für allen Bildern; gegen das Ende des vierdten Jahrhunderts aber fand man ſie ſchon hin und wieder in den Kirchen, aber nur als Erinnerungszeichen und Schmuck; indeſſen gab das Anlaß zum Misbrauch, und ſchon **Auguſtinus** klagt, daß viele vor den Bildern niederfielen, und ſie anbeteten. Im ſechſten Jahrhundert aber war die Ehrerbietung gegen die Bilder ſchon ſo allgemein, daß ſie nicht mehr anſtößig war; und man fand ſchon ſolche die wunderthätig waren. Indeſſen war doch der Bilderdienſt damals noch kein öffentlich angenommener Lehrſaz der Kirche, aber er wurde doch geduldet, und nicht verbotten, ob gleich hie und da ein Biſchof darüber klagte, und dagegen eiferte, und das Concilium zu **Illiberis** den Bilderdienſt unterſagte.

Gregorius I. der groſe, Biſchof zu **Rom**, misbilligte daß der Biſchof **Serenus** zu **Marſeille** die Bilder aus der Kirchen wegräumte, weil ſie das gemeine Volk anbetete: denn er glaubte ſie dienten doch zu frommen und andächtigen Erinnerungen, aber doch war ihm auch die Verehrung derſelben misfällig. Nach und nach, ſo wie der **Muhammedismus** und ſeine politiſche Macht wuchs, und die morgenländiſche Kirche beſonders auch wegen dem Bilderdienſt von den Muſelmännern verachtet und verabſcheut wurde, ſo fanden ſich hin und wieder einzelne Männer, denen die Augen über dieſen Misbrauch geöfnet wurden; dies war denn auch bey dem Kaiſer **Leo** dem **Iſaurier** der Fall, vielleicht kamen auch noch andere beſondere Urſachen hinzu, daß er eine ſolche Feindſeeligkeit gegen die Bilder in den Kirchen bewieß; dem zu folge gab er im Jahr 726 ein allgemeines Verbott gegen den Bilderdienſt heraus; er fand aber ſo vielen Widerſtand, daß er dieſes Verbott, Anno 730 ſchärfen muſte. Der Biſchof zu **Rom Gregor** II. aber, vertheidigte die Bilder ſehr unhöflich gegen den Kaiſer, und ungeachtet der Bilderſtreit lang dauerte, ſo ſiegten doch die Bilder endlich in beyden Kirchen. Was die Päbſte und die Concilien dafür und dawider gethan haben, das würde zu weitläuftig ſeyn, hier anzuführen; gnug, man hat ſo viele Jahrhunderte durch dieſen **höchſt unnöthigen,** und jezt da man ſo viele Bücher hat, und jedermann leſen kann, **höchſt unnützen** Schmuck in den Kirchen geduldet, und zu allen ſchrecklichen und abergläubiſchen Misbräuchen ſtill geſchwiegen, daß man unmöglich anders urtheilen kann, als der Bilderdienſt ſey ſanctionierter Lehrſatz der Kirche; beſonders da er auch in **Rom** ſelbſt eben ſo ſtreng beobachtet wird, als anders wo.

35 S. 191. Wollen Sie den Gebrauch des engliſchen Grußes an die Mutter des Herrn vertheidigen, und führen unter andern den Spruch Luc. 1. v. 48. an, wo ſie ſagt: **von nun an werden mich ſelig preiſen alle Menſchengeſchlechter.** Lieber **Sulzer!** ſagen Sie mir, welcher Chriſt preißt die Erſte unter allen Weibern die von **Adam** herſtammen, nicht ſeelig? — aber iſt das denn eine Seeligpreiſung,

wenn man den engliſchen Gruß, in Verbindung mit dem Gebät des Herrn hundert und tauſendmal hinter einander-herſagt, von dem die hochverklärte Seele, droben in ihrer Herrlichkeit nichts ſieht und hört, weil Sie weder allwiſſend noch allgegenwärtig iſt? —

Daß unſre Seligen und Heiligen für uns bitten, das habe ich Ihnen oben ſchon zugeſtanden, das geſchieht aber ohne daß wir ſie darum erſuchen, denn ſie ſind nicht in dem Zuſtand daß ſie uns hören und ſehen können, und geſezt auch, ſie ſähen und hörten uns, ſo geſchähe das doch nur da wo ſie gegenwärtig ſind: denn Allgegenwärtig ſind ſie nicht; und endlich finden wir in den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel auch nicht die geringſte Spur, nicht einen leiſen Wink zu einer ſolchen anbätenden Verehrung der Heiligen.

S. 192 und 193 lehnen Sie Beſchuldigungen ab, die ich Ihnen ehemals geſchrieben habe, und wobey ich hinzu ſezte, **daß wir ſie mit dem Mantel der Liebe zudecken wollten.** Dieſe Beſchuldigungen ſind folgende: **Die Römiſche Kirche glaubt, daß nebſt dem Gebrauch der Sakramente des Abendmahls und der Ohrenbeicht, die Anrufung der Heiligen, Wallfahrten, Ablaß, u. d. gl. die Mittel ſeyen, wodurch man des heiligen Geiſtes und ſeiner Gnadenwürkungen theilhaftig würde; und daß man ohne den Gebrauch dieſer Cärimonien der Einwirkungen jenes göttlichen Weſens gar nicht theilhaftig, folglich auch nicht ſelig werden könne.** Dieſe Beſchuldigungen mein Lieber! lehnen Sie mit den Worten ab: **Es iſt**

iſt dem nicht alſo wie Sie ſagen. Jezt fordere ich nun alle Leſer Ihres und meines Buchs auf, und frage ſie alle: **Wenn ſie alle unſre beyden Bücher geleſen haben, ob ſie dann nicht finden, daß meine obigen Beſchuldigungen — NB. Wenn anders Ihre Lehre auch die Lehre der Römiſchen Kirche iſt — in der That reine Wahrheit ſind?**

Endlich ſezen Sie noch hinzu: **Laſſen Sie den Mantel der Liebe uns — wir bedürfen deſſen viel mehr denn Sie.** Lieber **Sulzer!** das iſt ein bitterer Hieb! den Mantel der Liebe hat Ihre Kirche wahrhaftig! nie gegen uns gebraucht; verfolgt, gemartert und getödet hat ſie uns Schuldloſe, wo ſie nur dazu kommen konnte. Und verzeihen Sie mir! Sie bedienen ſich deſſen in Ihrer **Wahrheit in Liebe,** und beſonders im 14ten Brief, ganz und gar nicht. Ueber das Cölibat habe ich mich ſchon hie und da
36 erklärt; ich füge nur noch folgendes hinzu:

Das eheloſe Leben der Geiſtlichen iſt nicht blos eine willkührliche Sache, auch nicht etwa in der heiligen Schrift irgendwo angerathen, ſondern für ein höchſt ſchädliches Gebot erklärt worden:

Chriſtus und ſeine Apoſtel lebten in Zeiten, wo es mit dem Jüdiſchen Staat auf die Neige gieng; in Zeiten, in welchen der Herr ein Wehe über die Schwangern und Säugenden ausrief. Wer alſo damals nicht heurathete, der konnte ſich leichter retten, als einer der Frau und Kinder und eine Haushaltung hatte. Nachher als der Jüdiſche Staat geſtürzt war, und die Apoſtel zu Land und zu Waſſer groſe Reiſen machen mußten, und vielen Gefahren ausgeſezt waren, da war es für ſie ebenfalls ſehr beſchwerlich verheurathet zu ſeyn, und Frau und Kinder zu haben; und überhaupt war ein unverheuratheter Chriſt in den drey erſten Jahrhunderten beſſer daran als ein Hausvater: denn er konnte ſich zur Zeit der Verfolgung leichter retten. Dann gebe ich auch gern zu daß ein lediger Menſch, wenn er anders die Gabe der Enthaltung hat, dem Herrn freier ~~und ungehinderter dienen kann~~, als ein Verheuratheter. Dahin zielt eben **Paulus** 1 Cor. 7. V. 32. u. f. Wenn er aber jene Gabe nicht hat, ſo ſoll er heurathen V. 9.

NB!

Daß aber eben dieſer Apoſtel das Heurathen gar nicht tadelt, oder den ledigen Stand als eine beſondere Heiligkeit anſieht, das bezeugt er 1 Cor. 9. V. 5. wo er ausdrücklich ſagt: **Haben wir nicht Macht eine Schweſter als Weib mit umher zu führen, wie auch die übrigen Apoſtel, und die Brüder des Herrn, und Kephas? oder ſind wir, ich und Barnabas es allein die die Macht nicht haben es zu thun?**

Hier ſehen Sie mein lieber Bruder! daß die Apoſtel ſelbſt, auch des Herrn Brüder **Jakobus** und **Judas** (von **Petro** wiſſen wir es ſchon aus Matth. 8. und Luc. 4.) nicht allein verheurathet waren, ſondern ſo gar auch ihre Weiber auf ihre Reiſen mitnahmen. Alſo **Kephas**, das iſt **Petrus** that das auch, und ſeine angeblichen Nachfolger zu **Rom** verbieten die Ehe **allen** Geiſtlichen, auch denen die ruhig in ihren Gemeinden wohnen, ſie mögen die Gabe be der Enthaltung haben, oder nicht; zu ihren Ausſchweifungen ſieht man lieber durch die Finger, als zu einer chriſtlichen Gottgefälligen Heurath. Eben dieſer Apoſtel **Paulus** ſchreibt an ſeinen Schüler **Timotheum**, 1 Tim. 3. V. 2. **Ein Biſchof ſoll unſträflich ſeyn, eines Weibes Mann** u. ſ. w. Er ſoll keine zwey Weiber zugleich haben, wie das noch hin und wieder gebräuchlich, und gegen die göttliche Ordnung war. Daher entſtunde nun in der Griechiſchen Kirche der Misverſtand, daß ein Biſchof auch nicht zwo Frauen nach einander haben dürfe.

Aber was ſagen Sie, mein Lieber! zu dem Spruch Pauli 1 Tim. 4. V. 3. **Die da verbieten zu heurathen und zu meiden die Speiſe**, u. ſ. w. Ich bin gar nicht der Meinung, das was der Apoſtel in den erſten Verſen dieſes Kapitels ſagt, auf die Römiſche Kirche zu deuten, ſondern nur zu beweiſen, daß das Verbot der Ehe unter die ſchwerſten und wichtigſten Irrthümer gehört. Wie wollen Sie nun das Cölibat vertheidigen?

Was Sie mir S. 194 und 195. von dem eilften Canon der Kirchenverſammlung zu **Carthago** im Jahr 390. entgegenſtellen, wo beſchloſſen wird, **daß die Biſchöffe, Prieſter und Diakonen, an die Enthaltſamkeit und Keuſchheit gebunden ſeyn ſollen, damit auch wir** (ſetzen die Väter hinzu) **dasjenige bewahren, was die Apoſtel gelehret, und das Alterthum beobachtet hat.** Das iſt mir gar wohl bekannt, ſchon im 2ten Jahrhundert, als die Heiligkeit des

Einſiedler-Lebens begann in die Augen zu leuchten, fieng man auch an, das eheloſe Leben, als einen beſondern Grad der Heiligkeit anzuſehen; indeſſen aller Befehle und Beſchlüſſe der Biſchöffe, Concilien und Synoden ungeachtet, hat ſich die Griechiſche Kirche nie binden laſſen, viele ihrer Geiſtlichen heyrathen noch bis auf den heutigen Tag.

Noch muß ich bemerken, wie irrig die **Carthaginenſiſchen** Väter, in obiger Stelle die Lehre der Apoſtel, und ihre Tradition anführen; die Stellen die ich ſo eben aus den Briefen **Pauli** angeführt habe, beweiſen gerade das Gegentheil. Da ſehen Sie, lieber **Sulzer**! wie man ſich auf die Tradition verlaſſen kann. Was alle Patriarchen, Concilien, und Biſchöffe nicht zu Stand bringen konnten, das richteten **Gregor** VII. und ſeine Nachfolger aus, folglich hatte ich ganz recht, wenn ich den Römiſchen Päbſten die Schuld gab, daß ſie das Coelibat eingeführt hätten.

In Ihren Anmerkungen zum zehnten Brief, gedenken Sie eines Buchs, **etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit**. Da ſich der Verfaſſer nicht öffentlich genannt hat, ſo mag ich ihn auch nicht nennen, ſo viel aber darf ich wohl ſagen, daß er Biſchof der **Mähriſchen Brüderkirche**, oder nach dem gemeinen Sprachgebrauch ein **Herrnhuter** iſt. Er ſchickte mir ſein Buch ſelbſt, und alſo kenne ich es recht gut. Nicht allein ich, ſondern alle wahre Proteſtanten, die nicht Neologen ſind, ſogar alle Secten unter ihnen, werden dieſem Buch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, denn es enthält den ganzen Kern des Evangelii, und des wahren praktiſchen Chriſtenthums. Ueber dies Buch iſt unter uns Allen nur eine Stimme. Das was er über das Abendmahl ſagt, iſt auch der wahre Begrif der ganzen proteſtantiſchen Kirche, von dem ehmaligen Wortſtreit iſt gar keine Frage mehr; der liebe Verfaſſer iſt mit der Augsburgiſchen Confeſſion, und mit der Stelle die ich aus dem Heydelbergiſchen Catechismus angeführt habe, gänzlich eines Sinnes; aber daß er nach der Lehre der Transſubſtantiation glauben ſollte, der Communicant ſchlinge in der Hoſtie den ganzen Leib und Blut **Chriſti** in den Magen und die Eingeweide hinunter, davon iſt er, ſo wie wir Proteſtanten Alle weit entfernt.

Leben Sie wohl! Ich bin von Herzen Ihr Sie treu liebender Bruder

Jung Stilling.

Antwort auf den eilften Brief.

Ueber die Ausdrücke, ſeligmachende — allein ſeligmachende Religion und Kirche; und — auſſer der Kirche kein Heyl.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Ich habe ſo eben dieſen eilften Brief noch einmal ernſtlich und bedächtlich durchgeleſen, und nun weiß ich wahrhaftig nicht, was ich von Ihnen ſagen und denken ſoll. Sie ſprechen mit einer ſolchen Zuverläßigkeit von Ihrem Catheder herab, und ſetzen uns Alle wie A B C Schüler aufs niedere Bänkelchen; gerade als wenn Ihnen allein das Licht der Wahrheit leuchtete. Lieber Bruder! unredlich ſind Sie nicht, nein! nach allem was ich von Ihnen weiß, können Sie das nicht ſeyn, **aber Ihre Kirche kennen Sie durchaus und ſchlechterdings nicht, und eben ſo wenig den Geiſt der wahren Religion Jeſu Chriſti:** verzeihen Sie mir, mein Lieber! die Wichtigkeit der Sache, und die Heiligkeit der Wahrheit erfordert daß ich mit der Sprache gerade herausgehe und Ihnen vor dem Angeſicht Gottes und des ganzen Publici zeige, wie ſehr Sie irren, und ſich an uns verſündigen. Was hilft der warme warnende und belehrende Predigerton in einer Sache die Grund- und Bodenlos iſt.

Ich ſage Sie kennen Ihre Kirche, und die wahre Geſchichte derſelben nicht, Sie haben nur das geleſen was zu ihrer Vertheidigung geſchrieben worden iſt, was man ihr aber mit Grund vorzuwerfen hat, dafür haben Sie Augen, Ohren und Herz verſchloſſen; Sie gehen von dem Grundſatz aus, Ihre Kirche könne nicht fehlen, und nehmen nun Ihre Vernunft gefangen im Gehorſam des Glaubens an Ihre Kirche. Haben Sie die Kirchen-Geſchichten gelehrter Proteſtanten, Neologen, und Philoſophen, geleſen, und die Quellen woraus ſie geſchöpft haben, unpartheyiſch geprüft? und dieſe Quellen ſind keine Andere, als die Profangeſchichte, des heydniſchen, hernach des griechiſchen, und des abendländiſchen römiſchen Reichs, verbunden mit den Schriften der Kirchenväter von den erſten an, bis zu den lezten. Es kommt hier nicht darauf an, was der eine oder andere Hiſtoricker, aus den Quellen folgert, der unglaubige Spötter ſpottet, der Philoſoph raiſonnirt, und der wahre Chriſt trauert über das Verderben der menſchlichen Natur.

· **Gottfried Arnolds** Kirchen und Ketzerhiſtorie, **Mosheim**, Planks, und **Henke's** Kirchengeſchichte, verbunden mit **Gibbon's** claſſiſchem Werk, **Geſchichte der Abnahme und des Falls des römiſchen Reichs**, muß man leſen und ſtudiren, um die gewiſſe und richtige Wahrheit zu erfahren. Ich wiederhole mit Ernſt, daß ich mich nicht auf die Autorität dieſer Männer, ſondern auf die Quellen ſtütze, die ſie mit critiſchen Fleis und Redlichkeit gewählt, und angezeigt haben, und nun frage ich Sie: **Haben Sie eins oder anderes dieſer Werke geleſen, und die Quellen geprüft? haben Sie das gethan, und Sie können dann noch vierzehn ſolcher Briefe ſchreiben, ſo ſind wir geſchiedene Leute. Haben Sie das aber nicht, oder haben Sie ſie nur mit partheyiſchem Vorurtheil geleſen, und nicht aufmerkſam die Quellen geprüft, und wagen es dann doch ſo gegen mich aufzutretten, ſo wagen Sie ſehr viel:** denn Sie nöthigen mich dadurch, zur Vertheidigung des Proteſtantismus, den Schaden **Joſephs** in Ihrer Kirche aufzudecken; wodurch das Publikum mehr von ihr zurückgeſchrekt, als zu ihr hingeleitet wird, und dieſes war doch wohl der Zweck Ihres Buchs. Wenn

Sie dieſen Zweck erreichen, und zur Vereinigung der Proteſtanten mit den Catholiſchen mitwürken wollten, ſo muſten Sie die Mängel und Gebrechen Ihrer Kirche offen geſtehn, das Wahre und Gute das ſie hat, ins Licht ſtellen, und dann ſanft und liebevoll die Mittel angeben, die nach Ihrer Einſicht zur Vereinigung fuhren können; ſtatt deſſen aber ſtellen Sie ſich auf den Lehrſtuhl, und ſetzen zween Hauptſätze veſt, **erſtlich die Kirche iſt unfehlbar, denn ſie wird noch immer vom heiligen Geiſt regiert,** und zweytens: **auſſer ihr iſt kein Heil, wenn man ſie kennt, und ſich doch nicht mit ihr vereinigt;** und nun ſchildern Sie den Proteſtantismus gerade von ſeiner ſchlechteſten Seite — dies wird ſich im dreyzehnten Brief zeigen — waſchen uns die Köpfe, lehren und vermahnen uns, als wenn wir die verhärteſten Herzen hätten, und das helle Sonnenlicht mit ſehenden Augen nicht ſehen wollten. Iſt das nicht empörend? und muſte ich nicht — da Sie mich aufgefordert haben — antworten und Ihnen durch Beweiſe und Thatſachen zeigen, wie ſehr Sie ſich im **Katholicismus** und **Proteſtantismus** irren? Leſen Sie meine am Schluß dieſes Werks befindliche Erläuterungen und prüfen Sie die angeführten Beweißſtellen, ſo werden Sie finden, wie ſchonend ich in Anſehung Ihrer Kirche verfahren habe, indem ich nur das geſagt habe, was zur Vertheidigung des Proteſtantismus nöthig war. Doch ich wende mich nun zur Beantwortung Ihres Briefs.

Sie führen zuerſt eine Stelle aus dem **Carlsruher** Evangeliſch-Lutheriſchen Catechismus an, die

Sie ſo deuten, als wenn ſich dieſe Kirche auch die Eigenſchaft der **allein ſeeligmachenden** zueigne; die Stelle heiſſt: **die Religion bey welcher man ſeelig werden kann, iſt die Chriſtliche, nachdem ſie einem verkündiget worden.** Aber **nicht alle, welche ſich äuſſerlich zur Chriſtlichen Kirche bekennen, haben die lautere ſeeligmachende Glaubens-Lehre.** Die Evangeliſch **Lutheriſche iſt nach allen Stücken in der heiligen Schrift gegründet.**

Jezt ſagen Sie mir, mein Lieber! warum haben Sie hier das Wort **ſeeligmachende,** und nicht das Wort **lautere** unterſtrichen? — Sie legen auf das Wort **ſeeligmachende** den Accent, der doch nach dem ganzen Sinn der Stelle dem Wort **lautere** zukommt? — Die Evangeliſch-**Lutheriſche** Kirche ſagt hier mit Schonnung und Behutſamkeit: **In der Chriſtlichen Religion** (überhaupt) **kann man ſeelig werden, aber nicht** alle Chriſtliche Parthenen **haben die lautere** ſeeligmachende — nicht wie Sie ſagen, **die lautere ſeeligmachende — Glaubenslehre.**

Wenn die **Züricher** Kirche nach 1740. ſagte: **die allein ſeeligmachende Reformirte Kirche,** ſo war das noch ein Schmuzflecken den Sie aus dem älterlichen Hauße mitgebracht hatte. Ich bin überzeugt daß die gegenwärtigen **Zürcher** Theologen, dieſen Ausdruck nicht gebrauchen werden.

37 Wenn ich Ihren Brief nach genauer Prüfung recht verſtehe, ſo reduzirt ſich Ihre ganze Idee auf den ſimpeln Saz, **daß der Nichtkatholick, der Ih-**

re Kirche genau kennt, und dann doch nicht zu ihr übergeht, nicht ſeelig werden könne. Freilich iſt dieſer Begrif etwas milder, als derjenige, der beſonders in den Mönchs- und Nonnenklöſtern herrſchend iſt, **daß überhaupt kein Menſch, der nicht Katholiſch iſt,** ſeelig werden könne; und den der despotiſche und ſchreckliche Pabſt **Bonifacius VIII.** durch die Bulle unam sanctam gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſanctionirt, und zum Glaubens-Artickel erhoben hat. Dieſer liebloſe, unapoſtoliſche, und die ſchrecklichſten Folgen verurſachende Gedanke, war zwar von allen Zeiten her herrſchend in der Kirche: denn alle Verketzerungen, Bannflüche, und Verfolgungen ſtammen aus dieſer Quelle her, aber zu einem Glaubens-Artickel, der durch den Pabſt, in Verbindung mit einer beträchtlichen Anzahl Biſchöffe und Aebte, alſo mit einem Concilio zum allgemeinen Kirchengeſetz gemacht wurde, gelangte er erſt in der ſo eben angezeigten Zeit; und die Kirche hat bis auf ſpätere Zeiten den fürchterlichſten Gebrauch davon gemacht: und wenn ſie conſequent handeln wollte, ſo **mußte** ſie das thun: Bedenken Sie nur, mein Lieber! wenn ein Menſch, und vorzüglich ein Fürſt, oder ſonſt irgend ein Machthaber, dieſen Saz glaubt, und gründlich davon überzeugt iſt, wozu hält er ſich dann nicht verpflichtet? was iſt ſchrecklicher als nach dem Tod eine endloſe Verdammniß? — Jezt ſind ihm alle Mittel erlaubt, um nur Menſchen zu retten; alle Lehrer die anders lehren als ſeine Kirche, muß er aus der Welt ſchaffen, und zwar auf die ſchauderhafteſte

Art, um andere abzuſchrecken und zu warnen; alle Kinder ſolcher Eltern, die nicht Katholiſch werden wollen, muß er ihren Eltern aus den Armen reißen, um ſie in ſeiner Religion zu erziehen, und ſie vom ewigen Verderben zu erretten, und wenn er das alles nicht thut, ſo handelt er nicht conſequent. Die Geſchichte erzählt uns die ſchrecklichſten und rührendſten Auftritte dieſer Art; ich hab ſelbſten noch dergleichen erlebt, und ſchmerzlich bedauert.

So ſehr Sie auch dieſen Glaubens-Artickel Ihrer Kirche gemildert haben, ſo iſt und bleibt er doch in ſeinen Folgen der nämliche: wo Katholicken und Proteſtanten untereinander wohnen, da kennen ja leztere ihre Kirche genau; wenigſtens die Lehrer und die gebildetſten ſind mit ihren Grundſätzen genau bekannt, folglich ſind ſie unnachläßlich verdammt, wenn ſie nicht Katholiſch werden.

Lieber **Sulzer**! Sie ſind menſchenliebend, haben ein edles gutes Herz, fühlen Sie denn nicht, das Gräuliche und Abſcheuliche dieſer Idee? — Wenn auch Ihre Kirche würklich unfehlbar wäre, woher hätte ſie dann das Recht bekommen, andre Menſchen in ihre Bande zu zwingen? — da ja Gott, der doch wahrhaftig höchſt vollkommen und unfehlbar iſt, allen Menſchen Denk- und Gewiſſensfreiheit verſtattet, und nur durch die Macht der Wahrheit zu überzeugen, aber niemand zu zwingen ſucht; dies iſt ſeine weiße und liebevolle Regierungsmaxime, die wir Proteſtanten auf alle Weiſe zu befolgen ſuchen, den Erfolg überlaſſen wir dem Vater der Menſchen.

Wie wenn aber nun Ihre Kirche irrte — und daß ſie würklich in den wichtigſten Hauptſtücken der chriſtlichen Lehre gröblich irrt, das haben wir im vorhergehenden Brief geſehen, was wird dann aus dem alleinſeeligmachenden Glaubens-Artickel? — dann werden rechtſchaffene und rechtſinnige Lehrer verfolgt, Kinder frommer wahrhaft chriſtlicher Eltern werden aus dem Licht der Wahrheit zum Irrthum geleitet, und die beſten Menſchen unglücklich gemacht. O lieber Sulzer! laßt uns den Vorhang über die Trauerſcenen fallen laſſen, die uns die Geſchichte, beſonders nach der Reformation, treulich aufbewahrt hat.

Sie ſagen S. 201. **Wenn wir die Römiſch Katholiſche Religion die allein ſeeligmachende nennen, ſo verſtehen wir es ſo, daß dieſe Religion unter allen Religionen auf Erden die Einzige ſey, deren Lehrſätze, ſammt ihren Erkänntnis-Quellen, und Verkündigungs-Anſtalt, dem Sinn Jeſu Chriſti vollkommen gemäß ſeyen, alſo, daß die Heilslehre, nach den Worten, und dem Geiſt des Herrn Jeſu rein und vollſtändig in unſerer Religion enthalten ſey, u. ſ. w.**

Guter Gott! beherzigen Sie doch nur folgendes: die Hauptſtücke des Chriſtenthums ſind: **wahre Buße, Vergebung der Sünden und Rechtfertigung, Wiedergeburt,** und **Heiligung** bis zum Ziel des Lebens, und dies alles beruht auf dem wahren Glauben an Chriſtum.

Die wahre Buße iſt eine ernſtliche von Herzen gehende Reue über die bisher begangene Sünden, und ein ernſtlicher beharrlicher Vorſaz hinfort nicht mehr zu ſündigen. Wenn nun auch die Römiſche Kirche den nämlichen Begrif unterſtellt, ſo legt ſie doch Bußübungen auf, die verdienſtlich ſeyn ſollen, und die gewöhnlich für die Buße ſelbſt angeſehen werden, wobey dann das Herz unbekehrt bleibt.

Die **Vergebung der Sünden** kommt allein Gott zu, und eben ſo auch die **Rechtfertigung** durch das Erlöſungs-Werk **Chriſti**; beyde ſind die Folgen einer wahren Buße. Die Römiſche Kirche aber ſichert die Vergebung der Sünden, und die Rechtfertigung denen zu, welche die ihnen aufgegebene Bußübungen, und verdienſtliche Werke ausgerichtet haben; vom Ablaß, und von den überflüßigen Werken der Heiligen, will ich nicht einmal etwas ſagen.

Die **Wiedergeburt** iſt eine gänzliche Veränderung und Umwandlung der natürlichen ſündlichen Neigungen, in lauter Luſt und Liebe zu Gott, zu **Chriſto**, und zu allen chriſtlichen Tugenden, verbunden mit wahrer Demuth; ob gleich die Römiſche Kirche dies auch zugeſteht, ſo wird doch die Taufe eigentlich als die Wiedergeburt betrachtet, wobey man ſich dann gar zu leicht beruhigt.

Die **Heiligung** endlich, iſt die, durch die Unterſtützung der innern Gnadenwürkungen des heiligen Geiſtes beſtändige Uebung in treuer Befolgung der Gebote unſeres Herrn; in der Römiſcher Kirche aber beſteht ſie in treuer Befolgung der äuſſern Gebräubräuche und Cärimonien, die die Kirche vorgeſchrieben hat.

Wenn der Seelſorger in Ihrer Kirche ein wahrer Chriſt iſt, ſo wird er freylich durch alle dieſe Hüllen durchbrechen, und die ihm anvertraute Seelen auf den Kern hinweiſen; aber lieber Gott! wie wenig ſind dieſer Geiſtlichen? — die mehreſten hängen ſelbſt am äuſſeren Schaalenwerk, und kennen das wahre innere Chriſtenthum nicht. Erlauben Sie mir, mein Bruder! Ihnen nur noch eine Verſchiedenheit Ihrer Kirche von der reinen Lehre **Jeſus** und der Apoſtel zu zeigen: Erinnern Sie ſich nur wie **Chriſtus**, die Apoſtel, und die erſten Chriſten, das Abendmahl celebrirten! — Nach der genau beſtimmten Einſetzung, ſollen **alle** Chriſten gebrochenes Brod und Wein genießen, und in der Meſſe genießt beides der Prieſter nur **allein**; und wenn die Gemeinde kommunicirt, ſo bekommt ſie blos die Hoſtie. Dieſer Genuß des Abendmahls unter einer Geſtalt wurde in der dreizehnten Sitzung der Kirchenverſammlung zu **Konſtanz** zum Geſetz gemacht, und derjenige der es nicht hielt, zum Ketzer gemacht. Iſt da nicht in einem Hauptſtück das Geſetz der Kirche, dem Geſetz **Chriſti** gerade zuwider? — Wie können Sie nun nach alle den Irrthümern und Abweichungen die ich in den vorhergehenden Briefen, und nun auch in dieſem gezeigt habe, ſagen: Ihre Kirche habe die Lehre **Jeſu** ganz rein, unter allen chriſtlichen Partheyen am vollkommenſten? — Alles was ich dagegen behaupte ſind ja lauter Thatſachen, die jeder Proteſtant, der zwiſchen Katholicken wohnt, täglich vor

Augen ſieht, und daher unmöglich geläugnet werden können.

Sie ſagen ferner: der Saß S. 203. **Wer auch ohne ſeine Schuld die Katholiſche Religion nicht hat, oder nicht rein und vollſtändig inne hat, wird verdammt, ſey kein Glaubens-Artickel Ihrer Kirche.**

Welcher Pabſt, oder welches Concilium hat denn die Bulle unam Sanctam Bonifacii des achten aufgehoben? ſo lang das nicht geſchieht, iſt ſie Kirchengeſetz, und wenn es geſchieht, wo bleibt dann wieder die Unfehlbarkeit der Kirche?

Lieber **Sulzer!** ich weiß ſehr gut, wie ſo ſehr viele wakere vortrefliche, und edle Männer in der Römiſchen Kirche, in der Stille, ohne Geräuſch, in dem uralten Baufälligen, hie und da Riſſe bekommenden, und mit Wuſt beflekten großen Tempel aufräumen, flicken, ausbeſſern, und reinigen; und wie wäre es auch möglich, daß eine Religionsgeſellſchaft, die ſo viele Jahrhunderte, unter ſo vielen politiſchen und religiöſen Verhältniſſen, und Kämpfen aller Art von Menſchen, guten und ſchlechten durcheinander, regiert wurde, ohne große Mängel, und Gebrechen ſeyn ſollte. Merkwürdig war es, was der Cardinal **Cajetan** in **Augsburg** zu **Luthern** ſelbſt, oder zu einem ſeiner Freunde ſagte: **wenn euer Topf ſo lang bey dem Feuer geſtanden hat wie der unſrige, ſo wird er auch ſtinken — ich meine daß auch unſer Topf ſtinkt!** aber wir ſagen auch nicht, unſre Kirche ſey **unfehlbar** und **allein ſeligmachend**, wir behaupten nicht, daß die proteſtantiſche Kirche die einzige rechtſinnige Lehrer-Kirche ſey; aber das behaupten wir,' daß wir die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel rein lauter und unverfälſcht haben, das beweiſt die Bibel ſelbſt, und unſre Symbolen; giebt es nun viele unter uns, die von dieſer Norm abweichen, ſo geht das die ächte proteſtantiſche Kirche, die ſich veſt an ihre reine Lehre hält, nicht an. Sie läſt jedem ſeine Denkfreyheit, und ſucht nur durch die Wahrheit zu ſiegen; **und ſie wird ſiegen**, doch davon im Verfolg.

So bald die Römiſche Kirche die Alleinherrſchaft über die ganze Chriſtenheit nicht fordert, ihre großen Mängel und Gebrechen erkennt, andere Kirchen neben ſich nicht verachtet, nicht Gewalt übt, um anders Denkende in ihre Bande zu zwingen, und ſich nicht mehr die **unfehlbare** und **alleinſeeligmachende** nennt, ſo iſt Sie uns wegen dem Guten und Wahren, das ſie ungeachtet aller Mängel und Gebrechen noch hat, theuer und ehrwürdig; und wir alle miteinander, alle die es redlich meinen, könnten ſich dann die Hände bieten, und gemeinſchaftlich an der allgemeinen Beſſerung des Ganzen arbeiten, ſo bald ſie aber in dem Ton auftritt, wie Sie lieber **Sulzer!** in Ihren Briefen an mich, ſo müſſen wir dem Befehl des Apoſtels **Petri** zu folge, 1. Petri 3. v. 15. 16. Rechenſchaft geben jedermann, der Grund fordert der Hofnung die in uns iſt; und ſo werden dann immer wieder die traurigen Unterſcheidungs-Zeichen die uns trennen, in Erinnerung gebracht, und ſo die dereinſtige Vereinigung zu einer Heerde, unter einem Hirten, **der aber gewiß der Pabſt nicht ſeyn wird**, verhindert, und erſchwert.

Was Sie im Verfolg von chriſtlichen Grundſätzen, dann von Juden, Heiden, und Muhamedanern ſagen, enthält nichts, wobey ich noch etwas zu erinnern hätte, das nicht ſchon im Vorhergehenden erinnert, oder das hier zu unſerm Zweck zu erörtern nöthig wäre, oder das auch mit meinen Einſichten nicht übereinſtimmte. Ueber die Seligkeit der Nichtchriſten ſollen wir gar nicht raiſonniren, ſondern ſie der Vaterliebe Gottes anheimgeben, und nur ſchaffen mit Furcht und Zittern daß wir ſelbſt ſelig werden.

Auf der 225ſten Seite richten Sie nun wieder Ihren Blick auf uns Proteſtanten, und ſuchen uns die Gefahr zu ſchildern, in der wir uns befinden ſollen: Sie bedienen ſich dazu dreyer Sätze, und dieſe ſind folgende; Sie ſagen:

1. **Haben wir Katholicken Gründe zu fürchten, die Anzahl der in Euern Gemeinden in ſchuldloſer Unwiſſenheit und Irrthümern Lebenden, oder der vor Gott redlich Irrenden, ſey ſehr klein, ungeheuer kleiner, als es ſcheinen möchte.**

2. **Glauben wir, daß Ihr wegen des Mangels der Heilmittel, die ſich in der Katholiſchen Kirche finden es unendlich ſchwerer habt, Euer Seelenheil zu wirken als wir.**

3. **Sehen wir Euch in der grösten und nächſten Gefahr, auch die richtigen Religions=**

Kännt=

Känntniſſe die Ihr noch beſizt, alle Tage zu verlieren, und in verderbliche Irrthümer zu fallen.

Den erſten Punkt wollen Sie in dieſem, und die beyden Andern in den zween folgenden Briefen abhandeln. Wir nehmen alſo nun den erſten vor, und beleuchten ihn mit der Fackel der Wahrheit:

Wenn man hier in Ihrem Brief das was Sie über den erſten Punct von Seite 227 bis 243. ſagen lieſt, ſo traut man ſeinen Augen nicht, und man weiß nicht, wie es möglich iſt, daß ein gelehrter Mann, von einem edlen und Wahrheit liebenden Caracter, ſolche Unwahrheiten nacheinander hinſchreiben, und drucken laſſen kann.

Sie fürchten, unter der großen Menge aller proteſtantiſchen Partheyen, möchten nur Wenige ſeyn, die die Römiſch-Katholiſche Religion nicht kennten, daß alſo bey weitem der gröſte Theil ſie würklich kenne, alſo nicht ſchuldlos irrte, folglich verlohren gehen müße. Lieber **Sulzer! eben darum weil wir, die, faſt in allen Heilswahrheiten von der Evangeliſchen Einfalt abgewichene Römiſche Kirche ſehr genau kennen, darum können wir uns nicht mit ihr vereinigen.**

Sie fangen die Vertheidigung Ihres Satzes damit an, daß ſie glauben, jedermann unter dem gemeinen Volk müße doch wohl wiſſen, wer der Stifter ſeiner Religions-Parthey ſey, die **Lutheraner** müſten wiſſen, daß ſie Doctor **Luther**; die Reformirten daß ſie **Ulrich** Zwingli und **Calvin**; die Wiedertäufer daß ſie **Thomas Münzer**; die Quacker, daß ſie den Schuſter **Fox**; die **Herrnhuter** daß ſie den

Grafen von **Zinzendorf**; die **Socinianer**, daß ſie die beyden **Socine** u. ſ. w. zu Stiftern haben.

18 Ja, mein Lieber! jeder Schulknabe weiß das, aber der Schulknabe unter den Wiedertäufern weiß auch, daß der aufrühreriſche **Thomas Münzer** nicht der Stifter ſeiner Parthey war, ſondern der fromme und rechtſchaffene **Menno Simonis**.

Aber wozu dient nun das alles? — Sie wollen damit ſagen, der gemeine Mann müßte dadurch irre werden, und am Ende nicht wiſſen, wer unter allen die rechte Religion habe, denn es könne doch nicht ſiebenzehnerley rechte Religionen geben, u. ſ. w. Sie halten uns ſo oft und ſo viel, die mancherley Sekten und Partheyen vor, die ſich in unſerer Kirchen befinden ſollen, und denken nicht an das ewige Gezänke in Ihrer Kirche, das von Anfang an bis daher gewährt hat. Sie ſehen alle Namen die Sie daher zählen als beſondere Religions-Partheyen an, und wiſſen nicht, daß ſie alle, die **Socinianer** ausgenommen, in dem wahren ſeligmachenden Glauben an **Jeſum Chriſtum**, und den weſentlichſten Heilswahrheiten ganz eines Sinnes ſind. Die Trennungs-Punkte ſind Nebenſachen: denn daß ſich die Quacker unmittelbar vom heiligen Geiſt belehren laſſen wollen, und keine Prediger brauchen, dabey aber fleißig die heilige Schrift leſen und betrachten, das kann man ihnen ja gönnen, beſonders da ſie liebenswürdige, brave, und ſehr tugendhafte Leute ſind. Unſer Herr ſagt: **an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen**. Die **Mennoniten** oder Wiedertäufer, haben die Evangeliſche Glaubenslehre einfältig, lauter und

rein; daß ſie ihre Kinder erſt taufen, wenn ſie erwachſen
ſind, und wiſſen was Taufe iſt, darinnen
haben ſie in der erſten Kirche vieles für ſich, und
daß ſie keine ſtudirte und beſoldete Lehrer, die ſie
Aelteſten (Presbyter) nennen, haben wollen, das
ſteht ihnen ja frey; würde ſich ihre Gemeine weit
ausbreiten, ſo würden ſie auch weitere Maasregeln
gebrauchen. Mit ihrem ehmaligen Biſchof **Jan
Decknatel** in **Amſterdam** hab ich Briefe gewechſelt,
ſeine Predigten ſind voller apoſtoliſcher Salbung,
und rein evangeliſch, er ſelbſt war ein auserwählter
Mann Gottes; was nun endlich die Brüdergemeine 39
betrift, ſo iſt ihre Glaubenslehre nicht
im geringſten Punkt von den Proteſtantiſchen Symbolen
verſchieden, auch iſt der ſeelige **Zinzendorf**,
keineswegs ihr Stifter, ſondern der traurige Ueberreſt
der uralten **Waldenſer**, die ſich in **Mähren** mit
der ebenfalls uralten, durch zween Griechiſche Miſſionarien
Cyrillus und **Methodius** geſtifteten Kirche,
vereinigten, wozu hernach auch noch der Reſt von
Huſſiten kam. Dieſes Häuflein wahrer und geprüfter
Chriſten, wurde im Anfang des verwichenen
Jahrhunderts, von der Oeſterreiſchen Regierung mit
Feuer und Schwerdt verfolgt; einige von dieſen flüchteten
auf die Güter des Grafen von **Zinzendorf** in
der **Oberlauſiz**; hier fanden ſie zu **Berthelsdorf**
geneigte Aufnahme, und ein klein Halbſtündchen davon,
fiengen ſie an **Herrnhut** zu bauen.

Zinzendorf der in **Halle** ſtudirt, und aus warmer Liebe zur Religion ſich auf die Theologie gelegt hatte, nahm ſich dieſer Leute an, und da ſie von der

Zeit ihrer Stiftung an, aus der Griechiſchen Kirche her, auch Biſchöffe hatten, und der berühmte **Amos Comenius**, und nach ihm **Jablonsky** in **Berlin** ihre lezte Biſchöffe waren, ſo behielt **Zinzendorf** dieſe alt apoſtoliſche Einrichtung bey, und ließ ſich ſelbſt von **Jablonsky** zum Biſchof der Mähriſchen Kirche einweyhen; dann begann er eine Erneuerung dieſer Gemeine, nannte ſie die **Brüder-Gemeine**, gab ihr eine neuere und vortrefliche Liturgie, und ſtrenge Kirchen-Disciplin, und beſtimmte ſie vorzüglich zu Miſſionen unter die heidniſche Völker, wo noch keine chriſtliche Miſſionarien hingekommen waren. Anfänglich, als dieſe Gemeine ſich zu formiren begann, ſo fand ſie Widerſpruch von verſchiedenen Proteſtantiſchen Theologen; nachdem aber ihr Biſchof **Spangenberg** die Ideam fidei unitatis Fratrum herausgegeben, welche ihren Lehrbegrif enthält, ſeitdem iſt die Gemeine oder Brüderkirche in den proteſtantiſchen Kirchen in brüderlichem Verhältnis, und gar keine Sekte, ſondern ein beſonderes proteſtantiſches Inſtitut, welches ungefehr gegen uns in dem nämlichen Verhältnis ſteht, als etwa ein Orden, oder ſonſt eine Brüderſchaft in der Römiſchen Kirche, die ſich zu einem gewiſſen heilſamen Zweck vereinigt hat.

Was Sie S. 227. von **gränzenloſer Uneinigkeit**, von **entſezlichen Schwänken** aller Meinungen, von **Auszehrung des Chriſtenthums** u. d. gl. ſagen, das iſt aus der Luft gegriffen, und wir Proteſtanten wiſſen kein Wort davon. Seit vielen Jahren her hat ſich dies Schulgezänke um Worte und Grillenfängereyen ganz verlohren; wenns hie und da Separatiſten giebt, ſo kommen ſie nicht in Betracht, ihrer ſind wenig, auch die Mennoniten machen keine groſe Anzahl aus, und die beiden Proteſtantiſchen Kirchen gehen Hand an Hand friedlich und ruhig ihren Gang fort; was den **Neologismus** und ſeine unvermeidliche Folgen betrift, desgleichen auch das weitere vom Proteſtantismus, das wird ſich in folgenden Briefen finden. **Die unbedingte Gnadenwahl iſt ja eine Ausgeburt ihrer Kirche:** der heilige **Auguſtinus** hat ſie auf die Bahn gebracht, und Sie, mein Lieber! werden ſich doch wohl des bittern Streits erinnern, den die **Dominikaner** und **Franziskaner** über dieſen Punkt gehabt haben. Uebrigens iſt ſie kein Glaubens-Artickel der Reformirten Kirche mehr, und wenn etwa hie oder da ein alter Pfarrer daran hängen ſollte, ſo kommt der nicht in Betracht. Das alles was ich hier Ihrem durchaus ungegründeten Raiſonnement entgegengeſezt habe, iſt reine Wahrheit, jeder unpartheyiſche Beobachter wird Alles ſo finden. Ach! unſre Wunden und Geſchwüre ſind etwas ganz anders: an unſerm Glaubens- und Lehrbegrif fehlts warlich! nicht, wohl aber an treuer Befolgung deſſelben; und hier dürfen Sie ja Ihrer Kirche keinen Vorzug einräumen, denn die pünktliche Beobachtung alles Cärimonien-Gepränges, beweißt nicht die treue Befolgung der Lehre **Chriſti**; der gemeine Mann beruhigt ſich dabey, und glaubt, wenn er die Gebote der Kirche befolgt habe, ſo könne ihm die Seeligkeit nicht fehlen; daß er alſo in dieſem Wahn freudig ſtirbt, Lieber **Sulzer**!

zer! das beweißt ganz und gar nichts; bey dem Erwachen jenſeits der groſen Gardine wird ers ganz anders finden; da hilft keine Sünden-Vergebung durch Menſchen; wenn die verdorbene Natur nicht ganz umgeändert, und in die Aehnlichkeit mit dem ſittlichen Caracter unſers Herrn verwandelt worden iſt, ſo iſt alles Cärimonien-Weſen leeres Stroh, das keine Körner enthält, und alſo jenſeits nicht gebraucht werden kann.

Was den gebildeten Katholicken betrift, ſo iſt er entweder glaubig oder unglaubig; im erſten Fall reinigt er ſeine Begriffe, arbeitet ſich durch alle die Kirchenhüllen durch, trägt den hierarchiſchen Druck, ſo gut er kann, und ſucht an der Quelle Geiſt und Leben. Wie ehrwürdig mir und uns Allen ſolche edle Menſchen, ſolche Glaubenskämpfer ſind, davon könnte ich viele rührende Beiſpiele anführen. Iſt aber der Katholick unglaubig, ſo geht er viel weiter als unſre Neologen: denn da er durch den Kirchenbann gehindert wird, ſein Inneres laut werden zu laſſen, wenn er ſich nicht unglücklich machen will, ſo führt ihn der eingeſchränkte Freiheitsdrang immer weiter, bis er endlich in den unverſöhnlichſten Religionshaß ausartet. Die Kirchen-Cärimonien findet er läppiſch und kindiſch, und die Tochter des Himmels, die wahre Religion Jeſu kennt er in aller Schönheit nicht. Daher verachtet, und verſpottet er ſeine Religion insgeheim von ganzem Herzen; wenn er aber in eine Lage kommt, wo er den Kirchenbann nicht zu fürchten hat, ſo entſteht eine Exploſion in ſeinem Innern, die die fürchterlichſten Folgen hat.

Wer waren die Stifter der franzöſiſchen Revolution? keine andern als eine Geſellſchaft ſolcher Katholicken, und wer ſtiftete den Illuminaten-Orden, den noch zu rechter Zeit, die Obrigkeit in ſeinen Planen und deren Ausführung hemmte? Ebenfalls Katholicken! wenn ſich auch Proteſtanten dort und hier mit angeſchloſſen, ſo beweißt das nichts gegen den Proteſtantismus.

Seite 229 und 230. wollen Sie beweiſen, daß wir Reformirten eigentlich nicht wiſſen, was reformirt ſey — und führen zum Beiſpiel eine reformirte Frau aus dem Canton Bern an, die in der Kirche zu Solothurn einen Jeſuiten mit Heulen und Wehklagen geklagt habe, wenn ſie auch ſterben ſollte, ſo wiſſe ſie nicht was das heiße Reformirt ſeyn; und unten in der Note ſind Sie begierig zu erfahren, welcher von Ihren reformirten Leſern, gelehrt oder ungelehrt dieſes ſo ſagen könne, daß alle die ſich Reformirte nennen, mit ſeiner Erklärung übereinſtimmen. — Lieber Bruder! wahrhaftig! es gehört viel dazu, bey ſolchen empfindlichen und äuſſerſt beleidigenden Stellen in den Schranken der Gedult, der Sanftmuth und der Liebe zu bleiben. Wie! Sie wagen es bey Ihrer Unwiſſenheit und Partheylichkeit in Anſehung des Proteſtantismus öffentlich aufzutreten, und in einem ſolchen Ton mit uns zu ſprechen? — Wer iſt Lutheriſch? Antw. Der, welcher nächſt der heiligen Schrift die Augsburgiſche Confeſſion als das Symbol ſeiner Kirche anerkennt — und wer iſt Reformirt? — Antw. Der

welcher nächſt der Bibel den Heydelbergiſchen Catechismus als Symbol ſeiner Kirche anerkennt. Nur daß man das Polemiſche in beiden Büchern aus Liebe zum Frieden nun mit Stillſchweigen zu übergehen pflegt. Wenn nun gerade jemand von ſeiner Religion keine Definition geben kann, ſo kann man ihn deswegen keiner Unwiſſenheit beſchuldigen, er lernt ja in Kirchen und Schulen was er glauben und wie er leben ſoll. Was aber nun die arme Frau in **Solothurn** betrift, ſo bin ich doch an ihrer Stelle roth geworden: beweißt denn ein ſolches unwiſſendes Weib, und beweiſen tauſend ſolcher Weiber und Männer etwas gegen uns? — darf man hier durch Induction ſchließen? — ich will tauſend und abermal tauſend Katholicken fragen, was iſt katholiſch, oder was heißt katholiſch ſeyn? und ſie werden mir ſchwerlich antworten können, wenn dieſe Frage nicht in ihrem **Catechismo** ſteht.

Sie klagen S. 231 u. f. über unſern **Kaltſinn** und über unſre **Gleichgültigkeit** gegen eine richtige und feſte Erkänntnis der geſammten Lehre **Jeſu**, **und eben dies macht Sie am meiſten für unſer Heil zittern** — Sie fahren fort: **denn da Ihr ſehet, daß Ihr ſeit Euerer ſogenannten Reformation weder durch bibliſche Auslegungskunde, noch durch Privat-Einſichten eines jeden Einzelnen, noch durch den eingebildeten Beyſtand des heiligen Geiſtes eines jeden Einzelnen zu einem und demſelben Glauben gelangen konntet, warum verlieſet Ihr nicht ſchon längſtens — warum verlaſſet Ihr nicht eher heute als morgen**

gen dieſe Grundloſen Hypotheſen, und ſucht und ergreift jenes Mittel, durch welches allein — nach der Vernunft ſo wohl als nach Jeſu Anleitung — das Menſchengeſchlecht, alſo auch Ihr, zu reiner, und unerſchütterlicher Erkänntnis der geſammten Heilslehre gelangen könntet und ſollet? ich bitte um Antwort.

Ja, lieber **Sulzer**! die ſollen Sie haben, und zwar nicht in dem Ton den ſie nach der höchſten Billigkeit verdienen, ſondern im Ton der Liebe durch Wahrheit: Sie kennen den Proteſtantismus nur aus Büchern, und aus Beſuchen in der **Schweiz**, denn in Ihrem Zirkel zu **Konſtanz** und der dortigen Gegend können Sie ihn unmöglich kennen lernen: haben Sie denn die theologiſchen- und Erbauungs-Schriften, jener proteſtantiſchen Kirchenlehrer, die allgemein von allen proteſtantiſchen Partheyen, als claſſiſch anerkannt werden, geleſen, und redlich geprüft? — kennen Sie **Johann Arndts wahres Chriſtenthum, Speners, Frankens, Köppens, Reinhards,** und ſo vieler anderer anſehnlicher Gottesgelehrten Schriften aus der lutheriſchen Kirche? — kennen Sie **Saurins, Wilberforce's, Krafts, Lavaters, Ewalds, Heßens, Müeßlins** — doch wer kann ſie alle nennen — und ſo viele andere Werke, aus der Reformirten Kirche? ſind Ihnen folgende Werke der **Mennoniten: Menno Simonis, Deknatels** und anderer Schriften und Predigten bekannt? haben Sie des berühmten Quackers **Wilhelm Pens** No Crosſ no Crown (kein **Creuz** keine **Crone**) ein vortrefliches Werk, geleſen? — und

kein

kennen Sie die dogmatiſchen Schriften der Brüdergemeine? — wäre Ihnen der Geiſt des Proteſtantismus aus dieſen Schriften allen bekannt, ſo müſten Sie die Hand auf den Mund legen, und laut ſagen: verzeiht mir Brüder! ich habe gröblich geirrt! — Dieſe Einheit des Geiſtes, dieſe Uebereinſtimmung in der Bibelerklärung, und dieſer lautere reine evangeliſche Sinn iſt nie auch nur von Ferne in der Römiſchen Kirche bemerkt worden.

Wenn Sie, mein Lieber! den Proteſtantiſchen Lehrbegrif, richtig beurtheilen wollten, ſo muſten Sie nicht etwa hie und da, ein Buch nehmen, um etwas zu ſuchen, wodurch Sie uns Eins verſetzen konnten, ſondern Sie muſten den wahren Proteſtantismus **bey den Kirchenlehrern jeder Kirche, welche allgemein für fromme, rechtgläubige und gelehrte Männer anerkannt werden**, gründlich ſtudiren und dann würden Sie gefunden haben, daß unſre proteſtantiſche Kirche auf einen Felſen gegründet iſt, und daß ſie die Pforten der Höllen troz allem Neologismus, und was auch Sie, und der beſcheidene Verfaſſer von **Theoduls** Gaſtmahl, ahnen, oder nicht ahnen mögen, nie überwältigen werden.

Erlauben Sie mir doch, lieber Bruder! Sie zu fragen: wie kamen Sie, rechtſchaffener liebevoller Mann dazu, ſolche höchſtfeurige brennende Pfeile in ſolcher Menge auf uns los zu ſchießen, ehe Sie uns kannten, und wuſten, ob wir eine ſolche, übrigens der Römiſchen Kirche ganz geläufige, Behandlung verdienten? Sie haben alſo hier wieder durch Induction geſchloſſen; dieſer und jener und wieder ein anderer Proteſtant, hat **dies** und **das** geſchrieben, folglich iſt **dies** und **das** proteſtantiſcher Lehrbegrif.

Und nun noch Eins: haben Sie dann bey unſern Brüdern und Schweſtern in der Schweiz **Gleichgültigkeit** und **Kaltſinn** gegen eine richtige und veſte Erkänntnis der geſammten Lehre Jeſu, oder auch ein **Schwanken** in der Bibelkänntnis und den Glaubens-Artickeln gefunden? ich, der ich doch ihrer eine große Menge in beynahe allen Cantonen, und ſehr viele genau, gewiß beſſer als Sie kenne, weiß von dem allem kein Wort, alle ſtreben in Einigkeit des Geiſtes nach dem vorgeſteckten Ziel, das ihnen vorhält die himmliſche Beruffung in Chriſto Jeſu. Daß der Eine über Nebenſachen, z. B. über die Reinigung nach dem Tod, über die nähere und fernere Zukunft Chriſti, über die Eigenſchaften des künftigen Reichs Chriſti auf Erden, oder nicht auf Erden, u. d. gl. anders denkt, als der andere, das thut der Glaubens-Einigkeit keinen Schaden. Ich habe von Jugend auf vielen und genauen Umgang mit Catholicken gehabt, und habe die nämliche Diſſonanzen in den Grundſätzen Ihrer Kirche, häufig und oft gehört; das worauf Sie alſo hier wiedrum Ihre Behauptung gründen, iſt abermal Grund- und Bodenlos. **Nun noch eine grundfalſche und empörende Stelle:** Sie ſagen S. 233.

„Daß alle chriſtliche Partheyen eines und daſſel-
„be Glaubens-Bekänntnis (ich glaube in Gott Va-
„ter u. ſ. w) ſprechen, was hilft das bloße Spre-
„chen eben derſelben Worte, wenn nicht alle eben

„denſelben Verſtand damit verbinden? nun eben die
„verſchiedenen Begriffe, die bey jenen Worten unter
„den Chriſten ſtatt haben, erzeugen ja die verſchiedenen
„Partheyen, anders denkt von Gott, dem Vater,
„dem Sohn, und dem heiligen Geiſte, von
„der Menſchwerdung **Chriſti**, von der Erlöſung,
„von der Kirche, von der Nachlaſſung der Sünden,
„von dem Abendmahl, von der Auferſtehung,
„von dem Zuſtand der Ewigkeit, der **Lutheraner**,
„der **Reformirte**, der **Anglikaner**, der **Arminianer**,
„der **Socinianer**, die in **England** ſich
„jezt vermehrende **Swedenborgianer** u. ſ. f. anders
„unter ſich, und anders als der Katholick. Allein
„in dieſem Glaubensbekänntnis ſtehet nichts von
„der Rechtfertigung und Wiedergeburt, von der Hofnung,
„von der Taufe, dem Abendmahl, der Erbſünde,
„der Sünde gegen den heiligen Geiſt, von der
„Nothwendigkeit der guten Werke, nichts von der
„ganzen Moral; ſind dieſes Nebenſachen? So täuſchet
„Ihr Euch mit Worten, ſo verſenket Ihr Euch
„ſelbſt in die ſchrecklichſte Gleichgültigkeit.“ Ey! Ey! lieber Bruder **Sulzer!** das alles ſagen Sie ſo daher in einem Odem, als wenn es eine weltkundige erwieſene Sache wäre; warum haben Sie das alles nicht mit Thatſachen bewieſen? Soll Ihnen denn das Publikum auf Ihr Wort glauben? Sie ſind Juriſt und müßen wiſſen, daß Sie das was Sie behaupten, auch beweiſen müßen.

Fürs Erſte, laſſen Sie doch die **Socinianer** weg, dieſe gehören ja weder zu Ihrer noch zu unſerer Kirche, ob ihrer gleich in beyden genug ſeyn mögen;

gen; überhaupt müßen Sie alle die den proteſtantiſchen Lehrbegrif nicht annehmen, auch nicht als Proteſtanten betrachten. Ich wiederhole, was ich ſchon einmal geſagt habe: **in Ihrer Kirche eytern die Geſchwüre unter dem äuſſern Prachtkleid heimlich und unter ſich, und in der unſern öffentlich vor aller Welt Augen.** Was iſt nun ſchlimmer, und was gefährlicher? doch zur Sache:

Sie ſagen die **Lutheraner**, die **Reformirten**, die **Engländer**, die **Arminianer** und **Swedenborgianer** dächten verſchieden in den Artickeln des chriſtlichen Glaubens, und wiſſen doch ſehr wohl, daß die **Lutheraner** und **Reformirten** ehemals nur in den Begriffen vom **Abendmahl**, und **den freien Willen** verſchieden waren, und es nun nicht mehr ſind: denn daß die **Lutheraner** noch **Vater unſer** ſagen, und die Hoſtie beibehalten haben, thut der Einigkeit des Glaubens und Geiſtes keinen Eintrag. Aber wie die **Arminianer** daher kommen, das fällt nicht jedermann alſofort in die Augen — ſie ſtehen nur da um die Reihe der **aner** und **iſten** in der Proteſtantiſchen Kirche zu vergrößern. **Jakob Hermanns** oder **Arminius** war reformirter Prediger zu **Amſterdam**, und wurde von da im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts als Profeſſor der Theologie nach **Leyden** berufen; hier fand er nun daß ſeine Collegen, und beſonders **Gomarus** die Lehre von der abſoluten Gnadenwahl ſehr ſtreng lehrten, und behaupteten, **daß Gott in ſeinem ewigen und unabänderlichem Rathſchluß beſchloſſen habe, daß ein Theil der Menſchen, und zwar bey weitem**

der größte zur ewigen Verdammnis, der kleinere aber zur ewigen Seeligkeit beſtimmt ſey. Dieſe in ihren Folgen ſo fürchterliche Lehre, die zu den Antinomien des menſchlichen Verſtands gehört, wo er ſeine Gränzen findet, wurde dem **Arminius** anſtößig; er lehrete und ſchrieb dagegen; und kam darüber mit **Gomaro** in einen heftigen Streit, der ſich auch aus den Niederlanden nach England verbreitete. Jeder bekam ſeine Anhänger, und ſo entſtanden **Arminianer** und **Gomariſten**, beyde ächte Reformirten, ſo wie die **Dominikaner** und **Franziskaner** ächte Katholicken blieben, als ſie über den nämlichen Punkt miteinander zankten. Wie iſts, lieber Bruder! ich hoffe doch, daß Sie nun auch ein **Arminianer** ſeyn werden. Freilich! nach Ihrem Buch zu urtheilen, ſollte man faſt glauben, Gott habe nur die wahren Chriſten in der Römiſchen Kirche zur ewigen Seligkeit, alle andere aber, wenigſtens ſolche, die die Lehre dieſer Kirche kennen, und ſie nicht annehmen, zur ewigen Verdammnis beſtimmt; dies iſt aber eben ſo ſchlimm, als der Satz des **Gomarus**. So viel kann ich Ihnen ſagen, daß die ganze reformirte Kirche jezt dem **Arminius** beipflichtet, und die Lutheriſche war von jeher ſeiner Meinung. Sie trennen auch die **Anglikaner**, das iſt die engliſche Kirche von der reformirten, die nur darinnen verſchieden iſt, daß ſie eine Biſchöfliche Organiſation hat. Sind denn die **Däniſchen** und **Schwediſchen** Kirchen deswegen keine **Lutheraner**, weil ſie auch Biſchöflich ſind? — macht denn das Kleid den Mann?

Nun führen Sie auch noch die **Swedenborgianer** an, davon wird die Rede im lezten Brief ſeyn; hier bemerke ich nur ſo viel, daß ſie fromme brave Leute ſind, die an **Jeſum Chriſtum** von Herzen glauben, ſeine Lehre zu befolgen ſuchen, und durch ſein Verdienſt ſeelig zu werden gedenken; ſie glauben an die baldige Entſtehung einer neuen vollkommenen Kirche, ſuchen ſich darauf zuzubereiten, und bedienen ſich dazu beſonders des **Swedenborgiſchen** Werks: **die wahre chriſtliche Religion, enthaltend die ganze Theologie der neuen Kirche;** findet man, daß ſie oder irgend eine Religionsparthey in ihren Sätzen nicht mit dem Lehrbegrif der Proteſtanten übereinkommt, ſo widerlegt man ſie öffentlich, und beweißt ihren Irrthum, mehr können wir nicht thun, denn wir haben keinen Befehl von Gott, ſolche Leute zu verfolgen und zu verbannen.

Jezt ſagen Sie mir, mein Lieber! was iſt nun aus Ihrer ſo bittern Beſchuldigung geworden? — Sie werfen uns vor, daß alle unſre **aner** und **iſten** in den Hauptſtücken der chriſtlichen Religion verſchieden dächten, und ich berufe mich auf ihrer aller Schriften, und Glaubensbekänntniße, wo ſich dann findet, daß alles was Sie da geſagt haben, aus der Luft gegriffen iſt.

Lieber Bruder **Sulzer**! Sie kommen mir vor, wie ein Menſch, der mir auf freier Straſſe begegnet, einen Prügel in der Hand führt, nun auf mich zuläuft, mich küßt, umarmt, und einmal ums andere mich lieber Bruder! heiſt, und zwiſchendrein unbarmherzig auf mich losprügelt, mit der freundlichſten Mine ruft: ſiehe! wie lieb ich dich habe! das iſt dann Wahrheit in Liebe.

Ich muß es Ihnen tief in die Seele ſagen: Ich ſtehe hier vor dem Angeſicht Ihres und meines Gottes, und Ihres und meines Erlöſers, mit der Freudigkeit des Chriſten der ſeiner Sache gewiß iſt, mit der ich auch auf dem Schaffot erſcheinen würde, wenn mich der Herr mein himmliſcher Führer dazu beſtimmt hätte, für ſeine Ehre und ſeine Lehre mein Leben zu verbluten, **daß Sie in Ihrer Partheilichkeit und in Ihrem bittern Haß, gegen den Proteſtantismus ſchrecklich irren; und daß Ihr übrigens ſo gutes liebevolles Herz, dermaleinſt blutige Thränen darüber weinen wird.**

Das übrige dieſes Briefs beſteht aus lauter grundloſen Deklamationen, die nun alle wegfallen.

Dem allen ungeachtet bleibe ich unverrückt Ihr treuer Bruder

Jung Stilling.

Nachſchrift.

In Ihren Anmerkungen zum eilften Brief, ſagen Sie: niemand wird ein Beyſpiel wiſſen, daß ein Katholick auf dem Sterbette, um in Religionszweifeln ſein Gemüth zu beruhigen, und ſein Seelenheil auſſer Gefahr zu ſetzen, verlangt habe Proteſtant zu werden, aber umgekehrt gab, und giebt es immer Proteſtanten, welche

bey dem Anblick des Todes und der Ewigkeit noch verlangen Katholicken zu werden.

Was den erſten Punkt betrift, ſo hab ich vorhin ſchon darauf geantwortet: dem glaubigen Katholicken kann deswegen auf dem Todbette nicht bange werden, weil er das alles erfüllt hat, was ihm ſeine Kirche vorſchreibt: er iſt fleißig in die Meſſe gegangen, hat zu gehöriger Zeit gebeichtet und darauf ſind ihm vom Prieſter die Sünden vergeben worden, und jezt empfängt er auch noch die heiligen Sakramente: ſollte auch nun noch etwas erſezt oder nachgeholt werden müßen, ſo verläſt er ſich auf die Seelmeſſen nach ſeinem Tod. Dies alles glaubt er veſt von Jugend auf, und ſtirbt ruhig; aber wiſſen Sie denn, mein Lieber! wie es jenſeits mit ihm ausſieht? wenn ſein ganzes Weſen nicht durchaus geändert worden, und er den Weg der wahren Buße, Wiedergeburt und Heiligung nicht durchgegangen hat, ſo helfen alle jene toden Werke ganz und gar nichts. Was Sie da wieder ohne allen Beweis von den Proteſtanten ſagen, iſt abermal ein Schluß durch Induction, und alſo falſch: denn wenn Sie zehn Beyſpiele wiſſen, daß Proteſtanten auf dem Todbette Katholicken geworden ſind, ſo verſichere ich Ihnen dagegen bey Gott, und der höchſten Wahrheit, daß ich mich in den ſechzig Jahren, in welchen ich meine ganze Beſonnenheit gehabt habe (denn ich bin nun 70 alt) ungeachtet ich immer in Ländern gelebt habe, wo Katholicken und Proteſtanten untereinander waren, nicht eines einzigen Proteſtanten erinnere, der auf dem Todenbette gewünſcht hätte, katholiſch zu werden, aber der herzerhebendſten Beyſpiele weiß ich eine Menge, und habe ſie ſelbſt mit innigſter Rührung angeſehen, und angehört, wie gottſelige Proteſtanten dem Tod entgegen jauchzten, und bey dem vollkommenſten Bewußtſeyn, die bündigſten Zeugniſſe der Göttlichkeit und der Wahrheit unſerer Religion ablegten. Leſen Sie doch **Feddersens** Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen; **Reizens** Hiſtorie der Wiedergebohrnen; Anekdoten für Chriſten; und ſo viele Lebensbeſchreibungen frommer Proteſtanten, ſo finden Sie zwar keine heiligen Legenden, unbegreifliche Wunder aller Art, und Römiſche Werkheiligkeit, aber wahre Nachfolger unſeres Heilandes, wahre Gottes- und Menſchenliebe, wahre gründliche geheime Wohlthätigkeit, u. d. gl. daß mancher noch auf dem Todbette ſchwer kämpfen, und um Vergebung ſeiner Sünden ringen muß, bis er ſie ſelbſt in ſeinem Innern vom heiligen Geiſt empfängt, das iſt natürlich; wenn er ſie aber dann auch hat, dann jubelt er in die Ewigkeit hinüber, und wird durch eine trügliche prieſterliche Vergebung nicht getäuſcht.

Antwort auf den zwölften Brief.

Von der beſten Kirche, und von dem Separatismus.

Mein theuerer und herzlich geliebter Bruder!

Sie wollen nun beweiſen daß die Römiſche Kirche die beſte, und daß es ſehr unrecht iſt, ſich von ihr zu trennen. Wäre das Erſte wahr, ſo müſte es auch das Lezte ſeyn. Wir wollen ſehn:

Nach Allem dem was ich hier in den vorhergehenden Briefen geſagt habe, brauchte ich kein Wort mehr zu verlieren, denn ich habe unwiderſprechlich bewieſen, daß die Römiſche Kirche **nicht** unfehlbar, **nicht** allein ſeligmachend, alſo **nicht** die beſte, ſondern mangelhaft, wie alle andere Religionsgeſellſchaften, dabey aber doch ſo anmaſſend iſt, daß ſie die von ihren Grundſätzen Abweichenden nicht allein ausſtößt, ſondern verfolgt, martert und tödet, wenn Sie anders die Macht dazu hat; womit können Sie die Rechtmäſigkeit dieſer Anmaſſung beweiſen? — Doch ich wende mich wieder zu Ihrem Brief und folge Ihnen Schritt vor Schritt. Sie ſagen Seite 245. gegen unten:

Kräftige Mittel unſerer ſittlichen Vervollkommung und Heiligung können zweyerley Urheber haben, Gott und Menſchen. Jene Kirche iſt ſchon viel beſſer als eine Andere, welche Alle, von Gott ſelbſt gegebenen,

Mittel unſerer Heiligung unverfälſcht allein inne hat. Ganz recht lieber Sulzer! S. 246. ſagen Sie: **giebt es eine ſolche? und welche iſt es? wie heiſt ſie mit Namen? eine jede wird ſagen: ich bins!**

Jezt zählen Sie nun alle Partheyen auf, deren jede ſagen würde **ich bins!** da kommen nun **Waldenſer**, Albigenſer, **Wikleſiten**, **Huſſiten**, **Lutheraner**, nach verſchiedenen Confeſſionen, **Reformirten**, nach verſchiedenen Confeſſionen, die **Engländer** von zwey Hauptpartheyen; die **Quäcker**, die **Weigelianer**, die **Böhmiſten** oder Theoſophen; die **Swedenborgianer**, die **Herrnhuter**, u. ſ. f. u. ſ. f. u. ſ. f. zum Vorſchein.

Lieber **Sulzer!** iſt es denn erlaubt öffentlich vor dem ganzen Publikum aufzutretten und ſolche unverdaute, ſchief angeſehene, und unwahre Sachen in die Welt zu ſchreiben und drucken zu laßen?

Erſtlich ſind die **Waldenſer** mit der Brüdergemeine, die **Albigenſer** mit den Reformirten in **Frankreich**, die **Wikleſiten** mit den Reformirten in **England**, und die **Huſſiten** mit der Brüdergemeine zuſammen gefloſſen. Dies muſten Sie doch erſt wiſſen lieber Bruder! ehe Sie ſolche beleidigende Dinge ſchreiben. Wo haben denn die **Lutheraner** verſchiedene Confeſſionen? **Alle** bekennen ſich zur **Augsburgiſchen Confeſſion**; und wo haben die Reformirten in **England**, **Schottland**, **Holland**, **Frankreich**, **Schweiz** und **Teutſchland**, ein anderes **Symbol** als den **Heydelbergiſchen Katechismus**? die **Weigelianer**, und **Böhmiſten** kommen

men wohl nur darum hier vor, um nur der **....aner** und **.....iſten** recht viel aufzuzählen; ſagen Sie mir, mein Lieber! iſt das **Wahrheit** in **Liebe?** — wenn irgend ein Gelehrter, oder Ungelehrter mit dem wahren proteſtantiſchen Lehrbegrif, noch andere vom Fall der Engel, vom göttlichen Weſen, von Engeln und Geiſtern, von theoſophiſchen Gegenſtänden, u. d. gl. **wenn ſie nur dem Wort Gottes nicht widerſprechen**, verbindet und dann auch hie und da Beyfall findet, ſo entſteht dadurch deswegen keine neue getrennte Sekte; und wenn auch irgend einer in einem Glaubens-Artickel irrte, ſo waren immer rechtglaubige Männer bey der Hand die ihn widerlegten. In Ihrer Kirche befanden ſich ja auch immer Männer die über Philoſophiſche, und mehr oder weniger religiöſe Gegenſtände ſtritten, darunter litte ja die Einigkeit Ihrer Kirche nicht, und das iſt auch der Fall bey uns Proteſtanten.

Auf der 247ſten und folgenden Seiten gehen Sie nun zum Beweiß über, **daß die wahren, nach dem Sinn des Sohns Gottes gelehrten Grundſätze, Sittenregeln, und Sakramente in Ihrer Kirche alle und unverfälſcht gelehrt werden.** Verzeihen Sie mir mein lieber Bruder **Sulzer!** wenn ich rein heraus die Wahrheit ſage: Ihr ganzer Beweiß iſt ein Gewebe von lauter falſchen Schlüſſen, und ausgemachten Unwahrheiten: Sie ſagen: **die Kirche habe vom zweiten Jahrhundert an, immer nur Eine allgemeine Lehre behauptet und bekennt** — ich aber habe Ihnen im vorhergehenden gezeigt, daß die Kirche der erſten Jahrhunderten, von den wichtigſten Glaubens-Artickeln und Gebräuchen der Römiſchen Kirche, z. B. von der **Meß**, der **Ohrenbeicht**, den **Bußübungen, Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder, Wallfahrten, Prozeſſionen**, u. d. gl. kein Wort gewußt hat, wie können Sie nun ſagen, daß die jetzige Lehre Ihrer Kirche noch immer die nämliche der erſten Kirche, und daß ſie noch unverfälſcht ſey? Sie ſagen ferner:

Seite 248. **Könnten aber die Glaubens-, Sitten- und Sakramentlehren, und die ächten Sakramente, nicht auch in einer andern Kirche rein und vollſtändig zu finden ſeyn? Antw. Chriſtus hat nur Eine Kirche geſtiftet, die Apoſtel ſprechen nur von Einer: wenn nun die Katholiſche die wahre iſt, ſo verdienen andere Kirchen, die durch die Lehre und das Band des Gehorſams ſich von ihr der wahren getrennt haben, nicht mehr die Benennung der wahren Kirche, folglich iſt dann die Katholiſche auch allein die wahre.**

Sagen Sie mir doch aufrichtig, mein Lieber! hat denn **Chriſtus** oder irgend ein Apoſtel die **Römiſche** Kirche, **ſo wie ſie jezt iſt**, geſtiftet? — entſtand nicht das Syſtem eines allgemeinen Biſchofs, verbunden mit weltlicher Herrſchaft ganz dem Geiſt **Chriſti** zuwider, Matth. 20. V. 25 bis 28. erſt im 7ten Jahrhundert? und haben ſich nicht die Biſchöffe zu weltlichen Herren gebildet? und das alles zum unerſezlichen Schaden, der chriſtlichen Religion? — Die **geſammte Chriſtenheit mit allen.**

len ihren Partheyen ſtammt von Jeſu Chriſto und den Apoſteln her. Unter dieſen Millionen Namchriſten iſt die wahre allgemeine (Evangeliſch-Katholiſche) Kirche zerſtreut; der Herr aber kennt jedes einzelne Glied derſelben genau, theilt jedem ſeinen Geiſt mit, und läßt ſie durch viele Trübſale zu Erben ſeines Reichs bilden; in dieſem wird erſt ſeine bis jezt unſichtbare Gemeine in aller ihrer Herrlichkeit ſichtbar werden, und in vollkommener Einigkeit des Geiſtes ſtehen. Dann hören alle, von Menſchen geſtiftete, politiſch religiöſe Geſellſchaften auf. Beherzigen Sie doch, lieber, lieber Sulzer! das herrliche Gleichnis unſeres Herrn, Matth. 13. V. 24. u. f. Die Saat, oder der Saame und die frommen wahren Chriſten; dieſer Saame wurde rein und lauter in den Acker der Menſchheit geſäet, er gieng herrlich auf und grünte, aber die Knechte gaben nicht acht, ſie ſchliefen in den erſten Jahrhunderten; während der Zeit, ſchlich der Teufel zum Acker und ſäete Tollkorn, Toeſpen (Zizania) hinein; dieſes wuchs nun auch häufig hervor, (ach Gott! am Unkraut fehlte es nie, es überwuchs gar oft den edeln Waizen) nun fragten die Knechte, und ſagten: Herr, ſollen wir das Unkraut ausjäten? — ſollen wir die Kezer verbannen? — Nein, ſagte der Herr, ihr ſeyd nicht Pflanzenkundig genug dazu, ihr könntet den Waizen mit dem Unkraut ausrotten; zur Zeit der Erndte will ich meine Schnitter, die Engel ſenden, die ſollen den Waizen, die wahre, unter dem Unkraut zerſtreute Kirche ſammeln, und in meine Scheuern bringen, das Unkraut aber wird zum Feuer verdammt. Merkwürdig iſt was der Herr ſagt: **Laßt beydes** — Unkraut und Waizen **zuſammen wachſen bis zur Erndte.** Jezt frage ich Sie, mein Lieber! hat die Kirche, und vorzüglich **die Römiſche** nicht gejätet? — Wer hat ihr die Erlaubnis dazu gegeben? der heilige Geiſt nicht. Wie oft hat ſie den Waizen für Unkraut angeſehen, und ihn nicht allein ausgejätet — mit dem Bann belegt — ſondern ſie hat Eingriffe in das Strafregal Gottes gethan, und Unkraut und Waizen zum Feuer verdammt. Sie lieber Bruder! rühmen das an Ihrer Kirche, daß ſie ſich ſo rein hält, reden von einem Gehorſam gegen die Kirche, den **Chriſtus** und ſeine Apoſtel nie befohlen haben; und behaupten dieſe Kirche ſey die Einzige Wahre, und Beſte; und ich habe jezt klar und deutlich bewieſen, daß ſie dem ausdrücklichen Befehl **Chriſti** geradezu entgegen handelt. Nein, wir Proteſtanten jäten nicht, wir folgen dem Befehl unſeres Herrn, und laſſen alles zuſammen wachſen bis zur Erndte, daher alle die . . . **aner**, und . . . **iſten.**

Aber hier komme ich nun an eine Stelle, wo ſie abermal ſo indiskret ſind, und etwas aus einem meiner Briefe an Sie öffentlich bekannt machen; wie kommen Sie doch dazu, mein brüderliches Zutrauen ſo zu misbrauchen? — ich ſchrieb folgendes: **Bey unſern Reformatoren miſchte ſich zu Zeiten etwas menſchliches mit ein: man ſtriech verſchiedenes aus den Glaubens-Artickeln ganz aus, weil es damals in Ihrer Kirche gemisbraucht wurde, anſtatt daß man hätte reformiren, die Mis-**

Misbräuche verbeſſern ſollen. Hätte ich damals nur von Ferne geahnet, daß meine Aeuſſerung gedruckt werden würde, ſo hätte ich ſorgfältiger die Worte gewählt, und anſtatt **Glaubens-Articel, Kirchengebräuche, Liturgie** geſezt; mir ſchwebte damals das geſammte Kirchliche der Katholicken vor der Seele, und im Fluß des Schreibens ſchrieb ich **Glaubens-Articel**; indeſſen hatte ich doch auch 40 einen Glaubens-Articel im Auge, nämlich den vom **Fegfeuer**: Der berühmte Kirchenlehrer **Tertullianus**, der im 2ten Jahrhundert gebohren war, rühmte an den Afrikaniſchen Chriſten, **daß ſie für die Verſtorbenen beteten**; denn die **Platoniſche Idee** von der Reinigung nach dem Tod, wurde von einigen Kirchenvätern angenommen; beſonders lehrte ſie **Clemens von Alexandrien**, und paßte ſie ganz ſchicklich den chriſtlichen Grundſätzen an. Immer noch blieb dieſer Begrif willkührlich, man machte keinen Glaubens-Articel daraus, und dachte ſich geiſtige Reinigungs-Mittel, wodurch die Seelen, welche in dieſem Leben, nicht den zur Seeligkeit erforderlichen Grad der Heiligung erhalten haben, noch nach dem Tod vollendet würden.

Dieſe in mancher Rückſicht annehmliche, und der heiligen Schrift nirgends widerſprechende Vorſtellung wurde aber vom Pabſt **Gregor** dem groſen im ſechſten Jahrhundert verſinnlicht, verfälſcht, und in die Römiſche Kirche eingeführt: Er lehrte, daß die Reinigung nach dem Tod durch ein Feuer geſchehe, wodurch die kleinen, im Leben nicht abgebüßte Sünden, weggefegt würden, und daß prieſterliche Fürbitten, Todenopfer und Seelenmeſſen, dieſe Reinigung durch das Fegfeuer beſchleunigten. Dadurch entſtand nun der ſchreckliche Misbrauch in der Römiſchen Kirche, daß man mit Fürbitten und Seelenmeſſen Handlung trieb. Dieſen Misbrauch ſchaften die Reformatoren dadurch ab, daß ſie auch die Reinigung ſelbſt verwarfen, anſtatt daß ſie ſie vom Misbrauch hätten reinigen ſollen. Jezt giebt es nun ſehr viele Theologen in beiden proteſtantiſchen Kirchen, denen dieſer Lehrbegrif gar nicht zuwider iſt.

Auch darinnen fehlten die Reformatoren, daß ſie aus Widerwillen gegen alle Misbräuche, und das oft ſinnloſe Gepränge der Römiſchen Kirche, durchaus alle ſinnliche Andachtsübungen, bis auf das Singen, Beten und Predigen abſchaften. Dieſen Mangel empfand man nachher häufig, und man empfindet ihn noch. Dies bewog auch den Grafen von **Zinzendorf** der Brüdergemeine, eine **Liturgie** zu geben, die allen Wünſchen entſpricht, wie jedermann, auch ſelbſt der eifrige Katholick, wenn er einer Gottes-Verehrung beywohnt, geſtehen muß. Indeſſen kann uns Proteſtanten dieſer Mangel nicht bewegen, katholiſch zu werden: denn wir müſten da an Glaubens-Artickeln Theil nehmen, die wir in Ewigkeit nicht annehmen können; z. B. bey der Meſſe, beſonders bey einem feyerlichen Hochamt, zeigt ſich die Kirche in ihren Gebräuchen am erhabenſten; aber die **Transſubſtantiation**, und die Anbetung der Hoſtie hindert jeden rechtſchaffenen Proteſtanten, mehr als bloſer Zuſchauer zu ſeyn; und dann hat auch die ſchönſte Muſik gar oft das Unangenehme, daß ſie zu Opernartig iſt; ſonſt iſt eine wahrhaft ſchöne und erhabene Kirchenmuſick etwas Herzerhebendes.

Jezt glaube ich, mich hinlänglich über die angeführte Stelle aus meinem Brief erklärt zu haben.

Der Schluß den Sie, mein lieber Bruder! Seite 249 in der Mitte, veſtſetzen, nämlich: **da nun die Römiſche Kirche die Einzige iſt, welche die von Jeſu Chriſto gegebenen Heiligungs-Mittel unverfälſcht und vollſtändig beſizt, ſo iſt ſie in dieſem erſten Betracht die beſte Kirche — iſt durch Alles das was ich in den vorhergehenden, und dieſem Briefe dargethan und bewieſen habe, durchaus unrichtig**, und die Römiſch katholiſche **Kirche gewiß nicht die beſte.**

Jezt kommen Sie nun zu denen Cärimonien Ihrer Kirche, die blos menſchlichen Urſprungs ſind; was Sie über dieſen Gegenſtand von S. 249 bis 252 ſagen, iſt mehrentheils wahr und gegründet, nur erlauben Sie mir folgende Bemerkung: der Menſch beſteht aus einem **ſinnlichen** und **geiſtigen** Prinzip; die Religion oder der wahre Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit, iſt ein Gegenſtand **des geiſtigen Prinzips**, dieſes ſoll dadurch aus der Sclaverey der Sinnlichkeit befreyt werden; der **Geiſt** ſoll die Herrſchaft über das **Fleiſch** bekommen, und der göttlichen Natur wieder theilhaftig werden. Hierzu tragen die äuſſern ſinnlichen Cärimonien, auch die feyerlichſten und erhabenſten, **unmittelbar**, nichts bey, ſondern, weil der Geiſt gleichſein an die Sinnlichkeit gefeſſelt iſt, ſo kann er ſich freyer durch Andacht zu Gott emporſchwingen, wenn die äußern Sinnen, Geſicht und Gehör gerührt werden, und ſo der Geiſt freyer wird. Eigentliche Heiligungs-Mittel ſind ſolche Cärimonien, auch die feyerlichſten, und erhabenſten, nie; im Gegentheil, wenn der ganze Gottesdienſt von Anfang bis zu Ende aus lauter, auch zweckmäßigen Cärimonien beſteht, ſo wird der Menſch zwar gerührt, und andächtig, und das iſt auch nicht einmal immer der Fall, weil man endlich durch die öftere Wiederholung daran gewohnt wird; aber der Geiſt bleibt nun gar leicht am Aeußern Sinnlichen hangen, und kommt nicht zum höhern Aufſchwung. **Daher dürfen nur wenige, erhabene, und rührende Cärimonien, die öfter abwechſeln, gewählt werden, um den Geiſt zu erheben, zu beflügeln und die Andacht zu wecken, damit er zum Vortrag göttlicher Heilswahrheiten, oder zum Genuß des heiligen Abendmahls empfänglich gemacht werden möge.** Daher iſt auch Ihr Schluß, mein Lieber! S. 252, wo Sie ſagen: **beſſer iſt alſo in dieſem Stück jene Kirche dran, die zu viel, als jene, die zu wenig hat,** nicht ſo ganz richtig: denn wenn man ſich an den Speiſen die blos Appetit machen ſollen, ſatt ißt, ſo ſchmeckt hernach die Mahlzeit nicht mehr.

Endlich berufen Sie ſich, S. 252 und 253, auf Ihre innere Erfahrung: **Sie und viele tauſend Katholicken fühlen ſich ſelig, und im Gewiſſen beruhigt bey Ihrem Gottesdienſt;** und ich verſichere Ihnen heilig, daß ich und viele tauſend Proteſtanten, uns bey unſerm innern Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit, in Verbindung mit dem Aeuſſern **höchſt einfachen**, ſehr wohl befinden. Wir wiſſen gewis an **wen**, und **was** wir glauben, und der Geiſt Gottes giebt Zeugnis unſerm Geiſt, daß wir Gottes Kinder ſind. Wir ſehen der groſſen Entſcheidung, wer unter uns beyden recht hat, ruhig entgegen.

Solche Erfahrungen ſind indeſſen zur Beweisführung durchaus untüchtig: denn auch der Schwärmer hat ſie, und zwar lebhafter, als der ruhige Freund der Wahrheit. Es kommt alſo alles auf den Grund an, auf dem die Erfahrung beruht. Dies iſt nun meine Antwort auf Ihre Frage, Seite 253. unten;. und Ihr Schluß Seite 254. oben, **daß darum, weil die Römiſche Kirche die meiſten Cärimonien**, die Sie fälſchlich Heiligungsmittel nennen, **habe, auch die beſte ſey, durchaus unrichtig.** Hieraus folgt nun auch, daß der unmittelbar folgende Schluß: **daß jeder bey Gefahr der ewigen Verwerfung verpflichtet ſey, die kräftigſten Mittel zum Zweck,** — nämlich die Römiſchen Kirchengebräuche — **zu ergreifen, das iſt Römiſch Katholiſch zu werden,** ebenfalls als ganz falſch hinwegfalle.

In dem ſchrecklichen Verfall der **Römiſchen** und der **Proteſtantiſchen** Kirchen, ſtimmen wir beide überein; allein in beiden befindet ſich doch auch eine groſe Menge wahrer Chriſten, die zur wahren Gemeine des Herrn gehören, und die eigentliche reine **Evangeliſch-Katholiſche** Kirche bilden, welche auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

Seite 258. äuſſern Sie wiederum eine Partheylichkeit, die durchaus Grund- und Bodenloß iſt: Sie rühmen die Paſtoral-Beſchäftigungen rechtſchaffener frommer Katholiſcher Geiſtlichen, und ſagen dann: **womit — nehmt mir meine Freimüthigkeit nicht übel — liebe proteſtantiſche Brüder! die Paſtoral-Arbeiten euerer Miniſter bey weitem nicht können verglichen werden.**

Sagen Sie mir doch, mein lieber Bruder! wo haben Sie denn Gelegenheit gehabt, fromme proteſtantiſche Geiſtlichen lange genug zu beobachten, um ein ſolches Urtheil über ſie zu fällen? kennen Sie ihre Nachtwachen, ihr Ringen mit Gott im Gebet, ihren Fleiß um das Wort Gottes rein und lauter zu verkündigen, u. d. gl.? Ich kann als ehmaliger Arzt darüber urtheilen, und bin vielfältiger Augenzeuge geweſen, wenn fromme Seelſorger die Seelen ſterbender Chriſten ihrem Erlöſer zu treuen Händen überlieferten. Iſt es denn auch erlaubt, lieber **Sulzer!** über eine Sache abzuſprechen, die man durchaus nicht kennt. Vom gewöhnlichen Schlage der Geiſtlichen in beiden Kirchen, reden wir ja ohnehin jezt nicht, ſondern nur von denen die es redlich meinen, und deren kenne ich, Gottlob! in der proteſtantiſchen Kirche noch ſehr viele. Wenn die Römiſche Kirche ihren Geiſtlichen die Amtsgeſchäfte durch ſo vieles Cärimonienweſen ſchwer macht, ſo frage ich mit dem Propheten Jeſaia Cap. 1. V. 12. **Wer fordert ſolches von euern Händen?** und Cap. 57. V. 10. **Du zerarbeiteſt dich in der Menge deiner Wege,** ge, u. ſ. w. unſer Herr und ſeine Apoſtel haben dieſe Wege ja nicht gebahnt.

Seite 260. beſchuldigen Sie uns, **daß jeder Bauer, auch der roheſte, der nicht leſen kann, auch im Gewiſſen frey ſey; ſich an keine Entſcheidungen, keine Confeſſion, keinen Catechismus zu binden brauche, ſondern er dürfe ſeine Glaubenslehre, ſeine Moral, ſeine Sakramente, ſich ſelber nach eigenen Einſichten machen, wie ers für gut finde.** — Sagen Sie mir doch, lieber Bruder! in welcher Pfütze haben Sie dieſen giftigen Fiſch gefangen? davon wiſſen unſere Symbolen und Statuten nichts. Iſt ein roher Bauer ſo boshaft, daß er ein Religions-Verächter, und ſeiner Familie und Nachbarn ſchädlich wird, ſo weiß man wohl, was mit ihm anzufangen iſt; lebt aber jemand ruhig, giebt er niemand ein ärgerliches Beiſpiel, und ſeine Grundſätze ſind dem Evangelio nicht gemäß, ſo ſucht man ihn zu überzeugen, und hilft das nicht, ſo läßt man das Unkraut mit dem Waizen wachſen bis zur Erndte.

Seite 260. Nro. 2. Führen Sie noch einmal alle ſogenannte Gnadenmittel Ihrer Kirche an, und fragen dann: **in welcher Kirche mehr Troſt, Heiterkeit des Gemüths, und inniges Vergnügen gefunden werde, da wo man das alles glaubt, und wo man es nicht** glaubt? — Lieber Bruder! das alles iſt im vorhergehenden beantwortet; ich habe gezeigt was wahr und was falſch iſt; desgleichen, was wir glauben und nicht glauben. Daß die Seeligen für uns beten, glauben wir auch, aber nicht, daß wir ſie darum anſprechen dürfen, oder können, weil ſie nicht allwiſſend und allgegenwärtig ſind.

Seite 261. Nro. 3. Sagen Sie: **In welcher Kirche kann der ſittliche Zuſtand beſſer beſchaffen ſeyn? in jener, wo die Sittenlehre rein und unverfälſcht erhalten wird, wo ich ſie nicht nach meinen Neigungen und Leidenſchaften verändern darf,** u. ſ. w. u. ſ. w. oder dort, Seite 262. unten, **wo die Eigenliebe nach ihren Auswüchſen des Hochmuths, der Habſucht, der Sinnlichkeit, den keiner Autorität unterworfenen Verſtand beſticht, eine dem Herzen angemeſſene Moral zu machen? wo bald niemand mehr an die Ewigkeit der Strafen glaubt, das heiſt: wo man die Sanction des Sittengeſezes in ihrer dem verdorbenen Herzen verhaßten Seite entnervt? wo es mit dem ungenannten Verfaſſer des Büchleins, Glaube an Jeſum heißt: und wenn du des Tages ſiebenzigmal ſiebenmal ſündigeſt, ſo eile nur geſchwind wieder zu Jeſu und nimm von Ihm Gerechtigkeit, u. ſ. f.? Wo keine Beiſpiele frommer Diener Gottes, deren Leben der Commentar des Evangeliums iſt, geſammelt, und zur Nachfolge vorgeſtellt, und tauſend mit aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit bewährte Lebensgeſchichten Katholiſcher Heiligen, als Fabeln verlacht werden?** — Hierauf bitten Sie nun um Antwort.

Lieber **Sulzer!** der Herr unſer Gott gebe Ihnen an jenem groſen Tage nicht die Antwort die Sie verdienen: denn dieſe Stelle in Ihrem Buch iſt namenlos und ſchrecklich; Er erbarme ſich Ihrer verirrten Seele, und laſſe Ihnen Barmherzigkeit wiederfahren, wenn Ihnen um Troſt bange iſt; dieſe Sünde kann Ihnen kein Prieſter vergeben, der Herr verzeihe Ihnen! Ich verzeihe Ihnen von Herzen. Nun auch hier meine Antwort:

Sie werden doch den unerſchütterlichen Grundſaz aller Proteſtanten, ſelbſt der vernünftigſten Neologen wiſſen: **Daß die Befolgung der Moral Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel unbedingte Chriſtenpflicht, und nothwendige Folge des wahren Glaubens an unſern Herrn und Heiland iſt?** — und dieſe Moral, dieſe Sittenlehre befindet ſich vollſtändig in der Bibel, vorzüglich im neuen Teſtament, wie ich ſchon einmal in einem der vorigen Briefe bewieſen habe. Es kann kein Fall vorkommen, den man nicht aus dieſer Quelle entſcheiden kann. **Sehen Sie, mein Lieber! das iſt nun unſre Autorität** — eine Autorität die ihres gleichen nicht hat; und Sie ſagen: **unſer proteſtantiſcher Verſtand ſey keiner Autorität unterworfen.**

Ich bitte Sie herzlich, nur folgendes recht wohl zu beherzigen: nicht wahr, die Sache worüber wir ſtreiten, **betrift die Lehrbegriffe beyder Kirchen?** Sie behaupten die Lehrbegriffe **der Römiſchen Kirche** ſeyen die beſten, und ich ſuche zu beweiſen, daß **es die Unſrigen** ſind. In der Nichtbefolgung dieſer Lehren, oder in dem Verfall beyder Kirchen ſind wir uns einig. **Wie kommen Sie aber nun dazu,**

die Schuld des Verfalls in unſerer Kirche auf den Lehrbegrif unſerer Moral zu ſchieben, der ja doch rein bibliſch iſt? — berechtigen Sie mich nicht dadurch die nämliche Beſchuldigung der Römiſchen Kirche in ihren eigenen Buſen zu ſchieben? — **wo war von jeher Eigenliebe, Hochmuth, Habſucht und Sinnlichkeit** herrſchender als am Römiſchen Hof? — **wenn alſo der Lehrbegrif der Moral nach der Ausübung beurtheilt werden ſoll, ſo kommen ſie wahrhaftig viel zu kurz.** Nun noch Eins: Sie beſchuldigen uns **wir hätten keine Beyſpiele frommer Diener Gottes, deren Leben der Commentar des Evangeliums iſt, geſammelt, und zur Nachfolge vorgeſtellt, und tauſend, mit aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit bewährte Lebensgeſchichten katholiſcher Heiligen, verlachten wir als Fabeln.** — Meinen Augen konnte ich kaum trauen, als ich das in Ihrem Brief laß. Die proteſtantiſchen Kirchen beſtehen noch keine dreyhundert Jahre, und die eigentliche Römiſche Kirche etwa eilfhundert Jahr. Nach dem Verhältnis der Jahre der Währung beyder Kirchen, haben wir Proteſtanten ganz gewis zehnmal mehr öffentlich gedruckte Lebens-Beſchreibungen heiliger Seelen in den Proteſtantiſchen Kirchen, als die Römiſche Kirche aufweiſen kann, wenn ſie auch ihr Alter von Petro an rechnet. Ich berufe mich hier auf das geſammte leſende Publikum, und niemand wird mir dieſe Behauptung ſtreitig machen können. **Feddersen** hat ſechs Octavbände ſolcher Lebensbeſchreibunbungen geſammelt und in einer Menge erbaulicher Schriften, ſind auch die Lebensläufe der Verfaſſer eingerückt, von den einzeln gedruckten Lebensbeſchreibungen frommer Seelen mag ich gar nicht reden, ſie ſind unzählbar. Das Alles wiſſen Sie nicht, lieber **Sulzer!** und ſchreiben doch ſolche grobe Unwahrheiten in den Tag hinein. Daß Sie in Ihrer Kirche auch viele heilige Menſchen gehabt haben, und noch haben, daran zweifle ich gar nicht, und ich freue mich von Herzen darüber. Ein ſehr frommer reformirter Schriftſteller, der ſeelige **Gerhard Ter Steegen zu Mülheim an der Ruhr**, hat drey ſtarke Octavbände Lebensbeſchreibungen heiliger Seelen aus der römiſch katholiſchen Kirche herausgegeben, die ich mit Vergnügen geleſen habe. Bruder **Sulzer** würde ſich Sünden fürchten eine ſolche Sammlung proteſtantiſcher Heiligen zu veranſtalten.

Auch das weiß ich wohl, daß man in Ihrer Kirche wahrhafte, und authentiſche Lebensbeſchreibungen hat, dagegen aber haben Sie auch eine große Menge, beſonders aus dem Alterthum, deren ſich jeder vernünftige Katholick ſchämt: ich brauche Sie nur an die ſogenannte Legenden der Heiligen, und an Pater **Martin von Cochems** Leben Jeſu zu erinnern, ſo können Sie warlich! mit Wahrheit nicht mehr ſagen, **daß ſolche Lebensbeſchreibungen mit aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit ſeyen geſchrieben worden.**

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Ueberzeugung über ihre Grundſätze und Denkart, hier öffentlich ans Herz lege: Sie ſcheinen mir den genauen

Unterſchied zwiſchen den Dogmen und Kirchengeſetzen oder Gebräuchen Ihrer Kirche nicht zu kennen — entweder halten Sie viele Kirchengeſetze für Dogmen die es nicht ſind, oder ſie geben den Kirchengeſetzen mit Unrecht einen Dogmatiſchen Werth, den ſie unmöglich haben können; Sie könnten ſonſt unmöglich ſo urtheilen wie Sie in dieſen Ihren Briefen gethan haben; ſo viel kann ich Ihnen mit der höchſten Wahrheit betheuern, daß mir ſehr erleuchtete fromme und rechtſchaffene Theologen Ihrer Kirche, und ich könnte Ihnen Namen nennen, für denen Sie gewiß tiefe Ehrerbietung haben, verſichert, und aus claſſiſchen Werken Ihrer Kirche bewieſen haben, **daß die Römiſche Kirche weder Unfehlbarkeit, noch die alleinſeligmachende Eigenſchaft behaupte**, ſogar wird die **Transſubſtantiation** nicht mehr in dem craſſen Sinn geglaubt, wie ehmals. Sie ſehen alſo hieraus, mein Lieber! daß Ihre Kirche Sie ſelbſt nicht einmal für ächt Katholiſch anerkennen wird.

Sie ſagen ſelbſt, es ſeyen ſeit der Reformation viele Misbräuche in Ihrer Kirche abgeſchaft worden; das wird auch noch ferner geſchehen, wir werden uns allmälig immer näher kommen, und endlich am Ziel zuſammen treffen.

Was Sie am Schluß Ihres Briefs noch von den Separatiſten ſagen, das iſt auch ungefehr meine Ueberzeugung. Wenn Sie aber glauben, daß die Quelle des Separatismus im proteſtantiſchen Lehrbegriefe zu ſuchen ſey, ſo muß der römiſch katholiſche Lehrbegrif ſehr unvollkommen ſeyn, denn es hat in der Reformation einen Separatismus verurſacht, der ohne Beyſpiel iſt. Ich bin mit wahrer Bruderliebe Ihr treuer

Jung Stilling.

Antwort auf den dreyzehnten Brief.

Von dem Proteſtantismus, dann Betrachtungen darüber an ſich, und in ſeinen vermuthlichen Folgen.

Mein theuerer und innig geliebter Bruder!

Zur Beantwortung dieſes Briefs verleihe mir der Herr ſeinen ſanften ſtillen und ruhigen Geiſt der Wahrheit; zugleich bitte ich alle meine Leſer überall wohl aufzumerken, um meinen lieben Gegner und mich recht zu verſtehen.

Seite 274. fragen Sie: **wer ſoll den Geiſt und das Weſen des Proteſtantismus beſtimmen? Ich ſelbſt? Am wenigſten! Bellarmin? Boſſuet? Pater Merz? — Nein! ein Proteſtant der erſten Größe ſoll es, der Genfer Bürger Johann Jakob Rouſſeau!**

Lieber Sulzer! — hier bitte ich Sie einen Blick in Ihr brüderliches Herz zu thun, und einmal unpartheyiſch zu unterſuchen, warum Sie **Rouſſeau** zum Entſcheider in Anſehung des Geiſtes und des

Weſens des Proteſtantismus wählten? — kannten Sie den Mann aus ſeinen Schriften, ſo muſten Sie wiſſen daß er nicht einmal ein Chriſt, geſchweige ein Proteſtant war; er war ein eklektiſcher Philoſoph, der weder mit Gott noch mit Menſchen zufrieden war, und auch in dieſer Geſinnung ſtarb; bey dem Allem weiß ich aber auch, daß er ſehr viel Gutes hatte, und ein weit beſſerer Menſch war als ſein Zeitgenoſſe und Landsmann **Voltaire**. Wuſten Sie das Alles, und wählten **Rouſſeau** doch — ſo gehen Sie in Ihr Kämmerlein, ſchlieſen Sie die Thür hinter ſich zu, und machen Sie es dann mit dem groſen Herzenskündiger aus — ich mag kein Urtheil über Sie fällen, dieſer Zug Ihres Caracters paßt nicht zur Bruderliebe. Kannten Sie aber den **Rouſſeau** nicht, ſo muſten Sie ihn gar nicht wählen.

Was würden Sie ſagen, wenn ich zur Beſtimmung des Geiſtes und Weſens des Katholizismus eine Stelle aus **Voltaire's, D'Allemberts, La Mettrie's,** oder **Diderots** Werken herausgehoben hätte?

Aber was ſagt denn nun dieſer Obmann, oder Schiedsrichter **Rouſſeau** über den **Proteſtantismus**? Er ſagt **erſtlich: die Reformatoren hätten der heiligen Schrift einen andern Sinn gegeben, als den die Kirche ihr gab.**

Dieſer Satz iſt ſchon falſch: die Glaubens- und Lebenslehren der heiligen Schrift ſind jedem geſunden Menſchenverſtand klar und deutlich, und können keinen verſchiedenen Sinn haben, und auf dieſe Glaubens- und Lebenslehren kommt es hier allein an.

Zweytens: man hätte die Reformatoren gefragt: aus was für einem Anſehen (Autorität) ſie ſich auf dieſe Art von der hergebrachten Lehre entfernten? ſie hätten geantwortet: aus ihrem eigenen Anſehen, aus dem Anſehen der Vernunft.

Dieſe Behauptung iſt wiedrum nicht wahr: die Reformatoren ſahen die vielen Misbräuche, und den Verfall der Römiſchen Kirche; ſie verglichen ihren Zuſtand, mit dem Evangeliſchen Chriſtenthum der Bibel, und fanden nun den großen Unterſchied der ſie bewog zu reformiren. Die Bibel war ihre Autorität, nicht ihr eigenes Anſehen, nicht ihre Vernunft; und

Drittens. Hätten die Reformatoren geſagt: daß weil der Sinn der Bibel in dem was zum Heil gehöre, allen Menſchen verſtändlich und klar wäre, jedermann befugter Richter der Lehre ſey, und die Bibel als die Regel der Lehre nach ſeinem eigenen Sinn auslegen könne, u. ſ. w.

Hier widerſpricht ſich Rouſſeau: denn wenn eine Sache allgemein verſtändlich und klar iſt, ſo hat ſie nur einen allgemein verſtändlichen Sinn, den keiner nach ſeinem eigenen Sinn auslegen kann; und nun nehmen Sie mein Lieber! Seite 275. dieſen Widerſpruch zum Stichblatt auf und ſagen: Seht da (Ihr Proteſtanten!) alſo den eignen Sinn zum einzigen Ausleger der Schrift aufgeſtellt; ſeht das Anſehen der Kirche verworfen; ſehet einen jeden in Betref der Lehre unter ſeiner eigenen Gerichtsbarkeit. Dieſes ſind die zwey Hauptſtücke der Reformation: die Bibel zur Regel ſeines Glaubens anerkennen, und keinen andern Ausleger des Sinnes der Bibel zulaſſen, als ſich ſelbſt, u. ſ. w.

Ich übergehe nun alle die Folgerungen die Sie aus dieſem Miſchmaſch ziehen, denn wenn die Prämiſſen falſch ſind, ſo ſind auch die daraus hergeleitete Schlüſſe falſch. **Ich bitte Sie um Gotteswillen, beherzigen Sie doch folgende Sätze:**

Das Verderben und der Unfug in der Römiſchen Kirche, war im ſechszehnten Jahrhundert ſo unausſprechlich groß, daß der Unwille und das Misfallen darüber allgemein wurde. Die Wahrheit dieſes Satzes garantirt die Geſchichte.

Die Reformatoren als gelehrte, vernünftige Männer, klagten laut, mündlich, und ſchriftlich, gegen alle dieſe Misbräuche, allein an ſtatt daß der Pabſt und die Römiſche Geiſtlichkeit dieſe Klagen hätten unterſuchen, und ſelbſt eine ernſtliche Reformation veranſtalten ſollen, ſchützten und vertheidigten Sie dieſe Misbräuche auf alle Weiſe, und drohten der Reformatoren mit dem Bann.

Die allgemeine Unzufriedenheit des hohen und niederen Publikums mit dem Pabſt, der ganzen Cleriſey, mit allen eingeſchlichenen Misbräuchen, und beſonders mit dem ſchändlichen Ablaskram, machte, daß die Reformatoren einen groſen Anhang bekamen, und bey Hohen und Niedern Beifall funden. Sie fanden alſo einen Schutz, dem die Römiſche Kirche nicht gewachſen war; ſonſt wären ſie gewiß verbrannt worden.

Hätte die Römiſche Kirche damals nur ernſtlich Hand ans Werk gelegt, und zur Reformation treulich mitgewürkt, ſo wäre es nicht ſo weit gekommen, aber daran war, ſo gar auf der Kirchen-Verſammlung zu **Trident**, nicht zu denken, was man da verbeſſert hat, iſt von weniger Bedeutung.

In dieſer Lage trennten ſich die Reformatoren, mit ihrem Anhang von der Römiſchen Kirche, und bildeten eine Eigene, die dann auch von jener ins Ketzerregiſter eingetragen wurde.

Die Spaltung zwiſchen den **Lutheranern** und **Reformirten**, hatte eigentlich nur zwo Urſachen: **Luther** war in Anſehung der Verwandlung im Abendmahl ſeiner Sache nicht ganz gewiß; und wollte lieber etwas zu viel als zu wenig thun. **Calvin** hingegen faßte die Worte **Chriſti, ſolches thut zu meinem Gedächtnis**, ſtärker auf als jene: **das iſt mein Leib**, und ſtatuirte alſo daß Brod und Wein nur äuſſere Zeichen ſeyen, in denen nicht die geringſte Veränderung vorgehe, u. ſ. w. Dann lehrte er auch nach **Auguſtin** die unbedingte Gnadenwahl, die **Luther** mit Recht nicht annehmen konnte. Doch das alles hat ſich nun ſo ausgeglichen, daß von beiden Urſachen nicht mehr die Rede iſt.

Der wahre und ſeeligmachende Lehrbegrif der heiligen Schrift, und aller Proteſtantiſchen Partheyen, die **Neologen** ausgenommen, beſteht in folgenden vier Hauptſtücken:

1. Das ganze menſchliche Geſchlecht iſt durch den Fall unſerer erſten Eltern ſittlich verdorben, zur Sünde geneigt, und entfernt von dem Ebenbild Gottes, folglich unter der Gewalt des Reichs der Finſternis, und wer in dieſem Zuſtand bleibt, der geht nach ſeinem Tod verlohren, und wird verdammt.

2. Der ewigliebende Vater der Menſchen beſchloß, die abgefallene Menſchheit zu retten; Er ſandte alſo in der Fülle der Zeit ſeinen eingebohrnen Sohn, dieſer wurde Menſch, lehrete die Menſchen ſeine Brüder nach dem Fleiſch, durch Wort und Beiſpiel, was ſie thun und laſſen müſten, um das verlohrne Ebenbild Gottes wieder zu erlangen, und nach dem Tod ſeelig zu werden, oder das Reich zu ererben, das Er ihnen bereitet hat. Dann beſiegelte Er ſein Erlöſungswerk durch den ſchrecklichſten Tod am Kreuz, durch dieſes einzige Opfer verſöhnte Er auf einmal und auf ewig die Menſchheit mit Gott, ſtunde am dritten Tag von den Toden auf, gieng mit ſeinen Jüngern und Freunden noch vierzig Tage um, und fuhr dann vor ihren Augen gen Himmel. Dort ſizt Er zur Rechten ſeines Vaters und regiert die geſammte Menſchheit, ſo lang bis das ganze Erlöſungswerk vollendet iſt, und alle Feinde überwunden ſind; dann überantwortet Er wiedrum das Reich ſeinem Vater, damit Gott ſey Alles in Allem.

3. Ein Menſch der ſeelig werden will, muß dies nicht allein wiſſen und hiſtoriſch für wahr halten, ſondern er muß nun ſeinen eigenen Zuſtand prüfen, tief und mit wahrer ernſtlicher Reue empfinden, daß er in ſeiner natürlichen Verdorbenheit nicht ſeelig

werden könne, ſondern ein ganz anderer Menſch werden müße. Er wendet ſich alſo nun ernſtlich zu **Jeſu Chriſto** ſeinem Erlöſer, übergiebt ſich Ihm in veſtem Glauben an ſeine Gnade, zur Vergebung der Sünden, um ſeines verdienſtvollen Leidens und Sterbens willen. So glaubt er nun würkſam und bereit zu allen guten Werken, an **Jeſum Chriſtum**, und wendet ſich betend zu Ihm: denn er weiß daß in Ihm die Fülle der Gottheit wohnt, daß der Vater in Ihm, und Er im Vater iſt. Endlich

4. Ein ſolcher ſich ernſtlich bekehrender Menſch, fühlt aber bald, daß es ihm in der Befolgung der Gebote ſeines Erlöſers **Jeſu Chriſti** an Kraft mangelt, und daß ihm die Neigung zur Sünde noch zu mächtig iſt, daher folgt er nun der Anweiſung, die ihm ſeine Bibel, und der chriſtliche Unterricht giebt, er wendet ſich im Gebet zu Gott, und fleht um die Gnadengaben des heiligen Geiſtes; die er dann auch gewiß empfängt, und wenn er ſie treu bewahrt, ſich der vorgeſchriebenen Gnadenmittel, nämlich des Gebets, des heiligen Abendmahls, der fleißigen Betrachtung des Worts Gottes öffentlich in der Verſammlung der Gemeine, und zu Hauß mit den Seinigen, ordentlich und chriſtlich bedient, ſo wächſt er in der Heiligung, wird reich an guten Werken, die Früchte des heiligen Geiſtes zeigen ſich an ihm immer herrlicher, und wenn er treu beharrt bis ans Ende, ſo iſt er ſeiner Seeligkeit gewiß.

Sehen Sie, mein lieber Bruder! **nicht das Gefaſel des Eklektickers Rouſſeau, ſondern**

dies iſt der wahre proteſtantiſche Lehrbegrif, der Geiſt und das Weſen des allein ſeeligmachenden Glaubens.

Jezt fordere ich nun jeden wahren Proteſtanten, in allen Partheyen — ausgenommen die Neologen — Biſchöfliche und nicht Biſchöfliche **Lutheraner**; Biſchöfliche und Presbyterianiſche **Reformirten**; die **Brüdergemeine**, die **Menoniten**, u. ſ. w. feierlich hierdurch auf, mich zu widerlegen, wenn nicht obiger Lehrbegrif deutlich und beſtimmt, jedem Menſchenverſtand auch dem Ungebildetſten, in der heiligen Schrift, alten und neuen Teſtaments, ſo daß er unmöglich irren kann, faßlich enthalten iſt? Ferner:

Ob nicht der Geiſt und das Weſen dieſes Lehrbegrifs, in den Symboliſchen Büchern aller obigen Partheyen enthalten ſey? Ich berufe mich auf alle theologiſche und aſcetiſche Schriften aller dieſer Religionsgeſellſchaften, ſo wird ſich meine Behauptung an den Herzen aller unpartheyiſchen Wahrheitliebenden Leſer, als unwiderſprechliche Wahrheit legitimiren.

Wer dieſem proteſtantiſchen allein ſeeligmachenden Lehrbegrif treulich nachlebt, der wird ſeelig, er mag Griechiſch, Römiſchkatholiſch, Proteſtantiſch, kurz, er mag heiſen wie er will. Wer ihn aber nicht befolgt, dem hilft keine Autorität in der Welt, und die ganze Menge aller ſogenannten Gnadenmittel, ſind nur verlohrne Mühe, und alle Weltgerechtigkeit ein beflektes und beſudeltes Kleid. Verſtehen Sie mich wohl, lieber Bruder! wenn ich dieſen Lehrbegrif **allein ſeligmachend** nenne; ſo ſchlieſe ich Ihre Kirche nicht aus, denn ſie hat ihn ja auch, nur daß ſie nach und nach vieles hinzugeſezt hat, das weder in der heiligen Schrift, noch in den Begriffen der erſten Chriſten gegründet iſt: dieſe wuſten nichts von der Meſſe und von der Anbätung **Chriſti** in der Hoſtie: und eben ſo wenig von der Ohrenbeicht, und der Art der Römiſch-Katholiſchen die Sünden zu vergeben. Eben dieſes Leztere iſt von fürchterlichen Folgen: bedenken Sie nur folgendes mein Lieber! der katholiſche Chriſt glaubt veſt, jeder Prieſter, fromm oder gottlos, könne ihm aus apoſtoliſcher Macht die Sünde vergeben — er beichtet ihm alſo; der Prieſter trägt ihm Busübungen auf, und ertheilt ihm die Abſolution, die Vergebung der Sünden; jezt geht er beruhigt nach Haus, und da er weiß, wenn er wieder ſündigt daß er dann die nämliche Gnade zu erwarten hat, ſo ſündigt er fort: und auf dem Todbette beichtet er nochmals, empfängt wieder die Abſolution und ſtirbt nun heiter und ruhig in ſeinen Sünden — iſt das nicht ſchrecklich? — Ich glaube wohl, daß ein frommer katholiſcher Geiſtlicher gründlicher verfahren wird; allein Gott, wie wenig ſind derer unter allen chriſtlichen Partheyen?

Ganz anders verhält es ſich bey den Proteſtanten: da weiß jeder, auch der Roheſte, daß nur allein Gott Sünden vergeben kann; und jeder Pfarrer weiß, daß er auch nur dann, und unter dem Beding, wenn der Sünder wahre Buße thut, und ſich ernſtlich bekehrt, ihm die göttliche Vergebung zuſichern kann.

Jezt bitte ich Sie, mein Lieber! denken Sie doch einmal ruhig über den Proteſtantiſchen Lehrbegrif, und über das Alles nach, was ich Ihnen da geſagt habe! Daß das Alles heilige Wahrheit ſey, das wird Ihnen jeder Proteſtant ſagen, und wenn Sie noch nicht glauben können, ſo prüfen Sie, **aber treu und redlich**, ſo wird Sie die Erfahrung eines beſſern belehren. Ehe dies Alles aber gründlich geſchehen war, hätten Sie nicht ſolche grobe **Unwahrheiten** von dem Proteſtantismus, und nicht ſo lieblos gegen uns ſchreiben ſollen. Ich bitte Sie nochmals ernſtlich, denken Sie über obigen proteſtantiſchen Lehrbegrif ruhig nach, ſo muß doch Ihr redliches brüderlich geſinntes Herz überzeugt werden, daß das der Geiſt und das Weſen des wahren evangeliſchen Chriſtenthums, der Lehre **Jeſu** und ſeiner Apoſtel iſt.

Jezt kommts nun darauf an, ob in der Römiſchen Kirche, dieſe **Lehre Chriſti** und ſeiner Apoſtel treuer befolgt werde, als in der proteſtantiſchen; oder mit andern Worten: **ob in jener mehr wahre Chriſten gefunden werden, als in dieſer?** — wäre dies der Fall, ſo könnte man mit Grund behaupten, daß die viele Cärimonien und Gebräuche der Römiſchen Kirche wahre Beförderungsmittel der Heiligung ſeyen. Allein hier berufe ich mich wieder auf die Erfahrung: jeder aufrichtige und redliche Menſchenkenner wird finden, wenn er die katholiſchen und proteſtantiſchen Länder durchreiſt, und das gemeine Volk aufmerkſam prüft, daß in den Leztern weit mehr Känntniſſe und Geiſtes-cultur gefunden werde als in den Erſtern. Der fromme und eifrige Katholick ſorgt dafür, daß ſeine Kinder alle Kirchengebräuche und Cärimonien mit dem was ſie bedeuten wohl inne haben, und von Kind auf treu und fleiſig beobachten; geſchieht das nun, ſo beruhigt man ſich, und glaubt das weſentliche der Religion werde durch dieſe ſo genannte Heiligungs-Mittel nach und nach der Seele eingeimpft werden; allein dieſer Fall iſt ſehr ſelten: ein ſolcher Katholick heftet ſeine Seele an ſolches ſinnliche Gepränge, ſeine Einbildungskraft wird glüend, enthuſiaſtiſch für den äuſſern Ritus eingenommen; er läuft jeden Augenblick in die Kirche, und verſäumt ſein Hausweſen gar oft, aber vom innern Gebet des Herzens, vom innigen beſtändigen Umgang mit Gott, von der wahren Heiligung des Herzens weiß er nichts. Er lebt bürgerlich rechtſchaffen, aber die wahren edeln Früchte des heiligen Geiſtes, wahre Gottes- und wahre allgemeine Menſchenliebe mit wahrer chriſtlicher Demuth zeigt er nicht, im Gegentheil beſeelt ihn ein bitterer Haß gegen alle Nicht-Katholicken, und er iſt ſtolz darauf ein Glied der Römiſchen Kirche zu ſeyn. Hiemit will ich aber gar nicht ſagen, daß es gar keine wahre Chriſten in Ihrer Kirche gebe, denn ich bin vom Gegentheil überzeugt, ſondern das behaupte ich, und das weiß ich gewiß, daß in den proteſtantiſchen Kirchen **Mehrere**, und zwar **bey weitem Mehrere** gefunden werden.

Beobachten Sie nur einmal redlich und unpartheyiſch, die, auch bey proteſtantiſchen Weltmenſchen, verachteten **Pietiſten**, **Herrnhuter**, **Mennoniten**, auch ſo gar gewiſſe Arten von **Separatiſten**, **Inſpirirte**, u. d. gl. prüfen Sie anhaltend und lang, ſo werden Sie freylich hin und wieder auch Heuchler und Schwärmer, aber auch das finden, daß dieſe verachteten Menſchen, eben die wahren Jünger Jeſu ſind: **denn an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.** Wir nennen alle diejenigen **Erweckte**, die es nicht bey dem äuſſern kirchlichen Weſen bewenden laſſen, ſondern durch ernſtliche Buſe, Bekehrung, Wiedergeburt, und Heiligung, dem Himmelreich Gewalt thun, und es an ſich zu reiſſen ſuchen. Solche **Erweckte** ſind unſre Schweizerfreunde und Freundinnen, und alle diejenigen, die Sie, mein Lieber! mit dem Namen der Brüderſchaft beehren. Legen Sie doch den gräßlichen Wahn ab, daß alle dieſe edle Menſchen und wahre Chriſten katholiſch werden müßten, um ſelig zu werden. Bedenken Sie doch daß unſer himmliſcher Vater, unſer Herr und Heiland, durch ſeinen heiligen und guten Geiſt, allenthalben gegenwärtig, und jedem der Ihn ſucht unausſprechlich nahe iſt. Sagen Sie mir doch, lieber **Sulzer!** wo ſind wir Menſchen denn angewieſen, uns durch Umwege, oder durch Mittelsperſonen an unſern gnädigen lieben Herrn zu wenden? Er will nur mein Herz, um es zu heiligen, damit es Ihn lieben, im Geiſt, und in der Wahrheit verehren, und ſeine Gebote halten könne; mit Freuden gebe ich Ihm mein Herz, nehme es nie wieder zurück, und damit iſt alles gut. Warum ſoll ich mich nun einer Hierarchiſchen Gewalt, und Ihrem Cärimonien-Dienſt unterwerfen, die mir mit nichts ihre Autorität beweiſen kann.

Jezt habe ich Ihnen den Proteſtantismus nach der Wahrheit geſchildert; **ich fordere das ganze proteſtantiſche Publikum auf mich zu wiederlegen, und mir zu zeigen, wo, und in was ich unrecht geurtheilt habe?** Ich weiß aber gewiß, daß dies von einem wahren und ächten Proteſtanten nie geſchehen kann, und nie geſchehen wird. **Aber was wird denn nun aus Ihrem ganzen dreyzehnten Brief?** — geben Sie ſich die Antwort ſelbſt, mein Lieber! die reine Wahrheit auf das gelindeſte geſagt, würde Sie ſchwer beleidigen, und das will ich nicht.

Nur noch eine Beſchuldigung muß ich abfertigen und dann bin ich mit Ihrem unbegreiflichen Brief fertig: **Sie behaupten der Proteſtantismus beſtehe in einer immerfortdauernden Reformation, oder ſein Weſen ſey uneingeſchränkte Freyheit im Denken; dieſe nur und nicht Wahrheit hätten die Reformatoren geſucht.**

Welch eine kraſſe Unwahrheit? Fragen Sie doch jeden proteſtantiſchen Geiſtlichen, der nur nicht Neologe iſt, der wird die Beſchuldigung mit Unwillen verwerfen. Die Reformatoren gründeten ihr ganzes Geſchäfte auf die Bibel. Dieſe iſt in den Glaubens-Lehren durchaus verſtändlich, daraus entſtand nun obiger proteſtantiſcher Lehrbegrif, der unabänderlich und ewig iſt, ſo wie das Wort Gottes ſelbſt. Daran läßt ſich nichts ändern, nichts zu- und nichts abthun, die ſtreitige Puncten zwiſchen den Reformatoren ſelbſt waren theils Wortſtreit, theils Nebenſachen, dieſe haben ſich nun nach und nach beſeitiget, und die Einigkeit des Glaubens iſt hergeſtellt. Daß nun aber die neuern philoſophiſchen Köpfe, ihre Vernunftſyſteme, deren faſt jeder ſein Eigenes hat, in die Bibel hinein buchſtabiren wollen, und daher den Proteſtantismus eine fortſchreitende Reformation nennen, dafür können die proteſtantiſchen Kirchen nichts. Ich bin von Herzen Ihr treuer Bruder

Jung Stilling.

Antwort auf den vierzehnten Brief.

Welcher Fragmente aus der Geſchichte des Proteſtantismus, und Anmerkungen darüber enthält, dann Schluß dieſer Briefe.

Mein theuerer und herzlich geliebter Bruder!

Ja wohl Fragmente! — und zwar gefliſſentlich ausgeſuchte, um den Proteſtantismus recht häßlich und gefährlich zu ſchildern — und doch ſind alle Hiebe die Sie austheilen, lauter Luftſtreiche, deren uns kein einziger trift.

Sie werfen uns immer **das Schwankende, das Ungewiſſe** unſeres proteſtantiſchen Lehrbegrifs vor, und ſagen: **wir wüßten nicht was wir glaubten, und ſollten doch ja das Wort Glaube an Jeſum Chriſtum nicht in Mund nehmen.** Seite 93. und ich habe Ihnen im vorigen Brief beſtimmt und deutlich den reinen und vollſtändigen Bibelbegrif des ſeeligmachenden Glaubens an **Jeſum Chriſtum,** welcher auch der wahre Proteſtantiſche Lehrbegrif iſt, dargeſtellt. **Was iſt nun Schwankendes darinnen?** — Sie führen auch dieſen Lehrbegrif S. 323 an, wo er etwas kürzer ausgedrückt iſt, aber doch weſentlich mit dem im vorigen Brief übereinkommt; dann ziehen Sie aus meinen Worten: **das Uebrige was noch geglaubt werden muß, folgt dann aus dieſem von ſelbſt,** wiederum den falſchen Schluß, **alſo müße denn doch noch mehr als dieſe vier Hauptpunkte geglaubt werden, und was geglaubt werden müße, würde doch keine gleichgültige Nebenſache ſeyn, und würde auch ein jeder das, was aus den Hauptpunkt folgt, richtig folgern?** — O Lieber! Lieber Sulzer! welche erbärmliche Sophiſtereyen! — **Was von ſelbſt aus unſerm Lehrbegrif folgt, braucht ja niemand zu folgern.** Z. B. wer da glaubt, daß das **ganze** menſchliche Geſchlecht verdorben ſey, dem folgt ja auch der Schluß von ſelbſt, daß er auch ſelbſt verdorben ſeyn müße — kann nun irgend ein vernünftigre Menſch hier falſch ſchlieſen? Wer das Erlöſungswerk durch **Jeſum Chriſtum** glaubt, dem legitimirt ſich von ſelbſt der Schluß, daß er auch dieſer Erlöſung theilhaftig werden, und alle Gebote des Herrn befolgen müße. — Doch was halte ich mich mit Sachen auf, die ja jedes Kind begreifen kann.

Um zu beweiſen wie ſchwankend der proteſtantiſche Lehrbegrif ſey, führen Sie hier Seite 320 bis 322, zwölf proteſtantiſche Schriftſteller an, aus deren Schriften Sie nur einzelne Sätze herausheben, aus ihrer Verbindung mit dem vorhergehenden und nachfolgenden trennen, und daraus zeigen wollen, wie verſchieden aller dieſer Männer Aeuſſerungen über den proteſtantiſchen Lehrbegrif ſey. Ich habe Ihnen in dieſen meinen Briefen ſchon ein paarmal geſagt, daß man hier durch Induktion nicht ſchlieſen dürfe. Was würden Sie ſagen, wenn ich, um den Römiſch-Katholiſchen Lehrbegrif zu wiederlegen, aus ein paar Dutzend Schriftſtellern Ihrer Kirche, Aeuſſerungen herausgeriſſen hätte, um damit meine Behauptungen zu beweiſen? — und doch ſind die Sätze aller zwölf Männer die Sie anführen, nicht nur dem proteſtantiſchen Lehrbegrif nicht entgegen, ſondern darinnen begriffen, ſie beweiſen nichts für Sie, und nichts gegen uns. Hier muß ich Sie doch auf Ihr Gewiſſen fragen: **warum wählten Sie auch den Socin zum Zeugen, da Sie doch wiſſen müſſen, daß wir Proteſtanten ihn nicht für einen Glaubensbruder anerkennen?** — Antworten Sie dem Herrn dem Herzenskündiger, ich will Ihre Antwort nicht wiſſen. Wenn Sie den Lehrbegrif des Proteſtantismus beurtheilen wollen, ſo müßen Sie ſeine Symbolen vor die Hand nehmen, und dieſe widerlegen. Was gehen uns die . . . . **aner** und . . . . **iſten** alle an, deren Sie aus lauter — **Wahrheit in Liebe** — S. 325. nicht genug auftreiben können; und doch werden unter allen dieſen Sekten, Schwärmern und Nichtſchwärmern ſehr wenige ſeyn, die nicht den wahren ſeeligmachenden Lehrbegrif der heiligen Schrift, und der proteſtantiſchen Kirche von Herzen bekannt haben, und noch bekennen; auf dieſen und ſeine treue Ausübung kommts ja allein an, und alles andere iſt, ja Nebenſache. Der Fehler oder Irrthum beſteht nur darinnen, wenn eine chriſtliche Religions-Parthey ſolche Nebenſachen zu wahren Glaubens-Artikeln erheben will, die es nicht ſind; und eben dies iſt auch Ihr Fehler, mein Lieber! Sie hängen obigen rein bibliſchen und allgemein verſtändlichen Glaubenslehren noch andere bey, die weder in der Bibel noch in der geſunden Vernunft, ſondern nur in einer Tradition gegründet ſind, deren Göttlichen Urſprung Sie aber in Ewigkeit nicht beweiſen können: nämlich, **die fortdauernde Leitung der Kirche durch den heiligen Geiſt; daher ihre Unfehlbarkeit, daß auſſer ihr kein Heil ſey, daß die Meſſe ein Opfer, und Göttliche Einſetzung ſey; die Lehre von der Ohrenbeicht**, u. ſ. w. Das alles ſind Ihnen Glaubens-Artickel, und ich habe Ihnen bewieſen, daß das alles nicht allein keine Glaubens-

Artickel, ſondern notoriſch, und hiſtoriſch, lauter Menſchen-Erfindungen ſind. Sie können unſertwegen das alles von Herzen glauben, wir haben Sie dennoch von Herzen lieb, aber wenn Sie ſich nun in Ihrem Stolz, und mir ganz unbegreiflichem Eigendünkel, hoch über uns hinauf erheben, und die vielen berühmten gelehrten und heiligen Männer unſerer Kirche, wie Schulknaben behandeln, über uns winſeln und wehklagen, ſo muß man bey Ihnen vorüber gehen und — Sie bedauern.

Seite 329. fragen Sie: **Die Symbolen der proteſtantiſchen Kirche ſind Ihnen reine und heilige Wahrheiten? um des Himmelswillen? was für Symbolen? vereinigen Sie einmal die Lutheriſchen, die Reformirten, die Anabaptiſtiſchen, die Herrnhuthiſchen, und andere Symbolen mit einander, und Sie haben das achte Weltwunder geſchaffen.**

Lieber **Sulzer!** dieſe Vereinigung brauche ich nicht zu machen, ich habe Ihnen ſchon an einem andern Ort geſagt, daß dieſe alle im Weſentlichen des Lehrbegrifs ganz übereinſtimmen. Wenn Sie aber fragen müſſen, **was für Symbolen?** — So muß ich Ihnen abermal ſagen, warum wagen Sie es gegen uns aufzutretten, und mich heraus zu fordern, wenn Sie unſre Symbolen nicht kennen, und unſre Glaubens-Artickel nicht wiſſen?

Eine gröbere Unwahrheit können Sie nicht ſagen, als die, welche ſich S. 329 und 330, in Anſehung aller der erdichteten Uneinigkeiten in den proteſtantiſchen Partheyen, befindet. Großer Gott! wie feindſelig, wie liebles! — ich erinnere mich keines Katholicken, der mit einer ſolchen Einſeitigkeit und lauter vom Zaun gebrochenen Conſequenzen gegen uns aufgetretten wäre; und das Alles ſoll Wahrheit in Liebe seyn. Von allen Uneinigkeiten welche Sie S. 330, an der Zahl 17 von a bis r aufzälen, iſt doch auch nicht eine Einzige wahr und nicht Eine erwieſen: und wenn auch hie und da eine Parthey von dieſer oder jener Nebenſache anders denkt, als die Andere, iſt das dann ſogleich **Uneinigkeit?** und hat das Einfluß auf den wahren ſeligmachenden Lehrbegrif?

Jezt halten Sie ſich nun **über unſre Uneinigkeit in der Kirchenform, und in der Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat** auf. Wo iſt denn **Uneinigkeit** bey aller **Verſchiedenheit?** Kommt denn etwas auf die äuſſere Form an? Wenn tüchtige Männer in Kirchen und Schulen angeſtellt werden, die das Wort Gottes rein und lauter lehren, und unter einer leitenden Aufſicht ſtehen, die es redlich meint, iſt dann nicht der Wille **Chriſti** und ſeiner Apoſtel erfüllt? wo wuſte die erſte Kirche vom Pabſt, von Cardinälen, von Patriarchen, von gefürſteten Erzbiſchöffen Biſchöffen und Aebten, von ſo vielen Mönchsorden, u. ſ. w. auch das geringſte? — iſt nun die Form Ihrer Kirche apoſtoliſch? o daß Gott erbarme!

Was aber nun vollends **die Uneinigkeit in Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat** betriſt, ſo haben Sie dabey an das Gleichnis vom **Splitter** und dem **Balken** im Auge nicht gedacht: wo in aller Welt war dies Verhältnis ſchwankender und ungewiſſer als in der Römiſchen Kirche? Vom eilſten Jahrhundert an, bis ins achtzehnde hinein hörte ja der Streit zwiſchen dem Römiſchen Hof, und den weltlichen Mächten nie auf, — welche Ströme Menſchenblut hat die teutſche Nation in **Italien** und anders wo vergießen müßen, um die Rechte ihrer Kaiſer gegen die Uſurpationen und ungerechte Anmaſſungen der Päbſte, aufrecht zu halten? — Sehen Sie, mein Lieber! ſolche Sachen ſchreiben Sie unbedachtſam in die Welt hinein, ohne zu vermuthen, daß man Ihnen etwas entgegen ſetzen könne; ich erinnere mich auch keines einzigen proteſtantiſchen Regenten, der mit ſeiner Geiſtlichkeit im Misverhältnis ſtünde — jeder hat eine Stelle angeordnet welche die Pflichten des Landes-Biſchofs vertritt; bald beſizt Sie eine einzelne Perſon, bald ein Collegium, in welchem Einer das Präſidium hat. Wenn nur die Kirche nach dem Sinn des Evangeliums geleitet wird, ſo kommt ja auf die Form ganz und gar nichts an.

S. 337. Wie kommt nun **Moſes Mendelſohn** hieher? — Antwort: eben ſo wie **Joh. Jak. Rouſſeau.**

ſeau. Nun bitten Sie uns arme Tröpfe, beſonders die, welche noch nicht die Geſchichte der Reformation geleſen haben, S. 338 oben, wir möchten doch **Boſſuets Geſchichte der Veränderungen der proteſtantiſchen Kirche** leſen. **Boſſuer** Biſchof zu **Meaux**, war ein grundgelehrter Mann, und groſer Redner, aber äuſſerſt leidenſchaftlich, intriguant, und Partheyſüchtig, und zu dem Allem ein Franzos, dem die teutſchen Archive nicht offen ſtunden; und das ſind doch die ächten Quellen, aus denen man die Reformations-Geſchichte ſchöpfen muß. Wie können Sie uns ein ſolches einſeitiges ausländiſches Werk empfehlen? — Die pragmatiſche Geſchichte der Reformation iſt ja in jedermanns Kopf und Händen; alle Geſchichtſchreiber ſtimmen in der Hauptſache miteinander überein; und noch niemand hat ihnen Unwahrheiten, und Unrichtigkeiten zeigen können.

Ich glaube dieſen liebloſen mit lauter unſtatthaften, ſchiefen, und verdrehten Vorwürfen angefüllten deklamatoriſchen vierzehnten Brief, am beſten abfertigen zu können, wenn ich zwo aufgeworfene Fragen, beantworte S. 338. **Wie es um die geſammte Heilslehre des Sohns Gottes nach achtzehnhundert Jahren auf Erden ſtehen würde, wenn der proteſtantiſche Religions Grundſaz gleich vom Anfang der Kirche wäre aufgeſtellt und allgemein angenommen worden?** und S. 340. **Welches iſt die nächſte Urſache, daß von Luthers ſogenannter Reformation an, unzälig mehr Sekten,**

ten, Partheyen, und Meinungen in Religionsſachen entſtanden ſind, als, wie ihr in der Kirchengeſchichte ſehet, in funfzehnhundert Jahren zuvor?

Auf die erſte Frage antworte ich mit unwiderlegbarer Wahrheit und Gewißheit, **es würde jezt gerade ſo in der Welt ausſehen, als es jezt würklich ausſieht: denn die apoſtoliſche Kirche im erſten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts, hatte durchaus keinen andern Lehrbegrif, als die proteſtantiſche Kirche.** Ich berufe mich kühn auf die nachgelaſſenen Schriften der erſten heiligen Kirchenväter, wo man gewiß nichts anders finden wird, als was alle Proteſtanten als ihren Lehrbegrif anſehen. Der kleine Unterſchied, der ſich damals in der äuſſern Kirchenform zeigte, kommt hier nicht in Betracht. **Und wären keine Verfälſchungen in jenen Schriften vorgegangen, ſo würde ſich meine Behauptung noch klärer zeigen;** doch ſie iſt ohnehin klar genug, und den möchte ich ſehen, der mich ſtatthaft widerlegen könnte.

In der zweiten Frage verlangen Sie zu wiſſen, **welches die nächſte Urſache ſey, daß nach der Reformation ſo viele Sekten entſtanden ſind?** Lieber Bruder! die nämliche Urſache, welche in der erſten Kirche eine noch weit gröſere Menge Ketzer, und Nichtketzer erzeugte. — **Die von Jeſu Chriſto unſerm Erlöſer, und von ſeinen**

nen Apoſteln ſanctionirten Menſchen-Rechte, der Freiheit im Denken, ſo lange die Rechte eines andern nicht dadurch gekränkt werden. Wer gab den Biſchöffen und dem **Muhammed** das Recht über die Gewiſſen der Menſchen, über ihren Glauben und Meinungen zu herrſchen? und alle, die ihr von Gott anerſchaffenes, und ſanctionirtes Recht behaupten wollten, mit dem Bann zu belegen, zu verfolgen, zu martern, und ſo gar aufs ſchmerzhafteſte hinzurichten? Dies war nicht etwa das Syſtem des einen oder des andern Pabſtes, nein, mein Lieber! **es war Syſtem, Maxime der Römiſchen Kirche, gerade dem Sinn und dem Geiſt Chriſti entgegen, welcher befiehlt, daß Waizen und Unkraut miteinander wachſen ſollen bis zur Erndte.**

Bedenken Sie doch nur folgendes, lieber **Sulzer**! Nicht wahr, es iſt uns um die Wahrheit zu thun; wenn wir nun jemand in dem was wir für Wahrheit halten, treulich unterrichtet haben, und er wird dadurch nicht überzeugt, werden wir dann unſern Zweck erreichen, wenn wir ihn peinigen, quälen, und endlich gar hinrichten? — Die menſchliche Natur und die Erfahrung aller Zeiten lehrt das Gegentheil. Jeder redliche Menſch fühlt das Entehrende und Gottmisfällige in der Verläugnung der Wahrheit; wenn es alſo heißt, **du ſollſt das für wahr halten, was ich dich lehre, oder ſterben,** und er kann es nicht für wahr halten, ſo ſtirbt er, wenn er anders kein elender ſchlechter Menſch iſt; und wenn er irrt, ſo triumphirt in dieſem Fall der Irrthum über die Wahrheit. Dies alles gilt im höchſten Grad, wenn von der Religion die Rede iſt.

Ich ſetze alſo folgenden Satz als unumſtößlich veſt: was verfolgt wird, ſey es Irrthum oder Wahrheit, wird durch die Verfolgung geſtärkt, und das Blut der Martyrer iſt ein Saame der tauſendfältige Früchte trägt. Sie ſehen alſo, lieber Bruder! daß jene Maxime der Kirche auch nicht einmal politiſch klug iſt; das Mittel führt nicht zum Zweck.

Hiezu kommt nun noch ein Drittes: der Glaubenszwang hemmt jede Unterſuchung der Wahrheit; der gewöhnliche Menſch wird nicht dazu aufgemuntert, der Denker aber oder das Genie entwickelt ſich entweder ins geheime, ſeufzt in den Feſſeln, und die von ihm erfundene Wahrheit wird nicht kund. Oder es bricht durch die Feſſeln, verkündigt die Wahrheit, und wird nun verfolgt.

Dies iſt die Urſache warum die **Muhammedaner** immer auf der unterſten Stuffe der Kultur ſtehen bleiben: denn der Tod ſteht darauf, wenn einer etwas anders glaubt, als was im **Koran** ſteht;

und nicht beſſer ſah es in der Chriſtenheit vor der Reformation aus.

Die vollkommene Denk- Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, in Anſehung der Religion, inſofern keine Grundſätze aufgeſtellt, und in Ausübung gebracht werden, die den Staat und der bürgerlichen Geſellſchaft gefährlich ſind, iſt dem Sinn Chriſti und ſeiner Apoſtel gemäß, folglich Grundſatz der chriſtlichen Religion. Sie befördert den Sieg der Wahrheit über den Irrthum und alle nützliche Kenntniſſe in allen Wiſſenſchaften.

Eine Religions-Parthey, welche den Glaubenszwang ausübt, fühlt, daß ſie keine gute Sache vertheidigt, und fürchtet, daß durch die Denkfreiheit ihre Macht geſchwächt werden möchte.

Nachdem ich dieſes vorausgeſchickt habe, ſo kann ich nun auf Ihre Klagen, Vorwürfe, und Deklamationen, über die Mannigfaltigkeit der Meinungen und Sekten, in der proteſtantiſchen Kirche ſtatthaft antworten.

Die öffentliche Mannigfaltigkeit der Meinungen in Religions- und Glaubensſachen, folglich auch der Sekten, iſt eine natürliche und unvermeidliche Folge der Denkfreyheit; aber alle dieſe verſchiedene Meinungen befördern eben die Entwicklung der Wahrheit, und ihren Sieg über den Irrthum: der immerfortſtrebende menſchliche Geiſt, der ſich bey der Denkfreyheit allgemein mittheilt, entdeckt immer klärer was Irrthum und was Wahrheit iſt, daher werden Sie auch in der Geſchichte finden, daß irrende Sekten nicht lange beſtanden haben, **wenn Sie nicht durch äuſſere Macht unterſtüzt und aufrecht gehalten wurden.**

Der wahre chriſtliche proteſtantiſche Lehrbegrif, ſo wie ich ihn oben dargeſtellt habe, legitimirt ſich allenthalben in der Ausübung, als ewige himmliſche Wahrheit. Alle Sekten die ihn annehmen, damit aber noch andere mehr oder weniger wahre Lehrſätze verbinden, kommen in der Ausübung und Befolgung nach und nach von ſelbſt aufs Reine; dies iſt der Fall bey gar vielen proteſtantiſchen Sekten; von denen nur der Name noch übrig, oder auch dieſer gar verſchwunden iſt. Dieſe Mannigfaltigkeit hat nichts zu bedeuten, **dagegen aber iſt der Kampf der philoſophiſchen Vernunft gegen den wahren chriſtlichen Lehrbegrif deſto bedenklicher.** Hier finden ſich eben die Geſchwüre die in der proteſtantiſchen Kirche **öffentlich,** und in der Römiſchen **heimlich,** aber **deſto gefährlicher** eitern. In dieſem Zuſtand iſt aber nun die Denkfreiheit wiedrum das einzige wahre Heilmittel: das Forſchen nach Wahrheit wird nicht aufgehalten, der chriſtliche Lehrbegrif iſt ewige unwandelbare Wahrheit, dagegen hat die philoſophiſche Vernunft, alle zehn Jahre ein neues Syſtem, wornach ſie den Lehrbegrif modeln will, daher wird der **redliche** Wahrheitforſcher endlich des Umherirrens müde und wendet ſich wieder zum Gehorſam des Glaubens, der **ſinnliche Weltmenſch** hingegen widerſtrebt allem Glauben, wird **Naturaliſt, Deiſt** und **Atheiſt.**

So entſteht allmälig die große Scheidung zwiſchen den Kindern des Lichts, und der Finſternis, und hätte die Kirche, die **Griechiſche** und die **Römiſche**, der Denkfreyheit freyen Raum gelaſſen, ſo würde jene Scheidung ſchon in den erſten Jahrhunderten geſchehen, und die Wahrheit von **Jeſu Chriſto**, und ſein Reich herrſchend ſeyn, von einem Ende der Erden bis zum Andern.

Ehe und bevor dieſe Scheidung geſchehen iſt, kann das Final- oder Schlusgericht über die Menſchheit, oder Chriſtenheit, nicht ausgeführet, und das Reich des Herrn nicht gegründet werden: denn ſo lang noch alles gährt, und untereinander gemiſcht iſt, ſo lang ſind wir zu dieſem Gericht noch nicht reif, denn die ewige Liebe will nicht die Frommen mit den Gottloſen, ſondern nur das Unkraut allein, dem Feuer übergeben. Eben die gegenwärtigen ſchweren Gerichte haben den Zweck, dieſe groſe Scheidung zu bewerkſtelligen, oder zu beſchleunigen; die Trübſal treibt entweder die Menſchen zu Gott, oder ins Gericht der Verſtockung. Sie ſehen aus dieſer richtigen Darſtellung, mein Lieber! daß die Freyheit des Glaubens und des Denkens, welche durch die Reformation bewürkt werden, eine große göttliche Wohlthat iſt.

Der Hauptirrthum, der durch alle Ihre Briefe, in Ihrem Buch herrſchend iſt, beſteht darinnen, daß Sie glauben, **zur Befolgung des von mir im vorhergehenden veſtgeſezten reinen und wahren chriſtlichen Lehrbegriffs, müſſe der heilige Geiſt, durch den Weg der Römiſchen Kirche, vermittelſt ihrer Gebräuche und Verordnungen und könne nicht anders mitgetheilt werden.** Es iſt alſo natürlich, daß Sie nun auch alle dieſe Gebräuche und Verordnungen als weſentliche Glaubens-Artickel, und nothwendig zur Seligkeit anſehen.

Da ich Ihnen aber nun aus der heiligen Schrift, aus der pragmatiſchen Geſchichte und Tradition gezeigt habe, daß die erſten Chriſten ohne alle dieſe Gebräuche und Verordnungen heilig und ſelig geworden, daß alle dieſe Gebräuche und Verordnungen ſpätere menſchliche Erfindungen, und die wichtigſten derſelben theils irrig, theils die Befolgung der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel erſchwerend ſind; und noch dazu die Richtung des Geiſtes, vom wahren Geſichtspunct ab, und auf ſich lencken, ſo will ich mir zwar nicht ſchmeicheln, Ihre von Jugend auf tief eingewurzelten Vorurtheile beſiegt, aber doch den, mir ſo unbegreiflich bittern, Haß gegen den Proteſtantismus gemildert zu haben.

Ich habe auch aus gewiſſen Aeuſſerungen bemerkt, daß Sie glauben, die Weiſſagung, **daß am Ende alles ein Hirte und eine Heerde werden ſolle,** beziehe ſich auf die Römiſche Kirche, ſo daß alle Chriſten wieder zurückkehren, und katholiſch werden müſſen. Lieber **Sulzer!** Gott verhüte, daß ſie dieſen Zweck, nicht nach ihrer alten Politik, durch Feuer und Schwerdt zu erreichen ſucht; geſchähe dies, ſo wüſten wir wofür wir ſie zu halten hätten, und wie wir mit ihr dran wären, dann wäre aber auch ihr und unſer Schickſal entſchieden. Indeſſen kann doch auch Ihre Kirche in dem Zuſtand nicht bleiben, worinnen ſie ſich jezt befindet: die wahre, und die falſche Aufklärung wachſen ungeachtet alles Glaubens-Zwangs, unaufhaltbar, und ins Geheim empor; es muß endlich zur plözlichen und ſchrecklichen Exploſion kommen, ſo wie wir davon in **Frankreich** ein ſehr belehrendes Beyſpiel erlebt haben; der Erfolg wird dann zeigen, wo Wahrheit, und wo die wahre Gemeine des Herren iſt.

Alles folgende in Ihrem Brief, nebſt dem Zuſatz und den Anmerkungen, beſteht aus lauter Folgerungen, aus falſchen Vorderſätzen, Vorurtheilen, und deklamatoriſchen Ausfällen, ohne Grund und Veranlaſſung. Nachdem, was ich in allen meinen Antworten, auf alle Ihre Briefe gründlich und ſtatthaft bewieſen habe, fällt das alles weg, und verſchwindet wie Seifenbloſen in der Luft, ſo daß ich nun darüber kein Wort mehr zu verlieren brauche.

Wir leben in der Zeit der nahen Entſcheidung; und mir deucht wir hätten etwas nöthigers zu thun, als durch ſolche Unterſuchungen die alte Fehden wieder anzuknüpfen; durch Ihre ſo ganz grundloſe Zuverläſſigkeit und durch den ſtolzen abſprechenden Ton, womit ſie uns Proteſtanten ausputzen, und durchhecheln, haben Sie die Liebe und Achtung aller Rechtſchaffenen unter uns auf eine gefährliche Probe geſezt, und unſre Katholiſche Brüder und Freunde bedauern Sie und Ihr Buch von Herzen; und zween gelehrte Theologen, und wichtige Männer aus der Römiſchkatholiſchen Kirche haben mir verſichert, **daß Sie ſelbſt nicht ächt Katholiſch ſeyen, und daß dasjenige was Sie behaupteten, keineswegs Lehre Ihrer Kirche ſey.**

Dem allem ſey nun wie ihm wolle; ich habe Ihnen derb aber doch **durch Wahrheit in Liebe,** die reine Wahrheit, ſo wie ich ſie vor Gott dereinſt zu verantworten gedenke, geſagt; aber deswegen liebe und verehre ich Sie doch, ſo lang wir hienieden zuſammen pilgern, von ganzem Herzen. Ich ſehe gar wohl ein, daß Sie es von ganzer Seelen gut meinen; aber eine von Jugend auf eingeſogene Mönchiſche Geſinnung, hat einmal folgende Grundlage, alles Denkens, Urtheilens, und Schlieſens in religiöſer Hinſicht unwandelbar veſtgeſezt: **die Römiſch-Katholiſche Kirche ſey die, vom heiligen Geiſt von Anfang an bis daher geleitete, einzig wahre, unfehlbare, und alleinſeeligmachende Kirche Jeſu Chriſti; und die proteſtantiſchen Kirchen ſeyen voller Irrſal, und wollten aus bloſem Stolz und Rechthaberey, und ungezügeltem Freiheitstrieb, nicht wieder in den Schoos der Mutterkirche zurückkehren.**

Anſtatt nun beide Säze unpartheiiſch nach der Bibel, nach der Vernunſt, und nach der Geſchichte zu prüfen, wie es doch einem Mann zukommt der Anſpruch auf Gelehrſamkeit und noch dazu bey ſo wichtigen Gegenſtänden, machen will, haben Sie beide Säze ohne weite-s für apodiktiſch angenommen, und als ſolche veſtgeſezt, und nun gieng Ihr Forſchen nur dahin, um alles in einzelnen Schriften aufzuhaſchen, was Ihre feindſelige Vorſtellung von den Proteſtanten nähren und beſtärken konnte; in Anſehung Ihrer Kirche aber behelfen Sie ſich mit lauter Sophiſmen, Hypotheſen, und falſchen Vorausſezungen. Ich berufe mich auf alle Denkende und geübte Leſer Ihres Buchs aus allen Confeſſionen, und jeder wird mir das zugeſtehen müßen.

Jezt bitte ich Sie nun inſtändig, dieſe Sache beruhen zu laſſen; Sie haben gewis keinen denkenden Proteſtanten überzeugt, hingegen alle von ſich, und Ihrer Kirche, mehr als vorher entfernt, und dadurch die Trennung und Animoſität gefördert. Ich **muſte** Ihnen antworten, um nicht durch mein Schweigen den Verdacht zu erregen, Ihre Briefe ſeyen unwiderlegbar, und die Sache der Proteſtanten ſeye würklich ſo verzweifelt böſe, wie Sie ſie geſchildert haben.

Nun reichen Sie mir die Bruderhand, lieber **Sulzer!** und fordern Sie mich nicht noch einmal heraus; ſondern laßt uns gemeinſchaftlich, jeder in ſeinem Theil, demjenigen treu bleiben, der ſich aus

Liebe für uns zu Tod geblutet hat. Zu ſeinen Füßen werden wir uns dereinſt umarmen, und dann wird von Katholizismus und Proteſtantismus nicht mehr die Rede ſeyn. Ewig Ihr treuer Bruder

Jung Stilling.

Nachſchrift.

Sie haben am Schluß Ihres Buchs ein Urtheil über den berühmten Geiſterſeher **Swedenborg** gefällt, und bey dieſer Gelegenheit uns Proteſtanten wiederum Rechts und Links beohrfeigt. Weder Sie noch irgend jemand in der Welt, ſo viel mir bekannt iſt, hat dieſen Mann richtig beurtheilt. Was ich von ihm halte, das hab ich in meiner **Theorie der Geiſterkunde** dem Publikum geſagt; und will es hier noch einmal ſagen:

Swedenborg war wiſſentlich kein Betrüger, ſondern ein recht frommer chriſtlicher, und in vielen Wiſſenſchaften gründlich erfahrner Mann. In ſeinen jüngern Jahren arbeitete er an einem neuen philoſophiſchen Syſtem, das zwar vielen Scharfſinn, und Kenntniſſe verrieth, aber doch keinen Beifall gefunden hat, aber die beiden Foliobände Regnum subterraneum de Ferro, und Regnum subterraneum de Cupro et Orichalco ſind für den Mineralogen und Metallurgen ſehr brauchbare Werke.

Alle dieſe Schriften waren ſchon heraus, **als er anfieng Geiſter zu ſehen, und dies iſt nun eben der Punkt worauf es hier ankommt.**

Allen alten und erfahrenen Aerzten muß bekannt ſeyn, daß es gewiſſe Nervenkrankheiten giebt, in welchen die menſchliche Seele gleichſam exaltirt wird, und Dinge weiß, ſieht, und hört, die kein Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtand wiſſen, ſehen oder hören kann. Dieſer exaltirte Zuſtand entſteht folgendergeſtalt: der menſchliche vernünftig denkende Geiſt iſt innig, ewig, und unzertrennlich, mit einem ſehr feinen **Lichtleib** verbunden, vermög welchen er auf den groben menſchlichen Körper, und dieſer wieder auf ihn zurück würken kann. Der unſterbliche denkende Geiſt in Verbindung mit ſeiner Lichthülle iſt **die menſchliche Seele.** Jezt kommt es nun auf die feinſte Nerven-Organiſacion an, auf welche die Seele vermittelſt ihres Lichtkörpers wirkt, und durch welche ſie vermittelſt der äuſſern Sinnen bewürkt wird. Werden jene Werkzeuge der Seelen in der Nerven-Organiſation durch irgend einen Zufall in Verwirrung gebracht, ſo entſteht eine Verſtandes-Zerrüttung, und die Seele ſpielt ein mehr oder weniger verſtimmtes Clavier, aber in ihr ſelbſt geht keine Veränderung vor; bleibt die Organiſation regelmäſig, und iſt zugleich ihre Verbindung mit der Seele ſo beſchaffen, daß ſie durch irgend eine Urſache ſchwächer werden kann, ſo entſtehen dann nach Verhältnis des Grads dieſer Schwäche allerhand dem gewöhnlichen Menſchenverſtand unbegreifliche Zufälle: denn in dem Verhältniß, in welchem ſich die Seele von ihrem thieriſchen Körper loswindet, kommt ſie in Rapport mit dem Geiſterreich, ſieht und hört Geiſter, und geht mit ihnen um; ſie ahnet zukünftige Dinge, und würkt Zeit und Raum nach in die Ferne. Viele bleiben ſich bey dem allem äuſſerlich ſinnlich bewußt, viele gerathen aber auch in Entzückung, in welcher der Körper, wie in einer tiefen Ohnmacht liegt, und äuſſerlich nichts empfindet.

Alle dieſe Pſychologiſche Bemerkungen ſind richtige Reſultate meiner vieljährigen Beobachtungen des Thieriſchen Magnetismus: man leſe, und ſtudire des ſeel. Hofrath **Böckmanns** hier in **Carlsruhe**, des ſeel. Dr. **Wienholts** in **Bremen**, und des Dr. **Gmelins** in **Heilbronn** Schriften, Erfahrungen und Beobachtungen, ſo wird man ſich bald von der Wahrheit meiner Bemerkungen überzeugen.

Durch die Operationen des Magnetismus kann man Perſonen beiderley Geſchlechts, wenn ſie von Natur dazu disponirt ſind, in ſolche Entzückungen verſetzen. Die vollkommene Aehnlichkeit dieſer Erſcheinungen mit jenen die von ſelbſt, und blos durch die Natur erzeugt werden, beweißt nun deutlich, daß das was ich behaupte ſeine Richtigkeit habe. Religiöſe Perſonen, die ſich beſtändig mit Gott und göttlichen Dingen beſchäftigen, und dann eine natürliche Disposition zu dieſem Zuſtand (den die

Magnetiſeurs Somnambulismus nennen) haben, äuſſern ſich in demſelben auf eine erhabene Art: ſie gehen mit **Chriſto**, mit Engeln, und ſeeligen Geiſtern um, ſie weiſſagen, predigen Buße, u. ſ. w. Bey dem allem aber muß man ſehr auf ſeiner Hut ſeyn, und das alles ja nicht für göttlich halten, denn auch bey den beſten Seelen miſchen ſich Unlauterkeiten dazu, weil ſie nicht immer die Bilder der glüenden Phantaſie, und die täuſchenden Vorſpiegelungen falſcher Geiſter von der Wahrheit unterſcheiden können.

Dies iſt nun der Geſichtspunkt aus dem man ſo viele ſogenannte Propheten und Prophetinnen der vorigen Jahrhunderte in der Römiſchen und Proteſtantiſchen Kirchen, ſo viele Schwärmer und Schwärmerinnen unſerer Tage, und dann auch **Swedenborg**, beobachten muß; denn auch er war ein **Somnambül**, der aber wegen ſeiner Frömmigkeit, und groſen Kenntniſſen auch höher exaltirt wurde als andere; daher kommen nun auch ſo viele hinreiſſend ſchöne, erhabene, und mit der Bibel und Theoſophie übereinſtimmende Sachen vor; aber mit unter auch Ideen, von denen man nicht begreifen kann, wie ſie in einem ſo hellen Kopf entſtehen konnten; wie jeder erleuchtete chriſtliche Leſer bald finden wird. Das aber iſt auch unumſtößlich wahr, daß alle ſeine Schriften nichts enthalten, das dem wahren ſeeligmachenden proteſtantiſchen Lehrbegrif zuwider iſt; wenn er Gott einen Leib zuſchreibt, ſo iſt das ſo zu verſtehen: Er ſagt, man wiſſe im Himmel von keinem andern Gott, als vom Herrn, das iſt von Chriſto.

ſto. Der ewige Vater ſey für alle erſchaffene Weſen unerkennbar, ein unzugänzliches Licht, nur in **Chriſto** ſey er erkennbar, in Ihm ſey die heilige Dreyeinigkeit, die Fülle der Gottheit, unzertrennlich vereinigt; da nun **Chriſtus** einen verklärten Leib hat, ſo hat alſo, nach **Swedenborgs** Begrif, Gott einen Leib.

Lieber **Sulzer!** laßt uns auch die Irrenden dulten, tragen und lieben, denn wir irren alle mannigfaltig; und wenn wir ſie zurecht weiſen wollen, ſo geſchehe es durch Ueberzeugung, mit Beſcheidenheit, und in dem Gefühl daß wir auch Menſchen ſind, die irren können. Leben Sie wohl!

Erläuterungen, Berichtigungen und Beweiße.

1.

Der Herr Verfaſſer gedenkt hin und wieder in ſeinem Buch meines verklärten brüderlichen Freundes, des ſeeligen **Lavaters**, nicht **mit Wahrheit in Liebe**, ſondern mit einer geheimen unzufriedenen Bitterkeit. Da nun **Lavater** ſehr viele Freunde in der Welt hat, die alle über den Herrn Verfaſſer unwillig werden, wenn ſie das leſen, ſo hilft auch dieſer Umſtand dazu, daß ſein Buch, die verhofte Würkung, nämlich den Proteſtantismus dem Katholizismus zu nähern, nicht leiſtet, wohl aber das Gegentheil befördert.

2.

Das was hin und wieder in den Apocryphiſchen Büchern enthalten iſt, und von der proteſtantiſchen Kirchen nicht durchgehends angenommen wird, wie z. B. 2. **Makkab** 12. v. 43 bis 46, **das Opfer und Gebeth für die Todten**, gehört nicht zum ſeeligmachenden Glauben, und verurſacht alſo keine Trennung zwiſchen Katholicken, und Proteſtanten, und ihren Bibeln.

3.

Die Katholiſche Kirche hat auch dieſen Satz bey allen ihren Concilien, von den verſammelten Vätern erwartet. Allein in den erſten Jahrhunderten, alterirten gar oft Partheyſucht, Kätzermacherey, und in ſpäteren Zeiten die Römiſche Politick, welche zu jenem noch hinzu kam den Geiſt der Concilien, woher dann hie und da Schlüße entſtanden, die der Lehre Chriſti und der Apoſtel gerade zu, und eben ſo auch dem Geiſt, des ächten und wahren Katholizismus zuwider waren.

4.

Z. B. der heilige **Ignatius**, Biſchof zu **Antiochien**, er wurde im Jahr 109 zu **Rom** den wilden Thieren vorgeworfen; der heilige **Polycarpus** Biſchof zu **Smyrna**, ein Schüler des Apoſtels **Johannes**, wurde im Jahr 167 oder 169 in Smyrna lebendig verbrannt; und wer kennt nicht die heiligen Namen alle, die im 2 und 3ten Jahrhundert berühmt wurden, und die man in **Gottfried Arnolds** Leben der Altväter größentheils beyſammen finden kann. Er hat ihre Lebensgeſchichten, aus den ächten Quellen der alten Kirchenväter geſammelt. Jeder Katholick wird mit dieſem Buch zufrieden ſeyn.

5.

Dies gilt vorzüglich vom erſten und zweyten Jahrhundert. Die Beweiſe werden weiter unten folgen wo vom Pabſt die Rede ſeyn wird.

6.

6.

Wer ſich von dem allem hier gemeldeten überzeugen will, der leſe nur des berühmten Neapolitaners **Petrus Giannone** bürgerliche Geſchichte von **Neapel.** Er wurde verfolgt, in den Bann gethan, und ſtarb endlich im Gefängnis, aber widerlegt hat ihn keiner. Man leſe nur in **Gottfried Arnolds** Kirchen- und Ketzergeſchichte, die Geſchichte der Päbſte durch alle Jahrhunderte herab, ſo kann man ſich von dem Allem hinlänglich überzeugen. Sagt man, **Arnold** war ein Lutheraner; ſo antworte ich: aber die Schriftſteller woraus er ſeine erzählte Thatſachen beweiſt, ſind theils Kirchenväter, und theils katholiſche Gelehrten, deren er überall ſehr viele anzeigt, ohne daß man ihn widerlegt hätte.

7.

Hieher gehört vorzüglich **Clemens** Biſchof zu **Alexandrien,** deſſen Schriften noch immer berühmt ſind. Siehe **Euſebius** in ſeiner Hist. Eccles. L. VI. c. 11. 14. praep. evang. Lib. II. Cap 9. IV. 16. Hieron. catal. c. 38. u. a. m. S. **Henke's** Kirchengeſchichte S. 148. Hernach kamen noch **Origenes** und mehrere Andere hinzu. Ueber die Einführung der **Liturgie** leſe man **Martin Gerbert** de cantu et musica sacra. Tom I. pag. 40. Renaudot de liturgiar. oriental. orig. et auctoritate, und ejusdem liturgiarum oriental. collectio. S. Henck. K. G. S. 258 und 259. Wer ſiehet hier nicht, daß man aus dem Heidenthum vieles angenommen hatte, und es in chriſtlich ſeyn ſollende Gebräuche verwandelte; aber auch aus der jüdiſchen Kirche wurde vieles entlehnt: S. Euseb. vit. Const. L. II. c. 37. Augustin. Ep. 119. ad Januar. Beausobre Hist. du Manich. Tom II. p. 629. Hamberger rituum, quos Eccles. Rom. a gentilibus transtulit, enarr. Götting. 1751. **Henck.** K. G. pag. wie oben.

8.

S. **Jöchers** Gelehrten-Lexicon. Joh. Bened. Carpzovii Diss. de religione Quietistarum. Joh. Friedr. Mayeri Dissert. de quietistarum persecutionibus. Recueil de diverses pieces Concernans le Quietisme et Quietistes ou Molinos, ses sentimens et ses disciples, a Amsterdam, 1688. 8.

9.

S. **Jöcher.** Das Leben des **Janſenius** hat **Libertus Fromondus** beſchrieben. Siehe auch Leydekeri historiam Jansenismi. **Janſenius** lehrte nichts Anders, als was auch der heilige **Auguſtinus** gelehrt hatte.

10.

Es iſt vor 11 bis 12 Jahren eine neue Auflage der ſämmtlichen geiſtlichen Schriften **Fenelons** und der Madame Guyon in franzöſiſcher Sprache erſchienen; welche theils **London** theils **Paris** auf dem Titul führen. Der fünfte Band der Erſtern enthält La vie de Fenelon von einem ſeiner Verwandten pragmatiſch bearbeitet, wo Alles das zu finden iſt, was ich von Ihm geſagt habe. Ich habe ſie aus einer Buchhandlung in **Lauſanne** erhalten.

11.

Dieſer Satz iſt ſo parador, und ſo abſurd, daß ich nicht begreiſe, wie er in einem geſunden Menſchen Verſtand entſtehen kann. Alſo hat **jeder** katholiſche Geiſtliche den heiligen Geiſt: denn **jeder** iſt durch Hände-Auflegen u. ſ. w. ordinirt worden. Was alſo auch der gottloſeſte Geiſtliche **als Geiſtlicher** thut und verrichtet, das thut er durch den heiligen Geiſt. Nun dencke einmal einer an alle die Gräuel im Beichtſtuhl!!!

12.

Die eigentliche wahre katholiſche Kirche unterſcheidet genau zwiſchen **Glaubenslehren** (Dogmen) und zwiſchen **Kirchengebräuchen**; die Erſten ſind zur Seligkeit **nöthig**, die Andern aber nicht. **Sie nimmt kein Dogma an, das nicht von der ganzen Kirche als ein ſolches von der Apoſtel Zeiten an bis daher anerkannt worden und mit der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel übereinſtimmt.** Haben die Päbſte und Concilins cilien andre Glaubenslehren aufgeſtellt, ſo erkennt ſie der wahre Katholick nicht dafür. Mit den **Kirchengebräuchen** aber verhält es ſich Anders; hier gilt die Autorität des Pabſtes und der Concilien, und ihre Verordnungen und Beſchlüſſe werden befolgt. Man leſe nur die neuern Schriften der berühmteſten katholiſchen Kirchenlehrer, ſo kann man ſich davon überzeugen. Im Verfolg werden merkwürdige Beyſpiele davon vorkommen. Im Grund hat alſo die katholiſche Kirche in Glaubenslehren keine andre Autorität als **Chriſtum** und ſeine Apoſtel, oder überhaupt die heilige Schrift.

13.

Daß der Glaube aller Biſchöfe, Päbſte, Prieſter, Diakonen, und aller geiſtlichen Gewalten, in der Römiſchkatholiſchen Kirche in allen Lehrſtücken der Geheimniſſe, der Moral, der Sakramente und der hierarchiſchen Verfaſſung, durch alle Jahrhunderte in allen Ländern auf Erden ein und derſelbe geweſen, iſt eine ungeheuere Unwahrheit, die auſſer dem Herrn Verfaſſer kein erleuchteter und gelehrter Katholick behaupten wird. In den erſten Jahrhunderten wuſte man von der Meſſe, **ſo wie ſie jezt iſt**, kein Wort, man genoß das Abendmahl unter beiderley Geſtalt; die Ohrenbeicht war noch ganz unbekannt, nun iſt ſie ein Sakrament, u. ſ. w. dies alles werde ich im Verfolg beweiſen.

14.

Der Herr Verfaſſer ſpricht immer mit Unwillen, von der allgemeinen unſichtbaren wahren Kirche **Chriſti**: Er ſollte doch bedenken, daß alle Namchriſten, die nicht ſeelig werden, und wenn ſie würklich **Römiſchkatholiſch** ſind, unmöglich zur wahren chriſtlichen Kirche gehören können; ſondern ihr Schickſal iſt das nämliche, das auch alle bloße Namchriſten in allen andern Religionspartheyen haben werden. Alle zuſammen ſind Böcke die zur Linken gehören. Folglich ſind ja auch alle wahre Gläubige der Römiſchen Kirche eine unſichtbare allenthalben zerſtreute Kirche die niemand kennt. Und der anbetungswürdige Weltrichter fragt nicht, biſt du **Griechiſch**, **Katholiſch**, **Lutheriſch**, **Reformirt**, u. d. gl. geweſen, ſondern haſt du den Carakter der wahren Gottes- und Menſchenliebe?

15.

Man leſe die Neuere **Miſſions-Nachrichten**, die in **Elberfeld** herauskommen; die **Miſſions-Sozietät** in **England**, überſezt von **Peter Mortiner**, **Barby** 1797. erſter und zweiter Band. **Neueſte Geſchichte der Evangeliſchen Miſſions-Anſtalten zu Bekehrung der Heiden in Oſtindien**, welche jezt vom Herrn Doktor und Profeſſor **Knapp** in **Halle** herausgegeben werden, und wovon nun 64. Hefte in 4. heraus ſind. **David Cranzens** Miſſionsgeſchichte von **Grönland**, zween Bände in 8.

8. **Loskiels** Miſſionsgeſchichte in **Nordamerika**, in 8. **Oldendorps** Miſſionsgeſchichte in den Weſtindiſchen Inſeln, in 8. u. a. m. Ich ſage man leſe dieſe wahre und unläugbare Geſchichten, ſo wird man bald finden, daß in der katholiſchen Kirche **nicht allein** wahres Chriſtenthum und Seeligkeit zu finden iſt.

16.

Siehe die Geſchichte der Abnahme und des Falls des Römiſchen Reichs, aus dem Engliſchen des **Eduard Gibbon** Esq. überſezt von C. W. v. R. zwölfter Band, **Wien** 1791. bey **Joſeph Stahel.** So wenig **Gibbon** ein Freund des Chriſtenthums iſt, ſo gewiſſenhaft und wahr iſt er, wenn er nicht raiſonnirt, ſondern erzählt; in Anführung der Beweiſe iſt er reichhaltig und ſicher. Die Geſchichte der **Paulizianer** und **Albigenſer**, und ihre ſchreckliche Verfolgung, ſiehe **Gibbon** 11ter Band Cap. 54. Der **Waldenſer**, ſiehe Bzovius ein polniſcher Dominikaner in ſeiner Geſchichte der Päbſte Anno 1231. Nro. 17. und 1251. Nro. 7. Ueberhaubt findet man die Kreuzzüge gegen die **Waldenſer** in allen Kirchengeſchichten. Das Verfahren **Conrads** von **Marburg** in **Teuthorns** Heſſiſcher Geſchichte im 3ten Band, wo es an Beweiſen und Belegen nicht fehlt. Ueber **Samſons** Ablasgräuel leſe man, **die Sammlung zur Beleuchtung der Kirchen- und Reformations-Geſchichte der Schweiz, von Salamon Heß, Pfarrer der St. Peters-Gemeinde in**

Zürich, erſtes Heft. Zürich bey Johann Caſpar Neſ 1811. Dieſes enthält lauter Archival-Nachrichten.

17.

Der bekannte Streit wegen der Oſterfeyer, den alle Kirchen-Hiſtoricker umſtändlich beſchreiben, zeigt genugſam wie wenig die morgenländiſchen Biſchöffe ſich um den Römiſchen bekümmerten. Der erſte begann zwiſchen dem Römiſchen Biſchof **Anicetus** und dem frommen **Polykarpus** Biſchof zu **Smyrna**, er wurde aber in der Güte beigelegt. Siehe Euseb. H. E. L. IV. Cap. 14. et 26. L. V. C. 24. Socrat. H. E. L. V. Cap. 22. Epiphan. Haer. 50. Nach und nach aber wurde dieſer Streit bitterer geführt, bis er endlich im Nicäiſchen Concilium beigelegt wurde, ſiehe Henck. K. G. Was bedarfs aber hier mehrere Beweiſs? die ganze Kirchengeſchichte, die nachherige Trennung der Römiſchen von der Griechiſchen Kirche, der Bilderſtreit u. d. gl. beweiſen ja hinlänglich, daß die chriſtliche Kirche nicht von Anfang an, und bis daher ein beträchtlicher Theil der geſammten Chriſtenheit, den Pabſt nicht, als den einzigen Stadthalter Chriſti anerkannt hat. Im Verfolg wird dieſe Sache klar entſchieden werden.

18.

Dies alles haben **William Cave** in ſeinem erſten Chriſtenthum, und **Gottfried Arnold** in ſeiner Ab-

Abbildung der erſten Chriſten, und ſeiner Kirchen- und Ketzerhiſtorie ausführlich abgehandelt, und aus den erſten Quellen der Kirchenväter, gründlich bewieſen; und der Bilderſtreit ſelbſt entſtand ja daher, daß viele Biſchöfe ihre Verehrung für heidniſch erklärten.

19.

S. Eunap. vit. Aedes. p. 64. Iulian. orat. VII. p. 224. Rutil. itinerar. L. I. v. 439. seqq. Hieronym. vit. Pauli Theb. Cassian. de coenobior. instit. Palladii hist. Lausiaca. Athanasii vit. Antonii. Socrates L. I. C. 21. IV. 23. u. a. m. Henck. K. G. 1. B. S. 230. u. f. Siehe auch die in **Gottfried Arnolds** oben angeführten beiden Werken, und in ſeinem Leben der Altväter, angeführten Beweisſtellen. **Arnold** war übrigens ein Freund der Asketen, aber nicht der ausgearteten Mönche und Nonnen.

20.

Ach ja! es fiel doch wohl hie und da einem ein, aber er durfte es nicht recht laut werden laſſen. **Leo** der Erſte aber, welcher Anno 440 Biſchof zu Rom wurde, ſchrieb an einen Biſchof zu **Rouen** in **Frankreich**: **Seine Seelſorge ſey über alle Kirchen ausgebreitet: denn der Herr fordere das von ihm, indem Er dem heiligen Petrus den Primat aufgetragen habe** u. ſ. w. Den Abendländiſchen Biſchöffen konnten ſie ſchon ſo etwas ſagen, denn ihre Kirchen ſtammten faſt alle von der Römiſchen ab, die noch über dem die Anſehnlichſte, und von Apoſteln ſelbſt geſtiftet war. Schon vor **Leo**, ſchrieb **Innocentius** der Erſte an die **Afrikaniſchen** Biſchöffe, **daß die Sorgfalt für alle Kirchen dem apoſtoliſchen Stul zukäme.** S. Plancks K. G. und daſelbſt 1. B. 661. u. f. Leo. I. Epist. V. 10, und Baronius ad Ann. 484. No. 27. Dies alles beweiſt aber weiter nichts als daß es im fünften Jahrhundert Römiſche Biſchöffe gab, die ihrer Kirche das allgemeine Primat zuzuwenden ſuchten, das ihnen aber von der geſammten Kirche keinesweges zugeſtanden wurde.

31.

Dieſe authentiſche Geſchichte beweiſt ganz für mich: die beyden aufeinanderfolgende Römiſchen Biſchöffe **Pelagius** und **Gregorius** erklären laut und öffentlich, **daß das Primat irgend eines Biſchofs antichriſtiſch ſey.** Damit erklären ſie alle ihre Vorfahren die es ſuchten, und alle ihre Nachfolger die es angenommen haben, für antichriſtiſch geſinnte Männer. War es Heucheley und Politick, welches ich aber nicht glaube, ſo war es ſehr unklug, und ihre Gegner konnten dieſe Erklärung gegen ſie gebrauchen; ſo dumm waren ſie aber nicht, daß ſie das nicht hätten einſehen können. War es aber ihr wahrer Ernſt, welches gewiß der Fall iſt, ſo appellirten Sie an das Gewiſſen aller Biſchöffe, weil ſie wohl wuſten, daß

Alle, den zu **Conſtantinopel** ausgenommen, im Grund ihrer Meinung waren. Der erſte Nachfolger **Gregors, Sabinianus** war auch ſo bitter böße auf ihn, daß er alle ſeine Schriften verbrennen wollte, weil Ketzereyen darinnen ſtünden. S. Onuphrius p. 27. Man ſehe nach in **Gottfried Arnolds** K. u. K. Geſchichte Th. I. B. VI. C. 2 §. 3 und folgende daſelbſt angeführte Citate: Gregor. M. P. P. L. 4. Ep. 31. 36. 38. L. 7. Ep. 69. und Pelagius. P. P. II. Ep. 8. Synod. Const. Tom. V. Conc. p. 931. **Gregorius** und **Sabinianus** beweiſen alſo auch, daß ein Pabſt des Andern Grundſätze verdammt hat, wo mag da wohl der heilige Geiſt zu ſuchen ſeyn?

22.

Die älteſten Nachrichten wiſſen von dem Antheil den **Petrus** an der Gemeinde zu **Rom** gehabt haben ſoll, gar nichts; die Nachricht daß er ſich eine Zeitlang in **Rom** aufgehalten haben ſoll, rührt aus dem zweyten Jahrhundert her, und dieſe iſt nach und nach mit mehreren Umſtänden ausgeſchmückt worden. S. Euseb H. E. L. II. c. 25. Hieron. Catal. C. I. Epiphan. Haeres. XXVII. No. 6. u. ſ. w. Spanheim de temere credita Petri in urbem R. profectione. Foggini de itinere S. Petri Romano, u. a. m. **Henck.** K. G. 1ter Band Seite 66.

23.

Daß in der erſten Kirche die Gemeinden das Bannrecht ausübten, und ausüben ſollten, beweiſen folgende Stellen: 1. Cor. 5. v. 1 — 5. Pfaff origg. Jur. eccles. p. 104. Daß aber die Aelteſten dabey die Hauptperſonen waren, das iſt natürlich, und ganz recht. Bey dem Anwachs der Gemeinden, und dem ſittlichen Verderben derſelben war es auch ſchicklich, daß ſich die Biſchöffe dem Ausſchlieſen aus der Gemeinde unterzogen.

24.

Folgende Zeugniſſe beweiſen die Grauſamkeit der Römiſchen Kirche: Urſprung der Inquiſition. Mansi Concil. Tom. XXIII. p. 192. Histoire de la vie de St. Louis par Jean Filleau de la Chaise, a Paris 1688. Schmink de Exped. cruciata in Stedingos. Marburg 1722. Meiſter **Conrad von Marburg** war der erſte, aber auch einer der grauſamſten Inquiſitoren in **Teutſchland**, und zugleich der lezte; die teutſche katholiſche Kirche ließ dies Ungeheuer der Inquiſition nicht empor kommen. Der Grundſaz der wahren chriſtlichen Kirche iſt, die beharrlich Irrenden und Sünder nur auszuſchlieſen; und der Grundſaz der falſchen Kirche iſt, ſie zu martern, zu verfolgen, und zu tödten.

25.

Was hier vom Cölibat, vom Bilderdienſt, und von den richtigern Geſinnungen der heutigen Katholiſchen Kirche geſagt wird, davon wird weiter unten die Rede ſeyn.

26.

In den ältern Zeiten der Römiſchen Kirche, wurde die Bibel von verſchiedenen Katholiſchen Gelehrten in die gemeine Volksſprache überſezt. **Cyrillus** und **Methodius**, die Apoſtel und erſten Stifter der **Mähriſchen** Brüderkirche, und der benachbarten Nationen, überſezten die Bibel in die Slaviſche Sprache; eigentlich war **Cyrillus** der Ueberſetzer. Siehe Kohl introd. in hist. et rem liter. Slavor. S. version. Slavon. pag. 124. **Voigt** über Einführung, Gebrauch, und Abänderung der Buchſtaben und des Schreibens in Böheim', 1. B. S. 164. **Gregorius** VII. aber verbot den **Böhmen** und **Mähren**, das Bibelleſen in ihrer Sprache. S. Wernsdorf hist. ling. lat. in sacris, p. 20. et 28. **Von Frieſe**, Kirchengeſchichte von **Polen** 1ter Theil Seite 107. Im Jahr 1129. verbot das Concilium zu **Toloſa** die Bibel in die Landesſprache zu überſetzen, ſiehe Canon. 12. et Mansi T. XXI. pag. 296. **Innocentius** III. aber, hielt den Gebrauch der Bibel in der Volksſprache für eine Quelle des Uebels, und unter ihm wurde im Jahr 1215. im **Lateraniſchen** Concilium das Bibelleſen in der Volksſprache förmlich verbotten. Siehe Usserii hist. dogm. de scripturis et sacr. vernac. p. 151. et Innocentius III. Epist. decret. ad Mertenses. **Hencke K. G. Gottfried Arnolds** K. und K. Geſchichte. So wie der Verfall der Römiſchen Kirche zunahm, ſo wuchs auch die Strenge des Verbots des Bibelleſens.

27.

Schon im 12ten Jahrhundert klagte der heilige **Bernhard** Abt zu **Clairveaux** über das Verderben in ſeiner Kirche, ſiehe ſeine libros de Consideratione. Und ſpäterhin **Erasmus** von **Rotterdam** in ſeinen Schriften hin und wieder, **Ulrich von Hutten** u. a. m.

28.

Um die Worte des Herrn: **denn das iſt mein Leib**, von allen übrigen Redensarten dieſer Art zu unterſcheiden, und daß ſie müßten eigentlich verſtanden werden, wird auch Katholiſcher Seits die Stelle Joh. 16. V. 25. bis 29. angeführt; wo der Herr ſagt: **Er habe bisher ihnen** (den Jüngern) **das alles in Sprüchwörtern** (παροιμίαις) **geſagt: es werde aber die Zeit kommen, daß Er nicht mehr in Sprüchwörtern ſondern frey heraus von ſeinem Vater verkündigen werde, u. ſ. w.** Wie kann man aber dieſe Stelle auf die Abendmahls-Worte anwenden, da der Herr nachher noch oft figürlich ſpricht? Z. B. Joh. 18. V. 11. und Matth. 26.

26. V. 39. wo Er ſeine Leiden **einen Kelch** neunt den Er trinken müße, das ſind ja noch immer Sprüchwörter παροιμιαι. Der Sinn der ganzen Stelle bezieht ſich auf das Gebet durch **Chriſtum** zum Vater, und dieſe Art zu beten will Er ihnen nun deutlicher ohne Sprüchwortsweiſe zu reden, entwickeln.

29.

Ein verehrungswürdiger und gelehrter Katholiſcher Geiſtlicher, hat mir das dritte Heft des erſten Bandes, der von einigen Katholiſchen Theologen, zu **Ulm** in der **Wohleriſchen** Buchhandlung im Jahr 1807. herausgegebenen **Jahrſchrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholicken**, mitgetheilt. Hier finde ich im dritten Hauptſtück eine meiſterhafte, richtige, im Ton der Bruderliebe, und der wahren Kritick abgefaßte Abhandlung vom heiligen Abendmahl. Die verſchiedenen Lehrbegriffe der **Katholicken, Lutheraner,** und **Reformirten,** werden da beſcheiden, ohne Bitterkeit, und unpartheyiſch vorgetragen und geprüft, da iſt von keinem verdammen und abſprechen die Rede. Von Seite 547. bis 568. werden **Zweifelsgründe gegen die Behauptung der Katholiſchen Theologen, daß die Lehre von der Transſubſtantiation ein katholiſches Dogma ſey, aus ächt Katholiſchen ältern und neuern Theologen mitgetheilt;** aus denen dann ſo viel erhellet, daß die craſſe Lehre der Transſubſtantiation, ſo wie ſie **Paſchaſius Ratbert** erfand, und **Innocentius III.**

mit ſeinem Lateraniſchen Concilio 1215. zum Glaubens-Artickel machte, nie von der ächt Katholiſchen Kirche als Dogma angenommen worden. Sondern es wurde von der Römiſchen hierarchiſchen Gewalt durch den Weg der Ordensgeiſtlichen der Kirche aufgedrungen. Wer nun glauben wollte, und konnte, der glaubte, und das war nun der Fall aller Orten; bey dem gemeinen Volck, ſo wohl dem geiſtlichen, als weltlichen, hohem und niedern Pöbel; allein der wahre ächte Katholick ſahe dieſe Lehre nie als verbindendes Dogma an.

30.

Von dem Opfer und der Meß, ſiehe folgende Nummer, hier iſt nur von der Transſubſtantiation die Rede. Man darf nur **Gottfried Arnolds** Abbildung der erſten Chriſten, und die daſelbſt angezeigte Kirchenväter leſen, ſo wird man finden, daß die geſammte Kirche in den erſten Jahrhunderten an keine Verwandlung des Brods in den Leib Chriſti dachte. Die erſte Veranlaßung an ſo etwas zu denken, gab **Cyrillus**, der Biſchof zu **Jeruſalem**, gegen das Ende des vierdten Jahrhunderts, ſiehe Cyrilli Mystag. I. Cap. 7. III. 3. IV. 2. indeſſen iſt hier noch gar nicht von einer Sachverwandlung, ſondern von einer höhern Beſtimmung, von einer edlern Kraft, und höhern Würde dieſes Brods und Weins die Rede, ſiehe **Hencke** K. G. 1ter B. 277. u. f. Der heilige **Chryſoſtomus** Biſchof zu **Konſtantinopel** bedient ſich gegen die Apollinariſten des

Gleichniſſes, wie das Brod im Abendmahl auch nach der Weyhung Brod bleibe, und ſeine Natur behalte, aber doch den Namen des Leibes Chriſti erlange, alſo ſey es auch mit der Vereinigung der Gottheit und Menſchheit in der Perſon Chriſti. S. Kappii de Ioh. Chrisost. Epist. ad Caesar. contra Transsubstant. Daß dieſer Begrif vom Abendmahl den Römiſchen Biſchof **Innocentius** I. nicht abgeſchreckt hat, ſein Freund zu ſeyn, iſt daher gewis; weil er ſich ſeiner, während ſeiner Verfolgung treulich annahm. **Johannes Damascenus** gibt von der Art der Gegenwart **Chriſti** im Abendmahl ſchon eine genauere Erklärung, die von der Transſubſtantiation nicht weit mehr entfernt iſt, ſiehe ſeine Expos. orthod. fidei. Er lebte im 8ten Jahrhundert. Die alte Redeform der erſten Chriſten, daß Brod und Wein im Abendmahl, Zeichen, Bilder, Symbole von **Chriſti** Leib und Blut ſeyen, kam allmählig ganz aus der Mode, bis endlich **Paſchaſius Ratbert** im 9ten Jahrhundert mit ſeiner **Transſubſtantiation** ans Licht trat, ſiehe Acta S. S. d. 26. Apr. T. III. pag. 464. Mabillon acta S. S. ord. Bened. Sect. IV. P. II. 22. Ziegelbauer hist. lit. Bened. ord. T. III. p. 77. u. a. m. **Hencke** K. G. 2ter B. Was ihm **Ratramnus** entgegengeſezt hat, ſiehe Hist. lit. de la France Tom. V. p. 332. Oudinot comm. T. II. p. 108. Ceillier hist. generale des Auteurs eccl. T. XIX. p. 136. Ratramni Liber de corpore et sanguine Christi. u. a. m. **Hencke** K. G. 2ter B. S. 51. u. f. Ein wichtigerer Gegner der

Verwandlungslehre war **Rabanus Maurus**, erſt Abt zu **Fulda**, dann Erzbiſchof zu **Mainz**; **dieſer erklärte, das Brod und Wein im Abendmahl für weiter nichts, als Symbole**, ſiehe Rab. Maurus de instit. clericali. Weder der Pabſt, noch irgend ein Biſchof hielt ihn deswegen für einen Ketzer. Man ſieht hieraus, daß die Kirche über dieſen Punkt noch kein beſtimmtes Dogma hatte. Indeſſen fand doch die Verwandlungs-Lehre immer mehr Beifall, und wurde immer allgemeiner. Im 11ten Jahrhundert aber fand ſie wiedrum einen heftigen Gegner an dem **Berengario** von Tours, Archidiakon zu Angers. Er behauptete, **es ſey ungereimt, der Schrift, und Kirchenväter Lehre zuwider, eine phyſiſche Körperzerſtörung und Körpererzeugung im Abendmahl anzunehmen; und daß durch die prieſterlichen Weyhungsworte, dem Brod und Weine nur die Kraft und der Werth von Zeichen und Unterpfändern des Leibes und des Bluts Chriſti ertheilt werde.** S. Bereng. Epist. ad Adelm. in Martene et Durand Anecd. T. IV. pag. 109. **Berengar** wurde dieſer Meinung wegen bald verketzert, bald vertheidigt, dann wieder verfolgt, bald gab er etwas nach, bald beſtand er auf ſeiner erſten Meinung. Der Erzpabſt **Gregor** VII. geſtand endlich daß er die Sache nicht verſtehe; ſiehe die **Oxfordiſche** Handſchrift von Hildebrandi Expos. super Mattheum in **Allix** Vorrede zu Ioannis Paris. determin. de modo existendi Corp. Christi in Sacram. Altaris p. 7. **Hencke** K. G. 2ter B. S. 132. **Berengar** ſtarb endlich ruhig. Im Jahr 1215. machte nun **Innocentius III.** auf dem 4ten **Lateraniſchen** Concilio der Sache ein Ende. Er hatte über 400 Biſchöfe verſammelt, die zu allem Ja ſagten, und ſagen muſten, was er im Cabinet beſchloſſen hatte; hier wurde die Transſubſtantiation nun zum Glaubens-Artickel gemacht, ſiehe Gottfridus Viterb. Matth. Paris. Anno 1215. Platina Conf. M. Ant. de Dominis. In **Gottfried Arnolds** K. und K. Geſchichte. Aber mit welchem Erfolg, das ſehe man in der oben Nro. 29. angeführten Jahrſchrift am angezeigten Ort.

31.

Mit den Opfern oder Oblationen der erſten Chriſten verhielt ſichs folgender Geſtalt: Sie ſteuerten Geld, Brod und Wein, überhaupt Speiſen und Getränke, und brachten es zuſammen an einen beſtimmten Ort, wo dann das Liebesmahl davon gehalten, das Abendmahl gefeyert, und die Armen damit verſorgt wurden. S. Concil. Matisconense. C. 4. Amalarius Fortunat. lib. III de Eccles. Offic. C. 19. Conf. Casaubonus Exerc. XVI. No. 51. ſeqq. Julius Ep. Rom. ap. gratian. c. cum omne de Consecrat. dist. 2. Hugo Menard. Not. ad Gregorii lib. de Sacram. Append. p. 571. Auctor. Const. Apost. lib. II. C. 26. III. C. 8. Augustin. Serm. de Temp. in **Gottfried Arnolds** Abbildung der erſten Chriſten. Was ſie aber eigentlich unter dem Wort Opfer verſtanden, das finder det man bey folgenden Kirchenvätern, und Scribenten: S. Cyrillus Alexandr. Libr. X. contra Julian. Augustin in ps. 41. Chrysostomus Hom. 11. ad. Hebr. u. a. m. Wenn man alle dieſe Schriftſtellen lieſt, ſo ſieht man leicht, auch dann, wann Sie das Abendmahl ein Opfer nannten, daß ſie den bey Juden und Heiden gewöhnlichen Opferbegrif nicht damit verbanden, ſondern ſie brachten Brod, Wein, Speiſe, Getränke, u. d. gl. und widmeten es zu einem heiligen Zweck. Die Communion aber war ihnen nie ein Opfer.

32.

Urſprung des Worts Meſſe. Bonae rer. Liturgicar L. I. C. 1. ſeqq. I. A. Schmid de insigniorib. vet. Christianor. formul. p. 20 Von den ſtillen Meſſen. Bonae rer. Liturg. L. I. Cap. 13. 14. Calixtus de Missis Solitariis etc. Von den Seelmeſſen. Constitut. apostol. L. VIII. C. 12. Salvian. de Avarit. L. I. p. 199. **Gregorius I.** oder der Groſe lebte zu Ende des ſechſten Jahrhunderts, dieſer gab der Meſſe ihre nachherige Geſtalt. S. Gregor. M. Sacramentarium, in Muratorii Liturg. Rom. vet. T. II. p. 1. Lilienthal de Canone Missae Gregoriano. L. B. 1740. Das Abendmahl ein Oofer zu nennen war alter Sprachgebrauch, deſſen Urſprung Nro. 31 gezeigt worden iſt. S. Pfaff de oblat. vet. Eucharistia, in Syntag. Dissert. theol. p. 225. Janus de Missae

Sacrificio pontificio, orientalibus Liturgiis ignotis advers. Euseb. Renaudot.

Der Begrif, daß in jeder Meſſe der Prieſter ſeinen in der Hoſtie perſöhnlich gegenwärtigen Erlöſer ſeinem himmliſchen Vater darbringe, oder opfere; daß dies Opfer den Lebendigen zur Seligkeit nöthig, und den Toden vortheilhaft ſey, iſt den erſten Chriſten ganz und gar fremd geweſen; er bildete ſich erſt nach und nach, mancherley Urſachen trugen zu dieſer Bildung bey. Da aber nun erwieſen iſt, daß die erſte Kirche nie aus dem Abendmahl ein Opfer machte; daß die wahre ächte katholiſche Kirche die Verwandlungslehre nie als ein wahres Dogma anerkannte, und da die Meſſe nie als ein eigentliches Abendmahl, oder als eine Communion angeſehen werden kann, ſo iſt und bleibt ſie ein bloſer Kirchengebrauch, der für den katholiſchen Chriſten immer nützlich ſeyn kann, wenn er nicht mehr als **verdienſtlich** ſondern nur als **erbaulich**, als eine ſinnliche Vorſtellung des Leidens und Sterbens **Chriſti**, und als eine lebhafte Vergegenwärtigung deſſelben betrachtet wird. Wenn man bey der Elevation der Hoſtie, den Herrn **Jeſum** nicht in ihr, ſondern in ſeiner göttlichen Allgegenwart, wo Er uns viel näher iſt, anbätet; und endlich, wenn man die Meſſe nicht mehr als ein Opfer für die Sünde, ſondern nur als ein lebhaftes Erinnerungs Mittel, an das große ein-für allemal vollendete Opfer auf **Golgatha** anſieht und ſich dadurch antreiben läſt, ſich zum Sündentilger zu wenden,

den, und Ihn um Mittheilung dieſes Opferſegens anzuflehen.

Ehe ich dieſe wichtige Materie verlaße, muß ich doch noch einige Bemerkungen über das Abendmahl, die **Hoſtie** oder **Oblate**, und über den Genuß deſſelben unter einer, oder unter beyden Geſtalten hinzufügen. Die erſten Chriſten genoſſen **alle** das heilige Abendmahl unter beyderley Geſtalten, des **Brods** und **des Weins**; dies iſt gehörigen Orts hinlänglich bewieſen worden. **Im fünften Jahrhundert nennt Leo I. oder der große Biſchof zu Rom, den Genus des Abendmahls unter einer Geſtalt, nämlich des Brods, eine Verſtümmelung des heiligen Abendmahls.** S. **Leo** I. Serm. IV. in Quadrag. Serm. VII. in natal. Dom. **Hencke.** So wie man aber in der Verwandlungslehre fortrückte, und die würkliche Gegenwart **Chriſti** im Brod glaubte, ſo verfiel man auf den Gedanken, **daß der Genuß des Weins im Abendmahl nicht nöthig ſey, weil man ſeinen Leib und ſein Blut ſchon im Brod genieſe.** Dieſer Gedanke wurde nach und nach herrſchender Kirchengebrauch; aber das iſt ſonderbar, daß man den Layen den Kelch entzog, und daß ihn die Geiſtlichen beybehielten. Der Hauptgrund war wohl kein Anderer, als die Würde und den Vorzug der Geiſtlichen vor den Layen immer mehr zu erhöhen. Endlich wurde im fünfzehnten Jahrhundert auf dem Concilio zu **Conſtanz**, der Genus des Abendmahls unter **einer** Geſtalt, nämlich des

Brods allein zum Kirchengeſez gemacht. **Hus** war die Veranlaſſung dazu, S. die 15te Seſſion des Concilii. Der Gebrauch der Hoſtie entſtand folgender Geſtalt. Pabſt Leo IX. gerieth im eilften Jahrhundert mit der Griechiſchen Kirche in einen Streit, in welchem lezterer der Vorwurf gemacht wurde, daß ſie das heilige Brod im Abendmahl verkrümmelte; daher entſtand nun der Gebrauch daß man ungeſäuerten Brodteig in dünne Scheibchen formte, und dieſe nun **Hoſtien** nannte. S. Humbert. Contr. Calumn. Gr. p. 294. ed. Basnage. Bernold. Constant. Presb. expos. ord. Rom. in Cassandri Liturgic. c. 27. Honor. Augustodun. Presb. de gemma animae L. I. c. 55. Schmidt de oblatis eucharist. quae hostiae vocari solent. etc. etc. **Hencke.** Die Brüdergemeine formirt aus Oblatenteig länglicht viereckichte Täfelchen, jedes wird in der Mitte durchgebrochen, und an zween Communicanten ausgetheilt, ſo daß alſo jeder gebrochenes Brod bekommt, auf dieſe Weiſe werden die Gebräuche beyder Proteſtantiſchen Kirchen miteinander vereinigt.

33.

Von der Buszucht der erſten Chriſten leſe man: Tertull. de poenit. C. 9. de pudicit. C. 13. apologet. C. 39. Dallaeus de Sacramentali Confess. L. III. Albaspinaei obss. de vet. eccles. ritibus. L. II. Morinus de adminiſt. sacram. poeninitent. Lib. VI. C. I. Beyer de magno vet. eccl. circa poenitentes rigore P. I. u. f. **Hencke.** Nachher als die chriſtliche Religion herrſchend wurde, und ſich viele groſe und vornehme Sünder dazu bekannten, ſo fiel es ſchwer dieſe der ſtrengen Kirchenzucht zu unterwerfen. Daher erfand **Leo** der groſe, Biſchof zu **Rom** im fünften Jahrhundert eine Auskunft, welche darinnen beſtand, daß ſich jeder Chriſt einen Beichtvater wählen, und dieſem ſeine Sünden ins Geheim bekennen, das iſt beichten und von ihm die Abſolution, unter den vorgeſchriebenen Busübungen empfangen dürfte. Siehe Leonis. M. Epist. CXXXVI. Cap. 2. edit. Quesnel. Leonis M. Epist. 78. vel 80. apud Gratianum dist. I. C. 59. de poenit. **Hencke** und **Arnolds** Abbildung der erſten Chriſten. Von der Zeit an beichtete man öffentlich und geheim; die Ohrenbeicht war noch kein beſtimmtes Kirchengeſez, bis ſie endlich **Innocentius** III. im Jahr 1215. im vierten Lateraniſchen Concilio dazu machte, und ſie ſo beſtimmte, wie ſie bis daher ausgeübt worden iſt. Siehe den 21ſten Canon dieſes Concilii, omnis utriusque sexus. Dallaeus de Confess. auriculari, Genev. 1661. 4.

34.

Daß im Anfang des vierten Jahrhunderts, die Bilder in den Kirchen nicht mehr ſo verabſcheut wurden, ſondern ihr Misbrauch ſchon begonne, das beweißt der 36ſte Canon des Concilii zu **Illiberis** im Jahr 305. in welchem der Bilderdienſt verbotten wurde. Pabſt **Gregorius** der groſe misbilligte noch das Anbeten der Bilder in den Kirchen, aber er glaubte, daß ſie doch als nüzliche Erinnerungs-Zeichen die Kirche zieren müßten. Bona rer. liturgicar. Lib. VII. epist. 110. Ueber den Anfang der berühmten Bilderkriege ſiehe Acta Synod. Nicaen. II. Paris. etc. in Mansi T. XII. XIV. Goldasti imperial. decreta de cultu imagg. Maimbourg hist. de l'heresie des Iconoclastes. Dallaeus de imaginibus. Lib. IV. u. a. m. **Hencke.** Ueber den Bilderkrieg den Kaiſer **Leo** der **Iſaurier** im Anfang des achten Jahrhunderts veranlaßte, leſe man Theophan. chronogr. ad Ann. Leonis VIII. Zonar. ann. Lib. XV. C. 2. 3. etc. Nicephorus breviar. hist. p. 37. ed. par. Acta S. S. Mai. Tom. III. p. 155. Cave hist. lit. Vol. I. p. 621. Germani Epp. ad Ioann. Ep. Synod. ad Constant. et Thomam in Act. Concil. Nic. II. Mansi Tom. XIII. p. 99. seqq. Acta S. S. Febr. Tom. I. pag. 692. Gregorii II. Epist. II. ad Leon. praemiss. Acta conc. Nic. Mansi T. XII. p. 959. 972. Du Pin de Excommunic. Gregor. II. advers. Leon Isauric. in Diss. de antiq. eccles. disc. pag. 508. **Hencke.** Dieſer Streit dauerte nach **Leo** noch fort, allein die Kaiſerin **Irena** ſezte den Bilderdienſt durch, und ſo wurde er durch Concilien in der Griechiſchen Kirche beſtättigt. Siehe Harduin. Concil. T. IV. p. 1. Mansi T. XII. p. 991. T. XIII. pag. 410. u. a. m. **Hencke.** In der Abendländiſchen oder lateiniſchen Kirche gieng man langſamer und behutſamer zu Werke, es wurde für, und wider die Bilder geſprochen, bis auch endlich ihre Verehrung von den Päbſten angenommen, und gebilligt wurde.

35.

Die heilige **Maria**, die Mutter unſeres Herrn, wurde gewiß von den erſten Chriſten hochgeſchäzt, und ihr Andenken war ihnen mit Recht heilig: aber ihr Bild aufzuſtellen, und ſie anzubeten, das fiel keinem ein. **Chriſtus** ſelbſt hat durch ſein Betragen gegen ſeine Mutter gezeigt, daß ſie nicht als eine ſo übermenſchliche Perſon, und als Mittlerin zwiſchen Ihm und den Menſchen betrachtet werden ſoll; denn als ſie Ihn auf der Hochzeit zu **Cana** in **Galiläa** erinnerte: **Sie haben keinen Wein**, ſo antwortete Er ihr: τί ἐμοὶ καὶ σοί γύναι, οὔπω ἥκει ἡ ὥρα μου. Dies überſezt der H. **Hironymus** ganz richtig: quid mihi et tibi Mulier? nondum venit hora mea. In den Geiſt der teutſchen Sprache, und nicht gerade wörtlich überſezt, heiſt das: **Liebe Mutter! was geht uns das an? ich werde wiſſen wenn es Zeit iſt.** Jedermann ſieht, daß unſer Herr hier, die Fürbitte ſeiner Mutter ablehnt; und in der Stelle **Matth.** 12. v. 46—50. als Ihn ſeine Mutter und ſeine Brüder beſuchen wollten, und Er mit ſeiner Hand auf ſeine Jünger zeigte und ſagte: **Siehe da, das iſt meine Mutter, und meine Brüder.** will Er uns belehren, daß Ihm als Erlöſer der Welt, und als der eingebohrne Sohn des Vaters, alle Blutsverwandſchaft nichts gelte, ſondern nur ſeine wahren Verehrer, alle diejenigen die von Herzen an

Ihn glaubten die ſeyen ſeine wahre Verwandten. Zufolge ſeiner Erlöſers-Würde, durfte Er auch durchaus keine fleiſchliche Anhänglichkeit an irgend einem Menſchen haben. Vielleicht wollte Er auch einem gewiſſen Stolz vorbeugen, der leicht in **Maria**, als Mutter des Meſſias, entſtehen konnte, indem ſie bey aller ihrer Heiligkeit, doch immer Menſch war. Sichtbar iſt auch zugleich, daß Er der künftigen Chriſtenheit durch ſein Betragen einen Wink geben wollte, daß man ſeine Mutter nach dem Fleiſch nicht übermenſchlich verehren müße. Daher auch die Namen, **Mutter Gottes, Gottesgebährerin**, unſchicklich und unrichtig ſind: denn ſie hat **Chriſtum** als **Menſch** gebohren, als **Gott** iſt Er der Sohn des ewigen Vaters. Uebrigens war **Chriſtus** bis in ſein dreyßigſtes Jahr ſeinen Eltern unterthan und gehorſam; und am Creuz übergab Er ſeine Mutter ſeinem Buſenfreunde **Johannes** zur treuen Pflege. Er hatte ſie gewiß von Herzen lieb.

36.

Der heilige **Cyprianus** in der Mitte des dritten Jahrhunderts, Biſchof zu **Carthago**, hätte ſchon die Folgen ſeiner unüberlegten Anpreiſung der Eheloſigkeit unter rohen und ſcheinheiligen Menſchen, leicht einſehen können, denn ſie zeigten ſich ſchon hie und da, daß Nonnen und Prieſter zuſammen in einem Bett ſchliefen um ſich im Kampf gegen die fleiſchlichen Lüſte zu üben, welches aber zu Zeiten fehlſchlug. S. Cyprian. Epist. 4. 13. 14. Calixtus de Conjug.

jug. Cleric. P. II. c. 6. Dodwell. Diss. Cyprian III. Muratori de Synisactis et Agapetis, in Anecd. Graec. p. 218. **Hencke** I. Im 4ten Jahrhundert fing man ſchon hin und wieder an den Prieſtern das Heurathen zu verbieten; wer aber verheurathet war, dem verbot man die Ehe nicht. S. Concil. Illiber. Can. 32. Ancyr. Can. 10. Neocaesar. Can. I. Calixtus de Conjug. Cleric. p. II. c. 5. p. 206. **Hencke** I. Bisher hatten die unverheurathete Geiſtlichen nur einen Vorzug der Heiligkeit gehabt, jezt aber gieng man ſchon weiter.

Auf dem erſten Concilio zu **Nicäa** im Jahr 325. wäre es ſchon beinahe zum Verbot der Prieſterehe gekommen, allein ein Aegyptiſcher Biſchof **Paphuntius** der ſelbſt nicht verheurathet war, erklärte dies Verbot für eine Kränkung der Menſchenrechte, und dies Votum verhinderte es. Siehe Socrates H. E. Lib. I. c. 11. Sozom. H. E. L. I. c. 23. **Hencke.** Unter dem Kaiſer **Justinian** II. wurde gegen das Ende des ſiebenden Jahrhunderts (692) eine Synode in **Conſtantinopel** gehalten, auf welcher den Geiſtlichen die Fortſetzung der Ehe, aber nicht das Heurathen erlaubt wurde, doch wurden die Biſchöffe auch von der Fortſetzung der Ehe ausgeſchloſſen. Can. 13. Calixtus de conjug. Cleric. P. II. c. 16. p. 389. **Hencke** I. In der Römiſchen Kirche gieng aber **Gregorius** VII. (**Hildebrand**) weiter; ſein tiefer Blick in die Hierarchiſche Verfaſſung, und ſein Plan den Römiſchen Stuhl über alle irrdiſche Thronen zu erheben, weckten

ten den Vorſaz in ihm, das Cölibat zum unverbrüchlichen Kirchengeſez zu machen: er verlangte, daß die Geiſtlichen entweder ihre Weiber oder ihre Aemter verlaſſen ſollten; er verordnete daß alle, welche künftig die Prieſterweyhe erhielten, ſich durch ein unwiderrufliches Gelübde ehlos zu bleiben, verpflichten ſollen. Siehe **Gregor.** VII. Ep. ad Ottonem Epis. constant. in **Mansi** Concil. T. XX. p. 404. **Lamb. Schafnaburg.** 1074. **Marian. Scot.** A. 1079. **Calixt.** de Conjug. Cleric. P. II. c. 20. p. 526. **Hencke** II. In den Nordiſchen Reichen fand das Cölibat lange Widerſtand, wurde aber doch endlich durchgeſezt. Siehe **Münters** Beiträge zur Kirchengeſchichte. Es iſt ſchlechterdings unbeſchreiblich, welche ſchreckliche Folgen das Verbot der Prieſterehe gehabt hat, und noch hat. Rechtſchaffene und gewiß ächtchriſtliche Geiſtliche der katholiſchen Kirche haben mir unverholen geſagt: das Cölibat ſey der Grund aller Sittenloſigkeit, und des Verderbens der Römiſchen Geiſtlichkeit; und wenn man die Klagen des H. **Bernhards** von **Clairveaux** und ſo vieler frommer und würdiger Männer, durch alle Jahrhunderte durch, lieſet, ſo ſchaudert einem die Haut. Bey den liederlichſten Ausſchweifungen der Prieſter ſieht man durch die Finger; und ſolche Scheuſale und Auswürfe der Menſchheit, deren man unter den Päbſten, Cardinälen, Erzbiſchöffen, Biſchöffen, und durch alle Claſſen der Geiſtlichkeit, leyder! die Menge findet, genieſen täglich in der Meſſe — nach ihrer Meinung den Leib und das Blut **Chriſti**, ſie ſind die Ausſpender der göttlichen

Gnaden und Geheimniſſe — **die Mittheiler — des heiligen Geiſtes — Herr Jeſus Chriſtus! erbarme! erbarme dich dieſer Kirche!!!**

37.

Und dieſe Kirche ſoll nun, die alleinſeeligmachende ſeyn; derjenige der ſie kennt, und nicht zu ihr übergeht, mag ſo fromm ſeyn wie er will, er findet kein Heil, und kann nicht ſeelig werden. Welche unbegreifliche Begriffe! Es war der Römiſchen Politick gemäß dieſen Grundſaz geltend zu machen. Schon Pabſt **Innozentius** III. erklärte auf dem vierdten Lateraniſchen Concilio, **es ſey nur eine Kirche und auſſer ihr kein Heil.** S. Mansi Concil. T. XXII. Es iſt leicht zu denken, welche Kirche er meinte. Endlich machte der Pabſt **Bonifacius** VIII. am Ende des dreizehnten, oder Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts dieſe menſchenfreundliche Idee zu einem Kirchengeſez; welches die Ordensgeiſtlichen, Mönche, Nonnen, und Jeſuiten, mit höchſtem Fleiß allenthalben dem Publikum einſchärften. Wo es dann auch den erwünſchten Erfolg hatte. S. Unam sanctam. Extravag. commun. L. I. rit VIII. cap. 1. Rechtſchaffene und wahre Katholicken nehmen dies Kirchengeſez nicht an, ſondern ſie behaupten, daß auſſer der **allgemeinen** chriſtlichen Kirche, in welche alle eingeſchloſſen ſind, die nach den Lehren der heiligen Schrift an **Chriſtum** glauben, kein Heil ſey. Wohin aber wiedrum diejenigen nicht gehören, welche ohne ihre Schuld, **Chriſtum** und ſeine Religion nicht kennen gelernt haben.

38.

Siehe. Kurzer Auszug aus **Menno Simons** Schriften, geſammelt, und herausgegeben durch **Johannes Decknatel,** Prediger der Mennoniten-Gemeinde zu **Amſterdam,** Büdingen bey J. C. Stöhr 1758. **Menno Simons** war erſt ein Römiſch Katholiſcher Prieſter, und wendete ſich im Jahr 1536. zu den damaligen Wiedertäufern, wurde ihr Reformator, und ſtarb Anno 1561. Siehe **Jöchers** Gelehrt. Lexicon.

39.

Siehe **David Cranzens** Geſchichte der **Brüder**gemeine, und **Spangenbergs** Lebensgeſchichte des Grafen **Nikolaus Ludwig von Zinzendorf.**

40.

Clemens Biſchof zu **Alexandrien,** war einer der erſten chriſtlichen Lehrer, die die Platoniſche Vorſtellung von der Reinigung nach dem Tod, für annehmbar erklärten. **Clemens** lebte in der lezten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, er war ein berühmter und vortreflicher Mann. Siehe ſeine Stromat. Lib. V. p. 549. L. VI. p. 637. **Gregor** der groſe verſinnlichte dieſe Idee ſo ſehr daß er ein Feuer ſtatuirte, re, in welchem die Seelen gefegt, oder gereinigt werden müßen, daher dann, alſo erſt zu Ende des ſechſten Jahrhunderts der Begrif vom **Fegfeuer** in der Kirche entſtand. Anſtatt daß **Tertullianus** die Afrikaniſchen Kirchen gelobt hatte, daß ſie für die Verſtorbenen **beteten**, verordnete **Gregor prieſterliche** Fürbitten, und **Seelmeſſen** die hernach eine reiche Geldquelle der Geiſtlichen wurden. Siehe Gregorii M. Dialogor. L. II. C. 23. L. IV. C. 39. 55. Mornaeus de Eucharist. L. III. C. 11. Calixtus de purgatorio. u. ſ. w. **Hencke.**

Hiemit beſchlieſe ich nun ein Werk, zu welchem mich die Liebe zur Wahrheit, meine innerſte Ueberzeugung, und mancherley Umſtände genöthigt haben. Ich übergebe es mit ruhigem Gemüth dem geſammten chriſtlichen Publikum zur unpartheyiſchen Prüfung, und erwarte die Folgen mit dem Bewuſtſeyn, daß ich es redlich gemeint habe.

BIBLIOTHECA
REGIA

Chryſäon

oder

das goldene Zeitalter

in

vier Geſängen

nebſt

einigen Liedern und Gedichten,

von

Jung Stilling

auf

Verlangen mehrerer Freunde beſonders
abgedruckt.

Nürnberg,
im Verlag der Raw'ſchen Buchhandlung.
1818.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich hab von jeher eine Neigung zur Dichtkunſt gehabt, und in Anſehung der Imagination möchte es mir auch wohl an Anlage nicht fehlen, allein in Anſehung des Reichthums der Sprache fehlte es mir immer. Wenn ich **Klopſtocks** und anderer teutſcher Meiſterſänger Gedichte laß, oder noch leſe, ſo empfinde ich meine Armuth, und das thut mir leid, denn ich ſpürte immer einen Trieb in mir, einmal in meinem Leben ein Gedicht auszuarbeiten, das für ein ſolches angenommen würde, und auch dafür gelten könnte. Wenn hiebey irgend einem Leſer einfällt: Ey warum denn ein Gedicht? — iſt das nicht vielleicht ein Ruhmſuchts-Kitzel, der dem Chriſten, wahrlich! nicht geziemt? — ſo antworte ich endlich: Welches Menſchen Werk iſt denn rein in den heiligen Augen des Herrn? Indeſſen kann ich doch ſo viel ſagen, daß ich mir als Dichter nie Hofnung auf einen groſen Ruf, auf einen hohen Rang unter den deutſchen Dichtern machen kann, und das aus zweyerley Gründen: Erſtlich, kann, mag, und darf ich zu meinen Arbeiten keine andere Materien wählen, als die zur Ehre meines Herrn und Meiſters, und zum Beſten ſeiner Religion gereichen. Dabey iſt aber keine Ehre, kein Ruhm von dem herrſchenden Geiſt der Zeit zu erwarten. Zweytens hab ich auch nie Zeit gehabt, groſe und berühmte Dichter zu ſtudiren, und ihnen ihre Kunſt abzulernen; dies iſt aber heut zu Tage durchaus nöthig, wenn man nicht von der ſtrengen, und bis zum Ueberdrus eckeln Kritik unſerer Zeit gegeiſelt werden will. Ich dürfte alſo wohl ſagen, daß nicht Ruhmſucht, ſondern, auch auf dieſe Art zu vergnügen, und zu erbauen, die wahre Veranlaſſung zu folgendem Gedicht iſt. Mit dieſem verhält es ſich folgender Geſtalt:

Ich fühlte in meinem Gemüth einen lieblichen Antrieb, endlich einmal meinem ſo lang gehegten Wunſch zu entſprechen, und da ich an den Werktagen keine Zeit zu ſo etwas habe, ſo widmete ich dieſem Geſchäfte des Sonntags einige Stunden, und ſo iſt der Anfang entſtanden, den ich im Verfolg zur Probe meinem Publikum mittheile. Wenn man zufrieden damit iſt, ſo werde ich fortfahren, wo nicht, ſo laſſe ich es bey dieſem erſten Verſuch bewenden, und bin dann überzeugt, daß mein Trieb und mein Wunſch ihm zu entſprechen nie in Erfüllung gehen ſoll.

Der Gegenſtand, den ich hier beſinge, iſt groß und erhaben. Ich wage nämlich Blicke in die Herrlichkeit des zukünftigen Reichs Chriſti auf Erden, und trage dann meine Vermuthung unter dem Bild eines Traums vor. Den Träumer ſelbſt nenne ich Selmar, und denke mir darunter einen heiligen Mann, der reines Herzens, und alſo würdiger iſt als ich, Blicke in die erhabene Zukunft zu thun. Dieſer Selmar iſts auch, der im ganzen Gedicht ſpricht.

Das Gedicht hat den Namen Chryſäon. Dies Wort iſt griechiſch, und heißt, das goldene Zeitalter. Ich brauche wohl nicht den Grund anzugeben, warum ich dem herrlichen Reiche des

Friedens dieſen Namen beylege. Am Schluß des ganzen Gedichts werde ich dann eine Erklärung der dunkeln Stellen und Bilder, oder Hieroglyphen mittheilen.

Möchte auch dieſe Arbeit viele aufregen, ſich mit allem Ernſt zu bekehren, und ritterlich zu kämpfen, um auch dereinſt Theilhaber und Unterthanen dieſes Reichs zu werden.

Jung Stilling.

Prolog.

1.

Auf, mein Geiſt, wach auf aus deinem Schlummer,
Deſſen Körner jezt der Abgrund ſtreut!
Reiß dich loß von deinem trüben Kummer,
Daß der Zeitgeiſt lichte Wahrheit ſcheut;
Daß er jede reine Quelle trübet,
Sich allein nur klug zu ſeyn vermißt;
Gottsvergeſſen jedes Laſter übet,
Jeder Tugend, jeder Pflicht vergißt.

2.

Wißt ihr denn, ihr Staubbewohner alles,
Daß ihr ſo mit eurer Kenntniß prahlt?
Auf dem Umkreiß dieſes Erdenballes,
Den der Stolz mit falſchen Farben mahlt,
Sieht der Menſch kaum einer Spanne weiter,
Als ſein Fuß die Lebensbahn durchmißt,
Aber auf Siona's Himmelsleiter
Sieht man jedes Ding, ſo wie es iſt.

3.

Schleuß mir auf die diamantnen Pforten
Naher Zukunft, und begeiſtre mich,
O Siona! laß im Licht mich dorten
Salems Wonne ſehn, ich bitte dich!
Denn in dieſem Angſt- und Kampfgewühle
Wankt der Geiſt auf ſeiner Pilgerbahn,
Hier ermatten alle Kraftgefühle:
Aus dem Abgrund weht uns Stickluft an.

4.

Darum richt ich meine heitern Blicke
Auf das ſtrahlenreiche Ziel der Zeit;
Athme Himmelslüfte und erquicke
Mich im Hinblick auf die Herrlichkeit,
Die die nahe Zukunft uns enthüllet,
Wann der heiße Kampf vollendet iſt,
Mein Erlöſer! wann dein Plan erfüllet,
Du nun Richter und Befreyer biſt.

5.

Lieblich ſchimmernd glänzt von jenem Hügel,
Mir in dunkler Nacht ein Licht hervor,
Auf der Morgenröthe leiſem Flügel,
Schleicht ein ſüßer Ton zu meinem Ohr,
Wie der Aeols-Harfe holdes Säuſeln,
Wenn ein kühles Lüftchen ſie durchweht.
Seht wie ſich die Lämmer-Wolken kräuſeln,
Heller ſtrahlt des Lichtes Majeſtät.

6.

Ahnend blick' ich in die lichte Ferne,
Horche jenem ſanften Flötenton,
In der Hand die dämmernde Laterne,
Streb ich vorwärts — Ach! ich ſehe ſchon
Auf dem ſanft beſtrahlten Raſenhügel,
In dem Morgenglanz Siona ſtehn,
Fühle, wie von ihrem goldnen Flügel,
Himmelslüftchen mir entgegen wehn.

7.

Weg mit dir du dämmernde Laterne,
Schnöder Weißheit, falſch berühmter Kunſt!
Hilf Siona! daß ich mich entferne
Aus des Gifthauchs Schwefelqualm und Dunſt.
Flügle mich hinauf zu jenem Gipfel,
Wo mein Auge reinen Aether trinkt,
Wo ein Lichtſtrahl über Cedernwipfel
Mir zur Wonnevollen Ausſicht winkt.

8.

Wie im hohen ahnungsvollen Traume
Sich der träge Körper leicht erhebt,
Und den Geiſt ein Duft vom Lebensbaume
Aus dem Paradieſe neu belebt,
So entſchwing dich nun dem Weltgetöſe,
Meine Seel, zum reinen Licht empor:
Hoch erhaben über Erdengröſſe
Ragt dein allumfaſſend Ziel hervor.

9.

An Siona's Arm gelehnt, durchſchweb ich
Das Gebiet der Sphären Harmonie;
Unter ihres Flügels Schuz erheb ich
Bald mein Ohr zur Seraphs Symphonie.
Was ich dort gehöret und geſehen,
Singt mein ſtammelnd Lied den Brüdern vor;
Was im Reich des Herren wird geſchehen,
Hallt melodiſch in des Frommen Ohr.

10.

Aber wer es hört, muß reines Herzens,
Frey von Vorurtheil und Irrſal ſeyn.
Es gewährt ihm Lindrung ſeines Schmerzens,
Nährt die Hofnung nicht mit leerem Schein:
Denn ſein Fundament iſt veſt gegründet,
In dem Worte, das vom Anfang war,
Und mein ganzes Weſen iſt entzündet,
Durch die Flamme auf dem Rauchaltar.

11.

Heilger Geiſt des Vaters und des Sohnes!
Weihe mich zu deinem Sänger ein.
Ach! ich möchte gern an deines Thrones
Stufen einſt ein Mitgenoſſe ſeyn.
Miltons, Klopſtocks, Gellerts, Kramers, Hallers,
Lavaters, und wer noch ſonſt dich ſang,
Möchte jedes müden Erdenwallers
Tröſter ſeyn, mit meinem Harfen-Klang.

12.

Bin ich gleich kein groſer Virtuoſe,
Iſt mein Ton dem feinen Ohr nicht rein,
Meine arme Poeſie oft Proſe,
Nun ſo darf ich doch wohl Schüler ſeyn.
Leihe deine wohlgeſtimmte Leyer,
Sänger Gottes auf Moriah, mir,
Bis ich bey des Lammes Hochzeit-Feyer,
Einſt ein beßrer Sänger bin als hier.

Inhalt

des erſten Geſangs.

Selmar entdeckt in der Ferne ein anmuthiges Thal, in dieſem einen Tempel, er wünſcht ſehr in den Tempel zu kommen, wird aber durch einen hohen Wall und ein verſchloſſenes Thor in demſelben, daran verhindert. Er wendet ſich an Siona, dieſe räth ihm, zu einem Einſiedler zu gehen, der in der Nähe wohnt; ſie ſagt ihm, daß der den Schlüſſel zu der Pforte wiſſe; er geht hin, und bittet ihn um Eröfnung der Pforte; der Einſiedler Mahlon aber belehrt ihn, daß er vorher eine ſchwere Prüfung zu beſtehen habe, die darinnen beſtünde, daß er durch einen gefährlichen unterirrdiſchen Weg gehen, mit allerhand Ungeheuern kämpfen, und endlich an einen Ort gelangen müſte, wo er auf einer Tafel an der Wand erfahren würde, ob er zum Seher Chryſäons beſtimmt ſey? Selmar unterzieht ſich der Prüfung, hält ſie treulich aus, und bringt dem Einſiedler die verlangte Nachricht mit, der ihm nun die Pforte öffnet. Hierauf geht er in den Tempel, wo er wiederum eine Prüfung aushalten muß. Nun wird er ins Allerheiligſte geführt, wo er zu ſeinem erhabenen Zweck vorbereitet wird.

Erſter Geſang.

1.

Ich durchſchwebte ungemeßne Räume,
Auf den Schwingen reger Phantaſie;
Was ich ſahe, ſind nicht leere Träume,
In den Lichtsgefilden irrt man nie.
Wenn das Herz nur rein iſt, und nicht geizet
Nach der Ehrſucht Tand und Eitelkeit;
Wenn den Geiſt kein frevler Vorwiz reizet,
Und das Aug von Flecken iſt befreit.

2.

Endlich ſah' ich in der lichten Ferne
Einen Tempel in dem Morgenſtrahl
Herrlich ſchimmern. Ach! ich wollte gerne
Zu ihm hin, in jenes ſchöne Thal;
Aber vor mir ſtiegen ſtarke Wälle,
Unerſteigbar ſteil und hoch empor;
In der Mitten, an der höchſten Stelle
Stand ein hohes und verſchloßnes Thor.

3.

Ueber jene Wälle hinzuſchweben,
Dazu war mir hier die Luft zu fein;
Doch mir war's ſo, daß ich um mein Leben
Gerne wollt in jenem Tempel ſeyn.
Zu Siona, die mir ungeſehen,
Immer liebevoll zur Seiten iſt,
Sprach ich: Liebe! kann es nicht geſchehen,
Wenn du, Engel! ſichtbar bei mir biſt?

4.

Daß ich mich auf deinem Flügel ſchwinge
Ueber jene hohen Wälle hin,
Und dem Herrn in jenem Tempel bringe
Meinen Dank, den ich Ihm ſchuldig bin?
Oder öfne mir das Thor der Pforten,
Um an deiner Hand hindurch zu gehn,
Denn ich will auch gern im Tempel dorten,
Zu dem Herrn um nähern Aufſchluß flehn:

5.

Was ſein Volk nach dieſem Kampfgedränge
In der Zukunft zu erwarten hat?
Ach! der Jammer zieht ſich in die Länge,
Und der Stärkſte wird im Kampfe matt.
Gerne möcht ich dann dem müden Streiter
Hoffnung ſingen in ſein Herz und Sinn,
Daß er muthig, vorwärts, immer weiter
Dränge, bis zur Siegerkrone hin.

6.

Lieblich, wie im Wohlgeruch der Linde,
Bienenſumſen auf der Blüthe ſchwirrt;
Oder wie im lauen Abendwinde
Eine Turteltaube zärtlich girrt;
So kam auf der leichten Zephyrs-Schwinge,
Sanft Sionas Stimm zu meinem Ohr,
Und aus ihren holden Lippen gienge,
Folgender Orakelſpruch hervor:

7.

Merke wohl! Sionas goldner Flügel
Trägt dich nur im Reich der Phantaſie;
Aber über jene Laſur Hügel
Bringt mein matter Flug den Dichter nie.
Dort muß dich das ſiebenfache Weſen
Jenes Geiſtes, an Jehovah's Thron,
Ganz durchdringen, und dein Aug wird ſehen,
Hocherfreut, der treuen Dulter Lohn

8.

Aber dennoch will ich dich begleiten,
Ungeſehn dein treuer Führer ſeyn;
Dich auf allen deinen Pfaden leiten;
Wärſt du in Chryſáon ganz allein,
Manches würdeſt du dann nicht verſtehen;
Dieſes Landes Sprache kennſt du nicht,
Aber, wenn ich werde mit dir gehen,
Dann iſt alles was du ſieheſt Licht.

9.

Jezt muſt du durch dieſe hohe Pforte,
In den Vorhof jenes Tempels gehn,
Dorten die geheimnisvollen Worte
Auf der Vorſicht Saphirtafel ſehn.
Dieſe Worte werden dich belehren,
Was des Herrn erhabner Wille iſt?
Obs dir Pflicht ſey wieder umzukehren,
Oder du der Zukunft Seher biſt?

10.

Zur Eröffnung jener hohen Pforten
Iſt ein edler Mann vom Herrn beſtimmt.
Dieſer wohnt im Myrtenwäldchen dorten,
Wo der Schwan auf Silberwellen ſchwimmt.
Nahe dich mit Ehrfurcht ſeiner Zelle,
Sag ihm offen was dein Herz begehrt!
Nach der Prüfung wird dir auf der Stelle,
Wenn du gut beſtehſt, dein Wunſch gewährt.

11.

Für der Prüfung war mir ernſtlich bange,
Meiner Ohnmacht war ich mir bewuſt;
Doch ich hofte, ſäumte nun nicht lange,
Gieng und ſtöhnte aus beklemmter Bruſt:
Vater! laß mir den Verſuch gelingen,
Sieh, ich flehe dich im Staube an:
Meinen Vorſatz weiſt du, ich will ſingen,
Was du an der Menſchheit haſt gethan.

12.

Demuthsvoll und betend gieng ich weiter,
Auf den Myrtenwald zur Rechten zu;
Doch der Schwanenbach war wirklich breiter
Als ich glaubte, mit gelaßner Ruh
Folgte ich dem Ufer bis ans Ende,
Wo ein kaum geſeh'ner Blumenweg
Führte durch ein ſchönes Berggelände,
Ueber einen ziemlich ſchmalen Steg,

13.

Zu des Klausners dicht belaubten Halle,
Wo er ruhig ernſt im Schatten ſaß.
Seine Hütte ſtand nicht fern vom Walle,
Und er ſchaute durch ein helles Glas
Hin und her; er ſah mich endlich kommen,
Wie ich tief gebeugt und langſam ſchlich.
Aber mir war bald die Furcht benommen,
Als er ſprach, mein Bruder, nahe dich!

14.

Nahe dich und komm! wir ſind ja Brüder,
Jeder iſt ein armes Adamskind,
Theu'r erkaufte Erben jener Güter,
Die uns jenſeits aufbehalten ſind.
Ehrfurchts-Schauer drung durch meine Glieder,
Schweigend folgt ich ſeinem Fußtritt nach;
Vor der Hütten ſezten wir uns nieder,
Und er ſah mich freundlich an, und ſprach:

15.

Ich erblick auf deinen blaſſen Wangen
Thränenſpuren, ſag! wo kommſt du her?
Sehe Wolken auf der Stirne hangen,
Auf dem trüben Auge laſtet ſchwer
Tiefer Kummer; kommſt du aus dem Lande,
Das den Taumelbecher Gottes trinkt?
Wo der Abfall löſt die ſanften Bande,
Und den Geiſt in Demantfeſſel zwingt.

16.

Ja ich komm, verſezt' ich, aus dem Lande,
Wo der ſchwarze Hunger Leichen ißt,
Wo des Jammers Wuth in jedem Stande,
Geyern gleich, die wunden Herzen frißt.
Aus dem Lande, wo die weiten Fluren,
Ach! mit Menſchenblut gedünget ſind;
Wo das Aug' erblickt die leiſen Spuren,
Daß Jehovah's Weltgericht beginnt.

17.

Wo der zügelloſe Luxus waltet,
Mit des Laſters unbeſchränktem Heer,
Wo der Chriſtenglaube iſt veraltet;
Chriſtum ſelbſt verehret man nicht mehr.
Seine auserwählte treue Heerde,
Wird mit rohem Schimpf und Spott belegt,
Unter mancher drückenden Beſchwerde
Aechzet jeder, der ſein Siegel trägt.

18.

18.

Auch des Höchſten Zornes-Donner ſchrecken
Selten noch ein Kind des Abfalls auf.
Statt zur Sinnesändrung ſich zu wecken,
Fördert man zum Abgrund ſeinen Lauf.
Kein Gefühl von Gottes Strafgerichten
Dringt in einen ſolchen frechen Geiſt,
Das Phantom, Natur, das ſie erdichten,
Das bey ihnen, leider! Gottheit heiſt.

19.

Lenkt die Welt mit diamantnen Banden,
Unerbittlich herrſcht der Gott, Natur;
Jeder Beter wird bey ihm zu Schanden,
Und er lacht des Menſchenelends nur.
Eiſern iſt der Schluß der Ewigkeiten,
Jedes Ding zertrümmert und vergeht;
Endlich wird der Geiſt nach Freud und Leiden,
In dem Tod wie leichter Dunſt verweht.

20.

Troſtlos für den müden Leidensdulter,
Iſt doch dieſer blaue Höllendunſt.
Wer das Creuz auf ſeiner wunden Schulter
Willig trägt, was nüzt dem dieſe Kunſt?
Die den Abfall logiſch demonſtriret,
Und die Seele ſchrecklich irre führt,
Baſilisken-Schlangenbrut gebieret,
Geiſtlichtod iſt der, den das nicht rührt.

21.

Ewig kann der Jammer doch nicht währen,
Bald vielleicht, erreicht er auch ſein Ziel.
Vater! nimm zu Herzen mein Begehren,
Sehnlich wünſch ich daß es dir gefiel,
Mich durchs Thor ins Heiligthum zu führen,
Wo der nahen Zukunft Schlüſſel iſt,
Um dem Lohn der Dulter nachzuſpüren,
Ach! ich weiß daß du ſo gütig biſt.

22.

Schweigend ſaß der Greiß im Abendſchimmer,
Lüftchen ſpielten um den Silberbart;
Lange ſchwieg er, doch ich hofte immer,
Was im Tempel würde aufbewahrt,
Sey doch wohl beſtimmt dem treuen Streiter,
In dem Kampf, zu zeigen ſeinen Lohn.
Sey ſo gütig, Vater! bat ich weiter,
Hilf mir daß ich ſeh' die Kämpferkron.

23.

Mahlon ſchwieg noch immer, und er ſchaute
Durch ſein Fernglas, ernſt und feyerlich
In die Weite; er als Wächter traute
Keinem, der von Ferne nahte ſich,
Bis er ihm ins Angeſicht geſehen,
Seiner Redlichkeit verſichert war.
Dieſer Blick, ich muß es frey geſtehen,
Schien mir furchtbar, drohte mir Gefahr.

24.

Aengſtlich ihn noch ferner anzuflehen,
Senkte ich zur Erde meinen Blick;
Doch der erſte Schritt war nun geſchehen,
Ich beklagte tief mein Misgeſchick.
Rathſam war es nicht, jezt umzukehren,
Auszuharren hielte ich für Pflicht;
Sich aus Menſchenliebe zu belehren,
Tadelt doch der wahre Weiſe nicht.

25.

Endlich barch er dann das ernſte Schweigen,
Seufzt und blickte mich durchdringend an.
Und er ſprach: Du willſt, ich ſoll dir zeigen
Zu der Zukunft Heiligthum die Bahn.
Weiſt du auch was dem zu thun gebühret,
Der der Zukunft Schleyer lüften mag?
Sieh! die Prüfung die zum Ziel dich führet,
Iſt ſo ſchwer, daß mancher Held erlag.

26.

Schwerer nicht, verſezt ich als das Leiden,
Das ſeit langer Zeit das Herz beſchwert,
Deine Prüfung wähl ich unter beyden;
Bleibt mein ernſter Vorſatz dann bewährt,
So erbarme dich des müden Pilgers,
Oefne mir das veſt verſchloßne Thor,
Zu dem Heiligthum des Sündentilgers,
Der vielleicht zum Seher mich erkohr.

27.

Wie die Abendſonne lieblich blinket,
Wie ſie aus der Donnerwolke tritt,
Und dem müden Fuß zur Ruhe winket,
Der des ſchwülen Tages Hitze litt,
So erhellten ſich des Klausners Blicke;
Kühn betrittſt du eine ſchwere Bahn,
Sprach er, ſanft und freundlich, nun ſo ſchicke
Dich mit Ernſt zur ſchweren Prüfung an.

28.

Dort am Fuß des Berges gähnt die Spalte
Eines ſchroffen Felſen ſchwarz hervor.
Siehſt du ſie, mein Freund! ganz nah am Walde?
Dieſe iſt der Prüfung dunkles Thor.
Geh hinein mit Gott ergebner Seele,
Wohlbewafnet, bete, fürchte nichts!
Findſt du einen Scheidweg, nun ſo wähle
Den, der zeigt, den Schimmer eines Lichts.

29.

Wenn dich grauſe Ungeheuer ſchrecken,
Dir ein Ungethüm verſperrt den Schritt;
Wenn dich öde Poltergeiſter necken,
Dann geh vorwärts, ſtets mit veſtem Tritt.
Mit dem Schilde muſt du dich bedecken,
Und das bloſſe Schwerdt in deiner Hand,
Mußt du immer muthig vorwärts ſtrecken,
So beſieget dich kein Widerſtand.

30.

Wenn zur Seiten dir ein Abgrund gähnet,
An der dunkeln, handbreitſchmalen Bahn.
Und ein ſchlangenfüß'ger Kobold wähnet
Dich hinab zu ſchleudern, greif ihn an
Mit dem Schwerdt, er flieht, mit veſtem Tritte
Wandle fort, gerad, mit frohem Muth;
Schreite auf des ſchmalen Pfades Mitte
Sicher fort, ſo geht's am Ende gut.

31.

Nah' am Ziele findſt du eine Leiter,
Steil, doch veſt, an einem Felſen ſtehn;
Stieg hinauf, und geh' mit Vorſicht weiter,
Dann wirſt du ein Ungeheuer ſehn,
Drachen ähnlich, roth, mit ſieben Köpfen,
Und mit zehen Hörnern oben drauf,
Dieſes trägt ein Band mit ſieben Knöpfen,
Und befiehlt dir, ſie zu löſen auf.

32.

Thuſt du's nicht, ſo biſt du ſchnell verlohren,
In den finſtern Abgrund ſtößt es dich,
Doch biſt du zum Seher auserkohren,
Und du merkſt von fern, es nähert ſich,
Dann halt ihm mit Muth dein Schwerdt entgegen,
Decke dich mit deinem ſtarken Schild,
Wehr dich, wie die tapfern Ritter pflegen,
Weil es jezt ums edle Kleinod gilt.

33.

Kämpfe ſtark, du muſt das Band ihm rauben,
Das am zehnten Horn herunter hängt.
Seine ſieben Knoten aufzuklauben,
(Wenn dir anders wird der Sieg geſchenkt)
Iſt nicht ſchwer, berühr' nur mit der Spitze
Deines Schwerdtes, jeden, er zergeht
Wie ein öder Schatten, und die Hitze
Dieſes Unholds wird wie Dunſt verweht.

34.

Kalter Schauer fuhr durch meine Glieder.
Vater! ſprach ich, werd' ich da beſtehn?
Freundlich gab er mir zur Antwort wieder:
Ganz gewiß! wenn du mit heiſſem Flehn,
Ernſt, gerad, bedächtlich, furchtlos wandelſt,
Immer vorwärts, nie zurücke weichſt,
Gottergeben immer weiſlich handelſt,
Bis du nun das hohe Ziel erreichſt.

35.

Dieſes iſt nicht fern mehr, du erblickeſt
Rechter Hand ein wunderſchönes Licht:
Nah' dich ihm, und wenn du dich erquickeſt
An der Silberquelle, ſäume nicht;
Eile durch die weiße Marmorpforte
In den Saal, da ſiehſt du an der Wand
Eine Tafel, merke wohl die Worte
Die da ſteh'n, und mach' ſie dir bekannt.

36.

36.

Denn aus ihnen kann ich ſicher ſchlieſſen,
Ob zum Seher du berufen biſt?
Himmels Ausſicht wirſt du dann genießen,
An dem Fenſter, das zur Rechten iſt.
Haſt du ausgeruht, ſo eile weiter,
In der Ecke ſiehſt du noch ein Thor;
Geh' hindurch, auf ſproſſenreicher Leiter
Kömmſt du dort auf jenem Berg hervor.

37.

Dann komm her, erzähl was du geſehen;.
Find ich in der Probe dich bewährt,
Dann ſoll, was du wünſcheſt, bald geſchehen,
Sehen ſollſt du was dein Herz begehrt.
Jezt will ich nun Schwerdt und Schild dir geben,
Einen ſichern Helm dir ſetzen auf.
Gottes Engel ſollen dich umſchweben,
Während dem geheimnisvollen Lauf.

38.

Ich begann nun ſchnell die ernſte Reiſe,
Schnurgerad zur Felſenſpalte hin,
Trat hinein, und nach der Ritterweiſe,
Schwerdt und Schild gefaßt; mit veſtem Sinn
Schritt ich fort, und folgte einem Schimmer,
Der mir zeigte meine ſchmale Bahn;
Mit geſchärftem Blicke ſah' ich immer
Jeden meiner Schritte prüfend an,

39.

Ob er nach des Klauſners treuem Rathe,
Meiner Führung angemeſſen ſey?
Und ſo gieng ich auf dem dunkeln Pfade
Muthig fort. Auf einmal ſchlich herbey,
Aus der finſtern Kluft ein Ungeheuer,
Drachenähnlich, wild und fürchterlich.
Aus den grellen Augen ſprühte Feuer,
Betend gieng ich fort und faßte mich.

40.

Reckte dann getroſt des Schwerdtes Spitze
Ihm entgegen, rief: entferne dich!
Wie getroffen von des Himmels Blitze,
Schrumpft es brüllend ein, und krümmte ſich;
Schlupfte dann in ſchlangenförm'gen Bogen,
Ungeſäumt zum düſtern Loch hinein;
So wie ſich der Schweif hineingezogen,
Konnt ich weiter gehn und ruhig ſeyn.

41.

Aber bald erſchien in dunkler Firſte,
Ueber mir ein anders Ungethüm,
Das wie raſend mit den Zähnen knirſchte,
Gleich der Rieſenſchlang, mit Ungeſtümm
Auf mein Haupt herab zu ſchießen drohte,
Doch ich ſtand und ſah es muthig an;
Als ich ihm des Schwerdtes Spitze bote,
Schwand es weg, der Kampf war abgethan.

42.

42.

Jezo war mir alle Furcht verſchwunden,
Heiter gieng ich fort auf meiner Bahn,
Zweimal hat ich nun ſchon überwunden,
Ach! die dritte Probe fing nun an:
Tief im Abgrund, auf der rechten Seite,
Hört ich ein Gebrüll nach Löwenart,
Hörte ein Geknirſche, wie im Streite.
Mit dem Schwerdt und Schilde wohl verwahrt,

43.

Gieng ich ſchleunig fort; mich umzuſehen,
Oder ſtill zu ſtehen, wagt' ich nicht.
Das Gebrüll kam näher, und das Wehen
Eines Peſthauchs, und ein falbes Licht,
Würkten wie betäubend; meine Säfte
Stockten in den Adern, mein Gebein
Starrte wankend, ich verlohr die Kräfte,
Konnte die Gefahr wohl größer ſeyn?

44.

Doch ich faßte Muth, und mit Vertrauen
Sezte ich die ſchwere Wallfarth fort,
Aber bald entdeckte ich mit Grauen
Ein Gewürme, das am Wege dort
Gräßlich tobte, und im Phoſphor Schimmer
Glitzernd, Tigermäßig um ſich biß.
Ich verzagte und ich dachte: nimmer
Kommſt du durch, dein Fall iſt hier gewiß.

45.

Doch ich wagt' es, mit des Schwerdtes Spitze,
Aber matt und bebend ihm zu drehn;
Ach! es ſank mir in der Hand, die Hitze
Schwächte mich; nun hört' ich einen Ton,
Der wie Harfenliſpel mir die ſüßen
Worte in die müde Seele ſprach:
Bücke dich, und kriech auf Händ und Füßen,
Folge ſtets dem Silberſchimmer nach,

46.

Der zur Linken auf dem Pfade glänzet,
Bald wirſt du ein kleines Pförtchen ſehn,
Und ein Gitter, das den Pfad begränzet,
Kriech hindurch, ſo kannſt du weiter gehn.
Freudig ſank' ich auf die Erde nieder,
Und ich ſpürte keinen Peſthauch da;
Ich erlangte meine Kräfte wieder,
Und war bald dem kleinen Pförtchen nah.

47.

Muthig kroch ich durch und kam nun wieder
Auf die ſchmale, immer dunkle Bahn:
Aufrecht gieng ich fort, bald auf, bald nieder,
Und ich traf manch Abentheuer an.
Sie erzählen, brächte Langeweile,
Meine Waffen ſchützten immer mich,
Meinen Pfad verfolgte ich mit Eile,
Immer war er ſchmal und fürchterlich.

48.

Endlich kam' ich glücklich zu der Leiter,
Die da hoch und ſteil am Felſen ſtand.
Ich beſtieg ſie prüfend, veſt, und heiter,
Aber oben an der grauen Wand,
Hieng ein Scheuſal, drohend, und abſcheulich;
Mitten auf der Leiter, doch mit Muth
Zeigt ich ihm mein Schwerdt, es brüllte gräulich,
In den Adern ſtekte mir das Blut.

49.

Ach! ich dachte, guter Rath iſt theuer!
Vorwärts kann, und fliehen darf ich nicht;
Dennoch naht' ich mich dem Ungeheuer,
Auf die Drachenbruſt das Schwerdt gericht,
Bis ichs mit der Spitze faſt berührte,
Wie ein Dunſtbild ſchwand es ſeitwärts hin,
Ich erſtieg die Leiter und verſpürte
Neue Kräfte, heitren Muth und Sinn.

50.

Eine Strecke war ich fortgegangen,
Als ich dort das rothe Unthier ſah;
Und am zehnten Horne ſah ich hangen
Jenes Band, ich eilte, war ihm nah.
Seine ſieben Köpfe brüllten greulich,
Mich mit ihren Donnerſtimmen an;
Die Geſichter grinſten ganz abſcheulich,
Doch ich fand mit Muth mich angethan.

51.

51.

Rückte Helm, und Schild, und Schwerdt zurechte,
Stand', und ſchaut ihm ruhig ins Geſicht,
Harrte auf den Angriff, dies Gefechte,
Das mir jezt bevorſtund', ſcheut' ich nicht:
Denn ich war nun ſchon geübt im Streite,
Hatte viele Feinde ſchon geſehn,
Und von allen war mir nichts zu Leide,
Unter Gottes Beyſtand nichts geſchehen.

52.

Endlich brüllte einer ſeiner Köpfe:
Frecher! du betrittſt dies Heiligthum!
Kanſt du löſen dieſe ſieben Knöpfe?
Kein Gott kann es: ſieh dich wacker um,
Ob dir irgend ſtarke Hülf' erſcheine,
Ob ein Engel in der Nähe iſt?
Tauſend Engel ſind ſo gut wie keine,
Ich bin Gott, wie du ein Teufel biſt.

53.

Das iſt wahr, verſezt' ich, doch dein Pralen,
Dein verwünſcht Gebrülle fürcht' ich nicht.
Jezt will ich dir auf den Kopf bezahlen,
Was du langſt verdienet; dein Gericht
Iſt nun endlich kommen; und ich reckte
Stark mein Schwerdt auf ſeine rothe Bruſt,
Sprach, indem ich mit dem Schild mich deckte,
Wiſſe, Unhold, daß du weichen mußt.

54.

Alle ſieben Köpfe brüllten gräßlich,
Sprühten Feuer auf mein ſtarkes Schild.
Dieſer Anblick war ſo furchtbar heßlich,
Und ſein Widerſtand ſo ſtark und wild,
Daß ein Schauer mir durch's Herze bebte,
Doch ich ſtand und flehte himmelan,
Ob mir gleich die Zung am Gaumen klebte,
Blieb ich doch auf meinem Kämpferplan.

55.

Plötzlich fiel mir ein die Knöpf zu rühren,
Mit dem Schwerdt, wie mir befohlen war.
Es geſchah, nun konnt' ich deutlich ſpüren
Meines Feinds Ermattung: offenbar
Lenkte ſich, der Sieg auf meine Seite,
So wie Eiß in heißer Gluth zergeht,
Wurden Knöpf und Thier in dieſem Streite,
Wie ein Nebel in dem Sturm verweht.

56.

Wie der Bundesbogen nach dem Regen,
Strahlte dort ein wunderſchönes Licht;
Ihm zur Seiten rauſchte mir entgegen
Eine Silberquell, ich ſäumte nicht
Meine dürre Zunge zu erquicken,
Suchte dann das blendend weiſſe Thor,
Bald erſchien es meinen gier'gen Blicken,
Heißer Dank ſtieg zu dem Herrn empor.

57.

Jezo eilte ich zur Marmorpforte,
Trat hinein und ſah die Tafel an,
Ach! da fand ich nun die holden Worte:
Glücklich biſt du! Mahlons weiſer Schwan
Hat den Schlüſſel zu den ſtarken Thoren.
Friede ſtrömte fluthend durch mich hin;
Denn ich war zum Seher auserlohren,
Der Gedanke ſtärkte jeden Sinn.

58.

Aber um die Ausſicht zu genieſſen,
Eilte ich dem goldnen Fenſter zu,
Das mir Mahlon hatte angewieſen:
Welcher Anblick, welche Himmelsruh!
Morgendämmrung auf dem Luſtgefilde,
Sanfte Stille ruhte auf der Fluhr.
Ach! da ſah' ich in dem ſchönſten Bilde,
Unſrer Zukunft heilige Natur.

59.

Aus dem fernen Oſten trat der Morgen
Silberbläulicht, hoch und hehr hervor;
Doch die Sonne war noch tief verborgen.
In des Himmels Laſur ſtieg empor
Ein Juwel, der holde Stern der Liebe,
Huldreich blickend über Berg und Thal.
Fänd ich Worte, daß ich recht beſchriebe,
Das was ich geſehen, allzumahl.

60.

Ein Gebirge, fern, im weiten Bogen,
Schien mir dunkelblau im zarten Duft;
Mit Smaragdnem Sammet überzogen
War die nahe Flur, und milde Luft
Wehte Frieden in mein ganzes Weſen,
Vorgeſchmack der nahen Seeligkeit.
Jeder Kranke müſte hier geneſen,
Hier im Lande der Zufriedenheit.

61.

Silberbäche ſah ich ruhig flieſſen,
Einem mäſig groſen Strome zu;
Sie durchſchlängelten die ſchönſten Wieſen,
Zwiſchen Myrten-Wäldchen, ſanfte Ruh
Krönte jeden grünbelaubten Hügel,
Alles keimte jung und ſchön hervor,
Auf des kühlen Oſtwinds leiſem Flügel
Stieg der Fluren Wohlgeruch empor.

62.

Nahe vor mir ſah' ich Knoſpen ſchwellen,
Voller Kraft, um nächſtens aufzublühn.
Seitwärts an den ſüſen Waſſerquellen,
Strebten Palmen-Weiden ſchlank und kühn,
Hoch empor, und in des Oſtwinds Fächeln
Schwankten ſie, wie lebend, in der Luft,
In der Morgenröthe holdem Lächeln,
Trunken ſie des Himmels Lebensduft.

63.

Weder Menſchen, Thiere, noch Geflügel
Konnt' ich in dem Paradieſe ſehn;
Still und ruhig wars auf jedem Hügel;
Hin und wieder ſah ich Palmen wehn;
Aber keine Früchte, lauter Blüthe,
Keine Häuſer, nirgend eine Spur
Irgend eines Lebens, milde Güte
Sorgte für die nahe Zukunft nur.

64.

Lieblich wehte mir ein Ton entgegen,
Und er drung melodiſch mir zum Ohr;
Ach! Siona kam auf meinen Wegen,
Ueberall mit Liebe mir zuvor;
Und ſie ſagte: jezt haſt du erfahren,
Wie Chryſäon gegenwärtig iſt,
Wie es ſeyn wird, ſoll ſich offenbaren,
Wenn du in der Zukunft Tempel biſt.

65.

Mich von dieſem lieben Ort zu trennen,
Wurde mir, wie leicht zu denken, ſchwer;
Doch ich konnte auch im Licht erkennen,
Daß es jezo noch zu frühe wär.
Darum eilt' ich nun mit Freuden weiter,
Durch das mir beſchriebne enge Thor,
Stieg den Schacht hinan auf jener Leiter
Und kam dann auf Mahlons Berg hervor.

66.

Jauchzend lief ich ſchnell den Berg hinunter,
Unverweilt zu Mahlons Halle hin.
Und ich ſprach: Mein Vater! ſieh wie munter
Ich nach dieſer ſchweren Prüfung bin.
Deinen Schlüſſel zu der hohen Pforte
Find' ich wohl bey deinem weiſen Schwan,
Dieſes zeigten mir die goldnen Worte
Deutlich auf der Marmortafel an.

67.

In dem Fenſter ſah' ich mit Entzücken,
In des Himmels ſchönſtem Morgenroth,
Was den müden Kämpfer wird beglücken,
Einſt nach heißer überſtandner Noth.
Mir erſchien im Paradieſes Bilde,
Blüthe keimend, und in ſtolzer Ruh,
Ach! Chryſäons himmliſch Luſtgefilde,
Und dann eilt' ich deiner Hütten zu.

68.

Jezo wirſt du mich nun weiter führen,
Da ich in der Prob beſtanden bin,
Durch des Walles veſt verſchloßne Thüren,
Zu der Zukunft hohem Tempel hin.
Mahlon küßte mich mit holder Liebe,
Und er ſprach: mit Freuden ſoll's geſchehn,
Denn von Gott ſind deine heiſſen Triebe,
Jezo ſchon das Reich des Herrn zu ſehn.

69.

An des Schwanenbaches Silberquelle,
Wo ſie ſprudelnd aus dem Felſen quillt,
Findet man des Schwanes dunkle Zelle,
Und in ihr ein ſchönes Marmorbild,
Deſſen Hals der große Schlüſſel zieret,
Ehrerbietig nahm ihn Mahlon ab:
Denn der Geiſt, der dieſes Bild regieret,
Iſt von Gott, der ihm den Schlüſſel gab.

70.

Mit dem Schlüſſel eilten wir zur Pforten,
Dieſe ſchloß der Klausner freudig auf,
Und entließ mich dann mit dieſen Worten:
Du beginnſt nun deinen fernern Lauf.
Sey behutſam! wünſche nicht zu ſehen
Was zu deinem Zweck nicht nöthig iſt;
Weiter als man winkt, darfſt du nicht gehen,
Selig biſt du, wenn du weiſe biſt!

71.

Donnernd langſam ſchwungen ſich die Flügel
Der erhabnen Pforte rückwärts um,
Und ich eilte vorwärts auf den Hügel,
Schnurgerad zum ſtillen Heiligthum.
Majeſtätiſch, in der Abendröthe,
Sanft beleuchtet, ſtand er prächtig da,
Und der Vögel liebliches Geflöte
War dem Ohr des ſtillen Horchers nah.

72.

Voller Ehrfurcht eilte ich zur Pforten,
Wo ein Hüter mir zur Seiten ſtand;
Dieſer ſprach zu mir mit ſanften Worten:
Gehe vorwärts, an der vordern Wand
Wirſt du bald ein kleines Pförtchen ſehen,
Klopfe an, ſo wird es aufgethan;
Was mit dir dann weiter ſoll geſchehen,
Zeigt dir dort ein heilger Prieſter an.

73.

Heilger Schauer drung durch meine Glieder,
Als ich in das enge Pförtchen trat;
An der Schwelle ſank ich flehend nieder,
Wo ich Gott um Huld und Gnade bat.
Jezt erſchien ein Prieſter weiß gekleidet,
Ernſte Feyer ruhte im Geſicht.
Durch die Prüfung war ich vorbereitet,
Darum bebt ich für der zweiten nicht.

74.

Durch den Wink des Prieſters aufzuſtehen,
Und ihm ſchnell zu folgen, faßt ich Muth,
Wagt es nun ins Heiligthum zu gehen,
Wo im Dunkel aus der Opferglut,
Auf dem Altar Weihrauchdämpfe wallten,
Langſam bis zum hohen Dom empor;
Aus dem obern Chor des Tempels hallten
Hochgeſänge zum geweihten Ohr.

75.

Jezo ſprach der Prieſter: Dein Gemüthe
Sey nun frey von aller Sinnlichkeit.
Wende dich an deines Mittlers Güte,
Sey mit Wachen und Gebet bereit,
Seine Offenbarung zu empfangen;
Doch eh' dieſes wirklich kann geſchehn,
Muß dein heißer Wunſch und dein Verlangen,
Abermal durch eine Prüfung gehn.

76.

Sieben heilge Tage mußt du wachen,
Hier in dieſer dunkeln Todtengruft,
An der Seite eines rothen Drachen,
Stets umweht von lauem Leichenduft;
Faſten mußt du alle ſieben Tage,
Brod und Waſſer wird dir nur gereicht.
Was der Herr dir auferlegt, das trage
Muthig, bis der rothe Drache weicht.

77.

Unaufhörlich muß dein Rauchwerk brennen,
Auf dem Altar in der Todtengruft.
Von dem Altar darfſt du nie dich trennen,
Denn der Dampf vertreibt die böſe Luft.
Da kann dich der Drache nicht berühren,
Ihn betäubt der ſtarke Opferdampf;
Endlich wirſt du mit Vergnügen ſpüren,
Wie er ſchwindet ohne Müh' und Kampf.

78.

So kann weder Duft noch Drache ſchaden,
Wenn du ſtets Gebet und Wachen übſt,
Dein geheimer Führer wird dir rathen,
Was dir nützt, wenn du ihn nicht betrübſt
Durch Zerſtreuung, Schlaf und Langeweile,
Dein Gemüth muß ſtets geſammelt ſeyn,
Wenn der Drach verſchwunden iſt, dann eile
Hier in dieſes Heiligthum herein.

79.

Auf dem Scheltel ſtiegen meine Haare,
Wie vom Zitterſtoff *) gerührt empor;
Aber, da wo ich nun einmal ware,
Fand kein Rückweg ſtatt, kein ofnes Thor.
Ganz in Gott verſenkt, mit heißem Flehen,
Gieng ich bebend auf die Höle zu;
Grauſend wars, und ſchrecklich anzuſehen,
Doch von Innen ſpürt' ich Muth und Ruh.

80.

Dort zur Linken ſah ich nun den Drachen
Feuer aus den grünen Augen ſprühn,
Dreyſpitzigt Gezüngel aus dem Rachen,
Sah' für Zorn die Knorpelſtirne glühn,
Und ſein ganzes Anſehn war abſcheulich;
Eines Sprungs eilt' ich dem Altar zu;
Ach er bäumte ſich und brüllte greulich,
Ich bin ſicher — dacht' ich — brülle du.

81.

---

*) Ein neuer Name für die elektriſche Materie.

81.

Schleunig warf ich Rauchwerk aus der Schaale,
In des Opferfeuers rothe Glut,
Dankend nahm ich dann zum Abendmahle,
Brod und Waſſer; mit getroſtem Muth
Saß ich auf des Altars Stuffen nieder,
Wachte treu, vergaß des Opfers nicht,
Tage kamen, Nächte kehren wieder,
Immer bliebs in meinem Innern Licht.

82.

Wenn ich Schwermuth und Ermattung fühlte,
Dann vermehrte ich den Opferdampf,
Auch **Siona's** leiſes Flüſtern kühlte
Oft die heiße Stirn, im ſchweren Kampf.
Endlich ward der Drache überwunden,
Ganz entkräftet lag er ſtöhnend da.
Ach! ich hatte nun das Ziel gefunden,
War der hohen Offenbarung nah.

83.

An dem dem lezten meiner Prüfungstage,
Gegen Abend kam der Prieſter, froh,
Heiterlächelnd; merk was ich dir ſage!
Fieng Er an: das große A und O
Zeigt dir auf des Saphirs Himmelbläue,
Daß du von Ihm auserkohren biſt,
Seinem Volk zu zeigen, was auf Treue,
Die im Kampf beſteht, zu hoffen iſt.

84.

Eile ſchnell aus dieſer finſtern Kammer,
Folge mir ins heitre Heiligthum!
Und vergiß nun allen Erdenjammer,
Sieh dich nicht nach andern Dingen um;
Blick nur aufwärts, denn dir ſtrahlt entgegen,
Von der Saphirtafel goldne Schrift,
Was du lieſeſt, muſt du wohl erwägen,
Weil es deinen hohen Ruf betrift.

85.

Eilends floh' ich aus der dunkeln Zelle,
Aus der Höllen gleichen Todengruft.
In dem Tempel fand ichs licht und helle,
Mich umwehte Paradieſes Luft.
Fröhlich hob ich nun die Augenlieder
Zum Gewölb des hohen Doms empor.
Goldnes Feuer ſtrahlte auf mich nieder,
Aus dem Saphir ſchien die Schrift hervor:

86.

Gottgeweihter! ſteig herauf und nahe
Ehrerbietig dich dem Perlenthor!
Tritt hinein — ſink nieder, — und empfahe
Das, wozu Jehovah dich erkohr.
Wünſche aber weiter nichts zu ſehen,
Als zu ſehen dir vergönnet iſt;
Wird dein kühner Vorwiz weiter gehen,
Wiſſe dann, daß du verlohren biſt.

87.

Eine Marmortreppe gegen Morgen,
Führte zu des Tempels innerm Chor;
Hinter einem Verhang war verborgen
Das geheimnißvolle Heiligthor.
Dieſes fand ich offen, ich verweilte
Nun nicht länger vor der ofnen Thür,
Ich verſenkte mich in Gott und eilte
Froh hinein, und dankte Ihm dafür.

88.

Vor der Bundeslade ſank ich nieder,
Die ich hier mit tiefer Ehrfurcht ſah.
Mich umtönten hohe Jubellieder,
Und der Geiſt des Herren war mir nah.
Mich umwehten Paradieſes Lüfte,
Und das Morgenroth der Ewigkeit
Hauchte nieder ſüße Lebensdüfte,
Streute Wohlgerüche weit und breit.

89.

Himmelswonne ſtrömte auf mich nieder,
Und ich ſunke, ſüß betäubt, dahin.
Sanft durchwehten alle meine Glieder
Heilge Schauer, und ein jeder Sinn
Ward erhöht, als würde ich entkleidet
Von der Hülle meiner Sterblichkeit,
Durch dieſes Wehen ward' ich vorbereitet,
Zu dem Blick in jene goldne Zeit.

90.

Sanfter Schlummer löſte meine Sinnen
Von dem Band der phyſiſchen Natur;
Hohe Träume öfneten von innen,
Eine Ausſicht in Chryſäons Flur.
Ich empfand im Traume neues Leben,
Und entdeckte eine Welt vor mir;
Jene Bilder, die mich noch umſchweben,
Lieber Leſer! die erzähl ich dir.

Inhalt
des zweyten Geſangs.

Selmar befindet ſich in den ſchönen Gegenden des Landes Chryſäon, er beſchließt, ſich darinnen umzuſehen, kommt zuerſt in ein Dörfgen, wo ihn ein Hausvater, Namens Gottfried, freundlich aufnimmt, und ihm auf ſein Begehren Nachricht von dem Gericht über den Menſchen der Sünden, und über die Beſchaffenheit Chryſäons giebt. Dann geht er fort, und herbergt bey einem andern Hausvater, welcher **Walther** heißt, und ihm ſeine Lebensgeſchichte erzählt. Dann reiſt Selmar weiter, findet einen Begleiter, mit dem er Antiochia erreicht.

Zweyter Geſang.

1.

Ich befand mich am beblümten Rande
Eines Waldes, Roſen und Jaſmin,
Pflanzen, und Gebüſch das ich nicht kannte,
Blüthen um mich her; die Sonne ſchien
Hoch vom unbewölkten Himmel nieder,
Welcher ſchöner blau als jemals war,
In dem Wald ertönten Jubellieder;
Turteltauben girrten Paar bey Paar.

2.

Vor mir hin entdeckt' ich im der Weite
Städte, Dörfer, Hügel, Berg und Thal,
Alles was ich ſah', die Läng und Breite,
War erfüllt mit Früchten ohne Zahl.
Wo mein Aug' hinblickte ſah ich Seegen,
Allenthalben ſchwelgte die Natur.
Wohlgerüche wogten mir entgegen
Von dem bunten Teppich jeder Flur.

3.

Näher muß ich dieſes Schauſpiel ſehen,
Sprach in mir ein nie empfundner Trieb,
Dort in jenes Dörfgen will ich gehen,
Gute Menſchen haben Menſchen lieb.
Daß ſie gut ſind, ahne ich mit Wonne,
Dieſer Seegen, dieſe goldne Ruh,
Dieſes ſanfte Säuſeln, dieſer Sonne
Mildes Glänzen, ſichern mir es zu.

4.

Voller Sehnſucht lief ich nun hinunter
Auf dem Pfade, der zum Dörfgen führt,
Immer wurden Feld und Fluren bunter,
Gott wie innig ward' mein Herz gerührt!
Bin ich denn in Edens Paradieſe?
Fragt ich meine Augen hundertmal;
Jeder Garten, jede grüne Wieſe,
Schien das ſchönſte Stück im ganzen Thal.

5.

Endlich war ich denn dem Dörfgen nahe,
Reihenweiſe ſtanden Hütten da,
Nicht Palläſte, aber was ich ſahe,
War ſehr einfach, zierlich — Was geſchah?
Aus der erſten Hütte kam gegangen,
Ein dem Anſehn nach bejahrter Mann,
Mir entgegen, lächelnd, mit Verlangen
Ihn zu ſprechen, eilt ich und begann:

6.

Vater! bin ich hier im Paradieſe?
Biſt du Adam? lieber, theurer Mann!
Das Vergnügen das ich hier genieſe
Iſt ſo groß, daß ichs nicht ſagen kann.
Gieb dem fremden Pilger treue Kunde,
Nachricht von des Lands Beſchaffenheit;
Gönn' der Lernbegierde eine Stunde,
Wenn dir übrig iſt dies Pünctchen Zeit.

7.

Lieber Fremdling! tauſendmal willkommen!
Gab der holde Greiß zur Antwort mir;
Sey gegrüßt im Königreich der Frommen,
In **Chryſäon**: ſey willkommen hier!
Hier in meiner Hütte kannſt du weilen,
Froh, ſo lang es dir gefällig iſt.
Heiſt dich dein Geſchäfte mir nicht eilen;
Ach! ſo bleib, weil du uns theuer biſt.

8.

In dem frohen Kreiſe meiner Lieben,
Geb ich dann von Allem Kunde dir;
Wo das Reich der Finſternis geblieben,
Wer das Reich des Lichts geſtiftet hier;
Dann kannſt du das ganze Land durchwallen,
Städte, Dörfer, Fluren, weit und breit;
Was dir Noth iſt, findeſt du bei Allen,
Jeder giebt dir gern mit Freundlichkeit.

9.

Himmels-Wonn' durchſtrömte meine Glieder,
Gerne folgte ich dem Alten nach.
In der Halle ſezten wir uns nieder,
In dem lieben Kreiſe, und ich ſprach:
Seyd mir hochgegrüßt Chryſäons Bürger,
Seyd mir hochgegrüßt, im Friedensland!
Nun, wo ſind ſie denn die frechen Würger?
Sind ſie endlich aus der Welt verbannt?

10.

Gottfried — (denn ſo hieß der fromme Alte) —
Gab zur Antwort: fern iſt mir die Zeit,
Doch mir iſt, als ob noch jezo ſchallte
In mein Ohr, der Ton der Ewigkeit:
Fahret hin Ihr Gottes-Läugner Alle! —
Chriſtushaſſer hin zum Feuerſee! —
Ach! die Welt erbebte von dem Falle,
Jedes Echo hallte, Ach und Weh!

11.

Forſche nun nicht weiter, die Geſchichte
Jener Zeit, Gottlob! ſie iſt vorbey,
Ach Gottlob! des Höchſten Strafgerichte
Sind nicht mehr, wie glücklich! wir ſind frey!
Frey von jedem Druck der Weltbezwinger,
Von des Krieges Bürde ſind wir frey,
Uns beherrſcht des Friedens Wiederbringer,
Und des Himmels Friedens Polizey.

12.

Aus dem Dunſtkreiß flohn die böſen Geiſter
In den Abgrund, ihrem Fürſten nach,
Jetzo fanden ſie auch ihren Meiſter,
Der mit Flammenblick ihr Urtheil ſprach.
Wie ein Sturm den ſtolzen Wald entblättert,
War im Huy der wilde Schwarm entflohn,
Wie ein Blitz den hohen Thurm zerſchmettert,
Stürzte nieder Satans mächtiger Thron.

13.

Peſt und Seuchen, grauſe Ungeheuer
Drachen ähnlich, ſchwanden wie im Flug
Hin zum Abgrund, ein verzehrend Feuer
Haſchte wütend, bald, den ganzen Zug,
Der wie Gifthauch durch die Weite flammte,
Als ihn traf der Allmacht Donnerſtral.
Ach der nun verſöhnte Gott verdammte
Jeden Menſchenfeind zur Höllenquaal.

14.

Jede Feindſchaft iſt nun ganz verſchwunden,
Löwen weiden mit dem zahmen Vieh,
Wölf und Bären hab ich oft gefunden
Bey den Lämmern ſtehn, ich ſahe nie
Daß ein wilder Blick die Ruhe ſtörte.
Geyer hab ich kreiſend fliegen ſehn,
Wenn ein Täubchen ſeine Stimme hörte,
Blieb es ruhig auf dem Dache ſtehn.

15.

Auch die Menſchen ſchlachten nicht mehr Thiere,
Fleiſch und Blut iſt keine Nahrung mehr;
Sie verſchlingen nicht mit heißer Giere,
Ungeziefer mancher Art: ſo ſehr
Man auch ehmals nach Genüſſen geizte,
So genügſam iſt nun jedermann;
Und was ehmals leckre Gaumen reizte,
Sieht der Wandrer kaum im Wege an.

16.

Unſre Richter ſind nur Friedensrichter,
Und das Wort, **Prozeſſe**, kennt man nicht.
Gottsgelehrte ſind jezt unſre Dichter,
Jeder Bürger hält was er verſpricht.
Unſre Lehrer ſind erfahrne Männer,
Unſre Weiſen diſputiren nicht.
Unſre Fürſten ſind auch Menſchenkenner,
Unſre Forſcher ſuchen wahres Licht.

17.

Unſre Schulen athmen Menſchenliebe,
Unſre Jugend reinen Kinderſinn,
Ihre Strafen ſind nicht Ruthenhiebe,
Liebe leitet ſie von Anbeginn
Ihres Denkens, Wollens; Lernbegierde
Miſcht ſich ein in jedes Kinderſpiel.
Jedes Kind iſt ſeines Alters Zierde,
Gottesfurcht und Tugend iſt ſein Ziel.

18.

Staunend ſprach ich: das ſind Wunderdinge,
Sag' mir Vater! wie das möglich iſt?
Menſchen ſeyd' ihr doch noch — wie geringe,
Iſt die Kraft zur Tugend — ſelbſt der Chriſt
Wankt und ſtrauchelt täglich auf dem Wege,
Den ihm Chriſtus vorgewandelt hat,
Immer ſind noch böſe Triebe rege,
Und der ſtärkſte wird im Kampfe matt.

19.

Gottfried gab zur Antwort: deine Frage
Iſt vernünftig, aber höre mich:
Schrecklich waren jene Leidenstage,
Jede Stunde drohte fürchterlich.
Müde war die Menſchheit, Müde! Müde!
Nirgends Ruhe, Angſtruf überall!
Und der Zorn des Allerhöchſten glühte,
In des Strafgerichts Poſaunenſchall.

20.

Die dem großen Thier des Abgrunds fröhnten,
Kochten Galle mit verbißner Wuth;
Läſterten den Höchſten und verhöhnten
Frech ſataniſch ſein Verſöhnungsblut.
Nein! ſie wollten jene Seeligkeiten
Des verhaßten Jeſus Chriſtus nicht;
Lieber ſich den Schwefelpfuhl bereiten,
Auf den Himmel thaten ſie Verzicht.

21.

Nicht ſo die getreue Schaar der Chriſten:
Wie der Kampf wuchs, wuchſe auch der Muth;
Keiner wollte mehr ſein Leben friſten,
Alle wagten willig Gut und Blut;
Schweigend, duldend, für des Herren Sache,
Harrten ſehnlich ſeiner Ankunft nur,
Einer rief dem Andern, Bete! Wache!
Denn wir ſehn des groſen Tages Spur.

22.

Bey der ungezählten Menſchen Menge,
Welcher Chriſtus ſonſt nicht theuer war,
Wurde iezt in dieſem Angſtgedränge
Jedes Herzens Tiefe offenbar:
Was im Innern ſich zum Schlimmen neigte,
Warf ſich in den Strom des Böſewichts,
Und was einen Keim zum Guten zeigte,
Nahte ſich dem Glanz des Morgenlichts.

23.

Der Verſuchungs Stunde groſe Gährung,
Würkte mächtig in der Chriſtenheit,
Und des herben Kampfes lange Währung,
Brachten endlich zur beſtimmten Zeit
Dieſe groſe Scheidung ganz zu Stande.
Keiner war nur halb das was er war;
Wie man jemand ſahe, ſo erkannte
Jeder bald ſein Innres hell und klar.

24.
Unvermuthet einſt in banger Stunde,
In der ſchwülen finſtern Mitternacht,
Kam in unſern Kreiß die ernſte Kunde,
Viele Toden ſeyen aufgewacht;
Und es glänzte aus dem ewgen Morgen
Zu uns hin ein wunderbares Licht.
Noch war jedem unter uns verborgen
Was das ſey? dies ahnte keiner nicht.

25.
Plözlich ſahen wir in unſrer Mitten,
Staunend zween verklärte Männer ſtehn,
Brüder! ſprach der Eine, ausgelitten
Habt Ihr Lieben! Gott hat Euer Flehn
Nun erhöret, geht dem Herrn entgegen,
Seht Er kommt von Morgen her mit Macht!
Und es ſtrömt herab auf Sonnenwegen,
Ein verklärtes Heer in Himmelspracht.

26.
Wie elektriſch Feuer fuhr ein Beben,
Freudig bang, durch unſre Glieder hin,
Jeder prüfte nun ſein ganzes Leben,
Und er fand, daß er von Anbeginn
Bis daher nicht treu genug geblieben,
Jede Schwäche ward' ihm offenbar.
Ach! ich fande, daß auch ich im Lieben
Meines Heilands weit zurücke war.

27.

Plötzlich hallten die Gerichtsposaunen,
Donnernd über Fluren, Berg und Thal,
Alles lief hinaus mit bangem Staunen,
Menſchen aller Stände, ohne Zahl.
Gleich und gleich geſellte ſich zuſammen,
Todesſchrecken ſträubte jedes Haar,
Augen ſah' man die in Thränen ſchwammen,
Wuth entflammte nun des Abgrunds Schaar.

28.

Blitze ſtrömten wie ein Feuerregen
Auf das ſtolze Gottsvergeßne Heer,
Tauſend Donner brüllten ihm entgegen,
Ach, wir ſchauten hin, — es war nicht mehr.
Doch ich wollte vom Gericht nichts ſagen,
Die Erinnrung bleibe fern von mir,
Aber von den ſeegensvollen Tagen,
Die nun folgten, ſprech ich gern mit dir.

29.

Brüder! — als wir im vertrauten Kreiße,
Ihn nun ſelbſt, den Längſterſehnten ſahn,
Und wir armen Sünder gleicher weiſe,
Wie die Engel, durften zu Ihm nahn.
O wie war uns! Nieder zu dem Staube
Beugte ſich ein jedes Angeſicht.
Unausſprechlich war es — Bruder! glaube,
Nachempfinden kanns der Seraph nicht.

30.

30.

Tage hätt' ich nöthig dir zu ſagen,
Wie das Friedensreich gegründet ward.
Darum will ich nur auf deine Fragen
Antwort geben. Dir wird offenbart,
Was du wiſſen darfſt auf deiner Reiſe;
Sey genügſam, frage nicht zu viel.
Sey behutſam, ſchweige, handle weiſe,
Denn der Zukunft Kunde hat ihr Ziel.

31.

Hör nun meine Antwort auf die Frage,
Warum hier das Gute herrſchend iſt?
Leicht wirſt du's begreifen, wenn ich ſage:
Jeder Bürger iſt ein wahrer Chriſt.
Aber daß er's bleibt, und ſeine Kinder
Nicht entarten, das iſt dir nicht klar;
Aber du begreifeſt nichts geſchwinder,
Wenn ich dir es mache offenbar.

32.

Alle böſen Geiſter ſind verſchwunden,
Von Verführung findſt du keine Spur;
Auch kein böſes Beyſpiel wird gefunden,
In der ganzen menſchlichen Natur.
Ach! das Wehen unſrer reinen Lüfte,
Bringt nicht böſe Säfte ins Geblüt,
Keine Reize — Paradieſes Düfte
Heitern auf und ſtärken das Gemüth.

33.

Viele Tauſend ſind auch auferſtanden,
An des Herren groſem Zukunftstag;
Dieſe braucht Er dann zu Reichsgeſandten.
Hat nun irgend jemand eine Klag,
Und er trägt ſie vor den Herrn mit Flehen,
Um Erhörung, wenn ers ernſtlich meint,
Und der Herr es will, ſo kanns geſchehen,
Daß ihm ein verklärter Freund erſcheint.

34.

Unvermuthet glänzt ein Regenbogen,
Oder ſonſt ein wunderbares Licht,
So wie auf des Rheinfalls Silberwogen,
Wenn der Abendſonne Strahl ſich bricht,
Um den Bether her, in ſtiller Feier
Steht der Heilge freundlich vor ihm da,
Jener ſtaunt und dankt, und athmet freier,
Denn er weiß die Hülfe iſt nun nah.

35.

Oft erkennt man dann mit hoher Freude
Einen Ahnen aus der grauen Zeit;
Oder gar den Vater, Mutter, Leute
Aus der traurigen Vergangenheit.
Auch nicht ſelten kommen große Männer,
Die Jahrhunderte im Grab geruht:
Martyrer, Apoſtel, und Bekenner,
Dies giebt dann dem Bether hohen Muth.

36.

Sie ermahnen, tröſten und belehren,
Geben unſern Kindern Unterricht;
Sehn ſie einen Irrenden, ſo kehren
Sie ihn wieder um zum wahren Licht.
Du begreifſt, daß nun auf dieſem Wege,
Leicht das Gute herrſchend bleiben kann:
Denn an dieſer hohen Geiſtespflege
Nimmt hier vollen Antheil jedermann.

37.

Doch ſo wie der Sterne holder Schimmer
Ganz erlöſcht, ſo bald die Sonn aufgeht;
So erlöſcht auch jener Heilgen Glimmer,
In des Weltbeherrſchers Majeſtät.
Uns durchglüht dann ein ätheriſch Feuer,
Wenn Er, jedoch ſelten, uns erſcheint.
Jeder treue Vorſaz wird dann treuer,
Wenn das Auge Liebesthränen weint.

38.

Dieſes Alles nimm du nun zuſammen,
Jeder Antrieb führt zum groſen Ziel,
Viele Funken bilden endlich Flammen,
Und der Funken ſind unendlich viel.
Muß nicht ſo das Gute herrſchend werden
Und die Menſchheit nach und nach durchglühn?
Muß nicht auf den ganzen Rand der Erden,
Nach und nach die Siegespalme blühn?

39.

Herrlich! — ſprach ich, wird denn nicht gefunden,
    Hie und da noch eines Laſters Spur?
Iſt denn jede Sünde ganz verſchwunden,
    Aus der ganzen menſchlichen Natur?
Gottfried gab zur Antwort: Schwächen bleiben
    Immer noch das Looß der Sterblichkeit;
Aber jene Gnadenmittel treiben
    Zum Gebet und ſtrenger Nüchternheit.

40.

So wie ſich ein guter Knabe ſchämet,
    In des frommen Vaters Gegenwart,
Jeden Trieb zur Sünde gern bezähmet,
    Und auf ſeines Willens Winke harrt;
So hält hier des Herren Nähe Alle
    In der Furcht, man liebt, und ſündigt nicht;
Hütet ſich mit Ernſt für jedem Falle,
    Und man wandelt ſtets in ſeinem Licht.

41.

Uebereilungs Sünden ſind zuweilen
    Hie und da, ach leider! wohl geſchehn;
Aber jemand an des Laſters ſteilen
    Abſturz, hat man hier noch nie geſehn.
Jede Schwachheits-Sünde würkt Entſetzen,
    Ernſte Reue in des Sünders Bruſt;
Nur Gehorſam bringt uns hier Ergötzen,
    Gottes Huld iſt unſre gröſte Luſt.

42.

Tief gerührt, entquollen meinem Herzen
Heiſe Seufzer über unſre Zeit;
Und ich fragte ferner: miſchen Schmerzen,
Krankheit ſich in eure Seeligkeit?
Selten, ſprach er: nur des Alters Schwächen
Kommen ſpät, und bringen uns zur Ruh.
Selten ſieht man hie und da Gebrechen;
Selten trägt ſich hier ein Unglück zu.

43.

Selbſt nun dieſe Herrlichkeit zu ſehen,
Wünſche ich aus innerm Herzensgrund.
Aber welche Straße mir zu gehen
Dienlich wär, das war mir noch nicht kund.
Vater! ſprach ich, mache mir zur Reiſe,
Wie's mir nützet, einen ſichern Plan;
Zeige mir, ich bitte, gleicher Weiſe,
Auch den zweckgemäſen Zielpunct an.

44.

Er verſetzte: dieſer Zielpunct bleibet
Jedem Wanderer Jeruſalem,
Wen der heil'ge Zug zum pilgern treibet,
Der beſucht auch gerne Bethlehem,
Nazareth, nebſt andern heilgen Orten.
Gottes treue Hut begleite dich!
Lauter Segensfülle findſt du dorten,
Friede, Freud und Liebe küſſen ſich.

45.

Welche Straße wähl' ich? fragt ich weiter.
Reiſt zu Lande, ſprach der liebe Mann;
Allenthalben findeſt du Begleiter;
Jeder dienet dir, ſo gut er kann.
Auch zur See iſt ſehr bequem zu reiſen,
Denn es giebt nun keine Stürme mehr.
Aber beſſer iſts im Länder-Kreiſen
Recht ſich umzuſehn, das fördert ſehr.

46.

Kann ich nicht auf unbekannten Wegen
In dem Land des Friedens irre gehn?
Wollt ich fragen, doch mir kam entgegen
Schon die Antwort: immer wirſt du ſehn
Freunde die den rechten Weg dir weiſen,
Dich mit aller Nothdurft gern verſehn,
Allenthalben muſt du dich befleiſſen,
Immerfort nach Oſten hinzugehn.

47.

Wenn du Antiochien erreicheſt,
Dann wählſt du die Straſſe rechter Hand;
Wenn du nie von dieſer Richtung weicheſt,
Kommſt du bald ins rechte Friedensland;
Siehſt auf allen Fluren Palmen wehen,
Friedensbäume grünen überall,
Allenthalben wirſt du Wohlſtand ſehen,
Hör'n des frohen Dankens Jubelſchall.

48.

Jetzo nahm ich Abſchied, und mit Wonne
Eilte ich auf mir gezeigtem Pfad
Weiter fort, bis mir die Abendſonne
Bald zur Ruhe winkte, und ich bat
Einen Mann, der ſeinen Acker pflügte,
Mir zu zeigen, wo ich über Nacht
Weilen könnte? — Wenns bey mir genügte,
Dann wär ſchon die Sache ausgemacht.

49.

Dieſes ſprach er ſanft mit holdem Lächeln,
Spannte dann die weiſſen Stiere ab,
Und wir wallten in des Oſtwinds Fächeln,
Hand an Hand den dunkeln Wald hinab.
Nachtigallen ſungen in die Wette;
Braune Rehe eilten auf uns zu,
So als ob ich ſie erzogen hätte,
Ueberall erblickt ich ſtolze Ruh.

50.

Löwen kamen gleichſam uns zu grüßen,
Und der Tieger war kein Tieger mehr,
Ueberall erquickte mich des ſüßen
Wilden Honigs Wohlgeruch gar ſehr.
Unvermerkt erreichten wir die Wohnung
Meines neuen Freundes. Fordre nun,
Sprach er liebreich, es iſt mir Belohnung,
Wenn ich dir, mein Bruder! wohl kann thun.

51.

Bald erſchienen ſeine Frau und Kinder;
Aus den Augen ſtrahlte Engelshuld.
Immer eilte jedes noch geſchwinder
Als das Andre. Hab mit uns Geduld!
Sprachen ſie, und liefen in die Wette
Mir zu dienen, alle freuten ſich,
Daß ich da war und ein jeder hätte
Gern allein gedient. Tief rührt' es mich.

52.

Friſch Gemüſe, Honig, Milch und Butter,
Trug man auf den weißgedeckten Tiſch;
Brod und Aepfel brachte auch die Mutter;
Alles war einladend, rein und friſch.
Herzlich betend ſetzten wir uns nieder,
Mich erbat der Vater neben ſich,
Nach dem Eſſen ſang man frohe Lieder,
Gott zum Preiß, und dankt Ihm inniglich.

53.

Dann vernahm man aus dem Mund des Alten,
Wie viel Guts an Ihm der Herr gethan;
Wie ihm durch ſein wunderbares Walten,
Gott gezeigt zur Rettung ſichre Bahn;
Als der Böswicht zu vertilgen ſuchte,
Jeden der den Namen Chriſti trug,
Und mit wildem Wüthen der Verruchte
Langbewährter Chriſten viel erſchlug.

54.

Vater! Ach! erzähl doch die Geſchichte:
Fieng der holden Töchter eine an,
Doch nicht viel vom ſchrecklichen Gerichte,
Sondern nur was Gott an dir gethan.
Gerne ſprach der Vater, herzlich gerne
Wird von mir dein frommer Wunſch gewährt,
Wenn es unſern Freund, der aus der Ferne
Kommt, und müde iſt, nur nicht beſchwert.

55.

Lieber Vater! ſprach ich, wär ich müde,
Bald würd' mir die Müdigkeit vergehn,
Wenn ich hörte was durch Gottes Güte,
Dir zu deiner Rettung iſt geſchehn.
Ich bin eins mit deiner Töchter Bitten,
Laß uns hören deiner Führung Gang,
Was du haſt genoſſen und gelitten,
Glaube nur, mir wird die Zeit nicht lang.

56.

Nun begann der edle Mann mit Würde:
Dort erblickt ich erſt das Licht der Welt,
Dort trug ich des Lebens erſte Bürde,
Wo die Weſer in das Nordmeer fällt.
Früh entfloh mir, die die mich gebohren,
Hin ins Land des Friedens und der Ruh,
Auch mein Vater gieng für mich verlohren,
Er ſchloß früh die Thränen Augen zu.

57.

Ach! ſie hatten Kummerbrod gegeſſen,
Auf des Lebens Mühevoller Bahn,
Vollgerüttelt war das Maaß gemeſſen;
Doch ſie nahmen Alles willig an,
Was der Höchſte über ſie verhängte,
Darum führte Er ſie bald zum Ziel,
Fern von Allem was bisher ſie drängte,
Was ſie mir vererbten war nicht viel.

58.

Ihre Kinder waren früh geſtorben,
Nur mein ältſter Bruder lebte noch.
Dieſer hatte Geld und Gut erworben,
Hatte Ueberfluß und klagte doch.
Ihm ward' ich zur Aufſicht übergeben,
Zur Erziehung, er erzog mich nicht,
Ließ mich ganz nach eignem Willen leben,
Und vergaß die heilge Vormunds Pflicht.

59.

Aber was mein Bruder nie verſäumte,
War mich ſtreng zur Arbeit zu erziehn:
Wenn ich irgend fehlte, ach! dann ſchäumte
Er für Zorn; ich wollte oft entfliehn,
Aber wenn ich mich beſann, ſo graute
Mir Verlaßnen für dem Bettelſtab,
Wenn ich in die dunkle Zukunft ſchaute,
Schoß ein Thränenſtrom die Wangen ab.

60.

In die Schule muſte er mich ſchicken,
Dazu zwang ihn Pflicht und Obrigkeit.
Wenn ich wieder kam — mit finſtern Blicken,
War er dann zum Strafen ſtets bereit.
Leſen, Schreiben, Rechnen, und Geſchichte,
War der Inhalt meines Unterrichts,
Dazu las' ich mancherley Gedichte,
Nur vom Chriſtenthum erfuhr ich nichts.

61.

Endlich muſt ich um des Namenswillen,
Doch auch in die Chriſten Lehre gehn.
Meinen Seelenhunger hier zu ſtillen,
Und im Wort des Himmels Licht zu ſehn:
Dieſes war mein Zweck, doch blieb ich, leider!
Leer von Allem was das Herze rührt:
Denn mein blinder Lehrer ſah' nicht weiter,
Als wohin ſein Irrlicht ihn geführt.

62.

Kalt und tod kam ich in die Gemeine,
Die noch chriſtlich hieß, nicht chriſtlich war;
Doch im Innern ſpürt' ich immer eine
Tiefe Schwermuth, mir war noch nicht klar,
Was mir fehlte: oft gieng ich mit Weinen
In den Wald, und flehte da um Licht:
Willſt du mir, o Vater! nicht erſcheinen?
Rief ich dann, o Herr! verlaß mich nicht!

63.

Einsmals als ich auch ſo herzlich flehte,
Trat ein ernſter Mann mir vor's Geſicht;
Aus den krauſen Silberlocken wehte
Mir entgegen holdes Morgenlicht;
Von den Lippen ſtrömten Huld und Frieden,
Von der Stirne Heiterkeit und Ruh.
Walther! ſprach er: Such kein Licht hienieden,
Kehr dem Oſten deine Blicke zu!

64.

Freudig fragt ich: Ach! wer wird mich führen
Auf der nie betretnen Pilgerbahn?
Darf ichs wagen? — will es mir gebühren
Heimlich wegzugehn? — iſts wohlgethan?
Freundlich ſprach er: ſey nur ohne Sorgen,
Fürchte deines Bruders Rache nicht!
Richte deine Schritte gegen Morgen,
Eilen! Eilen! iſt jezt deine Pflicht.

65.

Einen Führer wirſt du immer finden,
Wo dir Rath und Hülfe nöthig iſt,
Laß nur alles was dich hält dahinten;
Wenn du nackend oder hungrig biſt,
Wird die hohe Vorſicht für dich ſorgen;
Haſt du Leiden, denk was Chriſtus litt!
Gottes heil'ge Wege ſind verborgen,
Ungeſehen geht ſein Engel mit.

66.

Er verſchwand vor meinen naſſen Augen,
Traurig ſtaunend ſtand ich nun allein,
Wird denn auch mein Fuß zum Reiſen taugen,
Werd' ich nicht ein Spott der Leute ſeyn?
Werd' ich glücklich, wenn ich dieſes wähle?
Ach! ſo wankt ich, und die Wahl war ſchwer,
Fleuch und eil', errette deine Seele!
Grollt' ein Donner aus dem Walde her.

67.

Wie im Sturm das falbe Laubblatt fliehet,
Ueber den beblümten Raſen fort,
Und von fern' ein Ungewitter ziehet,
Gelbe Blitze zücken da und dort,
So entfloh' ich dieſer ernſten Stätte,
Durch den Wald bis in das freye Feld.
Da war nichts das mich getröſtet hätte,
Ganz verlaſſen war ich in der Welt.

68.

Traurig war ich — mir den Weg zu weiſen,
War kein Menſch, kein Engel bei der Hand,
Ach! ich flehte nun zu Gott mit heiſſen
Thränen, mich zu führen in das Land,
Wo mein wahres Glück mir blühen ſollte,
Willig war ich ja den Weg zu gehn.
Doch ich mochte denken was ich wollte,
Nirgend konnt' ich einen Ausweg ſehn.

69.

Endlich ſah' ich ſchaudernd mir zur Seiten
Plötzlich ein verhülltes Weſen ſtehn;
Wer es wäre, konnt' ich nicht entſcheiden,
Doch es war ein Menſch, das konnt' ich ſehn.
Sein Geſicht bedeckte nur ein Schleyer,
Seinen Leib ein langes Pilgerkleid;
Gott ſey Dank! ich athmete nun freyer,
Und ich fragte mit Freymüthigkeit:

70.

Lieber Pilger! kannſt du mir nicht ſagen,
Den geraden Weg ins Friedensland?
Ach! verzeihe meine kühne Fragen,
Denn er iſt mir gänzlich unbekannt.
Leiſe haucht' er mir das Wort entgegen:
Sey getroſt! — und eile! — folge mir!
Ihm zu folgen machte mich verlegen;
Doch ich fand kein ander Mittel hier.

71.

Schnell gieng er nun vorwärts, raſchen Schrittes
Vor mir hin, auf ungebahntem Weg;
Ich ihm nach, und eilte ſchnellen Trittes
Morgenwärts, bis an den ſchmalen Steg,
Der ganz ſchwankend ohne Lehne führte
Ueber einen reiſend ſchnellen Fluß.
Grauſend war mir's weil ich Schwindel ſpürte,
Umzukehren war jezt mein Entſchluß.

72.

Doch ich dacht' an jene Donnerſtimme,
Die im Walde mich ſo ſehr erſchreckt;
Fürchtete mich für des Richters Grimme,
(Ach! ſein Rachſchwerdt war ſchon ausgereckt).
Aengſtlich fragt' ich meinen Führer: Sage,
Sind wir hier denn auf dem rechten Weg?
Ach verzeihe meine bange Klage:
Denn mir ſchwindelt auf dem ſchmalen Steg.

73.

Ließ die Schrift, ſo ſprach er, die dahinten
An der Mauer auf der Platte ſteht.
Sey nur muthig! denn da wirſt du finden,
Daß der Weg den Steg hinüber geht.
Blicke nicht aufs Waſſer, ſondern ſchaue
Starren Blicks auf mich und wanke nicht.
Geh gerad, mit veſtem Tritt, und traue
Deinem Führer, dies iſt ſtrenge Pflicht.

74.

Leiſe prüfend folgt' ich ſeinen Tritten,
Schaute auf ſein Haupt, ſonſt nirgends hin.
Ach! es ſchwankte ſchrecklich in der Mitten,
Ernſtlich flehte ich in meinem Sinn
Um Bewahrung, und wir kamen endlich
Glücklich jenſeits an dem Ufer an.
Alles war hier lieblich, ſchön, und ländlich,
Und wir fanden auch betretne Bahn.

75.

Durſt und Hunger quälten mich, und müde
Schlich ich hinter meinem Führer her,
Endlich fleht' ich: habe doch die Güte,
Ach! mir wird das Pilgern gar zu ſchwer!
Einen kühlen Ruhplaz mir zu zeigen,
Wo ich mich erquick mit Speiß und Trank;
Auch beginnt ſich ſchon der Tag zu neigen,
Lieber Führer! ich bin matt und krank.

76.

Leiſe haucht' er mir den Troſt entgegen:
Harre muthig noch ein Weilchen aus;
Bald ſollſt du nach Wunſch der Ruhe pflegen,
Dort am Eck des Waldes ſteht ein Haus,
Wo wir ruhig können übernachten,
Und vergnügt im Schooß der Freundſchaft ſeyn;
Deine Armuth wird man nicht verachten,
Laben kannſt du dich mit Brod und Wein.

77.

Aber wird man ohne Geld mir geben,
Fragt ich, was durchaus Bedürfnis iſt?
Er verſezte: Ja! was du zum Leben
Brauchſt, wenn du ein treuer Pilger biſt.
Unſer König hat an allen Orten
Pfleger derer die nach Hauſe gehn.
Wir ſind nahe einer engen Pforten,
Wo du eine Prüfung muſt beſtehn:

78.

78.
Ob du wahrhaft arm biſt? keine Güter
Läßt man durch die enge Pforte ein,
Denn der Pförtner iſt ein ſtrenger Hüter,
Nackt und arm muß hier der Pilger ſeyn.
Mit des Königs Uniform bekleidet
Wird man hier, ſo wie ich würklich bin
Und durch einen treuen Freund begleitet,
Bis zur Friedenslandes Gränze hin.

79.
O wie lieblich klungen dieſe Worte,
Schöner wie Muſik in meinem Ohr;
Jetzo war ich vor der engen Pforte,
Und wir richteten den Blick empor,
Klopften an, ein ernſter Wächter fragte:
Wer iſt da? und ſah uns prüfend an;
Doch ſo bald es ihm mein Führer ſagte,
Wurde uns die Pforte aufgethan.

80.
Freundlich wurden wir allhier empfangen,
Denn mein Führer war da wohl bekannt,
Und ich wartete da mit Verlangen,
Auf mein königliches Reiſigewand.
Aber theuer kam mir dies zu ſtehen,
Ausgezogen wurd' ich ganz und gar,
Vieles muſte noch vorher geſchehen,
Eh' ich völlig ausgerüſtet war.

81.

Eingerieben wurden ſcharfe Laugen,
Ueberall wo Schmutz und Unrath war,
Ach! der Schmerz trieb Thränen aus den Augen.
Endlich wurd' ich völlig rein und klar.
Angethan mit einem Pilgerkleide,
Auch mit einem guten Paß verſehn,
Muſten wir noch eine kleine Weite,
Bis zur lang erſehnten Herberg gehn.

82.

Müde! Müde kam ich vor die Pforte,
Und mein Führer klopfte dreymal an.
Ach! wir hörten nun die holden Worte:
Kommt herein! es wird euch aufgethan.
Einwärts ſchwungen ſich die ſchweren Thüren,
Ganz ermüdet ſchritten wir einher,
Mein Begleiter ſprach: ich will dich führen,
Denn allein zu gehn, wird dir zu ſchwer.

83.

Schwankend ſchlich ich nun an ſeiner Seiten,
Durch den Hof ins lang erſehnte Haus,
Wo ich nach den ſchweren Tages Leiden
Ruhen ſollte. Freundlich kam heraus,
Jungfrau Demuth, ſchön, ein Bild der Tugend,
Huld ihr Lächeln, ihre Mine Ruh.
Auf dem Antliz blüh'te ew'ge Jugend,
Und ſie winkt' uns beiden liebreich zu.

84.
Sanft wie Harfenliſpel ſprach die Gute:
Kommt herein, Geſeegnete des Herrn!
Komm nur **Walther**! mit getroſtem Muthe,
Komm! denn wir beherbergen dich gern.
Sieh! wir wiſſen deinen lieben Namen,
Eh du da warſt, war er uns bekannt,
Freunde aus der Pforte jezt die kamen,
Haben deinen Namen uns genannt.

85.
Und ſie bracht' uns in ein ſchönes Zimmer,
Deſſen Ausſicht gegen Morgen war.
Traulich glänzte hier des Vollmonds Schimmer,
Lieblich ſung der Nachtigallen Schaar.
Jungfrau **Liebe** brachte nun das Eſſen,
Freundlich grüſſend ſezte ſie es hin.
Jede Reißbeſchwerde war vergeſſen,
Kraft und Labſal fand hier jeder Sinn.

86.
Jungfrau **Hofnung** brachte uns Getränke,
Alle drey Geſchwiſter ſpeiſten mit.
Vater **Glaube** brachte ein Geſchenke,
Einen Ring von Gold und **Chryſolith**.
Dieſen Ring (ſo ſprach er) mußt du ſtecken
An den Daumen deiner rechten Hand,
Dann mit einem Handſchuh ihn bedecken,
Daß er dir von niemand wird entwandt.

87.

87.

Denn er iſt das wahre Ordenszeichen
Jedes Bürgers in dem Friedensland.
Wenn du wirſt das frohe Ziel erreichen,
Dann ſchlieſt jeder dich ins Bruderband,
Der an deiner Hand das Kleinod ſiehet,
Denn der Stein hat dieſe Eigenſchaft,
Daß er alle Herzen an ſich ziehet,
Mächtig, und mit nie beſiegter Kraft.

88.

Mich durchſtrömte nie empfundne Freude,
Als ich dieſen Ring am Daumen ſah;
Dann umarmten mich die lieben Leute,
Und wir ſpeiſten fröhlich. Was geſchah'?
Plözlich trat ein Fremder in das Zimmer,
Hold und freundlich blickte er mich an,
Wenn es niemand ſahe, winkt' er immer
Mitzugehn, ich hätt' es bald gethan.

89.

Jungfrau Klugheit diente uns beim Eſſen,
Sie bemerkte bald den fremden Mann,
Sie erkannt ihn, biſt du ſo vermeſſen?
Sprach ſie, denn du weiſt daß man nicht kann
Dich und deines Gleichen hier bewirthen,
Geh, Herr Sinnlich, laß dich nicht mehr ſehn!
Wehe! Wehe! allen den Verirrten,
Die auf deinen Schlangen-Wegen gehn.

90.

Sinnlich eilte fort, doch in der Thüre,
Sah er mich noch einmal freundlich an.
Daß dich dieſer Unhold nicht verführe,
Nicht vereitle von der rechten Bahn,
Warnte **Liebe**, mit erhobnem Finger,
Mich den Unerfahrnen; es iſt Pflicht,
Denn er iſt ein wahrer Weltbezwinger,
Sagte ſie, drum Lieber! trau ihm nicht.

91.

Nach dem Eſſen führte man mich Müden
Sanft zu ruhn ins ſtille Schlafgemach,
Wohlgerüche wallten von den Blüthen,
Uns entgegen von dem Silberbach.
Sanfter Schlummer ſchloß die Augenlieder,
Bis der Sonne erſter Morgenſtral
Früh uns weckte, und wir eilten wieder,
Zu den Freunden in den Speiſeſaal.

92.

Meinen treuen Führer baten alle
Freunde, mich zu führen bis zum Ziel.
Jungfrau **Demuth** ſagte: für dem Falle
Schütze ihn, der Fallſtrick' ſind gar viel.
Er verſezt': ich werd' ihn nicht verlaſſen,
Wenn er ſich nur nahe zu mir hält,
Wenn er immer bleibt auf dieſer Straſſen,
Und ſich nicht verläuft ins weite Feld.

93.

93.

Herzlich war der Abſchied, und wir traten
 Raſch und freudig unſre Reiſe an.
Alles zu beſchreiben was wir thaten,
 Währte wohl zu lange: denn mein Plan
Iſt nur Gottes Treue zu erzählen,
 Die er mir ſo oft erwieſen hat,
Drum will ich das Wichtigſte nur wälen,
 Es wird ſonſt dem Freund zur Ruh zu ſpat.

94.

Oft erſchien Herr Sinnlich nur von Ferne,
 Freundlich war ſein Blick, er winkte mir;
Oefters, ich geſteh' es, wär ich gerne
 Ihm gefolgt, gewiß ich wankte ſchier,
Aber wenn mein Führer ihn nur ſahe,
 Grief er mich mit ſeiner rechten Hand,
Riß mich fort, und hielt mich immer nahe
 Seinen Fußtritt, treulich hielt ich Stand.

95.

Endlich kamen wir an einem Morgen,
 Nah zu einem weltberühmten Ort;
Ich bemerkt' an meinem Führer Sorgen,
 Doch er eilte unermüdet fort;
Und er hauchte mir das Wort entgegen,
 Durch den Schleyer: **Walther ſäume nicht!**
Denn du läufſt Gefahr; auf dieſen Wegen
 Halte dich nicht auf, denn dies iſt Pflicht.

96.

Schweigend eil' er fort; mit raſchen Schritten
Folgt ich ſeinen ſchnellen Ferſen nach.
Eh ich michs verſahe war ich mitten
In der Stadt, und eine Stimme ſprach
Hinter mir: Ey **Walther**! welche Eile
Drängt dich ſo? — die Freunde warten dein,
Ach nur einen Augenblick verweile!
Auf der Herberg kannſt du zeitig ſeyn.

97.

Ach! ich folgte dem Syrenen Tone,
Es war Synnlich, der die Worte ſprach
Komm, mein Bruder! Sieh nur wo ich wohne,
Und dann folge deinem Führer nach;
Er wird vor dem Thore dich erwarten,
Ach ich folgte! und er führte mich,
Auf dem nächſten Wege zu dem Garten
Seiner Wohnung; hier befanden ſich

98.

Seine Gattin **Wolluſt**, ihre Kinder,
Luxus, **Mode**, **Unzucht**, **Eitelkeit**,
Jubelnd rief nun Sinnlich: ich bin Finder
Des verlohrnen Sohnes; mir iſt leid
Daß ſein ſtrenger Führer ihn ſo plaget,
Schaft nur Wein und Zuckerwerk herbei!
Wenn ihm dann das Eilen noch behaget,
Nun ſo kann er gehen, er iſt frey.

99.

Schweſter **Eitelkeit** befahl dem Bruder
Luxus, mich mit Kleidern zu verſehn,
Und ſie küßte mich und ſprach: du Guter
Kannſt mit dieſen Kleidern nicht beſtehn;
Dazu war behülflich Schweſter **Mode**,
Schweſter **Unzucht** nahte ſich auch mir.
Wolluſt ſprach: ich gräme mich zu Tode,
Wenn du weiter giengeſt, bleib doch hier.

100.

Nicht doch! ſagte **Sinnlich**, zu genießen,
Iſt der Menſch in Ewigkeit beſtimmt,
Dazu iſt uns Alles angewieſen,
Wozu wär die Glut die in uns glimmt?
Wenn er bey uns ſatt iſt vom Genuſſe,
Dann kann er auch ruhig weiter gehn;
Und am Paradieſes Lebensfluſſe
Kann ihm volle Gnüge dann geſchehn.

101.

Nun kam alles was das Herz begehrte,
Backwerk, Wein und Fleiſch, in Ueberfluß,
Alles was ich wünſchte ward gewähret,
Und beſiegelt mit der Wolluſt Kuß.
Ganz berauſcht ſink' ich in ihre Armen
Und gerieth in einen ſanften Schlaf;
Aber Gottes ewiges Erbarmen,
Schleudert einen Blitzſtrahl der mich traf.

102.

Während meinem Schlaf kam ein Gewitter,
Donner rollten, zeugten Blitz auf Blitz,
Schlugen in die Bäume, tauſend Splitter
Fuhren um mich her an meinem Sitz.
Ich erwachte, ſchnell floh' ich von hinnen,
Was vorher ſo freundlich war, verſchwand;
Aber ach! was ſollt ich nun beginnen,
Da ich meinen Führer nicht mehr fand?

103.

In dem gröſten Jammer meines Herzens,
Eilt ich ſchleunig vor das Thor hinaus,
Aber meinen Führer — O des Schmerzens!
Fand ich nicht, ich fand nur Nacht und Graus.
Ich verlohr den Weg, durch Dorn und Hecken
Kroch ich zagend, und mein Kleiderpracht
Ward zerſezt, und endlich blieb ich ſtecken,
Lag in Ohnmacht da in dunkler Nacht.

104.

Weinen, Klagen, war nun mein Geſchäfte,
Um Verzeihung flehen meine Pflicht,
Fortzugehen mangelten die Kräfte,
Doch die Huld des Herrn verließ mich nicht:
Denn es grief nach einer kleinen Weile,
Eine ſtarke Hand mich mächtig an,
Riß mich fort mit ungewohnter Eile,
Bis wir kamen auf die rechte Bahn.

105.

Ganz zerriſſen waren Haut und Kleider,
Jeder Fußtritt war gefärbt mit Blut;
Endlich rief ich: Ach, ich kann nicht weiter!
Doch mein Führer hauchte: Faſſe Muth!
Ringe fort, bis wir zur Herberg kommen!
So zerlumpt, ſo ſchmuzig, ſchämt ich mich,
Endlich ward der ſteile Berg erklommen,
Und das Haus der Ruhe zeigte ſich.

106.

Schwankend, todenblaß, der Ohnmacht nahe,
Schlich ich hinter meinem Führer her.
Traurig wurde jeder der mich ſahe,
Ach! der Willkomm war entſezlich ſchwer.
Laugenbäder, Balſam auf die Wunden,
Alles ſchmerzte; meiner Augen Licht
War geſchwächt; ach dieſer bangen Stunden,
Lieber Freund! vergeß' ich ewig nicht.

107.

Rein gewaſchen wurd' ich, neu gekleidet,
Auch mein Ring gereinigt und polirt.
Dann war auch das Abendmahl bereitet,
Und der Tiſch mit Blumen ſchön geziert.
Jeder warnte mich für fernerm Weichen
Von dem Pfade den der Führer gieng:
Denn ich würde nie das Ziel erreichen,
Und verlieren meinen Bundesring.

108.

108.

Uns befiel nun bald ein ſanfter Schlummer,
Darum eilten wir ins Schlafgemach.
Ich vergaß nun allen Schmerz und Kummer,
Und ich war am Morgen zeitig wach.
Jezo ſezten wir auf ebnem Pfade
Unſre Pilgerreiſe muthig fort,
Ueber Berg und Thal, dem Ziel gerade
Raſch und freudig zu, von Ort zu Ort.

109.

Endlich ſahen wir im fernen Oſten,
Eine große weitberühmte Stadt:
Und mein Führer ſprach: Dort iſt ein Poſten
Wo der Feind verweg'ne Werber hat;
Sieh' dich vor, daß ſie dich nicht berücken,
Traue ihren Schmeichelworten nicht;
Oder wenn ſie auch die Schwerdter zücken,
Bleibe ſtandhaft, treu der Pilgerpflicht.

110.

Veſten Muthes gieng ich durch die Pforten,
Und ganz ruhig bey der Wacht vorbey.
Einer fuhr mich an mit rauhen Worten,
Und begann zu fragen, wer ich ſey?
Meine Antwort war: ich reiſe ferne,
Nach dem hochbeglückten **Solyma.**
Höhniſch lachend ſprach er: komm und lerne
Hier gehorchen, Halt! und bleibe da!

111.

Man ergrif mich bald auf allen Seiten,
Riß mich mächtig durchs Gedränge fort.
Ach! mein Führer konnt mich nicht begleiten!
Und man brachte mich an einen Ort,
Wo verſchiedne Offiziere ſaßen,
Alle ſahn mich mit Verachtung an,
Einer ſprach: was machſt du auf der Straßen,
Die der König in den Bann gethan.

112.

In den Bann? verſezt' ich, freye Leute
Dürfen kühn auf jeder Straße gehn
Und zum erſtenmal erfuhr ich heute,
Euers Herrn Befehl; ich muß geſtehn,
Daß es mich befremdet, ohne Straßen
Meines Königs in dem Bann zu ſehn,
Und Ihr müßt mich ruhig reiſen laſſen,
Was Ihr von mir wollt, kann nie geſchehn.

113.

Schmeichelworte brauchten ſie vergebens,
Ernſt und Drohung kümmerten mich nicht.
Ich erwog mich gerne meines Lebens,
Es zu opfern hielt ich jezt für Pflicht,
Darum ſprach ich veſt: Spart alle Worte,
Denn ich bleibe meinem König treu,
Und ich wandle durch die Todespforte
In das Reich der Geiſter ohne Scheu.

114.
Nun ſo ſtirb dann! brüllten ſie im Grimme,
Mit geſchwollnem rothen Angeſicht.
Heiter lächelnd ſprach ich: dieſe Stimme
Störet meine innre Ruhe nicht.
Auf der Stelle ward' mein Tod beſchloſſen,
Zu dem Galgen führte man mich fort,
Aber auf dem erſten Leiterſproſſen,
Grollte aus der Luft das Donnerwort:

115.
Fort Verfluchte! und der Galgen brannte
Durch ein Heer von Blitzen lichterloh.
Donner rollten, alles Volk verſchwande,
In mir thronte Frieden; Seelenfroh
Eil' ich nun dem Führer ſchnell entgegen,
Der dort an dem Rand des Waldes ſtand;
Seine Lippen ſtrömten lauter Seegen,
Und er drückte freundlich mir die Hand.

116.
Jetzo ſetzten wir nun unſre Reiſe,
Unter Gottes Beyſtand muthig fort.
Ich erfuhr auf tauſendfache Weiſe
Seinen Schutz, fand Troſt in ſeinem Wort.
Endlich ſahen wir in blauer Ferne
Die Gebirge unſres Solyma;
Wir verdoppelten die Schritte gerne,
Eh' ich michs verſahe, war ich da.

117.

In dem Hauſe eines Patriarchen,
Kehrten wir am kühlen Abend ein;
In dem Schutze unſers Weltmonarchen,
Konnten wir nun froh und ruhig ſeyn.
Als ſich hier mein Führer nun' enthüllte,
Und ſein Schleyer von dem Antlitz ſank,
Großer Gott! wie war mir? mich erfüllte
Himmelswonne, inn'ger Preiß und Dank.

118.

Denn es war mein Vater, der mich führte,
Chriſtus rief ihn aus dem Grab hervor;
Gab ihn mir zum Engel. Ach ich ſpürte
Immer einen Zug zu ihm empor.
Seeligkeit entſtrahlte ſeinen Augen;
Himmelsglanz entfloß dem Angeſicht;
Dieſe Klarheit zu ertragen, taugen
Unſre Sinnen hier im Staube nicht.

119.

Er entſchwand uns, und mit leiſem Flehen
Um Vollendung, weinten wir ihm nach.
Ach! wir ſpürten noch das leiſe Wehen
Seines Flügels, als ich zärtlich ſprach:
Patriache! darf ich bey dir bleiben?
Treu will ich in deinem Dienſte ſeyn;
Ja! ſprach er, ich will dich einverleiben
Meinem Haus, was mein iſt, iſt auch dein.

120.

Freudig nahm ich an ſein Anerbieten,
Seine Tochter endlich auch dazu;
Wenig Jahre lebten wir im Frieden,
Da verſchwand auf einmal unſre Ruh:
Denn es brüllte aus dem fernen Weſten,
Endlich die Poſaune zum Gericht,
Und es tobte bis zu unſern veſten
Gränzen, wilder Krieg, er traf uns nicht.

121.

Bald erfuhren wir das Schreckensende
Deſſen, der der Menſchheit Scheuſal war.
Wer es hörte, faltete die Hände,
Brachte Gott des Dankes Opfer dar.
Bald erſcholl die Sage, daß der Bote
Unſers Herrn bey uns erſchienen wär,
Und das Heer Erſtandener vom Tode,
Ziehe glänzend vor dem Fürſten her.

122.

Freudig giengen wir dem Chor entgegen,
Welches dort am Berggelände ſtand.
Und wir reiſten auf gebahnten Wegen,
Triumphirend in dies Friedensland.
Sieh, mein Bruder! das iſt die Geſchichte
Meiner Führung; eile nun zur Ruh;
Schlafe bis zum hellen Morgenlichte,
In dem Schuz der Engel ſchlummre du!

123.

Dies geſchah: ins heitre Ruhezimmer
Wurde ich durch Freundes Hand gebracht,
Sanft ſchlief ich im milden Sternenglimmer,
Bis dem Morgenglanz entfloh die Nacht.
Seegenswünſche hallten mir entgegen
Zu der Reiſe, und ich eilte fort.
Ueberall bekrönte lauter Seegen,
Hügel, Berg, und Thal, und jeden Ort.

124.

Als ich nun auf ſchön gebahnter Straßen
Freudig wallte meine Pilgerbahn,
Traf ich auf dem Blumenreichen Raſen,
Einen Wandrer ruhig ſitzend an.
Freundlich lächelnd ſtund er auf und fragte:
Lieber! darf ich dein Begleiter ſeyn,
Dir den Weg zu zeigen? und ich ſagte:
Mir iſts Freude, ich bin doch allein.

125.

Schnell ergrif er ſeinen Stab, und ſchritte
Raſch an meiner Seite froh einher,
Nun begann ich freundlich eine Bitte,
Mir doch ja zu ſagen, wer er wär?
Lächelnd, ſprach er: das ſollſt du erfahren,
Wenn wir an dem Ziel der Reiſe ſind
Gott wird dir noch vieles offenbaren,
Laß dich von ihm führen wie ein Kind.

126.

Sehr belehrend war mir mein Begleiter,
Voll von hoher Weisheit jedes Wort,
Unter ſeiner Führung kam ich weiter,
Sahe vieles, endlich einen Ort,
Gros und nah, ich fragte ſeinen Namen,
Mein Begleiter ſprach: bald ſind wir da,
Und wir ſind dann herzlich froh zuſammen,
In dem alten Antiochia.

Inhalt
des dritten Geſangs.

Selmar und ſein Begleiter kommen zu Antiochia an; ſie werden gaſtfrey aufgenommen. Selmar wird eingeladen einer Gerichts-Seſſion beyzuwohnen, wo er verſchiedene Urtheile über Streitſachen anhört. Er und ſein Begleiter finden während dem Spazieren eine Kindergeſellſchaft, welche auf dem freyen Felde von einem Auferſtandnen unterrichtet wird. Beſchreibung der dortigen Gottesverehrung und des Abendmahls. Sie reiſen nun von Antiochia ab, und kommen an eine Burg, in welcher Jünglinge ſtudiren, und wo ſie einem Concert beywohnen, welches umſtändlich beſchrieben wird. Sie reiſen weiter, und gelangen des Abends ſpät zu einem Hauß, in einem Citronenwäldchen, ſie kehren da ein, und der Bewohner erzählt ihnen ſeine Geſchichte.

Dritter Geſang.

1.

Nun Siona ſtimme deine Leyer
Abermal zu meinem Hochgeſang,
Er erzählt des Lammes Hochzeitfeyer,
Uns hienieden wird die Zeit ſo lang.
Sie zu kürzen, weilen wir ſo gerne
In dem Blick in jene Herrlichkeit,
Die, Gottlob! uns ſchimmert aus der Ferne
Und uns ſtärkt im Kampfe unſrer Zeit.

2.

Ruhig wallten wir dem Thor entgegen,
Hoch und ſchön, doch einfach ſtand es da.
Nicht ſo wie wir jezt zu bauen pflegen,
Baute man in Antiochia.
Alle Häuſer waren nett und reinlich,
Hell die Zimmer, einfach ausgeſchmückt,
Allenthalben ſah man augenſcheinlich,
Jeder Bürger lebe hochbeglückt.

3.

In dem Thor befand ſich eine Wache,
Nicht Soldaten, Bürger warens nur.
Viſitiren war nicht ihre Sache,
Auch von Waffen ſah ich keine Spur.
Nur den Pilgern treuen Rath zu geben,
Das erheiſchte ihre Wächterpflicht,
Wie man könne hier mit Anſtand leben,
Das verhehlten ſie dem Wandrer nicht.

4.

Freundlich fragten ſie beſcheidner Weiſe,
Wer ich ſey? aus welchem Vaterland?
Ich erzählte dann den Zweck der Reiſe,
Liebreich boten ſie mir ihre Hand.
Riethen mir im Glauben einzukehren,
Zeigten mir den nächſten Weg dahin,
Unterweges ließ ich mich belehren,
Was ich hörte, ſtärkte Muth und Sinn.

5.

Die Benennung jeder Bürgerwohnung,
Muß der Name einer Tugend ſeyn,
Die darinn geübt wird, zur Belohnung
Trägt mans in die Bürger-Rollen ein.
Keinen Gaſthof trift man in den Städten,
So wie keinen in den Dörfern an,
Und wenn ſie auch dieſe Anſtalt hätten,
Würde ſich ihr doch kein Fremder nah'n.

6.

Denn die Bürger eifern in die Wette,
Jeder will ihm gern der Nächſte ſeyn.
Jeder würd' ſich freuen, wenn er hätte
Dieſe Pflicht der Liebe ganz allein.
Jezt läſt man das Gaſtrecht nach der Reihe
Bey den Bürgern durch den Umlauf gehn,
Jedem giebt es einen Tag der Weyhe,
Wenn er einen Freund kann bey ſich ſehn.

7.

Bey dem Bürger der im Glauben wohnte,
Fand ich alſo meinen Aufenthalt.
Daß allhier der Friede Gottes thronte,
Und des Wohlthuns Fülle, fand ich bald.
Viele Tage weilt ich hier mit Wonne,
Und **Chryſäons** große Herrlichkeit,
Strahlte mir mit jeder Morgenſonne
In mein blödes Herz Zufriedenheit.

8.

Eines Tages kam mein Wirth und bate
Mich, mit ihm heut vor Gericht zu gehen.
Wie man in **Chryſäon** richte, lade
Er mich ein, doch auch mit anzuſeh'n.
Staunend fragt ich: giebts hier Streitigkeiten?
Lächelnd gab er mir zur Antwort: Ja!
Aber ſo wie hier die Bürger ſtreiten,
Streitet man auch nur in Solyma.

9.

Nun wir giengen — in dem Rathhaus fanden
Wir die Richter um die Tafel her
Ernſthaft ſitzend, die Partheyen ſtanden
In der Ferne, und ſonſt niemand mehr.
Einer trat betrübt hervor und klagte
Zärtlich einen frommen Bürger an,
Der ihm immer, wie er weinend ſagte:
Wenn ihm etwas fehlte Guts gethan.

10.

Jezt bekrönt mich nun der Herr mit Segen
Ueberall, ich habe Ueberfluß.
Und der liebe Freund iſt nun entgegen
Meiner Pflicht: daß ich erſetzen muß.
All mein Bitten, mein beſtändigs Flehen
Iſt vergebens. Ach! er hört mich nicht,
Und er muß als Chriſt doch ſelbſt geſtehen,
Daß Erſtattung ſey die höchſte Pflicht.

11.

Aufgefordert ſprach nun der Beklagte:
Hört mich Richter! nicht dem Freunde hier
Lieh ich Geld; Er weiß ja daß ich ſagte:
Nur dem Herrn gebührt der Dank, nicht mir;
Ihm Vergeltung! Alles bin ich ſchuldig,
Dem der mir ja allen Reichthum gab,
Und mit ew'ger Liebe trägt geduldig
Alle Mängel, die ich an mir hab.

12.

Hierauf ſprach der Kläger: Lieben Brüder!
Eben das iſt auch der Fall mit mir;
Auch des Herrn ſind alle meine Güter,
Alles was ich habe, gab Er mir.
Darum muß ich auch dem Herrn erſetzen,
Was er mir durch Brüder Guts gethan,
Und ich würde ja das Recht verletzen,
Nähm ich ohn Erſatz die Wohlthat an.

13.

Mit Begierde harrt ich der Entſcheidung,
Dieſe fiel nun wörtlich dahin aus:
Hat der Herr durch ſeine heil'ge Leitung,
Kläger! dich geſeegnet und dein Haus,
So bezahl dem Freunde deine Schulden,
Du Beklagter! nimm ſie freundlich an,
Leg' dann in den Armenſchatz die Gulden,
Sieh' ſo haſt du doppelt wohlgethan.

14.

Nun erſchien mit Wehmuthsvollen Sehnen,
Auch ein ſilberlockicht Elternpaar,
Und ihr Sohn; die Augen voller Thränen
Standen alle drey, die Klage war
Auf der Eltern Seite: Edle Brüder!
Sprach der Alte, dieſer treue Sohn
Iſt der Erbe aller meiner Güter,
Für ſein Herz ein allzu kleiner Lohn.

15.

Ach! er liebt ein Mädchen wie ein Engel,
Und wir wünſchen ſehnlich, daß er ſie
Heimführt. Sind wir gleich noch voller Mängel,
Und Gebrechen, werden wir doch nie
Dieſe Lichtgewohnten Augen trüben,
Ihnen nirgendswo zuwider ſeyn,
Gern uns in der Selbſtverläugnung üben,
Doch er ſpricht zu unſerm Wunſche, Nein!

16.

Thränenlächelnd, ſchamhaft und beſcheiden,
Nahte ſich der hochgeliebte Sohn;
Und er ſprach: Ach, meiner Eltern Leiden
Brachte ich ſchon oft vor Gottes Thron.
Mein Gebeth hat Er noch nicht erhöret.
Hört Ihr Väter! meine Antwort an,
Meine Lieb' hat mich nicht ſo bethöret,
Daß ich nicht noch lange warten kann.

17.

Meine Eltern ſind, Gottlob! noch munter,
Noch zur Wirthſchaft thätig und geſchickt.
Warlich! ja! es iſt ein wahres Wunder,
Wie ſie Gott mit ſeiner Huld erquickt.
Eine Fremde, auch die Beſte, würde
Aendern die gewohnte Häuslichkeit;
Die Erleichtrung mütterlicher Bürde,
Störte ſicher die Zufriedenheit.

18.

18.
Sind die lieben Eltern Lebens müde,
Gehen ſie gebückt am Krückenſtab,
Dann ſoll meiner **Lina** Herzensgüte,
Die der Herr ihr überflieſend gab,
Meine theure Mutter huldreich pflegen,
Ich will dann des Vaters Stütze ſeyn,
Sein Gebet bringt mir des Himmels Segen,
Deſſen wir uns Alle dann erfreun.

19.
Freundlich ſprach der Richter zu dem Sohne:
Sey gehorſam! folg' der Eltern Rath.
Deine **Lina** ſey der Mutter Crone,
Du des Vaters Troſt mit Wort und That,
Deine Mutter ſoll die Wirthſchaft pflegen,
Wie bisher und **Lina** dient ihr gern,
Das Gericht wünſcht Euch Jehovah's Segen,
Alles was betrübt, das ſey Euch fern.

20.
Nun erſchien ein Jüngling vor den Schranken,
Und verklagte ſeinen beſten Freund;
Dieſer ſtand von ferne in Gedanken,
Ganz vertieft; der Erſte ſprach es ſcheint,
Daß mein lieber Freund ſich will beſinnen,
Iſt dem ſo, wohlan! verhehl es nicht,
Dann will ich die Klage nicht beginnen,
Nicht mit ihr beſchweren das Gericht.

21.

Freund du irrſt! verſezte der Beklagte,
Denn ich denk auf Widerlegung nur:
Und mir dünkt das was ich oft dir ſagte,
Sey zu ſchwach, jezt komm ich auf die Spur.
Trage du gebührend die Beſchwerde,
Nach der Wahrheit unſern Richtern vor.
Gott erhöre meinen Wunſch; ich werde
Zu Ihm richten meinen Blick empor.

22.

Väter! ſprach der Jüngling, dieſer liebet
Eine Jungfrau, die mir theuer iſt,
Dies erfährt der Gute und er giebet
Sie nun auf, daher entſteht der Zwiſt.
Wenn ich drauf beſteh, du mußt ſie nehmen,
Dann ſpricht er: du haſt ſie eh geliebt,
Und ich muß die Liebe doch bezähmen,
Wenn ſie Anlaß zur Betrübnis giebt.

23.

Väter! ſprach der Andre ein Verbrechen
Wär' es ja, wenn ich die Jungfrau nähm;
Schrecklich würde dies der Höchſte rächen,
Es iſt Pflicht, daß ich den Trieb bezähm;
Nun verſezt der Kläger: nicht verſprochen
Hab ich mit der lieben Jungfrau mich;
Hier wird noch kein Ehebund gebrochen,
Und ich weiß, Maria liebet dich.

24.

Jezt ließ das Gericht Maria kommen,
Huldreich trat ſie vor die Schranken hin.
Ihrem großen blauen Aug entglommen
Stralenblicke, und ihr hoher Sinn
Horchte ruhig auf des Richters Worte
Wie ein Engel vor Jehova's Thron,
Wenn er aus der dunkeln Todes-Pforte
Bringen ſoll den einſt verlohrnen Sohn.

25.

Hier muſt du, ſo ſprach der Richter, ſchlichten
Einen Streit, woran du Urſach biſt.
Laß dein Herz in dieſer Sache richten,
Nimm nur den, der dir am liebſten iſt!
Dieſe Beyde lieben dich aufrichtig,
Jeder liebt dich; Jeder will dich nicht.
Jeder hält des Andern Grund für nichtig;
Sag uns redlich, was dein Herze ſpricht?

26.

Väter! ſprach Maria, hier entſcheiden,
Kann fürwahr, mein blödes Herze nicht,
Denn es kennt die Wahl nicht zwiſchen Beyden,
Nur entſcheiden kann hier meine Pflicht.
Dieſes Klägers Eltern ſind gebrechlich,
Sie zu pflegen wäre meine Luſt,
Des Beklagten Eltern ſind nicht ſchwächlich,
Seht! kein andrer Grund iſt mir bewuſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

27.

Drum wähl' ich den Erſten; denn ſie Beyde
Sind mir werth, es ſpreche das Gericht
Meine Pflicht nun aus, denn ich beſcheide
Mich gar gern, zu thun das was es ſpricht.
Mädchen ſprach der Richter, dem Begehren,
Sey im Namen Gottes dir gewährt.
Jünglinge! ihr könnt' euch nicht beſchweren,
Jeder hat erlangt was er begehrt.

28.

Endlich kam noch einer, dieſer ſagte:
Daß er Kläger und Beklagter ſey.
Als ihn nun der Richter lächelnd fragte,
Wie das käme? — es iſt einerley,
Sprach der Mann, ich weiß des Nachbars Gründe,
Weiß ſo gut wie er, was er begehrt.
Ich beging ja eine groſe Sünde,
Wär ſein Wohl mir nicht wie meines werth.

29.

Aneinander liegen unſre Matten,
Auf der Scheidung ſteht ein Pfirſichbaum,
Er bedeckt mit dreymal gröſerm Schatten
Seinen Boden, mir ein Viertel kaum.
Darum ſoll er auch drey Viertel nehmen
Von den Früchten, die der Baum uns trägt,
Doch dazu will er ſich nicht bequemen,
Kaum zur Hälfte hab ich ihn bewegt.

30.

Früchte die auf jedes Boden fallen,
Sprach der Richter, ſind ſein Eigenthum,
So iſt es gebräuchlich bey uns Allen,
Lieber Bruder! zankt euch nicht darum.
Das iſt doch ein wunderbares Streiten,
Dacht ich, und bey uns ganz unerhört,
Ach, wann kommen doch die frohen Zeiten,
Wo kein Eigennutz den Frieden ſtört!

31.

Mein Begleiter wohnte in der Treue,
Täglich kam er und beſuchte mich;
Und bezeugte mir, wie er ſich freue
Meiner treuen Liebe wonniglich.
Wie die Engel wallten wir zuſammen
In den Gaſſen vorwärts und zurück,
Unſre faſt verklärte Augen ſchwammen
Oft in Thränen über all das Glück,

32.

Welches aus Jehovah's Fülle floſſe,
Strömen gleich auf dieſes heil'ge Land;
Und des hohen Friedens Theilgenoſſe,
War hier jeder Menſch und jeder Stand.
Kinder trieben hier nicht auf den Gaſſen
Unfug, und kein Knecht der Polizey
Hatte jemals nöthig aufzupaſſen,
Ob es hie und da auch ruhig ſey?

33.

Einsmals giengen wir auf's Land ſpazieren
Hand an Hand, und ſprachen Allerley,
Von Jehovah's freundlichem Regieren,
Und wie glücklich jede Seele ſey,
Die im ſchweren Kampf Ihm treu geblieben,
Jezt der erſten Auferſtehung Looß
Froh erlangt, und nun mit ihren Lieben
Ruhe in der wahren Freundſchaft Schooß.

34.

Als uns eine ſchön beblümte Wieſe,
Voller Anmuth in die Augen fiel,
Wo ſich froh die Jugend überließe
Einem unſchuldsvollen muntern Spiel,
Unter ihnen wandelte mit Würde,
Ein bejahrter Greiß, ſein Silberhaar
Wallte in dem Wind, des Alters Bürde
War in ſeinem Schritt nicht offenbar.

35.

Ew'ge Jugend blühte auf den Wangen;
Seine Augen ſtrahlten Himmelslicht.
Meine Seele brannte für Verlangen
Ihn zu kennen, doch ich wagt' es nicht
Ihn zu fragen. Seine holden Lehren,
Waren meinen Ohren Melodie;
Melodie aus höhern Himmels Chören;
Was ich hörte das vergeß ich nie.

36.

Jeder Blume, jeder Pflanze Weſen,
Das in ihrem Bild verborgen liegt,
Lehrte er die frohe Jugend leſen;
Jedes Würmchens das im Staube kriecht,
Jedes lebenden Geſchöpfs Beginnen,
Machte er den Kindern offenbar,
Und er zeigte ihnen was von Innen
Jedes Würkens erſte Urſach war.

37.

Und er lehrte ſie auch Buchſtabieren,
Aus dem Alphabet der Sinnenwelt.
Stieg vom Pflanzenreiche zu den Thieren,
Bis zum Menſchen: dann ins weite Feld
Aller Werke Gottes, Aller Weſen,
Bis zum Seraph der am Throne ſteht,
Dieſes Alles lehrte er ſie leſen
In der Schöpfung groſem Alphabeth.

38.

Endlich zeigte er dann auch die Spuren
Der Erlöſungs-Wunder jedem Kind;
Wie ſie in den beyderley Naturen,
Schön und wunderbar verborgen ſind.
In dem Creuz wird Alles neu gebohren,
Was in Fäulnis und Verweſung ſtirbt,
Auch kein Sonnenſtäubchen geht verlohren,
Neugebohrn wird Alles was verdirbt.

39.
In der Gährung unerforſchtem Wunder,
Bildet ſich ein neues Element.
In der ganzen Schöpfung geht nichts unter,
Wohl dem der im Tod das Leben kennt!
Jeſus Chriſtus ſtarb zum ew'gen Leben,
Auch für uns erwarb Er dieſes Gut,
Nur dem Sterbenden wird es gegeben,
Durch die Reinigung in ſeinem Blut.

40.
Ganz entzückt war ich durch dieſe Lehre,
Gern hätt ich noch länger zugehört,
Auch ihn wohl gefragt, doch dieſes wäre
Allzukühn, es hätt' ihn auch geſtört.
Bis zur Sehnſucht reifte der Gedanke,
Wer er ſey? doch mein Begleiter ſprach:
Freund! du ſiehſt hier, **Auguſt Herman Franke**;
Sieh' ihm folgen ſeine Werke nach.

41.
In den Kirchen (ich verſäumte keine)
War der Geiſt Jehovah's ſpürbar nah;
Salbungsvoll durchweht' er die Gemeine.
Alle Prediger die ich dort ſah
Waren ganz erfüllt mit Licht und Feuer,
Ihre Predigt war Erfahrungs-Lehr.
Nein! hier war das Wort des Herrn nicht theuer,
Wortgepränge hörte man nicht mehr.

42.

42.
Sanft melodiſch tönten alle Lieder,
Die mit Andacht die Gemeine ſang,
Wie vom Himmel ſchwebte ſanft hernieder,
Harfen-Cymbeln-und Poſaunen Klang,
Auch die Orgel miſchte ſich beſcheiden
In der Töne ſanfte Harmonie.
Des Gewirbels fade Eitelkeiten,
Störten hier nicht jede Melodie.

43.
Viel zu ſchwach iſt meine matte Leyer
Zu beſingen was ich dreymal ſah;
In Chryſäon eine Nachtmahls-Feyer
Kommt fürwahr der Lammes Hochzeit nah.
Dann erſcheint im Brautſchmuck die Gemeine,
Von den Thürnen ſchallt Poſaunenton,
Und am Abend bey dem Fackelſcheine,
Wallt man ſchweigend zum Verſöhnungs-Thron.

44.
Dieſer ſteht mit weiſem Tuch verſchleyert,
In den Kirchen auf dem hohen Chor.
Dann nur wenn das Nachtmahl wird gefeyert,
Sieht man ihn, er ragt dann hoch empor
Ueber Alles; heilges Dunkel hüllet
Alles ein, man ſieht einander nicht;
Plözlich wird der Saal mit Glanz erfüllet,
Aus der Höhe ſtrahlt ein ſanftes Licht.

45.

Aus dem hohen Dom ſinkt ſchwebend nieder,
Ein Cryſtall'nes Creuz im Feuerglanz.
Nun ertönen hohe Jubellieder,
Auf dem Creuze ruht ein Lorbeer Cranz.
Auf dem Thron der Sühne bleibt er ſtehn,
Und ſein Licht erhellt den ganzen Saal
Und des heil'gen Geiſtes ſanftes Wehn,
Weckt die Sehnſucht nach dem Bundesmahl.

46.

Schweigend, hörend, kniet die Gemeine,
Harfenliſpel ſchwebt zu jedem Ohr.
Und man hört von Menſchenſtimmen keine,
Als nur die vom heil'gen Sänger-Chor.
Kommt Geſeegnete des Herrn! und nahet
(Singt das Chor) zum hohen Sühn-Altar.
Kommt mit heil'ger Ehrfurcht und empfahet,
Nun das Manna das verborgen war.

47.

Auf dem Throne ſieht man zubereitet
Brod und Wein zum heil'gen Abendmahl;
Vor den Stufen kniet weiß gekleidet,
Ein Presbyter aus der kleinen Zahl,
Derer, die den Heiland ſelbſt geſehen
Und die Er vorzüglich würdig hält,
Seines Bunds Geheimnis zu verſtehen,
Und zu offenbarn der ganzen Welt.

48.

48.
Jezt ertönen wieder Jubellieder,
Und der Prieſter hebt nun hoch empor
Brod und Wein; und plözlich ſchalt hernieder
Eine Donnerſtimm vom hohen Chor:
Dieſes iſt mein Leib! — nach einer Weile:
Dieſes iſt mein Blut! — nun eſſt und trinkt,
Bis ich einſt mein Erbe mit Euch theile,
Euch mein Geiſt ins Reich des Vaters bringt.

49.
Zwölfe die auf einmal feyernd nahen,
Knien um den Prieſter tief gebeugt;
Ganz entflammt von Andacht und empfahen,
Erſt das heil'ge Brod zum Staub geneigt.
Eſſt Ihr Lieben! ſpricht nun der Verklärte,
Denn es iſt der Leichnam unſers Herrn!
Eſſt, damit Euch offenbaret werde,
Aus der Höh der holde Morgenſtern.

50.
Jeder iſſt mit Thränen tiefer Rührung,
Eingekehrt dies wahre Himmelbrod.
Jeder dankt dem Herrn für ſeine Führung,
Und für ſeinen Seegensvollen Tod.
Harmonien flieſen ſanft hernieder;
In der Höh' erſcheint der Morgenſtern.
Jezt ertönen ſtärker Jubellieder:
Preiſt Jehovah Brüder! Lobt den Herrn;

51.

Und der Bundesſchaale rothes Blinken,
Sieht man in des heil'gen Prieſters Hand,
Er befiehlt vom Bundesblut zu trinken,
Der Verſöhnung ſeelges Unterpfand,
Und ſie trinken alle aus den Wunden
Des Erlöſers, Leben, Licht und Kraft,
Werden durch den heil'gen Kuß verbunden,
Zu des ew'gen Lebens Bürgerſchaft.

52.

Während dem erſchallen neue Lieder.
Es entfernt ſich nun die erſte Schaar,
Neue Zwölfe nahen ſich dann wieder,
Stellen ſich dem Bundesprieſter dar.
Und am Schluß der hohen Nachtmahls-Feyer,
Schallt ein donnerndes Hallelujah!
Hier entſinkt mir meine matte Leyer,
Unausſprechlich iſt es was ich ſah.

53.

Doch in Antiochia zu bleiben,
War für dieſesmal mein Vorſatz nicht.
Immer ſpürte ich ein inners Treiben,
In dem wunderbaren Traumgeſicht.
Und es ſchien mir, daß auch mein Begleiter
Vorwärts eilte, darum nahmen wir
Von den Freunden Abſchied, giengen weiter
Gegen Süden. Gott wie wohl war mir!

54.

Unter traulichen Geſprächen wallten
Wir von einem Ort zum Andern fort.
Um uns her in Hayn und Feldern ſchallten
Tauſend Stimmen: wie Jehovah's Wort,
Schien uns jede zuzurufen: Singet:
Singt dem Herrn im Jubel Hochgeſang!
Opfert Ihm ein reines Herz und bringet
Ihm Lob, Preiß, und Ehre lebenslang.

55.

Unabſehbar lange Palmenreihen,
Strebten hin und wieder Himmelan.
Turteltauben girrten auf den Zweigen,
Rosmarin, Narziſſen, Thymian
Kränzten unſern Pfad. Mit ſüßen Düften
Stärkten ſie uns Augen, Herz, und Bruſt,
Wohlgerüche ſchwebten in den Lüften,
Und erfüllten uns mit Himmelsluſt.

56.

Hier war niemals einem Wandrer bange,
Wilde Thier und Räuber giebt es nicht.
Niemand wurde hier die Zeit zu lange:
Jeder Blick erfreute das Geſicht.
Auch das lange Wandern macht nicht müde:
Jeden Schritt erquickt mit neuer Kraft,
Ueberall des Herrn allmächtige Güte,
Die in jedem Gräsgen Segen ſchaft.

57.

Unvermuthet ſah' ich in der Ferne
Eine Burg auf einem Hügel ſtehn,
Und ich ſprach zu meinem Führer: gerne
Möcht ich dieſes Schloß von nahem ſehn!
Er verſezte: unſre Straſſe führet
Zu der Burg, wir ſollen ſie beſehn,
Und hernach wie's Reiſenden gebühret
Auf dem Pilgerwege weiter gehn.

58.

Bald erreichten wir den großen Garten,
Der ſehr weit und breit die Burg umkreißt.
Und erfüllt mit tauſendfachen Arten
Alles deſſen iſt, was Pflanze heiſt.
Kein Elyſium der alten Dichter,
Kam von weitem dieſem Garten bey,
Und der ſchönen Künſte ſtrengſter Richter,
Würde ſagen, daß es Schatten ſey.

59.

Keine Götter Griechenlandes ſtanden,
Wie gewöhnlich, hie und da zerſtreut.
Die Beſitzer dieſes Gartens fanden,
Etwas anders, das den Geiſt erfreut:
Der erhabnen Vorſicht groſſe Thaten,
In den Kämpfen der Vergangenheit,
Bildeten aus Marmor an den Pfaden,
Dieſes Gartens gröſte Zierlichkeit.

60.

Jede Schönheit würdig zu beſchreiben
Schickt ſich hier zu meiner Abſicht nicht.
Meinem groſen Zweck getreu zu bleiben,
Wähl ich nur was ihm genau entſpricht.
Nun wir nahten uns der großen Pforten,
Klopften an, es ward uns aufgethan,
Und ich zeigte mit beſcheidnen Worten
Nun dem Pförtner meine Wünſche an.

61.

Freundlich willigt er in mein Begehren,
Und er führte mich an ſeiner Hand,
So als wenn wir längſt ſchon Freunde wären,
Und von früher Jugend an bekannt.
Mein Begleiter folgte uns, wir kamen
Bald in einen groſen ſchönen Saal,
Wo wir fanden Jünglinge beyſammen,
Ohngefähr dreyhundert an der Zahl.

62.

Zwiſchen ihnen ſtanden alte Männer,
Silberlockicht war ihr Haar und Bart;
Ehemals der neuen Bunds Bekenner,
Als er durch ihr Blut geſtärket ward.
Nun der erſten Auferſtehung Glieder,
Strahlte Licht aus der verklärten Bruſt,
Auf Chriſaons Jünglinge hernieder
Und ſie trunken es mit hoher Luſt.

63.
Mit Begierde horcht ich ihren Lehren,
Aber leider! ich verſtand ſie nicht,
Denn es war ein Glanz aus höhern Sphären,
Für mein blödes Aug ein blendend Licht:
Ach! wir Armen wähnen Himmelsklarheit,
Hier im dunkeln Schattenthal zu ſehn,
Wo wir doch von reiner Himmels-Wahrheit
Warlich! wenig oder nichts verſtehn.

64.
Einer von den Alten kam mir nahe,
Ehrfurchtsſchauer wehte durch mich hin,
Und mir war zu Muth, als ich ihn ſahe,
Wie vorzeiten Saba's Königin.
Aus des Auferſtandnen ew'gen Hülle
Schimmerte ein nie empfundnes Licht,
Ich empfand der Herrlichkeiten Fülle,
Doch mit Augen ſahe ich ſie nicht.

65.
Sage mir, wer biſt du? frug der Alte.
Selmar, ſprach ich, aus dem Thränenthal.
War es doch als wenn ſie wiederhallte,
Dieſe Frage, in dem weiten Saal.
Selmar? — ſprach er, nun ſo kämpfe weiter,
Redlich auf der vorgeſchriebnen Bahn;
Dieſer Kampf iſt **Jakobs** Himmelsleiter,
Denn er führt gerade Himmel an.

66.

Ich beſtieg ſie auch in Feuerflammen,
Dort in Conſtanz, Selmar! ich bin **Huß.**
Ewig leben wir nun hier beyſammen,
Ich, und dort mein Freund **Hieronimus.**
Dieſer blickte freundlich mir entgegen,
Und er kam, und grüſſte herzlich mich,
Beyde gaben mir nun ihren Segen,
Innig bätend, und entfernten ſich.

67.

Unſer Pförtner führte uns nun weiter,
Uns zu zeigen was zu zeigen war.
Mir erklärte alles mein Begleiter;
Vieles fand ich mir begreiflich zwar;
Aber welche Kluft der Weſenkunde,
Zwiſchen hier und jener in dem Traum!
Was ich ſahe weiß ich dieſe Stunde,
Auch mir ſelbſten vorzuſtellen kaum.

68.

Endlich fanden wir ein ſchönes Zimmer,
Gänzlich finſter, oben in dem Schloß,
Nach und nach erſchien ein ſanfter Schimmer,
Der ſich ſtrömend in dem Raum ergoß.
Tauſend helle Puncte walten leiſe,
In dem himmelblauen Strom einhehr,
Sternlein ſchwammen in dem lichtern Kreiſe,
Gleich der Milchſtraß' in dem Strolenmeer.

69.

69.

Wie ein Blitz ſich in der Nacht entzündet,
So entſtand ein ſanfter, heller Glanz,
Gleich dem Morgen der den Tag verkündet,
Er erhellte nun das Zimmer ganz.
An den Wänden ſtralten Heil'gen-Bilder,
Transparent vom Sonnenlicht durchglänzt,
Eins war ſtärker, dann das Andre milder,
Mit des Himmels Stralenkron bekränzt.

70.

Dort auf einem Cedernen Geſtelle,
Stand ein prächtiges **Melodion.**
Dieſe aller Töne reine Quelle
Paßte ganz zu dieſem Pantheon.
Während dem im Staunen ich da ſtunde,
Trat die Schaar der Jünglinge herein,
Und der Pförtner gab mir nun die Kunde,
Jetzo würd' der Tonkunſt Stunde ſeyn.

71.

Nun erſcheinen auch die Lehrer alle,
Und der Meiſter in der Tonkunſt kam,
Unter Jubel und Poſaunen Schalle,
Aſſaph war ſein wohlbekannter Nam.
Ein Choral begann die Feyerſtunde,
Zu Jehovah's Ehr ein Hochgeſang;
Und der reine Ton in jedem Munde,
Hallte in **Melodions** Silberklang.

72.
Wenn ſein Forte Donner rollen machte,
Sein Piano Flötentöne ſprach;
Wenn es Gott ſein Hallelujah brachte,
Und die ſchwächern Töne hallten nach,
Ach! dann tröpfelten die hellen Zähren
Der Empfindung auf den Boden hin,
Ach! wenns nur nicht leere Träume wären,
Denk ich oft in meinem blöden Sinn.

73.
Oede Träume ſinds nicht, meine Seele!
Was das Wort des Herrn verſpricht iſt wahr,
Dem gemäs iſt das was ich erzähle.
Doch hinauf zu meiner Sängerſchaar!
Aſſaph lies nun ſeine Harfe hören,
Ach! ein Lied aus jener beſſern Welt,
Wie es droben in den Himmels Chören,
Allen Himmelsbürgern wohlgefällt.

74.
Er beſang des groſſen Kämpfers Siege,
Wie Er Tod und Hölle überwand.
Wie Er in dem lezten aller Kriege,
Luzifern mit ſtählern Ketten band;
Dann zum groſſen Abgrund ihn verbannte,
Nun der erſten Auferſtehung Schaar,
Führte zu dem ſtillen Segenslande,
Wo ſein treues Volk verſammelt war.

75.

Nach und nach entfliegen Lobgeſänge
Jedem Mund und Töne jeder Hand.
Nach der Maaſe wie im Tongedränge,
Jeder ſeines Herzens Labſal fand.
Doch ein Tutti endigte die Scene,
Wie noch nie eins in mein Ohr einfloß.
In dem Ungeſtümm von Lobgetöne
Bebte jubelnd faſt das ganze Schloß.

76.

Das Melodion accompagnirte,
Die entweihte Geige war nicht mehr.
Die Poſaune welche dirigirte,
(Vorzugsweis gebührt ihr auch die Ehr)
Blieſen Jünglinge der erſten Claſſe,
Clarinetten ſangen den Tenor,
Serpentinen tönten tief im Baſſe,
Flöten ſtiegen in dem Alt empor.

77.

Vater aller Weſen! die dich kennen,
Aller die du mit Vernunft beſchenkt,
Aller die mit tauſend Namen nennen,
Dich, wer dich das höchſte Weſen denkt.
Vater Jeſu Chriſti! Vater Aller!
Höre uns vom Thron der Ewigkeit!
Vater! hör uns frohe Erdenwaller!
Unſern Jubel an dem Rand der Zeit.

78.

Heilig ſey dein Nam in allen Welten!
Rein und heilig jedes Menſchenherz!
Du wirſt ihm mit Herrlichkeit vergelten
Sein Entbehren, ſeiner Sehnſucht Schmerz.
Heilig! Heilig! tön in allen Landen,
Und von allen Zungen deine Ehr!
Solcher Völker, die dich noch nicht kannten,
Aller Inſeln in dem weiten Meer.

79.

Alle Länder die die Sonn' beſtrahlet,
Wo der Mond die lange Nacht erhellt;
Und das Nordlicht ſchön die Luft bemahlet;
Wo der Bliz der Sonne ſenkrecht fällt:
Wo das Morgenroth den Tag gebieret
Und das Abendroth in Nacht verſinkt,
Da iſt dein das Reich und Huld regieret
Ueberall, und was du thuſt, gelingt.

80.

Ueberall geſchieht dein hoher Wille,
Du befiehlſt, man dankt, gehorcht, und ſchweigt,
Auf dem ganzen Erdenrund herrſcht Stille,
Weil vor dir das ganze All ſich neigt.
Friede! holder Friede weht vom Morgen,
Mittag, Abend, und von Norden her;
Weit von uns entfernt ſind alle Sorgen,
Keine Mühe macht das Leben ſchwer.

81.

Du beſcherſt uns reichlich alle Tage
Unſer Brod, und was uns nöthig iſt.
Kommſt zuvor des Mangels bittrer Klage,
Weil du uns verſöhnter Vater biſt.
Du ernähreſt alles was da lebet,
Miriaden Weſen ſpeiſeſt du;
Jedem der ſein Herz zu dir erhebet
Schenkſt du Segen, Freude, ſtolze Ruh.

82.

Du vergiebſt uns alle unſre Sünden,
Sie ſind weggetilgt durch Chriſti Blut,
Wenn wir ſeinen Bundestod verkünden,
Dann ſpricht er bey dir für Alles gut.
Du vergiebſt, und wir vergeben gerne,
Wenn ein Bruder uns beleidigt hat.
Feindſchaft, Haß, und Rache ſey uns ferne,
Lieben wollen wir mit Wort und That.

83.

Der Verſuchung ſchwere dunkle Stunden
Sind vorbey, ſie kommen nicht zurück.
Ewig ſind wir dir zum Dank verbunden,
Für dies unausſprechlich große Glück.
Auch das Böſe iſt von uns verſchwunden,
Hin zum Abgrund haſt du es verbannt,
Und wir haben Gutes nun gefunden,
Hier in deinem holden Friedensland.

84.

Alle Reiche Himmels und der Erden,
Neigen ſich vor deiner Stralenkron.
Sie ſind dein, und Seraphinen werden
Neu verklärt im Glanz vor deinem Thron.
Kraft und Macht iſt deines Scepters Stärke.
Majeſtät umſtrahlt das ganze All,
Herrlichkeit belebet deine Werke,
Alle jauchzen dir im Jubelſchall.

85.

Dieſes war das **Tutti** das ſie ſungen,
Weit und breit erſcholl der Hochgeſang,
Und die Seelenvolle Töne rungen,
Ungeſtümm aus innerm Herzens-Drang,
Durch den Aether bis zur heil'gen Quelle,
Im Cryſtall-Meer vor dem Weltenthron,
Deſſen Fluthen ruhig, immer helle,
Rauſchen in des Seraphs Jubelton.

86.

Und der Pförtner lud uns zu dem Mahle,
Der erhabenen Geſellſchaft ein;
Wir verfügten uns zum heitern Saale,
Mitten in dem Schloß; der ſanfte Schein
Der von oben aus der Kuppel glänzte,
Die Gemälde an der Wand umher,
Ein Geflächte ſchöner Blumen kränzte
Unſern Tiſch. Ich weiß nicht Alles mehr.

87.

Alles ſtimmte mich zum Hochgefühle,
(Wär ich nie von dieſem Traum erwacht,
Ach! in dieſes müde Weltgewühle,
Hat Siona mich zurückgebracht).
Doch ich fahre jezt noch fort zu träumen,
Und wir ſaſen um die Tafel her,
So als wenn ſchon unter Lebensbäumen
Dort in Salem Lammes Hochzeit wär.

88.

Die Gerichte, die die Tafel zierten,
Waren all des ſchönen Garten Frucht.
Mit Gebeth, mit Mäß'gung der Begierden,
Mit Vergnügen, Ordnung, und mit Zucht.
Wurden ſie zum Theil von uns genoſſen,
Arme auch zum Theil damit genährt.
Aus dem Mund der alten Lehrer floſſen
Weisheits Ströme, ſolcher Männer werth.

89.

Sie genoſſen nicht mehr Erdenſpeiſe,
Denn ihr Leib unſterblich und verklärt
Nährte ſich nach Himmelsbürger Weiſe,
Von der Frucht die Salems Luft gewährt.
Längs dem Strom in ihren goldnen Gaſſen,
Wächſt ſie auf den Lebensbäumen nur.
Erdenbürger können das nicht faſſen,
Was entſteht aus himmliſcher Natur.

90.

Wir verließen nun bey hoher Sonne,
Froh Chryſáons Univerſität;
Wandelten geſtärkt, und voller Wonne,
Ueber Berg und Thal, und kamen ſpät,
In ein Wäldchen von Citronenbäumen,
Wohlgeruch erfüllte hier die Luft.
Hie und da in abgetheilten Räumen.
Stieg empor ein ſüßer Veilchen-Duft.

91.

Wir entdeckten in des Wäldchens Mitte
Ein belaubtes Häuschen halb geſch'n,
Und ich wagte die beſcheidne Bitte,
Ob wir uns wohl dürften unterſteh'n
Da zu übernachten? — Es erſchiene
Eine Jungfrau, ſchöner wie der Mond;
Lächelnd ſprach ſie: dieſe Frag verdiene
Keine Antwort, denn ſie ſey belohnt.

92.

Durch Beſuche ſolcher lieben Brüder,
Auch ihr Vater freue ſich mit ihr;
Sie beſäßen keine groſe Güter;
Auſſer dem Citronen-Wäldchen hier
Und dem Häusgen, das ſie ſelbſt erbauet,
Hätten ſie kein Pläzgen in der Welt,
Doch ſie hätten immer Gott vertrauet
Und ihr Wahlſpruch wär: wie's Ihm gefällt.

93.

Nun kam auch der Alte, krumm am Stabe,
Lächelnd ſchritt er kühn und raſch einher.
Und er ſprach: Ihr Brüder! Seht ich habe,
Wenn ihr's glauben könnet, jezt noch mehr,
Als vorhin, da ich im Thränenthale,
Städte, Land und Leute gnug beſaß.
Und bey einem reich beſezten Mahle
Niemals hungrig leckre Speiſen aß.

94.

Seyd mir willkomm! und erquickt Euch beyde,
Nehmt fürlieb mit dem was Gott verleiht!
Dann beſchlieſt mit Ruh' die Reis für heute,
Ruhet ſanft, bis ſich der Tag verneut.
Wir gehorchten; in ein kleines Zimmer
Führte uns der hoch bejahrte Greis;
Wir genoſſen bey dem Lampenſchimmer
Was die Jungfrau gab, mit Dank und Preis.

95.

Doch des Alten Schickſal zu erfahren
Dazu war die Neugier hoch geſpannt;
Aber weil wir müd und ſchläfrig waren,
Wurde bis auf Morgen ſie verbannt,
Wir begaben uns zur Ruh, und ſchliefen
Sanft erquickend bis der Morgenſchein
Froh uns weckte, Vogelſtimmen riefen:
Lobet Gott! Ihm laſt uns dankbar ſeyn.

96.

96.

Wir gehorchten; ſchleunig angekleidet,
Suchten wir das liebe theure Paar;
Und wir fanden, daß ſchon lang bereitet
Unſer Frühſtück in der Laube war.
Dieſe ſtand in ihrer vollen Blüthe,
Drauſen in dem Wäldchen, und das Paar,
Vater, Tochter, winkten uns mit Güte,
Reichten uns dann Milch und Honig dar.

97.

Jedem einen Becher ſchön gebrechſelt
Aus dem ältſten Ahorn, fein gravirt,
Mit Figuren, welche abgewechſelt,
Weiß und roth da ſtanden, ſchön geziert,
Mit Geſchichten aus dem alten Bunde,
Dann auch aus dem neuen Teſtament,
Weiß war das Gebild auf rothem Grunde,
Eins vom andern durch ein Schild getrennt.

98.

Auf den Schilden ſtanden Bibelſprüche,
Und den Fuß umgab ein Blumenflor;
Von Citronen-Blüthen; Wohlgerüche
Wallten duftend von dem Cranz empor.
Wir genoſſen froh am rothen Tiſche,
Der aus Cybiſus verfertigt war,
Das erwähnte liebliche Gemiſche,
Gelb wie Gold, wie Bernſtein hell und klar.

99.

Jezo wagt ich ſchamhaft meine Frage:
Vater! ſprach ich, darf ich bitten dich?
Wenn es dir nicht beſchwerlich iſt, ſo ſage
Deine Führung uns, belehre mich,
Wie auch dich des Herrn Erbarmung brachte
In das Land des Friedens und der Ruh;
Wo die Vorſicht in Gefahren wachte;
Dich beſchüzte? Sprich! wir hören zu!

100.

Gerne ſprach der Greiſ' will ich erzählen,
Was die Huld des Herrn an mir gethan,
Sagt! wie könnt ich frevenlich verfehlen,
Seine Wunder? darum hört mich an:
Ich war Fürſt, und reich an Land und Leuten,
Stolz, und ſtüzte mich auf meine Macht;
Auf den ernſten Gang der lezten Zeiten,
Gab mein eitles Herze gar nicht acht.

101.

Denn ich ſah' den groſſen Gang der Dinge,
Nur politiſch und natürlich an,
Auch das Wichtigſte ſchien mir geringe,
Ich bemerkte nicht den tiefen Plan,
Der auch heimlich meinen Sturz enthielte,
Und ich Armer ſah' die Schlinge nicht,
Sah den Bogen nicht, der auf mich zielte,
Denn mir fehlte ganz des Geiſtes Licht.

102.

Wie die Spinne nach und nach umſtricket
Eine Fliege, die ins Netz geräth,
Bis ſie ganz ermüdet, und erſticket,
Dann vollends den Todesſtich empfäht;
Ruhig wird ihr nun das Blut entzogen,
Wieder andern liſtig nachgeſtellt,
Bis ſie endlich alle ausgeſogen,
Sie Regentin iſt der Fliegenwelt.

103.

So die große Zauberin der Erden,
Die auf ihrem Thier ſich brüſtend, ſaß;
Menſchen fieng mit lockenden Geberden,
Die das ſtolze Thier dann grimmig fraß.
Auch ich kam, doch merkt' ich in der Nähe,
Meines Volks und meinen Untergang.
Ach! es war, als ob ich ihn ſchon ſähe
Vor den Füßen, mir war angſt und bang.

104.

So erwacht ich endlich aus dem Schlummer,
Und entdeckte keine Rettung mehr.
Jetzo ſtieg von Tag zu Tag mein Kummer.
Ach! ich Schwacher ſann auf Gegenwehr;
Doch an dieſe war nicht mehr zu denken,
Nachzugeben war jezt hohe Pflicht;
Ich begann allmählich einzulenken,
Doch auch dieſe Klugheit half mir nicht.

105.

Sie befahl, die ſtolze Menſchenſpinne,
Sie forthin als Gottheit anzuflehn,
Ich erwiederte mit veſtem Sinne,
Niemals würd' ich mich dazu verſtehn.
Auch die fromme Erbin meiner Staaten,
Suchte ſie ins Fliegen-Netz zu ziehn,
Meine Tochter wurde eingeladen,
Doch ihr Schluß war ſterben oder fliehn.

106.

Zum Gehorſam uns mit Macht zu zwingen,
Sandte man ein wohlbewafnet Heer.
Viele meiner Unterthanen giengen
Auſſer Land, doch waren mehr,
Die ſich freventlich zum Feinde ſchlugen,
Und wir beyde blieben nun allein,
Unſer Angſtgeſchrey und Seufzer, trugen
Engel in das Heiligthum hinein.

107.

Groſſer Gott! wir waren eingeſchloſſen,
Schreklich! — Fliehen konnten wir nicht mehr,
Schrecklich! — hundert Feuerſchlünde ſchoſſen
Bomben, Feuerkugeln; Kleingewehr
Knallte tauſendfältig auf der Mauer,
Denn die Bürger wehrten tapfer ſich,
Gegen mein Befehl, mit tiefem Schauer
Harrten wir des Endes ängſtiglich.

108.

Als wir nun ſo bang im Staube rungen,
Um Errettung flehten, ziſcht ein Blitz —
Donner rollte — Jammertöne drungen
Tief ins Ohr — es fiel von ihrem Sitz
In dem Zimmer meines Vaters Büſte;
Alles ſchwankte, Thürme ſtürzten ein —
Glocken tönten — denn auch ihr Gerüſte
Wankte; Schrecken drung durch Marck und Bein.

109.

Dies Erdbeben, dieſes Heer von Blitzen,
Stürzte unſern Feind in Angſt und Noth.
Nirgends fand er Mittel ſich zu ſchützen,
Aber Tauſende den ſchnellen Tod,
Und ſie flohen wie vom Wind zerſtreuet,
Wie gejagtes Wild durch Berg und Thal.
Unſre Hoffnung wurde nun erneuet,
Und gelindert unſers Herzens Quaal.

110.

Plözlich floß in dieſer Schreckens-Scene,
Himmliſch Licht in unſer Zimmer hin,
Und wir hörten auch ein ſanft Getöne,
Dieſes ſtärkte unſern matten Sinn.
Ach! da ſtand ein Engel, Himmels-Wonne
Glänzte ihm aus ſeinem Angeſicht,
Seine Augen ſtrahlten wie die Sonne,
Und ſein Antliz wie das Morgenlicht.

111.

Freundlich winckt' er uns, wir folgten gerne,
Unſre Koſtbarkeiten nahm ich mit,
Und er führte uns, wir ſahn von ferne,
Eine Heerſchaar die mit raſchem Tritt
Vorwärts eilte, dieſe zu erreichen,
Giengen wir in ſchnellem Laufe fort,
Um der Wuth des Feindes auszuweichen,
Floh ſie in den ſichern Bergungsort.

112.

Wir erreichten ſie; zu unſrer Freude
Nahm der Führer uns mit Liebe auf.
Nun verſchwand der Engel, und wir beyde
Sezten fort den ſchweren Pilgerlauf,
Mit dem Heer des Herrn, bis dort in Oſten,
Es des Sonnenweibes Ruhplaz fand.
Jeder blieb nun da auf ſeinem Poſten,
Bis zum Zug in dieſes Friedensland.

113.

Hier genieſſen wir den goldnen Frieden,
Den ich niemals ſonſt gefunden hab.
Uns iſt hier ein lieblich Loos beſchieden,
Das der König uns aus Gnaden gab.
Seht ihr Brüder! das iſt die Geſchichte
Unſrer Rettung, lobt und preiſt den Herrn!
Wandelt treu vor ſeinem Angeſichte,
Er, die Liebe ſelbſt, erfreut uns gern.

114.

114.

Tief gerührt, erquickt und dankend, trennten
Wir uns dann von dieſem edlen Paar;
Eilten fort, und ſah'n an allen Enden,
Wie ſo reich des Landes Segen war.
Endlich ſtiegen dann die blauen Höhen
Libanons vor unſerm Blick empor.
Und wir wünſchten ſehr bald einzugehen,
Durch **Jeruſalems** erhabnes Thor.

Inhalt
des vierten Geſangs.

So wie **Selmar** und ſein Begleiter das Citronenwäldchen verlaſſen haben, wandern ſie auf ihrer Straſſe gegen das Gebirge **Libanon** hin. Unterwegens wird Selmar unvermuthet zu ſeiner verſtorbenen, und in der erſten Auferſtehung erſtandenen Familie geführt. Hierauf reiſ'te er weiter und herbergt bey einer jüdiſch-chriſtlichen Familie, wo der Apoſtel **Paulus** das Abendmahl austheilt. Am Fuß des Berges **Libanon** übernachtet er wieder bey einer jüdiſch-chriſtlichen Familie, wo ihm die Geſchichte der Bekehrung, der Wiederkehr der Juden in ihr Land, und ihre Befreyung von dem Menſchen der Sünde, durch die Zukunft des Herrn erzählt wird. Seine Herberge zu **Nazareth** in **Joſephs** Haus, zu **Bethlehem** in der Geburtshöle des Herrn, und ſeine Ankunft zu **Jeruſalem** wird beſchrieben. Selmar ſieht den Herrn, und erwacht von ſeinem Traum.

Vierter Geſang.

1.
Wenn der biedre Schweizer aus der Ferne,
Heimwehkrank auf ſeinem ſteilen Pfad,
Langſam ſchleicht, von jedem Wandrer gerne
Seine Sprache hört, der Gränze naht,
Und erſteigt nun endlich einen Hügel,
Sieht von fern die Schneegebirge glühn;
Dann bekommt die müde Seele Flügel,
Freude fühlt ſie auf den Wangen blühn.

2.
So war mir zu Muthe, als ich dorten
Libanons beſchneite Gipfel ſah:
Und mein Führer mir mit ſanften Worten
Sagte: jezt ſind wir dem Lande nah,
Wo auf **Zion Davids** Erbe thronet,
Um Ihn her die hochbeglückte Schaar
Seines lang geprüften Volkes wohnet,
Das bey uns ſo tief verachtet war.

3.

Wieder in zwölf Stämme abgetheilet,
Hat ein jeder Stamm ſein eignes Loos,
Joſephs Schaden iſt nun ganz geheilet,
Judas Glück iſt überſchwenglich groß.
Auf Moriah ſtralt der Tempel prächtig,
Weit und breit im goldnen Feuerglanz,
Und der Weltenherrſcher, groß und mächtig,
Prangt mit Ehren in dem Siegerkranz.

4.

Dieſe Rede war in meinen Ohren
Mehr als Mozarts ſchönſte Symphonie.
Und mir war, als wär ich neu gebohren;
Solche Himmelswonn genoß ich nie.
Hurtig gieng ich an der lieben Seite
Meines Führers, den beblümten Pfad,
In **Siona's** heimlichem Geleite,
Als ſich mir ein ſchöner Jüngling naht.

5.

Gierig hieng er mit verklärtem Blicke
An den Zügen meines Angeſichts.
Selmar! welch ein günſtiges Geſchicke,
Sprach er: führt dich hier ins Reich des Lichts.
Ich erſtaunte, forſchend in den Mienen
Dieſes Engels, denn er war verklärt;
Lächelnd ſtand ich, bis mir endlich ſchienen,
Seine Züge, ernſter Prüfung werth.

6.

Eingedenk, mit Vorwitz nicht zu fragen,
Schwieg ich forſchend eine Weile ſtill;
Freundlich ſprach mein Führer, darfſt du ſagen,
Wer du biſt? und obs dein Führer will?
Ja ich darfs! — Sie lag in meinen Armen;
Eine Jungfrau! — nun kein Jüngling mehr.
Deine Tochter! ſprach ſie, und mit warmen
Jubelthränen ſchwebt ich hoch und hehr.

7.

In des hohen Himmelslichten Sphären,
Seligkeits-Gefühl durchwehte mich,
Ach! des Wiederſehens Wonnezähren,
Miſchten in mein Hallelujah ſich.
Jezund drängten ſich mit tauſend Fragen
Auf die Zunge, doch ich durfte nicht;
Nur mein treuer Führer konnt es wagen,
Denn er kannte meiner Tochter Pflicht.

8.

Sag uns doch, Geliebte! wo du weileſt,
Darf dein guter Vater mit dir gehn?
Iſt es dir erlaubt? (wenn du nicht eileſt)
Gerne möcht er deine Wohnung ſehn.
Eben darum bin ich hergekommen,
Sprach ſie freudig, ich bin abgeſandt,
Ihn zu hohlen in das Chor der Frommen,
Alle Freunde aus dem Vaterland.

9.

Schnellen Fußes eilten wir zur Linken,
Meine ſeel'ge Tochter gieng voran,
Durch ein Wäldchen; und ich ſahe blinken,
An dem weiten Ziele unſrer Bahn,
Schneeweiß eine Burg, im Sonnenſchimmer,
Der ſich in den hohen Palmen brach,
Wonnetrunken ſchleunig, folgt ich immer,
Meiner Tochter auf dem Fuße nach.

10.

Dieſe führte uns nun durch den Garten,
Der die ſchöne Wohnung ganz umfieng,
Wo Freundinnen unſrer ſehnlich harrten,
Eine lächelnd mir entgegen gieng.
Schön wie **Eva**, als ſie vor dem Falle,
Adams unſchuldsvolle Gattin war,
Wie **Maria** in des Tempels Halle,
Als ſie fande den, den ſie gebahr.

11.

Seh' ich endlich, ſprach ſie: den Geliebten,
Den ich einſt an meiner Bruſt getränkt,
Den durch ſchwere Leiden lang Geübten,
Der mir war auf kurze Zeit geſchenkt,
Sey willkommen! hier im Friedenslande!
Komm und ruh in meinen Armen aus,
Dann geh' weiter, bis der Tod die Bande
Löſet, und du kommſt ins Vaters Hauß.

12.

Ach! ich ſank in ſüßer Ohnmacht nieder,
Als ich die verklärte Mutter ſah;
Sanfter Schauer drung durch alle Glieder.
Das war noch nicht alles: — was geſchah?
Auch mein Führer warf die dunkle Hülle,
Wie ein Dunſt von ſeinen Schultern fort,
Ach mein Vater! — in der Freuden-Fülle,
Liebekrank — erſtarb mir jedes Wort.

13.

Jetzo kam noch eine, dieſe glänzte
In zurück gehaltner Herrlichkeit;
Und ein Perlen-Diadem bekränzte
Ihren Stralenſcheitel, und ihr Kleid
War Gewölk, durchglänzt von Morgenröthe,
Und ihr Blick auf mich ein Sternenblick,
Aber durch dies Anſchaun wurd' ich blöde,
Ich ſunk wieder in den Staub zurück,

14.

Weiſt du, ſprach ſie: daß ich dreyzehn Jahre,
Schwergeprüft im Silbertiegel ſaß?
Dein Beſuch mir oft Erquickung ware,
Deine Gattin auch ihr Leid vergaß?
Wenn wir in den ſchnell entfloh'nen Stunden,
Uns auf dieſes Friedens Reich gefreut;
Und allein in des Erlöſers Wunden,
Fanden Hoffnung unſrer Seligkeit?

15.

Jezt erkannt ich die verklärte Seele,
Was nun vorgieng, das vermag ich nich
Auszuſprechen; gnug wenn ich erzähle
Was ich ferner ſah im Traumgeſicht:
Ach! wie ſelig war ich! — in der Mitten
Dieſer drey Verklärten wallt' ich fort,
Menſchen-Vater! Ach! laß dich erbitten!
Bring mich einſt an dieſen ſeel'gen Ort!

16.

Wir gelangten durch die ſchöne Pforte,
In des Hauſes blendend weiße Flur,
Gegen über ſtanden goldne Worte
Auf der Thüre: **reinen Herzen nur**
Wird der freye Eingang hier geſtattet.
Ach! ich prüfte meinen innern Sinn,
Durch der Vorſicht Flügel überſchattet,
Schwanden alle trübe Zweifel hin.

17.

Meine Mutter öffnete die Thüre,
Denn ſie war des Hauſes Pflegerin.
Und ſie ſprach zu meiner Tochter: führe
Deinen Vater allenthalben hin!
Viele hundert junge Mädchen ſaßen
Hier um große lange Tafeln her:
Viele nähen, ſtricken, Andre laſen,
Und ich ſah' es wurde keinem ſchwer.

18.
Meine Freundin mit dem Perlenkranze,
War der ſchönen Anſtalt Führerin;
Von dem König angeſtellt, das Ganze
Aller Mädchenbildung, nach dem Sinn
Seiner Majeſtät, im ganzen Lande,
Zu Chryſäons Wohlfarth auszuführn;
Die Erziehung nach dem äuſſern Stande
Jedes Mädchens weislich zu regiern.

19.
Gottesfurcht und Häuslichkeit zu lernen,
Das war Alles, was hier ward' gelehrt.
Schädliche Zerſtreuung zu entfernen,
Und was ſonſt die Leidenſchaften nährt.
Alle ihre Lehrerinnen waren
Schon verklärte Frauen, die ehmals
Kinder liebten, und die viel erfahren
Hatten, in dem Kampf des Jammerthals.

20.
Meine ſeel'ge Tochter eilte weiter,
Ihr Verklärungsglanz erhöhte ſich,
Wie der ſchönſte Frühlingsmorgen; heiter
Nahm ſie mich am Arm und führte mich
In des hohen Schloſſes obre Zimmer;
Ach! hier ſah' es, warlich! himmliſch aus.
Wie mir damals war, das weiß ich nimmer;
Unbeſchreiblich prächtig war dies Haus.

21.

Vater! ſprach mein Engel: die hier wohnen,
Sind, die früh verklärte Kinderſchaar.
Jede Mutter will der Herr belohnen,
Wenn ſie eine wahre Chriſtin war,
Dadurch, daß Er ihr die fern're Führung
Ihrer früh Entſchlafnen anvertraut.
Für Erwartung, und für tiefer Rührung
Klopfte mir das Herz, ich weinte laut.

22.

Jetzo giengen auf die Flügelthüren,
Eines unausſprechlich ſchönen Saals.
Staunend, ſprach ich: Kind! du willſt mich führen
Zum Genuß des großen Abendmahls.
Nein, mein Vater! ſprach ſie, du wirſt ſehen,
Was noch nie ein Erdenwaller ſah,
Wenn es dir gefällt hinein zu gehen,
Denn was dich erwartet, iſt nun da.

23.

Gott! ein Heer, den Seraphinen ähnlich,
Stunde da im weiten Kreiß umher.
Voll von tiefer Ehrfurcht harrt ich ſehnlich,
Was nun ferner zu erwarten wär?
Meine Tochter ſchwebte hin zum Kreiſe;
Zwo verklärte Seelen traten vor;
Beyde ſtrahlten, und ſie winkten leiſe
Einem himmelſchönen Kinderchor.

24.

Sechſe kamen! — Himmel! — alle ſieben!
Meine früh entſchlafnen Kinder all!
Ihre Mütter! — alle meine Lieben;
Jezt entſtand ein lauter Jubelſchall.
Tief erſchüttert, blöd' ſie zu umarmen,
Stand ich eine kleine Weile da.
Ach! ich flehte innig um Erbarmen,
Denn ich war der tiefſten Ohnmacht nah.

25.

Beyde Mütter Arm in Arm geſchlungen,
Kamen und umarmten zärtlich mich:
„Selig biſt du, wenn du ausgerungen,
„Selmar! denn der Herr begnadigt dich!
„Unſre dritte Freundin hier zu ſehen,
„Wird einſt unſre Seligkeit erhöhn;
„Daß es noch ſo bald nicht mög geſchehen,
„Dahin gehet unſer heißes Flehn.

26.

„Die Gefährtin deiner grauen Jahre,
„Kränzen wir mit Paradieſes Flor.
„Wenn ihr ankommt mit der Sieger-Schaare,
„Schwingen wir uns auch mit euch empor.
„Zu dem Jubelchor der Seraphinen,
„Opfern Dank dem Herrn für ſeine Gnad,
„Der einſt durch ſein blutiges Verſühnen
„Dich mit uns ſo hoch begnadigt hat.

27.

Sprachlos küßt ich nun die Kinder alle,
Ihre Mütter, und ein Thränenguß
Schoß die Wangen ab; die weite Halle
Erſtrahlte in des Wiederſehns Genuß.
Alle wünſchten mir des Herren Segen,
Und der Mutter, den Geſchwiſtern auch,
Wohlgerüche wallten mir entgegen,
Blüthendüfte in des Zephyrs Hauch.

28.

Meine Lieben! ſprach ich: eure Freuden
Stärken mich auf meinem Lebenspfad.
Wenn der Herr uns ferner ſchwere Leiden,
Müh und Arbeit auferleget hat.
Ach! dann ſtärkt auch uns durch euer Flehen!
Sanft melodiſch hauchten ſie mir zu:
Freund und Vater: ja das ſoll geſchehen,
Bis der Herr euch führt zu unſrer Ruh.

29.

Meiner Lieben Herrlichkeit zu ſchildern,
Dazu iſt mein Penſel viel zu matt.
Alle Schönheit die in Lichtesbildern
Die Natur auf unſrer Erde hat,
Iſt nur todte Farbe; ew'ges Leben
Blüht in jeder engliſchen Natur,
Jeder iſt ein Lebensquell gegeben,
Dieſe kennt der Himmelsbürger nur.

30

30.

Wie mit einem Regenbogen-Schimmer
 War ein jedes Weſen rings umkränzt;
Im Geſichte merkt ich einen Glimmer,
 Wie er in den Lämmer-Wolken glänzt,
Wenn ſie an dem ſchönſten Frühlings-Morgen,
 Vor der Sonnen Aufgang lieblich glühn.
Doch die gröſte Schönheit war verborgen,
 Ein verklärtes Auge ſieht ſie blühn.

31.

Sapphirbläue, ganz von Licht durchglänzet,
 Und von Sternen funkelnd war ihr Kleid.
Jeder Scheitel war mit Licht bekränzet,
 Gleich dem Morgen in der Frühlingszeit.
Ihre Augen waren lichte Sterne,
 Und ihr Antliz blaſſes Abendroth.
Doch ich ſchweig', in dieſer dunkeln Ferne
 Sind die ſchönſten Bilder matt und tod.

32.

Wie der Krieger aus dem Schlachtgebrülle,
 Eine Stunde ſeine Lieben ſieht,
Dann nach dem Genuß der Freundſchaftsfülle,
 Neu geſtärkt zum Kampfe wieder zieht,
So war ich mit neuem Muth durchdrungen,
 Meine Kreuzbahn freudig fortzugehn,
Wenn mir endlich dann der Sieg gelungen,
 Mich zu freu'n im ew'gen Wiederſehn.

33.

Da! — mein Vater! — wieder in der Hülle!
Zu der fernern Reiſe angeſchickt.
Von des Himmels ew'ger Freudenfülle,
Gnädig und barmherzig angeblickt,
Nahm ich Abſchied von den ſeel'gen Lieben,
An des Vaters Seite eilt ich fort,
Von der innern Sehnſucht angetrieben,
Zu dem längſt erſehnten Friedensort.

34.

Doch bis dahin war noch fern die Reiſe,
Auch vorher noch vieles zu beſeh'n,
Bis zum **Libanon**; im weiten Kreiße,
Hatt' ich viele Meilen noch zu geh'n.
Doch des Vaters anmuthsvolle Lehren,
Und der Pracht der ſeligen Natur,
Sättigten das heiſſeſte Begehren;
Ich empfand vom Müdſeyn keine Spur.

35.

Vater! fragt ich: wie war dir zu Muthe,
Als du von der Erde Abſchied nahmſt?
Als dein Körper in dem Grabe ruhte,
Und du in den dunklen **Hades** kamſt?
Sohn! begann er: dieſe kühne Frage
Iſt nur ſelten Sterblichen erlaubt;
Doch du weiſt ja, daß die alte Sage
Jezt auf Erden ſelten wird geglaubt.

36.

Doch in deinen Zeiten iſt es nöthig,
Dies Geheimniß Gottes zu enthülln.
Eben darum bin ich auch erböthig,
Jetzo deine Wünſche zu erfülln:
Was Vernunft und falſche Weisheit lehret,
Von des Menſchen Leben nach dem Tod,
Hat den Sinn der heil'gen Schrift verkehret,
Und geraubt den Troſt in Sterbensnoth.

37.

Ich erwachte aus dem Todesſchlummer,
Wie aus einem ſchweren Fiebertraum,
Nach und nach empfand ich, ach! mit Kummer,
Mich in einem weiten dunkeln Raum.
Wie ein Nebel in der Dämm'rung Schleyer,
Jeden Gegenſtand dem Aug verhüllt.
Ich beſann mich, fühlte mich nun freyer,
Und mein Herz mit ſanftem Troſt erfüllt.

38.

Leicht und ſchnell erhob ich mich und fande
In dem fernen Oſt ein herrlich Licht.
Viele Geiſter ſah ich, doch ich kannte
Alle dieſe Dunſtgeſtalten nicht.
Mit mir ſelbſt beſchäftigt, ſtand mein Leben
Hell und klar vor meinem Angeſicht,
Ich durchſchaute alles, und mit Beben
Fand ich, was ich ſehnlich ſuchte, nicht.

39.
All mein Gutes war mit Schmuz der Sünden
Und mit Gräueln durch und durch befleckt,
Darauf konnt' ich keine Hoffnung gründen,
Das Geheimniß war mir aufgedeckt.
Jeſu Thränen werden mich erquicken,
Stöhnt ich oft am Schluß der Lebenszeit:
Wenn mich einſt die ſchweren Sünden drücken,
Im Beginn der ernſten Ewigkeit.

40.
Dieſes Glaubensfunkens matter Schimmer,
Glühte ſtets in meinem Leben fort.
Brennend war er, leider! auch nicht immer,
Doch ich fand ihn ſtets an ſeinem Ort:
Wenn die Trübſal mich zur Einkehr brachte
Und der Sturm der Leiden ihn anbließ;
Wenn ich Gottes Führung überdachte,
Deſſen Vaterhand mich nie verließ.

41.
Dieſer Glaubensfunke glänzte heller,
Tief aus meinem Seelengrund hervor:
Meine Klarheit wuchs zuſehends ſchneller,
Wie ſie wuchs, ſo ſchwebte ich empor.
Plötzlich trat ein Engel vor mein Auge,
In des Himmels Majeſtät und Glanz;
Und er ſprach: Sey muthig und vertraue,
Deinem Heiland und Erlöſer ganz.

42.

Seine Gnade ſchenkt dir ew'ges Leben,
Seine Thränen in Gethſemane
Sind für dich geweint; dir ſind vergeben
Alle deine Sünden; darum geh'
Du Verſöhnter! in des Herren Freude:
Deine Wohnung iſt im Reich des Lichts.
Du gehörſt zu ſeiner Siegesbeute,
Aus dem lezten Kampfe des Gerichts.

43.

Hochverklärt, mit Seligkeit erfüllet,
Schwung ich mit dem Engel mich empor,
In der Ferne ſah ich ganz enthüllet,
Hoch und hehr des Himmels goldnes Thor.
Und wir zogen ein; mit ſel'ger Wonne,
Blikt ich hin ins Königreich des Lichts,
Ueberſtralet von der Geiſter Sonne;
Mit der Herrlichkeit vergleicht ſich nichts.

44.

Meine Wohnung war in einem Thale,
Das ein Arm vom Lebensſtrom durchfloß;
Der im Silberglanz vom Sonnenſtrale,
Sanft ſich in den Ozean ergoß;
Der die Miriaden Welten alle,
Unermeßlich weit und breit umflieſt,
Bis er endlich ſich mit ſanftem Falle,
In das Meer der Ewigkeit ergieſt.

45.

Ich genoß der Seligkeiten Fülle,
Bis zur erſten Auferſtehungszeit;
Wo ich in verklärter Körper-Hülle,
Nun genieß' noch höhre Seligkeit.
Dieſes dir begreiflich zu erzälen,
Dazu iſt dein Weſen noch nicht rein;
Wirſt du ſtets das beſte Theil erwählen,
Dann wird Selbſtgenuß dein Lehrer ſeyn.

46.

So verfloß der Tag, die Sonne ſenkte
Sich allmählig in das nahe Meer,
Dorten wo ein Hirt die Heerde tränkte,
Stand ein Haus; ach! ich verlangte ſehr
Nach Erquickung. Vater! darf ich weilen,
Fragt ich: in der ſtillen Wohnung dort?
Ja! verſezt' er: komm, wir wollen eilen,
Du wirſt fröhlich ſeyn an dieſem Ort.

47.

Libanons beſchneite Felſenſpitzen
Glühten noch im lezten Sonnenſtral;
Und wir fanden vor der Wohnung ſitzen
Einen alten Mann, der Jahre Zahl
Stand ihm deutlich an der Stirn geſchrieben
Und ſein Scheitel glänzte ſilberweiß;
Jugend-Munterkeit war ihm geblieben.
Mir gefiel der hochbejahrte Greiß.

48.

Freundlich lächelnd kam er uns entgegen,
Plötzlich ſtaunt' er meinen Vater an.
Doch er ſchwieg — und bat um ſeinen Segen,
Sprach dann herzlich: Ihr habt wohlgethan,
Brüder! heute bey mir einzukehren,
Meine Lieben werden freuen ſich.
Kommt genieſt, der Herr wird uns beſcheeren
Brod und Wein; er hat geſeegnet mich.

49.

Fröhlich folgten wir dem raſchen Schritte
Unſers Greiſen, bis in einen Saal,
Wo auf einer Tafel in der Mitte,
Schon bereitet war das Abendmahl,
Jetzund kamen hundertjähr'ge Söhne,
Grauer Töchter eine groſe Schaar,
Kindes-Kindes-Kinder- hold und ſchöne
Stunden um die Tafel Paar bey Paar.

50.

Was ich ſah' das kann ich nicht beſchreiben.
Alle grüſten uns mit Herzlichkeit.
Mit dem Wunſch, recht lange hier zu bleiben,
Paarten ſie Chryſäons Gaſtfreyheit.
Ganz heimathlich war mir hier zu Muthe,
(Wär es nur kein bloſes Traumgeſicht,
Dacht' ich) und genoß das viele Gute,
Schon im Vorgeſchmack, und ſorgte nicht.

51.

Nun wir ſezten uns im Kreiße nieder,
Um die große lange Tafel her.
Während dem Genuße tönten Lieder,
Von Iſraels froher Wiederkehr
Aus dem Elend in das Land der Väter,
Dank dem Herrn, nach deſſen hohem Rath,
Davids Sohn, der große Wunderthäter,
Endlich noch ſein Volk begnadigt hat.

52.

Daß die Tiſchgeſellſchaft unſrer Freunde,
Eine jüdiſche Familie war,
Dieſes merkt' ich endlich; und ich weinte
Freudenthränen; nun war offenbar
Gottes heil'ger Rathſchluß ganz erfüllet.
Was mein Vater ſagte, ſeh ich nun.
Iſraels Geheimnis war enthüllet;
Jezt kann es nach langer Arbeit ruh'n.

53.

Unvermuthet trat ein Hochverklärter,
Herrlich glänzend in den Saal herein;
Sey willkommen! o du längſt Begehrter!
Sprach der Patriarch: du kommſt allein?
Ich erwarte ſehnlich nun noch Einen
Deiner Brüder; oder kommt er nicht?
Keiner, ſprach der Fremde, wird erſcheinen
Bis am Morgen, wenn der Tag anbricht.

54.
Ehrfurchtvoll und froh erhuben alle
Sich von ihrem Siz: im weiten Kreiß
Stunden wir in der erhobnen Halle;
Unſer alter hochbejahrter Greiß
Nahte ſich, und küſte nun die Hände,
Dieſem Fürſten aus der höhern Welt.
Dieſer ſah' ſich freundlich um: am Ende
Sprach er: ſezt Euch! wenn es Euch gefällt.

55.
Und wir ſezten uns; mein Vater raunte
Mir ins Ohr: Er iſt ein Fürſt des Herrn,
Paulus, der Apoſtel! — ich erſtaunte,
Sah mit Ehrfurcht ihn, doch nur von fern.
Beyde, jezt die einzigen Verklärten,
Die ich in dem lieben Kreiſe fand,
Waren mehrmals reiſende Gefährten,
In **Chryſäons** holdem Friedensland.

56.
Doch mein Vater diente nur im Kleinen,
Paulus iſt ein Fürſt in Gottes Reich.
Alle muß die Liebe dort vereinen,
Durch die Demuth ſind ſie alle gleich.
Was die beyden Himmelsbürger ſprachen,
Das verſtand der Erdenbürger nicht;
Doch zu Zeiten, hin und wieder brachen
Stralen durch, vom unerſchafnen Licht.

57.

Paulus wandte ſich nun nach dem Eſſen
An das Häuflein das er um ſich ſah;
Und er ſprach: wir dürfen nicht vergeſſen
Unſers Willkomms, Brod und Wein iſt da!
Alles jauchzte, alle ſunken nieder
Zum Gebeth, und **Paulus** nahm das Brod,
Brachs und dankte, gabs dann hin und wieder,
Und verkündigte des Herren Tod.

58.

Nicht bis daß Er kommt — Er war gekommen,
Im Triumph zu ſeinem Vaterland;
Hatte allen Jammer weggenommen,
Wurde nun von allen anerkannt;
Alle Völker, Juden, Türken, Heiden,
Huldigten dem Gott's und Menſchenſohn,
Ihre Fürſten kommen, und mit Freuden
Knien ſie vor ſeinem Stralenthron.

59.

Paulus nahm den Kelch, und ſprach den Segen,
Sprach: nehmt hin und trinkt des Herren Blut!
Seine Liebe wallet euch entgegen,
Wo ihr wandelt, was ihr ſagt und thut.
Ich war auch ein blöder Tiſchgenoſſe,
Ich geſtehe gern, ich wagt es kaum,
Und mit tiefem Beugen; ich vergoſſe
Thränen gnug in meinem ſüßen Traum:

60.

Welche Rührung! welch Gefühl der Wonne
Waltete in unſerm Kreiß umher,
Die Verklärten glänzten wie die Sonne,
Wenn ſie aufſteigt aus dem Stralen-Meer.
Nach dem Nachtmahl brachte man mich Müden
Und Gerührten zur erwünſchten Ruh;
Ich genoß den hohen Gottesfrieden,
Schloß dann froh die trägen Augen zu.

61.

Mit des Tages Anbruch war ich munter,
Auch im Hauſe war man aufgewacht;
Angekleidet gieng ich nun hinunter,
Und ich fand den Saal in vollem Pracht;
Zween Verklärte ſtunden in dem Kreiße,
Paulus und mein ſeel'ger Vater auch,
Tief gebeugt, auf feyerliche Weiſe,
Bätend nach dem hieſigen Gebrauch.

62.

Ihr Geſchäfte war mir tief verborgen,
Die Familie kniete um ſie her;
Auch ich kniete, doch mit ein'gen Sorgen,
Ob kein Hindernis im Wege wär?
Endlich nach verſchiedenen Gebräuchen,
Ihre Abſicht war mir unbekannt,
Sprach mein Vater: Du muſt heut erreichen
Libanons Gebirg' an meiner Hand.

63.

Paulus legte die verklärten Hände
Auf mein Haupt, und ſeegnete mich ein;
Und er ſprach: Sey treu bis an dein Ende,
Wirſt du veſt im wahren Glauben ſeyn,
Und im Kampf den Abfall ſtets beſiegen,
Wachend, bätend, Gottes Wege gehn,
Niemals wirſt du dann im Streit erliegen,
Uns im hohen Jubel wieder ſehn.

64.

Abſchied nehmen wollten wir nun wieder,
Froh in Syriens Gefilde fort;
Giengen Thal und Hügel auf und nieder,
Fanden überall des Herren Wort
Ganz erfüllt: in ſeinem ew'gen Frieden,
Grünt' und blühte alles weit umher;
Ach! ich dachte nie daß noch hienieden,
Eine ſolche Wonne möglich wär.

65

Knaben ſah' ich hier auf Löwen reiten,
Mädchen führten Tiger an der Hand;
Wölf und Schaafe ſah' ich fröhlich weiden,
Leoparden an ein Joch geſpannt.
Allenthalben fand ich Füll' und Fülle;
Wer mich ſahe der erquickte mich,
Allenthalben herrſchte Ruh und Stille,
Jeder dankte Gott und freute ſich.

66.

66.

Libanons bemooſten Felſenwände
Waren nun dem müden Auge nah.
Dort an eines Thales obern Ende,
Lag ein großes ſchönes Dorf, ich ſah
Heerden brauner Küh' nach Hauſe nicken;
Vater! fragt ich, darf ich dorten ruhn?
Mich auf Morgen wieder zu erquicken?
Und mein Vater ſprach: das darfſt du thun.

67.

Da der Wohnplatz vieler guten Seelen,
Deren Herz uns froh entgegen ſchlug.
Unſre Herberg' durften wir nicht wählen,
Denn ſie war beſtimmt, ein jeder trug
Jährlich ſeinen Antheil bey zur Pflege
Aller Pilger nach dem heilgen Land.
In dem Gaſthaus war ſchon alles rege;
Wunderbar! ich war dem Wirth bekannt.

68.

Staunend ſah' er mir ins Angeſichte;
Jauchzend drückt er mich an ſeine Bruſt;
Prüfte dann genauer bey dem Lichte
Ob ichs ſey? doch mir war nicht bewußt,
Daß ich dieſen Bruder je geſehen;
Kennſt du, ſprach er: Meyer Joſeph nicht?
Als ich armer Jude dich mit Flehen
Bat um mein verlohrnes Augenlicht?

69.

Sag' nichts mehr! verſezt ich: deine Wohnung
Sieht, zu meiner Freude, prächtig aus;
Dieſer Wohlſtand iſt für mich Belohnung,
Segen Gottes kröne ſtets dein Haus!
Ach! erzähle mir doch die Geſchichte,
Wie der Herr dich hat hieher gebracht?
Wie Er in dem ſchrecklichen Gerichte,
Dich beſchützet hat durch ſeine Macht?

70.

Dies geſchah' auch nach dem Abendeſſen;
Tief gerührt fieng **Meyer Joseph** an:
Ich kann nie in Ewigkeit vergeſſen,
Was die Huld des Herrn an mir gethan.
Lange ſchon entſtand ein heißes Sehnen,
Nach Erlöſung in Iſraels Bruſt,
Hin und wieder floſſen ſtille Thränen,
Doch zum Wegziehn hatte niemand Luſt.

71.

Endlich als der Druck an allen Enden,
Einem jeden unerträglich war,
Kam ein ſtill Gerücht: man ſolle ſenden
Eiſenwerk, man könne ohn Gefahr,
Zu Jeruſalem nun wieder bauen:
Viele Juden bauten wirklich ſchon;
Jezt begann man heiter aufzuſchauen,
Doch es fehlte noch ein **Salomon**.

72.

72.

Lang ſchon hatte ſich der Haß gemindert,
Der den Juden und den Chriſten trennt;
Unſer Volk war längſt nicht mehr gehindert
Sich zu nähern; nicht mehr ſo verblendt,
Den Meſſias und ſein Reich zu haſſen,
Der doch auch für uns geſtorben war;
Aber die Erlöſung recht zu faſſen,
Dies Geheimnis war uns noch nicht klar.

73.

Die Geſellſchaft jener wahren Chriſten,
Deren Name dir iſt wohl bekannt,
Fieng nun an Geſandte auszurüſten;
Allenthalben wo man Juden fand,
Traten ſie in allen Synagogen,
Als Meſſias Reichsgeſandten auf,
Angethan mit Licht und Kraft, durchzogen
Sie die Länder all mit ſchnellem Lauf.

74.

Geiſt und Leben kam in die Gebeine
Des erſtorbnen alten Iſraels;
Ueberall ein ſehnendes Geweine,
Nach der Wiederkunft Immanuels,
Hörte man — und miſchte dann ſein Flehen,
Mit in dieſe warme Thränenfluth;
Niemand, ach! ich muß es dir geſtehen,
Wußte Rath, uns allen ſunk der Muth.

75.

Doch indeſſen waren große Schaaren
Unſers Volks noch härter als ein Fels;
Ach! es ſchien als ob von Jahr zu Jahren
Wüchs der Stolz, die Blindheit Iſraels.
Dieſe fluchten mit verſtocktem Grimme
Der verlohrnen Söhne Wiederkehr,
Zu Meſſias holder Hirten-Stimme.
Ach! der Zukunft Schrecken traf uns ſehr.

76.

Endlich merkte man die ſtarke Regung,
Die in unſerm Volk noch niemals war.
Dieſes ſezte alles in Bewegung,
Jedes Herzens Sinn ward offenbar.
Jene Juden, die uns tödlich haßten,
Giengen über zu des Abfalls Heer,
Wo ſie nun Vertilgungsſchlüſſe faßten,
Wir beſchloſſen keine Gegenwehr.

77.

Gegen die Geſellſchaft wahrer Chriſten,
Unſerer Bekehrung Stiftern,
Fieng man an mit Rache ſich zu rüſten,
Man verfolgte ſie mit hartem Sinn.
Aber plötzlich war ſie wie verſchwunden,
Wie auf Adlersflügeln flog ſie fort;
In der Wüſte hatte ſie gefunden
Einen freyen ſichern Bergungsort.

78.

78.

Wir hingegen ſtöhnten im Gedränge;
Ach wir wußten nicht wo aus und ein!
Und der ſchwere Druck der Sünden Menge,
Mehrte unſre herbe Seelenpein.
Unerwartet zeigten ſich uns Männer
Unſers Volks, aus fernem Orient:
Jeſu Chriſti würdige Bekenner,
Dieſe machten unſrer Quaal ein End.

79.

Heimlich prüften ſie den Grund der Seelen,
Ob der Glaub' an Chriſtum redlich ſey?
Solche Juden durften ſie nur wählen,
Sie entdeckten bald die Heucheley;
Jeden den ſie treu und redlich fanden,
Schickten ſie mit Geld verſehen, fort;
Dann entdeckten dieſe Reichsgeſandten,
Jedem auch den fernen Sammlungsort.

80.

Dies geſchahe nun in allen Landen,
Wo das Judenvolk zerſtreuet war;
Allenthalben reiſten Reichsgeſandten
Und ſo fand ſich eine große Schaar
Unvermuthet in den Luſtgefilden
Syriens mit lautem Jubel ein.
Möglich iſt es nicht ſich einzubilden,
Welche Freude drung durch Mark und Bein.

81.

Unſer Fürſt erſchien nun, in der Mitten,
Seines Volks, ein zweyter Salomon.
Brüder! rief er: ihr habt ausgelitten!
Und wir riefen: heil dir Amrams Sohn!
Seine Augen waren Morgenſterne,
Sonnenglanz ſein holdes Angeſicht.
Tief gebeuget ſtunden wir von Ferne,
Ihn zu ſchauen, wagten wir noch nicht.

82.

Moſe theilte nun die frohe Schaaren,
So wie ehmals in zwölf Stämme ein,
Wo in jedem zwölfmal tauſend waren,
Und nun zogen wir ins Land hinein.
Dieſes wurde bald durchs Loos vertheilet,
Jeder baute ſich mit Jubel an;
Joſephs Schaden war nun ganz geheilet,
Und der Fluch des Landes abgethan.

83.

Auch Jeruſalem war ſchon gereinigt,
Und man baute froh und ſchleunig fort.
Auch zum Tempelbau war man vereinigt,
Wieder auf den alten heil'gen Ort
Ihn zu bauen. Alles gieng von ſtatten,
Jeder half und jeder ſuchte Ruhm
In der Hülf'! in wenig Jahren hatten
Wir gebaut das neue Heiligthum.

84.

Während dieſem wälzten ſich die Juden,
Mit dem wilden Widerchriſten Heer
Tobend, wie ein Sturm die Waſſerfluthen,
Von **Egypten** her, und übers Meer,
Von Mittag, von Mitternacht, und Morgen,
Ihrer eine ungeheure Zahl,
Gegen unſer Land; doch ohne Sorgen,
Wuſten wir wer unſer Heiland war.

85.

Eingedenk des Sinnes wahrer Chriſten,
Dachten wir an keine Gegenwehr;
Lieſen ruhig ſich die Feinde rüſten,
Täglich nahten ſie ſich immermehr,
Und der Menſch der Sünden an der Spitze,
Nahm **Jeruſalem** ganz ruhig ein;
Und auf **Zions** altem Königs Sitze,
Dacht er: ſollte ſeine Wohnung ſeyn.

86.

In dem Tempel waren unſre Leute,
So wie in der Stadt, gelaſſen ſtill,
Stolz mit wildem Hohngelächter freute
Sich der Feind; mit frechem Siegsgebrüll
Trozte er dem großen Welt-Erlöſer,
Maßte ſich der Gottheit Ehre an,
Und ſein Uebermuth wuchs täglich größer,
Chriſtum auszurotten war ſein Plan.

87.

Aber eh man ſichs verſah, erſchienen
Edle Männer, zween, mit ernſtem Blick.
Ruh und Majeſtät, in ihren Mienen,
Scheuchten ſie den Frevler zurück,
Wunderkräfte übten ſie in Menge,
Zeugten ernſt des Feindes Untergang,
Viele bebten, und im Angſtgedränge,
Wurde jedem für der. Zukunft bang.

88.

Und ihr Zeugnis währte vierthalb Jahre,
Aber in der Hauptſach ohne Frucht.
Alles ſtaunte, doch der Böſewicht ware
Höchſt ergrimmt, er hatte längſt verſucht
Sie zu morden; endlich durft ers wagen,
Hingerichtet lagen ſie veracht
Auf der Gaſſen, nach drey vollen Tagen,
Waren ſie verklärt und aufgewacht.

89.

Im Triumphe ſchwungen ſich die Helden
Zu den höhern Regionen auf.
Jezt war nun der Zeitpunct zu vergelten,
Und zu hemmen der Empörung Lauf.
Schrecklich fieng die Erde an zu beben,
Viele Häuſer ſtürzten donnernd ein,
Viele Menſchen büßten ein ihr Leben,
Viele folderte Gewiſſens Pein.

90.

Und der Wüthrich floh' mit ſeinem Heere,
Sezte dann zu Harmaggedon ſich.
Tobend ſtellte er ſich dort zur Wehre,
Läſterte und fluchte fürchterlich.
Plözlich ſtrahlte Himmelsklarheit nieder,
Und der Herr erſchien mit ſeinem Heer,
Es ertönten Siegs- und Jubellieder,
Jezt empfand man keinen Kummer mehr.

91.

Jetzund ſtrömten ſchrecklich Blitz auf Blitze,
Donner grollten furchtbar Schlag auf Schlag.
Alle Feinde ſchmachteten für Hitze,
Finſterniß verhüllte dieſen Tag.
Um das ganze Heer des Feindes brannte,
Fackeln gleich in dieſer Feuersglut,
Jeder Einzelne der Feinde fande
Seinen Tod, in Flammen dampft' ſein Blut.

92.

Und ein Engel band den Hauptrebellen,
Mit ihm den Gehülfen ſeiner Wuth.
Beyde ſchleuderte er in die Wellen,
In des Feuermeeres ew'ge Glut.
Jezo zog der Herr mit ſeinen Freunden,
Zu Jeruſalem mit Jubel ein;
Und wir werden ewig nun von Feinden,
Und von jeder Noth befreyet ſeyn.

93.

Dies erzählte mir der fromme Jude,
Dann begab ich mich zum Ruheort,
Schlief, und ruhte ſanft, mit frohem Muthe
Sezt ich Morgens meine Reiſe fort,
Meinen Vater immer mir zur Seiten,
Der mir gab von vielem Unterricht.
Ich genoß im Wandeln Seligkeiten,
Alles zu erzähl'n vermag ich nicht.

94.

Libanons gewürzte Cedernwälder,
Waren mir ein dunkles Heiligthum.
Dann auch **Paläſtinas** Blüthenfelder,
Dieſer Pracht am Horizont herum,
Alles treibt mich an, den Herrn zu preiſen,
Lauter Jubel ſtieg zu Ihm empor,
Segen fande ich in allen Kreißen
Dieſes Landes, allenthalben Flor.

95.

Esdreloms verſengte dürre Heiden,
Schwelgten jezt im Reichthum der Natur.
Große fette Heerden ſah' ich weiden
Auf **Endors** und **Nains** grüner Flur.
Mir zur Linken glänzte Tabor prächtig,
In der Sonnen mildem Abendlicht.
Mich ergrief der Andacht Glut ſo mächtig,
Daß es mir an Ausdruck ganz gebricht.

96.

Nazareth war uns jezt angewieſen,
Um daſelbſt die Nacht durch auszuruh'n,
Ach in Vater Joſephs Wohnung lieſen
Sie uns einziehn, denn ſie ware nun,
Nach der Angab' des Verklärten, wieder
Nach dem alten Muſter aufgebaut.
Wonnetrunken legte ich mich nieder,
Und für tiefer Rührung weint ich laut.

97.

Monumente ſah' ich aller Orten;
Wo vor Alters etwas war geſcheh'n,
Dieſes war mit kurz gedrängten Worten
Angezeigt, man konnte deutlich ſeh'n
Wo der Heiland ſeine Wunderthaten,
Werke ſeiner Herrlichkeit gethan:
Denn auf allen ſeinen Segenspfaden,
Traf man überall ein Denkmal an.

98.

Kurz, das ganze Land war Schrift des Lebens,
Und die ganze Bibel dargeſtellt.
Für den wahren Forſcher nicht vergebens,
Für des Chriſten Geiſt ein weites Feld.
Hier war jedes Schriftgeheimniß offen,
Der Propheten Wort genau erfüllt,
Auch wie alles pünktlich eingetroffen,
Was der Herr in Dunkel eingehüllt.

99.

Jetzund lag der Rath des Herrn vor Augen,
Wie Er ihn ſo weiſe angelegt;
Jedes Menſchen Auge konnte ſchauen,
Daß Ihn Menſchenlieb' dazu bewegt,
Wagten wir es doch nicht auszuſpähen,
Hier im dunkeln, öden Schattenthal,
Wähnten wir doch nicht als ob wir ſähen
Das Geheimnis ſeiner Gnadenwahl.

100.

Nun ich ſezte meine frohe Reiſe
So von Tag zu Tage freudig fort;
Fande allen halben Seelenſpeiſe,
Und Erquickung faſt an jedem Ort.
Stärker ſchlug das Herz mir jede Stunde,
Die mich näher brachte Bethlehem.
Dieſes erſt zu ſeh'n, befahl die Kunde
Meines Vaters, dann Jeruſalem.

101.

Endlich ſah' ich auch die heil'ge Höle,
Wo mein Heiland in der Krippe lag.
Ganz zerſchmolzen jauchzte meine Seele,
Und durchdachte jenen frohen Tag,
Der der ſünd'gen Welt das Leben brachte,
Meiner Seele ſchwebte alles vor,
Was allhier geſchehen; ich durchwachte
Eine Nacht; mein Geiſt ſchwung ſich empor.

102.

102.

Aber nun am frühen Morgen wankte
Wie ein Trunkner ich nach Norden hin;
Meine Hoffnung — Ihn — zu ſehen ſchwankte,
Weil ich deſſen ganz unwürdig bin.
Doch mein Vater ſprach mit holden Blicken:
Ja! — du ſollſt den Welterlöſer ſehn!
Durch ſein Anſchau'n wirſt du dich erquicken,
Um geſtärkt den Pilgerweg zu gehn.

103.

An des **Gibons** ſteiler Mittagsſeite,
Gieng ich ſchon des Morgens früh herum,
Nun erſchien auf einmal — welche Freude!
Auf **Moriah** dort, das Heiligthum.
Rechter Hand erblickt ich mit Entzücken,
Davidsburg in ihrem vollen Glanz,
Und **Jeruſalem** lag meinen Blicken
Offen da, ſo wie ein Blumenkranz,

104.

Zween Juweelen wonniglich umſchlinget;
Auf dem Oelberg ſtieg die Sonn heran.
Ach! die Wonne die mein Lied beſinget,
War viel gröſſer als ich ſagen kann.
An dem **Gibon** lief ich ſchnell herunter,
Links ſah ich den Hügel **Golgatha**,
Wo vor Zeiten das Erlöſungswunder
Blutete, ich war in kurzem da.

105.

Hier fand ich ein Creuz recht an der Stelle,
Wo ehmals ſein wahrer Standpunkt war;
Wo aus des Erlöſers Wundenquelle,
Strömte Heil auf die erlöſte Schaar.
Gegen über an des **Gibons** Seite,
Sah' ich auch des Herren ofnes Grab;
Und nun ſezte ich mit hoher Freude,
Jubelnd weiter meinen Wanderſtab.

106.

Golgatha, nun nicht mehr Schädelſtätte,
Schwelgte recht im friſchen Blüthenduft;
Alle Pflanzen ſtrömten in die Wette
Lebensbalſam in die heitere Luft.
Doch ich eilte nun mit ſchnellen Schritten,
Auf dem Leidens-Weg der Pforte zu,
Und ich fand beynahe in der Mitten,
Einen ſtillen Ort, beſtimmt zur Ruh.

107.

Hier wars, wo der Heiland ehmals bange,
Zitternd unterm Creuze niederſiel;
Wo man **Simon von Cyrene** zwange,
Ihm das Creuz zu tragen bis zum Ziel.
Jezt erreichte ich nun bald die Pforte,
Perlenthore waren zwar nicht da,
Aber dennoch fehlen mir die Worte,
Das zu ſchildern, was ich damals ſah.

108.

108.

Oben über ſtunden dieſe Worte,
Golden, tief, in Marmor eingeäzt:
Gehe ein durch dieſe Friedens Pforte!
Freu dich! du wirſt über viel geſezt,
Wenn du deine ganz befleckten Kleider,
In dem Blut des Lammes hell gemacht.
Tief gebeugt, und traurig ſtand ich, leider!
So weit hatt' ich es noch nicht gebracht.

109.

Doch mein Vater ſprach: ſey nur zufrieden!
Was du ſieheſt, iſt ein Traumgeſicht,
Einſt iſt dir ein ſchönes Loos beſchieden,
Bleib nur treu dem Herrn und wanke nicht,
Froh gieng ich hinein, auf allen Seiten,
Tiefe Ruhe, ſtille Majeſtät!
Allenthalben Freude! nirgends Leiden!
Jeder meiner Schritte war Gebeth.

110.

Nun auf Sion, Davidsburg zu ſehen
War mein Wunſch, mein Vater brachte mich
Bald dahin, ich bat mit heißem Flehen,
Ihn zu ſehen — mein Sohn du täuſcheſt dich!
Sprach mein Vater: hier iſt Davids Wohnung,
Er iſt Fürſt in Paläſtina's Land:
Denn ſein Herr und Sohn gab zur Belohnung,
Ihm Iſraels Scepter in die Hand.

111.

Und die zwölf Apoſtel ſind Regenten
Dieſes Reiches, unter Davids Hut.
Doch der Herr hat alles in den Händen,
Von Ihm kommt was jeder denkt und thut.
Er regiert von Oſten bis nach Weſten,
Alle Menſchen ſind Ihm unterthan,
Er regiert mit Kraft nach ſeinem Beſten,
Nur zum Menſchenwohl beſtimmten Plan.

112.

Auch den Tempel ſah' ich, doch ich ſchweige,
Weil da Alles mir Geheimniß war;
Bis ich endlich auch die Höh erſteige,
Wo mir wird das Dunkle offenbar.
Hier den Pracht Jeruſalems zu ſchildern,
Würde nur verlohrne Mühe ſeyn.
Unſrer Dichtkunſt fehlt es da an Bildern,
Ihr Erhabenſtes iſt da zu klein.

113.

In dem Haus, wo einſt der Herr vor Zeiten
Stiftete das heilge Abendmahl,
Trat ich mit noch nie empfundnen Freuden,
Eben in denſelben Paſcha-Saal,
Wo die heil'gen zwölf Apoſtel ſtunden,
Plözlich ſtund der König in dem Saal. —
Morgenſterne waren ſeine Wunden,
Und ſein Diadem ein Sonnenſtral.

114.

Wonnetrunken ſunk ich dankend nieder,
Auf mir ruhte ſein verklärter Blick;
Und er ſprach: Mein Lieber! kehre wieder
In das Feld des Kampfs und Siegs zurück!
Komm als Sieger! dort iſt deine Crone!
Ich vergieng für Wonne in dem Saal;
Ich erwachte — Siehe da! — ich wohne
Wieder in dem alten Thränenthal.

Der Morgenſtern.

1.

Wie der Stern dort huldreich lächelt,
Aus dem fernen Stralen-Meer!
Wie der Oſtwind lieblich fächelt
Ueber jene Hügel her.
Warum weilt ihr Erdenkinder,
Von dem Schlafe aufzuſtehn?
Seht er winkt — der Tages Künder,
Eilt dies Schauſpiel anzuſehn!

2.

Dämmrung deckt noch Thal und Hügel,
Nur die Wolkenſäume glühn;
Auf der Morgenröthe Flügel
Sehn wir ſie dem Licht entfliehn.
Tief im Weſten weilt noch immer
Schwarzes Dunkel, öde Nacht,
Und des Mondes matter Schimmer
Weicht dem Licht in ſeiner Pracht.

3.

Heitert in dem Morgenſchimmer,
Brüder, euern matten Blick!
Schauet vorwärts, und nicht immer
In die finſtre Nacht zurück!
Unſern Geiſtes Augen lächelt
Ein erwünſchter Morgenſtern;
Und das matte Herz umfächelt,
Wonnevoll der Geiſt des Herrn.

4.

Seht, wie der Propheten Worte
Mächtig in Erfüllung gehn!
Seht ihr an der Anfangs-Pforte
Dieſen Lichts-Verkünder ſtehn?
Dieſer iſt der Stern der Wonne;
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne,
Und das Dunkel iſt nicht mehr.

5.

Ach, verſchlaft nicht dieſe Scene!
Seyd nicht träge ſie zu ſehn!
Denn es trocknet jede Thräne,
Und in dieſes Geiſtes Wehn
Wird das Auge klar und heiter,
Alles um euch her wird ſchön,
Und ihr könnt dann immer weiter
Durch des Glaubens Fernrohr ſehn.

6.

6.
Fürchtet nicht die Nacht der Schrecken,
Die dort fern im Weſten weilt,
Dunkel ſoll das Erdreich decken,
Bis der Tag es übereilt.
Laßt den Abfall immer wüthen,
Bis ſein Mondenlicht erblaßt,
Bleibt ihr nur im ſtillen Frieden,
Und auf jeden Fall gefaßt.

7.
Wolken ſind der Luft Gedanken
Und Ideen der Natur;
Unbeſtändig ohne Schranken
Irren ſie auf jeder Flur.
Wenn ſie Licht des Himmels trinken,
Baden in den Ozean,
Dann mit mildem Schimmer blinken,
Thun ſie uns mit Seegen an.

8.
Aber wenn mit Finſterniſſen
Sie den Himmel uns verhülln,
Auch mit Bliz und Waſſergüſſen,
Alle Welt mit Angſt erfülln,
Wenn ſie auch mit falſchem Schimmer
Unſre Blicke auf ſich ziehn,
Ja dann ſollen ſie auf immer
Schamroth vor der Sonne fliehn.

9.

Trinkt der Mond das Licht der Sonne,
Dann erhellt er unſre Nacht,
Tröſtet den mit holder Wonne,
Den der Zeitgeiſt traurig macht.
Wenn Vernunft das Licht von oben,
Wie der Mond die Sonne trinkt,
Dann wird ſie empor gehoben,
Und ihr ganzes Thun geling.

10.

Aber wenn im Waſſerſpiegel,
Ihr ihr eignes Licht gefällt,
Sie auf jedem Wolkenhügel
Sich ein ſchimmernd Denkmal ſtellt;
Dann muß ſie nach Weſten ſchleichen,
Wann der hohe Morgen blinkt,
Und in ſeinem Glanz erbleichen,
Bis ſie hin zum Staube ſinkt.

11.

Du erhabne Geiſterſonne,
Urquell alles wahren Lichts,
Ozean der ſeel'gen Wonne,
Fülle unſer leeres Nichts!
Mit den Stralen deiner Klarheit,
Helle unſre Augen auf!
Zeige uns den Weg der Wahrheit,
Und befördre unſern Lauf.

12.

Bring durch deines Geiſtes Wehen,
Leben in das Todtenfeld;
Laß uns veſt und wachſam ſtehen,
Da, wo du uns hingeſtellt!
Bis wir einſt das Ziel gefunden,
Sich der hohe Aufgang zeigt,
Und im Glanze deiner Wunden,
Sich der ganze Erdkreis beugt.

An den Erlöſer.

1.

Anbetung Dir! du Weltregent!
Des Herrſchen keine Schranken kennt,
Dir iſt der Sieg gelungen.
Aus dunkler Ferne nah' ich mich,
Dem Thron des Lichtes auf den du dich
Mit Heldenkraft geſchwungen.
Kronen, Thronen,
Himmels-Heere, Engelchöre,
Majeſtäten,
Sinken hin, dich anzubethen.

2.

Des Vaters Unergründlichkeit,
Sein Daſeyn auſſer Raum und Zeit,
Die Wunder ſeiner Güte,
Was nie ein Geiſt empfunden hat,
Das bildeſt du in Wort und That
Dem fühlenden Gemüthe.

Heilig! Heilig!
Hallt es wieder, in die Lieder,
Dir zum Preiſe
In der Seraphinen Kreiſe.

3.

In tief verborgner Herrlichkeit,
Warſt du vor aller Welten Zeit
Des Vaters höchſte Wonne.
Und als des Schöpfers Wort erſcholl,
Die Geiſterſchaar dem Licht entquoll,
Da wurdſt du ihre Sonne.
Mächtig, prächtig,
Wärmt und glänzet, unbegränzet,
Huld und Wahrheit,
Und erfüllt die Welt mit Klarheit.

4.

Die Menſchheit fiel, entfernte ſich
Vom Quell des Lichts, und flohe Dich,
Der Seligkeiten Fülle.
Da ruft's: iſt kein Erlöſer da!
Der Himmel ſchweigt, ſinkt fern und nah
In tiefe Trauerhülle.
Hohe, frohe
Rund den Kreiſen, dich zu preiſen,
Engelweſen,
Sprachſt Du: Ich will ſie erlöſen!

5.

Der Himmel hört es, ſtaunt und ſchweigt,
Der Seraph ſich am Throne neigt,
Nun tönt die hohe Feyer.
Der Harfen Jubel ſchallet weit,
Lobſinget Ihm in Ewigkeit,
Dem göttlichen Erfreuer!
Hallet! Schallet!
Himmelsſphären, Ihm zu Ehren,
Hallelujah!
Singt dem Herrn, dem Gott Jehovah!

6.

Doch kein erſchaffner Geiſt erräth,
Den Plan, den deine Majeſtät
In tiefes Dunkel hüllte.
Der Engel ſtaunt ins Dunkel hin,
Bis dein erhabner Liebesſinn
Den hohen Rath enthüllte.
Deine reine
Holden Triebe ew'ger Liebe
Zu ergründen,
Kann kein Engel Worte finden.

7.

Nun wirſt du Menſch, gering und klein,
Und wählſt mit Fleiß verhüllt zu ſeyn,
In lauter dunkle Schatten.
Zwar ſtrahlte dein verborgnes Licht,
Zu Zeiten denen ins Geſicht,

Die Luſt zu ſehen hatten.
Kleine, reine
Herzenskinder, arme Sünder,
Hatten Augen,
Die Dich zu erkennen taugen.

8.

Du gehſt den ſchwerſten Leidenspfad,
Und zeigeſt nun mit Wort und That,
Die Macht der ew'gen Liebe.
Denn in der allergrößten Pein
Den Peinigern noch hold zu ſeyn,
Giebt es wohl ſtärkre Triebe?
Ach nein! nur dein
Marterdulten, ohn Verſchulden,
Wer kanns wehren?
Muß der Höllen Macht zerſtören.

9.

Du ſtirbſt, indem dein Auge bricht,
Empfindſt du deine Gottheit nicht;
Du ſtirbſt den Tod der Sünder.
Nun iſt der große Plan vollbracht,
Du haſt durch deinen Tod gemacht
Aus Sündern Gotteskinder.
Fröhlich, ſelig
Wird nun jeder Miſſethäther,
Noch auf Erden,
Wenn er Dir will ähnlich werden.

10.

Der Gottheit Glanz bricht nun hervor,
Du ſprengſt mit Macht des Todes Thor,
Und ſchwingſt dich auf zum Throne.
Und in verklärter Menſchheit Pracht,
Empfängſt du neue Herrſcher Macht,
Und trägſt die Siegeskrone.
Neue, treue
Jubellieder, hallen wieder
Dich zu preiſen,
Hoch in allen Himmelskreißen.

11.

Nun herrſcheſt du, dein Geiſt regiert,
Die Menſchheit wird von Ihm geführt,
Durch Leben, Dulten, Leiden.
Nur dadurch wird der Sieg erkämpft,
Die Macht der Finſternis gedämpft,
Geführt zu Seligkeiten.
Kleinheit, Reinheit,
Lieb und Demuth, Sünder Wehmuth,
Sind dem Chriſten
Nöthig ſich zum Kampf zu rüſten.

12.

Erlöſung iſt dein Herrſcherplan,
Die Sünden werden abgethan,
Und ihre Folgen ſchwinden.
Sie dienen nun als Mittler Dir,
Zu Seegenungen für und für,

Der Menſchen Heil zu gründen.
Schneller, heller
Glänzt die Klarheit dieſer Wahrheit,
Wenn wir handeln,
Fluch in Segen umzuwandeln.

13.
Nur unter deinem Schutz allein
Kann man recht froh und ruhig ſeyn,
Vollkommen ſicher leben.
Wer dieſes ſucht, der muß ſich bald,
Mit allem, ohne Vorbehalt,
Dir gänzlich übergeben.
Meiden, ſtreiten,
Blut und Wunden, bange Stunden,
Viele Leiden,
Sind ihm Bahn zu Seligkeiten.

14.
Noch niemals in der Chriſtenheit,
Nur jezt in dieſer lezten Zeit,
Verkennt man dieſe Wahrheit.
Man zweifelt und beſpöttelt ſie,
Man forſcht, und prüft, und ſieht doch nie
Den Glanz von ihrer Klarheit.
Und Du, ſiehſt zu,
Still und ſchweigend, tief ſich beugend,
Flehn die Frommen:
Herr! wird deine Stund bald kommen?

15.

15.

Sie kommt! Sie kommt im Jubelhall,
Im Schweigen lauſcht ein Donnerſchall,
Und du biſt da im Blitze.
Nun ſieht man dich und zweifelt nicht,
Man kennt dich an dem Wunden-Licht,
An deinem Königsſitze.
Traurig, ſchaurig
Stehn die Spötter, ihre Götter
Sind verſchwunden,
Für ſie wird kein Heil gefunden.

16.

Wir Chriſten müßen wachſam ſeyn,
Uns bethend deiner Zukunft freun,
Die Lampen brennend halten.
Und wenn die Macht der Finſternis,
Uns quält mit Spott und Aergerniß,
So laſſen wir Dich walten.
Deine kleine
Heerde lallet, hoch erſchallet
Hoſianna!
Bald ertönt Dein Maranatha!

* * *

An den Erlöſer.

1.

Mein Heiland! mein Erlöſer!
Blick unſre Sehnſucht an!
Sie wird nun immer größer,
Auf unſrer Pilgerbahn.
Uns hüllt der Dämmrung Schleyer,
In tiefes Trauern ein,
Wann athmen wir doch freyer?
Wann wirſt du bey uns ſeyn?

2.

Wir harren ſchon ſo lange,
Und du erſcheinſt noch nicht;
Im Harren wird uns bange,
Wir ſehnen uns nach Licht.
Des Irrſals dunkle Schatten,
Umgeben uns mit Macht.
Ach ſtärk uns! wir ermatten,
In dieſer öden Nacht.

3.
Zwar deines Geiſtes Wehen,
Winkt uns zum frohen Ziel;
Doch Leider! Ach! wir ſehen
Von dieſem Licht nicht viel.
Die Augen ſind zu blöde,
Die Luft iſt dumpf und ſchwül,
Der Weg iſt ſchmal und öde,
In dieſem Weltgewühl.

4.
Und unſrer Lampe Schimmer
Iſt matt, ſie glühet nur,
Bald leuchtet ſie uns nimmer
Und wir verliern die Spur.
Erbarmer, dies verhüte!
Stärk unſern Lampenſchein!
Und laß doch deine Güte
Bey uns recht thätig ſeyn.

5.
Mit neuem Muth beſeelet,
Gehn wir, und fürchten nichts.
Du haſt uns ja erwählet,
Zu Bürgern deines Lichts.
Du wirſt uns nicht verlaſſen,
Begleit' uns ungeſehn
Auf unſrer Pilgerſtraſſen,
Wohl uns! es wird geſchehn!

6.

Nur Dulten, Lieben, Leiden,
Sey unſre ernſte Pflicht.
Mit Wachen, Bethen, Streiten,
Verirren wir uns nicht.
Und bleibſt du noch ſo lange,
Wolan! wir harren dein,
Wird uns zuweilen bange,
So wirſt du uns erfreun.

7.

Und eh wirs uns verſehen,
Wohl uns! ſo biſt du da!
Auch jezt ſchon, ungeſehen,
Biſt du uns innig nah.
Ach! könnten wirs empfinden,
Wie glücklich wären wir;
Ach! richte doch uns Blinden,
Die Augen recht zu dir!

8.

Und öfne ſie zum ſehen,
In deinem reinen Licht!
Erhör doch unſer Flehen,
Du weiſt was uns gebricht!
Dann wandern wir aufs Neue,
Und faſſen hohen Muth;
Mit felſenveſter Treue,
So gehts am Ende gut.

Die Inſel Elpion.

Nah an **Elpions** öſtlichem Ufer im Schatten der Buchen,
Saß mit trübem Aug' der trauernde **Selmar** und weinte.
Röthlich glänzten die Spitzen der Hügel im Scheiden der Sonne,
Turteltauben Gegirre, das Plätſchern der Wellen am Ufer,
Dann des **Oſtwinds** Geriſpel im Gipfel der zitternden Eſpe,
Brachten Leben ins dunkle Thal, das **Selmar** durchkämpft, und
Durchgeweint hatte, nun ſaß er am ſchattigten Hügel und ſchaute
Starr nach **Oſten**, ihm klopfte das Herz, er wähnte von Ferne
Segel und Maſtbäume ſteigen zu ſehn am Horizont aufwärts.
Lange ſtarrt' er dorthin, mit vorwärts ſtrebendem Haupte;

Lauter pochte die Bruſt, doch nun erloſchen die Schimmer
In der Tiefe des Meers, das mattere Glänzen des Mondes
War zu ſchwach, die geliebten Bilder dem Auge der Sehnſucht
Selmars nahe zu bringen, doch liſpelte tröſtende Hofnung
Tief ins ſchmachtende Herz: **Er kommt! Er kommt! der Geliebte!**
Selmar lief mit beflügeltem Fuß zurück zu dem Kreiſe
Seiner Geliebten, der himmliſche Ton, **Er kommt!** übereilte
Dieſe harrenden Horcher, noch eh ſie den Herold erblickten.
Staunen, und Jubel, und Zweifel durchſchwirrten wie irrende Vögel,
Wenn ſie dem Käfig entſchlüpfen, den Saal, ſie ſtoßen ans Fenſter,
Wähnen da Ausgang zu finden, und Ach! es iſt täuſchende Hofnung.
Selmar! begann nun **Alfried** mit Sorge und thränendem Lächeln:
Selmar! Du weiſt wie oft uns ſteigende Wölkchen im Oſten
Täuſchten, wie oft uns Nebel, Segel und Maſtbäume waren,
Selmar! täuſch' uns nicht wieder, wir werden Ihn ſehn, den Geliebten,

Aber nicht hier; wir kämpfen den Kampf des muthigen Glaubens;
Dann umarmen wir uns am Thron, der Huldreiche lächelt
Seligkeit auf uns nieder; nur dies iſt die einzige Hofnung
Die uns nicht täuſcht, die übrigen alle ſind leidige Tröſter.
Alfried! gabs **Selmar** zurück: ſey freudig! wer zweifelt, empfäht nicht.
Sah ich ſie nicht die ſchimmernden Segel, die thürmenden Maſten,
Wie ſie im Oſten dem Meer entſtiegen, die Wolken durchbohrten?
Dünſte waren das nicht, nicht Nebel, nicht luſtige Bilder.
Und Er weiß ja auch, daß Gräuel an Gräuel geküttet,
Hoch wie **Helvetiens** Alpen, ſich gegen den Himmel empören.
Jezt iſt der lezte Zeitpunkt; Jezt muß Er kommen und ſiegen.
Woldemar ſtand, die Hand an der Wange, mit ſinkendem Blicke.
Sanft mit gemäſigter Stimme, erhub er den Ton: Ihr Geſchwiſter!
Sprach er mit freundlichem Ernſt; Er kommt nur am Lezten der Tage;
Jezund kommt Er noch nicht, ſein Reich iſt nicht irrdiſch, wir kämpfen

Bis aufs Blut, wir bleiben getreu, und ſterben mit Freuden,
Wenn es der Wüthrich gebeut, der entfeſſelte Geiſt überwindet
Alle Mächte der Höllen; er mag meine Aſche zerſtäuben;
Auf das Meer ſie ſäen, der Wallfiſch mag ſie verſchlingen,
Fern zum Nordpol ſie tragen, der Tiefe des Meers übergeben,
Nie geht der Keim zum verklärten Cörper verlohren, ich werde
Sicher ihn finden, und dann ſchweb ich dem Herren entgegen.
Dies iſt meine gegründete Hofnung, die Andre iſt iſt ſchwankend.
Alle ſenkten den Blick, mit trauriger Mine, und Thränen
Perlten in jedem Aug' und ängſtlich ſchweigende Stille
Ließ den Laut des bohrenden Würmchens von ferne vernehmen.
Endlich erhub dort hinten auf niedrigem Stülchen der alte,
Grau im göttlichen Leben gewordene **Erwin** mit Würde,
Ernſt die männliche Stimme, er ſeufzte, **Woldemar**! ſprach er,
Trübe doch jezt nicht den thränenden Blick mit irrendem Zweifel!

Kann uns der Geiſt des Herrn mit leeren Erwartungen täuſchen?
Hat nicht der Jünger der Liebe der heiligen Urkunden Letzte,
Uns als Wort des Herrn empfohlen? und ſagt ſie nicht deutlich,
Er wird kommen ſein Reich zu gründen auf Elpions Inſel?
Mit dem Hauch ſeines Mundes vertilgen den Menſchen der Sünde?
Kannſt du dem müden Wandrer erquickendes Labſal verſagen?
Oder dem Kranken am Thor des Todes die Herzſtärkung rauben?
Sieh wir harren nun hier und warten mit lechzender Sehnſucht,
Bis Er kommt; verzeucht Er noch länger, ſo dulten wir ruhig,
Trübſal und Bande, wir bluten für Ihn, und ſterben mit Freuden,
Denn Er ſtarb auch für uns, wir kommen nach frohem Erwachen,
Dann mit Ihm zurück, und feiern den Sieg der Erlöſten.
Gottfried lächelte ſanft, er blickte umher, und ſein Auge
Strahlte für Wonne, und tief aus dem Herzen entquollen die Worte:

Heil dir Elpions Kämpfer! du Vater ſo vieler Erweckten!
Deine Rede iſt külender Regen auf brennendem Sande.
Ja Er kommt gewiß — Immanuel kommt unvermuthet:
Tief empfindet mein Herz die hohe Ahnung, Er komme!
Ja Er komme bald! ſein Wort iſt heilige Wahrheit.
Mehrere Freunde verſammelten ſich in der Halle der Frommen,
Theils Bekannte, auch Unbekannte, erſchienen im Kreiſe
Harrender Chriſten, der Gruß des Friedens ertönte im Saale.
Kuß und Händedurck wechſelten um — doch dumpfes Getöſe
Weckte horchende Stille, ein wilder Krieger erfüllte
Brüllend mit rauher Stimme die friedliche Halle, er ſagte:
Ihr ſeid Gefangne des Königs der Menſchen! und ſchickt euch zum Tode!
Morgen ertönt ſein Feſt auf der Burg, verherrlichen ſollt ihr
Alle die Feyer, das Blut der Rebellen ſoll kochen im Feuer!
Keiner verſuch' zu entfliehen, an allen Thüren iſt Wache.

Stampfend kehrt' er um mit raſſelndem Schwerd und Musquete;
Schloß die Thür, ſein Schritt verhallt', in dem ſchweigenden Saale.
Alle ſaßen und ſtanden in tiefer Stille und Thränen
Rollten die Wangen herab, nur **Erwins** gländes Auge
Starrte freudig empor. Ihr Brüder! rief er, erhebet
Nun das Herz zu Ihm hinauf, die Zeit iſt gekommen,
Wo des Glaubens höchſte Probe Bewährung erfordert.
Kniet im Staube! es iſt das lezte Gebeth in dem Staube.
Herrſcher des Himmels, und König der Welten! nun iſt ſie gekommen;
Da iſt ſie, die Bängſte der Stunden, und wir ſind erwählet
Dieſen Kampf zu beſtehen, den lezten und ſchwerſten der Kämpfe.
Du haſt verſprochen bey uns zu ſeyn bis ans Ende der Tage,
Haſt verſprochen Muth zu geben, und Kräfte dem Schwachen,
Taufe nun jezt mit Feuer und Geiſt die ermattete Seele;
Wir ſind müde für Jammer, und müde des ewigen Kämpfens;
Thue noch einmal Wunder, gieb Muth dem wankenden Pilger!

Daß dich keiner von uns verläugne, nur ſtandhaft bekenne.
Was du vor achtzehnhundert Jahren verſprochen, das hältſt du,
Du der Gott der Wahrheit! der Erſte und Lezte, dein Wort iſt
Amen! wir ſterben darauf; die der Hülle entfliehende Seele
Soll der ſterbenden Zunge noch deinen Namen entlocken.
Wann unſer Blut im Feuer verdampft, dann ſtammeln die Lippen:
Herr wir ſterben für dich! der Wind verweht dann die Aſche,
Aber auch dieſe noch, bildet im Hinflug das Zeichen des Creuzes.
Allenthalben erſcholl nun im Saal ein thränendes Amen!
Selmar erſtand zuerſt, und ſprach: Ihr theueren Brüder!
Laſt uns das Abendmal feiern, das Lezte im irrdiſchen Leben!
Freudiger Beyfall in jedem Geſicht ermunterte Jeden.
Erwin der Hausvater eilte ins Kämmerlein, ſuchte und fand auch
Brod und Wein, und ſtellte es hin auf den Tiſch in der Mitten.
Einer der Fremden, der in die Geſellſchaft am Lezten gekommen,

Trat ehrwürdig herzu, und ſprach: Ihr Brüder erlaubt mir:
Daß dies lezte Mahl der Lieb' ich austheilen dürfe!
Alle ſchauten den Fremden an, und erlaubten es gerne.
Ernſthaft blickte der Fremde nach ſeinen Begleitern und ſagte:
Singt Jehovah ein Lied! Sie ſungen mit lieblicher Stimme.
*) Singt Jehovah neue Lieder!
Weil er Wunder that.
Sieg errung Ihm ſeine Rechte,
Und ſein heilger Arm.
Jehovah zeigte ſeine Hülfe,
Und that vor Heiden ſeine Güte kund.
Er dacht an ſeine Huld und Treue
Zum Heil des Hauſes Iſraels.
Es ſahen aller Erde Enden
Wie unſer Gott uns half,
Jehovah, jauchzet alle Welt,
Frohlocket, ſinget, rührt die Saiten.
Jehovah ſpielt auf Harfen,
Auf Harfen und mit Pſalterklang,
Stoſt in Trompeten und Poſaunen;
Frohlockt im Angeſicht des Königs Jehovah,
Das Meer und ſeine Fülle brauſe
Die Erde, und die ſie bewohnen.
Die Flüſſe klatſchen in die Hände;

Die

---

*) Der 96 Pſalm nach Dereſers Ueberſezung.

Die Berge jauchzen alleſammt
Vorm Angeſicht Jehovah, denn er kommt,
Der Erde Recht zu ſprechen.
Er wird den Weltkreis nach Gerechtigkeit,
Nach Billigkeit die Völker richten.

Naht Euch, theuere Brüder! ſo ſprach der Fremde nun ferner:
Kniend empfaht das Mahl der Liebe! ſie kamen und knieten.
Und Er nahm das Brod und brach es — mit ſtarrenden Blicken
Staunten Alle Ihn an; mit Majeſtät ſtralten die Wunden;
Glanz durchbrach die geborgte Hülle, da ſtand Er — Er ſelbſten.
Könnte man ſterben für Freude, im Anblick des Fürſten des Lebens,
Warlich! ſie wären Alle geſtorben, für jubelnder Freude.
Einer von ſeinen Begleitern, trat vor, wie der Vollmond im Aufgehn,
Erwins früher entſchlafene Gattin, zur Seiten ein Engel
Im Laſurnen Gewand, Ihr erſtes Töchterchen war es.
Und die Freundin, die treue Gefährtin des irrdiſchen Lebens,
Schwebten nun auch herzu mit Erwins verſtorbenen Lieben.

Erwins Kinder befanden ſich ebenfalls in der Geſellſchaft;
Aelternde Söhne, und Töchter, und Enkel, vom Schauer des Todes
Ganz durchdrungen; ſie ſahen den Herrn, und ſahen die Mutter
Wie aus dem Rachen des Löwen gerettet, ſo ſtrömte nun Friede.
Fluthend durch ihre Seelen, doch Ehrfurcht gebote zu ſchweigen.
Nehmet hin und eſſet, es iſt mein Leib! ſo ſprach **Er!**
Gab dann jedem ein Stücklein Brods, und nahm nun den Wein auch,
Sprach: es iſt mein Blut, nun trinket All, aus dem Becher!
Alle aſſen und trunken, und ſo, wie ſie aſſen und trunken,
Wurden Alle verklärt, ſie ſchwebten wie goldene Wölkchen,
Wenn ſie am heiteren Morgen die Frühlings-Sonne beſtralet.
Jezt umarmte nun **Erwin** die Wiedergefundenen Alle.
Auch die Söhne, Töchter und Enkel umringten die Mutter;
Küßten die engliſche Schweſter, die Freundin mit jubelnder Wonne.
Aber **Woldemar** ſtand noch im dämmernden Dunkel, er wähnte

Daß dies Alles ein Traum ſey, ihn blickte mit Liebe der Herr an.
Woldemar! ſprach Er: **Du glaubſt auch dann nicht, wann du mich ſieheſt**? —
Ach! erwiederte **Woldemar**: wüſt' ich nur, daß es kein Traum wär!
Nun ſo erwache denn, verſezte der Herr, **zum ewigen Leben**!
So wie der Wind das dunkle Gewölk' von der Mondſcheibe wegweht
Und ſie dann ruhig und heiter die ſtillen Thäler durchglänzet,
So auch **Woldemar**. Alles ſank hin zu **Immanuels** Füßen,
Unausſprechlich war die Empfindung, nur ſtummes Entzücken
Strahlte aus jedem Aug, der Seeligkeit Fülle durchdrung ſie.
Jezt erhub ſich der Herr, und ſprach: wir gehen Ihr Lieben!
Hin ans öſtliche Ufer, dort harret die ſeelige Heerſchaar,
Auf den wichtigſten Morgen der je aus dem Oſten emporſtieg.
Abbadons Tag iſt gekommen, ſein Maaß flieſt über von Gräueln.
Plözlich erbebte das Haus, und Schlöſſer und Riegel entwichen;

Jede Thür war offen, die Wächter entflohen für Schrecken.
Und die Geſellſchaft ſchwebte im Glanz an der Seite des Herren,
Hin zum öſtlichen Ufer, ein lichtes Gewölke bedeckte
Weit und breit die Fläche des Meers, und Tauſende ſtanden
Auf dem lichten Gefield', die Geſellſchaft ſchwebte hinüber.
Man empfieng ſie mit Jubel und unausſprechlicher Freude.
Selmar ſchämte ſich jezt ſeiner Einfalt, und geſtrigen Schiffe,
Aber indeſſen durchirrte die Stadt ein tödlicher Schrecken,
Viele hatten das Wunder geſehn, und die Wächter erzählten
Treulich die wahre Geſchichte dem Hauptmann der Leibwacht des Königs,
Dieſer dem König; mit ſteigender Wuth befahl Er ihm, ſchleunig
Einige Reuter den Flüchtigen nachzuſchicken, nun traten
Mit geſträubtem Haar, und rollenden Blicken, die Wächter
Von der Warte des öſtlichen Ufers herein, und erzählten,
Daß das ganze Meer mit himmliſchen Schaaren bedeckt ſey.

Wütend befahl der König die Wächter in Stücke zu hauen,
Alle Canonen der Stadt geſchwind in Bewegung zu ſezen.
Himmliſche Heere! — des lach' ich! — ſo ſchnaubte der Wütrich, und bebte.
Hundert Canonen reißten des Morgens nach Oſten, ein Herrzug
Aus viel tauſend Kriegern begleitete ſie, und der König
Ritt mit ſeinem getreuen Gehülfen vorn an der Spize.
Dort auf der Höh' befahl er mit Wuth ſich in Ordnung zu ſtellen,
Vornher ſtunden die hundert Canonen, dahinter die Schaaren,
Dann zur Seiten der König mit ſeinem getreuen Miniſter.
Wie ein Lichtmeer ſtrömte von Oſten die himmliſche Heerſchaar,
Vorn der vielgekrönte König auf ſchimmerndem Roſſe.
Abbadon zagte, und doch befahl er Feuer zu geben;
Aber der Donner des Herrn, fahrt hin ihr Verfluchten, und kämpfet
Gegen euch ſelbſt im feurigen See, eurer eigenen Heymath!
Fuhr mit flammendem Bliz dorthin, ſie flohn in die Ferne,

Jezt

Und ein Glutſtrom ſchwemmte ſie weg zum ewigen Abgrund.
Jezt erſcholl das Hallelujah der himmliſchen Heerſchaar;
Auch die Bürger der Stadt und des Landes, befreyt vom Tyrannen,
Strömten jauchzend herzu, und jubelten Lieder des Sieges.

Das himmliſche Heer.

Mutter Erde ſey willkommen!
Sey geſeegnet Vaterland!
Dankt dem König all' Ihr Frommen,
Die Ihr Ihn ſo treu bekannt!
Dieſer Morgen,
Tilgt die Sorgen,
Und nun ſtrömt der ew'ge Frieden
Auf das Brüdervolk hienieden.

Die Erdenbürger.

Preis ſey dir du Weltverſöhner,
Endlich, Endlich biſt du da!
Glänzte je ein Morgen ſchöner,
Den ein Erdenwaller ſah?
Heil und Segen,
Strahlt entgegen
Unſern rothgeweinten Blicken,
Und erfüllt uns mit Entzücken.

Das himmliſche Heer.

Preiſt den Herrn bethränte Hügel!
Freut euch eurer ſtolzen Ruh!
Auf der Morgenröthe Flügel,
Schwebt euch ew'ger Frühling zu,
Und die Lieder,
Unſrer Brüder.
Sollen hoch auf Euch erſchallen,
In den Thälern fern verhallen.

Die Erdenbürger.

Ach wie deine Wunden glänzen,
Wie die Seitenwunde glüht!
Wie die Liebe ohne Gränzen,
Auf dem Dornenkranze blüht.
Hallelujah!
Nun biſt Du da!
Du der ganzen Schöpfung Sonne,
Aller Geiſter höchſte Wonne!

Das himmliſche Heer.

Friede! Friede! ew'ger Friede
Füllt die Erde weit und breit,
Stimmt mit ein zum Jubelliede,
Du Natur im Feierkleid!
In den Wäldern,
Auf den Feldern,
Alles was ſich regt zum Leben,
Soll des Herren Lob erheben.

Die Erdenbürger.

Wir ſind dein, wir Adamskinder,
Dies iſt unſre Seeligkeit.
Wir ſind dein, du Ueberwinder!
Dein in alle Ewigkeit.
Jauchzt Ihr Frommen,
Er iſt kommen,
Er den unſre Seele liebet,
Die ſich Ihm nun ganz ergiebet.

Alle zuſammen.

Triumph! Triumph! Er der Geſalbte ſieget;
All, Ihr Geſalbten freuet Euch!
Triumph! Triumph! die alte Schlang erlieget
Zerſtört iſt ihr nun finſtres Reich.

Wohl uns! Wohl uns! die wir den Herren kennen,
An ſeinem Blick und Wundenlicht.
Wohl uns! Wir dürfen uns nun ſeine Brüder nennen,
Er! — Unſer Freund beſchämt uns nicht.

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus den Papieren

einer

Tochter Jung-Stilling's.

Barmen, 1860.
W. Langewieſche's Verlagshandlung.

Gedruckt bei Fr. Staats in Barmen.

41501/90

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Motto:

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Meiner theuern Schweſter Amalie,

den Freunden meines ſeligen Vaters

und

den ehemaligen und jetzigen Schülerinnen
des Großherzoglichen Inſtituts in Mannheim

freundlich gewidmet.

([illegible])

Inhalt.

Seite
Vorwort . . . . VII.

I. Zwölf Bilder aus der Vergangenheit.

1. Bild: Das Vaterhaus . . . . 3.
2. Bild: Die Hausfreunde . . . . 12.
3. Bild: Der Beſuch . . . . 16.
4. Bild: Der Geburtstag . . . . 21.
5. Bild: Das Inſtitut . . . . 26.
6. Bild: Die Inſtitutsfeſte . . . . 32.
a. Die erſten Weihnachten: Die Ringe . . 35.
b. Zweites Weihnachtsfeſt: Die Kreuze . . 38.
7. Bild: Der Weihnachtsabend im Jung'ſchen Hauſe 47.
8. Bild: Die ſilberne Hochzeit . . . . . . 54.
9. Bild: Stillings und Eliſens letzte Stunden . 62.
10. Bild: Die Verklärung . . . . 73.
11. Bild: Der Tannenbaum und die Feſtroſe . 78.
12. Bild: Die Engelein oder das Chriſtfeſt 1850 81.
Abſchied an die Schweſter . . . . 86.

II. Geſammeltes.

1. Goldkörnlein, geſammelt aus Jung-Stillings Schriften . . . . 89.
2. Auszüge aus einigen Briefen Stillings an die Seinigen . . . . 99.
3. Abſchied an Stilling. Von Max v. Schenkendorf . . . . 106.
4. Zur Stilling'ſchen ſilbernen Hochzeitsfeier. Von demſelben . . . . 109.
5. An Jung-Stillings Sterbetage. Nach Stillings Tode anonym zugeſandt . . . . 112.
6. An eine jüngere Schweſter zum Geburtstage. Von Stillings Tochter Caroline . . 114.
7. Der Abend auf der Ginsburg, dem Geißenberger Schloſſe über Stillings Geburtsort. Von J. H. Daub . . . . 117.
8. An Max von Schenkendorf. Von Fr. de la Motte Fouqué . . . . 119.

Seite
9. Nachricht von einem Briefwechsel Stilling's mit einem Töchterchen Araugel's. . . . 122.
10. Eins der vielen Zeugnisse von der beseligenden Kraft in Jung-Stilling und seinen Schriften. Von Dr. philos. Felician Zaremba 124.
11. Ueber „Stilling's Jugend". Von Ferdinand Freiligrath. . . . . 126.
12. Ueber Jung-Stilling als Student in Straßburg. Von Göthe . . . . 127.

III. Gedichte der Herausgeberin.

1. Frühlingsmusik . . . . 131.
2. Die Tochter Jephta's. Nach einem Gemälde von Dederlein . . . . 140.
3. Vater, darf ich die Leine lassen? (Erinnerung an ein Missionsfest.) . . . . 141.
4. Die Mitternacht . . . . 142.
5. Heute so ihr meine Stimme hört . . . . 145.
6. Sehnsucht nach dem himmlischen Frieden . 147.

IV. Aufsätze.

1. Die Früchte des Geistes. Den lieben Confirmanden des Instituts gewidmet. (1. Selbsterkenntniß. — Erkenntniß der Gerechtigkeit. — Die Liebe. — Freude. — Frieden. — Die Geduld. — Freundlichkeit. — Gütigkeit. — Glaube. — Demuth. — Sanftmuth. — Keuschheit.) . . . . 151.
2. Verhaltungsregeln für eine junge Gouvernante 188.

V. Erzählungen.

1. Grüß Gott! Ein Lebensbild. . . . . . . 195.
2. Auf Wiedersehn! Seitenstück zu „Grüß Gott!" 216.

Vorwort.

Die hier mitgetheilten Erinnerungen an eine ſchöne Vergangenheit wurden nicht geſchrieben, um dem Drucke übergeben zu werden; — ſie ſollten bei feſtlichen Gelegenheiten eine geliebte Schweſter erfreuen. Da dieſelben nun in dem trauten Kreiſe, der ſie umgab, Anklang gefunden, — da manche Stillings-Freunde wohl gerne noch einen Rückblick in jene ihnen theuer gewordenen Räume und Zeiten thun, — ſo gedachte ich ſie am Abend meines Lebens, als freundliche Abſchiedsgrüße, denſelben zu übergeben. —

Ein chriſtlicher Freund und Verehrer von Stillings Schriften hat der zweiten

Abtheilung des Werkchens noch einige geiſtvolle Auszüge (Seite 124—130) beigefügt, welches ich dankend anerkenne.

Die Verfaſſerin.

* * *

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 23 u. 24 (mehrmals) lies Wieg statt „Wing".
„ 36 Zeile 7 lies ablöste statt „entblößte".
„ 40 „ 6 „ Jede „ „Jeder".
„ 47 „ 3 von unten lies [illegible] statt „[illegible]".
„ 81 in der Ueberschrift l. [illegible]
„ 84 Zeile 7 von unten lies ziehen statt „zu ziehen".
„ 135 „ 8 „ oben „ Himmelsgrunde statt „Himmelsstrande".
„ 146 „ 3 „ „ „ bandeln statt „wandeln".
„ 212 „ 4 „ „ „ Feſt- statt „[illegible]"

Zwölf Bilder

aus der Vergangenheit.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Bild.

Das Vaterhaus.

Wenn ſich die Erinnerung in den umnebelten Zeiten erſter Kinderjahre ergeht, zeigt ſich uns über dem lieben heimiſchen Hauſe ein Stern, der ſeit Bethlehems Zeiten über jedem chriſtlichen Hauſe ſtehen ſollte, — der Stern der Liebe. — Er beleuchtet die umſchatteten Bilder dunkler Vergangenheit und bringt einen Glanz hervor, der das Morgenroth unſerer Erinnerung umſtrahlt.

Das Bild unſeres geliebten Vaters tritt vor unſere Seele, wie er einher ging in Wahrheit, Herzensfrömmigkeit, edler Einfalt und der reinſten, wohlwollendſten Menſchenliebe. Abrahams Glaube und Johannes Liebe waren in ihm vereinigt und gaben ſich in all ſeinen Handlungen kund. So ward er den Seinigen ein lebendes Beiſpiel deſſen.

was der Chriſt ſein ſoll, als Gatte, Vater und Hausherr.

Dem Freundeskreiſe war er der theilnehmendſte, hingebendſte Freund, im geſelligen Leben offen, heiter, witzig, vor Allem aber wahr. Er ſchätzte jedes Talent; jede reine Freude wußte er zu theilen, und war nur ſtreng gegen das vorſätzlich Böſe, gegen Religionshaß und Religionsſpötterei. Er charakteriſirt ſich am Beſten ſelbſt in einem Briefe an einen ſeiner Freunde, indem er zugleich unumwunden ſein Glaubensbekenntniß ausſpricht.

> „Meine theoretiſche Religion hat ſich auch endlich rectifizirt und ſimplifizirt: Jeſus Chriſtus iſt der Gott der Menſchen, ihr Erlöſer, anbetungswürdig, das höchſte Ziel meiner Nachahmung, wozu mich der feſte Glaube an Ihn und die Liebe zu Ihm fähig macht. Wer nicht ſo denkt, doch aber gut iſt, den liebe ich; wer ſo denkt, nicht aber ſo thut, den meide ich; wer aber weder glaubt noch liebt, den dulde ich.“

Stilling hatte Sinn für alles Schöne, darum ward ihm auch ein reiches Leben; — trotz der vielen Leiden nannte er ſich ſelbſt einen „glücklichen Mann.“ Die Quelle der höchſten Glückſeligkeit war für ihn die Religion; ſein Herz ward durch ein andächtiges Gebet wahrhaft beſeligt; nichts konnte ihn ſo erfreuen als Nachrichten über die Ausbreitung des Chriſtenthums, oder die Entdeckung einer edlen Seele; dergleichen wurde für ihn zu lauter Dankopfern, die er ſeinem Gott in dem Heiligthum ſeines Herzens darbrachte.

Die Natur war für ihn der ſchöpferiſche Hauch ſeines himmliſchen Vaters, — auf jedem Blüthenblättchen erglänzte ihm des Schöpfers hehrer Name. — Der Geiſt Gottes ſchwebte ihm über dem Gewäſſer, und die Geſänge der Vögel waren ihm Choräle, die die ganze Schöpfung ihrem Meiſter darbrachte.

Für Muſik war Stilling wahrhaft begeiſtert, aber auch hierin, wie in Allem, einfach, wahr und tolerant. Wenn nur keine Mißtöne ſtattfanden, ſo mochten die Leiſtungen noch ſo einfach ſein, ſein Gefühl gab ihnen eine poetiſche Weihe und ihm zum Lohne einen reichen Genuß. — Wenn einer ſeiner Freunde oft mit kritiſcher Miene auf das Unvollkommene lauſchte, ſo perlten Thränen in ſeinen Augen, weil die Harmonie der Töne mit dem reichen Saitenſpiel ſeines Herzens in Einklang ſtand; — es ſuchten ſeine Blicke eine gleichgeſtimmte Seele, die ihm dann gewöhnlich aus den Augen ſeiner Tochter Caroline entgegen leuchtete,— und die Worte „nicht wahr, wie ſchön, mein Väterchen?“ tönten zu ihm herüber. —

Ganz beſonders liebte er den Kirchengeſang; jeden Morgen ſpielte er einen Choral und ſchlug das paſſende Lied dazu auf. Dieſe Gewohnheit ſetzte er bis zu ſeiner letzten Krankheit fort. — Stillings ganzes Leben war für die Seinigen eine Erbauung. Was er im Bereiche der Literatur oder in Briefen Belehrendes vorfand, theilte er denſelben mit, und ſein lebhafter Vortrag ſowohl, als die geiſtvollen Erörterungen, gaben dieſen Mittheilungen ein doppeltes Intereſſe. Auch las er den Seinigen öfters aus der Bibel vor, und es ſtand den Dienſtboten frei, dieſen Vorleſungen beizuwohnen.

Was die ſonſtigen Genüſſe des Lebens angeht, ſo handelte er vollkommen wie er ſich in „Theobald oder die Schwärmer“ ausdrückt:

„Die wahren Chriſten — ſie erſcheinen überall, wo ihre Erſcheinung weder Aergerniß noch Sünde gebiert; ſie vermeiden mit eben der

Sorgfalt den äußern Schein der Heiligkeit, mit der ſie den Schein und das Sein der Eitelkeit vermeiden, — ſie thun Gutes Jedermann und ſuchen dies weder zu entdecken noch zu verſtecken, ſie ſind die beſten Unterthanen, die beſten Ehegatten, die beſten Eltern und die beſten Nachbarn. Leſer! wo Du einen ſolchen Menſchen findeſt, da freue Dich, denn Du haſt einen wahren Chriſten gefunden!“

Stillings Gattin Eliſe war die perſonifizirte Selbſtverleugnung, und dieſe die Frucht einer durch wahre Herzensfrömmigkeit geläuterten Liebe. Durch ihren klaren Verſtand vollkommen befähigt die Geiſtesgaben Stillings aufzufaſſen, war der Wandel beider Ehegatten im Himmel, während ſie auf Erden köſtlichen Samen ausſtreuten, beſonders durch ihr chriſtliches Beiſpiel. Eliſe theilte nicht nur die mannigfachen Beſchwerden ihres Gatten, der Heiland hatte ihr ſelbſt auch ſchwere körperliche Leiden auferlegt. Allein das Kreuz wurde durch die Milde und Geduld, mit der ſie es trug, verklärt, ſo daß ihr Erſcheinen auch in dem Theilnahmloſeſten ſtille Ehrfurcht erweckte.— Nervöſe Uebel, welche ein beſtändiges Zucken des Kopfes zur Folge hatten, verzogen ihren ſonſt ſo grade gewachſenen Körper; demohngeachtet ſtrahlte ihr ſeelenvolles Auge nur Heiterkeit, Liebe und Geduld. — Wenn Andere litten, ſo fühlte ſie ſich ſtark und kräftig zur Hülfe; waren Andere betrübt, ſo war ihre Heiterkeit unerſchöpflich; fehlte es Andern an Kraft und Ausdauer in der Krankenpflege, ſo war ſie geſund und ihr fehlte nichts, ſo daß der Unbefangene über ihre Leiſtungen erſtaunen mußte. Sie war Meiſterin in häuslichen Geſchäften, und was die eigenen Kräfte nicht erreichten, das ergänzten ihre Anordnungen, ſo daß der Fremdling ſich auch in dieſen Beziehungen angenehm befriedigt und angeregt fand. — Sie war eine treue Mutter; die geringſten Dienſte, die ſie leiſtete, waren durch eine ſtille Würde geadelt. Ueberhaupt war dieſen Räumen alle Gemeinheit und Kleinlichkeit ferne, und ſelbſt Perſonen, die einer untergeordneten Sphäre angehörten, legten das Gewand der Rohheit und der Gemeinheit ab, ehe ſie die Schwelle überſchritten.

Eliſens Verhältniß zu ihrem Gatten war ein ſehr inniges, wie auch die in der zweiten Abtheilung gegenwärtigen Buchs mitgetheilten Auszüge aus ſeinen Briefen an ſie beurkunden werden.

Eben ſo zärtlich war Stilling als Vater; er hatte die Gabe, ein jedes Kind nach ſeiner Individualität aufzufaſſen und ihm nach ſeines Herzens Bedürfniß das zu ſein, was er ihm als Vater ſein konnte. Dem ernſten, viel geprüften Jakob war er ein treuer Freund und Rathgeber, ja ein wirkſamer Helfer in der Noth. Was er ſeinem Schwiegerſohne Schwarz und deſſen Gattin war, das ſprach dieſer in ſeinem Nachrufe an Stilling auf das Gefühlvollſte aus. Die geiſtvolle Caroline war die Freundin ſeiner Muſe, die durch ihre genialen Bemerkungen manches Blümlein in den Kranz ſeiner poetiſchen Leiſtungen mit einflocht. Bei ſeinem Sohne Friedrich paarte er Ernſt mit väterlicher Liebe, und ſein Gebet geleitete ihn auf dem Pfade eines Jugendlebens, das durch ſeinen lebhaften Geiſt und ein leicht zu lenkendes Gemüth gefahrvoll hätte werden können, zu dem ſichern Port ehrenhafter Amtstreue, die ihn in ſpäteren Jahren als Stillings würdigen Sohn auszeichnete. — Die ſich früh entwickelnden pädagogiſchen Gaben ſeiner Tochter Amalie gewährten ihm unendlich viel Freude. Er ſah im Voraus den Segen, den der durch ſie ausgeſtreute Samen verbreiten würde, und dieſe

Ausſicht war ſeinem menſchenliebenden Herzen eine wahre Wonne. Ihre Heiterkeit verſcheuchte manche Falte von der theuren Stirn, beſonders wenn ſich ihr Humor in der Sphäre der Sprachkenntniß verlor, und ein etwas barbariſches zum Theil aus Franzöſiſch und Deutſch zuſammengeſetztes Latein ſeine Heiterkeit hervorrief. — Die kränkliche Chriſtine trug er mit milder väterlicher Geduld und ſuchte ihre große Lebhaftigkeit durch religiöſe Ermahnungen zum Ernſte hinzuleiten. Unvergeßlich wird ihr die Stunde vor dem Tage ihrer Confirmation ſein, als er knieend mit ihr betete und ſie, ſein jüngſtes Kind, der Gnade ſeines himmliſchen Vaters empfahl.

Das muſikaliſche Talent, welches Chriſtine beſaß, gewährte ihm große Freude, und es gehört zu ihren theuerſten Erinnerungen, wenn nach ſolchen unbedeutenden Leiſtungen die Freude aus ſeinen Augen ſtrahlte und er ſie ſein liebes Töchterchen nannte.

Es iſt begreiflich, daß in dieſem Element der Liebe auch die Geſchwiſter unter ſich auf das Innigſte mit einander verbunden waren. Davon mag das in unſerer zweiten Abtheilung befindliche, von der vortrefflichen Caroline verfaßte

Gedicht an eine jüngere Schweſter Zeugniß ablegen.

Stilling hat uns von ſeinem Leben ein Gemälde hinterlaſſen, deſſen himmliſcher Glanz einem Jeden, der ihn aufzufaſſen vermag, in die Augen leuchtet. Wer möchte es wohl wagen, an dieſem vollendeten Werke, ſo weit es reicht, etwas ergänzen zu wollen? Allein als ächter Barde hatte er auch ſeinen Schwanengeſang begonnen, der aber leider unvollendet blieb; — und ſo ſei es mir vergönnt, einige unvollkommene Schlußakkorde hinzuzufügen!

* * *

Zweites Bild.

Die Hausfreunde.

Es herrſchte in Stillings Hauſe eine wahre chriſtliche Freiheit; nur das Böſe war verbannt, und das Gute verſtand man mit der Scharfſicht der Liebe aufzufaſſen, wie jener Maler, der bei allem Streben nach Wahrheit die Züge veredelt zurück gibt. Dadurch fühlte ſich ein Jeder gehoben und war bemüht das zu ſein, wofür er gehalten ward. — Der Freigeiſt hielt die Farbe ſeiner religiöſen Anſichten zurück, und bot an Kenntniſſen, was er zu bieten vermochte, während der Ungelehrte den Schatz ſeines Herzens erkannt und verſtanden wußte; und was in der Außenwelt oft als gering und unbedeutend erſchien, wurde hier als groß betrachtet.

Der arme blinde Töpfer Keppler, den Stilling ſpäter operirte, war ſein Freund, und der ausländiſche Fürſt G.......n „son frère en Jesu Christ.“ — — — — — — — — — —

Der Abend verſammelte die Familienglieder und Freunde um den runden Tiſch. Hier ſprach E..d ſeine religiöſen und philoſophiſchen Anſichten aus, — hier eiferte Schenkendorf gegen Tyrannei und Despotismus, wobei ſeine Linke oft unſanft den Tiſch berührte, — dann erging ſich auch wieder ſein Geiſt in den herrlichen Fluren des deutſchen Vaterlandes, und ſeine Leier ertönte in den lieblichſten Accorden. Sturza, eine kleine unſcheinbare Figur mit einer förmlich orientaliſchen Phyſiognomie, ſaß hier in ſcharlachrothem Courkleide, mit breiten, goldenen Treſſen beſetzt. Mit tiefdenkender Miene ſprach er ſich in geiſtvoller Weiſe über die Dreieinigkeit aus, und verlieh dieſem ſchwierigen Thema durch ausgezeichnete Klarheit ein doppeltes Intereſſe.

Chriſtine erinnert ſich nur noch ſoviel, daß ihr oft das Strickzeug dabei in den Schooß ſank, und daß ſie mit offenem Munde das kleine ſeltſame Weſen anſtaunte.

Doch es klopfte an die Thür, und herein tritt eine edle, aber nicht große Männergeſtalt,— das ſchwarze krauſe Haupthaar und der Ausdruck des ſchönen Geſichts verräth den Franzoſen, — Eliſe geht ihm freundlich entgegen, — er küßt mit Anſtand und Würde die ihm dargebotene Hand. Alle heißen ihn willkommen, und ſelbſt Schenkendorf, der noch eben mit Feuer und Schwerdt gegen die Franzoſen loszog, bietet ihm mit Anerkennung die deutſche Rechte, denn er achtete in ihm den ritterlichen Ehrenmann.

Die Unterhaltung geht nun in das Gebiet der alten Geſchichte über, worin Stilling und Graimberg — ſo heißt unſer eben eingetretener Freund — ſich vielfach bewegten. — Meiſtens wurde der Abend mit dem Singen eines ſchönen Liedes geſchloſſen, und ſchien man dies zu verſäumen, ſo machte Stillings Gattin darauf aufmerkſam, worauf der freundlichen Mahnung Folge geleiſtet wurde.

Einen Sommer brachten Stilling mit ſeiner Familie und Schenkendorf mit den Seinigen zuſammen, im traulichſten Verkehr, in Baden zu. Darauf zunächſt bezieht ſich Schenkendorfs ſchönes Gedicht „Abſchied an Stilling“ in Abtheilung II.

Später machte Schenkendorf bekanntlich einen Theil des Befreiungskrieges mit. An der rechten Hand gelähmt, focht er mit der Linken. Seine Muſe, eine fromme deutſche Jungfrau, den Eichenkranz auf dem Haupte und das Kreuz in der Rechten, begleitete ihn auch ins Kriegsgetümmel. Er ſtand dabei namentlich in freundſchaftlichem Verkehr mit Friedrich de la Motte Fouqué, ſo daß dieſer in ſeinem „Nachruf an Schenkendorf“ ſagen durfte:

Wir ſangen wie zwei kühne Schwäne,
Das blut’ge Kampfesmeer entlang;
Uns offenbarten wir die Thräne,
Den Waffenbrüdern Schlachtgeſang.

Schenkendorf ſtarb als Regierungsrath in Coblenz den 11. Dezbr. 1818 an ſeinem Geburtstage. Die Liebe hatte ſein Zimmer feſtlich ausgeſchmückt, und ſeine Gattin war mit den Vorbereitungen zu einem Feſtmahle beſchäftigt. Nachdem er noch mit kräftiger Stimme ein Morgenlied geſungen und ſich an den Beweiſen treuer Liebe erfreut, entſchlummerte er in den Armen ſeiner Stieftochter Henriette. Die Blumen, die dem Feſte ſeiner Geburt duften ſollten, ſchmückten nun ſeine Leiche.

Drittes Bild.

Der Beſuch.

Es war an einem heitern Septembertage, als Stilling mit ſeiner Familie im kleinen Eßzimmer zu Tiſche ſaß; — das ſchwarze Sammtkäppchen glänzte auf dem Silberhaar und mußte in der Lebhaftigkeit des Geſprächs oft ſeine Stelle wechſeln. Zur Rechten ſaß ſeine Gattin Eliſe, die mit ſanft-mildem Lächeln ein jedes Wort ihres Gatten in ihrem Herzen bewegte, — zur Linken die geiſtvolle Caroline, deren glänzendes Auge den Worten des Vaters Beifall leuchtete, — dann die verſtändige Amalie, die gleich einer Aehrenleſerin jedes Körnlein aufhob, um es für die Zukunft in dem Schrein ihres Herzens zu bewahren, — während Chriſtine nur die farbigen

Blümlein der Phantaſie mit Freude betrachtete, den Ernſt des Lebens aber noch gerne unbeachtet ließ.

Da ſchaute das ernſte Geſicht der alten Katharine zur Thüre herein, und die Worte: „Herr Hofrath, es ſind zwei Bauern da, die zu Ihnen wollen," brachte eine kleine Wolke auf Stilling's Stirne hervor. — Es muß bemerkt werden, daß es Stilling bei ſeinem vielfach bewegten Leben für nöthig fand, die Stunde über Tiſch und das Ruheſtündchen nach Tiſch, für ſich zu behalten, weshalb die Dienſtboten angewieſen waren, ſowohl Blinde, als ſonſtige Beſuche auf drei Uhr zu beſtellen. — Die Alles vermittelnde Caroline eilte daher hinaus, um dieſe Bemerkung zu wiederholen, kehrte aber mit von Freude verklärtem Blick zurück, indem ſie einen Landmann am Arm herbeiführte! „Wer iſt dies, mein Väterchen?" ſagte ſie. Stilling blickte den Fremdling erſtaunt und fragend an. „Ich bin Euer Bruder Wilhelm", ſagte dieſer — und nun ſanken ſich Beide in die Arme. Alles brach in Thränen aus, und man erkannte nun auch in den edlen Zügen des jüngeren Bruders eine auffallende Aehnlichkeit mit dem älteren; ſein einfach frommer Sinn zeigte, daß er ein Jung ſei — wenn auch kein Stilling! — Eliſe war bedacht, es dem lieben Schwager recht behaglich zu machen ; allein dieſer erinnerte an ſeinen Gefährten, der noch in der Hausflur harrte. Es war dies ein Hammerſchmidt aus dem Siegerlande, der die weite Reiſe zu ſeinem ehemaligen Schulkameraden unternommen hatte, damit dieſer ihm ſein Geſicht wiedergebe. „Ihr könnt, ſo hatte er zu Wilhelm Jung geſagt, mein Führer auf der Reiſe ſein; auf dieſe Weiſe ſeht Ihr denn doch auch einmal Euern Bruder". Dies war der einfache Reiſeplan der guten Leute.

Man konnte bei Wilhelm Jung bemerken, wie ſehr die Frömmigkeit den Menſchen adelt. — Es verſammelte ſich am Abend jenes Tages eine große Geſellſchaft in Stilling's Hauſe. — Der ſpäter berühmt gewordene Pfarrer Lindl, Stilling's Gaſt, wünſchte vor ſeinem Abſchiede noch Bekannte und Freunde bei ſich zu ſehen, er bat daher Eliſe, dieſelben in ſeinem Namen zu bewirthen.

Hier benahm ſich Wilhelm Jung mit ſo würdevoller Einfachheit, daß ihm ein Jeder mit Freundſchaft und Achtung begegnete.

Die Zeit, welche Wilhelm in Stilling's Hauſe zubrachte, waren die Brüder unzertrennlich. „Wer iſt nur der Landmann, hieß es überall, der täglich mit dem Hofrath Jung ſpazieren geht?“

„Du mußt,“ bat ihn Stilling, „bis zum 12. September bei mir bleiben; wir feiern dann meinen Geburtstag.“ — „Das iſt auch der meine,“ ſagte Wilhelm erfreut. — Jedes erſtaunte über dieſen angenehmen Zufall, und Chriſtine war entzückt in der Ausſicht eines doppelten Feſtes. —

Stilling führte nun auch ſeinen Bruder in das Theater, und die ſchöne Oper: „Jakob und ſeine Söhne,“ gab demſelben einen Begriff von dem, was die Bühne ſein könnte, leider aber nicht iſt. Sein Urtheil über das Stück war ſo fein und richtig, daß ihn ſeine Verwandten in der Stille bewunderten. Den Schluß dieſer ſchönen Zeit machte Stilling's Geburtsfeſt, welches an Liebe, Freude und Blumen reich war. Abends vor der Trennung ſprach Stilling noch ein lautes Gebet, in welchem er dem himmliſchen Vater dankte, daß er die Brüder in dieſem Leben noch einmal zuſammen geführt; er bat Ihn, ſie nun auch ferner zu dem herrlichen Ziele zu geleiten. — Wilhelm ſchied mit der Verſicherung, er ſei in dem Vorhofe des Himmels geweſen.

Viertes Bild.

Der Geburtstag.

Wir haben ſo eben Stillings Geburtsfeſt vorübergehend erwähnt. So ſehr im Grunde das eine dem andern ähnelte, ſo wußte doch die Liebe in dieſe Feſte eine liebliche Mannigfaltigkeit zu bringen, die der Zeit, worin dieſes Feſt fiel, beſonders anpaſſend war. —

Mit einem ſchönen Liede ward der Morgen begonnen; oft leuchteten auch von einem transparenten Altare fromme Worte herüber, während eine kleine, weißgekleidete Prieſterin den Weihrauch, als Symbol der Liebe, in die Flamme warf; — oder Stilling mußte es ſich gefallen laſſen, von großen Guirlanden umſchlungen zu werden, mit denen ihn die Arme ſeiner Kinder feſſelten.

Später ſtreuten ihm bekränzte Enkel Blumen und leiteten ihn zu dem mit Geſchenken geſchmückten Tiſche. Mittags verſammelte ſich dann Alles zum Feſtmahle, und der alte Birkenmaier, ein aus einem Birkenklotze verfertigtes Trinkgefäß, welches aus Eliſens Familie herſtammte, machte die Runde, und Jeder, Groß und Klein, mußte einen Trinkſpruch hinzufügen, der bald frommen, bald heitern Inhalts war, und Stilling ſo ziemlich die Geiſtes- und Herzensfähigkeiten der Seinen offenbarte; — ſein liebendes Herz fand indeß überall die Perle, die aus dem Kleinod der Liebe hervorleuchtete, und ſo ſchloß er jedesmal mit einem geiſtvollen und innigen Dankſpruche. —

Der Abend verſammelte den Freundeskreis, doch wie gewöhnlich in bunter Miſchung; — Jedes brachte indeß ein Feſtgewand mit, gewoben aus den zarten Fäden der Freundſchaft und Liebe. —

Eliſe verſtand es, ihre Gäſte zu bewirthen, und die Erfriſchungen, die ſie darbot, hatten alle ein feſtliches Anſehen, während Freundin Julie, die Erzieherin der jüngern Töchter, oder Caroline, dem Abend durch irgend eine poetiſche Veranſtaltung noch einen beſondern Schmuck verlieh. —

Einem ſolchen Abend, welcher jedoch jener frühern Lebensperiode angehört, in der unſer Stilling noch als Profeſſor in ſeinem ſo theuern Marburg lebte und wirkte, beſchreibt dieſer in einem Briefe an ſeine früh verblichene Tochter Liſette, welcher in unſerer Abtheilung II. einzuſehen iſt.

Liſette kam nach dem Tode ihrer Mutter Selma zu deren intimſter Freundin ~~Ming~~. — Mieg
Als ſpäter Stilling Eliſe heirathete, wünſchte dieſe, alle Kinder ihrer verklärten Freundin bei ſich zu haben, um Mutterpflichten an ihnen zu erfüllen. Onkel und Tante Mieg (dieſe Titel gab ihnen die Freundſchaft) widerſetzten ſich aber dieſem Wunſche, indem ſie ſelbſt kinderlos waren und mit wahrer Elternliebe an dem Mädchen hingen; zudem verſicherten ſie, daß die alte Mutter Wilhelmi dieſe Trennung nicht überleben würde. — Stilling und ſeine Gattin fügten ſich, obſchon mit ſchwerem Herzen, in die Nothwendigkeit. Dies zur Erklärung des Briefes.

Liſette ſtarb ungefähr drei Jahre nach dem Empfange deſſelben; und als ihr ſpäter auch Mieg folgte, waren dieſe beiden geliebten Weſen der Gegenſtand der innigſten Sehnſucht der theuern

Tante. — Sie lebte keineswegs isolirt, ihr reiches Herz umfaßte einen großen Kreis von Freunden, deren Schickſale ihr ganzes Intereſſe in Anſpruch nahmen. Sie weinte mit den Weinenden und freute ſich mit den Fröhlichen. Doch ging dieſe Theilnahme ſo weit, daß man ihr um ihrer zarten Geſundheit willen, oft die Leiden Anderer verbergen mußte. —

Von Minz und Liſette ſprach ſie nie ohne Thränen, und in den letzten Stunden vor ihrem Ende, in dem träumenden Zuſtande des Todes, ſchwebten unter ſeligem Lächeln dieſe Namen auf ihren Lippen. — Als ihre Freundin und Pflegerin bemerkte: „Ach wie ſchön haben Sie geträumt!“ antwortete ſie: „Ich habe keineswegs geträumt; ich war bei meinem Minz und meiner Liſette.“

So hätten wir denn dem Geburtstag noch eine Scene des Todes beigefügt. Allein dieſer ernſte Zuſatz characteriſirt Stillings Leben am beſten. Freud' und Leid waren die täglichen Hausfreunde und boten ſich in ſchärfſten Contraſten die Hand. Bei ihrem Erſcheinen gedachte man nur an Den, der ſie ſandte. Das Gebet trat ihnen entgegen und bereitete eine freudige oder eine ſtill und fromm ergebene Aufnahme. Darum ging man dem Kreuz nicht aus dem Wege, ſondern „blieb auf ſeinem Poſten und blickte nach dem Ziele.“ — Mit dieſem Wahlſpruch Stillings ſei denn das heutige Bild geſchloſſen.

* * *

Fünftes Bild.

Das Inſtitut.

Stilling ſtand in einem innigen Freundſchaftsverhältniß mit der Gründerin der noch jetzt in Mannheim beſtehenden Mädchen-Erziehungs-Anſtalt, der vortrefflichen Frau v. Graimberg. Dieſe war aus einem altadeligen Geſchlechte, und ſtammte aus Weſtphalen. — Sie heirathete zur Zeit der Revolution einen vornehmen Emigranten Namens Graimberg de Belleau. — Wir erwähnten dieſes vortrefflichen Mannes ſchon bei einer früheren Gelegenheit. Amalie von Graimberg hatte einen ſeltenen, faſt männlichen Geiſt, der aber mit dem zarteſten weiblichen Sinn verbunden war. Ihr Durſt nach Wahrheit kannte keine Grenzen, ſie konnte mit der Einfalt und Aufmerkſamkeit eines Kindes aufhorchen, wenn von den heiligſten Intereſſen des Lebens geſprochen wurde. — In ihrem Aeußern hatte ſie eine edle Würde und Hoheit, die den meiſten Menſchen faſt zu ſehr imponirte, weßhalb ſolche, die ſie nicht genau kannten, oft unrichtig über ſie urtheilten, wenn ſich nicht zugleich ihr reiches, edles und großmüthiges Herz öffnete. — Sie beſaß eine ſeltene Menſchenkenntniß, es war dies bei ihr Naturgabe, und ihr Blick ſchien die innerſten Tiefen Anderer zu durchdringen. Bei Gemeinheit und Niederträchtigkeit ſcheiterte freilich zuweilen ihr Scharfſinn, weil ſolche Eigenſchaften ihrem wahrhaft noblen Character zu fern ſtanden.

Jene Gaben machten ſie indeſſen zu einer vortrefflichen Pädagogin.

Beſeelt von dem ſehnlichen Wunſche, etwas Gutes zu wirken, gründete ſie 1810 die vorerwähnte Anſtalt, deren erſte Schülerinnen ihr einziges Töchterchen Sophie, ihre Nichte, Stillings zwei Töchter und ein junges liebenswürdiges Mädchen aus der Gegend von Carlsruhe waren.

Stilling widmete dieſer Anſtalt ein großes Intereſſe. Mehrere ſeiner religiöſen Geſänge waren ihr gewidmet, und während E... den Religionsunterricht leitete, übernahm Stilling in ſpäteren Jahren den Unterricht der Technologie und Naturgeſchichte.

Da ſich indeß alle Strahlen ſeiner Kenntniſſe nur in Einem Punkte concentrirten, ſo kam er bei jedem Thema auf die Quelle des Urlichts zurück, durch welches ſein Unterricht verklärt wurde. So war er einſt in der Naturgeſchichte auf Den gekommen, durch den Alles geſchaffen iſt, und dies führte ihn zu dem herrlichen Werke der Erlöſung, über welches er ſich mit ſolcher Klarheit ausſprach, daß eine geiſtvolle junge Schweizerin ihn um die ſchriftliche Auseinanderſetzung des ſo eben behandelten Thema's bat, — was aber Stilling mit der Verſicherung ablehnte, es ſei ihm unmöglich, die Begriffe, die ſich während des Sprechens in ſeinem Innern entwickelt, zu Papier und in ein gewiſſes Syſtem zu bringen. —

Den Unterricht in der Geſchichte, Geographie und franzöſiſchen Literatur ertheilte Hr. v. Graimberg in franzöſiſcher Sprache, und dieſer Unterricht war ſo klar und geiſtvoll, daß mehrere junge Damen, Töchter der Freunde, um die Vergünſtigung baten, ihm beiwohnen zu dürfen. — Graimberg hatte einen bedeutend wohlthätigen Einfluß auf die Anſtalt — ſein ganzes Weſen athmete den feinſten Anſtand, ſein Verhältniß zu den jungen Mädchen war freundlich, äußerſt höflich, mit würdevollem Ernſt gepaart. Trat man in den Saal, ohne eine anſtändige Reverençe zu machen, ſo hieß es: „Mademoiselle, votre reverençe!“ — Er ſelbſt ging in dieſen Dingen mit dem beſten Beiſpiel voran und wirkte hierdurch mehr, als durch Worte. — Abends verſammelte ſich Alles um den Theetiſch; Herr und Frau v. Graimberg leiteten die Unterhaltung, an der eine Jede, die ſich mit Handarbeit beſchäftigte, Theil nehmen konnte. Die Andern, die Aufgaben zu machen hatten, verweilten an dem ſchwarzen Tiſch — et les demoiselles à la table noire n'etaient pas toujours les plus raisonnables. — Um ſieben Uhr verabſchiedete ſich Hr. v. G. mit den Worten „je vais chez les Joungs“ — wo er denn, wie wir wiſſen, ein willkommener Gaſt war. —

Nun wurde irgend eine intereſſante Lectüre vorgenommen. Frau v. G. beſaß eine ſeltene Gabe des Vortrags, und Schillers herrliche Werke bekamen in ihrem Munde noch einen beſondern Werth. Oft glaube ich noch von ihr die begeiſterten Worte zu hören „kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!“

Samſtag Abends verſammelten ſich alle Schülerinnen zum Gebet. Die Wahl der Worte zur

Erbauung war ſehr einfach; oft war es die Bibel von Schmidt, aus der ſie uns vorlas, am meiſten wählte ſie die Bergpredigt, als das beſte Mittel zur Selbſtprüfung. — Dann ertönte noch ein frommes Lied — „Heilige Liebe“, oder: „Der Tag iſt dahin.“ — Sie hatte es uns Allen an's Herz gelegt, ihr Alles, was uns unrecht erſchien, mitzutheilen, beſonders was auf unſerem eigenen Gewiſſen laſtete; und ſo eröffneten ſich dann nach der Erbauungsſtunde meiſtens die Pforten des kleinen Cabinets, welches zu ſolchen Mittheilungen beſtimmt war.

Süße, fromme Samſtagsweiſe,
Trete mild und trete leiſe
Zu dem armen Herzen hin;
Sprich von alter Lieb' und Treue
Und verkläre du auf's Neue
Unſ're Herzen — unſern Sinn!

Sonntag Abends kamen dann gewöhnlich die Inſtitutsfreunde. — Hatte Stilling Gäſte, ſo brachte er ſie mit, und Mancher, der dort aufgenommen wurde, ſprach ſich mit Begeiſterung über Frau v. Graimberg und ihr Roſengärtlein aus.

Stilling hatte nicht leicht einen geiſtigen Genuß, ohne ihn mit dem lieben Inſtitut zu theilen, und die jungen Mädchen, welche Sinn dafür hatten, konnten hier einen reichen Schatz für ihr Leben ſammeln. Es war ein liebliches Bild, den edlen Greis von der roſigen Schaar umgeben zu ſehn, wie die Eine ein freundliches Wort, die Andre einen Händedruck erſtrebte, — wie Aller Augen auf ihn geheftet waren, wenn er erzählte, und wie man ihn dann mit einem ſchönen Liede lohnte, als „Groß iſt der Herr!“ oder „Gott iſt mein Hort!“ und dieſes tiefe Rührung bei ihm hervorrief. Dann kehrte er mit glänzenden Augen zu den Seinigen zurück und ſegnete die Stifterin und ihr herrliches Werk. —

* * *

Sechſtes Bild.

Die Inſtituts-Feſte.

Wir machen im Leben ſo häufig die Bemerkung, wie Alles ſteigt, wie das Unbedeutende bedeutend wird, wie das Kleine erwächſt zum Großen, wie das Unvollkommene ſich vervollkommt. Nur bei dem Unendlichen bleibt Alles ein- und allemal wie es iſt. — Das Tröpflein der Freude, wie es die Liebe beut, vermag eben ſo ſehr zu laben, als der ſchäumende Becher, der der Tropfen ſo viele enthält. — So war es am Sanct Nicolaus. Die kleine Schaar hatte ſich in der Stunde der Dämmerung mit traulichen Geſprächen unterhalten und lauſchte einem gewiſſen myſteriöſen Regen, welches ſich im Nebenzimmer hören ließ, ohne ihm eine beſtimmte Deutung geben zu können. Die winterliche Zeit iſt recht geeignet, ſolche

Empfindungen zu begünſtigen. Gleicht ſie doch der liebenden Mutter, die unter dem weißen Tuche die lieblichen Weihnachtsgaben verbirgt. Die Samenkörnlein, die die Frühlingsfreuden bereiten ſollen, ſind ausgeſtreut und harren der Sonnenſtrahlen, die mit neuem Glanze und neuer Wärme ausgeſtattet, jenen Reichthum entfalten zu erneutem Schmuck. Dieſer Hoffnung erfreut man ſich in der dunkeln Winternacht, und die Phantaſie malt noch neue Freuden und neue edle Genüſſe in die von Blüthenkränzen umgebene Natur. So iſt es auch in der Nacht der Leiden — iſt es doch auch Winter und das Flämmlein des Troſtes ſchimmert nur kärglich und trübe, und vermag das arme Herz weder zu erwärmen, noch zu erfreuen. Da tritt ein einziges Sternlein aus dem Dunkel hervor, und ein zweites und drittes erſcheint, und es webt ſich vor unſern Augen eine Krone, die dem werden ſoll, der in den Kämpfen des Lebens überwindet, — da wird das Herz ſtille und freut ſich, wie das Kindlein auf das Weihnachtsfeſt — ſollen ihm doch Freuden werden, die es nie zu ahnen gewagt.

Der h. Nikolaus iſt der Vorgänger jenes Feſtes, der, wie einſt Johannes zur Buße, das

Herz zur Milde, zur Wohlthätigkeit aufmuntert; darum ſind auch ſeine Gaben kleine Spenden, die auf größere, höhere vorbereiten ſollen. — Doch kehren wir zu den Kindern zurück, und begleiten ſie in das nun eben geöffnete Gemach, an den mit Lichtern beſtellten Tiſch, auf welchem ſich eine Pyramide von Aepfeln, Nüſſen und Honigkuchen befand. Dies hatte unſere liebende Mutter, die gute Frau v. G., ſo aufgeſtellt, um die Kinder, die gar nichts erwartet hatten, zu erfreuen. Die Art, wie ſie gab, die Art, wie ſie Gaben empfing, war beſonders geadelt — darum vermochte ſie auch in das Geringſte eine gewiſſe Poeſie zu legen. Den Kindlein wurde die einfache Spende vertheilt, und jedes dachte ſich, je nach ſeiner Weiſe, die Bedeutung dieſes Abends aus. Der h. Nikolaus geht noch immer von Thür zu Thür und ſchaut nach dem Schilde, welches der Engel der Gerechtigkeit ausgeſtellt hat. Heißt es Frömmigkeit, Arbeitſamkeit, Demuth, was deſſen Griffel eingegraben, ſo wirft er die goldene Spende hinein; beſteht ſie auch nicht in klingendem Golde, ſo iſt doch himmliſche Hoffnung, goldener Friede und Freude in dem Herrn, die er beut, — und ſo iſt er ein

Vorläufer des Chriſtkindleins und bereitet zu höheren und himmliſchen Gaben, damit der König der Ehren einzuziehen vermag in unſre Herzen.

Waren es nun ſolche Geſpräche, die unſere Erzieherin mit uns führte, oder war es nur der Samen dazu, den ſie ausſtreute, genug, dieſes Sträußlein erwuchs an jenem Abende, und die Erinnerung gab ihm Duft und Würze, um auch andere Kinder damit zu erfreuen. Kam euch auch die Spende gar zu klein vor, ſo möchte ich bemerken, daß in dem *Einen, was Noth thut*, die ganze Fülle der Freude verborgen liegt, und daß dieſe nur ihren Schimmer der Einfachheit leiht, auf der allein der Segen *wahrer Freude* ruht.

Die erſten Weihnachten.

Die Ringe.

Die Thür des Saales war geöffnet — Kränze und Lichter leuchteten den Kindern entgegen, und doch wagte kaum eines derſelben das Heiligthum zu betreten. Beſonders war es ein großer geſchmückter, von vielen Lichtern ſtrahlender Baum, der die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. An der Spitze deſſelben befanden ſich goldene Ringe, die, an farbige Bänder befeſtigt, denſelben wie eine Krone umgaben. Feierlich nahte ſich unſere Erzieherin, und indem ſie die Ringe entblößte und die Kinder damit beſchenkte, ſagte ſie: der Ring iſt das Zeichen der Liebe.

Wir erinnern uns im neuen Teſtament eines herrlichen Momentes, wo der Ring ein Bündniß der Liebe zwiſchen Vater und Sohn ward, wo Buße und Gnade ſich in einem heiligen Kuß begegneten, weil Demuth der Pfad war, der aus der Tiefe in das Vaterhaus hinauf führte. Dieſes Siegel der Liebe wird uns, wenn auch ohne dieſes äußere Kennzeichen, in der Taufe, — es erneut ſich in der Confirmation, allein wir bewahren es nur dann, wenn wir immer wieder aufs Neue den Weg betreten, der allein den verlornen Sohn zum Vater zurückführte — den der Demuth und der Liebe.

Die Ringe hatten verſchiedene, farbige Steine; drei derſelben zeichneten ſich durch Glanz und das eingegrabene Wort Gehorſam aus; dieſe wurden drei Schülerinnen zu Theil, die den beſagten Pfad betreten hatten. — Mein Ringlein hatte einen grünen Stein und ſprach die Hoffnung aus, daß das ſpäter nachfolgende Kreuz vielleicht noch einſt auf die erſehnte Bahn führen würde. — Die heilige Geſchichte ſchmückt uns den Weihnachtsabend mit den lieblichſten Bildern aus, wir ſehen den herrlichen Stern am dunkeln Blau des Himmels; wir ſehen fromme Hirten vom Glanze der Engel umgeben; wir hören himmliſche Geſänge, die zu uns herüber tönen, um Frieden, das höchſte Gut der Menſchen, zu verkündigen; dann dort das Kindlein, von dem das Heil ausging, im Schooße der Unſchuld, des Glaubens; der Liebe, und als irdiſchen Schutz den Pflegevater, als das Bild wahrer Gottſeligkeit. Wir ſahen Könige ihre Kronen niederlegen und Weihrauch ſtreuen; — und hier endet das herrliche Bild, doch der Weihrauch darf nie aufhören, er ſteige unabläſſig, als Gebet, empor und führe uns mit dem Vollender des Glaubens durch die Erdennoth, durch Kreuz und Tod — bis zur Auferſtehung von Tod und Kampf.

Doch ich kehre zu der irdiſchen Weihnachtsfreude zurück; hier bot auch das häusliche Leben ſeinen Schmuck und ſeine Kränze. Die Ehegatten ſuchten ſich auf ſinnreiche Weiſe zu erfreuen und zu überraſchen. Die kleine Sophie lebte in einer Puppenwelt, und die jüngern Schülerinnen ſchloſſen ſich mit großem Intereſſe ihren Freuden an, und erwogen im Voraus zwei ſelige Tage, an denen die Feſtſonne all' dieſen Herrlichkeiten leuchten ſollte.

Hienieden iſt die Hoffnung der Freude meiſtens größer, denn der Genuß ſelbſt. Jenſeits wird es anders ſein.

Zweites Weihnachtsfeſt.

Die Kreuze.

Hier treten wir in größere Räume ein. — Die Zahl der Kinder hat ſich vermehrt, der ſich herbeidrängende Freundeskreis vergrößert. Der lange Gang führt zu dem großen reich geſchmückten Saale, aus deſſen geöffneten Flügelthüren der Glanz der Lichter entgegenſtrahlt. In der Mitte deſſelben bemerkt man einen prachtvollen Altar auf dem ſich ein großes Kreuz von Roſen erhebt, — ſeitwärts einen einfacheren; birgt er doch den höchſten Schmuck, das größte Kleinod; was bedarf er andern Glanzes? Auf einem Kiſſen liegen Ringe und Kreuze, Erſtere für die neuen Schülerinnen, Letztere für ſolche, die nun ſchon das zweite Weihnachtsfeſt hier feierten und bald in die Welt, zu deren Freuden und Leiden zurückkehren ſollen.

Unſere theuere Erzieherin überreichte einer Jeden von uns ein goldenes Kreuz mit den Worten: „Bleibe dem Kreuze getreu!“ nicht nur als Symbol des todten Glaubens, nein eines Glaubens, der durch Werke der Liebe thätig iſt. Als Chriſtus am Kreuze geſtorben, da ward er verklärt, ward zur Sonne, die alle rechte Kreuze der Erde beſtrahlt. Allein wir müſſen auch Sorge tragen, daß wir das unſrige in dieſen Lichtkreis bringen; dann wird die Wunde, die es ſchlägt, durch himmliſchen Balſam geheilt, und die Strahlen, die es verklären, bieten ein Heil, einen Frieden, dem keine irdiſche Freude gleichkommt. Es ſtehen zwar auf dem großen Kirchhofe der Erde manche Kreuze, dunkel und verfallen; ſie ahnen von jenem Glanze nichts, und trifft ſie auch ein Strahl, ſie vermögen ihn nicht aufzufaſſen, allein die Liebe, die da iſt das Band der Vollkommenheit, umfaßt ſie mit ihrem Gebete und bringt ſie einſt durch Gottes Erbarmen in jenes ſelige Bereich.

Dieſer Sinn lag in der bedeutungsvollen Gabe, die Jeder mit ehrfurchtsvoller Demuth empfing. Der Blick auf dieſelbe hat Viele geſtärkt, ſchon manche heilbringende Erinnerung geweckt, und in ſchwankenden Momenten wieder auf den Pfad des Heils zurückgeführt, von dem die Welt beſtändig zu verlocken bedacht iſt. Darum ſollte dieſes Kreuzlein unſer ſteter Begleiter ſein, und da wo es ſich verbergen müſſe, da dürften wir auch nicht bleiben.

Einige Arme waren auch herein getreten, um Gaben zu empfangen — Alles vereinigte ſich zu Einer Freude, Einer Liebe, und ſo war auch dieſe Weihnachtsfeier ein ſchwaches Abbild des Himmelreichs. —

Ein altes Mütterchen näherte ſich entzückt dem großen Altar. „Du mußt — ſagte unſere Erzieherin zu ihr — recht oft nach dem Kreuze blicken.“ — „O, erwiderte ſie, wenn es nur einmal im Himmel ſo ſchön iſt, wie hier!“ — Welche Antwort ihr hierauf ward, läßt ſich errathen. —

Nun ertönte „Seraphinen“ — und gewiß, ſie waren nicht ferne, denn himmliſche magnetiſche Kraft, die Liebe, die den armen Erdball an den Himmel feſſelt, vereinigte Alles zu einer herrlichen und lieblichen Gemeinſchaft. — Die Meiſten der Theuern, die hier aus vollem Herzen ein Lied zum Preiſe ihres Heilandes ſangen, feiern nun jenſeits ein Weihnachtsfeſt von höherer Bedeutung.

Noch manches andere liebliche Feſt unterbrach die ſchöne Zeit der Arbeit und unſchuldigen Freude, und wer zurückblickt in die Reihe ſolcher Tage, wer glaubt ſich da nicht in den Garten des Paradieſes verſetzt, von dem ein Engel mit dem Flammenſchwert alles Böſe, alles Unreine abhält. Wo die lautere Milch des Evangeliums geſpendet, wo nur die Frucht gereicht wird, die, von dem Mehlthau der Frivolität gereinigt, in dem Sonnenlichte mütterlicher Liebe gereift iſt, da ſteht der Baum der Erkenntniß noch verhüllt, und die Verſuchung zu Welt und Tand iſt noch verbannt. Möchte doch ein Jedes in dieſer Frühlingsſchule erſtarken, damit ihm die Hitze des Sommers, die Stürme des Herbſtes und der Froſt des Winters nichts mehr anhaben können. —

Die Bilder, die wir jetzt vorführen, ſind bloße Vignetten, lichte Momente aus jenen feſtlichen Tagen. — So ſehen wir im ſchönen Monat Mai die roſigen Kinder, unter dem großen Nußbaum, um einen Tiſch zum Frühſtück verſammelt, ein mit Kränzen geſchmücktes Lamm umkreist die frohe Schaar. Es war Sophien's Geburtstag, die Schweſtern hatten ſie mit demſelben beſchenkt, und die ſchöne Jahreszeit ſchmückte dieſen Tag mit ſo manchen Gaben, daß es keiner großen Vorbereitungen bedurfte, und ſo waren es Blumen, die erſten Früchte des Sommers und jugendliche Spiele und Scherze, die den kleinen Raum dieſes Bildes ausfüllen.

Das Stück der Frau v. Genlis: „**la rosière**“ genannt, hatte zu einem zweiten Feſt im Monat Mai Veranlaſſung gegeben, dem das Erſtemal ein Fliederbaum gewidmet wurde, während die allgemein erkorene Roſière ein Kranz von Roſen ſchmückte. Es bewegte ſich ein feierlicher Zug durch den großen ſchönen, mit Blumen eingefaßten Hof, und während das Lied ertönte:

„Willkommen, lieber ſchöner Mai“, ward das Bäumlein von der erſten Roſière, Amalie Jung, gepflanzt.

Der Geburtstag unſerer theuern Erzieherin fiel in die winterliche Zeit und gehörte zu den größten Feſten des Inſtituts. Die frühe Morgenſtunde weckte zu einem frommen Geſang, dem manche Thräne der Rührung und Dankbarkeit floß. Beim Eintritt in das Zimmer unſerer geliebten mütterlichen Freundin fanden wir die weinende Sophie in den Armen der Mutter, die mit tiefer Rührung all' ihre Kinder begrüßte und für jedes ein Wörtlein der Liebe hatte. Frohe Geſchäftigkeit machte indeß bald der Rührung Raum; es waren Geſchenke zu ordnen, die in bunter und origineller Zuſammenſtellung den Tiſch ſchmückten; ſie beurkundeten entweder den praktiſchen häuslichen, oder den zarten poetiſchen Sinn der Geberinnen, und ſo könnte wohl manchmal eine Gabe das wohl oder minder gut gelungene Daguerreotyp des Gebers genannt werden. Die Freunde brachten nun auch, theils in zierlich feiner, theils in treuer biederer Weiſe ihre Wünſche dar, und Pegaſus hatte nicht Raum zur Muſe in dieſen Tagen. Doch alle dieſe längſt entſchwundenen Klänge, wie reihen ſie ſich ſo harmoniſch zu einem Feſtgeſange, deſſen Töne in allen Herzen Anklang fanden! Es war noch die Zeit einfach frommer Sitte, die mit Kinderſinn das Reine, Edle, einfach Wahre aufzufinden wußte, und der ſpeculative, alles darniederwerfende Zeitgeiſt mit ſeinen Attributen der Ironie, des Hochmuths und der Zweifelſucht hatte noch nicht Raum gefunden.

Wir kehren jedoch zu den unſchuldigen Freuden jenes Tages zurück, zu den Abendſtunden, wo die jubelnden Laute der fröhlichen Jugend zu uns herüber tönen. Da ſchreitet eine Gnomengeſtalt majeſtätiſch durch den langen Gang, die ſcharf gezeichneten Züge und das zitternde Haupt bezeichnen die achtzigjährige Matrone, während ein himmellanger Geiger in reſpektvoller Entfernung der kleinen Dame folgt. Die Saalthüre öffnet ſich und eine graziöſe Verbeugung, die das Signal zu gleicher Artigkeit iſt, beurkundet die Tanzlehrerin. Ein Jedes ſucht die beſtmögliche Grazie in ſeine Verbeugung zu legen, demungeachtet ſchreitet ſie unzufrieden auf Einzelne zu, um dem Mangelnden abzuhelfen. „Die Jung hält ſich immer ſchieb“, hieß es denn oft, indeß folgten ſolchen Worten noch manche Bemerkungen in wohllautendem Franzöſiſch, die die Güte ihres Herzens und das lebhafte Intereſſe an ihrem Berufe bezeichneten.

Da ſich zu dem hohen Geiger noch zwei Gehülfen geſellt hatten, ſo begann der Tanz in kunſtvoller Weiſe. Madame G . . . . t ſuchte diejenigen ihrer Schülerinnen aus, von denen ſie erwarten konnte, daß ſie ihr in einer Garotte oder Menuet à la Reine Ehre machen würden. Wir Andern ſchauten neidlos zu und bewunderten eine Grazie, die wir nicht beſaßen. Madame G . . . . . t ward nun um ein Solo erſucht und ſie führte es mit ſolcher Meiſterſchaft aus, daß ihr die lauteſte Bewunderung gezollt ward. Dieſen Akt rechnete ſie übrigens auch zu der größten Feſtlichkeit des Tages, den ſie nur allein ſolcher Auszeichnung würdigte. Von nun an verlor ſie ſich unter die Gäſte, denn der nun beginnende bunte Reigen war zu fern von der höhern Sphäre ihrer Kunſt. Der hohe Geiger ſtand indeß als lebendes Warnungszeichen an ſeinem Poſten und mahnte lautlos, daß die Herrin nicht ferne ſei, wodurch denn Ordnung und Anſtand beobachtet wurde. Die jüngern Freundinnen des Inſtituts miſchten ſich in den muntern Tanz und erhöhten dadurch die Freude der Kinder, während die älteren, in trauliche Gruppen vertheilt, ſich bald durch heitere Geſpräche, bald durch frohe Theilnahme ergötzten. Doch der bunte Kreis geräth in Verwirrung, es ſchweben Tafeln mit Lichtern und Erfriſchungen herein, und dieſen Zauber verdankt man dem Mangel an Raum, da die Feſtfreuden nun einmal Alle auf dieſe Stelle beſchworen ſind und nur hier ihr Gedeihen finden.

Die Tanzmuſik ſchweigt und mit gleichem Ernſte, der Wichtigkeit ſeines Amtes bewußt, durchmißt der Geiger den langen Saal. Nun ſchaart ſich Alles in vertraulicher Weiſe um die beſetzten Tafeln. Auch wir treten herzu, um den poetiſchen Toaſt eines der Freunde zu hören. — „Heil der Gründerin dieſer Pflanzſchule, Heil der edelſten, der großmüthigſten Freundin!“

* * *

Siebentes Bild.

Der Weihnachtsabend im Jung'ſchen Hauſe.

Ein reges Treiben begegnet uns hier an dem erſten heiligen Feſttage; faſt ſollte man meinen, es ſei Werktagsarbeit, die hier verrichtet wird, läge nicht ſelbſt in dieſem Thun ein gewiſſes feſtliches Gepräge und leuchtete nicht aus allen Blicken geweihte Liebe, Freude und Friede.

„Du darfſt, ſagt Kempis, wohl eine heilige Uebung unterlaſſen, wenn du ein Werk der Liebe ausführen, wenn du andere erfreuen kannſt". So ſehen wir denn Caroline an den leichten Gardinen des Altars beſchäftigt, woſelbſt eine kleine Krippe angebracht werden ſoll. Wir erblicken eine liebliche Fernſicht, aus der der Mond traulich ſchimmert, die heilige Jungfrau in weiße duftige Gewänder gehüllt, das zarte Kindlein, und Joſeph mit Ernſt und Würde ausgeſtattet, ein ſpärliches Lämplein, welches den Contraſt zwiſchen dem irdiſchen und himmliſchen Lichte zeigen ſoll, Epheu, welches anmuthig das Ganze umſchlingt, und grüne Tannen, das Bild der immer ſich erneuenden Hoffnung.

Noch war es dämmernd, der trübe Wintertag ſandte nur ſpärliches Licht in das kleine Gemach, aber am Abende ſoll es Licht werden. — Wir vermögen wohl das Material zur Freude zu ſammeln, aber wir haben den Altar der Liebe, der Freude bereiten ſoll, umſonſt erbaut, zündet ihn nicht ein himmliſches Feuer an.

Amalie iſt beſchäftigt kleine Paquete zu verfertigen und manche von Caroline und ihr erſonnenen Reime darauf zu ſchreiben, während Chriſtine mit großer Beweglichkeit das Fehlende herbeibringt. — Da naht ſich der erſehnte Abend; die trauliche, nicht allzu räumliche Wohnſtube faßt einen Kreis fröhlicher Menſchen. Es waren die nächſten Freunde von Stillings Hauſe und das liebe Inſtitut. Noch barg ein etwas größeres Seitenzimmer die Geheimniſſe des Abends, und man begann mit leiſer Geſchäftigkeit die Lichter des Baumes anzuzünden. Hier laßt uns einen Augenblick verweilen bei dem heiligen, an ſo vielen Erinnerungen reichen Momente, der uns in die erſten Zeiten unſeres Denkens und Liebens zurückführt. Laſſet uns durch die ſtrahlende Reihe der Weihnachtsbäume, die unſern Lebensweg beleuchteten, hindurch gehn, — wie viel wiſſen ſie uns zu ſagen, wie ſprechen ſie von der göttlichen Liebe, die das Dunkel unſerer Winternächte erhellt! Wie ſprechen ſie von Zeiten, in denen unſer Herz beſſer, unſer Sinn demüthiger war! Wie fragen ſie nach den lieben Vorangegangen, nach der himmliſchen Sehnſucht! Wie ſind ſie doch Vorboten des Glanzes, der das Auge des Ueberwinders nach der Umſchattung des Todes verklären ſoll! Sind es nicht leuchtende Fragezeichen, an denen wir nie ungerührt vorübergehen ſollten?

Doch die Harrenden warten des Glöckleins, das ſilberhell zur Freude einladet. Dort ſteht nun der leuchtende Baum, ein ſchön ausgeſchmückter Kaufladen, der lauter einfache Pfänder der Liebe beut, und die Spenderin dieſer Gaben, die theure Mutter, wie leuchtet aus ihrem Antlitz das Abbild der erſten und letzten Lebens-Periode des Heilandes, Unſchuld und Gott geweihter Schmerz. Sie reicht einem Jeden, was ihm beſtimmt und je nach der Aufſchrift Rührung oder Scherz hervorruft. Auch ſinnreiche Aufgaben wurden gelöſt, und ſo mußte einer der Freunde das Inſtitut mit einem Blumengarten vergleichen, er that es in Poeſie und Proſa, vielleicht in dem Geiſte folgender Strophen:

Wie die zarten Blumen
Willig ſich entfalten
Und der Sonne ſtille halten,
Mögt ihr ſo, ſtill und froh,
Seine Strahlen faſſen
Und ihn wirken laſſen.

Der Himmelsthau der Liebe wird hier in dieſem Blumengörtlein den ſich entfalteten Kelchen geboten. Möge er im Glanze der ewigen Wahrheit zur köſtlichen Perle werden, damit aus dieſem irdiſchen Blüthengarten viele Himmelsblumen erwachſen.

Stilling ward die Aufgabe, eine intereſſante Anekdote aus ſeinem Leben zu erzählen. Er begann folgendermaßen: „Als ich noch bei Herrn Spanier war, erhielt ich oft den Auftrag, die entfernten Eiſenhämmer zu beſuchen und Anordnungen daſelbſt zu treffen. Zu dieſem Zwecke wurden mir häufig bedeutende Geldſummen anvertraut, die ich nach damaliger Sitte in einem ledernen Gurt trug. Diesmal führte mich mein Weg nach einem ſehr fern liegenden Hammer. Da ich das Ziel meiner Reiſe nicht in einem Tage erreichen konnte, ſo war ich genöthigt, als die Dämmerung einbrach, in einem armſeligen Weiler zu übernachten. Noch hatte ich denſelben nicht erreicht, als ich eines bleichen, ſehr betrübten Jünglings anſichtig wurde; er war auf der Wanderſchaft, befand ſich in bedrängten Umſtänden und wußte kein Unterkommen zu finden. Ich ſprach ihm tröſtend zu, und ſo erreichten wir eine ſehr armſelige Schenke, wo wir noch zwei Gäſte fanden; der Aeltere war ein anſehnlicher Mann, aus deſſen Augen Muth und Verſchlagenheit blitzten; der Jüngere hatte, trotz eines äußerlich freundlichen Benehmens, etwas Unheimliches. — Dies focht mich indeſſen nicht an, und als eine Streu für uns vier bereitet war, legte ich mich beſchwert mit meinem Geldſchatze zwiſchen die beiden Fremden und ſchlief ſo ſanft und ſicher ein, als ob ich das Antlitz meines ſchützenden

Engels gewahrte. — Wir erwachten, nahmen ein gemeinſchaftliches Frühſtück ein, unterhielten uns, wie alte Bekannte und der ältere Gaſt redete meinem jungen Begleiter ſehr zu, mit ihm zu kommen, da er ihm zu einer anſtändigen Verſorgung behülflich ſein könne. Darauf wandte er ſich zu mir und ſagte: „Es wird Ihnen nicht unintereſſant ſein zu erfahren, mit wem Sie hier die Nacht zugebracht haben — ich bin Hans Clauberg (dies war der Name eines ſehr berüchtigten Räubers); da ich in wenigen Stunden über der Grenze bin und mein Handwerk niederzulegen gedenke, ſo brauche ich kein Hehl mehr hieraus zu machen.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich gegen die Thüre, indem er den Jüngling ermahnte, ihm bald zu folgen. Dieſer erblaßte, als ich ihm die Gefahr, in der wir Beide in dieſer Nacht geſchwebt, mittheilte. Wir dankten der Vorſehung für dieſe gnädige Rettung, und ich fand Gelegenheit, dem jungen Manne in ſeiner traurigen Lage thätigen Beiſtand zu leiſten.“

Hiermit erlöſcht nun das letzte Lichtlein am Weihnachtsbaume. — In dieſem Hauſe ward kein fröhliches Chriſtfeſt mehr gefeiert — Schmerz und Krankheit umdüſterten das folgende Jahr die freundlichen Chriſtbäume; allein es glänzte auch ſchon aus der Ferne das Morgenroth eines ewigen Sabbattages.

* * *

Achtes Bild.

Die ſilberne Hochzeit.

Die Novemberſonne ſchien müde und bleich in die Räume des Stillingſchen Hauſes; — ein geheimnißvolles Regen war auch diesmal in demſelben bemerkbar, gleichſam als Vorbote eines großen Feſtes. Wenn die Engel die Feſtglocken zu einem geweihten chriſtlichen Feſte läuten, ſo ſind die Töne meiſt ernſt und feierlich, ſie werden von dem Geiſte vernommen, und wenn das Herz, in Sehnſucht ſich mit den Himmliſchen zu vereinigen, die Himmelsſpeiſe im Gotteshauſe empfängt, ſo waren es dieſe reinen höheren Töne, die Anklang im Innern gefunden.

Stilling ließ in ſeinem Heimweh die Mutter des Helden am Glöckchen ſtehn, er nannte ſie die Vorſehung, die bei jedem wichtigen

Ereigniſſe dieſe Glocke zu ziehen gewohnt war. Er lauſchte dieſem Tone, und gewöhnlich entrollte ein neues Blatt dem Buche des Lebens, bald bezeichnet mit einem Kreuze, über dem das Auge der Vorſehung leuchtete, bald mit einem Myrthenkranze oder Palmzweige geſchmückt. Der Lorbeer war mit mannichfachen Dornen verwebt und deutete hin auf die einſtige unverwelkliche Krone. — Heute tönte es wieder, das Silberglöckchen, es bezeichnete eines der Schlußblätter des viel beſchriebenen Lebensbuches mit bunten Blumen und lieblichen Geſtalten geſchmückt. „Tritt leiſe auf,“ ſprach die ältere Tochter Stillings zu der jüngſten, „tritt leiſe auf, wenn Du hinauf in das Dachſtübchen eilſt, — der ſtille Bergungsort unſerer Geheimniſſe, — dort müſſen die Blumen zum Kranze gewunden werden, dort beginnſt Du, was die Feier noch ferner heiſcht; wir andern folgen, Dich zu unterſtützen.“ — O beglückende Zeit ſolcher Einſamkeit, einer Einſamkeit mit Bildern der Liebe ausgeſchmückt! Wie reiht ſich Gedanke an Gedanke, an das Nützliche das Schöne, an die Proſa die Poeſie! Wie geſchäftig ſind die Boten des Himmels ausgeſandt zum Dienſte derer, die nach dem Heiligthume ſtreben, die Sproſſen der Himmelsleiter auf- und abwärts zu eilen, um Wünſche hinauf, und ſinnige Gedanken herab zu tragen, um durch die lieblichſten Bilder das Auge wach und das Herz friſch zu erhalten.

„Schlummre nun ein wenig, mein Schweſterlein,“ begann nun auf's neue die ältere Schweſter, „wir andern vollenden was du begonnen. — Gönnen ſich doch die Geliebten, deren Jubeltag mit dem erſten Strahl der Sonne beginnt, auch die ſanfte Ruhe. O das Auge, das jetzt von keiner Thräne befeuchtet iſt, hat oft gewacht an unſerm Schmerzenslager, der Mund, der eben ſich geſchloſſen, hat manches fromme Wort zu uns geſprochen; viel haben ſie gelitten, viel geliebt, die Theuern, darum ward auch das Band, welches vor 25 Jahren geſchloſſen, ſo innig, ſo feſt, daß es ſie vereint hinaufzieht zur himmliſchen Heimath.“

Das Morgenroth erſchien; ſein erſtes Leuchten ſtrahlte in das ſtille Gemach des Greiſes; noch halb ſchlummernd faltete er die Hände — „Vater, nun am Ziel der Reiſe, führ uns Beide Hand in Hand, hin zum höh'ren Wirkungskreiſe, heim in's Vaterland! — So ſei es, Eliſe!“ ſprach er zu ſeiner Gattin, und ihr Herz ſprach: Ja und Amen!

War dies doch ein Wunſch, der immer wieder und wieder ſich erneute, ſo daß er endlich zum Gebet geworden; war es ihr doch, als vermöchte ſie ihn nimmer zu wandeln, den Schmerzensweg, ohne die treue Stütze, die ihr glaubenskräftig zur Seite ſtand! — So ſei es, die ſilbernen Pforten, die ſich heute öffnen — ſie führen auf den letzten ſchweren Pfad, wo der Schimmer eines ewigen Morgens, der ſeine goldne Thore öffnet, ſtärkend und erquickend ſeine Strahlen herabſenkt.

„Du überreichſt den Myrthenkranz und Du den Blumenſtrauß,“ flüſterten Stillings Töchter unter einander. „Nun zur ſtillen Pforte, und dann in ihre Arme!“

Wir erblicken einige Stunden ſpäter Stilling in ſeinem Seſſel, einem Feſtgeſchenke ſeiner Kinder, mit thränenfeuchtem Antlitze auf Kinder und Kindeskinder blickend. Der Blumenſtrauß bezeichnet den Jubelbräntigam. Ja, er war geſchmückt zur Hochzeit; er war Ihm gefolgt, ſeinem Herrn und Meiſter auf der Bahn nach Golgatha, er hatte geruht an Seinem Herzen, wenn er ſchmecken durfte, wie freundlich der Herr iſt, — er hatte ſeine Hand ausgeſtreckt, wie Petrus, wenn die Fluthen des bewegten Lebens drohten über ihm zuſammen zu ſchlagen; er hatte bekannt mit Nathanael: „Herr, Du biſt der Chriſt, Du biſt der verheißene Meſſias“ und ſein Auge glänzte im Abendrothe ſeines Daſeins von ſeliger Hoffnung. Und die Mutter! O nie wird es von mir weichen, dieſes Bild; verklärt durch demüthiges Dulden und ſeliges Hoffen. — Ihr war das Kreuz zum Schmucke geworden und hatte ihr das Siegel aufgedrückt mit den Worten: „Du biſt mein“! — Der Myrthenkranz ſchmückte ihr noch dunkles Haar, ihr weißes Gewand gab ihr ein feſtliches Anſehn, und man hätte denken ſollen, ſie gehöre ſchon zu denen, die einhergehn in weißen Kleidern. Ja, dieſes Bild, es ziehe uns voran und führe uns aufwärts, wenn uns manches allzu düſter, allzu öde erſcheint im bewegten Erdenleben. Kinder und Enkel drängten ſich herbei mit ihren Feſtgaben; die Großen mit herzlicher Rede in Proſa und Poeſie, die Kleinen in unſchuldigem Sinn und Unſinn. Die Liebe lächelt unter Thränen und empfängt das Eine, wie das Andere, wie ſie den angebotenen Blumenſtrauß ohne Rückſicht auf die einzelnen Blumen ans Herz drückt. Der alte uns ſchon bekannte Birkemeyer credenzte beim Feſtmahle. Jeder hatte einen wohlmeinenden Trinkſpruch darzubringen, der mit Wohlwollen und Heiterkeit aufgenommen und zuletzt in die Hand des Jubelgreiſes gegeben wurde, der das feſtliche Mahl mit einigen dankenden und frommen Worten ſchloß.

Noch war der Schleier des Geheimniſſes nicht gelüftet; Stillings Töchter jubelten noch im Stillen über das, was der Abend enthüllen werde. Leiſe wurden Kränze aufgehängt, Kerzen angezündet, eine grüne Laube geflochten, die das Jubelpaar aufnehmen ſollte, ein Altar — doch nein, ich öffne die Thüre zur Seitenſtube noch nicht, kommt noch mit mir durch die dunkeln Straßen, folgt mir in Räume, in denen ſeit Monaten Schmerz und Krankheit gewohnt. Da ſehen wir eine Geſtalt, die ſich mühſam vom Lager erhebt, liebende Hände, die ſie in Feſtgewänder einhüllen, Arme, die ſie umſchlingen und hinabtragen in den harrenden Wagen, welcher bald darauf vor dem feſtlich erleuchteten Stilling'ſchen Hauſe anhält. Leiſe umfaſſen aufs Neue die gleichen Arme die geliebte Kranke, um ſie den leuchtenden

Räumen entgegen zu tragen, wo ſie, der ſtützenden Krücken bedürftig, durch die Thür tritt. — Kirchenräthin E....., eine nahe Freundin des Stilling'ſchen Hauſes, hatte in Folge eines ſchmerzlichen Beinbruchs lange Zeit ihr Lager nicht verlaſſen können. Indeſſen konnte ſie nichts vermögen, bei Stillings Feſt nicht zugegen zu ſein. — Noch höre ich die jubelnden Töne der Kranken, noch ſehe ich des Vaters weit geöffneten Arme und höre ſeine Worte: „dies iſt mir die höchſte Freude des heutigen Tages!“ — O Vorſchmack jener ſeligen Zeit, wenn unſere Seele, entfeſſelt von irdiſchem Weh, von himmliſchen Armen getragen, in die lichten Räume der Seligkeit einkehrt, wenn die irdiſchen Stützen ſchwinden und die Gnade uns ihr Feſtgewand verleiht, um Theil zu nehmen am ewigen Hochzeitsfeſte!

Doch Stillings jüngſte Tochter erwartet ſehnlich das Oeffnen der geheimnißvollen Pforte — brennt doch die Flamme auf dem Opferaltar, glänzt doch die Inſchrift in bunten Farben, auch der Weihrauch iſt bereit, die Flamme des Gebets zu nähren; ruhen doch die Ringe auf ſeidenen Kiſſen, auch wartet der Freund, um aufs Neue den Segen auszuſprechen. Die Ringe werden gewechſelt, ſie verbinden zum Tode, wie ſie zum Leben verbanden. — Die Freude ward milder, ſie ward zur Wehmuth, als nach und nach die Feſtkerzen erloſchen. Da läutete das Silberglöckchen wieder und die Engel legten einen weißen Schleier über die Stunden des Tages und beſtreuten ihn mit ſchönen reichen Blüthen feſtlicher Erinnerung. Und wo ein Feſt in Stillings Geiſt gefeiert wird, da winden ſie dieſe Blumen mit in den Freudenkranz, denn ihre Blüthen ſind unverwelklich.

* * *

Neuntes Bild.

Stillings und Eliſens letzte Stunden.

Die letzten Weihnachten im Stillingſchen Hauſe waren vorüber, und Stille wohnte in den Räumen — Stille, unterbrochen von Schmerz, von dem Kommen und Gehen theilnehmender Freunde. Stillings Zelle, geſchmückt mit den Pfändern der Freundſchaft, mit den Blumen, die dankbare Armuth zollte, barg jetzt ein Schmerzenslager, der Kampfplatz der letzten Glaubensprobe. Suchen wir aber hier *nur* Schmerz und Kampf? O nein, die heiligen Engel gehen ein und aus und führen die lieblichſten Bilder vergangener ſchöner Tage vor die Seele des Leidenden: da tritt er in die Hütte Eberhardts, des unvergeßlichen Großvaters, erquickt ſich an den Erinnerungen einer idylliſchen Jugend, einigt ſich im Geiſte aufs Neue mit ſeiner Chriſtine, dem Bilde des dunkeln Glaubens und der ergebenen Ausdauer im häuslichen Leiden; erinnert ſich der ſchönen Tage an Selma's Seite, die ihm Frieden brachte, den Glauben an beſſere Zeiten in ihm weckte und als ein Bild ſeliger Hoffnung in der Blüthe der Jahre von dieſem Leben ſchied. Der dritte Engel, Eliſe, hat um Vergangenheit und Gegenwart das Band der Liebe geſchlungen, und begleitete ihn als treue Gefährtin auf dem finſtern Pfade des Todes. Im Geiſte durchſchritt er mit Eugenius die ägyptiſche Pyramide, machte Waſſer- und Feuerprobe mit ihm durch, theilte ſein Heimweh und blickte ſehnſüchtig nach der Spalte, durch die der arme Wanderer im letzten Schein des Abendroths in die ſelige Heimath einging. Dann umfaßte ſein Herz die ganze arme Menſchheit, er dachte an ihre Erlöſung durch den, der wiederkehret in den Wolken des Himmels. In ſeiner Siegsgeſchichte trat ihm der heilige Apoſtel von Pathmos entgegen und theilte ihm das Weſen ſeiner himmliſchen Begeiſterung mit. Theobald, in dem er ſich oft ſelbſt ſchildert, hat den ſchmalen Weg zwiſchen

Schwärmerei und dem Alltags-Chriſtenthum erreicht und eilt nun einer thatenreichen glänzenden Laufbahn entgegen. Er baut mit Morgenthau Hütten für die Armen, weint mit Florentin um die arme fromme Mutter, ſchleift den rohen Diamant und führt Theodore von der Linden durch ſchwere Proben zu einem ſegensreichen Wirken. Dann hält er Zwiegeſpräche mit dem grauen Manne; er blickt durch deſſen Fernrohr, gereinigt von Vorurtheil, glänzend durch Gottesfurcht, fleckenlos durch Reinheit, untrüglich durch Erfahrung und Wahrheit. Auch umgeben ihn die Klänge ſeiner eigenen Laute; es tönen „Seraphinen nieder", das Lied an den Erlöſer: „Dir nah ich mich, nah mich dem Thron"; — und wenn die Geiſtesſchwingen ermatten, dann tragen ihn die Jugendträume zurück in die Triften der Heimath und die ſanften Geſänge ſeiner Muhmen: „von den drei Sternlein" — „von Kindelbergs hohem Schloß" — wiegen ihn aufs Neue in ſanften Schlummer. So wandert eine Seele durchs Thal des Todes, die den Herrn liebt!

Doch in den nahen Räumen hat ſich die Dunkelheit des Todes hernieder geſenkt. Der Engel, der Stilling bis zu dieſer Stunde begleitete, ſeine Eliſe, ſoll die irdiſche Hülle abſtreifen, um zu ihrem wahren Elemente, dem Bereich der Liebe zurückzukehren. Die ſchattigen Fittiche des Todes ſind über ihr ausgebreitet, und es iſt, als ob kein Strahl dieſes Dunkel durchbreche. Kein Strahl? und doch, was vermöchte die Liebe nicht zu erreichen? — Stilling hat ſein Lager verlaſſen, hülfeleiſtende Arme bringen ihn an den Kampfplatz der Sterbenden — und was beut er ihr? Balſam von Golgatha; ſeine Laute ertönt aufs Neue in den Klängen der himmliſchen Liebe, ſie erzählt von dem Todesüberwinder, von dem ewigen Morgen, von einem Sabbath ohne Ende, und ohne des Irdiſchen zu gedenken; erhaben über den armen Erdenſchmerz, ſchied er mit den Worten: „Leb wohl, du leidender Engel!“ Das war ſie. Und unſere Freundin v. G., ſtark in Thatkraft, aber noch ſtärker in der Liebe, die erſt Jenſeits ihre eigentliche Heimath fand, ſagte zu Stilling's zweiter Tochter: „Dein Vater iſt ein großer Mann, dieſe aber hier iſt ein Engel“, und hiermit iſt der Anfang und der Schluß ihrer Biographie gemacht. Sie war im Sterben, was ſie im Leben war: ein Muſter frommer Geduld Außer einer freudigen Bemerkung, daß ſie jetzt in die Heimath zurückkehre, geſtattete Kampf und todtenähnlicher Schlummer keine Aeußerung mehr, nur reichte ſie noch Allen mit ihrem ſeelenvollen Blicke die Hand, bis ſich dieſer nach langem erquickendem Schlummer für immer ſchloß. Habt Ihr ſchon eine Mutter verloren, ſchon den mächtigen Schmerz empfunden, den der Riß von einem Mutterherzen, durch phyſiſche und moraliſche Bande ſo innig verwebt, hervorbringt? Die Liebe mag auch in noch ſo reiner und noch ſo geheiligter Geſtalt euch umgeben, es iſt keine Mutterliebe. Mutterliebe hat der Herr in der Bibel bei ſeinen herrlichſten Verheißungen geweiht und geheiligt. „Wie ſich eine Mutter ihres Kindleins erbarmt, ſo erbarmt ſich der Herr über die, ſo ihn fürchten.“ — Dünken euch die Anforderungen im Pſalm des neuen Teſtaments, dem Corinther-Brief, zu ſchwer, ſo eilt zu einem frommen, wahren Mutterherzen, und ſehet da erblühen die drei ſchönſten Himmelsblumen: Glaube, Liebe, Hoffnung, — aber die Liebe iſt die größte unter ihnen.

Hier lag nun die Leiche einer Mutter; Mutter ihrer Stiefkinder, Mutter der eigenen, bei beiden in vollem Liebesbewußtſein, Mutter, Rathgeberin im älteren und jüngeren Freundeskreiſe, Mutter — ſelbſt auf dem Schmerzenslager — der Armen und Hülfsbedürftigen.

Die liebe Hülle wurde mit einem ſchneeweißen Gewand bekleidet, und mit den erſten Veilchen beſtreut. So ſchwebte ſie verklärt vor unſerm Geiſtesauge. „Willſt du dieſe ſelige Botſchaft nicht deinem Vater mittheilen?“ — ſagte unſere Freundin zu Schweſter Caroline, nachdem wir uns von den Knieen erhoben und dem heftigen Schmerz ſeine Rechte ließen; und es geſchah. „Gottlob!“ ſagte er, „ſie ſind nun alle drei bei dem Herrn!“ — In ſeiner Biographie bemerkte er ſchon früher, daß er bei dem Schmerz um ſeine geliebten Abgeſchiedenen doch immer das beſeligende Gefühl gehabt, ſie geborgen zu wiſſen.

Mit den erſten Strahlen der Frühlingsſonne ward Eliſens irdiſche Hülle in der Stille der Erde übergeben. Ihr älteſter Enkel ſprach einige fromme Worte über den Text: „Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ — Und ſo ſei dieſer Uebergang vom Dunkel zum Lichte mit denſelben Worten geſchloſſen, mit denen Stilling das erſte Bändchen ſeiner Lebensgeſchichte ſchließt:

„Ihr Grab deckt kein prächtiger Leichenſtein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einſam hin und girren und liebkoſen ſich zwiſchen dem Grabe und den Blumen, die aus demſelben hervorgrünen.“

Von nun an war Stilling nicht mehr daheim, er weilte nur noch zehn Tage unter uns. „Die Mutter — ſagte er öfters — ſendet mir Boten über Boten; ſie werde, ſo heißt es, von Vollendung zu Vollendung geführt, ich ſolle ihr nur folgen.“ War es nicht erhört das Gebet, welches am Hochzeitstage ertönte? „Vater, und am Ziel der Reiſe, führ' uns Beide Hand in Hand.“ Ja, ſie bot ihm dieſe ihre Hand, um ihn an Banden der Liebe nachzuziehen. Aber ſein Uebergang war nicht ſo leicht, es war ein langſames Abſtreifen des Irdiſchen und ein ſtufenweiſes Anziehen der himmliſchen Strahlen. Daher der Kinderſinn, der ſich über den großen Geiſt erhob und die reine einfache Himmelsſpeiſe von dem Schaum der Eitelkeit und der irdiſchen Bewunderung ſonderte. So ſagte er auch zu Schweſter Caroline, indem er im Geſangbuche einzelne kernhafte Lieder aufſchlug: „Laß die Kinder, die deiner Erziehung anvertraut ſind, oft geiſtliche Lieder ſingen, doch in einfachen Weiſen.“ *)

In ſeiner Phantaſie ſpiegelten ſich oft himmliſche Bilder, und ſo erzählte er ſeinem Sohne von den ſchönen Blumen und lieblichen Kinderköpfen, die er vor ſich ſehe. Die Liebe, die ſtets ſein Herz überſtrahlte, hatte am Eingange in das Reich der Liebe ihren Höhepunkt erreicht und glänzte über Alles, was ſein Auge erreichen konnte. Blicke, Händedruck, je nach Bedürfniß des nun bald ganz verwaisten Herzens, waren ihm gleichſam Bedürfniß geworden. „Ich ziehe nun zu dir, ſagte er zu ſeiner jüngſten Tochter, die noch allein im Elternhauſe wohnte — ich ſehne mich nach den Räumen, in denen die liebe Mutter vollendet, und dort — ſetzte er freundlich lächelnd hinzu — wollen wir denn recht heimlich zuſammenwohnen. — Doch ſolche Pläne waren nur vorübergehend, denn die Fäden ſeines

---

*) Dieſe liebe Schweſter ward die Nachfolgerin der Frau von Graimberg, konnte aber wegen Kränklichkeit dieſem ſegensreichen Beruf nur kurze Zeit vorſtehen.

ganzen Daſeins waren ſchon an das Jenſeits gefeſſelt.

So kam die Charwoche; die erſten Töne der großen Glocke, die nur hohe Feſttage anläutete, ertönten. Stilling lag in tiefen Ernſt verſunken auf ſeinem Lager; die Fenſter wurden geöffnet, damit die ihm ſo wohlthuenden feierlichen Laute bis zu ſeinem Ohre dringen möchten. Es war das Grabgeläute unſeres häuslichen Glückes. — Noch wenige Tage, und die Pforten dieſes gaſtlichen Hauſes waren auf immer geſchloſſen. Dieſe drei Tage indeß enthielten noch reiche Stunden der Weihe. Die Räume des Sterbenden waren für uns zum Tempel geworden, und der forſchende, himmelanſtrebende Geiſt unſeres Vaters führte uns mit ſich zu den Pforten des Allerheiligſten. Er ſprach ſich gegen ſeine Tochter Caroline über die wunderbare Verkettung des Geiſtes mit dem Körper aus: „Mir iſt“, ſagte er, „als ſei meine Seele ſchon nicht mehr in den Feſſeln des Leibes, als ſchwebe ſie über demſelben und blicke auf ihn herab.“ Ebenſo begleiteten ihn Erinnerungen an religiöſe Controverſen, und bis ans Ende hat er ſtets mit dem Schwerte des Glaubens gegen die Feinde deſſelben gekämpft;

doch fochten ihn dieſelben nicht mehr an; er erzählte, daß er im träumenden Zuſtande viel mit einem Weſen zu thun habe, das ihn von ſeinem Glauben abwendig machen wolle, es könne ihm aber nichts anhaben. So waren die letzten Tage Reminiscenzen einer reichen Vergangenheit, verklärt durch eine noch ſchönere Zukunft.

In der Stille der Nacht ſegnete er ſeine Kinder, betete für ſie, ermahnte ſie, gleich einem Reisbündlein feſtzuhalten in der Eintracht, vor Allem aber im Glauben an Chriſtum, dem Erlöſer, treu zu verharren — und dies war ſein Vermächtniß. Sein Geiſt ſtand über allen irdiſchen Sorgen. Schon vor Monden hatte er in einer Dispoſition ſeine häuslichen Angelegenheiten geordnet.

Am Tage vor Gründonnerſtag umgaben die Vorboten des Todes das Lager, ſein Geiſt kämpfte wie ein Held und ſein Kampf war Gebet! „Herr, ſchneide den Lebensfaden ab!“ „Du Todesüberwinder, Kraft!“ — das waren die Worte, die er mit ſtarker Stimme ausſprach, bis ſein Gebet erhört war. Der Todesengel hatte im Scheiden die Spuren eines ſeligen Lächelns auf den Zügen der geliebten Hülle zurückgelaſſen.

Mit welcher Wonne wird Eberhard Stilling den Liebling ſeiner Seele in den Gefilden des ewigen Friedens empfangen haben? —

Licht und Recht ſtrahlt weit und breit,
Vater Stilling ſieht mit Wonne,
Wie nach ſchwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die verſöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

(Letzte Strophe aus dem Liede:
„Hört ihr lieben Vögelein.“
Siehe Lebensgeſchichte.)

Zehntes Bild.

Die Verklärung.

Es iſt hier nicht von Tabors Verklärung die Rede, nicht von Moſes und Elias, nicht von der Anbetung eines Petrus, Johannes und Jakobus, aber doch von einer Verklärung, die ſich in tauſendfarbigen Strahlen dem ſehnſüchtigen Herzen mittheilet und in himmliſchem Glanze das Samenkörnlein: „Glaube“ erſtehen läßt.

Die Hüllen der geliebten Eltern waren der Erde übergeben worden. Aber ein leiſes Wehen des Stilling'ſchen Geiſtes, himmliſche Klänge einer ſeligen Vergangenheit beleuchtete den mannigfach mit Dornen beſtreuten Lebenspfad der Verwaiſten. Und wenn an jedem Scheidewege das Panier des Kreuzes aufgepflanzt war, und keine Friedenshand den Ruheport bezeichnete, dann ſtrahlte des Vaters glaubensfeſter Muth durch die finſtre Nacht und Tabors Glanz verklärt die Worte im dunkeln Herzen: „Fürchte Dich nicht, glaube nur!“ — Wenn der Erdenſchmerz die Flügel der Liebe und Geduld lähmt, daß ſie ſich nicht mehr zu erheben vermögen, dann blickt das Engelsantlitz der theuren Mutter durch die düſtern Wolken, und in Tabors Glanz ſchimmert ihre ſchlichte Binde: „Selbſtvergeſſenheit, und Liebe, und Demuth.“ Sie winkt mit der Palme, und das Herz feiert ein neues Auferſtehungsfeſt, entfeſſelt von Gram und Schmerz!

Caroline, Stilling's zweite Tochter, hatte mit ſeltener Liebe und Treue beide Eltern bis zu den Pforten des Todes begleitet. Nicht zufrieden, die Hülle der geliebten Mutter nun fremden Händen zu überlaſſen, ſuchte ſie auch noch die Stätte auf, wo dieſes treue Mutterherz ruhen ſollte, und hier an dem offenen Grabe empfing ſie den Keim zu einem Sehnſuchtsſchmerz, der ſie nur zu bald mit den geliebten Vorangegangenen vereinigen ſollte. — Die wenigen Jahre ihrer frommen Wirkſamkeit waren durch dieſe Sehnſucht, durch Krankheit und durch Mißlingen ihrer theuerſten Wünſche bezeichnet. Sie gründete ſich noch im letzten Lebensjahre ein ſtilles Bethanien, wo ſie gleich der armen Wittwe aus ihrem Liebesſchatze manches Samenkörnlein in den Gotteskaſten der Menſchenliebe ſpendete, welches der Schöpfer als reiche Ausſaat gedeihen ließ. Wo ſie erſchien, wo ſie tröſtete, wo ſie erfreute, da leuchtete ein Strahl des Friedens, denn Tabors Glanz hatte auch dieſes Herz in Liebe verklärt, aber auch den magnetiſchen Zug zu der himmliſchen Heimath vermehrt. Oft ſang ſie mit ihrer herrlichen Stimme in der Abenddämmerung folgende Strophen:

Ich ſuche Dich bei Tag und Nacht,
Du, den ich zärtlich liebe,
Wenn Alles ſchläft, wenn Niemand wacht,
Weint ſich mein Auge trübe!

(Aus einem Liede an den Erlöſer.)

Ihre Stimme war dann ſehr bewegt; ſie ſchwieg und fuhr fort in melancholiſchen Accorden zu phantaſieren.

Einſt erzählte ſie ihrer jüngſten Schweſter folgenden Traum: „Ich befand mich in einer mir unbekannten Gegend, die Sehnſucht nach unſern geliebten Eltern hatte mein ganzes Daſein erfüllt und ich weinte. Da näherte ſich mir eine dunkle Geſtalt; betroffen ſah ich ſie an, es leuchtete mir das geliebte Antlitz des Vaters entgegen, und mit ſeiner lieben, wohlbekannten Stimme ſagte er: „Kennſt Du denn Dein Väterchen nicht mehr?“ Im Danke gegen den Todesüberwinder ſank ich auf meine Knie, rief Rabbuni! und erwachte.“

Den 10. Mai 1821 entſchlief ſie ſanft, ihr Blick war auf das Bild des Erlöſers gerichtet, bis der Engel der Liebe ihre Augen ſchloß. Sie ſtarb in ihrem 33. Lebensjahre.

Stilling's ältere Kinder, fern von der Heimath, ſuchten in ihren Familien dem beſeligenden Vermächtniß des geliebten Vaters treu zu bleiben. Der Geiſt des Chriſtenthums belebte den Kreis, dem ſie vorſtanden, und Jene, die früher gewürdigt wurden, in das Land des Friedens und des ewigen Erbarmens überzugehen, ſchieden in dem feſten Glauben an ihren Erlöſer.

Amalie, Stilling's dritte Tochter hatte einem wichtigen Berufe vorzuſtehen. Die im Elternhaus gemachte Erfahrung, ſowie die unter der Leitung ihrer mütterlichen Freundin erworbenen Kenntniſſe geleiteten ſie auf der Bahn der Pflichten und Liebe. Ihr treues Gemüth führte die ihrer Erziehung

Befohlenen bis zu den Jahren, wo Welt und Verhältniſſe ihre Anſprüche geltend machen. Das Himmelsbrod ward ihr auch auf dieſem Lebenspfade gereicht, und der Fels des Glaubens hatte ihr ſeinen Born geöffnet. So erreichte ſie ein irdiſches Kanaan, ein ſolches, wie es dem treuen Arbeiter im Weinberge zu Theil wird; ein — Paradiesgärtlein, von der Gründerin zur Pflanzſchule des Geiſtes Chriſti auserſehen, nicht von der Schlange gemieden, aber doch in ſeligem Verkehr mit den Engeln, — denn Andacht und Gebet haben die Pforten geöffnet, Glaube und Liebe die lichte Bahn bezeichnet und die Früchte des Geiſtes eine Himmelsleiter erbaut.

* * *

Eilftes Bild.

Der Tannenbaum und die Feſtroſe.

Inmitten dieſes Paradieſengartens ſteht der Tannenbaum, der ſeine reichen Aeſte über alle die kleinen Quellen und Bäche ausbreitet, welche dem Lebensſtrome zufließen. Unermüdlich beut er ſeine kühlen Schatten und leitet die Lichtſtrahlen zu den kräuſelnden Wellen, damit das Bild des Himmels ſich in ihnen ſpiegle. Und wenn ein Bächlein die rechte Bahn verfehlt, dann ſendet er einen Zweig ihm nach, und die Engel pflücken Blätter von der Feſtroſe, die ihm zur Seite blüht, und wecken mit Himmelsgrüßen ein ſeliges Heimweh. Ja, ſie führen und leiten, wenn es nur anders will, daſſelbe zum ſchützenden Tannenbaum zurück!

Aber die Feſtroſe blühet von Jahr zu Jahr. An jedem chriſtlichen Feſte treibt ſie eine reiche Blüthe. Am herrlichſten duftet ſie am Weihnachtsfeſte, denn jedes Blättlein iſt ein Liebeshauch und die Engel pflücken ſie und tragen ſie in die Hütten der Armen, in die Herzen der Gläubigen. Der Tannenbaum ſtrahlt von tauſend Kerzen, die in das tiefſte Dunkel dringen, deren Glanz die Quellen und Bächlein verklärt und in ſanfter Liebesweiſe dem Ziele näher führt. Sie führen auch Roſenblätter als Feſtzeichen mit ſich, und in zarter Liebe verſchlungen, ſpendet Eines dem Andern von dem Lichtglanze, dem Wiederſchein des Tannenbaums.

Doch die Lichter erlöſchen; die Orcane der Erdennoth tragen die Roſenblätter der Feſtfreude davon, und die Alltäglichkeit breitet ihr Tagewerk darüber hin, bis nach und nach der Schmuck des Feſtes verſchwindet. Aber eine junge Knospe erſteht und ſie treibt neue Blüthen. Der Charfreitag entfaltet eine Purpurroſe, bethaut von den Thränen der Reue, verklärt durch den Strahl der Vergebung. Stille iſt es in der Natur, und die Engel feiern das große Geheimniß. Doch der Abend bricht die Roſe; ſie wird im Buch des Lebens aufbewahrt, ſie iſt das Siegel der Liebe, die Vollendung des Glaubens und der ſtille Sabbath breitet den Thränenſchleier der Andacht darüber aus.

Da erwacht der Oſtermorgen und aus der dritten Knospe erſteht in lichtem weißem Glanze die Blüthe der ſeligſten Offenbarung und der fröhlichſten Hoffnung. Angethan mit den Gewändern des Heils eilen die himmliſchen Boten und tragen die ſtrahlenden Blätter an das Schmerzenslager der Kranken; ſie legen ſie in die gefalteten Hände der Entſchlafenen; ſie pflanzen zarte Reislein auf verwitterte Gräber; ſie ſchmücken die Dornenkronen damit, und ſiehe — es glänzen Diademe. Aber alle die Quellen und Bächlein umgeben die Wunderblume, denn aus ihr ſtrömt Licht, Leben und volle Genüge.

Und ſoll ich noch vom letzten Abſchiedsgruße, von der Flammenblüthe der Pfingſtroſe erzählen? Ueberall ſind ihre lichten Spuren zu finden: ſie erſcheint von Jahr zu Jahr in jeder Chriſtengemeinde und entfaltet ihren Feſtſchimmer gleich ihren früheren Schweſtern. Alle, die ihre Erſcheinung lieb haben, ſchmücken ihre Lampen mit dem Reichthum ihrer Blüthen, um aufgenommen zu werden, wenn der letzte Feſtruf erſchallt!

Zwölftes Bild.

Die Engelein,

oder:

Das Chriſtfeſt 1850.

(L. M. Sp...e, eine junge Schülerin der Anſtalt, ſtarb wenige Tage vor dem Feſte.)

Nicht die Weiſen aus dem Morgenlande ſind es, die nach der ſtillen Behauſung ziehen, über welche der Stern der Liebe ſeine Strahlen ſo mild verbreitet, — es ſind die Engel, die Weihnachten halten wollen und mit himmliſchen Gaben Kinderherzen ſuchen, in denen das Chriſtkind eine Stätte gefunden. Aber es iſt ſtill in der Behauſung, nicht Freudenruf tönt den Himmliſchen entgegen, und die dunkeln Räume ſind nur erhellt durch die Flämmlein frommer Seufzer und

Gebete, die den Engeln zur ſtillen düſtern Stätte des Todes leuchten, wo ein frommes Kind ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht. Der Engel des Todes hat ſich in das Lichtgewand der Liebe gekleidet; führt er doch ein ſeliges Weſen zu dem höhern Chriſtfeſte, waren doch Lauterkeit und einfache Frömmigkeit die Flügel, die es empor trugen in's ſelige Heimathsland. Es floſſen wohl Thränen, aber Thränen, in denen der Weihnachtsſtern ſich verklärte, der gleich der lichten Wolkenſäule den Zug der Seligen zum Himmel leitete.

Als der Trauerzug die Stätte verließ, da webte die Liebe einen Kranz frommer Gefühle und ernſter Vorſätze um die Bahre, als Geleit. Wurde das geliebte Kind doch gebettet zu ſeligen Vorangegangenen, die einſt Segen verbreitet und deren Werke ihnen nun nachfolgen. — So trat der Ernſt zu der Weihnachtsfreude und heiligte und weihte ſie zu einem beſondern Segen.

Allein die Engel ſind nicht müßig: ſie begleiten Mutter und Kinder auf jedem Liebespfade, ſie reichen die Lichtlein zum Weihnachtsbaum, ſie weihen die kleinen Kerzen zu Sinnbildern der Herzensreinheit, ſie verhelfen ihren kleinen geflügelten Abbildern zum Schweben und zum Schmuck und zünden das Lämplein in der Krippe an. Sie haben die Hände auf die Ringe gelegt und geſprochen: „Der Ring iſt das Zeichen der Liebe“; ſie haben über die Kreuze ein himmliſches Thränlein geweint und gebetet: „Laß ſie dem Kreuze treu ſein!“ Auch haben ſie unlängſt den Pinſel geleitet und himmliſchen Strahl zu den Farben gemiſcht, damit uns Armen im Erdenthale ein ſchwaches Abbild des Chriſtkindes würde. Es breitet die Arme der Liebe aus, als rufe es: „kommet Alle zu mir!“ Das Kreuz, als Symbol der Erlöſung im Hintergrunde, — die Dornen als Siegeskrone zur Seite, — Alles haben die Engelein dahin getragen, damit das ſchwache Herz erſtarke, ob ſolcher Liebeswunder. Und als die Schaar der Armen ſich zur Thüre drängt, da hat wohl Manches unſichtbar den Gebrechlichen zur Schwelle hingeführt. Auch bei den hier bereiteten Gewändern, wenn Ungeduld ſich hie und da zeigen wollte, wenn ſich die Nadel nicht raſch bewegen mochte, da ſind die Englein herbei gekommen mit ihrem Reichthum an Geduld und Liebe und haben ſolche Weihrauchkörner ausgeſtreut, damit die Liebesflamme aufs Neue im Herzen fromm entzünde. Und als der große Baum von Lichtern glänzte, um den die Schaar der Armen ſich verſammelte, — da ſind die Engel ſo recht eigentlich zu Hauſe, auch ſtimmen ſie gar ſanft mit ein, wenn „Seraphinen“ laut erſchallt; ja bis zum Himmel tragen ſie die reinen Töne, damit die Sel'gen Alle ſich daran erfreuen. Und wenn nun fromme Rede von den Lippen fließt, dann flüſtern ſie manch frommes Wort mit ein und ſind geſchäftig, in die Herzen Aller die Weihnachtsbotſchaft fromm und froh zu bringen. Und wenn das helle Glöcklein dann ertönt, ſo klingt es nicht, wie ſonſt, es hat für uns ein höheres Bedeuten. Es drängt nun Alles ſich den lichten Räumen zu, wo Liebe, Glanz und Schein wetteifernd ſich verbreiten. Das zarte Kindlein auf der Mutter Arm ſchaut freudig nach der kleinen Krippe hin, und Manches, an der Hand der ältern Schweſter, möchte mit dem Chriſtuskinde hin nach Aegypten zu ziehen. Auch ſchöne Sprüche haben die Engelein hin an die Wand geſchrieben und Gaben wie aus dem Füllhorn ausgegoſſen. Es iſt ein himmliſcher Verein von Menſchen, der ſich gleich einer Liebeskette hinauf zu ſeinem Urſprung zieht. Und ſind die Lichtlein gleich erloſchen, der Weihnachtsſegen lebt im Herzen und zieht mit fort nach Norden und nach Süden. Wenn dann die Kindlein fromm und fleißig, den oft mühſeligen Pilgerweg hier wandeln, dann dient auch ihnen, wie der früh vollendeten Schweſter, der Stern als Wolkenſäule und führt ſie aufwärts zu der ſel'gen Weihnachtsfreude.

* * *

Abſchied an die Schweſter.

So ſind die Töne denn verklungen,
Die ſich in Schmerz und Freude hier bewegen!
Es war fürwahr ein reicher Blüthenſegen,
Den uns die ew'ge Liebe hat geſpendet.
Und all' die theuern lieblichen Geſtalten
Sehn wir, gleich Sternen, zu dem Himmel ziehn,
Um uns mit ihren Wunderſtrahlen
Ein lichtes Bild der Seligkeit zu malen.

Uns bleibt das Kreuz, — die Thränenſaat;
Sie wird zur reichen Erndte werden;
Einſt ziehn auch wir zu den Verklärten,
Wo uns die Liebe ſchon den Pfad gelichtet.
Der Glaube zeiget uns den Himmel offen, —
Ja, wir ſind Eins im Lieben und im Hoffen.

Geſammeltes.

Goldkörnlein,

geſammelt aus Jung-Stilling's Schriften.

Selig ſind, die das Heimweh haben, denn ſie ſollen nach Hauſe kommen.

Den Sabbath feiern heißt: Kräfte ſammeln, um die Arbeitstage wirken zu können; dazu bedarf der Menſch aber nur ein Siebentheil der Zeit, ſechs Tage muß er zum Beſten des Reiches Gottes geſchäftig ſein.

Erfülle den Willen Gottes in jedem gegenwärtigen Augenblick ganz, und ſiehe nicht in die Ferne, damit du nicht ſtraucheln mögeſt. Wenn du dieß befolgeſt, ſo wird es dir in der Wüſte an Brod und im dürren Lande am Waſſer nicht fehlen. Wirſt du aber deinem eigenen Willen folgen, ſo wird dir das Land des Segens zum Fluch und ein Eden zur Sandwüſte werden. Die Vorſehung iſt die weiſeſte Führerin; Verlängerung des Eigenwillens und unbedingter Gehorſam gegen das göttliche Geſetz ſind ihre Maximen: ſie belehrt uns durch die Erfahrung und wandelt ungeſehen, wie ein Cherub, mit dem flammenden Schwerdte vor uns her. Siehe nur immer vor deine Füße, damit du ihre glänzenden Fußtritte nicht verfehleſt. Die beſte Sabbathsfeier iſt Anſchickung zur Heimreiſe.

Wenn du einen entdeckeſt, der im Verborgenen dem Hungrigen Brod gibt, den Nackenden kleidet, den Fremdling beherbergt, den Kranken erquickt, den Gefangenen tröſtet, und ſich mit der That für den Kleinſten im Himmelreich hält, dem gib die Bruderhand, ſeine Uniform mag ausſehen wie ſie will. Wer nach der Uniform urtheilt, der urtheilt wie die Phariſäer; wer aber aufs Herz ſieht, der gehört zu den Unmündigen, denen der Herr ſeine Geheimniſſe offenbart; ſollteſt du auch endlich einen ſehen, der zum Beſten der Menſchen Kraftthaten verrichtet, die über deinen Horizont gehen, ſo darfſt du dich wohl deiner Fühlhörner, aber ja nicht deines Stachels bedienen.

Wenn du irgendwo merkſt, daß du eine Blöße gegeben haſt, ſo mache dir ja keine Feigenblätterſchürze; — das leidige Schürzenmachen iſt das erſte Handwerk, das der Menſch gelernt hat und das er von der Wiege an bis an ſeinen Tod ſo gern treibt — der arme Pfuſcher! — laß du dich dann vom Herrn in haltbare Felle kleiden, und trage ſie ſo lange, bis du zu jenen weißen Kleidern reif biſt.

Wenn die Zeit, wie Shakespeare ſagt, aufrecht unter ihrer Bürde neben dir einhergeht und raſch fortſchreitet, ſo ſäume nicht, damit du mit ihr fortkommſt; kriegt ſie aber mühſam und krumm gebückt, ſo iſt's Zeit zur Thränenſaat, und dein Same wird hundertfältige Früchte tragen.

Jedes Gebot des Herrn iſt ein Samenkorn; wer es erfüllt hat, ehe ers lehrt, der theilt ihm Geiſt und Kraft des Keimens und Wachſens mit, und es wird auf jedem guten Boden aufgehen. Wer aber ſchön redet, ohne zu thun, was er vorſchreibt, der ſtreut tauben Samen aus, oder er ſäet auch wohl bloße Blüthen, die zwar die Luft mit Wohlgeruch erfüllen, aber weder aufgehen noch das Wachſen des Unkrauts verhindern. Ihr Lehrer der Wahrheit, ſeid keine Blüthenſäer!

Noah beſtand in der Waſſerprobe, denn Gott lehrte ihn ſchwimmen; aber welcher Noah wird in der Feuerprobe beſtehen? Laßt uns den Stein der Weiſen ſuchen, der unſer Weſen in Gold verwandelt.

Wenn wir um etwas beten, das uns Gott geben will, wenn wir es nur haben wollen, ſo empfangen wir's gewiß. Wer alſo um Licht bittet, dem wird's gegeben werden; wer es ſucht, der wird es finden, und wer bei dem Lichtgeber anklopft, dem wird gewiß aufgethan werden: denn der verdorbenſte Vater gibt ja ſeinen Kindern Nahrung, wenn ſie ihn darum bitten, wie viel mehr der Allerheiligſte und Allergütigſte. Sind denn endlich unſere Augen vom Staar der geiſtigen Blindheit geheilt, ſo daß wir nun klar ſehen, ſo werden wir billig in den Forderungen an andere Menſchen ſein; was wir dann wünſchen, das ſie uns thun ſollen, darinnen müſſen wir ihnen zuvorkommen, ſo wird uns die Wiedervergeltung nicht fehlen.

Wer donnert mit dem erſten Blitzſtrahl den mächtigſten Feind darnieder? wer erobert ohne Widerſtand Königreiche im Reiche Gottes? wer iſt's, dem jeder auf den erſten Wink gehorcht, oder dem jeder Widerſtand Ohnmacht iſt? — welcher Seraph iſt ſtärker, als Tod und Hölle? ſtärker ſogar als der Zorn des Allmächtigen? **Antwort:** Der Geiſt der Liebe!

Der ſtärkſte, immer widerſtrebende und nie völlig zu beſiegende Feind des Menſchen iſt ſeine Eigenliebe; nur der Geiſt Gottes und Menſchenliebe iſt ſein Herr und Meiſter.

Es thut einem ſo wohl, wenn man zur Zeit des Sturmes und des Ungewitters auf einer ſichern Felſenburg in ſeinem Kämmerchen hinter dem Ofen ſitzen kann. Das Heulen des Windes und das Rauſchen des Gewäſſers weckt alsdann das angenehme Gefühl der Sicherheit. — Die Religion Jeſu iſt ein unerſchütterlicher Felſen, und ſeine Lehren ſind lauter gehauene Quaderſtücke. Nur wacker gebaut!

Man lege nur immer weniger Waaren auf, als man feil hat; kein Kaufmann ſoll Stahlen in ſeine Muſterkarte bringen von Waaren, die er nicht zu verkaufen hat, und man ſei immer mehr, als man ſcheint.

Die Sonne ſcheint die Reſidenz des menſchgewordenen Sohnes Gottes zu ſein; — iſt ſie das aber nicht, ſo iſt ſie doch der körperliche Abglanz ſeiner Herrlichkeit und der Charakter ſeines Grundweſens, der Ordenſtern auf der Bruſt des Allherrſchers.

Willſt du den höchſt koſtbaren verborgenen Schatz finden, ſo mußt du dein ganzes Hab und Gut, alle deine Kräfte für das Stück Land, das ihn enthält, hingeben, damit du ein Eigenthumsrecht darauf bekommſt. Dann durchgrabe das ganze Feld ſorgfältig, ſo kann es dir auch noch vielfältige Früchte tragen, und wenn du endlich den Schatz gefunden haſt, ſo benutze ihn zum allgemeinen Beſten; prahle aber nicht viel damit, ſonſt möchte der Fürſt dieſer Welt ſeine Regale ausüben.

Wer in den Wegen Gottes geübt iſt, der kann das Kreuz von der Strafe wohl unterſcheiden. Im Kreuz ſpürt man die mitwirkende Gnade der Vorſehung allenthalben, ſo wie Joſeph im Hauſe Potiphars und im Gefängniß; aber während der Strafe leuchtet einem kein Sternlein des Troſtes.

O du mütterliche Freundin! rief ich bis über die Sterne hinauf, wandle meine Strafe in Kreuz!

(Eugenius in Stilling's Heimweh.)

Es iſt ſehr nöthig, daß du von Zeit zu Zeit eine Muſterung in deiner innern Haushaltung vornimmſt, und alle die Götzen, die ſich nach und nach eingeſchlichen haben, auf einen Haufen tief in die Erde verſcharrſt. Findet ſich dann einer, dem du nicht gewachſen biſt, ſo bewegt die Treue, die du im Kleinen angewendet haſt, deinen himmliſchen Führer, daß er ſelbſt dieſen Starken vertilgt, und dich dann mit dem Namen Iſrael beehrt.

Es giebt Zeiten wo ſich einem alle Leiden wie geharniſchte Männer mit gezückten Schwerdtern vor die Augen ſtellen, ohne daß man die geringſte Kraft oder Muth ſpürt, mit irgend einem den Kampf zu beſtehn; dann iſt's gefährlich, wenn einer zur Flucht räth, — im Gegentheil, man muß den Schild vorhalten, defenſive gehen, dem Kreuzfürſten auf der Verſe folgen und mit ſtarrem Blicke über alles hin auf das glänzende Ziel ſchauen.

Die Sinnlichkeit ſie iſt ein wahrer Laban; wer ihr um die Rahel dient, der bekommt

Lea. Je mehr man ſie bereichert, deſto mehr will ſie haben; und wenn man ihrer los werden will, muß man die Flucht nehmen.

Habe nur immer Ohren zu hören, ſo wird es dir nie an einer Stimme fehlen, die dir ſagt, was du thun ſollſt.

Tugend heißt: zu etwas taugen; Vermögen und Kraft haben, etwas auszurichten. Alles was uns nun zur wahren Ausübung der wahren Gottes- und Menſchenliebe Kraft giebt und Fähigkeit verſchafft, das iſt Tugend. Aber darum iſt im Grunde jede wahre chriſtliche Tugend nicht eigenthümlich, ſondern Gabe Gottes, folglich nicht Tugend, ſondern Gnade. Zur natürlichen philoſophiſchen Tugend giebt nur die Eigenliebe Kraft, daher gebiert ſie Eigendünkel und Splitterrichten; die Gnade hingegen wirkt göttliche Tugend und wahre Demuth.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Auf dem Angeſichte deſſen, der an den Umgang mit Gott und an den unverwandten Blick in die Sonne der Geiſterwelt viele Jahre lang gewöhnt iſt, entwickelt ſich nach und nach die ſehr leſerliche Hieroglyphe: Hüte dich, daß du mit mir nicht anders als freundlich redeſt. —

Selig iſt, der dieſes Siegel an der Stirne trägt.

Auszüge
aus einigen Briefen Jung-Stilling's an die Seinigen.

1. An ſeine Gattin Eliſe.

Carlsruhe, den 3. Januar 1807.

Liebe Herzens-Eliſe!

Mit tiefer, inniger, aber etwas ſchwermüthiger Gemüthsruhe ſchied ich geſtern von Dir; ſo blieb ich auch den ganzen Tag. — — — Der Herr wolle nun auch Deine Beſſerung zur Geſundheit fördern, worum ich unaufhörlich flehe.

Unſere gegenſeitige Liebe zu einander wird immer geiſtiger, reiner, himmliſcher. Mit unſerer ehelichen Liebe verbindet ſich nun auch die erhabene chriſtliche Liebe, — das Band der Vollkommenheit, das in Ewigkeit nicht zerriſſen werden kann.

Jetzt faſſe nur Muth, ſei geduldig in dem, was Dir der Herr etwa noch auferlegt, und trage ihm das Kreuz gerne nach. Bald wird er Dich davon befreien, und dann kommt Ihr Lieben und erquickt mich nach dem wohl überſtandenen Trübſal.

Ich küſſe Dich im Geiſt mit unausſprechlicher Liebe, auch unſere liebe Caroline. Grüße alle unſere Freunde.

Ewig Eins mit Dir
Dein J. St.

---

2. An dieſelbe.

Carlsruhe, Mittwoch
den 7. Januar 1807.

Mein ganzes hieſiges Leben iſt ein ruhiges ſtilles Vertrauen auf Gott, mit Wehmuth vermiſcht. Wüßte ich nur immerhin, wie es Dir ginge, ſo wäre ich ruhiger und froher; indeſſen hoffe ich immer, es werde bald beſſer mit Dir werden. Ach, das iſt eine ſchwere dunkle Zeit!

Ich bin geſund und lebe im Schoße der innigſten Freundſchaft, aber Dein Krankſein und die Trennung von Dir läßt mich doch keine rechte Freude ſchmecken. Ich erkenne ſehr wohl, was der Herr bei ſeiner erhabenen und wunderbaren Führung für Abſichten mit uns hat, und wir müſſen ernſtlich zu ihm flehen, daß uns ſein heiliger Geiſt ſo regieren möge, daß dieſe Abſichten auch erreicht werden, denn ſie ſind herrlich! Du ſollſt durch Dein Leiden immer mehr geheiligt und dem Herrn näher gebracht werden. Durch die Trennung von mir und den Kindern ſoll die irdiſche Anhänglichkeit in den Tod gebracht und Deine Liebe zu uns geiſtiger, himmliſcher, göttlicher werden.

Dieß Alles, meine Herzens-Eliſe, beherzige wohl, faſſe Muth und Vertrauen zu unſerm himmliſchen Führer! Du wirſt ſehen, daß Du Dich noch mit unausſprechlicher Freude freuen wirſt. Ich umarme und küſſe im Geiſte Deine liebe Pflegerin, unſre Caroline. Dich aber, Du chriſtliche Dulderin, drücke ich an mein Herz.

Ewig Dein anderes Ich

J. St.

3. An dieſelbe.

Carlsruhe, den 10. Januar 1807.

……………………

Der geſtrige Brief von unſerer lieben Caroline und Deine paar Zeilen haben mich ſehr beruhigt; es ſcheint ſich doch mit Dir langſam zur Beſſerung zu neigen; gebe nur der liebe gute Gott, daß es nun ſo fort und immer beſſer gehen mag!

Ich bin geſund und wohl, gottlob! und lebe äußerſt ruhig und vergnügt; nichts ſtört mich. An der Tafel ſehe ich oft Fremde hohen und niederen Standes und des Abends leſe ich dem Großherzog und ſeiner Familie das Heimweh vor. Der alte ehrwürdige Greis iſt ſehr munter und geſund. Am Mittwoch fuhr der ganze Hof auf die Jagd, und der alte 78jährige Fürſt ſchoß ein Hauptſchwein von viertehalb hundert Pfund, wie ein geübter junger Jäger. Ich blieb zu Hauſe; ich wurde auch dazu eingeladen, aber ich finde kein Vergnügen an der Jagd.

Meine eingezogene Lebensweiſe gefällt dem Großherzog, er wünſcht es auch ſo machen zu können. — Einige Freunde äußern in ihren Brieſen zu Zeiten die Furcht, mein Chriſtenthum möchte am Hofe Schaden leiden; aber dieſe Furcht iſt ungegründet, ich habe nie ruhiger meinem Gott dienen und meines Berufs warten können, als eben jetzt in dieſem Zuſtand. — — Faſſe nur Muth und Vertrauen zu unſerm himmliſchen Vater und Führer, und wenn zu Zeiten auch wieder Anfälle von Schmerzen kommen ſollten, ſo ſei getroſt! der Herr wird Dir helfen und Dir auch wieder vergnügte Tage ſchenken. — Und wenn Du Dein natürliches Verderben, Deine Sündhaftigkeit fühlſt, ſo ſei gewiß verſichert, daß Du Dein Elend nicht tiefer fühlen kannſt, als ich das meine; aber dies Gefühl iſt gerade der Beweis, daß die Gnade Gottes mächtig in uns wirkt und uns zu unſerm Erlöſer Jeſu Chriſto hinzieht, — an dieſen wende Du Dich mit einem brünſtigen Gebet, und flehe zu ihm, daß Dich auch ſein Blut von allen Sünden reinigen möge. Und dann wollen wir uns befleißigen, immer vor Ihm zu wandeln, im Andenken an Ihn zu bleiben und ohne Unterlaß zu beten; dabei wollen wir denn, ſo viel möglich, unſere Pflichten treu erfüllen, auf Gott vertrauen und gutes Muthes ſein!

Ich umarme Euch Lieben Beide!.....

Wir ſind und bleiben Eins bis in alle Ewigkeit.

Dein

J. St.

4. An ſeine Tochter Liſette.

Marburg, d. 14. Sept. 1800.

Meine herzlich geliebte Tochter!

Innigſt danke ich dir, meine Liebe, für die ſchöne Weſte, an welcher das noch das Schönſte iſt, daß Du ſie ſelbſt geſtickt haſt. — Mein Geburtstag wurde am Freitag hoch gefeiert. Verſchiedene hieſige Familien hatten ein **piquenique** veranſtaltet, und auf einmal eröffnete ſich eine geſchmückte Bühne. Deine Schweſter Caroline, weiß gekleidet, einen Blumenkranz über den Schultern herabhängend, trat auf und hielt einen vortrefflichen Prolog. Dann folgte ein kleines Drama, welches Dein Bruder mit einem ſuperben Epilog ſchloß. Elternliebe und Kindesliebe wetteiferten dieſen Abend, und Alles athmete Wohlwollen, Liebe und Freundſchaft. Daß wir Dich alle zwiſchen uns wünſchten, kannſt Du Dir denken. — Liſettchen, ich bin ein glücklicher Vater, keins meiner Kinder macht mir Leiden, Alle machen mir Freude, auch Du, meine Liebe, in Deiner Entfernung. — Deine liebe Mutter iſt ein Engel, den mir Gott und Deine ſelige Mutter gegeben haben, um mich auf meinem ſchweren leidensvollen Wege zu ſtärken, zu unterſtützen und mir Schweiß und Thränen von den Wangen zu wiſchen, wenn Schwermuth und Ermüdung, die Folgen langwieriger Leiden, meine Seele und meinen Muth darnieder drücken! . . . .

Meine häusliche Glückſeligkeit iſt daher vollkommen. Wenn das aber auch nicht wäre, ſo würde es nicht lange mehr mit mir währen.

Mache nun auch Deinen Wohlthätern, Deinen zweiten Eltern Mieg und Mutter Wilhelmi, ſo viele Freude, als Deine Schweſter Caroline mir hier macht. Sie iſt gerade ſo lang wie Du, aber ſtärker, und das wahre Ebenbild der ſeligen Mutter.

Nebſt den herzlichſten Grüßen an Onkel und Tante, auch die wärmſten an Dich!

Ich bin ewig Dein treuer Vater

Jung.

* * *

Abſchied an Stilling.

Der Herbſt hat ſeinen Platz genommen,
Die liebe Blumenzeit verſchwand;
Auch Du biſt wieder heimgekommen
Von Badens mildem Quellenrand.
So kehret jeder von der Reiſe,
Und zieht in ſeine Heimath ein,
Und richtet ſich auf ſeine Weiſe
Zum langen Winter traulich ein.

Nur ich muß wieder dich ergreifen,
Du viel gebrauchter Wanderſtab,
Und muß mit meiner Liebe ſchweifen
In fernes Land — den Rhein hinab.
Wohlan, die grünen Wellen bringen
Mir ſtündlich holde Grüße zu,
Und Wellenſchlag und Lieder ſingen,
Mein Herz in die gewünſchte Ruh!

Und wie dem Wanderer im Dunkeln
In einer langen Winternacht
Die Sterne Gottes tröſtlich funkeln,
In ihrer ew'gen Liebespracht:
Gibt Stillingsfeſt mir doch den Segen,
Zu guter Letzt den Abſchied mit,
Und leuchtet mir auf meinen Wegen,
Bei manchem ſchwanken Steeg und Schritt.

Fahr wohl, o Haus der alten Treue,
Fahr wohl, du gaſtlich offnes Thor!
Ihr Lieben, täglich ſchaut auf's Neue
Zu euren Bergen dort empor!
Die Berge hab' ich oft durchzogen,
Wenn ich zu ſpät am Abend kam;
Dort iſt ſo mancher Schmerz entflogen,
Geheilt ſo mancher bitt're Gram.

Ich kann es nimmermehr vergeſſen,
Wie Alles hier ſo freundlich war,
Wie ich an dieſem Tiſch geſeſſen
So manchen Tag und manches Jahr;
Wie Vater Stilling's Augen glänzten
In fröhlich chriſtlichem Geſpräch,
Und wie die Töchter uns kredenzten,
Als ob das Brod ein And'rer bräch.

Fahrt wohl! zwar fernhin muß ich ziehen,
Doch bleibt mein Gaſtrecht unverſehrt.
Noch lange ſoll die Flamme glühen
Auf dieſem Patriarchenheerd!
Die Engel kamen zu den Alten,
Zum Abraham, zum frommen Loth, —
Mir iſt's als fühl' ich hier ſie walten.
Fahrt wohl, — und Alle grüß Euch Gott!

Max von Schenkendorf.

* * *

Zur Stilling'ſchen ſilbernen Hochzeitsfeier.

Carlsruhe, am 19. November 1815.

Gedichtet und gedruckt zu Kehl am Rhein.

Licht und Recht ſtrahlt weit und breit;
Vater Stilling ſieht mit Wonne,
Wie nach ſchwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die verſöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

Wir ſingen unſerm Herrn,
Wir Großen und wir Kleinen,
Der uns den hellen Stern
Am Himmel ließ erſcheinen.
Er gab das ew'ge Licht,
Er ſprach das ew'ge Wort,
Iſt nah' und fehlet nicht,
In keinem Land und Ort.

Der Jedem Kräfte gab,
Damit er wirk' und ſchaffe,
Er iſt des Greiſen Stab,
Des Schwachen Wehr und Waffe;
Er ſchenket Brod und Wein,
Ernähret Seel' und Leib,
Und ſegnet ſelber ein
Den Bund von Mann und Weib.

Herr, ſalbe dieſes Haus
Und heil'ge ſeine Schwelle!
Geuß deinen Segen aus,
Du rechte Lebensquelle!
Laß einen friſchen Born
Des Waſſers hier entſteh'n,
Und Kummer, Neid und Zorn
Von dieſen Pforten geh'n!

Wie klingſt du doch ſo ſchön,
Du Lied aus alten Tagen!
Auf Siegen's alten Höh'n
Da wohnen treue Sagen;
Der Väter Wort und Luſt,
Der Väter Sitt' und Art
Wird noch in frommer Bruſt
Ein Ehrenplatz bewahrt.

Du, Stilling's Silberhaar,
Sollſt lange dich noch kräuſeln,

Und Lüfte warm und klar
Um ſeine Schläfe ſäuſeln!
Er liebet Feld und Baum
Und Weib und Kind und Heerd —
Und dieſen Erdentraum,
Den Gott einſt ſchön verklärt.

So wandle fort, o Paar,
In Liebe, Fried und Segen!
Du, die nie müde war
Zu ſchaffen und zu pflegen,
O Gattin treu und mild,
Begleite Stilling's Fahrt!
So bleibt ſein Haus ein Bild
Von alter deutſcher Art.

Mit Gott! mit Gott! fortan!
Gefragt nicht, noch verwundert!
Ein Tropfen Zeit verrann,
Ein Viertel vom Jahrhundert.
Heil ihm, Heil dem, was kommt!
Wie ſich die Wege dreh'n, —
Wir wiſſen, daß uns frommt,
Was iſt und wird geſcheh'n!

Max von Schenkendorf.

An Jung-Stilling's Sterbetag.

So ziehe hin denn auf der Palmen Pfade,
Die dem Erlöſer die Erinn'rung ſtreut,
Du ſtiller Pilger, Jünger ew'ger Gnade,
Zu dem Triumph, dem Dornen Dich geweiht!
Hinüber zu dem ſeligen Geſtade, —
Ein reiner Seher der Unſterblichkeit, —
Wo alle Träume, die Dir Licht verhießen,
Dich gleich vorausgeeilten Engeln grüßen!

Du ſtandeſt längſt auf jener ernſten Schwelle,
Die zwiſchen Tag und Nächten ſich erhebt,
Den Geiſt mit jenes Himmels Morgenhelle,
Den Staub gelaſſen mit dem Schmerz verwebt.
Aus dürrem Felſen ſchlugſt Du Dir die Quelle
Des ſüßen Glaubens, der das Grab belebt, —
Des Glaubens, der wie Sterne, die ſich neigen,
Verklärte Geiſter heißt hernieder ſteigen.

Du kannteſt ſie, die ſeligſte der Stunden,
Wo ſich der Cherub Gottes neigt herab
Und von der Gruft, wo uns der Freund entſchwunden,
Den Felſen wälzt mit ſeinem Lilienſtab,
Und ſtrahlend aus den Sonnen ſeiner Wunden
Der Todtgeglaubte nahet aus dem Grab.
Die ird'ſchen Wächter ſtaunen und entweichen;
Die Liebe weilt und glaubt dem Wunderzeichen.

Von ſeinen Lippen hörten wir ſie ſchweben,
Des Glaubens Weisheit, die herabgeſandt;
In Deinem Geiſte war des Lichtes Streben,
Des Lichtes Gabe war in Deiner Hand.
Du hobſt des Todes Dunkel von dem Leben,
Vom trüben Blick der Finſterniß Gewand.
Drum hat ſo ſanft, als unſ're Thränen floſſen,
Ein ſtiller Engel Deinen Blick geſchloſſen.

Schon ruft das Grab in düſtern Melodieen,
Es ſinkt verhüllt der Freundſchaft Angeſicht;
Der Leichenfeier Reigen ſeh' ich ziehen,
Wo Lieb' und Glaube ihm den Segen ſpricht.
Er ſinkt hinab — des Abſchieds Thränen glühen;
O kalte Seelen, zweifelnd an dem Licht, —
Vom Strahl der glühnden Wahrheit jetzt getroffen,
O blickt empor und ſeht den Himmel offen!

Nach Stilling's Tod anonym zugeſandt.

An eine der jüngeren Schweſtern zum Geburtstage.

Einen ſchönen Frühlingstraum
Möcht ich dir erzählen,
Schweſter; doch ich wag ihn kaum
Worten zu vermählen.

Rein und heilig war das Bild,
Das im Aether ſchwebte,
Die Geſtalten engelmild,
Die der Geiſt belebte.

Einem Garten glich der Raum,
Voll von zarten Sproſſen,
Strahlen-Blätter, gold'ner Saum,
Lichtglanz-übergoſſen.

Eine Blume himmelblau,
Gleich den heh'ren Sternen,
Strahlte Glanz und Lebensthau
Allen Nah' und Fernen.

Wer die holde Blume ſah,
Mußte tief ſich neigen;
Viele eilten fern und nah,
Ehrfurcht ihr zu zeigen.

Und die Knospen um ſie her
Alle ſich entfalten, —
In der Farben Wundermeer
Ihre Bläter wallten.

Doch nur zu der Himmelsblum'
Durften ſie ſich wenden;
Kehrten ſie das Antlitz um,
Mußten ſchnell ſie enden.

Aber welch ein Harfenklang
Zittert durch die Lüfte!
Seht, o ſeht, wie hoch und lang
Steigt ſie in die Lüfte.

Und das trunk'ne Auge ſieht
Sie zum Kreuz ſich bilden,
Das ſich neigt und zu ſich zieht
Alle Glanz-Erfüllten.

Nun in ſeinem Wunderlicht
Blühen ſie auf ewig, —
Immer reiner, welken nicht,
Huld'gen ihm auf ewig.

Laß dich ziehen, Schweſterlein,
Von der Wunderblume,
Trinke ihren milden Schein,
Blühe ihr zum Ruhme!

Wenn dein letztes Jahr entflohn,
Irdiſches entſchwunden,
Giebt die Blume dir den Lohn,
Den das Kreuz gefunden.

Stillings Tochter Caroline.

Der Abend auf der Ginsburg,

dem Geißenberger Schloß über Stilling's
Geburtsort.

Es ſaß ein Jüngling im Abendſchein
Auf der Ginsburg hohem Scheitel allein,
So einſam war ihm zu Muthe,
Kein Labſal kam ihm zu Gute.

Auf Trümmern ſaß er der alten Welt,
Wo die Vehme dereinſt ihr Urtheil gefällt;
Er ſah das Getrümmer liegen,
Doch Mörtel und Steine ſchwiegen.

Er ſah hinein in den tiefen Wald,
Ein finſt'rer Odem umweh't ihn bald;
Es ſchwiegen die alten Eichen,
Mochten Troſt dem Herzen nicht reichen.

Zur weiten Ferne wandt' er den Blick,
Es warfen die Abendſtrahlen zurück
Die ſieben Berge am Rheine;
Doch der Jüngling blieb alleine.

Da ſchaut' er hinab nach Tiefenbach,
Wo unſerm Stilling das Licht anbrach;
Er ſah die Wohnung, die kleine:
Nun war er nicht mehr alleine.

Er lag am Herzen dem theuern Mann,
Der ihn für das himmliſche Zion gewann,
Für Chriſtum die ewige Sonne,
Und weinte Thränen der Wonne.

Die Eichen rauſchten, es ſchwieg der Stein,
Es ſchwiegen die ſieben Berge am Rhein.
Doch in ſeines Stillings Armen
Konnt' das Herz des Jünglings erwarmen.

Der führte ihn hin zu Jeſu Chriſt,
Bei welchem die Seele nie einſam iſt;
Wer ſeinen Erlöſer gewonnen,
Der iſt der Verödung entronnen.

Aus Trümmern ihm ſelbſt das Leben blüht,
In der Nacht der himmliſche Morgen glüht;
Das düſtre Grab iſt ein Garten,
Wo Keime — des Lenzes warten.

Der Lenz wird kommen, die Maiennacht
Schwebt über der Erde; ihr Chriſten wacht!
Auf der Warte gen Oſten ſtehet,
Bis der ewige Morgen aufgehet!

Aus Daubs „chriſtliche Stimmen von den Bergen.“

An Max v. Schenkendorf.

Manch Scheidegruß iſt Dir erklungen,
Mein edler Max, verklärter Geiſt!
Wie kommts, daß eine von den Zungen
Der Dichter-Schaar erſt nun Dich preiſ't?
Und die gehört doch einem Sänger,
Den Du geliebt aus Herzensgrund, —
Mit dem Du enger ſtets und enger
Geknüpft der Freundſchaft ſel'gen Bund.

Gelagert auf dem grünen Boden,
Sangſt Du mit ihm manch Wechſellied,
Das in der Waldluft freiem Odem
Den Geiſt von Sorg und Wehmuth ſchied;
Von Wehmuth um die fernen Lieben!
Wir ließen thränend ſie daheim;
Doch Dich und mich rief aus Betrüben
Zur Luſt empor des And'ren Reim.

Wir ſangen wie zwei kühne Schwäne
Das blut'ge Kampfesmeer entlang;
Uns offenbarten wir die Thräne,
Den Waffenbrüdern Schlachtgeſang.
Auch riſſen wir aus Traumeswiegen
Selbander ſtets uns männlich los,
Wenn zu erſehnten Freiheitsſiegen
Aufs Pferd rief der Trompete Stoß.

Weißt Du, mein Max, wie aus dem Ringen
Der Zeit mir ſteigt empor Dein Bild?
Wie das des alten Berlichingen:
Stark, edel, männlich, freudig mild;
Die Hand, wie ihm, Dir lahm geſchoſſen
In einem viel zu frühen Kampf,
Doch Beid' ihr kühn — der Schlacht Genoſſen
Bei Roßgewiehr und Pulverdampf.

Bei Leipzig kamſt Du froh geritten,
Trugſt Feindes Helm in Deiner Hand;
Den hatteſt in der Leichen Mitten
Gefunden Du, auf blut'gem Land,
Und wollteſt ſinnig ihn geſtalten
Dereinſt zum leuchtenden Pokal
Und ihn empor im Jubel halten
Bei manchem heitern Feſt und Mahl.

Vielleicht auch iſt das oft geſchehen,
Sollt' auch geſchehn noch manchen Tag,
Als unter duft'ger Kränze Wehen
So ſtill und ſanft Dein Herz Dir brach.
O Tod, den edle Dichter rufen,
Du kannteſt lieblicher es nie!
Doch ach, die an des Grabes Stufen,
Wir lebten Dir, wir weinten Dir.

Auch ich, aus weiten fernen Räumen,
Ich weint' im Herzensgrunde mit,
Sah oft den Max in wachen Träumen
Bald wie er ſang, bald wie er ritt.
Schmiegt' oft in manchem Seelenſchmerze
Mich ſeiner treuen Bruſt noch an
Und lächelt' oft im heitern Scherze,
Wie er und ich es ſonſt erſann.

Doch mein Geſang erhob die Schwingen
Zu and'rer Fahrt — hier blieb er ſtill,
Weil oft ein ächtes Seelenringen
Hinauf nicht an die Luft gleich will, —
Weil es, wie tief geheime Fluthen,
Im Felſenſchooße ſtark geſchaart,
Sich, von den heitern Sonnengluthen
Erſt ſtill geworden, offenbart.

So dieſes Lied, ſo dieſes Leiden;
Nun iſt es ſanft und ſtill und hell,
Nun rieſelts unter Trauerweiden
Hervor als ein liebholder Quell,
Der fort aus endlos tiefen Bronnen
Die einzig ſüßen Perlen weint
Und dann die Sonne aller Sonnen
Aus ſeinen Thränen wiederſcheint.

Ich weine, Max, doch ſüße Thränen!
Sie deuten unſer Wiederſehn.
Es ſpricht in mir ein ſelig Sehnen:
Ja, ganz gewiß, es wird geſchehn!
Du wirſt auf ewig blüh'nden Wieſen
Mit ihm noch pflücken Stern bei Stern
Und Sang erhöh'n in Paradieſen.
Das Wann — es ſteht bei Gott dem Herrn.

Den 22. Mai 1819.

Fr. de la Motte Fouqué.

Kurz vor dem Freiheitskriege erhielt Vater Stilling ein Brieflein von der kleinen Marie de la Motte Fouqué; ſie hatte den erſten Band ſeiner Lebensgeſchichte geleſen. Mit lebhaftem Intereſſe und kindlicher Theilnahme ſeine Freuden und Leiden getheilt und ſich mit zartem Sinnen in all' die mannichfachen Ereigniſſe ſeines reichen Jugendlebens hinein gedacht. Als ſie erfuhr, daß der kleine Heinrich, der ihr ſo lieb geworden, noch am Leben ſei, ſchrieb ſie demſelben in holder kindlicher Weiſe, nannte ihn ihren lieben Heinrich, ſprach von Großvater Eberhardt, von Mutter Dortchen und von den Freuden und Schmerzen ſeiner erſten Kindheit. Stilling antwortet in gleicher Weiſe — und ſchloß mit dem Wunſche, ſie möchte eine zweite Marie von Bethanien werden. Die Antwort erfolgte bald: der liebe Heinrich möge ihr doch ſagen, wer Marie von Bethanien geweſen, Vater habe ſie an ihn gewieſen. Dieſe liebliche Correſpondenz wurde durch die nun ausbrechenden Kriegszeiten unterbrochen. Jedenfalls hat die edle Tochter des unvergeßlichen Sängers in den herbſtlichen Freudenkranz, der Stillings Silberhaar umgab, einige liebliche Frühlingsblumen eingeflochten.

◆

Eins der vielen Zeugniſſe von der bekehrenden Kraft in Jung-Stilling und ſeinen Schriften.

„— — Ich las die vier Evangelien deutſch durch; aber ich war wie in einem Walde, es war mir alles unverſtändlich (Kor. 2, 14.), kam mir vor wie eine Zauberregion. Da fiel mir ein, wie Carl Peterſen in Dorpat einmal zu mir geſagt hatte: „Wenn in dir einmal Bedürfniſſe erwachen, die durch der Welt Weſen nicht können geſtillt werden, ſo giebt's ein Buch, das du dann leſen mußt, — es ſchließt viele Räthſel auf; es iſt: Jung-Stilling's Lebensbeſchreibung." — das war mir etliche Jahre im Gedächtniß, aber wie vergraben geblieben. Jetzt nahm ich das Buch vor mich. — Dieſes Buch wurde in Gottes Hand das Segenswerkzeug für mein Inneres. Es ward der Schlußſtein der ganzen Reihe meines Lernens, Sinnens und meiner Führungen bis 1817.—— Unter dem Leſen des Lebens von Stilling ward ich innerlichſt ergriffen von der Wahrheit: in Jeſu die Erſcheinung des wahren Gottes ſelbſt; er kam zur Rettung der Menſchheit, nach der Vollendung ſeines Werks herrſcht er zur Ausführung des Rathſchluſſes der ewigen Liebe, und er iſt nahe jedem, der ihn anruft. — — — Meine Fenſter lagen zum Theil an dem ſchönen Newa-Proſpekt — ich ſchaute hinaus, und im Gefühl, wie die ganze Menſchheit im zweiten Adam vereinigt ſei, ſtreckt' ich mich nach Allen aus und umfaßte die Geringſten, die Verachteten, auch die Schuldigen, denn ich fühlte mich gleicher Schuld, gleichen Unwerths; — — da fand ich mich befriedigt. — Ich ſtreckte mich aber auch nach Dem aus, den ich nun bat, mich auch ſo in ſeine Obhut und Gemeinſchaft aufzunehmen, wie ſeinen großen Zeugen Stilling."

Aus dem Büchlein: „Jugendleben Felician Zaremba's, Dr.'s der Philoſophie und Miſſionars. Baſel 1858.

Auch davon, daß Jung-Stilling von ſolchen Berühmtheiten, die nicht gerade zu den gläubigen Chriſten in ſeinem und unſerm Sinne gezählt werden möchten, wenigſtens theilweiſe in ſeinem Werthe erkannt wurde, ließen ſich zahlreiche Beiſpiele mittheilen. Doch wollen wir uns hier in dieſer Beziehung auf zwei Strophen aus einem Gedichte Freiligrath's und auf eine bekannte Stelle in Göthe's „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ beſchränken.

Als Knabe ſchon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch geleſen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und iſt ein herzig's kleines Buch geweſen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend; —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stilling's Jugend.

Das war die erſte deutſche Dorfgeſchichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in edler Schlichte
Das Gold im Volke treu geſchürft zu Tage;
Die ließ mich ſchau'n durch ihrer Meiler Schwelen
Im feſten Umriß ſtarke, muth'ge Seelen.

Ferdinand Freiligrath.

„Unſere Tiſchgeſellſchaft vermehrte ſich auf zwanzig Perſonen. — Unter den neuen Ankömmlingen befand ſich ein Mann, der mich beſonders intereſſirte; er hieß Jung, und iſt derſelbe, der nachher unter dem Namen Stilling bekannt geworden. Seine Geſtalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte, bei einer gewiſſen Derbheit, etwas Zartes. Eine Haarbeutel Perrücke entſtellte nicht ſein bedeutendes und gefälliges Geſicht. Seine Stimme war ſanft, ohne weich und ſchwach zu ſein, ja ſie wurde wohltönend und ſtark, ſobald er in Eifer gerieth, welches ſehr leicht geſchah. Wenn man ihn näher kennen lernte, ſo fand man an ihm einen geſunden Menſchenverſtand, der auf dem Gemüth ruhte, und ſich deßwegen von Neigungen und Leidenſchaften beſtimmen ließ; und aus eben dieſem Gemüth entſprang ein Enthuſiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichſter Reinheit. Denn der Lebensgang dieſes Mannes war ſehr einfach geweſen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Element ſeiner Energie war ein unverwüſtlicher Glaube an Gott und eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die ſich in einer ununterbrochenen Vorſorge und in einer unſichtbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenſcheinlich beſtätigt. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in ſeinem Leben ſo viele gemacht, ſie hatten ſich ſelbſt in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, ſo daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch ſorgenloſes Leben führte und ſeinen Studien aufs Ernſtlichſte oblag, wiewohl er auf kein ſicheres Auskommen von einem Vierteljahr zum andern rechnen konnte. In ſeiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenher von höheren Dingen ſelbſt belehrt, ſo trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einer Schulmeiſterſtelle. Dieſer Verſuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menſchenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand (?) ihr Heil ſuchten, und indem ſie ſich durch Leſung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Intereſſe, das ſie ſtets begleitete und das ſie in Geſellſchaft unterhielt, auf dem einfachſten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menſchen von ſo beſchränkten Zuſtänden vorkommen können, von geringerer Bedeutung ſind, und daher ihr Gewiſſen meiſtens rein und ihr Geiſt gewöhnlich heiter blieb: ſo entſtand keine künſtliche, ſondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß ſie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein geſellig war; weßhalb auch dieſe Perſonen, in ihrem Kreiſe, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zarteſten und tüchtigſten, ſich gehörig und gefällig auszudrücken. In demſelben Falle nun war der gute Jung. Unter Wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgeſinnten, doch Solchen, die ſich ſeiner Denkweiſe nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redſelig, ſondern beredt; beſonders erzählte er ſeine Lebensgeſchichte auf das anmuthigſte, und wußte dem Zuhörer alle Zuſtände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, ſolche aufzuſchreiben, und er verſprach's. — Weil er aber in ſeiner Art ſich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll: ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und ſeine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerſchöpflich war, ſo ſtockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerſpruch erlitt. Ich half ihm in ſolchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir ſeine Sinnesweiſe nichts Fremdes war und ich dieſelbe vielmehr an meinen beſten Freunden und Freundinnen ſchon genau hatte kennen lernen, ſie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zuſagte, ſo konnte er ſich mit mir durchaus am beſten finden. Die Richtung ſeines Geiſtes war angenehm, und ſeinen Wunderglauben, der ihm ſo wohl zu ſtatten kam, ließ ich unangetaſtet.

Göthe.

* * *

Gedichte

der Herausgeberin.

(Christiane [illegible]

Frühlingsweihe.

Wie ſoll ich dich beſingen, Blüthenwelt?
Dem Ocean der Lieb' biſt du entſtrömt; —
Biſt nun verklärt vom letzten Strahl der Sonne,
Umſäumt vom zarten Roth des ſtillen Abends.
Ein leiſes Wehen durch die Schöpfung zieht;
Der Sterne gold'ne Hieroglyphenſchrift,
Das Schöpfungs-Evangelium der Liebe,
Tritt hell hervor auf blauem Himmelsrunde.
Die Blumen feiern ihren nächt'gen Sabbath,
Und Opferduft entſtrömt den zarten Kelchen.
„Einſt glich ich dir, im Paradieſesgarten“,
So ſpricht die Pfirſichblüth' zum weißen Zweig
Des Kirſchbaums: „aber jene Schlange wand,
Den Schöpfer läſternd, ſich an mir vorüber,
Und ich erröthete, und noch bis jetzt
Hat dies Erröthen nimmer aufgehört.“ —
„Mich färbt der Hauch der Freude“, ſpricht die Roſe:
„Ein zartes Knösplein nur am Schöpfungsmorgen,
Sah ich die erſte Morgenröthe glänzen.

Da trat des Tages Herſcherin hervor,
Es küßte mich ihr Strahl, erſchloß den Kelch,
Und jene Perl', die Freude in mir ſchuf,
Sie faßte in ſich auf das gold'ne Licht.
Und darum glänzt auf jedem Purpurblatt
Der Liebe Hauch." — Da zieht ein Zephir über all'
Die Blumen hin, ein Engel, der ſie ſegnet.
„Einſt wohnt' ich droben in dem Himmelsgarten",
So ſeufzend ſpricht die duft'ge Sternenblume,
„Als Stern erglänzt' ich in der Sterne Schaar;
Da ſah die Engel ich hernieder ſteigen,
Ihr Sehnen zog ſie hin zur Blüthenwelt.
Auch mich ergriff dabei ein gleich Gefühl,
Und auf der ros'gen Wölklein eins mich ſenkend,
Die duftend ſie umwehn, zog ich hinab
Ins Reich der Gnade und der Schmerzen. Doch —
Was Irdiſchem ſich naht, erfaßt die Erde;
Bald ſchlug ich Wurzel — bald entwuchſen mir
Auch grüne Schwingen, die der Wind bewegte,
Doch wieder aufwärts trugen ſie mich nimmer.
Wenn Abends nun der Schweſtern Kreis erſcheint,
Dann ſend' ich ihnen Düfte — ſie mir Strahlen."
„So ſei gegrüßt denn, Schweſter!" ſpricht die Lilie:
„Auch mich hat Himmelsluft umweht, wie dich:
Ich blühte einſt in Paläſtina's Fluren,
Es nahte ſich der Gottmenſch mir, erwählte
Zur Zeugin göttlichen Erbarmens mich.

Da ließ der Tulpe ich der Farben Glanz,
Behielt das weißgewordne Feierkleid
Für mich und diene nun als Prieſterin
Im Heiligthum, im Tempel der Natur." —
Nun ſage du mir, zartes Blümlein dort,
Das unſrer Namen herrlichſten du trägſt,
Wie kamſt, Jehovah du, zu ſolchem Glück?"
„Du weißt," verſetzt das Blümlein, „daß den Schwachen
Die ew'ge Gnade oft zum Werkzeug wählt.
Ich blüht' am Rand der Wüſte unbekannt,
Am Fuß des heil'gen Berges Sinai.
Da hört' ich der Poſaune Schall; ſie ſprach
Von ihm und alle Echo wiederholten
Den heh'ren Namen ſtets, — und alſo prägte
Auf meinen Blättern er ſich ein. Ich nahm
Ihn auf und trug ihn durch die Fluren.
Auch weilet Herrgotts-Käferlein bei mir.
Es ſtreifte einſt im Flug an einen Engel;
Den bittend um Benennung, ward ihm dieſe,
Die man im Reich der Lüfte ihm beneidet. —
Doch warum ſtets ſo ernſt, du Purpurnelke?
Weilſt gerne nur, vom Glanz der Freude fern,
Im ſtillen Beet des frommen Kloſterbruders,
Schmückſt nie zur Luſt ein bräutlich Diadem,
Und ſelten nur den farb'gen Kranz der Freude."
„Wohl ziemt mir Ernſt", ſo ſpricht die dunkle Nelke,

„Hab' ich doch Eva's Thränen fließen ſehn,
Als ich mich über Abels Wunden ſenkte;
Sein Opfer war dem heh'ren Schöpfer werth;
Ich ahmt' es nach und weih' ihm meinen Duft
Im Morgenthau wie in des Abends Schimmer.“—
Da eilt ein Bienlein zu der frommen Blume,
Barmherz'ge Schweſter wohl in der Natur,—
Sie fleht um milde Gab', um Blüthenſtaub,
Und ſchafft daraus für Viele ſüße Spende.
Sie wohnet friedlich neben ihren Schweſtern,
Dort drüben in der ſtillen Zellen einer.
Johanniswürmlein leuchtet ihr zur Fahrt,
Es kürzt in trauter Zwieſprach ihr die Zeit:
„Einſt lag ich — ſprichts — auf einem Lilienblatt
Dem Tode nah. Da trat der Liebe Jünger
Zu mir heran und faßte milde mich
In ſeine Segenshand; — ein neues Leben
Durchdrang mich da, und ſelbſt der Liebe Strahl
Erfüllte mich, — hervor dann ging ich leuchtend,
Von ihm geſandt, ins Dunkel Licht zu bringen,
Wie er es in des Meiſters Reich gethan.
Doch wart' ich ſchüchtern bis die Sonne weichet,
Dann eil' ich zu der dunkeln Tanne hin,
Schmück' auch mit Glanz der Erle leichten Zweig;
Ja, ſelbſt Cypreß, die Wächterin der Gräber,
Verſchmäht den kleinen lichten Boten nicht.
Dort weilt' ich einſtens in des Abends Schein,

Da naht dem Grab des Lieblings eine Mutter;
Sie legt den dunkeln Kranz von grünen Zweigen
Hin auf den Hügel, — Blumen hat ſie nicht,
Nur Thränen, — ſieh, da rief ich meinen Brüdern,
Und Alle ſenkten glänzend ſich hernieder, —
Ein Sternenkranz, zum Schmuck dem kleinen Grab;
Die Mutter lächelt unter Thränen nun,
Sie blickt empor und ſieht den Liebling droben,
Zufrieden lächelnd, unter Sternen weilen.
Da ſäuſelt leiſ' ein Zephir durch die Fluren,
Es war der Engel einer, aus der Höhe
Herabgeſandt, aufs wunde Mutterherz
Beruhigend die milde Hand zu legen." — —
Die Blumen feiern ihren ſtillen Sabath.
Das Glockenblümlein läutet zum Gebet,
Vernehmlich nur im Reiche der Natur.
Und dort das blaue Blümlein ſtrahlt ſo klar;
Woher ſein Schmuck? Einſt blüht' es an der Quelle,
Sah dort das Himmelblau, die Morgenröthe,
Die leichten, friſchen Wellen mild begleiten;
Ja ſelbſt der Sonnenſtrahl verſchmäht' es nicht,
In ihrem reinen Spiegel zu erglänzen,
Auch Mondenſchein und Sternenſchimmer nicht:
Sie faßte liebend Alles in ſich auf. —
„Wie reich biſt du", ſo ſprach das Blümlein leiſe:
„Wie reich auf deiner ſtillen Fahrt zum Ziel!"
Da naht der Quelle Engel, küßt es mild

Und ſpricht zu ihm voll Huld: „So ſei denn dein
Des Himmels reine Farbe! geh' und trage
Von Berg zu Thal, von Quell zu Strom und Meer
Des Himmels Liebesruf: Vergißmeinnicht!" —
Und wieder eilt ein Engel durch die Fluren;
Er trägt nur des Geſetzes Tafeln eine,
Und nur Ein Wort iſt tief hinein gegraben.
Er trägt ſie wohl zum Sinai? wohl auf
Des Horebs Höh'n? wohl zu des Tempels Zinnen?
O nein! Er trägt ſie hin nach Golgatha;
Dort an des Kreuzes Fuß ſtellt hin er ſie.
Und leuchtet dann des Morgens erſter Strahl,
Erglänzet hell das Wörtlein Liebe dort,
Im Tagesſchein, wie in der nächt'gen Flur. —
Dort in des Kirſchbaums Zweigen aber blüht
Gemeinſchaftlich ein zartes Schweſternpaar,
Novizen wohl in ihren weißen Schleiern;
Fromm ſpenden ſie den Weihrauch jenen Sternen
Und lauſchen ſtill dem Sang der Nachtigallen,
Der hora nocturna, geweiht dem Schöpfer.
Da naht ein farb'ger Gaſt, um nach dem Glanz
Des Tags ſich ſtille Herberg zu erbitten,
Er grüßt die Schweſtern mit dem Friedensgruß,
Wie es die Sitte heiſcht in dieſem Reich.
„Saht ihr heut morgens mich im Purpurglanz" —
So ſprach der Schmetterling — „den Flug beginnen
Saht ihr, wie ſelig ich die Flügel ſchwang,

Mein finſt'res Grab verließ, um zu verkünden
Des Schöpfers Gnade, ſeine Majeſtät?
Wie mühſam ſchritt ich ſonſt von Blatt zu Blatt,
Wie klebt' ich an der dürren Erdenſcholle,
Wie war mir ſchwer, ſah ich den leichten Flug
Der heiteren Bewohner lauer Lüfte!
So weilt' ich einſt auf einem Roſenzweig,
Der auf dem Friedhof über Gräbern blühte.
Und es erfaßte dann mein ganzes Sein
Ein Sehnen nach dem ſtill verborgnen Grab;
Aus zarten Fäden wob ich meinen Sarg.
Da hörte träumend ich ein fern Geflüſter,
Es kam von andern ſtillen Gräbern her
Und ſprach vom Samenkorn, das hier geſaet,
Um ſich zur ew'gen Blüthe zu entfalten.
Da öffnet ſich mein Grab — des Morgens Röthe
Sie ſtrahlet dort — zu ihr ſchwang ich mich auf.
Dann eilt' zur Erd' ich, küßte holde Roſen
Und grüßte fröhlich alles um mich her.
Denn neu geboren war ich; neues Leben —
Und ſchönres — ward mir aus des Schöpfers Hand.“
„Er iſt die Liebe!“ hauchen alle Blumen,
„Ihm Preis und Ehre!“ jubelt's in den Lüften,
Und „Amen!“ ſtrahlen wieder alle Sterne.

* * *

Die Tochter Jephta's.

(Nach einem Gemälde von Oeſterley.)

Es ſei alſo! — Geliebte, weinet nicht,
Wenn ſich ein junges Leben früh geendet, —
Wenn man den friſchen Kelch der Blume bricht,
Noch eh' er recht zur Sonne ſich gewendet!
Ein blut'ger Tag; ihm mußt' ein Opfer werden, —
Es ſinkt dahin und läßt den Staub der Erden.

O ſchaut empor! derſelbe Engel winkt,
Den Hagar in der Wüſte einſt erblicket.
Noch eh' zur Ruh die gold'ne Sonne ſinkt,
Hat ſchon des Himmels Born mein Herz erquicket.
Und der, der Abram's Qual vermocht zu enden,
Vermag an mir das Opfer zu vollenden.

Die Hülle ſinkt — und Engelſchaaren zieh'n
Der Himmelsleiter zu, die Jakob einſt geſehen.
Auch ich will nun der ird'ſchen Welt entflieh'n
Und dieſe lichten Stufen aufwärts gehen.
Was dir, o Seher, ward in ſüßen Träumen,
Ich werd' es wirklich ſchau'n in ſel'gen Räumen.

„Vater, darf ich die Leine laſſen?"

(Erinnerung an ein Miſſionsfeſt.)

Zum Feindesangriff zog mit keckem Muth
Der Seeheld Nelſon durch die blaue Flut.
Des Feind's Geſchütz es dröhnet ihm entgegen;
Er naht mit Windeseil, er naht verwegen.
Schon donnern Kugeln in das Schiff hinein
Und lichten ſeiner tapfern Britten Reih'n.
Und weil des Pulvers viel im Schiff verborgen,
So iſt das Fürchterlichſte zu beſorgen.
Da legt er ſeinem Kind, das bei ihm ſtand,
Ein Seil des Tauwerks in die ſchwache Hand.
„Nimm dieſe Leine, Knab'! und laſſ' ſie nicht,
Bis ich dir's heiße! Mich ruft andre Pflicht."
Kaum war das Wort verhallt, ſo ſtürzt er fort,
Zu ſichern den zumeiſt bedrohten Ort.
Umſonſt! Vom Tod wird Mann nach Mann erfaßt,
Und Nelſon ſelber ſinket und erblaßt.
Doch immer ruhig, immer ohne Klage
Ertönet nun des Kindleins milde Frage:

„Mein Vater, darf ich jetzt die Leine laſſen?“
Er iſt dahin, er kann ſie nicht mehr faſſen!
Da wird von finſterm Rauch, gleich ſchwarzen Wogen,
Die Scene dieſes Trauerſpiels umzogen.
So nahe auch des Feindes Flaggen wehn,
Er kann das Brittenſchiff nicht mehr erſpähn.
Doch immer ruhig, immer ohne Klage
Ertönet noch des Kindleins milde Frage:
„Darf, Vater, ich die Leine noch nicht laſſen?“
Daß keine Antwort kommt, es kann's nicht faſſen.
Da dröhnt es aus des Schiffes ſchwarzem Grund,
Und Flammen ſchlagen wirbelnd aus dem Schlund.
Das Schiff erfaſſen ſie, — die rothen Gluthen
Verſenken es in dunkle Meeresfluthen. —
Im Himmel droben ſchließet treu und warm
Sein treues Kind der Vater in den Arm.

* * *

Die Friedensboten, die zur Ferne hin
Mit Glaubensmuth und heil'ger Liebe ziehn,
Sie faſſen auch mit ihrer ſchwachen Hand
Das ihnen anvertraute Himmelsband,
Und laſſen dieſe theure Leine nicht,
Wenn Sturm und Blitz auch wie aus Wolken bricht.
Einſt ruft der Herr mit himmliſchem Erbarmen
Dem Kämpfer zu: „Ruh' aus in meinen Armen!“

Die Mitternacht.

Freundin mit der Sternenkrone,
Du im dunkelen Gewand,
Mit dem Kranz von weißem Mohne,
Ernſte Träume in der Hand!
Stehſt am Scheideweg der Tage, —
Rufſt dem Morgen „werde!“ zu,
Wahrend Du mit Freud' und Plage
„Geſtern“ ſchickſt zur ew'gen Ruh!

Meiner Stätte nahſt du leiſe,
Hältſt ein Zwiegeſpräch mit mir,
Fragſt in freundlich ernſter Weiſe,
Wie es ſteht im Herzen hier, —
Ob die Demuth, ob die Liebe
Stille Einkehr bei mir fand, —
Ob zu jedem heil'gen Triebe
Geiſt und Wille ſich verband.

Abſchied nimmſt du dann mit Schweigen,
Deine Töne ſind verhallt,
Und ich muß mich ſchüchtern neigen
Vor der Freundin Allgewalt.
Schlägſt du mir auch bitt're Wunden,
Züchtigend mein ſündlich Herz,
Werd' ich doch mit Gott geſunden,
Denn zum Heile führt der Schmerz.

Sei gegrüßt denn, wenn du naheſt!
Trage, wenn dein Schatten weicht, —
Was mit hellem Blick du ſaheſt,
Was die Seele niederbeugt, —
Hin zu jenen lichten Räumen!
Sende Schlaf, den milden Sohn!
Dankbar will ich von dir träumen,
Freundin mit der Sternenkron'!

* * *

„Heute, ſo ihr meine Stimme höret.“

Heute ſo ihr ſeine Stimme höret,
So verſtocket eure Herzen nicht!
Heute, wo der Sonne Strahl noch währet,
Gieb dein Herz dem milden Himmelslicht!
Denn des Tages flücht'ge Stunden ſchwinden:
Heute mußt du noch das Kleinod finden.

Heute mußt du dich in Demuth üben,
Denn das Morgen iſt dir ungewiß.
Heute mußt du deine Brüder lieben,
Da noch nicht der Tod ſie dir entriß.
Heute eile für den Feind zu beten, —
Eh du mußt vor Gottes Antlitz treten!

Heute noch mußt du den Samen ſtreuen,
Beten um den milden Sonnenſtrahl:
„Vater, mögeſt Segen du verleihen
Dieſem Werke, das ich dir empfahl!
Soll ich auch die Früchte nicht mehr ſchauen,
Will doch gern ich dir mein Werk vertrauen.“

Ja, Herr, laß mich heute vor dir wandeln,
Heute thun was meiner Seele frommt;
Hilf du mir in deinem Lichte wandeln,
Eh' die Nacht mit ihrem Dunkel kommt!
Laß mich heute deine Stimme hören!
Dieſes Heute — mög' es ewig währen! —

* * *

Sehnſucht nach dem himmliſchen Frieden.

Auf ewig möcht' ich ihn erfaſſen,
Den Frieden, den die Welt nicht kennt. —
Nun, Herr, du wirſt nicht hülflos laſſen
Wer ohne Falſch den Herrn dich nennt!

Der darf auch in der Nächte Schauern,
Gleich Nikodemus, ſich dir nah'n;
Dann kommt, nach Thränen und nach Trauern,
Die Pfingſtenglut an ihn heran.

Es wird der neue Menſch geboren
Im Reueſchmerz und Todesweh'n;
Ihm wird ein neues Herz erkoren,
Zu einem ſel'gen Auferſteh'n.

Wenn er den ſtillen Gang vollendet
An Jeſu Hand nach Emaus,
Das Herz entbrannt ſich zu ihm wendet,
Ertheilt er ihm den Friedenskuß.

Noch immer will es Abend werden,
Noch immer währt die Erdennoth:
O Fürſt des Himmels und der Erden,
Führ' uns durch's Leben, — durch den Tod!

* * *

Aufſätze.

Die Früchte des Geiſtes.

(Den lieben Confirmanden des Inſtituts gewidmet.)

Ehe wir uns dem feſtlichen Altare nähern, an dem wir das heiligſte Gelübde unſeres Lebens ablegen, drängt ſich uns die Frage auf: Welches iſt aber der Weg, der in innerlicher Wahrheit zu den Stufen deſſelben leitet? Unſere Lehrer haben uns alle die köſtlichen Gaben genannt und erklärt, die zum wahren Heile dienen; doch welches iſt nun wohl der erſte Schritt zur heiligen Handlung, ehe uns das äußere Feſtgewand, das Bild der Herzensreinigkeit, ſchmücken ſoll? Es iſt die Erkenntniß unſerer ſelbſt: eine Erkenntniß, die in den tiefſten Schacht des Herzens hernieder ſteigt und mit unumwölktem Blick alle Wege menſchlicher Verdorbenheit durchwandert. Da gilt es Aufrichtigkeit gegen uns ſelbſt, da nützt uns kein oberflächliches Erkennen unſeres Leichtſinns, unſerer Nachläſſigkeit, unſerer Lauheit. Da heißt es, jeden unheiligen Gedanken erforſchen, jede Regung des Neides, des Haſſes, der Mißgunſt, ja ſelbſt des Mangels an Gewiſſenhaftigkeit in Beziehung des Eigenthums Anderer, zu Tage fördern vor das allſehende Auge des himmliſchen Richters. Laßt uns nicht zurückbeben, meine Lieben, vor Fehlern, die wir ſo ferne von uns glaubten! alle Regungen des verderbten Herzens, jeder unreine Gedanke wird dem Herzenskündiger offenbar; und hätte nicht ſeine Gnade uns Wege geführt, die uns mancher Verſuchung überhoben, wer weiß, welchen Pfad der verirrte Geiſt eingeſchlagen, denn „es iſt Niemand gut, denn der Einige Gott.“

Eine Frucht dieſer Selbſterkenntniß iſt Wahrheit; ſie iſt's, die uns zur Bürgerin des Reiches unſeres Herrn macht, der einſt zu Pilatus ſagte: Mein Reich iſt das Reich der Wahrheit! — Iſt es in uns Licht geworden, ſo überſtrömt dieſer göttliche Glanz (denn ohne ihn können wir nichts thun) alle Gegenſtände, die uns umgeben; von nun an wird uns erſt richtige Beurtheilung Anderer zu Theil; von nun an beleuchten wir die Handlungen der Menſchen und der Weltverhältniſſe aus einem richtigeren Geſichtspunkte; wir lernen die höchſte und heiligſte Wahrheit Gottes erkennen und ſeine überſchwengliche Liebe würdigen, die uns durch ſeinen eingebornen Sohn Erlöſung von dieſem Verderben bereitet; wir lernen ferner unſer Verhältniß zu unſern Mitbrüdern kennen und dieſes führt zu einer weitern Frucht: der Erkenntniß der Gerechtigkeit. Von dem Augenblick an, wo die Binde von unſerm Geiſtesauge fällt, von dem Augenblick an, wo wir unſere gänzliche Hülfloſigkeit erkennen, von jener Zeit an ſteigt die Würde unſerer Mitbrüder in dieſem Erdenthale. Wie viel beſſer erſcheinen ſie uns im Vergleich mit unſerm Herzen; wie viel anders müßte unſer Betragen gegen ſie ſein! Welches Mitleid empfinden wir mit dem Verbrecher, der noch vor Kurzem unſer Grauen erregte und den wir als ein Weſen untergeordneter Art betrachteten: der Arme erwuchs ohne liebende Eltern, ward zum Bettel, zum Diebſtahl gezwungen, und wenn der Geiſt Gottes, wie bei Jedem, an ſein Herz klopfte, der Boden war unvorbereitet, die Verſuchung zu mächtig, und ſo hat ihn die erbarmende Liebe dem Schwert der Gerechtigkeit geopfert, auf daß ſie Barmherzigkeit an ſeiner Seele thue. Dann wird unſer Gebet da ausreichen, wo der Arm der Liebe zu kurz iſt; da werden wir uns ſagen müſſen: „Was ſind wir Herr, daß du unſerer gedenkeſt! Wir haben genommen aus der Fülle deiner Gnade und ſind geſättigt worden an Herz und Geiſt.“ Laßt uns dem ermatteten Bruder auch ein Broſämlein Seiner Barmherzigkeit bringen, ſei es nun nach Bedürfniß des Leibes oder des Geiſtes. Das Erſte bahnt oft den Weg zu dem Zweiten. Thun wir dies, meine Lieben, ſo thun wir nur ein Werk der Gerechtigkeit, denn wenn wir auch Alles gethan haben, ſo ſind wir unnütze Knechte, die nur gethan haben, was ſie zu thun ſchuldig waren. Darum lehrt uns die Selbſterkenntniß: „Wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollen.“

So wäre denn die Läuterung unſeres Herzens vollendet, und wir nahen uns dem feſtlichen Altar, angethan mit dem Gewande der Unſchuld. Doch wo iſt nun der Schmuck, der gleich einer Schnur köſtlicher Perlen, als unvergängliches Kleinod, als Talisman dem Feſtkleide hinzu gefügt werden ſoll? Es ſind die Früchte des Geiſtes, — die Perle, die einer fand und Alles verkaufte, um Raum für dieſen Schatz zu haben.

Daß ich die Perle finde,
Die meinem Geiſt gefällt,
Daß nichts mich hält und binde
In dieſer armen Welt,
Daß Jeder überwinde,
Den du mir zugeſellt,
Bis Jeſus, frei von Sünde,
Uns vor den Vater ſtellt.

Laßt uns nun dieſen köſtlichen Schmuck genauer betrachten! laßt Perle an Perle an euern Geiſtesaugen vorüber gehn, damit ſie euch ſo theuer werden, daß keine derſelben verloren gehe und ſie einſt am Altar der Gnade zu einem Diadem verklärt werden, welches euch ewig ſchmücken ſoll!

Die erſte und größte unter ihnen iſt:

Die Liebe.

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Der erſte göttliche Funke, der in dem Kindlein erwacht, iſt die Liebe — der himmliſche

Hauch, den der Ewige, als Zeichen ſeines Ebenbildes, dem ſtaubgewordenen Weſen zu Theil werden ließ. Dieſe Liebe wird von frommen Eltern zur Quelle der Liebe, zu ihrem wahren Urlicht, geleitet, wo ſie ſich in tauſend Strahlen concentrirt, und gleichſam als magnetiſche Kraft zurückkehrt, um in dieſem Verein immer mehr an Wärme zu gewinnen. Das erſte himmliſche Siegel der Liebe iſt die Taufe, die das unſichtbare Band mit dem Vater unauflöslich ſchließt, wenn wir uns bemühen, in dem Taufbund zu bleiben. In den Armen der elterlichen Liebe erwächſt nun die junge Pflanze, und wird durch geiſtige Ausbildung ihrer einſtigen Beſtimmung immer näher geführt. Was die Vorſehung in das junge Herz gelegt, ſoll veredelt, die Gaben des Geiſtes ſollen ausgebildet werden. Und Viele meinen, daß ein ſolcher Schatz des Wiſſens das köſtlichſte Gut ſei, was Jünglinge und Jungfrauen mit auf die unſichere Bahn des Lebens nehmen könnten. Ein Gut iſt es allerdings, aber nicht das köſtlichſte. Wir bedürfen himmliſcher Wächter, um dieſen Schatz zu bewahren: die der Demuth und Liebe, damit die Schlange Eitelkeit nicht die beſten Früchte unſeres Wiſſens vergifte!

Bei der Jungfrau, die den Herrn liebt, ſei dieſer Bereich des Wiſſens gleich einem lieblichen Garten, reich an Blumen und Früchten. Er erfreue und erquicke Alle, die ſich ihm nahen, ohne daß ſie ſich Rechenſchaft zu geben wiſſen, welches das Blümlein oder die Frucht ſei, die vorzugsweiſe das Herz erfreut. Die chriſtliche Jungfrau ſammelt nur ſolche Kenntniſſe, die ſich mit den edelſten Gefühlen ihres Herzens vertragen und dadurch zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden werden. Der Schleier der Zucht und der Weiblichkeit iſt darum geſchlungen; aber immer vermag ſie noch neue Schätze, mit denen ſie ſich ferner bereichert, in ſeine Falten aufzunehmen. So ſchwinden die Zeiten des Einſammelns und wie ein Bienlein von der Blumenreiſe, kehrt ſie in die Heimath zurück. Und was beginnt ſie nun mit dem Erworbenen? Sie bereitet in den ſtillen Zellen der Häuslichkeit, ungeſehen und unbemerkt von dem weltlichen Treiben, die ſüßen Stoffe, mit denen ſie Andere erquickt und erfreut. Wie manches Köſtliche wird uns zu Theil, wir wiſſen kaum, woher es kommt, aber das iſt gerade das ächte Element der Liebe: Freude zu bereiten, wie die Mutter am Chriſtabende. Da iſt ein liebender Vater, dem ein freundliches erfriſchendes Geſpräch die Berufsfalten von der Stirn verſcheuchen ſoll: dort ſind jüngere Geſchwiſter, die zart und klein der Pflege und Ruhe bedürfen und, noch vor dem Einwiegen zum Schlummer, an die Pforten des Himmels gebracht werden ſollen; da eine liebende Mutter, die unermüdet die ſchweren Laſten ihres Berufs getragen und nun froh und heiter durch die Hülfe leiſtende Hand der Tochter und Freundin den erleichterten Weg fortpilgert; dort ſind mißmuthige Dienſtboten, die, ihres Berufes überdrüſſig, ihrer Pflicht nicht gehörig nachkommen: ein freundliches Wort, ein treues unermüdetes Beiſpiel, und das Werk fördert ſich aufs Neue friſch und fröhlich. Aber Geiſt und Körper finden gar oft eine Hemmung im treuen Fortpilgern; Unmuth und Trägheit lagern ſich, wie hemmende Felſen, auf den ſo fröhlich begonnenen Weg. Da eilen wir denn zum Arzte und finden die köſtlichen Worte: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erhören und du ſollſt mich preiſen;“ oder „Meine Kraft iſt in dem Schwachen mächtig!“

Doch ſind es nicht nur die eigenen Mängel, mit denen wir zu kämpfen haben, es ſind auch die Schwächen Anderer, die uns auf harte Proben ſetzen. Da ſagt uns der Corinther-Brief: „Die Liebe iſt langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht, ſie treibet nicht Muthwillen, ſie trägt Alles, ſie glaubet Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles!“ — — —

Meine Lieben, das Leben gleicht einem großen Kirchhofe: da iſt kein Haus, vor dem nicht ein größeres oder kleineres Kreuz aufgepflanzt wäre, kein Haus, in dem nicht Krankheit, ja ſelbſt der Tod eingekehrt wäre, — wo alles menſchliche Wiſſen und Können nur als Stückwerk betrachtet werden kann, wo nichts ausreicht, denn die Hülfe von Oben. Da wird der Sarg eines unſerer Lieben durch die Pforten getragen und das erſchütterte Herz fragt in der tiefſten Verlaſſenheit: was bleibt uns noch?

„Glaube, Liebe, Hoffnung; aber die **Liebe** iſt die Größte unter ihnen.“ Ja, meine Theuren! die Liebe iſt das einzige wahre Element unſeres Daſeins, der reine Quell des Lebenswaſſers, aus deſſen Born wir Stärkung für unſer irdiſches Leben, ſo wie für unſere himmliſche Berufung ſchöpfen, bis uns die Liebe in ihr himmliſches Reich aufnimmt.

Freude.

„Das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Hoffnung ſeye auf den Herrn.“

So hätten wir denn ſchon in dieſen Worten, die ganze Fülle der Freude, meine Lieben! — einer Freude, die alle Herrlichkeit, aller Schmerz des Erdenlebens uns nicht zu rauben vermag. Doch unſer Wandel iſt noch nicht im Himmel, wir gehören noch der Erde an, voll Verſuchungen und falſcher Freuden. — Da ſehen wir die lichte, volle, breite Straße, wie Novalis ſich ausdrückt, auf der einen Seite, und den Weg des heiligen Kreuzes auf der andern. Sie iſt eng die Pforte, die zum Leben führt, und es ſind Wenige, die ſie ſuchen. — Heute nun, heute legt man euch die Frage vor, wo wollt ihr hingehn? Und wohl antwortet ihr Alle: „Herr, wo ſollen wir hingehen, nur du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben erkannt und geglaubt, daß du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes.“ So ſprecht ihr heute, und ihr ſagt es aus wahrem aufrichtigen Herzen. Aber nun verlaßt ihr dieſe theuern Räume, kehrt zurück in andere, oft ſchwierige Verhältniſſe; die Welt tritt zu euch heran, ſie bietet euch ihren Schmuck und ihre Freuden, ſie glaubt um eurer Jugend willen ein Recht an Euch zu haben, und obgleich ihr nicht von der Welt ſein möchtet, wie die Jünger Jeſu, ſo müßt ihr doch darin leben, und hängt von der Erde und ihren Verhältniſſen ab. Aber dennoch heißt es: „Euer Wandel ſei im Himmel!“ und wie vereinigen wir dieſen ſcheinbaren Widerſpruch? Da wollen wir uns denn antworten, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen, und daß der, der uns in dieſe Verhältniſſe führte, auch ein frommes Gemüth die wahre Bahn leiten wird, wenn es mit kindlichem Herzen fleht: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn!“ Durch dieſen Segen geleitet, ſchreitet denn fort auf dem Wege, den Pflicht und Verhältniſſe euch bezeichnen, jede weltliche Freude, die das Angeſicht der Engel ſcheut, iſt und ſoll keine für euch ſein. Auf jede Freude, die der Eitelkeit Nahrung bieten könnte, ſollt ihr euch vorbereiten, euern Herrn und Heiland um Kraft bitten, und die beiden himmliſchen Mächte: Vorſicht und Wachſamkeit, ins Geleit nehmen, dabei jede Verſuchung, ſo viel wie möglich, vermeidend: dann wird die Vorſehung, ſelbſt in den Gefahren der Welt, die

Schwachen ſchützen, und es wird ihnen gehen wie den Jüngern, die auf Schlangen treten durften, und denen das Böſe nichts anhaben konnte, denn Gott war ihr Schild! Freilich, meine Lieben! mag denn das, was die Welt für köſtlich hält, größtentheils ſeinen Reiz verlieren; aber ſo ſoll es auch ſein. Die wahre Chriſtin legt das Schwerdt des Glaubens nie aus der Hand, denn ſie iſt ſtets auf einem Schauplatz des Kampfes mit der Welt und mit ſich ſelbſt. —

Selig, möchte ich daher ſagen, ſelig, wenn euch der liebende Vater die Räume ſtiller Häuslichkeit beſchieden zur Liebe und zur Freude, — wenn ihr dieſe theuren Räume mit den Blüthen wahrer Gottesfurcht, unermüdlicher Thätigkeit und himmliſcher Liebe ausſchmücken dürft, — wenn die Engel unſichtbar eure Begleiter ſind und ins gottergebene Herz die Früchte des Geiſtes ausgießen. Laſſet uns denn eilen, meine Lieben! eilen nach der engen Pforte! Der Weg iſt weit und die Straße iſt breit, die zum Verderben führt, und Viele ſind ihrer, die darauf wandeln. Ja die Pforte iſt eng, und der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führt! Doch die Demuth dringt hindurch und die ewige Liebe beut ihr die Hand.

Der Weg ſcheint dunkel und iſt doch licht, denn von jenem hohen Kreuze ſchimmert eine Verklärung, die jeder Freude, jedem Schmerz, ihre Strahlen beut. Ja, auch dem Schmerz! Hier weinen wir am Krankenbette der theuern Mutter; ſie iſt ein Muſter der Liebe und der Geduld; ſie erfreut uns durch ihr gläubiges Vertrauen, allein es ſcheint, daß das Gebet um ihre Erhaltung nicht erhört wird; wir fürchten, die ſchwache Hülle müſſe dem Schmerze unterliegen. Da ringen wir auf's Neue im Gebetskampfe mit Gott, und ſiehe, es tönt in unſerm Herzen: „Fürchte dich nicht, glaube nur!" — oder: „Meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen!" Und wenn uns denn die ewige Gnade die theure Mutter erhält, welches Auferſtehungsfeſt feiert dann Alles im Hauſe, wie gering erſcheint uns jedes andere Uebel! Nun hat die Freude ihre Einkehr gefeiert. — „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal ſage ich euch: freuet euch!" — und doch, meine Lieben! liegt die enge Pforte hinter uns, wir haben den Weg des Kreuzes betreten, und ſiehe, hier wohnt Freude die Fülle.

Doch in jener Hütte hören wir ein lautes Weinen; der Vater iſt hinweggeriſſen aus der

Mitte der Seinigen, den Kindern iſt der Erhalter genommen und dennoch wird es licht in den dunkeln Räumen. Eine milde tröſtende Stimme ſpricht zu den ermatteten Herzen: „Ich will euch nicht Waiſen laſſen, ich komme wieder zu euch; ſiehe, ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende; bleibet in meiner Liebe! — ſolches habe ich zu euch geredet, auf daß meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.“ Ein ſeliger Hauch aus jenen lichten Höhen durchſtrahlt die Herzen mit einem Troſte, einer Freudigkeit, die die Welt nicht kennt. Allein wir wandeln im dunkeln Thale, und der Jünger darf es nicht beſſer haben, als der Meiſter. Sind ſeine Getreuen abgewichen, hat ſich mancher Einzelne von dem Heiligen abgewendet, wie viel eher kann dieß uns geſchehen. — Ja, meine Lieben! auch wir könnten zu der Erfahrung kommen, daß ſich ein theures Glied von dem Pfad des Lichts und Rechts gewendet, und dann ſagen wir mit Recht, der Schmerz ſei in ſeiner vollen Bitterkeit bei uns eingekehrt, und die dunkele Stunde der Verlaſſenheit, wie ſie dem Heilande am Kreuze zu Theil ward, lagert ſich gleich einer finſtern Wolke auf unſer Herz. Da tönt es wieder:

„Weine nicht,“ denn der, der zu Nain den Jüngling erweckte, Er, deſſen Wort wie ein Hammer iſt, der Felſen zerſchlägt, vermag ein zweites Auferſtehungswort zu ſprechen, und dem Herzen, deſſen Schöpfer er iſt, das Brot des Lebens auf's Neue zu bringen. Und kehret denn ein ſolches theueres Glied auf den Pfad der Wahrheit zurück, ſiehe, dann beſeelt feſtliche Freude euere Räume, — denn der Herr hat geſucht und gefunden, das verloren war. Ihm iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Wieder Freude! Und doch ſind wir auf dem ſchmalen Wege! O es ſind noch gar manichfache Quellen, die ſich uns öffnen! Auf dieſem Wege begegnen uns Kranke und Lahme, Arme und Unwiſſende, ſolche die an den Hecken liegen und doch zum Abendmahl des Herrn geladen ſind. — Wir ſind mit unſern Gaben nur Haushalter unſeres Meiſters und müſſen an dem großen Tage der Abrechnung Rechenſchaft geben, wie wir die anvertrauten Güter verwaltet. Da ſtehet uns denn die Freude wieder zur Seite, wenn der Herr ein gutes Wort, zu rechter Zeit ausgeſprochen, ſegnet, wenn der Sterbende getröſtet wird, wenn es uns vergönnt war, Licht in das Dunkel zu bringen. Doch dürfen wir in dieſer Freude nur den Kindern gleichen, welche die eben empfangene Gabe mit dem ärmern Kinde theilen dürfen und in kindlicher Unſchuld in der nächſten Stunde vergeſſen, was ſie gethan. Darum ſagt auch der Heiland: „Werdet wie die Kinder, laſſet die Linke nicht wiſſen, was die Rechte thut!“ Doch wir pilgern weiter und finden nur Schmerzen, die uns nur bittere Früchte zu bringen drohen; wir ſäen guten Samen, und ſiehe, er geht nicht auf; wir pflanzen die Blümlein der Freude und der Liebe, man zertritt ſie und lohnet uns mit Undank; man ſchmähet, man verfolget uns: „Der Jünger iſt nicht mehr denn der Meiſter, und der Knecht nicht mehr denn ſein Herr.“ Er hat geſäet weit köſtlichern Samen und er wuchs anfänglich nur zu einem kleinen Pflänzlein, bis es ſich durch alles Feindliche hindurch arbeitete und zu einem Baume ward, unter dem die Vögel des Himmels wohnen. Er ſäete Freude, Friede; es ſtrahlte noch von ſeiner Dornenkrone der Glanz liebender Vergebung, er erndtete Schmach und Undank, Hohn und Verachtung. Er war der Reine, wir ſind die Sündigen. Nehmet denn das für Chriſtenfreude, wie Herder ſagt; lauſchet aber viel mehr jenen Worten des Evangeliums: „Freuet euch, wenn die Welt euch verachtet; freuet euch, und fürchtet euch nicht, denn es wird euch wohl belohnet werden.

Ja, meine Theuern! das h. Evangelium iſt die Sonne, die den dunkeln Pfad mit tauſend Freudenſtrahlen beleuchtet; ſeine Worte ſind köſtliche Blüthen, die der Herzenskündiger auf den ſo mißlichen Weg ſtreut, damit ſie in unſern Herzen zu reichen Früchten werden. Und ob wir auch ſtraucheln auf der oft unſichern Bahn, wer iſt es, der aus lichten Höhen die Arme nach uns ausſtreckt und liebend uns zuruft, wenn wir niedergebeugt von der Laſt der Sünde den Saum ſeines Kleides berühren: „Sei getroſt, meine Tochter! deine Sünden ſind dir vergeben!“? —

Doch nicht nur Leiden, nicht nur aus Schmerz geborene Freuden, beut uns der Weg des wahren Lebens. Nein, ſchöne, reine, geweihte Stunden, durch Liebe bereitet, durch Liebe geheiliget, reine Genüſſe in der freien Gottesnatur, wo jedes Blättlein die Sprache der Bibel fortſetzt. Der Geſang der Vögel, in den ſich unſere Freudentöne miſchen, ſind Accorde der himmliſchen Freude, die durch das Weltall ertönen.

Nach dieſem Rückblick auf die ſo vielfach bewegte Lebensſtraße, ſtehen wir an der letzten Pforte, an der Pforte des Todes. Hier iſt es nun wohl dunkle Nacht, der Geiſt ringt mit dem irdiſchen, zerbrechlichen Gefäße; noch einmal taucht die Vergangenheit in nackter unverhüllter Wahrheit vor unſerer Seele auf, die Sünde lagert ſich gleich dunkeln Wogen um uns her. Aber die Stimme von Golgatha übertönt das Geſetz des Sinai: „und wenn eure Sünde blutroth wäre, ſie ſoll ſchneeweiß werden, und wenn ſie wäre wie Roſinfarbe, ſie ſoll wie Wolle werden." Siehe, da dringen die Strahlen der Freude aufs Neue in unſer Herz, und mit den Gebeten und dem Segen der Unſrigen vereinigen ſich die Worte des Heilandes: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſein, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt, denn du haſt mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet war." So endet denn der Lebensweg mit der herrlichſten ſeligſten Freude, ſie iſt die zweite köſtliche Perle, die ſich an die Liebe reiht.

Frieden.

Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden laſſe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt; euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!

Dies ſind die Abſchiedsworte unſeres Erlöſers an ſeine Jünger, und bei dem ſchwerſten Abſchied, bei den furchtbarſten Qualen, deſſen Zeugen ſie waren, verſpricht er ihnen ſeinen Frieden! Ja, meine Lieben! das iſt das Köſtliche dieſes Friedens, daß er Macht hat über Schmerz und über Tod, daß er gleich dem glänzenden Friedensbogen über den Wogen des Meeres ſteht. Das iſt die Macht dieſes Friedens, den der Todesüberwinder gab. „In der Welt habt ihr Angſt, aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden.“ Wenn uns dieſes herrliche Kleinod immer zu Theil würde, dann wäre unſre Pilgerſchaft eine leichte. Erhaben über alles irdiſche Treiben könnten wir, gleichſam wie verklärte Geiſter, auf das arme, gedrückte Erdenleben niederſchauen. Doch dem iſt nicht alſo: „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von Gott dem Herrn.“ Er hat Macht zu geben und zu nehmen, Alles nach ſeinem heiligen Willen. Das iſt gerade die ſelige Gemeinſchaft, die innige Abhängigkeit der Kinder Gottes von dem Vater, daß er ſtets von der Fülle ſeiner Gnade dem Kinde ſpendet, was ihm zum Heile dient: bald Licht und bald Finſterniß. Bald ſchmückt er ſein Herz mit himmliſcher Freude, bald führt er durch die Wüſte, in der kein Hälmlein grünt und kein friſcher Trunk aus der Quelle das lechzende Herz erfreut; allein nicht um müßiges Abwarten iſt es hier zu thun. „Kämpfe den Kampf des Glaubens“, heißt es, „erringe das ewige Leben! wer nicht recht kämpft, wird nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.“ Ja, hier gilt es einen wichtigen großen Kampf, einen Kampf um die himmliſchen Güter. Die Geiſtesfähigkeiten müſſen den Strahl des Lichtes aufſuchen, damit der Keim der Unſterblichkeit Kraft gewinne. Wir müſſen ringen um die Himmelsluft, damit das Ebenbild Gottes ſich immer mehr in uns verkläre. Alle geiſtigen Güter ſollen durch das Gebet erworben werden, und mit ihnen auch der Friede. Es iſt nun vor allen Dingen nöthig, daß wir unſern Frieden mit Gott machen. — Das dünkt euch wohl eigen, meine Lieben! allein nur bis ihr mit dem Apoſtel ſagt: „die Sünde ſcheidet uns von Gott", und ihr ferner empfindet, „welch trotzig und verzagtes Ding" das Herz iſt.

Ja wohl verzagt, denn Unmuth und Unzufriedenheit mit dem Schöpfer kehret ein, weil unſere Wünſche und Wege nicht die ſeinigen ſind, weil ſein Wort über den Wolken regiert und unſer armer kurzſichtiger Erdenverſtand an die Scholle gefeſſelt iſt. Dieſe Einſicht, meine Lieben! muß aber unſer Herz auf den Flügeln der Ergebung über die Wolken erheben und das Gebet in Gethſemane nachſprechen: „Vater, wie Du willſt, nicht wie ich will." Auf dieſe Weiſe machen wir unſern Frieden mit Gott.

Doch iſt es dies nicht allein, was uns von Gott ſcheidet, es ſind noch andre Felſen, die ſich zwiſchen den Vater und unſere Seele thürmen, weil die Sünde Wohnung gefunden in unſerm Herzen. Das Allerheiligſte iſt uns verſchloſſen, denn nur die dürfen Gott ſchauen, die reines Herzens ſind. Doch die Felſen beben, die Erde erzittert und der Vorhang des Allerheiligſten zerreißt; es iſt ein ewiger Bund aufgerichtet durch unſern Erlöſer, es iſt eine Spalte eröffnet, durch die das demüthige Herz den Vater erreicht. Es heißt: „Wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchließe die Thür hinter dir zu.“ Alſo wende dich ab von der Welt, von ihrer Luſt, von ihrer Leidenſchaft, thue Buße, indem du an deine Bruſt ſchlägſt, wie der arme Zöllner; vergib einem Jeden, der dich beleidigt hat und der heil. Geiſt wird dein Herz regieren, reinigen, läutern, du wirſt Gnade finden vor dem Herrn und ſeines Friedens theilhaftig werden.

Oft iſt es aber nicht im ſtillen Kämmerlein, oft iſt es, als müßten wir, gleich ihm, dem Geheiligten in Gethſemane, im Gebetskampfe mit der Todesangſt ringen; die Hülle iſt aufs Neue vorgezogen vor das Allerheiligſte, und unſere Brüder finden wir ſchlafend. Sie vermögen nicht in das Dunkel unſerer Leiden zu ſchauen und ſo ermattet ihr Geiſt in undurchdringlicher Finſterniß. Doch kehren wir zurück, wie unſer Erlöſer gethan, werfen wir uns immer wieder aufs Neue vor ihm nieder, und laßt uns mit Lavater ſagen:

„Kannſt du dann nur ſtill empfinden,
Aber keine Worte finden,
Klag' ihm ſchweigend deinen Schmerz!“

Und wer iſt es, der in dunkler Nacht Einkehr bei uns hält? wer iſt es, der da ſpricht:

„Ich habe dich einen Augenblick verlaſſen, aber mit ewiger Gnade will ich bei dir ſein?" und „Es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade ſoll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen?"

Hier iſt Frieden! Frieden, den die Welt nicht kennt, und während ſie uns noch Thränen des Mitleids weiht, ſind wir ſchon ſelig, ſelig durch ſeinen göttlichen, himmliſchen Frieden. Er hat uns mit der Palme geſchmückt, unter der Er ſeufzte, er hat unſer Herz mit der Klarheit ausgerüſtet, die am Auferſtehungsmorgen über ſeinem Grabe glänzte. So hätten wir Frieden, Frieden mit Gott. Aber wie haben wir nun Frieden mit uns ſelbſt? „mit uns?" höre ich euch ſagen. „Ach wir lieben uns nur zu ſehr, wir ſuchen nur zu ſehr, was den Sinnen ſchmeichelt, was das Herz erfreuen kann!" Das gerade, meine Lieben! iſt das Mittel zum Unfrieden, denn die Sünde ſcheidet uns von Gott und das Streben nach irdiſcher Wohlfahrt gebiert die Sünde: „und wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht", iſt ihr Sclave. Ach, es gibt keine ſchauerlicheren Bande, als die der Sünde; wie müht ſich da der vom Hauche Gottes geſchaffene Geiſt ab, um ſeinen Frieden mit der Welt und ihren Freuden zu machen; welche Widerſprüche ſtoßen ihm überall auf; wie erſcheint das ſehnſüchtig Erwartete ſo ſchaal, und wie wenig köſtlich die gehoffte Freude! Wie ſteht Eigenliebe und Stolz ſich feindſelig gegenüber, wie macht Lug und Trug das Leben zur Hölle, wie ſind Gleichgeſinnte gerade um deswillen Feinde, weil ſie gleiche ſündliche Neigungen haben, und dadurch ſich wechſelſeitig ſtören und hemmen! Wenden wir unſere Blicke ab von dieſen traurigen Bildern! möchten wir ſie nie in der Nähe kennen lernen! Und ſo hätten wir unſere Frage ſchon beantwortet, daß wir nur Friede mit uns haben, wenn wir, wie oben bemerkt, unſern Frieden mit Gott machen. Doch ſind noch Einzelnheiten, die wohl würdig ſind, beſtimmter beleuchtet zu werden. Der ſicherſte Weg zum inneren Frieden iſt die Himmelsſtraße der Selbſtverleugnung, der Weg, den Chriſtus ging. — Da findet ihr, meine Lieben, all die köſtlichen Pflanzen, die auf dieſem Boden gedeihen: Zufriedenheit, ein ruhiges Gewiſſen, milde Heiterkeit, ein ſanftes Lager, und noch manche ſüße Frucht, die Wohlthätigkeit und Dankbarkeit darbringen. Darum iſt der Weg zum Himmel eine Königsſtraße, wenn ihn ſo viele leuchtende Kerzen beſtrahlen. Doch nun fragen wir weiter, wie halten wir unſern Frieden mit den Menſchen, unſern Brüdern? Der Heiland ſpricht: „Haltet in allen Dingen Frieden!“ wohl eine ſchwere Sache, und zu dieſer müſſen wir die übrigen Früchte des Geiſtes noch zu Hülfe nehmen: „Freundlichkeit, Gütigkeit, Geduld, Sanftmuth.“ Die köſtliche Perle des Friedens läßt ſich nicht zertheilen; nur wer mit Gott und dadurch mit ſich Frieden hat, kann Friede bringen.

Ach, das Leben macht gar manche Anſprüche an uns, von dem Augenblicke an, wo die Schlange ihr Gift in den Paradieſesgarten verpflanzte, drang die Unzufriedenheit in die Herzen der Menſchen, der Hochmuth hat ſeinen Thron unter ihnen aufgeſchlagen, und er iſt der Gott, dem die Welt huldigt. — Darum mußten die Boten des Friedens ſo oft herabſteigen in die arme ſündige Welt, um den Verblendeten auf's Neue den Born des Lebens zu zeigen; darum ward der Bund des Friedens mit Noah gemacht, weil er Gott vertraute; deshalb beſuchten die Engel einen Abraham, weil er Gott glaubte und ſah Jakob die Himmelsleiter, damit der Frieden durch die, die ausgeſandt ſind zum Dienſte derer, die das Himmelreich ererben ſollen, die lichten Stufen herab geleitet werde. — Darum ſandte der liebende Vater Moſe und die Propheten, um das Volk aus der Knechtſchaft in ein Land der Freiheit und des Friedens zu führen, und darum ſtieg der Heiligſte von ſeinem Throne, um das unſichtbare Reich des Friedens auf Erden zu gründen und die Macht der Hölle vermag es nicht zu überwinden. — Um deswillen eilen die Friedensboten in alle Welttheile, um die ſelige Botſchaft des Heils allen Völkern zu verkündigen. Und wir wollten nicht Unterthanen dieſes Friedefürſten ſein und nicht, gleich der armen Wittwe, auch unſer Scherflein in den Gotteskaſten legen? Gewiß, meine Lieben! wenn wir den Morgen mit innigem Gebet beginnen und der Stempel des Gottesfriedens auf uns gedrückt iſt, ein Stempel, dem alle irdiſche Schönheit an Glanz nicht gleichkommt, dann legt uns auch der Herr die Gnadengabe des Geiſtes in die Hand, um den Frieden zu bringen. Doch zu dieſer Gabe bedürfen wir nun der Hülfe unſerer Schweſtern und die Nächſte iſt:

Die Geduld.

„Geduld bringt Erfahrung."

Geduld iſt die Frucht der Demuth, ſie ſteht der Gerechtigkeit zur Seite, und ruft uns täglich zu: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, daß thut ihr ihnen."

Ausgerüſtet mit der Kraft des Gebets treten wir in der Frühe aus dem ſtillen Kämmerlein, und ſiehe, ſchon an der Schwelle begegnet uns Unmuth und Unzufriedenheit. Da ſoll nun die Geduld ausharren, bis ans Ende; ſie ſoll die Wärterin der Kranken, die Pflegerin der zarten Kinder, die unermüdliche Begleiterin des Alters ſein; ſie ſoll oft ausreichen, wo Kraft und Energie ſich umſonſt abmühen. Da verſiegt dieſe Quelle gar häufig, und Viele kehren mißmuthig von dem kaum betretenen Pfade wieder zurück. Hier heißt es: aus dem Born des lebendigen Waſſers ſchöpfen, welches Chriſtus verheißen hat Allen, die zu ihm kommen. Da müſſen wir ihn begleiten auf ſeinem himmliſchen Weg durchs irdiſche Leben, von dem Anfang und Ende durch Geduld verklärt ward. Dort ſehen wir ihn in dunkeln beſchränkten Verhältniſſen, das Licht des göttlichen Geiſtes verhüllen, bis der Vater im Himmel ſeinen Glanz hervorruft. Da ſehen wir ihn umgeben von einer an Schmerzen reichen Schaar, der er unermüdet Gnade und Heilung beut. Dort zeigt er den irdiſch geſinnten Jüngern Güter eines himmliſchen Reiches, während der Weltſinn nach Erdenthronen ſich ſchaut und auf den Flügeln der Liebe und Geduld trägt er immer wieder auf's Neue den Erdenſinn in's himmliſche Bereich. Dort begegnet er mit der Schärfe des Geiſtes den ſpitzfindigen Fragen der Schriftgelehrten, bietet dieſe Schärfe aber nur der Lüge und der Heuchelei, „denn er iſt ſanftmüthig und von Herzen demuthig“, und ſo iſt auch bei Ihm die Geduld eine Frucht des demüthigen Geiſtes. Ihm naht ſich ein Jüngling; er fragt nach der lichten Bahn des Rechts und der Wahrheit, aber er erbebt bei dem Gedanken, alle Güter der Erde, allen irdiſchen Glanz zurück zu laſſen, um Ihm nachzufolgen. Der Erlöſer erträgt ſeinen Weltſinn mit himmliſcher Geduld und ſeine Liebe wird zur Lehre, damit Andere nicht in gleicher Verblendung dahin gehen.

In Bethaniens friedlicher Hütte wehrt er der Ungeduld einer Martha mit den Worten:

„Eins iſt Noth, Maria hat das beſte Theil erwählt.“ Ja, meine Lieben! unſer Ringen nach irdiſchem Gut, nach Freude und Wohlergehn, hemmt uns am Meiſten im Erreichen himmliſcher Güter. Eins iſt Noth! Maria hat das beſte Theil erwählt. Von Unglaube und Zweifelſucht begleitet, eilt Er zum Grabe ſeines Freundes, wir hören ſeine milde Stimme, welche fragt: „Wo habt ihr ihn hingelegt?“ und nun ertönt das Auferweckungswort, deſſen Kraft die Tiefen des Grabes durchdringt.

Dort unter jenem ſchattigen Baume weilt Er: die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Hier ruht er im Abendroth eines liebeverklärten Tages. Da ertönen die freudigen Stimmen der Kinder in unſere Ohren; wir hören die unmuthigen Worte der Jünger, die die begleitenden Mütter abwehren wollen, allein ſein Friedenswort: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich“, übertönet Alles, und nun ſegnete er ſie.

So iſt er heute, ſo iſt er in alle Ewigkeit, unermüdet im Segnen, unermüdet im Lieben, und wenn der Glaube in die Tiefen des Kleinmuths zu verſinken droht, wer ſchreitet dort auf den Wogen heran? Er iſt es, der die hülfreiche Hand uns bietet; und wenn er ſcheint zu ſchlummern, wenn es iſt, als ſähe er den Sturm der Verzweiflung nicht, der manches arme Herz überfluthet, ſo ſpricht er ein Wort, gebietet Wind und Wogen und ſiehe, es wird ganz ſtille — dann kommt er zu uns herein, um das Abendmahl mit uns zu halten.

Ja, unerſchöpflich iſt ſeine Geduld mit den armen verzagten Menſchenherzen. Doch wir könnten nicht aufhören, wollten wir alle die lichten Spuren der göttlichen Geduld auf ſeinem irdiſchen Lebenswege verfolgen. Wir eilen daher zu ſeinem Ende, wir eilen nach Gethſemane, wir ſehen ihn in ſeinem Leiden, in ſeiner Ergebung, hören das himmliſch große, ja den Menſchen unfaßliche Wort himmliſcher Geduld: „Freund, du verräthſt des Menſchen Sohn mit einem Kuß?“ Er beut ſeine Hände den Häſchern, heilt den Verwundeten, folgt der Rotte in die Behauſung des irdiſchen Richters, würdigt ihn eines Bekenntniſſes, vor dem die Engel in Staub ſinken, und begegnet dem Spott des Herodes mit dem

Schweigen göttlicher Geduld. Ja wohl ſagte er mit Recht: „Ich bin ein König!“ denn ſein Thron war erbaut von dem Glanze der göttlichſten Tugenden; und von ſeiner Dornenkrone dringt die Verklärung der Liebe in die Tiefen der Finſterniß. Er ward verſchmähet und verſpottet, er that ſeinen Mund nicht auf. Er weint über Jeruſalem, nicht über ſich. Er ſprach unter den furchtbarſten Schmerzen das größte Gebet, das je geſprochen wurde: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun“, und während die Menge ihn verhöhnt, öffnet er die Pforten des Paradieſes dem reuigen Schächer. Ja, meine Lieben! hier hat Liebe und Geduld ihren höchſten Triumph gefeiert, darum überwältigte ſie auch die Nacht des Grabes, darum trat ſie in verklärtem Lichte in den Kreis harrender Jünger, um ſelbſt dem Ungläubigen den Friedensgruß zu bringen. Sie iſt es, die ſeine Hand zu den Nägelmalen führet und ausſpricht: „Selig ſind, die nicht ſehn und doch glauben.“ Hier endet aber der letzte Strahl ſeiner himmliſchen Geduld noch nicht, iſt er doch bei uns alle Tage bis an der Welt Ende, bat er doch für Alle, die an ihn glauben werden, und ſeine Geduld iſt täglich neu.

Und wollt ihr ſeine Jünger ſein, ſo gehet hin, und thuet desgleichen: arm in euch, aber reich in Ihm! —

Sehet und ſchmecket, wie freundlich der Herr iſt.

Die Freundlichkeit iſt der Abglanz der Liebe, gleichſam das Abbild deſſen, was in dem Herzen lebt. Da wo die Geduld mit ihrer treuen Beharrlichkeit nicht ausreicht, tritt die Freundlichkeit mit liebevollem, bittendem Blicke an ihre Stelle und erreicht oft mehr, als alle Beredſamkeit zu erreichen vermag. Doch nur jene Freundlichkeit, die der Abglanz des innigen wahren Wohlwollens iſt, nur jene, die aus einer Gott ergebenen und aus Gott geborenen Heiterkeit entſteht, („Seid allezeit fröhlich") kann ſich des Segens eines wohlthuenden Anklangs erfreuen. Auch ſie iſt erhaben über Erdennoth und Erdenſchmerz, denn an der Hand der Selbſtverläugnung beut ſie einen Troſt, den ſie oft ſelbſt entbehrt und erfreut, dadurch meiſtens mehr, als die Strahlen der Freude es vermögen, wenn ſie ſich auch, gleich dem Friedensbogen, durch Thränen des Mitgefühls verklärt.

Iſt das Evangelium ein Stärkungsmittel zur Ausdauer, eine troſtreiche Leiterin auf dem oft dunkeln Lebenspfad, ſo beut die Natur die Blüthen reiner gottſeliger Freude, — in ihm, dem köſtlichen Worte des Herrn, — in ihr, der Fortſetzung ſeiner Gnadengaben. Laßt uns lernen, wie freundlich der Herr iſt. Im Morgenglanze der verjüngten Natur, wo tauſend kleine Sonnen, als Abglanz göttlicher Freundlichkeit, Blumen und Halme ſchmücken, wo die Lerche ihr Halleluja in die Lüfte ſchmettert und ſich Alles, was lebt und athmet, ſeines Daſeins freut. Da ſtrahlet die Freundlichkeit des Höchſten in unſere Herzen und verbreitet ihren Widerſchein auf unſerm Antlitze. Wie fühlt ſich da der Menſch ſo entfeſſelt von allen Banden! wie dünkt ihm das Große jetzt klein, das Beſchwerliche ſo gering, da er im Anſchauen der großen herrlichen Natur den Abglanz der Freundlichkeit Gottes erblickt! wie iſt da Alles Lobpſalm, was ihn umgibt!

„Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht,
Gebt unſerm Gott die Ehre!“

Doch wenn wir der Freundlichkeit Gottes unſere Dankopfer bringen, wenn wir ſie, wie jedes

Gnadengut, entleihen, ehe wir heimkehren in die Hütten der Arbeit und der Schmerzen, wenn wir auf Ihn blicken, ob deſſen holdſeliger Rede Alles erſtaunte, deſſen Freundlichkeit den Schmerz in Freude, den Tod in Leben verwandelte, wollen wir an dieſe köſtliche Perle noch die der Gütigkeit reihen, auf daß wir, begabt mit himmliſchen Schätzen, die Räume der Heimath auszuſchmücken vermögen. „Der Herr iſt gnädig, barmherzig und von großer Güte.“ Das erzählt uns dort die ſprudelnde Quelle, die den lechzenden Wandrer gelabt, das ſagt uns jeder Sonnenſtrahl, der den Glanz der Güte und Freundlichkeit dem Gerechten, wie dem Ungerechten, beut. Seine Güte iſt es, daß wir nicht gar aus ſind!

Wo die Liebe nicht ausreicht, weil ihr die magnetiſche Kraft der Gegenliebe verſagt ward, da borgt ſie einen weitern himmliſchen Strahl, der ſie zur Gütigkeit verklärt. Sie iſt es, die dem Feinde feurige Kohlen aufs Haupt ſammelt. Sie ſegnet, die ihr fluchen, ſie bereitet Freude ungeſehn, und hat den Lohn, daß ſie das ſteinerne Herz erweicht, den Feind zum Freunde, den Undankbaren zum Dankbaren, den Streitſüchtigen zum Friedfertigen verwandelt. Doch fragt ſie nicht um ihren Namen, dieſe köſtliche Himmelsgabe nennt ſich die Schweſter der Liebe. Zieht doch die Schlange des Hochmuths durchs ganze Erdenthal und ſchont doch ihr Gift ſelbſt die Früchte des Geiſtes nicht: darum hat ſie ſich mit dem Schleier der Demuth verhüllt.

Doch es ertönt die Morgenglocke, und der Glaube ſinket nieder und betet zu dem dreieinigen Gotte, der über den Welten thronet. Schon in den Zeiten, da das Schöpfungswort geſprochen, ſchon zu der Zeit, da die Sünde erwachte, da blickte der Glaube nach einem Erlöſer, welcher Herr ſei über Sünde und Tod. Er zeigte einer Eva das verklärte Bild ihres Abel über den Sternen, einem Noah eine verjüngte Erde; er lehrte einem Abraham der Verheißung des Herrn trauen und führte einen Elieſer zum ſchönen Ziel ſeiner Sendung; leitete einen Joſeph auf ſeiner glänzenden Bahn, lehrte einen Moſe die Wogen des Meeres beſchwören, die Tafeln des Geſetzes in den Flammen des Sinai bewahren, und führte das Volk zu ſeiner Ruhe, zum verheißenen Canaan. — In Mariens ſtiller Zelle leuchtet ſein Glanz aufs Neue. Da wird er geboren der Glaube, der von nun an das unzertrennliche Band mit dem Erlöſer geblieben. Der Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwindet, Er iſt der Anfänger und Vollender dieſes Glaubens. —

So laſſet ihn denn Einkehr finden in eure Herzen, dieſen herrlichen ſeligmachenden Glauben; aber bedenket, daß nur von dem die Rede ſein kann, der durch die Liebe thätig iſt, denn ohne die Werke iſt der Glaube todt. Darum darf keine dieſer köſtlichen Perlen verloren gehen, ſie reihen ſich Alle an den Glauben, an die Liebe und Hoffnung. Hoffnung des ewigen Lebens geben ihm ihren ſiebenfachen Schimmer, Demuth und Sanftmuth ihren milden Glanz; ja, an ihrer Hand, an der Hand der milden Schweſter, die von Ihm lernte ſanftmüthig und von Herzen demüthig ſein, deſſen Joch ſanft und deſſen Laſt leicht iſt, laßt uns nun einkehren in die heimiſchen Räume! — Hier möge der Glaube ſeinen Tempel erbauen, und die Keuſchheit ſei die Prieſterin deſſelben. Wo ſie ihre Opferpflammen anzündet, da weichen die gefährlichen Erdendünſte, da fliehen die Feinde des himmliſchen Lichtes, denn der Odem des Allerhöchſten iſt eingekehrt und weihet dieſe Räume zum Tempel Gottes; da iſt kein Gedanke, der das Antlitz des Herrn ſcheuen müßte, da adelt die himmliſche Würde jedwedes Thun, da halten Zucht und Ordnung ihre Einkehr; denn hier wohnet die Keuſchheit im Angeſichte der Engel.

Und hiermit reihen wir die letzte köſtliche Perle an unſer Kleinod. Und angethan mit dem Gewande der Unſchuld, mit dem königlichen Prieſterſchmucke, treten wir nun ein in das Heiligthum des Glaubens und des Segens, eine Weihe zu erhalten für Leben und Sterben.

* * *

Verhaltungsregeln

für eine junge Gouvernante.

Was hat eine junge Gouvernante zu thun?

Beim Erwachen ſogleich ihr Herz zu Gott zu erheben und für ſich und ihre Pflegbefohlenen zu beten.

Sich mit Reinlichkeit, Ordnung und Geſchmack zu kleiden und eben ſo ſehr den Schein der Eitelkeit, als den der Nachläſſigkeit zu vermeiden.

Vom erſten Augenblicke an die Kinder zu überwachen und alle unreinen und unzarten Eindrücke von ihren Herzen zu entfernen.

Jeden Morgen in der Bibel mit den Kindern zu leſen und ſie zum Gebete anzuhalten.

Vor jeder Unterrichtsſtunde ſich durch einen Gedanken an Gott zu ſtärken.

Sich während derſelben mit Geduld zu waffnen und eben ſo ſehr große Strenge, als übertriebene Nachſicht zu vermeiden und nie heftig zu ſein, denn dies ſetzt immer in der Achtung herab.

Ihr ganzes Weſen ſei von dem Gedanken durchdrungen, daß Gott ſie würdigt, Weſen für den Himmel zu erziehen. Dieß wird ihr Würde und Demuth geben.

Wenn ſich Ungeduld mit den Fehlern Anderer regt, dann iſt das beſte Mittel, alle eigenen Vergehen vor der Seele vorüber gehen zu laſſen.

Die Erholungsſtunden müſſen auch Bildungsmittel ſein; die Kinder müſſen edle Freuden kennen, oder auch ſich in den Freuden des Lebens edel bewegen lernen. Fern ſei hiervon Uebermuth und Ausgelaſſenheit.

Früh müſſe der Keim der Wohlthätigkeit geweckt werden. Arbeit für Arme oder kleine Opfer zu Gunſten derſelben, kann nur Wohlthätigkeit genannt werden.

Einer der ſchwerſten Punkte der Gouvernante iſt, unvermerkt auf die Eltern zu wirken, damit deren Liebe zu den Kindern höherer Art werde, und von ihr der irdiſche Sinn immer mehr ſich abgeſtreiſe. Sie muß aber vorſichtig den Schein ihrer Einwirkung zu vermeiden ſuchen; ſonſt könnte ſie Alles verderben.

Nächſt der Liebe der Kinder zu Gott, muß ihre Achtung und Liebe für die Eltern am Höchſten ſtehen. Auf dieſe Liebe läßt ſich viel bauen; die Gouvernante darf hierin nie die Rivalin der Eltern ſein. Sie verlange keinen Lohn von dieſer Erde, ſondern ſehe unabläſſig nach der Krone hin, die denen wird, die Selbſtverleugnung und Liebe üben.

Sie ertrage Beleidigungen und Demüthigungen mit Sanftmuth. Durch Schweigen und Tragen vergibt man ſich nie, wohl aber durch voreiliges Reden. Sie ſpreche erſt mit Gott; der wird ihr zur rechten Zeit geben, was ſie reden ſoll.

Sie verſtatte den Kindern kein übermüthiges Betragen gegen Dienſtboten, und lehre ſie bei Zeiten bitten und danken.

Sie ſelbſt ſei nie mit den Dienſtboten familiär. Höflich gegen Alle, verlange ſie ſo wenig, als möglich, bedient zu werden, ſei großmüthig bei jeder Gelegenheit, menſchenliebend wo es die Verhältniſſe herbeiführen; doch bleibe ſie dem Grundſatz getreu, ſich in Nichts zu miſchen, was ſie nicht angeht.

Was ihre Freuden betrifft, ſo hat Niemand mehr zu beherzigen, als die junge Gouvernante! „Das iſt meine Freude, daß ich den Willen thue meines Vaters im Himmel.“ Von der Welt verlange ſie wenig oder gar nichts.

Durch den Umgang mit Menſchen aller Art könnte leicht der Glaube Schiffbruch leiden. Da gilt es zu beten, und aus ſolchem Gebeteskampfe tritt Niemand ohne Segen hervor.

Eitelkeit iſt der gefährlichſte Feind der Gouvernante. Sie wolle nur Gott gefallen, kein Fehler wird ſich ſo ſehr beſtrafen, als dieſer.

In der Unterhaltung ſei ſie bedacht und vorſichtig; mit älteren Perſonen beſcheiden und nie abſprechend. Letzteres eben ſo wenig mit jüngeren; auch hier ſei Beſcheidenheit mit Würde gepaart. — Sie vermeide eben ſo ſehr, piquant und witzig zu ſein, als ſie ein zu offenes, aber auch ein verſchloſſenes Weſen zu vermeiden hat.

Die wahre Grazie in der Unterhaltung gibt nur ein frommes Gemüth, und wahre Weisheit nur die Religion. Von Chriſtus heißt es: „und ſie erſtaunten ob ſeiner holdſeligen Rede.“ Die beſte Bildungsſchule iſt die Bibel; ſie iſt die Quinteſſenz alles rein Geiſtigen, alles wahrhaft Edlen und der Ausfluß göttlicher Liebe.

Sie vergeſſe nie ihre eigene Stellung, — auch dann nicht, wenn ſie auf Stunden ihres Amtes überhoben, ihrer Erholung leben oder an Freuden der Welt Theil nehmen ſollte, die Andere ihres Alters genießen. Sie behalte dabei die Würde, die Jeder haben muß, dem Gott ein Amt gibt.

Sie bemühe ſich, eine immer gleiche Stimmung zu bewahren und vermeide die Extreme.

Sie leſe jeden Tag in der Bibel, wenn auch nur kurz, und ſchließe den Tag mit gemeinſchaftlichem Gebet. Von dieſem darf ſie gar nichts, nur Krankheit abhalten. Sie prüfe ihr Herz jeden Abend.

Der äußere Glanz ihrer Herrſchaft ſoll ſie nicht übermüthig machen; denn ſie iſt eine Dienende, aber — eine Dienerin Gottes!

* * *

Erzählungen.

Grüß Gott!

Ein Lebensbild.

„Grüß Gott!" ſo ſprach mit ſanfter Stimme eine Mutter, die ihr Kindlein, eben zum Leben erwacht, ans Herz drückte: „grüß Gott!" Und nun ſprach ſie ein leiſes Vater-Unſer über die kleine zur Unſterblichkeit geborene Seele, und die Engel trugen die ſieben Bitten hinauf zu dem Throne des Vaters, wo ſie leuchteten, wie die Farben des Friedensbogens; denn der Strahl des Himmelslichtes war in ein lauteres, frommes Herz gefallen, um die köſtlichen Perlen der Demuth, Lauterkeit und Einfalt zu verklären. Von dieſem Glanze war jedoch äußerlich nichts ſichtbar; eine einſame, friedliche Hütte des Schwarzwaldes barg die fromme Mutter, deren freundlichen Gruß wir eben vernahmen. Der Vater ging ſchlicht und recht den Weg des einfachen Biedermannes; aber die Mutter hatte das köſtliche Kleinod gefunden, und ihr ganzer Wandel war ein ſtilles, ihr ſelbſt unbewußtes Gebet.

Bei jedem Geſchäfte war dieſer Engel ihr Begleiter. Und wenn die Großen und Weiſen dieſer Welt nach Berechnung und Zeitenmaß die Wege des Höchſten abwägen und über jeden Schritt der Vorſicht klügeln, ſo fand Martha die lichten Spuren ihres Engels, weil ihr Auge ungetrübt und ohne eiteln Wahn, in ſtiller häuslicher Thätigkeit, ſeine Spuren ſuchte. Kein Wunder, daß die Hände der kleinen Anna ſich ſchon frühe zum Gebet falteten und die klaren blauen Augen das: „Grüß Gott!“ einem jeden Weſen zuwinkten, noch ehe es die Lippen auszuſprechen vermochten.

„Ueber dem Blau und den lichten Wolken wohnt der himmliſche Vater, der uns mehr liebt, als ich dich liebe, Anneli, und in den Hütten, den Fluren und Wäldern, da wohnen ſeine Kinder, die Menſchen, die wir lieben müſſen, wie uns ſelbſt.“ Dies war das kleine faßliche Evangelium, welches Anneli aus dem Munde der Mutter empfing, und wenn die goldnen Wölklein im erſten Frühroth am Himmel ſich zeigten, dann rief wohl die Kleine: „Schau, Mutter, ich ſehe den lieben Gott im Himmel! Grüß Gott!“ und nickte freundlich mit dem lieblichen Köpfchen. — Ueberall war die kleine Anna die Begleiterin der fleißigen Mutter, überall begegnete ſie der Liebe und dem Frieden, Vorzüge ländlicher Einſamkeit. Ein freundlicher Gruß der Nachbarin, eine kleine Liebesgabe, die glänzenden Schmetterlinge, die um die Wieſenblumen flatterten, dieſes Alles waren kleine Feſte der Liebe für unſere Anna, die ſich zu einem lieblichen Schmucke um ihr Herz legten, damit die himmliſche Liebe ſich in demſelben verkläre. Aber ſeliger war es ihr noch, den Armen und Dürftigen Gaben zu ſpenden. Sprach die Mutter, wenn Anna fleißig die kleine Spindel gedreht: „Nun darfſt du auch dem armen Martin eine Suppe bringen“, dann verklärte ſich das kleine Geſichtchen, die Kunkel wurde eilig an ihren Ort gebracht und bedächtig die ihr koſtbar ſcheinende Gabe zur Hand genommen. Faſt zitterte ſie in dem Gedanken, wie ſich der alte Martin freuen würde, und ihr Engel gab ihr das Geleit und hielt die vor Freude bebende Hand, damit die Gabe unverſehrt dem Kranken überbracht werde: „Grüß Gott, Martin!" ſprach das frohe Kind: „Mutter ſchickt dir Suppe, die macht dich wieder geſund." Und noch ehe der Kranke ſeinen Dank ausgeſprochen, war die Kleine wieder verſchwunden, denn die Mutter empfahl ihr große Eile, damit die Freude des Wohlthuns nicht in Ueberhebung ausarte. Auch wußte ſie ihr dann eine zerſtreuende Beſchäftigung zu geben, damit das ausgeſtreute Saamenkörnlein der Wohlthätigkeit nicht in den Dornen des Hochmuths erſtickt werde. „Geh", ſprach ſie, „führ' die Ziege hinauf an die Felſen, da wächſt das beſte Futter; habe recht Acht auf ſie, daß ſie ſich nicht verlaufe, und wenn du heim kommſt, ſo darfſt du den Großvater in die Sonne führen." Lauter Blitzſtrahlen der Freude, die auf Annelis kleinem Lebenspfade hin und her gaukelten, denn mit jedem Blümlein war ſie vertraut, einem jeden Schmetterlinge rief ſie einen freundlichen Gruß zu; und wo ein Würmlein im Wege lag, oder ein Vögelein ängſtlich ſein Neſt ſuchte, da wußte die Kleine Rath, denn in der Unſchuld des Kinderherzens liegt himmliſche Weisheit.

Bis jetzt war der Mutter aufgehobener Finger Anneli's Wegweiſer und Warnungszeichen;

an der Seite derſelben mußte ſie das gemähte Heu zuſammen tragen, und, die kleine Hacke auf der Schulter, war ſie bemüht, es der Mutter in Haltung und Geberden gleich zu thun, wenn der Weg zum Kartoffelfelde führte. In der Kirche faltete ſie die kleinen Hände, wie die Mutter that; und glänzte eine Thräne der Rührung in deren Augen, ſo ſpiegelte ſich dieſelbe gewiß in den ihrigen.

So konnte es aber nicht bleiben. Anneli mußte zur Schule, es kam die Zeit der Geſetzlichkeit und Verſuchung. Das kleine Leſebuch und die Schiefertafel unter dem Arme, trat ſie ſchüchtern zur Thüre herein und ward vom Lehrer mit einem freundlichen: „Grüß Gott!“ empfangen und zum letzten Platze geführt. Hier wurde nun das arme Herz vielfach bewegt; oft färbte ſich die Wange, oder die Augen füllten ſich mit Thränen, wenn das Betragen der andern Kinder eine Züchtigung hervorrief, und gerne hätte ſie den Schmerz für die Andern erlitten.

Aber eine neue Gefährtin ſchlich ſich nun an Anneli's Seite: wohlthätig, wenn ſie himmliſcher, unheilbringend, wenn ſie irdiſcher Abkunft iſt, die Gewohnheit. Anneli erröthete bald nicht mehr bei der Lüge ihrer kleinen Nachbarin; ſie lächelte wohl mit, wenn es die Kinder in ihrer Weiſe zu bunt trieben, es war ihr nicht mehr Belohnung, dem kranken Martin die Suppe zu bringen, nicht mehr Freude, den Großvater in die Sonne zu führen, ſie blieb zwar in äußeren Gebehrden und im Wandel das gehorſame Kind, aber manche kleine Schlange hatte ſich in das liebliche Gärtlein ihres Herzens eingeſchlichen. So ſaß ſie einſt in der Abenddämmerung an der Mutter Seite und es war ihr, als trete eine düſtere Geſtalt zu ihr heran; feſter ſchmiegte ſie ſich an die Mutter und ſagte nicht: „Grüß Gott!“ ſondern ſie horchte beklommen der Stimme, die zu ihrem Herzen ſprach: „Anneli“, du haſt heut gelacht, als man des blödſinnigen Knaben ſpottete, du haſt mit dem Lehrer geſchmollt, weil er dir deine Unart verwies, du haſt die Suppe für Martin nur an das Fenſter geſtellt und biſt zu Nachbars Lieſe gelaufen.“ Nun ertönte auch der Mutter ſanfte Stimme: „Anneli! Du haſt doch heute den Großvater in die Sonne geführt?“ Da begann Anneli zu ſchluchzen und vermochte kaum das Nein hervorzubringen. Aber in dem Mutterherzen liegt ein ahnender Geiſt; ſie ſah, was in dem Kinde vorging, und nach längerem Schweigen ſprach ſie:

„Es war einſt eine Frau, die hatte viele Sünden begangen; da ging ſie zu unſerm Heiland und weinte, und trocknete ſeine Füße mit ihren Haaren; aber der Heiland ſprach: „Sei getroſt, meine Tochter, deine Sünden ſind dir vergeben, gehe hin und ſündige nicht mehr!“ Darauf ging der Heiland in den Tod für alle reumüthigen Sünder, und als er am dritten Tage auferſtand, da trat er zu ſeinen Jüngern und ſprach: „Friede ſei mit euch!“ — Und nun faltete die Mutter die Hände zu leiſem Gebet, — aber in Annelis Herzen war es ſtille geworden, ſie legte den Kopf auf der Mutter Schoos, ſchlummerte ſanft ein, und träumte von dem himmliſchen Frieden.

Da trat der Vater herein und erzählte, wie er mit dem Pfarrherrn geſprochen, und wie nun Anneli morgen zur chriſtlichen Lehre gehen müſſe. „Weit iſt der Weg zur Pfarre und die rauhen Lüfte verkünden die Nähe des Winters,“ fügte er hinzu. „Die heiligen Engel werden ſie beſchützen,“ ſagte Martha und drückte das ſchlummernde Kind an ihr Herz.

So wanderte denn Anneli den folgenden Tag durch die bereifte Flur, die Sonne ſpiegelte ſich in den kalten Tropfen, die an den entblätterten Zweigen hingen, wie ſich am Vorabende der Friedensgruß in ihren Thränen der Reue verklärt hatte. Still und in ſich gekehrt, ging ſie der Behauſung des Pfarrers zu, die ſie mit Ehrfurcht betrat, und in welcher eine himmliſche Ruhe zu herrſchen ſchien. Die andern Kinder ſaßen ruhig und erwartungsvoll auf ihren Plätzen, bis die freundliche, ehrwürdige Geſtalt des Geiſtlichen zur Thüre herein trat.

Er fragte ſie heute nichts, ſondern erzählte nur von dem Heile, das erſchienen, die Sünder ſelig zu machen; er entfaltete den Himmelsglanz der Engel, welche die Freudenbotſchaft brachten, die Chöre der Seraphinen, die Sehnſucht der drei Könige, den Stern der Verheißung, vor den Augen der horchenden Kinder, und verhieß ihnen, ſie zu dem Heilande zu führen, der geſprochen: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich!“

Mit dieſer Freude im Herzen kehrte Anneli zurück; es war ihr, als ſeien die Wölklein am blauen Himmel Lämmer, welche in der Nacht auf Bethlehems Fluren weideten. „Und der Hirte? der iſt wohl hinter den Wolken verborgen; aber den Stern ſehe ich"! rief ſie faſt hörbar aus: „dort glänzt er im Abendroth." Im Herzen innig erwärmt, aber vor Froſt zitternd kehrte Anneli heim.

Die Mutter eilte ihr mit einem freundlichen: „Grüß Gott!" entgegen und faßte die kalten Hände liebreich in die ihrigen. Auch heute war es dunkel im Stübchen, aber in Anneli's Herzen war es helle, und möchten die Engel, deren Nähe ſie heute empfunden, nur zu ihr hereinkommen, ſie wollte gern zu ihnen ſagen: „Grüß Gott!"

So wanderte Anneli an der Hand ihres Lehrers durch all' die herzerhebenden Begebenheiten des Evangeliums, und all die Naturſcenen, die ſie umgaben, waren geeignet, dem zarten Herzen die himmliſchen Lehren tiefer einzuprägen.

So erſchien denn der köſtliche Pfingſttag im Glanze irdiſcher und himmliſcher Blüthen, die ſich alle zur Ehre Gottes entfalten ſollten. Wer malt den Glanz der Morgenröthe, wer die Pracht erwachten Frühlings? Wer beſchreibt das Wehen des Geiſtes, welches die Knoſpe des Glaubens öffnet in einem reinen jugendlichen Gemüthe? Umſonſt, wir können nur in die kleine Hütte blicken und ſehen, wie Anneli Vater und Mutter die Hand reicht, wie Letztere ein goldenes Kreuzlein auf ihre Bruſt heftet, wie ſich dann Alle ſtill und in frommer Andacht auf den Weg zur Kirche begeben; wie die Kinder den Lehrer in der Pfarre abholen und mit einem freundlichen: „Grüß Gott!“ empfangen werden; wie ſo feierlich die Glocken läuteten, der Geſang ertönte und die Worte lauteten, die geſprochen wurden. Als nun Anneli vor den Altar kniete, wurden die ſegnenden Worte über ſie geſprochen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer an mich glaubt, der wird nimmermehr ſterben“ — Alles dieſes ertönte und verklang, wie es dieſer Zeitlichkeit angemeſſen iſt; allein das Himmliſche iſt unſterblich und trug köſtliche Frucht für Zeit und Ewigkeit. Hatte Anna die Blüthen des Glaubens mit zur Kirche gebracht, ſo brachte ſie die Früchte des Geiſtes mit in das Leben zurück, und ſie vertheilte ſie in Zeit und Stunden, in Freude und Schmerz, der Wieſenblume gleich, der weder Regen noch Thau, weder Sturm noch Sonnenſchein die liebliche Farbe zu rauben vermögen.

Das Pfingſtfeſt kehrte wieder, Anneli war ganz allein; die Mutter feierte es am Krankenbette einer entfernten Verwandten. Der Vater war heute, als dem zweiten Feſttage, über Feld gegangen; es überkam ſie lange Weile. Bibel und Geſangbuch lagen neben ihr, doch beſchlich ſie eine Unluſt, hinein zu blicken. Da trat Lieſe fröhlich herein und rief: „Anneli, komm doch mit zum Schützenfeſte, es wird heute beſonders herrlich, die bunten Fähnlein wehen, und die Muſik ertönt bis herauf in unſere Berge. Ich muß eilen, komm bald nach!“

„Die Aeltern ſind nicht zu Hauſe“, verſetzte Anneli, „ich kann ſie nicht um Erlaubniß fragen; auch ſagte der Vater ſchon öfters, es ginge bei einem ſolchen Feſte oft ſo wüſte zu.“

„Heute aber nicht“, entgegnete Lieſe, „ſelbſt der Herr Pfarrer hat diesmal nicht dagegen gepredigt.“

Was nun thun? Anneli ſchaute ſich um, das rothe Fürtuch, die ſchwarze Sammthaube lachten ihr aus dem offenen Schrein ſo lockend entgegen — ſie legte Beide ſchnell an, wagte aber nicht in den Spiegel zu ſchauen, weil ſie ſich vor ihren errötheten Wangen ſchämte. — So ging ſie zögernden Schrittes der breiten Straße zu, die am Fuße des Berges, zu dem jetzt ſo belebten Städtlein führte. Da trat von der Seite her ihr eine bekannte, ehrwürdige Geſtalt entgegen: es war der Pfarrer, der Anneli's Hand faßte und ſagte: „Grüß Gott!“ halb verwundert, halb ſtrafend, denn er errieth ihre Abſicht.!

Schüchtern floh ſie den nächſten buſchigen Pfad entlang und hörte kaum noch die Frage: „Wohin?“ — Ja wohl, wohin? erwiederte das Echo ihres Herzens: auf die breite Straße, die zum Verderben führt! — Sie mußte ſtill ſtehen, denn ihr Herz pochte hörbar; doch der Pfad führte ja zu ihrer Hütte zurück, dort rauſchte ja die Quelle, die zu derſelben hineilte; war es doch, als plauderte ſie in ihrer murmelnden Weiſe mit ihr, wie ſie ſich freue, daß Anneli zurückkehre, und die Schmetterlinge erzählten es von Blume zu Blume, und dieſe nickten ihr ſo freundlich: „Grüß Gott!“ — Der bleiche Mond, der einem Wölkchen gleich am Himmel ſchwebte, ſchien ſich auch darüber zu freuen, und Anneli meinte, ſie müſſe alle die freundlichen Vergißmeinnicht mit heim nehmen, damit ſie ſich auch dort an ihrem Anblick ergötze.

Es iſt ein ſeliges Gefühl, das überſtandener Leiden, aber ein ſeligeres, der Verſuchung entgangen zu ſein. So erwachten wieder alle Klänge des vergangenen Pfingſtfeſtes in Annelis Herzen; wie ſie des Pfarrers Segen gedachte, da träufelten ihre Thränen wie Thautropfen auf die Vergißmeinnicht, und als ſie dieſelben ins ſteinerne Krüglein an das kleine Fenſter ſetzte, da ſang ſie leiſe: „Komm' heil'ger Geiſt, kehr' bei uns ein!“ —

Die Mutter kehrte wieder, aber Anneli kam ihr nicht wie ſonſt entgegen; wo mochte es ſein, das freundliche Kind? Von tödtlichem Froſte befallen war es auf das Lager geſunken und ein fieberhafter Schlummer durchzuckte die Glieder. — Obgleich Liebe und Sorgfalt ihr Lager umgaben, ärztliche Hülfe geſucht ward, Gebete im Kämmerlein und in der Kirche zum Himmel ſtiegen: Anneli wurde nicht beſſer. Da trat eines Abends der Pfarrer zum Lager der Kranken, er ſchlug die Bibel auf und begann die Auferweckung des Lazarus zu leſen, und der Glanz der Abendröthe verklärte das kleine ſtille Kämmerlein. Als er aber an die Worte kam: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe," — da war es Anneli, als ſchwebe Eines der goldnen Wölklein an ihr Bette, als bildeten ſich vor ihren Augen geliebte, wohlbekannte Züge; — ſie breitete die Arme aus und ein ſeliges „Grüß Gott" entfloh den ſterbenden Lippen. —

„Amen!" ſagte der Pfarrer, indem er die Hand von der kalten Stirne nahm, auf der ſie ſegnend geruht hatte, — „Amen!" denn Annelis Leben war ein ſtilles Gebet geweſen. Die Mutter aber kniete weinend an dem Lager nieder und betete ein ſtilles Vaterunſer für die Seele ihres Kindes; und die Engel trugen die ſieben Bitten zu dem Thron des Vaters, wo ſie leuchten, gleich den Farben des Friedensbogens.

Auf Wiederſehen!

(Seitenſtück zu „Grüß Gott!“)

Der Weihnachtsabend brach herein. Martha ſaß emſig ſpinnend neben dem Krankenbette der alten leidenden Großmutter. Martin und Marie, die beiden kleineren Geſchwiſter, ſpielten leiſe in einem Winkel des ärmlichen Stübchens und flüſterten von dem heiligen Chriſt, der heute erſcheinen würde, — wie nun Schweſter Martha mit ihrem Geſpinnſte in die Stadt gehen und von dem herrlichen Weihnachtsſtern geleitet, das Chriſtkindlein aufſuchen würde, um ihm zu ſagen, daß Martin und Mariechen gute Kinder ſeien, — wie dann vielleicht noch heute Abend einige Lichtlein an den Strahlen des ſchönen Sternes angezündet und einige Früchte aus dem Himmelsgarten, ſchöne rothwangige Aepfelein vom Chriſtkind ihnen geſendet würden. — Da öffnete ſich leiſe die

Thüre und der Pfarrherr des Ortes trat herein. „Noch ehe das Glöcklein unſer heiliges Feſt anläutet, wollte ich Euch den Segen des Himmels zu der Feier dieſer geweihten Stunden wünſchen. Die Leidende“, ſo ſprach er, als er auf die ſchlummernde Kranke blickte: „fügte ihrem neulichen Abſchiedsgruß noch die Worte bei: „Auf Wiederſehen!“ Lag doch die Weiſe des ſeligſten Glaubens in dieſen an ſich ſo einfachen Worten der ausgeſprochenen Bitte; ja ſie geleitete mich durch die letzte Adventswoche, wie die Strahlen jenes Sternes, der nun wieder aufs Neue in unſeren Herzen aufgeht. Iſt doch das ganze Daſein unſerer Leidenden eine Adventszeit geweſen; hält ſie doch nun ihre Lampe geſchmückt, um dem Bräutigam entgegen zu gehen, geſchmückt mit Sehnſucht und Glaube, damit das reine Liebesflämmlein nicht erlöſche. Aber du netzeſt dein Fädlein mit Thränen, und doch kam ich, dir den Feſtgruß zu bringen: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals ſage ich euch: Freuet euch!“ — „Ach, Herr Pfarrer“, erwiederte Martha: „ſind es doch nun grade ſechs Jahre, daß der Vater, Großmutters einziger Sohn, ſpurlos verſchwand; haben wir auch keine ſichere Kunde von ſeinem Tode, ſo iſt es doch wohl nur allzu wahr, daß er irgendwo ſeinen Tod gefunden. Meiner Mutter brach vor Gram das Herz und ſie folgte ihm nach wenigen Monaten in die Grube. Da ertönten die Feſtglocken, und alle verſanken in ſtilles Gebet, und der Engel der heiligen Feſtfreude ſchwebte leiſe durch dieſe geweihten Räume und liſpelte: „Auf Wiederſehn!“ Martha hatte ihre Arbeit vollendet, ſie band die zierlichen Stränge in ein weißes Tüchlein, einen doppelten Lohn erwartend, da die letzte Arbeit noch nicht vergütet und ſie auf das nächſte Mal vertröſtet worden war; ein leidiger Troſt, mit dem der Reiche oft ſo verſchwenderiſch umgeht, während manche Thräne, als Opfer dieſer Bequemlichkeit, im Stillen vergoſſen wird. Doch heute — heute ſollte ihr auch nun Erſatz dafür werden. Großmutter ſollte kräftigere Speiſe, den Kleinen liebliche Weihnachtsgaben zu Theil werden. Der dunkele Wald ſchreckte ſie nicht; der Arme hat einen Freibrief, der ihm jedweden Paß öffnet, darum erreicht er, wenn anders Demuth und Liebe ſeine Begleiter ſind, die enge Pforte leichter, als der mit Gold beſchwerte Reiche, der das Geleit dieſer himmliſchen Führer ſich auf gelegenere Zeit ausbittet und ſie mit einem: „Auf Wiederſehen!“ in den Tagen des Alters oder der Stunde des Todes entläßt, wenn ſie ſich ſeiner Pforte nahen. Das Abendroth hatte die bereifte Flur mit roſigem Feſtglanze übergoſſen, die Gebüſche im Schmucke ihrer ſilbernen Blüthen ſchienen Martha den Abendgruß zuzuwinken, während die erſtarrten kleinen Waſſerfälle ſich zwiſchen dem grünen Mooſe im weißen Feſtgewande an die Felſen ſchmiegten, denen noch vor Kurzem die letzten lauen Lüfte ihr „Auf Wiederſehen!“ zugehaucht; ein Wiederſehen im Bereiche des Frühlings.

Alſo ſchmiegen ſich Glaube und Hoffnung an den Felſen des Heils, der da iſt Chriſtus, und in ihm findet das wogende Herz den feſten Grund und den Anker der Hoffnung. Dieſe Gedanken erfüllten ein Herz, welches zu gleicher Zeit, wie Martha, nur gereifter durch die Stürme des Lebens, dem Feſtabend entgegenſchlug. Bald erreichte dieſer Unbekannte das leicht dahin eilende Mädchen und ein freundlicher Gruß führte ſehr bald zu offenem Austauſch der Gedanken. Marthas kleiner Lebenslauf ward bald dem theilnehmenden Fremdling mitgetheilt und eine Thräne des Mitleids beſiegelte das ſchon früher gewonnene Vertrauen. „Du kennſt“, ſo ſprach derſelbe, „die Weihe heutigen Abends. So laß Dir denn erzählen von Einem, den es weit in die Ferne trieb, um Gold und Perlen zu ſuchen und, der Armuth müde, Glanz und Glück zu erreichen. Allein er fand einen Freund, der ihm eine Welt öffnete, in der „die Eine köſtliche Perle“ zu finden war; er öffnete ihm den Schatz des Evangeliums, und bereichert und beglückt theilte er auch Andern, an der Seite dieſes ſchützenden Führers, dieſe reichen und köſtlichen Schätze mit. Gebet und Arbeit war die Loſung der folgenden Jahre, und als der Freund von ihm ſchied, auf ein einſtiges, ewiges Wiederſehen, da entfloh er von der Stätte, die Alles barg, was ihm in der Ferne theuer war.“ . . . Und mit dieſen Worten ſchied der freundliche Fremde von ihr. Aber vor Martha's Augen öffnete ſich nun der weite erleuchtete Raum des Marktes, prangend von Feſtgaben aller Art, beleuchtet von tauſend flimmernden Kerzen, beſchirmt von grünen lieblichen Tannen. Reich und Arm zog durch die bunte Kinderwelt, und in jedem Antlitze leuchtet der Freudenſtrahl des heutigen Feſtes. — Martha wählte ſchon im Geiſte dieſe oder jene Gabe für die kleinen Geſchwiſter und freute ſich der nun bald vermehrten Behaglichkeit der lieben Kranken. Da ſtand ſie auch ſchon an der Schwelle, an der ſie ihren heutigen Reichthum und die Freude dieſes Abends durch den Lohn ihres Fleißes zu empfangen hoffte; aber ihr Pochen ward ſchnöde abgewieſen. Heute ſei nicht mehr Muße zu läſtiger Berechnung; nur den zum Feſte geladenen Gäſten werde dieſe Pforte geöffnet. Vernichtet blieb Martha einige Augenblicke ſtehen; dann floh ſie den Glanz der erleuchteten Straßen und eilte dem ſchützenden Walde zu. Arm war ſie gekommen, ärmer kehrte ſie zurück, ärmer an Glaube und Hoffnung. Da war es, als winkten ihr die immer grünen Tannen wie Freundeshände zu, als flüſterten ſie in ihrer Sprache, daß ihr Vorzug, zum Schmuck des heutigen Abends zu dienen, nur ihrem unwandelbaren Hoffnungsgrün zu verdanken ſei, welches unzerſtörbar neue Keime treibe und ſelbſt im Froſte des Winters, wie im Glanz des Frühlings, ſein Gewand bewahre. Da blickte Martha empor zum Himmel und gewahrte das unermeßliche Heer der Sterne. Sie verſtand die heilige Hieroglyphe, die Sternenſchrift des heutigen Abends: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden! — Meinen

Frieden gebe ich Euch — nicht wie die Welt ihn gibt.“ Die Welt hatte ſie um ihren Frieden gebracht, aber der Glanz der heiligen Nacht hatte ihr denſelben in erneueter, himmliſcher Weiſe wiedergegeben. Sei es denn auch ein ſchmerzliches Wiederſehen, wenn ich ſo arm und ohne Gabe wiederkehre, ſo ſind wir in unſrer Armuth dem heiligen Kinde gleich, dem ja kaum ein ſchützendes Obdach zu Theil wurde. Dieſe Empfindungen durchdrangen Martha's Herz, als ſie ſich der bekannten Hütte nahte. — Doch welch ein Feſtglanz leuchtete ihr aus derſelben entgegen! Sie beflügelte ihre Schritte, gefeſſelt blieb ſie an der Schwelle ſtehen; ein feſtlich geſchmückter Baum mit vielen Kerzen erleuchtete das kleine Gemach. Wie im Paradieſe ſchmiegte ſich das Lamm an den Leoparden in den grünen Zweigen, während das roſige Kindlein neben dem muthigen Löwen ſchlummerte; die weidende Heerde, die erſtaunten Hirten, der glänzende Engel, Alles war in dieſen kleinen Raum gezaubert. Aber an dem Lager der Kranken ſaß der Fremdling, der längſt vermißte, wiedergefundene Sohn. Der Glanz der köſtlichen Perle leuchtete aus ſeinen Augen und verklärte das Antlitz der beglückten Mutter,

„Welch' ſeliges Wiederſehen!“ ſo tönte es von ihren Lippen. Aber Martin und Marie eilten auf Martha zu und erzählten, wie der heilige Chriſt den Vater wieder gebracht, und wie er nun nimmer ſie verlaſſen würde. Da ſank Martha in überſeligem Gefühle in die Arme des Wiedergefundenen.

Die letzte Kerze am Weihnachtsbaum war erloſchen; die Kinder lagen in ſeligen Weihnachtsträumen verſunken auf ihrem kleinen Ruhelager. Allein Martha und der wiedergefundene Vater bewachten noch den Schlummer der Sterbenden. Was der Schmerz nicht vermocht, hatte die Freude liebend gelöſ't; die Feſſeln wichen und der vielgeprüfte Geiſt eilte der ewigen Heimath zu. Alle Herrlichkeiten der geſegneten Nacht zogen im Feſtſchmucke an der Seele der Wachenden vorüber, und das Bild der nun bald Vollendeten reihte ſich ſchon jetzt in die Schaaren der Seligen — und es war nicht Schmerz, es war Friede und heilige Freude, was ſie durchdrang, denn das Wiederſehen iſt einer der Strahlen, die in den ſanften Schimmer der köſtlichen Perle verwebt ſind. So ſahen ſie denn die lichte Straße empor, bezeichnet mit den Spuren der Engel, die Früchte des Geiſtes in Opferſchalen zum Heiligthume trugen. Sie ſahen den Baum des Lebens im Weihnachtsglanze, umgeben von der Schaar der Heiligen. Auch ſie, ſie öffnete noch einmal die verklärten Augen und ſtammelte: „Auf Wiederſehen!“ — Da ſchimmerte die Morgenröthe durch das kleine Fenſter und von dem Thurme ertönte das Lied: „Wie helle ſtrahlt der Morgenſtern, o welch ein Glanz geht aus vom Herrn“ — und der Feſttag öffnete ſeine goldene Pforte, die entfeſſelte Seele jauchzte dem ewigen Morgen entgegen.

Später ſehen wir einen Trauerzug nach dem Friedhofe ziehen. Wir hören die Worte über einem Grabe: „Ich will euch wiederſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen.“ Wir hören das Geläute der Abendglocken, und das herrliche Feſt ſinkt mit ſeinen Engelchören in die Arme der Abendröthe; es verſchwindet mit den letzten Strahlen der Sonne, wie ein leuchtender Cherub, und wir — wir rufen ihm nach: „Auf Wiederſehen!“

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

In der Buch- und Kunſthandlung von **W. Langewieſche** in Barmen erſchien kürzlich:

Aus der Frauen- und Mährchenwelt.

Von **Louiſe Eſche.**

Eleg. geheftet 18 Sgr. Schön geb. mit Goldſchn. 27 Sgr.

Schon daß die verehrten Frauen Ottilie **Wildermuth** und Eliſe Polko die Widmung dieſes Büchleins annahmen, ſpricht für ſeinen Werth. Aber es erfreut ſich auch ſchon jetzt, in ganz ungewöhlichem Grade, einer freundlichen Aufnahme, ſowohl in zahlreichen Damenkreiſen als bei der öffentlichen Kritik. In einer Recenſion in Nr. 16 des Familienblatts **„Die deutſche Frau“** heißt es z. B.:

„Jugendlich und ächt frauenhaft, wie die Minnepoeſie, ſind alle die Erzählungen der Louiſe Eſche gehalten. Stilles, heiteres Sehnen und Hoffen und daneben jungfräuliche Beſcheidenheit und Zurückhaltung iſt ein Hauptzug, der durch alle dieſe Darſtellungen geht. Ein ſtiller Friede liegt darüber ausgebreitet, der uns mit wohlthuender Wärme und mildem Schimmer umgiebt; ſelbſt die tiefen Schauer des Schmerzes löſen ſich in leiſe Thränen der Wehmuth und gottergebener Seelenruhe auf. —— Wir laden daher Alle, deren Herz unverfälſcht und unzerrüttet iſt, und alle diejenigen, die ſich nach Frieden ſehnen, ein in dieſen Tempel, den uns die Verfaſſerin aufgebaut hat und worin edle Frauenherzen und die ſchuldloſe Natur von dem unendlichen Reichthum des innern Lebens predigen. Keine giftige Leidenſchaft ſiehſt du hier, wo Blumen blühen und Vögel ſingen; nicht Haß und Neid merkſt du hier, wo die Natur ſich liebt und traulich ſich mit dir unterhält. Komm und lerne deine Seele baden in dem erquickenden Thau der Nacht und erwachen zu heitrer reiner Luſt an dem jungen Morgen und den erſten Strahlen der Sonne! — Die

Lehrbuch
der
Staats-Polizey-Wiſſenſchaft

Von

Johann Heinrich Jung

der Weltweisheit und Arzneygelehrtheit Doctor, und
öffentlicher ordentlicher Lehrer der Oeconomie, Finanz-
und Cameral-Wiſſenſchaften zu Marburg.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Buchhandlung
1788.

Der Weiſe verzeihts dem Knaben, wenn er die Rüſtung des Helden verſucht; nur der Thor oder der Neider nimmts ihm übel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vater

Wilhelm dem Neunten

Landgrafen zu Heſſen-Caſſel

als Merkmal

Kindlicher Ehrfurcht und Liebe

heilig

und

Teutſchlands

Regenten

nicht

als Richtſchnur

nur

als Fingerzeig zum

Licht und Recht

gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meine Geſchichte als Lehrer der Staatswirthſchaftlichen Wiſſenſchaften, ſtatt einer Vorrede.

Ich hab ſchon ſeit langer Zeit ſehnlich gewünſcht, meinen geliebten Teutſchen Leſern endlich einmal Rechenſchaft von meinem Würkungskreis als **Gelehrter** thun zu dürfen, wenn man mir anders dieſen Ehrentitel zugeſtehen will; ich wenigſtens bekenne mit voller Ueberzeugung, daß zu einem wahren Gelehrten immer noch weit mehr gehöre, als ich mir bewuſt bin: Doch mit Beſcheidenheit pralen iſt gröſere Eitelkeit als ſtolz ſeyn, ich wende mich lieber zu meinem Zweck.

Meine Verfaſſung in Lautern und hernach in Heydelberg war nicht von der Art, daß ich aus freyer Bruſt reden konte; es gab Verhältniſſe, die mirs zur Pflicht machten zu ſchweigen, ich konte daher meinen Wunſch nie befriedigen, nie dem Publicum ſagen, wie es mich als Schriftſteller und Lehrer zu beurtheilen habe, welches ich doch in meiner Lage für höchſt nöthig halte, denn ich bemerkte gar oft, daß man nicht im wahren Geſichtspunct ſtand, wenn man einen Blick auf meinen Würkungskreis warf, und doch glaube ich überzeugt zu ſeyn, daß man den Mann durchaus kennen müſſe, deſſen mündliche oder ſchriftliche Lehren Eingang finden, und das gehörige Zutrauen haben ſollen.

So bald ich daher im verwichenen Frühjahr, nämlich im Jahr 1787 auf Oſtern hieher nach Marburg kam, und mein neues Lehramt antrat, ſo beſchloß ich die erſte Gelegenheit zu benuzzen, um den Leſern meiner ſämtlichen Staatswirthſchaftlichen Schriften mich ganz ſo zu zeigen, wie ich bin, und ihnen offenherzig zu geſtehen, woher es komme, daß ich innerhalb neun Jahren, nun ſchon acht Lehrbücher geſchrieben habe, mit denen ich unter allen vielleicht am wenigſten zufrieden bin; denn keine Forderung iſt doch billiger als die: daß niemand etwas drucken laſſen ſoll, bis das Ganze, deſſen Plan er ſich entworfen hat, vollkommen reif iſt. Dieſe Gelegenheit fand ſich bey der Herausgabe dieſes Werks, und ich eile nun mit Freuden meinen ſo lang genährten Wunſch zu erfüllen.

Den Leſern von Stillings- oder welches eins iſt, meiner Lebensgeſchichte, iſt mein Herkommen bekannt; meine Großeltern und Eltern waren ſehr geringe und arme Bauersleute, aber zugleich Menſchen von dem vortreflichſten und edelſten Caracter, ſo wie es überhaupt wenige giebt, ſie verlebten ihre Tage ſtill und unbemerkt, und begnügten ſich mit dem inneren und ſeeligen Bewuſtſeyn der beſſern Zukunft.

— Hilares et nos occurrere morti
Novimus, et noſtros ultro finire labores.

Mein Großvater verheurathete meinen Vater bey ſich ins Haus; dieſer hatte wegen ſeiner gebrechlichen Füße das Schneider-Handwerk gelernt, zugleich hin und wieder auf den Dörfern ſchulgehalten, und war überhaupt als ein vortreflicher Kinderlehrer bekannt. Das Dörfgen, in welchem meine Voreltern und Eltern gewohnt haben, heiſt Im Grund, und liegt in einem waldigten Gebürge des Fürſtenthums Naſſau-Siegen, im Amt Hilgenbach, hier wurde ich den 12ten September 1740 gebohren; anderthalb Jahre nach meiner Geburt ſtarb meine Mutter, welches meinen Vater dergeſtalt darnieder ſchlug, daß er ſich in die Einſamkeit zurückzog, ſich mit ſeinem Handwerk nährte, und ganz allein in der Ausübung der Religion Linderung ſeiner Schmerzen, und Erſaz ſeines Verluſtes ſuchte. Ich war ſein einziges Kind, alle ſeine Liebe ſtrömte auf mich in vollem Maaß, und wär er ein Mann von gewöhnlichem Schlag geweſen, ſo würde ich verzärtelt, und bey meinem höchſt lebhaften und empfindſamen Temperament ein elender Taugenichts geworden ſeyn, allein die Vorſehung, die Ihre heilige Abſichten mit mir hatte, leitete meinen Vater ſo, daß er ſeine Liebe zu mir in der beſten Erziehung äuſſerte, die ihm in ſeinen Umſtänden möglich war: er hatte den groſen und wichtigen Grundſaz, der Menſch müſſe von der Wiegen an immer Willenlos gehalten werden, um ſich hernach in alle Schickſale ſeines Lebens finden zu können, und er übte dieſen Grundſaz ununterbrochen aus; alles was ich nur mit einiger Leidenſchaft verlangte, das erhielt ich nie, und zugleich wurde in jeder Befriedigung meiner Bedürfniſſe eine Reinlichkeit und Ordnung beobachtet, die faſt ohne Beyſpiel war. Dadurch bekam mein Geiſt eine Richtung, und mein ganzes Ich eine Geſchmeidigkeit, die mich in meinem ganzen Leben, durch eine ganze Kette der ſchwereſten Leiden immer aufrecht, und im feſten Vertrauen auf Gott erhalten haben.

Da die Handthierung meines Vaters von der Art war, daß er immer auf ſeiner Stuben ſizzen muſte, ſo konte er auch meine Erziehung vollkommen abwarten; er hielt mich von allen Kindern entfernt, und niemand ſah mich auſſer dem Hauſe, doch durfte ich täglich in den Hof ſpazieren gehen, ſo bald ſich mir aber irgend ein Knabe näherte, ſo pfiff er, und ich eilte wieder in meine Einſamkeit.

So wie ich Morgens aufgeſtanden war, kniete mein Vater mit mir nieder, und betete mit Inbrunſt, beſonders für mich; mit heiligem Schauer denk ich noch oft dran, wie er gleichſam ſeinen Gott beſchwor einen rechtſchaffenen Mann aus mir zu machen; dann beſtand mein ganzes Geſchäfte den Tag über, im Leſen, Schreiben, Rechnen, und Erlernung der Religions-Wahrheiten; da nun mein Kopf und mein Herz weder mit Kinderſpielen, noch mit ſonſt etwas in der Welt angefüllet waren, ſo machte alles was ich lernte tiefen Eindruck auf mich, und hier liegt der Grund, warum Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften von je her meine Lieblings-Neigungen geweſen ſind. Den Abend vor Schlafengehen betete mein Vater abermal auf die nämliche Weiſe wie des Morgens, und ſo verlebte ich meine erſten zehen Jahre in dem Hauſe meines Großvaters.

Die Begriffe, welche mir mein guter Vater von der Religion beybrachte, waren nichts weniger als pedantiſch, und bloß dieſes war mein groſes Glück; hätte ich ganze Stunden lang trockene dogmatiſche Schriften leſen, oder gar auswendig lernen müſſen, ſo wär ich gewis ein Feind aller wahren Gottesverehrung geworden, allein davor blieb ich bewahrt; ich wurde beſtändig durch Ermahnungen und Beyſpiele zur höchſten Moral angewieſen, und mein Vater ſchleppte mir von allen Seiten her Lebensbeſchreibungen vortreflicher Menſchen, und wahrer Chriſten zuſammen: dadurch wurde der Trieb ihnen gleich zu werden ſo tief in meine Seele eingegeiſtet, daß er würklich die einzige Urſache von allem iſt, was ich nunmehro durch die gütige Leitung der hohen Vorſehung geworden bin.

Indeſſen muſte ich doch den Heydelbergiſchen Catechismus mit allen ſeinen Gloſſen auswendig lernen, wenn ich dereinſt zum Abendmahl ſollte confirmirt werden, mein Vater ſtellte mir die Nothwendigkeit vor, er ſagte mir: Du brauchſt das nicht als Chriſt, ſondern als Glied der reformirten Kirchen, lerne du nur täglich etwas auswendig, ſo kanſt du zu ſeiner Zeit alles, was du können muſt; ich befolgte dies, und beſtand endlich in der öffentlichen Prüfung ſo, daß jedermann darüber erſtaunte.

Doch ich eile weiter, damit ich hier nicht am unrechten Ort zu weitläuftig werde; ich will alſo alles kurz zuſammen faſſen: um mich nicht zu ermüden, wechſelte mein Vater mit meiner Lektür ab, ich durfte auch mit unter Romanen und Geſchichten leſen, und da ich nichts anders that, ſo war ich in meinem ſiebenden Jahr ſchon ſo weit in der Erkänntniß fortgerückt, daß mich jedermann für ein halbes Wunder hielt. Bey allem dem wurde ich auſſerordentlich ſtreng in der Zucht gehalten, die Ruthe war ſo zu ſagen mein täglich Brod, und jede auch die kleinſte Vergehung wurde damit beſtraft; man tadelte dies an der ſonſt ſo vortreflichen Erziehungsmethode meines Vaters; er hatte auch würklich die Abſicht nicht, die die Vorſehung dabey beäugte, denn bey ihm war es Uebung in der Abtödung des Fleiſches und aller ſinnlichen Lüſte, er würde mit jedem Kind ſo verfahren, und alſo gefehlt haben; in dem göttlichen Plan aber war dieſe Führung erhaben, und höchſt nothwendig, die Vorſehung ſezte dieſe ſtrenge Erziehung durch viele unbeſchreibliche Trübſalen ununterbrochen fort, und es iſt noch nicht lange, daß dieſe Strenge etwas nachgelaſſen hat, ich fühle auch ſehr wohl, was mein natürlicher Leichtſinn, und meine Lebhaftigkeit aus mir gemacht haben würden, wenn ich nicht von der Wiegen an ſo ſtreng geführt worden wäre.

Nun war meine ganze Seele zur Gelehrſamkeit, und zu den Wiſſenſchaften geſtimmt, ich wünſchte nichts anders als ein Gelehrter zu werden, und zu ſtudiren, allein wie ſollte ich dieſe Sehnſucht befriedigen? Das ganze Vermögen meines Vaters betrug keine fünf hundert Gulden, ans Studiren war alſo nicht zu denken; es wurden freylich allerhand Plane gemacht, allein jeder war unausführbar, und mein Vater begnügte ſich alſo damit, mich noch einige Zeit in die lateiniſche Schule zu ſchicken, wozu Gelegenheit in der Nähe war, und mich dann dem Schulhalten zu widmen, weiter konnte ſeine Abſicht nicht gehen; da aber die Schulbedienungen von der Art ſind, daß ſie ihren Mann nicht nähren können, ſo blieb weiter nichts übrig, als daß er mich auch noch ſein Handwerk lehrte; dieſes war mir nun zwar äuſſerſt zuwider, allein es muſte ſeyn, wenn ich mich anders ehrlich durchbringen wollte. Indeſſen gerieth ich in die Mathematik, denn mein Vater war auch zugleich Landmeſſer, er hatte alſo einige geometriſche Bücher, ich lehnte noch einige dazu, ſtudirte für mich allein, und machte erſtaunliche Fortſchritte.

Indeſſen lebte ich unter lauter Kohlbrennern, Bauern, Bergleuten, Eiſenſchmelzern, und Hammerſchmieden, und da ich von der Wiegen an mit hellem Blick alles anzuſehen gewohnt war, und nun ſo gar auch Känntniſſe von der reinen und angewandten Mathematik, und beſonders von der Mechanik hatte, ſo wurden mir die Produktions-Wiſſenſchaften; nämlich die Forſt- und Landwirthſchaft, der Bergbau, und die Metallurgie ganz geläufig; man bemerke hier meine planmäſige Führung: eben dieſe Wiſſenſchaften waren es, die ich erſt dreyſig Jahre hernach auf hohen Schulen lehren ſollte, wer hieß mich das alles ſo genau beobachten, ſo genau ſtudiren? Weder ich noch jemand in der Welt dachte damals dran, daß mir dieſe Känntniſſe jemals würden nüzzen können, indeſſen war mein innerer Trieb unbeſchreiblich, und ich folgte ihm.

Im funfzehnten Jahr meines Alters wurde ich erſt Schulmeiſter auf einem Dorf an der Wittgenſteiniſchen Gränze; ich wohnte in dem Haus eines Förſters, wo ich noch mehrere Forſtkänntniſſe ſammelte; ich bekam alſo praktiſche Begriffe, die man unmöglich aus Büchern oder auf hohen Schulen von bloßen Gelehrten erhalten kan. Von dieſem Ort rückte ich ſieben Jahre lang als Schulmeiſter, in meinem Vaterland, von einem Dorf zum andern fort; allenthalben waren Eiſenſchmelzen, Bergwerke, Eiſenhämmer, und Landwirthſchaft im höchſten Flor, ohne irgend eine Abſicht, wurden mir alle dieſe Geſchäfte gründlich bekannt; ich benuzte nebenher jede müſige Stunde, und übte mich in der Mathematik, Geographie, Geſchichte, mit einem Wort in allen Wiſſenſchaften, wovon mir nur Bücher unter die Hände fielen. Nun iſt aber dort der Gebrauch eingeführt, daß die Bauern ihren Schulmeiſter **jedes** Jahr wählen, oder, wie ſie zu ſagen pflegen, **miethen**, geſchieht das nicht, ſo muß er abziehen, und es wird ein neuer gedungen; dieſe Leichtigkeit abgeſezt zu werden, hat zwar den Nuzzen, daß die Schulmeiſter fleiſiger und wachſamer ſind, als anderswo, allein ſie ſind auch der Cabale mehr ausgeſezt, dies leztere traf mich auf eine ganz ungewöhnliche Art: ich war in den ſieben Jahren an ſechs verſchiedenen Orten, an jedem hatte ich warme enthuſiaſtiſche Freunde, aber auch die bitterſten Feinde; vielleicht war meine ganz iſolirte Erziehung Schuld daran, ich war zu offenherzig, zu ſonderbar, zu auffallend, und daher kam es, daß meine Feinde gar leicht eine Blöße fanden, wo ſie mich tief verwunden konten; ich wurde alſo faſt von jedem Dorf mit dem bitterſten Haß verſtoßen, und zugleich mit der wärmſten Zärtlichkeit beweint. Ich muſte dann allemal wieder zu meinem Vater und ſeinem Handwerk meine Zuflucht nehmen, dieſer hatte aber wieder geheurathet, er beſaß ein Bauerngut, welches er neben ſeiner Profeſſion bearbeitete; hier gieng nun mein Elend an: denn nun muſte ich alle Bauernarbeit verrichten, wozu kein Glied an meinem Leibe Geſchick hatte, weil ich von Jugend auf nicht daran gewöhnt war, ich weinte ins Geheim für Müdigkeit, und es bemeiſterte ſich meiner allmälig eine Schwermuth, die mir das Leben faſt unerträglich machte; ich ſehnte mich dann wieder nach einem Schuldienſt, und kaum hatte ich ihn, ſo entſtunden wieder Cabalen, die mich endlich vor das Conſiſtorium brachten, wo ich bey aller meiner Unſchuld aufs ſchändlichſte mishandelt wurde. Jezt war es um mein Schulhalten geſchehen, bey meinem Vater konte ich auch nicht aushalten, und ſo arbeitete ich hin und wieder bey andern Meiſtern auf dem Handwerk; mein Vater beklagte mich zwar, allein er ſo wohl als meine übrige Verwandten hielten doch dafür, es würde wohl nichts aus mir werden, und man gab mich verlohren. Die wehmüthigen Empfindungen, die ich dabey hatte, vereinigt mit dem innern erſtaunlichen Drang und Hunger nach Wiſſenſchaft, ſpannten mich unaufhörlich auf die Folter, ſo daß ich endlich im Jahr 1762 meinen Stab in die Hand nahm, und als Handwerksburſch aus meinem Vaterland ins Herzogthum Berg wanderte.

In Solingen fand ich Arbeit, Bewunderer und Freunde, und eben dieſes war mein Unglück, jeder ſagte mir laut, ich verdiente ein ander Schickſal, und ich glaubte es ſelbſt, daher ſchämte ich mich meines Handwerks, mein Stolz trieb mich immer an, einen nach meiner Meynung anſtändigern Beruf zu ſuchen, und ſo gerieth ich abermal wieder ins Unglück, und zwar in das allererſchrecklichſte, gegen welches meine vorige Lage ein Elyſium geweſen war.

Ich kam nämlich aufs Land bey einen vornehmen Kaufmann als Hauslehrer; dieſer nebſt ſeiner Frauen waren hochmüthige und ungefühlige Menſchen; Geld und Familien-Verhältniſſe waren ihnen Menſchenwürde, alles übrige Betteley; ich hingegen war äuſſerſt arm, ohne Kleider, und entblöſt von jedem Befriedigungsmittel menſchlicher Bedürfniſſe. Daher wurde ich äuſſerſt verächtlich, und als ein Landſtreicher angeſehen, alle meine Känntniſſe galten nichts, man ſchämte ſich meiner, ſchloß alles was Werth hatte vor mir zu, und kaum wurde das vom Geſinde bemerkt, ſo fieng das eine und das andre an zu naſchen, auch wohl etwas zu veruntreuen, und dann wurde der Verdacht auf mich geſchoben; dazu kam noch, daß man mich den ganzen Tag mit den Kindern einſperrte, ſo daß ich weder Menſchen noch freye Luſt genieſen kente.

Jezt kam mein Kummer auf die höchſte Stuffe, mein Körper zehrte ſo ab, daß nichts als Haut und Knochen an mir war, und Gottes Hand allein bewahrte mich, daß ich mir nicht das Leben nahm. Doch ich mag meine Leſer mit allem meinem Jammer nicht ermüden, gnug, ich entfloh im März des 1763ſten Jahrs aus meinem Fegfeuer, gieng durch das Städtgen **Rade vorm Wald** gegen die Grafſchaft **Mark** zu, ohne einen Heller Geld zu haben; hier irrte ich im Wald umher, und es war nun an dem, daß ich in meinem Leben zum erſtenmal hätte mein Brod betteln müſſen, als ich auf einmal erwachte und mein Handwerk lieb gewann; nun beſchloß ich feyerlich lebenslang ein Handwerksmann zu bleiben, mein Stolz war nun aus dem Grunde geheilt, ich kehrte alſo in obengedachtes Städtgen zurück, fand daſelbſt bey einem edlen vortreflichen Manne Arbeit, und Seelenfrieden, mir ward es wieder innig wohl, und dieſer Knecht Gottes kleidete mich von Haupt zu Fuß, und verſah mich mit allem was ich bedurfte.

Nachdem ich hier etwa 16 Wochen ſehr vergnügt gelebt hatte, ſuchte mich ein anderer reicher Kaufmann wieder zum Hauslehrer zu bekommen, ich ſträubte mich lange dagegen, ließ mich aber doch endlich überreden, und hier war es, wo die Verſehung anfieng mich aufwärts zu führen; Herr **Peter Johannes Flender an der Krähwinklerbrück**, eine Stunde von **Rade vorm Wald** wohnhaft, nahm mich nicht nur zum Hauslehrer, ſondern auch zugleich zum Comtoirbedienten an, er ließ mich franzöſiſch lernen, und da ich nun ſeine Söhne ſo wohl in dieſer als in der lateiniſchen Sprache unterrichten muſte, ſo wurde ich ſelbſt fertiger in denſelben, und alſo immer geſchickter zu ſtudiren; aus bloſer Liebhaberey legte ich mich auch auf das Griechiſche, in welchem ich hinlängliche Känntniſſe erlangte; vorzüglich aber übte ich mich in der Philoſophie nach **Wolfs** und **Gottſcheds** Grundſäzzen, und da ich glaubte die **Logik** müſſe in den Eigenſchaften der Dinge eben das ſeyn, was die Rechenkunſt in Anſehung ihrer Gröſe und Zahl iſt, ſo gab ich mir erſtaunliche Mühe im Definiren und Demonſtriren; freylich fand ich nun, daß man in Erfindung ſolcher Wahrheiten nicht zur **mathematiſchen** Gewißheit kommen könne, zugleich aber fieng ich auch an zu glauben, daß das eben nicht nöthig ſey, indem man ſich mit der **moraliſchen** wohl begnügen könne.

Wenn es wahr iſt, was man mir ſchon oft geſagt hat, daß in meinen Schriften Syſtem, Deutlichkeit und Ordnung hervorleuchte, ſo hab ich dieſe Vorzüge ganz allein den Stunden zu danken, in welchen ich bey Herrn **Flender** mit unſäglicher Mühe **Wolfs** Schriften durchgearbeitet, und alles nachdemonſtrirt habe.

Schon bey meinem Vater war das Reich der Phantaſie ein Steckenpferd für mich, ich las Dichter und Romanen. Dieſes ſezte ich jezt noch immer fort; nun las ich **Miltons** verlohrnes Paradies, **Klopſtocks** Meſſias, und andere mehr; ſchon als Kind hatten mich der **Homer** und der **Virgil** bezaubert, die ich in alten teutſchen Ueberſezzungen geleſen hatte, und jezt bekam ich eine Vorliebe zu den epiſchen und männlichen erzählenden Gedichten, die ſich auch auf immer feſt in mein Weſen verwebt hat.

In meiner jezzigen Lage befand ich mich wohl, Herr **Flender** vertraute mir immer mehr an, ich verwaltete zween abgelegene Eiſenhämmer, lernte alſo die Handlung, und die Fabriken aus dem Grund kennen, und da ich auch Landgüter zu verwalten hatte, ſo ſezte ich mich auch in der Landwirthſchaft immer feſter. Dem allem ungeachtet würkte etwas in mir, das ich zu der Zeit nicht kannte, wie ſehr ich mich auch manchmal prüfte und unterſuchte, es war ein innerer mächtiger Drang nach einer anderen Beſtimmung, die ich aber mit aller Mühe nicht errathen konte; ich fühlte wohl, daß ſie im Gebiet der Gelehrſamkeit war, aber wenn ich mir alle Facultäten dachte, ſo fand ich doch an keiner ein rechtes Behagen; nichts erhub indeſſen meine Seele mehr als wohlgeſchriebene politiſche Romane, und die Geſchichte ſolcher Landesherren, die zum Beſten ihres Volks gewürkt hatten; wenn ich über Land gieng, welches oft an mich kam, ſo träumte ich mir immer Regierungen und Staatsverfaſſungen, kurz meine ganze Seele arbeitete in dieſem Fach ohne zu wiſſen warum? ſo gar ſchämte ich mich dieſer Neigung, und bedauerte mich ſelbſt, daß ich auf einem Steckenpferd ritte, welches ſo ganz auſſer meinem Würkungskreis lag; daher redete ich auch wenig von dieſer Sache, um nicht für einen politiſchen Kannengieſer gehalten zu werden.

Dieſer innere und mächtige Trieb machte mich denn doch immer unzufrieden; ich that alles was mir aufgetragen war mit äuſſerſter Treue, aber nicht mit Luſt, ich ſpürte immer eine ewige Langeweile, und wuſte nicht warum, ſahe auch keinen Ausweg je meine Neigung befriedigen zu können. Dazu kam noch die Ungewißheit was dereinſt aus mir werden würde; zum Handwerksmann war ich nun verdorben, dem Schulamt war ich auch entflogen, und zur Handlung hatte ich weder Luſt noch Vermögen.

Endlich im Jahr 1768 erwachte auf einmal die Luſt in mir Medizin zu ſtudiren; verſchiedene Umſtände würkten zuſammen, daß ich mich dieſem Theil der Gelehrſamkeit widmete; Herr **Flender** beſtärkte mich in dem Vorſaz, und er mochte wohl einen Plan mit mir haben, der ſeiner Meynung nach mich glücklich machen ſollte, allein mein Plan konte er nicht ſeyn. Ich ſtudirte nun für mich ſelbſt, las anatomiſche und phyſiologiſche Schriften, und präparirte mich ſo gut ich konte zu dieſem meinem künftigen Beruf.

Indeſſen wurde ich mit einem rechtſchaffenen Bandfabrikanten zu **Ronsdorf**, eine gute Stunde von Elberfeld bekant, ich verband mich mit ſeiner älteſten Tochter, nahm im Jahr 1770 im Herbſt meinen Abſchied von Herren **Flender**, nachdem ich ſieben Jahr in ſeinem Dienſt geweſen war, und gieng nun nach **Straßburg**, um die Arzneykunde zu ſtudiren. Die ſonderbaren Schickſale, und die faſt wunderbare Vorſorge Gottes, welche ich in allen dieſen Umſtänden erfahren habe, ſtehen in **Stillings** Lebensgeſchichte nach der Wahrheit beſchrieben, und ich übergehe ſie hier, weil ich jezt nur den Zweck habe meine Geſchichte als Gelehrter mitzutheilen.

Zu **Straßburg** gerieth ich in einen Zirkel von Männern, der auſſerordentlich viel zu meiner Ausbildung beytrug: **Goethe** ſtudirte auch da, und ſpeiſte mit mir an einem Tiſch, ſo auch der jezzige Inſpector der **Pfeffeliſchen** Kriegsſchule in Colmar, Herr **Lerſe**, ferner Herr **Lenz**, und beſonders der ehrwürdige Actuarius **Salzmann**; lauter Männer von vorzüglichem Geiſt und Herzen. **Herder** hielt ſich auch eine Zeit lang dort auf, und ich hatte die Ehre genau mit ihm bekannt zu werden. Indeſſen hörte ich die treflichen Männer **Spielmann** und **Lobſtein**, nebſt **Schurern**, **Ehrmann**, und anderen geſchickten Lehrern mehr. Eins kan ich nicht unbemerkt laſſen: ſchon als Schulmeiſter war der öffentliche Vortrag meine gröſte Luſt geweſen, denn im Siegenſchen iſt es ein alter Gebrauch, daß der Schulmeiſter des Sonntags Nachmittags für ſeine Dorfgemeinde einen Gottesdienſt halten, und ihr eine Predigt aus einer Hauspoſtille vorleſen muß; dieſes war mir nun eine beſondere Freude, und ich hatte es nach meiner Art in der Declamation ſo weit gebracht, daß ich in dem Vorleſen einen allgemein anerkannten Vorzug hatte. Als ich nun die Profeſſoren zuerſt ihre Collegien leſen hörte, ſo wurde der Trieb in mir unwiderſtehlich, auch ſolche Collegia zu halten, und ich beſchloß daher gleich den erſten Winter eine Lehrſtunde in der Philoſophie zu geben; ich machte mein Vorhaben bekannt, und bekam eine Menge Zuhörer, jezt fieng ich an mich mit äuſſerſtem Fleiß im öffentlichen Reden zu üben, und ſo ſezte ich mich auch in der Weltweisheit immer feſter. Nun fand ich aber auch allmälig, daß die **Leibniz-Wolfianiſche** Philoſophie auſſerordentliche Lücken habe, daher ſuchte ich höhere Quellen, und fand ſie auch. Unter allen

Wiſſenſchaften die ich ſtudiren muſte, zogen mich die Phyſik und Chymie beſonders an, und das zweyte Jahr las ich für Herrn **Spielmann** die Chymie publice; endlich ſchrieb ich 1772 im Winter meine Inaugural-Diſſertation Specimen Hiſtoriae Martis Naſſovico-Sigenenſis; wurde examinirt, und diſputirte den 22ſten März ohne Vorſiz, wie ich wohl ohne eiteln Ruhm ſagen kan, mit ganz beſonderm Beyfall; ich reiſte nun fort, und ließ mich als ordentlicher Arzt in der berühmten Bergiſchen Handelsſtadt **Elberfeld** nieder.

Jezt glaubte ich nun nicht anders als ich ſey von der Verſehung zum Arzt berufen und beſtimmt worden, beſonders weil ſie mich ſo ſichtbarlich unterſtüzt und geleitet hatte, daher erwartete ich nun auch vorzüglichen Segen in Heilung der Krankheiten, allein wie erſtaunte ich, als ich fand, daß die praktiſche Arzneykunde durchaus meine Sache nicht war; ich hatte mir dieſelbe viel wiſſenſchaftlicher und gewiſſer vorgeſtellt, fand aber nun in den meiſten Fällen, daß die Prämiſſen, woraus ich meine Heiſcheſäzze folgern ſollte, ganz vor meinen Augen verborgen waren, und daß ich mehrentheils als bloßer Empiriker verfahren muſte. Dazu kam noch, daß ich mich mit dieſem Beruf nähren muſte, weil ich und meine Frau kein Vermögen hatten, nun waren aber auſſer mir noch vier wackere Aerzte in der Stadt, die alle in voller Würkſamkeit ſtanden, und ſich ſo zu ſagen in die ganze Einwohnerſchaft getheilt hatten, ſo daß für mich niemand übrig blieb als die Armen, und ſolche Kranken, die kein Menſch heilen konte, und die alſo noch ihr Heil bey mir verſuchten; ich hatte alſo gnug zu thun, aber ich konte nicht von meiner Praxis leben, denn ich wurde nicht bezahlt, dazu kam dann noch mein natürlicher Hang zur Wohlthätigkeit, und eine immerwährende Kränklichkeit meiner Frauen, ſo daß mein Zuſtand viel trauriger wurde als jemals. Ich mag von den ſchrecklichen ſieben Jahren, die ich als Arzt in **Elberfeld** verlebt habe, nichts mehr ſagen, ſondern ich verſpare alles in die Fortſezzung von **Stillings** Lebensgeſchichte.

Indeſſen verzweifelte ich in den erſten Jahren noch nicht ganz, und ich fieng nun an mit äuſſerſtem Fleiß zu unterſuchen, ob die Arzneykunde nicht mehrerer Gewißheit fähig ſeye? Ich ſtudirte alſo mit äuſſerſtem Fleiß, durchkroch ſo zu ſagen alle Winkel dieſer Wiſſenſchaft, las beſtändig phyſiologiſche und chirurgiſche Collegia für die jungen Wundärzte, und that überhaupt was ich konte, allein ich fend am Ende, daß ich nie als praktiſcher Arzt glücklich ſeyn würde, weil es mir zwar nicht an Wiſſenſchaft, wohl aber an dem **unnennbaren Etwas** fehlte, das auch den ſehr mittelmäſigen Arzt zu beglücken fähig iſt.

Während der Zeit gerieth ich zufälliger Weiſe an die Staar=Operationen, dieſe machten mir Freude, beſonders weil ich vorzügliches Glück dabey hatte, und ich wurde überhaupt als Augenarzt berühmt. Zugleich wurde ich mit den berühmten Brüdern **Jakobi** in **Düſſeldorf** bekannt, der Herr Geheime Rath entdeckte an mir, ſo wie er glaubte, ein beſonderes Genie, ich muſte etwas für den damals entſtandenen teutſchen Merkur ſchreiben, und dieſes war

Aſe = Neitha eine orientaliſche Erzählung, ein Aufſaz, der würklich Beyfall fand, und mich aufmunterte mehreres von der Art zu verſuchen. Doch ich übergehe das alles, weil es nicht zu meinem jezzigen Zweck dient.

Nach und nach fieng ich an gewahr zu werden, daß ich nicht zur Arzneykunde berufen ſeye, aber wozu dann? — Das war eine erſchreckliche Frage für mich, ich hatte Frau und Kinder — und — Schulden, wer dies Unglück nicht kennt, der kennt das gröſte nicht, das einem redlichen und aufrichtigen Mann zuſtoßen kan; alle Jahr wurden meine Schulden größer, und ich ſahe keine Rettung und keinen Ausweg; mit einem Wort, wenn mich die Religion und mein unerſchütterliches Vertrauen auf die Vatertreue meines Gottes nicht erhalten hätte, ſo wär ich vergangen in meinem Elend.

Im Jahr 1776 ſchrieb mir der Herr Regierungsrath **Medikus** in **Mannheim** wegen einer Sache, worinne ich ihm aber wegen meiner Lage nicht willfahren konte. Es iſt ganz **Teutſchland** bekannt, daß dieſer raſtloſe Gelehrte die ehmalige **Bienengeſellſchaft** in **Lautern** gegen das Ende der ſechziger Jahre in eine **phyſikaliſch = oeconomiſche** verwandelte, und nach und nach die berühmte **Cameral = Hohe = Schule**, das erſte Inſtitut dieſer Art, daran anknüpfte; Churfürſt **Carl Theodor** begünſtigte alle ſeine Vorſchläge, und die bekannten vortreflichen Männer, **Sukow** und **Schmid**, wurden als die erſten Lehrer an dieſe hohe Schule berufen. Ich wuſte von dieſer ganzen Sache ein und anderes aus dem allgemeinen Gerücht, hatte aber keine weitere Aufmerkſamkeit darauf; da ich nun, wie oben gemeldet, dem Herren Regierungsrath **Medikus** nicht willfahren konte, ihm aber doch meine Bereitwilligkeit zeigen wollte, ſo ſchlug ich ihm vor, ob ich ihm nicht mit Abhandlungen für das periodiſche Werk: **Bemerkungen der Churpfälziſchen phyſikaliſch-oeconomiſchen Geſellſchaft in Lautern**, dienen könnte? Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und ich arbeitete eine nach der andern aus: ich beſchrieb nämlich meine Erfahrungen, welche ich in Forſtſachen, in den Fabriken und der Handlung gemacht hatte, man nahm meine Arbeiten mit unerwartetem Beyfall auf; ſo gar wurde ich gleich anfangs ſchon als Mitglied dieſer würdigen Geſellſchaft erklärt, und ich erhielte darüber mein Patent.

Indeſſen wurde mein Zuſtand immer trauriger und drohender, und ich ahndete noch immer keine frohe Auskunft; als ich aber 1778 auf Neujahr bey Ausfertigung meiner Rechnungen abermals weiter zurück gekommen war, und noch über das meine Praxis abnahm, ſo wuſte ich keinen Rath mehr; zudem hatte ich in dortigen Gegenden Pränumeranten für die Bemerkungen der phyſikaliſch-oeconomiſchen Geſellſchaft geſammelt, die Zeit war da, daß dies Geld eingeſendet werden muſte, allein ich hatte es nicht, ſah mich deswegen genöthigt dem Herrn **Medikus** meine Lage zu entdecken, und ihm zu ſagen, daß ich bey der Ausübung der Arzneykunde mein Glück nicht machen könte; **Medikus** ſchrieb mir alſofort wieder zurück: er getraue ſich den Churfürſten dahin zu beſtimmen, daß Er mich als Lehrer der Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung und der Vieharzneykunde mit 600 Gulden Gehalt an der Cameral-Hohen-Schule anſtellte; dieſer Vorſchlag drung mir tief in die Seele, und ich kan nicht umhin zu bemerken, daß damals etwas ſonderbares mit mir vorgieng: ich fühlte nämlich bey dem Leſen dieſes Briefs, daß dies die Beſtimmung meines Lebens, und der Beruf ſey, zu dem mich die hohe Vorſehung von der Wiegen an vorbereitet habe; alles was ich lehren ſollte, hatte ich praktiſch und ſo zu ſagen mit der Fauſt gelernt, und nun auch als Medicus gerad alle die Hülfswiſſenſchaften, und zwar mit vorzüglicher Vorliebe ſtudirt, die dazu nöthig waren; zugleich ſtand das ganze Syſtem der Staatswirthſchaft deutlich und ſonnenhell vor meinen Augen, und es iſt der Mühe werth, daß ich es hier nur mit ein paar Worten darlege.

Der Regent hat zwo Hauptpflichten: 1) ſein Volk zu ſchüzzen, und 2) es zu beglücken.

Das Schuzgeſchäfte beſteht gegen die auswärtigen Feinde im Krieg, und zur Handhabung der innern Ruhe, in der Ausübung der Gerechtigkeitspflege.

Die Beglückung geſchieht durch Erleichterung des Würkungskreiſes ſämtlicher Unterthanen, und ſeiner Leitung zum höchſten Wohlſtande.

Der Würkungskreis der Unterthanen beſteht in ſämtlichen Productionsbeſchäftigungen, in der Fabrication, und in der Handlung.

Wenn die Diener der regierenden Gewalt dieſen Würkungskreis regieren und leiten ſollen, ſo müſſen alle ſeine Theile zu ordentlichen ſyſtematiſchen Wiſſenſchaften erhoben, und von jenen ordentlich ſtudiret werden.

Dann beſteht der Würkungskreis der regierenden Gewalt und ihrer Dienerſchaft erſtlich darinnen, daß ſie die ganze bürgerliche Geſellſchaft ſo leite, einrichte und ordne, damit ihr ganzer Gang, ſo wohl im Leben als Erwerben dem höchſten Wohlſtand entgegen ſtrebe, und ihn würklich erreiche; dies alles bewürkt ſie durch die **Polizey.**

Da alle dieſe Bemühungen, die Ausführung dieſer Polizey und des Schuzgeſchäftes nebſt der Erhaltung des Regenten eine jährliche Aufwandsſumme erfordern, welche nothwendig von der bürgerlichen Geſellſchaft beſtritten werden muß, ſo entſteht eine Wiſſenſchaft, welche lehret, wie man dieſe Summe auf eine gerechte Weiſe auf alle Unterthanen vertheilen, von ihnen erheben, und zugleich durch eine gute Rechnungsführung zu Buch tragen müſſe; dieſe Wiſſenſchaft iſt die Lehre vom **Finanz- und Rechnungsweſen.**

Wenn nun dieſe Summe in die Generalcaſſe eingebracht werden, ſo muß man ſie nun auch zweckmäſig verwenden; dieſes geſchieht durch die beſte Einrichtung der Staatsverfaſſung, Bildung des Regenten, und ſeiner Dienerſchaft, und überhaupt durch die beſte Einrichtung der Staatsmaſchine, damit alles leicht und ungehindert von ſtatten gehen möge, dieſe Wiſſenſchaft nenne ich die **eigentliche Staats-**

wirthſchaft, oder die Staatshaushaltungskunde.

Dieſes ganze Syſtem entwickelte ſich leicht und gleichſam in einem Augenblick in meinem Gemüth, und es gab mir eine innere Beruhigung und einen Frieden, den ich in meinem ganzen Leben noch nie in dem Grad geſchmeckt hatte. Nun ſchrieb ich an **Medikus**, daß ich den Beruf annehmen würde, dieſer ſtellte alſo dem Churfürſten die Sache vor, Se. Durchl. genehmigten den Vorſchlag, und ſo wurde ich im Frühjahr 1778 von der Cameral-Hohen-Schule zum ordentlichen öffentlichen Lehrer **der Landwirthſchaft, Technologie, Handlung** und **Vieharzneykunde** erwählt.

So bald ich dieſe Nachricht hatte, legte ich mich nun mit Ernſt auf meine neue Beſtimmung, indem ich mein obiges Syſtem weiter bearbeitete und zergliederte; nun hielt ich aber für nüzlich, daß der Jüngling, ſo wie er auf die hohe Schule käme, mit dieſem Syſtem hinlänglich bekannt gemacht würde, damit es ihn im ganzen Lauf ſeiner Studien ſicher leiten möchte, daher beſchloß ich ein Lehrbuch zu ſchreiben, dem ich den Titel **Grundlehre ſämtlicher Cameral-Wiſſenſchaften** beyzulegen gedachte; ich fieng auch ſchon würklich an, daran zu arbeiten, und zog mich allmälig ganz aus meiner mediziniſchen Praxis heraus, ſo brachte ich den Sommer zu, und dachte nun nicht anders, als daß ich im Herbſt nach **Lautern** ziehen würde, allein wie erſchrak ich, als ich, ohne auch nur den Schlag von ferne zu ahnden, einen Brief von **Medikus** bekam, in welchem er mir ankündigte, daß aus meinem Beruf nichts werden könnte, weil mit der Cameral-Schule eine Aenderung vor der Thür ſeye, die es bedenklich mache mehrere Lehrer anzuſtellen. Jezt war mein Zuſtand erſchrecklich, doch faßte ich mich endlich, ergab mich in mein Schickſal, und fieng wieder an zu praktiſiren. Kaum hatte ich mich beruhigt, ſo kam meine Vocation, und ich zog im October auf meinen Poſten.

Den erſten Winter arbeitete ich meine Grundlehre ins Reine und ließ ſie drucken, zugleich aber las ich mein erſtes Collegium über das Manuſcript; jezt fühlte ich recht, wie ſehr ich in meiner natürlichen Laufbahn war, Stimme, Bruſt, Vortrag, alles befand ſich wie es ſeyn ſollte, alles ſchien mir bekannt, leicht und geläufig.

Bey der Erſcheinung meiner Grundlehre im Publico war mir von Herzen bange, mein Syſtem war noch roh und unbearbeitet, und ich ſtieß gar oft auf Gegenſtände, die ich noch gar nicht durchſchauen konte, das Ganze war recht gut, aber in der Zergliederung fehlte noch viel, und doch drung mich Noth und Klugheit damit ans Licht zu treten: denn erſtlich war ein Leitfaden zu dieſem Collegium nöthig, und zweytens entſtand ein allgemeines Vorurtheil gegen mich; das Publicum konte nicht begreifen, wie ein praktiſcher Arzt ſo ex abrupto ein Lehrer der Cameralwiſſenſchaften werden könte; ich hielt alſo für nöthig öffentlich ein Probeſtück meiner Fähigkeiten darzulegen, um zu zeigen, was ich jezt ſchon vermöchte, und was ich alſo bey fernerer Verwendung vermögen würde. Indeſſen wurde mein Buch noch gut gnug aufgenommen, beſſer als ich erwartet hatte, dies machte mir nun Muth in Bearbeitung meines Syſtems getroſt fortzufahren.

Das darauf folgende Frühjahr fieng ich nun an die **Forſtwirthſchaft**, die **Landwirthſchaft** und die **Technologie** zu leſen; zur Forſtwirthſchaft war ich nicht verpflichtet, allein ich legte mir dieſe Pflicht ſelbſt auf, denn ich glaubte ſie ſey dem ſtaatswirthſchaftlichen Beamten unentbehrlich. Ich ſuchte ein Lehrbuch, fand aber unter allen keins das in mein Syſtem paßte, ich dictirte alſo im Collegium, und that ſo gut ich konte; die **Landwirthſchaft** und **Technologie** las ich über Herrn **Beckmanns** vortrefliche Compendien, allein ich muß aufrichtig geſtehen, mein Syſtem ſtand vor mir, ich ſahe es im Geiſt als ein prächtiges Gebäude an, das ich vollenden müſte, und ich fand nirgend einen Leitfaden, der in meinen Plan nur einigermaſſen paßte. Ich faßte alſo den kühnen Entſchluß, für erſt einmal mein Lehrgebäude aus dem Groben zu bearbeiten, und über meine Wiſſenſchaften **rohe Entwürfe** herauszugeben, und ſo bitte ich auch alle meine Leſer alle meine bisherige ſtaatswirthſchaftliche Schriften anzuſehen; ich muſte ſie ſchreiben, um meine Lehrſtunden ordentlich halten, und meinen Zuhörern das ganze Syſtem vortragen und beybringen zu können, unmöglich aber war es mir in ſo kurzer Zeit etwas Vollendetes zu liefern; wenn mir Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, ſo werde ich, wenn nun noch meine **Finanzwiſſenſchaft** und **Staats-Haushaltungskunde** heraus iſt, wieder vorn anfangen, und dann mein ganzes

Syſtem, ſo viel es in dieſem gebrechlichen Leben thunlich iſt, vollendet der Welt darlegen. Doch ich kehre wieder zu meiner Geſchichte zurück.

Mein Herr College **Sukow** lehrte die Hülfswiſſenſchaften, reine und angewandte Mathematik, die oeconomiſche Naturgeſchichte, Naturlehre, und Scheidekunſt, und zwar alles zum oeconomiſchen Zweck. Herr Hofrath **Schmid** aber trug das Natur- und Völkerrecht, die gewöhnliche Polizey, Finanz- und Staatswirthſchaft vor. Nun hatte ich aber keinen heiſeren Wunſch, als daß die ganze Cameral-Schule von Anfang an, bis zu Ende, nach meinem Syſtem gelehrt und gearbeitet hätte, und doch durfte ich mein Verlangen nicht äuſſern; jeder Gelehrte hat ſeinen eigenen Plan und Gang, und es wäre Tollkühnheit und Raſerey von mir geweſen, wenn ich den beyden verehrungswürdigen Männern Anträge von der Art hätte machen wollen; ich füllte alſo bloß die Lücke zwiſchen **Sukow** und **Schmid** aus, ſo daß ich jedes halbe Jahr die Grundlehre ſämtlicher Cameralwiſſenſchaften, und dann im Sommer die Forſtwirthſchaft, Landwirthſchaft und Technologie, im Winter aber das Rechnungsweſen, die Handlungswiſſenſchaft, die Vieharzneykunde, und die Gewerbpolizey lehrte. Bey allem dem wuchs aber das Verlangen in mir, einmal in eine Lage zu kommen, in welcher ich das ganze ſtaatswirthſchaftliche Fach ganz allein zu bearbeiten und zu lehren haben würde, denn mein Trieb iſt unüberwindlich, mein Syſtem ganz zu vollenden, dies war mir aber in Lautern und Heydelberg unmöglich. Dies iſt der erſte Grund, warum ich die Pfalz verließ, und den Ruf nach Marburg annahm. Dazu kam aber noch ein zweyter:

Meine Erziehung, mein bisheriger Lebenswandel, und Verhältniſſe, und mein Caracter, in welchem Offenherzigkeit, die nicht immer mit der gehörigen Behutſamkeit verpaart gieng, beſonders hervorſtach, ſtellten mich gleich von Anfang meinen Mitarbeitern auf einer Seite dar, die man nicht in ihrem wahren Licht betrachtete; meine raſtloſe Thätigkeit, die ſo äuſſerſt gut gemeynt war, wurde als Empordrang angeſehen, man glaubte ich wollte jedem den Rang ablaufen; den Beyfall, den ich in meiner Amtsführung hatte, ſuchte ich nicht zu verdecken, ſondern da ich von Herzen glaubte, jeder müſte ſich mit mir darüber freuen, ſo äuſſerte ich mich hin und wieder darüber, und zwar mit einer Art von Entzücken; dieſes wurde nun als ein Triumph über meine Collegen betrachtet, es war alſo nichts natürlicher, als daß bald Mistrauen und Kälte entſtand, welche ſo gar heimliche Schranken erzeugte, die man, wie man glaubte, meinem emporſtrebenden Geiſt entgegen ſezzen müſte. Ich merkte das alles bald mit dem äuſſerſten Kummer, aber die wahre Urſache ahndete ich erſt, als es zu ſpät war, ich ſuchte daher alle die um mich waren, durch Dienſtfertigkeit und Freundlichkeit zu gewinnen, allein das Mistrauen war einmal tief eingewurzelt, man ſah das als Falſchheit an, und betrachtete mich als einen politiſchen Menſchen, vor dem man ſich in acht zu nehmen habe.

Indeſſen wurde im Jahr 1784 im Herbſt die Cameral-Hohe-Schule nach Heydelberg verlegt, allerhand Umſtände kamen noch hinzu, ſo daß jenes Mistrauen mehr zu als abnahm; alle meine Treue, mein Fleiß und meine Mühe wurden von denen verkannt, die mir doch wenigſtens ihre Zufriedenheit hätten bezeugen ſollen; das alles zuſammen machte mir endlich meine Lage ſchwer, ſo daß ich verwichenen Winter 1787, auch noch darum um ſo viel lieber den Ruf hieher nach Marburg annahm, weil er in Anſehung der Beſoldung das Glück meiner Familie auf immer gründete.

Gott weiß, daß ich hier weder dem Herren Regierungsrath Medikus, noch irgend einem meiner ehmaligen Herren Collegen etwas zur Laſt legen, oder zu nah geredet haben will, wir haben Beyſpiele gnug, daß ſich auch die beſten Menſchen nicht verſtanden, beſonders wenn Collegial-Verhältniſſe dazu kamen. Gott ſegne die Staatswirthſchafts-Hohe-Schule mit Ihrem Director und Lehreren! nur das erlaube man mir zu ſagen: ſie haben mich alle ſehr verkannt, und es wird eine Zeit kommen, wo ſie das einſehen und bereuen werden.

Meine Vocation hieher nach Marburg legte mir nun die Pflichten auf, die Oeconomie, Finanz- und Cameralwiſſenſchaften zu lehren, allein ich würde meinem innern Trieb nicht entſprechen, wenn ich mich damit beruhigen wollte; hier bin ich in meinem Fach ganz allein, keiner beneidet, keiner hindert mich, durch viele Erfahrungen belehrt, bin ich behutſamer und klüger geworden, auf dieſe Weiſe kan ich alſo mein ganzes Syſtem nach den Wünſchen meines Herzens ganz ausfüllen, und dies geſchieht; ſo lang mir Gott Leben und Geſundheit friſtet, folgender Geſtalt:

Der Sommercours iſt allemal **dem Würkungskreis der Unterthanen**, oder den **Gewerbswiſſenſchaften** gewidmet, der **Wintercours** hingegen **dem Würkungskreis der geſezgebenden Gewalt.**

Da die Grundlehre ſämtlicher Staatswirthſchaftlichen Wiſſenſchaften ſehr gemeinnüzzig iſt, ſo leſe ich ſie jedes halbe Jahr publice, und zwar Mittwochs und Samſtags in einer Vormittagsſtunde, in den übrigen vier Tagen der Wochen widme ich im Sommer die nämliche Stunde der **Forſtwiſſenſchaft**, und im Winter dem **Bergbau**; dann lehre ich im Sommer noch drey Stunden des Tages, in der erſten **die Landwirthſchaft**, in der zweyten **die Technologie**, und in der dritten **die Handlungswiſſenſchaft.**

Im Winter beſtimme ich, nebſt der Morgenſtunde, die die Grundlehre und den Bergbau enthält, die erſte der **Polizey**, die zweyte **der Finanzwiſſenſchaft** und dem **Rechnungsweſen**, und die dritte **der Staatshaushaltungskunde**; ſo gebe ich alſo täglich vier Stunden, und mein ganzes Syſtem wird in einem Jahr ausgefüllt.

Als ich hieher kam hatte ich folgende Lehrbücher herausgegeben:

1) Grundlehre ſämtlicher Cameralwiſſenſchaften.
2) Lehrbuch der Forſtwirthſchaft, 2te Auflage.

3) Lehrbuch der Landwirthſchaft.
4) Lehrbuch der Fabrikwiſſenſchaft.
5) Lehrbuch der Handlungswiſſenſchaft.
6) Lehrbuch der Vieharzneykunde.

Dieſe Wiſſenſchaft habe ich nun hier meinem Collegen dem würdigen Herrn Profeſſor der Arzneykunde, Buſch überlaſſen, der ſie über mein Compendium ſchon würklich vorträgt, denn ſie lag immer zu weit auſſer meiner Sphäre.

7) endlich, Lehrbuch der Cameral-Rechnungswiſſenſchaft. Ich hab ſchon oben erinnert, daß ich mit keinem von dieſen Werken zufrieden bin, denn ſie ſind alle blos vorläufige rohe Entwürfe, deren ich aber bedurfte, wenn ich meine Wiſſenſchaften ſyſtematiſch lehren wollte; ich muſte allemal eilen, um nur einen Leitfaden zu bekommen. Der unpartheyiſche ſachkundige Mann wird aber doch bey dem allem Syſtem, Ordnung, Deutlichkeit und Tendenz zu einem gewiſſen Ziel, nämlich der Staatsbeglückung, bemerken, und alſo einſehen, daß noch aus meinen Kindern etwas werden kan, wenn ſie nun nur gut erzogen werden.

Verwichenen Sommer im Auguſt fieng ich an auf meine Wintercollegia zu denken: hier hatte ich mich auf des berühmten Herren von Sonnenfels Grundſäzze verlaſſen, als ich aber ſeine Polizey durchgieng, ſo fand ich, daß ſie von meinem Syſtem himmelweit verſchieden war; denn ich denke mir unter dem Wort Polizey alle Mittel, welche die regierende Gewalt anwendet, die bürgerliche Geſellſchaft ſo zu ordnen und einzurichten, daß jeder einzelne und mit ihm das Ganze ſicher, ruhig und bequem ſeine irdiſche Glückſeligkeit erlangen kan, und würklich erlangt; in gegedachtem Buche aber fand ich nur die gewöhnliche Polizey, und zwar blos aus dem Begrif der Sicherheit hergeleitet. Seine Finanzwiſſenſchaft aber fand ich bis auf die Verzehrungsſteuer meinen Begriffen gemäß, dieſe wählte ich alſo zum Lehrbuch, und beſchloß nun noch vor Winter abermal einen rohen Entwurf der Polizey zu ſchreiben, und darüber zu leſen. Ich gab mich alſo ans Arbeiten, und Herr Reich in Leipzig ans Drucken, und ſo kamen immer ſo viel Bogen, als ich zu meinem Collegium brauchte. Mein edler Freund Reich ſtarb, und ſo iſt dies das lezte Werk, welches er verlegt hat.

Auf dieſe Weiſe iſt alſo folgendes Werk wieder in Eile und auf eine Art entſtanden, die Entſchuldigung bedarf, viele Vorſchläge mögen wohl gedehnt, viele unreif, und noch viele unausführbar ſeyn, allein die Ordnung und das Syſtem halte ich doch beynahe für vollkommen, und ich glaube damit wird man ſich wohl beruhigen. Wenn man mit dieſem Buch indeſſen ſo zufrieden iſt, wie mit allen vorigen, ſo danke ich Gott und der Nachſicht unſerer Rezenſenten; meine Geſchichte wird jeden überzeugen, daß ich in meiner Lage nicht mehr habe thun können; habe Geduld geliebtes teutſches Vaterland! Friſtet mir mein groſer himmliſcher Führer das Leben und meine Geſundheit, ſo folgt nun nächſten Sommer meine Finanzwiſſenſchaft, dann die Staatshaushaltungskunde, und dann werde ich wieder von vorne anfangen, ein Werk nach dem andern ins Reine arbeiten, und ſo vollkommen machen, als es mir möglich iſt; möchte ich nur ſo lange leben, bis auf dieſe Weiſe mein ganzes Syſtem fertig iſt!

Muß ich mich auch etwa über den Titel Staats-Polizeywiſſenſchaft erklären? — ich wollte mein Lehrgebäude dadurch von der gewöhnlichen Polizey, welche auch mit dazu gehört, unterſcheiden, mehr brauch ich wohl nicht zu ſagen.

Leſer! — Zuhörer! Freunde alle! — blickt in mein gutes redliches offenes Herz, und liebt mich wie ich Euch alle liebe.

Marburg den 12ten Jenner
1788.

Dr. Jung.

Verzeichnis einiger Schriftſteller der Polizeywiſſenſchaft.

Ich befinde mich nicht in der Lage hier ein vollſtändiges Regiſter aller Schriften, die in dieſes Fach einſchlagen, mittheilen zu können, dazu iſt mein Büchervorrath zu klein, mein Würkungskreis zu groß, meine Zeit zu kurz, und hier der Raum zu eingeſchränkt; ich begnüge mich alſo blos einige der brauchbarſten anzuzeigen; wer ſich aber damit nicht beruhigen kan, der bediene ſich:

D. **Georg Heinrich Zinkens** Cameraliſtenbibliothek. I — IV Theil.

G. F. **von Lamprechts** Verſuch eines vollſtändigen Syſtems der Staatslehre, in welchem eine Menge Schriften aus allen Fächern der Staatswirthſchaft angeführt werden.

Moſers Bibliothek von oeconomiſchen, cameraliſtiſchen, Handlung, Manufacturen, Geſezzen, Schriften und kleinen Abhandlungen.

Oeconomiſche Bibliothek, oder Verzeichnis der neueſten beſten teutſchen Bücher, welche in die oeconomiſchen, politiſchen und Cameralwiſſenſchaften einſchlagen.

Bergius Cameraliſtenbibliothek.

F. T. **Millers** Einleitung in die oeconomiſche und phyſicaliſche Bücherkunde. 3 Theile.

Wer ſich die Mühe nehmen will aus der allgemeinen teutſchen Bibliothek alles auszuzeichnen, was hieher gehört, der wird ſich eine vollſtändige Bücherkänntniß der neueſten Zeiten verſchaffen.

Von der Polizey überhaupt.

Veit Ludwig von Seckendorfs Chriſtenſtaat. Leipzig 1686. Ein Buch, welches für unſre Zeiten noch viel Brauchbares und Merkwürdiges enthält.

D. Johann Joachim Bechers politiſcher Diſcours; herausgegeben und verbeſſert von **Zinken**. Frankf. und Leipzig 1754. 2 Bände.

Johann Friedrich Vetters Polizey. Wetzlar 1753.

Bergius Polizey- und Cameralmagazin. Frankf. am Mayn 1767 — 1774. 9 Bände; dann ſein neues Werk unter eben dem Titel, Leipzig 1775 — 1780. 6 Bände.

Von Juſti Polizeywiſſenſchaft. 3 Ausgabe von **Beckmann**. Göttingen 1782.

Von Sonnenfels Grundſätze der Polizey, Handlung und Finanzwiſſenſchaft. Wien, 3 Theile. 1787.

Von Pfeiffer natürliche aus dem Endzweck der Geſellſchaft entſtehende allgemeine Polizeywiſſenſchaft. Frankf. am Mayn 1779. 2 Theile.

Montesquieu Geiſt der Geſetze aus dem Franzöſiſchen. 4 Bänd. Altenburg 1782.

Von der Medizinalpolizey.

Rickmanns mediziniſche Polizey. Jena 1751.

Franks Syſtem einer vollſtändigen mediziniſchen Polizey. Mannheim, 3 Bände, neue Auflage. 84.

Buchholz Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelehrtheit und mediziniſchen Polizey. Weimar, 2 B. 1783.

Hebenſtreit Anthropologia forenſis, oder Anweiſung zum Polizey- und Medizinalweſen. Leipzig 1752.

Brinkmanns patriotiſche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Medizinalanſtalten. Münſter 1778.

Udens Grundriß der Phyſicatsgeſchäfte in vorzüglicher Rückſicht auf die Medizinalverfaſſung in den Preuſſchen Staaten. Stendal 1779.

Von der perſönlichen Sicherheit.

Beccaria von Verbrechen und Strafen, mit Anmerkungen von Hommel. Leipzig 1778.

Porſch von den Todesſtrafen wider **Beccaria**. Königsberg 1768.

Prätorius Verſuch über die geſezgebende Klugheit, Verbrechen ohne Strafe zu verhüten. Frankf. und Leipzig 1778.

Grundſäzze der Geſezgebungskunſt in Abſicht der Strafgeſezze; aus dem Engliſchen. Leipzig 1781.

Vorbeugungsmittel wider den Kindermord für Seelſorger, Eltern und Polizeyverwalter, von **F. May**. Mannheim 1781.

Schlegel über die Duelle auf Univerſitäten. Lübeck 1782.

Spittler Beantwortung der Frage, ob ſcharfe Geſezze im Staat zuträglich ſeyen. Stuttgard 1779.

Von Sonnenfels Abhandlung: Die Todesſtrafen ſind dem Zweck des Staats entgegen. Wien 1764.

Jacobi Apologie der Todesſtrafen. Lemgo 1776.

Tittel über Todesſtrafen gegen die Mörder. Frankf. am Mayn 1780.

Von Sonnenfels über die Abſchaffung der Tortur. Wien und Nürnberg 1782.

Von der Bevölkerungspolizey.

Der politiſche und oeconomiſche Menſchenfreund, oder praktiſche Vorſchläge zur Aufnahme der Bevölkerung der Staaten; aus dem Franzöſiſchen des Herrn von **Mirabeau**. Hamburg, 3 Theile. 1759.

Bells Preisſchrift von den Quellen und Folgen einer ſtarken Bevölkerung; aus dem Engliſchen. Wien 1768.

Ueber die Bevölkerung, ein Paradoxon. Mannheim 1776.

J. B. Ferbers politiſche Betrachtungen über die Bevölkerung des Landes; aus dem Engliſchen. Dresden 1783.

Baco von Verulamio moraliſche, politiſche, und oeconomiſche Verſuche von der Ehe, und dem ehloſen Stand. Breslau 1764.

Ueber die Ehe. 2te Auflage 1775.

Wenzel politiſche und ſtatiſtiſche Meynungen über die Auswanderung der Teutſchen u. ſ. w. Dresden 1781.

Von der Erziehung.

Sulzer Verſuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweiſung der Kinder. Zürich 1745.

Feders neuer **Emil**, oder von der Erziehung nach bewährten Grundſäzzen. Erlangen 1768 — 72. 2 Theile.

Köſter Gedanken von den niederen und hohen Schulen. Frankfurth; neueſte Auflage. 1774.

Millers Grundſäzze einer weiſen und chriſtlichen Erziehungskunſt. Göttingen 1771.

Reſewiz Gedanken, Vorſchläge und Wünſche zur Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung. Berlin ſeit 1778. 4 Bände.

Von Rochow Stof zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menſchen. Braunſchweig 1775.

Müller Schädlichkeit der Hauserziehung für Erzieher, Zöglinge und den Staat. Stendal 1784.

Von Rochow von Verbeſſerung des Volkscaracters durch Volksſchulen. Deſſau und Leipzig 1783.

Langs.

Langsdorfs Abhandlung von Volksſchulen. Ein Beytrag zur Staatspolizey. Göttingen 1783.

Harles Gedanken von Realſchulen. Bremen 1766.

Hähn Abhandlung von Pädagogien. Berlin 1775.

Gündlings politiſche Gedanken von dem Verfall und Abnahme der Univerſitäten. 1768.

Neues patriotiſches Räſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten Teutſchlands. Strasburg 1769.

Michaelis Räſonnement über die Univerſitäten Teutſchlands. Göttingen 1769 — 74. 4 Theile.

Von der Aufklärungspolizey.

Puffendorf politiſche Betrachtungen der geiſtlichen Monarchie. Halle 1717.

Freye Gedanken über die Religion, Kirche und Wohlſtand des Volks; aus dem Engliſchen. 2 Bände. 1765.

Millers Abbildung eines blühenden chriſtlichen Staats. Leipzig 1773.

Rudolphi Grundſäzze der Religionspolitik. Jena 1781.

Von Moſer die Rechte der Menſchheit in Religionsſachen, ſowohl im Stande der Natur, als auch bürgerlichen Geſellſchaft. 1782.

Engelmann der wahre chriſtliche Religionseifer nach Schrift und Vernunft. Glogau 1768.

Meine Gedanken über die Frage: ſind fremde Religionspartheyen in einem Lande aufzunehmen? politiſch, juriſtiſch und theologiſch erwogen. Leipzig 1775.

Cramers Briefe über Inquiſition und Kezzerverfolgung in der Römiſch-Catholiſchen Kirche. Leipzig, 1 B. 1784.

Ehrenthals Rede, daß die Glückſeeligkeit des Staats ohne die Beförderung der Wiſſenſchaften nicht gegründet werden könne. Wien 1765.

Krüger Beantwortung der Frage: kan irgend eine Täuſchung dem Volk zuträglich ſeyn? Leipzig und Riga 1783.

Schlettweins Unterſuchung, wie die Polizey rühmliche Sitten eines Volks bilden und erhalten könne? Carlsruhe 1764.

Ueber die Sittlichkeit des Theaters; aus dem Franzöſiſchen des Herren Boiſy. Halle 1780.

Teller über die Schauſpiele. Leipzig 1776.

Von der Freyheitspolizey.

Des Abts Ant. Genoveſi Grundſätze der bürgerlichen Oeconomie; aus dem Italiäniſchen von Witzmann. 1 Th. Leipzig 1776.

Willebrands Grundriß einer ſchönen Stadt. 1-3 Theil. Hamburg und Leipzig 1775.

Vorſchlag für das gemeine Beſte der Herrſchaften und Dienſtboten. Leipzig 1754.

Der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft; aus dem Franzöſiſchen. 2 Theile. Berlin 1764.

Die Pflicht des Geſindes, oder chriſtlicher Unterricht für Diener und Mägde ꝛc. Berlin 1771.

J. Fried. Chriſtoph Weiſſer, das Recht der Handwerker nach allgemeinen Grundſäzzen ꝛc. Stuttgard 1780.

Charſanders Schauplaz vieler ungereimter Meynungen und Erzählungen. 2 Bände. 1736 und 1739.

Reichards vermiſchte Beyträge zur Beförderung einer nähern Einſicht in das geſammte Geiſterreich. Helmſtädt 1780.

Vorgängiger Verſuch zur Erwürkung eines Vertrags zwiſchen den in dem bisherigen Hexenkriege verwickelten Gelehrten, wie auch zum nuzbaren Unterricht, wie man von der Zauber- und Hexerey weder zu wenig noch zu viel glauben ſoll.

Montesquieu Geiſt der Geſezze; aus dem Franzöſiſchen. Altenburg 1782.

Spittlers Betrachtung über die Grundgeſezze eines Staats. Tübingen 1777.

Falconners Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsſtrichs, der Lage u. ſ. w. auf Temperament, Sitten und Geſezze; aus dem Engliſchen. Leipzig 1782.

Von Lamezan Skizze der Geſezgebung. Mannheim.

Von Moſer der Herr und der Diener. Frankfurth 1759.

Von **Moſer** der Fürſt und der Rath. Gotha 1763.

— — moraliſche und politiſche Schriften. Frankfurth 1763 — 64. 2 Theile.

— — patriotiſche Briefe. Frankfurth 1767.

— — Beherzigungen. Frankfurth, 4te Auflage. 1767.

Wielands Verſuch über die natürliche Gleichheit der Menſchen. Leipzig 1782.

Joh. Jacob **Moſer** von Duldung der Freymaurergeſellſchaften; beſonders in Rückſicht auf den Weſtphäliſchen Frieden. 1776.

Von Plumenrek geoffenbarter Einfluß in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Freymaurerey u. ſ. w. Gegen **Moſer**. Amſterdam 1777.

Apologie des Ordens der Freymaurer. Philadelphia im Jahr 3882, d. i. 1778. Berlin 1778.

In unſern Tagen ſind der Maurerſchriften ſo viel, daß ich keine Auswahl zu treffen weiß, man leſe unter andern den St. **Nicaiſe**, Antinicaiſe, **Enthüllung des Weltbürgerſyſtems**, die Schriften eines **Weishaupts**, **Nicolai**, **Garve**, **Meiners**, und alles was der Gedanke über die geheime Geſellſchaften und den Crypto-Jeſuitismus ausgebohren hat.

Von der Ehrenpolizey.

Developement et defenſe de la Nobleſſe commerçante, par l'Abbé Coyer. à Paris 1757.

Ioh.

Joh. Mart. Muller proluſio de Mercatura veterum Romanorum imprimis de equite romano negotiatore. Hamb. 1761.

Millers Beobachtungen betreffend den Unterſchied der Stände; aus dem Engliſchen. Leipzig 1773.

Freſenius über die Austheilung der Ehre im Staat. Frankf. und Leipzig 1775.

Von der Unſicherheit des Eigenthums.

Conſiderations politiques et critiques des jeux d'Hazard. Cologne 1764.

Casparſons Abhandlung von Verhütung des Bettelns in Haupt- und Reſidenzſtädten. Caſſel 1783.

Kurzer Unterricht von der Nothwendigkeit und Weiſe die umlaufenden Bettler abzuhalten. Wien 1770.

Oeders Raiſonnement über Wittwencaſſen. Koppenhagen 1771.

Langners Entwurf zur Anlegung einer allgemeinen Wittwen- und Wayſengeſellſchaft. Stettin 1777.

Walz Verſuch über den Luxus; aus dem Franzöſiſchen. Königsberg 1767.

Witte über die Schicklichkeit der Aufwandsgeſezze. Leipzig 1782.

Hildebrands Preisſchrift, auf welche Art alle Armen verſorgt werden können. Saarbrücken 1765.

Deſſen Erläuterung dieſer Preisfrage. Frankf. und Leipzig 1766.

Preuſchen

Preuſchens politiſche Armenoeconomie. Leipzig 1783.

Zwo Preisſchriften über die Aufgabe der Hamb. Geſellſchaft, zu Beförderung der Gewerbe: die Vergleichung der Erziehung der Wayſenkinder, entweder in einem Wayſenhaus, oder durch Beköſtigung in und auſſer der Stadt. Hamburg 1780.

Abhandlung über die Frage: iſt die Verpflegung im einzeln nicht vortheilhafter? 1780.

Erfahrungsbeweis für die Nüzlichkeit des Vorſchlags, Wayſenkinder auf dem Lande bey Bauern unterzubringen — in der Berlin. Monathsſchrift 1783. December.

Meißners zwo Abhandlungen über die Frage: ſind Findelhäuſer vortheilhaft oder ſchädlich? Göttingen 1779.

Von Sonnenfels von der Theurung in den Hauptſtädten und den Mitteln ſolcher abzuhelfen. Leipzig 1769.

Die beſte Art Kornmagazine anzulegen, mit Kupfern. Hannover 1768.

Reimarus die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getreides, nach der Natur und Geſchichte. Hamburg 1771.

Beurtheilung der wichtigen Fragen von einem geſezlichen Getreidepreis und freyen Getreidehandel. Göttingen 1771, und fortgeſezte Unterſuchung dieſer Frage. Göttingen 1775.

Ein Vorſchlag zur Anlegung eines öffentlichen Getreidemagazins zu jedermanns Vortheil und niemands Nachtheil, herausgegeben von Schreber. Leipzig 1772.

Lichtenbergs Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern. Gotha 1778.

Tetens über die beſte Sicherung ſeiner Perſon beym Gewitter. Bützow und Wismar 1774.

Reimarus Werk vom Blizze, deſſen Bahn, Würkung u. ſ. w. Hamburg 1778.

Deſſen Vorſchrift zur Anlage einer Blizableitung an allen Gebäuden. 1778.

Silberſchlag Abhandlung vom Waſſerbau an Strömen. Leipzig 1756.

Beckmann Grundriß zur Känntniß und Verbeſſerung der Ströme und Flüſſe; aus dem Holländiſchen. Göttingen 1755.

Vochs Anleitung zum Waſſerbau an Flüſſen und Strömen. Augsburg 1767.

Godfreys Erfindung von geſchwinder Auslöſchung der Feuersbrünſte; aus dem Engliſchen von Claproth, in den hannöverſchen Beyträgen. Anno 1761.

Glaſer's praktiſche Vorſchläge, wie bey groſen Feuersbrünſten Häuſer und Mobilien zu retten. Hildburghauſen, 3te Auflage. 1772. Dieſer Verfaſſer hat noch verſchiedene Schriften dieſer Art herausgegeben, welche alle hieher gehören.

Karſtens Abhandlung über die Anordnung der Feuerſprizzen. Greifswalde 1763.

Klügel von der beſten Einrichtung der Feuerſprizzen auf dem platten Lande. Berlin 1774.

Feuer-Aſſecuranzanſtalten, **Bergius** Polizey und Cameralmagazin III.

Pfeiffer über die Verſicherungsanſtalten zum Vortheil der Landwirthſchaft. Stuttgard 1781.

Gewerbpolizey überhaupt.

Adam Smith Unterſuchung der Natur und Urſachen von Nationalreichthümern. Leipzig 1776. 2 Bände.

Von der Landwirthſchaftlichen Polizey.

Bernhards Vorſchläge zu einer wirthſchaftlichen Polizey der Dörfer. Stuttgard 1768.

Schrebers Polizey des Ackerbau's. Leipzig 1770.

Rößig Verſuch über die oeconomiſche Polizey. Leipzig 1779.

Patriotiſche Vorſchläge, wie die Stadt- und Landwirthſchaft in einen beſſern Flor zu bringen. Leipzig 1778.

Bettinger der zum Beſten des gemeinen Weſens in Wohlſtand verſezte Bauer. Hersfeld 1770.

Ueber die Verbeſſerung der Landwirthſchaft und daraus flieſende ſtärkere Gewerbe in den Städten. Leipzig 1775.

Enderlins Einfluß des Bauernſtandes auf den Staat. Carlsruhe 1774.

Von Wichmannshauſen Vorſchläge, in welcher Art das Landwirthſchafts-Weſen durch die Wirthſchafts-Aufſeher zu verbeſſern. Leipzig 1762.

Von Pfeiffer Lehrbegrif ſämtlicher oeconomiſchen und Cameralwiſſenſchaften. 4 Bände.

Schriften der hannöveriſchen Landwirthſchafts-Geſellſchaft.

Bemerkungen der Churpfälziſchen phyſicaliſch-oeconomiſchen Geſellſchaft, bis 1784.

Vorleſungen dieſer Geſellſchaft in Heydelberg.

Oeconomiſche Nachrichten.

Schwediſche Abhandlungen von **Käſtner** überſezt.

Krüniz oeconomiſche Encyklopädie.

Bergius Polizey und Cameralmagazin.

Von der Polizey der Fabriken.

Von Juſti vollſtändige Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken. Koppenhagen 1758 und 1761. 2 Theile.

Von Pfeiffer die Manufacturen Teutſchlands nach ihrer heutigen Lage betrachtet. Frankf. 1780.

Von Haßlang Bereicherung eines Landes durch den Flor des Handlungsgeſchäftes mittelſt nüzlicher Manufacturen und Fabriken. Burghauſen 1773.

Abhandlung von den Handwerkern und Zünften, ihrem Urſprung in Teutſchland, Verfall, Misbräuchen und Abſchaffung. Frankfurth 1743.

Wenners Anleitung zu Fabriken- und Manufacturanlagen. Dresden 1775.

Bergius neues Polizey- und Cameralmagazin.

Von der Handlungs-Polizey.

Politiſche Verſuche von der Handlung; aus dem Franzöſiſchen. Jena 1740.

Forbonnais elemens du Commerce. Amſterd. 1755.

Magens allgemeiner Kaufmann. Berlin 1762.

Ludovici eröfnete Academie der Kaufleute oder vollſtändiges Kaufmannslexicon. Leipzig 1753 — 56. 5 Theile.

May Verſuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswiſſenſchaft. Altona 1770. 2 Bände.

Andersons hiſtoriſche und chronologiſche Geſchichte des Handels. Riga 1773 — 78. 6 Bände.

Büſch kleine Schriften von der Handlung. Leipzig 1772.

Taube hiſtoriſch-politiſche Abſchilderung der Engliſchen Manufacturen, Handlung, Schiffarth und Colonien. Leipzig 1776.

Vom Urſprung und Wachsthum der Handlung; aus dem Franzöſiſchen. Wien 1769.

Geſchichte der Handlung und Schiffarth der Alten; aus dem Franzöſiſchen. Wien 1775.

Büſch Schriften über Staatswirthſchaft und Handlung. Hamburg und Kiel, 3 Theile. 1780 — 84.

Sinapius Leſebuch für Kaufleute. Hamburg und Leipzig 1783.

Büſch und **Ebelings** Handlungsbibliothek. Hamburg ſeit 1784.

Abhandlung von den Grundſäzzen der Münzwiſſenſchaft, mit einer Anwendung auf das teutſche Münzweſen. Tübingen 1761.

Waſer Abhandlung vom Gelde. Zürich 1778.

Kruſe Hamburger Comtoriſt.

Von Selchow Grundſäzze des Wechſelrechts. Halle 1759.

Allgemeine Geſchichte der oſt- und weſtindiſchen Geſellſchaften in Europa; aus dem Engliſchen. Halle 1764.

Beauſobre Einleitung in die Politik, Finanz- und Handlungswiſſenſchaft.

Vortheile der Völker durch die Handlung.

Röhl Anleitung zur Steuermannskunſt, den Weg auf der See zu finden. Greifswalde 1778.

May Verſuch über Aſſecuranzen, Haverey, Bodmerey, u. ſ. w. Hamburg 1753.

Hogreve Beſchreibung der Engliſchen Canäle. Hannover 1770.

Von Beuſt Verſuch einer ausführlichen Erklärung des Poſtregals. Jena, 3 Theile. 1747 — 48.

* * *

Ich hab mich in dieſem Verzeichnis theils **Krünizens** Encyklopädie, theils **Zinkens** Cameraliſten-Bibliothek, theils auch meines eigenen kleinen Gedächtniß- und würklichen Vorraths, beſonders aber des Herren von **Lamprechts** Staatslehre bedient; auf dieſen lezteren vorzüglich geſchickten Herren Collegen hab ich ein kleines Recht der Plünderung, denn er bediente ſich meines technologiſchen Syſtems, ohne der Welt ein Wort davon zu ſagen, ich aber geſtehe mein Plagiat hier öffentlich; indeſſen bin ich doch gedachtem Herren Dank ſchuldig, denn er hat mein Syſtem vollſtändiger gemacht, und ich werde bey einer neuen Auflage meiner Technologie ſicher Gebrauch davon machen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

§. 1.

Der geſammte Würkungskreys der eigentlichen Staatsbürger beſteht in der **Production, Fabrication** und **Handlung.** Die Heiſcheſäzze dieſer dreyfachen Beſchäftigung, deren Ausführung das einzelne, und dadurch auch das allgemeine Beſte zum Zweck hat, hab ich in Syſteme geordnet, und in meinen Lehrbüchern vorgetragen. Ich nenne ſie allzuſammen die **Gewerbwiſſenſchaften.**

§. 2.

Jeder Menſch hat das Recht zu **exiſtiren,** das **Recht der Selbſterhaltung;** mit dieſem iſt noch ein anderes verbunden, nemlich **das Recht ſich zu vervollkommnen:** Dieſes leitet ihn zur phyſiſchen und moraliſchen Ausbildung **ſeiner Perſon;** zur

Vermehrung und Verbeſſerung der Befriedigungsmittel ſeiner Bedürfniſſe, das iſt, ſeines Eigenthums; zur Erhöhung ſeines Anſehens oder ſeiner Ehre in der bürgerlichen Geſellſchaft; und zum Genuß eines freyen ungehinderten Würkungskreyſes, oder der Freyheit zu handeln. Das Recht der Selbſterhaltung, und der Vervollkommnung der Perſon, des Eigenthums, der Ehre und der Freyheit, nenne ich die Rechte der Menſchheit.

§. 3.

Jeder Menſch hat das Recht, dieſe Rechte der Menſchheit zu genieſen und auszuüben, aber nur in ſo fern als er dadurch keinen ſeiner Mitmenſchen im ruhigen Genuß eben dieſer Rechte hindert. Dieſer Saz iſt der Grundſatz des Natur-Rechts, welches hernach durch mannigfaltige poſitive Geſezze, auf die vielfältigen Colliſionsfälle ausgedehnt, und erklärt wird. Wenn fremde Staaten, die nicht mit uns unter einer regierenden Gewalt ſtehen, Eingriffe in unſre Rechte thun, ſo ſchüzt uns dieſe durch Krieg und Politik; wenn aber Mitglieder einer bürgerlichen Geſellſchaft ſolche Eingriffe gegen ihre Mitbürger wagen, ſo entſcheidet die Rechtspflege.

§. 4.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt durchgehends über den wahren Gebrauch und Genuß der Menſchenrechte bey weitem nicht aufgeklärt genug; und bey dem Grad der Erkänntnüß den auch der Menſch würklich hat, folgt er doch den ſinnlichen Trieben öfter als den erkannten Grundſäzzen. Wenn alſo auch die Rechtspflege jeden bey ſeinen Rechten ſchüzt, ſo bleibt doch bey den mehreſten Einzelnen **die Vervollkommnung der Perſon, des Eigenthums, der Ehre, und der Freyheit**, das iſt, **die wahre Wohlfarth**, oder **die zeitliche Glückſeeligkeit** auf der unterſten Stuffe ſtehen.

§. 5.

Ich ſage mit Fleiß **zeitliche Glückſeeligkeit**; denn da die Menſchen über die Erwerbung der ewigen noch bey weitem nicht einig ſind, folglich ein Theil derſelben, vielleicht die ganze Menſchheit, noch nicht die reinſten Begriffe darüber hat; ferner: **da die regierende Gewalt** auch von Menſchen verwaltet wird die irren können, ſo kan die ewige Glückſeeligkeit, oder die Leitung zu derſelben kein Gegenſtand für ſie ſeyn.

§. 6.

Die zeitliche Glückſeeligkeit beſteht darinn: wenn ein Menſch ſeine Perſon, ſein Eigenthum, ſeine Ehre und ſeine Freyheit leicht und ungehindert, und ſo vervollkommnen kan, daß dadurch auch zugleich dieſe nemliche Glückſeeligkeit der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft befördert wird. Denn da ein Menſch für ſich allein nicht alles thun kan, was zu dieſer Vervollkommnung erfordert wird, ſondern vieler Menſchen

Hülfe dazu bedarf, ſo muß er ſo viel als möglich iſt, zum allgemeinen Beſten mitwürken, damit ſie ihn zur Wiedervergeltung auch unterſtüzzen mögen.

§. 7.

Jeder Menſch hat das Recht ſich zu vervollkommnen; folglich: **Jeder Menſch ſoll zur Vervollkommnung aller Mitglieder ſeiner bürgerlichen Geſellſchaft ſo mitwürken, wie er wünſcht daß ſie auf ihn würken möchten.** Dieſer Saz iſt **der Grundſaz der politiſchen Tugend.** Dieſe unterſcheidet ſich merklich von der **Gottſeeligkeit**, denn ihr Grundſaz iſt allumfaſſender, und er ſchlieſt den höchſten Grad der politiſchen Tugend in ſich ein, denn er heiſt: **Jeder Menſch ſoll Gott über alles lieben, und alle Menſchen wie ſich ſelbſt.**

§. 8.

Die weſentliche Pflicht der regierenden Gewalt beſteht darinnen: **daß ſie die zeitliche Glückſeeligkeit des ihr anvertrauten Staats durch die beſten und zweckgemäſeſten Mittel bis zur höchſten Stuffe befördern muß;** beſonders da ihr eigenes Glück ſich verhält wie das Glück des Staats, ſie alſo auch das Recht der Vervollkommnung dazu auffordert. Da nun die ſich ſelbſt überlaſſene bürgerliche Geſellſchaſt nicht einmal das einzelne Glück gehörig zu befördern weiß, vielweniger aber aufs allgemeine Beſte Rückſicht nimmt, ohne welches doch auch keine Privat-Wohlfarth ſtatt findet, weilen jenes das Aggregat von dieſer iſt, ſo muß die regierende Gewalt den ganzen Staatscörper ſo einzurichten wiſſen, daß jeder Bürger, indem er zu ſeiner eigenen Wohlfarth arbeitet, zugleich das allgemeine Beſte nach allen Kräften befördere. Dies alles erreicht ſie durch eine gute Polizey.

§. 9.

Dieſer richtige Schluß leitet uns nun auch zu einem deutlichen Begrif **der Polizey-Wiſſenſchaft:** ſie lehrt nemlich die beſten und zweckgemäſeſten Mittel, wodurch die regierende Gewalt, alle Würkungskreyſe der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo leitet, einrichtet und ordnet, daß nicht nur jeder Bürger leicht und ungehindert, ſondern auch ſo würke und handele, daß dadurch nicht nur das Einzelne, ſondern vorzüglich das allgemeine Beſte im höchſten Grad befördert werde.

§. 10.

Das einzelne Beſte beſteht darinn: wenn jeder Bürger über die Mittel zur zeitlichen Glückſeeligkeit hinlänglich aufgeklärt iſt, dann auch ſein Wille ſo gelenkt wird, daß er ſie gehörig anwendet; und wenn er ferner ſein Eigenthum, Ehre und Freyheit ohne Hinderniß, ohne Einſchränkung und ohne jemand zu ſchaden, immerfort vermehren, erhöhen und genieſen kan.

§. 11.

Das allgemeine Beſte beſteht aus der Summe des einzelnen Beſten; und wird erreicht wenn jedes einzelne zum allgemeinen mitwürkt. Je mehr Bürger alſo auf einem gegebenen Raum ihre Glückſeeligkeit nach dieſer Regel befördern, deſto gröſer wird das allgemeine Beſte; dieſes würkt dann zur Wiedervergeltung wieder zurück auf jede einzelne Beſchäftigung, und erleichtert, ſegnet und befördert ihre Mittel und Zwecke.

§. 12.

Aus dieſem richtigen Erfahrungsſaz läſt ſich nun auch der Grundſaz der Polizey-Wiſſenſchaft mit leichter Mühe folgern: **alles was die zum einzelnen und allgemeinen Beſten ſich beſchäftigende Bevölkerung vermehrt, iſt nüzlich, und was ſie vermindert, ſchädlich.** Bloße Bevölkerung, ein Land voller Müßiggänger oder Bettler, oder die nicht zum wahren Zweck arbeiten, macht keinen Staat glücklich, alſo **bloß** beſchäftigte Bevölkerung auch nicht, ſondern nur die **zweckgemäße Bevölkerung.** Dieſes Wort will ich im Verfolg brauchen, denn ich verſtehe immer diejenige darunter, welche der Grundſaz fordert.

§. 13.

Um nun den Plan zu meinem Lehrgang der Polizey-Wiſſenſchaft richtig entwerfen zu können, muß ich ihre Wort-Erklärung zergliedern, und dann jeden Beſtandtheil an ihren Grundſaz anpaſſen: **Die regierende Gewalt ſoll alle Würkungskreyße der bürgerlichen Geſellſchaft zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit leiten.** Jeder Würkungskreys hat ſeine würkende Kraft, und dieſe iſt der Bürger, **dieſen** muß alſo die regierende Gewalt zu jenem Zweck beſtimmen.

§. 14.

Das erſte was ſich bey dieſer Beſtimmung denken läßt, iſt: daß man nicht nur die würkende Kräfte, nemlich die Bürger die man hat, **erhalte**, ſondern daß man ſie auch **vermehre**; das erſte geſchieht durch gute **Medizinal-Anſtalten**, und **Perſonal-Sicherheit**. Das zweyte aber durch **die Bevölkerungs-Polizey**. Dieſe drey Hauptſtücke begreifen alſo die Erhaltung und Vermehrung der **phyſiſchen Kräfte** in ſich.

§. 15.

Die **moraliſchen Kräfte** ſind die eigentlichen Grund-Urſachen aller Würkungskreyße; ſie zu leiten iſt das ſchwerſte und gröſte Meiſterſtück der Polizey. Wer ſie bloß durch Zwang-Mittel zum Zweck führen will, der wird Tyrann und Despote ohne es zu wollen, denn er greift in die Freyheits-Rechte der Handlungen. Je mehr er ſie alſo über ihre Pflichten zum einzelnen und allgemeinen Beſten aufklärt, deſto leichter und gewiſſer kommt er zum Zweck.

§. 16.

Wenn ein Menſch in allen ſeinen Handlungen zum einzelnen und allgemeinen Beſten würkt, ſo iſt er **politiſch tugendhaft**, er iſt ein **geſitteter Mann**; um ihn dazu zu machen, muß er von Jugend auf dazu erzogen, das iſt: ſein Verſtand muß über ſeine Pflichten aufgeklärt, und ſein Wille ſo gebildet werden, daß er **gerne** ſeinen erkannten Grundſäzzen folgt. Dies erreicht die regierende Gewalt durch eine gute **Erziehungs-Polizey.**

§. 17.

Da die Bürger durch mancherley Urſachen von den anfänglich erkannten Grundſäzzen wieder abweichen können, ſo muß die Sorgfalt zur **Erhaltung** der politiſchen Tugend fortgeſezt werden: Dies geſchieht durch die Verhinderung jener verführenden Urſachen, und durch die Beförderung der Aufklärung, vermittelſt der Religion, der vernünftigen Presfreyheit, Beförderung der Wiſſenſchaften, u. d. gl. vorzüglich aber gehört auch die Aufklärung der Bürger hieher, welche ihre Begriffe über ihr Verhältniß zur geſezgebenden Gewalt berichtigt.

§. 18.

Die Anſtalten, welche die Regierung verfügt um die **moraliſchen Kräfte** der Bürger zum Zweck zu bilden, nenne ich allzuſammen die **Sitten-Polizey**; ſie hat die politiſche Tugend zur Abſicht, und theilt ſich in zwey Hauptſtücke: 1) in die **Erziehungs-Polizey**, und 2) in die **Aufklärungs-Polizey**. Dieſe mit den Anſtalten, welche auf die **phyſiſchen Kräfte** würken, zuſammen genommen, machen die **Perſonal-Polizey** aus.

§. 19.

Wenn die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte der bürgerlichen Geſellſchaft gebildet ſind, und unter der Leitung der regierenden Gewalt ihre Richtung zum Zweck nehmen, ſo **würken** ſie; dieſe Würkungen nenne ich **Handlungen**. Da ſich nun denſelben mancherley Gegenſtände in den Weg ſtellen, die ſie in der Erreichung ihres Zwecks, der einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit, hindern können, ſo muß die Polizey dieſe Gegenſtände wegräumen; das iſt, ſie muß jedem Bürger ſein Recht der Freyheit ſchüzzen, ſo lang er einen andern nicht im Genuß eben dieſes Rechts ſtört, und dann auch jeden Bürger, ſeiner **Freyheit unbeſchadet**, ſo leiten, daß er zum einzelnen und allgemeinen Beſten mitwürke.

§. 20.

Hier entſtehen alſo zween Begriffe: wenn jemand durch ſeine freye Handlungen niemand in ſeiner

Freyheit ſtört, ſo beobachtet er die Pflichten der natürlichen Freyheit, deren Uebertretung Strafe fordert; damit er aber auch ſeine Handlungen ſo einrichten möge, daß ſie zum einzelnen und allgemeinen Beſten mitwürken, ſo muß ihn die regierende Gewalt ſo zu leiten wiſſen, daß er ſo wenig als möglich eine Einſchränkung ſeiner natürlichen Freyheit empſinde; dies geſchieht durch die Handhabung der bürgerlichen Freyheit.

§. 21.

Die Eingriffe in die Freyheit zu handeln, ſowohl in die natürliche als in die bürgerliche, finden von dreyen Seiten ſtatt: erſtlich, wenn die Bürger ſich unter einander einſchränken, entweder aus Ungebundenheit, Zügelloſigkeit, Ehrſucht, oder aus Gewinnſucht; zweytens, wenn die regierende Gewalt ſelbſt durch eine unordentliche Geſezgebung die Bürger in ihren freyen Handlungen hemmt, und drittens: wenn die Bürger der geſezgebenden Gewalt entgegenwürken.

§. 22.

Dieſe dreyfache Beſchränkung der Freyheits-Rechte macht auch dreyerley Polizey-Anſtalten nöthig: 1) Die Polizey der bürgerlichen Handlungen, ſchüzt jeden Bürger bey ſeiner natürlichen und Gewerbfreyheit; 2) die Polizey der Geſezgebung ſchüzt die bürgerliche Geſellſchaft bey ihren Rechten der Freyheit; und 3) die Polizey der regierenden Gewalt ſchüzt ſich ſelbſt gegen alle Eingriffe in die Majeſtäts-Rechte.

§. 23.

§. 23.

Die Ehre iſt, im gewöhnlichen Sinn genommen, **die Meynung der bürgerlichen Geſellſchaft von dem Werth eines ihrer Mitglieder.** Da nun die angebohrne Selbſtliebe aufs eigene Ich einen groſen Werth legt, ſo will auch jeder, daß die Meynung des Volks von ihm gros ſeyn ſoll; das iſt: jeder fordert Ehre nach dem Grad, wie er ſie zu verdienen glaubt; wird ihm dieſe geweigert, ſo befindet er ſich unglücklich.

§. 24.

Die gewöhnliche Ehre ſchränkt ſich auf drey Begriffe ein: 1) Da die regierende Gewalt die höchſte Ehrenſtuffe ausmacht, ſo verhält ſich die **Standes-Ehre** wie der Grad der Nähe bey jenem Mittelpunct der Ehre; 2) da nun einmal der Adel erblich geworden iſt, ſo verhält ſich die **Geburts-Ehre** wie die Zahl der adlichen Vorfahren; und 3) weil man mit gewiſſen Beſchäftigungen, und mit einer unehlichen, oder auch von unehrlichen Eltern entſtandenen Geburt den Begrif von Unehre verbindet, ſo beſteht die **Volks-Ehre** in einer ehrlichen Geburt und Handthierung.

§. 25.

Der wahre Werth eines Menſchen verhält ſich wie ſeine Mitwürkung zum allgemeinen Beſten; **wahre Ehre iſt alſo diejenige: wenn das Volk den wahren Werth eines Mannes erkennt,** und ihn nach demſelben ſchäzt. Da nun jedermann mit Heishunger Ehre ſucht, ſo muß in dem Staat, wo die Meynung des Volks auf die wahre Ehre gerichtet iſt, jedermann mit gröſtem Eifer zum allgemeinen Beſten würken. Dies iſt ein groſer Fingerzeig für die regierende Gewalt in Abſicht auf die Leitung zur Glückſeeligkeit, denn ſie iſt die Verwalterin der Ehre.

§. 26.

Die Polizey muß alſo die unſchädlichen Begriffe von der Ehre zu benuzzen, die Vorurtheile über dieſelbe aber zu beſtreiten, und die Meynung von der wahren Ehre zu befördern ſuchen. Ihre Anſtalten beziehen ſich alſo 1) auf die Polizey der **Standes-Ehre**, 2) auf die Polizey der **Geburts-Ehre**, und 3) auf die Polizey der **Volks-Ehre**.

§. 27.

Das gröſte und wichtigſte Recht der Menſchheit iſt, ſeine Exiſtenz zu erhalten, fortzuſezzen und zu erhöhen; das alles geſchieht durch Befriedigung der weſentlichen und erhöhenden Bedürfniſſe; die Mittel zu dieſer Befriedigung ſind die irdiſchen Güter, und das Ding, für welches man ſie alle bekommen kan, nemlich das Geld. Die Nahrungs-Quelle, die Erwerbungs-Mittel und den durch dieſelben rechtmäſig erworbenen Ertrag nenne ich zuſammen **das Eigenthum**.

§. 28.

Jeder Menſch hat alſo das Recht ſein Eigenthum zu beſizzen, zu genieſen und durch rechtmäſige Mittel, das iſt: inſofern er keinem andern Eingriffe in ſein Eigenthum wagt, zu vergröſern. Da nun die zeitliche Glückſeeligkeit, die übrigen Rechte der Menſchheit dazu genommen, ſich vorzüglich verhält wie die Gröſe des Eigenthums, ſo iſts auch eine der erſten Pflichten der Polizey, jedem Bürger den ruhigen Beſiz und Genuß ſeines Eigenthums zu ſichern, und ihm alle Mittel an die Hand zu geben und zu erleichtern, wodurch er es immer mehr und mehr vergröſern kan.

§. 29.

Die Polizey hat alſo in Anſehung des Eigenthums zwo ſchwere und weitausgedehnte Pflichten zu beobachten: 1. Muß ſie Anſtalten treffen, daß jedem Bürger, und ſo gar jedem Fremden, der ſich binnen ihren Gränzen aufhält, ſein Eigenthum ſicher geſtellt werde; und 2. muß ſie alle drey Gewerbclaſſen des Staats ſo zu regieren, und der bürgerlichen Freyheit unbeſchadet, ſo zu leiten wiſſen, daß dadurch die einzelne und allgemeine Glückſeeligkeit im höchſten Grad befördert werden möge.

§. 30.

Der Verluſt, die Schmälerung, oder die Unſicherheit des Eigenthums rühren entweder unmittelbar von Menſchen her, oder von Unglücksfällen;

fällen; im erſten Fall ſind dieſe Menſchen entweder die **Eigenthümer** ſelbſt, oder **andre**, oder die **regierende Gewalt**; gegen dieſe dreyfachen Eingriffe in die Rechte des Eigenthums muß alſo jeder Bürger geſchüzt werden, und das geſchieht durch eine vernünftige Polizey.

§. 31.

Die Unglücksfälle, wodurch die Bürger ihres Eigenthums beraubt werden können, ſind mannigfaltig: hieher gehören vorzüglich die **Feuersbrünſte, Waſſerſchaden, Hagelſchläge, Miswachs** und daher entſtandene **Theuerung**, u. d. gl. Gegen dieſe fürchterliche Schickſale muß die Polizey ſo viel möglich Voranſtalten treffen, damit ſie verhütet, oder wo das nicht möglich iſt, wenigſtens erleichtert, und wenn das auch nicht geſchehen iſt, oder nicht geſchehen kan, daß denn doch die Folgen gehoben, und die Glückſeeligkeit bald möglichſt wieder hergeſtellt werden möge.

§. 32.

Die Polizey ſoll das einzelne und allgemeine Wohl nicht blos **ſchüzen**. Nein! ſie ſoll es auch mit gröſter Thätigkeit **befördern**; da nun der gröſte Theil der zeitlichen Glückſeeligkeit auf dem Reichthum und Wohlſtand der Unterthanen beruht, und ſich wie die Zahl der mit Glück ſich beſchäftigenden Bürger verhält, ſo muß ſie vorzüglich kräftig auf die Mittel würken, wodurch das Eigenthum der Bürger

ger vermehrt, das iſt Reichthum und Wohlſtand, und mit ihnen die zweckgemäſe Bevölkerung aufs höchſte befördert wird. Die Heiſcheſäzze, wodurch das alles geſchieht, begreift **die Gewerb-Polizey** in ſich.

§. 33.

Die Mittel, wodurch Reichthum und Wohlſtand, und die zweckgemäſe Bevölkerung befördert werden, liegen alle in **der Landwirthſchaft**, in **den Fabriken**, und in **der Handlung**. Daher zerfällt **die Gewerb-Polizey** in drey Hauptſtücke: **1. in die Landwirthſchafts-Polizey**, **2. in die Fabriken-Polizey**, und **3. in die Handlungs-Polizey**. Nach dem Plan, den ich in dieſer Einleitung von der geſammten Polizey-Wiſſenſchaft entworfen habe, entſteht nun folgendes Schema.

§. 34.

Abſchnitte. — **Hauptſtücke.**

- Polizey-Wiſſenſchaft.
  - Die Perſonal-Polizey würkt auf die ⸗ ⸗
    - Phyſiſchen
      - Medizinal-Polizey.
      - Perſönliche Sicherheit.
      - Bevölkerungs-Polizey.
    - und moraliſchen Kräfte.
      - Erziehungs-Polizey.
      - Aufklärungs-Polizey.
  - Die Freyheits-Polizey würkt auf die natürliche und bürgerliche Freyheit durch die
    - Polizey der bürgerlichen Handlungen.
    - Polizey der Geſezgebung.
    - Polizey der regierenden Gewalt.
  - Die Ehren-Polizey würkt durch die ⸗ ⸗
    - Polizey der Standes-Ehre.
    - Polizey der Geburts-Ehre.
    - Polizey der Volks-Ehre.
  - Die Eigenthums-Polizey würkt ⸗
    - Gegen die Unſicherheit des Eigenthums durch ⸗
      - Menſchen
        - Durch die Eigenthümer.
        - Durch Mitbürger.
        - Durch die regierende Gewalt
      - Unglücksfälle ⸗
        - Feuers- und Waſſers-Noth.
        - Hagel, Miswachs Theuerung.
    - Zur Vermehrung des Eigenthums durch die Gewerb-Polizey ⸗ ⸗
      - Landwirthſchafts-Polizey.
      - Fabriken-Polizey.
      - Handlungs-Polizey.

Erſter Abſchnitt.

Von der Perſonal-Polizey.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Medizinal-Polizey.

§. 35.

Die erſte Pflicht der Polizey geht auf die Erhaltung und Vermehrung der Bürger ſelbſten, oder auf ihre **phyſiſchen Kräfte**. In ſofern dieſe nun durch widerwärtige Würkungen der Natur geſchwächt, oder gar zerſtört werden können, das iſt: in ſofern Krankheiten auf ſie würken, gehören ſie unter die Verwaltung der **Medizinal-Polizey**; dieſe muß alſo 1) dafür ſorgen, daß die Geſundheit erhalten werde, und das geſchicht durch die **Sanitäts-Anſtalten**, und 2) daß die Krankheiten wenn ſie da ſind, aufs beſte und zweckmäſigſte gehoben werden mögen, und dazu dienen die **Medizinal-Anſtalten**.

§. 36.

Die **Sanitäts-Anſtalten** müſſen zuerſt für die **Kinder** ſorgen, daß ſie geſund gebohren, und erzogen werden mögen; daher erſtreckt ſich ihre Vorſorge zuvörderſt auf das weibliche Geſchlecht: wenn die Mädchen anfangen mannbar zu werden, ſo muß ihnen durch die Lehrer der Religion auf eine anſtändige Weiſe in öffentlichen Predigten ihre Pflicht eingeſchärft, und ihnen nach und nach geſagt werden, wozu ſie der Schöpfer beſtimmt hat, nemlich gute Frauen und Mütter zu werden. Bey dem leſenden Publicum ſind erdichtete Geſchichten zu dieſem Zweck ein gutes Mittel, wenn ſie anders von erfahrenen Männern ausgearbeitet worden.

§. 37.

Ob gleich die regierende Gewalt niemals, oder doch nur in auſſerordentlichen Fällen die natürliche Freyheit einſchränken ſoll, ſo muß ſie doch, wo nicht durch Zwang, doch durch ſonſtige Mittel ſo viel möglich zu verhüten ſuchen, daß verwachſene, ungeſtalte, und ſchwächliche Weibsperſonen nicht leicht heurathen mögen; Belohnungen, Verſorgungen, oder auch ernſtliche Vorſtellungen an die Eltern, Verwandten, oder den Mann der ſie heurathen wollte, wären ebenfalls brauchbare Mittel. Eine Ausnahme machten immer regelmäſig gebildete Geburts-Werkzeuge.

§. 38.

Nicht ſo ſehr die Zahl der Jahre, als vielmehr der vollkommene Wuchs beſtimmt die Zeit zu heurathen; die ſo eben angeführte Mittel wären auch hier anwendbar. Angehenden Eheleuten ſollen auch die Lehrer der Religion und die ordentlichen Aerzte die traurigen Folgen des Uebermaaßes der ehlichen Beywohnung, folglich auch die Sündhaftigkeit deſſelben lebhaft vorhalten. Dazu gehört aber Klugheit, Selbſterfahrung und Könntnüß der Natur, damit man nicht unnöthiger Weiſe die Gewiſſen binde, oder gar zu Ausſchweifungen Anlaß gebe.

§. 39.

Schwangere Perſonen ſtehen im beſondern Schutz der regierenden Gewalt: alle Beleidigungen die man ihnen zufügt, ſollen doppelt geſtraft werden. Deswegen muß man auch der ſchwangeren Miſſethäterinnen ſo lange ſchonen bis ſie gebohren haben, im Gegentheil ſoll man ſie ordentlich verpflegen: denn ihr Kind hat nicht geſündigt, kan alſo auch keine Strafe leiden. Viele Aerzte behaupten, daß der Schrecken vor misgeſtalten Perſonen den Schwangern nicht ſchade, es iſt aber noch nicht entſchieden ob ſie recht haben; bis dahin muß die Polizey ſchlechterdings alle verſtümmelte und ungeſtalte Bettler auch aus dieſem Grunde von der Straße halten, den Einwohnern dieſer Art aber muß ſie befehlen ihre Misgeſtalt ſo viel möglich zu verſtecken: Mäntel, falſche Aerme und Füße ſind dazu dienliche Mittel.

§. 40.

Da ein plötzlicher Schrecken ſo oft unzeitige Geburten, und dadurch öfters den Verluſt der Gebährerin und des Kindes verurſacht, ſo muß jeder öffentlicher Allarm ſo viel möglich vermieden werden. Die Feuersbrünſte und andre Unglücksfälle thun hier unbemerkten Schaden: wenn daher die Brand-Compagnien und die Feuer-Anſtalten, die ich an ihrem Ort vorſchlagen werde, eingerichtet ſind, ſo bedarfs gar keiner Sturmglocke, und keines Lärmens. Unglücksfälle wo die Hülfe des allgemeinen Publicums unnöthig iſt, ſollen verſchwiegen, und nur an gehörigem Ort angezeigt werden.

§. 41.

Gewaltſame Luſtbarkeiten: als Bälle, beſonders das ſo genannte teutſche Tanzen oder Walzen, die

Schlittenfahrten, Schauckeln, das geſchwinde Fahren in Kutſchen ꝛc. ſollen allen Schwangern, leztern beſonders des Fallens und gefährlichen Umwerfens willen, ganz und gar verboten werden. Die Polizey hat das Recht den Bürger gegen ſich ſelbſt zu ſchüzzen: denn Gott hat ihr die einzelne ſo wie die allgemeine Glückſeligkeit der Unterthanen anvertraut.

§. 42.

Auch die allernatürlichſte Geburt erfordert Hülfe, dazu ſind die Hebammen beſtimmt. Da aber auch ſehr viele Fälle vorkommen, wo der gewöhnliche Beyſtand bey weitem nicht hinreichend iſt, ſondern wo Känntnüß und Erfahrung im höchſten Grad erforderlich ſind; Ferner, da allenthalben aus Mangel an unterrichteten Hebammen jährlich ſo viele Kindbetterinnen mit ihren Kindern ſterben, ſo ſind durchaus **Hebammenſchulen** nöthig, und keine Hebamme darf zu dieſem Amt zugelaſſen werden, die nicht ordentlich unterrichtet, geſchickt, fromm und rechtſchaffen iſt.

§. 43.

Die Weiber müſſen Liebe und Zutrauen zu ihrer Hebamme haben, daher ſollen ſie eine aus ihrer Mitte durch die meiſten Stimmen wählen; wenn ſich nun die gewählte dazu entſchlieſt, ſo muß ſie entweder zum Theil, oder ganz auf Unkoſten des Staats ein Jahr lang in der Geburts-Hülfe unterrichtet werden. Zu dieſem Ende beſtellt man in jeder Provinz, in einer volkreichen Stadt einen ſehr geſchickten und beſoldeten Lehrer, der in einer guten und glücklichen Praxis ſteht, die Weiber zu den Kreyſenden führt und alſo gehörig unterrichtet. Vor ihrer Einſezzung ins Amt müſſen ſie vom Medizinal-Collegium, oder doch vom Phyſicus ordentlich geprüfet werden.

§. 44.

Aber auch jeder Phyſicus und Arzt ſoll die Geburts-Hülfe theoretiſch und praktiſch verſtehn, damit ſich die Hebammen im Nothfall an ihn wenden können. Dann muß in jedem Dorf wenigſtens eine, auch in gröſern Dörfern können wohl zwo Hebammen ſeyn, damit keine Gebährerin verſäumt werde. Ungefehr auf 200 Paar Eheleute könnte allenfalls eine Hebamme angeſtellt werden.

§. 45.

Jede geſunde Mutter ſoll ihr Kind ſelbſt ſäugen, und wenn ſie keine Milch hat, oder das Saugen nicht vertragen kan, lieber unter der Leitung der Hebamme, oder eines Arztes, ihr Kind durch Tränken aufziehen, als durch Säugammen: denn da dieſe gewöhnlich zu Fall gekommene, oder gar geile Weibsbilder ſind, und man noch nicht weis, was die Milch ſolcher Leute für Würkungen auf das Kind haben kan, ſo ſoll man wenigſtens bey der Annahme ſolcher Säugammen ſehr behutſam ſeyn, ſie genau kennen, und durch Aerzte examiniren laſſen.

§. 46.

Die Kindbetter-Beſuche, die hitzigen und gewürzhaften Schleckereyen, die Taufgelage, u. d. g. elende Gebräuche, die hin und wieder auf dem Lande ſo viel Unheil anrichten, ſollen von Aerzten und Hebammen abgeſchaft werden, und die Polizey ſoll ſie darinnen unterſtüzzen. Wenn die Hebammen über ihr Amt recht aufgeklärt ſind, ſo können ſie den Weibern die Schädlichkeit ſolcher Gewohnheiten vorſtellen, und ſie leicht davon abbringen; daher müſſen die Lehrer der Geburts-Hülfe darauf Rückſicht nehmen.

§. 47.

Eben ſolche Hebammen ſind auch am beſten im Stande das feſte Wickeln der Kinder abzuſchaffen, die geſündeſte Kinder-Speiſen einzuführen, und überhaupt das zu beſorgen was hernach die Grundlage der phyſiſchen Erziehung ausmacht. Bey mehrerem Wachsthum müſſen die Kinder von allen ſchädlichen Naſchereyen auf Weyhnachten, Oſtern und andern Feſtzeiten zurückgehalten werden. Deswegen ſoll die Polizey Acht auf Krämer und Bäcker haben, daß ſie keine ſchädliche Sachen zum Verkauf ausſtellen.

§. 48.

Gegen das zehnte Jahr des Kinder-Alters fängt eine höchſt wichtige Sorgfalt an; dieſe betrift ein ſtummes geheimes Laſter, welches viel hunderten Geſundheit und Leben raubt, und die Fortpflanzung auf die ſchrecklichſte Art verhindert. Das beſte Mittel dagegen iſt, wenn Eltern und Schullehrer das unnöthige Betaſten der Geburtsglieder als die ſchrecklichſte Sünde ſchildern, und die Folgen davon nach der Wahrheit zeichnen, ohne aber den Vorwiz durch nähere Beſchreibung rege zu machen; genaue und geheime Aufſicht und ſtrenge Beſtrafung mit der Ruthe, wenn man etwas entdeckt, ſind nöthige Mittel. **Aber Gott, wie ſchwach iſt dieſer Zaun gegen die eingeriſſene Wuth dieſes Laſters! — Wer weis beſſere Mittel? — Wer ſie weis und ſagt, deſſen Ehrenſitz wird in jener Welt nicht weit vom Erlöſer ſeyn.**

§. 49.

Endlich kommen hier auch noch die Schnürbrüſte und das ſchädliche Haarbrennen und Friſiren in Betracht: beyde Ungeheuer des Modezwangs, wozu auch noch das Schminken gehört, ſollten billig von der Polizey verboten werden; und um dieſe thätig zu unterſtüzzen, müſſen die Perſonen, von denen die Ehre abhängt, mit einem guten Beyſpiele vorgehen. Es wär vielleicht ein gutes Mittel, wenn man Uebelthätern, die man ehrlos machen muß, und die man an den Pranger ſtellt, ſolche Kleidungen anzöge, welche die Vorſorge für Leben und Geſundheit aus der Mode bringen will.

§. 50.

Die Sanitäts-Anſtalten für Erwachſene zielen zuerſt auf die Reinigkeit der Luft; ſie können zwar das Klima nicht ändern, aber doch verhindern, daß der Dunſtkreys nicht verſchlimmert werde. Wenn Moräſte in der Nähe ſind, ſo müſſen ſie ausgetrocknet werden; ſtehende Wäſſer die keinen Abfluß haben, muß man abgraben; in Feſtungswerken ſoll das Waſſer in den Wällen immer flieſen. In den Städten und Dörfern ſollen keine Schlammgraben, Grachten u. d. g. wenn ſie nicht flieſen, geduldet werden, und überhaupt darf nirgend faulendes Gewäſſer ſtill ſtehen.

§. 51.

Wenn neue Städte und Dörfer angelegt, oder auch nur neue Häuſer gebaut werden, ſo muß die Polizey mitwürken: die Zimmer müſſen hoch, und die Fenſter gros ſeyn; auch ſoll der Fußboden wenigſtens ein paar Schuh über die Erdoberfläche erhöht werden. Die Vorder- und Hinterthüren müſſen gegeneinander über ſtehen, damit man durch Zugluft die ſtockenden Dünſte vertreiben könne. Die Gaſſen müſſen breit und gerad ſeyn, und ſo gepflaſtert werden, daß man ſie leicht reinigen könne. Alle dieſe Heiſcheſäzze gründen ſich auf die Lehre von der Reinigkeit der Luft.

§. 52.

Auf die Säuberung der Gaſſen in den Städten kommt ungemein viel an, denn der mannigfaltige Unrath erfüllt die Luft mit lauter giftigen Dünſten: es iſt daher vortreflich, wenn hin und wieder Waſſerbehälter angelegt werden, mit denen man die Gaſſen überſchwemmen und abſpülen kan: wo das alſo thunlich iſt, da ſoll die Polizey dies Mittel nicht verſäumen: gute Quellwäſſer und Bäche in die höchſte Gegenden der Städte geleitet, und dort in Teiche und Behälter geſpannt, wird zu vielen Zwecken vortreflich ſeyn.

§. 53.

Gewöhnlich werden Uebelthäter zum reinigen der Gaſſen gebraucht; wo man aber ſo glücklich iſt dieſe nicht zu haben, da muß ein jeder Bürger vor ſeiner Thür reinigen laſſen: öffentliche Plätze werden dann auf gemeine Koſten durch Tagelöhner geſäubert. Alle dieſe Arbeiten erleichtert ein gutes dichtes und ebenes Pflaſter. Die Straſen müſſen in der Mitten einen breiten Hochweg, auf beyden Seiten Graben, und jenſeit dieſen vor den Häuſern her bequeme Fußwege haben.

§. 54.

Wenn der Gaſſen Unrath nicht durch Waſſer weggeſchwemmt werden kan, ſo muß er jeden Abend zuſammengekehrt, und des Nachts, durch dazu beſtimmte Leute, an einen abgelegenen Ort weggeſchaft werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies in trockener Witterung, auch im Winter im Froſt und Schnee gerad nicht jeden Abend thunlich iſt, man reinigt ſo oft es die Noth erfordert, und ſo oft man kan. Die heimlichen Gemächer müſſen durch unterirdiſche Canäle in den Fluß ihren Abzug haben. Vortreflich iſts, wenn man Waſſer in dieſe Canäle leiten kan. Bedient man ſich ihrer aber zum Düngen, ſo müſſen ſie des Nachts oft ausgefegt, und die Beſſerung an ihren Ort gebracht werden.

§. 55.

Alles was Geſtank und ſchädliche Ausdünſtungen verurſacht, muß aus den Städten und Dörfern verbannt werden: *Hieher gehören vorerſt die Kirchhöfe, und das Begraben in die Kirchen.* Bey Anlegung der Kirchhöfe ſoll man einen abgelegenen etwas erhabenen trockenen Ort wählen, und dort die Todten der Reihe nach, und ſehr tief begraben. Die Erbbegräbniſſe oder das Ankaufen beſtimmter Pläzze zu Familiengräbern ſoll nicht geduldet werden. Will man eine Todtencapelle an den Kirchhof bauen, ſo kan dieſe auch zu den Denkmählern würdiger und berühmter Leute dienen. Man begrabe die Todten nicht mehr in die Kirchen, nicht in Erbbegräbniſſe, ſondern man fange an einem Ende an, und begrabe ſie nach der Reyhe ohne Unterſchied alle nacheinander.

§. 56.

Das Schlachten in den Privathäuſern verurſacht im Sommer einen unerträglichen Geſtank, und eine höchſtſchädliche Ausdünſtung. Daher müſſen die Schlachter in einem gemeinen Schlachthauſe, welches an einem offenen Ort ſteht, und wo möglich durch einen in der Nähe ſich befindenden Waſſerbehälter täglich ausgeſpült werden kan, ihr Vieh ſchlachten, und verkaufen. Alle Gerbereyen und ſtinkende Handwerker gehören auſſer die Stadt ans flieſende Waſſer.

§. 57.

Wenn in den Hospitälern die Luft rein gehalten werden ſoll, ſo iſt der Aufwand auf allen Seiten ſo gros, daß man mit mehrerem Nuzzen mehrere Kranken damit erhält, wenn man ſie in Bürgerhäuſer vertheilt. S. unten am gehörigen Ort. Sind ſie aber einmal da, und nicht abzuſchaffen, ſo muß die Polizey die ſchicklichſten Anſtalten treffen, daß die Luft beſtändig durch Eſſigdampf, durch Luftzüge u. d. g. gereinigt und allenthalben die gehörige Sauberkeit beobachtet werde. Eben das gilt auch von Zucht- und Arbeitshäuſern.

§. 58.

Die Gefängniſſe haben entweder den Zweck die Gefangenen zu bewahren, oder zu ſtrafen. Im erſten Fall müſſen die Zimmer zwar hinlänglich feſt, aber hoch, licht und geſund ſeyn, und die Gefangenen erfordern die gehörige Pflege. Im zweyten Fall kommt alles auf die Beſtimmung der Strafe an, die aber doch meines Erachtens nie ſo weit getrieben werden darf, die Uebelthäter eines viele Jahre langen Todes ſterben zu laſſen. Lieber einen geſunden ſichern Aufenthalt, und zu Zeiten eine Tracht Schläge.

§. 59.

Zur Verbeſſerung der Luft dienen Alleen und Gärten in, und nahe um die Städte. Oeffentliche und ſchöne Spaziergänge laden den Stadtbewohner ein an Sonn- und Feyertägen dort zu ſpazieren, wodurch er dann friſche Luft athmet und ſich ſtärkt. Die Ausdünſtungen der Bäume und Gewächſe erfriſchen auch die Luft, und machen ſie wenigſtens am Tage rein und geſund. Dann muß aber auch die Polizey ſorgen, daß an ſolchen öffentlichen Oertern Ordnung gehalten, und der Lüderlichkeit und der Verſchwendung keine Gelegenheit verſtattet werde.

§. 60.

Die Aufſicht über die **Eß- und Trinkwaaren** iſt ebenfalls ein wichtiger Gegenſtand für die Polizey: zu dem Ende iſt eine **Victualienordnung** für die Märkte und Krämer nöthig; dieſe muß vom Medizinal-Collegio mit Zuziehung erfahrner Polizey- und Rechtskundigen, ſehr weiſe und behutſam entworfen, und nur nach und nach eingeführt werden. In Anſehung der Speiſen geht die Hauptſorgfalt vorerſt auf **Brod** und **Fleiſch**.

§. 61.

Das Brod- und Meelgetreyde muß vor den Märkten, und bey jedem Einkauf auf die öffentliche Stadt-Waage geliefert, und dort von geſchwornen Werkverſtändigen beſchaut, und ſo zum Gebrauch berechtiget werden. Damit aber hier dem Betrug und den Beſtechungen vorgebeugt werden möge, ſo darf ein jeder Bürger ſein Meel und Brod vor die Polizey bringen, und wenn es unrichtig, verdorben oder ſchädlich gefunden wird, ſo bekommt der Anbringer eine Prämie, die der Verkäufer und nach Befinden auch der Markt-Beſchauer bezahlen muß; und dann ſoll beyden noch überdas eine hinlängliche Geldſtrafe auferlegt werden, denn dieſe findet immer ſtatt wo aus Eigennuz geſündigt wird.

§. 62.

Die Fehler des Brods und des Meels liegen entweder an der **Frucht**, oder an dem **Müller** oder an dem **Bäcker**; wenn daher ein Bürger ſchlechtes Brod oder Meel vor die Polizey bringt, ſo muß der Werkverſtändige wiſſen, an wem der Fehler liegt, und der wird dann geſtraft. Gut iſts, wenn jeder Bäcker ein eigenes Zeichen aufs Brod drücken muß, damit er ſeine Waare nicht verläugnen kan.

§. 63.

Geſundes und gutes Fleiſch iſt in den Städten zum Leben, zur Geſundheit und zum Wohlſeyn eine höchſt nöthige Sache; deswegen muß die Polizey für die Zufuhr des fetten Viehs ſorgen, damit ſie leicht und mit Auflagen nicht beſchwert ſey. Wenn die Landwirthſchaftliche Polizey gut iſt, ſo fällt hier alle Beſchwerlichkeit weg. Damit aber die Schlachter nicht aus Gewinnſucht ungeſundes Fleiſch verkaufen, ſo muß wieder jeder Bürger eine Belohnung bekommen, der ſo etwas entdeckt; auch wäre es gut, wenn täglich das Schlachthaus von der Polizey viſitirt würde. Das finnichte Rindfleiſch ſoll unſchädlich ſeyn, indeſſen kan es die Polizey nicht öffentlich erlauben, bis die Sache ganz entſchieden iſt.

§. 64.

Bey den übrigen Victualien, als: Käß, Milch, Butter, geräuchertem Fleiſch, Gemüſſe, Eyern, Fiſchen, Federvieh, Obſt, u. d. g. iſt nicht wohl eine ſo genaue Aufſicht möglich. Indeſſen ſollte nichts langs die Thüren getragen, ſondern alles auf dem Markt abgeſezt werden; hier müſte dann die Polizey durch geſchickte brave Leute beſtändige Aufſicht halten laſſen, damit nichts unreines, ſchlechtes, abgeſtorbenes, oder giftiges an die Bürger verkauft würde. Zu dem Ende muß die Marktordnung beſtimmen, was unter ſolche ſchädliche Sachen zu rechnen iſt.

§. 65.

Wenn graſſirende Seuchen herrſchen, ſo müſſen temporelle Verordnungen gegeben und ausgeführt werden: wenn etwa eine oder die andere Eßwaare für die Zeit ſchädlich wäre, ſo muß man ſie verbieten, und denn auf den Märkten confisziren. Die ausländiſche

Krämer-Waaren ſind ebenfalls übel unter die Aufſicht der Polizey zu bringen, indeſſen wenn jemand etwas ſchädliches entdeckt, ſo muß er erſt den Verkäufer warnen, und dann, wenn das nicht hilft, ihn bey der Polizey angeben. Indeſſen muß die Victualien-Ordnung anzeigen, was ſchädlich iſt, und es auch jedermann bekannt machen.

§. 66.

Das Kochgeſchirr muß von Eiſen ſeyn, oder wenns auch Kupfer iſt, ſo muß es von Zeit zu Zeit gut verzinnt werden; damit das aber gehörig geſchehen möge, ſo muß der Phyſicus zuweilen die Küchen viſitiren. Alle bleyerne und mit Bley vermiſchte zinnerne Gefäße ſind ſchädlich. Gutes irdenes Geſchirr iſt auch zum Kochen zuläſſig.

§. 67.

Der Gebrauch des Tabaks iſt ſo ausgebreitet, und ſo wichtig, daß er ſehr wohl die Aufſicht der Polizey verdient; beſonders da faſt jeder Fabrikant ſeine eigene Baize hat, die er geheim hält, und die ſehr oft dem Leben und der Geſundheit nachtheilige Dinge enthält, welche nur langſam, und deſto gewiſſer würken, da man ihre Würkung nicht weiß, ſie alſo weder meidet, noch ihren Folgen begegnet.

§. 68.

Das iſt einmal ausgemacht, daß die bürgerliche Geſellſchaft ganz und gar nicht verbunden ſey, ihr Leben und Geſundheit dem Credit eines einzelnen Bürgers, um ſeines Gewinnſtes willen, anzuvertrauen; vorzüglich in ſolchen Fällen, wo man noch ungewiß iſt, ob der Fabrikant auch Känntnüſſe gnug habe, um das

Schädliche vom Unſchädlichen zu unterſcheiden. Dies gilt von allen, welche Geheimniſſe beſizzen, die auf den Cörper Einfluß haben können: daher muß jeder Tabaksfabrikant, Eſſigſieder, mit einem Wort, jeder Beſizzer eines ſolchen Geheimniſſes ſeinen ganzen Prozeß dem Medizinal-Collegio entdecken. Dieſes iſt aber dann auch gehalten, keinen Gebrauch davon zu machen. Indeſſen deucht mir, Fabrikgeheimniſſe ſeyen überhaupt unnöthig, denn ſie kommen doch endlich immer heraus, und wenn die Fabrike nur gut und billig arbeitet, ſo bedarf ſie keiner Geheimniſſe.

§. 69.

Die Polizey muß auch für reines gutes Waſſer ſorgen: Bäche und Ströme, die durch die Städte flieſen, empfangen den mannigfaltigen Unflath derſelben, und ſind alſo auf keinerley Weiſe geniesbar. Wenn die Städte in Ebenen an großen Strömen liegen, und es werden Brunnen gegraben, ſo enthalten dieſe das Waſſer des Fluſſes; ob ſich nun wohl daſſelbe vermittelſt des Durchſeigerns im Sande gereinigt hat, ſo iſt es doch immer weich und unſchmackhaft, und wenn die Brunnen nicht waſſerdicht gemauert, und übrigens wohl verwahrt werden, ſo ziehen ſich aus der Oberfläche der Erden faule und ſchädliche Säfte hinein, die das Waſſer verderben.

§. 70.

Vortreflich iſt es daher, wenn Quellenreiche Gebürge nicht gar zu weit entfernt ſind, aus welchen man vermittelſt wohl angelegter Brunnen-Leitungen, die Stadt reichlich mit gutem und geſundem Waſſer verſieht. Bleyerne Röhren ſind ſchädlich, und auch nicht haltbar gnug. Hölzerne geben im Alter dem Waſſer einen häßlichen Geſchmack; ich halte daher die irdene Röhren, welche wie die Sauerbrunnen-Krüge gebacken, und mit Salz glaſurt werden, für die allerbeſten. Nur muß man ſie tief legen, und mit Pech und Hanf wohl verpichen.

§. 71.

Wo es an ſolchen Gelegenheiten mangelt, da muß man entweder einen Bach, oder einen Theil des Fluſſes, aber weit gnug oberhalb der Stadt, wo er noch nicht verunreinigt iſt, abgraben, durch unterirdiſche Waſſerleitungen in die Stadt führen, und daſelbſt auf alle Plätze vertheilen. Nützlich wär es, wenn ſolche Wäſſer auf ihrem Wege durch große waſſerdichte Sandbehälter geführt würden, wo ſie ſich abkühlten, und ihre Unreinigkeiten abſezten. Dieſe Sandbehälter würden zu Zeiten gereinigt, und mit friſchem Bachſand verſehen.

§. 72.

Endlich muß die Polizey mit höchſter Sorgfalt wachen, daß Brunnen und Waſſerbehälter wohl verwahrt und durch nichts verunreinigt werden. Geſchieht dies aus Muthwillen, ſo iſt der Pranger keine zu ſcharfe Strafe. Die Gusſteine der Küchen, heimliche Gemächer u. d. gl. ſollen in der Nähe der Brunnen nicht geduldet werden. Dann muß ſie der Brunnenmeiſter oft viſitiren, fegen, und allenthalben höchſt aufmerkſam ſeyn, daß das Waſſer gut und trinkbar erhalten werde.

§. 73.

Wo man aus Mangel an flieſendem Waſſer, das Regenwaſſer in Ciſternen ſammlen und aufbewahren muß, da ſoll man es erſt durch große Sandbehälter laufen und ſich ſo reinigen laſſen; in den Ciſternen ſelbſt, ſoll der Boden mit Bachſand überfahren werden; dann aber muß man das Waſſer nicht brauchen bis es ſich wohl gereinigt hat.

§. 74.

Die Weinwirthe pflegen öfters aus Gewinnſucht ihre Weine zu verfälſchen, ſchon dies iſt ſtrafbar; wenn ſie aber noch vollends giftige Mittel, als Bleypräparate dazu gebrauchen, ſo verdienen ſie keine Schonung, beſonders wenn ihnen die Schädlichkeit aus den Polizey-Geſezzen bekannt war. Um ſolche Betrügereyen zu entdecken, müſſen die Phyſiker, Aerzte und Apotheker öfters ſolche Weinſchenken unvermuthet viſitiren, und auf der Stelle chymiſche Unterſuchungen anſtellen; findet man nun ſchädliche Verfälſchungen, ſo läſt man den Wein auf die Gaſſen laufen, und ſtraft den Verbrecher nach Befinden an Geld, an ſeiner Ehre, oder am Leibe.

§. 75.

Auch das **Bier** iſt mancherley ſchädlichen Eigenſchaften unterworfen: wenn Gerſte und Hopfen ſchlecht ſind, wenn das Malzen mislingt, oder das Brauen nicht geräth, oder wenn in der Gährung etwas verſehen wird, oder endlich, wenn die Bierbrauer ſchädliche Zuſäzze beymiſchen, u. d. gl. ſo kan dies Getränke der Geſundheit ſehr nachtheilig werden. Dies zu verhüten, muß die Polizey vollkommene Brauordnungen entwerfen, die aufs pünctlichſte alles enthalten und befehlen, was zu einem guten Bier gehört. Dann muß hernach jedes Gebräude, wenns in den Fäſſern iſt, ehe es verzapft werden ſoll, vom Phyſicus und der Polizey geprüft, und zum Verzapfen geſezmäſig berechtigt werden.

§. 76.

Ich komme auf den in ſolchen Fällen ſchon geäußerten Vorſchlag immer zurück: daß es nemlich gut wäre, wenn die Polizey auf jede Entdeckung irgend einer Uebertrettung ihrer Geſezze eine verhältnismäßige Prämie ſezte, welche allemal der Uebertretter zu bezahlen hätte. Freylich müſte der Anzeiger die Sache beweiſen können, und wenn er das nicht vermöchte, ſo würde er je nach Befinden ſelbſt geſtraft. In möglichen Fällen müſte auch ſein Name treulich verſchwiegen werden. Bey Wein-, Bier- und Brantewein-Verfälſchungen würde dieſes Mittel anwendbar ſeyn: denn jeder Wirth würde ſolche wohlthätige Verrätherey ſcheuen.

§. 77.

Das Vollſaufen in den Wein-, Bier- und Branteweinſchenken iſt nicht nur den Gewerben, ſondern auch der Geſundheit und den Sitten höchſt ſchädlich. Da ich aber am gehörigen Ort von dieſem Theil der Polizey weitläuftiger handeln muß, ſo verſpare ich meine Vorſchläge und Regeln bis dahin.

§. 78.

Die warmen Getränke, Caffee, Thee und Schocolade ſchaden der Geſundheit am meiſten durch ihren Misbrauch; freylich wär es beſſer, wenn wir ſie nie kennen gelernt hätten, allein noch zur Zeit haben wir kein ſicheres Mittel dieſer Mode Einhalt zu thun; was ich etwa darüber ſagen kan, das wird auch unten an ſeinem Ort vorgetragen werden. Lehrer und Aerzte ſollen indeſſen warnen und unterrichten.

§. 79.

Die Medizinal-Anſtalten gehen nun auf die Heilung der Krankheiten: die Perſonen, welche hieher ge-

hören,

hören, ſind die Aerzte, Wundärzte und die Apotheker. Ueber dieſe alle, ſo wie auch über die Verwaltung der Geburtshülfe hat das Medizinal-Collegium die Aufſicht. Da die Staats-Haushaltung eigentlich diejenige Wiſſenſchaft iſt, welche lehret: wie die Summe, die durch die Finanz-Verwaltung in die Caſſe geſchaft worden, angewendet, das iſt: wie die ganze Staats-Maſchine zum einzelnen und allgemeinen Zweck aufs Beſte eingerichtet werden muß, ſo verſpar ich die beſte Einrichtung des Medizinal-Collegiums, ſo wie aller andern in mein Lehrbuch der Staats-Haushaltungs-Wiſſenſchaft; dort werd ich auch vom Polizey-Collegium, und deſſen Perſonale ausführlich reden.

§. 80.

Damit die Aerzte, Wundärzte und die Apotheker, oder mit einem Wort die Medizinal-Perſonen in den Stand geſezt werden mögen, ihren Aemtern treulich vorzuſtehen, ſo müſſen ſie erſtlich ordentlich ſtudiren, und ſich dann auch gehörig in der Praxis üben. Die Aerzte ſollen nicht ſo viele Zeit mit unnüzzen anatomiſchen Speculationen verderben, ſondern auf der Hohen Schule nur ſo viel davon erlernen, als zur Känntnüß des Lebens, der Geſundheit und der Krankheiten nöthig iſt. Deſto mehr ſollen ſie nach gehörig erlernter Theorie zum Kranken-Dienſt angeführt, und zum Weſentlichen der Arzney-Kunde geleitet werden.

§. 81.

Den Wundärzten ſind ebenfalls anatomiſche Känntnüſſe nothwendig, aber auch nicht mehrere als zur Sache gehören; dann müſſen ſie bey den Armeen und in Lazarethen ihre Kunſt practiſch erlernen; und da ſie nicht alle die Unkoſten des Studirens tragen können, ſo muß der Regent ſorgen, daß ſie ihren Unterricht wohlfeil bekommen, und durch Stiftungen unterſtüzt werden. Auch die Apotheker ſollen ihre Wiſſenſchaft gehörig ſtudiren, und hernach eben ſo wie die Wundärzte in Condition gehen, um unter Leitung eines erfahrnen Mannes ihre Kunſt zu erlernen. Die beſte Anſtellung der Medizinal-Perſonen gehört auch in die Staatshaushaltung.

§. 82.

Die Medizinal-Perſonen müſſen ſo durch das Land vertheilt werden, daß jeder Unterthan die ihm nöthige Hülfe ungeſäumt erhalten kan: in jedem Kirchſpiel muß wenigſtens ein Arzt ſeyn, und damit er ohne Sorge leben könne, ſo muß er ein mäſiges Gehalt bekommen, das aber doch zu ſeinem Unterhalt nicht zureichend ſeyn darf, denn ſonſt könnte er nachläſſig werden, wenn er die Leute umſonſt bedienen müſte, dies darf nicht einmal bey den Armen ſtatt finden, für dieſe muß der Armenſtand bezahlen, damit ſie von gewiſſenloſen Männern nicht verſäumt werden; verſchiedene Kirchſpiele zuſammen können dann einen allgemeinen Medizinal-Vorſteher oder Phyſicum haben.

§. 83.

Auf eben dieſe Weiſe müſſen auch allenthalben Wundärzte in der Nähe ſeyn, die ebenfalls eine mäſige Beſoldung bekommen, ohne deswegen irgend jemand umſonſt dienen zu dörfen. Die Apotheker finden aber nicht ſo häufig ſtatt: wo alſo ein Apotheker nicht beſtehen kan, da ſoll es den Aerzten und Wundärzten frey gelaſſen werden, ſelbſt Medicamente vorräthig zu haben, und ſie zu diſpenſiren.

§. 84.

Damit die Apotheker ſich nicht mit unbrauchbaren Arzneymitteln, zu ihrem eigenen und des gemeinen Weſens Schaden überhäufen, und es an den nöthigen mangeln laſſen mögen, ſo muß das ganze Corpus der Medizinal-Perſonen, (denn hier hat jeder eine Stimme,) zuſammen, ein ſo genanntes Diſpenſatorium nebſt einer Taxe entwerfen, welches dann jedem Apotheker zur Richtſchnur dient, und nach welchem er von allen Medizinal-Perſonen ſeines Diſtrikts jährlich einmal viſitirt werden muß.

§. 85.

Die beſtändige Aufſicht über die Apotheken kommt dem Phyſicus zu, der ſie auch zu unbeſtimmten Zeiten viſitiren muß. So wie dem Apotheker ſeine Taxe den Verkaufspreis feſtſezt, ſo müſſen auch die übrige Medizinal-Perſonen für Beſuche, Rezepte u. d. g. eine geſezmäſige Belohnung bekommen. Die Beſuche über Land werden nach Stunden und Meilen beſtimmt. Damit auch die Apotheker nicht durch eigene Diſpenſation der Aerzte und Wundärzte leiden mögen, ſo müſſen dieſe ihren Vorrath bey jenen einkaufen, an dem Ort aber wo der Apotheker wohnt, und in der Nähe einer halben Stunde um ihn her, darf niemand Arzneyen verkaufen.

§. 86.

Wie wenn die dreyfache mediziniſche Praxis in einem Mann vereinigt würde? — Wenn der Arzt zugleich ein vortreflicher Wundarzt wäre, und die Medicamente die er brauchte, ſelber diſpenſirte? — Wofür dieſe unnöthige Trennung eines und des nemlichen Geſchäftes? — Wenn die Arzneykunde ihre edle natürliche und ſchlichte

Geſtalt bekommen würde, ſo wär das alles, freylich erſt nach und nach, ausführbar. Ein Project von unüberſehbarer Fruchtbarkeit!

§. 87.

Da die Würkungen der ſo genannten heroiſchen Arzneymittel auf den menſchlichen Cörper ſehr heftig, und um ſo viel gefährlicher ſind, je weniger man oft im Stand iſt, ihre Folgen zu entdecken, beſonders bey denen, welche langſam würken, ſo kan den herumziehenden Quackſalbern ſo wenig, als den angeſeſſenen, als da ſind Abdecker, Scharfrichter, Bader, Kuh- und Pferde-Aerzte u. d. g. die Praxis geſtattet werden; deswegen muß man ſie ihnen bey hoher Strafe verbieten und ſtreng auf die Feſthaltung dieſes Geſezzes wachen.

§. 88.

Der Hang zum Wunderbaren und zum Aberglauben giebt ſolchen Quackſalbern, Wahrſagern, Zeichendeutern, Urinbeſehern, Teufelsbannern, u. d. g. die erwünſchteſte Gelegenheit ſich bey dem gemeinen Volk in Credit zu ſezzen, und ihm den Beutel zu leeren; daher muß die Polizey ſorgfältig auf ſolche ſchädliche Menſchen acht haben, und ſie nach Befinden ſcharf beſtrafen; dann aber muß auch die Aufklärungs-Polizey mitwürken, damit das Volk lautere Begriffe bekomme, und das Lächerliche und Schädliche von dergleichen Dingen einſehen lerne.

§. 89.

Die Verpflegung der armen Kranken iſt ein wichtiger Gegenſtand der Medizinal-Polizey: aus vielen Urſachen iſt mir das Beyſammenwohnen der Armen in einem Hauſe ſehr zuwider; unten, wo von der Armen-

Verſorgung die Rede iſt, werde ich mich weiter darüber erklären: aber auch in Anſehung der Cur ſolcher Kranken ſind die Hoſpitäler, auch bey den ſorgfältigſten Anſtalten, koſtbar, und doch nicht ganz zweckmäſig. Daher ſoll der Armen-Vorſteher ſeine Kranken bey brave Bürger in Koſt und Logis thun, ſie dort ſorgfältig verpflegen, und von den Aerzten beſuchen laſſen, die dann eben ſo, wie von jedem andern Bürger, richtig und ordentlich bezahlt werden müſſen. Die Apotheker erhalten ihre Bezahlung ebenfalls vom Armen-Vorſteher.

§. 90.

Arme, welche mit garſtigen, oder gefährlichen anſteckenden Seuchen behaftet ſind, ſollen an einem abgelegenen Ort, in der freyen und reinen Luft, entweder bey Bauersleuten, oder auch in einer öffentlichen Anſtalt verpflegt und geheilt werden; nur daß nicht viele Kranken beyſammen, oder gar auf ein Zimmer gelegt werden. Was dann hier ferner zu thun ſeye, das erörtert die ſpeziellere Medizinal-Polizey.

§. 91.

Wenn Ertrunkene bald herausgezogen werden, und noch kein Zeichen der Verweſung da iſt; oder wenn vom Kohlendampf erſtickte, vom Donner gerührte, u. d. g. gefunden werden, ſo muß man augenblickliche Anſtalten treffen, ſie noch zu retten. Die Arzneykunde ſchreibt die Mittel vor, die Polizey aber belohnt denjenigen mit einer anſehnlichen Prämie, der dem Verunglückten zuerſt beyſpringt, und ihm die thätigſte Hülfe leiſtet. Zu dem Ende müſſen auch die würkſamſten Mittel jedermann bekannt ſeyn.

§. 92.

§. 92.

Das Vorurtheil, daß ein Selbſtmörder in die Hand des Henkers gefallen ſeye, und ihn alſo kein ehrlicher Menſch anrühren dürfe, iſt abſcheulich, und muß aus allen Kräften beſtritten werden; zu dem Ende muß man auf die Rettung derer die ſich ſelbſt erhängt haben, eine vorzügliche und ehrenvolle Belohnung ſezzen; die Volkslehrer aber müſſen den gemeinen Mann über den Punct aufklären.

§. 93.

Bey gefährlichen anſteckenden, oder ſonſt auch ſehr ekelhaften Krankheiten, iſt es freylich erſchrecklich und höchſt polizeywidrig, wenn die Todten zween bis drey Tage lang in den Sterbhäuſern ſtehen bleiben; die Befehle aber, ſie gleich nach dem Verlauf von 24 Stunden zu begraben, ſind noch weit ſchrecklicher, denn wir haben Beyſpiele gnug, daß Menſchen lebendig begraben worden. Daher ſoll auſſerhalb den Städten und den Dörfern ein ſo genanntes Todtenhäusgen auf gemeine Koſten gebaut werden; in dieſes wird jede Leiche, ſobald ſie ordentlich ausgerichtet, und im Sarge iſt, gebracht, zween Tage und zwo Nächte bewacht, und dann ordentlich begraben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alsdann der Sarg nicht zugedeckt, und das Wachen nicht verſäumt werden darf.

§. 94.

Die anſteckende Krankheiten ſind zweyfach: die erſte Art rührt von einem Ferment oder Miasma in der Luft her; und die andre entſteht durch mittelbares oder unmittelbares Berühren der Cörper. Im erſten Fall muß die Medizinal-Polizey vorzüglich für die Reinigkeit der Luft ſorgen; §. 50—59. und dann durch vorſichtige Gränz-Beſezzungen, alle Einfuhr ſolcher Dinge, die die Luft vergiften könnten, verhüten; angeſteckte Menſchen und Kleider müſſen ſchlechterdings nicht ins Land gelaſſen werden.

§. 95.

Im zweyten Fall muß man ſo viel möglich alle Geſunden von den Kranken entfernen; wer nicht zur Aufwartung und Heilung nöthig iſt, darf ſich dem Kranken durchaus nicht nähern. Dann werden auch alle die Vorſichts-Regeln beobachtet, die ich im vorhergehenden §phen vorgeſchlagen habe. Wenn die Peſt graſſirt, ſo muß das alles vorzüglich und mit gröſter Strenge ausgeführt werden.

§. 96.

Die **Kinderblattern** ſind im Ganzen viel verheerender als die Peſt ſelber, denn ſie kommen ſehr oft, nehmen immer eine groſe Anzahl junger Leute weg, und berauben viele ihrer geſunden Glieder. Man hat bisher die Einimpfung für ein vortrefliches Mittel gehalten, allein es iſt auch vieles dagegen einzuwenden: denn ſie hat das Anſtecken befördert, hat die Blattern dahin gebracht wo ſie vorher nicht waren, und alſo die Seuche ausgebreitet; dann hab ich ſelber ſehr viele Kinder geſehen, welche hernach immer kränklich waren: ſo viel **iſt gewiß, daß die Polizey die Einimpfung nicht befördern, wenigſtens nicht befehlen darf, bis ihr wahrer Werth entſchieden iſt.**

§. 97.

Die Pflichten der Polizey, welche ſie nach meiner Einſicht bey den Blattern zu beobachten hat, und durch deren Ausführung ſie am erſten geſchwächt, weniger verheerend gemacht, und allmälig ganz vertilgt werden könnten, ſind vornemlich folgende: 1) Soll man mehr Ernſt und Aufſicht auf dieſe ſchreckliche Krankheit verwenden; man bekümmert ſich ja faſt gar nicht um ſie, und durchgehends haben die Medizinal-Collegia noch wenig bey dieſer ſo wichtigen Sache gethan, die es doch ſo auſſerordentlich verdiente.

§. 98.

Daher ſoll 2) eine geſchärfte Verordnung an alle Medizinal-Perſonen, und an das ganze Publicum erlaſſen werden, in welcher befohlen wird: **daß jede Medizinal-Perſon augenblicklich ans Medizinal-Collegium berichten ſoll, ſo bald ſich die Blattern an ihrem Ort zeigen.** Zu dem Ende muß auch jeder Bürger unter hoher Strafe alſofort bey dem Arzt oder Wundarzt anzeigen, wenn jemand in ſeinem Hauſe dieſe Krankheit bekommt.

§. 99.

Dann müſſen auch die Aerzte von Woche zu Woche dieſe Berichte fortſezzen, und anzeigen: wie viele krank ſind, wie viele ſterben, und wie ſich überhaupt die Seuche verhalte? Dies alles giebt dann dem Collegio Gelegenheit an die Hand, entweder vorzubeugen, oder zu ſteuren, oder die Cur zu erleichtern. Dieſe Maasregeln ſind überhaupt bey allen graſſirenden Krankheiten nöthig und ſehr nüzlich.

§. 100.

3) So bald in einer Stadt oder Dorf das erſte Kind die Blattern bekommt, und es ſind noch Perſonen in dem nemlichen Hauſe, die dieſe Krankheit noch nicht gehabt haben, ſo müſſen ſich dieſe bey der erſten Ent-

deckung gleich entfernen, und in ſolche Häuſer in die Koſt gebracht werden, wo niemand iſt der die Blattern noch nicht gehabt hat. Der Kranke wird dann von einer Perſon bedient und gewartet, die ſelbſt keine Gefahr dabey leidet, dieſe aber darf niemand nahe kommen, der noch angeſteckt werden kan; beſondere Blattern-Wärter wären hier vortreflich.

§. 101.

4) Auch die übrigen Perſonen im Hauſe des Kranken ſollen ſich ihm nicht nähern, damit ſie im Umgang mit andern die Ausdünſtung nicht mittheilen. Sollte eine zärtliche Mutter ihr Kind ſelbſt warten wollen, ſo darf ſie niemanden, er ſey auch wer er wolle, nahe kommen. Selbſt die Geiſtlichen und Aerzte ſollen ſich ohne Noth dem Kranken nicht nähern, ſollte es aber erforderlich ſeyn, ſo müſſen ſie ſich alſofort, ſo wie ſie vom Kranken kommen ganz von allen Menſchen entfernt halten, bis ſie ſich von Haupt zu Fuß umgekleidet haben.

§. 102.

5) Ueberhaupt müſſen zur Zeit der Blatterſeuche alle unnöthige Beſuche und das Zuſammenlaufen der Menſchen ſchlechterdings verboten werden. Leute, die die Blattern im Hauſe haben, dürfen durchaus nicht in die Kirche gehen, bis die Seuche vorbey iſt; dann müſſen alle Kleider im Hauſe lange in die Luft gehangen, geſonnt, und nicht eher angezogen werden, bis alle Ausdünſtung ganz gewis verſchwunden iſt; Kleider, welche der Kranke während der Krankheit angehabt hat, ſollen verbrannt, und bey hoher Strafe nicht verſchenkt werden.

§. 103.

Endlich 6) damit alle dieſe Vorſichts-Regeln den gehörigen Erfolg haben, und ſorgfältig beobachtet werden mögen, ſo müſſen die Lehrer vorerſt das Volk über die Natur und Würkungen der Blattern hinlänglich aufklären, und ihm die Möglichkeit darſtellen: daß man ihre Wuth durch gute Anſtalten ſehr vermindern, und ſie wohl ganz ausrotten könnte, wenn nur jeder treulich das Seinige dazu beytrüge; und wenn hernach die Verordnungen erſcheinen, ſo müſſen ſie die Lehrer wieder erklären, und ihren Nuzzen dem Volk vollkommen begreiflich machen: **wie vortreflich wär es, wenn jede heilſame Verordnung auf ſolche Weiſe dem Volke mitgetheilt würde!**

§. 104.

Hingegen wenn dann auch einer oder der andre gegen ſolche wohlthätige Geſezze ſündigt, ſo muß man ihn ernſtlich beſtrafen. Ich glaube daß obige ſechs Regeln bey jeder anſteckenden Seuche mehr oder weniger anwendbar ſeyn werden.

§. 105.

Die armen Menſchen, welche den Verſtand verloren haben, verdienen vorzüglich die Vormundſchaft der regierenden Gewalt. Ich theile ſie in zwo Claſſen: 1) in ſolche, welche niemand ſchaden, ſondern ruhig ſind, und 2) in die Raſenden, welche unter beſtändiger Verwahrung, oder gar an Ketten gehalten werden müſſen; beyde ſind entweder **heilbar** oder **unheilbar**.

§. 106.

Die heilbare unſchädliche Wahnſinnige können ſo wie andere Armen, wenn ſie von ihren Verwandten verlaſſen, oder arm ſind, verpflegt werden: man verdingt ſie in Häuſer, und läſt ſie durch geiſtliche und leibliche Aerzte curiren; dazu werden aber vorzüglich geſchickte Männer erfordert, und wenn irgend dazu jemand ausgezeichnete Talente und Proben abgelegt hat, ſo kan ihn der Staat nicht zu hoch ehren, und bezahlen. Sind aber ſolche elende Menſchen unheilbar, ſo behandelt man ſie wie andre Armen.

§. 107.

Die Raſenden müſſen ſchlechterdings in ſichere Verwahrung gebracht werden, wo ſie niemand ſchaden können; dazu ſind nun die eigentlichen Tollhäuſer das beſte Mittel; allein ihre Einrichtung taugt gar nicht: kein Raſender darf den andern ſehen, vielweniger hören, jeder muß ſich allein glauben, weilen ihnen ungeſtörte Ruhe am zuträglichſten iſt; dann müſſen ſie von ſehr vernünftigen und weiſen Männern wo möglich geheilt werden, findet aber eine ſolche Cur keine Statt, ſo bleiben ſie in ſicherer Bewahrung, bis der Tod dem Jammer ein Ende macht.

§. 108.

Wenn man mineraliſche Brunnen im Lande hat, ſo muß man ihren Nuzzen nicht vernachläſſigen: der Gebrauch der Geſundbrunnen hat einen doppelten Zweck: 1) würklich Preshafte zu heilen, und 2) reichen und vornehmen eingebildeten oder nicht eingebildeten Kranken zur Erholung und Beluſtigung zu dienen. Zu beyden Abſichten müſſen alſo die Bäder und Geſundbrunnen eingerichtet werden.

§. 109.

Zum erſten Zweck müſſen alſo die Bad-Einrichtungen bequem, reinlich und nüzlich gemacht werden, und zum Trinken des Waſſers werden Sääle und Spaziergänge erfordert. Zugleich muß ein Gaſtgeber da ſeyn, der für billige Preiſe ſchön und bequem logirt und tractirt; dann muß auch ein Arzt nebſt einem Wundarzt und Bader zur Curzeit beſtändig bey der Hand ſeyn, um Rath geben zu können.

§. 110.

Zum zweyten Zweck werden anſtändige Beluſtigungen erfordert: hieher gehören, Bälle, Schauſpiele, Concerte, vorzüglich aber ſchöne engliſche Gärten, überhaupt eine ſchöne ländliche Gegend, und reizende Natur. Damit aber keine Unordnungen, Schandthaten und Laſter entſtehen und begangen werden mögen, ſo muß erſtlich von der Polizey eine *Bad- und Brunnen-Ordnung* entworfen werden: dieſe muß zwar allenthalben Freyheit athmen, aber laſterhafte Ungebundenheit kan auch der Ausländer nicht verlangen, und wenn er ſie verlangt, ſo iſt er unſeres Schuzzes und unſerer Wohlthaten unwürdig. Zu Handhabung der Ordnung muß eine hinlängliche Zahl Soldaten beſtändig auf die Wache ziehen.

§. 111.

Die Veranlaſſungen zum Selbſtmord entſtehen gemeiniglich aus Schwäche: *wenn jemand nemlich verzweifelt die gegenwärtige Leiden ertragen zu können.* Ihn zu verhüten iſt alſo das Werk der Aufklärungs-Polizey, und der Verhinderung des phyſiſchen und moraliſchen Luxus. Alle Schriften und Schauſpiele, die dieſen Greul befördern, ſollen ſchlechterdings verbannt werden. Die Schmach, welche man dem Selbſtmörder nach dem Tode anthut, ſchreckt niemand ab, und ſtraft nicht ihn, ſondern ſeine Familie; ſie iſt alſo nicht allein zwecklos, ſondern ſo gar ſchädlich und unerlaubt.

§. 112.

Endlich muß die Medizinal-Polizey wachſam auf alle Erfindungen neuer Arzney-Mittel und nüzlicher Anſtalten ſeyn, um ſie auf ihr Locale anzupaſſen; zu dem Ende muß jeder Arzt den Auftrag haben, alle ſeine Entdeckungen einzuberichten; öffentliche Bibliotheken, wo immer das Neue angeſchaft wird, und die den Medizinal-Perſonen zum ordentlichen Gebrauch frey ſtehen, ſind vortreflich. Dann muß aber auch aller Vernachläſſigung der Kranken vorgebeugt, und jede Medizinal-Perſon, die ſich dergleichen zu Schulden kommen läſt, muß aufs ſchärfſte beſtraft werden.

Zweytes Hauptſtück.

Von der perſönlichen Sicherheit.

§. 113.

Perſönliche Sicherheit der Bürger nenne ich, wenn ſie für ihre Perſon und Leben von **Menſchen** nichts zu befürchten haben; beyde können entweder vorſezlich, oder aus Vernachläſſigung in Gefahr gerathen; gegen beyde Fehler muß alſo die Polizey wachen: 1. um ſie zu verhüten, und 2. wenn ſie begangen ſind, ſo zu ſtrafen, daß der Verbrecher nicht mehr ſündigen könne, je nach Befinden vielmehr verbeſſert, und andere dadurch von dergleichen abſcheulichen Handlungen abgeſchreckt werden mögen.

§. 114.

§. 114.

Die vorſezlichen Anfälle auf die Perſonen und das Leben der Menſchen, ſind: gewaltſame, vorſezliche Mordthaten, Vergiftungen, Zweykämpfe, Selbſtmord und Kindermord. Nichts geſchieht ohne Urſach, folglich auch keine gewaltſame Mordthat; die gewöhnlichen Urſachen ſind Raub- oder Gewinnſucht, Ehrſucht, ungebundene Freyheit, die durch irgend jemand eingeſchränkt wird, wie z. B. gehinderte unausführbare Liebe u. d. gl.

§. 115.

Um die Räubereyen und dadurch entſtehende Mordthaten zu verhüten, muß die Polizey auf die Lebensart und auf die Gewerbe ihrer Bürger wachſam ſeyn: jeder muß anzeigen und beweiſen können, womit er ſich nährt. Ob nun gleich die Polizey nicht das Recht haben kan, in die Rechte der natürlichen und bürgerlichen Freyheit Eingriffe zu wagen, ſo lang kein gegründeter Verdacht da iſt, ſo hat doch auch kein ehrlicher Mann Recht oder gegründete Urſache zu verheimlichen, wie und auf was Weiſe er ſich nähre? Bevölkerungs- und Gewerb-Tabellen ſind hier treffliche Hülfs-Mittel.

§. 116.

Am gewöhnlichſten werden die Straßen-Diebereyen, gewaltſame Einbrüche, und damit verbundene Mordthaten von Landſtreichern, Straßenbettlern, Ausländern, und dergleichen verübet. Daher müſſen in jedem Dorf und in den Städten ordentliche Tag- und Nachtwachen beſtellt werden, welche beſtändig herumgehen, und ſonderlich des Nachts alle Häuſer fleiſig beobachten. Solche Wächter aber müſſen mit geladenem Gewehr, und langen ſcharfen Lanzen bewafnet ſeyn, um ſich im Nothfall wehren zu können. So oft ſie einen Dieb oder Mörder gefangen nehmen, müſſen ſie eine beträchtliche Belohnung empfangen.

§. 117.

Da es gewöhnlich und auch nicht unnüz iſt, wenn die Wächter durch Stundenblaſen oder Rufen ein Zeichen ihrer Wachſamkeit geben, dadurch aber die Diebe immer erfahren, wo die Wache iſt, ſo muß auch eine ſtille bewafnete Wache beſtändig herumgehen, die ſich dann allemal an den entgegengeſezten Orten befindet. Groſe ſtarke Hunde, die entweder die Wache begleiten, oder auch wachſame Haushunde, die des Tags an den Ketten liegen, des Nachts aber in die Häuſer gethan werden, und darinnen herumlaufen, ſind vortreflich.

§. 118.

Die gröſte Beſchwerlichkeit bey dieſen Anſtalten iſt die: wie kan man allenthalben hinlängliche und ſichere Wachen haben und unterhalten? Hier ſind drey Wege möglich: 1) Wenn die Bürger der Reyhe nach die Wachen ſelbſt verrichten; dieſe Einrichtung iſt nicht recht ſicher, denn nicht alle ſind beherzt, und nicht alle ſorgfältig genug; 2) wenn ordentliche Tag- und Nachtwächter gehörig beſoldet, und unterhalten werden, und 3) wenn man vorzüglich in Städten die Beſazzungen mit zu Hülfe zieht.

§. 119.

In Dörfern und kleinen Landſtädten ſcheint mir folgende Einrichtung die beſte zu ſeyn: man wählt zween ſtarke herzhafte Männer zu Wächtern; dieſe hält man der Reyhe nach in der Koſt, indem ihnen jeder einen Tag zu eſſen giebt; dann giebt man ihnen auch eine ordentliche Beſoldung an Geld. Dieſe beyde wechſeln nun in den Nachtwachen um, wer des Nachts wacht, der ſchläft am Tage, und im Gegentheil. Dann müſſen die Bürger der Reyhe nach die ſtille Nachtwache verſehen, und damit ſie nichts verſäumen, ſo muß die Wache zu ſtrenger Rechenſchaft gezogen werden, wenn ein nächtlicher Einbruch geſchieht.

§. 120.

In den gröſern Städten kan die nemliche Einrichtung ſtatt finden, nur daß man eine hinlängliche Anzahl Wächter unterhalte, die alle unter einem Wachtmeiſter ſtehen, der dieſen Theil der Polizey verwaltet und unaufhörlich auf den Straſen wohl bewafnet patrouilliren läſt; jeder der ſich zu ungewöhnlicher Zeit, an ungewöhnlichen Orten und ohne Licht betretten läſt, muß ſich der ſtrengſten Unterſuchung unterwerfen.

§. 121.

Wo Beſazzungen liegen, da kan das Militär die Polizey vortreflich unterſtüzzen: wenn es entweder die Sicherheits-Polizey ganz über ſich nimmt, oder doch allenthalben an unſichern Oertern Schildwachen ausſtellt. Wär es nicht thunlich, daß man zu Friedens-Zeiten die ſtehende Armeen über das ganze Land in Städte und Dörfer vertheilte, und ſie ſo allenthalben für die Sicherheit ſorgen ließe? — ſie ſind ja deswegen da, um den Staat gegen Gewalt zu ſchüzzen. Mit dieſer Einrichtung würden noch viele Vortheile verbunden; die Soldaten könnten außer der Wachtzeit arbeiten, ſich etwas erwerben, bekämen von den Bauern und Bürgern die Koſt, würden alſo leichter unterhalten, und das ganze Land benuzte die Verzehrung ihrer Gage.

§. 122.

Was aber die allgemeine perſönliche Sicherheit äuſſerſt kräftig unterſtüzt, das ſind **die Straßen-Patrouillen**: wenn nemlich gewiſſe dazu beſtimmte Husaren, oder die ordentliche Reiterey beſtändig auf den Landſtraßen hin und her reitet, und alle verdächtige Perſonen beobachtet und examinirt, auch wohl nach Befinden gefänglich einzieht. Dieſe begleiten dann auch die Poſtwagen, oder andre Reiſende, wenn ſie es verlangen; für dieſe muß eine Taxe anzeigen, was man von einer Stunde zu bezahlen habe.

§. 123.

Wenn aber aller Vorſicht ungeachtet Mordthaten geſchehen, ſo geht die Pflicht der Polizey dahin: 1) den Mörder unfehlbar zu fangen; 2) den Ermordeten, wo möglich, noch zu retten, oder wenn das unmöglich iſt, ihn in Rückſicht auf ſeine Todes-Art, gerichtlich und legal zu unterſuchen; und dann endlich 3) den Mörder zweckgemäs zu ſtrafen. Obgleich dies leztere eigentlich der Juſtiz zukommt, ſo iſts doch der Polizey ihre Pflicht die peinlichen Geſezze und die Art der Todes-Strafen zu entwerfen, und zu beſtimmen; weilen ſie ſehr würkſame Mittel ſind, andre von ſolchen Schandthaten abzuhalten, und die Sicherheits-Anſtalten dadurch zu erleichtern. **Die Polizey giebt die Geſezze, die Juſtiz erklärt ſie, wendet ſie auf den Gegenſtand an, und führt ſie aus.**

§. 124.

Eben die öffentliche Polizey-Perſonen, welche zur Sicherheit angeordnet ſind, müſſen auch für das Aufſuchen und Gefangennehmen des flüchtigen Mörders ſorgen. Vorzüglich ſchicken ſich die Straßen-Reiter dazu, welche mit ihren Pferden dem Flüchtigen nachzuſezzen im Stand ſind. Kirchen, Klöſter und andre heilige Oerter können unmöglich Zufluchtsörter der Schandthaten ſeyn. Verdächtige einſame Höfe, Häuſer und Wirthshäuſer müſſen im Staat nicht geduldet, ſondern wenns nöthig iſt, von der Erde vertilgt werden; denn die Bewohner ſind manchmal unſchuldig, weil ſie für Spizbuben nicht ſicher ſind, ſo daß ſie wider Willen Hebler ſeyn müſſen. Dies iſt bey peinlichen Unterſuchungen wohl zu bemerken.

§. 125.

Wenn der Mörder leicht in ein ander Land fliehen kan, ſo muß man ihm allenthalben Steckbriefe nachſchicken. Derjenige, welcher den Mörder zuerſt ergreift, bekommt eine der Handlung angemeſſene Belohnung. Wenn der Uebelthäter gefangen iſt, ſo muß er wohl verwahrt an den gehörigen Ort der Juſtiz überliefert werden.

§. 126.

Die allenfalſige Rettung des Ermordeten, oder doch ſeine gerichtliche Beſichtigung kommt den Medizinal-Perſonen zu; dieſe müſſen alſo auf der Stelle herzugerufen werden, und des Endes immerfort bey der Hand ſeyn. Die zweckgemäſe Strafe des Mörders bezieht ſich auf die Beſchaffenheit ſeiner Mordthat in allen ihren Umſtänden, davon hernach, wenn ich die andre Gattungen des Mords gehörig abgehandelt habe.

§. 127.

Wenn jemand entweder aus Feigheit, oder ſein Laſter zu verheimlichen dem andern Gift eingiebt, und dadurch eine Mordthat begeht, ſo iſt er eben ſo ſtraffällig als wenn er ihn öffentlich umgebracht hätte. Die Vergiftung zu verhüten, ſoll niemanden, er ſey auch wer er wolle, irgend eine Gattung ſcharfer und tödender Materien verkauft werden, wenn er nicht einen beglaubten Schein von irgend einer gerichtlichen, oder Polizey-, oder Medizinal-Perſon vorzeigt, in welchem die Urſache angezeigt wird, wozu es gebraucht werden ſoll. Dann ſoll auch niemanden als den Apothekern erlaubt ſeyn, ſolche Waaren feil zu haben.

§. 128.

Weder der Apotheker-Geſelle noch der Lehrjunge darf Gift verkaufen, ſondern der Herr ſelber, oder ſein Proviſor ſoll dergleichen Waaren in einem verſchloſſenen Schränkchen aufbewahren, und die Schlüſſel dazu bey ſich tragen; kommt jemand der ſchädliche Sachen begehrt, ſo ſoll er nach dem obigen Zeugniß fragen, und ſcharf examiniren, auch in keinem Fall, ohne hinlängliche Sicherheit, oder Gegenwart beglaubter Zeugen, Gift an jemand verkaufen.

§. 129.

So bald jemand Zeichen des empfangenen Gifts bey ſich verſpürt, ſo ſoll er, oder wer es am erſten bemerkt, bey der Polizey die Anzeige thun; dieſe muß denn alſofort den Arzt ſchicken, um den Vergifteten zu retten, und zugleich Sorge tragen, daß niemand entweiche; alsdann muß ſogleich zur gerichtlichen Unterſuchung, und zur Entdeckung des Giftmiſchers geſchritten werden. Stirbt der Vergiftete, ſo muß er geöfnet und unterſucht werden, welche die eigentliche Urſache ſeines Todes geweſen ſeye.

§. 130.

Zu den Zweykämpfen gehören die gewöhnlichen Schlägereyen ohne Waffen, und dann die Duelle mit Schwerdtern oder Piſtolen. In allen dieſen Fällen iſt allemal Rachſucht oder beleidigte Ehre, oder Liebe, oder Zorn u. ſ. w. die Urſache. Dadurch wird manchmal ein ehrlicher rechtſchaffener Mann ein Mörder, ohne daß ſein Herz boshaft iſt, oder je eine ſolche Greuelthat begehen zu wollen, nur von ferne geahndet hat.

§. 131.

Zur Verhütung der Zweykämpfe ſind folgende Anſtalten und Regeln vorzüglich würkſam: erſtlich, muß die Juſtiz jede Beleidigung an Perſon, Eigenthum, Ehre und Freyheit auf der Stelle und ernſtlich ſtrafen, und ſo jedem Klagenden promte Satisfaction leiſten, damit alle Gelegenheit zur Selbſtrache oder Vertheidigung vermieden werden könne. Dann ſollen die Wahlſtätten aller Schlägereyen, die Bier- Brantewein- und Wein-Häuſer unter der ſtrengſten Aufſicht ſtehen; immer müſſen daſelbſt Polizey-Bediente in der Nähe ſeyn.

§. 132.

Sollten nicht alle dieſe Werkſtätten ſo vielen Unheils, die ſo genannten Wirthshäuſer, gänzlich abgeſchaft werden können? Gaſthöfe und Herbergen ſind unentbehrlich, aber die Saufgelage abſcheulich: daher ſollte das Trinken der Bürger in den Wirthshäuſern ſchlechterdings verboten werden; jeder, der trinken will, kan ſich für ſein Geld ins Haus holen laſſen, was er bedarf. Fremde Reiſende eſſen und trinken nach Nothdurft und reiſen dann weiter.

§. 133.

Da die Schlägereyen mehrentheils aus beleidigter Ehre entſtehen, oder doch ſelbſt die Ehre beleidigen, ſo können ſie niemals mit Geld beſtraft werden: denn iſt die Strafe gering, ſo iſt ſie nicht Strafe, und iſt ſie sehr ſchwer, ſo wird der Schläger nicht allein geſtraft, ſondern auch ſeine Frau und Kinder. Eingriffe in die Ehre verdienen alſo Schande; daher muß die Polizey den Pranger, die Schubkarre, oder dergleichen auf Schlägerey ſezzen, und dieſe Strafe muß der Schläger in ſeiner Heymath ausſtehen. Wenn der Geſchlagene ſich bloß vertheidigt, und nicht wieder ſchlägt, ſo verdient er Ehre und eine groſe Belohnung.

§. 134.

Seelig ſind die Friedensſtifter! aber die Polizey ſoll das auch erkennen, und alle diejenigen belohnen, welche ſtreitende Partheyen aus einander bringen, oder gar vertragen. Ich werde an einem andern Ort die Quellen anzeigen, woher ſolche Belohnungen ohne Beſchwerde erhoben werden können. Die Strafgelder, welche man von ſolchen erhebt, die in die Eigenthumsrechte Eingriffe wagen, ſind ſchon ein ergiebiges Mittel.

§. 135.

Die Duelle ſind bey dem Militäre, und auf Hohen Schulen beſonders gewöhnlich und gefährlich; alle, auch die geſchärfteſten Verbote haben bis daher nicht geholfen; wird einer herausgefordert, und er kommt nicht, ſo hat er ſeine Ehre verlohren, kein Camerade will ferner etwas mit ihm zu thun haben; kommt er, ſo fällt er in die Strafe, oder hat er gar das Unglück ſeinen Gegner zu tödten, ſo iſt er vollends verlohren; wie iſt da Rath zu ſchaffen? — die Antwort iſt ſchwer, doch aber ſcheint mir die Abſchaffung der Duelle nicht unmöglich, folgendes Mittel wär vielleicht anwendbar.

§. 136.

Da ſich alle Zweykämpfe auf einen Misbegrif von der Ehre gründen, ſo folgt daß ſie auch alle aufhören werden, ſo bald jener Misbegrif aufhört. Nun hängt aber vom Mittelpunct der regierenden Gewalt, vom Regenten alle Ehre ab, er kan beſtimmen was Ehre und was Unehre ſeyn ſoll, folglich bedarf es nur eines feſten und unverbrüchlichen Geſezzes: **daß jeder Ausforderer lebenslang infam, und zu allen Bedienungen, ſo gar zum Umgang mit honnetten Leuten ganz unfähig ſeyn ſoll, und eben ſo auch der Herausgeforderte, ſo bald er das Cartel annimmt.** Auf die Entdeckung einer Herausforderung wird eine groſe Belohnung geſezt.

§. 137.

Wem dies Geſez zu hart vorkommt, der bedenkt nicht, daß derjenige ſchon für ſich ehrlos iſt, der ſein und ſeines Mitmenſchen Leben vorſezlich aufs Spiel ſezt; jene Verordnung iſt alſo wahres und würkliches Recht der Natur. Auf den Hohen-Schulen wäre die **ehrloſe Verweiſung** (relegatio cum infamia) das beſte Mittel: denn im Schooß der Muſen und der Wiſſenſchaften, wo wahre Ehre nur auf Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit beruht, iſt die Selbſtrache vollends ein Greuel.

S. Sonnenfelß Polizey § 182 — 186.

§. 138.

Den Selbſtmörder kan man nicht ſtrafen, folglich kan auch die Strafe kein Verhinderungs-Mittel ſeyn; denn um Schande nach dem Tod wird ſich der nicht bekümmern,

kümmern, dem das ſchrecklichſte aller ſchrecklichen Dinge ein Mittel iſt, ſich vom Leiden zu befreyen. Die Polizey muß der Verſchwendung, dem Luxus, der zügelloſen Wolluſt, und vorzüglich der Freygeiſterey vorbeugen, wahre Religion und Tugend befördern, und dann die Schwermüthigen in ſichere Verwahrung nehmen, und ſie bewachen laſſen.

§. 139.

Der geheime und öffentliche Kindermord hat ſeit etlichen Jahren viele Gelehrte beſchäftigt, und das mit Recht, denn er iſt ein ſchreckliches und häufigeres Verbrechen als man ſich einbildet: denn eben der geheime Kinder-Mord, als das Abtreiben der Kinder, die Beförderung der unzeitigen Geburten durch Einſchnüren und andre Mittel, iſt allenthalben faſt gewöhnlich, und weil er verborgen bleibt, ſo entgehen die Verbrecherinnen allen Strafen. Ich will verſuchen ob ich nicht leichte und würkſame Mittel ausfindig machen kan, wodurch dem Uebel geſteuert werden könnte.

§. 140.

Der Begrif, daß auſſer der Ehe ſchwanger zu werden, und ein Kind zu haben, Schande ſey, iſt mit Recht ſo tief in die Seele des Volks gegraben, und allen ſeinen Grundſäzzen einverwebt, daß er durch kein Geſez, wenigſtens bey dem rechtſchaffenen edlen Bürger, ausgelöſcht werden kan, und wehe dem Staat wo das möglich wäre! — im Gegentheil ſollen die Obrigkeiten und Lehrer dieſen Begrif unterhalten, und jene Schande dem Volk ſo lebhaft vorſtellen als nur möglich iſt. Denn dieſes iſt das erſte Mittel wodurch ein ehrliches Mädchen gewarnt wird.

§. 141.

Wer nur einiger Maßen die Welt und die Menſchen kennt, der weis, daß die Schaamhaftigkeit bey Mädchen und Jünglingen ein vortreflicher Damm gegen die hinreiſſende Leidenſchaft der Wolluſt iſt. Den Eltern und beſonders den Lehrern liegt es ob, die Kinder von Jugend auf ſchaamhaft zu erziehen, ihnen die ſchrecklichen Folgen der Unzucht lebhaft vorzumalen, und beſonders alle unzüchtige geile Reden und Anſpielungen wie die Peſt zu meiden, denn dieſe entzünden das Herz wie Zunder, und ſezzen es in eine unauslöſchliche Brunſt. Arbeitſamkeit und Mäſigkeit müſſen auch bey der Kinderzucht nicht vergeſſen werden.

§. 142.

Alle dieſe Mittel unterſtüzt eine wahre ungeheuchelte Gottesfurcht, oder die Religion; wer darinnen erzogen iſt, hat weit weniger Gefahr, als andere, denn er meidet jede Gelegenheit, und ſeine Leidenſchaft wird ihm alſo nicht zu mächtig. Dem allem ungeachtet kommt mancher Jüngling, und manches Mädchen in ſolche Umſtände, wo ſie ihre Leidenſchaft überraſcht, und wo alſo die Furcht vor der öffentlichen Schande, die Schaam, und alle Grundſäzze der Tugend und der Religion, wie einige Tropfen Waſſer in der Glut verſchwinden. Solche unglückliche Mädchen werden hernach im Gefühl ihrer Schande ſehr leicht Kindermörderinnen. Aber dieſe verdienen auch am erſten Mitleiden.

§. 143.

Eine andere Claſſe Mädchen, in welcher man die allermehreſten öffentlichen Kindermörderinnen antrift, ſind die Dienſtmägde; dieſen fehlt es gewöhnlich an Erziehung, ſie bleiben unwiſſend, und ſind am mehreſten der Verführung, und zwar derer ausgeſezt, die ſie weder heurathen können noch wollen; Schande, Armuth und Verzweiflung verleitet ſie alſo leicht zu einer ſolchen unnatürlichen That.

§. 144.

Weibsperſonen, die mit der Unzucht ein Gewerbe treiben, es mag nun mehr oder weniger öffentlich geſchehen, werden bloß deswegen leicht Kindermörderinnen, weil ihnen die Kinder in ihrer abſcheulichen Lebensart hinderlich ſind. Bey dieſen iſt das Abtreiben am gewöhnlichſten, und auch am leichteſten.

§. 145.

Nun komme ich zu derjenigen Claſſe des weiblichen Geſchlechts, wo in Geheim die gröſten Greuel und Blutſchulden wie Berge gehäuft werden, ich meyne die vornehmen Stände, beſonders in groſen Städten, an Höfen, in Stiftern, Klöſtern, u. d. g. Hier verhält ſich die Schande eines ſolchen Falls, wie der Grad der Ehre, ſie iſt alſo viel gröſer als bey den geringern Ständen, und alſo auch viel gefährlicher. Zugleich ſind hier auch die Heurathen ſchwerer, weil auf Convention und Familienverhältniß geſehen werden muß. Und endlich iſt hier das Verheimlichen, Abtreiben und Morden viel leichter, weil Macht, Anſehen und Reichthum ſich vereinigen die Schande zu decken. Und über das alles kommen noch Müſiggang, Schwelgerey, Romanenleſen, und öftere Gelegenheiten hinzu, die alle zuſammen die Unzucht auſſerordentlich befördern.

§. 146.

So nothwendig die Schande auf jedem Laſter, und alſo auch auf der unehlichen Beywohnung ruht, ſo nothwendig ſind auch die Mittel, dieſe Schande in jedem Fall wieder wegnehmen zu können; und dieſe gehören dann auch zu denen die den Kindermord verhüten. Das erſte und vornehmſte iſt die Vollziehung der Heurath; hiemit muß alle Schande ſchlechterdings und durchaus getilgt und aufgehoben werden.

§. 147.

In einem Lande wo die Gewerbe blühen, iſt das Heurathen ſehr leicht, denn junge Leute können da ihr Brod verdienen, wenn ſie auch nichts haben. Auch aus dieſem Grunde muß die Polizey ihre groſe Haupt-Pflicht, Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung blühend zu machen, nicht verſäumen. Die erſte Claſſe der Mädchen, welche manchmal faſt ohne ihre Schuld zu Fall kommen, §. 142. werden alſo, bald und leicht durch Heurathen gerettet, wenn anders der Jüngling ihres Standes iſt: denn der Unterſchied des Reichthums, der Widerwillen der Eltern u. d. g. hindern hier gar nichts, ſie müſſen ſich heurathen, auch ohne daß ſie die Eltern enterben dürfen.

§. 148.

Wenn aber eine Weibsperſon ihren Schwängerer aus Unterſchied des Standes, oder aus Mangel, oder noch aus andern Urſachen nicht heurathen kann und will; z. B. wenn er würklich verheurathet iſt, wie ſolches vorzüglich bey der zweyten Claſſe, §. 143. oft der Fall iſt, ſo muß die Tilgung ihrer Schande auf dem freyen Bekänntniß ihres Fehlers beruhen; hingegen muß ihre Schande gehäuft, und ihre Strafe geſchärft werden, wenn ſie ihre Schwangerſchaft noch verheimlicht, wann ſie ihr aus gewiſſen Urſachen bekannt ſeyn muß.

§. 149.

Zu dem Ende muß die Polizey auf jedes freye Bekänntniß einer unehlichen Schwangern, Ehre legen, Schande und Strafe wegnehmen, ſie gegen alle Vorwürfe ihrer Eltern und Vorgeſezten kräftigſt ſchüzzen, ihren Schwängerer zur Heurath anhalten, und wenn das nicht thunlich iſt, ihn nach Befinden tüchtig abſtrafen, dann ſich der Schwangern annehmen, ſie gegen das Ende ihrer Schwangerſchaft, wenn ſie nicht mehr arbeiten kan, aus dem Armenfond verpflegen, und hernach ihr Kindbett halten, und dann muß auch der Staat das Kind in den Wayſen-Anſtalten ordentlich erziehen laſſen.

§. 150.

Hingegen wenn eine Schwangere ihre Schwangerſchaft nicht geſtehen will, ſie verläugnet, und wenn ſie auch ihr Kind hernach nicht umbringt; ſo fällt alle die Schande einer liederlichen Weibsperſon auf ſie, und ſie muß tüchtig geſtraft werden; um alle dieſe Geſezze in ihrer Ausführung zu erleichtern, ſo ſezt man eine hohe Belohnung für jeden aus, der eine ledige Schwangere angiebt, wenn ſein Angeben würklich wahr wird, das iſt: wenn es ſich durch die Erfahrung beſtättigt.

§. 151.

Bey den Vornehmen ſind die Findelhäuſer, und ſolche Anſtalten, wo ein Frauenzimmer ohne die geringſte Gefahr verrathen zu werden, niederkommen kan, die beſten Mittel. Wenn ſie zugleich arm ſind, ſo ſorgt der Staat für ſolche Kinder. Wer etwa glaubt daß dieſe Vorſchläge die unehlichen Beywohnungen vermehren und erleichtern würden, der bedenkt nicht, daß die Furcht ein Kind zu bekommen nie oder doch höchſt ſelten von dieſem Laſter zurückhält; und dann muß man unter zwey Uebeln das geringſte wählen.

§. 152.

Wenn die Polizey alle dieſe Mittel: Tilgung aller Schande durch Heurath, und durch freyes öffentliches Bekenntniß; Tilgung der Armuth, durch Unterſtüzzung der Mütter und Erziehung der Kinder; Schuz gegen alle Vorwürfe der Eltern, Vorgeſezten und des Publicums; Verſchaffung aller Gelegenheiten die Niederkunft ſicher verborgen halten zu können; und endlich ſtarke Belohnungen derer, welche eine unehliche Schwangere entdecken und angeben, gehörig anwendet, ſo kan ſie auch nun die ſtrengſte Strafe über alle diejenigen verhängen, die dem allem ungeachtet ihre Leibes-Frucht abtreiben, oder in, oder nach der Geburt ermorden.

§. 153.

Dieſe und die vorhergehende Abhandlungen von den vorſezlichen Mordthaten führen mich nun auf dem natürlichen Wege der Ordnung, zu der Lehre von den Todesſtrafen. §. 123. Denn die Strafen überhaupt gehören mit zu den allerwürkſamſten Mitteln gegen die Laſter. Es iſt alſo die Pflicht der Polizey ſie ſo zu beſtimmen, daß ſie allen Zwecken entſprechen.

§. 154.

Ob die Todesſtrafen erlaubt oder nicht erlaubt, und ob ſie zum Wohl des Staats zweckmäſig oder nicht zweckmäſig ſind, darüber wird noch geſtritten und die Sache iſt noch bey weitem nicht entſchieden. Was das Erlaubt- oder nicht Erlaubtſeyn betrift, das kan nicht anders beſtimmt werden als aus den Geſezzen, denen die Menſchen unzweifelbar zu gehorchen verbunden ſind.

Aber auch hier ſind wir uns nicht einig: denn einige nehmen die Offenbarung als die unbedingte Richtſchnur unſers Lebens an, andere unterwerfen ſie der Critik der Vernunft, und wieder andere halten ſich an das bloße Recht der Natur.

§. 155.

Wenns eine Offenbarung Gottes an die Menſchen auſſer der Schöpfung giebt, ſo muß dieſe Offenbarung die Bibel ſeyn: denn kein anderes Buch trägt ſo die Charaktere der Gottheit allenthalben an ſich. In dieſer Bibel hat nur **das Moraliſche unmittelbare** Verbindung in ſich, denn **der Glaube** gehört jezt nicht zu meinem Zweck. Aber auch eben dieſe moraliſche Vorſchriften können unmöglich unter der Critik der Vernunft ſtehen, eben darum weil ſie Offenbarung der Gottheit ſind. Nur das kommt der Vernunft zu: ſie muß prüfen, ob das gegebene Geſez uns oder andre angeht?

§. 156.

Es giebt alſo in der Bibel zweyerley Geſezze, 1) ſolche, die die ganze Menſchheit, und alſo auch die Chriſten verbinden, und 2) ſolche, die nur die Iſraeliten angehen; leztere gehören alſo nicht hieher. Nun gab aber Gott dem **Noah** dem Stammvater aller Menſchen das höchſt nachdrückliche und alle **Menſchen** verbindende Geſez: 1. B. Moſ. 9. v. 6. **Wer Menſchen-Blut vergießt, des Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden, denn Gott hat den Menſchen zu ſeinem Bilde gemacht.** (man leſe dieſe merkwürdige Stelle im Zuſammenhang) Da nun dieſes ſehr poſitive Geſez im neuen Teſtament nirgends aufgehoben, im Gegentheil vielmehr beſtättiget worden S. Matth. 26. v. 52. **Wer das Schwerdt nimmt ſoll durchs Schwerdt umkommen,**

kommen, ſo iſt jede chriſtliche Obrigkeit, die die Bibel-Religion bekennt, und in deren Staats-Verfaſſung ſie einverwebt iſt, ſchlechterdings und ohne Räſonnement ſchuldig jeden NB. vorſezlichen Mörder mit dem Tode zu ſtrafen.

§. 157.

Wer dieſes Geſez nicht für Verbindlichkeit hält, der nimmt die Bibel ſo wie ſie da iſt, nicht als Offenbarung-Gottes an; das iſt: er unterwirft ſie der Critik der Vernunft, und mißt alſo alle ihre Regeln und Geſezze an dem Maaßſtab des Natur-Rechts und der philoſophiſchen Moral; was aus dieſem ſeinem Compendium nicht erwieſen werden kan, das hält er in ſich nicht für verbindlich, folglich muß nun unterſucht werden, was das Natur-Recht von den Todesſtrafen ſagt.

§. 158.

Ich weis wohl, daß verſchiedene groſe Männer und Lehrer des Natur-Rechts behaupten, die Todesſtrafen ſeyen nicht in demſelben gegründet; allein ich fürchte ihre Grundſäzze woraus ſie ihre Schlüſſe folgern, ſind keine Grundſäzze ſondern unrichtig. Das Recht der Natur fordert einmal in jedem Fall wo einer etwas nimmt, genaue Wiedervergeltung; daraus folgt: wenn ein Menſch dem andern das Leben nimmt, ſo iſt er ſchuldig das ſeine dagegen aufzuopfern.

§. 159.

Gegen dieſe Folgerungen wendet die Vernunft ein: bey dem Verluſt des Lebens findet kein Erſaz ſtatt; wenn z. B. einer Frauen ihr Mann, ihr Brod-Erwerder ermordet wird, und der Mörder muß zur Vergeltung wieder ſterben, ſo wird ihr nichts dadurch erſezt. Ganz recht! ihr wird nichts erſezt, aber die ganze menſchliche Geſellſchaft wird von einem gefährlichen Mitglied befreyt, das dieſen Greuel hätte wiederholen können; und dann: da das Leben das liebſte iſt, was der Menſch beſizt, hingegen ihm der Tod das ſchrecklichſte iſt, was ihm begegnen kan, ſo ſchreckt die Todesſtrafe zuverläſſig am ſicherſten von dem Mord ab.

§. 160.

Ueber das alles iſt äuſſerſt merkwürdig, daß das ganze menſchliche Geſchlecht von Anfang an bis daher, einige wenige und ſeltene Fälle ausgenommen, ganz darinnen einſtimmig geweſen, und noch iſt, daß derjenige, welcher jemand vorſezlich ermordet hat, wieder ſterben müſſe. Das muß doch wohl Stimme der Natur ſeyn! — und dieſe iſt doch auch wohl die Stimme ihres Urhebers. Natur und Offenbarung ſtimmen alſo darinnen überein, daß die Todesſtrafen nicht nur bloß erlaubt, ſondern Pflicht ſind.

§. 161.

Aber ſind auch die Todesſtrafen zweckmäſig? Dieſe Frage fällt freylich weg, ſo bald erwieſen iſt, daß ſie das Recht der Natur, und Gott ſelbſt befiehlt; allein da beyde ebenfalls nichts befehlen, was nicht zweckmäſig iſt, ſo giebt der Beweis von der Zweckmäſigkeit oder dem Nuzzen der Todesſtrafen meinen obigen Gründen noch ein ſehr groſes Gewicht.

§. 162.

Die Einwendungen gegen die Todesſtrafen ſind vornemlich folgende: 1) ſagt man, das Leben der Bürger ſey koſtbar, wenn man alſo die Todesſtrafen gelten ließe, ſo würden bey jedem Mord zween Bürger verlohren; 2) wenn ein Mörder hingerichtet würde, ſo würde weder der Verluſt des Ermordeten erſezt, noch dem Staat dieſer Verluſt vergütet, im Gegentheil verdoppelt; 3) ſchreckten die Todesſtrafen vom Mord nicht ab, weil viele Mörder den Tod nicht fürchteten, hingegen aber ein langes quaalvolles Leben weit mehr ſcheuten; und 4) fände der Mörder bey längerem Leben noch Gelegenheit ſich zu beſſern.

§. 163.

Auf die erſte Einwendung antworte ich: in dieſem Fall kan der Staat das Leben eines Bürgers nicht anders ſchäzzen, als nach ſeinem Beytrag zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit; nun iſt aber der Ermordete immer verlohren, er kan nicht erſezt werden; und darinnen kommen wir doch alle überein, daß der Mörder ſeine Freyheit verlieren müſſe, um nicht weiter ſchaden zu können; was aber die Arbeit eines Freyheits-Verluſtigen für ein Beytrag zur allgemeinen Glückſeeligkeit ſey, das läſt ſich leicht erachten; jeder Karrngaul kan Schif ziehen, und ein ehrlicher Bürger könnte durch Taglohn ſein Brod verdienen, wo ein ſolcher elender Nichtswürdiger unverdient das Licht und die Luft genieſt, und Gaſſen kehrt.

§. 164.

Der zweyte Einwurf iſt ſchon §. 159. entkräftet worden, und der nächſt vorhergehende 163ſte entkräftet ihn noch mehr: der Ermordete wird auf keinen Fall erſezt, und wenn der Mörder auch am Leben gelaſſen wird, ſo iſt ſein fernerer Beytrag ſo gut als nichts zu rechnen. Was den dritten Punct betrift, ſo iſt dieſer durchaus und ſchlechterdings nicht in der Erfahrung gegründet. Nur der wahre, rechtſchaffene, edle Mann, und der abgemergelte ſich hoch hinauf rafinirte naturaliſtiſche Schiefkopf ſcheuen den Tod nicht, freylich aber aus ſehr verſchiedenen Urſachen: hingegen der Böswicht geht nur dann entſchloſſen zum Tode, wenn er ganz verzweifelt, oder busfertig iſt. Ehe er eins von beyden geworden, iſt ihm der Tod das Allerſchrecklichſte; er wagt alles ihm zu entgehen, und wenn er Galgen und Rad zu trotzen ſcheint, ſo iſt er blos **Bramarbas**. Auch das elendeſte Leben iſt Belohnung für einen der zum Tod verurtheilt iſt.

§. 165.

Eben ſo leicht iſt der Scheingrund: daß **die Todesſtrafen die Mordthaten nicht verminderten**, zu widerlegen; wer kan denn das beweiſen? — Könnten nicht noch weit mehrere begangen worden ſeyn, wenn keine **Todesſtrafen** ſtatt gefunden hätten? — Wenn ſie ihre volle Würkung nicht thun, ſo liegt die Schuld zugleich in der übrigen Verfaſſung; alles muß zuſammen würken; und dann werden auch die Executionen gewöhnlich nicht zweckmäſig und abſchreckend gnug angeſtellt.

§. 166.

Was endlich die Gelegenheit ſich zu beſſern betrift, darauf iſt bald geantwortet: wahre Beſſerung kan ſich nur durch ihre Früchte äuſſern, dazu iſt aber dem Uebelthäter alle Gelegenheit genommen, der ſeine Freyheit verlohren hat, und alles was er thut aus Zwang thun muß; ihm bleibt nichts übrig als ein guter, treuer und feſter Vorſaz, wenn nun dieſer in jener Welt etwas gilt, ſo hat derjenige, welcher hingerichtet wird, das nemliche zu gewarten, in ſo fern er nur busfertig ſtirbt.

§. 167.

Da es nun eine ausgemachte Sache iſt: daß die Bibel, welche alle Vermuthung einer göttlichen Offenbarung für ſich hat, nebſt der Stimme der ganzen Menſchheit, und endlich auch der Nuzzen des Staats, wenn nemlich die Hinrichtungen würklich zweckmäſig eingerichtet werden, alle einhellig die Rechtmäſigkeit der Todesſtrafen, aber NB. **nur gegen vorſezliche Mörder** behaupten, ſo deucht mir, könne es keine Frage mehr ſeyn, was in ſolchen Fällen die Polizey und Juſtiz zu thun habe. Nur daß man behutſam verfahre, damit niemand unſchuldig, oder unrechtmäſig ums Leben komme.

§. 168.

Ich muß alſo nun noch beſtimmen, wie die Todesſtrafen eingerichtet werden müſſen, damit ſie ihres Zwecks nicht verfehlen; dieſer iſt zweyfach: 1) ſoll der vorſezliche boshafte Mörder ſeine Schuld bezahlen, und ſterben, damit er hinführo niemand mehr umbringen könne; und 2) muß dies auf eine im höchſten Grad abſchreckende Art geſchehen, damit es den gehörigen Eindruck aufs Publicum machen möge.

§. 169.

Bey dem erſten Punct iſt wohl zu bemerken: daß man unwiderſprechlich gewiß wiſſen müſſe, der Mörder habe die That würklich begangen, und daß es mit Vorſaz geſchehen ſey; daher ſoll er nach den Geſezzen nicht blos Convictus, ſondern auch Confeſſus ſeyn. Um ihn nun zur Geſtändniß zu bringen, hat man die Folter erfunden; wie viel Unglück dieſe aber angerichtet habe, das iſt eine bekannte Sache. Da es nun immer ſicherer für das Gewiſſen des Richters iſt, lieber einen Mörder leben zu laſſen, wenn alle Mittel zur Bekänntniß vergebens ſind, als nur einen Unſchuldigen hinzurichten, ſo ſoll der Richter zwar nichts verſäumen, aber niemals zur Tortur ſchreiten, auſſer wenn der Miſſethäter ſeine Mitſchuldigen weis, und ſie doch nicht anzeigen will.

§. 170.

Die zuläßigen Mittel einen Gefangenen zur Geſtändniß zu bringen, ſind folgende: Dringende und Gewiſſen rührende Vorſtellungen vortreflicher Geiſtlichen, kluge und wohlangeſtellte Fragen des peinlichen Richters, aufmerkſames und beſtimmtes Protocoll führen, und wiederholtes Abhören nach dieſem Protocoll; plötzliche, unerwartete Darſtellung complicirter Perſonen, und deren Abhörung u. ſ. w. überhaupt muß der peinliche Richter ein Mann von vortreflichem Kopf und Herzen ſeyn. So lang der Mörder noch nicht Confeſſus iſt, darf ihn das Gefängniß ſchlechterdings nicht peinigen, es ſoll weiter nichts leiſten als ſichere Verwahrung.

§. 171.

In Anſehung des zweyten Puncts, muß der Mörder erſtlich eine Strafe leiden, die der Gröſe ſeines Laſters entſpricht, und zweytens muß es ſo geſchehen, daß es den gröſten Eindruck aufs Publikum macht. Die Gröſe der Bosheit, der Pflichtvergeſſenheit, oder der Marter die der Mörder dem Ermordeten angethan hat, beſtimmt auch den Grad ſeiner Strafe, den die Geſezze auf jeden Fall genau beſtimmen müſſen. Da aber die Strafe auf den Miſſethäter ſelbſt keine moraliſche Würkung mehr haben kan, ſo iſt ſie ganz zwecklos, wenn ſie heimlich vollzogen wird.

§. 172.

Die Criminal-Geſezze ſollen öffentlich gedruckt, und ihre Bekanntmachung von Zeit zu Zeit wiederholt werden, damit ſie jedermann genau wiſſe, und ſich alſo hüten könne. Dann ſoll aber auch bey überführter und bekannter Uebertrettung, in keinem Fall des vorſezlichen Mords Begnadigung Statt finden, ſondern der Ausdruck des Geſezzes muß unnachläßlich befolgt werden.

§. 173.

Nichts iſt zweckloſer als wenn man aus unzeitiger Sparſamkeit ein allgemeines Blutgericht etwa in der Hauptſtadt errichtet, und dann alle Uebelthäter des ganzen Landes daſelbſt abthut. An dieſem Ort machen ſolche Executionen keinen Eindruck mehr, und im ganzen Lande fehlen die abſchreckenden Beyſpiele. Daher muß der Mörder, wenn er ein Landskind iſt, an ſeinem Wohnort, oder doch in ſeinem Amt oder Kirchſprengel, oder wenn er ein Ausländer iſt, an dem Ort wo er geſündigt hat, abgeſtraft werden. Die ſeltenen aber doch zuweilen vorkommende Hinrichtungen gehörig angeſtellt, würken erſtaunlich auf den gemeinen Mann. Doch kan man ein allgemeines Landgefängniß, und an dem nemlichen Ort ein Blutgericht unterhalten, wenn aber das Urtheil geſprochen iſt, ſo muß es am gehörigen Ort auf dem Lande ausgeführt werden.

§. 174.

Eine ſolche Execution könnte etwa auf folgende Art, jedoch mit veränderten Nebenumſtänden, je nach der

Natur des Verbrechens, angeſtellt werden. Der Prediger des Orts müſte den Sonntag vorher eine warnende Predigt halten, und die Schrecklichkeit des Verbrechens mit lebendigen Farben malen, auch allenfalls die Geſchichte ordentlich erzählen. Am Tage der Hinrichtung müſte alles Feyerliche wegbleiben, das Läuten der Glocken, das Begleiten der Prediger, kurz alles was Mitleid, oder Erbarmen, oder Wohlgefallen erregen kan, gehört nicht hieher.

§. 175.

Die Hinausführung des Deliquenten ſollte folgender Geſtalt geſchehen: voran gehen die Henker mit allem ihrem furchtbaren Rüſtzeug, welches ſie öffentlich und emporgehoben tragen müſſen, dann folgt der Miſſethäter einſam und gefeſſelt auf einem niedrigen und unanſehnlichen Karren; ihm darf ſchlechterdings keine Art von Puz erlaubt ſeyn, ſondern ein ſchwarzer Kittel von Leinwand ſchickte ſich am beſten für ihn. Hinter her kommt der Richter mit ſeinen Beyſizzern zu Pferd etwa in rothen Kleidern; ſehr gute Würkung würde es thun, wenn der Scharfrichter mit aufgehobenem blanken Schwerdt hinter dem armen Sünder einhergieng. Der ganze Conduct würde dann um der Sicherheit und des Gedrängs willen von gnugſamer bewafneter Mannſchaft begleitet. Ein fürchterlicher Ton von Hörnern könnte noch vor dem ganzen Zug hergehen.

§. 176.

Die Gerichtſtätte ſoll in einem kleinen niedrigen Thal angelegt werden, ſo daß die Bergſeiten den Zuſchauern die Standpläzze zum Sehen abgeben können; auf ebenen Gegenden muß man das Schavot hoch gnug bauen. Die lezten Reden der Uebelthäter können erlaubt werden, ſie machen manchmal tiefen Eindruck. Nach der Hinrichtung ſoll allemal die Strafe geendigt ſeyn, daher ſoll man keinen aufs Rad flechten, keinen Kopf auf die Stange ſtecken, niemand am Galgen hängen laſſen. Denn der Anblick iſt ekelhaft, ſchädlich auf mancherley Art, und zwecklos.

§. 177.

Die Frage ob Kindermörderinnen am Leben zu ſtrafen ſeyen, iſt nun auch bald entſchieden: wenn obige Anſtalten gehörig getroffen worden, ſo wird dadurch die Strafwürdigkeit um ein Groſes erhöht; und dann dient die Hinrichtung der Kindermörderinnen noch zu einem ſehr würkſamen Abſchreckungsmittel. Doch aber muß man allemal nach den vorwaltenden Umſtänden urtheilen: in der Stunde der Angſt und der Verzweiflung überraſcht manchmal eine ſolche Weibsperſon ein Taumel der ſie ohne Ueberlegung handeln macht.

§. 178.

Die Polizey muß ſich durchaus nicht zu Schulden kommen laſſen, daß ein Menſch durch Vernachläßigung verunglücke: hieher gehören die **Brücken**: dieſe müſſen nicht nur in baurechtem Stand erhalten, ſondern auch da wo ſie fehlen, ſicher und dauerhaft angelegt werden. Gähe Abſtürze an Straßen muß man mit einem Geländer verſehen, und überhaupt die Wege in einem ſolchen Stand erhalten, daß das Umwerfen nicht ſo leicht möglich iſt. In den Städten iſt das ſchnelle Kutſchenfahren ſchlechterdings unzuläßig. Kurz: **die Polizey muß durchaus auf alles aufmerkſam ſeyn, was das Leben eines Menſchen in Gefahr ſezzen kan.**

§. 179.

Wagſtücke, die keinen andern Zweck haben, als um ſich ſehen zu laſſen, oder gar Geld damit zu verdienen, ſind ſchlechterdings unzuläßig, die Polizey darf ſie nicht dulten. Eben ſo muß ſie auch alle Mittel anwenden, damit bey Bauwerken, Dachdecken, und beſonders auf ſehr hohen Gebäuden, alle nur mögliche Vorſicht gebraucht werde.

Drittes Hauptſtück.

Von der Bevölkerung.

§. 180.

Je mehrere phyſiſche Kräfte im Staat zum einzelnen und allgemeinen Beſten würken, deſto mehr wächſt die einzelne und allgemeine Glückſeeligkeit; eins verhält ſich wie das andere. Wenn alſo die Polizey dafür ſorgen muß, daß ſie keine Kraft verliert, ſo iſt ihre Pflicht auch eben ſo gros, den Anwachs derſelben auf alle Weiſe zu befördern; und das geſchieht durch die Bevölkerungs-Polizey.

§. 181.

Die Mittel wodurch man die zweckgemäſe Bevölkerung befördert, ſind 1) ſolche, wodurch die inländiſche Volks-Menge vermehrt wird, nemlich die Heurathen; und 2) ſolche, wodurch man Ausländer auf eine rechtmäſige Weiſe anzieht. Die Urſachen, welche die Bevölkerung verhindern, ſind im Vorhergehenden ſchon abgehandelt worden, und im Folgenden wird es Gelegenheit geben diejenigen noch mit zu nehmen, die bisher ihren Plaz noch nicht gefunden haben.

§. 182.

Man findet hin und wieder Verordnungen, worinnen befohlen wird, daß ſich niemand verheurathen darf, der nicht ein gewiſſes Vermögen, und die Mittel anzugeben weis, womit er ſich ernähren kan. Die Urſache einer ſolchen Verordnung iſt, weil man befürchtet, die Verheuratheten möchten hernach der Armen-Verſorgung, und alſo dem Staat zur Laſt fallen. Allein das alles iſt ſehr unrichtig: ſind ſolche Leute würklich faul und nachläßig, ſo muß der Staat Mittel haben, ſie mit Zwang zur Arbeit anzuhalten; ſind ſie fleiſig ſo werden ſie ſich immer nähren, und wo dazu keine Mittel ſind, da liegt die Schuld abermal wieder an der Polizey.

§. 183.

Die Polizey hat eben ſo wenig das Recht irgend jemanden, wenn er ſonſt fähig iſt, das Heurathen zu wehren, als ein jeder Menſch das gröſte Recht dazu hat, wenn er anders geſund iſt; im Gegentheil muß man die Ehen auf alle Weiſe zu befördern ſuchen. Bey der Landwirthſchaft, wo eigentlich der Staat ſeine nüzlichſten und beſtändigſten Bürger beſizt, iſt das Recht der Erſtgeburth ein erſtaunlich ſchädliches Verhinderungs-Mittel der Ehen. Da kein Gut getheilt werden darf, ſo behält immer nur ein Kind daſſelbe: dieſes heurathet hernach, folglich kan ein Bauer immer nur zwey Kinder verſorgen: eins, das auf ſeinem Gut bleibt und heurathet, und das andere, welches auf ein anderes verheurathet wird. Die andern Kinder müſſen alsdann alle bey dem Handwerks- oder Soldatenſtand verſorgt werden, oder ſie müſſen auswandern. Die Bevölkerung der Landwirthſchaft bleibt indeſſen auf der erſten Stufe ſtehen.

§. 184.

Daher muß die regierende Gewalt das Vertheilen der Bauern-Güter unbedingt erlauben, nur blos mit der Ausnahme: daß nicht jedes Grundſtück vertheilt werde, weil dadurch das ſchädliche Zerſplittern entſteht, und ſollte es endlich nöthig werden, auch die Grundſtücke zu ſpalten, ſo muß denn doch die Polizey darauf ſehen, daß die zertheilten Stücke ſo ſehr zuſammen gelegt werden als nur möglich iſt. Dies alles gründet ſich auf die Erfahrung: daß die zerſplitterten Land-Güter ſehr übel adminiſtriret werden können.

§. 185.

Die kurzſichtige Furcht, welche das Recht der Erſtgeburth auf den Bauern-Gütern eingeführt hat: daß ſich nemlich die Leute endlich auf den kleinen Gütern nicht mehr nähren würden, iſt völlig ungegründet: je kleiner die Güter werden, deſto gröſer wird die Induſtrie, wo ſich ſonſt auf 100 Morgen-Lands kaum eine Familie ernähren konnte, da ernähren ſich jezt 10 viel leichter. Dies Verhältniß iſt nicht übertrieben: die Erde vermag auch im rauheſten Lande alles, ihr Ertrag verhält ſich allenthalben wie Arbeit und Dünger. Dies iſt eine mathematiſch gewiſſe Wahrheit. Und endlich wenn die Güter ſo klein werden, daß ſie ihren Mann nicht mehr nähren, ſo giebt die blühende Bevölkerung allenthalben ſo viel zu thun, daß jeder ſein Brod leicht verdienen kan, und mit ſeinem Bruder die Läppgen Feldes nicht mehr theilen mag.

§. 186.

§. 186.

Dieſen hohen Grad der Staats-Wohlfarth befördert nun die Polizey durch blühende Fabriken, und Handlung; aber wohl zu merken, ſolche die ſich auf die inländiſche Landwirthſchaft gründen. Wo allenthalben Fabriken mancher Art blühen, da kan der Jüngling unter zehn Nahrungs-Quellen wählen, und alſo leicht heurathen. Wie hier die Polizey verfahren müſſe, das wird unten in der Gewerbe-Polizey gelehrt werden. Alſo Vertheilung der Landgüter, und Beförderung der Fabriken und der Handlung, ſind mächtige Erleichterungs-Mittel der Heurathen, und alſo auch der Bevölkerung.

§. 187.

Aſiatiſcher Deſpotiſmus iſt es, wenn die Polizey ſo gar unterſuchen will, ob die ſich zu Verheurathende auch zweckmäſig Kinder zeugen können? Z. B. Alte Leute. Das geht die Polizey gar nicht an, ein anders iſt, wenn ein Weibsbild verwachſen iſt, und durch Gebähren unglücklich werden könnte. **Aber ich weis Oerter, wo es ſelbſtgemachtes Geſetz iſt, daß ein Paar Ehleute nur zwey Kinder haben darf.** — Daß dazu die Polizey ſtill ſizt, begreif ich nicht. Solche Menſchen verdienten — ich mag nicht ſagen, was? — wenigſtens alle zum Land hinaus gejagt zu werden.

§. 188.

Die ſcrupulöſe Unterſuchung der Bluts-Verwandſchaft bey den Ehen, iſt auch eine verdriesliche Sache. Es iſt ganz willkührlich, ob wir Chriſten die Moſaiſche Polizey annehmen wollen oder nicht. Die Gottes-Verehrung verbindet uns zu nichts weiter, als was uns Chriſtus und die Apoſtel, und dann das Recht der

Natur, und die Moral deutlich und entſchieden befehlen. Kinder eines Vaters, Perſonen einer Haus-Familie ſollen ſich nicht heurathen, aber weiter hat Vernunft und Religion kein Verbot mehr. Indeſſen, je mehr man, ohne Zwang, die Heurathen in ganz fremde Familien befördern kan, deſto beſſer; das war auch die Politik der Theocratie, aber keinesweges Grundſaz eigentlicher Gottes-Verehrung.

§. 189.

Wo der Bauer elend iſt, da iſt er vom Bürger zu ſehr verſchieden; wo der Handwerksmann verachtet und arm, der Bauer aber wohlhabend iſt, da tritt der nemliche Umſtand ein. Wo eine ſtarke Dienerſchaft, und wo ſie unter einem ſchwachen Herrn mächtig iſt, da herrſcht ſie über alle; wo die Kaufmannſchaft blüht, da blüht niemand als ſie, und eben ſo verhält ſichs mit dem Adel. In allen dieſen Fällen heurathet keine dieſer Claſſen leicht in eine andre, und das hemmt die zweckgemäſe Bevölkerung auſſerordentlich.

§. 190.

Die Polizey muß daher die klügſte Anſtalten zu treffen wiſſen, damit die bürgerliche Stände wenigſtens ſo viel als möglich keine Rang- und Standesordnung aufkommen laſſen; und dies geſchieht: wenn ſie immer die ſchwächere Claſſe unterſtüzt; wo die Kaufmannſchaft blüht, da muß man die Landwirthſchaft nach allen Kräften befördern, und den Handwerksleuten helfen, daß ſie durch fabrikmäſige Arbeit ſich nach und nach zur Würde des Kaufmanns empor ſchwingen. Doch von dem allem unten an ſeinem Ort. Der Grundſaz iſt abſcheulich, wenn man die Ungleichheit dadurch hebt, daß man dem Stärkern ſeine bürgerliche Freyheit einſchränkt.

§. 191.

§. 191.

Wenn die Eltern, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihre Kinder zu nehmen, bald aus Gründen des Familien-Verhältniſſes, bald aus der Abſicht um Geld und Güter zuſammenzubringen, Heurathen ſchmieden, ſo leiden die Kinder darunter, die Heurathen werden erſchwert, die Ehen unglücklich, und die Bevölkerung wird gehindert. Hingegen, wenn die Kinder zur Zeit der brauſenden Leidenſchaft blos auf perſönliches Gefallen, und weiter auf nichts ſehen, ſo machen ſie ſich auch unglücklich. Hier kommts darauf an, daß man die Rechte der Eltern gegen die Kinder wohl prüfe.

§. 192.

Die Eltern haben allen Anſpruch auf den Gehorſam und die Willfährigkeit ihrer Kinder, aber er kan nie ſo weit gehen, daß dieſe um ihrer Caprice willen lebenslang unglücklich werden ſollen, oder doch wenigſtens in Gefahr gerathen es zu werden. Allein die Kinder können auch eine Neigung haben, bey welcher die erfahrnere und klügere Eltern nichts als Unglück vorausſehen. Beyde können es gut meynen, beyde können aber doch irren. Wie ſoll da geholfen werden? — Die wohlthätige Polizey muß eintretten, und nach der Wahrheit und Billigkeit entſcheiden.

§. 193.

Da aber doch die regierende Gewalt in ſolche natürlich freye Handlungen wie die Heurathen ſind, nicht gewaltſam würken darf, ſo muß ſie gelinde Mittel brauchen, indem ſie die Partheyen auffordert, und ihnen befiehlt, die Sache durch das Gericht der guten Männer ausmachen zu laſſen, oder den Geiſtlichen aufträgt, Eltern und Kinder durch Vorſtellungen und Ermahnungen zu vereinigen, und wenn das endlich alles nicht hilft, den Kindern ihre Freyheit verſchaft, zu heurathen wie und wen ſie wollen. Denn ſo bald ſie die Jahre der Prüfung haben, ſo ſind ſie auch im Genuß des Rechts ihrer natürlichen Freyheit.

§. 194.

Das Cölibat der Geiſtlichen in der Römiſchen Kirche gehört nicht hieher, die Polizey kan nichts dabey thun. Hageſtolzen giebt es wenig, wo Mittel gnug zu heurathen ſind; da man niemand zum Heurathen zwingen darf, ſo kan man auch niemand ſtrafen, wenn er nicht heurathet, noch viel weniger kan man das Hageſtolzen-Recht ausüben, indem es nicht den Hageſtolz, ſondern ſeine Erben ſtraft.

§. 195.

Eine auſſerordentliche aber ſchwer zu hebende Hinderniß der Ehen, und mit ihnen auch der Bevölkerung, iſt die ausſchliesliche Würde des hohen und niederen Adels. Hier iſt zwar das Recht der Erſtgeburth vortreflich, ohne dies würde mancher Fürſt nur ein Dorf, und mancher Reichsgraf nur einen Bauernhof beſizzen; die elende Folgen dieſer Verfaſſung ſind unüberſehbar. Daß aber nun auch noch die jüngern Geſchwiſter ihre ausſchliesliche Geburthswürde behaupten, ſich nicht mit Gelehrſamkeit und andern ehrlichen Gewerben nähren, und in andre Claſſen heurathen wollen, das hat auch ſeine unüberſehbar üble Folgen, und im Grunde iſt doch alles nichts als bloſes Vorurtheil.

§. 196.

Das Heurathen an die linke Hand iſt ein ziemliches Interims-Mittel, denn dadurch ſtiftet der Adliche eine

Bürgerfamilie ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, die Bevölkerung leidet alſo nichts, und der Adel auch nicht. Damit aber alle Unordnung verhütet werde, ſo muß die Heurath eben ſo feſt und bündig als die ordentliche, die Frau muß eben ſo ehrlich und anſehnlich als andre ihres Gleichen, und die Kinder müſſen gleichfalls ehrlich, und blos Rang und Erbſchaft ausgenommen, legitim ſeyn.

§. 197.

Aber wie iſt denn den adlichen Fräuleins zu helfen, die nicht das Glück haben, von einem Erbherrn geheurathet zu werden? — Hier iſt doch wohl an keine ſolche linke Hands-Heurath zu denken? Eben darum iſt auch das ganze Ding nur ein Interims-Mittel. Wär es nun nicht vortreflich, wenn der hohe und niedere adliche Jüngling ſich der Gelehrſamkeit, oder der Kaufmannſchaft, beſonders den Fabriken widmete, und dann ſeines Gleichen heurathete. Welchen Seegen würde der königliche oder fürſtliche Prinz ſtiften, der darinnen den übrigen mit ſeinem Beyſpiel vorgieng!

§. 198.

Die ſtehenden Armeen hindern die Bevölkerung auſſerordentlich; allein der Rath, daß die Soldaten heurathen, und Familien ſtiften ſollen, iſt ſchwer auszuführen: ſoll ſie der Staat ernähren? — das iſt unmöglich und zweckwidrig; ſollen ſie ſich aber ſelbſt nähren? — wie und wovon ſollen dann Frau und Kinder während dem Krieg leben? — Dieſer Vorſchlag iſt auch noch aus vielen andern Gründen unausführbar. Stehende Armeen ſind immer ein nothwendiges, und noch zur Zeit nicht zu hebendes Uebel.

§. 199.

Die viele Bedienten der Vornehmen ſind auch ein ſehr groſes Uebel, ſie hindern die Ehen und die Bevölkerung, und geben zu vielen Ausſchweiſungen Anlaß. Da aber hier die allmächtige Mode, und alſo die Ehre mitwürkt, ſo kan die Polizey freylich wenig ausrichten. Das Mittel zu helfen iſt das Beyſpiel des Regenten und ſeines Hofs, und das Mißfallen, welches er über dieſe Gattung des Luxus bey allen Gelegenheiten äuſſert. **Er würdige die nur ſeines Vertrauens und ſeiner Gnade, die politiſch tugendhaft, das iſt, wohlthätig für den Staat ſind, alle andre nicht, ſo wird ſich alles bald von ſelbſt geben.**

§. 200.

Ausſtattungen armer junger Leute bey ſolennen Gelegenheiten, Verſorge für arme Mädchen, die ſich in Tugend, Geſchicklichkeit und guter Aufführung beſonders hervorthun, Wittwen und Wayſencaſſen, ehrliche Verſorgung der Findlinge und der unehlichen Kinder, Abſchaffung aller Vorurtheile in Anſehung der Ehre bey Erlernung der Handwerker und bürgerlicher Gewerbe, u. ſ. w. ſind lauter vortrefliche Mittel. Aber der Vorſchlag, daß die Mädchen von aller Erbſchaft ausgeſchloſſen werden ſollten, kan doch wohl unmöglich im Ernſt gemeynt ſeyn.

§. 201.

Eine vorzügliche Hinderniß, und welche alle Bevölkerungs-Anſtalten vernichtigt, iſt **das Ziehen in fremde Länder**, beſonders da kein Regent daſſelbe mit Recht verbieten, und mit Gewalt hindern kan. Die Urſachen eines ſolchen Wegziehens ſind entweder **Armuth**, oder **Druck**, oder **Schwärmerey**.

§. 202.

§. 202.

Kein Regent kan die Armuth ganz hindern: hin und wieder giebts immer einzelne Familien, die entweder durch eigene Schuld, oder durch Unglück, oder durch beydes arm geworden ſind. Freylich ſoll die Polizey Mittel haben ſolchen Leuten zu helfen, und ſie dann auch emſig anwenden; indeſſen wenn ſie anderwärts ihr Glück zu machen glauben, ſo laſſe man ſie ziehen, denn dieſe Fälle ſind doch ſehr ſelten. Iſt aber die Armuth allgemein, ſo liegt die Schuld immer am Regenten, wenn ſie nicht Folge irgend einer Landplage iſt; in dieſem Fall ſoll er ſeinen Unterthanen auf alle Weiſe beyſpringen, und in jenem geſchieht ihm ganz Recht, wenn ſie alle nach einander fortziehen, denn er verdient nicht Regent zu ſeyn.

§. 203.

Eben ſo verhält ſichs auch mit dem Druck: denn der Regent ſoll weder ſelber drücken, noch es andern geſtatten. Was aber das Wegziehen aus Schwärmerey betrift, da muß Rath geſchaft werden, denn dies hat keinen weſentlichen Grund, nur daß man ja nicht gewaltſam verfahre. Allemal gründet ſich eine ſolche Schwärmerey auf übertriebene Nachrichten aus fremden Ländern, wo man Coloniſten ſucht. Dieſen müſſen Beamten, Lehrer und Prediger auf alle Weiſe durch Wahrheit und Darſtellung der eigentlichen Lage der Sachen zuvor zu kommen, und ſie zu entkräften ſuchen; und ſollten ſich dennoch einige entſchlieſen wegzuziehen, ſo läſt man ſie gehen, bittet aber die Uebrigen zu warten, bis die Weggezogenen ſchreiben, wie es dort gehe. Am allerbeſten wär es, wenn ein ehrlicher Mann abgeſchickt würde, der mit Geld und Weisheit ausgerüſtet, die Reiſe ins Geheim machte, ſich nach allem erkundigte, und dann wieder käme: faſt in jedem Fall würde die Schwärmerey verſchwinden.

§. 204.

Ein vorzügliches Mittel zur zweckgemäſen Bevölkerung beſteht darinn, wenn man ohne unerlaubte Künſte anzuwenden, Ausländer ins Land ziehet. Dieſes kan der Regent durch die Polizey recht wohl zu Stande bringen; die Ausführung der Heiſcheſäzze dazu, iſt auch zugleich der Weg zur wahren Staats-Wohlfarth. Ich will die vornehmſten entwerfen.

§. 205.

Blühende Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung, allwaltender Wohlſtand, und Freude allenthalben, ziehen Leute an ſich: denn wo Wohlſtand und Freude iſt, da iſt auch Beſchäftigung; wer daher gerne etwas verdienen will, der geht dahin, und bleibt da. Ich werde in der Gewerb-Polizey lehren, wie man die Gewerbe blühend machen müſſe.

§. 206.

Vollkommene Gewinn- und Gewerbfreyheit, desgleichen der volle Genuß aller natürlichen und bürgerlichen Freyheiten, machen auch das Leben und den Aufenthalt angenehm, und ziehen Fremde an ſich; daher muß die Polizey in allen ihren Anſtalten, wo Eingriffe in die Rechte der Menſchheit geſchehen, unnachläſſig ſtreng ſeyn, im Gegentheil aber auch alle die Schraubereyen und Einſchränkungen, welche in groſen Städten die Polizey ſo verhaſt machen, wie die Peſt vermeiden. In Paris war zu Sartine's Zeiten allenthalben Freyheit, und doch allenthalben Juſtiz und Gerechtigkeit. Nur der Stümper braucht viele Räder zu ſeinem Kunſtwerk, das Genie wenige.

§. 207.

Mäſige und wohl vertheilte Staats-Abgaben ſind auch ein mächtiges Anlockungs-Mittel für Fremde, vorzüglich für Bauern und Landleute. Ueberhaupt iſt eine weiſe und väterliche Regierung, welche wahre Uebertrettungen ſcharf ſtraft, übrigens aber ihre Gewalt nur zum Beglücken, zum Leiten und Wohlthun anwendet, die Univerſal-Medizin für alle Krankheiten des Staatscörpers. Endlich iſt auch die Religions-Dultung zu unſerm gegenwärtigen Zweck ſehr würkſam. S. unten an gehörigem Ort.

§. 208.

Wenn man noch wüſte und unbebaute Gegenden im Staat hat, ſo pflegt man wohl Colonien dort anzulegen, und zu dem Ende Fremde hinzulocken; dieſes ſtreitet gegen das Natur-Recht: denn man nimmt ja andern übel, wenn ſie uns die Unterthanen zu verführen ſuchen. Zugleich aber erreicht man ſeinen Zweck durch dieſes Mittel ſehr ſelten: die Leute, welche kommen, ſind entweder arm, und in dieſem Fall fällt die Unterſtüzzung ſehr ſchwer; oder zugleich nachläſſig, und dann ſind ſie bey allen Unkoſten noch ſchädlich; oder gar nichtswürdige, und dann iſt der Schaden noch weit gröſer; oder endlich Schwärmer, und dieſe ſind vollends ganz unglücklich und elend, wenn ſie nun ſehen daß ihre goldne Träume nichts ſind.

§. 209.

Mein Vorſchlag zur Bevölkerung ſolcher Gegenden iſt folgender: der Regent entwirft einen Plan, der dem neuen Anſiedler gewiſſe Vortheile, die anlockend gnug ſind, auf eine hinlängliche Zeit zuſichert; dann wird im ganzen Land bekannt gemacht, daß derjenige, welcher dahin ziehen wollte, das Nöthige ſeines Haus- und Acker-Aufwands von Woche zu Woche aus den Händen des nächſten Beamten empfangen ſollte. Zu dem Ende muntert man arme Jünglinge und Mädchen auf, die ſonſt nichts haben, läſt ſie ſich heyrathen, und ſchickt ſie dann an den wüſten Ort hin.

§. 210.

Da aber die Einſamkeit ſehr viel beſchwerliches hat, ſo muß man dieſen Anſiedlern ihre Güter an der Gränze der bewohnten Oerter anweiſen, damit ſie Leute in der Nachbarſchaft haben, und alſo alle Vortheile der Geſellſchaft genieſen können. Zugleich aber muß ihnen eine zur Landwirthſchaft wohlgelegene Gegend gegeben, und nur ein máſiges Gut zugemeſſen werden. Daß ihnen der Landesherr ihre Häuſer bauen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt; ihre Kinder und Nachkommen können den ganzen Vorſchuß hernach allmälig und ohne Beſchwerde abtragen.

§. 211.

So ſchickt man allmälig einzelne junge Eheleute oder Familien hin; kommen Fremde, ſo nimmt man ſie auch an, aber ohne ſie zu locken, und zu bereden. Dieſe Methode iſt freylich langſam aber auch deſto ſicherer, und weniger koſtbar. Zugleich erhält man lauter brave und rechtſchaffene Leute, die man kennt, denn andre nimmt man nicht; und endlich erzeigt man den Landes-Kindern, die den nächſten Anſpruch auf Wohlthaten haben, dadurch wahre und thätige Hülfe.

Vier-

Viertes Hauptſtück.

Von der Erziehung.

§. 212.

Die phyſiſchen Kräfte werden durch die moraliſchen geleitet, dieſe können aber ohne jene nichts thun; wenn alſo die Polizey für die Erhaltung und Vermehrung der erſten ſorgt, ſo muß ſie auch die Bildung der lezteren leiten, damit alle zuſammen ihre Richtung zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit nehmen mögen. Dieſes geſchieht durch die Erziehungs- und Aufklärungs-Polizey. Beyde will ich alſo der Ordnung nach abhandeln.

§. 213.

Unter dem Wort Erziehung verſtehe ich alle Mittel, die man anwendet, um die Kinder bis zur völligen Reife ihrer phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, ſo zu leiten und zu bilden, daß beyderley Kräfte ihre Richtung zur Erwerbung der wahren Glückſeeligkeit nehmen, und ſie auch *würklich* erlangen. Die Perſonen denen die Erziehung obliegt, ſind zunächſt die Eltern, und dann diejenigen, die von der regierenden Gewalt verordnet ſind, das auszufüllen, was jene nicht zu leiſten im Stand ſind; dieſe nenne ich mit einem Wort Schulmänner.

§. 214.

Die Erziehung durch die Eltern legt den Grund zu allem; wenn ſie nichts nuzt, ſo hilft hernach alles andre wenig, oder der natürliche Character eines Kindes muß ſo gut ſeyn, daß er faſt unverderblich iſt, dies iſt aber ein ſehr ſeltener Fall. Aus dieſem Grund hat man Vorſchläge gethan, entweder die Erziehung der Eltern durch Geſezze und Aufſicht zu leiten, oder ſie ihnen gar abzunehmen, und öffentlich unter der Aufſicht des Staats zu erziehen.

§. 215.

Daß beydes unbillig, und ein Eingrif in die Rechte der Menſchheit ſey, zu welchem die regierende Gewalt um ſo weniger berechtiget iſt, weil ſie dafür da iſt, jeden dabey zu ſchüzzen, iſt leicht zu beweiſen: nur da ſind poſitive Geſezze und Strafen nicht nur erlaubt, ſondern nöthig, wo einer den andern im Beſiz ſeiner Rechte hindert, in allen andern Fällen, wo es auf die Beförderung der Glückſeeligkeit ankommt, da dürfen nur weiſe Anſtalten, Ermunterungen und Belohnungen angewendet werden.

§. 216.

Dem zufolge würkt alſo erſtlich die Aufklärungs-Polizey auf die Eltern: indem man ihnen durch Lehrer und zweckgemäſe Schriften alle ihre Pflichten begreiflich und bekannt macht, die ſie gegen ihre Kinder zu beobachten haben. Dann müſſen auch die Diener der Polizey die Kinder auf den Straßen beobachten, auf ihre Spiele merken, und ihre Handlungen eben ſo wichtig anſehen, als die Handlungen der Erwachſenen. Finden ſie einen Knaben oder Mädchen, das dem andern Unrecht thut, ſo muß die Sache ordentlich entſchieden, der Beleidiger muß nach Verhältniß beſtraft und dem Beleidigten Gnugthuung gegeben werden.

§. 217.

Dieſes Mittel iſt ſo äuſſerſt wichtig, daß ichs nicht gnug empfehlen kan; die Polizey hat vollkommenes Recht jedes Unrecht zu ſtrafen, ſie geht alſo in dieſem Fall keinesweges über ihre Schranken. Der Erfolg aber iſt vortreflich: denn das höchſt ſchädliche Gaſſenlaufen, dieſe Urſache ſo vieles Verderbens, wird dadurch gemindert, vieles Unglück durch Schlagen und Werfen wird verhütet, und die Eltern ſind gleichſam genöthigt, die Kinder in die Schule zu ſchicken und gehörig zu beſchäftigen; zugleich aber wird das unangenehme Getöße und Lermen auf den Straßen, welches durchaus polizeywidrig iſt, dadurch abgeſchaft. Nur darf kein Polizeydiener ſelber urtheilen oder gar ſtrafen, er darf nur die Kinder greifen, und vor den Richter führen, der aber dann auch in ſeinen Strafen weiſe verfahren muß: zuweilen dictirt er den Eltern eine Geldſtrafe, wenn ſie nachläßig ſind, oder er züchtigt die Kinder mit Gefangenſchaft, oder auch mit Schlägen, doch dies muß äuſſerſt ſelten geſchehen.

§. 218.

Die Polizey muß alſo einen würdigen und angeſehenen Mann zum **Kinder-Richter** verordnen; einen Mann, dem auch alle Eltern Ehrfurcht ſchuldig ſind; die Geiſtlichen und Schullehrer ſind dazu ſchlechterdings nicht geſchickt, weil ſie Freundſchaft und Zutrauen nöthig haben, wenn ſie nüzlich würken ſollen. Man nehme alſo eine obrigkeitliche Perſon dazu, beſolde ſie ordentlich, damit ſie ſich ihrem Geſchäft widmen könne, und laſſe ſie dann auch eine Ehre genieſen, die ihrer wahrhaft nüzlichen und erhabenen Abſicht völlig angemeſſen iſt.

§. 219.

Reiche und vornehme Eltern, die ſich ſelbſt mit der Erziehung ihrer Kinder nicht abgeben können oder wollen, **pflegen öfters einen Knecht zu miethen, der ihre Kinder erziehen ſoll**: man verzeyhe mir den hämiſchen Ausdruck; aber iſt wohl die gewöhnliche Hofmeiſter-Erziehung anders beſchaffen? — Der Hauptfehler liegt hier an dem Mangel braver junger Männer, die von Kopf und Herzen zum Erziehen geſchickt ſind. Man wählt gewöhnlich Candidaten der Gottesgelahrtheit dazu; dieſe aber verſtehen oft nicht das geringſte von der **Erziehungs-Kunde**, ſo gar ſind ſie manchmal ſelber noch unerzogen; und endlich nehmen ſie auch dieſe Bedienungen unter den niederträchtigſten Bedingungen an, blos um einſtweilen ans Brod zu kommen.

§. 220.

Wenn man nur ſolche Jünglinge zum Studiren wählte, die Fähigkeit dazu haben: und dies iſt auch eine Pflicht, die der Polizey obliegt; wenn ferner auf Univerſitäten Gelegenheit wäre, die Erziehung ordentlich zu ſtudiren; wenn auch die Profeſſoren die tüchtigſten Subjecte zur Erziehung aufmunterten; wenn alsdann niemanden erlaubt würde, Hofmeiſter zu werden, edle junge Menſchen-Pflanzen zu erziehen, der dieſe Wiſſenſchaft nicht ordentlich ſtudirt hat, denn dies iſt eben ſo nöthig, als daß man niemanden ein Pfarr-Amt giebt, ohne ſtudirt zu haben, ſo würde der Sache nach und nach abgeholfen werden: denn ſchlechte Eltern dürften dann keine ſchlechte Hofmeiſter wählen.

§. 221.

Auf die **häusliche Erziehung** folgt nun die **öffentliche**; dieſe iſt von ſehr verſchiedener Art und Einrichtung:

tung: **die Schulen für das Volk** ſind bey weitem die wichtigſten, und ein Gegenſtand, der die unnachläſſigſte Sorge des Regenten und ſeiner Polizey verdient: denn hier werden alle ſeine Unterthanen gebildet, und auf dieſer Bildung beruhts, ob der ganze Staat glücklich oder unglücklich werden ſoll? — Von dieſer Materie muß ich alſo gründlich handeln.

§. 222.

So lang die Dorfſchulmeiſter nur 20 bis 30 Gulden Beſoldung bekommen, ſo lang werden ſich auch keine andre Leute dazu bequemen, als die nicht mehr zu verdienen wiſſen; und ſo bald ſie Gelegenheit zu beſſerem Unterkommen finden, ſo verlaſſen ſie das niedrige beſchwerliche Gewerbe. So lang alſo eine incultivirte ungebildete Menſchenclaſſe dieſe allerwichtigſte Schulen bedient, ſo lang iſt das Amt ſelbſt verachtet, ohne Staats- und Standes-Ehre, und es iſt gar kein Wunder, daß die Aufklärung ſo weit zurückbleibt: denn der Menſchenverſtand wird hier ſchon in ſeinem erſten Quell getrübt.

§. 223.

Wenn aber ein Dorf von 20 Häuſern 300, und eins von 100 Familien 600 Gulden Schulbeſoldung zahlt, und wenn eine ſchöne ordentliche Wohnung für den Schulmeiſter da iſt, dann widmen ſich auch Leute von feiner Erziehung und Sitten auf immer dieſem Geſchäfte; vornehme Eltern ſehen dann das Schulamt für eine anſtändige Verſorgung an, und laſſen ihre Söhne die Erziehungskunde ſtudiren, und ſo verbindet ſich auch nach und nach Ehre und Anſehen mit dieſem Geſchäfte. **Schulmeiſter-Seminarien anzulegen, ehe jene groſe Einrichtung getroffen iſt,** iſt bloſes

Spielwerk. Wer wird ſo thöricht ſeyn, eine Wiſſenſchaft zu ſtudiren, die ihren Mann nicht nährt.

§. 224.

Aber wo ſoll man den Fond hernehmen, der alle Dorfſchulen ſo reichlich beſoldet? — Das iſt freylich eine ſchwere Frage. Hätten die teutſche Fürſten zur Zeit der Reformation gewollt, damals wär es leicht möglich geweſen, ſo wie es in den Catholiſchen Ländern durch Aufhebung zweckloſer geiſtlicher Stiftungen noch möglich iſt. Indeſſen bedarfs auch jezt nur Zeit und Willen, ſo kan ein wohlthätiger, ſeine Pflicht kennender Regent, alles. Er ſchaffe alle Luſtbarkeiten ab, die viel koſten, und doch dem Zweck nicht entſprechen; er ſuche durch die an ihrem Ort vorgeſchlagene Mittel die Stalfütterung einzuführen, und die Landwirthſchaft blühend zu machen, ſo können die Gemeinweyden urbar gemacht, und Schulgüter werden, bald kan eine Mühle, bald dieſes, bald jenes zu dieſem Zweck verwendet werden. Wie hat mans vorzeiten angefangen, als man ſo viele Kirchen und Klöſter ſtiftete? — man braucht nur mit Ernſt zu wollen.

§. 225.

Wenn auf dieſe Weiſe für den anſtändigen Unterhalt der Schullehrer geſorgt wird, dann darf man auch auf ihre zweckgemäſe Bildung denken: nicht eigene Seminarien, oder beſondere Schulen, ſondern auf den Univerſitäten ſelbſt, ſollen Lehrſtühle der Erziehungs-Wiſſenſchaft angeordnet werden; (ich werde unten bey der Lehre von den Hohen Schulen die Urſachen anzeigen, warum?) dieſe muß man mit tüchtigen Männern beſezzen, und ſie gehörig beſolden.

§. 226.

Der Jüngling, welcher ſich dem Schulamt widmet, muß erſtlich die **lateiniſche Sprache** um ihres weitausgebreiteten Nuzens, und um der alten Litteratur willen ſtudiren; darauf folgt dann die **Philoſophie**, dann eine vernünftige faßliche auf die **Bibel** gegründete **Religionskänntniß**; ferner **Naturlehre**, **Naturgeſchichte**, **Landwirthſchaft**, **Fabrikwiſſenſchaft**, und die **Handelskunde**. Unentbehrlich ſind ihm überdies die **ſchöne Schreibkunſt**, und die **Rechenkunſt**; auch das **Clavier**, nebſt etwas **Zeichnen** iſt ihm ſehr anſtändig. Endlich muß er ein vortrefliches Collegium über die **Erziehung** und **Bildung der Kinder** hören.

§. 227.

Man hat wohl den Vorſchlag gethan, und ich weis auch Oerter wo er ſchon ausgeführt iſt, daß die Beſoldungen auf groſen und kleinen Pfarren und Schulen alle gleich ſeyn ſollten. Bey dem Unrecht, welches mit dieſer Einrichtung verbunden iſt, indem der, welcher wenig thut, eben ſo reichlich bezahlt wird, als der, der viel arbeiten muß, erkaltet auch noch der Dienſt-Eifer, als welcher ungemein rege erhalten wird, wenn man weis, daß Treue, Fleiß und Geſchicklichkeit, Beförderung auf einträglichere Stellen nach ſich zieht; die aber dann auch ſchlechterdings nicht an den Vorzug des Alters gebunden werden darf.

§. 228.

Der Pfarrer kan immer den Rang vor dem Schulmeiſter haben, aber nicht anders als in brüderlicher Beziehung, ſo wie die Profeſſoren der verſchiedenen Facultäten; auch ſoll ihm die Aufſicht über die Schulen dann nicht weiter zuſtehen, als in ſofern es die Religions-

Pflege betriſt. Die Verfaſſung des Schulweſens in Anſehung ſeiner Regierung, gehört in die Staats-Haushaltung.

§. 229.

So bald der Schulmeiſter ordentlich und hinlänglich beſoldet wird, ſo fällt die Bezahlung des Schulgeldes weg; die Kinder des Reichen wie des Armen werden unentgeltlich unterrichtet; und damit die Eltern nicht ſaumſeelig ſeyn mögen, ſo müſſen ſie geſezmäſig und durch Geldſtrafe angehalten werden, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken. Die Ausnahme von der Regel, als da ſind Krankheiten und andere wichtige Vorfälle, müſſen in den Schulordnungen genau beſtimmt werden. Sollte zuweilen ein Vater einen hinlänglichen Grund haben, ſein Kind nicht in die Schule zu ſchicken, z. B. im Fall er es ſelbſt unterrichten wollte; ſo muß er ſich deswegen bey dem Schul-Vorſtand melden, und ſich über ſeine Fähigkeit prüfen laſſen.

§. 230.

Der Unterricht ſelbſt muß ebenfalls genau beſtimmt, und nicht der Willkühr der Schullehrer überlaſſen werden; daher nimmt er einen wichtigen Theil des Geſezbuchs für die Schulen, oder der Schulordnung ein. Der ſogenannte Catechismus in Fragen und Antworten iſt ein höchſt unſchickliches Lehrbuch, und ihn noch gar auswendig zu lernen, iſt vollends das Mittel die Kinderſeele gegen alles Religionsgefühl zu ſchwielen. Die Lehre von Gott und Chriſto, und die daraus folgende Pflichten, müſſen in ganz kurzen und ſehr faßlichen Lehrſäzzen entworfen werden; dann erklärt der Schulmeiſter den Kindern mündlich, die darinnen enthaltene Wahrheiten, prüft ſie über jeden Saz, und läſt ſie aus dem Herzen antworten.

§. 231.

Auf dieſe Weiſe braucht man des Tages nur eine Stunde zum Religions-Unterricht, und mit dem auswendig lernen wird gar keine Zeit verdorben. Wenn die Kinder dann endlich in der Religion gegründet ſind, ſo läßt man ſie die bibliſche Geſchichte leſen, und erläutert ſie ihnen auf die beſte Weiſe, dann handelt man auch die bibliſche Lehrbücher mit ihnen ab, und berichtiget ihren Verſtand in Anſehung der Weiſſagungen. In allen dieſen Stücken muß aber der Lehrer zwiſchen den neuen und alten Religions-Lehren den Mittelweg halten, das iſt: er muß der heil. Schrift nichts zuſezzen, aber auch nichts hinweg vernünfteln.

§. 232.

Der Unterricht im Leſen und Schreiben wird durch eine ſchwarze Tafel erleichtert, an welcher der Lehrer mit Kreyde Druck- und Schreib-Buchſtaben zeichnet, und ſo die Kleinen nach und nach zu beyden Stücken anführt. Die Rechenkunſt kan auch eine beſondere Stunde haben. Auf den Dörfern muß aber vorzüglich Natur-Lehre und Natur-Geſchichte, ſo viel den Bauern nöthig iſt, gelehrt, und dann darauf eine vollſtändige theoretiſche Känntniß der Landwirthſchaft gegründet werden. In den Städten findet an deſſen Stelle die Mechanik, das Zeichnen, die Technologie und Handlung ſtatt.

§. 233.

Könnten nicht die Kinder in Claſſen vertheilt werden, ſo daß in jeder Stunde des Tages etwas beſonderes gelehrt würde? — mir deucht dieſe Ordnung müßte ihre groſe Vorzüge haben. Eben ſo glaube ich, könnte durch dieſe Schulanſtalten die hochteutſche Sprache allenthalben verbreitet, und dem gemeinen Mann geläufiger gemacht werden. Mit einem Wort, der Nuzzen ſolcher Schulen muß für die Zukunft unüberſehbar, und Cultur und Aufklärung mit allen ihren Folgen unbeſchreiblich fruchtbar ſeyn. Es bedarf keines tiefen Blicks um das einzuſehen.

§. 234.

Alle Erziehungs-Anſtalten wo die Zöglinge alle beyſammen wohnen, und in Anſehung ihrer Sitten, Kleidung, Eſſen und Trinken, Spiel und Unterricht u. ſ. w. unter der genauen Aufſicht ihrer Lehrer ſtehen, haben auſſer dem gemeinſchaftlichen groſen Fehler des Mangels an Welt- und Menſchenkänntniß, noch den weit gröſern, daß die Kinder mit dem geſellſchaftlichen Gang des menſchlichen Lebens, ſo wohl in Anſehung ſeines Nuzzens als Schadens, ſchlechterdings nicht bekannt werden. Wenn ſie aus ihrer Clauſur herauskommen, ſo haben ſie einen auffallenden, ihrem Inſtitut eigenen Gemeingeiſt; ſie ſind an einer Seite für die bürgerliche Geſellſchaft zu eckicht, und an der andern zu rund; und da ſie im Kampf gegen geſellſchaftliche Laſter noch nicht geübt ſind, ſo ſiegen ihre ſo lang gefangen gehaltene Leidenſchaften mit unwiderſtehlicher Gewalt.

§. 235.

Zu dieſen unabänderlichen Fehlern kommen noch viele andre zufällige: die Lehrer ſolcher Inſtitute ſind gewöhnlich Schwärmer von einem ganz beſondern Schlag; der eine iſt *empfindſam*, der andre *Philoſoph*, ein dritter *militäriſch*, der vierte will *etwas dadurch erwerben*, der fünfte iſt *ruhmſüchtig*, und endlich der ſechſte *mags gut meynen, verſtehts aber nicht*, und ſo geräth keine dieſer Anſtalten ganz, die mehreſten verunglücken, und die armen Jünglinge, die hinein gerathen,

rathen, haben hernach gnug zu thun um ſich wieder in die gewöhnliche Menſchheit hinein zu paſſen. Die Erfahrung redet durch mich.

§. 236.

Eben aus dieſen Gründen halte ich auch die Erziehung der Kinder in Findel- und Wayſenhäuſern nicht für gut; man thue ſie bey ehrliche Hausleute in die Koſt, und laſſe ſie wie andre in die öffentliche Schule gehen. Endlich kommt bey allen Inſtituten dieſer Art noch ein wichtiger Umſtand hinzu: die Koſten fallen den Eltern ſchwer, und in der Anſtalt ſelbſt iſt wegen der der Menge, die Nahrung immer ſchlecht und unordentlich, geſchweige daß die traurige Folgen des Beyſammenwohnens junger Leute hier gar nicht zu vermeiden ſind.

§. 237.

Ich komme nun der Ordnung nach auf **die gelehrten Schulen**, wo die Männer gebildet werden, die hernach der regierenden Gewalt in allen ihren Schutz- und Beglückungs-Geſchäften an die Hand gehen ſollen. Wie viel auf dieſe Bildung ankomme, das brauch ich wohl nicht erſt zu erklären, da ſie den Werkzeugen zur Beförderung jeder Glückſeeligkeit ihre ganze Richtung giebt.

§. 238.

Wenn es ſehr wichtig, und eine groſe Pflicht der Eltern iſt, daß ſie ihren Sohn ſo viel möglich dem Beruf widmen müſſen, zu dem er von Natur die meiſte Neigung hat; ſo iſt es vielmehr ihre Pflicht, ja keinen Sohn dem Studiren zu widmen, wenn er nicht die beſte Anlage dazu hat. Aber hier kommt noch ein Umſtand

ſtand dazu: da die Gelehrten alle dereinſt Diener des Staats werden, und entweder einen Theil der regierenden Gewalt, oder der Aufklärung und Erziehung, oder ſonſt irgend einen Theil des Beglückungs-Geſchäftes zu verwalten bekommen, unfähige Perſonen zum Studiren aber, auch dereinſt zu jedem dieſer Aemter unfähig ſeyn müſſen, wodurch alſo das gemeine Weſen unausſprechlich leidet, ſo kan die Polizey den Eltern die Beſtimmung ihrer Kinder zum gelehrten Stand unmöglich überlaſſen.

§. 239.

Daher ſollen die Schulmeiſter die fähigſten Köpfe unter ihren Knaben, die zugleich edles Herzens ſind, wohl beobachten, und ins Geheim auf eine Liſte notiren; dann müſſen ſie aber auch wohl acht haben, zu welchem Fach der Gelehrſamkeit ihr Geiſt die gröſte Neigung und Fähigkeit hat. Wenn nun jährlich die Schulen viſitirt werden, ſo legt der Schulmeiſter dem Viſitator ſeine Liſte vor, dieſer prüft die Knaben; findet er ſie tüchtig, ſo notirt er ſie auch auf ſeine Liſte, und überſchickt ſie dem Collegio, welches die Aufſicht über die Schulen hat. Wenn aber ein Vater ſeinen Sohn auſſerdem der Gelehrſamkeit widmen will, ſo ſtehts ihm frey, nur muß er alsdann in Gefahr ſtehen, daß ihm fähigere vorgezogen werden.

§. 240.

Wenn der Staat die tauglichſten Subjecte zum Studiren auswählt, ſo muß er auch ſorgen, daß ſie, ohne den Eltern ſchwer zu fallen, ſo lang unterhalten werden, bis ſie ein Amt antretten. Zu dem Ende muß man wiſſen, wie viel Gelehrten jeder Facultät zum Dienſt erforderlich ſind? Dieſe Anzahl zeigt dann auch ungefehr, wie viele junge Leute von Jahr zu Jahr nachgezogen werden müſſen. Die mittlere Zahl der jährlich ſterbenden Gelehrten giebt den richtigen Maaßſtab. So viel nimmt man nun immer aus den fähigſten Subjecten der Schul-Liſten, und ſorgt dann für Stiftungen und Stipendien auf den Hohen Schulen, damit ſie gehörig ausgebildet und erhalten werden können; der Vater muß aber dann auch nach ſeinem Vermögen beytragen.

§. 241.

Die Jünglinge müſſen auf gewiſſen Mittelſchulen, die man Gymnaſien nennt, zum eigentlichen Studiren vorbereitet werden. Es iſt alſo nothwendig, daß jedes Land, ſogar jede Provinz oder Hauptſtadt derſelben, eine recht gute Mittelſchule habe. Hier kommt wieder alles auf einen reichen Fond zu Beſoldungen an. Auf eine gute Beſoldung kan man auch die beſten Männer berufen, und daß dieſe alles ausmachen was hier gefordert wird, das wird wohl niemand bezweifeln.

§. 242.

Die Wiſſenſchaften, welche auf den Gymnaſien gelehrt werden müſſen, ſind nebſt den alten gelebeten Sprachen, auch die jezt lebenden; vorzüglich die franzöſiſche, italiäniſche und engliſche; dann die Mathematik, Schreib- und Rechenkunſt, Logik und Metaphyſik, die ſo genannten freyen Künſte, und dergleichen. Da man jezt noch mit Knaben zu thun hat, ſo iſt eine genaue Aufſicht und ſtrenge Zucht nöthig. Wenn einmal die Volksſchulen nach meinem oben entworfenen Plan eingerichtet würden, ſo könnte man wenigſtens eine oder die andere Lehr-Stelle auf den Gymnaſien mit den fähigſten Männern aus den Schulmeiſtern beſezzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

§. 243.

Unter allen Eigenſchaften eines Lehrers auf dem Gymnaſium, ſind der Fleis und die Geſchicklichkeit im Unterrichten die vornehmſten; und auf dieſe muß bey dem Beruf vorzüglich geſehen werden. Nichts iſt verdrieslicher bey dem Lehramt als militäriſche Subordination; der Lehrer muß aus freyem Trieb arbeiten, und das Dociren muß ſeine Luſt ſeyn; wenn das nicht iſt, ſo hilft auch der Zwang nicht, denn dieſer macht auch den Willigſten unwillig.

§. 244.

So nothwendig und billig es iſt, daß der Lehrer fleiſig ſeinen Beruf abwarte, ſo nothwendig iſt es auch, daß man ihn nicht mit Lehrſtunden überlade. Daher muß man eine hinlängliche Anzahl geſchickter Männer berufen, und dann die Arbeiten nach Talent und Fähigkeit gleichförmig unter ſie vertheilen. Das Ordnen der Schüler in Claſſen, und das Promoviren aus der einen in die andre, iſt ſehr nüzlich: denn es ſpornt den Fleis, bringt die Jünglinge einer Art, die nemlich einerley Wiſſenſchaft treiben, zuſammen, und erleichtert alſo auch den Lehrern ihre Mühe.

§. 245.

Man hat auch ſo genannte Gymnaſia illuſtria, oder academiſche Gymnaſien, welche zwar nicht in Facultäten eingetheilt ſind, ſondern wo die gewöhnliche Einrichtung beybehalten wird; wo man aber doch wenigſtens in einem oder anderm Fach ausſtudiren kan. Auch dieſe haben ihren Nuzzen: denn wenn man keine ordentliche Univerſität im Lande ſelbſt hat, und daher ſeine jungen Leute ihr Geld auſſer Lands verzehren laſſen muß, ſo können denn doch viele im Vaterland die nöthigen Känntniſſe erlangen, und die andern werden ſo weit in den Wiſſenſchaften befördert, daß ſie nicht nöthig haben, lange auf der Univerſität zu bleiben.

§. 246.

Zu dieſer Art von Hohen Schulen muß man geſchickte Männer berufen, und anſtändig beſolden, die den Schülern der lezten Claſſe ordentliche Collegia über die höhern Wiſſenſchaften leſen können. Dadurch werden dann auch wohl benachbarte Ausländer herbey gezogen, und ſo der Nuzze vergröſert. An ſolchen Orten muß die Polizey vorzüglich für die Wohlfeilheit der Lebensmittel ſorgen.

§. 247.

Die Univerſitäten endlich ſind die Oerter, wo die Gelehrten von allen Gattungen Gelegenheit finden, wenigſtens finden müſſen, ſich auszubilden. Die Einrichtung einer Univerſität iſt von allen Arten der Erziehungs-Inſtituten ganz verſchieden, und im Grunde ganz und gar keine Erziehungs-Anſtalt; Studenten ſind keine Zöglinge. Seit der Zeit die Erziehungs- und Zöglings-Raſerey graſſirt, hätte man auch gerne die Univerſitäten in Philantropine umgemodelt, allein das iſt denn doch Gott ſey Dank! noch nicht verſucht worden.

§. 248.

Bey allen Mängeln und Gebrechen die die Univerſitäten, wie alle Anſtalten des Alterthums, haben, hat man denn doch bey aller Aufklärung und pſychologiſchen Entdeckungen unſers Jahrhunderts noch kein Inſtitut zu Stand gebracht, das nur einigermaſen, auch nur einer mittelmäſigen Univerſität in Anſehung der Nuzſtiftung gleich käme. **Der Tadler möchte gern das ſelbſt ſeyn was er tadelt.** Dieſer Saz iſt Erfahrung: denn der Lehrer auch der kleinſten Erziehungs-Anſtalt will Profeſſor genannt werden; und diejenigen, welche ſo erſtaunlich über Fürſtendruck und Deſpotismus ſchreyen, ſind, ſo weit ihr Würkungskreis geht, die gröſten Deſpoten. Der rechtſchaffene Mann tadelt nicht, ſondern machts beſſer.

§. 249.

Es iſt eine unſtreitige durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit: daß ein Menſch, ſobald ſeine Verſtandskräfte gehörig entwickelt ſind, durch Zwang das nicht mehr werde, was er unter vernünftiger Leitung, im vollen Genuß ſeiner natürlichen Freyheit wird; da nun der Jüngling ſchlechterdings nicht auf die Univerſität ziehen ſoll, bis jene Entwicklung geſchehen iſt, ſo kan auch daſelbſt durchaus kein Zwang ſtatt finden, ſondern jeder muß ſeine Freyheit haben. Wer durch Gewalt ein Gelehrter werden ſoll und wird, der paßt ſehr ſelten in ſein Fach; und wer hineinpaßt, würde ohne Zwang mehr geworden ſeyn. Wer alſo auf der Univerſität, im Genuß der vollen Freyheit nichts lernt, würde ohne Freyheit noch weit weniger gelernt haben. Auf dieſen Sätzen beruht die academiſche Freyheit.

§. 250.

Da jedermann von Rechtswegen ſeine natürliche Freyheit beſizt, ſo kan ſie niemand ſo weit ausdehnen, daß ein anderer in ſeinem Freyheits-Recht dadurch eingeſchränkt wird. Dies iſt Geſez der Natur, und die erſte Grundlage jeder, alſo auch der Univerſitäts-Polizey, dazu kommt nun aber auch die zweyte: So wenig der junge Mann durch Zwang getrieben, ſtudiren ſoll, ſo wenig darf er ſich auch ſelbſt ganz überlaſſen werden: denn er iſt in dieſen Jahren gewöhnlich raſch, feurig und leichtſinnig, und der erſte Genuß ſeiner Freyheit verleitet ihn zu tauſend Ausſchweifungen und Verſäumniſſen ſeines Zwecks; **daher iſt eine vernünftige Leitung der ſtudirenden Jünglinge bey weitem der wichtigſte Theil der Univerſitäts-Polizey, oder vielmehr Politik.**

§. 251.

Es iſt eine ſehr weiſe Einrichtung die man vor Alters den Univerſitäten gegeben hat: daß nemlich die ordentlichen Lehrer aus ihrer Mitten ein Oberhaupt wählen, welches zu beſtimmten Zeiten abwechſelt, und in ihrem Senat den Vorſitz hat; woher dann die der natürlichen Freyheit und dem Studiren ſo angemeſſene republicaniſche Verfaſſung entſteht, in welcher mehr Beſtändigkeit und Dauer der Geſezze, freylich auch der Fehler, ſtatt findet, als wenn die Einrichtung monocratiſch wäre. Dieſer Senat regiert unter dem Vorſitz ihres Rectors, Prorectors, und Canzlers die Univerſität, und ſteht mit ihren Curatoren unmittelbar unter dem Landesherren, oder wenn er nicht im Lande wohnt, unter ſeinem höchſten Collegio.

§. 252.

Der Geiſt der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit lebt und webt in einer gewiſſermaſen unabhängigen Freyheit, und erſtickt, wenn er von der Laune und Caprice eines einzigen abhängig iſt; deswegen ſind auch die Directoren einzelner Facultäten, oder despotiſche Curatoren, mit einem Wort alle fortdaurende Vorſteher, ein Gift der Hohen Schulen, und eine wahre Hinderniß ihres Aufkommens. Nur die Lehrer ſelbſt kennen die Bedürfniſſe am Beſten, zu ihnen haben die ſtudirende Jünglinge allein Zutrauen, und ein Ausländer unterwirft ſich niemand als dem Landesherrn und ihnen. Daher können auch nur der Landesherr, der Rector, oder Prorector mit dem Canzler und Senat Geſezze geben und ausführen. Das ausführlichere gehört in die Staatshaushaltung.

§. 253.

Dazu kommt noch ein wichtiger Umſtand: auf die Univerſitäten muß man mit groſen Koſten berühmte Männer berufen, und berufen können; ein ſolcher Mann aber, der ſichs ſeinen ſauern Schweiß und Geld hat koſten laſſen, bis er zu der Stuffe hinaufgeklettert iſt, glaubt nun auch einen gewiſſen Rang im Staat zu verdienen; er wird ſich alſo ſchwer dazu verſtehen, unter dem Commando eines Capitäns oder Directors zu arbeiten; daher ſoll er in einer republicaniſchen Verfaſſung leben, und niemand als der Landesfürſt ſoll ſein eigentlicher Herr ſeyn.

§. 254.

Wenn die Profeſſoren mit Recht Vorzüge und Freyheiten genieſen, und wenn ihnen ihre Mühe belohnt wird, ſo iſt es dann auch ihre höchſte Pflicht, ihrem Amt Ehre zu machen. Der Vorſchlag, die Profeſſoren ſo zu beſolden, daß ſie ohne die Bezahlung ihrer Lehrſtunden reichlich leben können, iſt wohl recht gut; nur muß man dann aber auch gewiß ſeyn, daß ſolche Männer Fleis gnug beſizzen, und gewiſſenhaft gnug ſind, eben ſo viele Stunden, und dieſe eben ſo wohl vorbereitet, und mit eben der Energie zu lehren, als wenn ihnen ihre Collegia von den Zuhörern bezahlt würden. Wenn man alſo in dem Fall einen Mann noch nicht gnug kennt, ſo ſoll man ihn entweder gar nicht berufen, oder im Anfang nur hinlänglich beſolden, bis man von ſeiner Treue überführt iſt.

§. 255.

Sollte folgender Vorſchlag nicht ausführbar ſeyn: je beſſer der Profeſſor lehrt, deſto mehr Zulauf hat er; hingegen würde die Univerſität vor allen fleiſig beſucht werden, wo alle Collegia frey wären. Wenn man alſo die Lehrer ordentlich, doch mäſig beſoldete, ſo daß ſie zwar ohne Sorge leben könnten, doch aber durch die Collegien-Gelder ihr Glück gründen und befeſtigen müſten, und man ihnen dann aus dem Fond die Honorarien für ihre Zuhörer ordentlich bezahlte, ſo würden meines Erachtens alle Zwecke hinlänglich erreicht werden.

§. 256.

Doch ich entferne mich zu ſehr von der Polizey: denn das alles ſind Gegenſtände, die bloß in die Staatshaushaltung gehören; ich muß alſo noch bey Zeiten einlenken, und nun die Univerſitäts-Polizey nach ihren beyden §. 250 angezeigten Grundlagen abhandeln. Die erſte betraf den Schuz gegen Eingriffe in die Rechte der Menſchheit, und die andre die beſte Leitung zum Zweck.

§. 257.

Der erſte Punct muß in dreyerley Rückſicht betrachtet werden: 1) will ich zeigen, wie die Studirende gegen die Bürgerſchaft, 2) dieſe gegen jene, und 3) die Akademiſten gegen ſich ſelbſt geſchüzt werden müſſen. Die Bürgerſchaft der Stadt, wo die Univerſität iſt, hat durchgehends vielen Genuß und Nahrung von ihr; die

Politik erfordert alſo ſchon, daß der Magiſtrat derſelben ſo viele Vortheile zuwende, als nur ohne Schaden möglich iſt.

§. 258.

Da vorzüglich die Wohlfeilheit viele Fremde anzieht, ſo muß auch dafür vorzüglich geſorgt werden: zu dem Ende werden die Bürger aufgemuntert wohlmöblirte Zimmer von allerhand Art und Preiſen zuzurichten, und bereit zu halten; dieſe werden dann nach ihrem wahren Werth taxirt, ſo daß beyde Partheyen dabey beſtehen können. Eben ſo muß man auch für öffentliche Koſttiſche ſorgen, ſo genannte Gaſttafeln (Tables d' hote) für Studenten anlegen, und dann die Zufuhr aller Lebensmittel auf alle mögliche Weiſe erleichtern und befördern. Die ſo genannte Mauth-Entrichtungen ſollten billig in einer Univerſitäts-Stadt ganz und gar nicht ſtatt finden.

§. 259.

Damit auch die Studirende durch die Handwerksleute, Krämer und Kaufleute nicht überſezt und vervortheilt werden mögen, ſo muß dafür geſorgt werden, daß eine hinlängliche Concurrenz ſolcher Leute daſelbſt entſtehe; und eben deßwegen ſind ganz kleine Städte zur Anlage einer Hohen Schule unſchicklich. Durch wohl eingerichtete und weiſe Creditverordnungen wird ſowohl der Student als der Bürger gegen Verluſt geſichert, nur müſſen ſie dann aber auch gehalten und gehandhabt werden.

§. 260.

Dem unnöthigen Kleiderpracht würde vielleicht durch eine allgemeine Univerſitäts-Uniform am würkſamſten vorgebeugt; nur müſte ſie von der Form des Huts bis zur Schuhſchnalle beſtimmt vorgeſchrieben, und dann aufs ſtrengſte darüber gehalten werden. Der Nuzze dieſer Einrichtung ſcheint mir ſo einleuchtend, und der academiſchen Freyheit ſo wenig nachtheilig zu ſeyn, daß ich mir den allerbeſten Erfolg davon verſpreche: denn es giebt würklich Univerſitäten, wo der Luxus in den Kleidern ſo hoch geſtiegen iſt, daß er faſt den gröſten Theil des Aufwands ausmacht.

§. 261.

Die Stadt-Polizey ſoll ſo viel möglich gelind gegen die Studirende ſeyn; ſie hat nichts weiter zu thun, als ſich gegen ihre Beleidigungen zu vertheidigen, und ſie dann dem Rector oder Prorector anzuzeigen; aber gewaltſam darf ſie keineswegs verfahren, weil der academiſche Bürger der Stadt nicht unterworfen iſt.

§. 262.

Bey aller academiſchen Freyheit aber darf auch kein Bürger durch die Academiſten auf irgend eine Weiſe in ſeinen Rechten, weder an ſeiner Perſon, noch an ſeinem Eigenthum, noch an ſeiner Ehre oder Freyheit, gekränkt werden; jene Freyheit darf nie in Zügelloſigkeit, Selbſtrache, nächtliches Straßen-Lärmen u. d. g. ausarten. Wenn der Student die Freyheit hat, bey Tag und Nacht hinzugehen, wo er will, ohne darüber Rede und Antwort zu geben, ſo lang er nichts ungeziemendes vornimmt; ſo kan ſie doch nie dahin ausgedehnt werden, daß ſchwächliche Bürger, Kranke, Schwangere, Kindbetterinnen u. d. g. durch nächtliche Tumulte in Schrecken und Gefahr geſezt werden dürfen.

§. 263.

Hievon nehm ich die ordentliche und niemand beleidigende Nacht-Muſik, und wohl geordnete feyerliche Züge aus, die entweder zur erlaubten Luſtbarkeit, oder irgend jemand zu Ehren angeſtellt werden. Mit einem Wort: alles was niemand kränkt und beleidigt, und auch dem Zweck der Hohen Schule nicht zuwider läuft, das kan in die Rechte der academiſchen Freyheit eingeſchloſſen werden.

§. 264.

Wenn wohl eingerichtete Credit-Verordnungen gegeben worden, ſo ſind die Bürger ſelbſt ſchuld dran, wenn ſie von den Studirenden um das Ihrige gebracht werden; deswegen müſſen der Magiſtrat auf einer, und der Senat auf der andern Seite, auf die Feſthaltung ſolcher nüzlichen Geſetze wachen; und beyde die dawider handelnde unnachläßig beſtrafen.

§. 265.

Die Beleidigungen, welche ſich die Academiſten unter einander zufügen, betreffen entweder die ſo gewöhnlichen Duelle, oder das ſo genannte Prellen: wenn einer dem andern Geld, oder Bücher, oder Kleider ablehnt, und ihm hernach das Gelehnte nicht wiedergiebt. Von den Duellen hab ich ſchon oben §. 136—137. geredet, hier füge ich nur noch hinzu: daß der Zweykampf nirgends lächerlicher und zweckloſer ſey, als zwiſchen Jünglingen, Muſenſohnen, die ſchlechterdings gar keinen Bezug auf die Waffen haben, und denen es auch im kleinſten Fall nicht an Gnugthuung fehlt, ſo bald ſie die Sache nur am gehörigen Ort, und auf die gehörige Weiſe anbringen.

§. 266.

Es giebt freylich Vorfälle und Misverſtändniſſe, welche von der Art ſind, daß ſie dem Prorector nicht wohl angezeigt werden können; und dieſe geben am mehreſten zu Schlägereyen Anlaß. Daher wünſchte ich ſehr, daß den Studirenden aus ihrer Mitte ein Senat geſezt würde, welcher die erſte Inſtanz hätte; man könnte allemal die Senioren der Facultäten nebſt einigen von den älteſten zu Beyſizzern beſtimmen; dieſe machten dann in der Stille ſolche Sachen ab, indem ſie die Partheyen vertrügen, auch wohl nach Befinden kleine Straſen dictirten, und überhaupt alles, was gegen die academiſche Ordnung ſtritte, rügten. Ich glaube, daß ſo gar die wildeſten, wenn ſie die Ordnung träfe, Mitglieder dieſes Senats zu werden, mildere Sitten und eine zweckmäſigere Lebensart annehmen würden. Der älteſte Student könnte allemal Vorſizer, und einer von den jüngern Secretär ſeyn.

§. 267.

Das Prellen §. 265. würde ebenfalls vor dieſem Collegio ausgemacht, und was hier nicht entſchieden werden könnte, gehörte dann zum Forum des Senats der Lehrer. Eine Hauptquelle vieler Verdrieslichkeiten ſind die academiſche Orden, welche gewöhnlich unvollkommene Nachahmungen der Freymaurerey ſind; ein ſolcher Orden bekommt einen Gemeingeiſt, der diejenigen, welche nicht zu ihm gehören, gerne anfeindet; und da einer für alle, und alle für einen ſtehen müſſen, ſo iſt der Schlägereyen und des Streitens kein Ende; alle Verfügungen, welche gegen dieſen Misbrauch getroffen worden, haben noch bis dahin gar keine Würkung gethan.

§. 268.

Wenn der Landesherr einen Orden ſtiftete, oder wenn er auch von den edelſten Jünglingen errichtet, und dem Studiren ſehr günſtige Ordensregeln entworfen würden, in welchen das Duelliren, Saufen, Spielen und dergleichen ſchlechterdings unterſagt wären, und die jeder Ordensbruder beſchwören müſte, ſo könnten jene ſchädliche Ordens-Verfaſſungen allmälig geſchwächt werden, indem es ſich jeder rechtſchaffener Jüngling zur Ehre machen würde, dieſem Orden beyzutretten; er würde zugleich auch als eine mächtige Kraft jener ſchädlichen ſehr thätig entgegen würken.

§. 269.

Nun komme ich zu dem zweyten Hauptſtück der Univerſitäts-Polizey, nemlich: **zur weiſen Leitung zum allgemeinen Zweck**, das iſt: wahre gelehrte Männer, und Beglückungs-Werkzeuge zu bilden. Das erſte wichtigſte und nie gnug zu empfehlende Mittel, welches ſo vielen Unordnungen vorbeugt, die rauhe academiſche Sitten mildert, dem Vortrag der Lehrer erwünſchten Eingang verſchaft, und überhaupt faſt alles thut, was man wünſchen kan, iſt: **Ein freundſchaftlicher Umgang des edlen, gefälligen, rechtſchaffenen, menſchenliebenden Lehrers mit ſeinen Zuhörern.**

§. 270.

Aber dann muß der Lehrer auch ein edler, gefälliger, rechtſchaffener und menſchenliebender Mann ſeyn; ein Mann, der mit gründlicher Gelehrſamkeit viele Weltkänntniß verbindet. Es iſt Jammer und Schade, daß man ſo wenig auf den Character des Profeſſors ſieht: ſey er pedant, mürriſch, eigenſinnig, verſchlieſe er ſich auch auſſer den Cathederſtunden in ſein Allerheiligſtes;

ſey er liederlich, laſterhaft oder auch ein fideler Burſch; das thut alles nichts, wenn er nur ein groſer Gelehrter iſt, und einen groſen Ruf hat. Dies iſt aber ein ſehr zweydeutiges Zeichen eines guten Lehrers: denn ein offener Kopf, guter Styl, Fleis im Sammeln und Luſt zum Schreiben iſt alles was dazu erfordert wird.

§. 271.

Hingegen muß ein wahrer academiſcher Lehrer eine reine Stimme, einen edlen Anſtand, und einen vortreflichen Vortrag haben; er muß durchaus ein Redner ſeyn; bey dieſen phyſiſchen Talenten muß er die Wiſſenſchaften, die er lehrt, ganz ſyſtematiſch kennen, und ſich in der wiſſenſchaftlichen Lehrmethode ſo geübt haben, daß der Fluß der Gedanken ſo deutlich iſt, ſo die Aufmerkſamkeit rege erhält, daß ihm jeder mit Luſt zuhört, und der Träge durch die helle lichte Wahrheit, und wegen der Anmuth und dem Nuzzen derſelben, aufgemuntert wird, fleiſig und thätig im Studiren zu ſeyn.

§. 272.

Der Catheder muß dem Profeſſor eine Luſt ſeyn; wenn er hinauf ſteigt, und den Kreis der Jünglinge vor ſich ſieht, in deren Herzen er fruchtbare Wahrheiten ausſäen ſoll, ſo muß ihn gleichſam ein Geiſt aus der Höhe durchſchauern, und Licht und Leben muß von ſeinen Lippen ſtrömen. Auſſer den Lehrſtunden ſammelt er dann nüzliche Känntniſſe, und bereitet ſie zum Genuß: der academiſche Lehrer muß nicht Bergmann ſondern Schmelzer ſeyn. Die Erze der Wahrheit aus der Tiefe heraus zu fördern iſt das Werk der gelehrten Geſellſchaften. Dahin gehören ſolche in ſich zurückgezogene einſame tiefe Forſcher und Denker.

§. 273.

Liebe zu den Studenten, warme Mittheilung des Herzens, verbunden mit einem geſezten frommen und dabey aufgeweckten Character, zieht dem Lehrer wiederum Beyfall und Liebe zu: die Studirende verſammeln ſich um ihn, es iſt ihnen wohl in ſeiner Geſellſchaft, und eben dies ſezt ihn nun in den Stand auf ihre Sitten zu würken, und ſie zum Zweck zu leiten. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß man bey dem Beruf eines academiſchen Lehrers auf alle dieſe Eigenſchaften vorzüglich Rückſicht nähme? — und wie bald würde der gute Ton auf den Univerſitäten allgemein werden? Jeder Profeſſor ſezt dann zu gewiſſen Zeiten eine Stunde aus, in welcher er ſich dem geſellſchaftlichen Umgang widmet, und den Studirenden Aſſemblee giebt.

§. 274.

Den Eifer zum Studiren, oder den ſo genannten academiſchen Geiſt zu wecken, iſt ein Meiſterſtück des Lehrers; wenn er das iſt was er nach den vorhergehenden §§phen ſeyn ſoll, ſo iſt ſchon ein guter Grund gelegt; dann iſt es vortreflich, wenn er alle Wochen, oder alle Monath, je nach Befinden, ſeinen Zuhörern eine Frage aus der Wiſſenſchaft, die er lehrt, aufgiebt, die der Luſttragende kurz und ſchriftlich beantwortet; dann lieſt der Lehrer in einer feſtgeſezten Stunde die eingelieferten Aufſäzze ab, doch ſo daß er nie, weder heimlich noch öffentlich, die Namen der Verfaſſer entdeckt. Ich weis aus Erfahrung, wie nüzlich dieſe Methode iſt.

§. 275.

Die öffentliche Prüfungen, Diſputirübungen, und endlich das ſolenne Diſputiren um die academiſche Würde zu erhalten; das alles iſt von den Alten zu ſehr weiſen Zwecken angeordnet worden. Allein ſo wie es jezt iſt, hat es wenig Nuzzen: man hilft gewöhnlich dem Candidaten durch, er mag verſtehen was er will, man ſchreibt ihm ſeine Probſchrift, läſt ihn ſub praeſide disputiren, oder vielmehr ſtammeln, und ſchweigen, und dann promovirt man ihn.

§. 276.

Wenn man aber nach meinem Vorſchlag nur die fähigen Köpfe zum Studiren wählte, wenn hernach die Facultäten ſtreng nach Pflicht und Gewiſſen examinirten, wenn der Candidat ſeine Probſchrift in ſeiner Mutterſprache ſchreiben, und öffentlich vertheidigen müſte, und wenn man endlich niemand die Licentiaten-, Magiſter- und Doctor-Würde ertheilte, als denen die in allen dieſen Proben wohl beſtanden wären, ſo würde bald Fleis und Eifer im Studiren entſtehen, der Staat würde keine ungeſchickte Diener bekommen, und die academiſche Würden könnten dann noch immer ihren alten Glanz behaupten.

§. 277.

Es giebt auch ſonſt noch ſehr wichtige Beförderungs-Mittel, die das Studiren auſſerordentlich erleichtern, als da ſind: eine vortrefliche Bibliothek, Modellen- Naturalien- phyſiſche- und mathematiſche Inſtrumenten-Cabinette, botaniſche Gärten, wohl eingerichtete Sternwarten, ein gutes anatomiſches Theater, u. ſ. w. Alle dieſe Inſtitute müſſen wohl fondirt, und beſtändig mit vortreflichen gelehrten und dienſtfertigen Aufſehern verſehen ſeyn, und dann muß der Gebrauch ſo weislich eingerichtet werden, daß jeder das alles gehörig benuzzen kan, ohne daß der Sache ſelbſt Schaden zugefügt wird.

§. 278.

So ſehr nothwendig auch der Fleiſs und Eifer von Seiten der Lehrer und Studenten iſt, ſo gerecht und billig iſt es, daß ſie zuweilen eine Ruhezeit haben; dazu ſind nun die Frühlings- und Herbſtferien beſtimmt. Concerte können Sonntags Abends ſtatt finden, ſie vertragen ſich ſehr gut mit den Muſen, deſto übeler aber das Schauſpiel; dies iſt ein Gift für die Univerſitäten, und ſollte billig auſſer den Ferien durchaus nicht verſtattet werden. Die zu öftere Bälle zerſtreuen und ermüden, und geben gar leicht zu allerhand Verkettungen und Intriguen Anlaß, welche aber äußerſt vermieden werden müſſen.

§. 279.

Um nicht allzuweitläuftig zu werden, faſſe ich noch eine und die andre Regel zuſammen: Studenten ſollen nicht mit Geld geſtraft werden, denn dieſes trift nicht ſie, ſondern ihre Eltern. Verſchiedene Arten von Gefängnis-Strafen ſind am zweckgemäſeſten. So genannte Sitten-Aufſeher, Oeconomen, Conduiten-Liſten, u. d. g. ſind alles unreife Auswüchſe des Erziehungs-Geiſtes, dem es aber ſelbſt noch ſehr an Erziehung fehlt. Die academiſche Bürger ſind keine Kinder mehr, ſollen auch ſo nicht behandelt werden, deſto weiſer und wohlthätiger aber muß die Univerſitäts-Polizey ſeyn.

§. 280.

Die ſo genannte Kriegs-Schulen, See-Schulen, Bergwerks-Schulen, Zeichnungs-Academien, u. d. g. ſollten billig mit der Univerſität verbunden werden. Hier wo alles gelehrt wird, bietet eins dem andern die Hand, und jeder wird dadurch in den Stand geſezt, zu ſeinem Hauptſtudium noch zu hören was er will. Nur die Hebammen- und Vieharzney-Schulen nehme ich davon aus: denn Bauern- und Bürger-Weiber, und zukünftige Viehärzte, die auch aus dem Bauernſtand genommen werden ſollen, (S. unten an ſeinem Ort) ſchicken ſich nicht gut in die Verfaſſung einer Univerſität.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Aufklärung.

§. 281.

Die Erziehungs-Polizey ſorgt, daß die Kinder und jungen Leute die nöthigen Känntniſſe bekommen; aber die Aufklärungs-Polizey ſezt dies wohlthätige Geſchäfte fort, indem ſie alten und jungen immerfort die Mittel an die Hand giebt, wodurch ſie ihre Känntniſſe unterhalten und erweitern: denn da die Bürger durch mancherley Urſachen wieder von der erkannten Wahrheit abweichen können, ſo iſt nöthig, daß ihnen ihre Pflichten beſtändig eingeſchärft, und der Weg zur Erlangung ihrer Glückſeeligkeit immer bekannter und deutlicher gemacht werde.

§. 282.

Die Mittel wodurch dies geſchieht, ſind: die Religion und die Wiſſenſchaften. Beyde müſſen immer ſo bedient werden, daß ſie den Bürger zur Beobachtung der politiſchen Tugend leiten, ihn politiſch tugendhaft, oder mit einem Wort, geſittet machen und erhalten;

dann aber müſſen auch alle die Gelegenheiten und Hinderniſſe zerſtört und aus dem Weg geräumt werden, die den guten Sitten gefährlich ſind, oder leicht gefährlich werden können.

§. 283.

Darf man das gemeine Volk aufklären? — ſo hat man in unſerm philoſophiſchen Jahrhundert fragen können. Wer ſo fragt, dem muß die Wahrheit als eine Menſchen verderbende Furie vorgekommen ſeyn; da ſie das aber nun gewiß nicht iſt, ſo hat der Frager die Wahrheit nicht gekannt. Aufklärung nenne ich **die richtige Erkänntniß von Gott, von der Natur, beſonders von dem Menſchen, und von dem Verhältniß deſſelben zu Gott, und den daher entſpringenden Pflichten gegen den Vater im Himmel, und gegen den Nächſten.** Aus der wahren Aufklärung folgt alſo reine und thätige Liebe gegen Gott und ſeinen Mitmenſchen. Darf man nun das gemeine Volk aufklären oder nicht?

§. 284.

Wenn man aber das Wort Aufklärung im heut zu Tage gewöhnlichen Sinn nimmt, wo es nichts anders als Känntniß der **Mode-Litteratur**, und Zweifel, wo nicht an allen, doch an den wichtigſten Religions-Wahrheiten, bedeutet; dann darf man gerade zu behaupten, daß die bürgerliche Geſellſchaft mit allen ihren Banden bald und durchaus zu Trümmern gehen müſte, ſo bald dieſe Aufklärung ihre Dünſte einmal bis in die Hütten des gemeinen Mannes verbreitet haben würde.

§. 285.

Wer keinen Gott glaubt, der denkt ſich die Natur als eine ewige Maſchine, in welcher alles ſo ſeyn muß, nicht anders ſeyn kan als es iſt; er iſt alſo von ſich ſelbſt abhängig, und da er in der Natur nicht die geringſte Spur zur Vermuthung findet, daß er nach ſeinem Tod in ſeinem *jezzigen Selbſtbewuſtſeyn*, und *Ideengang* fortdauern werde, (denn eine Fortdauer ohne dieſes Selbſtbewuſtſeyn, wär keine Fortdauer) ſo ſucht er hier alle ſeine Lüſte zu befriedigen ſo gut er kan, denn er hat nach ſeinem Tod nichts zu hoffen, und nichts zu fürchten.

§. 286.

Wenn nun auch die regierende Gewalt dem Gottesläugner „auch durch die ſtrengſte Polizey Schranken ſezt,“ ſo iſt dieſe doch viel zu unvollkommen ihn auf allen ſeinen Schritten und Tritten zu beobachten; wo er alſo ungeſtraft ſeine Lüſte befriedigen kan, da iſt ihm kein Mittel unerlaubt, weil er keine Laſter glaubt; der Gedanke: *es iſt kein Gott!* kan nicht anders als durch den lang genährten Wunſch entſtehen: *ich wollte daß keiner wäre.* Da nun der Gottesläugner in Anſehung der politiſchen Tugend ganz creditlos iſt, ſo kan er auch ſchlechterdings in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht geduldet werden.

§. 287.

Alle diejenige, welche die Freyheit des Willens im ſtrengſten Sinn läugnen, alſo gar keine freye Handlungen annehmen, können unmöglich Geſezze und Strafen erkennen; weder dieſe noch jene Welt hat daher etwas Belohnendes noch Furchtbares für ſie, oder ſie müſſen noch nicht alles recht durchdacht haben, was aus ihren Grundſäzzen folgt; *ein tugendhafter Naturaliſt* widerſpricht ſich ſelbſt. Da nun der Naturaliſmus mit dem Atheiſmus einerley Folgen hat, ſo kan jener im Staat eben ſo wenig geduldet werden als dieſer.

§. 288.

Wer nach dieſem Leben keine Seeligkeit und Verdammniß glaubt; ſo gar wer ſich beyde nicht ſo ernſtlich denkt, daß ſie Einfluß auf ſein Leben und Wandel haben, der kan kein guter Bürger, kan nicht politiſch tugendhaft ſeyn: denn wo ihn Polizey und Geſezze nicht erreichen können, da wagt er alle mögliche Eingriffe in die Rechte der Menſchheit, ſo bald er nur Intreſſe dabey hat. Vortreflich ſind daher die bibliſchen Bilder von der Seeligkeit und Verdammniß nach dieſem Leben für den gemeinen Mann, der keine Idee von geiſtigen Vergnügen und Leiden hat; und höchſt unweiſe handeln unſre ſo genannte Religions-Verbeſſerer, daß ſie über den *ewigen Pech- und Schwefelpful* ſpotten, der doch ein vortreflicher Tropus unermeßlicher Leiden iſt.

§. 289.

Der Aberglaube dies Kind der Unvernunft, und der Unglaube dies Kind der Vernunft, dienen beyde nicht zu Religions-Syſtemen für die Menſchheit, und noch viel weniger für irgend eine Staats-Verfaſſung. Die Vernunft muß einen Faden haben, an dem ſie ſich durch den Labyrinth dieſes Lebens hindurch hilft; und dieſer Faden iſt die *Bibel*. Dieſe ſagt uns: *Menſchen! ihr ſeyd alle Gottes Kinder, aber ihr ſeyd auch alle von ihm abgewichen; wenn ihr nun euren eigenen Trieben folgt, ſo werdet ihr in Zeit und Ewigkeit unglücklich ſeyn; ſucht ihr aber mit allem Fleis, nach den Geboten eures himmliſchen Vaters zu leben, ihn über alles, und eure Mitmenſchen wie euch ſelbſt zu lieben; thut ihr alles was ihr könnt, ſo traut dann auch ſicher auf den, der kein*

Haar von eurem Haupt ohne ſeinen Willen fallen läſt, und alle eure Schickſale väterlich leitet, und glaubt an Chriſtum den Er euch zum Erlöſer geſchenkt hat, der das was ihr verſehen habt, wieder gut macht; euch das gerne giebt, um was ihr Ihn bittet, wenns euch nur nüzlich iſt, und euch endlich mit unendlicher Seeligkeit belohnen wird.

§. 290.

Hat irgend eine Philoſophie, irgend ein Koran, eine Zend Aveſta, oder ein Tſcheou-King, eine beſſere Religion für Menſchen- und Staats-Bedürfniß als die Bibel? — Aber wie gewagt iſt es dann, auch nur die Verzierungen, geſchweige irgend einen Beſtandtheil dieſes uralten Heiligthums mit der Maulwurfsvernunft unſeres für Alter ſchwach und kindiſch gewordenen Jahrhunderts zu critiſiren, und dadurch das Ganze verdächtig zu machen? — Laſt uns die Bibel laſſen wie ſie iſt, nicht wortklauben, aber auch keinen ihrer Theile verdächtig machen, ſie wird ſonſt ganz verdächtig! — Laſt uns dieſe Medizin brauchen wie ſie da iſt: nur die gehörige Diät dabey gehalten, ſo wird ſie uns ganz gewiß zum Ziel führen.

§. 291.

So wahr und einleuchtend das alles iſt, ſo kan doch die Polizey keine Zwangs-Mittel gebrauchen, jenen Grundſaz der Bibel-Religion zum allgemeinen Glaubens-Bekänntniß zu machen: denn der Glaube kan nicht anders als durch das Licht der Wahrheit geleitet werden. Dem zu Folge duldet ſie alles, was Grundſäzze hat, die der politiſchen Tugend nicht zuwider laufen. Wer alſo alles, was der menſchlichen Geſellſchaft wahrhaft nüzlich iſt, das iſt: was ihren

Wohlſtand befördert, für Menſchenpflicht hält, der hat gegründeten Anſpruch auf das Recht ein Mitglied des Staats zu ſeyn, und alſo als ein ſolches geſchüzt zu werden.

§. 292.

Wenn die Perſonen der regierenden Gewalt mehr glauben als jener Grundſaz der Bibel enthält, wenn ſie ihn noch mit Nebenpflichten, Ceremonien, mehr oder wenigern Hülfsmitteln, oder gar mit Aberglauben verbinden, ſo können ſie wiederum niemand zu ihrem eigenen Glaubensbekänntniß zwingen, ſo lang er politiſch tugendhaft iſt, und alles für Pflicht hält, was zum einzelnen und allgemeinen Beſten dient. Dies alles gründet ſich auf den Saz des Naturrechts: **Niemand kan gezwungen werden etwas zu glauben, das er nicht für wahr hält; ſo bald aber ſein Glaube ſchädlichen Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft hat, wie z. B. der Atheismus und Naturalismus, ſo darf die Polizey einen ſolchen Menſchen in die Lage ſezzen, daß dieſer ſchädliche Einfluß ganz gehemmt wird.** Aber weiter darf ſie auch nicht gehen; ſie darf weiter nichts thun, als ihn ganz auſſer aller Beziehung mit andern Menſchen ſezzen.

§. 293.

Aus dieſem allem erhellet, daß die Polizey nur die Ausübung der politiſchen Tugend durch Zwang; wahre Aufklärung oder die Bibel-Religion aber, blos durch die beſte Bedienung der geiſtlichen Aemter, durch ein vortreflich beſeztes Lehramt, **und alſo blos durch Ueberzeugung** befördern müſſe. Darauf folgt nun, daß derjenige, welcher öffentlich einen Gott, Unſterblichkeit der Seelen, und Belohnung und Strafen nach dieſem

Leben läugnet, und ſeine Lehren auf eine oder andre Weiſe ausbreitet, er mag nun ſelbſt ſo tugendhaft ſeyn wie er will, ſchlechterdings auſſer Stand geſezt werden müſſe, auf irgend eine Weiſe auf die bürgerliche Geſellſchaft zu würken.

§. 294.

Ferner: wenn ſich irgend eine Religions-Parthey das Recht der Unfehlbarkeit anmaßt, und daher auch alle ihre Kräfte heimlich und öffentlich, mit Liſt und mit Gewalt in Würkſamkeit ſezt, um Proſelyten zu machen, ſo viele Menſchen als möglich zu ihrem Syſtem zu zwingen, und alſo eine Hierarchie, ſie mag nun republicaniſch oder monocratiſch ſeyn, zu errichten, ſo übertritt eine ſolche Parthey ganz offenbar das Recht der Natur, denn dieſes ſichert jedermann ſeine Glaubens-Freyheit, ſo lang ſie niemand ſchädlich wird; und ihre Religion iſt zuverläſſig nicht die wahre, denn die Wahrheit bedarf keines Zwangs, ſondern nur der Enthüllung.

§. 295.

Einzelne Perſonen einer ſolchen Religions-Parthey, ſo lang ſie nichts ausüben und verbreiten, was dem wahren Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft entgegen iſt, müſſen nicht nur geduldet werden, ſondern man muß ihnen auch erlauben ſich für ſich zu erbauen; das muß man aber keiner Polizey übel nehmen, wenn ſie ſich aus allen Kräften jenem hierarchiſchen Gemeingeiſt widerſezt, und ihn ſchlechterdings nicht duldet, auch alle nur würkſame Mittel anwendet, ſeinem Einfluß entgegen zu arbeiten.

§. 296.

Wenn hin und wieder Schwärmereyen, und ſo genannte Erweckungen entſtehen, ſo darf ſie die Polizey nicht ſo gleich unverhört verhindern, oder verbieten, ſondern ſie muß erſt ihre Lehren prüfen; enthalten ſie nun nichts, das dem Wohl des Staats entgegen iſt, oder fordern ſie von ihren Anhängern ſelbſt nichts ſchädliches, ſo läßt man ſie ungehindert ihren Gang gehen, und beobachtet ſie nur genau, damit ſie keine ſchiefe Richtung nehmen. Alle ſo genannte Conventickel aber, die ihre Säzze geheim halten, und der Polizey keine Unterſuchung erlauben, oder auch ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft auf irgend eine Weiſe ſchädliche Würkungen äußern, dürfen ſchlechterdings nicht geduldet werden.

§. 297.

Ein Volk, welches der reinen Bibel-, oder welches eins iſt, der chriſtlichen Religion nach obigem Grundſaz §. 289. vollkommen getreu wäre, und nach demſelben gänzlich ſeinen Wandel einrichtete, würde die vollkommenſte bürgerliche Geſellſchaft bilden, und das höchſte einzelne und allgemeine Wohl, das in dieſem Leben nur möglich iſt, erreichen. Kein vernünftiger Menſch wird dieſen Saz läugnen können, denn auch der vollendete Freygeiſt geſteht der chriſtlichen Moral den Vorzug vor allen zu. Wenn das aber wahr iſt, ſo muß auch die Polizey alle nur mögliche Mittel anwenden, die bürgerliche Geſellſchaft über die Wahrheit der reinen chriſtlichen Religion, oder des Bibel-Grundſazes §. 289. aufzuklären.

§. 298.

Die Werkzeuge dieſer Aufklärung ſind die Prediger, Pfarrer, oder Paſtoren; nun iſt natürlich, daß dieſe niemand aufklären können, wenn ſie ſelbſt nicht aufgeklärt ſind; und eben hieran fehlts durchgehends; die

Urſache dieſes groſen Verderbens iſt dreyfach: 1) iſt die Einrichtung der Pfarren mehrentheils mangelhaft; 2) beſtimmen die Pfarrer gewöhnlich ihre Söhne zum geiſtlichen Stand, ſie mögen ſich dazu ſchicken oder nicht, oder ſie mögen ihnen auch die dazu nöthige Erziehung geben können oder nicht; und 3) endlich ſind die theologiſche Facultäten auf den Univerſitäten das bey weitem noch nicht, was ſie ſeyn ſollten.

§. 299.

Die Einrichtung des Kirchen-Regiments gehört in die Staats-Haushaltung, ich rede alſo nur von der Einrichtung der Pfarren ſelbſt. Je näher einem jeden der Prediger und die Kirche iſt, deſto mehr werden ihm die Mittel zur Aufklärung erleichtert, und je weniger Haushaltungen ein Geiſtlicher zu beſorgen hat, deſto beſſer kan er ſein Amt verwalten, und deſto mehr kan er leiten. Dieſes alles wird erreicht, wenn man ſo viel möglich jedem Dorf, oder doch ſolchen, die ſehr nahe beyſammen liegen, einen Pfarrer giebt.

§. 300.

Wenn die Beſoldungen der Pfarrer aus Gütern beſtehen, auf welchen ſie ſelbſt wirthſchaften müſſen, ſo nimmt ihnen die Sorge und die Mühe der Wirthſchaft die zu ihrem Amt ſo nöthige Zeit weg; ſind ſie gute Haushälter, ſo ſind ſie ſelten gute Pfarrer, und im Gegentheil. Zudem kommen ſie mit ihren Nachbarn gar leicht in unangenehme Colliſionen, die ihrem Amt unendlich ſchaden. Die Beſoldungen aus den Zehnden ſind nicht viel beſſer, denn auch hier müſſen ſie mit Frucht handeln; ſind ſie nun genau, ſo nimmt mans ihnen als Dienern der Religion, die Liebe und Barmherzigkeit predigen, ſehr übel, und ſind ſie nicht genau, ſo verliert die Beſoldung für ſie und ihre Nachfolger.

§. 301.

Daher müſſen die Beſoldungen der Prediger aus Geld, einer Wohnung, mit Garten, und allenfalls mit einem Baumhof beſtehen; ferner muß die Beſoldung auch auf der kleinſten Pfarre ſo beſchaffen ſeyn, daß ein ehrlicher Mann davon leben kan; dann aber ſoll ſich der Lohn verhalten wie die Arbeit, 'je gröſere Pfarren deſto gröſer muß die Beſoldung ſeyn, damit dadurch Eifer und Thätigkeit rege gehalten werde; und endlich muß der rechtſchaffene und nicht gerad der ältere befördert werden.

§. 302.

Die Verwaltung ſämmtlicher Kirchen-Güter im Staat, gehört eigentlich in die **Finanz-Wiſſenſchaft**; ich bemerke hier nur ſo viel, daß der Pfarrer ja von derſelben ganz frey und los ſeyn müſſe. Denn dieſe Aufſicht, die ſo oft mit Rechtsſtreitigkeiten, Haß und Verbitterung verpaart geht, iſt mit dem Lehramt durchaus unverträglich. Daher ſoll in jedem Amt oder Diſtrikt ein **Kirchen-Schafner** angeſezt werden, der alle Kirchengüter und Gefälle verpachtet, adminiſtrirt, und dann allen und jeden Pfarrern die Beſoldungen auszahlt. Ein ſolcher Mann könnte auch die Schulgüter mit verwalten. Dieſe Schafner ſtünden zwar unter dem Conſiſtorio, aber ihre Rechnungen müſten von der Kammer abgenommen, monirt, und juſtifizirt werden.

§. 303.

Da die ſo genannten Iura Stolae, Beichtpfennige, Leich-Hochzeit- und Taufgebühren, ſo manchen Anſtoß

ſtoß verurſachen, und manchmal der Pfarrer den Armen drückt, oder zu drücken ſcheint, ſo ſollten ſie billig ganz abgeſchaft, und die Beſoldungen um ſo viel erhöht werden. Dann aber müſte der Prediger auch auſſerordentlich hart geſtraft werden, wenn er ſich auf irgend eine Weiſe Nachläſſigkeit zu Schulden kommen ließe. Oder man könnte auch die Beſoldung um ſo viel geringer machen, und dann die Iura ſtolae aus den Kirchengütern bezahlen.

§. 304.

Die zweyte Hinderniß, welche der Geſchicklichkeit und Fähigkeit der Pfarrer ſo ſehr im Wege ſteht, iſt vornemlich die: daß der Landpfarrer ohne auf Kopf und Herz ſeines Sohns zu ſehen, ohne manchmal auch Vermögen gnug zu haben, denſelben durchaus dem geiſtlichen Stand widmen will. Es iſt nicht gnug zu ſagen, wie wichtig deswegen mein obiger Vorſchlag iſt, daß nemlich die Polizey die Subjecte zu den gelehrten Bedienungen wählen ſoll und muß. Läßt dann der Pfarrer ſeinen ungeſchickten Sohn ſtudiren, ſo muß er auch Gefahr laufen, daß er kein Amt bekommt.

§. 305.

Die wichtigſte Bedenklichkeit dabey iſt: daß es alsdann hernach an einem anſtändigen Beruf für ſolche Kinder fehlt, indem ſie für Landwirthſchaft und Handwerker zu vornehm ſind. Aber eben deswegen muß ſich die Gewerb Polizey höchſt thätig bezeigen, um die Gewerbe blühend zu machen und empor zu bringen, damit nach Mösers vortreflichem Rath, auch reicher und vornehmer Leute Kinder Handwerke lernen können und mögen. Unten in dem Abſchnitt von der Ehren-Polizey werde ich ein und andre Winke dazu geben.

§. 306.

§. 306.

Drittens und endlich fehlt es auch noch ſehr am Studium der Gottsgelehrtheit, oder an der theologiſchen Facultät ſelbſt: Man macht das Predigen allzu ſehr zum Hauptwerk, und die vielhundertjährige Erfahrung lehrt, daß dadurch ſehr wenig Aufklärung verbreitet worden. Die Geiſtlichen lernen geiſtliche Reden machen, die, Gott weiß es! der gemeine Mann nicht verſteht; wie können ſie ihn alſo aufklären? wie auf ihn würken? Findet man zuweilen einmal einen wahren Volksredner, ſo iſt auch ſein Würkungskreis ſo gros, ſo edel, und ſo ſichtbar, daß man ganz fremde und unerwartete ſeelige Folgen ahnden muß, ſo bald die Methode eines ſolchen Mannes allgemein werden würde.

§. 307.

Dies iſt alſo der Hauptpunct, auf den bey einem Volkslehrer weit mehr ankommt, als auf gründliche und ausgebreitete Gelehrſamkeit; weit mehr als auf Kämtniß der morgenländiſchen Sprachen, ob ich dieſe gleich ganz und gar nicht verachte, ſondern ebenfalls für nöthig halte. Aber daß man auf Univerſitäten für ſolche Männer gar kein Collegium über den **Volksſtyl** lieſt, ſondern immer im **Schriftſtyl** predigt, das iſt warlich unbegreiflich; zudem ſollen die Predigten ein Stück aus der heiligen Schrift, nicht gelehrt und critiſch, ſondern plan erklären, um dem gemeinen Mann das ſo nöthige Bibelleſen zu erleichtern und angenehm zu machen. Wenn der Text nur ein Motto zu einer heiligen Rede iſt, die nur der Gelehrte oder Beleſene verſteht, wie kan da die einfältige Hausmutter, oder der ehrliche Bauer und Handwerksmann Nuzzen ſchöpfen?

§. 308.

§. 308.

Noch nüzlicher als die Predigten ſind die wohl eingerichtete Catechiſationen; nur müſſen ſie nicht auf Auswendiglernen beruhen, ſondern jeder muß ſeine Antworten aus dem Herzen ſagen. Wenn mein Vorſchlag zum Religions-Unterricht in den Schulen ausgeführt würde, ſo wär dieſe Art der Catechiſation in der Kirchen eine leichte Sache: dann würden auch Erwachſene und alte Leute mit antworten können, denen es bey der jezzigen Einrichtung ganz unmöglich iſt, weil ſie den Catechismus lange vergeſſen haben. Wie ſehr aber die Aufklärung zunehmen, und wie ſehr die Religion gewinnen würde, wenn Alt und Jung Intreſſe bey den Catechiſationen fänden, das läſt ſich nicht gnug ſagen.

§. 309.

So wenig auch von der Belehrung auf dem Krankenbette zu halten iſt, ſo iſt ſie doch, wenn ſie bis dahin verſchoben worden, um deſto nöthiger; überhaupt iſt es für Geſunde und Kranke erbaulich, wenn der Geiſtliche die Sterbende bis ans Thor der Ewigkeit begleitet; und ihn ſelbſt bildet es unſtreitig zu einem vortreflichen Mann, wenn er anders Anlage dazu hat einer zu werden: denn wer täglich mit dem Tod umgeht, lernt ſich auch auf ihn gefaßt machen. Geſchweige daß ein Geiſtlicher am Krankenbette, wo der Menſch am unverſtellteſten erſcheint, mehr Menſchenkänntniß lernen, und mehr erfahren könne, als ſonſt bey irgend einer Gelegenheit.

§. 310.

Am allernüzlichſten aber ſind die wohlangeſtellte Hausbeſuchungen: wenn nemlich der Geiſtliche alle ſeine Gemeindsglieder ohne Unterſchied, Arme und

Reiche je nach Befinden und Bedürfniß beſucht, und dann mit einnehmender Freundlichkeit ihre Herzen gewinnt, mit Weisheit auf ihren Verſtand würkt, und ſie ſo zu ſagen in ihrem täglichen Leben, und in jedem Nüzlichen, gleichſam an der Hand leitet, und ſie alſo von Stuffe zu Stuffe ihrer wahren Glückſeeligkeit immer näher führt. Nicht das Predigen allein, ſondern alles übrige zuſammen macht die wahre Seelſorge aus, und das alles ſollte auch billig zum Studium der Gottsgelehrtheit gehören.

§. 311.

In vorigen Jahrhunderten ſtand die Geiſtlichkeit auf der oberſten Stuffe der Ehre, und ſie misbrauchte ſie durchgehends ſchändlich; jezt iſt alles umgekehrt: die Geiſtlichen ſind im Ganzen beſſer, und fangen an verachtet zu werden. **Wehe dem durch den dieſe Aergerniß komme!** — man ſuche dieſen nüzlichen Stand in die Lage zu ſezzen, daß er das ſeyn kan, was er ſeyn ſoll. Kan mans der Botany-Bay übel nehmen, wenn ſie ſchlechte Einwohner hat, da man die ſchlechteſte Menſchen-Claſſe zur Bevölkerung hinſchickt? Man folge meinen Vorſchlägen, und bald wird die Geiſtlichkeit ihre gehörige Ehre feyerlich mainteniren.

§. 312.

Die Religions-Streitigkeiten und die Partheyſucht fallen von ſelbſt weg, wenn die Geiſtlichen einmal über die Wahrheit aufgeklärt ſind; und wenn man die tauglichſten Subjecte zum Lehramt wählt, ſo werden ſie auch hernach durch einen vortreflichen Wandel ihren Lehren Geiſt und Leben mittheilen. Auf den Wandel der Prediger ſoll der Vorſtand der Geiſtlichkeit mit Strenge, und mehr ſehen, als auf ihre Gelehrſamkeit: denn jener erbaut mehr als dieſe.

§. 313.

§. 313.

Während den öffentlichen Erbauungs-Stunden in den Kirchen darf die Polizey nichts Lärmendes um ſie her dulten; aber ſie ſoll durchaus niemand, weder in die Kirche, noch zum Gebrauch der Sacramenten zwingen, ſondern der Prediger muß ſeine Gemeinds-Glieder durch Ueberzeugung und Freundlichkeit locken, wer dann nicht folgt, dem muß man ſeine Freyheit laſſen. Leichtſinnige und ſpöttiſche Reden über Gott, Chriſtum, Religion, Kirchen, und den geiſtlichen Stand, ſollen ſehr ſtrenge beſtraft werden, denn ſie würken wie ein Ferment unter den Menſchen, und machen dann auch durch die Vergeſellſchaftung der Ideen das Heiligſte lächerlich.

§. 314.

Das zweyte Mittel die bürgerliche Geſellſchaft über ihre Pflichten aufzuklären, und ſie zur Bewürkung ihrer Glückſeeligkeit geſchickter zu machen, ſind **die Wiſſenſchaften**, und zwar ſolche, die gerade zu zum Zweck dienen, und alſo nüzlich ſind. Die Werkzeuge dazu ſind **Bücher**, **Beyſpiele** und **mündlicher Unterricht**. Durch dieſe muß man alſo chriſtliche und politiſche Tugend, Vaterlands-Liebe, wahre und reine Begriffe von Gott, der Natur, und der Menſchheit; Känntniſſe von allem was die Gewerbe erleichtert, verbeſſert und vollkommener macht, Känntniſſe von dem Gewerbe ſelbſt, und endlich richtige und reine Begriffe von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, beſonders in Rückſicht auf ihre regierende und geſezgebende Gewalt, ſo auszubreiten ſuchen, daß dadurch der Verſtand erleuchtet, und zugleich der Wille beſtimmt wird, nach dieſen Erkänntniſſen zu handeln.

§. 315.

§. 315.

Hingegen alle Bücher, Beyſpiele und mündlichen Unterricht, welche jenen nüzlichen Känntniſſen gerad zu, oder mittelbar entgegen arbeiten, als da ſind: Romane, Geſchichte, Schauſpiele, oder räſonnirende Schriften, die Wolluſt, Luxus, ungebundene Freyheit, Zweifel an den nothwendigen Glaubens-Wahrheiten, unnüzze Künſte, Aberglauben, Verläumdung, Verachtung des Regentenſtandes, Schwärmerey, u. d. g. verbreiten, muß die Polizey verhindern. Die Behauptung der Freygeiſter, auch wohl gutgeſinnter Männer, daß die vollkommene Preßfreyheit darum nüzlich und nothwendig ſey, weil ſie das Publicum, ſowohl mit den ſchrecklichſten und ſchädlichſten, als auch mit den nüzlichſten Begriffen bekannt mache, es in den Stand ſezze, alles zu prüfen, und das Gute zu behalten, und es alſo dadurch gegen alles ſchädliche zu wafnen, hat nur dann erſt Grund, wenn einmal das ganze Publicum Mann für Mann gehörig prüfen kan.

§. 316.

Auf welche Seite gehört wohl die heut zu Tage ſo geläufige Publicität? — Dieſe Frage iſt wichtig, ich muß ſie ins Licht der Wahrheit ſtellen, und dann den Unbefangenen urtheilen laſſen. Durch die Publicität verſtehen wir die Freyheit, die Tugenden und Laſter aller Menſchen, vom Fürſten bis zum Bettler, vom Doctor der Gottesgelehrtheit bis zum Schauſpieler, nebſt allen nüzlichen und intreſſanten Wahrheiten, durch den Druck allgemein bekannt zu machen. Auf welche Seite wird wohl der ernſte Richter an jenem Tage die ſo hoch geprieſene Publicität ſtellen?

§. 317.

Die vollkommenſte, und dem Recht der Natur ganz angemeſſene Moral lehrt uns, die Fehler unſerer Mitmenſchen mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. Wie aber, wenn der Mächtige den Schwächern peinigt, foltert, drückt, ſoll man ihn dann nicht öffentlich zur Schau ſtellen, ihn der Verachtung eines jeden Preis geben? — Fordert das nicht eben ſo wohl die Menſchenliebe, um den gedrückten dadurch zu befreyen? — Ja! wenns nur hilft, aber das iſt der Fall nie: der an den Pranger geſtellte wird mit Ingrimm erfüllt, er hütet ſich nun vor allem was publique werden kan, und foltert insgeheim deſto grimmiger. Alle Erfahrungen rufen laut: die Publicität heilt das Geſchwür oben zu, und befördert dadurch ſeine innerliche fürchterliche Folgen.

§. 318.

Dies iſt die wahre und unſtreitige Folge der Publicität, wenn ihre Erzählungen wahr ſind; aber dieſer Fall iſt ſehr ſelten: der Verfaſſer einer ſolchen Schrift erhält ſeine Nachrichten durch Briefwechſel, nun ſind aber ſeine Correſpondenten entweder der beleidigte Theil, oder ſie nehmen doch die Parthey deſſelben, und ſind alſo in keinem Fall völlig unpartheyiſch, oder ſie wiſſen den Vorfall nur einſeitig, oder es ſind geheime gerechte Triebfedern einer ſolchen von außen ungerecht ſcheinenden Handlung in Bewegung geſezt worden, die niemand wiſſen darf u. d. g. Zu dem allem kommt noch der ſchreckliche aber ſehr gewöhnliche Fall, daß ein unruhiger Kopf, der ſich gern an jemand rächen möchte, ein Factum erwiſcht, es in ein höchſt ſchiefes Licht ſezt, ſeine Feder in Gift und Galle taucht, dann noch dazu das Ganze in Menſchenliebe und edles Freyheitsgefühl einkleidet, und ſo dem Publicitäts-Krämer einſchickt, der ſich dann freut, und es flugs drucken läſt.

§. 319.

Da nun die Publicität ſehr ſelten ganz richtige Facta erzählt und erzählen kan, in dieſem Fall noch dazu weit mehr ſchadet als nützt, in allen übrigen Fällen aber unſchuldige Menſchen, und mehrentheils obrigkeitliche Perſonen, deren Anſehen der bürgerlichen Geſellſchaft heilig und ehrwürdig ſeyn muß, vor der ganzen Welt ſchändet, ſchmäht und verläumdet; ſo iſt ſie ein höchſt ſtrafbarer, und von der Polizey ſchlechterdings nicht zu duldender Misbrauch der Presfreyheit, in ſofern ſie Nachrichten erzählt, die irgend jemand beleidigen. Wenn ſie aber vortrefliche Beyſpiele und nützliche Wahrheiten verbreitet, ſo iſt ſie ein ſeegnender Engel der Gottheit.

§. 320.

Wir ſind nun ſo milde in den Todesſtrafen geworden, und wir behaupten, es ſey weit beſſer zehn Schuldige leben zu laſſen, als einen Unſchuldigen hinzurichten, und das alles iſt ganz vollkommen recht, wahr und löblich. Wie kommts aber denn doch, daß wir unſern freyen Nacken ſo willig unter das deſpotiſche Joch der Publicität beugen, die allemal zehn Unſchuldige mordet, ehe ſie einen Schuldigen trift; und das alles ohne Urtheil und Recht, da ſich der Ankläger nicht zu nennen braucht? — Mich und keinen meiner Freunde hat die Publicität je beleidigt, aber ich vertheidige jezt die Sache der heiligen Polizey, und mit ihr die Rechte der Menſchheit.

§. 321.

So ſehr ehemals die Bücher-Cenſur die Aufklärung hinderte, ſo ſchädlich iſt jezt die uneingeſchränkte Presfreyheit; allein wie kan ſie nüzlich eingeſchränkt werden? — Das iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage; kann man die Leſens- und Gewiſſensfreyheit dem Zwang, oder der oft ſehr eingeſchränkten Einſicht einiger Bücher-Cenſoren unterwerfen? gewiß nicht mit Recht; dies Mittel halte ich alſo für unerlaubt, aber auch für unzulänglich, denn die verbotene Bücher werden insgeheim deſto häufiger geleſen. In einem groſen geſchloſſenen Land das ſeine eigene Sprache und Litteratur, und ſeine eigene regierende Gewalt hat, iſt es indeſſen ausführbarer als in Teutſchland, wo ein Bücher-Cenſur-Collegium aus bekannten Urſachen durchaus unnüz iſt.

§. 322.

Das einzige wahre und würkſamſte Mittel dem Druck ſchädlicher Schriften Einhalt zu thun, iſt eine richtige, wahre und überzeugende Darſtellung deſſen was in denſelben verſteckt oder offenbar der einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit zuwider würkt. Dieſe Warnung wird dann doch bey weitem den gröſten Theil des leſenden Publicums abſchrecken ein ſolches Buch zu kaufen, und dieſer ſchlechte Abſaz wird dann auch den Verleger abhalten ein andermal ſo etwas drucken zu laſſen.

§. 323.

Die gewöhnlichen Rezenſionen ſind ſo wenig das Mittel zu dieſem Zweck, als das Geld, welches Privatleute ausmünzen, es mag nun gut oder ſchlecht ſeyn, zum öffentlichen Credit und in den Handel taugt; denn die wenigſten haben Zeit und noch weniger die Känntniß, es auf der Capelle zu probiren. Wenn daher Privat-Gelehrte, die weder Namen noch Stimmen im Publico haben, oder ſie doch wenigſtens ihrer Arbeit nicht aufprägen,

prägen, dictatoriſche Urtheile fällen, eigenmächtig, und nach ihrer individuellen Meynung entſcheiden, was kan man da antworten, wenn man gefragt wird: weſſen iſt das Bild und die Ueberſchrift? — was anders als: falſcher Münzer! — Solche Männer ſollen nur blos anzeigen, nicht urtheilen, dann erſt ſind ſie höchſt wohlthätig, aber nichts weniger als competente Richter.

§. 324.

Nur blos Männer von allgemein anerkanntem Werth und Beyfall, **Archonten** in der gelehrten Republik, können über den Nuzzen oder Schaden eines Buchs urtheilen; dann aber müſſen ſie auch ihre Namen unterſchreiben, ihrer Münze Credit geben. Auſſerordentlich nüzlich würde es ſeyn, wenn eine hinlängliche Anzahl derſelben aus allen Facultäten ſich aus Patriotiſmus zuſammen verbände, durch gründliche Urtheile über die teutſche Litteratur die Spreu von dem Waizen zu ſcheiden, und ſo der Polizey den Weg zu bahnen. Allein der wahre Gelehrte iſt zu beſcheiden ſich zum Richter aufzuwerfen, und **Teutſchlands Amphictyonen** fordern ſie nicht auf.

§. 325.

Bis dahin giebt es alſo kein beſſer Mitel, als daß die Conſiſtorien, und die Vorſteher der Polizey die beſte gelehrte Anzeigen und rezenſirende Schriften halten, leſen, nur die der politiſchen Tugend und guten Sitten nachtheilige Bücher auszeichnen, und dann durch gedruckte und bekannt gemachte Verordnungen davor warnen: indem ſie die Schädlichkeit deutlich darthun, und die Gründe anzeigen, die ſie bewegen, ſo zu verfahren. Nur daß ſie nichts **verbieten**, und noch weniger **confiſciren**.

§. 326.

Ueberhaupt iſt es mit der Bücher-Cenſur in Teutſchland eine mißliche Sache: die viele groſe und kleine Regenten laſſen ſich auch in dieſem Stück nicht unter einen Hut bringen. Die Volkslehrer müſſen alſo das Beſte dabey thun, und der ſchädlichen Lectür durch wahre Aufklärung ſo ſehr entgegen arbeiten als möglich iſt. Der rechtſchaffene, edle und thätige Mann, dem es um das Wohl ſeiner Mitmenſchen zu thun iſt, und ſich lebenslang damit beſchäftiget; oder der wohlgezogene Jüngling und das wohlerzogene Mädchen, ſo bald ſie Geſchmack an wahrhaft guten Büchern gefunden haben, werden am Geſtank Wolluſt athmender, und Sitten verderbender Schriften keinen Gefallen mehr finden.

§. 327.

So lang der groſe Theil des Volks, der Bauern- und der Bürger-Stand nicht lieſt, ſo lang iſt an keine allgemeine Aufklärung zu denken, und bis dahin laſſen ſich auch keine groſe Fortſchritte in der Cultur, und Beförderung der wahren Staats-Verfaſſung erwarten. So wahr dieſes iſt, ſo gefährlich würde auch der Erfolg ſeyn, wenn der Bauer und Bürger Geſchmack an der heutigen Mode-Litteratur fände, wenn er Romane oder gar die Schriften der neuern Religions-Verbeſſerer und Zweifler mit Gefallen leſen würde.

§. 328.

Man ſtelle ſich nur einmal vor, wenn das gemeine Volk Chriſtum nicht mehr als Gott erkennte, und wenn ihm die Bibel oder auch nur ein oder ander Buch derſelben verdächtig gemacht würde, was daraus folgen würde? Ein Gott, von dem man ſich keine Vorſtellung machen kan, wird zum Abgott, zum Gözzen, und dieſer zieht wieder alle Barbarey und Aberglauben nach ſich; oder die Idee einer Gottheit verlöſcht, und der Menſch wird Gottesläugner, und damit ein wahrer Satan. Und wenn man Zweifel gegen die Bibel erregt, ſo fällt das allgemeine Geſezbuch, und mit ihm die Gewiſſens-Rüge weg. Dann thut ein jeder was er will, und wehe dann dem Regenten und aller Staats-Verfaſſung! **Sollte wohl der Religions-Begrif wahr ſeyn können, der die Menſchheit zerrüttet?**

§. 329.

Meine Vorſchläge zur Einrichtung der Landſchulen können zur wahren Volksaufklärung den Weg bahnen; bis dahin muß man ihm ſeinen Calender mit nüzlichen Wahrheiten ausfüllen, denn andre auch noch ſo wohlfeile und nüzliche Bücher außer Bibel, Geſang- und Gebetbuch, und Haus-Poſtille, kauft er ſehr ſelten.

§. 330.

Man hat den Verſuch ſchon lange gemacht, und die Calender verbeſſern wollen, allein faſt ganz ohne Erfolg, weil die Verfaſſer den Volksſtyl durchaus nicht kennen: der gemeine Mann hat keine geübte Vernunft, keine Uebung im Denken, und daher gar keinen Geſchmack an der trocknen Wahrheit; bey ihm iſt nur die Einbildungskraft cultivirt, folglich muß ihm alles in ſtark ausgemahlten romanzenartigen Erzählungen beygebracht werden; dieſe verſchlingt er mit Heißhunger, erzählt ſie hundertmal wieder, und die Wahrheiten, die darinnen enthalten ſind, prägen ſich ſeinem Herzen tief ein.

§. 331.

Wenn man nun in dieſem Styl, im Calender, unter der Hand, und gleichſam verſteckt, die Thorheiten, Vorurtheile und den Aberglauben beſtreitet, ſo nach und nach aufklärt, und zugleich Geſchmack am Leſen erweckt, ſo kann man alsdann durch die Bänkelſänger und Romanzenkrämer, Schriften, die im gehörigen Styl abgefaßt und nüzlich ſind, auf eine wohlfeile Art unter das Volk verbreiten.

§. 332.

Gute Beyſpiele würken außerordentlich auf Aufklärung und edle Sitten; daher ſollen ſie aufgeſucht und bekannt gemacht werden; dieſe Art der Publicität iſt vortreflich. Ich geſtehe gern, daß dadurch mancher verleitet wird, blos aus Oſtentation Gutes zu thun, allein ohne das würde es ein ſolcher gar nicht gethan haben, und jezt iſt es denn doch geſchehen. Der einzige Fehler dabey iſt der, daß der beſcheidene edle Mann dadurch zur Schau ausgeſtellt wird; dies zu verhüten muß man lieber in gewiſſen Fällen den Mann gar nicht nennen, ſondern nur die That erzählen.

§. 333.

Um Nachahmung zu erwecken muß man die Erfinder nüzlicher und brauchbarer Känntniſſe, Werkzeuge und dergleichen nach Verhältniß ihrer Nuzſtiftung ehren und belohnen. Und wer eine der bürgerlichen Geſellſchaft nüzliche Handlung ausgeführt hat, deſſen That muß auf einer gerechten Waage geprüft, und ihrem Gehalt nach vergolten werden. **Ueber alles aber würkt das Beyſpiel des Regenten, und derer, die um ihn ſind. Er erwerbe ſich Liebe, ſey das höchſte Ideal ſeines Volks, und was er dann herrſchend machen will, das thue er ſelbſt.**

§. 334.

Nichts würkt heftiger auf Geiſt und Herz, als das Schauſpiel, und kein einziges Aufklärungs-Mittel iſt auch ſo beliebt als dieſes. Man ſollte alſo meynen, dadurch wäre alles auszurichten? — Würklich iſt das auch der Fall: denn da, wo beſtändige Schaubühnen ſind, iſt alles Schauſpieler, alles Comödie, alles Drama. Die Laſter, die Affectation, die Zügelloſigkeit, und die Liederlichkeit der Schauſpieler wird allgemein, alles verliebt ſich nach der Regel, alles ſpricht im Theater-Ton, und alle Geſellſchaften ſind ſo viele Schöppenſtüle der Dramaturgie.

§. 335.

Daraus folgt nun unwiderſprechlich, daß Religion, politiſche und moraliſche Tugend, Vaterlands-Liebe und Rechtſchaffenheit eben ſo gäng und gebe ſeyn würden, wenn die Schauſpieler die vortreflichſte, das alles in hohem Grad ausübende Menſchen, und wenn die Schauſpiele nicht übertriebene, ſondern nach der Natur gezeichnete, Religion und Tugend athmende Gemälde wären. So lang aber das alles nicht iſt, ſo lang das Theater im gegenwärtigen Zuſtand ſich befindet, ſo lang iſt es freylich in groſen Städten, wo Höfe oder Beſazzungen ſind, ein nothwendiges, in kleinen aber, ein von der Polizey ſchlechterdings nicht zu duldendes Uebel.

§. 336.

Wenn man in einem Lande, wo man von Schauſpielen gar nichts weiß, noch gar kein Vorurtheil dagegen hat, Schaubühnen errichtete, wo geiſtliche Perſonen, Männer und Weiber, die heilige Geſchichten, oder auch ſolche, die viel erbauliches enthalten, gleichſam als Gottesdienſt oder Gottesverehrung vorſtellten, dadurch das Volk belehrten, und dann dieſe Belehrung durch Geſang und Muſik recht tief ins Herz einprägten, was würde dann wohl den Vorzug haben, was am beſten würken, dieſer oder unſer gewöhnlicher Gottesdienſt? — In vorigen Jahrhunderten war Teutſchland auf dieſem Wege, man hätte blos verbeſſern, nicht franzöſiſche Laſter und Greuel an die Stelle ſezzen ſollen.

§. 337.

Was das Schauſpiel in den Städten und den vornehmen Ständen iſt, das iſt dem gemeinen Volk das Marionetten-Spiel. Die Würkungen und Verhältniſſe gegen einander ſind mit jenem die nemlichen. So lang hier Zotten und Unſinn herrſchend ſind, ſo lang ſind ſie lauter Verderben, und mitunter Mittel den Aberglauben zu unterhalten. Und eben ſo könnten ſie auch Schulen der Volkstugend und edler Geſinnungen werden, wenn man ſie von Grund aus verbeſſerte.

§. 338.

Wo das Schauſpiel eingeführt, und nicht mehr abzuſchaffen iſt, da muß die Polizey, ſo viel als möglich iſt, auf die Sitten und das Betragen der Schauſpieler wachen; vorzüglich aber alle Schauſpiele ehe ſie aufgeführt werden, durch die ſtrengſte Critik gehen laſſen, und zu dem Ende Männer, die Kenner und zugleich auch edel gnug ſind, zu Richtern derſelben beſtimmen. Unter guter Leitung kan das Theater wenigſtens doch eine Schule der Höflichkeit, des Anſtands und der Sprache werden. Eben ſo verhält man ſich auch in Anſehung der Marionetten-Spiele, wenn man ſie nicht ganz verbieten will oder kan.

§. 339.

Ich kans nicht müde werden zu wiederholen: der Regent ſey ein Chriſt, ſuche ſeine wahre Gröſe in einer vortreflichen Regierung, und ſeinen Glanz in fruchtbaren, edlen Thaten; er beobachte ſelbſt Mäſigkeit und feine Sitten, und ſchicke Stralen des ernſtlichſten Misfallens auf jeden Wollüſtling, und Religionsſpötter; er ehre rechtſchaffene Geiſtlichen, und wohne dem Gottesdienſt fleiſig bey, wenn er auch noch ſo mangelhaft wäre, und er wird ſehen, daß ihm dann alles leichter wird.

§. 340.

Noch ein Hauptſtück der Aufklärung beſteht darinnen: daß die Unterthanen ihre Pflichten gegen die geſezgebende Gewalt genau kennen, und den Geſezzen und Verordnungen derſelben gerne und willig gehorchen lernen. Man wende mir nicht ein, daß dann auch die Geſezze dem wahren Zweck zur Glückſeeligkeit angemeſſen ſeyn müſten, dieſes gehört in die Polizey der geſezgebenden Gewalt: Nein! der Unterthan iſt in jeder Staats-Verfaſſung ſchuldig den gegebenen Verordnungen und Geſezzen vollkommenen Gehorſam zu leiſten.

§. 341.

Der Beweis dieſes Sazzes iſt leicht: daß der Unterthan wahrhaft guten und weiſen Geſezzen gehorchen müſſe, iſt eine ausgemachte Wahrheit; die Unterſuchung aber, ob ein Geſez dieſe Eigenſchaft habe, kan demſelben darum nicht zukommen, weil er ſelten das Ganze, die Urſachen, und die Würkungen eines Geſezzes durchſchauen kan, und wenn er auch würklich die wahre Entdeckung machte, daß es ſchädlich ſeye, ſo iſt doch immer die Widerſezlichkeit der einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit viel nachtheiliger als die Befolgung des Geſezzes ſelbſt; und wär dies nicht, ſo bleibt ihm nichts übrig als unterthänige Vorſtellungen zu machen, und wenn das nicht hilft, auszuwandern.

§. 342.

Wer nie das Innere der Hütten des gemeinen Manns beobachtet hat; wer ihn nie ohne Scheu und Furcht verrathen zu werden über ſeine Obrigkeit hat reden hören, der kan ſich kaum vorſtellen, mit welcher Bitterkeit, Klage und Wehmuth er über die himmelſchreyende Ungerechtigkeit, daß er nemlich irgend jemand unterthan ſeyn, und noch alle die Perſonen in ihrem Pracht und Herrlichkeit erhalten müſſe, zu ſeinem Gott gen Himmel ruft. Dieſes Gefühl beraubt ihn alles Glückſeeligkeits-Genuſſes, und wird immer lebhafter, je wohlhabender er wird. Daß dieſer wichtige Umſtand den vornehmeren Menſchen-Claſſen ſo unbekannt iſt, rührt daher, weil ſich kein Bauer oder Bürger gegen ſolche Leute, nicht einmal gegen ſeinen Seelſorger, von Herzen erklärt.

§. 343.

Der Staat iſt alſo bey dem gröſten Wohlſtand unglücklich, ſo lang jeder die geſezgebende Gewalt mit ihrer ganzen Dienerſchaft als eine unerträgliche Bürde anſieht; was aber wenigſtens eben ſo ſchlimm iſt, das iſt die Schläfrigkeit, mit welcher alle, auch die beſten Verordnungen ausgeführt werden; überall wird Zwang und Strafe erfordert; was das aber für Frictionen in der ganzen Maſchine, für Unvollkommenheiten im Beglückungsgeſchäfte, und für Beſchwerlichkeiten und Verdruß in dem Regierungs-Amte ſelbſt verurſache, das läſt ſich leicht erachten.

§. 344.

Das alles wird ganz gehoben, wenn jedermann ſeine Pflichten, die er dem Regenten ſchuldig iſt, genau kennt, wenn er weiß, daß auch der ſtrengſte Despote gegen den Zuſtand, in welchem man gar keinen Regenten hat, eine groſe Wohlthat iſt. Es iſt würklich unbegreiflich, daß man weder in Kirchen, noch in den Schulen viele Aufmerkſamkeit auf dieſen Punct verwendet, da doch nächſt den Pflichten gegen Gott diejenigen, die man der bürgerlichen Geſellſchaft, oder welches eins iſt, der Obrigkeit ſchuldig iſt, den nächſten Plaz einnehmen.

§. 345.

Wie glücklich würde der Staat ſeyn, in welchem jeder Unterthan alle Geſezze und Verordnungen, wenn auch nicht immer mit Luſt, doch wenigſtens ohne Verdruß erfüllte! — und in welchem niemand, auch ſeinem böſen Fürſten fluchte, ſondern für ſeine Beſſerung betete! — Dies wird zuverläſſig erreicht, wenn man einmal anſtatt unnöthiger, geiſtloſer Theſen auf den Canzeln, und ſtatt Fauſt = dicker, mit durchwäſſerter Polemik angefüllter Catechismen in den Schulen, practiſche Lebens- und Glückſeeligkeits = Wahrheiten, unter welche doch wohl die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit mit zu den erſten gehören, tief ins Herz und in die Gewiſſen prägte. Die Polizey muß alſo dieſen Punct als einen der wichtigſten anſehen, und ihn mit äuſſerſtem Eifer auszuführen ſuchen.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von der Freyheits-Polizey.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Freyheit der bürgerlichen Handlungen.

---

§. 346.

Die **natürliche Freyheit** iſt dasjenige Recht der Menſchheit, vermöge welchen der Menſch durch kein Geſez, auſſer ihm, durch keinen Zwang, in ſeinem Thun und Laſſen gehindert werden kan, ſo lang er nemlich keinen ſeiner Nebenmenſchen in eben dieſem Freyheits-Rechte einſchränkt. Niemand kan alſo durch Geſezze gezwungen werden, ſich ſelbſt für ſeine Perſon glücklich zu machen, ſo lang er durch ſeine Handlungen keinen andern in der Bewürkung ſeiner Glückſeeligkeit hindert. Dies iſt ſo wahr, und dies Recht der Menſchheit iſt ſo heilig, daß Gott ſelbſt niemand zwingt, ſondern nur durch Offenbarung der gehörigen und beſten Mittel zur Glückſeeligkeit väterlich leitet.

§. 347.

Da aber doch keine bürgerliche Geſellſchaft glücklich ſeyn kan, wenn ihre Mitglieder die natürliche Freyheit misbrauchen, und zu ihrem eigenen Unglück würken, ſo ſucht die Polizey durch Erziehung und Aufklärung ihre Bürger mit den wahren Mitteln zum Zweck bekannt zu machen; hiebey bleibt ſie aber nun nicht ſtehen, ſondern ſie **erleichtert durch weiſe Anſtalten ſo viel möglich alle gute, und erſchwert alle böſe Handlungen, und ſchüzt jeden gegen Eingriffe in ſeine Freyheits-Rechte.**

§. 348.

Jeder Menſch lebt in der bürgerlichen Geſellſchaft, und es giebt ſehr wenige abſolut-willkührliche Handlungen, die gar keinen Einfluß auf das Wohl oder Weh des geſellſchaftlichen Lebens haben; zudem können die wenigſten Menſchen die Willkührlichkeit einer Handlung beurtheilen, eines Theils weil ſie ſelten über ihre Pflichten hinlänglich aufgeklärt ſind, und andern Theils weil ſie noch ſeltener das Ganze des gemeinen Beſten überſchauen, um erkennen zu können: wie viel oder wenig Einfluß die gegebene Handlung in die geſellſchaftliche Wohlfarth habe. **Daraus erhellet, daß es wenige Handlungen gebe, die auſſer dem Würkungskreis der Polizey liegen.**

§. 349.

Da es alſo wenig Handlungen giebt, die nicht mehr oder weniger die einzelne und allgemeine Glückſeligkeit hindern oder befördern, jedermann aber verbunden und verpflichtet iſt alles zu vermeiden, was jene Glückſeligkeit hindert, ſo wird dadurch das Recht der natürlichen Freyheit eingeſchränkt, und in das Recht **der bürgerlichen Freyheit** verwandelt. Unter dieſem Wort verſtehe ich alſo **das Recht, alles frey und ungehindert zu thun und zu laſſen, was zum eigenen Beſten dient, in ſo fern es dem allgemeinen Beſten nicht zuwider läuft.**

§. 350.

§. 350.

Daraus folgt nun unwiderſprechlich, daß der empörende Freyheits-Sinn der ſo genannten Coſmopoliten unſerer Zeit ein ſchädliches Gift für jede Staats-Verfaſſung ſeyn müſſe; und daß hingegen die Sittenlehre der Religion, die allenthalben Demuth, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Friedensliebe, Reinigkeit des Herzens, Gerechtigkeits-Hunger, Duldung u. d. g. athmet, jede bürgerliche Geſellſchaft, wo ſie ausgeübt wird, zur höchſten Glückſeligkeit führen müſſe. Eben darum hab ich auch im Vorhergehenden der Polizey die Bibel-Religion als das beſte Aufklärungs-Mittel empfohlen, weil ſie die Menſchen geſchickt macht, von der regierenden Gewalt deſto leichter zum Zweck geführet zu werden.

§. 351.

Dem allem ungeachtet darf doch auch die Polizey keine Eingriffe in die Rechte der bürgerlichen Freyheit wagen; hier fehlt ſie gewöhnlich am meiſten, bald geht ſie zu weit, und bald nicht weit gnug. Ich will daher verſuchen, ob ich nicht den ſo ſeeligen Mittelweg treffen kan? und alſo zeigen: wie ſie 1) die Perſonen der häuslichen Geſellſchaft gegen das Unrecht, das ſie ſich unter einander zufügen können, ſchüzen, und ſie zum einzelnen und allgemeinen Beſten leiten müſſe; und 2) wie ſie eben dieſe Pflichten zwiſchen den Gliedern der bürgerlichen Geſellſchaft zu beobachten habe.

§. 352.

Die häusliche Geſellſchaft hat dreyerley Verhältniſſe: 1) zwiſchen Mann und Weib; 2) zwiſchen Eltern und Kindern; und 3) zwiſchen der Familie und dem Geſinde. Obgleich der Mann das Haupt und der

Herr des Weibes iſt, ſo findet dieſes doch nur im Naturſtand im eigentlichen Sinn ſtatt; in der bürgerlichen Geſellſchaft würden ſehr vielerley Zerrüttungen entſtehen, wenn man dem Manne die unumſchränkte Herrſchaft über ſeine Frau zugeſtünde; zudem hat das weibliche Geſchlecht eben die Anſprüche auf die Rechte der Menſchheit, wie das männliche, und muß alſo auch dabey geſchüzt werden.

§. 353.

Der natürliche Geſchlechtstrieb, und die damit verbundene phyſiſche Liebe, iſt freylich ein ſtarker Schuz gegen Mishandlungen im Eheſtand, indeſſen iſt er doch nicht immer hinlänglich, die Polizey muß ſehr oft mitwürken. Damit ich nun zeigen könne, wie dieſes geſchehen müſſe, ſo muß ich erſt die Eheſtands-Rechte unterſuchen: *Darf der Eheſtand, ſo wie ihn die Religion und die Geſezze verordnen, (S. §. 376.) aufgehoben, und eine ganz willkührliche Vermiſchung des geſammten männlichen und weiblichen Geſchlechts zugelaſſen werden? — auch dann noch, wenn der Staat hernach die Kinder in einer öffentlichen Anſtalt erziehet?* — Iſt dieſe Frage nicht Unſinn? und doch hat ſie einer öffentlich bejaht.

§. 354.

Die Hausgeſellſchaft, welche aus Mann, Frau und Kindern beſteht, iſt am bequemſten zur ordentlichen und beglückenden Wirthſchaft, denn das Glück des einen iſt auch das Glück des andern, alle haben ein Ziel nach dem ſie ſtreben; zudem verbindet die Blutsverwandſchaft mehrere Familien zuſammen, und hilft alſo das Band der bürgerlichen Geſellſchaft beveſtigen; dann beſtimmt ſie auch das Eigenthum durch Erwerbung, Erbſchaft, u. d. g. Doch es würde ebenfalls Unſinn ſeyn, wenn ich dieſen Vorſchlag, der aus der Grundhefe der Zügelloſigkeit geſchöpft iſt, weiter widerlegen wollte.

§. 355.

Der Eheſtand iſt alſo im Recht der Natur, und der Beglückung gegründet; allein darf ein Mann mehr als Ein Weib haben? Dieſe Frage iſt oft aufgeworfen worden, und weniger abgeſchmackt als die vorige; denn wir haben Beyſpiele gnug, daß ſehr würdige Männer in der Polygamie gelebt haben. Die Entſcheidung iſt, wie mir deucht, nicht ſo ſchwer, als man ſie ſich vorſtellt: es kommt hier alles auf drey andre Fragen an: 1) Iſt die Polygamie der einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit zuträglich, folglich Pflicht? — oder 2) kan ſie als ein Adiaphorum angeſehen, und daher zuweilen zugelaſſen werden? oder 3) iſt ſie ſchlechterdings verboten?

§. 356.

Ein Mann, der ſeine Sinnlichkeit durch Vernunft und Religion leitet, heftet ſich auch da gewöhnlich nur an eine Gattin, wo ſonſt die Vielweiberey erlaubt iſt, er liebt ſie im ganzen Sinn des Worts allein, ſein Intereſſe iſt auch das Ihrige, ſie ſind ein Herz und eine Seele, ſie vervollkommen ſich wechſelſeitig, ihre Liebe wird immer moraliſcher, und wenn endlich der Geſchlechtstrieb erlöſcht, ſo iſt das höchſte Band der Freundſchaft durch eine lange Reihe von Jahren ſo veſt, und der Trieb zum gemeinſchaftlichen Ziel ſo regelmäſig geworden, daß der Gedanke, auch in jener Welt ewig vereinigt zu bleiben, der einzige beruhigende Troſt im Tode iſt. Wenn eine Ehe nicht ganz ungerathen iſt, ſo findet dieſe Beobachtung, doch in mannigfaltigen Graden, allenthalben ſtatt.

§. 357.

Hingegen in einer Ehe, wo ein Mann mehr als ein Weib hat, da muß er ſeine Liebe unter ſeine Weiber theilen; ſie alle in gleichem Grad zu lieben, fände nur in dem Fall ſtatt, wenn ſie alle gleich ſchön, gleich tugendhaft und gleich geſchickt wären; da das aber nicht möglich iſt, ſo muß er immer eine der andern vorziehen, dadurch wird aber die Eiferſucht unvermeidlich, welche hernach allen Frieden, und mit ihm alle häusliche Glückſeeligkeit zerrüttet; geſchweige, daß die Erziehung der Kinder, und überhaupt die ganze Wirthſchaft dadurch auſſerordentlich erſchwert wird. Der Polygamiſt muß Despote in ſeinem Haus ſeyn, nur der Monogamiſt iſt ſanfter republicaniſcher Monocrate. Folglich iſt die Polygamie der einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit nicht zuträglich.

§. 358.

Könnte es aber nicht Fälle geben, in welchen man unter zweyen Uebeln das geringſte wählte, wenn man einem Manne erlaubte mehr als ein Weib zu haben? Z. B. wenn ein Regent mit ſeiner Gemahlin keine Kinder hätte, der Erbſchafts-Fall eines Landes an einen andern Herrn aber von äuſſerſt gefährlichen Folgen ſeyn würde? Oder wenn durch ſchwere blutige Kriege, oder ſonſtige Vorfälle das Verhältniß des männlichen gegen das weibliche Geſchlecht bey weitem zu gering wäre? Ich antworte: wenn kein anderes beſſeres Mittel ausfündig zu machen iſt, und wenn es die Gottheit nicht poſitiv verboten hat, ſo kann die regierende Gewalt vom Geſez diſpenſiren.

§. 359.

§. 359.

Die dritte Frage endlich, ob Gott, oder welches eins iſt, das Geſez der Natur und die Offenbarung die Polygamie abſolut verbieten? muß ich mit nein beantworten. Ein poſitives Geſez findet ſich nirgends, aber wohl abrathende Geſezze; daher iſt die Vielweiberey niemals der Menſchheit geziemend, Gott gefällig, ſondern in jedem Fall ein Uebel, und nur in höchſt ſeltenen Fällen keine Sünde.

§. 360.

Es könnte alſo Fälle geben, in welchen die regierende Gewalt zur Diſpenſation aufgefordert würde; ſo bald ein ſolcher eintritt, muß die Polizey mit äuſſerſter Strenge und Wahrheitsliebe denſelben prüfen. Der erſte §. 358. findet bey den Unterthanen niemals ſtatt, denn da hat die Erbſchaft nie ſo wichtige Folgen; und der zweyte iſt auch ſo ſelten, daß man kein Beyſpiel davon weiß: denn daß deswegen die Iſraeliten Polygamiſten geweſen, iſt noch lange nicht bewieſen; es giebt noch einen dritten Fall, wenn nemlich das Weib dem Manne die ſchuldige Pflicht nicht leiſten kan; von dieſem rede ich bey Gelegenheit der Eheſcheidung.

§. 361.

Indeſſen könnten doch die Umſtände ſo wunderbar zuſammentreffen, daß der Regent in den Fall käme zu diſpenſiren; dann müſte aber kein ander Mittel mehr ausfündig zu machen ſeyn; und der Geſezgeber wäre verbunden ſehr feyerlich zu verfahren, indem er dieſe Exception von dem heiligen Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft allgemein bekannt machte, und zugleich ſehr bündig ſich verbürgte: *daß dieſer Schritt auf keinerley Weiſe den Geſezzen der Religion und des Lan-*

des zum Nachtheil gereichen ſollte. Dieſer Revers iſt um deſto nöthiger, da jede Abweichung von der Regel in Sachen, die den Staat betreffen, äuſſerſt bedenklich iſt.

§. 362.

Das Recht der Erziehung, der Verſorgung und der Erbſchaft erfordert, daß der Vater eines Kindes bekannt ſeye, und daß es der Ehemann für das Seinige erkenne. Aus dieſem Grundſaz folgt, daß die **Polyandrie** ſchlechterdings keine Statt finde, und der allereigentlichſte Ehebruch ſey. Es giebt auch noch andre Gründe, aus welchen die Abſcheulichkeit der Vielmännerey erhellet; jener aber iſt hier vollkommen hinlänglich, beſonders auch darum, weil in der Geſezgebung kein Zweifel darüber vorwaltet.

§. 363.

Noch eins: die Weiber ſind Menſchen, haben alſo gleiche Rechte der Menſchheit mit den Männern; wenn nun dieſe fordern, daß ein Weib ihren Mann ausſchlieslich lieben, und ſich ganz allein zu ihm halten ſoll, ſo kan das weibliche Geſchlecht mit gleichem Recht das nemliche fordern; ſollte dieſes nicht für ein Geſez der Natur gelten können? und ſollte alſo nicht daraus folgen, daß eine Frau allemal ihre Einwilligung geben müſte, wenn von einer Diſpenſation in Betref der Polygamie die Rede wäre? Freylich hat die **Polygamie** bey weitem nicht ſo übele Folgen als die **Polyandrie**, iſt alſo auch weniger geſezwidrig, indeſſen bleibt doch obiger Schluß richtig. Aus dieſem allem läſt ſich nun auch leicht erachten, was vom **Concubinat** zu halten ſey.

§. 364.

Wenn daher ein Mann, der in einer ordentlichen Ehe lebt, mit einer ledigen Weibsperſon zu thun hat, ſo verdient er ſtrenge Ahndung: eine noch ſtrengere die Frau, wenn ſie eine Ehebrecherin wird; die allerſtrengſte aber trift mit Recht einen Ehemann, der mit einer andern Ehefrau die Ehe bricht. Ich glaube nicht, daß einer dieſer Fälle die Todesſtrafe nach ſich ziehen kan, indeſſen ſind auch bloße Geldſtrafen nicht zureichend; im erſten muß wenigſtens die zu Fall gekommene mit ihrem Kind verſorgt werden; im zweyten findet vorerſt eine vollkommene Eheſcheidung ſtatt, wenn ſie anders der Mann begehrt, und dann eine zweckgemäſe Strafe; im dritten Fall endlich müſſen beyde Ehen geſchieden werden, wenn beyderſeitige Gatten nicht das Gegentheil fordern, und dann muß man die Strafe verdoppeln.

§. 365.

Dieſe Bemerkung führt mich nun auf die Eheſcheidung: dieſe iſt vornemlich zweyerley. 1) Wenn ſie blos von Tiſch und Bett ſtatt findet, ſo daß keine der geſchiedenen Perſonen wieder heurathen darf, und 2) wenn die Scheidung vollkommen iſt, ſo daß die Ehe ganz getrennt wird, und alſo beyde Theile frey ſind.

§. 366.

Im Grunde iſt die Scheidung von Tiſch und Bett keine wahre Eheſcheidung; und da ſie der Bevölkerung ſchadet, und auch gar leicht zu Ausſchweiffungen Anlaß giebt, ſo ſoll ſie nicht leicht geſtattet werden; die Polizey muß alſo andre Mittel gebrauchen: indem ſie den Geiſtlichen, oder andern guten Freunden aufträgt, die ſtreitigen Ehegatten zu vereinigen und auszuſöhnen, und dann die Urſachen aus dem Weg räumt, die ſolche Zwiſtigkeiten veranlaſſen. Vorzüglich aber ſoll ſie den Kindern beyſpringen, wenn ſie die Eltern zu einer Heurath zwingen wollen, denn aus dieſer Quelle entſtehen die mehreſte ungerathene Ehen.

§. 367.

Die gänzliche Eheſcheidung wird heut zu Tage hin und wieder, freylich auch um des Herzens Härtigkeit unſers Zeitalters willen, häufiger zugelaſſen als ehmals; in wiefern aber dieſe Statt finde, das läſt ſich nicht ehender beſtimmen, bis man die Natur der Ehe genau geprüft, und ſeine Begriffe darüber berichtigt hat. Meine obige Unterſuchungen über die Polygamie legen ſchon den Grund dazu, und dann bemerke ich noch, daß Gott Anfangs nur ein Paar, Mann und Frau geſchaffen, und ſie zuſammen zu einer moraliſchen Perſon unzertrennlich vereinigt habe. Chriſtus bedient ſich auch dieſes Grundes, und giebt darauf das alle Chriſten verbindende Geſez: **was Gott zuſammen gefügt habe, das ſolle der Menſch nicht ſcheiden.** Nur nimmt er den Fall des Ehebruchs aus.

§. 368.

Nun entſteht aber die Frage: **was wird zu einer göttlichen Zuſammenfügung erfordert?** Jedes Factum in der moraliſchen Natur geſchieht entweder nach den Geſezzen, oder gegen dieſelbigen; geſchicht es nach denſelben, ſo wird der Wille Gottes erfüllt, und im Gegentheil. Nun iſt aber **die Freyheit der Handlungen,** in ſofern niemand in eben dieſer Freyheit gekränkt wird, **ein Recht der Natur;** folglich werden zu jeder Ehe zwo Perſonen erfordert, die beyde ihre gehörige Verſtandes-Kräfte, mithin das Recht zum Gebrauch ihrer

Freyheit haben, und dann müſſen ſie beyde aus eigenem Trieb mit vollkommen freyer Wahl, ſich wechſelſeitig wählen, und zu einer moraliſchen Perſon bis an den Tod unzertrennlich verbinden wollen. Dieſer Wille iſt das Zeichen des göttlichen Willens zur ehlichen Verbindung, in ſofern er beharrlich iſt. Hier kan gar nicht eingewendet werden, daß eins von beyden, oder beyde, beſſer, und ihrem Glück zuträglicher wählen können; denn wenn das auch der Fall wäre, ſo iſt doch immer der Zwang der natürlichen Freyheit Gott misfälliger, als die Heurath ſelbſt.

§. 369.

Die Unzertrennlichkeit des Ehebandes gründet ſich einestheils auf die mannigfaltige verdriesliche und unglückliche Folgen, die immer mit der Scheidung verknüpft ſind; anderntheils auf die Schicklichkeit und vortrefliche Würkung, welche ein lebenslänglicher wohlgeführter Eheſtand auf die Familie und bürgerliche Geſellſchaft hat; und endlich auf die wahrhafte Beobachtung: daß weder die Natur, noch das Recht der Beglückung, ſondern mehrentheils blos Wolluſt, oder Caprice, oder ſonſt eine unerlaubte Leidenſchaft, die Scheidung fordre, in ſofern beyde Ehegatten Eheſtandsfähig ſind. Ueber das alles verbindet uns die Bibel ausdrücklich zur Unzertrennlichkeit; ſo lang alſo die chriſtliche Religion die unſre, und in unſere Staatsverfaſſung verwebt iſt, ſo lang findet auſſer dem Fall des Ehebruchs keine Eheſcheidung ſtatt.

§. 370.

Die Ehe hat verſchiedene Zwecke: 1) einen blos phyſiſchen, nemlich den Geſchlechtstrieb zu befriedigen; da dieſer in der Natur gegründet iſt, ſo macht er das Weſen und den Grund der Ehe aus. 2) einen moraliſchen, das iſt: Kinder zu zeugen, dieſe zu erziehen, zu ernähren, eine Haushaltung zu führen, und mit dem Gatten und der Familie in genauſter Freundſchaft zu leben; dieſer hat das Recht der Beglückung zum Grund; und 3) kommt noch der politiſche hinzu, den aber die regierende Gewalt hat, indem ſie ſich des Eheſtands bedient, um dadurch das allgemeine Beſte zu vermehren und zu befördern.

§. 371.

Da der phyſiſche Zweck das Weſen der Ehe ausmacht, ſo entſteht ſchon eine wahre unzertrennliche Ehe, ſo bald ſich nur zwo ledige freye Perſonen freywillig verſprechen, und dann ſich ehlich beywohnen. Hingegen wenn eine oder gar beyde zum phyſiſchen Zweck unfähig ſind, ſo findet gar keine Ehe ſtatt, und wenn ſie dem ungeachtet beyſammen leben, und mit einander haushalten wollen, ſo ſteht ihnen das zwar frey, aber ſie ſind durch das Eheſtands-Geſez nicht gebunden, und wenn auch die prieſterliche Einſeegnung geſchehen wäre; nur müſſen ſie in dieſem Fall ihre Verbindung auch durch die Obrigkeit wiedrum geſezmäſig trennen laſſen.

§. 372.

Wenn eins von beyden Ehegatten während der Ehe unfähig wird, ſo hört das Weſen der Ehe auf, und ſie kan getrennt werden; allein hiebey ſind folgende Umſtände zu bemerken: wenn der eine Theil aus Muthwillen oder gar durch Laſter unfähig wird, ſo hat der andre Theil gar keine Verpflichtung mehr auf ſich, er kan ſich ohne weitere Vergütung ſcheiden laſſen, das Seinige zu ſich nehmen, und ohne Hindernüß wieder heurathen; wird aber ein tugendhafter Ehegatte ohne ſeine Schuld, oder durch Unglück unfähig, ſo muß ihn der andre Theil ernähren, ſchadlos halten, und wenn er das nicht kan, ſo darf er ſich nicht ſcheiden laſſen; denn beyde haben ſich verbunden Glück und Unglück mit einander zu tragen. Indeſſen können doch hier beſondere Fälle auch eine Ausnahme machen, und die Polizey muß ſehr behutſam verfahren.

§. 373.

Da die Polygamie dem Recht der Beglückung entgegen würkt, welches doch auch ein Recht der Menſchheit iſt; und das Weib auch die Forderung an den Mann machen kan, die er an ſeine Frau macht: ſo iſt die unehliche Beywohnung eines Mannes mit einer andern ledigen Weibsperſon, ſo lang nemlich das Weſen der Ehe zwiſchen ihm und ſeiner Frau beſteht, ein Ehebruch, doch unter allen Gattungen die geringſte; indeſſen wenn ſeine Frau auf die Scheidung dringt, ſo kan man ſie ihr nicht abſchlagen. Die übrigen zween Fälle §. 364. ſind entſchieden.

§. 374.

Wenn ſich zwo Perſonen blos phyſiſch mit einander verbunden haben, ſo kan ſie die Polizey zur moraliſchen und politiſchen Ehe zwingen: denn da die blos phyſiſche Ehe in der bürgerlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich, und von den ſchlimmſten Folgen iſt, ſo kan ſie auch in derſelben nicht geduldet werden; wenn auch der moraliſche Zweck noch zum phyſiſchen kommt, ſo kan doch auch damit die Polizey nicht zufrieden ſeyn, weil die **Ehren- Erbſchafts- und bürgerlichen Rechte** eine Geſezmäſigkeit der Ehe zum Grund legen. **Folglich muß die regierende Gewalt jede Ehe durch eine Formalität, welche bey uns die prieſterliche Einſeegnung iſt, be-**

kräftigen, und dadurch für geſezmäſig erklären. In ſich ſelbſt iſt alſo die blos phyſiſche Ehe ſchon gültig, aber nicht im Bezug auf die bürgerliche Geſellſchaft.

§. 375.

Die ſo genannte Copulation oder prieſterliche Einſeegnung iſt darum auch am allerſchicklichſten eine Ehe politiſch gültig zu machen, weil ſie eine religiöſe Handlung iſt: zumal da auch der Eheſtand nicht nur göttlichen Urſprungs, und alſo heilig, ſondern auch eine Fortſezzung der Schöpfung iſt. Indeſſen hat dieſe Ceremonie keine Verbindlichkeit, wenn eins von den Heurathenden gezwungen wird, und bey ſeiner Wegerung beharrt; oder wenn ein Geiſtlicher ohne obrigkeitliche Autorität, wie ſolches bey den heimlichen oder Winkelcopulationen der Fall iſt, dieſe Handlung verrichtet. Daher ſoll jede Heurath, aber unentgeltlich, von der Obrigkeit des Orts ratifizirt werden; dieſe muß dann allemal dem Geiſtlichen zur Copulation ſchriftliche Vollmacht geben, ohne welche die Verbindung politiſch ungültig, und von Seiten des Geiſtlichen ſtrafbar iſt.

§. 376.

Aus dieſem allem iſt nun deutlich, was eigentlich **der ordentliche chriſtliche geſezmäſige Eheſtand ſey? Er iſt nemlich ein politiſch-religiöſer und vollkommen freywilliger Contract zweyer lediger und ihre Verſtandes-Kräfte völlig beſizzender Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts, die des phyſiſchen Zwecks der Ehe fähig ſind, mit dieſem Zweck auch den moraliſchen zu verbinden, und ſich beyde ausſchlieslich, allen Pflichten, welche beyde Zwecke erfordern, unzertrennlich und lebenslänglich zu widmen; welcher Contract alsdann um ſeine politiſche Gültig-**

Gültigkeit zu erhalten, von der Obrigkeit durch den feyerlichen Act der Copulation ratifizirt worden.

§. 377.

Eben ſo klar kan nun auch die Frage von der Eheſcheidung entſchieden werden: der phyſiſche Zweck iſt das Weſen der Ehe; ſo lang jeder Ehegatte dieſen erfüllt, findet keine Eheſcheidung ſtatt, ſo bald aber einer von beyden dieſes Weſen des Eheſtandes mit einer fremden Perſon ausübt, ſo bald hat er ſeinen Ehe-Contract gebrochen, und iſt in eine neue Ehe getretten, der andre Theil iſt alſo nun frey, wenn er anders frey ſeyn will. Die gänzliche Unterlaſſung des phyſiſchen Zwecks von einem oder dem andern Theil ohne Einwilligung des Gatten, oder die Unfähigkeit iſt ebenfalls ein Grund zur Eheſcheidung.

§. 378.

Wenn zwo verehlichte Perſonen ſich bereden, den phyſiſchen Zweck aufzuheben, ſo heben ſie das Weſen der Ehe auf; geſchieht dieſes aus moraliſchen Urſachen, ohne daß eins von beyden unfähig iſt, ſo handeln ſie der Ordnung Gottes und der Natur zuwider, und begehen alſo eine ſchwere Sünde; tritt aber gar der Fall ein, §. 187. ſo leidet auch die bürgerliche Geſellſchaft, und zwar in hohem Grade; deswegen ſoll die regierende Gewalt ſolche **wahre Onaniſten** aufs ſtrengſte beſtrafen.

§. 379.

Die Streitigkeiten in der Ehe ſind eine reiche Quelle des Unſeegens, und eine mächtige Hinderniß der Kinderzucht, der ſo heilſamen Liebe, und der häuslichen Glückſeeligkeit. Da nun das Weib ſo wohl als der Mann ein Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, und eben ſo vielen Anſpruch an die Rechte der Menſchheit hat als er, ſo kan er in einer ordentlichen Staatsverfaſſung, wo er ſeine geſezgebende Gewalt an die Obrigkeit abgetretten hat, ſeine Frau nicht mehr eigenmächtig behandeln, oder gar abſtrafen; dies findet eben ſo wenig ſtatt, als jede andere Selbſtrache.

§. 380.

Die Urſachen ſolcher Streitigkeiten ſind gewöhnlich: die Verſchiedenheit der Gemüthsart; oder wenn zwo Perſonen blos aus politiſchen Abſichten zuſammenverheurathet worden; oder auch wenn blos auf den phyſiſchen Zweck, ohne Rückſicht auf Schicklichkeit, Rückſicht genommen wurde; oder wenn ſie blos aus Eigenſinn der Eltern oder Vorgeſezten zuſammen gezwungen worden, u. d. g. Da nun der Polizey äuſſerſt viel daran gelegen ſeyn muß, daß ſolche Quellen des Unglücks verſtopft werden mögen, ſo muß ſie, ſo viel als möglich ohne Zwang, auch hier die weiſeſten Maasregeln zu nehmen wiſſen.

§. 381.

Zu dem Ende müſſen die Erziehung und Aufklärung vorzüglich mitwürken: ſchon in den Schulen muß den Knaben und Mädchen der Eheſtand auf eine ſchickliche Art erklärt, und ihnen jede Pflicht deſſelben ſehr tief ins Herz geprägt werden. Dieſer Unterricht fängt an, wenn man ſchon in den Religions-Känntniſſen etwas fortgerückt iſt, und er gründet ſich auf folgende Säze. 1) Sollen junge Leute ſchlechterdings jede heimliche Verbindung und jede Gelegenheit dazu äuſſerſt vermeiden, ſo lang ſie dieſe Verbindung noch nicht ſo bald ausführen können. 2) So bald eine junge Perſon eine Neigung gegen eine andre in ſich keimen ſpürt, ſo muß ſie dieſen Gegenſtand alſofort meiden, und ſich dann prüfen: ob dieſe Perſon ſchicklich ſey, und ob die Heurath vollzogen werden könne; beyde Fälle müſſen wohl geprüft, und dann nach den Ausſprüchen der Vernunft, und nicht der Leidenſchaft entſchieden werden; und 3) ſollen junge Leute mit ihren Eltern Rath pflegen, dieſe müſſen dann aber auch, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen rathen, und nie Zwang gebrauchen; von dieſem wichtigen Punct weiter unten.

§. 382.

Dann müſſen auch die Geiſtlichen, Lehrer und Prediger, in Predigten, Catechiſationen und Hausbeſuchungen die Folgen unfriedlicher Ehen ſchrecklich ſchildern, und ihre Urſachen genau entwickeln; alsdann Eltern und Kindern Rath und That geben, und ſie unterrichten, wie ein chriſtlicher Eheſtand Gott gefällig und zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit geführt werden müſſe.

§. 383.

Der Unterſchied der Stände erſchwert die Ehen ungemein; jeder will und ſoll in ſeinen Stand heurathen; ſolche Conventions-Ehen machen die freye Wahl zwoer Perſonen, die ſich in allen Stücken zuſammen ſchicken, äuſſerſt ſchwer. Eigentlich giebts nur zween Stände, den Adelſtand und den bürgerlichen. In beyden ſollte die Wahl leichter ſeyn: im erſten ſezt die Reichs-Conſtitution gewiſſe Schranken, die freylich, ſo lang ſie beſteht, beobachtet werden muß; allein ob ſie nüzlich ſey, das iſt eine andre Frage. Wenn Perſonen von hohem Rang conſtitutionsmäſig heurathen müſſen, wo kan da der Eheſtand das ſeyn, was er ſeiner Natur nach ſeyn ſoll? — Hier iſt die Quelle des Concubinats und des Mätreſſenhaltens zu ſuchen: denn ein Herr, der ſeines Gleichen heurathen muſte, die Gattin mochte ſich zu ihm ſchicken oder nicht, bleibt doch Menſch, und wählt alſo hernach menſchlich. Die Folgen ſolcher Geſezze ſind ſchrecklich.

§. 384.

In den bürgerlichen Ständen macht eigentlich nur das Geld oder der Reichthum den Stand aus. Hier kan die Polizey mehr thun: eine vortrefliche Gewerbleitung, Gewinn- und Gewerbfreyheit, blühende Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung, und feine Erziehung, machen alle Gewerbſtände ſich unter einander gleich: der Kaufmannsſohn kan dann eine reiche Bauern- oder Handwerksmannstochter, und der reiche Bauernſohn eine Kaufmannstochter heurathen, und geringe Leute finden überall Brod, und können alſo heurathen, wenn ſie auch nichts beſizzen. So kan jeder den Gegenſtand wählen, der ſich zu ihm ſchickt, und der Ehefrieden wird leichter erhalten. Die Polizey-Regeln zu einem ſolchen Flor folgen unten an ihrem Ort.

§. 385.

Dem allem ungeachtet können auch in den beſten Ehen Streitigkeiten entſtehen, die aber immer weit anders behandelt und angeſehen werden müſſen, als zwiſchen Bürger und Bürger. Beyde Ehegatten haben einerley Ehre und Eigenthum, ſie machen eine moraliſche Perſon aus; es iſt alſo äuſſerſt ſchwer, den einen zu ſtrafen, ohne daß der Unſchuldige mitleide, und dieſes ſoll doch ſo viel als möglich iſt beobachtet werden; daher muß jede beſchimpfende und jede Geldſtrafe gänzlich wegfallen, ſo bald nur ein Theil ſchuldig iſt;

Strafen an der Perſon und an der Freyheit können alſo in dem Fall nur ſtatt finden.

§. 386.

Die Eheſtreitigkeiten ſelbſt, ihre Entſcheidung und Strafen haben ſchon an und für ſich ſelbſt etwas Entehrendes an ſich; daher ſollen ſie nie öffentlich und wie andere Rechts-Sachen abgethan und verhandelt werden. Zu dem Ende ſoll aus verheuratheten frommen und edlen Männern, denen auch ein braver Geiſtlicher und ein Arzt zugeſellet werden kan, ein Ehegericht niedergeſezt werden, welches von der Regierung abhängig iſt. Alle Glieder dieſes Collegiums müſſen den Eyd der Verſchwiegenheit ablegen, und nicht das geringſte von allem, was ſie zu thun haben, entdecken; dadurch wird das Zutrauen der Eheleute erweckt, ſie klagen leichter, und unterziehen ſich auch lieber ihren Ausſprüchen: ſo bald aber eine Eheſache publique werden muß, ſo gehört ſie in das Juſtiz-Collegium.

§. 387.

Das Ehegericht ſoll daher auch die Proceß-Form gänzlich vermeiden, im Gegentheil muß es die Partheyen mündlich verhören, alles ſo viel möglich gütlich beylegen, und ſich vor aller Verbitterung hüten; es muß alles aufs Beſte auslegen, und überhaupt mehr nach den Grundſäzzen der Religion, der Duldung und der Sittlichkeit urtheilen, als nach dem ſtrengen Recht; überhaupt, es ſoll mehr auf Billigkeit als auf Gerechtigkeit ſehen. Endlich gehört für das Forum dieſes Collegiums alles was Eheſachen betrift, ſo lang ſie nicht blos und allein politiſch ſind, wie z. B. die Eheſcheidung.

§. 388.

Das zweyte Verhältniß der häuslichen Geſellſchaft beſteht zwiſchen **Eltern und Kindern.** §. 352. Dieſes iſt ſehr wichtig, beſonders darum, weil das Recht welches zwiſchen beyden entſcheidet, noch ausserordentlich unbeſtimmt iſt: denn bald üben die Eltern über ihre Kinder eine unumſchränkte Herrſchaft aus, nur daß ſie keine Todesſtrafen über ſie verhängen dürfen; bald räumt man der einen, bald der andern Parthie mehr oder wenigere Freyheiten ein; das alles giebt aber zu mannigfaltigen Zerrüttungen Anlaß, ſtreitet gegen alle natürliche und Beglückungs-Rechte, und ſoll alſo in einer wohlgeordneten Staatsverfaſſung durchaus berichtiget, und in die gehörige Ordnung des Rechts und der Billigkeit gebracht werden.

§. 389.

Die Kinder ſind Menſchen, und haben alſo vollkommenen Anſpruch auf alle Rechte der Menſchheit. So lang ihr Verſtand noch nicht entwickelt, noch nicht reif iſt, ſo lang müſſen die Urſachen ihres Daſeyns, die Eltern, für die Rechte ihrer Kinder, wie für ihre eigene ſtehen, und wenn ſie weder Verſtand noch Willen dazu haben, ſo tritt die Polizey ins Mittel, und hält die Eltern entweder zu ihren Pflichten an, oder wenn dieſe auf eine oder andre Weiſe unvermögend ſind, ſo muß jene gänzlich der Eltern Stelle vertretten.

§. 390.

Die erſte Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder iſt die **Erziehung**; dadurch muß für die phyſiſche und moraliſche Vollkommenheit geſorgt werden; da nun dieſe Pflicht ſehr ſchwer iſt, und viele Einſicht erfordert, ſo müſſen ſich die Eltern nicht zu ſehr ſelbſt trauen, ſondern Rath pflegen; die Erziehungs-Polizey erſezt dann, was ſie nicht verſtehen oder verſäumen. Dieſe Periode dauert bis zur völligen Entwickelung des Verſtandes; da nun während der Zeit die Kinder ihr Recht der Freyheit noch nicht gebrauchen können, ſo hängen ſie ganz vom Willen ihrer Eltern ab, doch ſo, daß die Polizey immer eintretten darf, wenn leztere etwas unternehmen, das dem Glück der Kinder entgegen iſt.

§. 391.

Ein Hauptſtück der Erziehung iſt die Beſtimmung zu einem künftigen Beruf. Dieſe Sache iſt wichtiger als man gewöhnlich meynt. Sehr oft handeln die Eltern ganz willkührlich, und beſtimmen die Kinder zu dem, was ihnen gerade ſelbſt am nüzlichſten iſt, ohne darauf zu ſehen, ob der Sohn dereinſt ſein Glück dabey werde machen können? das iſt aber unrecht. Hier ſind folgende Regeln zu bemerken.

§. 392.

Wenn der Vater einen Beruf hat, der ihn ordentlich nährt, und der keine vorzügliche phyſiſche oder moraliſche Fähigkeiten erfordert, und wenn ſein Sohn zugleich keinen dauerhaften in ſeiner Natur gegründeten Hang zu einem andern hat; ſo darf der Vater ſein Kind zu ſeinem eigenen Beruf beſtimmen. Hätte aber der Sohn Fähigkeit zu etwas beſſerem, ſo muß ihm der Vater dazu verhelfen, ſo fern es in ſeinen Kräften ſteht; fehlen aber die Mittel, ſo muß man das Beſte wählen, zu dem man nur immer fähig iſt. Sollte aber ein Vater ſeinem Kinde aus Eigenſinn zuwider ſeyn, ſo tritt die Polizey wieder ins Mittel.

§. 393.

Wenn ein Sohn, oder überhaupt ein Kind auſſerordentliche Talente hat, und der Vater hat das Vermögen nicht ſie gehörig zu entwickeln, ſo ſollte billig der Staat Quellen beſizzen, aus welchen ſolche aufkeimende Genies unterſtüzt würden, weil ſie ihm dereinſt vieles nüzen können. Hat aber der Vater Vermögen, und er will nicht, ſo kan das Glück des Sohns und des Staats nicht darunter leiden, man muß alsdann ſeine Gründe hören, und ihn in der Güte zu ſtimmen ſuchen, und wenn das nicht hilft, in gewiſſen Fällen auch wohl einigen Ernſt gebrauchen.

§. 394.

Ich will alles in einen Grundſaz einſchlieſen: **Der Vater muß ſeine Kinder, ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht, zu dem Beruf beſtimmen, wozu ſie die mehreſte Anlage haben, und bey welchem ſie menſchlichem Anſehen nach am glücklichſten ſeyn werden, und wenns die Noth erfordert, ſo muß einen oder den andern Theil die Polizey kräftig und hinlänglich unterſtüzzen.**

§. 395.

So bald ein Kind einen Beruf hat, und ſich nun nähren kan, ſo iſt ſeine Pflicht es auch zu thun; wenn aber dazu noch Anlage und Erwartung eines Amts gehörte, ſo müſte der Vater auch noch dafür ſorgen, und dem Kinde ſo lange Brod und Unterhalt geben; dieſes muß aber dann auch an ſeiner Seite alles thun, was möglich iſt, um den Eltern ihre Laſt zu erleichtern und ſie in allem unterſtüzzen.

§. 396.

So bald der Geiſt und der Cörper eines Kindes ſich vollkommen entwickelt haben, und es im Stand iſt ſich zu ernähren, ſo muß nun auch für eine anſtändige Heurath geſorgt werden. Wie gros auch die Verbindlichkeit der Kinder gegen ihre Eltern iſt, und wie unbegränzt die Liebe und Ehrfurcht der erſten gegen die leztern ſeyn ſoll, ſo können die Kinder doch nie das Glück ihres Lebens dem Eigenſinn ihrer Eltern aufopfern. Hier muß alſo die Polizey in jedem Colliſionsfall zu entſcheiden wiſſen, ob eigentlich und würklich jenes, wahres Glück des Lebens, und dieſes wahrer Eigenſinn iſt.

§. 397.

Manchmal verlieben ſich junge Leute in einander, blos weil ſie ſich gefallen; jezt kommts auf verſchiedene Fälle an: 1) Wenn eine von beyden Perſonen anerkannt liederlich, oder aus Gründen ehrlos, oder ſonſt einem herrſchenden Laſter zugethan wäre, und die Eltern des entgegengeſezten Theils widerſezten ſich, ſo hätten ſie recht, ſie dürfen die Polizey um Unterſtüzzung anſprechen, daß beyde auf eine Zeitlang getrennt werden; wenn aber die jungen Leute, auch noch nach etlichen Jahren auf ihrem Vorſaz beharren, ſo muß man ihnen ihre Freyheit laſſen: dies iſt freylich hart, doch aber Recht der Natur.

§. 398.

2) Wenn eins von beyden adelich, das andere aber bürgerlich wäre, ſo kan man gerad auf die nemliche Weiſe verfahren; die Eltern und die Polizey dürfen nur Wege der Güte einſchlagen, helfen die in etlichen Jahren nicht, ſo muß die Heurath vor ſich gehen: denn die Rechte der Natur und der Menſchheit wiſſen von keinem Adel, Menſch iſt Menſch. Träfe aber der Fall einen Erbherrn der Unterthanen hat, oder ſeinen nächſten Bruder, oder wenn überhaupt die Erbfolge auf ſchwachen Füßen ſtünde, ſo würde eine gezwungene Heu-

rath ein kleineres Uebel ſeyn, als die Folgen, die aus einer Conſtitutions-widrigen Vermählung entſtehen; folglich müſte man das Erſte wählen.

§. 399.

2) Wenn die Eltern vortheilhafte Abſichten mit ihren Kindern haben, ſo müſſen ſie ihnen ſolche zu rechter Zeit entdecken; geſchieht das aber nicht, und ſie verlieben ſich hernach in einen andern Gegenſtand, ſo müſſen ſie ihnen jezt noch Vorſtellungen thun, und ſie in der Güte zu lenken ſuchen, hilft das aber nicht, ſo ſind die Kinder frey, und können nicht gezwungen werden. Ich könnte noch mehrere Fälle anzeigen, allein damit ich nicht zu weitläuftig werde, ſo will ich alles auf einen Grundſaz einſchränken: **Die Eltern dürfen nie und in keinem Fall ihre Kinder zu einer Heurath zwingen, und auch ſehr ſelten mit Gewalt eine verhindern; wenn dies geſchehen ſoll, ſo muß die regierende Gewalt entſcheiden, welches Unglück das gröſte iſt.**

§. 400.

Es kan ſeyn, daß viele Eltern meine Grundſäzze für gefährlich halten, und mich beſchuldigen, daß ich den Kindern zu viele Freyheit einräumte, indem das Glück beyder öfters ſo eng mit einander verbunden ſeye, daß die Kinder nicht unglücklich werden könnten, ohne ihre Eltern zugleich mit ihnen ins Verderben zu ſtürzen; ſo richtig dies ſcheint, ſo unrichtig iſt es doch, wenn man nun auch die Pflichten dazu nimmt, welche die Kinder gegen ihre Eltern zu erfüllen haben; und dann bleiben den Eltern noch Mittel übrig, ihre Kinder gegen das Verderben zu ſchüzzen.

§. 401.

§. 401.

Wenn die Eltern ihre Kinder in der Religion und Tugend und nach den beſten Grundſäzzen erziehen, ſo wird der Fall ſelten ſeyn, daß ſie ihnen durch Misheurathen und ſchlechte Aufführung Kummer machen, und thun ſie es dennoch, ſo ſind ſie unverbeſſerlich, und würden den Eltern in jeder Lage Leiden verurſachen; und haben dieſe die Erziehung verſäumt, ſo verdienen ſie eine ſolche Strafe.

§. 402.

Ferner: ſo lang die Kinder noch in der Verſorgung ihrer Eltern ſind, ſo können dieſe ſich auch ihres Rechts bedienen, wenn jene an das Geſez der Natur appelliren, und ihnen die Verſorgung entziehen: denn ſo bald die Kinder die Jahre des Unterſchieds erreicht haben, und nun vom Recht der Freyheit Gebrauch machen wollen, ſo müſſen ſie auch ganz von ihren Eltern unabhängig ſeyn können, und ſind ſie das nicht, ſo müſſen ſie ihnen gehorchen. Haben ſie aber die Jahre des Unterſchieds noch nicht, ſo haben ſie auch den Gebrauch ihrer Freyheit noch nicht.

§. 403.

Die Geſezze binden die Jahre des Unterſchieds, oder die Reife des Verſtandes an ein gewiſſes Alter, ſie nennen das majoren werden; aber eben die Verſchiedenheit dieſer Beſtimmung beweiſt, daß hier keine eigentliche Weſtſezzung der Zeit ſtatt finde, der eine wird früher reif, der andre ſpäter. In Anſehung der Güterverwaltung, wo die Leidenſchaften weniger mitwürken, kan ehender eine geſezmäßige Zeit angenommen werden, als im Fall der Heurath, wo manchmal die phyſiſche Liebe auch den Vernünftigſten verblendet. Hier muß alſo die Polizey den Eltern beyſpringen, die Liebenden müſſen auf eine Zeitlang von einander entfernt werden, wenn ihre Heurath ein wahres Unglück iſt. §. 397.

§. 404.

Die Kinder ſind das fortgeſezte Daſeyn ihrer Eltern, wenn dieſe ſterben, ſo leben ſie in jenen fort; ſie haben alſo ein vollkommenes Recht an das Eigenthum ihrer Eltern, aber man merke wohl! nicht ehender, als nach dem Tode derſelben. Wenn daher die Eltern in ihrem Leben ihre Güter verſchenken wollen, ſo hat das Recht der Natur nichts dawider, aber nur in dem Fall, wenn ihre Kinder das Daſeyn ihrer Eltern, das iſt die Lebensart, darinnen ſie erzogen ſind, ohne die verſchenkten Güter fortſezzen können; iſt das nicht, ſo können die Eltern ihre Kinder nicht enterben, denn ſie ſind ſchuldig ihre Kinder ſo zu ſezzen, daß ſie ihren Stand und Lebensart bey einer ordentlichen Haushaltung bis an ihren Tod gehörig erhalten können.

§. 405.

Wenn alſo die Eltern einem vorzüglich treuen und gehorſamen Kind einen Vorzug in der Erbſchaft geben wollen, ſo können ſie es thun, doch dürfen die übrigen dadurch in ihrem Recht, nach vorhergehendem §phen, nicht gekränkt werden. Aus eben dieſen Gründen dürfen auch die Eltern ihre Güter nicht weiter verſchwenden, ſo bald nicht mehr da iſt, als das Recht der Kinder erfordert. Wenn eins unter dieſen ein Verſchwender iſt, ſo können ihm die Eltern durch einen Vormünder ſein Erbe ſicher ſtellen, u. ſ. w.

§. 406.

Aus dieſem allem erhellet, daß das Recht der Natur den Eltern noch Mittel gnug übrig laſſe, unglückliche Heurathen ihrer Kinder zu hintertreiben. Aber auch die Religion legt den Kindern Pflichten auf, die jene noch mehr ſicher ſtellt, und eben aus dieſem Grund müſſen die Kinder mit allem möglichen Fleis, und mit aller Sorgfalt in derſelben erzogen werden. Die göttliche Offenbarung legt einen ſchweren Fluch auf die Kinder, die den Eltern ungehorſam ſind; im Fall dieſe nichts ungerechtes fordern, welches die Polizey entſcheiden muß, wird ein ſolcher Fluch niemals unerfüllt bleiben.

§. 407.

Da die Eltern ihre Kinder lange Jahre mit auſſerordentlicher Mühe, Sorge und Koſten erziehen müſſen, und dieſe jenen ihren Beruf, ihr Glück, ja ihr eigenes Leben ſchuldig ſind; ſo ſind auch die Kinder im höchſten Grad verpflichtet, die Eltern, ſo bald es ihnen am nöthigen mangelt, in ihrem Stand und ihrer gewohnten Lebensart bis an ihren Tod mit zärtlicher Liebe und wahrer Ehrfurcht zu unterhalten. Wenn ſie das nicht thun wollen, ſo muß ſie die Polizey mit allem Ernſt dazu anhalten.

§. 408.

Das dritte und lezte Verhältniß in der häuslichen Geſellſchaft beſteht zwiſchen der Familie und dem Geſinde. Hier iſt aber ein wichtiger Unterſchied zu bemerken: bey den Gewerbclaſſen hält man Geſinde, welches in der Wirthſchaft hilft, und alſo dem Staat wichtige Dienſte leiſtet, auch ſelbſt beſtändig fort zu ſeinem eigenen Glück mitwürkt. Aber bey den höheren Claſſen unterhält man Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die dem Staat mehrentheils zur Laſt ſind, und für ſich ſelbſt zu jedem Beruf von Tag zu

Tag immer unvollkommener werden. Die erſte Art des Geſindes nenne ich **das Arbeitsgeſinde**; die leztere aber **die Bedienten**.

§. 409.

Das Arbeitsgeſinde iſt wiederum zweyerley: der Bauer und der Bürger, überhaupt jeder vermögender Hausvater, der ſeine häusliche Geſchäfte mit ſeinen eigenen Leuten nicht alle beſtreiten kan, hält **Knechte und Mägde**; hingegen der Handwerksmann, der Künſtler und der Kaufmann halten **Geſellen**, oder **Handels-Bediente**, die ihnen in ihrem Beruf helfen. Alle dieſe Beſtimmungen machen in der Polizey einen wichtigen Unterſchied.

§. 410.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich die allgemeinen Pflichten entwickeln, die jede Herrſchaft ihrem Geſinde, und jedes Geſinde ſeiner Herrſchaft ſchuldig iſt. Jede dienende Perſon hat alle Anſprüche an die Rechte der Menſchheit, ſie iſt von Natur frey; (denn das Recht der Knechtſchaft, und ſo gar der Leibeigenſchaft, iſt nicht in der Natur gegründet; von dieſem rede ich auch an ſeinem gehörigen Ort.) So bald ſie nun bey eine Familie oder Hausvater in Dienſte geht, ſo muß ſie mit dieſem einen Contract ſchlieſen, in welchem ſie gegen einen ordentlichen aber beſtimmten Unterhalt verſpricht, ihre natürliche und bürgerliche freye Handlungen auf eine Zeitlang zum Nuzzen ihres Herren, nach ſeiner Angabe und Leitung, mit allem möglichen Fleis und aller Treue zu verwenden.

§. 411.

Der ordentliche und beſtimmte Unterhalt, den der Hausherr dem Geſinde ſchuldig iſt, gründet ſich theils auf Verabredung, und theils auf das Recht der Natur, der Beglückung und der Religion. Die Verabredung beſtimmt den Lohn an Geld, oder an Naturalien, oder an beyden zugleich, nebſt der Zeit, wie lang der Contract dauern ſoll; der Lohn muß ſich nach der Arbeit und der Verbindlichkeit richten, und zwar gemäs dem Gebrauch, der Sitte, dem Preis der Dinge, und dem politiſchen Verhälteniß des Landes; auch die Zeit hat ihre Gewohnheit, indeſſen iſt ſie doch der Willkühr der Contrahirenden zu überlaſſen, oft beſtimmen ſie ſo gar die Geſezze.

§. 412.

Die Verbindlichkeiten, welche das Recht der Natur, der Beglückung und der Religion von dem Hausherrn fordert, und die alſo nicht in den Contract eingeſchloſſen werden, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen, und ſtillſchweigende Conditionen ſind, gründen ſich auf die Rechte der Menſchheit: dem zufolge muß der Hausherr, wenn das Geſinde noch nicht erzogen iſt, ſeine Erziehung, in ſofern ſie das Weſen der Dienſtpflichten nicht beeinträchtiget, fortſezzen; in dieſem Fall aber muß der Dienſtbotte auch den Lohn mildern; überhaupt aber ſoll die Haushaltung eines rechtſchaffenen Mannes ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie alle ihre Glieder bildet und aufklärt, und eine ſolche muß der Dienſtbotte wählen.

§. 413.

Der Hausherr darf von ſeinem Geſinde nichts fordern, das ſeiner Geſundheit, ſeinem Leben, ſeiner natürlichen und bürgerlichen Freyheit auſſer den Dienſtpflichten, ſeiner Ehre und ſeinem Eigenthum nachtheilig iſt; eben ſo wenig finden Forderungen ſtatt, die Religions- Polizey- und Geſez-widrig ſind; und wenn dergleichen im Contract eingeſchloſſen wären, ſo iſt er für ſich ſelbſt ſchon ungültig, und die Polizey ſoll den beeinträchtigten Theil bey ſeinen Rechten ſchüzzen, auch allenfalls einem oder beyden Theilen Strafe auflegen.

§. 414.

Hingegen ſoll der Hausherr ſein Geſinde verſorgen; ihre Perſonen wohl nähren; die verlorne Geſundheit, ſo viel es ohne ſeinen Schaden geſchehen kan, wieder herzuſtellen ſuchen; ihre natürliche und bürgerliche Freyheit auſſer den Gränzen des Contracts, ſo lang ſie nicht ausſchweifend wird, nicht einſchränken; im Gegentheil ſoll er ſie begünſtigen, ſo viel es nur ſein Nuzen und die gute Sitten erlauben; in und auſſer dem Hauſe ſoll er die ſeinem Geſinde zukommende Ehre handhaben, ſich und ſeine Kinder nicht über die Gebühr über daſſelbe erheben, ſondern es vielleicht als geringere, aber doch als Kinder ſeines Vaters anſehen: und endlich für ihr Glück, und für die Vermehrung ihres Eigenthums väterlich ſorgen.

§. 415.

Hingegen hat nun auch das Geſinde ſeine Pflichten, welche theils der Contract, und theils wiederum die Rechte der Natur, der Beglückung und der Religion fordern; die Pflichten des Contracts werden jedesmal beſtimmt, je nachdem es die Bedürfniſſe des Hausherrn erheiſchen; die ſtillſchweigenden aber beſtehen vornemlich darinn: daß der Dienſtbotte das Glück, die Wohlfarth und den Nuzen ſeiner Herrſchaft allenthalben, im Verborgenen ſo treu und fleiſig wie vor Augen, im Kleinen wie im Groſen, eben ſo wie ſein eigenes, und noch mit mehrerer Vorſicht befördern muß; von ſeinem Eigenthum kan er verſchenken, aber von den Gütern ſeines Herrn nicht das geringſte.

§. 416.

§. 416.

Da der Hausvater in ſeinem Hauſe, und in ſeiner Wirthſchaft von Natur die geſezgebende Gewalt hat, in ſofern ſie dem Recht der Natur, der Beglückung, der Religion und der bürgerlichen Geſellſchaft nicht widerſpricht, ſo müſſen auch alle ſeine Hausgenoſſen und vorzüglich das Geſinde ſeinen Befehlen gehorchen, ſo lang ſie nicht auſſer die Gränzen jener Rechte und des Contracts tretten. Ueber das alles aber muß der Dienſtbotte ſanft und verträglich ſeyn, nicht widerſprechen, exemplariſch leben, den Kindern mit einem guten Beyſpiel vorgehen, und ihnen gern und willig den Vorzug gönnen.

§. 417.

Das Arbeitsgeſinde bey den niederen Claſſen iſt des nemlichen Standes mit ſeiner Herrſchaft, der Bauernknecht wird einmal Bauer, und die Magd dereinſt Landwirthin; eben ſo verhält es ſich auch mit den Handwerksgeſellen; daher iſt es unſchicklich, wenn dieſes Geſinde bedientenmäſig betrachtet, an einem beſondern Tiſch geſpeiſt, und ſo gleichſam abgeſondert gehalten wird; denn daher entſteht der ſo genannte Bedienten-Geiſt, der jeder Haushaltung auſſerordentlich nachtheilig iſt. Der Hausvater ſoll daher ſeine Knechte und Mägde wie ſeine Kinder halten, und gleichſam nur primus inter pares ſeyn.

§. 418.

Es iſt nicht zu ſagen, wie wichtig dieſe Bemerkung iſt: wenn das Geſinde unterdrückt und niedrig gehalten wird, ſo verliert es ſeine Menſchenwürde, wird niederträchtig, nimmt einen kriechenden aber heimtückiſchen Character an, wird betrügeriſch, denn es rächt ſich wo es kan, Menſchenliebe und Grosmuth ſchwinden, und wenn ſolche Leute dereinſt ſelbſt Haushälter werden, ſo rächen ſie ſich, werden ſelbſt Deſpoten gegen ihr Geſinde; und gegen ihre Obern ſind ſie kriechend, heimtückiſch und ungehorſam. Alles das ſind ſchreckliche Folgen für die bürgerliche Geſellſchaft. Daher muß die Polizey in der Geſindeordnung dieſen Punct ſehr umſtändlich bemerken und beſtimmen.

§. 419.

Auf den Dörfern, und überhaupt bey der Landwirthſchaft, ſind die Knechte und Mägde gewöhnlich Nachbars-Kinder; die Hausväter kennen ihre Eltern und Familien, und ſind daher auch gemeinſamer und freundſchaftlicher als in den Städten, wo ſchon der Bürger eine Stuffe höher zu ſtehen glaubt. Daher hat auch dort die Polizey wenig mit dem Geſinde zu thun; wird eins krank, ſo nimmt es der Vater zu ſich, oder iſt der zu weit entlegen, ſo verſorgt es der Hausherr, und vergleicht ſich hernach mit demſelben über die Koſten.

§. 420.

Aber in den Städten, beſonders den gröſeren, iſt ein groſer Zuſammenfluß des Geſindes: Jünglinge und Mädchen von allerhand Gattung, ehrbaren und dunklen Herkommens, mit oder ohne Erziehung, laufen hier zuſammen und vermiethen ſich in die Bürgerhaushaltungen. Hier entſteht alſo ein Geſindeſtand, der ſeinen eigenen Gemeingeiſt hat, eins verführt das andre; Untreue, Liederlichkeit, Verläumdungen und Verführungen von allerhand Gattung nehmen überhand, und verderben endlich auch die beſten Menſchen.

§. 421.

§. 421.

Der Geſindeſtand in den Städten iſt alſo ein Mittel einen groſen Theil der Menſchheit zu verderben, und aus hofnungsvollen jungen Leuten, elende, ſchlechte, und gebrandmarkte Bürger zu bilden. Die Hausväter laſſen ſich von dieſen Leuten dienen, ſind mistrauiſch gegen ſie, verachten ſie, und beobachten ſo wenig ihre Pflicht, an ihrer ferneren Bildung zu arbeiten, daß ſie ſie manchmal durch ihr Betragen eher verderben als beſſern. Die Mägde ſind beſonders ein allgemeiner Gegenſtand der Unzucht, denn man hält ſchon zum Voraus ihre Tugend für zweifelhaft, und endlich würkt dann auch eine ſolche ehrloſe Menſchenclaſſe ſehr ſchädlich auf die Kinder.

§. 422.

Da es nun die heiligſte Pflicht der regierenden Gewalt iſt, allemal da in die Staatsmaſchine einzuwürken, wo der Bürger die Rechte der Natur und Beglückung nicht beobachtet, hier aber eine ganze Claſſe von Menſchen ganz vernachläſſigt wird, ſo muß die Polizey ganz vorzüglich das verlaſſene Dienſtvolk, welches aus lauter jungen von ihren Eltern entfernten Leuten beſteht, in ihren beſondern Schuz und Pflege nehmen, ihre fernere Erziehung mit höchſtem Fleis beſorgen, ſie zu ihren Pflichten und in ernſtlicher Zucht halten, und endlich ganz und in allen Stücken der Eltern Stelle vertretten.

§. 423.

Zu dem Ende iſt zu allererſt eine Geſinde-Herberge nöthig, welche aus einem geräumigen wohl eingerichteten Gebäude beſtehen muß; vielleicht können auch Hoſpitäler oder andere öffentliche Gebäude dazu verwendet werden. Hier muß ein ſehr ehrbarer, rechtſchaffener, angeſehener und religiöſer Mann mit ſeiner Frauen wirthſchaften, und den Namen Geſindevater führen; bey dieſem melden ſich alle fremde Dienſtbotten, die in die Stadt kommen, er prüft und unterſucht ihre Fähigkeiten, Kirchen und bürgerliche Zeugniſſe, und nimmt niemand an, der nicht mit dergleichen verſehen iſt; dann ſpeiſt und tränkt er dieſe Leute ſo lang bis ſie einen Dienſt bekommen haben, und iſt keiner erledigt, ſo ſchickt er ſie weiter. Die Geſezze müſſen alsdann eine Zeit beſtimmen, wie lang er jemand behalten darf.

§. 424.

An dieſen Geſindevater wenden ſich ebenfalls alle Bürger, wenn bey ihnen ein Dienſt erledigt wird, und er verſorgt ſie alsdann mit Dienſtbotten. Wenn einer derſelbigen krank wird, ſo geht er auf dieſe Herberge, und der Geſindevater nimmt ihn auf; zu dem Ende müſſen auch wohl eingerichtete Krankenſtuben vorräthig ſeyn; und das Haus muß ſeinen ordentlichen beſoldeten Arzt und Wundarzt, und geſchickte Krankenwärter haben. Wenn auch jemand auf eine ehrliche Weiſe dienſtlos wird, ſo erwartet er hier einen andern Dienſt, wird er aber auf eine gerechte Weiſe verjagt, ſo nimmt man andre Maasregeln davon unten an ſeinem Ort.

§. 425.

Zur Unterhaltung dieſer Anſtalt müſſen vom Geſindelohn zehn Procent, an die Geſinde Lade bezahlt werden; und da ſie ſowohl der Herrſchaft als den Dienſtbotten auſſerordentlich vortheilhaft iſt, ſo müßte die eine Hälfte der Dienſtherr, und die andre das Geſinde, und zwar quartalweiſe, aber unausbleiblich bezahlen.

§. 426.

§. 426.

Damit auch das Geſinde in der Religion und guten Sitten gefördert, und über ſeine jezzige und künftige Pflichten immer mehr und mehr aufgeklärt werden möge, ſo muß ſich der Pfarrer ganz vorzüglich damit abgeben; und es muß ihm von Polizey wegen aufgetragen werden, dieſe hülfloſe Menſchen in ſeine beſondere und genaue Seelſorge zu nehmen. Sehr gut würde es ſeyn, wenn Sonntags zu gewiſſen Stunden beſondere Geſinde-Predigten, von einem beſonders dazu beſtellten Prediger gehalten würden; dieſe zu beſuchen würde das Geſinde von ſeiner Herrſchaft angehalten, und wo mehr als ein Dienſtbotte iſt, da müſten ſie abwechſeln. Catechiſationen für ſolche Leute müſten auſſerordentliche Würkung thun, beſonders wenn ſie von einem geſchickten Volkslehrer gehalten würden.

§. 427.

Die Dienſtherrſchaften üben manchmal eine deſpotiſche Gewalt an ihrem Geſinde aus, und dieſes iſt auch öfters bösartig gnug, um ſeiner Herrſchaft zu trozzen, ſie zu betrügen und zu vervortheilen; dann giebt es wiederum auch böſe Leute, Makler und Unterhändler, und ſo genannte Magd-Vermietherinnen, welche bald von Hausherren, bald vom Geſinde Geld nehmen, und eins oder das andre abſpänſtig zu machen, und ſo allerhand Unheil zu ſtiften ſuchen. Deswegen muß die Polizey eine ſo genannte Geſinde-Commiſſion nieder ſezzen, welche aus einer obrigkeitlichen rechtsgelehrten Polizey-Perſon, einem Geiſtlichen, dem Phyſicus, dem Geſindevater, und ein paar ehrbaren bürgerlichen Beyſizzern, Rathsherren u. d. g. beſtehen muß; dieſe entſcheiden alsdann in Geſinde-Streitigkeiten, und legen die Geſinde-Ordnung zum Grund.

§. 428.

§. 428.

Eine ſolche Geſinde-Ordnung muß ſich auf meine bisher vorgetragene, auf das Geſez der Natur und der Beglückung gebaute Regeln gründen, ſie auf jedes Lokale ausdehnen, näher beſtimmen, und auf alle mögliche Fälle entwickeln, in dubio aber immer mehr die ſchwächere und hülfloſere Claſſe als die herrſchende begünſtigen.

§. 429.

Die Handwerksgeſellen machen eine eigene Claſſe des Dienſt-Volks aus; ſie wandern aus einem Land ins andere, und ſuchen beſonders in den Städten Arbeit. Hier ſind nun gemeiniglich ſchon ſo genannte Herbergen für jedes Handwerk, allein die Misbräuche ſind auch gewöhnlich ſo gros, und die Polizey ſo träg, daß wenig Vortheile dabey heraus kommen. In kleinen Städten ſind manchmal die Zünfte ſo klein, daß kaum etliche Geſellen die Lade unterhalten; wird nun einer krank, ſo iſt er ſchlecht verſorgt.

§. 430.

Zu dem Ende ſollen alle Zünfte ihre Lade zuſammen haben; dieſe hat ihren allgemeinen Vorſteher, der allemal eine Polizey-Perſon ſeyn, und in beſtimmten, nicht zu langen Terminen ſeine Rechnung ablegen muß. Jede Zunft hat ſodann ihren Altgeſellen, und um der Ordnung willen, und um Streitigkeit zu verhüten, ihre eigene Herberge. Dieſer Altgeſelle erhebt monatlich von jedem Geſellen ſeinen Beytrag, dann kommen an einem andern beſtimmten Tage die Altgeſellen aller Zünfte zum Laden-Einnehmer, zahlen ihre Gelder, und empfangen darüber ihre Quittung.

§. 431.

Aus dieſer gemeinen Lade werden nun alle Bedürfniſſe der Herbergen, das iſt: der Kranken, der Neuankommenden, Gaſt- und Zehrgelder, und die Almoſen für alle Zünfte beſtritten. Und damit keine Zunft vor der andern einen Vorzug haben oder fordern möge, ſo muß der Beytrag aller Geſellen von allen Handwerkern ganz gleich und ſo auch ihr Tractament auf den Herbergen einerley und immer honnet ſeyn, das iſt aber dann auch leicht möglich, weil der Beytrag ſo gros und allgemein iſt.

§. 432.

In kleinen Städten, wo alle Handwerksgeſellen zuſammen nicht im Stand ſind eine Lade zu unterhalten, da können ſie ſich zur allgemeinen Geſinde-Herberge ſchlagen, und mit ihnen unter einerley Polizey-Aufſicht ſtehen, ſie melden ſich alsdann bey dem Geſindevater, der für ſie Umſchau halten, und nach Arbeit fragen läſt.

§. 433.

Wenn ein Handwerksgeſell in eine Stadt kommt, ſo fragt er nach ſeiner Herberge, kehrt da ein, und läſt den Altgeſell kommen; dieſer hält alsdann Umſchau, und der wandernde Geſell muß bey demjenigen Meiſter Arbeit nehmen, der ſeiner Hülfe bedarf. Dagegen nimmt aber dieſer jenen nicht an, wenn er keine richtige Kundſchaft und Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens hat. Deswegen muß der Geſelle, ſo wie er auf die Herberge kommt, alſofort ſeine Briefſchaften vorzeigen.

§. 434.

Wenn die Lade ordentlich verwaltet wird, und die Handwerker in einer Stadt blühend ſind, ſo iſt es gar nüzlich und anlockend, wenn ſie den neuankommenden Geſellen auf etliche beſtimmte Tage, oder bis er Arbeit bekommt, wenn er anders gute Kundſchaft und Zeugniſſe hat, frey hält, auch jedem bey dem Abzug ein beſtimmtes Zehrgeld mit auf den Weg giebt. Uebrigens aber iſt es ein höchſtſchädlicher Gebrauch, wenn an den Tagen der Auflage auf Unkoſten der Caſſe gefreſſen, geſoffen, getanzt, und allerhand Unfug getrieben wird; dies ſoll die Polizey ſchlechterdings nicht dulten, und ſogar drauf acht geben, daß die Handwerksburſche nicht einmal aus ihrem eigenen Beutel ſich beſaufen, blaue Montage machen, und ſich ſo der Liederlichkeit ergeben.

§. 435.

Die Polizey-Verwaltung der Handwerksgeſellen kan man darum den Zunftmeiſtern nicht überlaſſen, weil dieſe zu viel eigenes Intreſſe mit untermiſchen; daher iſt auch hier eine eigene Commiſſion nöthig, welche die Geſinde-Commiſſion ſeyn kan, auſſer daß anſtatt des Geſindevaters der gemeine Laden-Meiſter beyſizt; ſollten aber dieſe Männer nicht hinlängliche Känntniſſe von den Zunftgebräuchen haben, ſo müſte allemal der Altmeiſter von der Zunft, zu welcher die Streitſache gehört, im Fall er nicht ſelbſt Parthey iſt, mit dazu gezogen werden.

§. 436.

Die **Bedienten** ſind Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche bey den höheren Ständen blos aufwarten, und daher keine eigentliche Berufsgeſchäfte haben; doch kan man die Kutſcher, Stallknechte u. d. g. ausnehmen. Ich rechne nicht das gewöhnliche ordentliche Geſinde hieher, welches ebenfalls in ſolchen Haushaltungen dient, dieſes gehört unter das oben ſchon abgehandelte Arbeitsgeſinde; ſondern nur blos die Laquayen, Cammerdiener, Cammermädchen, u. d. g. Dieſe Menſchenclaſſe iſt in allem Betracht unglücklich: ſie lernen keinen Beruf, oder verlernen ihn wieder, bekommen einen Anſtrich von vornehmem Stande, der dann mit ihrer ſchlechten Erziehung erbärmlich contraſtirt; ſie werden bald ausgezankt und zertretten, und bald wieder geſchmeichelt, daher ſind ſie gewöhnlich falſch, verläumderiſch, verbuhlt, naſch- und waſchhaft, im Alter verächtlich, und im Ganzen in der bürgerlichen Geſellſchaft von keinem Werth.

§. 437.

Hier iſt der Luxus, ſo wie in vielen andern Stücken, die Quelle alles Unglücks: Die Menge der Bedienten ſoll den Glanz und die Würde erhöhen; welch ein höchſt verkehrter Begrif von der Ehre! — Wenn ſich dieſe verhält wie die Nuzſtiftung in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo müſte die Zahl der Bedienten mit ihr in umgekehrten Verhältniß ſtehen, denn je mehr Bedienten, je mehr Schaden. Hier kan wiedrum das Beyſpiel des Regenten, und ſeine Aufmerkſamkeit auf ein ſolches Verderben, das mehreſte thun, und dann kan auch die Polizey durch zweckgemäſe Mittel ſehr würkſam ſeyn.

§. 438.

Die Bedienten ſind mehrentheils müſig: denn da ſie meiſtens nur zum Pracht da ſind, ſo haben ſie einen groſen Theil des Tages gar nichts zu thun; wenn ſie nun ſolche Handwerker lernten, die ohne groſe Zurüſtung getrieben werden können, ſo würden ſie dem Staat, ſich ſelbſt und ihrer Herrſchaft nüzlich ſeyn; in dieſem Fall könnten ſie heurathen, Frau und Kinder ernähren, und die Herrſchaften brauchten alsdann nicht ſo vielen Lohn zu geben. Das Schneider-Handwerk, das Perruquenmachen und Friſiren, die Zeichen- und Mahlerkunſt, das klein Uhrmachen, das Schreiben und Rechnen, und viele dergleichen Beſchäftigungen würden ſich wohl für die Bedienten ſchicken.

§. 439.

Eben ſolche Handwerksburſchen könnten von den Herrſchaften auch zu Bedienten gewählt werden; wenn dieſe endlich alt würden, oder auch des Dienens müde wären, ſo könnten ſie ſich ruhig auf ihre Handthierung ſezzen, ſich ordentlich und bürgerlich ernähren, und alſo ſich ſelbſt und dem Staat nüzlich ſeyn. Die Polizey ſoll alſo darauf ſehen, daß jeder Jüngling, er mag ſeyn wer er will, ſich einem ernährenden Beruf widme, und wer ein Bedienter werden will, ſoll durchaus ein Handwerk können. Bauernſöhne ſollen nicht Bedienten werden, wenn ſie kein Handwerk gelernt haben, das ſich für einen Bedienten ſchickt; wer Landwirth werden will, ſoll wenigſtens nicht lange in einem ſolchen Dienſt ſtehen, doch können wiedrum Kutſcher und Stallknechte ausgenommen werden: denn dieſe dienen immer noch zu landwirthſchaftlichen Geſchäften.

§. 440.

Die Bedienten weiblichen Geſchlechts ſollen ſich mit allen möglichen weiblichen Arbeiten beſchäftigen, damit ſie ordentlich heurathen, und eine Haushaltung führen können. Ueberhaupt ſollte es ein unverbrüchliches Geſez ſeyn, und die Polizey ſollte auf ſeine Veſthaltung mit unermüdeter Aufmerkſamkeit wachen: daß keine Herrſchaft mehr Bedienten halten dürfte, als zu ihrer Aufwartung höchſt nöthig iſt. Die Menge der

Lievree-Bedienten iſt ohnehin ein ſehr elender unbedeutender Prunk, und da er nirgends mehr gemisbraucht wird, als an den Höfen, ſo kan er auch hier am leichteſten durch das Beyſpiel des Herren, und ſeine poſitive Befehle gehoben werden.

§. 441.

Ich komme nun endlich zu der Freyheit der Handlungen zwiſchen Bürger und Bürger; ich muß alſo zeigen, wie auch hier die Polizey würken müſſe, theils um jeden gegen Eingriffe in ſeine Rechte zu ſchüzzen, theils ſie ſo zu leiten, daß ſie ſich unter einander auf alle Weiſe zu ihrer Wohlfarth beförderlich ſeyn mögen. Ich ſchränke mich aber blos auf ſolche Handlungen ein, die ſich auf die natürliche und bürgerliche Freyheit, nicht aber auf Ehre und Eigenthum beziehen, denn dieſe gehören in die folgenden Abſchnitte.

§. 442.

Die Handlungen der Bürger ſind entweder ſolche, die zwar an ſich frey ſind, aber doch durch Beyſpiel ſchädlich würken, indem ſie andre zur Nachahmung reizen, und alſo ſchlechterdings nicht geduldet werden können: oder ſolche, die würklich in die Rechte der Freyheit eingreifen, und alſo einem andern in ſeinem Würkungskreis poſitiv hinderlich ſind. Die vornehmere Claſſen ſinds eigentlich, die durch ihr Beyſpiel den mächtigſten, und zugleich den ſchädlichſten Einfluß äuſſern, weil ſich ihnen jeder gerne gleich ſtellt, um auch vornehm zu ſcheinen.

§. 443.

Die Mode und der Luxus ſind höchſt anſteckende und peſtartige Krankheiten im Staat. Da ſie aber am ſtärkſten auf das Eigenthum würken, und der Erwerbung deſſelben ſchnurgerad entgegen ſtehen, ſo gehören ſie in die Polizey des Eigenthums, woſelbſt ich auch ausführlich davon reden will.

§. 444.

Wenn der Regent die Zahl ſeiner Dienerſchaft nicht überſezt, ſondern jedem gnugſame Arbeit, und eine zwar hinlängliche aber nicht übermäſige Beſoldung giebt, dann aber auch für ſeine Familie ſorgt; und wenn er durch eine vortrefliche Gewerb-Polizey das Gleichgewicht des Reichthums im Staat zu beobachten weiß, ſo daß das Geld nicht etwa bey etlichen groſen Capitaliſten ruht, ſondern vertheilt iſt, wozu ich unten die Regeln angeben werde, ſo wird dadurch die allzu groſe Verſchiedenheit der Stände vermieden, und der Luxus wird weniger Schaden thun, denn jeder muß arbeiten, um ſich ordentlich nähren zu können. Zugleich muß aber auch der Herr ſelbſt ſparſam, und ein Todfeind alles Luxus ſeyn.

§. 445.

Die Luſt zu allerhand Ausſchweifungen dünſtet auch wie ein Peſthauch von den höhern zu den niederen Claſſen herüber; die Conventions-Heurathen der Vornehmeren verurſachen Kälte und Mangel an Liebe in der Ehe, ſie ſuchen alſo anderwärts ihre Triebe zu befriedigen; dieſer Gräuel wird unvermerkt Character des vornehmen Standes, und da er hier ſo wenig beſtraft wird, ſo ahmen ihn die Geringern nach, und das Verderben wird allgemein.

§. 446.

Ein Hauptfehler iſt es, daß die Kraft der Geſezgebung ſo ſchwer die Maſſe der vornehmeren Stände bewegen kan, man ſieht ihnen bey allen ihren Gräueln immer durch die Finger: vieles rührt aber daher, daß die Polizey nicht ihr gehöriges Anſehen hat: denn wenn ſie von Männern geringen Standes verwaltet wird, ſo ſcheuen ſich dieſe immer vor dem Druck der Vornehmen, und ſchweigen ſtill; würde aber die Landes-Regierung ſelbſt, als das natürliche höchſte Collegium nach dem Miniſterium oder geheimen Raths-Collegium, wie ihm auch von Rechtswegen zukommt, die Polizey verwalten, und einen aus ihrer Mitten, und zwar einen der angeſehenſten und geſchickteſten zum Polizey-Amtmann machen, der beſtändig fort durch ſeine Bedienten und Ausſpäher auf alles merken ließe, ſo würde die Sache bald eine andre Geſtalt gewinnen, dann müſte aber auch der Vornehme wie der Geringe, für jede Ausſchweifung unnachläſſig beſtraft werden.

§. 447.

Auf die Perſonen von der Regierung müſte das Miniſterium, und auf dieſes der Regent ſelbſt wachen; wer aber corrigirt dieſen? — das Miniſterium? — oder auch die Regierung? — ſo wärs wohl recht; dieſe Collegia müſten wenigſtens geziemende Vorſchläge thun, und der Regent müſte Rath annehmen, und ihnen folgen, denn er iſt ein Diener Gottes und ſeines Staats, ein Menſch, der auch fehlt, deſſen Fehler aber von den wichtigſten Folgen ſind, und darum ſollte ihm jede treue und wohlgemeynte Ermahnung ſehr willkommen ſeyn.

§. 448.

Allerhand Urſachen würken zuſammen, daß die vornehmere Stände lau in der Religion, Freygeiſter, Irr- und Ungläubige werden; daher entſtehen dann vielerley Arten von Sittenloſigkeit, und ungebundener Aufführung; dieſe würken wie ein Ferment auf die geringere Claſſen; es iſt vornehm zu zweifeln, über die Religion zu ſpotten, ſich über alles weggzuſezzen, den öffentlichen Gottesdienſt zu verſäumen, ſich aller Gottesverehrung zu ſchämen, u. ſ. w. daher nimmt alles den abſcheulichen Ton an, und das Verderben reißt ein wie ein Strom.

§. 449.

Die Erziehungs- und Aufklärungs-Polizey muß hier freylich das Beſte thun, aber auſſerdem muß auch die regierende Gewalt mit äuſſerſter Sorgfalt wachen, daß keine läſterliche und ſpöttiſche Reden über Gott, über Chriſtum, über irgend eine Religion, oder etwas, das ehrwürdig iſt, ausgeſtoſen werden; dieſe Art der Inquiſition iſt durchaus nöthig, aber ſie darf ſich nie weiter als auf ſolche Dinge erſtrecken, die würklich und anerkannt bös ſind; aller Zwang ſu irgend einem Glaubensbekänntniß, oder Religionsgebrauch iſt Tyranney.

§. 450.

Doch giebt es auch gewiſſe Gebräuche, die würklich an ſich heilig gehalten und beobachtet werden müſſen; hieher gehören: die Feyer der Sonn- und Feſttage, der öffentliche Gottesdienſt mit allem, was damit verbunden iſt, und die Ruhe von allen Geſchäften an ſolchen Tagen. So wenig es nun erlaubt iſt, daß man jemand zu irgend etwas von dieſer Art zwinge, ſo darf doch noch weniger ein anderer in ſeiner Freyheit, durch Verachtung, Verſpottung, oder würkliche Hinderung beeinträchtiget werden, wenn er alles, was er für Pflicht hält, ſorgfältig thut, in ſofern er niemand in ſeiner Freyheit dadurch beſchwerlich fällt.

§. 451.

§. 451.

Wer die Sonn- und Feyertage für ſich nicht feyern will, der wird ſeinem eigenen Gewiſſen überlaſſen; würde aber ein Mann ſeine Frau, ſeine erwachſene Kinder oder Geſinde zu einer Arbeit zwingen wollen, die nicht nöthig, oder deren Aufſchub nicht ſehr ſchädlich iſt, ſo ſind dieſe nicht ſchuldig zu gehorchen, und die Polizey muß ſie bey ihren Rechten ſchüzzen. Eben ſo wenig dürfen lärmende und geräuſchmachende Geſchäfte an den Feyertagen, wenn ſie nicht höchſt nöthig ſind, verrichtet werden.

§. 452.

Der Zweck der Sonn- und Feyertage iſt, nebſt dem gewöhnlichen Gottesdienſt, von ſchweren Arbeiten auszuruhen, auch wohl erlaubte und anſtändige Ergözlichkeiten zu genieſen. Dieſe Freyheit darf aber nicht auf raſende Tänze, Vollſaufen und Schwärmen in den Wirthshäuſern ausgedehnt werden, alles muß ruhig und ordentlich zugehen. Daher muß die Polizey vorzüglich auf ſolche Wirthshäuſer Acht haben, und Stille befehlen, damit die Nachbarn nicht geſtört werden. Weder an Werkel- noch an Feyertagen ſoll Unruhe und Lärmen, weder in den Häuſern, noch auf den Gaſſen geduldet werden, die Polizey muß ſolche unruhige Leute ſcharf beſtrafen.

§. 453.

Die Polizey-Bedienten müſſen auch in den Kirchen Acht haben, daß niemand Geräuſch oder Unruhe verurſache, ſondern alles ruhig und ordentlich zugehe. Gelächter und alles, was Aergerniß geben kan, muß ſcharf beſtraft werden. Wo die Römiſch-Catholiſchen öffentlichen Gottesdienſt haben, und feyerliche Umgänge halten, da muß man ſie in ihren Gebräuchen auf keinerley Weiſe ſtören. Dagegen aber haben ſie auch keinesweges das Recht irgend einen Proteſtanten zum Niederknien, und Hutabziehen zu zwingen.

§. 454.

Die Streitigkeiten und Schlägereyen, welche zwiſchen den Bürgern und Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft entſtehen, ſind nicht nur gewaltthätige Eingriffe in die Freyheits-Rechte, ſondern auch ſehr gefährlich, denn ſie geben Anlaß zu Verſtümmelungen, Lähmungen, Todſchlägen, Unglück von mancherley Art, und Familien-Feindſchaften, die manchmal unauslöſchlich werden. Die Polizey muß alſo alle entfernte Veranlaſſungen dazu verhindern, und dergleichen Verbrechen exemplariſch beſtrafen.

§. 455.

Ich habe im Hauptſtück von der perſönlichen Sicherheit ſchon ein und anderes über dieſe Materie geſagt, und gelehrt, wie man die Quellen ſolches Unheils die Wirthshäuſer beobachten, und daß man ſie vielleicht gar abſchaffen könnte. Eben ſo hab ich auch Anſtalten angegeben, wodurch die nächtliche Sicherheit auf Gaſſen und Straſen erhalten werden müſſe. Ich füge alſo nur noch hinzu, daß es jedermanns Pflicht ſey, den Polizey-Bedienten nicht nur mit Anſtand zu begegnen, ſondern ſie noch viel weniger in ihren Pflichten zu hindern. *S. unten, Polizey der regierenden Gewalt.*

§. 456.

Ein erſchreckliches und unter dem gemeinen Mann noch mit ungeſtümm herrſchendes Uebel iſt der Aberglaube mit allen ſeinen Folgen. Dieſer Tyrann würkt fürchterlich und unaufhaltbar auf die Freyheit der Handlungen, und legt ihnen allenthalben Feſſeln an. Der Abergläubiſche iſt im verborgenſten Winkel nicht frey, denn er ſieht überall übernatürliche Kräfte, die ihm bald nüzzen, bald ſchaden ſollen, und er bedient ſich der abgeſchmackteſten und zweckloſeſten Mittel entweder jene Kräfte zu brauchen, oder ihnen entgegen zu würken; das erſte wird gewöhnlich Zauberey oder Hexerey genannt, vorzüglich dann, wenn man ſich ihrer bedient, anderen Menſchen zu ſchaden.

§. 457.

Die Erziehung und die Aufklärung ſind die beſten Mittel den Aberglauben zu vernichtigen, allein wer wird leben, wenn der Herr ſolches thun wird? — bis dahin muß denn doch die Polizey die Unterthanen gegen dieſen Despoten ſchüzzen. Die Volkslehrer predigen wohl dagegen, allein ſo lang das gemeine Volk nicht richtige Grundbegriffe von den Kräften der Natur hat, ſo lang glaubt es dem Prediger nicht: denn ſeine Erfahrungen von mancherley Arten, Zauber- und Geſpenſtergeſchichten, ſind ihm zu überzeugend, und es hat nicht Gedult, nicht Fähigkeit gnug, und auch keine Luſt dazu, ſie gründlich zu unterſuchen. Der gemeine Mann ließe ſich dieſen ſüſen Zeitvertreib, dieſe angenehme Phantaſie des romantiſchen und des Feenreichs um vieles nicht nehmen, er täuſcht ſich gern, und es ärgert ihn, wenn es am Ende herauskommt, daß dieſe oder jene alte Frau würklich keine Hexe iſt, oder wenn man entdeckt, daß ein Geſpenſt kein Geſpenſt geweſen.

§. 458.

Doch darf man dem Volk dieſe ſchädliche Freude nicht gönnen; ſondern man muß dagegen arbeiten, ſo ſehr man kan, und die bedauernswürdigen Gegenſtände ſeines Verdachts ſchüzzen. Die Polizey darf ſich an den Saz, **wo kein Kläger iſt, da iſt auch kein Richter**, durchaus nicht kehren, ſondern wenn das Gerücht irgend eine Frau oder einen Mann mit dem Verdacht der Zauberey belegt; ſo muß ſie mit äuſſerſtem Fleis den Urſachen dieſes Gerüchts nachſpüren, und auf den Grund zu kommen ſuchen; findet ſie dann endlich, daß irgend eine ſolche Perſon durch Reden, oder geheime Handlungen Anlaß zu ſolchem Verdacht gegeben hat, ſo muß ſie nach Befinden geſtraft, oder auch nur gewarnt, das ganze Factum aber muß nach der Wahrheit, und mit Zergliederung aller Umſtände erklärt und bekannt gemacht werden.

§. 459.

Im Gegentheil würde eine ſolche Perſon unſchuldig ſeyn, ſo daß entweder blos ihre Geſtalt, oder ihre Dummheit, oder ſonſt etwas Schuldloſes, oder gar die Bosheit eines andern Anlaß zu dieſer Verläumdung gegeben hätte, ſo darf ſchlechterdings die Polizey nicht ruhen, ſondern ſie muß mit äuſſerſter Strenge, ex officio und insgeheim auf den Grund zu kommen ſuchen; findet ſie dann die erſten Urſächer dieſes Ehrenmords, ſo muß ſie dieſelben, nicht etwa mit Geld, ſondern öffentlich, nach Befinden, auch an ihrer Ehre ſtrafen. Und überhaupt jeder, der nur einen Verdacht gegen jemand, es ſey öffentlich oder heimlich äuſſert, der muß ihn entweder beweiſen oder ſchweigen.

§. 460.

Wenn ein Gerücht entſteht, dieſer oder jener wandere nach ſeinem Tod, oder es laſſe ſich ſonſt ein Geſpenſt ſehen, ſo muß die Polizey alſofort den Ort beſtändig durch ſtarke, bewehrte, herzhafte, vernünftige und aufgeklärte Leute bewachen laſſen, und wenn ſich etwas ſehen läßt, ſo muß man mit allen Sinnen unterſuchen, und nichts unterlaſſen, um auf den Grund zu kommen; hat man nun Betrug oder Wahrheit entdeckt, ſo muß die ganze Sache mit allen kleinen Umſtänden öffentlich bekannt gemacht werden. Hätte die Polizey von jeher ſo verfahren, ſo würde man längſt über die immer noch nicht ganz entſchiedene Sache von den Geiſter-Erſcheinungen zur Gewißheit gekommen ſeyn.

§. 461.

Wenn der gemeine Mann etwas verlohren hat, oder wenn ihm etwas geſtohlen worden, ſo pflegt er insgeheim zu den ſo genannten Teufelsbannern zu gehen, die ihm dann in einem dunklen Gemach, in einem Spiegel, oder Zuber mit Waſſer die Perſon zeigen, welche das Verlohrene gefunden, oder das Geſtohlne geſtohlen hat; dann auch wohl verſprechen einer ſolchen Perſon ein Auge auszuſtechen, oder ſonſt Schaden zuzufügen. Da nun durch dieſes abſcheuliche Verfahren, welches noch ſo auſſerordentlich häufig im Schwang geht, ſo mancher Redliche in Verdacht und um ſeine Ehre kommt, und überhaupt die ganze Sache unchriſtlich, abergläubiſch und ſehr ſchädlich iſt, ſo muß die Polizey die kräftigſte Maasregeln dagegen nehmen.

§. 462.

Dieſe beſtehen ungefähr in folgenden Anſtalten: die Polizey muß immer ſehr ſchlaue, liſtige, aber rechtſchaffene Männer von allerhand Gattung in Sold und zum Gebrauch haben; ſie müſſen aber äuſſerſt verſchwiegen ſeyn, und auf ihrem Ausplaudern muß Leib- und Lebensſtrafe ſtehen. Dieſe Polizey-Verwandten ſollen auch dem Publicum nicht bekannt ſeyn; einen ſolchen Mann ſchickt man zum Teufelsbanner, oder Siebdreher, oder überhaupt zu den Zeichendeutern, und ſezt ſie, wenn man nemlich gewiß iſt, daß ſie ſich mit dergleichen unerlaubten Künſten abgeben, auf die Probe; ertappt man ſie dann, auf dem fahlen Pferd, ſo ſtraft man ſie exemplariſch.

§. 463.

Das ſo genannte Planeten-leſen aus den Händen, oder die Chiromantie; das Segenſprechen, das Weiſſagen aus dem Bodenſaz des Cafee, das Punctiren oder die Geomantie, die Necromantie, das Geiſterbeſchwören; mit einem Wort, alles was ſich auf Errathung geheimer und zukünftiger Vorfälle gründet, ſoll aufs härteſte beſtraft werden, und die Polizey ſoll keine Mittel ſparen, um dergleichen Unſinn und Gräuel auszuſpähen. Alle aſtrologiſche oder auch ſo gar phyſiſche Demonſtrationen, die unerlaubte Zwecke haben, muß man durchaus nicht dulten. Zudem müſſen auch alle Bücher, welche ſo etwas lehren und begünſtigen, den Händen des gemeinen Mannes entzogen werden.

§. 464.

Der in unſern Tagen ſo vieles Aufſehen verurſachende Magnetismus kan zu den fürchterlichſten Mißbräuchen verleiten; die in die magnetiſche Exſtaſe geſezte Perſonen beantworten ſehr vorwizzige und gefährliche Fragen, wenn ſie ihnen vorgelegt werden. Die Polizey ſoll alſo mit äuſſerſter Strenge das Magnetiſiren verbieten, und aufs ſchärfſte beſtrafen, und dann den Lehrern der Phyſik, und rechtſchaffenen bewährten Aerzten die ſtrengſte und gewiſſenhafteſte Unterſuchung dieſes ſonderbaren Phänomens übertragen. Iſt endlich die Wahrheit oder Falſchheit der Sache entſchieden, ſo verfähret man nach Befinden.

§. 465.

Das Schazgraben iſt eine höchſt ſchädliche und verderbliche Sache; daher ſoll man die ſo genannten Schazgräber ſorgfältig aufſuchen, wie Land- und Leutbetrüger öffentlich am Leibe ſtrafen, und ſo wie alle dergleichen ſchändliche Menſchen ehrlos machen. Diejenigen aber, die ſich betrügen laſſen, fehlen blos aus Gewinnſucht, und müſſen alſo mit Geld geſtraft werden.

§. 466.

Ein ſchändlicher und höchſt ſtrafbarer Misbrauch der freyen Handlungen, iſt die unzuläſſige Befriedigung des Geſchlechtstriebs: wenn nemlich Perſonen beyderley Geſchlechts, ohne Zweck, ohne Liebe, und ohne Rückſicht auf Verhältniß und Folgen, blos ihre viehiſche Triebe befriedigen. Auf dieſe Völker verheerende Gräuel muß die Polizey im höchſten Grad aufmerkſam ſeyn; freylich ſind hier würkſame Anſtalten ohne Einſchränkung der bürgerlichen Freyheit ſchwer, aber doch nicht unmöglich. Wenns der Polizey warlich ums Glück der Unterthanen zu thun iſt, ſo kan ſie erſtaunlich viel ausrichten. Wer kennt nicht den Ruhm des Herrn von Sartine? —

§. 467.

Man hat in groſen Städten den Schaden dieſer fürchterlichen Unart lange erkannt, und gröſern Uebeln vorzubeugen geglaubt, wenn man liederliche Weibsleute, die nun einmal für verlohren gehalten werden, in gewiſſe öffentliche Häuſer zuſammenbannte, und dann denen Mannsperſonen durch die Finger ſähe, welche in denſelben aus- und eingehen. Man hofte hier alle Ausſchweifungen auf einen gewiſſen Standpunct zu zwängen, und dann die übrige bürgerliche Geſellſchaft rein zu halten; zudem glaubte man auch dadurch der Verführung ehrbarer Mädchen, der Verheimlichung der Schwangerſchaften, und dem Kindermord Schranken zu ſezzen; allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil: jene öffentliche Häuſer erleichtern alle Arten dieſer Ausſchweifung; der rechtſchaffene Jüngling ſchleicht in einer ſchwachen Stunde hin, und benuzt dieſe Gelegenheit, ohne welche er tugendhaft geblieben wäre, und hat er einmal den berauſchenden Kelch der Hurerey getrunken, ſo wird er immer ſchwächer, und geht unaufhaltbar zeitlich und ewig verlohren; und die Mädchen, welche ihre Unſchuld aufgeopfert haben, und vielleicht noch zu retten wären, gerathen endlich in ein ſolches Haus, wo ſie der Wuth aller Gräuel, der ſchändlichſten Krankheit, und der gänzlichen Beraubung jeder Hülfe der Religion, und der Wiederkehr zur Tugend hingegeben ſind.

§. 468.

Wie iſt es möglich, daß man dieſe ſo ganz unzweifelbare Folgen jener Anſtalten verkennen, und ſie noch ferner begünſtigen kan? — Allein die Herren von der Polizey, und die Diener der regierenden Gewalt, ſind nicht immer diejenigen, denen ſo etwas ein Gräuel iſt; ſie tragen ſehr oft Balken in den Augen, indem ſie anderen Splittern ausziehen wollen; das iſt nun eben beklagenswürdig; ſonſt fänden ſich noch wohl bequemere Mittel dem Unheil zu ſteuern. Ich will einige der würkſamſten vorſchlagen.

§. 469.

So bald ein Mädchen oder ſonſt eine Weibsperſon anfängt ein böſes Gerücht zu bekommen, ſo muß die Polizey ſehr rechtſchaffenen und tugendhaften Männern insgeheim den Auftrag geben, ſolche Perſonen unbemerkt zu beobachten, und ſie in ihrer ganzen Aufführung zu prüfen; findet man das Gerücht gegründet, beſonders wenn ſie mehr als einem den Zutritt erlauben, ſo kan man ſie durch den Geiſtlichen ein auch zweymal warnen laſſen; hilft das nicht, ſo bringt man ſie ins **Verbeſſerungs-Haus**, von deſſen Einrichtung im folgenden Abſchnitt gehandelt werden ſoll. Man darf in dieſem Fall weder Vornehme noch Geringe ſchonen; doch kan alles ſo viel möglich geheim gehalten werden.

§. 470.

Die Veranlaſſung zu einem ſolchen laſterhaften Leben iſt verſchieden: müſige Leute, die nichts zu thun haben, legen ſich gerne auf Schwelgerey, Unzucht und Luſtbarkeiten von mancherley Art; daher muß die Polizey durch ihre Ausſpäher auf das Thun und Laſſen, Gehen und Stehen, und Betragen aller Menſchen insgeheim Acht geben laſſen; der ehrliche Mann ſcheuet das Licht nicht; ſo bald nun einer auf verdächtigen Wegen wandelt, ſo beobachtet man ihn ſtrenger, und wenn man von ſeinen Sünden und Verbrechen überführt iſt, ſo beſtraft man ihn nach Verdienſt insgeheim, oder wenn er ein Fremder iſt, ſo transportirt man ihn über die Gränze.

§. 471.

Junge Leute von Stand pflegen in groſe Städte zu reiſen, um, wie man zu ſagen pflegt, die Welt kennen, und feine Lebensart zu lernen: aber dieſe Welt- und

Sitten-Känntniß wird gewöhnlich ſehr theuer erkauft; da nun die Eltern ſelbſt zu viel Zutrauen zu ihren Kindern haben, und auf die Gefahr nicht achten, ſo muß die Polizey darauf merken, und ſolche frembe junge Leute durch rechtſchaffene Männer heimlich auf allen ihren Schritten und Tritten beobachten laſſen; findet man ihre Aufführung verdächtig, ſo benachrichtigt man die Eltern davon; hilft das nicht, ſo ſchickt man ihnen ohne weitere Umſtände ihre Kinder wieder nach Haus.

§. 472.

Ob ich gleich die ganze Maſchine der Dienerſchaft in der Staatshaushaltung, wohin dieſe Sache eigentlich gehört, entwerfen werde, ſo muß ich doch hier nur einige Winke geben, wie die Polizey das alles am beſten ausführen könne. In den Städten werden aus der Bürgerſchaft die redlichſten und verſchwiegenſten Männer zu Polizey-Aufſehern beſtellt: dieſer müſſen ſo viele ſeyn, daß jeder nur etwa 20 bis 30 Häuſer zu beobachten hat; alle ſtehen dann unter dem Polizey-Amtmann, und dieſer iſt Commiſſarius von der Regierung. Ob nun gleich jene Polizey-Aufſeher eigentlich keine Ausſpäher ſeyn dürfen, denn dazu hat man ganz andre Leute, ſo müſſen ſie doch ſehr ſcharfe und geheime Aufſicht auf alle Menſchen haben, und insgeheim dem Polizey-Amtmann alles berichten, was ihnen verdächtig vorkommt.

§. 473.

Der Polizey-Amtmann hält zuweilen Seſſion mit den Aufſehern, wo über Mängel, Gebrechen und Vorſchläge gerathſchlagt wird. Unter dieſem Collegium ſtehen hernach die öffentlichen Polizey-Diener, welche allenthalben Ordnung halten, und zum Zeichen ihres

Amts ein Schild an der Bruſt tragen; und dann die geheimen, welche niemand kennt, und welche allerhand Geſtalten anzunehmen fähig ſind, um das Laſter in allen ſeinen Schlupfwinkeln auszukundſchaften. Sartine hatte dieſer Leute eine Menge in Dienſt. Zur Beſoldung aller dieſer Leute werden die Strafgelder beſtimmt; denn da jeder ohnehin eine Handthierung hat, ſo braucht die Beſoldung nicht gros zu ſeyn.

§. 474.

In den Ländern, Städten und Dörfern beſonders wo blühende Gewerbe ſind, desgleichen auf Meſſen und Märkten, ſchleicht ſich mancherley Geſindel unter allerhand Masken herbey, um die Leute zu vervortheilen, öffentlich und heimlich zu betrügen und zu berauben. Hieher gehören alle Arten von Gaukel- und Lotterieſpielern, Seiltänzern und Künſtlern, welche durch ihre Werke weder belehren noch nüzzen, aber immer den Erwerbenden ihr Geld wegſchleppen, und ihnen ihre Zeit rauben. Solche Menſchen muß die Polizey durch ihre geheime und öffentliche Diener auskundſchaften, und dann ohne weitere Umſtände über die Gränze promoviren, oder wenn ſie würklich geſündigt haben, ſo müſſen ſie beſtraft werden.

§. 475.

Ein höchſt ſchädlicher Misbrauch der natürlichen Freyheit herrſcht vorzüglich in den Geſellſchaften: wenn verſchiedene Menſchen, Männer oder Weiber zuſammen kommen, ſo räſonnirt man gewöhnlich über Abweſende, man mordet mit der Zunge, belügt und verläumdet ſo ſehr man kan, und denkt nicht nach, welch eine groſe Sünde es ſey, auch die würklichen Fehler des Nebenmenſchen öffentlich zu richten; hier gilt alles im Kleinen, was ich von der Publicität im Groſen geſagt habe. Mancher ehrliche Mann, und manches rechtſchaffene Weib bekommt ohne ſeine Schuld einen Anſtrich im Publicum, der der Perſon, der Freyheit, der Ehre und dem Eigenthum höchſt nachtheilig iſt.

§. 476.

Wie kan und wie ſoll hier die Polizey ſteuern? — Sie ſoll erſtlich eine Strafe auf ſolche Verläumdungen ſezzen, und ſie ſehr ſtrenge verbieten, dann ſo viel als möglich Acht geben laſſen, und wenn man ſolche Schwäzereyen entdeckt, ſo muß man ſie exemplariſch ahnden.

§. 477.

Das Zuſammenwohnen der Menſchen in Städten und Dörfern veranlaſt erſtaunlich viele und mannigfaltige Colliſionen in der bürgerlichen Freyheit; daher wäre es ſo ſehr zuträglich, wenn keine Dörfer exiſtirten, ſondern die Bauern einzeln wohnten, und ihre Güter rund um ihr Haus her beyſammen liegen hätten. Wenn dann nur die Gränzen, Wege und Stege u. d. g. berichtigt ſind, ſo hören ſolche Colliſionen auf. Ich werde unten in der Landwirthſchafts-Polizey weiter davon reden.

§. 478.

Da aber die Städte und Dörfer nun einmal da ſind, und die Wohnungen nicht aus einander gerückt werden können, ſo muß die Polizey durch bündige Geſezze allen Colliſionen vorbeugen, und wenn ſie entſtehen, ſo muß die Juſtiz ohne weitläuftige Proceßform ſchleunig und gewiſſenhaft entſcheiden.

§. 479.

Jedes Haus ſoll einen freyen Raum um ſich her haben, der wenigſtens ſo gros iſt, daß die Dachträufen, die heimlichen Gemächer, und der Kreis, den die Fenſterladen im Aufgehen machen, auf dem Eigenthum des Beſizzers bleiben. Die heimlichen Gemächer müſſen ſo angelegt werden, daß ſie durch ihren Geruch den Nachbarn nicht beſchwerlich fallen können. Dann darf auch kein Fenſter zum Behorchen oder zum Sehen in die Wohnzimmer des Nachbarn geſchickt ſeyn; dies gilt nur von Häuſern, die nahe beyſammen ſtehen. Endlich muß jedes Haus ſo ſehr als möglich gegen die Feuersgefahr ſicher gebaut werden. Das alles ſind Grundgeſezze, die man beobachten muß, wo noch keine gegeben ſind; wenn aber die Nachbarn ſchon in Contracten und geſezmäſigen Verhältniſſen gegen einander ſtehen, ſo verhält man ſich nach ihrem ungezwungenen Inhalt, in ſofern ſie in ſich nicht ungerecht ſind.

§. 480.

Wenn daher ein Bürger oder Bauer ein Haus baut, ſo hat er freylich das Recht, es nach ſeiner Bequemlichkeit und nach ſeinen Bedürfniſſen einzurichten, allein er darf dadurch keinesweges irgend einen ſeiner Nachbarn in eben dem Recht beeinträchtigen. Da nun jeder ſeine Rechte gern ſo weit ausdehnt als er kan, auch nicht jeder immer ſo genau die Gränzen derſelben zu beſtimmen weiß, und endlich da der Bau eines Hauſes auf Jahrhunderte fortwürkt, ſo kan die Polizey dieſe wichtige Sache nie der Willkühr eines Privatmannes überlaſſen, ſondern ſie muß allemal mitwürken.

§. 481.

Wenn alſo jemand ein Haus bauen will, ſo muß er es der Polizey anzeigen; dieſe ſchickt alsdann einen Bauverſtändigen und einen Rechtsgelehrten hin, beyde unterſuchen den Plan, verhören die Nachbarn, was ſie für Rechte haben, und veranlaſſen, wenns nöthig iſt, einen Contract zwiſchen dem Bauherrn und ſeinen Nachbarn, der alsdann gründlich abgefaſt, und ſo eingerichtet werden muß, daß in Zukunft ſo viel möglich allen Colliſionen dadurch vorgebeugt werden möge.

§. 482.

Die Unreinigkeiten, welche in einem Hauſe entſtehen, dürfen niemals den Nachbarn zur Laſt fallen: in den Dörfern ſollen ohnehin ſchon die Häuſer ſo eingerichtet werden, daß jedes ſeine Miſtſtätte an einem abgelegenen niemand hinderlichen Ort haben könne. In den Landſtädten aber, wo zugleich mit den bürgerlichen Gewerben Landwirthſchaft verbunden wird, da ſind die Miſtſtätte vor den Häuſern etwas Abſcheuliches, und die Polizey ſoll alles mögliche anwenden, dieſe Gewohnheit, ſo viel es ohne die allzu groſe Einſchränkung der Einwohner geſchehen kan, abzuſchaffen. Wo in den Städten die heimlichen Gemächer keine unterirdiſche Canäle haben, da muß die Polizey darauf ſehen, daß ſie öfters und bey der Nacht ausgeleert und gereinigt werden. S. oben die Geſundheits-Anſtalten.

§. 483.

Eben aus dem Grunde ſoll niemand unreine Sachen, nicht einmal Waſſer aus dem Fenſter auf die Straſe ſchütten, ſondern das alles an einen abgelegenen und beſtimmten Ort tragen, der dann öfters zu Nachtzeiten gereinigt werden muß. Die Leute, welche zum Gaſſenreinigen beſtimmt ſind, müſſen ſich gegen eine billige Belohnung dieſer Arbeit unterziehen. Uebrigens ſollen die Polizey-Diener beſtändig durch die Straßen gehen, und auf alles aufmerkſam ſeyn. So wohl der Vornehmſte als der Geringſte iſt in dieſem Betracht Bürger, und muß ſich den Geſezzen unterwerfen.

§. 484.

Alle ſtinkende Handthierungen ſollen durchaus in den Städten, und zwiſchen den Wohnungen der Bürger nicht geduldet werden; aber auch die lärmende und Getöſe verurſachende, als Schmiede, Schlöſſer, vorzüglich Kupferſchmiede und alle dergleichen ſind ſehr beſchwerlich; da es aber noch beſchwerlicher ſeyn würde, wenn man ſie aus der bürgerlichen Geſellſchaft verbannen wollte, ſo muß die Polizey alle die lärmende Handwerker nach und nach in eine beſondere Gaſſe zu bringen ſuchen: denn da ſie des Getöſes gewohnt ſind, ſo werden ſie ſelbſt dadurch nicht beunruhigt.

§. 485.

Die Gelehrten werden am allermehreſten durch die lärmenden Handwerker in ihrem Studiren gehindert, daher ſorgt auch die Polizey für ſie: denn kein Kupferſchmied oder Schlöſſer, oder Schreiner, mit einem Wort, keiner der Getöſe macht, darf in der Nähe eines Gelehrten wohnen, oder in ſeine Nachbarſchaft ziehen; es verſteht ſich von ſelbſt, wenn der Gelehrte zuerſt da war, und eine beſtändige Wohnung hat; war aber der Handwerksmann zuerſt da, ſo muß ſich der Gelehrte eine andere ruhigere Wohnung ausſuchen.

§. 486.

Es giebt aber auch Handthierungen, die ein fortdauerndes und immer gleichförmiges Getöſe verurſachen, als da ſind Mühlen von allerhand Gattung; Eiſen- und Kupfer-Hämmer, Drechſelbänke u. d. g. dieſe ermüden gar nicht, ſondern man gewöhnt ſich gar leicht daran. Daher können ſie von der Polizey allenthalben geduldet werden; ich habe meine tiefſinnigſte philoſophiſche Studien in der Nähe von 9 Reckhämmern, deren doch jeder wenigſtens 8 Schläge, oder mit dem Anſtoß der Kammen, und des Stöſers, 24 laute Schläge in einer Sekunde macht, durchgearbeitet, und recht ungeſtört dabey ſchlafen können, ob ich gleich äuſſerſt reizbare Nerven habe.

* * *

Zweytes Hauptſtück.

Von der Polizey der Geſezgebung.

§. 487.

Wenn je ein Hauptſtück der Polizey wichtig iſt, ſo iſt es dieſes: jeder Würkungskreis des Privatmannes hat ſeine Schranken, denn einer weiſt dem andern ſeine Gränzen an, aber die regierende Gewalt iſt, beſonders in der *Monocratie* ganz uneingeſchränkt; hier kan ſie blos ihre hohe Pflicht und die Erwartung der Belohnung und der Strafen, zwar auch ſchon in dieſer, aber vorzüglich in jener Welt leiten, und in den gehörigen Schranken halten. Wie aber, wenn der Regent ſelbſt keine Pflichten kennt, und keine Religion hat? — O dann Genade Gott dem armen Volk, dem er vorgeſezt iſt! —

§. 488.

Aber auch der rechtſchaffene Regent, der gern allen ſeinen Pflichten Genüge leiſten möchte, kennt ſie oft nicht alle, er möchte gerne alles thun, was ſeinem Volk, und alſo auch ihm nüzlich iſt, aber er weiß nicht wie ers machen ſoll; er giebt alle Augenblick Geſezze und Verordnungen, die freylich ſehr gut gemeynt ſind, aber da ſie ſehr ſelten der Natur der Sache angemeſſen ſind, ſehr ſelten das thun, was ſie thun ſollen, ſo ſchränken ſie bey dem beſten Willen die Freyheits-Rechte der Menſchheit auf die drückendſte Art ein, ohne im geringſten ihr Glück zu befördern; daher entſteht dann Haß und Widerwillen des Volks gegen ſeine Obrigkeit, der beſte Regent wird gehaßt und verkannt, die Beglückung erſtickt im erſten Keim, und die heilige Geſezgebung wird verächtlich.

§. 489.

Aus dieſen traurigen Bemerkungen läßt ſich leicht ſchlieſen, was ich durch das Wort **Polizey der Geſezgebung** bedeuten will: **Sie ſoll nemlich die Grundſäzze enthalten, wornach man im democratiſchen, ariſtocratiſchen und monocratiſchen Staat verfahren muß, wenn man ein Geſez oder eine Verordnung entwerfen und einführen will; und eben ſo müſſen ſie auch die Strafen nach ihren Zwecken berichtigen;** ſie dienen alſo jeder Perſon, die entweder durch Vorſchläge oder Entwürfe Theil an der Geſezgebung hat, zur Richtſchnur oder Leitfaden. **Die Polizey der Geſezgebung lehrt alſo, wie man die natürliche Freyheit zum einzelnen und allgemeinen Beſten in die bürgerliche verwandeln müſſe.**

§. 490.

Das gegenwärtige Hauptſtück enthält alſo folgende Abtheilung: 1) will ich die Regeln feſtſezzen, nach welchen man in allen dreyen Staatsverfaſſungen die Geſezze **entwerfen** muß; 2) werde ich zeigen, wie ſie am zweckgemäſeſten **ein- und ausgeführt** werden können; und 3) da die Geſezze allemal Pflichten auflegen, deren Nichterfüllung ſtrafbar iſt, ſo muß ich auch zeigen, wie die Strafen zweckmäſig, das iſt, ſo eingerichtet werden müſſen, daß ſie die fernere Uebertrettung, ſo wohl in Rückſicht des Uebertretters ſelbſt, als auch in Beziehung auf andre am ſicherſten verhüten, und zugleich den Uebertretter ſelbſt und andere beſſern mögen.

§. 491.

Das Recht der Natur iſt die Grundlage aller **Geſezze:** dieſe ſollen immer nur Erklärungen und nähere Anwendung deſſelben auf alle mögliche Colliſions-Fälle ſeyn; da nun jeder Menſch, wenn ſeine Vernunft nur einigermaaßen entwickelt iſt, die Grundſäzze des Rechts der Natur erkennt, und keinen Zwang oder Druck fühlt, wenn er zur Beobachtung deſſelben angewieſen wird, ſo ſoll man jedes Geſez, jede Verordnung kurz und höchſt deutlich aus dem Recht der Natur herleiten, und dieſe Demonſtration mit dem Geſez bekannt machen, damit jeder die Verbindlichkeit einſehen könne. Wenn aber die geſezgebende Gewalt **blos befiehlt,** ohne die Gründe anzuzeigen, ſo kränkt dies die natürliche und gerechte Freyheit, und wenn auch das Geſez noch ſo heilſam wäre.

§. 492.

Das Recht der Beglückung gründet ſich auf den allen Menſchen anerſchaffenen Trieb ſich zu vervolkommnen;

nen; ſeine Geſezze dürfen ſchlechterdings dem Recht der Natur nicht entgegen ſeyn; denn wenn dies der Fall iſt, ſo ſind ſie nicht beglückend: denn die Natur iſt der Vervollkommnung nirgends entgegen, ſondern ſie befördert ſie vielmehr. Alle Geſezze und Verordnungen alſo, die Menſchen-Beglückung zum Zweck haben, müſſen ebenfalls Erklärungen und Erweiterungen des Natur-Rechts ſeyn, und nirgends den Rechten der Menſchheit widerſprechen. Ueber das alles müſſen ſie aber auch die unfehlbaren Mittel zur bezielten Glückſeeligkeit anzeigen, und abermal auch die ausführlichen Beweiſe enthalten, daß ſie gewis ihrem Zweck entſprechen werden. Geſchicht dies, ſo ſieht wiedrum jedermann die Verbindlichkeit ein, und befolgt ſie um ſo viel lieber.

§. 493.

Jedes Geſez muß entweder Schuz und Sicherheit gegen Unrecht, oder das einzelne und allgemeine Beſte zum Zweck haben; dies iſt das erſte, was der Geſezgeber unausbleiblich zum Grund legen muß. Wenn ein Geſez nicht ausführbar iſt, ſo iſt es ein leeres Project, und wer es entwirft und für ausführbar hält, der iſt ein Projectmacher, und für einen ſchwachen Fürſten ein höchſt gefährlicher Mann. Die Ausführbarkeit iſt das zweyte weſentliche Erforderniß eines Geſezzes. Das beſte und ausführbarſte Geſez hilft nichts, wenns nicht in Würkſamkeit geſezt wird, folglich iſt die Ausführung ſelbſt das dritte, was zur Geſezgebung erfordert wird.

§. 494.

Wenn ein Geſez ſehr vielen Zwecken entſpricht, viele und mannigfaltige geſeegnete Würkungen hervorbringt, ſo iſt es vortreflich und weiſe; und die Vortreflichkeit deſſelben verhält ſich wie die Maſſe ſeiner Würkungen im Schuz- und Beglückungsgeſchäfte; da nun dieſe Würkungen auch endlich ſind, und ihre Schranken haben, ſo ſind die Geſezze am weiſeſten, deren geringſte Anzahl jene Schranken aller Würkungen ausfüllt. Je weniger Geſezze eine bürgerliche Geſellſchaft hat, deſto weniger Uebertrettung und Strafe findet in ihr ſtatt; wenn nun dieſe wenigen Geſezze zu ihrem Schuz und Beglückung vollkommen hinlänglich ſind, ſo hat ſie die weiſeſte, freyeſte und natürlichſte Geſezgebung.

§. 495.

Wer alſo Geſezze entwerfen will, der muß nebſt ihrem wahren Zweck des Schuzzes oder der Beglückung, ihrer Ausführbarkeit und der Möglichkeit der Ausführung ſelbſt, (denn ein Vorſchlag kan zwar in ſich ausführbar ſeyn, ohne daß es möglich iſt, ihn würklich auszuführen,) auch ihre Fruchtbarkeit durchſchauen und berechnen können; dies iſt aber das allerſchwerſte bey der Geſezgebung, und eben dieſes macht uns das **Moſaiſche Recht**, den **Solon**, den **Lycurg** u. a. ſo ehrwürdig, weilen ihre Geſezze ſo ganz den Bedürfniſſen ihrer Völker angemeſſen waren.

§. 496.

Dieſes groſe Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes beruht blos auf einigen wenigen aber höchſt ſchweren und ſehr verborgenen Handgriffen; wer dieſe entdecken und im Licht der Wahrheit durchſchauen will, der muß eine tiefe Känntniß der ganzen menſchlichen Natur, und insbeſondere des Volks haben, dem er Geſezze geben will; dann muß er das ganze Recht der Natur, und die wahren und reinen Religions-Grundſäzze,

ſäzze, nebſt allem, was ſein Volk ſchüzt und glücklich macht, ausführlich verſtehen; demnächſt alle Mittel dieſes Schuzzes und dieſer Beglückung, in Arten, Gattungen und Claſſen ordnen, und endlich eine Urſache aufſuchen können, welche im Stand iſt, eine ganz Art, oder Gattung, oder gar eine ganze Claſſe dieſer Mittel zu erzeugen. Dieſe Urſache macht er dann zum Geſez.

§. 497.

In der Democratie giebt das ganze Volk, in der Ariſtocratie blos die Archonten, und in der Monocratie der einzelne Regent die Geſezze; aber alle drey geſezgebende Mächte ſind deswegen nicht immer diejenigen, welche ſie erfinden oder entwerfen, im Gegentheil dieſes geſchieht ſehr ſelten: denn in der Democratie giebts immer böſe oder gute geſcheide Köpfe, die das Volk entweder durch öffentliche Reden, oder durch heimliche Ueberredung, oder gar durch Geſchenke zu ſtimmen wiſſen. Hier iſt alſo die Geſezgebung höchſt unſicher, und ſchwankend, folglich auch die ganze Verfaſſung.

§. 498.

Wer daher im democratiſchen Staat nüzlich würken, und demſelben Dauer und Beſtändigkeit, ſo viel er fähig iſt, geben will, der muß die Grundſäzze der natürlichen Freyheit ins helleſte Licht ſezzen. Denn dieſe iſts, worauf das Volk mit gröſter Eiferſucht hält; da aber das Recht der Beglückung der natürlichen Freyheit nie widerſpricht, ſondern ihr nur eine beſtimmte Richtung zum einzelnen und allgemeinen Beſten giebt, ſo legt er die Rechte der natürlichen Freyheit zum Grund des Geſezzes, und giebt ihnen dann eine unvermerkte Wendung zum Zweck. Dieſen aber muß er wiedrum erklären, und unwiderſprechlich darthun, daß er würkſich glücklich mache, und die Volksfreyheit im geringſten nicht einſchränke.

§. 499.

Auf dieſe Weiſe müſſen auch alle Polizey-Anſtalten in einem democratiſchen Staat entworfen werden, dann würken vortrefliche Reden an das Volk ungemein, dieſe ſtimmen es zum Beyfall, und nun giebt die allgemeine Volksverſammlung, oder auch die Deputation derſelben dieſen Vorſchlägen und Anſtalten die geſezmäſige Kraft; iſt nun das Geſez gegeben, ſo muß ihm jede Mannsperſon, welche die Jahre des Unterſchieds hat, huldigen: zu dieſem iſt auch jeder Knabe verbunden, ſo bald er jenes Alter erreicht hat.

§. 500.

In der Ariſtocratie ſind die Edlen die Geſezgeber, und das Volk hat nur zu gehorchen. Dieſe Edlen, ſie mögen nun in einer Art von Feudalverfaſſung ſtehen, oder nur in corpore, als Senat, befehlen können, ſo daß nicht jeder Edelmann ſeine eigene Unterthanen hat; betrachte ich immer als eine beſondere bürgerliche Geſellſchaft, die aus lauter groſen Hausvätern beſteht, bey dieſen findet die nemliche Art des Entwurfs der Geſezze ſtatt, wie ich ſie bey der Democratie angegeben habe.

§. 501.

Indeſſen iſt doch immer ein groſer Unterſchied zwiſchen dem Hausvater, und einem Edelmann der Bauern hat: dort herrſcht mehr Liebe, und mehr Einheit des Nuzzens; hier im Gegentheil iſt der Edelmann oft Tyrann und Blutſauger; daher müſſen die Geſezze auch den Unterthanen ihre Rechte der Menſchheit ſchüzzen:

das Recht der Natur zeigt dem Herren, daß ſie eben ſo wohl Menſchen ſind wie er, und das Recht der Beglückung, daß ihr Glück auch das Seinige iſt, und beyde in gleichem Verhältniß ſtehen. Dieſe Begriffe müſſen aufs deutlichſte entwickelt, und zum Beweggrund der Geſezze gebraucht werden.

§. 502.

Wo die Edlen gemeinſchaftlich die geſezgebende Gewalt ausüben, wie z. B. die Patrizier in den Reichsſtädten, und die ariſtocratiſche Cantonen in der Schweiz, da iſt die Geſezgebung ebenfalls ſchwer; das Intreſſe der Familien durchcreuzt ſich auſſerordentlich, und die Eiferſucht iſt ſo gros, daß auch der Archonte das beſte Geſez darum nicht annimmt, weil er es nicht ſelbſt entworfen hat; hier wird Weisheit, Gedult und Nachgeben erfordert, wenn man etwas gutes und brauchbares durchſezzen will.

§. 503.

In beyden ariſtocratiſchen Verfaſſungen darf alſo der rechtſchaffene würkſame Mann gar keinen Empordrang zeigen, er muß gern der unterſte ſeyn und bleiben wollen, und das überall mit der That beweiſen; hier gilt die groſe Lehre in voller Kraft: **wer unter euch der Gröſte werden will, der ſey der Geringſte;** dann muß er auch ſelber nichts zu erfinden ſcheinen, ſondern jedem die Prämiſſen ſo deutlich und fragweiſe, gleichſam als mit Lernbegierde vorſtellen, und alſo Gelegenheit geben, daß jeder die beſten Vorſchläge, gleichſam als von ſelbſt erfindet. Dies muß er vorzüglich bey den mächtigſten ausüben, ſo wird er groſe Dinge ausführen.

§. 504.

Der Monocrate iſt allein Geſezgeber; wenn er völlig Selbſtherrſcher ſeyn will, ſo muß er einen Engels-Verſtand haben, und das iſt doch wohl der Fall nie; er muß alſo Rath und Vorſchläge annehmen; aber von wem? — wem ſoll er trauen, da alle um ihn her in der Larve der Rechtſchaffenheit erſcheinen? Freylich! wenn er ſeine Männer ſelbſt geprüft, lange geprüft und dann gewählt hat, ſo kann er wohl gewiß ſeyn, daß ſie es gut meynen, aber ob ſie die Geſezgebung verſtehen, das iſt eine andere Sache.

§. 505.

Wenn daher ein Geſez oder Verordnung gegeben werden ſoll, und der Fall iſt ſchwer, wie ſich ſolches im Beglückungsgeſchäfte faſt immer zuträgt, ſo muß man ihn in eine förmliche alles umfaſſende Frage verwandeln, alle Umſtände genau bezeichnen, dann dieſe Frage gelehrten und Sachkundigen Männern vorlegen, und ſie dieſelbe beantworten laſſen; hernach nimmt man aus ſolchen Antworten die beſte heraus, und verwandelt ſie in eine Verordnung; damit ſie aber der Unterthan deſto williger befolgen moge, ſo muß ein ſolches Geſez mit allen ſeinen Gründen entworfen, und proclamirt, oder bekannt gemacht werden.

§. 506.

In republicaniſchen Monocratien iſt die geſezgebende Gewalt vertheilt; hier kommt alles auf die Grundverfaſſung an, und da dieſe höchſt verſchieden iſt, ſo laſſen ſich keine beſtimmte Regeln geben; jeder Theil der regierenden Gewalt verfährt nach den bisher gegebenen Vorſchlägen.

§. 507.

Auf die Art der Einführung und Ausführung der Geſezze kommt faſt eben ſo viel an, als auf den Entwurf: wenn dieſer nach obigen Regeln ſo gemacht worden, daß ſeine Gemeinnüzzigkeit jedem Vernünftigen einleuchten muß, ſo wird er nun in einem höchſt deutlichen, feyerlichen und Ehrfurcht erweckenden Styl mit allen Urſachen und Gründen niedergeſchrieben. Der gewöhnliche Canzleyſtyl mit ſeinen langen Perioden und eingemiſchten juriſtiſchen terminis iſt überaus zweckwidrig: das Volk ſoll die Verordnung verſtehen können, es iſt alſo auch natürlich, daß ſie im Volksſtyl abgefaſt werden müſſe, und um dem Geſez die erhabene Form zu geben, die ihm zukommt, ſo muß der Regent in demſelben, wie auch bisher gewöhnlich iſt, in eigener Perſon reden, und immer das Wohl ſeiner Unterthanen gleich im Eingang zur Triebfeder ſeines Verfahrens machen, und dieſen Saz dann auch mit Gründen beweiſen.

§. 508.

Unter der Einführung des Geſezzes verſtehe ich die Bekanntmachung deſſelben, und die Maaßregeln, welche genommen werden, um das Volk zur Ausführung zu beſtimmen. Bisher hat man ſich zur Bekanntmachung folgender Methoden bedient: 1) pflegen die Geiſtlichen auf den Canzeln nach der Predigt die Verordnung abzuleſen; oder 2) ein Gerichtsbotte tritt nach der Kirche auf, und lieſt ſie dem Volk vor; oder 3) man bedient ſich eines Ausrufers, der mit einer Schelle verſehen, dieſelbe auf den Straßen abkündigt.

§. 509.

Die Geſezze und Verordnungen ſind vornemlich zweyerley: 1) ſolche, die nur gleichſam eine einzige

Handlung oder Folgeleiſtung fordern, und dann wieder aufhören, oder die auch nur auf eine gewiſſe Zeit eingeſchränkt, und alſo temporel ſind; oder 2) ſolche, welche auf immer verbinden, und alſo mit zu den Grundgeſezzen des Staats gehören ſollen. Ob nun gleich die temporellen Geſezze auf eine der obigen Arten abgekündigt werden können, ſo halte ich doch dafür, es müſte mit mehrerer Würde von einer, und mit gröſerer Aufmerkſamkeit von der andern Seite geſchehen; denn unter zehen verſteht oft nicht einer was abgeleſen wird.

§. 510.

Folgende Einrichtung halte ich für die beſte: Die temporellen Geſezze werden gedruckt, und dann jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorf ein oder auch wohl mehrere Exemplare zugeſchickt; dann läſt der Gemeinde-Vorſteher an einem Sonntag Nachmittag alle Bürger zuſammen kommen, wo aber bey Strafe ohne gegründete Urſache keiner ausbleiben darf; dann lieſt er ihnen langſam und deutlich die Verordnung vor; wenn ſie nun im Volksſtyl und mit ihren Urſachen und Beweggründen landesväterlich und liebreich abgefaſt iſt, ſo wird ſie jedermann verſtehen, und man wird ſich allgemein zur Folgeleiſtung verpflichtet halten. In den Städten können **die Viertelsmeiſter**, jeder ſeine Bürger zuſammen berufen, und ihnen das Geſez auf eben die Art bekannt machen.

§. 511.

Wenn ein Geſez vorzüglich wichtig, oder ein Grundverfaſſungs-Geſez iſt, das immer fortdauern ſoll, ſo wünſchte ich, daß die Bekanntmachung in den Kirchen, und zwar auf folgende Art geſchähe: der Geiſtliche müſte eine Predigt halten, die Bezug auf die Verordnung hätte,

hätte; zu dem Ende ſollte er erſtlich die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Landesherrn recht deutlich entwickeln, und ans Herz legen; zweytens die Veranlaſſung des gegenwärtigen Geſezzes nebſt ſeinem Nuzzen vortragen, und es dann endlich mit einer kurzen Erklärung ableſen. Damit aber kein Bürger ausbleiben möchte, ſo müſte die Sache den vorhergehenden Sonntag bekannt gemacht werden.

§. 512.

Der Menſch iſt ſinnlich und vernünftig; erſteres aber wenigſtens in dieſem Leben in weit höherem Grade als lezteres; dies gilt vorzüglich vom Volk; die Ueberzeugung der Vernunft iſt bey weitem nicht hinlänglich den Willen zu lenken; die ſinnlichen Mittel ſind ſo nöthig und ſo würkſam, daß ſie ſehr oft nicht einmal der Vernunft bedürfen, um zu einer Handlung zu beſtimmen. Wie fürchterlich feyerlich war die Verkündigung des Moſaiſchen Rechts auf dem Berg Sinai? — wie pompös und hinreißend der Iſraelitiſche Gottesdienſt? — Man hätte zur Zeit der Reformation die läppiſchen und abergläubiſchen Ceremonien in zweckgemäſere und anſtändigere verwandeln, aber nicht alles abſchaffen ſollen; aber Swifts Johann riß die Borten mit einer ſolchen Furie herunter, daß auch der Rock zerſezt wurde; auch Martin hats bisher nicht viel beſſer gemacht.

§. 513.

Daher ſollten auch die landesherrlichen Verordnungen auf eine feyerliche und mit anſtändigen Ceremonien begleitete Art publizirt werden, damit der ſinnliche Menſch dadurch gerührt, und zur Ehrfurcht gegen die regierende Gewalt aufgemuntert und erweckt werden möchte.

§. 514.

Wenn das Geſez publizirt worden, ſo geht nun die Sorgfalt des Regenten dahin, daß es auch in allen ſeinen Theilen, und der Meynung des Geſezgebers gemás gehalten werde: zu dem Ende müſſen die Beamten und Polizey-Diener genau Acht geben, und wenn jemand gefunden wird, der der Verordnung nicht gemás lebt, ſo muß er unausbleiblich geſtraft werden. Es iſt viel beſſer, ein Geſez wird gar nicht gegeben, als wenn es gegeben iſt, nicht gehalten; die Folgen des lezteren ſind die ſchlimmſten, denn ſie machen alle Triebfedern des Staats erſchlaffen.

§. 515.

Die Ausführung der Geſezze beſteht eigentlich in der ſo eben bemerkten Wachſamkeit der Dienerſchaft der geſezgebenden Gewalt: wenn die Geſezze vollkommen ausführbar, nüzlich und deutlich abgefaſt ſind, denn das alles ſezze ich voraus, ſo kan und ſo muß ſie auch ein jeder halten, und die auf die Nichterfüllung der Verordnung geſezte Strafen dürfen alsdann in keinem Fall, am wenigſten aber den Vornehmen und Reichen nachgelaſſen werden; denn dieſe ſind eigentlich diejenigen, auf welche die Geringeren ſehen.

§. 516.

Unter dem Wort Verbrechen verſtehe ich eine wiſſentliche vorſäzliche Nichterfüllung eines gegebenen Geſezzes; hier kommts nicht darauf an, ob das Geſez gerecht oder zweckmäſſig iſt; ſo lang es dem Unterthan nichts befiehlt, das einer höhern Pflicht widerſpricht, oder ihn würklich unwiederbringlich unglücklich macht, ſo lang muß er pünctlich gehorchen oder auswandern. Aber eben dieſe Pflicht muß auch den

Geſezgeber äuſſerſt vorſichtig machen: denn alles Unglück, das aus dem Gehorſam gegen das Geſez entſteht, kommt nun ganz und allein auf ſeine Rechnung, die ihm der gerechte Gott gewiß ohne ſtrenge Ahndung nicht juſtifiziren wird.

§. 517.

Der Gedanke, daß ein Verbrechen Strafe verdiene, iſt richtig; wenn man aber daraus folgern will, daß das Verbrechen durch die Strafe aufgehoben, verſöhnt oder getilgt werde, ſo ſchlieſt man unrecht: denn was einmal geſchehen iſt, kan nie wieder ungeſchehen gemacht werden; die Strafen haben alſo keine andre Abſicht, als den Verbrecher ſelbſt zu warnen, damit er die Sünde nicht mehr begehen möge, oder wenn die Strafe von der Art iſt, daß ſie ihn ohnehin zur Uebertrettung des Geſezzes unfähig macht, ſie denn doch ſo zu verfügen, daß ſie andern zur Warnung diene.

§. 518.

Der ernſtliche und beharrliche Wille nicht mehr zu ſündigen, das Geſez nicht mehr zu übertretten, kan nur bey dem Allwiſſenden, der die Redlichkeit des Willens beurtheilen kan, von der Strafe diſpenſiren, bey Menſchen findet aber dieſe Begnadigung keine Statt; in ſich alſo iſt jede Begnadigung unrecht, ſo bald die Strafe gerecht war: denn ſie erleichtert die Uebertrettung ungemein, weil jeder Leichtſinniger dadurch Hofnung bekommt auch begnadigt zu werden.

§. 519.

Nach §. 517. haben alſo die Strafen den Zweck: 1) den Verbrecher ſelbſt zu beſſern; und 2) andere zu warnen, damit ſie das Verbrechen nicht auch begehen mögen. Da aber die Strafen immer ein Uebel ſind, und der Staat der glücklichſte ſeyn würde, in welchem gar keine Strafen nöthig wären, ſo iſt es ein groſes Kunſtſtück der regierenden Gewalt, wenn ſie ihre Unterthanen ſo zu leiten weiß, daß ſie keine Verbrechen begehen. Chriſtus und die Apoſtel rügen das eben am Moſaiſchen Geſez, daß es ſo viele Verbrecher mache; es war nicht ungerecht, ſondern ein groſes Muſter, wie man ein rohes und unaufgeklärtes Volk in der Zucht und Ordnung halten müſſe, indeſſen lehrten ſie mit tiefer Menſchenkänntniß das groſe Mittel ein ſo ſtrenges Geſez unnöthig zu machen.

§. 520.

Dieſes groſe Mittel iſt die wahre Aufklärung über die Menſchen-Rechte, die Offenbarung des Geſezzes der wahren Gottes- und Menſchenliebe, mit einem Wort, der chriſtlichen Religion. Ich komme immer auf den Punct zurück, daß die Erziehungs- und Aufklärungs-Polizey die allgemeinſte und ausgebreitetſte Würkung thun wird, und daher das Wichtigſte iſt, was ein Regent thun kan. Dann muß er eine vollkommene Gewinn- und Gewerbsfreyheit verſtatten, und überhaupt jeden, ſo viel als möglich iſt, ſeine natürlichen Rechte genieſen laſſen, ſo werden nur wenige Geſezze nöthig ſeyn, und daher auch wenigere Verbrechen entſtehen; dieſe werden aber dann auch um ſo viel wichtiger und ſtrafwürdiger ſeyn. Von jener vollkommenen Gewinn- und Gewerbsfreyheit, die aber doch niemand beeinträchtigen darf, rede ich in der Gewerb-Polizey.

§. 521.

Nur in dem Fall, wenn ein Verbrecher getödet, oder auf ewig aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt kannt wird, findet ſeine eigene Verbeſſerung keine Statt; jenes aber ſoll niemals anders geſchehen, als wenn einer ſeinen Mitmenſchen vorbedächtlich, nicht aus Uebereilung, ſondern planmäßig ums Leben gebracht hat. In keinem andern Fall halte ich die Todesſtrafen für rechtmäßig, viel weniger für nützlich. Die lebenslängliche Verbannung aus der menſchlichen Geſellſchaft iſt eine Strafe für ſolche Verbrecher, welche ſehr gefährlich, und nach vielen Proben unverbeſſerlich befunden worden, wo mans alſo nicht mehr wagen darf, ſie frey zu laſſen.

§. 522.

Aber auch bey dieſen Strafarten muß man ſo viel als möglich doch den zweyten Zweck, nemlich die Warnung und Beſſerung anderer, bezielen; wie man die Todesſtrafen in dieſer Abſicht anſtellen müſſe, das hab ich oben im Hauptſtück von der perſönlichen Sicherheit gelehrt; allein wie man die ewige Gefangenſchaft auch belehrend machen müſſe, das iſt noch ein Problem; man hat grauſame Behälter, die Uebelthäter werden dahin gebracht, und dann von jedermann vergeſſen; man erlaubt zwar allgemein ſolche Gefangene zu beſuchen, allein ſelten geht jemand dahin, und zwar die am wenigſten, die es am nöthigſten haben.

§. 523.

Da alſo die ewige Gefangenſchaft, oder lebenslängliche Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft weder den Uebelthäter ſelbſt beſſert, (denn die heiligſten Vorſätze, und die innigſte Reue ſind keine wahre Beſſerung, ſo lang man ſie nicht in der That zeigen kan.) noch auch andern zur Warnung dient, ſo iſt ſie ganz zwecklos, und nur aus dem Misbegrif einer Verſöhnung oder Gnugthuung entſtanden; folglich hielte ich für beſſer, wenn man ſolche Uebelthäter hinlänglich gefeſſelt, und ſo, daß ſie niemand ſchaden könnten, öffentlich arbeiten ließe: dieſe Strafe iſt zweckmäſig, dem Staat nüzlich, und da die Verbrecher immer dem Publicum vor Augen ſind, ſo dienen ſie auch zum warnenden Beyſpiel.

§. 524.

Die übrigen Arten der Strafen können allen beyden Zwecken entſprechen; ſie nun ſo einzurichten, daß ſie das auf die fruchtbarſte Weiſe leiſten mögen, iſt ein Meiſterſtück der Polizey der Geſezgebung. Das erſte aber, was hier beobachtet werden muß, iſt **die Gerechtigkeit der Strafe**: dieſe muß dem Verbrechen ganz angemeſſen ſeyn, denn iſt ſie zu ſtreng, ſo geſchieht dem Verbrecher Unrecht, und iſt ſie zu gelind, ſo leidet der Beleidigte, und die bürgerliche Geſellſchaft auch; und in beyden Fällen wird der Zweck verfehlt, weil jeder Vernünftige die Ungerechtigkeit leicht einſieht.

§. 525.

Die Gerechtigkeit der Strafe gründet ſich auf den Grundſaz des Rechts der Natur: **was du nicht willſt, daß dir andre thun ſollen, das mußt du ihnen auch nicht thun**; folglich: **das Unrecht, welches du einem andern zufügſt, muß dir wieder zugefügt werden**; da nun jeder Bürger die Selbſtrache der regierenden Gewalt überlaſſen hat, ſo muß dieſe dem Verbrecher gerad die Strafe zumeſſen, in dem Maaß, womit er dem Beleidigten gemeſſen hat.

§. 526.

Allein es ſcheint Fälle zu geben, wo das Verbrechen ſo gros iſt, daß es keine Strafen giebt, die ihm gnugthun können; z. B. der Mord eines vortreflichen Regenten; Verrätherey des Vaterlandes an einen Tyrannen; überhaupt jeder Regentenmord, und jede Vernichtigung der allgemeinen Staatswohlfarth. Der ganze Zweifel gründet ſich abermal auf den Begrif von einer Verſöhnung, die doch nirgends ſtatt findet. Da es aber doch ungerecht ſeyn würde, wenn man einen gemeinen gewöhnlichen Mörder, und einen Vaterlandsmörder in gleichem Grad ſtrafte, ſo iſt es ganz recht, wenn man Stuffen der Marter beſtimmt, und ſie mit den Verbrechen in eine gewiſſe gerechte Verhältniß ſezt.

§. 527.

Man hat die Geſezze, welche ſolche Martern beſtimmen, für grauſam und barbariſch erklärt; — ſuperfeines Zeitalter! — Das heiſt recht, Mücken ſeigen und Cameele verſchlucken; man will den ſcheuslichſten Verbrechern Barmherzigkeit erzeigen, und iſt eben dadurch höchſt unbarmherzig gegen den edlen, friedſamen Bürger; wer verdient denn unſer Mitleiden am erſten? Hängen und Köpfen iſt ein ſanfter Tod, es giebt enthuſiaſtiſche Böswichter gnug, die ihn nicht ſcheuen, und ſich dadurch von einer That, nach der ihre Seele lechzet, gar nicht abhalten laſſen, aber eine grauſame, fürchterliche Marter ſchreckt ſie doch eheuder ab.

§. 528.

Daher erfordert die Gerechtigkeit der Strafe, daß man erſtlich die Natur der Verbrechen, und den Grad ihrer Gröſe genau beſtimme; darinn haben die Criminalgeſezze bisher am mehreſten gefehlt: man ſezte die ſchreckliche Todesſtrafe des Verbrennens auf eine Sünde, die durchgehends eine Schimäre war, nemlich auf die Zauberey; eben dieſe Strafe legte man auf den Kirchenraub,

raub, der doch ſeiner Natur nach nicht ſo ſtrafbar iſt, als der nächtliche Einbruch in das Haus eines Bürgers. Hier verdient die Caroline eine Verbeſſerung, nicht aber den Vorwurf der Grauſamkeit. Kan mans grauſam nennen, wenn der vorſäzliche Vatermörder mit glüenden Zangen gezwickt, und mit Pferden zerriſſen wird? —

§. 529.

Mir deucht alſo, man handle dem Recht der Natur und der Beglückung gemäs, wenn man ungefähr nach folgenden Grundſäzzen zu Werke gienge: 1) Jedes Verbrechen verhält ſich wie die Folgen, die es hervorbringt, das iſt, wie der Grad des einzelnen und allgemeinen Glücks, den es hindert, oder gar aufhebt. Daher ſind Verbrechen, die gegen den ganzen Staat begangen werden, ungleich wichtiger, als ſolche, wodurch nur ein einzelner Bürger oder eine einzelne Familie unglücklich wird.

§. 530.

Zweytens: alle Verbrechen gegen die Rechte der Natur ſtehen ebenfalls im Verhältniß mit dem Grad der Heiligkeit dieſer Rechte: z. B. die Natur befiehlt den höchſten Grad der Ehrfurcht gegen die Gottheit, eine öffentliche Beleidigung derſelben alſo, welche ungeheure Folgen haben kan, muß daher auch auſſerordentlich ſtreng beſtraft werden; ferner: nächſt Gott ſind wir unſern Eltern die gröſte Liebe und Ehrfurcht ſchuldig, je gröſer alſo die Beleidigung iſt, die wir ihnen zufügen, deſto gröſer iſt auch das Verbrechen; der Landesherr ſteht für ſeine Perſon in eben dem Verhältniß gegen uns wie unſre Eltern, aber auſſerdem hat die Beleidigung, die man ihm zufügt, unabſehbare Folgen für den Staat, folglich ſind auch die Verbrechen ohnbegränzt ſchwer.

§. 531.

§. 531.

Höchſt unnatürlich ſind die Sünden der Sodomiterey, und eine Empörung gegen den Schöpfer und ſeine Schöpfung; auſſerdem zeigen ſie eine ſchreckliche und faſt unverbeſſerliche Verdorbenheit der Sitten an, und ihre Folgen für die bürgerliche Geſellſchaft ſind unbeſchreiblich ſchädlich; daher muß dieſes Verbrechen auch ſchrecklich beſtraft werden. Alle dieſe Gattungen von Hauptverbrechen müſſen alſo durch Grade der Marter und zwar nicht barmherzig beſtraft werden; denn die wahre Barmherzigkeit gebeut uns ſolche Verbrechen zu verhüten; je ſchrecklicher aber die Strafen in ſolchen Fällen ſind, deſto mehr werden ſie von ſolchen Laſtern abſchrecken.

§. 532.

Diejenige Verbrechen, welche berechnet werden können, die in ihren Folgen nicht unbegränzt ſind, ſtehen auch mit ihrer geſezmäſigen Strafe in richtigerm Ebenmaaß; dieſe Strafen ſind alſo auch nicht unbegränzt, wie martervolle Todesſtrafen, denn dieſe ſind das höchſte, was ſich denken läſt. So bald aber eine Strafe Gränzen hat, ſo bald läſt ſie ſich auch nach Graden beſtimmen, und alſo mit den Verbrechen in ein richtiges Verhältniß ſezzen; hier iſt aber noch ein Hauptpunct zu bemerken: **Wenn die Strafe nicht gröſer iſt als das Verbrechen, ſo verliert der Verbrecher nichts dabey, er wird es wieder begehen, denn er kan Hofnung haben der Gerechtigkeit zu entwiſchen.**

§. 533.

Eben aus dieſer Erfahrung entſteht der Begrif von der beleidigten Polizey, welcher ſo ganz recht und wohlthätig iſt; z. B. wenn einer ein Geſez übertretten und ſeinen Mitbürger beleidigt hat, dieſer aber verſöhnt ſich mit ihm, und beyde machen die Sache unter ſich ab, ſo kan ſich die Polizey nicht damit begnügen, denn die Uebertrettung ihrer Geſezze war ein Verbrechen gegen den Staat, welches durch den Vertrag nicht beſtraft wird; folglich muß jedes Verbrechen doppelt geahndet werden, einmal in Rückſicht auf den Beleidigten, und das andremal in Beziehung auf die entheiligte Geſezgebung. Dieſe Art zu ſtrafen, kan nun erſt den Uebelthäter beſſern, und dann auch als Beyſpiel würken.

§. 534.

Die Gerechtigkeit erfordert auch noch ferner, daß man die Verbrecher eben damit ſtrafe, womit ſie geſündigt haben: z. B. wer einem andern Schmerzen zufügt, der muß mit doppelten Schmerzen geſtraft werden; wer einem andern ſeine Ehre raubt, der muß doppelte Schande leiden, und wer einen andern beſtiehlt, der muß den Diebſtahl doppelt erſezzen. Ein Kaufmann fragte, wie viel es koſte, wenn man den Bürgermeiſter einer kleinen Stadt prügele? Antw. 100 Gulden; dieſes Geld ſchickte der Kaufmann an die Strafcaſſe, und klopfte nun den Bürgermeiſter nach Herzens Luſt; hätte man ihm aber geantwortet: es koſte 100 tüchtige Ruthenhiebe, ſo wette ich, der Bürgermeiſter wär nicht geprügelt worden.

§. 535.

Daher ſchlieſe ich, daß folgende Strafarten die ſchicklichſten ſeyn würden: wenn einer den andern ſchlägt, ſo muß derjenige, welcher zuerſt geſchlagen hat, je nach dem Grad der Schmerzen oder der Schlägerey doppelt wieder geſchlagen werden, und damit es ihm nicht ſchade, ſo muß man ihn mit Ruthen hauen, oder geiſſeln; hat der Geſchlagene wieder geſchlagen, ſo ſtraft man ihn nach Befinden, iſt er aber ausgewichen, oder hat er ſich blos vertheidigt, ſo verdient er Belohnung; ſtirbt einer von den Schlägen, und der Tod war nicht vorſäzlich, ſo bleibt der Mörder in der Gewahrſam der Polizey ein ewiger Knecht der Familie des Erſchlagenen; er muß bey Waſſer und Brod arbeiten, und ſo viel verdienen als er kan: dieſes muß jener Familie, wenn ſie es begehrt, zum Erſaz dienen, ſonſt aber wird es zum Beſten des Staats verwendet u. ſ. w. Dies mag zum Beyſpiel gnug ſeyn. Die Strafen an der Ehre und an dem Eigenthum kommen unten am gehörigen Ort vor.

§. 536.

So lang der Verbrecher nicht erkennt, daß er eine Strafe würklich verdient habe, ſo lang hält er ſie für ungerecht, und in dieſem Fall wird ein Zweck verfehlt, nemlich den Uebelthäter zu beſſern; überdas ſtreitet es auch gegen die Rechte der Menſchheit, jemand zu ſtrafen, der ſich nicht ſtrafbar fühlt. Daher folgen alſo zweyerley Verbindlichkeiten: 1) der Verbrecher muß ſein Verbrechen eingeſtehen, und 2) erkennen: daß die Strafe, die man ihm beſtimmt habe, nicht ungerecht ſey.

§. 537.

Auf dieſem Grunde beruht der Gebrauch der Folter; man bedient ſich der unerträglichſten Schmerzen, um den Verbrecher zum Geſtändniß zu bringen. Die Erfahrung aber lehrt, welche ſchreckliche Folgen dieſes grauſame und zweckloſe Mittel gehabt habe: die ehemaligen Hexen-Proceſſe liefern uns die ſchauervolleſten, und die Menſchheit entehrenden Beweiſe dieſer Wahrheit.

heit. Starke und gefühlloſe Menſchen hielten alles aus, und waren nichts deſto weniger die gottloſeſten Verbrecher, hingegen zarte und ſchwächliche Perſonen erlagen der Folter, bekannten alles ohne etwas Böſes gethan zu haben, und wurden alſo unſchuldig geſtraft, jene Schuldige aber frey geſprochen. Und über das alles iſt die Folter ſelbſt ſchon eine erſchreckliche Strafe, die nur dem zuerkannt werden kan, der ganz gewiß einen ſolchen Schmerzen verdient hat.

§. 538.

Man ſahe allmälig dieſe Ungerechtigkeit ein, und bediente ſich der Folter nur dann, wann der Beklagte würklich convictus war; allein auch hier war ſie gar oft zwecklos: der rauhe ſtarke Miſſethäter, der da wuſte, daß man ihn nicht ſtrafen könnte, wenn er nicht auch bekennte, ſtand die Folter hartnäckig aus; hingegen mancher, der zwar convictus ſchien, aber es noch nicht war, ſo gar würklich unſchuldig war, wurde gefoltert, bekannte und ſtarb als ein bedauernswürdiges Opfer der Ungerechtigkeit. Und doch muß jeder ſein Verbrechen eingeſtehen, ſonſt darf man ihn nicht ſtrafen; was iſt alſo hier zu thun? —

§. 539.

Das vornehmſte Mittel iſt die Geſchicklichkeit des Criminalrichters im Verhören: Selten wird der frechſte und liſtigſte Böswicht ſeine kluge und verfängliche Fragen alle aushalten; man ſchreibe daher alle ſeine Antworten beſtimmt im Protocoll auf, frage ihn vieles und mancherley, verhöre ihn oft, damit er wieder vergeſſe, was er zuerſt geſagt hat, dann verhöre man ihn wieder über ſeine erſten Antworten, und da, wo er gefangen wird, da beharre man, und dringe tief in ſeine Seele und in ſein Herz, ſo wird man gewiß endlich das Geſtändniß herausbringen. Und ſollten alle dieſe Mittel unnüz ſeyn, ſo laſſe man ihn frey; denn es iſt beſſer einen Schuldigen los laſſen, wenn man alle ſeine Pflichten erfüllt hat, als einen Unſchuldigen ſtrafen. Wenn aber ein Uebelthäter ſeine Mitſchuldige nicht geſtehen will, wenn man weiß, daß er derſelbigen hat und haben muſte, und er iſt ſelbſt convictus und confeſſus, ſo darf man ihn durch Schmerzen zur Ausſage bringen, denn die Mitſchuldigen nicht angeben wollen, iſt ein neues Verbrechen. S. §. 163 — u. f.

§. 540.

Wenn der Verbrecher ſein Verbrechen würklich eingeſtanden hat, ſo muß ihn der Geiſtliche zuerſt von der Gröſe deſſelben überführen; dies iſt weſentlich nöthig, und viel wichtiger, als wenn man nur obenhin von Buſe, Bekehrung und Wiedergeburt predigt. Hat man ihn endlich überzeugt, und er ſieht die Gröſe ſeines Verbrechens ein, ſo leitet man ihn nun zum Begrif von der Naturgemäſen Strafe; iſt dieſe nun auch würklich geſezmäſig, ſo ſieht der Verbrecher die Gerechtigkeit derſelben ein, und unterwirft ſich ihr, denn er weiß, daß ſie gerecht iſt.

§. 541.

Damit junge wilde Leute, die entweder keine Eltern oder Vorgeſezte haben, oder nicht mit ihnen in Verbindung ſtehen, oder ihnen nicht gehorchen wollen, keine Verbrecher werden mögen, muß man ſie in ein **Verbeſſerungshaus** bringen; hiedurch verſtehe ich eine weiſe Anſtalt und Einrichtung, wo ſolche Leute erzogen und aufgeklärt werden; hiezu wird eine hinlängliche Stiftung, ein veſtes Gebäude, aus welchem man nicht entfliehen kan, eine zweckmäſige Aufſicht, und höchſt vernünftige Behandlung erfordert. Das Verbeſſerungshaus darf nichts entehrendes haben, weil es keine Strafe für Verbrechen iſt, ſondern nur Leute unter ſtrengerer Erziehung zur Tugend bildet; will ein Vater ſeinen ungezogenen Sohn ſchonen, ſo muß ihn die Polizey dahin ſchaffen.

§. 542.

Solche Verbrechen, die gerad nicht capital ſind, ſondern mehr aus Muthwillen und Zügelloſigkeit, als aus vorſäzlicher Bosheit und planmäſig begangen werden, können im Zuchthaus beſtraft werden; hier hat man auch noch Beſſerung zum Zweck, die aber zugleich mit Strafe verbunden iſt, daher iſt auch das Zuchthaus ſchon entehrend. Auch hier muß ein weiſer, vortreflicher Menſchenkenner Vorſteher ſeyn, wenn man anders des Hauptzwecks nicht verfehlen will. Gefährliche und grauſame Verbrecher, die geſchloſſen werden müſſen, gehören nicht ins Zuchthaus, ſondern ſie müſſen in Feſſeln anderswo arbeiten.

§. 543.

Wenn man glaubt, daß das Verbeſſerungs- oder Zuchthaus ſeine gehörige Würkung gethan habe, ſo giebt man den Verbrecher frey, und beobachtet ihn genau; findet man, daß er wieder aufs neue die alte Bahn betritt, ſo bringt man ihn wieder an den vorigen Ort, und behandelt ihn doppelt ſtrenge. Iſt er aber würklich gebeſſert, ſo muß auch nun alle Schande von ihm abgewälzt werden; dies iſt aber ſehr ſchwer, und ich werde unten in der **Ehrenpolizey** weiter davon reden.

§. 544.

Endlich würkt die Straf-Polizey nie fruchtbarer zur Warnung und Beſſerung anderer, als wenn, wie ich oben weitläuftig dargethan habe, die Geſezze über Verbrechen und Strafen weiſe und gerecht ſind; wenn die Polizey gegen Hohe und Niedere, Arme und Reiche mit gleicher Strenge verfährt, und ſo wachſam iſt, daß niemand ungeſtraft Verbrechen begehen kan; wenn keine Begnadigung ſtatt findet; wenn alle Strafen öffentlich verhängt werden, ſo daß ſie wenigſtens jedermann erfährt; und endlich: **wenn der Richter bey allem dem nicht despotiſch, nicht herrſchſüchtig zu Werke geht, nicht ſchnaubt, ſchilt und drobt, ſondern auch den gröſten Verbrecher ſanft und mit Würde behandelt, ſo wie mans einem ſolchen Menſchen, der doch noch immer nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt, ſchuldig iſt.** Hier ſind die engliſchen Richter Muſter.

* * *

Drittes Hauptſtück.

Von der Polizey der regierenden Gewalt.

§. 545.

Bisher hab ich von der Freyheit der Handlungen der Unterthanen geredet, und gezeigt, wie ſo wohl die natürliche, als die bürgerliche Freyheit zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit geleitet werden müſſe. Wenn nun die regierende Gewalt durch die Ausführung der gegebenen Geſezze würkſam iſt, ſo kan ſie auch von ihren Unterthanen auf vielerley Weiſe darinnen gehindert werden; dieſe Hinderung iſt aber eine gewaltige Störung der einzelnen und allgemeinen Wohlfarth, und kan daher nicht geduldet werden; daher giebt die Polizey der regierenden Gewalt die Regeln an, wie dieſe Entgegenwürkung gehindert, und wenn die Empörung würklich entſtanden iſt, wie ſie dann geſtillt werden müſſe.

§. 546.

Hier entſteht aber eine ſehr ſchwere Frage: darf denn ein Volk ſeinen Regenten nicht abſezzen, wenn er durchaus und allgemein anerkannt übel regiert? — wenn er anſtatt ſeine Unterthanen zu ſchüzzen und zu beglücken, ſie vielmehr dem Raub und dem Druck der Mächtigen ausſezt, und ſie unglücklich macht? Wenn man auf die natürlichē Rechte der Menſchheit zurückgeht, ſo kan man nicht anders antworten als ja! Das Volk darf ſeinen Regenten, wenn er den Contract nicht hält, den es mit ihm eingegangen iſt, abſezzen, und ſich einen andern Regenten, und eine andre Regierungsform geben. Allein dieſes Recht iſt mit ſo vielen Schwierigkeiten verbunden, daß es ſehr ſelten Recht bleibt.

§. 547.

Ich muß dieſen Saz gründlich ausführen, denn unſre heutige Himmelſtürmer berufen ſich immer auf jenes Recht, und bereiten alſo nach und nach das Volk zum Ungehorſam, und Gott weiß! noch zu welchen Ausſchweifungen auf die Zukunft. Die erſte Frage iſt: **Kan das Volk competenter Richter ſeyn, ob der Fürſt würklich übel regiert?** Wie oft werden die heilſamſten Verordnungen ein Mittel, das Volk höchſt ſchwierig zu machen? Die vernünftige Verbeſſerung eines A. B. C. Buchs brachte ja noch vor wenigen Jahren ein ganzes Amt gegen den beſten Fürſten ſo auf, daß er flüchten, und den benachbarten Regenten zu Hülfe rufen muſte; dieſes tadelte jeder mit Recht.

§. 548.

Ja, ſagt man, die Rede iſt auch nur von einem Regenten, der **allgemein anerkannt** übel regiert; ich antworte abermal: jene Bauern glaubten, ihr Fürſt regiere **allgemein anerkannt** übel, als er die **Grundveſte ihrer Religion** das A. B. C. Buch angrif; die Sache iſt ja lächerlich. **Gott ſey jedem Lande gnädig, in welchem jeder Bauer und Bürger weiß, glaubt, und überzeugt iſt, daß das geſammte Volk ſeinen Herrn abſezzen könne, im Fall er übel regiert!**

§. 549.

Daraus würde alſo folgen, daß die ehrwürdigen Hausväter, daß die Menſchheit, ſehr oft um der Ungerechtigkeit und Caprice eines **Einzelnen** willen, ohne Rettung zum Unglück verdammt ſey? — So ſcheint es freylich; allein es giebt eine Menge Verhältniſſe in dieſer Welt, die wir als ein wahres Uebel anſehen, die wir nicht vermeiden können, und die doch im Plan der Gottheit zu den weiſeſten und wohlthätigſten Endzwecken führen. Indeſſen, wehe! wehe! dem **Regenten, der auf ſolche Weiſe zum Zweck würkt!** — Unter den gröſten Tyrannen giebts noch immer eine Menge wahrhaft glücklicher Unterthanen, und wenns einer nicht iſt, ſo entſteht noch immer die Frage, ob er nicht ſelbſt mit Schuld daran ſey?

§. 550.

Wenn ich daher vernünftig und redlich und als Lehrer urtheilen ſoll, ſo ſchlieſe ich folgender Geſtalt: Eine wahrhaft ſchlechte Regierung iſt ein groſes Uebel, aber ein allgemeiner Aufſtand des Volks, wo alle Bande der Geſezze und der Ordnung aufhören, und wo es höchſt ungewiß iſt, ob die Staatsverfaſſung in Zukunft beſſer werden wird, iſt ein noch weit gröſeres; da nun alle Regeln der Klugheit und der Gerechtigkeit es jedem Menſchen zur Pflicht machen, aus zweyen Uebeln das geringſte zu wählen, ſo iſt es auch die Pflicht des Volks eine ſchlechte Regierung zu ertragen.

§. 551.

Indeſſen tadle ich jene groſen Männer, welche die Schweiz und die Niederlande vom Joch der Tyranney befreyten, ganz und gar nicht; keine Regel iſt ohne Ausnahme, und der Ausgang crönet das Werk. Fühlt ein groſer, edler, würdiger Mann Kraft von Gott, fühlt er Kraft des Siegs und der Ueberwindung, rettet er ſeine bedrängten Brüder, ſo muß die Vernunft die Hand auf den Mund legen, denn es war eine göttliche Darzwiſchenkunft; wo aber dieſe fehlt, und dies zeigen immer die Folgen, da iſt jedes Unternehmen von der Art, Empörung, Aufruhr, und Störung der allgemeinen Ruhe, mithin Hochverrath.

§. 552.

Das was ich im Vorhergehenden nach unumſtöslichen Gründen veſtgeſezt habe, gilt nun auch von allen Staatsverfaſſungen; allenthalben iſt eine regierende Gewalt, welcher die Unterthanen gehorchen müſſen; und allenthalben iſt das Widerſtreben gegen die Befehle der regierenden Gewalt Empörung.

§. 553.

§. 553.

Da es alſo in der Ordnung und in dem Recht der Beglückung gegründet iſt, daß die Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft der regierenden Gewalt gehorchen, und ihr unterthan ſeyn müſſen, ſo folgt, daß die Polizey höchſt wachſam ſeyn müſſe, damit keine Kräfte im Staat entſtehen mögen, welche der regierenden Gewalt entgegenwürken können; dieſe Kräfte entſtehen 1) aus dem allzugroſen **Reichthum** irgend eines **Privatmannes**, eines **Standes**, oder irgend einer **Geſellſchaft**; 2) aus der überwiegenden **Stärke**, oder **Kraft** eines einzelnen **Mannes**, eines **Standes** oder einer **Geſellſchaft**, oder 3) aus den beſondern **Vorrechten** und **Vorzügen**, die man einem von dieſen dreyen Theilen geſtattet.

§. 554.

Wenn ich hier den **Reichthum** des Unterthanen als eine der regierenden Gewalt gefährliche Sache betrachte, ſo will ich damit keinesweges die Armuth als ein würkſames Gegenmittel empfehlen, ſondern die Meynung iſt die: wenn ein einzelner Mann, ein Stand, oder eine Geſellſchaft im Verhältniß gegen die übrigen Unterthanen **gar zu reich** iſt, ſo giebt in ſolchen Fällen der Reichthum ein allzugroſes Uebergewicht: denn man kan mit dem Geld alles zwingen, man kan ſich damit einen Anhang erkaufen, man kan liegende Güter mit vielen Vorrechten erwerben, dem Regenten ſelbſt aus der Noth helfen, und ihn gewiſſermaaßen von ſich abhängig machen u. d. g. Das alles aber iſt bekanntermaaßen für die regierende Gewalt und die Unterthanen ſehr gefährlich.

§. 555.

Wie wird aber die Ungleichheit des Reichthums verhütet, und wenn ſie da iſt, wie wird ſie gehoben? Wenn ich hier die Mittel anzeige, wodurch ſie entſteht, ſo folgt von ſelbſt, daß man nur dieſe Mittel zu vermeiden habe, um ſie zu verhüten. Alle Reichthümer entſtehen entweder durch **Gewerbe**, oder durch **Schenkung**, oder durch **Erbſchaft**, und dann ſind ſie entweder **Geld** oder **liegende Güter**. Der überwiegende Reichthum eines Mannes oder einer Geſellſchaft kan in einem ordentlichen Gewerbe nicht anders entſtehen, als wenn es durch ausſchlieſende Privilegien begünſtigt wird; oder auch wenn ein Mann von auſſerordentlichem Genie durch beſondere Glücksfälle unterſtüzt wird.

§. 556.

Daß ein Regent **niemals** ein Gewerbe durch Monopolien unterſtüzzen müſſe, wird unten in der Gewerb-Polizey erwieſen werden. Wenn aber jemand durch Genie und Glück reich wird, ſo muß man ihn keineswegs hindern, in ſofern ſeine Mittel nicht ungerecht ſind: denn das wäre wider alle Rechte der Menſchheit; im Gegentheil muß man ihm allen Schuz und Gerechtigkeit angedeyhen laſſen; ſo bald er aber anfängt zum Schaden zu würken, ſo muß man die weiſeſte Maaßregeln anzuwenden wiſſen, und dieſe will ich anzeigen.

§. 557.

Der Unterthan misbraucht ſeinen Reichthum zum Schaden, wenn ein groſer Theil der Bürger für ihn arbeitet, ſich von ihm nährt, oder wenn ſie ſeine Schuldner ſind, und er übt dann eine Gewalt über ſie aus, die entweder der regierenden Macht, oder den Unterthanen

nen ſelbſt nachtheilig und gefährlich iſt. Hier muß eine wachſame Polizey jene ſchädliche Abhängigkeit zu heben wiſſen, und dies geſchieht: wenn man durch vollkommene Gewerbfreyheit die Nahrungswege vermehrt und eröfnet, Leute aufmuntert das nemliche Gewerbe zu treiben, und ſie zu dem Ende mit Geld unterſtüzt; ferner, wenn man aus der Staatscaſſe Gelder mit geringeren Intreſſen verleyht, und alſo die Schuldner in den Stand ſezt, ihren tyranniſchen Creditoren die Capitalien aufzukündigen, und ſie alſo von ihnen unabhängig zu machen.

§. 558.

Dieſe Maaßregeln ſind im Grund vollkommen und allgemein brauchbar, wo die Ungleichheit des Reichthums nicht vermieden werden kan; und das iſt der Fall allemal, wo Glück und Zufall durch rechtmäſige Mittel jemand reich machen. Wo reiche Kaufleute groſe Fabriken treiben, da ernähren ſie zwar viele Menſchen, aber ſie machen dieſe auch von ſich abhängig, halten ſie in der Dürftigkeit, tyranniſiren ſie, und trozzen dem Regenten und ſeiner Dienerſchaft. Hier kan alſo nicht beſſer geholfen werden, als wenn man die Handwerksleute unterſtüzt, indem man braven Handwerksmeiſtern aufhilft, daß ſie für ſich arbeiten und auch handeln können; mit einem Wort: **wenn man das Gewerbe ſo ſehr vertheilt und vervielfältigt als nur immer möglich iſt.**

§. 559.

Noch weit ſchlimmer aber iſt der Zuſtand, wo das Geld in den Händen einiger weniger Capitaliſten, oder unſterblicher Geſellſchaften iſt; dieſe ſammeln immer mehr Capitalien, ziehen alſo alles Geld aus dem Umlauf, dadurch wird der Mangel immer allgemeiner, immer gröſer, das Geldlehnen nimmt zu, die Intreſſen ſteigen, und ſo häuft ſich das Geld in den Caſſen der Capitaliſten ohne Aufenthalt, ſie werden reich und mächtig, und das ganze Land ſchwach und arm. Dieſes Uebel hebt der Regent dadurch, wenn er für geringe Intreſſe Geld verlehnt; dann hören die Capitaliſten auf zu ſammeln, denn ſie haben keinen Nuzzen mehr davon; damit es aber doch nicht müſig liegen möge, müſſen ſie etwas anders damit anfangen, nemlich Gewerbe, Landwirthſchaft und Fabriken treiben, und ſo kommt alles allmählich wiedrum in die gehörige Gleichheit. Wie aber, wenn der Regent ſelbſt kein Geld hat? — wenn er ſchlecht regiert, (und das thut er, wenn er nicht ſo viel hat, als er braucht;) ſo muß er auch mit den Folgen zufrieden ſeyn.

§. 560.

Die Erwerbungen durch Schenkungen und Erbſchaften oder Teſtamente können nicht alle ohne Unterſchied der regierenden Gewalt gleichgültig ſeyn; denn obgleich jeder mit ſeinem Eigenthum thun kan, was er will, ſo darf er doch kein Unrecht damit würken, und das geſchieht, wenn die Familien Plane und Teſtamente machen, Fideicommiſſe errichten, wodurch Geld und Güter immer bey einer Familie bleiben ſollen u. d. g. Wenn keine Grundverfaſſungsgeſezze da ſind, die dem Regenten die Hände binden, ſo muß er alle dergleichen Planmachereyen ſchlechterdings nicht dulten. Und ich weiß nicht einmal, ob auch Grundverfaſſungsgeſezze gehalten werden dürfen, wenn ſie ſchädlich ſind; nur müſſen ſie alsdann auf eine gerechte und gehörige Weiſe aufgehoben werden.

§. 561.

Ich hab ſchon oben einmal angeführt, daß die Kinder der Eltern fortgeſeztes Ich ſind, oder daß eine Familie eine moraliſche Perſon ausmache; und wenn das iſt, ſo haben die Kinder nicht blos den gerechteſten Anſpruch auf das Eigenthum der Eltern nach ihrem Tode, ſondern es iſt ſo gar die groſe Pflicht der Eltern gut hauszuhalten um ihrer Kinder willen, für deren Glück ſie zu ſorgen ſchuldig ſind; iſt aber dieſes, ſo darf kein Vater, keine Mutter ihr Kind um keiner Urſache willen enterben. Denn ſie haben kein Eigenthumsrecht mehr nach ihrem Tode, und eben aus der Urſache, weil ſie ihren Kindern alle ihre Güter nach ihrem Tode ſchuldig ſind, ſo dürfen ſie auch bey ihrem Leben nichts davon verſchenken.

§. 562.

Daraus folgt alſo, daß Teſtamente, Schenkungen, Fideicommiſſe, und alle dergleichen Verordnungen im Grunde, wo nicht vollkommen ungerecht, doch wenigſtens im Recht der Beglückung nicht gegründet ſind. Ich weiß wohl, daß dieſe meine Grundſäzze ſehr werden angefochten werden, allein ehe das ein vernünftiger Mann thut, muß er erſt alle die wohlthätige Folgen bedenken, welche aus der Einführung meiner Vorſchläge entſtehen würden. Ich will auch jene Grundſäzze nicht ſo ſtreng verſtanden haben, daß ein Vater irgend einem ſeiner Wohlthäter nicht etwas ſchenken oder vermachen dürfe, das wäre Unſinn, nur daß er keins ſeiner Kinder an ſeinem Glück hindre, oder ſein Eigenthum beträchtlich ſchmälere. Die römiſchen Rechte ſind nicht ſehr weit von meiner Meynung entfernt.

§. 563.

Wir haben uns in unſern Zeiten eben nicht mehr zu beklagen, daß zu viele fromme Stiftungen gemacht werden; indeſſen iſt das ganz recht: ſo lang ein Hausvater rechtmäſige und nahe Erben hat, ſo lang ſoll er, wenigſtens keine **ſtarke** Stiftungen ad pias cauſas machen. Die Unterhaltung und Errichtung nüzlicher Inſtituten kommt dem ganzen Staat zu, und nur dann, wann ein Eigenthümer gar keine Erben hat, dann darf er erſt nach Willkühr über ſeine Güter disponiren.

§. 564.

Auf eben dieſen Gründen beruht nun auch die Schädlichkeit des **Rechts der Erſtgeburt** bey den Privat-Eigenthümern; in jenen Zeiten des Naturſtandes, wo es auf die Macht des einzelnen Hausvaters ankam, um ſich deſto beſſer ſchüzzen zu können, da war dies Recht brauchbar und gut; aber jezt, wo es auf Bevölkerung und Gleichheit des Reichthums ankommt, jezt iſt es höchſt ſchädlich; eben ſo ſchädlich als es bey regierenden Häuſern und dem Adel nüzlich und nöthig iſt.

§. 565.

Ich brauche wohl nicht lang zu beweiſen, daß der Beſiz allzu vieler liegender Güter dem Eigenthümer ein eben ſo ſchädliches Uebergewicht gebe, als groſe Capitalien: denn da er ſie doch nicht alle ſelbſt verwalten kan, ſo muß er ſie verpfachten, und alle dieſe Pfachter ſind von ihm abhängig, geſchweige, daß dadurch die Production leidet: weil der Pfachter die Melioration der Güter nicht ſo treu und fleiſig beſorgt als der Eigenthümer.

§. 566.

§. 566.

Ich hab ſchon im Vorhergehenden bey Gelegenheit gezeigt, wie man der Uebermacht des Reichthums begegnen müſſe, indem man die Schädlichkeit der Capitalienſammlung durch eine Leyhcaſſe verhindert. Das Zuſammenbringen der liegenden Güter aber wird dadurch unſchädlich, wenn ſie die Kinder nach der Eltern Tod unter ſich theilen müſſen.

§. 567.

Wenn die Kirchen, Klöſter, Stiftungen, und ähnliche Geſellſchaften, Geld und Güter erwerben, ſo muß die regierende Gewalt wohl Acht haben, daß es ihr und dem Staat keinen Schaden bringe; ſie muß ihnen Gränzen ſezzen, daß ſie nicht mehr ſammeln, als ihr Zweck erheiſcht, in ſofern ſie nöthig und nüzlich ſind; iſt aber dies nicht, ſo müſſen ſie aufgehoben, dann aber auch zu beſſern gemeinnüzzigen Zwecken angelegt werden. Ueberhaupt aber müſſen ihre Gelder und Güter ſo verliehen und verpfachtet werden, daß der Unterthan nicht dadurch gedrückt werde.

§. 568.

Einzelne Perſonen, der Adel, die Geiſtlichkeit, Orden, Zünfte und dergleichen Geſellſchaften können der regierenden Gewalt durch die Rechte, die man ihnen einräumt, auſſerordentlich gefährlich werden, und den beſten Abſichten derſelben entgegenwürken. Ich nehme hier die ſo genannten **Landtage** aus, wo ein Mittelſtand Grundverfaſſungsmäſig die Rechte des Volks gegen Tyranney und Despotismus ſchüzt: dieſe ſind wohlthätig, wenn ſie ihrem Zweck entſprechen; ſondern ich verſtehe unter dieſer ſchädlichen Kraft eine ſolche, die auf Unkoſten des Regenten und des Volks eigennützig würkt.

§. 569.

Einzelne Perſonen, welche dem Staat gefährlich ſind, oder werden können, ſind die **Gemahlinnen** der Fürſten, oder **Mätreſſen**, oder **Miniſter**, oder ſonſt ein **Staatsdiener**, wenn ſie leidenſchaftlich, ſtolz, intriguant und geizig ſind, wenn ihnen ein ſchwacher Fürſt aus Vorliebe zu vieles anvertraut, und ſich von ihnen leiten läſt. Die Geſchichte aller Völker und aller Zeiten giebt uns davon die ſchrecklichſten Beweiſe.

§. 570.

Wie iſt hier zu helfen? — Wenn der Regent nicht ſchwach wäre, ſo würde er das Heft ſeiner Gewalt nicht aus den Händen laſſen; wie kan man aber eine ſchwache regierende Gewalt **ſtark** machen? Dieſer Fall, und das andre Extrem, der Despotismus, machen eben die republicaniſche Monocratie, wenn anders der Mittelſtand auch ſeine gemäſigte und zweckgemäſe Gewalt ausüben kan, ſo wohlthätig. Eben dieſe Staatsverfaſſung iſt auch das einzige wahre Mittel gegen jenen Afterdespotismus ſolcher einzelnen Perſonen; denn die Intrigue des Hofs ſolche Perſonen zu ſtürzen, kan nie ein anzurathendes Mittel ſeyn; weil die begünſtigte **Cabale** auch dem wohlthätigſten **Staatsdiener** gefährlich wird.

§. 571.

Ich wage es hier einen Vorſchlag zu berühren, mag er auch ein leeres Project ſeyn: wie glücklich würde der Regent ſich und ſein Volk machen, wenn er eine auf das Recht der Natur und der Beglückung gegründete Grundverfaſſung für ſeinen Staat entwürf und ausführte, in welcher er dem Mittelſtand und dem Volk gewiſſe Rechte einräumte, die gerade ſo viele und nicht mehrere Kraft und Gewalt ertheilten, als nöthig wäre, nur dann den Regenten auf den ſeeligen Mittelweg zu weiſen, wenn er ſich dem einen oder dem andern Extrem näherte. Hingegen wenn er auch jenen Mittelweg beobachtete, ſo müſte er völlig ſouverän ſeyn. Grosbritannien könnte nach Abzug einiger Anomalen das Muſter abgeben. In der Staatshaushaltungskunde werde ich ausführlicher von dieſer Sache reden.

§. 572.

Würde aber auch dem guten und verſtändigen Fürſten eine intriguante Perſon durch geheime Cabale und Kunſtgriffe über den Kopf wachſen, ſo muß er ſich des Raths rechtſchaffener und kluger Männer bedienen, alsdann geheim und ſchleunig operiren, und ein ſolches Ungeheuer überraſchen, ehe es Plane machen kan. Sethos nahm ſeine Maaßregeln ſo, daß ſich die gefährliche Schlange in ihrem ſichern Schlupfwinkel ſelbſt fieng; dem Premierminiſter und Favoriten Haman giengs eben ſo, und in der europäiſchen Geſchichte fehlts auch nicht an Beyſpielen dieſer Art.

§. 573.

Ueber den Adel tobt auch der ungebundene Freyheitsgeiſt unſerer Tage aus der Maaßen; freylich giebt jener durch ſeinen Stolz Anlaß dazu, aber man geht auf beyden Seiten zu weit; daß der Baron und Reichsfreyherr ſeinen Rang und Vorrechte, die in der Reichsverfaſſung gegründet ſind, behauptet, daran thut er ſehr wohl; denn der Adel oder der Ritterſtand iſt die einzige Bruſtwehr des Volks gegen den Despotismus der herrſchenden Häuſer. Die Folgen der Verfaſſung, wo nur Herren und Sclaven ſind, findet man in Aſien allenthalben. Wo aber verſchiedene Stände, Bauern, Bürger, Gelehrte, niederer Adel, hoher Adel, und dann regierende Häuſer durch eine unmerkbare Stufenfolge ſich an einander anketten, da hält immer ein Stand den andern in ſeinen Schranken; keiner wird zu mächtig, und keiner zu ſchwach, und eben dieſes iſt die glückliche Verfaſſung, welche die Polizey ſtrenge und mit Fleis unterſtüzzen muß.

§. 574.

Das erſte und weſentlichſte Hauptſtück beſteht in der genaueſten Beſtimmung der Schranken jedes Standes; jeder muß in ſeinem Würkungskreis alle die Glückſeeligkeit erwerben und beſizzen können, die ihm ſeiner Natur nach zukommt, doch ſo, daß kein anderer Stand dadurch beeinträchtiget wird. Der Bauernſtand wird geſchwächt, wenn er zu ſtark belegt wird; wenn man den andern Ständen Befreyungen angedeyhen läſt, die dann dieſer um ſo viel ſtärker erſezzen muß; wenn man ihn durch mancherley Verordnungen einſchränkt; wenn man ihm ſeine gehörige Ehre nicht angedeyhen läſt; wenn man ihn der Willkühr der Beamten zu ſehr ausſezt u. ſ. w. Das alles muß äuſſerſt ſtrenge vermieden werden, beſonders da der Bauernſtand die Grundlage des Staats ausmacht. Gegen die Uebermacht deſſelben bedarfs keiner Regeln, denn ſie findet wohl nie ſtatt.

§. 575.

Dem Bürgerſtand, Handwerkern, Fabrikanten und Kaufleuten räumt man zu viel ein, wenn man ihm aus ſchiefen Grundſäzzen der Handlungspolitik ausſchliesliche Privilegien ertheilt, geſchloſſene Zünfte geſtattet,

ſtattet, oder ihn ſonſt auf Unkoſten der andern Stände begünſtigt; dadurch werden ſolche moraliſche Cörper mächtig, ſtüzzen ſich auf ihre Verfaſſung und Geſezze, trozzen der regierenden Gewalt, und vernichtigen die heilſamſten Anſtalten der Polizey. Im Gegentheil, wo ſolche Einrichtungen würklich beſtehen, da muß man ſie allmälich und mit Klugheit aufheben.

§. 576.

Der Gelehrtenſtand beſteht aus der Geiſtlichkeit und der weltlichen Dienerſchaft. Ehemals war die Hierarchie höchſt gefährlich und ſchädlich, jezt aber ſcheint man zum andern Extrem übergehen zu wollen. Man muß ihr gerad ſo viele Einkünfte, Ehre und Vorrechte geſtatten, als zu ihrem Weſen und Beſtehen, zu ihrem Glück und Zweck erforderlich iſt. Der Geiſtliche muß nach ſeiner Arbeit belohnt werden, und er muß die Ehre und das Anſehen genieſen, das ihm zukommt, um nüzlich würken zu können. Der geſammte Stand aber muß der regierenden Gewalt ſeines Landes unterworfen ſeyn.

§. 577.

Die weltliche Dienerſchaft wird der regierenden Gewalt gefährlich, wenn man ſo wohl den Collegien als den einzelnen Landbeamten zu viele Freyheiten einräumt, wenn man ihre Subordination nicht genau beſtimmt, nicht genau auf ſie Acht giebt, wenn man ihnen zugeſteht viele, oder wohl gar Rittergüter zu erwerben, Fabriken und Handlung zu treiben, und was dergleichen mehr iſt.

§. 578.

Daher muß man jedem Collegio, und jedem Beamten ſeinen beſtimmten Würkungskreis und Standpunct anweiſen; jeder muß wiſſen, an wen er zur Rechten und zur Linken angeknüpft iſt, wem er zu gehorchen und wem er zu befehlen hat, und in welchen Stücken jedes ſtatt findet; und endlich ſoll kein Beamter ſelber groſe Gewerbe treiben: denn die gröſere Gewalt, die er hat, führt ihn immer in Verſuchung, ſich derſelben zu ſchädlichen Vorzügen, und Beeinträchtigung der Gewerbſtände zu bedienen. In der Staatshaushaltungskunde werde ich die ganze Einrichtung der Dienerſchaft genauer beſtimmen.

§. 579.

Die Rechte und Vorzüge des Adels ſind in der teutſchen Reichsverfaſſung gegründet und beſtimmt; er hat ſeine Güter, Gerechtſame und Verhältniſſe; bey dieſen muß er heilig geſchüzt und gehandhabt werden. Das vielfältige Adeln bürgerlicher Perſonen iſt lauter Verderben, beſonders wenn ſie ſteuerbare Güter erwerben, und dann Ritterfrey machen. Die würklich exiſtirende Rittergüter ſollen ohne die wichtigſten Urſachen weder vermindert noch vermehrt werden. Und keinen ſoll man adeln, der nicht dem Staat einen Dienſt von der äuſſerſten Wichtigkeit geleiſtet hat; dieſen belehnt man hernach mit einem würklichen Rittergut, welches lehnfällig geworden iſt. Jeder Stand muß in ſich ſo viel Ehre haben, daß er die verdienſtvollen Männer durch ſich ſelbſt belohnen kan. S. folgenden Abſchnitt.

§. 580.

Das Vertheilen der Rittergüter unter die Kinder ſoll billig nur dann ſtatt finden, wenn der Herr mehrere als eins beſizt. Damit aber ein Haus nicht zu mächtig würde, müſte es gezwungen ſeyn, ſeine Güter unter die Kinder zu vertheilen, in ſofern es verſchiedene beſäß; und im Gegentheil, um es gegen Schwäche zu ſchüzzen, müſte das Recht der Erſtgeburt allemal nur da gelten, wo der Herr nur ein Rittergut hätte. Dann aber müſte dies Recht nicht allein dem männlichen, ſondern auch dem weiblichen Geſchlecht zu gut kommen. Man denke dieſen Vorſchlägen weiter nach!

§. 581.

Von öffentlichen Geſellſchaften, Innungen, Zünften u. d. g. hab ich oben §. 575 ſchon geredet, und von ihrer zweckgemäſen Einrichtung werde ich in der Gewerb-Polizey handeln; hier iſt nun der Ort, wo ich unterſuchen muß, was von den geheimen Geſellſchaften zu halten ſey, und wie ſich die Polizey dabey betragen müſſe; -darf ſie ſie dulten oder nicht?

§. 582.

Unter dem Namen geheime Geſellſchaft verſtehe ich eine Verbindung verſchiedener Menſchen, gemeinſchaftlich zu einem geheimen Zweck zu arbeiten; wo ſich alſo alle bey der Aufnahme durch einen feyerlichen Eyd anheiſchig machen müſſen, nicht zu entdecken, was in ihren Verſammlungen vorgeht. Die Grade der Geheimhaltung können aber verſchieden ſeyn: 1) wenn die Exiſtenz einer ſolchen Geſellſchaft verſchwiegen gehalten wird; 2) wenn man zwar weiß, daß eine ſolche Geſellſchaft beſteht, auch wohl mehrere Mitglieder kennt, von ihren Mitteln und Zwecken aber nichts wiſſen darf; und 3) wenn ſich die Geſellſchaft öffentlich verſammelt, man auch viele ihrer Mittel weiß, aber doch der eigentliche Zweck nicht entdeckt wird. Die Freymaurer- und Roſenkreuzerorden mit allen ihren Abſtammungen gehören hieher.

§. 583.

Europa iſt voll ſolcher Geſellſchaften, und allenthalben wo die **Europäer** leben und weben, in allen andern Welttheilen, findet man Arten der Freymaurerey; über ihren moraliſchen und politiſchen Werth wird **Pro** und **Contra** geredet und geſchrieben, und man iſt ſich durchaus noch nicht einig über dieſe Sache; ich kenne ſie auf vielen Seiten, habe viele Erfahrungen gemacht, bin aber völlig unpartheyiſch, und will alſo den geraden Weg der Wahrheit gehen, ſo wie es auch meine höchſte Pflicht iſt. Die Wahrheit kan niemand beleidigen.

§. 584.

Ich komme noch einmal wieder auf die Frage zurück: *dürfen Unterthanen der regierenden Gewalt entgegen würken, auch dann wann ſie übel regiert?* Auf den erſten Anblick wird der **Cosmopolite** *ja!* ſagen, ich aber ſage *nein!* Es bedarf ja nur eines ruhigen Nachdenkens, um einzuſehen daß das unmöglich angehen kan: der beſte Regent kan eine Parthie übelgeſinnter oder auch wohlmeynender Unterthanen haben, denen aber die beſten Beglückungsanſtalten nicht einleuchten, und die ſie würklich aus Mangel an Einſicht für ſchädlich halten; es iſt ja natürlich, daß alsdann jene Parthey ſchlechterdings keine Gewalt haben darf.

§. 585.

Regiert aber ein Fürſt würklich übel, und man würkt ihm entgegen, ſo ſtellt er ſich natürlicher Weiſe zur Gegenwehr; die Colliſionen die aber dadurch entſtehen, die Gefahren, in welche man die Staatsverfaſſung ſezt, der zweifelhafte Ausgang der Sache, und das unvermeidliche Unglück vieler, und manchmal ſehr unſchuldiger Familien, machen allzuſammen ein weit gröſeres Uebel aus, als eine ſchlechte Regierung. Ich ſchlieſe alſo mit Recht, daß Unterthanen auf keinerley Weiſe weder heimlich noch öffentlich der regierenden Gewalt entgegen würken dürfen. Geziemende dringende und das Unglück lebhaft ſchildernde Vorſtellungen ſind das einzige zuläſſige Mittel. Man vergleiche hiemit was ich oben §. 546 — 551. geſagt habe.

§. 586.

Eine jede geheime Geſellſchaft deren Zweck unbekannt iſt, kan die Verbeſſerung der Staatsverfaſſung zum Zweck haben, kan den Plan haben, die Collegien und höchſte Stellen im Staat mit ihren Mitgliedern zu beſezzen, oder jene Männer an ſich zu ziehen, um ihren Zweck zu erreichen, u. ſ. w. ich ſage — ſie kan — es iſt möglich; da aber einer geheimen Geſellſchaft, deren Abſichten unbekannt ſind, niemand entgegen würken kan, bis ſie ihre Maasregeln genommen hat, und ſo ſtark geworden iſt, daß man ihr nicht mehr widerſtehen kan, ſo darf der Regent unmöglich eine ſolche geheime unbekannte Kraft im Staat dulten, die allemal, entweder ihm oder ſeinem Volk, und in jedem Fall beyden Theilen Verderben droht.

§. 587.

Dem allem ungeachtet hat der Freymaurerorden ſchon lange geblüht, und faſt in allen Staaten ruhig ſeine Logen gehalten, ohne daß es den Regenten einfiel, ſie zu ſtören, wenigſtens war dieſer Fall ſelten; und die Geſchichte lehrt uns, daß er durchgehends vielen Nuzzen, wenigſtens keinen Schaden, und nirgends Verwirrung in der Staatsverfaſſung geſtiftet habe. Das iſt wahr, aber auch ſehr begreiflich; denn als man den Freymaurerorden gewahr ward, ſo war er ſchon allenthalben blühend, er beſtand ſchon lang, die Glieder, welche ſich als ſolche zu erkennen gaben, waren die ehrlichſten, muſterhafteſten, vortreflichſten Männer, ihrer waren wenige, man ſahe, daß der Orden in ſo langer Zeit der politiſchen Verfaſſung mehr genüzt als geſchadet habe, und die heiligſten Betheurungen ſolcher Ehrenmänner, daß ihr Zweck ſchlechterdings mit der Politik nichts zu ſchaffen habe, überhaupt auch der chriſtlichen Religion nicht entgegen würkte, das alles zuſammen verurſachte, daß die Regenten eine Ausnahme von der Regel machten, dieſen ehrwürdigen Orden dulteten, und ſich zuweilen ſo gar ſelbſt in denſelben aufnehmen lieſen.

§. 588.

Nun entdeckte man aber allmälig einen gewaltigen Anwachs der Freymaurerlogen, ihrer wurden ſo viel wie des Sandes am Meer; man ſahe nun Freymaurer vom beſten und vom ſchlechteſten Character, Maurer die ſich gegen alle alte Obſervanz in den ſchnödeſten Lüſten wälzten, **von der Speichelcur zur heiligen Loge wanderten**: Männer, die den feyerlichen Eyd, mit dem Schwerd auf der Bruſt, auf den Kern des Neuen Teſtaments, **das Evangelium Johannis** geſchworen hatten, und doch nicht einmal an einen Gott, geſchweige an Chriſtum glaubten; kurz man fand nun, daß die Logen Schulen des Naturalismus, des Deismus, Verſchwörungen gegen die heiligſte Grundfeſte unſerer Staatenverfaſſung, die wahre reine chriſtliche Religion, und wahre Geheimniſſe der Bosheit enthielten. Darf man jezt noch wohl fragen, ob man den Freymaurerorden ſo unbedingt, ohne weitere Vorſicht dulten dürfe.

§. 589.

So wie ſich jezt die Sache verhält, deucht mir, ſoll ein weiſer, vernünftiger Fürſt folgender Geſtalt zu Werke gehen: merkt er, daß eine Loge beſteht, ſo erkundigt er ſich vorzüglich nach ihren Vorſtehern; ſind dieſe nun treue, rechtſchaffene, der chriſtlichen Religion und dem Staat zugethane Männer, und findet er, daß auch die mehreſten Brüder brav und nicht ausſchweifend ſind, ſo kan er entweder, wenn er Luſt hat, ſich ſelbſt aufnehmen laſſen, und dann iſt er ſicher; oder wenn er das nicht will, ſo kan er auch die ganze Sache mit Stillſchweigen übergehen, und nur insgeheim ſcharf aufmerken, damit nichts Nachtheiliges vorgenommen werden möge. Wenn aber ein Regent ſchlechterdings keine Logen dulten will, ſo hat er nicht Unrecht.

§. 590.

Der ächte, wahre Freymaurer, der den wahren Zweck ſeines Ordens noch weiß, thut wohl wenn er ſich jezt von allen Ordensverbindungen los macht, und für ſich allein fortwürkt; begegnet ihm ein wahrer Bruder auf ſeinem Wege, der das Bundesſiegel an ſeiner Stirn trägt, ſo drückt er ihm die Hand, ſie ſtärken ſich zuſammen in ihren heiligen Pflichten, ſchweigen, und gehen ihres Weges. Das aber kan ich nicht bergen: **wenn ein edler, rechtſchaffener Fürſt für ſich eine wahre Freymaurerloge errichtete, ich ſage eine wahre, in welche niemand als lang geprüfte vortrefliche Männer aufgenommen würden, mit denen er arbeitete, und die er alsdann zu ſeinen Geſchäften brauchte, ſo würde er einen Erfolg ſehen, deſſen Glück er vorher nicht hätte ahnden können.**

§. 591.

Ein überaus groſer Theil gelehrter, aufgeklärter, auch wohl tugendhafter Männer beſteht aus Deiſten, ein weit gröſerer Theil zweifelt an der Wahrheit der chriſtlichen Religion, und noch ein gröſerer an der Gottheit Chriſti. Da ich nun im Vorhergehenden öfters der Religion als unentbehrlich zu unſerer Verfaſſung gedacht habe, und deswegen von jenen Gattungen getadelt, und gar für blödſichtig gehalten werden könte, ſo will ich noch einmal mein politiſches Glaubensbekänntniß ablegen, ob ich gleich hin und wieder in dieſem Werk meine Gedanken geäuſſert habe. Dann aber will ich dieſe Sache beruhen laſſen.

§. 592.

Da der Deiſt keine göttliche Kraft zur Tugend glaubt, ſo iſt er nur dann tugendhaft, wenn entweder in ſeinem Temperament keine mächtige Reize zum Laſter liegen; oder wenn ihn die Umſtände ſo leiten, daß ihm die Ueberwindung leicht wird; oder endlich, wenn ſein Verſtand ſo durchdringend iſt, daß er die Tugend in aller ihrer Herrlichkeit anſchaut, und alſo mit Mannskraft das Laſter überwindet; indeſſen würkt die Bibel wenig auf ihn, ſie iſt ſeiner Vernunft unterworfen, und wenn er auch die Unſterblichkeit der Seelen, und einen beſſern Zuſtand nach dieſem Leben glaubt, ſo hat er doch keinen Begrif von furchtbaren Strafen, die in jenem Leben auf das Laſter warten, nur allein die Tugend ſelbſt muß ihn mit ihren Reizen locken. In allen dieſen Stücken iſt der Socinianer mit ihm von einerley Geſinnung. Kan dies alles wohl geläugnet werden?

§. 593.

Wenn aber nun das alles wahr iſt, und wenn uns alle Erfahrung überzeugt, daß unter zehn tauſend Menſchen kaum einer in dem Fall iſt, als **Deiſt** oder **Socinianer** tugendhaft zu ſeyn, weil obige Erforderniſſe auſſerordentlich ſelten angetroffen werden; ferner: wenn der Glaube an einen Gottmenſchen, der durch ſeinen Geiſt noch immer an den Herzen zur Beſſerung fortwürkt, der die willige Ertragung der Leiden, das Ringen nach Tugend, und die Tugend ſelbſt überſchwenglich belohnt, die Sünde aber erſchrecklich beſtraft, und überhaupt der Glaube an eine Erlöſung durch **Chriſtum** ſeinen Bekennern eine Kraft giebt wahrhaft tugendhaft zu werden, dieſe Kraft mag nun Enthuſiasmus ſeyn oder nicht; was iſt dann die Pflicht des Geſezgebers, des Lehrers, des weiſen Mannes, und — **des Freymaurerordens**? Warlich! Warlich! den **Deismus** und den **Socinianismus** ſo ſehr zu hindern, und die wahre, reine Bibelreligion ohne Verdrehung nach dem wahren Wortverſtand ſo ſehr zu befördern, als nur immer möglich iſt. **Doch gnug von dieſem!**

§. 594.

Wenn es alſo ausgemacht iſt, daß die Polizey durchaus keine Kraft im Staat dulten darf, die der regierenden Gewalt entgegen würkt, ſo iſt ihre Pflicht eben ſo groß, auch auf alle Mittel ſcharf zu wachen, und im Keim zu erſticken, die jene Kraft erwecken, und befördern können. Zu dem Ende muß ſie erſtlich ſelbſt in Einführung neuer Geſezze und Verordnungen die leicht Unruhe veranlaſſen können, behutſam ſeyn, ſie muß dabey die gröſte Vorſicht gebrauchen, und wenn würklich Unruhen, Zuſammenrottungen, und wohl gar Ausbrüche einer Art von Rebellion entſtehen, ſo muß

ſie

ſie ſich ſchleunig ihrer Gewalt bedienen, und die Aufruhr durch die Waffen ſtillen.

§. 595.

Ueberhaupt muß die Polizey jeder Zeit, und jeden Augenblick auf alle Fälle gefaſt ſeyn, ſie muß immerfort hinlängliche Mannſchaft in Bereitſchaft halten, welche allenthalben wachſam iſt, wo etwa Unordnungen entſtehen können. Dies iſt aber beſonders unausbleiblich nöthig, wenn geheime Gährungen beginnen, und das Volk auf einem Gegenſtand brütet, den es für nachtheilig hält. Und endlich muß man beſonders auf die Rädelsführer und Aufwiegler aufmerkſam ſeyn: ſo bald dieſe Triebfedern gelähmt ſind, ſo bald hört die ganze Bewegung von ſelbſt auf.

§. 596.

Keine Art der Unruhe und der Aufruhr iſt aber gefährlicher, als wenn man dem Volk Eingriffe in eine Sache thut, die es zu ſeiner Religion rechnet; hier muß der Regent am behutſamſten ſeyn: denn der bibliſche Ausdruck: *man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen* beruhigt das Gewiſſen, der gemeine Mann wütet und tobt, und zerreißt alle Bande, ſo bald er glaubt, daß man ihm in dieſem Stück Schranken ſezzen will.

§. 597.

Hier ſind dann auch die Geiſtlichen öfters ſehr geſchäftig: ſie machen manchmal etwas zur Religionsſache was es gar nicht iſt, und dieſe ſind dann am allererſten im Stand eine Gährung zu erregen. Daher muß ihnen bey hoher Strafe anbefohlen werden, das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und die regierende Gewalt vielmehr zu unterſtüzzen als zu hindern. Indeſſen ſoll der Regent in Religionsſachen am allerbehutſamſten ſeyn, nichts ohne die Geiſtlichkeit beſchlieſen, und überhaupt alles was Aufklärung und Verbeſſerung betrift, nicht durch poſitive Befehle, ſondern durch allmälige Belehrung zu bewerkſtelligen ſuchen.

§. 598.

Auch die beſte Regierung iſt dem **Tadel** unterworfen, niemand kan es allen Recht machen; bald erſcheinen **Pasquillen**, bald wird in öffentlichen Geſellſchaften **mündlich**, bald in Zeitungen und Journalen **ſchriftlich** räſonnirt; ſo lang dieſe Krankheit blos ſporadiſch bleibt, muß ſich die Regierung gar nicht dran kehren; vielmehr darüber lachen, oder einen Spaß daraus machen. Der Tadler und Pasquillant will die regierende Gewalt ärgern oder ſeiner Meynung nach beſſern, geſchieht das nun nicht, ſo hört er von ſelbſt auf, und ärgert ſich ſelbſt; zudem wird er über ſeine Ohnmacht ausgelacht; würkt man ihm aber entgegen, ſo ſezt er ſich erſt in Poſitur, hält ſich für wichtig, macht ſich einen Anhang, und wird alſo gefährlich.

§. 599.

Fängt aber jene Krankheit an **epidemiſch** zu werden, wächſt die Anzahl der Tadler von Tag zu Tag, ſieht man alſo, daß die Materie dieſer Krankheit zum Gährungsmittel wird, welches die ganze Maſſe des Volks durchdringt, ſo muß man entweder die Urſache des Misvergnügens durch eine kluge Wendung zu heben ſuchen, oder man muß behutſame, und doch noch immer **Landesväterliche** Gewalt brauchen; mehr züchtigen und beſſern, als ſtrafen.

§. 600.

Wenn ein Regent tyranniſch und despotiſch regiert, und die Geſezgebung nicht auf das Recht der Natur und der Beglückung, ſondern blos auf die Willkühr des Willens gegründet iſt, ſo findet eigentlich gar keine Polizey der regierenden Gewalt ſtatt; alles iſt Zwang, alles Friction; und wenn es in einem ſolchen Staat glückliche Menſchen giebt, ſo ſind ſie es blos durch die Macht der Vorſehung, welche dann doch noch immer die Menſchen, die ihr vertrauen, mütterlich leitet. Wahre, warme Anhänglichkeit an Gott, Rechtſchaffenheit, und Ausübung der wahren Religion, iſt die Univerſalarzney für den Regenten, ſeine ganze Dienerſchaft, und für das Volk; durch einen anhaltenden Gebrauch derſelben wird jedes Uebel gehoben.

Dritter Abſchnitt.

Von der Ehren-Polizey.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Polizey der Standes-Ehre.

---

§. 601.

Jeder Menſch liebt ſich ſeiner Natur nach über alles; die Selbſtliebe iſt ihm weſentlich, denn ohne ſie würde er weder ſeine Exiſtenz fortſezzen, noch vervollkommnen; ſie iſt alſo auch löblich und nothwendig. Da nun jeder Menſch dieſes natürliche Recht der Selbſtliebe mit Recht beſizt, ſo darf ihn kein anderer darinnen einſchränken, dies iſt **Geſez der Natur**; da aber nun auch der Menſch ſeinen Nebenmenſchen, nach der Regel in eben der Maaße liebt, wie er von ihm geliebt wird, die Liebe aber das mächtigſte Beförderungsmittel aller Arten von Glückſeeligkeit iſt, ſo befiehlt nun auch das **Recht der Beglückung**, ſeinen Nächſten ſo zu lieben wie ſich ſelbſt, auch dann noch wann der Nächſte ein Feind wäre, weil kein ſtärker Mittel die Feindſchaft zu verpichten erdacht werden kan, als die Liebe.

§. 602.

Die Liebe hat ihre Grade; die Selbſtliebe iſt der höchſte Grad, das non plus ultra der Liebe; gegen an-

dere

bere verhält ſich dieſer Grad wie die Gleichförmigkeit der Geſinnungen; denn da man ſich ſelbſt am höchſten liebt, ſo gefallen uns diejenigen am beſten, die uns am ähnlichſten in ihren Geſinnungen ſind: daraus folgt nun daß wir, je mehr wir uns kennen lernen, folglich je mehr Unvollkommenheiten wir an uns entdecken, auch immer allgemeiner in der Liebe, das iſt liebreicher werden. Hierinnen liegt nun wiederum der Grund warum die Religion warnet, ja nicht die **Selbſtliebe** in **Eigenliebe** zu verwandeln.

§. 603.

Wenn wir gewiſſe Vollkommenheiten an jemand entdecken, ſo empfinden wir eine Art von Liebe welche **Hochſchäzzung** genannt wird, und dieſe verhält ſich wie der Grad den wir jenen Vollkommenheiten beylegen. Dies iſt nun der Elementarbegriff von der **Ehre**, ſie iſt die **Schäzzung des Werths eines andern**, denn der Werth verhält ſich wie die Vollkommenheit eines Dings. Sind uns nun jene Vollkommenheiten unerreichbar und wir ſind eigenliebig, ſo entſteht der **Neid** in uns, dieſer ſucht die Vollkommenheiten des andern zu vernichtigen, eben weil er ſie nicht erreichen kan. Da nun dieſes gewaltige Eingriffe in die Rechte eines andern ſind, ſo iſt der Neid ein abſcheulich Laſter.

§. 604.

Sind wir aber nicht eigenliebig, glauben wir nicht vollkommen zu ſeyn, iſt unſere Selbſtliebe wohlgeordnet, ſo reizen uns die Vollkommenheiten anderer zur **Nachahmung**, wir ſchäzzen und lieben ſie, ſuchen aber auch in unſerm Würkungskreis das zu werden, was jene in dem ihrigen ſind; daher entſteht nun der Trieb der Vervollkommnung, die vernünftige **Ehrliebe**.

Hier zeigt wiederum die Religion den beſten Weg: denn indem ſie uns den vollkommenſten aller Menſchen, den Erlöſer zum Muſter ſezt, ſo leitet ſie uns von allen particular Vollkommenheiten ab, zum höchſten Ideal, und indem wir das zu erringen ſuchen, fällt aller Neid weg, und unſere Ehrliebe bekommt die höchſte Richtung.

§. 605.

Dieſe allgemeine Begriffe lege ich nun zum Grunde meiner Ehren-Polizey, indem ich ſie auf die bürgerliche Geſellſchaft anwende; in dieſer Rückſicht verhält ſich die Vollkommenheit eines Menſchen, wie der Nuzze den er dem Staat leiſtet; wenn nun die Ehre die Schäzzung des Werths eines Menſchen iſt, ſo muß ſich ja auch die Ehre gerad ſo verhalten, wie der Nuzze den man der bürgerlichen Geſellſchaft leiſtet. Dieſes iſt der Grundſaz der ganzen Ehren-Polizey, wird ihn die regierende Gewalt heilig beobachten, ſo wird ſie erſtaunliche Dinge ausrichten; zu dem Ende will ich ihn ganz zergliedern, und in lauter deutliche Begriffe zerlegen.

§. 606.

Die würklich beſtehende Verfaſſung der Ehre iſt noch immer auf jenen Begriff gegründet. Die regierende Gewalt beſizt die höchſte Ehre, weil ſie ihrem Zweck nach, der Grund alles Schuzzes und aller Beglückung ſeyn ſoll; die Wichtigkeit der Aemter verhält ſich wie der Nuzze den ein ſolches Amt dem Staat leiſtet, folglich verhält ſich auch die Ehre wie die Wichtigkeit des Amts. Da der Adel die Schuzwehr des Fürſten gegen das Volk und des Volks gegen den Fürſten iſt, und durch Beſiz der mit Vorrechten verſehenen Güter und Erbſchaft der Würde, das auch immer bleibt; ſo iſt auch ſeine Ehre verhältnißmäſſig. Folglich beſteht der Fehler allein darinnen, daß die Perſonen welche die Aemter bekleiden, und welche adlich ſind, ich will nicht ſagen **nicht immer**, ſondern ſogar, **ſehr ſelten** die Eigenſchaften beſizzen, die ſie ihrer Stellen würdig machen; und was eben ſo ſchlimm iſt: die Gewerb-Claſſen, die doch der Grund aller Staats-Glückſeeligkeit ſind, genieſen eigentlich keine Ehre; dies iſt aber höchſt unbillig, **denn die Ehre eines Erwerbers ſoll ſich billig verhalten, wie die Wohlthätigkeit, oder wie der Nuzze, den ſein Gewerbe dem Staat leiſtet.**

§. 607.

Aus dieſer fehlerhaften Verfaſſung läſt ſich ſehr vieles Unregelmäſiges und Mangelhaftes erklären: da der gemeine Mann die Schäzzung ſeines Werths, ſeine gebührende Ehre, vermißt, ſo erſchlaft der Trieb der Ehrliebe, und mit ihm der Selbſtvervollkommnung, und wenn einer auch hier oder da Empordrang fühlt, ſo ringt er ſich entweder aus ſeinem Stand heraus, und ſo entgehen den Gewerben die fähigſten Köpfe zum unerſezlichen Schaden, oder er wird mit Neid gegen die Beſizzer der Ehre erfüllt, und mit Verachtung, wenn er auch noch ſieht daß ſie ihrer Stellen unwürdig ſind. Da rührt durchgehends das Misvergnügen, der Neid, die Verachtung, und der Ungehorſam des Volks gegen alles her, was zur regierenden Gewalt gehört, vorzüglich auch noch darum, weil es zu gehorchen **gezwungen** iſt.

§. 608.

Wenn alſo der Regent mit unerſchütterlicher Geradheit und Gerechtigkeit zu jedem Amt den Mann ſucht, deſſen Vollkommenheiten und moraliſche Würde genau jenem Amte entſprechen, ſo wird er erſtlich die vortreflichſte

Regierung ausüben die nur möglich iſt, und auch den Neid des Volks entkräften, im Gegentheil wird der Dienerſchaft allenthalben die wahre Ehre von Herzen bewieſen werden die ihr gebührt. die Maasregeln dazu lehre ich im erſten Hauptſtücke von der Standes-Ehre. Wie der Adel ſeinem natürlichen Zweck nach, zum Schuz und zur Beglückung gebraucht werden müſſe, das lehre ich im zweyten Hauptſtücke von der Geburts-Ehre, und endlich enthält das dritte Hauptſtück von der Volks-Ehre die Regeln, wie man einer jeden Gewerb-Claſſe ihre Ehre geben, und ſie durch dieſelbe zu ihrem Glück leiten müſſe; allenthalben werde ich dann auch zugleich die Ehre und Unehre, als Belohnung und Strafe betrachten.

§. 609.

Die regierende Gewalt genieſt mit Recht die höchſte Ehre im Staat; denn von ihr hängt das ganze Schuz- und Beglückungs-Geſchäfte, folglich alle Glückſeeligkeit ab. Ein Regent der nur tauſend Bürger regiert, ſie aber glücklich macht, iſt zwar in ſich und vor dem Richter aller Welt ehrwürdiger, als ein ſchlechter Fürſt der Millionen gebietet; allein im äuſſern verhält ſich doch Ehre und Rang wie die Größe der Staaten, verbunden mit dem Geburts-Adel. Es iſt zwar wahr: ein Monarch der Millionen glücklich macht, verdient abermal größere Ehre als einer der nur Tauſende beglückt, allein da dieſes viel leichter iſt als jenes, und auch der vollkommenſte Regent nicht im Stand iſt, einen großen Staat vollkommen zu regieren, ſo wird immer der edle rechtſchaffene Fürſt lieber wenige gut regieren wollen als viele unvollkommen.

§. 610.

Auf dieſer richtigen Beobachtung beruht nun der Grundſaz, daß ein Fürſt nicht ſo ſehr auf die Erweiterung,

terung, als auf die Beglückung ſeiner Staaten zu ſehen habe; auch der Regent der ſich ſelbſt ſchüzzen, eine ſtehende Armee unterhalten muß, ſteht immer beſſer, wenn er in einem kleinen Raum eine große Menge glücklicher Bürger beſizt, als in einem großen Raum wenige; ein kleines Land ſchüzt und regiert ſich beſſer als ein großes. **Daher ſoll immer die wahre Ehre mehr die Triebfeder ſeiner Handlungen ſeyn, als Macht und Eroberung.**

§. 611.

Zur Annehmung und Befolgung dieſes Heiſcheſazzes, fordert noch eine Betrachtung auf: jeder Regent der nur einigermaſen Kopf und Herz hat, wünſcht groß und angeſehn zu ſeyn, und ſeinen Nahmen rühmlich auf die Nachwelt zu bringen; nun redet und ſchreibt man noch immer von großen Eroberern, man bewundert ſie auch wohl, man hat **Alexandern den großen** noch eben ſo wenig vergeſſen, als die **Cortes**, **Pizarros** und **Carl den zwölften**; aber was denkt man ſich bey ihren Nahmen? — Große Länderräuber und unbändigen Stolz; oder wie es bey **Carl** der Fall war, eigenſinnigen Empordrang, der nur ſich ſelbſt groß machen will, und darüber ſeine heiligſten Pflichten vergißt. Warlich! ich möchte weder **Carl der zwölfte** noch **Ludwig der vierzehnte** ſeyn.

§. 612.

Hingegen ſegnet die Nachwelt das Andenken vortreflicher Regenten, und belohnet ſie mit ewigen Ruhm. Ein Reichsfreyherr, der ſeine 10. bis 20. Dörfer wahrhaft und auf Jahrhunderte glücklich gemacht hat, bekommt in den Annalen der Menſchheit eine glänzendere Ehrencrone, als gecrönte Wüteriche, deren Trophäen von Menſchenblut triefen. Dies ſolten unſere Regenten bedenken, und in der vortreflichen Regierung des Erbes, das ihnen die Vorſehung gegeben hat, mehr ihre Ehre und ihren Ruhm ſuchen, als in blutigen Eroberungen. Und endlich, was iſt denn der Nachruhm für einen Mann, der in jener Welt namenloſe Strafen ausſtehen muß? — Was hilfts einem Uebelthäter der auf der Folter liegt, wenn ihn die Welt für unſchuldig, oder gar für ehrenvoll erklärt?

§. 613.

Eben dieſe Grundſätze und Erfahrungen gelten auch von der ganzen Dienerſchaft eines Staats: jeder ringt nach Ehre, und zwar mit Recht; allein die mehreſten ſuchen ſie am unrechten Ort, und auf dem unrechten Wege: ſie ringen nach immer höhern Ehrenſtellen, und bedenken nicht, daß nicht die Stelle, ſondern die treue Verwaltung des Amtes und wenn es auch das kleinſte wäre, die wahre Ehre bringt. Freylich bückt man ſich vor einer Excellenz tiefer als vor einen Dorfſchulmeiſter, aber wenn nun die Excellenz ein Schwachkopf und ein Blutſauger, der Schulmeiſter aber ein Mann iſt, der dem Staat vortrefliche Bürger zieht, vor wem hat denn doch in der That und Wahrheit das Publicum am mehreſten Reſpect? —

§. 614.

Die äuſſere Ehrbezeigung, das Ceremoniel, verhält ſich alſo freylich wie das Amt, aber wie jämmerlich iſt das, und wie wenig belohnend, wenn es nicht von der wahren Ehre beſeelt iſt? — Dieſe giebt Hochachtung, Liebe und Gehorſam, und jenes blos Furcht. Die Liebe erfüllt jeden Befehl, auch in dem verborgenſten Winkel, die Furcht aber übertritt ihn jedesmal, wo ſie aufhört

Furcht zu ſeyn, und ſich in Haß verwandelt. Nun iſt alſo leicht zu begreiffen, daß im erſten Fall Glück und Seegen, und im zweyten Fluch und Verderben allwaltend seyn müſſe.

§. 615.

Jeder Staatsdiener empfängt alſo ſeine wahre gebührende Ehre, ſobald als er ſein Amt erfüllt, ihm nach Kopf und Herzen gewachſen iſt; er wird zwar oft verkannt, aber dies dauert nur eine Zeitlang, endlich bricht denn doch die Sonne ſeines Ruhms durch alle Nebel durch, ſie drückt ihn zu Boden und glänzt nun dauerhaft und beſtändig über alle Berge hin. Die Werke die er gemacht hat, bleiben, ſind immerfort fruchttragende Lebensbäume zur Glückſeeligkeit für den Fürſten und ſein Volk.

§. 616.

Daher hat der Regent bey der Beſezzung aller Aemter auf zwey Stücke zu ſehen; 1. auf die Fähigkeiten des Verſtandes; 2. auf die Rechtſchaffenheit des Characters; wenn er alſo meinen Vorſchlägen folgt, die ich oben in der Erziehungs-Polizey angegeben habe, nemlich: daß kein Jüngling zum Studiren gelaſſen werden ſoll, der nicht die gehörigen Fähigkeiten und ein gutes Herz hat, oder daß man dieſe wenigſtens vorzüglich unterſtüzzen müſſe, ſo iſt einmal das erſte Hauptſtück gewonnen, und zu dem zweyten kan man ſchon gute Hoffnung haben. Da aber auch das beſte Herz durch Gelegenheiten verdorben werden kan, ſo darf man ſich noch bey weitem nicht auf die beſte Auswahl der Subjecte zum Studiren verlaſſen, ſondern man muß fernerhin fortfahren wachſam zu ſeyn.

§. 617.

Wenn der Jüngling von den niedern auf die hohe Schulen kommt, wo er mehr ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo muß man ſeinen Fleis und ſein Betragen genau bemerken; iſt er ein Liebhaber ſeines Fachs, ſtrengt er alle ſeine Kräfte an, und gelingt es ihm, findet man in den Prüfungen die gehörige Geſchicklichkeit, ſo claſſifizirt man dieſe zu künftigen Staatsdienern nach ihren Talenten und Fähigkeiten. Dann aber muß man auch ihren Lebenswandel wohl beobachten: je geſchickter ein Böswicht iſt, deſto gröſſer Unglück richtet er an; daher ordnet man ſie wieder nach den Graden ihrer guten Aufführung, und wer ſich durch Schlägerey und Liederlichkeit berühmt gemacht hat, verdient in keiner Rückſicht Beförderung. Eben aus dieſen Gründen müſſen auch die Profeſſoren in Austheilung der Atteſtate äuſſerſt gewiſſenhaft ſeyn.

§. 618.

Weder Geburt noch Vorſprache darf den Regenten bewegen, einen Jüngling von der Univerſität alſofort in höhere Aemter zu verſezzen; dies bringt doppelten Schaden: 1. hat der junge Mann noch zur Zeit weder Routine noch Erfahrung; und 2. werden dadurch ehrliche verdienſtvolle Männer, die nun durch Beförderungen belohnt werden ſollten, aufgehalten, und daher träg und verdrieslich, daß man ihnen jüngere vorgezogen hat.

§. 619.

Dem zu Folge muß man alſo in jedem Fach des Dienſtes, den jungen Gelehrten von der Pique auf dienen laſſen; auch der reichſte, und der vornehmſte von Geburt, muß klein anfangen, erſt bey einem geſchickten Mann practiſiren, Vicarius, Schreiber u. d. g. ſeyn; hier lernt er die Routine und die Geſchäfte kennen; dann iſts vortreflich, wenn man ihm zuerſt ein kleines nicht

gar

gar zu wichtiges Amt, auf dem Lande giebt, damit er das Volk und die Gewerbe kennen, und alle Vortheile und Gebrechen beobachten lerne, denn hierauf kommt doch am Ende alles an. Er wird dann im Verfolg als Juriſt, nicht immer nach **Recht**, ſondern auch nach **Billigkeit** richten; als Cammeraliſt keine **Landgüter auf der Spizze eines Berges** anlegen, als Arzt keinen **Brey zu Pillen** verordnen, und als Seelſorger dem **weichherzigen Sünder** nicht mit Höllenſtrafen drohen.

§. 620.

Ehre und beſſere Verſorgung, ſind die höchſten Reize, die mächtigſten Triebfedern zur Würkſamkeit, die ganze Dienerſchaft ringt darnach; daher iſt auch am zweckgemäſeſten, wenn beyde immer in gleichem Verhältniſſe ſtehn. Es iſt eine böſe Maxime, wenn man einem niedrigen Beamten einen leeren Titul und den Rang eines höhern giebt, **wenn ſein Einkommen nicht zugleich ſo beſchaffen iſt**, daß er ſeinem Rang gemäß leben kan. Oft hat die Cammer die Politik, daß ſie Verdienſte dadurch ohne Geld belohnen will, oder wohl gar Titul verkauft, und ſo aus der Ehre eine Finanzſache macht; das iſt aber ſehr ſchädlich, denn wenn der **Receptor** auf dem Lande **Cammer-Rath** wird; ſo greift der **Cammer-Rath** dem **Receptor** in die Caſſe, und einer wird mit dem andern, entweder ein Betrüger oder ein Blutjgel.

§. 621.

Daher muß ein jedes Amt ſeine angemeſſene Ehre und Beſoldung haben; wenn nun ein Höherer ſtirbt, oder verſezt wird, ſo läſt man die ganze Reihe herab, immer die verdienſtvolleſten, **man merke wohl! die verdienſtvolleſten**, nicht die älteſten, nicht die reichſten, oder die adlichſten, nein! die rechtſchaffenſten! anrücken, und die unterſte leere Stelle beſetze man alsdann mit jungen Candidaten. Auf dieſe Weiſe wird alſo nichts anders, als Rechtſchaffenheit, Treue und Fähigkeit das Mittel ſein Glück zu machen, und folglich der ganze Staat glücklich.

§. 622.

Hier muß aber der Regent Adlersaugen haben, wenn er nicht berückt werden will, denn der liſtigſte Böswicht hat die gröſte Geſchicklichkeit ihn zu täuſchen: er ſehe daher mit eigenen Augen, ſo viel er kan, er beſolde treue, bewährte Männer, die unerkannt durchs Land ſtreichen, und alles unter allerhand Larven beobachten. Dieſen gebe er Vollmacht, auch manchmal auf der Stelle zu ſtrafen, oder zu belohnen, und vorzüglich thut er wohl, wenn er ſelbſt durch ſein Land reiſt und beobachtet. Ich ſahe einſt einen Handwerkspurſchen, in einem kleinen abgelegenen Landſtädtchen, wo ein Adramelech Beamter war, einige Tage auf der Schreiner-Herberge liegen; er ſtrich herum, ſuchte Arbeit, und fand ſie endlich auf dem Rathhaus: denn dort ließ er den Beamten in Feſſeln legen, und zur Schubkarre wandern; übrigens aber hobelte er alles ſo glatt, daß kein Tröpfchen Bauern-Schweiß mehr hangen bleiben konte. Das gab Furcht!

§. 623.

Sehr vortheilhaft iſt es auch, wenn der Regent an beſtimten Tagen, jedermann, auch den geringſten Unterthanen, Audienz giebt, und ihre Klagen anhört; nur muß er ſehr vorſichtig ſeyn, daß er nicht zu ſehr traue, nicht alles glaube: denn der gemeine Mann misbraucht dieſe Gnade gar leicht. Wenn daher allgemein über einen Beamten geklagt wird, und die Klagen ſo beſchaffen ſind, daß ſie Ahndung verdienen, ſo muß man einen unerſchütterlich rechtſchaffenen und treuen Mann zum Commiſſarius ernennen, der alles prüft, und dann nach Befinden verfahren.

§. 624.

So wie die Ehre Belohnung iſt, ſo muß man ſich auch der Unehre zur Strafe bedienen können; geringere Fehler, als etwa eine Nachläſſigkeit, oder Verſtoß gegen die Subordination, wenns nur keine vorſezliche Untreue iſt, kan nach Befinden, mit Zurückſezzung in ein geringeres Amt beſtraft werden. Aber Untreue, ſie ſey klein oder gros, verdient mehr, ſie erheiſcht nach ihrem Grad auch poſitive Schande, man nenne es nicht hart, wenn ein beſternter, oder bebänderter Böswicht am Pranger ſtehen, oder die Karre ziehen muß; je höher der Stand iſt, deſto gröſer iſt das Verbrechen der Untreue. Genieſt ein ſolcher Mann, wenn er rechtſchaffen iſt, die erhabenſte Ehre, ſo verdient er auch als Schurke, die gröſte Schande. Die Folgerung iſt ſehr natürlich, und wehe dem Fürſten, der ſie nicht einſieht.

§. 625.

Wenn ein Regent ſo glücklich iſt, daß er mehrere rechtſchaffene Diener, als Mittel zur Belohnung durch Aemter hat, dann iſts leicht auch noch andere Mittel ausfündig zu machen: hat der treue, edle Mann Frau und Kinder und nicht Vermögen gnug, ſo gebe man ihm eine Zulage, oder man verſorge ſeine Familie nach ſeinem Tod; hat er aber hinlängliches Vermögen, ſo belohne man ihn mit Ehre.

§. 626.

Zu dem Ende würde es vortreflich ſeyn, wenn der Fürſt einen Orden ſtiftete, welcher blos den Zweck hätte, die verdienteſten Männer aus allen Ständen zu beehren. In dieſem Fall aber müſte die allerunverbrüchlichſte Ordensregel, die auch der Fürſt bey ſeiner Thronbeſteigung feyerlich beſchwören müſte, dieſe ſeyn: **daß weder Adel, noch Reichthum, noch Gunſt, ſondern allein der höchſte Grad des Patriotiſmus und der politiſchen Tugend das Ordens-Zeichen erwerben könne**; und damit ein ſolcher Orden nicht durch die Menge zu gemein würde (doch das hätte bey dieſer Bedingung nicht ſo leicht noth) ſo müſte man nur eine gewiſſe kleine Anzahl der Ritter feſtſezzen. Dieſer Orden wäre alsdann Belohnungsmittel für Adeliche und Unadeliche, für Gelehrte und Ungelehrte, und für Bürger und Bauern, ſo bald ſie's nur verdienten.

§. 627.

Die Verdienſte um das Vaterland, welche dieſen Orden erwerben könnten, wären z. B. im Bauernſtande: wenn einer durch Einführung eines nüzlichen Products, Land und Leute beträchtlich glücklich gemacht, oder wenn einer eine Methode der Landwirthſchaft erfunden hätte, wodurch der allgemeine Wohlſtand ausnehmend verbeſſert worden wäre; im Bürgerſtand, wenn jemand eine Fabrike auf inländiſchen Producten gründete, die dem ganzen Staat, oder doch einem groſen Theil deſſelben, Brod und Nahrung verſchafte, oder wenn ſonſt jemand einen allgemein nüzlichen Handelszweig eröfnete; im Gelehrtenſtand, wenn ſich einer um den ganzen Staat, oder gar um die ganze leſende Welt auſſerordentlich verdient gemacht hätte, und endlich im Adelſtand, wenn er ebenfalls als Gelehrter, oder als Kriegsmann ganz vorzügliche Dienſte geleiſtet hätte. u. ſ. w.

§. 628.

Ich ſehe die gegründeten Einwürfe wohl ein, die man mir gegen dieſes Project machen kan; man wird ſagen: dennoch wird der Regent ſeine Lieblinge damit beehren, ſie mögen Verdienſte haben oder nicht. Dieſem zu begegnen, wünſchte ich, daß das Ordens-Zeichen niemand ertheilt werden könnte, bis wenigſtens der gröſte Theil der Ordens-Glieder ihn für würdig erkannt hätte; der Fürſt legte ihnen neimlich die Eigenſchaften und Verdienſte eines ſolchen Mannes vor, und ließe ſie darüber urtheilen und ſtimmen, und ſo bald ein Unwürdiger eigenmächtig damit beehrt würde, ſo müſte es für die übrigen ein Geſez ſeyn, das Ordens-Zeichen in die Hände des Regenten zurück zu geben.

§. 629.

Wenn der Regent einen verdienſtvollen Mann damit beehrte, und ihn zugleich darben ließe; ſo würde der Zweck verfehlt; keine Ehre befriedigt einen Mann, wenn er nicht nothdürftig zu leben hat, und ſeine Familie verſorgt ſieht; deswegen muß der Orden eine Stiftung haben, die aber nur denen zu gut kommen kan, die nicht ſo viel Vermögen haben, daß ſie ſich und ihre Kinder nach ihrem hergebrachten Stande durchbringen und verſorgen können. Dieſe Stiftung wird von der ganzen Ordens-Geſellſchaft adminiſtrirt.

§. 630.

Der Name Patriot würde ausſchlieslich den Ordens-Gliedern zukommen; ein blau emaillirter ſchöner goldner Stern, an einem Band oder goldner Kette, und in der Mitte die Worte **dem Patrioten** mit goldnen Buchſtaben eingeäzt, würde ein bequemes Ordens-Zeichen abgeben; auch der Fürſt müſte dieſen Orden tragen, um ihm deſto mehr Würde zu geben.

§. 631.

So bald jemanden dieſer Orden zuerkannt werden, ſo müſte er ihm auch mit einer gewiſſen Feyerlichkeit umgehangen werden; dies geſchähe allenfalls folgender Geſtalt: der Fürſt ſchickte das Zeichen ſelbſt, nebſt einem gnädigen Schreiben an den Beamten des Orts; dieſer müſte ihn alsdann dem Candidaten in der Kirche, vor der ganzen Gemeinde unter Geſang und Muſik, mit einem feyerlichen Ceremoniel umhängen, und entweder er, oder der Prediger müſte zugleich eine hierauf paſſende Rede an das Volk halten, um es zur Nacheiferung aufzumuntern. Noch muß ich bemerken, daß ein zweydeutiger unchriſtlicher Lebenswandel, auch den Verdienſtvolleſten des Ordens unwürdig machte.

§. 632.

Dieſe Geſellſchaft der Patrioten machte eigentlich und mit vollem Recht das ehrwürdigſte Corpus im Staat aus; ſie könnten zuweilen zuſammen kommen und ein ſogenanntes Capitel halten, wo ſich ihrer dann der Regent, als der vortreflichſten Rathgeber in Polizey und Gewerb-Sachen bedienen könnte; auch müſten ſie das Recht beſizzen, dem Fürſten geziemende Erinnerungen zu geben, bey Hof erſcheinen zu dürfen und einen hohen Rang haben.

§. 633.

Daß es auch Fürſten gebe, welche Verdienſte auf ähnliche Art ſchäzzen und belohnen, beweiſen unter andern die Beyſpiele des Prinzen **Ludwigs von Würtenberg**, welcher den Bauern **Kleinjogg** in der **Schweiz** wie ſeines gleichen ehrte; und **Margrafs Carl Friedrich von Baden**, der einem ſeiner Unterthanen, dem Bauern, der **Bienen-Vater** genannt, eine ſteinerne Ehrenſäule nahe an einer Straſen aufrichtete, weil er einen groſen weitläuftigen Moraſt, auf eine vortrefliche und ſinnreiche Art, gemeinnüzig gemacht hatte. Unſer guter Fürſt läſt jährlich durch die Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte in Caſſel viele und wichtige Prämien austheilen: dadurch wird Ehre und Nuzzen mit einander verbunden.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Polizey der Geburts-Ehre.

§. 634.

Wenn nach der Grundverfaſſung eines Staats, einer oder der andern Familie gewiſſe Rechte und Vorzüge, Ehre, Güter und Freyheiten, zugeſtanden werden, die nur dann erblich ſind, wann die Glieder einer Familie in eine andere von eben den Rechten heurathen, ſo entſteht daher ein gewiſſer Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft, welchen wir **den Adelſtand** heiſen, und der eine gewiſſe Gattung der Ehre erblich beſizt, die man **die Geburts-Ehre** nennen kan.

§. 635.

Wenn die Ehre eigentlich die Schäzzung des wahren Werths einer Perſon iſt, ſo kan bey der Geburts-Ehre dieſer Werth nicht anders, als ein Familien-Werth, der blos darinnen beſteht, daß Leute aus derſelben, vermöge ihrer Gerechtſame, mehr Gelegenheit haben Gutes zu thun, angeſehen werden; man ſchäzt ein Werkzeug hoch, das Fähigkeit hat, viel Nuzzen zu ſtiften. Dies iſt der eigentliche und gerechte Grund der Geburts-Ehre. Eine adeliche Perſon, die das nicht leiſtet was ihre Vorrechte von ihr fordern, genieſt zwar die Ehre ihrer Familie mit Recht, aber für ſich hat ſie keine wahre Ehre, ſondern ſie verdient einige wahre Verachtung.

§. 636.

Die Polizey der Geburts-Ehre muß alſo die Regeln lehren, nach welchen die regierende Gewalt den Adel leitet und regieret, ſo daß alle ſeine Vorrechte aufs Beſte, zur einzelnen und allgemeinen Glückſeeligkeit mitwürken mögen. Obgleich der Adel urſprünglich eine militäriſche Würde iſt, wie ſolches auch das Wort ſelbſt, welches von dem griechiſchen ἀϑλειν, kämpfen, herſtammt, nebſt der Geſchichte beweiſt; ſo halte ich doch dafür, daß man ihn auch im Civildienſt gebrauchen müſſe; indeſſen iſt es immer zweckgemäſer, wenn ſich junge Edelleute dem Militäre widmen, nur muß man den bürgerlichen Stand nicht ganz von den Offiziers-Stellen ausſchlieſen, weil ſonſt der dem Soldaten ſo nöthige Trieb der Ehre erlöſcht.

§. 637.

So werth und ſo ſchäzbar uns auch der Adel ſeyn muß, ſo ſehr ihn auch der Bürgerſtand ehren, und ſchäzzen ſoll, ſo ſchändlich iſt aber auch auf ſeiner Seiten der Adel-Stolz; wer mit dieſer Schwachheit behaftet iſt, der zeigt aufs deutlichſte, daß er ſelber keine Ehre hat, weil er ſich durch Erniedrigung anderer erheben will. Dieſem ſchändlichen Uebel kan der Regent nicht beſſer abhelfen, als wenn er ſelbſt die verdienteſten des Bürgerſtandes hervorzieht, beehrt und belohnt; überhaupt wenn er die Regeln, welche ich in der Polizey der Standes-Ehre gelehrt habe, wohl beobachtet.

§. 638.

Da die ganze Glückſeeligkeit des Staats vorzüglich auf der beſten Regierung beruht, dieſe aber blos von ſolchen Dienern abhängt, welche die vortreflichſten Menſchen ſind, ſo kan der Fürſt in Beſezzung der Aemter nicht auf Geburts-Ehre ſehen, ſondern der geſchickteſte und rechtſchaffenſte Mann verdient da den Vorzug. Hieraus folgt aber darum nicht, daß alsdann die Vorrechte des Adels verlohren gingen; der junge Cavalier ſuche auch der vortreflichſte Mann zu werden, ſo werden ihn ſeine Güter, ſeine Vorzüge, und ſeine Gerechtſame in den Stand ſezzen, weit ausgebreiteter würken zu können, als ein Mann vom Bürgerſtande.

§. 639.

Da auch jeder Regent eines äuſſeren Glanzes, eines Hofſtaats bedarf, der dem Gebrauch und den Sitten der Zeit nach, ſeinem Stande angemeſſen iſt, ſo ſchickt ſich der Adel wegen ſeines Rangs und ſeiner Erziehung am beſten dazu. Zu ſolchen Hof-Chargen, die eben keinen Einfluß in die Regierungs-Geſchäfte haben, kan man immer Edelleute gebrauchen, die eben keine ausgezeichgezeichnete Talente beſizzen. Endlich hat auch der Land-Adel dann einen hohen Werth, wenn er das Landtags-Recht ausübt, und alſo einem despotiſchen Regenten Schranken ſezzen kan.

§. 640.

Der Adel kan alſo erſtlich zum Militäre vorzüglich gebraucht werden; 2. ſtehen ihm alle Aemter vom niedrigſten bis zum erhabenſten offen, wenn er ſich fähig dazu macht; 3. beſizt er ausſchlieslich das Recht, die Aemter zu bekleiden, welche blos Ehre und Glanz zum Zweck haben; und endlich 4. kan er als weniger abhängig vom Landes-Herrn entweder vermittelſt des Landtags-Rechts, oder noch auf andere Weiſe dem wehrloſen Volk zum Schuz dienen, wenn der Regent tyranniſiren will. Zu dieſen viererley Abſichten muß alſo der Adel von Jugend auf gebildet und vorbereitet werden.

§. 641.

Die Erziehung des jungen Adels geſchah bisher auf verſchiedene Weiſe. 1. Durch Hofmeiſters, im väterlichen Hauſe; 2. in beſonderen Cadeten- und Kriegs-Schulen; 3. auf ordentlichen Univerſitäten; und 4. in ſo genannten Knaben- oder Pagen-Häuſern am Hof. Die Erziehung durch Hofmeiſter hatte von jeher die gröſte Schwierigkeiten: nicht immer wuſten die gnädigen Eltern die beſte Wahl zu treffen, dann miſchten ſie ſich immer mit in die Erziehung, und der Hauslehrer hatte nicht die gehörige Freyheit; und endlich würkte die Subordination des Geſindes zu ſehr auf die Kinder, ſie erfuhren zu ihrem gröſten Schaden, daß ſie Weſen höherer Art wären. Alles dieſes zuſammen macht die häusliche Erziehung mislich und ſchädlich.

§. 642.

So viel Rühmens man auch von den Cadeten- und Kriegs-Schulen macht, ſo leiſten ſie das doch nie, was ſie eigentlich leiſten ſollen. Werden nur Adeliche aufgenommen, ſo miſcht ſich faſt immer der adeliche Gemeingeiſt mit in den Character des Jünglings; er lernt nicht mit Bürgerlichen umgehen, er iſt in ihrer Gegenwart ſteif, und thut entweder der Sache zu viel oder zu wenig; das iſt aber ſehr ſchädlich; man muß es nie an einem Edelmann merken, daß er adelich iſt, er verliert ja nichts von ſeiner Würde, wenn er nur würklich von Geiſt und Herzen edel iſt, im Gegentheil ehet ihn das Volk, wegen ſeiner Herablaſſung und Leutſeeligkeit deſto mehr.

§. 643.

Wenn aber auch Bürgerliche nebſt dem Adel in ſolche Schulen aufgenommen werden, ſo bleibt denn doch noch immer der Mangel den ſolche Particularſchulen haben, ungeändert; wenn auch in allen Fächern die zu einem ſolchen Inſtitut gehören, die vortreflichſten Männer angeſtellt werden, ſo fehlt doch noch immer vieles, das dem Jüngling brauchbar iſt; hingegen auf einer ordentlichen Univerſität mangelts an nichts, hier giebts verſchiedene Lehrer in allen Gattungen der Wiſſenſchaften, und jeder findet alſo Gelegenheit das zu lernen, wozu er Neigung hat, und was ihm in ſeinem zukünftigen Leben nüzlich ſeyn kan.

§. 644.

Freylich iſt das academiſche Leben auch mit vielen Gefahren umgeben: mancher Jüngling wird dort durch allerhand Urſachen auf Lebenslang verdorben, aber wer dazu ſchwach gnug iſt, würde auch ſeine Tugend und ſeine Unſchuld in der Folge nicht gerettet haben. Dagegen aber hat auch das academiſche Leben ſeine groſſe Vortheile: denn die Hohe-Schule macht gleichſam eine eigne Welt aus, der Jüngling iſt ſich ſelbſt überlaſſen, er wird alſo durch vielerley Schaden gewarnt, klug und vorſichtig; und eben dadurch, daß hier Gleichheit der Stände herrſcht, wird der junge Edelmann des Bürgerſtandes gewohnt, und verliert den lächerlichen Adelſtolz, den ihm das väterliche Haus eingeprägt hat.

§. 645.

Endlich haben die ſogenannten Pagenhäuſer auſſerordentlich viel nachtheiliges, wenn ſie auch aufs Beſte eingerichtet ſind: hier lernen die Jünglinge niemand kennen als den Hof, ſie nehmen einen groſen Ton an, den ſie hernach im gemeinen Leben nicht abzulegen wiſſen, und da ſie gewohnt ſind daß alles nach Ceremoniel geht, ſo ſind ſie allenthalben geziert; das Mistrauen, das heimliche Lauren unter der Larve der vertraulichſten Höflichkeit, wird ihnen eigen, ſie kriechen vor dem Höhern, und ſtrozzen von Stolz gegen den Niedrigern, und werden alſo zu nichts brauchbar, als gerad da zu bleiben, wo ſie ſind, und die Hofparade zu machen, aber zu Staats-Aemtern ſind ſie ſehr ſelten tauglich.

§. 646.

Ein junger Cavalier der ſich dem Militäre widmet, kan noch am erſten in der Kriegs- oder Cadeten-Schule, gebildet werden; dort kan man alle Lehrer anſtellen, die zu den Fächern des Soldaten-Standes gehören; indeſſen bleibt doch vieles zurück, das zwar gerad dem Soldaten nicht nöthig iſt, aber doch den Menſchen, den Chriſten, den Staats-Mann ziert. Wenn alſo auf der Univerſität auch die Lehrer angeſtellt werden, die eigentlich zur Kriegs-Kunſt erforderlich ſind, ſo kan der junge Soldat, der Cadet hier weit leichter und mit weniger Koſten erzogen, und zu ſeinem künftigen Stand geſchickt gemacht werden, als in jenen Anſtalten.

§. 647.

Wenn ſich aber der junge Edelmann dem Civil-Dienſt widmet, ſo bleibt ihm nichts anders übrig, als daß er gerad den nehmlichen Weg gehe, den auch der Bürgerliche wandeln muß: er ſtudire erſt auf den niedern, dann auf den höhern Schulen, und zeichne ſich durch nichts weiter aus, als durch einen höhern Grad des Fleiſes, des Eifers, der Tugend und der Rechtſchaffenheit. Dies macht ihm die Ehre ſeiner Geburt zur höchſten Pflicht, denn dieſer muß er ganz entſprechen, wenn er nicht vor der ehrbaren Welt verächtlich werden will. Ein mislungener Edelmann kommt mir gerad ſo vor als ein herrlicher Bau von Marmor, mit den ſchönſten Colonaden, und einem **Strohdache**.

§. 648.

Wer in ſeinem Leben weiter nichts als Hof-Cavalier werden, oder nur eine Hof-Charge bekleiden will, dem kan auch zwar das Knabenhaus mit ſeinem Hofmeiſter hinreichend ſeyn. Allein wärs dann nicht herrlich, wenn auch der Hof eine Schule der Wahrheit, der Religion, der Tugend, und des Staats-Dienſtes würde? — Wie glücklich müſte der Fürſt ſeyn, wenn ſein Hof nicht eine immerwährende Masquerade, ſondern gleichſam eine edle teutſche, groſe Haus-Familie ausmachte, wo es den durch das Land verſtreuten

Kindern, ich meyne den Staats-Dienern, ſo wohl würde, wie in des Vaters-Haus, wenn ſie zuweilen da erſcheinen müſten? Allein das gehört leider in die Platoniſche Republik.

§. 649.

Der Erbherr, der des Vaters-Güter verwalten ſoll, hat gewöhnlich ein eigenes Rittergut, das er entweder verpfachtet, oder ſelbſt verwaltet; dann hat er auch wohl Unterthanen, denen er als Landesherr vorſtehen, und die er regieren muß. Kein Menſch unter der Sonne hat mehr Gelegenheit wahrhaft glücklich zu werden, als ein ſolcher Mann; nur fehlt es dieſen Herrn durchgehends an den gehörigen Känntniſſen, und ſie wiſſen nicht was ſie ſeyn können, wenn ſie nur wollen.

§. 650

Geſezt ein ſolcher Mann ſtudirte die Forſt- und Land-Wirthſchaft, die Fabrik- und Handlungs-Wiſſenſchaft, dann die Polizey- Finanz- und Staats-Wirthſchaft nach meinem Plan, und lernte alſo alle Quellen der Glückſeeligkeit kennen; und nun adminiſtrirte er ſeine Güter ſelbſt, und verſchafte ſich alſo Wohlſtand und Reichthümer der Natur von mancherley Art und Gattung; da er nun alle ſeine Unterthanen kennt, ſo könte er ſie auch alle leiten, ihnen mit einem guten Beyſpiel vorgehen, und ſie alle glücklich machen. Geſezt ein Land-Edelmann wirthſchaftete ſo, was würde ſein Lohn ſeyn? — Freye, edle Unabhängigkeit, von allen drückenden Verhältniſſen; Reichthum und Wohlſtand erworben auf die gerechteſte Weiſe; Kinderliebe und Seegen ſeiner Unterthanen; blühende und lachende Fluren rund um ſich her; häusliche Freuden ohne Zahl;

eine treue Begleiterin durch dieſes Leben an ſeiner Gattin und geſunde unverdorbene Kinder.

§. 651.

Dagegen iſt der gewöhnliche Land-Edelmann gemeiniglich unglücklich; unbekannt mit allen ſeinen Vorzügen, ſtudirt er in ſeiner Jugend ein wenig, um alles bald wieder zu vergeſſen; dann dient er dem Staat, entweder als Offizier oder als Hofmann, macht auch wohl eine Reiſe um geläufiger franzöſiſch ſprechen zu lernen; nun tritt er die Verwaltung ſeiner Güter an, heurathet eine Fräulein, die ſich ihren Ahnen nach für ihn ſchickt, auch wohl Vermögen hat; nun ſizt er da auf der Burg ſeiner Väter, und ſtirbt vor Langerweile; ſeine Güter verpfachtet er, der Pfachter ſaugt die Güter aus, und der Herr den Pfachter und die Unterthanen; nun kan ers nicht mehr aushalten, er geht und ſucht Dienſte, und wird anſtatt des teutſchen freyen Mannes der er war, ein Fürſten-Knecht, unglücklich, und arm, und ſeine Kinder werden — nichts!

§. 652.

Hier ſoll die unmittelbare Freye-Reichs-Ritterſchaft für ſich ſelbſt ſorgen: ſie ſtehen ja ohnehm mit einander in geſellſchaftlichem Bunde, und machen ſich ſelbſt Geſezze und Verträge, warum verbinden ſie ſich nicht auch mit einander, daß ihre älteſten Söhne nicht dienen, ſondern etwas lernen, und ihre Güter ſelbſt adminiſtriren ſollen? Der übrigen Kinder ſind ja noch immer überflüſſig gnug, um bey andern Herrn Dienſte zu ſuchen. Auch das kleinſte Rittergut kan eine adeliche Familie ernähren, wenn die Herrſchaft die Oeconomie verſieht, und wenn die Familie nicht ganz zwecklos und aus Raſerey, fürſtlichen Staat machen will.

Die Ritterſchaft ſollte billig auch Polizey unter ſich einführen, es würde ihr eigenes Glück ſeyn.

§. 653.

Wenn aber der Adel aus Vaſallen des Landesherrn beſteht, ſo ſoll dieſer wiederum allgemeiner Vater ſeyn: wenn er auch gerad in dieſem Fall nicht befehlen kan, ſo kan er doch rathen, leiten und führen. Solche öconomiſche Land-Edelleute ſind hernach eine wahre Stüzze des Fürſten und des Volks. Die Unterthanen lernen Landwirthſchaft von ihnen, ſie ſind die Lichter, an welchen ſich allenthalben Induſtrie und Aemſigkeit anzündet, und ſie ſind die Männer, die am erſten dem Regenten einreden können, wenn er übel regiert.

Drittes Hauptſtück.

Von der Polizey der Volks-Ehre.

§. 654.

Volk nenne ich die ganze Maſſe der Unterthanen, die nicht Dienerſchaft ſind, nemlich alle Gewerb-Claſſen, Bauern, Handwerksleute und Künſtler, und Handelsleute. Weder die Standes-Ehre noch der Adel findet hier ſtatt. Da aber doch ein ehrloſer Menſch in jedem Betracht unglücklich iſt, auch jedermann rechtmäſigen Anſpruch auf die Ehre hat, die er verdient, ſo kommt auch jedem, in dem Grad, in welchem er der bürgerlichen Geſellſchaft nüzlich iſt, ſein Antheil Ehre zu.

§. 655.

Nebſt dem Reichthum iſt die Ehre die mächtigſte Triebfeder der Induſtrie; es iſt daher nicht unrecht, wenn wohlerworbene Reichthümer auch Ehre bringen; aber wenn ſie auch blos auf dem Geld beruht, ſo iſt der edle, thätige, weiſe und rechtſchaffene Mann, deſſen Beruf eben nicht ſo einträglich iſt, unglücklich, denn er wird zurück geſezt und das iſt unrecht, und zweckwidrig. Auf die wahre Induſtrie, auf Fleis und Rechtſchaffenheit, muß alſo die Polizey den Grad der Ehre gründen; dann kan hernach das gewonnene Geld, der Maasſtab des Fleißes, folglich auch der Ehre ſeyn.

§. 656.

Die Ehre iſt die Schäzzung des Werths eines Mannes; in ſich kan alſo jemand ehrenwerth ſeyn, aber wenn das Volk ſeinen Werth nicht erkennt, ſo entſteht dem allen ungeachtet keine Ehre; nur der vollendete Chriſt kan der Ehre entbehren, denn er erwartet ſie in jener Welt, indeſſen verurſacht es ihm, geſchweige aller anderer die das nicht ſind, was er iſt, doch immerwährende Leiden, wenn ſein Werth unerkannt bleibt; und es iſt immer ein Fehler in der Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft, der große Folgen hat, wenn jemands Werth unerkannt bleibt, und er alſo nicht die Ehre genießt, die ihm zukommt.

§. 657.

Hingegen wenn jederman ſieht daß ſeine Verdienſte erkannt werden, und nie unbemerkt bleiben, ſo giebt dieſe Schäzzung ſeines Werths einen gewaltigen Trieb, immer mehr und mehr ehrenwerth zu werden: er befleiſigt ſich der Tugend, der Rechtſchaffenheit, ädler Handlungen, des Fleißes, der Aemſigkeit, der Erfindung nüzlicher Sachen u. ſ. w. ſo bald er nur weiß und überzeugt iſt, daß ihm das alles Ehre, aber auch Nuzzen bringt. Denn jene mit Armuth verbunden, iſt warlich nichts anders, als ein glänzendes Elend.

§. 658.

Da die Ehre eigentlich auf die allgemeine Schäzzung des Werths ankommt, ſo iſt alſo das erſte was die Polizey zu thun hat, daß ſie alle Vorurtheile vertilge, welche Unehre auf Sachen legen, die ſie nicht verdienen, und zweytens muß ſie dann auch dem Volk die rechte Begriffe von der wahren Ehre beybringen, und es ſo leiten, daß es auch dem, dem Ehre gebührt, Ehre angedeyen laſſe.

§. 659.

Man hat von alten Zeiten her die Scharfrichter, Waſenmeiſter und Waſenknechte für unehrlich gehalten; der Bauer aß und trank nicht mit dergleichen Leuten, und der Bürger nahm keinen von ihnen in ſeine Zünfte auf. Die Urſach dieſer Erſcheinung lag erſtlich in der Hinrichtung der Uebelthäter: man wolte das ſchröckliche und abſcheuliche derſelben dadurch erhöhen, indem man ſich auch die Perſonen welche hinrichteten, furchtbar und abſcheulich vorſtellte; und denn auch in der täglichen Beſchäftigung dieſer Leute, indem ſie toden Aeſern die Häute abziehen, welche aus einem Jüdiſch religiöſen Begriff, der ſich in unſre Denkungsart miteingeſchlichen, für unrein und unehrlich gehalten wurden.

§. 660.

Aus dem Grundbegriff der Ehre erhellet, daß nur die Handlungen entehren können, die dem Staat Schaden bringen, und mit Fleiß und Vorſaz geſchehen. Da nun das Hinrichten der Uebelthäter, ihre Gefangennehmung, Feſſeln, Züchtigen und dergleichen ſehr nüzlich, und eine ehrwürdige Pflicht der ſchüzzenden Gerechtigkeit iſt, ſo iſt es höchſt unbillig wenn man dieſe ihre Werkzeuge für unehrlich hält; daher müſte die Obrigkeit und Beamten ſolche Leute ehren, ſie zuweilen an Tafel ziehen, freundlich und ehrenvoll mit ihnen umgehen, ihnen alle Gewerbe, das Studiren, Magiſter und Doctor werden, ohne allen Anſtand erlauben, und ſolchergeſtalt jenes elende Vourtheil zu vertilgen ſuchen.

§. 661.

Das Abziehen des verſtorbenen Viehes macht eigentlich die Abdecker am ekelhafteſten, aber es iſt auch ein ſchädlicher Misbrauch, daß die regierende Gewalt ſich dieſen Abfall zueignet, und den ſo genannten Waſen an ſolche Leute verpfachtet. Nirgends als im Kopf ehemaliger unreifer Projectmacher, kan der Gedanke entſtanden ſeyn, das wahre und unbezweifelte Eigenthum des Beſizzers, die Haut ſeines abgeſtorbenen Thiers, die doch noch in etwas ſeinen Schaden mildern könte, zu den herrſchaftlichen Revenüen zu ziehen; das Haut über die Ohren ziehen, war immer dieſer Staats-Abdecker ihre Sache, jezt aber da man aufgeklärter denkt, ſoll billig dieſer Misbrauch abgeſchaft werden.

§. 662.

Dem zu folge muß es jedem frey ſtehen, ſeinem verreckten Thiere die Haut ſelbſt abzuziehen, oder abziehen zu laſſen und ſie in ſeinen Nuzzen zu verwenden; dann aber hat auch die Polizey darauf zu ſehen, daß das

Aas an einen abgelegenen Ort verfahren und daſelbſt tief in die Erde verſcharret werde: denn es iſt nicht nur höchſt unangenehm, ſondern auch ſchädlich, die Thier-Körper unter freyem Himmel verfaulen zu laſſen. Bey dieſer Einrichtung fällt dann von ſelbſt das Geſchäfte des Waſenmeiſters und ſeiner Knechte weg, und es bleibt ihm nichts übrig, als Diener der Gerechtigkeit zu ſeyn, und dies iſt nicht unehrlich, ſondern wahrhaft ehrwürdig.

§. 663.

Wenn jemand einen Hund todſchlägt, einen Selbſtmörder retten, oder ſonſt etwas thun will, das nach dem gemeinen Wahn dem Henker zukommt, ſo verabſcheut ihn ſchon jeder; an vielen Orten kommt ſo gar der Waſenmeiſter, und ſteckt einem ſolchen Mann das Meſſer über die Thür. Das alles iſt lauter Unſinn. Das Todſchlagen eines Thiers kan nützlich und kan auch unerlaubt, aber niemals entehrend ſeyn; und wenn überhaupt die Geſchäfte des Waſenmeiſters oder Scharfrichters nichts unehrliches enthalten, ſo dürfen ſie auch niemand anders unehrlich machen.

§. 664.

Nichts iſt aber abſcheulicher, als wenn man einen Menſchen, der ſich ſelbſt erhenkt, oder ins Waſſer geſtürzt hat, ohne Rettung läſt; ſolche Menſchen mögen nun mit geſundem oder krankem Verſtand geſündigt haben, ſo verdienen ſie allemal wieder ins Leben zurückgerufen zu werden, wenns möglich iſt; denn ſie können hernach wieder zurecht gebracht, ihren Fehler bereuen, gute Chriſten und gute Bürger werden. Daher muß die Polizey, ſtarke Prämien auf die Rettung eines Selbſtmörders ausſezzen.

§. 665.

Alle Verbrecher verdienen Unehre, und zwar in dem Grad und Verhältniß, in welchem ſie geſündigt haben. Ob nun gleich im Grunde keine Erſezzung möglich iſt, indem eine geſchehene Handlung nicht ungeſchehen gemacht werden kan, ſo muß doch Vergebung auf geleiſteter Strafe ruhen; fortdaurende Unehre iſt aber auch eine fortdaurende Strafe, und dieſe kan nur bey fortdaurendem Verbrechen ſtatt finden; daher ſchlieſe ich mit vollem Recht, daß ein Verbrecher nicht mehr unehrlich ſeyn dürfe, ſo bald er ſeine Strafe ausgeſtanden hat.

§. 666.

Aber eben ſo richtig iſt es auch, daß ein Verbrecher keine Ehre genieſen könne; ſeine Ehre iſt eine Nulle, und nur eine gute Aufführung und Verdienſte um die bürgerliche Geſellſchaft, können ihn wieder ehrenhaft machen; das iſt aber ſehr ungerecht, wenn die Kinder oder Verwandten eines Uebelthäters mit Schande belegt werden; wie reimt ſich das mit den Rechten der Menſchheit? — Kan man denn jemand ſtrafen, der nicht geſündigt hat? — Eben darum muß die Polizey die Kinder und Verwandten eines Uebelthäters durch öffentliche Merkmale ehren, und wenn ſie es bedürfen, auch vorzüglich verſorgen.

§. 667.

Der uneheliche Beyſchlaf, und die daraus entſtandene Kinder ſind auch durchgehends ehrlos. Wenn eine geſchwängerte Weibsperſon ihre Schwangerſchaft freywillig entdeckt, und bey der Polizey anzeigt, ſo iſt ſie wieder vollkommen ehrlich; denn ihr Verbrechen beſteht eigentlich nicht in einer Störung der allgemeinen

Glückſeeligkeit, ſondern es betrift nur ſie und ihr Kind. Wenn ſie aber ihre Schwangerſchaft verheimlicht, und ſie wird durch einen andern entdeckt und angegeben, ſo iſt ſie ehrlos und muß es bleiben, bis ſie durch eine vortrefliche Aufführung wiederum Beweiſe der Ehren-Fähigkeit gegeben hat. S. oben **perſönliche Sicherheit.** Die unehelichen Kinder können aber wegen ihrer Geburt nie ehrlos ſeyn.

§. 668.

Deswegen muß die Polizey eine ſolche ſchwangere Weibsperſon, ſo bald ſie ſich aus eigenem Trieb angiebt, ſehr freundſchaftlich behandeln, ſie gegen den Zorn ihrer Herrſchaft, ihrer Eltern und Verwandten, in Schuz nehmen, ihr Gelegenheit zur ſichern Entbindung geben, und ihr Kind verſorgen. Das alles gilt aber nur in dem Fall, wenn ſie der Schwängerer nicht heurathen kan; iſt dieſes aber nur einigermaßen thunlich, ſo müſſen beyde zur Heurath gezwungen werden. Denn eigentlich kan nur die Heurath die wahre Ehre wiedergeben. In jenem Fall aber muß der Schwängerer das Kind und die Mutter verſorgen, wenn er kan; und wenn er nicht kan, dem Staat dafür arbeiten.

§. 669.

Die Vorurtheile des Volks ſind ſehr feſt eingewurzelt. Ein Fürſt lud den Scharfrichter an ſeine Tafel, als man ſeinen Sohn nicht in die Innung der Wundärzte aufnehmen wollte; er befahl und that alles was er konte, der Jüngling ward Wundarzt, blieb aber immer eines Scharfrichters Sohn; man ſahe ihn immer an als einen Mann der einen Flecken hat; das iſt erſchrecklich! folglich muß zwar die Polizey alles thun, was ſie kan, allein die völlige Vertilgung dieſes Unſinns iſt von dem folgenden Menſchengeſchlecht zu erwarten; wenn in den Schulen gehörig dagegen gearbeitet wird.

§. 670.

Ich gehe nun zum zweyten Punct über; nemlich, ich will die Mittel anzeigen, wodurch die Polizey den Ehrtrieb des Volks zum wahren Ziel lenken muß. Wir finden erſtlich Oerter wo gar kein Ehrtrieb unter dem Volk iſt, und wo alle ſeine Triebfedern ruhen; zweytens: giebt es Gegenden, wo alles nach Wiſſenſchaften und Känntniſſen ringt, wo es alſo viele giebt die ſtudiren und Staats-Diener werden wollen; drittens: trift man Länder an, wo alles Kaufmann werden will, wo alſo der Handelsgeiſt regiert; viertens: findet man Gegenden, wo man blos Geld ſammelt, um ein Capitaliſt zu werden; und fünftens: ſtrebt man an andern Orten blos nach Pracht, man ſucht Ehre darinnen, Staat zu machen.

§. 671.

Der Trieb nach Ehre und Wohlſtand erlöſcht, wenn das Volk durch allerhand Urſachen endlich arm wird; die Eltern können ihre Kinder nichts mehr lernen laſſen, dieſe bleiben alſo unwiſſend, ſie ſehen rund um ſich her nichts als Bettler oder Herren, und da ſie lezteres nicht werden können, ſo bleiben ſie erſteres endlich gern; die Ruhe thut ihnen wohl, jedermann geht in Kittel und Lumpen baarfuß einher, niemand ſchämt ſich alſo mehr. Endlich haben die folgenden Geſchlechter gar keinen Begrif mehr von Menſchen-Würde; die Menſchen müſſen nun mit der Knutpeitſche geleitet werden. Dieſen jämmerlichen Zuſtand findet man da, wo der Bauer leibeigener Knecht, oder ein Unterthan der Geiſtlichkeit iſt, oder durch lange Kriege ausgeſogen worden.

§. 672.

Wehe dem Regenten, der durch ſeine Schuld die Menſchheit ſo verdirbt! — und dies thut jeder, der ſie in langwieriger Armuth hält, und ſie nicht zum Wohlſtand kommen läſt. Hingegen ſeelig iſt der Fürſt, der aus einem ſo ganz erſchlafften Volk, wiederum gute und rechtſchaffene Staats-Bürger zu bilden weiß! Hier ſind aber gewiſſe und beſtimmte Regeln nöthig, wer dieſe nicht beobachtet, wird anſtatt des Glücks, Unglück ſtiften.

§. 673.

Wenn der **Polniſche-Cur- und Liefländiſche** Adel, ſeinen Bauern auf einmal die Freyheit ſchenkte, ſo würde dadurch vieles Unheil angerichtet werden, die adeliche Familien würden dann nicht beſtehen können, und das ungebildete, rohe und unwiſſende Volk würde ſeine Freyheit auf tauſenderley Art misbrauchen. Wenn man einem Ausgehungerten auf einmal ſatt zu eſſen giebt, ſo geht er zu Grund. Daher muß ein ſolches Volk erſt nach und nach gebildet werden, man giebt ihm allmälig und unvermerkt immer mehrere Freyheiten, verſchaft ihm Gelegenheit etwas zu erwerben, ſorgt für Erziehung und Aufklärung, und erwartet dann von der Zeit die geſegneten Folgen.

§. 674.

In einem Lande, wo die Armuth allgemein iſt, und wo ſich das Volk einmal der Trägheit und dem Mangel ergeben hat, da iſt die Cur noch ſchwerer: hier muß man vor allen Dingen die Landwirthſchaft empor zu bringen ſuchen, indem man die Bauern durch Ermunterungs-Preiſe zum Futterbau und zur Viehzucht anreizt; dann zieht man fremde und fleiſige Landwirthe an ſich, vertheilt ſie allenthalben durchs Land, unterſtüzt ſie auf alle Weiſe, und ſucht durch Fabriken und Handlung den inländiſchen Abſaz zu befördern. Wenn nun der träge Einwohner ſeinen Nachbarn wohlhabend und geehrt ſieht, ſo erwacht der Trieb der Ehre in ihm, er fängt auch an zu würken, und ſo beginnt Seegen und Wohlſtand allenthalben.

§. 675.

Der Reichthum und der Wohlſtand ſind unſtreitig die Quelle aller Glückſeeligkeit, und nur blos der Misbrauch macht ſie ſchädlich; der Reiche kan andern wohl thun, kan andere unterſtüzzen, kan ſeinen Kindern die gehörige und beſte Erziehung geben, und die Staats-Bedürfniſſe befriedigen helfen; dahingegen der Arme in allen nur möglichen Jammer zurück ſinkt; daher muß die Polizey den Trieb der Ehre nach Reichthum weislich leiten; es iſt recht gut wenn man Ehre darinnen ſucht, Reichthümer zu ſammeln, wenn es nur durch vernünftige und gerechte Mittel geſchieht.

§. 676.

Wo die Dienerſchaft in einem glänzenden Glück lebt, viel Gewalt hat, und ſtark beſoldet wird; und wo die Geiſtlichen fette Pfründen und Pfarren beſizzen, überhaupt wo der gelehrte Stand hoch geehrt iſt, beſonders auch in der Nachbarſchaft von Reſidenz- und Hauptſtädten, da geht der Trieb der Ehre aufs Studiren: der reiche Bauer, der wohlhabende Handwerks- oder Kaufmann, findet nicht Würde und Anſehen gnug in ſeinem Stande, folglich will er ſeinen Sohn zum Herrn machen, und dazu bahnt er ſich den Weg durchs Studiren. Dadurch entgehen nun den Gewerben die fähigſten Köpfe, und der Candidaten zu Aemtern werden zu viel, es entſtehen Cabalen und Beſtechungen um in Dienſt zu kommen, und ſo iſt des Unglücks kein Ende.

§. 677.

Hier beſteht der ganze Fehler im aufgehobenen Gleichgewicht der Ehre zwiſchen der Dienerſchaft und den Gewerb-Ständen; und dieſer Mangel entſteht daher, wenn man der erſten zu viel Gewalt einräumt, und die vornehmſten der leztern, nemlich vorzüglich geſchickte und gebildete Landwirthe, Künſtler, Fabrikanten und Handelsleute, von dem feinern geſellſchaftlichen Zirkel ausſchlieſt. Man beſchwert ſich über Adelſtolz, wenn der Adel eine geſchloſſene Geſellſchaft macht, und verfährt doch in Anſehung der niedrigern Stände eben ſo.

§. 678.

Der Einwurf, daß dieſe Leute zum geſellſchaftlichen Umgang nicht Erziehung und Welt gnug haben, iſt zwar gegründet, allein Welt bekommt man durch Umgang mit honnetten Leuten, und wenn für beſſere Schulen geſorgt wird, ſo findet ſich alles nach und nach von ſelbſt. Uebrigens aber muß die Dienerſchaft ihre beſtimmte Ehren-Inſtruction haben, über welche ſie nicht hinaus gehen darf, und wenn ſich der Beamte mehr herausnimmt als ihm zukommt, ſo muß es jedem ehrlichen Mann frey ſtehen, höhern Orts zu klagen, und er muß Gerechtigkeit finden.

§. 679.

Es iſt ſehr gewöhnlich daß der Beamte den Unterthanen rauh anfährt, ausputzt, duzt, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr ſind: Ein gewiſſer Beamter machte den Schulmeiſter eines Dorfs zum Oberburgermeiſter, denn ſo nannte man dort den erſten

Dorfs-Vorſteher; dieſer jagte ſeinem Herrn brav Geld in den Beutel, dafür bekam er nun auch die Gewalt zu ſtrafen: Trat nun ein Bauer oder ſeine Frau den Herrn Schulmeiſter oder die Frau Schulmeiſterin auf die Zähe, ſo ſaß der ehrliche Landmann einen Tag mitten im Dorf, unter ſeinen Nachbarn, auf freyer Straße im Stock. Auf ſolche Weiſe verliert ja der Unterthan alles Ehrgefühl, und wenn er kein Gewiſſen hat, ſo überläſt er ſich der Schande.

§. 680.

Jeder Unterthan, ſo fern er ein ehrlicher Mann iſt, verdient Ehrfurcht, und dieſe muß der Beamte durchaus für ihn haben. Wenn der Landesherr der erſte Staats-Diener iſt, der um ſeiner Unterthanen, nicht dieſe um ſeinetwillen da ſind, wie viel mehr denn die andern Beamten? Daher müſſen ſie im Umgang leutſeelig, freundlich und ſanft ſeyn; auspuzzen, fluchen und ſchelten iſt ſchon eine Strafe; hat nun einer Strafe verdient, ſo verfahre man nach den Geſezzen, und hat er ſie nicht verdient, ſo iſt ja jede Beſchimpfung Beleidigung, und ſtrafwürdig.

§. 681.

Daher muß die Polizey den Beamten jede Art der Grobheit bey hoher Strafe verbieten, im Gegentheil ihnen Leutſeeligkeit und Sanftmuth empfehlen, denn dieſes erweckt Liebe und Ehrgefühl. Es thut dem ohnehin gnug gedrückten Unterthanen wohl, wenn ihn ſeine Obern anſtändig behandeln, er fühlt ſich geehrt, und fängt nun auch an Ehre zu verdienen. So lange ein gewiſſer Beamter noch nicht ganz greulich fluchte, ſo lang gaben ſeine Bauern nichts um ihn, ſie betrogen ihn ſo gut ſie konten. Wenn er aber anfing Bäume aus der Erde zu fluchen, und Millionen Donner-Wetter zu beſchwören, dann halfs. Guter Gott! welch eine Polizey!

§. 682.

Endlich giebt es noch ein vortrefliches Mittel, die Ehre des Volks in dieſer Rückſicht aufrecht zu halten, wenn nemlich der Regent ſelbſt oder ſeine Miniſter oder diejenigen welche die höchſten Stellen bekleiden, freundſchaftlich mit den Bauern und Bürgern umgehen, ſie beſuchen, auch ſich von ihnen beſuchen laſſen. Zu dem Ende wählen ſie die edelſten und beſten der Unterthanen, ſolche die ſich vorzüglich edel betragen, entweder ihre Kinder vortreflich erziehen, oder in ihrem Gewerbe Vorzüge haben, oder erfindungsreiche Köpfe ſind u. d. g. Dieſe beſuchen ſie, genieſen auch wohl etwas mit ihnen, denn nichs ehrt den Geringeren mehr, als wenn der Vornehmere mit ihm iſt und trinkt, und bezeigen ihnen alſo Liebe und Wohlwollen. Was das für vortrefliche Würkung thut, das iſt nicht zu ſagen.

§. 683.

Im dritten Fall, wo nemlich der Kaufmanns-Geiſt regiert, da drängt ſich alles Kaufmann zu werden, da giebt es keine andere Ehre als bey der Handlung. Daß nun dieſe Richtung dem Volk und dem Staat Nuzzen bringe, iſt leicht einzuſehen, denn Induſtrie und Aemſigkeit folgen dem Handelsgeiſt auf dem Fuß nach; dagegen begleiten ihn auch allerhand Mängel, die, wenn ihnen nicht begegnet wird, auſſerordentlich ſchädlich ſind: denn hier wird nun die Kaufmannſchaft herrſchend, ſie bekommt das Uebergewicht, und mit ihrem Gelde zwingt ſie alles. Wenn der Beamte ſeine Pflicht thun will, ſo perhorrescirt man ihn, und nimmt einen andern, der Gelehrte iſt gar nicht geſchäzt, und eben ſo wenig der Adel, die Handwerksleute und Bauern ſind Sclaven des Kaufmanns, und endlich richtet der Luxus die handelnde Staaten, wenn nicht kräftig vorgebeugt wird, früher oder ſpäter zu Grunde.

§. 684.

Hier gilt alſo wieder die Regel des Gleichgewichts; kein Stand darf den andern drücken, indeſſen ſind doch bey der Handlung gewiſſe Vorſichts-Regeln nöthig, welche ſchlechterdings beobachtet werden müſſen, wenn man den Handelsgeiſt nicht erſticken will: der Beamte muß als Diener der Geſezgebenden Gewalt ſeine Würde und Ehre genieſen, aber er darf auch nicht Despote ſeyn. Die Streitigkeiten der Kaufleute muß er gewiſſenhaft entſcheiden und überhaupt ſehr promt in der Juſtiz ſeyn, dann aber muß man auch das Perhorresciren ſelten oder niemals zugeben, ſondern wenn ein Kaufmann ſeinen Richter eines offenbaren Unrechts beſchuldigen kan, ſo wird der Richter geſtraft, und dem Kaufmann entſcheidet man ſeine Sache durch einen Commiſſarium, deſſen Pflicht aber wieder aufhört, ſo bald die Sache abgethan iſt.

§. 685.

Daher iſt es auch der Politik angemeſſen, daß man in ſolchen Handels-Orten, ſehr gelehrte anſehnliche und kluge Männer, die ihre Würde zu behaupten wiſſen und die ohne Menſchenfurcht, gerade und gerecht zu Werk gehen, anſtelle, vorzüglich aber muß man da auſſerordentlich ſcharf aufpaſſen, daß keiner Geſchenke nehme, denn dieſes richtet alle Ordnung zu Grunde; deswegen muß man die Dienerſchaft eines ſolchen Orts hinlänglich beſolden, damit ſie die Verſuchung nicht zu ſtark reizen möge.

§. 686.

Wenn die Kaufmannſchaft ſelbſt Freude an der Gelehrſamkeit und an den Wiſſenſchaften hat, ſo ſchätzt ſie auch die Gelehrten und erzeigt ihnen Ehre; ſo bald aber der Kaufmann nichts verſteht, als was gerad auf ſein Comptoir gehört, ſo bleibt er roh, Geldgewinn iſt ihm das höchſte Ideal aller Künſte; das Geld macht ihn ſtolz ungefühlig, unhöflich und ungeſittet; dann gilt ihm der Gelehrte nichts, als da, wo er ihn nöthig hat; er bezahlt ihn, und giebt er ihm einen Thaler mehr, ſo brüſtet er ſich darüber und hälts für eine Almoſe, die der arme Schurke ſo ſehr bedarf. u. ſ. w.

§. 687.

Ich hab' aus dieſem und noch aus andern wichtigen Gründen, an einem andern Ort, ſo dringend gewünſcht, daß die Handlung in eine Wiſſenſchaft verwandelt werde, und daß ſie der Jüngling, der Kaufmann werden will, ordentlich ſtudiren möchte. Es giebt auſſerordentlich viele Hülfs-Wiſſenſchaften, die dem Kaufmann, ich will nicht ſagen blos nützlich, ſondern gar nothwendig ſind; wenn er dieſe nun ordentlich ſtudirte, ſo würde die Kaufmannſchaft ein aufgeklärter gelehrter Stand, und was der Staat dabey gewinnen würde, das läſt ſich nicht überſehen.

§. 688.

Ich kan hier die Gründe nicht alle anführen die mich bewegen, der Polizey zu rathen, daß ſie den Kaufmanns-Söhnen anbefehlen ſoll zu ſtudiren, und dann auf einem Comptoir die Handlung practiſch zu lernen; die Koſten ſind einerley und ſo auch die Zeit: denn anſtatt daß der Lehrling jezt ſechs Jahre Lehrzeit aushalten muß, könnte er dann drey Jahre ſtudiren, und drey Jahre Lehrjahre ſtehen. Dann aber müſte auch jede Univerſität ihren Lehrer der Handlungswiſſenſchaft haben, und dieſer müſte ein practiſcher Mann ſeyn.

§. 689.

Wo die Handlung blüht, da geht allmälig der Adel zu Grund, und verliert ſeinen Werth, denn aller Vorrechte ungeachtet, kan doch der Kaufmann mit ſeinem Geld mehr ausrichten; dazu kommt denn noch der Luxus den der Land-Edelmann nicht mit machen kan; er macht alſo nach und nach Schulden, lehnt bey den Kaufleuten Geld, und dieſe ziehen hernach die Rittergüter an ſich. Da nun doch der Adel aufrecht erhalten werden muß; ſo muß ſich der Regent ſeiner annehmen, und ihn ſchüzzen.

§. 690.

Dies geſchieht wenn der junge Adel zur Landwirthſchaft, zu den Wiſſenſchaften und zur Kriegs-Kunſt gebildet wird: der Erbherr welcher ſein Gut verwaltet, iſt bey einer vortreflichen Wirthſchaft im Stand, jedem Kaufmann die Waage zu halten, beſonders wenn er landwirthſchaftliche Fabriken damit verbindet, und ſich ſo an den Handelsſtand anſchlieſt; der abgetheilte Edelmann der ſtudirt hat, bekleidet Staats-Aemter, desgleichen derjenige welcher Soldat iſt. Wenn nun der Landesherr den armen Adel aus ſeiner Caſſe unterſtüzt, ſo bedarf er des Geldes der Kaufleute nicht.

§. 691.

Wo die Handlung blüht, da müſſen Handwerksleute und Bauern von ihr leben, beyde Stände werden vom Kaufmann abhängig; dieſer drückt und preßt ſie wo er kan, und ſo verlieren dieſe zween Gewerb-Stände Ehre, Anſehen und Wohlſtand, beſonders iſt dies der Fall wo die Handels-Leute groſe Fabrikanten ſind, die den Handwerks-Leuten die rohe Materialien vorlegen, und ſie für Lohn arbeiten laſſen.

§. 692.

Es giebt verſchiedene Mittel dieſem Unheil vorzubeugen und abzuhelfen, als da ſind: 1. wohlgeordnete Zünfte, die eben nicht monopoliſiren, ſondern nur darauf ſehen, daß niemand anders als ein geſchickter Mann in die Zunft aufgenommen wird; hievon unten am gehörigen Ort. Eine ſolche Zunft bekommt einen Gemeingeiſt, ſie hat ihre Ehren-Aemter, die ihren Rang im Staat haben, und wozu jeder Meiſter gelangen kan, wenn er rechtſchaffen iſt; ein ſolches Corpus hat auch Gewicht gnug dem Despotismus der Kaufleute entgegen zu arbeiten, und was dergleichen Vorzüge mehr ſind.

§. 693.

Fürs zweyte muß man den Handwerks-Meiſtern freyen Handel mit ihren Fabricaten erlauben, denn dieſes iſt das Mittel wodurch ſie ſich empor ſchwingen, und wenn ſie Kopf und Geſchicklichkeit gnug haben, ſelbſt Handels-Leute werden können; und da denn doch die allerwenigſten dahin gelangen, ſo wird der Handelsſtand nicht dadurch beeinträchtigt, dieſer nimmt den Handwerks-Leuten den Ueberfluß vom inländiſchen Handel ab, und verſchleiſt ihn auswärts. So werden die Handwerks-Leute unabhängiger, und der Weg zu Reichthum und Ehre zu gelangen iſt ihnen offen.

§. 694.

Wenn fürs dritte die Zünfte eine wohlgeordnete Schauanſtalt haben, ſo daß keine andere als vollkommene Waare in den Handel kommen darf, ſo wird auch dem Kaufmann dadurch der Weg verſperrt, mit betrüglichen und blos glänzenden Waaren den Handel zu verderben, er muß dann mit guten Waaren handeln, und iſt in dieſem Stück gleichſam von der Zunft abhängig; dieſes iſt aber auch darum gerecht und gut, weil er ohnehin durch ſein Geld und Vermögen zu viel Uebergewicht hat.

§. 695.

Der Bauern-Stand iſt von der Kaufmannſchaft am wenigſten abhängig, aber auch unter allen am wenigſten geehrt, und das iſt ſehr ungerecht, denn ihm käme unter den Gewerb-Ständen eigentlich die gröſte Ehre zu, weil er ehender ohne ſie, als ſie ohne ihn beſtehen können. Wenn die Kaufleute Güter erwerben und ſie dann verpfachten, oder wenn ſie den Landwirthen, durch ihr Geld, Anlaß zum Schuldenmachen geben, ſo ruiniren ſie die Landwirthſchaft und verurſachen, daß der Landmann zur unterſten Stuffe herabſinkt. Daher muß man durch eine vortrefliche landwirthſchaftliche Polizey dies Gewerbe blühend zu machen ſuchen, damit der Bauern-Stand wohlhabend werden möge.

§. 696.

Wenn man auch den Bauern eine zunftartige Verfaſſung giebt, ſo daß jedes Dorf ſeinen landwirthſchaftlichen Vorſteher hat, der Ehre im Staat genieſt; ferner, wenn man ihnen aufträgt, über die Angelegenheiten ihres Gewerbes zu rathſchlagen, und zu berichten, und man dann auf ihre, manchmal vortrefliche und praktiſche Vorſchläge, Rückſicht nimmt, ſo bahnt man ſich den Weg zu einer herrlichen Gewerb-Leitung, und das Volk bekommt dadurch Zutrauen und ein Ehrgefühl, welches Wunder thut. Ueberhaupt aber muß die Juſtiz nie vergeſſen, einen Staats-Bürger dem andern gleich zu halten. S. unten in der Gewerb-Polizey.

§. 697.

Wo das Unglück einreißt Capitalien zu ſammeln, blos um von den Intreſſen leben zu können, da verbindet ſich auch wie gewöhnlich die Ehre mit dem Reichthum, und wird zugleich eine Triebfeder Geld zu ſammeln. Ich habe oben ſchon das beſte Mittel angegeben, wie dieſem Unglück zu ſteuern ſeye; nemlich: wenn der Landesherr ſelber für geringe Intreſſen Geld gegen Hypotheken auslehnt. Dann muß aber auch zugleich die Induſtrie erweckt werden, damit dem Schulden machen geſteurt werde.

§. 698.

Nichts iſt ſchädlicher, zweckloſer, ungereimter und doch zugleich gewöhnlicher, als wenn man in Befriedigung der üppigen Bedürfniſſe Ehre ſucht. *Das Kleid macht den Mann*, und nun um ein Mann zu ſeyn, ſchaft man ſich ein prächtiges Kleid an; die Mode befiehlt Gold, Silber und Juwelen zu tragen, und man trägts und ſollte man Schulden machen müſſen, gnug man muß es haben, oder man hält ſich für entehrt, man ſchämt ſich, man glaubt nicht mehr die gehörige Würde zu haben; man muß eſſen und trinken was Vornehmere eſſen und trinken, ſonſt verliert man ſeinen Werth. Welcher Unſinn!

§. 699.

In Reſidenz- und Hauptſtädten, auch in groſen Handelsſtädten, wo Reiche und Arme, Vornehme und Geringe durch einander wohnen, da giebts immer Leute, welche in der Mode den Ton angeben, und denen hernach alles nachfolgt; ferner findet man alda Krämer und Galanterie-Händler, die ſich gar kein Gewiſſen draus machen, jede Meſſe das Neuſte mitzubringen, und auf dem Laden zum Reiz der Eitelkeit auszuſezzen; und endlich hat man ſo gar jezt ein Mode-Journal, welches vollends das arme Teutſchland in noch kürzeren Perioden, mit allen möglichen Moden bekannt macht, und dadurch ſein Verderben, ohne zu wollen, beſchleunigt.

§. 700.

So allmälig man auch die Mode würken ſieht, ſo gewiß iſt es doch, daß eine ernſte und weiſe Polizey dem allem abhelfen könne, ſo bald ſie nur will; es giebt verſchiedene Mittel, die man mit einander vereinigen kan. Das erſte iſt das Beyſpiel des Regenten und des Hofs; dieſer giebt doch würklich, wenigſtens groſen Theils, in einem Lande den Ton an. Wenn daher der Fürſt und ſeine Gemalin keine neue Moden dulten, ſondern ſie mit ſcheelen Augen anſehen, ſo wird ſich auch jeder hüten ſie anzunehmen.

§. 701.

Das zweyte Mittel ſind weislich eingerichtete Kleider-Ordnungen blos für die Dienerſchaft, den Adel und die Kaufmannſchaft; denn die Geiſtlichkeit hat ihren beſtimmten Habit; den Handwerks-Leuten und den Bauren aber braucht man keine Vorſchriften zu geben, dieſe ſtehen unter der Herrſchaft ihres Beutels, und ſie ahmen nur ſpät den Vornehmen nach. Gaſtereyen, Hochzeit- Kindtauf- und Trauer-Mahle braucht man nur ernſtlich zu verbieten, und dann auch darauf zu halten. Was aber Speiſen und Getränk angeht, die der Natur einmal unentbehrlich geworden ſind, da muß man behutſam verfahren. S. unten an ſeinem Ort.

§. 702.

Beſtimmte Uniformen für das männliche und weibliche Geſchlecht, an welchen **Materie** und **Form** vorgeſchrieben iſt, und wodurch die Stände gehörig unterſchieden werden, ſind vortreflich; wenn ſie aber kein Misbehagen erwecken ſollen, ſo müſſen ſie mit groſer Klugheit entworfen, und wenigſtens ein Jahr vor der Einführung bekannt gemacht werden, damit jeder ſeine Kleider mit Nuzzen veräuſern und ſich die Uniform anſchaffen könne. Dieſer Vorſchlag iſt wichtig, noch wichtiger aber der Entwurf ſelbſt.

§. 703.

Endlich giebt es noch ein ſehr würkſames Mittel, eine neue lächerliche, koſtbare und ſchädliche Mode im Augenblick zu Grund zu richten; wenn man einen Verbrecher oder eine Verbrecherin damit bekleidet, und dann an den Pranger ſtellt; oder auch wenn man blos das Mode-Stück an eine Schandſäule aufhängt. Dies iſt nicht hart, nicht ungerecht, denn wenn ein Verbrecher Schande und Strafe verdient, ſo verdient ſie gewiß **die Mode**, denn niemand hat jemals gröſeres Unheil angerichtet, als dieſes heilloſe Ungeheuer.

§. 704.

Die Summe der ganzen Ehren-Polizey beſteht in folgendem Grundſaz: man kläre von Jugend auf das Volk über die wahre Ehre auf, belohne Verdienſte nach ihrem wahren Werth, ohne Anſehen der Perſon, mache dann den Luxus lächerlich und verächtlich, wo man kan, und was man befehlen will, das befolge man ſelbſt.

aus der Erde zu fluchen, und Millionen Donner-Wetter zu beſchwören, dann halfs. Guter Gott! welch eine Polizey!

§. 682.

Endlich giebt es noch ein vortrefliches Mittel, die Ehre des Volks in dieſer Rückſicht aufrecht zu halten, wenn nemlich der Regent ſelbſt oder ſeine Miniſter oder diejenigen welche die hochſten Stellen bekleiden, freundſchaftlich mit den Bauern und Bürgern umgehen, ſie beſuchen, auch ſich von ihnen beſuchen laſſen. Zu dem Ende wählen ſie die edelſten und beſten der Unterthanen, ſolche die ſich vorzüglich edel betragen, entweder ihre Kinder vortreflich erziehen, oder in ihrem Gewerbe Vorzüge haben, oder erfindungsreiche Köpfe ſind u. d. g. Dieſe beſuchen ſie, genieſen auch wohl etwas mit ihnen, denn nichs ehrt den Geringeren mehr, als wenn der Vornehmere mit ihm ißt und trinkt, und bezeigen ihnen alſo Liebe und Wohlwollen. Was das für vortrefliche Würkung thut, das iſt nicht zu ſagen.

§. 683.

Im dritten Fall, wo nemlich der Kaufmanns-Geiſt regiert, da drängt ſich alles Kaufmann zu werden, da giebt es keine andere Ehre als bey der Handlung. Daß nun dieſe Richtung dem Volk und dem Staat Nuzzen bringe, iſt leicht einzuſehen, denn Induſtrie und Aemſigkeit folgen dem Handelsgeiſt auf dem Fuß nach; dagegen begleiten ihn auch allerhand Mängel, die, wenn ihnen nicht begegnet wird, auſſerordentlich ſchädlich ſind: denn hier wird nun die Kaufmannſchaft herrſchend, ſie bekommt das Uebergewicht, und mit ihrem Gelde zwingt ſie alles. Wenn der Beamte ſeine Pflicht thun will, ſo perhorreſcirt man ihn, und nimmt einen andern, der Gelehrte iſt gar nicht geſchäzt, und eben ſo wenig der Adel, die Handwerksleute und Bauern ſind Sclaven des Kaufmanns, und endlich richtet der Luxus die handelnde Staaten, wenn nicht kräftig vorgebeugt wird, früher oder ſpäter zu Grunde.

§. 684.

Hier gilt alſo wieder die Regel des Gleichgewichts; kein Stand darf den ändern drücken, indeſſen ſind doch bey der Handlung gewiſſe Vorſichts-Regeln nöthig, welche ſchlechterdings beobachtet werden müſſen, wenn man den Handelsgeiſt nicht erſticken will: der Beamte muß als Diener der Geſezgebenden Gewalt ſeine Würde und Ehre genieſen, aber er darf auch nicht Despote ſeyn. Die Streitigkeiten der Kaufleute muß er gewiſſenhaft entſcheiden und überhaupt ſehr promt in der Juſtiz ſeyn, dann aber muß man auch das Perhorresciren ſelten oder niemals zugeben, ſondern wenn ein Kaufmann ſeinen Richter eines offenbaren Unrechts beſchuldigen kan, ſo wird der Richter geſtraft, und dem Kaufmann entſcheidet man ſeine Sache durch einen Commiſſarium, deſſen Pflicht aber wieder aufhört, ſo bald die Sache abgethan iſt.

§. 685.

Daher iſt es auch der Politik angemeſſen, daß man in ſolchen Handels-Orten, ſehr gelehrte anſehnliche und kluge Männer, die ihre Würde zu behaupten wiſſen und die ohne Menſchenfurcht, gerade und gerecht zu Werk gehen, anſtelle, vorzüglich aber muß man da auſſerordentlich ſcharf aufpaſſen, daß keiner Geſchenke nehme, denn dieſes richtet alle Ordnung zu Grunde; deswegen muß man die Dienerſchaft eines ſolchen Orts hinlängeiner vernünftigen und weiſen Sparſamkeit leiten, das iſt: ſie mit den Grundſäzzen der allgemeinen Haushaltungs-Kunſt bekannt machen. Siehe oben *Erziehungs-Polizey.*

§. 708.

Zweytens: müſſen auch die Alten oder das geſammte Volk durch die *Aufklärungs-Polizey*, beſtändig fort unterrichtet werden; hierzu hab' ich auch ſchon oben an ſeinem Ort die nöthigen Vorſchläge gethan, und es kommt alles darauf an, daß man dem Gewerb-Mann Sachen zu leſen in die Hand giebt, die ihn nie täuſchen, und die ihn würklich intreſſiren: denn wenn er einmal weiß, einmal erfahren hat, daß er durch ſolche Vorſchläge glücklich geworden iſt, ſo folgt er hernach um ſo viel lieber; ſein Gemeinſpruch: *das geht bey uns nicht an*, oder: *das ſind Anſchläge der Manſchetten-Bauern, dabey kommt nichts heraus* fällt dann weg, er bekommt Zutrauen zu ſeinen Führern, wird alſo neugierig, lieſt und bildet ſich von ſelbſt.

§. 709.

Bey aller Aufklärung, bey aller Induſtrie, giebt es aber doch noch immer Leute, denen es am *Willen* fehlt; dieſe ſchwache Menſchen ſind entweder träge, faul, oder ſie haben eine ſchädliche Lieblings-Neigung, reiten auf einem Steckenpferd, oder ſie werden von einer Leidenſchaft beherrſcht, die ſie arm macht. Da aber dieſe Uebel unabſehbar ſchlimme Folgen auf die Nachkommenſchaft des Erwerbers und auch auf ſeine Mitbürger haben; ſo kan die Polizey nicht ruhig zuſehen, ſondern ſie muß die Sicherheit des Eigenthums in allen dieſen Fällen zu ſchüzzen wiſſen.

§. 710.

Freylich kommt hier die natürliche Freyheit der menſchlichen Handlungen ſehr in Colliſion: wenn die Polizey irgend einen Bürger zur Arbeit zwingen wollte, ſo würde er ſchrecklich hintenausſchlagen und ſagen: **wer will mich zwingen daß ich arbeiten ſoll? — Ich kan arbeiten wenns mir gefällig iſt, das geht niemand an, wenn ich nur meinem Herrn ſeine Sache bezahle**, u. ſ. w. Es iſt wahr, dieſe Sprache iſt ganz in den Rechten der Menſchheit gegründet.

§. 711.

Geſezt aber, die Polizey läſt ſolche Müſiggänger und ſchlechte Haushalter ihren Gang gehen, und bekümmert ſich nicht um ſie, was iſt dann der Erfolg? — Frau und Kinder müſſen darben. Leztere, die doch allen Anſpruch auf Menſchenglück haben, ſind nun von einem ſchlechten Vater abhängig, der ihr Wohl auf immer verſcherzt, ſie werden ſchlecht erzogen, bekommen wenigen oder keinen Fond zu einem künftigen Gewerbe, ſie und ihre Kinder und ihre Kindes-Kinder erreichen die Stuffe nicht, die ſie hätten erſteigen können; viele werden ſogar arm, oder gar Böswichte, die dem Staat zur Laſt fallen, und die bürgerliche Geſellſchaft hat die gehörige Unterſtüzzung nicht von einem ſolchen faulen Mitgliede. Kan nun wohl die Polizey eine ſolche Maſſe vielfältiger Glückſeeligkeit, dem Misbrauch der Freyheits-Rechte eines einzeln Menſchen aufopfern?

§. 712.

Indeſſen muß ſie doch den ſeeligen Mittelweg einzuſchlagen wiſſen; ſie muß die Kunſt verſtehen, jene Glückſeeligkeit ganz zu retten, ohne daß der Müſiggänger oder ſchlechte Haushalter merklich in ſeinen Freyheits-Rechten gekränkt werde. Ihre Maasregeln gehen alſo erſtlich auf die Beſſerung des Erwerbers ſelbſt, und zweytens auf die Sicherſtellung des Eigenthums für Frau und Kinder.

§. 713.

Zur Beſſerung eines ſchlechten Haushalters bedient man ſich erſtlich negativer, dann aber auch poſitiver Mittel. Negativ nenne ich ſolche, die man aus dem Wege räumt, damit ſie keine Gelegenheit zum Misbrauch geben können; poſitiv aber ſind die Mittel, wodurch man unmittelbar auf den Erwerber ſelbſt würkt, und ihn zu beſſern ſucht.

§. 714.

Wenn ein Bauer, Handwerksmann oder Handelsmann faul und nachläſſig iſt, ſo findet man ihn gemeiniglich auf öffentlichen Pläzzen, oder in Wirthshäuſern, Caffeehäuſern u. d. g. ſeine Zeit vertändeln. Aus dieſem Grunde, ſo wie aus vielen andern, wünſchte ich, daß ſolche Bier- Wein- Brandewein- und Caffee-Schenken gänzlich abgeſchaft würden, denn ſie haben durchaus keinen Nuzzen und im Gegentheil lauter Schaden. Der Bierbrauer, Weinhändler, Brandeweinbrenner und Caffeeſieder, kan ſeine Waaren unmittelbar in die Häuſer verkaufen, und die Polizey ſollte nicht dulten, daß jemand bey ihnen etwas genöſſe. Wenn ein Reiſender Erquickung, Aufenthalt, Speis und Trank bedarf, ſo kan er das alles in Gaſthöfen und Herbergen bekommen, aber den Einheimiſchen ſoll das Zechen und Saufen durchaus nicht erlaubt werden. Doch müſte das Abſchaffen der Wirthshäuſer nur allmälig geſchehen, man könte ſie gleichſam ausſterben laſſen, und das Anſezzen neuer Wirthe verhindern.

§. 715.

Wenn ſich ein Hausvater dem Saufen ergiebt, ſo kan das ſchlechterdings die Polizey nicht dulten; daher muß ſie wohl aufmerken: wird das Vollſaufen nach und nach zur Gewohnheit, ſo warnt man ihn ein- auch zweymal; hilft das nicht, ſo ſezt man ihn das drittemal bey Waſſer und Brod zurück; wäre das auch fruchtlos, ſo ſchritte man zu ſchwereren Strafen. Ein völlig unverbeſſerlicher Erwerber aber muß im Arbeitshauſe unter beſtändiger Aufſicht gehalten, und ſeine Leute müſſen verſorgt werden, wozu ich im Verfolg Vorſchläge thun werde. Vollſäufer ſind vulnera immedicabilia, ideoque enſe recidenda ſunt, ne pars ſincera trahatur. Was natürliche Freyheit! — wenn einer ſo weit geht, daß er ſich und die Seinigen dadurch zu Grunde richtet! —

§. 716.

Das Spielen iſt auch eine fürchterliche Leidenſchaft, die früher oder ſpäter jeden, der ſich dadurch beherrſchen läſt, ganz gewiß zu Grund richtet, geſchweige der vielen Sünden, Zorn, Rache, Eigennuz, Betrügerey u. d. g. die damit verbunden gehen. Der Spieler richtet ohnfehlbar ſeine Familie zu Grund, und zieht ihren Fluch über ſich, und, wenn er auch nicht um Geld ſpielte, ſo iſt doch die Zeit unwiederbringlich verlohren, und keine kan übler angewendet werden, indem das Spielen weder den Verſtand noch den Willen beſſert, und zu keiner Gattung der Glückſeeligkeit würkſam iſt.

§. 717.

Indeſſen läſt ſich dieſer Zeitvertreib nicht ganz verbieten: in vornehmen Geſellſchaften iſt er zum Bedürfniß geworden, auch dient er den Gelehrten bisweilen zur Erholung; der Gewerbmann, aber der ſeinen Kopf wenig anſtrengt, bedarf dieſes Zeitverderbs nicht. Ich wünſchte alſo daß das Spielen um Geld durchaus und bey hoher Strafe verbotten würde, es ließ ſich leicht ſonſt etwas unſchädliches ausfündig machen, wodurch man das Intreſſe ſchärfte. Der Arbeitsmann aber ſolte durchaus nicht ſpielen.

§. 718.

Indeſſen läſt ſich auch die Gränze zwiſchen dem eigentlichen Arbeitsmann ohne Kopf-Arbeit und dem Gelehrten übel beſtimmen; und es iſt hart, einer Claſſe Menſchen etwas zu verbieten und der andern zu erlauben. Ein allgemeines ſtrenges Geſez, nicht um Geld zu ſpielen und die Spiel-Schulden nicht zu bezahlen würde nach meiner Einſicht am beſten würken.

§. 719.

Wenn jemand ſeinen eigentlichen Beruf nicht liebt, ſondern ſich mit andern Sachen abgiebt, wie ſolches der Fall vieler Künſtler und Genie's iſt, die immer von einer Erfindung auf die andre verfallen, ſo iſt die Schuld an den Eltern geweſen, die einen ſolchen Geiſt nicht ſeiner Beſtimmung gemäß verſorgt haben. Nun iſt zwar die Sache nicht mehr zu ändern; findet man aber groſe Talente bey einem ſolchen Mann, ſo muß man ſie zu benuzzen wiſſen. Dergleichen Leute ſind groſe und wichtige Kleinode in der bürgerlichen Geſellſchaft, und ſie leiſten, was ſonſt niemand leiſten kan.

§. 720.

Das Fiſchen, Jagen und Vögelfangen, hat manchen Gelehrten und manchen Erwerber arm gemacht; dergleichen

chen Vergnügen werden leicht zur Leidenſchaft; deswegen ſoll man ſie niemand als den Forſtbedienten erlauben, denn dieſen kommen ſie zu. Ueber das alles hat auch das Verpfachten der Jagd und der Fiſcherey keinen Nuzzen, denn der Pfachter verödet die Wildbahn und das Waſſer, er verſäumt ſeinen Beruf und der Eigenthümer zieht die Vortheile nicht, die er ziehen ſollte.

§. 721.

Schauſpieler von allerhand Art, Gaukler, Taſchenſpieler, Seiltänzer u. d. g. ſind ein Gift für die Gewerb-Stände, alles lauft hinzu, verſchleudert Geld und Zeit, und jene brodloſe Künſtler verſchwenden den Gewinn wieder, oder ſie ſchleppen ihn auſer Land. Ueberall alſo wo Induſtrie und Fleis die Mittel zur Glückſeeligkeit und Pflicht ſind, da müſſen Schauſpiele von jeder Art nicht geduldet werden. Folglich iſt es ganz recht, wenn man ſie in commerzirenden Städten und auf Univerſitäten durchaus nicht erlaubt.

§. 722.

Es giebt eine Verfaſſung wo es beſonders dem Bauern leicht wird Schulden zu machen; denn wer nichts verſchreiben kan, wie die mehreſten Handwerks-Leute, dem verbietet ſich die Sache von ſelbſt; dieſer Umſtand iſt gefährlich: denn der Erwerber kan ohne Mühe zu Geld kommen, der kurzſichtige und leichtſinnige Menſch tröſtet ſich immer mit einer glücklichern Zukunft, und auf beſſere Zeiten; und auf einmal ſieht er ſich gänzlich ruinirt: die Creditoren nehmen ihm Haabe und Gut weg, und er iſt an den Bettelſtab gebracht, ohne daß ers nur von ferne vermuthet hätte.

§. 723.

§. 723.

Die Veranlaſſung zu jener Verfaſſung iſt verſchieden. Die erſte und gewöhnlichſte rührt von der Landesherrſchaft ſelbſt, oder vielmehr von ihren unvernünftigen Cameraliſten her, die täglich neue Auflagen erfinden, und den ſchändlichen Grundſaz hegen, man müſſe die Cammer ſo ſehr bereichern als nur immer möglich ſey, oder: je mehr man den Landmann ausſauge, deſto fleiſiger ſey er; das ſind abſcheuliche Grundſäzze! Die Cammer wird reich in dem Verhältniß wie der Staat reich wird, wenn man alſo dieſen beglückt, ſo beglückt man auch den Regenten.

§. 724.

Eine andere Quelle des Schulden machens entſteht aus der Wuth ins Lotto zu ſezzen. Die Lotterien ſind freylich auch dem Misbrauch unterworfen: wenn ſie aber nicht häufig ſind oder ad pias cauſas abzielen, ſo kan man ſie, doch nicht anders als unter weiſer Vorſicht und Mäſigung, dulten. Denn bey der lezten Ziehung kommt doch allemal der Einſaz wieder heraus, und er wird dem Publico berechnet; aber im Lotto verliert ſich aller Verſtand, und es iſt gar kein Verhältniß zwiſchen der Erwartung und der Möglichkeit zu gewinnen. Ich weiß zwey kleine Dörfer welche mehr als das ganze Grund-Capital ihrer Güter dem Lotto oder vielmehr den Juden ſchuldig ſind, welche für ſie eingeſezt haben. Groſer Gott! wie iſt das zu verantworten!

§. 725.

Endlich geben auch viele ruhende Capitalien zum Schulden machen Anlaß. Wenn mehrere reiche pia corpora in einem Land ſind, welche Capitalien beſizzen und aus ihren Intreſſen beſtehen, ſo müſſen ihre Vorſteher das Geld unterzubringen ſuchen: anfänglich bieten ſie es gegen geringe Zinſen aus, der Bauer überſchlägt und glaubt, er könne jezt entweder nüzliche Verbeſſerungen auf ſeinen Gütern machen, oder die der Obrigkeit ſchuldige Receſſe damit abtragen, oder er iſt ſo gar leichtſinnig genug, blos darum Geld zu lehnen, um ſich damit einmal gütlich zu thun u. ſ. w. Die Leichtigkeit Geld zu bekommen, verführt alſo einen groſen Theil der Bauern zum Schulden machen.

§. 726.

Eben dieſe Gelegenheit entſteht auch in einem Lande oder Stadt, wo Handlung und Gewerbe blühen, aber allmälig, entweder durch Veränderung der politiſchen Lage jener Gegenden wohin man handelt, oder durch eine andere Richtung, welche die Handlung ſo leicht nimmt, oder durch den Luxus zu ſinken anfangen. Die reichen Comptoire welche nun ſehen, daß nicht viel mehr zu verdienen iſt, ſuchen ihre Capitalien unterzubringen; diejenigen Erwerber aber welche nicht von ihren Intreſſen leben können, ſondern ihr Capital oft und mit gutem Gewinn umſchlagen müſſen, können es nicht verleihen; im Gegentheil da die Handlung wenig mehr einträgt, ſo lehnen ſie ſelbſt, machen alſo Schulden, und falliren, eh man ſichs verſieht. Nun ſammelt vollends alles Capitalien was ſammeln kan, das Geld kommt aus dem Creislauf, folglich herrſcht nun Geldmangel allenthalben.

§. 727.

Aber eben dieſer Geldmangel treibt wieder zum Geld-Lehnen; die Concurrenz dieſer Lehner erhöht die Intreſſen, ohne daß Geſezze das mindeſte dagegen ausrichten

richten können; die Erhöhung der Zinſen macht das Capitalienſammeln noch vortheilhafter, mithin häufiger, und jezt iſt das ſchreckliche Elend welches Stockung der Nahrung genannt wird, unvermeidlich. Hier iſt der wahre Grund, warum in ſo vielen Catholiſchen Staaten die Armuth ſo groß iſt: die Kirchen, die Kloſter, die geiſtlichen Stifter, und die Geiſtlichkeit überhaupt beſizzen Geld und Güter, alles iſt Schuldner oder Pfachter, folglich arm.

§. 728.

Es iſt der Mühe werth daß ich den Jammer ſchildere, welchen die Stockung der Nahrung gebiert. Die Leichtigkeit Geld zu lehnen, und wenn mans hat, ſich gütlich zu thun, verleitet auch diejenigen dazu, die es ſonſt nicht ſo nöthig hätten; man ſucht es nicht mehr zu verdienen, zu erwerben, denn man kan es leichter bekommen; endlich kommt die Zeit wo die Zinſen bezahlt werden müſſen; jezt iſt das Geld verbraucht, und nicht erworben: der eine läſt die Zinſen ſtehen und denkt ſie künftig Jahr beſſer bezahlen zu können, der andere muß einen Theil ſeines, zum Acker oder Haus-Aufwand nöthigen Viehes, oder Geräthes verkaufen, um Intreſſen zu bezahlen; und ſo muß er wieder Geld lehnen, entweder um dieſes zu erſezzen oder davon zu zehren; und der dritte nimmt Capitalien auf, um ſich die Zinſen vom Hals zu ſchaffen.

§. 729.

Daß jedes dieſer Mittel nur eine arme Galgenfriſt ſey, läſt ſich leicht einſehen; nach und nach kommts bey einem Bauern nach dem andern zum Concurs; die Capitaliſten ziehen die Güter an ſich, die bedauernswürdige Eigenthümer verlaufen ſich: der eine wandert aus, der andere geräth an den Bettelſtab, und ſeine Nachkommen verwildern; ſie werden Bettler, Landſtreicher, Böswichte und Spizbuben, von mancherley Art. Nun werden die Güter wohlfeil, niemand kan und niemand mag ſie kaufen. Die pia corpora und Capizaliſten beſizzen weitläuftige Strecken wüſten Landes; wo ſich ſonſt mehrere Bauern nährten, ſizt nun ein Pfachter mit ſieben magern Kühen, und ein Paar alten einäugigen Karrengaulen; ihn ſaugt ſein Herr aus und er die Erde, die belohnt ihm aber ſeine Herzenshärtigkeit mit Kargheit, Dornen und Diſteln. So trauert nun das ganze Land, alles iſt öde, hie und da ſieht man einen Bauern in einem zerriſſenen Kittel, alle Induſtrie iſt hin, und mit ihr Aufklärung und Seegen.

§. 730.

Dieſem Unheil, das ſo ſchwer und ſo langſam wieder zu heben iſt, muß die Polizey mit Macht entgegen arbeiten: daher ſollen die pia corpora gar nicht häufig ſeyn, ſondern nur da ſtatt finden, wo ſie dem Staat weſentlichen Nuzzen ſchaffen, und nicht vermieden werden können; Kirchen und hohe und niedrige Schulen, Wittwen-Caſſen, Stifter für Adeliche und Unadeliche, die eben hinreichend ſind, gehören hierher; für die Armen aber ſind keine milde Stiftungen nöthig, wie ich ſolches unten bey der Armen-Polizey weitläufig auszuführen gedenke. Dem Capitalienſammeln der Privat-Perſonen beugt der Landesherr vor, wenn er ſelbſt für geringere Zinſen Geld ausleiht.

§. 731.

Das Falliren und Bankerut machen der Kaufleute gehört auch hierher. Ich theile die Falliments in drey Claſſen: 1. wenn ein Kaufmann ganz ohne ſeine

Schuld durch Unglück fallirt; 2. wenn er durch Luxus und Leichtſinn, oder aus Ungeſchicklichkeit oder aus Liebe zum Haſard zu zahlen aufhört; und 3. wenn er aus Gewinnſucht einen boshaften Bankerut macht, mit ſeinen Creditoren accordirt, hernach wieder anfängt zu handeln, und reicher iſt, als vorher.

§. 732.

Da die Fallimentſ und Bankerutte der Handlung und den Gewerben im höchſten Grad nachtheilig ſind, indem ſie den einzelnen und allgemeinen Credit auſſerordentlich ſchwächen, und immer mehrere Handelshäuſer und Familien darunter leiden, ſo muß die Polizey allen nur möglichen Fleis anwenden, daß ſie erſtlich dieſe Unglücksfälle zu verhüten ſuche, und zweytens, wenn ein Falliment entſteht, daß ſie dem gefallenen Comptoir aufhelfe, und den Folgen vorbeuge.

§. 733.

Die Fallimentſ werden verhütet, wenn die Polizey ſo viel als möglich iſt, dem Luxus entgegen würkt; wenn ſie im Schuldenweſen promte Juſtiz verſchaft, wenn ſie genau acht giebt und verhindert, daß keine andre als ſolche, welche die Handlung gehörig ſtudirt und gelernt haben, dieſe Geſchäfte treiben, u. ſ. w. Die Beförderung dieſes wichtigen Gewerbes werde ich unten, in der **Handels-Polizey**, weitläufiger lehren.

§. 734.

Bey Entſtehung der Fallimente ſelbſt, werden vortrefliche Geſezze, und deren Ausübung erfordert; ich will die weſentlichſten Grundzüge dazu entwerfen. In einem Staat der mittelmäſig groß iſt und ziemlich blühende Gewerbe hat, findet eine Credit-Aſſecuranz-Anſtale ſtatt. Alle handelnde Erwerber, Krämer, Fabricanten, und Kaufleute werden nach ihrem Handels-Capital angeſchlagen, dieſer Anſchlag wird aber jährlich erneuert, ſo wie ihre Capitalien ſteigen oder fallen; wenn nun einer unter ihnen fallirt, ſo wird die Fallitmaſſe berichtigt, der Defect alſofort von der fürſtlichen Cammer vorgeſchoſſen, und dieſer Vorſchuß dann, nach jenem Anſchlag, von dem Handelsſtand wieder beygetrieben; auf dieſe Weiſe wird jeder Handelsmann für ſich, und dieſer ganze Gewerbſtand gegen alle verdriesliche Folgen geſichert, und der Credit erhalten.

§. 735.

Damit aber dieſe wohlthätige Anſtalt nicht Anlaß zu ſchädlichem Misbrauch geben möge, ſo wird jedesmal die ſtrengſte Unterſuchung erfordert. Im erſten Fall § 731. wenn nemlich ein Kaufmann ohne ſeine Schuld, durch Unglück fallirt, fällt ihm gar nichts zur Laſt; um dies aber mit Gewißheit zu erfahren, muß man unpartheyiſche, der Handlung kundige Commiſſarien ernennen, welche ſeine Bücher und Correſpondenz aufs ſtrengſte unterſuchen; finden dieſe nun, daß der Handelsmann ganz ſchuldlos iſt, ſo behält er ſeinen perſönlichen Credit vollkommen, und wenn das Falliment ſchon bekannt geworden, (welches aber in dieſem Fall verhütet werden kan, wenn nemlich der Fallite ſeinen Zuſtand früh genug anzeigt) ſo muß auch ſeine Unſchuld öffentlich bekannt gemacht werden, damit er forthandeln könne.

§. 736.

Wenn der Handelsmann im ſtrengſten Wortverſtand unſchuldig iſt, und nicht zu kühn haſardirt hat; ſo iſts billig, daß er nichts verliere: deswegen läßt man ihm ſein ganzes Capital, und die Aſſecuranz-Geſellſchaft, bezahlt ſeine Schulden; hätte er aber zu viel gewagt ſo verfährt man nach Befinden: das was er haſardirt hat, muß er verlieren, und was er ſonſt durch Unglück verlohren hat, wird ihm erſezt.

§. 737.

Im zweyten Fall, wenn einer durch den Luxus, durch den Haſard oder durch den Leichtſinn zu Grund gerichtet wird, ſo iſt er zwar an ſeinem ganzen Unglück Schuld, doch fehlt es ihm mehr am Verſtand als am Willen; er verliert zwar ſeinen Credit ganz, und er kan durchaus nicht mehr handeln, aber er fällt doch der Gerechtigkeit nicht in die Hände; wenn ſeine Handlung gemeinnüzzig iſt, das iſt: wenn ſie vielen Menſchen Nahrung verſchaft, ſo darf man ſie nicht eingehen laſſen, man läſt alſo das Capital in der Handlung, zahlt die Schulden und ſezt einen Factor, der von der Obrigkeit oder Handlungs-Commiſſion Charta bianca bekommt, und dann handelt er eigenmächtig, doch per procura ſeines Principalen; dieſer bekommt dann nebſt ſeiner Familie, jährlich den nothwendigen Unterhalt. Nie aber darf er wieder handeln; beſſert er ſich, oder will er doch etwas thun, ſo kan er auf dem Comptoir arbeiten, der Factor aber muß alle Jahre Rechnung vor jener Commiſſion ablegen.

§. 738.

Wenn man in der Unterſuchung findet, daß ein Kaufmann boshafter und ganz vorſezlicher Weiſe Bankerut gemacht hat, und ausgewichen iſt, ſo verfährt man gegen ihn, gerad ſo wie gegen einen Staats-Verbrecher. Der Staat bezahlt ſeine Schulden, damit die Handlung und der Credit nicht leide, und die Aſſecuranz-Geſellſchaft

ſellſchaft reſtituirt ſie dem Staat; dann aber muß der Bankerutirer, durch Steckbriefe und alle nur mögliche Mittel aufgeſucht, gefangen genommen, und ſo wie ein vorzüglicher Dieb und Straſen-Räuber behandelt werden. Solchen Erzböswichtern Freypläzze zu geſtatten, iſt eben ſo gut, als wenn man Straſen-Räubern und Spizbuben in ſeinem Hauſe Sicherheit und Zuflucht vergönnt.

§. 739.

Durch dieſe Anſtalten, wenn ſie nur jedem Locale gehörig angepaſt und ſtrenge in Ordnung gehalten werden, gewinnen Handlung und Gewerbe auſſerordentlich: der Credit iſt alsdann unerſchütterlich, jeder Ausländer handelt getroſt, denn er iſt auf jeden Fall ſicher, und alle Inländer ebenfalls; überhaupt geht die Handlung einen ſichern Gang, jeder wagt kluge und hofnungsvolle Unternehmungen, und nirgends iſt etwas zu fürchten. Kommt einmal einer ins Unglück, ſo iſt er allemal gegen die Wuth ſeiner Creditoren ſicher, er braucht alſo keinen Salvum conductum, und wenn er ein redlicher Mann iſt, ſo hat er auch die Obrigkeit nicht zu fürchten.

§. 740.

Wenn ein Handwerksmann ein ſchlechter Haushälter iſt, ſeine Frau und Kinder nicht ordentlich ernährt, oder ohne Noth Schulden macht, ſo ſoll ihn die Obrigkeit creditlos erklären, und ihm dann einen Meiſter-Geſellen zum Proviſor anordnen, der das Handwerk fortſezt; dieſer bekommt einen zweckgemäſen Lohn, berechnet von Zeit zu Zeit den Verdienſt; hievon werden allmälig die Schulden bezahlt, und was übrig bleibt wird zum Unterhalt der Frau und Kinder verwendet.

wendet. Damit aber auch ein ſolcher Meiſter-Geſell gehörig und fleiſig arbeiten möge, ſo könnte man ihm gewiſſe Procenten vom Hundert des Verdienſtes zahlen, der Meiſter könnte alsdann mit arbeiten, und ſein Brod verdienen, allenfalls bekäme er auch für ſeine Perſon, ſo viel als er verdiente.

§. 741.

Wenn ein Bauer oder Gutsbeſizzer ſchlecht haushält und Schulden macht, ſo verfährt man mit ihm eben ſo, wie mit den Reichs-Ständen; man ſezt ihm eine Commiſſion, dadurch wird, wenn das Elend nicht allgemein iſt, ein ſolcher Mann, oder doch wenigſtens ſeine Familie, gerettet. Man verfährt folgender Geſtalt: damit ſeine Güter nicht zum Concurs kommen, und den Kindern, die ja ganz unſchuldig ſind, ihr Eigenthum erhalten werde, ſo formirt man erſt eine Concurs-Maſſe, und bringt alles in Ordnung.

§. 742.

Alsdann entwirft man einen Pfacht-Contract auf ſo viele Jahre, als zur Tilgung der Schulden nöthig ſind; dieſer Contract muß aber ſo eingerichtet werden, daß er den Pfachter zur Verbeſſerung der Güter anhalte, damit ſie nicht ausgeſogen werden. Dieſe Conditionen werden nun öffentlich bekannt gemacht, und ein Termin angeſezt, an welchem die Güter an den Meiſtbietenden, entweder ganz, oder welches weit beſſer iſt theilweiſe verpfachtet werden. Sind der Schulden gar zu viel, ſo muß der Mann mit ſeiner Frau im Tagelohn arbeiten, und die Kinder verſorgt der Staat; iſt es aber möglich, ſo trift man die Einrichtung ſo, daß man die Pfachtzeit deſto länger ſezze, und lieber der armen Familie jährlich noch etwas abgeben könne.

§. 743.

Auch dieſe Einrichtung thut die vortreflichſte Würkung: denn jeder iſt ſeines Eigenthums gewis; leichtſinnige, ſchlechte Eltern, können dann doch ihre Kinder nicht ganz unglücklich machen; dann dieſe bleiben wenigſtens immer noch in der Gewisheit, dereinſten wieder wohlhabend werden zu können. Auch die Creditoren, welche bey dem Concurs oft verlieren müſſen, verlieren jezt nichts: denn die Commiſſion zahlt ihnen jährlich ihre Intreſſen, und trägt dann auch endlich die Capitalien ab.

§. 744.

Die einzige Schwierigkeit, welche bey allen dieſen Anſtalten vorwaltet, iſt die Menge der Geſchäfte, welche den Perſonen der regierenden Gewalt aufgebürdet wird; allein die Sache ſcheint nur ſchwer, würklich iſt ſie es nicht: denn erſtlich werden ſehr viele Streithändel und ſchwierige Vorfälle dadurch vermieden; und dann iſt es ein groſer Kunſtgrif des Regenten, wenn er alle kluge Köpfe unter ſeinen Unterthanen mit in die Regierung zu verflechten weiß, ſolche Leute arbeiten gern umſonſt, und blos aus Ehrliebe, beſonders wenn die Geſchäfte ſehr vertheilt und nicht ſo häufig ſind, daß der Beruf dadurch verſäumt wird, und endlich giebt dieſe Einrichtung eine Empfindung von republicaniſchem Geiſte, jeder fühlt ſich geehrter, freyer, und wer mit regiert der murrt nicht. In der Staats-Haushaltungskunde werde ich den Plan dazu entwerfen.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Unſicherheit des Eigenthums durch die Mitbürger.

---

§. 745.

Sobald ein Erwerber ein Gut rechtmäſig erworben hat, ſobald iſt es ſein **Eigenthum**, es gehört ihm nach dem **Recht der Natur** zu; das **Recht der Beglückung** fordert, daß ers auch auf die beſte Weiſe verwende; beyde zuſammen alſo, nemlich das **Recht der Menſchheit**, beſtimmt ihm ſeinen **Beſiz** und **Gebrauch**. Niemand in der Welt darf daher einen Eigenthümer in dieſen beyden Stücken beeinträchtigen, bis ihm dieſer ſein Recht des Eigenthums abgetretten hat.

§. 746.

Wenn ein Menſch einem Beſizzer, ohne deſſelben Wiſſen und Willen ein Gut entwendet, ſo wagt er einen Eingriff in die Rechte der Menſchheit; die Strafbarkeit dieſes Eingriffs verhält ſich, wie der Werth des Entwendeten. Geſchieht er mit Wiſſen des Beſizzers, aber ohne deſſen Willen und mit Gewalt, ſo nennt man ihn einen **Raub**; wird er im Haus des Eigenthümers verübet, ſo heiſt er ein **Einbruch**, oder auf öffentlicher Straſen, ſo entſteht daher der Begriff vom **Straſen-Raub**; wird die Entwendung heimlich und ohne Wiſſen des Beſizzers veranſtaltet, ſo nennt man ſie einen

Diebſtahl; wenn einer dem Beſizzer ein Gut unter den Händen, durch Geſchwindigkeit, heimlich, oder mit Liſt wegpractizirt, ſo heiſt er ein **Beutelſchneider**; oder wenn einer den andern in Contracten und Verträgen übervortheilt, ſo entſteht der Begriff vom **Betrug**; und endlich wenn Bedienten oder Verwalter fremder Güter, ſich an dieſen vergreiffen, ſo iſt dieſe **untreue Verwaltung** abermal ein Diebſtahl.

§. 747.

Alle dieſe Arten des Eingriffs in die Eigenthums-Rechte, verdienen beſondere Betrachtungen; die Polizey muß ſich ſowohl in **Verhütung** als in **Beſtrafung** derſelben, zweckmäſig betragen; das iſt: ſie muß ſie auf alle mögliche Weiſe zu **verhüten** ſuchen, damit eine allgemeine Sicherheit des Eigenthums entſtehen möge, denn dieſes iſt eine ihrer weſentlichſten Pflichten. Eben zu dieſem Zweck dienen denn auch die **Strafen**; dieſe müſſen aber ſo veranſtaltet werden, daß der beäugte Zweck gehörig dadurch erreicht werde, ohne daß weder dem Beleidiger noch dem Beleidigten Unrecht geſchehe. Ich will hier wiederum gewiſſe Grundregeln entwerfen, die den Geſezgeber in ſeinen Verordnungen leiten können.

§. 748.

Da der gewaltſame Einbruch und der Straſen-Raub auch zugleich die perſönliche Sicherheit in Gefahr ſezzen, ſo hab' ich oben, im Hauptſtück von derſelben, ſchon die Maasregeln angegeben, welche die Polizey, in Verhütung jener Gewaltthaten zu beobachten hat. Wohleingerichtete Nachtwachen und Straſen-Patrouillen leiſten hier das mehreſte; eine weiſe, vernünftige Regierung, welche die Gewerbe auf alle mögliche Weiſe begünſtigt, verhindert ihre Unterthanen den

High-way-man zu machen; Druck, Mangel und Armuth aber verdrängen endlich alle Gewiſſensrüge und alles Ehrgefühl. Ein Mann der Weib und Kinder hungern ſieht, wagt endlich alles.

§. 749.

Aber auch die weiſe, gerechte und promte Bedienung des Straf-Amts, verhütet jene Verbrechen mit äuſerſter Würkſamkeit. Bey dem Regierungs-Antritt des Papſtes Sixtus des fünften war Rom eine Mördergrube; Raub und Mord wütete allenthalben, aber in wenigen Wochen hatte es dieſer groſe Regent durch ſeine ſtrenge Polizey ſo weit gebracht, daß man um Mitternacht mit Händen voll Goldes öffentlich und ſicher durch alle Gaſſen gehen konnte.

§. 750.

Der Raub iſt eigentlich ein doppeltes Verbrechen: ein Räuber iſt immer auch zum Mord gefaßt; er iſt alſo der Perſon und dem Eigenthum gefährlich. Aus dieſem Grund haben auch die Geſezze, die Todesſtrafe auf denſelben gelegt. Da aber eigentlich kein Verbrechen den Tod verdient, das nicht vorſezlicher Mord iſt, ſo kan auch kein Raub mit der Hinrichtung beſtraft werden, wenn nicht zugleich ein Mord dabey begangen worden.

§. 751.

Die Entwendung eines Eigenthums erfordert den Erſaz; folglich iſt das erſte Hauptſtück der Strafe, daß der Räuber dem Eigenthümer ſeinen ganzen Schaden vergüten muß; wenn aber nun ſeine Frau und Kinder unſchuldig ſind, ſo werden dieſe ja auch geſtraft, und das iſt ungerecht; deswegen wünſchte ich, daß auch dem Beſtohlnen, ſo bald das Factum richtig und entſchieden iſt, ſein Schaden durch eine allgemeine Staats-Aſſecuranz erſezt werden möchte; der Verbrecher verliert ſeine Ehre und wird Leibeigener des Staats; er muß dann lebenslänglich unter ſtrenger Aufſicht und wiederhohlten Züchtigungen arbeiten, und ſo den verurſachten Schaden erſezzen; ſeine Güter aber, oder ſein Gewerbe, würde alsdann nach meiner oben §. 740 — 743. vorgeſchlagenen Regel, zum Beſten der Seinigen verwaltet.

§. 752.

Es iſt zwar nicht immer zu verhüten, daß die Kinder eines Verbrechers mit ihm geſtraft werden, allein planmäſig darf es doch nie geſchehen; der Verluſt ihres Verſorgers, die unausbleibliche Schande, die doch nie von den Verwandten ganz weggetilgt werden kan u. d. g. ſind immer Strafe gnug für dieſe Unſchuldige. Wenn man aber nun noch ihre Güter confiscirt, und ſie über das alles auch arm macht, ſo ſind ſie vollends verlohren. Wenn alſo der Sohn die Miſſethat ſeines Vaters nicht tragen ſoll, ſo fällt auch die Confiscation der Güter von ſelbſt weg, und alle Inquiſitionen der Verbrecher ſollten auf Unkoſten des Staats geſchehen.

§. 753.

Oeffentliche Räuber müſſen exemplariſch beſtraft werden: ſie müſſen zum warnenden Beyſpiel entweder allezeit oder öfters, dem ganzen Publicum vor Augen ſeyn; der Erſaz deſſen was ſie geſtohlen haben, iſt bey weitem nicht Strafe gnug; denn hiezu iſt auch der verbunden, der ſeinem Nächſten das Seinige unwiſſentlich entwendet hat; ſondern ihre wiſſentliche Uebertrettung des Geſezzes, und ſo gar der Entſchluß je nach der Lage der Sachen ſich an der Perſon ihres Neben-Menſchen zu vergreiffen, erhöht das Verbrechen ungemein. Daher müſſen dieſe Uebelthäter in Feſſeln, in entehrenden Kleidern, und unter wiederhohlten Züchtigungen arbeiten, und wenn dieſes im Arbeits-Haus geſchieht, ſo müſſen ſie zuweilen auf eine Schandbühne geführt, dem verſammelten Volk ihre Verbrechen erzählt, und in aller ihrer Abſcheulichkeit bekannt gemacht werden.

§. 754.

Ein bloſer Dieb macht nur Anſchläge auf das Eigenthum ſeines Nächſtens, nicht aber auf ſeine Perſon; daher muß auch ſchon ſeine Strafe gemäſigter ſeyn; nebſt dem Erſaz den er unausbleiblich leiſten muß, wird er ins Zucht- und Arbeitshaus gebracht, wo er je nach der Gröſe ſeines Verbrechens auf eine gewiſſe Zeit büſen muß; und wenn er ſich hernach nicht beſſert, ſo wird ſeine Strafe verdoppelt, auch wohl auf ſein ganzes Leben ausgedehnt. Was ich oben §. 752. von der Confiscation der Güter geſagt habe, das gilt von allen Verbrechern. Zu Verhütung der Diebſtähle ſind eben die Mittel würkſam, die ich gegen den Raub vorgeſchlagen habe.

§. 755.

Die ſogenannte Beutelſchneider, oder eigentliche Spizbuben, welche durch Geſchwindigkeit und allerhand verbottene Künſte ihrem Nächſten das Seinige entwenden, ſind gemeiniglich Menſchen von auſſerordentlichen Fähigkeiten, die aber aus Mangel einer guten Erziehung eine ſchiefe und ganz widerwärtige Richtung genommen haben. Die gute und regelmäſige Erziehung

hung iſt alſo das erſte Mittel eine ſolche Ausartung zu verhüten. Das zweyte beſteht darinnen, daß die Polizey auf Meſſen und Märkten, und überall wo der Zuſammenfluß der Menſchen gros iſt, viele und geſchickte Aufſeher beſtellt, welche immer aufmerken, und acht geben was für Leute zugegen ſind, und was jeder treibt. Und endlich iſt das dritte Mittel wiederum eine zweckgemäſe Strafe.

§. 756.

Die Strafe der Freykäufer, Beutelſchneider Spizbuben u. d. g. Geſindel verhält ſich wie ihr Verbrechen; zugleich aber mit der Strafe muß man ſolche Mittel verbinden, wodurch ſie brauchbar und dem Staat nüzlich werden können; ſind ſie nur in ſo fern gebeſſert, daß ſie nicht mehr ſtehlen, ſo kan ſich ihrer die Polizey, als der vortreflichſten Spürhunde bedienen, um geheime Verbrechen herauszubringen. Solche Kerls wiſſen alle Schlupfwinkel und alle Handgriffe, deren ſich ihre ehmaligen Cammeraden zu bedienen pflegen.

§. 757.

Von weit gröſerem Umfang als obige Arten des Stehlens, und eben ſo auch von weit gröſerem Schaden, ſind die tauſenderley Arten des Betrugs, welche im Handel und Wandel und im Verkehr der Bürger unter einander auf mancherley Weiſe geſpielt und practizirt werden, blos um ſich auf Unkoſten des Neben-Menſchen zu bereichern. Dieſer Articlel iſt ſo weitſchichtig, daß ich nur das Vornehmſte berühren kan. Und was beſonders merkwürdig iſt: faſt nirgends beſtraft man den Betrug in dem Grade wie den Diebſtahl, da er doch im Grund mit demſelben eins iſt;

höchſtens laufts auf einen Verweis, oder auf eine Geldbuße hinaus, und eben darum iſt auch das Unheil ſo weit ausgebreitet.

§. 758.

Das Jüdiſche Volk, welches unter allen Nationen des Erdbodens zerſtreut lebt, iſt beſonders wegen der Uebervortheilung und des Betrugs im Handel berüchtigt; es iſt wahr, dieſe arme Nachkommen Iſraels ſind durch ihr achtzehnhundertjähriges Exilium ſo weit herabgekommen, daß ſehr viele unter ihnen nicht mehr wiſſen was links oder rechts iſt, und alſo um ſo weniger ſtrafbar ſind. Was ſollen aber auch dieſe arme Menſchen anfangen, wovon ſollen ſie leben? — Man verſagt ihnen die Rechte der Menſchheit, oder man erſchwert ſie ihnen wenigſtens; da ſie nun eben ſo gut Adams-Kinder ſind wie wir, was Wunder alſo wenn ſie durch das Recht der Selbſterhaltung gedrungen, ſich ſo gut nähren als ſie können? Ein Jude iſt immer weniger ſtrafbar als ein Chriſt, wenn beyde Betrüger von einerley Art ſind.

§. 759.

Es iſt freylich ein ſchweres Verhängniß Gottes, daß die Juden allenthalben unter dem Druck und der Verfolgung anderer Völker ſeufzen müſſen; allein das wird ihre Frohnvögte nie entſchuldigen. Wehe dem der ſich an dieſem verwaiſten Saamen Abrahams vergreift! — Im Gegentheil iſt es eine der edelſten Arten der Wohlthätigkeit, wenn man den Juden ihr Elend erleichtert; daher ſoll ſich der Regent mit Liebe, aber auch mit groſer Vorſichtigkeit ihrer annehmen.

§. 760.

Ich ſage mit groſer Vorſichtigkeit; denn es iſt eine der wichtigſten und unerkannteſten Regeln in der Regierungskunſt, daß man Freyheit und Aufklärung in gleichem Grade geben laſſen müſſe: ſo lang ein Volk noch rohe Sitten hat, ſo lang misbraucht es ſeine Freyheit eben ſo gut, wie ein noch unerzogener wilder Knabe, den man für mündig erklären wollte. Würde man alſo den Juden auf einmal die ganze bürgerliche Freyheit der Chriſten einräumen, ſo würde der gröſte Theil dieſe Freyheit misbrauchen, ſie würden alle ihre Intriguen, ihre eingeſogene und angebohrne Grundſäzze, die uns jezt ſchon ſo läſtig ſind, in unſere Verfaſſung mit herüber bringen, und uns alſo ſehr ſchädlich und beſchwerlich werden. Beyſpiele der älteren und neueren Zeit beweiſen, wie oft dieſes Volk den Staaten zur Laſt, und gar gefährlich geworden iſt.

§. 761.

Wenn die Freyheit mit der Aufklärung in gleichem Schritt gehen ſoll, ſo wäre alſo das erſte, daß man die Juden aufzuklären ſuchen müſte; allein iſt das auch möglich? Ich glaube nicht: dieſe Nation hängt mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an den Moſaiſchen Geſezzen, und den alten Gebräuchen, welche ihr ihre Lehrer aufgebürdet haben. Alles iſt bey ihr Religion, was ſehr oft bey uns blos Polizey iſt, ſie aufklären hieß alſo ſie bekehren; wie ſchwer aber dieſes bey einem Volke halte, das im Druck lebt und wegen ſeiner Religion leidet, iſt bekannt.

§. 762.

Zudem iſt dies Volk unter allen Nationen zerſtreut; wenn auch ein oder anderer Regent ſich ihrer annimmt, ſo wirds doch nie dahin kommen, daß ſich alle Fürſten zu ihrer Aufklärung vereinigen, und ſo lang das nicht geſchieht, ſo lang würkt ihr Gemeingeiſt durch die ganze Maſſe; denkt auch hie und da einer edel, ſo würkt er doch nie aufs Ganze; wie hartnäckig die Juden auf ihrer Denkungsart beharren, das beweiſen die vielfältigen Beyſpiele der Bekehrten; ſie bleiben auch nach der Taufe noch immer Juden. Wenn einmal ihre Weiſſagungen in Erfüllung gehen, wenn einmal ein neuer Moſes unter ihnen aufſteht der Einfluß aufs Ganze hat, dann wird dies Volk mit allen ſeinen Kräften, die ganz unverkennbar ſind, noch einmal eine groſe Rolle ſpielen.

§. 763.

Bis dahin ſoll alſo die Polizey dies Volk mit Weisheit regieren: man kan ihnen Freyheiten einräumen, aber ſobald man merkt, daß ſie gemisbraucht werden, ſo muß man ſie wieder einſchränken; überhaupt muß man ihnen aber mit Liebe begegnen, leutſeelig im Umgang gegen ſie ſeyn, ſie nicht ſchmähen oder verſpotten, ſondern ſie wie Brüder behandeln, die jezt in der Ungnade ihres Vaters ſtehen, der doch noch immer Vater bleibt, und ſie einmal aus allen vier Winden ſammeln, und in das Land führen will, das er ihren Vätern geſchworen hat. Iſt das mehr als zweytauſendjährige prophetiſche Orakel, daß Iſrael unter alle Völker zerſtreut werden ſollte, ſo beſtimmt eingetroffen, ſo wird auch dieſes eintreffen.

§. 764.

Doch nicht etwa die Juden allein ſinds, die ſo betrüglich und gefährlich im Handel und Wandel ſind; wir haben gnug Unbeſchnittene an Herzen und Ohren unter uns ſelbſt, die um ſo viel gefährlicher ſind, je mehr Vermögen ſie beſizzen, ihrem Nebenmenſchen zu ſchaden. Capitaliſten, die den armen Gutsbeſizzern Geld lehnen, dann die Zinſen nicht eintreiben, ſondern ſo lange aufwachſen laſſen, bis ſie das Gut verzehrt haben, und ſie alsdann mit Fug und Recht daſſelbe an ſich ziehen können. Gegen dieſen Greuel hab ich ſchon hin und wieder Vorſchläge gegeben.

§. 765.

Capitaliſten, die gegen ungeheure Zinſen und Pfänder Geld auslehnen, durch Intriguen und Cabalen alle Geſezze vernichtigen, und den Nothleidenden ſtatt zu unterſtüzzen, vollends zu Grund richten. Die ſchärfſten Geſezze helfen hier nichts; geſezt es wäre verbotten mehr als fünf vom Hundert zu nehmen, was würde mich das Verbot hindern, ſo viel Intreſſen zu ziehen, als ich wollte und könnte? Ich wegere dem Nothleidenden meine Hülfe, ſo lang bis er alles verſpricht, dann fordre ich zehn Procent, und da ich weiß, daß dies die Geſezze nicht zugeben, ſo lehne ich einem hundert Gulden, laſſe aber ſtatt deſſen wenn der Termin 10 Jahr iſt 150 Gulden in die Handſchrift ſezzen; nun zahlt mir der Schuldner jährlich 5 Procent, aber nach 10 Jahren empfang ich ſtatt 100 Capital 150, folglich die verſprochene 10 vom Hundert.

§. 766.

Auch dieſem Unheil beugt die oft erwähnte Landesväterliche Leihcaſſe vor, nichts iſt wohlthätiger als dieſe Einrichtung: der Landesherr verlehnt ſein Geld an ſeine Unterthanen, gegen eine billige Hypothek und gewiſſe beſtimmte niedrige Intreſſe, etwa zu 3 bis 4 Procent. Damit aber dieſe Leichtigkeit an Geld zu kommen, nicht zum Schulden machen verleiten möge, ſo muß allemal der Zweck unterſucht werden, wozu das Geld gebraucht werden ſoll; iſt dieſer nicht wirthſchaftlich, ſo lehnt man auch kein Geld dazu. Vielleicht wendet man mir ein, auf dieſe Weiſe würde die Schatulle des Herrn viel einbüßen; ja das iſt wahr, **Marggraf Carl Friedrich von Baden** verliert auf dieſe Weiſe groſe Summen, aber dieſer Verluſt iſt eben ſo einträglich, als die Frucht, die man auf einen Acker ſäet, und dann muß man auch die Leute zur Zahlung der Capitalien und Intreſſen gehörig anhalten. Die Beamten müſſen ſtreng ſeyn, nur der Herr ſelbſt kan ſchenken und begnadigen.

§. 767.

Bäcker und Schlachter, welche weſentliche Befriedigungs-Mittel des Volks ganz in ihrer Gewalt haben, müſſen durch eine Taxe zur Billigkeit angewieſen werden. Allein es trägt ſich oft zu, daß ſie mehr gewinnen wollen und ihnen die Taxe zu gering iſt; in dieſem Fall muß man erſtlich gewiß wiſſen, daß ſie mit dieſer Taxe zufrieden ſeyn können; iſt dieſes und die Bäcker wollen nicht backen, ſo läſt man das Brod mit ganzen Wagen voll aus benachbarten Gegenden kommen, und dies ſo lang, bis die Bäcker wieder backen wollen. Ich habe einen Burgermeiſter gekannt, der auf jede Weigerung der Bäcker alſofort ein paar Polizey-Diener zu ſich nahm, dann herumging und fragte; wer nun nicht backen wollte, dem wurde der Backofen ohne Barmherzigkeit eingeſchlagen, und dann Brod von auſen herein gehohlt; auch die Schlachter können auf eine ähnliche Art gezwungen werden.

§. 768.

Alle Monopoliſten ſind ein Gift für den Staat, man ſoll ſchlechterdings keine ausſchlieſliche Privilegien geben; denn ein ſolcher Mann hat ja mit ſeinen Waaren das ganze Publicum in ſeiner Gewalt, er kan die Waaren ſchlecht machen, oder die ſchlechteſten feil haben, und dann doch ſo hohe Preiſe ſezzen, als er will. Ich werde unten in der Gewerb-Polizey die Schädlichkeit der Monopolien beweiſen.

§. 769.

Nichts drückt aber den Unterthanen heftiger, und nichts macht ihn ſchleuniger arm, als die Getreide-Theurung; und dieſes rührt gewöhnlich von den Korn-Wucherern her, welche, wenn ſie einen Aufſchlag vermuthen, alles Getreide zuſammen kaufen, ſodann an ſich halten und immer auf ſtärkere Theurung warten. Dieſe ſataniſche Maxime muß die Polizey vernichtigen: ſobald der Mangel anfängt merklich zu werden, ſo muß man mit Gewalt die Magazine ſolcher Wucherer öfnen, und von Polizey wegen ihr Getreide, gegen einen Preis, bey welchem ſie wohl beſtehen können, verkaufen. Denn kein Bürger kan das Recht haben, ſeinen Nebenmenſchen blos aus Gewinnſucht zu Grund zu richten. Weiter unten wo ich von der Polizey-Hülfe zur Zeit des Miswachſes handeln muß, da werde ich Vorſchläge von Frucht-Magazinen thun, die unausbleiblich den Miswachs, ſo wie die Plane der Korn-Wucherer unſchädlich machen.

§. 770.

Das Holz iſt ebenfalls ein ſehr wichtiges Befriedigungs-Mittel, und es iſt eine groſe Pflicht der Polizey dafür zu ſorgen, daß nicht die Gewinnſucht einzelner Perſonen die übrigen Unterthanen plündere. Wo die Landleute ihr Holz zum Verkauf in die Städte bringen, da muß man keine Vorkäufer dulten; denn dieſe kaufen zur Zeit der Wohlfeile einen Vorrath ein, nehmen, wie man zu ſagen pflegt, dem Bürger das Holz vor der Naſe weg, und verkaufen es ihm hernach ſo theuer als ſie wollen. In dieſem Fall muß man wöchentlich einen Holzmarkt auf einen gewiſſen Tag beſtimmen, an welchem ſich jeder nach ſeinem Vermögen ſo viel kaufen kan, als er bedarf. Dann ſind vereidete Holzmeſſer nöthig, welche es jedem Käufer zumeſſen, damit er nicht betrogen werde.

§. 771.

Wenn das Holz in Flößen auf einem Fluß herzugefahren wird, ſo iſt es nicht wohl möglich daß der gemeine Mann auf einmal ſo viel kaufen kan, als er auf eine lange Zeit braucht, und das iſt doch oft nothwendig, weil der Flößer wegen der groſen Menge nicht ins Kleine verkaufen kan. Daher ſoll die Polizey um den Vorkauf zu verhüten, einen Holzhof anlegen, dann ganze Flößen kaufen und dort aufſchobern; aus dieſem Vorrath verkauft man hernach in billigen Preiſen, und zwar wöchentlich an einem beſtimmten Tage, ſo viel als der Bürger braucht und als er bezahlen kan. Eben ſo verfährt man auch da, wo das Holz aus den herrſchaftlichen Waldungen genommen wird. Hier verwaltet der Forſtbediente den Holzhof und ſeine Caſſe.

§. 772.

In den Städten, wo es viele Handwerks- und Handels-Leute, Gelehrte und Dienerſchaft giebt, oder wo eine Univerſität iſt, da muß mit allem Fleiß für die Wohlfeilheit der Lebensmittel geſorgt werden. Den Grund dazu legt eine gute landwirthſchaftliche Polizey: denn dieſe verſchaft Ueberfluß an Victualien; der Bauer muß dieſen Ueberfluß zu Geld machen, dazu ſind ihm nun die Wochenmärkte ſehr vortheilhaft und bequem; zugleich aber ſind auch dieſe jenen Städten unentbehrlich. Die Polizey muß daher mit höchſtem Fleiß darauf ſehen, daß die Wochenmärkte in Flor kommen, und ordentlich gehalten werden.

§. 773.

Wenn nur ein Wochenmarkt in einer Stadt iſt, ſo iſt der Bürger genöthigt, an einem Tage alles zu kaufen, was er in der ganzen Woche braucht, und das iſt beſchwerlich: denn eines Theils weiß man nicht immer, was man die ganze Woche brauchen wird, und andern Theils laſſen ſich auch die Eßwaaren nicht immer etliche Tage lang aufbewahren; daher muß man ſorgen, daß wenigſtens zweymal in jeder Woche Markt gehalten wird. Zugleich muß es aber auch jedem Producenten frey ſtehen, alle Tage auf dem Markt Lebensmittel feil zu haben.

§. 774.

In den Städten giebt es wieder Vorkäufer, welche alsbald, ſo wie die Feilhaber auf den Markt kommen, mit den Weibern und Mägden der Bürger auf die Waaren bieten, ſie ihnen vertheuren und wegkaufen; wenn man nun zwiſchen den Markttagen etwas braucht, ſo muß man ihnen geben was ſie haben wollen. Dies iſt höchſt ſchädlich und Polizeywidrig, daher muß man den Vorkäufern bey höchſter Strafe verbieten, irgends etwas einzukaufen, bis der Bürger ſeine Proviſion gemacht hat. Wenn daher der Markt von Menſchen leer wird, dann kan der Vorkäufer den Ueberſchuß einkaufen und auf den Nothfall feil haben.

§. 775.

Aber auch die Krämer werden ſehr oft der bürgerlichen Geſellſchaft ſchädlich, und tragen dazu bey, daß der Unterthan arm wird. Dies geſchieht entweder durch **ſchädliche Waaren**, oder durch **Uebervortheilung im Handel**. Die Waaren ſind ſchädlich, wenn ſie entweder den Luxus verbreiten, hievon hab ich oben ſchon hinlänglich geredet, oder wenn die Waaren ſelbſt nicht gut, nicht ächt ſind.

§. 776.

Wenn die Waaren im Land ſelbſt fabrizirt werden, ſo ſorgt die Handwerks- und Fabrik-Polizey, durch weislich eingerichtete Schaugerichte für ihre Güte und Schönheit; bey ausländiſchen Waaren aber muß der Krämer ſelbſt ſorgen, daß ſie gut ſind, und niemand damit betrogen werde; thut er das nicht, und giebt er ſeinen Käufern ſchlechte Waaren für gute, in den nemlichen Preiſen, ſo iſt er in jedem Betracht ſtrafbar und dies im Verhältniß des Betrugs.

§. 777.

Wenn daher ein Krämer mit einer Waare betrogen wird, die er nicht wieder zurück geben kan und ſie iſt durchaus **ſchädlich**, ſo muß er den Schaden tragen und niemand davon verkaufen; wäre ſie aber noch einigermaſen brauchbar, ſo muß er dem Käufer den Fehler treulich anzeigen, und den Preis nach dem Werth beſtimmen; kauft ſie nun dieſer doch, ſo iſt jener unſträflich; wenn er aber ſchlechte Waaren für gute verkauft, ſo muß er dem Käufer den Schaden erſezzen, und eine verhältnißmäſige Geldſtrafe erlegen.

§. 778.

Wenn jemand eine fehlerhafte Waare einkauft, ſo kan er doch noch den Fehler entdecken und ſich an dem Verkäufer erhohlen, auch dieſer hat wenigſtens noch einen Scheingrund für ſich, weil er auch damit betrogen worden; wenn aber der Krämer falſche Ehlen, Maaß und Gewicht braucht, ſo iſt er ein Böſewicht, ein ehrloſer Menſch, der allen Werth verlohren hat, und am Leibe und an der Ehre ſtrafbar iſt.

§. 779.

Um dergleichen Greuel zu verhüten, muß die Polizey für Maaß und Gewicht eine geſezmäſige Aiche aufbewahren; dann durch einen vereideten Waagenmeiſter, der ein geſchickter Schloſſer iſt, allerhand Waagen, Ehlen und Maaße vorräthig machen laſſen. An beſtimmten Tagen muß der Waagenmeiſter ſeine Waagen bringen, dieſe werden dann durch die Polizey in öffentlicher Sizzung geaicht, geprüft, und dann in Gegenwart aller vom Waagenmeiſter geſtempelt. Nun darf kein Krämer andere Waagen, Maaß und Gewicht haben, als ſolche die auf dieſe Art geſezmäſig gemacht worden.

§. 780.

Um aber auch zu erfahren, ob die Krämer, Bäcker, Schlachter u. d. g. ſich der geſezmäſigen Maaße, Waagen und Gewichte bedienen, ſo muß die Polizey plözlich, oft und zu unbeſtimmten Zeiten den Waagenmeiſter fordern, dann mit der Aiche von Haus zu Haus gehen, und allenthalben viſitiren; findet man nun andere Maaße und Gewichte, ſo iſt der Innhaber ſchon ſtrafbar; iſt aber ſogar die Maaße und das Gewicht kleiner, oder bedient man ſich bey dem Einkauf eines gröſern, ſo ſtraft man ihn nicht um Geld, ſondern ein ſolcher Mann wird ehrlos, und ein Leibeigner des Staats, der lebenslang zu öffentlichen Arbeiten verdammt werden muß.

§. 781.

Damit ſich Ehlen, Maaße, Waage und Gewicht nicht zum Schaden des Käufers oder Verkäufers leicht verändern können, ſo muß man erſtlich dafür ſorgen, daß dieſe Werkzeuge ihrer Structur nach richtig und brauchbar, und nicht fehlerhaft gemacht werden; und zweytens daß man ſo wie ſie ſich verändern, entweder neue anſchaffe, oder die alten wieder richtig mache. Daher ſollen im Handel und Wandel durchaus keine Schnell- oder Feder-, oder Hebel-Waagen, ſondern nur zweyſchaalichte und kunſtmäſig verfertigte, geduldet werden.

§. 782.

Zu den groſen Waagen wird das Gewicht am füglichſten aus rohem Eiſen gegoſſen, und dann mit eingegoſſenem Bley berichtigt; findet man nun mit der Zeit, daß das Gewicht durch den Roſt und Abſchleifen verlohren hat, ſo wird der Verluſt durch zugegoſſenes Bley erſezt. Die meſſingene Einſaz-Gewichte, wenn ſie anders richtig geaicht ſind, ſind ſehr gut, und wenn ſie endlich abgenuzt ſind, ſo wird ein neues angeſchaft. Die Ehlen ſollen immer aus Eiſen geſchmiedet werden, denn das Holz ſchrumpft ein und dehnt ſich aus, je nachdem es Wetter iſt, das Eiſen aber unmerklicher, zudem nuzt ſich auch dieſes nicht ſo leicht ab.

§. 783.

Zu den Oel- und Wein-Maaßen, ſoll man durchaus keine kupferne, meſſingene oder gar bleyerne

Geſchirre brauchen, weil ſie giftig ſind; auch das gewöhnliche Zinn enthält Bley in ſich. Daher müſſen alle dieſe Maaße aus verzinntem Eiſenblech verfertigt werden. Alle trockene Maaße werden aus Holz durch die Böttcher verfertigt, und dann von der Polizey und dem Waagenmeiſter geaicht und geſtempelt. Endlich muß die Polizey dafür ſorgen, daß in einem Land auch einerley Maaß und Gewicht ſeyn möge.

§. 784.

Die herumziehende Krämer, Hauſirer, Trödeler, und ſogenannte Lappen-Juden, bringen einem Lande Nuzzen, aber auch Schaden; ſie erleichtern dem gemeinen Mann, beſonders auf den Dörfern, die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, aber ſie führen ihm auch viele unnöthige, und Waaren des Luxus zu, und ſchleppen das Geld aus dem Lande. Hier muß alſo die Polizey würkſam ſeyn, um das Nüzliche zu befördern, und das Schädliche zu verhindern.

§. 785.

Wenn die Märkte nach meinem, unten in der Gewerb-Polizey vorkommenden Plan, durchs Land vertheilt, und ordentlich eingerichtet ſind, ſo könnte man das Hauſiren ganz verbieten, und den wandernden Krämer blos das Markthalten erlauben; bis dahin aber muß jeder Hauſirer, ehe er in einem Dorf oder Flecken verkauft, ſich bey dem Dorfs-Vorſteher melden, ſeine Waage, Maaß und Gewicht zeigen, welches alles dann der Vorſteher nach ſeiner Aiche, die er auch aus andern Urſachen unausbleiblich haben muß, prüft, und wenn er dann Maaß, Gewicht und auch die Waaren ſelbſt geſezmäſſig findet, ſo giebt er die Erlaubniß zu hauſiren.

§. 786.

§. 786.

Damit dieſe Polizey-Geſchäfte niemanden drückend werden, ſo muß die Polizey alles Prüfen und Viſitiren ex officio und umſonſt thun, nur die geaichten Maaße und Gewichte, die ſich der Krämer ohnehin anſchaffen muß, werden dem Waagenmeiſter bezahlt. Doch könnte man alle Ausländer welche im Lande handeln, kaufen und verkaufen, davon ausnehmen, dieſe müſten etwas geringes abtragen. Auf den Märkten muß ebenfalls die Polizey mit dem Waagenmeiſter herumgehen, und von Stand zu Stand, Waaren, Maaße und Gewichte prüfen.

§. 787.

Das Geld oder die Münzen müſſen allgemeinen Credit haben; ſo wie es jeder in die Hand bekommt, muß er wiſſen, daß es ihm immer ſo viel werth iſt, als es gilt, und daß es ihm jeder für den Werth wieder abnimmt; dieſe Gewisheit kan dem Gelde niemand geben, als der Landesherr, folglich darf auch niemand anders Geld münzen als er. Wenn alſo ein Privat-Mann das Geld eines Herren nachprägte, und es eben ſo gut machte, ſo litte niemand darunter; indeſſen ſobald man erführe daß das gegenwärtige Stück ein Privat-Mann geſchlagen hätte; ſo würde es keinen Credit haben, niemand würde es nehmen wollen. Daraus folgt, daß ein Unterthan oder Bürger auch nicht einmal gutes Geld münzen darf.

§. 788.

Da bey dem Nachprägen des geſezmäſigen oder guten Geldes, wenn es nicht ins Groſe getrieben wird, wenig Nuzzen heraus kommt, ſo kommt auch dieſer Fall ſelten oder nie vor; im Gegentheil findet man deſto öfter ſolche Leute, die ſich auf verbottene Künſte legen, ſchlechten Metallen die Farbe des Goldes oder Silbers geben, und aus dieſen dann Geld münzen. Da durch eine ſolche falſche Münze der lezte Beſizzer um ſo viel betrogen wird, als die Münze beträgt; zugleich ein allgemeiner Miscredit über die nachgeprägte Münzſorte entſteht, und endlich der falſche Münzer einen Eingrif in die Rechte der regierenden Gewalt wagt, ſo iſt er als ein Staats-Verbrecher höchſt ſtrafbar.

§. 789.

Unſre Criminal-Geſezze ſprechen dem falſchen Münzer das Leben ab; dieſes aber kan nur der verwürken, der Menſchenblut vorſäzlich vergieſt; keine zeitliche Güter ſind ſo viel werth, als das Leben eines Menſchen; daher wird ein ſolcher Mann je nach der Gröſe ſeines Verbrechens, erſtlich Leibeigener des Staats, dem er alſo lebenslang arbeiten muß; und zweytens verhält ſich dann die cörperliche-Strafe, wie der Grad ſeines Schadens, den er der bürgerlichen Geſellſchaft zugefügt hat. Hätte aber jemand wahrhaft gutes Geld, und nach dem Münzfuß ausgeprägt, ſo würde er nicht leibeigen, und ehrlos, ſondern er müſte mit einer namhaften Summe Gelds beſtraft werden.

§. 790.

Es giebt Leute, beſchnittene und unbeſchnittene Juden, welche vorzüglich das Gold rund um befeilen, den Feilſtaub dann ſammeln und in ihren Nuzen verwenden; damit man dieſen Diebſtal entdecken könne, hat man das Rändeln erfunden. Ein ſolcher Betrüger fällt in die nämliche Strafe mit dem falſchen Münzer. Wieder andre ſpüren den ſchwereren und guten alten Münzen nach, wechſeln ſie gegen ein geringes Agio auf, und tragen ſie auſer Land. Dieſes zu verhüten, muß jeder Landesherr die courſirende Münzen alle ohne Underſchied gegen den Münzfuß devalviren und in Cours ſezzen: ſo unterbleibt dieſes ſchädliche Wechſeln von ſelbſt. Indeſſen kan ein ſolcher Wechsler eigentlich nicht beſtraft werden.

§. 791.

Die Waldungen und Landſtrecken welche nicht Privat-Eigenthum ſind, gehören dem ganzen Staat zuſammen; da ſie nun dieſer nicht verwalten und benuzzen kan, ſo hat er ſie dem Landesherrn überlaſſen, der alſo zum Beſten des Ganzen damit wirthſchaften muß; folglich gehört ihm alles, was die Natur und Kunſt auf ſolchen Gründen produzirt, eigenthümlich zu. Wenn daher ein Privatmann Holz, Wildpret, oder andre Waldproducte ſtiehlt, ſo iſt er erſtlich einmal der Natur der Sache nach ein Dieb; da er ſich aber an Staatsgütern vergriffen hat, ſo iſt er auch ein Staats-Verbrecher, der zwar nicht den Tod aber ſeine Ehre verwürkt hat; folglich muß er den Diebſtahl vergüten, und auf die Schandbühne geſtellt werden.

§. 792.

Obgleich dieſes Geſez dem Recht der Natur und der Beglückung, oder dem Recht der Menſchheit angemeſſen iſt, ſo verändern doch die Umſtände die Sache: wenn ein Landesherr das Wild übermäſig hegt, ſo daß die Landleute Schaden darunder leiden, ſo bekommen ſie freylich nicht dadurch das Recht, das Wild wegzuſchieſen; wenn indeſſen jemand in der Hizze und Uebereilung den Fehler begangen hätte, ſo würde er nicht ehrlos, ſondern er müſte nur den Schaden doppelt erſezzen, denn er vertheidigte ſein Eigenthum; da er es aber zum Schaden ſeines Landesherrn that, ſo wurde er dadurch ſtrafbar.

§. 793.

Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Holzfrevel; in waldreichen Gegenden ſind die Landleute von Alters her im Beſiz des Gebrauchs, in den Wald zu gehen, und entweder für ihren eigenen Heerd, oder zum Verkauf Holz zu holen; auch die Strafe, oder Waldrüge ſchreckt ſie nicht ab, weil ſie nicht ehrlos, auch nie ſo gros iſt, daß ſie abſchrecken könnte; da es nun Oerter giebt, wo der Holzfrevel einen Theil der Nahrungs Quelle ausmacht, ſo muß das Forſtamt behutſam verfahren; die Leute müſſen erſt in ein ordentliches nährendes Gewerbe eingeleitet, und dann aus dem Walde verwieſen werden. Wenn aber der Unterthan einmal des Waldes nicht mehr bedarf, ſo iſt der Holzfrevel Diebſtahl, und macht alſo auch ehrlos.

◆ ◆ ◆

Drittes Hauptſtück.

Von der Unſicherheit des Eigenthums durch die regierende Gewalt.

§. 794.

Wenn es eine der heiligſten Pflichten der regierenden Gewalt iſt, das Eigenthum ihrer Unterthanen gegen jede Unſicherheit zu ſchüzzen, ſo iſt ihr Verbrechen, wenn ſie ſelbſt Eingriffe in die heiligen Rechte des Eigenthums wagt, um ſo viel ſchrecklicher, je gröſer ihre Gewalt, und je weniger es den armen Unterthanen möglich, und auch erlaubt iſt, ihr Eigenthum gegen ihre Eingriffe ſicher zu ſtellen. Was kan aber hier die Polizey thun, was kan ſie ausrichten? — Wenig! — Indeſſen iſt ſie doch nicht ganz unnüz: denn ſie kan den Fürſten über ſeine Pflichten aufklären, weil ſie viele noch nicht kennen, und alſo aus Unwiſſenheit fehlen; und dann zeigt ſie auch den Unterthanen, wie ſie ſich in einer ſolchen traurigen Verfaſſung helfen, und — dulten können.

§. 795.

Die Eingriffe der Obrigkeit in das Eigenthum der unbeweglichen und beweglichen Güter ihrer Unterthanen ſind mannigfaltig; vorzüglich ſind die Mittel dazu: die Leibeigenſchaft; Abgaben von mancherley Art; Frohndienſte; Lotto; Ankauf der adelichen- und Bauerngüter; Fabriken und Handlung; die Jagd; Druck der Beamten; u. ſ. w.

§. 796.

Ich hab in dieſem Werk ſchon hin und wieder der Leibeigenſchaft gedacht; da ſie aber vorzüglich den Fehler hat, daß ſie die Unterthanen hindert reich zu werden, ſo hab ich ſie für dieſen Ort aufbehalten: folglich muß ich hier etwas umſtändlicher davon reden. Die Leibeigenſchaft bezieht ſich entweder auf die Perſon und Güter zugleich: in dieſem Fall iſt ſie Knechtſchaft, Sclaverey; oder blos auf die Güter, und dann iſt ſie was man gewöhnlich unter dem Wort Leibeigenſchaft verſteht.

§. 797.

Da alle Menſchen gleichen Anſpruch auf die Rechte der Menſchheit haben, unter welchen die Freyheit eins der wichtigſten iſt, ſo kan niemand als Knecht gebohren werden, ſondern wenn einer durch Verbrechen ſeine Freyheit verliert, ſo trift das nur ſeine Perſon, nicht aber ſeine Kinder. Der Gebrauch Sclaven zu haben und ihre Kinder wieder in der Sclaverey zu erziehen, hat ſeinen Urſprung nur allein in dem Recht des Stärkeren, oder auch des Kriegs; und iſt nur dann erlaubt, wenn andere Nationen um uns her, mit uns ſo verfahren, und wir alſo durch Repreſſalien ſie in den Schranken zu halten gezwungen ſind; oder auch, wenn man genöthigt iſt, ein ganz und gar verdorbenes Volk, entweder ganz zu vertilgen, oder doch in die Unmöglichkeit zu ſezzen, ferner zu ſchaden.

§. 798.

Da alſo die Sclaverey ein höchſt ſträflicher Eingrif in die Rechte der Menſchheit iſt, ſobald als ſie nicht eine von obigen Urſachen zum Grund hat; ſo iſt klar, daß die Chriſten volles Recht haben, die Türken nicht nur aus ihren Beſizzungen zu vertreiben, ſondern ihren Staat ganz zu vernichtigen, eben darum, weil ſie Millionen Chriſten durch die Sclaverey zu Grund gerichtet, und elend gemacht haben; aber dann hat auch das Reich der Neger die nemliche Rechte auf die Europäiſche Seemächte. Schande für die Chriſten, deren Religion doch ganz Menſchenliebe iſt!

§. 799.

Aus eben dieſen Gründen erhellt auch, daß die Knechtſchaft, welche in Polen, Litthauen, Liefland und Curland noch herrſchend iſt, ungerecht ſey und die Menſchheit entehre; daß ſie auch ſogar für die Herrſchaft ſelbſt ſchädlich ſey, und auf welche Art ſie aufgehoben werden müſſe, das werde ich nun bald auseinander

ander ſezzen. Die Leibeigenſchaft aber, welche nicht mit der Knechtſchaft verbunden iſt, kan ihre guten Gründe haben. Z. B. wenn ſich ein Hausvater einen groſen Diſtrict wüſten Landes rechtmäſig zueignet, und ihn dann durch Coloniſten urbar macht; oder überhaupt, wenn ein Landesherr rechtmäſiger Grund-Eigenthümer ſeines Landes iſt: in dieſen Fällen iſt eine ſolche Leibeigenſchaft im Recht der Natur gegründet; ob aber auch im Recht der Beglückung? das iſt eine andere Frage; beyde ſind aber Pflicht, und eins ſowohl Recht der Menſchheit wie das andere.

§. 800.

Wenn ein Knecht oder Sclave ein gewöhnlicher Menſch iſt, und auf die gewöhnliche Weiſe gehalten wird, ſo erſchlaffen allmälig alle Triebe zur Vervollkommnung und Beglückung in ihm, denn ſie helfen ihm nichts, weil er ſeinen Zweck nie erreicht; er wird träge zu allem, ſeine Kinder läſt er aufwachſen wie wilde Ranken, denn wozu ſoll er ſie aufklären oder bilden, wenn er auch Fähigkeit dazu hätte? — um ihr Elend ſtärker zu fühlen, ohne ſich retten zu können? — Daher fällt ein ſclaviſches Volk ganz in Ohnmacht zurück, und vegetirt nur. Wie ſich der Despote dabey befinden müſſe, das lehren uns die Beyſpiele der Aſiaten. Was könnten dieſe Reiche ſeyn, wenn ihre Bewohner nicht Sclaven wären? — und was ihre Regenten? — Alſo ſchon die Perſonal-Knechtſchaft allein macht arm und elend.

§. 801.

Wenn der Herr ſeinen Knechten Haus und Hof übergiebt, und ſie zu Bauern macht, ſo iſt das ihnen übertragene Gut nicht ihr Eigenthum, der Herr kans

ihnen

ihnen wieder nehmen, ſobald er will; dieſe Unſicherheit des Eigenthums hat böſe Folgen für die Landwirthſchaft: denn auch der geſchickte Bauer mag an keine Verbeſſerung der ihm anvertrauten Güter denken; denn für wen ſoll er verbeſſern, das Gut iſt ja nicht ſein? Ein Gut aber, das nur blos zur Nothdurft gedüngt und bearbeitet wird, nimmt immer an Güte und Ertrag ab, ſo wie es hingegen der Fleiß, und immer anhaltendes Düngen zu einem doppelt und dreyfachen Ertrag bringt.

§. 802.

Dazu kommt nun noch die Knechtſchaft ſelbſt: der Bauer iſt von der Caprice ſeines Herrn abhängig, wenn dieſer will gearbeitet haben, ſo muß jener alles ſtehen und liegen laſſen, es mag Saat- oder Erndtezeit ſeyn; alles was er auf dem Gut erwirbt, gehört dem Herrn, und wenn dieſer nur etwas rauh oder hart iſt, ſo muß der Bauer mit Brod und Waſſer, und mit einem Kittel zufrieden ſeyn; endlich kommt oft noch ein Umſtand hinzu: wenn ein ſolcher leibeigner Bauer fleiſig iſt, und ſein Gut verbeſſert oder gut haushält, ſo muß er gewärtig ſeyn, daß ihn der Herr aus Eigennuz auf ein vernachläſſigtes Gut ſezt, um es auch zu beſſern, und dem Faulen das verbeſſerte giebt, um alles aufs Beſte zu nüzzen.

§. 803.

Die Folgen von dem allem laſſen ſich leicht errathen: ſolche Güter der Leibeigenen, die immer vernachläſſigt werden, nehmen am Ertrag ab; um alſo eine Bauernfamilie nur ärmlich zu nähren, werden ungeheure Strecken des fruchtbarſten Landes erfordert; das unfruchtbare wird endlich gar nicht mehr gebraucht, es verwandelt ſich in wüſte Heyden und Blößen, wo das magere, elende Vieh am Hungertuch nagt; aber auch das fruchtbare Land wird endlich ausgeſogen und trägt wenig mehr. Daher hat ein ſolcher Grundherr am Ende eine groſe weitläuftige Wüſteney, die ihm nichts einträgt, ſie könnte ein blühendes Fürſtenthum ſeyn, und iſt ein bettelarmes Rittergut, wo endlich Haſen und Rehe den Herrn ernähren müſſen, und wo die paar Bauern wieder bis an die Gränzen des Thierreichs zurückgeſunken ſind.

§. 804.

Aus dieſem allem erhellet, daß die Knechtſchaft nicht blos ungerecht, ſondern auch für Herren und Unterthanen höchſt ſchädlich ſey, und alſo aufgehoben werden müſſe. Allein hier muß die Polizey behutſam verfahren; der ſtufenweiſe Fortſchritt allein iſt das wahre Mittel; würde man einem ſolchen leibeigenen Thiermenſchen auf einmal Freyheit und Eigenthum ſchenken, ſo würde er hinten und vorne ausſchlagen, und weder er noch ſein Herr könnten dabey gewinnen.

§. 805.

Man verſichere alſo jedem fleiſigen Beſizzer ſein Gut zum ewigen Erb und Eigenthum, laſſe aber den faulen in der Ungewisheit; dadurch wird allmälig Induſtrie entſtehen, denn jeder wird ſich bemühen wollen, ſeine Beſizzungen auf ſeine Kinder und Kindes-Kinder zu vererben; damit ſie aber auch den gehörigen Acker-Aufwand machen können, ſo laſſe man ihnen die Nothdurft, und überlade ſie nicht mit Frohnen und Abgaben; iſts möglich, ſo unterſtüzze man ſie thätig, und gehe ihnen mit Rath und That an die Hand. Wenn nun die Güter einträglich, und unter die Kinder vertheilt werden, ſo wächſt die Bevölkerung, und die Fruchtbarkeit des Landes nimmt zu.

§. 806.

Ein dummes, thierisches aber reiches Volk, verfällt in die gröbſten Arten des Luxus: Saufen, Freſſen, Spielen und Unzucht von der niedrigſten Art, ruiniren bald alle ſeine Glückſeeligkeit; daher muß der Herr gleich von Anfang für die vortreflichſten Kirchen- und Schul-Anſtalten ſorgen; Menſchenkenner voller Geiſt und Leben müſſen hier zu Pfarrern und Schulmännern angeſtellt werden, dieſe beſchleunigen die zweckgemäſe Aufklärung mächtig, emolliunt mores nec ſinunt eſſe feros, und die befördern auch durch guten Rath die Induſtrie. Aber man hüte ſich nur vor Geiſtlichen und Erziehern nach der Mode; niemand iſt fähiger die beſten Menſchen zu verhunzen, als dieſe Goldkäfer, geſchweige ſolche rohe Geſchöpfe.

§. 807.

Während all dieſer Zeit gebe man noch gar keine Hofnung zur Freyheit; die Idee der Knechtſchaft muß noch immer der Zügel ſeyn, womit man das unbändige Thier in den Schranken hält, und oft wirds ſogar nöthig ſeyn, ſolche Unterthanen würklich als Knechte zu behandeln und zu ſtrafen, weil leichtere oder geringere Ahndungen nicht tiefen Eindruck gnug machen. Es iſt eine groſe Regel, daß die Strafen allemal dem Character eines Volks angemeſſen ſeyn müſſen; dies hat ein neulicher Schriftſteller nicht bedacht, der den frommen David einen Schelmen nennt, weil er ihm grauſam vorkommt. Wieder ein neuer Beweis von der herrlichen Menſchenkänntniß und dem tiefen Blick unſerer Freygeiſter. Einen Mann, den die ganze heil.

Schrift ehrwürdig erklärt, den vornehmſten Ahnen des hochwürdigſten Erlöſers, der ſogar von ihm der Sohn Davids genannt wird, einen ſolchen Sänger Gottes, und vortreflichen Mann, einen Schelmen heißen, — was verdient der, der das gethan hat?

§. 808.

So lang alſo ein Volk die Freyheit noch nicht ertragen kan, ſo lang laſſe man ihm die Idee, daß es leibeigen ſey; ſobald als die Sicherheit des Eigenthums gegründet iſt, und man es nicht mehr drückt und ausſaugt, ſobald iſt ohnehin die Leibeigenſchaft nur eine bloſe Schimäre, die aber doch von einem Tyrannen wieder realiſirt werden kan; und eben darum giebt man auch das Volk völlig frey, ſobald es die Freyheit ertragen kan.

§. 809.

Die Abgaben von mancherley Art, ſind die gewöhnlichſten aber auch die ſchmerzhafteſten Bedrückungs-Mittel der Regenten. Dieſe werden gemeiniglich von Jugend auf mit dem Begrif erzogen, daß ſie Herren über ihre Unterthanen und deren Eigenthum ſind; ſie eignen ſich das dominium eminens, das doch eigentlich der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft zuſammen gehört, perſönlich zu, und eben ſo auch die Gelder, welche zu Befriedigung der Staats-Bedürfniſſe erhoben werden. Sie bauen Paläſte über Paläſte, bezahlen Opern, Comödien, Tänzer, Concertmeiſter, Sänger und Sängerinnen, treiben Luxus von allerhand Art auf die ausſchweifendſte Weiſe, und womit? — mit dem Geld das blos zu dem Zweck bezahlt worden iſt, um die Bedürfniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft zu befriedigen. Das alles thun ſie, weil niemand da iſt, der ſie zur

Rechenſchaft ziehen kan, denn an die furchtbare und gewis nicht ausbleibende Rechnung des groſen Tages glauben ſie ſehr ſelten.

§. 810.

Hiemit will ich ja keinem Fürſten zu nah geredet haben; niemand kan von der Pflicht überzeugter ſeyn, als ich, daß die Unterthanen alles zu tragen ſchuldig ſind, was ihnen aufgelegt wird, wie ich auch ſolches oben an ſeinem Ort hinlänglich dargethan habe; allein deswegen muß es mir doch als einem öffentlichen Lehrer der Staats-Wirthſchaft frey ſtehen, auch meinen Zuhörern und Leſern die theils ſelbſt Regenten, und theils hohe und niedere Staats-Bedienten werden können, die Wahrheit zu ſagen, und ſie an ihre Pflichten zu erinnern.

§. 811.

Da ich in der Finanz-Wiſſenſchaft die Regeln lehre, wie der Staats-Aufwand beſtritten werden müſſe, ſo bleib ich hier blos bey dem Allgemeinen ſtehen: die ganze Staats-Verfaſſung, der Regent mit ſeiner Dienerſchaft iſt blos dafür da, ſeine Unterthanen zu ſchüzzen und glücklich zu machen; wenn aber das Schuz- und Beglückungs-Geſchäfte ſo viel koſtet, daß das Eigenthum der Unterthanen dadurch unſicher, und ſie unglücklich werden, ſo entſpricht ja die ganze Verfaſſung ihrem Zweck nicht. Aus dieſem Grunde alſo muß der Regent den ganzen Aufwand ſo mäſig einrichten, daß die Beyträge der Unterthanen gar nicht drückend ſind.

§. 812.

Was ſoll aber die Polizey thun, wenn dem allem ungeachtet der Fürſt eine Abgabe nach der andern auflegt, und ſtreng eintreibt? — Das wahre Mittel beſteht in folgenden Stücken: erſtlich müſſen die Beamten, Geiſtlichen und Volkslehrer das Volk zur Induſtrie ermahnen; dann muß man durch eine vortrefliche Gewerb-Polizey alle Quellen zu eröfnen, und immer ergiebiger zu machen, und endlich durch alle nur mögliche Mittel dem Luxus zu ſteuern, und eine vernünftige Sparſamkeit einzuführen ſuchen. Endlich wenn ein Volk alles thut was es kan, ſo thut dann auch eine vortrefliche Bedienung der Religion wieder ihre herrlichen Dienſte: man leitet das Volk zur chriſtlichen Dultung ſolcher Landplagen, muntert es auf zum Gebet, und zum Vertrauen auf Gott; denn der hat die Herzen der Regenten in ſeiner Hand, und blos von Ihm hängts ab, wann Er die züchtigende Ruthe wegthun will.

§. 813.

In den alten Zeiten als das Geld noch ſelten war, trug das Volk die Staatslaſten in **Natura**; das iſt: man ſezte dem Regenten Güter aus, mit deren Einkommen er ſich nähren und unterhalten ſollte, daher die **Domänen**; zudem überließ man ihm gewiſſe Nahrungs-Quellen, welche entweder res nullius waren, oder ſich nicht eigentlich für Privaterwerber ſchickten, daher die **ökonomiſchen Regalien**; dann zahlte man **Naturalien**, daher die Zehnden, Lehns- und Grundzins-Entrichtungen, die noch ſehr oft in Federvieh, andern Thieren oder auch Gewächſen beſtehen; und endlich arbeitete der Unterthan ſelbſt zum Beſten des Staats: entweder diente er zur Zeit der Noth ſelbſt im Kriege, jeder war Soldat; oder er bearbeitete die herrſchaftlichen Güter, und befriedigte mit ſeiner Hände-Arbeit die Staats-Bedürfniſſe.

§. 814.

So wie die Staaten weitläuftiger und volkreicher; und die circulirende Geldmaſſe gröſer wurde, fieng man an Geld-Beyträge zu fordern, und damit den Fürſten und ſeine ganze Dienerſchaft zu beſolden, und ſtehende Armeen zu unterhalten; indeſſen behielt man doch noch die Domänen, Regalien, Natural-Entrichtungen, und die Frohndienſte bey, und ſo wurden die Staatslaſten drückender für den Unterthanen, beſonders in kleinen Ländern, wo es die Regenten im Pracht und Luxus den gröſern nachthun wollen.

§. 815.

Indeſſen wurden denn doch alle Abgaben beſtimmt, jeder wuſte was er zu geben hatte; allein es giebt Länder, wo das Frohnen noch immer ganz von der Willkühr des Herren abhängt, wo die Frohnen ungemeſſen ſind; dies iſt eine harte drückende Laſt für den Unterthanen; und das wenigſte was man thun kan, iſt, daß man die Tage beſtimme, welche jeder Unterthan arbeiten ſoll.

§. 816.

An den mehreſten Orten iſt das auch geſchehen, das iſt: man hat gemeſſene Frohnen, Hand- und Spanndienſte; wenn dieſe aber auch zu häufig vorkommen, und beſonders wenns den Frohnvögten oder den Herren gefällt, die Unterthanen zur Zeit der Saat oder der Erndte frohnen zu laſſen, ſo ſind ſie ebenfalls drückend, und auſſerordentlich ſchädlich. Daher haben auch viele Schriftſteller darauf angedrungen, daß man die Frohnen ganz abſchaffen ſolle. Indeſſen müſſen dann doch die Staats-Bedürfniſſe befriedigt werden, und für die Arbeit Geld zu zahlen, iſt manchmal noch viel drückender als die Arbeit ſelbſt.

§. 817.

Daher ſoll die regierende Gewalt die Unterthanen mit allen Arbeiten, die nicht höchſtnöthig oder nüzlich ſind, durchaus verſchonen; beſonders iſt das öftere und viele Jagen, wo die Unterthanen helfen und treiben müſſen, eine höchſtſchädliche und unerlaubte Sache, vorzüglich wenn es oft, und zu ſolchen Zeiten geſchieht, wo der Landmann mit den nöthigſten Verrichtungen beſchäftigt iſt. Die Herren ſollten doch immer bedenken, daß eine blühende Landwirthſchaft und blühende Gewerbe, die wahre Quellen ihres eigenen Wohlſtands ſind, und daß ſie durch ſolche unzeitige und zweydeutige Vergnügen, die ſobald vorübergehen, ſich und ihren Unterthanen auf die Zukunft ein unausbleibliches und lange dauerndes Elend vorbereiten.

§. 818.

Die gänzliche Abſchaffung der Frohnen geht nicht immer, und nicht aller Orten an; denn es giebt arme und auch wohl reiche Bauern, die entweder allezeit oder doch zu gewiſſen Zeiten lieber arbeiten, als Geld zahlen; daher iſt folgende Einrichtung die beſte: ein paar Tage vor der Zeit, wann gefrohnt werden ſoll, kündige es der Frohnvogt den Bauern an, und ſtelle ihnen dann frey, ob ſie ſelber arbeiten oder den gewöhnlichen Tagelohn bezahlen wollen? Wer nun Zeit und kein Geld hat, der arbeitet ſelbſt, wer aber etwas nöthigers zu thun hat, der zahlt, oder ſtellt einen Tagelöhner. Auf dieſe Weiſe werden die Arbeiten verrichtet, und jeder behält doch ſeine Freyheit.

§. 819.

Der Herr von Moſer nennt das Lotto, in ſeinen politiſchen Fabeln, eine Furie, welche zulezt aus der Hellen

Höllen aufgeſtiegen, um die Menſchen zu quälen; und das iſt wahr. Es giebt nicht leicht ein verheerenderes Unglück, als dieſes ungereimte und betrügliche Spiel. Daß dieſes eine unſtreitige Wahrheit ſey, und daß man das Lotto nicht ſchwarz gnug ſchildern könne, läſt ſich leicht beweiſen. Blos das Spielen ſelbſt, in ſofern es Einfluß auf unſer Glück hat, unſer Eigenthum beträchtlich vermehrt oder vermindert, iſt ſchon ungerecht; hier hilft der ſtillſchweigende Vertrag nicht, welchen die ſpielenden Perſonen unter ſich aufgerichtet haben, daß nemlich einer dem andern eine beſtimmte Summe abtretten wolle, wenn dieſer oder jener Zufall entſtünde, denn auch ein ſolcher Vertrag ſtreitet wider das Recht der Beglückung, welches befiehlt: **auf keine Weiſe einen Theil ſeines Eigenthums abzutretten, wenn nicht wenigſtens ein gleiches Gut dadurch gewonnen wird.** Wohlgeordnete Almoſen würken wieder zurück auf den Wohlthäter, und ſeegnen ihn, aber verſpieltes Geld nie.

§. 820.

Indeſſen wenn die Spielenden die ganze Natur des Spiels kennen, ſo läſt ſich doch noch ein Scheingrund zu ſeiner Vertheidigung vorbringen; allein eine ganze Nation, ein unbegränztes Volk von unbeſtimmter Menge, jeden, zu einem höchſt verwickelten Spiel auffordern, oder mit glänzenden Verſprechungen anlocken, wo ſich die Hofnung des kleinſten Gewinns gegen die Gefahr zu verlieren verhält, wie 1 gegen 18, und die Hofnung des gröſten Gewinns wie 1 zu 450; das iſt: unter aller Critik; eine namenloſe Handlung; wenn ſie die geheiligte regierende Gewalt nicht ausübte, ſo würde ſie freylich einen Namen bekommen.

§. 321.

§. 821.

Und doch ſind die regierenden Herren ſelten Schuld an dieſem Greuel: denn 1. ſind ſie von der Ungerechtigkeit des Spiels überhaupt noch nicht überzeugt; 2. wiſſen ſie noch vielweniger, daß das Lotto gerad das ungerechteſte Spiel iſt, das die Habſucht bis dahin erfunden hat, 3. überreden ſie ſich, oder vielmehr ihre elende Projectmacher thun es: die Unterthanen behielten ja ihre Freyheit, es ſey ja eines jeden eigene Schuld, wenn er durch das Lotto ſein Geld verlöre; und 4. muß ihnen immer die Nothdurft zum Deckmantel dienen; es heiſt: wir müſſen Geld haben.

§. 822.

Allen dieſen verderblichen Puncten muß die Polizey mit Ernſt zu begegnen wiſſen; die ewige Langeweile an den Höfen macht das Spiel zur Nothdurft und zum Wohlſtand; es ſind ſo viele Menſchen da, die müſige Stunden haben, und nichts zu thun wiſſen; auch die beſchäftigten müſſen gewiſſe Erholungsſtunden haben, die aber dann auch zum Spielen verwendet werden. Daher muß der Regent von Jugend auf von der Schädlichkeit des Spiels überhaupt gründlich überzeugt werden, und es auch darum vorzüglich an ſeinem Hof nicht dulten, weil ſich alles nach demſelben bildet; er ſoll alſo an deren ſtatt anſtändige, Leibesbewegungen machende und beluſtigende Spiele einführem, die keinen Einfluß auf das heilige Recht des Eigenthums haben, und ſolchergeſtalt das Spielen aus ſeinen Staaten verdrängen. In dieſer Geſinnung wird ihm das Lotto ein Greuel ſeyn.

§. 823.

Wenn junge Herren, wie es doch die höchſte Nothdurft erfordert, in der Mathematik, Philoſophie, Phyſik, und dergleichen vorbereitenden Wiſſenſchaften gehörig unterrichtet werden, ſo können ſie hernach auch mit eigenen Augen ſehen, und ſie werden ſich von elenden und gewinnſüchtigen Cameraliſten keinen blauen Dunſt vor die Augen machen laſſen; dann werden ſie auch Menſchenkänntniß bekommen, und einſehen lernen, wie ſehr der gemeine Mann zum Auſſerordentlichen und Abergläubiſchen geneigt iſt; der Gedanke: du kanſt eine Quaterne gewinnen, es iſt *möglich*, reizt ihn ſchon; die viele Tauſende die er gewinnen kan, das Glück, welches er im Fall des Gewinns genieſen würde, blendet ihn, nun calculirt er nicht mehr, ſondern er träumt Zahlen, braucht die abergläubigſten Mittel, ſezt ſo lang ein, und verliert ſo lang bis er arm iſt; darf man ihm nun wohl, da er warlich ein Kind iſt, ein ſolches Gift, ein ſolches ſcharfes Meſſer in die Hand geben? — Und darf das noch über das alles der Vater thun?

§. 824.

Endlich giebt es im Staat keine Nothdurft die den Ruin der Unterthanen aufwiegt; das einzelne und allgemeine Wohl iſt die höchſte denkbare Nothdurft, welcher alles, auch ſo gar die Oper und die vortreflichſte Sängerin, ſelbſt eine *Mara* aufgeopfert werden muß. Ein Fürſt, ein groſer edler Mann, ſah ſein Ländchen arm und ſeine Burg altfränkiſch und verfallen; was that er? er miethete ſich ein groſes Privathaus, lebte mit einem Koch, und Cammerdiener, gieng zu Fuß unter ſeinem Völkchen herum, und — that jedermann Guts, denn er konnte es; ſeine Unterthanen erholten ſich, und wurden reich mit ihm, er konnte Spitäler ſtiften, und behielt übrig; er ſtarb, ſein Nachfolger war in *Paris* geweſen, folglich hatte er eine franzöſiſche Comödie nöthig, brauchte auch wohl ein *Verſailles*, wenigſtens en miniature; das alles iſt da, freylich von Pappendeckel und Kartenblättern, und doch iſt das Land arm und die Kayſerliche Commiſſion hält Haus. Heiliger J . . . . D . . . . bitte für deine arme Collegen in Teütſchland! ! !

§. 825.

Andre Regenten ſind zwar keine Verſchwender, im Gegentheil, ſie ſorgen allzu ſehr für ihre eigene Schatulle, ohne auf das Glück ihrer Unterthanen Rückſicht zu nehmen, und ſie bedenken nicht, daß ein blühendes Land und gehörige Sparſamkeit, die Schatulle immer angefüllt erhalten. Um das zuſammengeraffte Geld wohl anzulegen, kaufen ſie den armen adlichen Familien ihre Güter ab, und richten ſie alſo zu Grund, anſtatt ihnen aufzuhelfen. Würden nun noch ſolche Güter zum Beſten des Staats adminiſtrirt, und die Abgaben erleichtert, ſo würde das einzelne Unglück noch durch das allgemeine Wohl aufgewogen, allein das iſt ein ſeltener Fall, man behält viel lieber beydes.

§. 826.

Noch viel ſchädlicher iſt es, wenn ſich die regierende Gewalt durch Ankauf, oder Confiscation oder im Concurs, **ſteuerbare Güter** zueignet, oder ſie ihren Lieblingen ſchenkt, und dann von allen Laſten befreyt. Dadurch geſchieht der Bevölkerung Abbruch, und da doch einmal die jährliche Aufwandsſumme entrichtet werden muß, ſo fällt den übrigen Unterthanen die ganze Befreyung zur Laſt: man ſoll lieber, ſo viel als thunlich iſt, die Abgaben auf **viele**, auf **mehrere** vertheilen, als auf **wenigere** einſchränken

§. 827.

§. 827.

Sehr oft glaubt der ſchwachſinnige Cameraliſt ſeinem Herrn wohl gerathen zu haben, wenn er ihm vorſchlägt dieſe oder jene Fabrike anzulegen; man überredet ſich, eine ſolche Anſtalt ſey niemand ſchädlich, im Gegentheil gebe ſie vielen Unterthanen Gelegenheit Brod zu verdienen, muntere andre zur Aemſigkeit auf, und vermehre die Einkünfte, ohne daß der Unterthan dadurch gedrückt werde; allein es fällt gar nicht ſchwer, von dem allem das Gegentheil zu beweiſen.

§. 828.

Ob eine herrſchaftliche Fabrike niemand ſchädlich ſey, das läſt ſich nur aus dem Locale beantworten: ſo bald die nemliche Handthierung auch von den Unterthanen getrieben wird, ſo iſt dieſen jene allerdings ſehr ſchädlich: denn in dieſem Fall iſt die regierende Gewalt Mitwerber; jeder aber der Fabriken und Handlung kennt, der weiß wie nothwendig ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen den handelnden Perſonen erhalten werden müſſe, wenn nicht der Stärkere den Schwächeren früher oder ſpäter ganz zu Grund richten ſoll; zwiſchen der regierenden Gewalt aber und einem Unterthanen läſt ſich gar kein Gleichgewicht denken; zudem geſchieht es ſo leicht, daß ſich die herrſchaftliche Beamten gröſere Freyheiten herausnehmen, ſich gröſere Vortheile zueignen, und alſo allenthalben andern Fabrikanten den Rang ablaufen.

§. 829.

Aber auch dann, wenn die nemliche Fabrike im Lande noch nicht blüht, iſt die Errichtung derſelben nicht nüzlich: ſo bald der Herr ſelbſt eine ſolche Anſtalt angelegt hat, ſo unterſteht ſich kein Unterthan mehr
die

die nämliche Unternehmung zu wagen; denn er urtheilt ganz richtig, der Herr könne mehr dran ſezzen als er, könne die Sache beſſer betreiben: und wenn auch das der Fall nicht wäre, ſo würde er ſich doch dadurch, daß er Mitwerber mit dem Landesherrn würde, ſcheele Augen von ihm und den Beamten zuziehen, und das iſt immer eine misliche Sache, u. ſ. w. Die herrſchaftliche Fabriken halten alſo dieſen Theil der Induſtrie auf, anſtatt daß ſie ihn befördern ſollten.

§. 830.

Wenn ſie alſo auch einem und anderm Bürger Brod und Nahrung geben, ſo iſt das doch kein Erſaz für die verhinderte Aemſigkeit; und immer würde ſich der Arbeiter, Taglöhner, oder Handwerksmann beſſer bey dem Privat-Handelsmann befinden; denn dieſen kan er durch die Obrigkeit zur Gerechtigkeit zwingen, aber den Landesherren nicht. Wenn ihn daher der Herr Verwalter beſchneidet und übervortheilet, ſo findet er ſehr ſelten Gehör.

§ 831.

Endlich entſpricht auch eine herrſchaftliche Fabrike niemals der Erwartung; nie findet man hernach die Goldgruben, die man ſich bey der Errichtung vorſpiegelte; die Urſachen ſind leicht zu errathen: erſtlich legt man ſie gewöhnlich gleich anfangs zu koſtbar und zu weitläuftig an, das iſt aber allemal mislich; denn der Aufwand iſt zu gros, und das Grundkapital wird ſo ſtark, daß kaum ſeine Intreſſen, geſchweige Gewinn herausgebracht wird; zweytens iſt alles noch neu, allenthalben Friction, daher werden auch die Waaren nie ſo gut, ſo ſchön, und ſo wohlfeil, als wenn man eine Fabrike klein anfängt, und ſie dann durch ihre eigne Kräfte wachſen läſt.

§. 832.

Endlich und drittens ſehen ſich alle Arbeiter als Hochfürſtliche oder Königliche Bedienten an: ſie machen vielen Aufwand, fordern einen groſen Lohn und arbeiten doch nachläſſig, und nach ihrer Bequemlichkeit; aus dem allem machen ſie ſich gar kein Gewiſſen, denn ſie denken, ihr Herr könne es tragen, und es ſey keine Sünde ſeine Sachen zu verſäumen, weil das alles für ihn lauter Kleinigkeiten ſeyen, die ihn in ſeinem Glück nicht hinderten u. ſ. w.

§. 833.

So wie aber keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo giebt es auch Fabriken die dem Regenten nach dem Recht der Beglückung zukommen; dieſe betreibt er aber nicht blos als eine Quelle zu gewinnen, ſondern vorzüglich als Landesvater. Hieher rechne ich alle, die in der Hand des Privatmanns drückend für die Unterthanen ſeyn würden; Z. B. wenn ein Land nur eine Saline hätte, und dieſe beſäße ein Privatmann, ſo könnte dieſer ja das ganze Land in Contribution ſezzen, weil das Salz ein unentbehrliches Befriedigungs-Mittel iſt, das jeder haben, und in dieſem Fall ganz allein von dem einzigen Beſizzer beziehen muß. Darum iſt auch das Verpfachten der Salinen ſehr ſchädlich.

§. 834.

Eben ſo verhält es ſich auch mit den Fabriken, deren rohe Materialien nöthigere Befriedigungs-Mittel, als die verfertigte Waaren ſind; hieher gehören, die Glashütte, das Seifenſieden, Pottaſcheſieden, u. d. g. Denn da das Holz unentbehrlich iſt, ſo könnten Privatbeſizzer jener Fabriken das Land in Holzmangel ſezzen, beſonders da, wo an dieſem Product kein groſer

Ueberfluß iſt; wenn alſo der Landesherr erſt ſein Volk mit Holz verſehen hat, ſo benuzt er hernach füglich den Ueberſchuß ſelbſt, durch jene Gewerbe; und läßt ſie durch ſeine Forſtbedienten anlegen, und beſtens verwalten.

§. 835.

Ich hab in dieſem Werk der Jagd ſchon gedacht; hier iſt aber der eigentliche rechte Ort, wo ich von ihr reden muß, weil ſie eins der ſchädlichſten, und zugleich der gewöhnlichſten Bedrückungs-Mittel der Regenten iſt. Ich will einmal zwiſchen der unſtreitigen Pflicht des Fürſten und der gewöhnlichen Benuzzung des Jagd-Regals eine Parallele ziehen, ſo wird das Ungereimte und das Schädliche dieſer Sache im helleſten Licht erſcheinen.

§. 836.

Ein Volk kan ehender ohne einen Regenten, als dieſer ohne jenes beſtehen, er iſt um ſeinetwillen da, und ſeine Pflicht iſt, ſeine Unterthanen zu ſchäzzen und zu beglücken; dies iſt einmal eine unumſtößliche Wahrheit. Geſezt nun ein Landesherr wäre Grund-Eigenthümer ſeines Landes, ſo daß alle Unterthanen leibeigen, oder ſeine Lehensleute wären, ſo wäre freylich der Wald ſein wahres Eigenthum, folglich das Wild auch. Da aber die Unterthanen die Güter Lehns- oder Erbpfachtsweiſe beſizzen, und ihre Abgaben jährlich davon entrichten, ſo beſteht ja unſtreitig der Contract zwiſchen ihnen und ihrem Herren: daß alles übrige des Ertrags nach den gehörigen Entrichtungen ihr Eigenthum ſeyn müſſe; — denn wenn das nicht wäre, ſo gäb es Verfaſſungen die nicht einmal dem Recht der Natur, geſchweige dem Recht der Beglückung unterworfen ſen wären. Nun ſind aber bey weitem die wenigſten Regenten Grund-Eigenthümer ihrer Länder, ſondern jeder Gutsbeſizzer iſt wahrer Eigenthümer, und das Forſt- und Jagd-Regale gehört dem geſammten Staat, in deſſen Namen und zu deſſen Nuzzen es der Fürſt verwaltet.

§. 837.

Welcher Contraſt entſteht aber, wenn wir nun die würkliche und ſehr gewöhnliche Verwaltung des Jagd-Regals mit jener vergleichen, die aus obigen unſtreitigen Grundſäzzen entſpringt? — Der Herr betrachtet das Wild als ſein Eigenthum, nährt es aber mit dem Eigenthum eines andern, nämlich mit dem rechtmäſſig erworbenen Ertrag des Landmanns; er ſoll das Eigenthum ſeiner Unterthanen beſchüzzen, das erwartet Gott, und das erwarten ſie von ihm; er ſoll ſeine Unterthanen beglücken, und macht ſie durch die Hegung ſeines Wildes arm; und das alles nicht etwa zu dem Zweck um die Macht, Stärke und Wohlfahrt ſeines Hauſes zu gründen, das wäre doch wenigſtens noch ein ſcheinbarer Vorwand: nein! nur blos darum, um ſich ein rohes, wildes und ſehr zweydeutiges Vergnügen zu verſchaffen.

§. 838.

Es iſt alſo ganz natürlich, daß der Regent ſeine Thiere auch auf ſeinem Eigenthum ernähren müſſe; und damit ſie nicht heraus wechſeln, und zu Schaden gehen mögen, ſo muß er ſie in einem umzäunten Wald einſchlieſen, wo er ihrer dann ſo viele hegen und verpflegen kan als er will; auſſer dieſem Park aber muß er öfters jagen, und das Wild vertilgen, damit es niemand ſchaden möge. Das Feigenblatt der Schadens-Erſezzung iſt nicht werth daß mans beantworte.

§. 839.

§. 839.

Endlich giebt es keine gröſere Unſicherheit des Eigenthums durch die regierende Gewalt, als jene, welche der Druck der Beamten und der Dienerſchaft verurſacht; wenn dieſe nämlich Recht und Gerechtigkeit an den Meiſtbietenden verkaufen; gleich wahren aſiatiſchen Despoten keinem Menſchen Audienz geben, der nicht mit krummen Fingern kommt; die immerfort Prozeſſe anſpinnen, um Sporteln zu ziehen, und ſie ſo wie der Weinhändler den Wein, je älter je beſſer und einträglicher werden laſſen; die allenthalben die verworfenſten und nichtswürdigſten aber ſpitzfindigſten Taugenichtſe an ſich ziehen, ſie zu Prozes-Mäklern und Spionen gebrauchen, und dann ihre Courtage, oder ihr Blutgeld mit ihnen theilen; mit einem Wort: die ſich wie die Wanzen im Blut des Bürgers dick ſaufen, und endlich wenn ſie darben, ſich ſelbſt unter einander auffreſſen. Wollte Gott! dies Gemälde wäre erdichtet, aber ich kenne Wüteriche, k . . . . . für welche dies Bild noch lang nicht treffend gnug iſt. Woher entſteht eine ſolche erſchreckliche Staatskrankheit, und wie iſt ſie zu curiren?

§. 840.

Die Urſachen dieſes Uebels ſind vornehmlich zweyfach: erſtlich wenn der Regent ſchwach und wollüſtig iſt, oder keine Erben hat, und zweytens: wenn der Dienſthandel im Gebrauch iſt; ein Regent muß mit Feuer und Geiſt getauft ſeyn, und mit einem Menſchenkenner-Blick, in die Tiefe des menſchlichen Herzens ſchauen können, damit er immer geprüfte Männer um ſich her wählen möge, auf die er ſich verlaſſen kan; denn auf die Miniſter kommt hernach alles an, ſind dieſe vortrefliche Männer, ſo wird auch die Dienerſchaft im Ganzen vortreflich ſeyn. Hätte aber der

Fürſt jenen ſcharfen Blick nicht, ſo muß er denn doch ſehr wohl auf die Miniſter und Hofmänner acht geben, und wenn er einen auf dem fahlen Pferd erwiſcht, ſehr ſtreng ſtrafen: denn von der Ungerechtigkeit dieſer Leute hängt zu viel ab, um gelind zu ſeyn.

§. 841.

Wenn aber im Gegentheil der Fürſt ſchwach, und gutherzig iſt, ſo giebt es immer ehrgeizige, intriguante und eigennüzzige Männer, welche ſeine ſchwache Seite ausſpüren, ſich dann an dieſelbe anſchmiegen, und ihn ſolchergeſtalt gewinnen; auf dieſe Weiſe werden ſie Meiſter über ihn, ſie machen ſich ihm nothwendig, und ſich ſelbſt einen ſtarken Anhang von Menſchen ihres Gelichters; entdeckt nun auch der Regent ihre Gräuel, ſo iſt er doch zu ſchwach ſeine Pflicht zu thun, er ſagt zwar mit dem alten Eli: **nicht meine Kinder, thut** nicht ſo übel! aber dabey bleibts dann auch, die Miniſter verſtecken ihm ihre Schliche, würken geheimer, und dadurch um ſo viel gefährlicher.

§. 842.

Die Zwecke ſolcher ſchrecklichen Menſchen ſind keine andere als entweder Ehre zu genieſſen, oder Schäzze zu ſammeln, oder beydes zugleich zu erreichen: es iſt alſo nichts natürlicher als daß jeder der dieſe ihre Bedürfniſſe befriedigt, ans Brett kommt. Da das nun kein redlicher Mann mit gutem Gewiſſen kann, ſo werden die Aemter durchgehends mit den Creaturen der Miniſter beſezt, und dadurch entſteht dann eben das Unheil welches ich oben geſchildert habe.

§. 843.

§. 843.

Wenn der Fürſt keine Erben hat, und nicht mit einem vorzüglich zarten Gewiſſen verſehen iſt, ſo ſucht er ſein Schäfgen ſo gut zu ſcheeren als er kan, und dann ins Trockne zu bringen, beſonders wenn er Töchter oder ſonſt Menſchen hat, die er verſorgen will. Zu dieſer Abſicht braucht er nun Diener, die gewiſſenlos gnug ſind, um ſie ihm erreichen zu helfen; dieſe aber ſorgen gewis auch für ſich ſelbſt, und ſo gehts nun die Reihe herab, bis auf den Büttel; vivitur ex rapto.

§. 844.

Wenn es einem Regenten an Geld fehlt, und er ſucht es dann durch den Verkauf der Aemter zu erlangen, ſo iſt des Elends kein Ende: alles Glück des Staats beruht auf einem vortreflichen Schuz, und überhaupt auf einer guten Regierung; nun wird aber beydes von der geſammten Dienerſchaft verwaltet. Wer ſein Amt gut verſehen will, muß ein verſtändiger edler Mann ſeyn, und wer das iſt, der kauft ſich ſelten ein Amt, denn hat er Geld, ſo braucht er ein ſolches Verſorgungsmittel nicht, und hat er keins, ſo kan er auch keins bekommen. Daher entſteht nun eine jüdiſche Dienerſchaft im Staat, welche auf allerhand unerlaubten Wegen das Capital wieder heraus zu bringen ſucht, welches für das Amt bezahlt worden iſt.

§. 845.

Wenn die Dienerſchaft nicht gehörig beſoldet wird, ſo kan das auch Anlaß zu Bedrückungen geben. Daher müſſen die Beſoldungen je nach dem Stande den Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn. Da nun in allen dieſen Fällen der Fehler an der Quelle, nämlich bey dem Regenten und ſeinen Miniſtern zu ſuchen iſt, ſo kan freylich die Polizey nichts weiter thun, als geziemende Vorſtellungen machen, und dann ſo viel als möglich iſt, die Gewerbe begünſtigen, damit es den Unterthanen leichter werde, alles Ungeziefer des Staats zu ernähren.

§. 846.

Die Frage, wie der Prozeßſucht am beſten zu ſteuern ſey? hat **Friedrich der einzige** kaum beantworten können. Indeſſen kommt doch alles blos auf die Ausführung folgender Stücke an: Man beſolde bey jedem Amt nur ein paar Advocaten, damit ſie nicht nöthig haben von ihren Clienten zu leben; dann laſſe man die Sportuln, ja nicht als Accidentien den Beamten, ſondern man ſammle ſie, und bezahle die Beſoldungen damit; und endlich ſtrafe man einen Kläger tüchtig, wenn man findet, daß er Schikanen gebraucht hat, um eine ungerechte Sache durchzuſezzen.

* * *

Viertes Hauptſtück.

Unſicherheit des Eigenthums durch Unglücksfälle.

1. Feuer- und Waſſers-Noth.

§. 847.

Das Eigenthum der Bürger wird auch ſehr oft durch Zufälle in Unſicherheit geſezt, welche mehr oder weniger von Menſchen abhangen, und daher auch mehr oder weniger vermieden werden können. Diejenigen, welchen wenigſtens ſehr oft vorgebeugt werden kan, ſind: **Feuers- und Waſſers-Noth**, und der **Krieg**; andere aber, als **Miswachs und Wetterſchaden**, ſind nicht in der Gewalt menſchlicher Anſtalten. Daher entſtehen nun zwo Pflichten der Polizey: 1. mit aller Vorſicht allen Unglücksfällen vorzubeugen, wo es nur möglich iſt; und 2. wenn das Unglück geſchehen iſt, den Schaden wiederum auf die allerbeſte Weiſe zu erſezzen.

§. 848.

Die **Feuersbrünſte** ſind ein furchtbares und das Menſchenwohl im höchſten Grad verheerendes Unglück; ſie entſtehen entweder durch Einſchlagen eines Gewitters, oder durch Nachläſſigkeit, oder durch vorſäzliches Anſtecken von Menſchen. Durch die neueren Entdeckungen in der Electrizität, hat man ein ſicheres Mittel gefunden, den zündenden Bliz abzuleiten, und dadurch unſchädlich zu machen; der berühmte **Philadelphier Dr. Franklin** iſt der Erfinder dieſes philadelphiſchen Mittels. Die Polizey muß daher dafür ſorgen, daß alle Kirchen **Wetterleiter** bekommen, und dann wär es ſehr gut, wenn jedes Dorf je nach ſeiner Gröſe einen oder zween bekäme; auch jeder Bauerhof müſte einen haben, und in den Städten ſollten ſie billig nach Möglichkeit vervielfältiget werden.

§. 849.

Viele wohlmeynende Leute tragen Bedenken Gewitter-Ableiter anzulegen; die Gründe dieſes Zweifels ſind verſchieden: einige befürchten, dadurch Gott in ſeiner Strafgerechtigkeit Eingrif zu thun; andere zweifeln am Nuzzen dieſer Werkzeuge; noch andere fürchten, man möchte durch dieſe Führer der electriſchen Materie, die Gewitter anziehen; und endlich giebt es Naturkündiger, welche glauben, man locke dadurch die electriſche Materie in die Erde, welche alsdann damit überladen, ſich an dem Vorwiz der Menſchen durch die fürchterlichſte Erdbeben rächen würde.

§. 850.

Alle dieſe Einwürfe ſind aber ſehr leicht zu entkräften: Gott bedient ſich auch der wohlthätigſten Würkungen der Natur zur Züchtigung der Menſchen, aber deswegen ſind ſie nicht zum Strafen beſtimmt. — Die Rüſtkammer des Allmächtigen iſt reich gnug an Werkzeugen; wenn man ſich auch gegen das Eine ſchüzt, ſo bleiben ihrer doch noch gnug übrig, gegen die man ſich nicht ſchüzzen kan. Wenn der Knabe eine Ruthe zerbricht, ſo lächelt der Vater, und macht wieder eine andre. Wir ſind vernünftige Menſchen, und es iſt unſre Pflicht alles Unglück von uns abzuwenden, in ſo fern wir können.

§. 851.

Daß die Wetterleiter würklich den Bliz unſchädlich machen, bezeugt die vielfältigſte Erfahrung; und man hat noch kein Beyſpiel, daß ein Gewitter bey oder durch ein ſolches Werkzeug gezündet hätte; auch die Theorie ſelbſt beweiſt unwiderlegbar, daß es in der That ſo würken müſſe; daß ſie aber die Gewitter anziehen ſollten, wird eben ſo ſicher durch die Natur der Sache als durch die Erfahrung ſelbſt widerlegt, und wenns auch würklich Grund hätte, ſo wärs ja eben darum gut, weil ſich alsdann durch eben dies Mittel das Gewitter auf eine unſchädliche Weiſe entladen würde. Was aber endlich den lezten Gedanken, wegen dem Erdbeben betrift, ſo muß ich geſtehen, daß ich ihn lächerlich finde: wer in aller Welt hat denn noch wahrſcheinlich gemacht, daß Erdbeben von der electriſchen Materie entſtehen? — Es war einſt Mode, alles aus ihr zu machen, faſt wär damals die menſchliche Seele in dieſelbe verwandelt worden. Jezt findet man allenthalben ausgebrannte Vulkane, und ganz ſicher wirds noch ſo weit kommen, daß Menſchen und Thiere aus Lava erſchaffen worden ſind. Auch hier iſt die Mode Allherrſcherin. Daß man doch nie das Mittel finden kan!

§. 852.

So viel iſt einmal gewis, daß Blizze aus der Erde in die Höhe ſteigen, ſo wie ſie aus den Wolken herab fahren; welcher Cörper am ſtärkſten überladen iſt, der entledigt ſich im Gewitter; fährt alſo ein Theil der electriſchen Materie aus der Luft durch den Wetterleiter in die Erde, ſo lockt an einem Berge die Gewitterwolke dieſen Ueberfluß wieder heraus. Ein Bliz aber der in die Höhe fährt, kan nicht zünden, eben ſo wenig als mich eine Flintenkugel treffen kan, die von mir wegfährt.

§. 853.

Es giebt aber auch verſchiedene Dinge, welche die Blizze herbeylocken können, und die alſo von der Polizey verboten werden müſſen; hieher gehören: das Wetterläuten; die Kirchthurmſpizzen welche ſich mit einer eiſernen Stange endigen; der eiſerne Drath, der von den Kirch-Uhren zum Hammer an der Glocke geht; an den Häuſern die Wetterfahnen mit eiſernen oder metallenen Spizzen; der eiſerne Drath an den Schellen in den Zimmern; überhaupt alles eiſerne Stangenwerk, das ſich in Spizzen endigt u. d. g.

§. 854.

Eine der wichtigſten Pflichten der Polizey geht dahin, dafür zu ſorgen, daß die Häuſer, und Gebäude überhaupt, ſo viel möglich feuerfrey gebaut werden mögen. Von Feld- oder Backſteinen gemauerte Häuſer widerſtehen dem Brand am beſten; indeſſen kommen ſolche gemeiniglich dem gewöhnlichen Bürger zu hoch zu ſtehen. Wenn aber die Gewerb-Polizey die beſten Ziegelbrennereyen befördert, und wenn die Brand-Aſſecurationen, auch auf jeden Anbau eines neuen Hauſes, ſo bald die Nothdurft deſſelben erwieſen iſt, ausgedehnt werden, ſo kan auch der ärmſte Bürger ein ordentliches zweckgemäſes und feuerfreyes Haus bekommen. Hievon unten ein mehreres.

§. 855.

Wenn ein Haus auch von allen vier Seiten gegen den Brand geſichert iſt, und der Dachboden iſt nicht feuerfeſt, ſo hilft alles nicht; denn wenn das Dach brennt, und einſtürzt, ſo brennt der Boden durch, und der innere ganze Raum wird vom Feuer ausgezehrt; in dieſem Fall bleiben nur die vier Mauern ſtehen, wodurch aber wenig gewonhen wird. Das Dach, der Dachraum und der Boden müſſen alſo ebenfalls dem Brand widerſtehen.

§. 856.

Die Dachziegel widerſtehen freylich dem Feuer eine Zeitlang, aber wenn ſie auch einmal in die Glut kommen, ſo iſt kein Löſchen mehr; und die Schieferſteine machen durch ihr Springen das Löſchen ſelbſt gefährlich. Die Strohdächer welche mit Laim ausgeſtrichen ſind, widerſtehen dem Feuer am beſten. Im Fürſtenthum Naſſau-Siegen ſtehen die Eiſenſchmelzen und Stabhämmer mitten in den Dörfern; faſt alle ſind mit ſolchen Strohſchindeln gedeckt, die Funken fallen ſtromweis, und glüend über ſie herab, und doch hat man kein Beyſpiel, daß ein ſolches Dach gezündet hätte. Der einzige Fehler dieſer Dächer iſt der, daß ſie nicht ſchön gnug ſind. Sollte man ihnen nicht von auſſen einen zierlichen Anſtrich geben, und ſie auch dadurch dauerhafter machen können? — Ich glaube das wäre leicht.

§. 857.

Die Balken des Dachbodens müſſen ſehr ſtark ſeyn, damit ſie entweder einen dicken Eſtrich, oder ein Ziegel-Pflaſter tragen können; beyde ſchüzzen lange gegen das Einbrennen; wer das Vermögen hat, thut wohl, wenn er die Zimmer des obern Stocks mit Ziegelſteinen wölbt. Vorzüglich aber muß die Polizey acht haben, daß alle Camine und Schornſteine von Backſteinen, und ſo gebaut werden, daß ſie leicht zu reinigen ſind.

§. 858.

Es giebt ſehr wenig Länder, wo die Bauern vermögend gnug ſind, feuerfreye Häuſer zu bauen; für dieſe würde alſo jene Ausdehnung der Brand-Aſſecurationen auf jeden neuen Hausbau vorzüglich vortheilhaft ſeyn; bis dahin muß denn doch die Polizey wenigſtens darauf ſehen, daß die Schornſteine gut gebaut werden. Unter ſo vielen Vortheilen, welche die einzelne Bauerhöfe vor den Dörfern voraus haben, iſt das eins der vornehmſten, daß alsdann immer nur eine Haushaltung durchs Feuer unglücklich werden kan. S. unten die Gewerb-Polizey.

§. 859.

Man hat angerathen, daß die Bauern ihre Scheuern alle beyſammen vor das Dorf bauen ſollten. Ich weiß eine Gegend wo das ausgeführt iſt: dort machen die Scheuern gleichſam die Vorſtadt des Dorfs aus; allein die Erfahrung hat gelehrt daß dieſer Vorſchlag äuſſerſt unreif iſt: denn erſtlich iſt es nicht zu vermeiden, daß die Knechte und Mägde, wenigſtens im Winter mit Leuchten dahin gehen und Futter holen müſſen, wie gefährlich das aber ſey, läſt ſich leicht erachten; zweytens veranlaßt und befördert dieſes Futterholen, gefährliche, und die Ausſchweifung ſehr begünſtigende Zuſammenkünfte der jungen Leute; drittens geht durch die Entfernung ſehr viele Zeit verloren; viertens wird ein groſer Theil Heu und Stroh verſchleudert, und über den weiten Weg verſtreut; und endlich fünftens: wenn eine Scheuer brennt, ſo ſind die andern alle ohne Rettung verloren, und dann iſt der Verluſt auſſerordentlich, weil an den Scheuern oft mehr gelegen iſt, als an den Häuſern.

§. 860.

Wenn eine neue Stadt angelegt wird, ſo kan man verhüten, daß keine Feuersbrunſt groſen Schaden thun kan. Vor Alters wurden die Städte zur Sicherheit gegen Ueberfall gebauet; darum drängten ſie viele hohe Häuſer auf einen kleinen Raum beyſammen, darum machten ſie die Gaſſen enge und krumm: weil ein kleiner Raum beſſer als ein groſer vertheidigt werden, und weil man ſich in den krummen Gaſſen leichter zurückziehen, wieder ſammeln, und Anfälle thun kan; die heutige Art zu kriegen aber macht dieſe höchſtunbequemliche Wohn- oder Bauart ganz unnöthig: beveſtigte Städte ſind nun ſchädlicher als nüzlich; wo Veſtungen nöthig ſind, da legt man ſie von den Städten entfernt, auf den beſten Pläzzen, und nur ſo gros an, als zu einer ordentlichen Beſazzung nöthig iſt.

§. 861.

§. 861.

Wenn eine neue Stadt gebaut werden ſoll, ſo mache man die Straſen ſo breit, daß ſich wenigſtens vier Wagen geräumlich ausweichen können; dann pflaſtere man ſie nach der Regel, die ich oben vorgeſchrieben habe, und ziehe ſie Linien gerade von einem Ende zum andern. Die Häuſer baue man in der Entfernung von einander, daß immer ein Wagen zwiſchen zweyen Häuſern durchfahren könne, dadurch erhält auch jedes Haus rund um Luft, Licht und Raum; das Anzünden in Feuersgefahr wird dadurch erſchwert, und das Löſchen auſſerordentlich erleichtert.

§. 862.

Um der leichtern Communication willen müſſen ſich die Straſen allenthalben durchkreuzen, und die Querſtraſen, ſo wie diejenigen, welche der Länge nach laufen, müſſen nicht zu weit von einander entfernt ſeyn; dadurch entſtehen alsdann Quadrate, auf deren vier Linien die Häuſer ſtehen, deren jedes hinterwärts einen freyen Plaz bekommt, der zum Garten gebraucht werden kan. Freylich können alsdann nicht ſo viele Häuſer auf einem gegebenen Raum ſtehen, allein wer hat dann auch bewieſen, daß viele Menſchen auf einem kleinen Plaz zuſammengedrängt leben müſſen? — Viele und mittelmäſige Städte ſind weit nüzlicher, als einige wenige groſe.

§. 863.

Von der Vertheilung des trinkbaren Waſſers in den Städten hab ich oben ſchon geredet; aber man muß auch ſorgen, daß zu jeder Jahrszeit Waſſer gnug zum Löſchen vorräthig ſeyn möge; daher iſt es vortreflich, wenn durch jede Hauptſtraſe ein Canal geleitet werden kan, in welchem das Waſſer flieſt; ſind die Straſen abhängig, ſo werden ſie mit Schleuſen verſehen; wenn nun die Canäle ſo breit und ſo tief gemacht werden, daß zween mittelmäſige Nachen neben einander her laufen können, ſo werden auch alle Gattungen des Transports dadurch erleichtert; und beſezt man ſie an beyden Seiten mit Bäumen z. B. mit Italiäniſchen Pappeln, ſo wird das Nüzliche mit dem Schönen verbunden, und eine Stadt auf dieſe Art gebauet, müſte ein entzückender Auſſenthalt ſeyn.

§. 864.

Indeſſen ſind alle dieſe Regeln nur in dem höchſt ſeltenen Fall anwendbar, wenn man eine ganz neue Stadt anlegt; ich muß daher vorzüglich zeigen, wie unſre gegenwärtige Städte, ſo wie ſie würklich ſind, gegen die Feuersgefahr geſchüzt werden können: 1. baue man ſo viel möglich gemauerte Häuſer, nach der Regel, die ich oben gegeben habe; 2. führe man, ſo viel als thunlich iſt, zwiſchen den Gebäuden Brandmauern auf, welche hoch genug ſind, um den Nachbarn ſchüzzen zu können; 3. ſeye man beſonders im Bauen der Schornſteine und Camine vorſichtig; und 4. dulte man durchaus keine Fabriken in der Stadt, welche ſehr groſe Feuer brauchen; z. B. Pottaſcheſieder, Glashütten, Glockengieſer u. d. g.

§. 865.

Wenn nun alle mögliche Vorſicht im Bauen beobachtet worden, ſo muß die Polizey auch äuſſerſt wachſam ſeyn, damit niemand durch Vernachläſſigung und Unvorſichtigkeit Feuersbrünſte veranlaſſen möge. Das Schiespulver iſt bey ſolchen Gelegenheiten äuſſerſt gefährlich; wenn es daher durchaus nöthig iſt, daß man

Pulver-Magazine in den Städten haben muß, ſo ſollen ſie an einem abgelegenen Ort angebracht, in die Erde gegraben, und dann mit guten Wetterleitern verſehen werden; die Krämer aber, welche es feil haben, müſſen es mit äuſſerſter Sorgfalt, und zwar am ſicherſten oben im Dachraum verwahren. Doch deucht mir, wär es am allerbeſten, wenn man dieſe gefährliche Waare keinem Krämer feil zu haben erlaubte, ſondern ſie allenfalls den Apothekern, Soldaten und Jägern, als welche damit umzugehen, und ohnehin der Vorſicht gewohnt ſind, zum Verkauf überließe.

§. 866.

Alle übrige leicht zündende, und das Feuer verbreitende Waaren, als da ſind alle Arten des Branteweins, Oele, gedörrtes Schweinefleiſch, Flachs, Baumwolle, Seide u. d. g. ſollen billig in Gewölben, oder andern brandfreyen Waaren-Lagern aufbehalten werden. Das Taback-Rauchen auf den Gaſſen ſoll die Polizey niemals erlauben: denn erſtlich iſt es unnöthig; zweytens: allgemein für ungeſittet angenommen, und es zeigt allemal eine rauhe Lebensart an, wenn man auf der Straſe Taback raucht: und drittens: kan das Publikum ſeine Wohlfahrt unmöglich einem ſo gleichgültigen und höchſt unnöthigen Gebrauch aufopfern. Wer auf den Gaſſen raucht, der iſt entweder ungeſittet, oder er will dadurch zeigen, daß er eine vorzügliche Freyheit habe. Elende, jämmerliche Freyheit, allenthalben Taback rauchen zu dürfen! Dieſe Idee kan nur in dem Kopf eines Menſchen entſtehen, der nicht weiß was Freyheit iſt.

§. 867.

Der unvorſichtige Gebrauch des Feuers und Lichts muß aufs ſtrengſte geahndet werden; daher muß man des Nachts allemal ſichre Leuchten oder Laternen gebrauchen, wenn man an Oerter hingeht, wo verbrennliche Sachen ſind; dies gilt vorzüglich dem Geſinde, welches mit Heu und Stroh umgeht. Wenn daher die Polizey bey ihren unvermutheten Viſitationen ſolche unvorſichtige Perſonen antrift, ſo muß ſie ſolche am Leibe, die Herrſchaft aber mit Geld ſtrafen.

§. 868.

Die Feyerlichkeiten, welche des Nachts mit Fackeln angeſtellt werden, ſind ebenfalls gefährlich, ob man gleich wenig Beyſpiele hat, daß Feuersbrünſte dadurch entſtanden wären; daher ſoll man ſie nur ſelten, und in feuchter Witterung erlauben; und allemal, wenn es geſchieht, ſo müſſen Leute angeordnet werden, die dem Zug nachgehen, und acht haben, daß alles Feuer, welches auf die Gaſſen fällt, ausgeſchlagen, oder mit Waſſer ausgegoſſen werde. Ueberhaupt ſoll die Polizey aufs ſorgfältigſte auf den Gebrauch des Feuers, und der feuerfangenden Sachen acht haben; man kan hier nicht ſorgfältig gnug ſeyn, weil faſt nichts verheerender und trauriger für die Glückſeeligkeit der Menſchen iſt, als Feuersbrünſte.

§. 869.

Auf alle dieſe Anſtalten zur Verhütung des Feuers folgt nun die Vorſicht, die man anzuwenden hat, damit man bey dem würklichen Ausbruch deſſelben zum Löſchen gefaſt ſeyn möge. Zu dem Ende muß man mit *ledernen Eimern, Feuerhaken,* und *Brandleitern* überflüſſig verſehen ſeyn: zu allem dieſem Geräthe muß man ein beſonderes *Brandzeughaus*, und zwar an einem gelegenen Ort haben, und verſchiedene Perſonen müſſen Schlüſſel dazu beſizzen, damit wenn der eine abweſend iſt, oder den Schlüſſel verlegt hat, das Löſchen nicht dadurch aufgehalten werden möge.

§. 870.

Vorzüglich ſind die Brandſprizzen vortrefliche und unentbehrliche Werkzeuge; da ſie aber, wenn ſie recht gut und würkſam ſeyn ſollen, theuer ſind, und ſie alſo arme Dörfer nicht wohl anſchaffen können, ſo muß die allgemeine Brand-Aſſecuration dafür ſorgen. Solche Brandſprizzen werden gleichfalls in obigem Zeughaus aufbewahrt; ſie müſſen wie gewöhnlich auf einem Wagen angebracht werden, damit man ſie leicht und geſchwind allenthalben hin transportiren könne. Städte und groſe Dörfer müſſen mehr als eine Brandſprizze haben.

§. 871.

Alle dieſe Einrichtungen ſind ſchon allenthalben mehr oder weniger eingeführt; allein es fehlt doch an den mehreſten Oertern noch an zweyen Hauptſtücken: 1. an der Ordnung und der Methode bey dem Löſchen ſelbſt; und 2. an der gehörigen Sorgfalt für die Löſchungs-Werkzeuge. Wenn irgendwo Feuer auskommt, ſo macht der erſte, der es ſieht, ein Geſchrey, als wenn Himmel und Erde einzufallen drohte; dadurch entſteht nun ein allgemeiner Schrecken, der den mehreſten Menſchen die Köpfe verrückt, alles läuft zuſammen, jeder will befehlen, keiner gehorchen, daher entſteht ein Gedränge, Getöſe, und eine Verwirrung, beſonders des Nachts, die das Löſchen mehr hindert als fördert.

§. 872.

Die beſte Einrichtung iſt unſtreitig folgende: der Beamte jedes Orts; auf den Dörfern der Schulz, oder

Vorſteher, und in den Städten der Bürgermeiſter, oder Beamte, muß die obrigkeitliche Authorität haben, ſo bald Feuer auskommt, alle Leute, die zum Löſchen gehören, in militäriſcher Subordination zu halten, und wer ihm nicht gehorcht, wird aufs ſchärfſte beſtraft; dieſer heiſt der **Brand-Hauptmann**, unter ihm ſteht ein **Dachdecker** oder **Zimmermann** als Lieutenant; dann werden alle Handarbeiter, je nach ihren Gewerben geordnet: Schneider, Schuſter und Schreiner werden zum Ausräumen gebraucht, und zwar da, wo ſie der Hauptmann hin beordert, nicht wo ſie dieſer oder jener Bürger hin ruft; dieſe commandirt ein Sergeant aus ihrer Mitte, und der Hauptmann giebt auch den Plaz an, wohin die Mobilien getragen werden ſollen.

§. 873.

Alle Mannsperſonen, welche gut ſteigen und klettern können, gehören an die Leitern, Feuerhaken, und Brandſprizzen; zu dieſen gehört ein Schloſſer als Conſtabel, oder Sprizzen-Meiſter, der ſie dirigiren, und die Leute mit Namen wiſſen und kennen muß, die er an die Sprizze zu commandiren hat. Alle übrige Bürger und Arbeitsleute werden in Reihen geſtellt um Waſſer zu bringen; auch dieſe haben ihren beſtimmten Befehlshaber dem ſie gehorchen müſſen.

§. 874.

Damit aber alle dieſe Perſonen, einen ordentlichen Habitum oder Routine zu dieſem höchſtwichtigen Geſchäfte bekommen mögen, ſo muß einmal für all, dieſe Ordnung auf jedem Dorf und an jedem Ort gemacht werden; und dann muß der Brandhauptmann wenigſtens ein paarmal im Jahr, die ganze Compagnie exerziren, indem an einem abgelegenen Ort, eine Art von Scheuer, oder leichtem Gebäude aufgerichtet, mit Stroh, dürrem Holz, u. d. g. angefüllt und angezündet wird; dieſes Gebäude wird alsdann nach der Regel gelöſcht, und jeder muß dabey eben ſo ſeine Pflicht thun, als wenns ein würklicher Brand wäre. Vor allen Dingen aber muß die ſtrengſte Subordination beobachtet werden. Wenn Soldaten oder Studirende am Löſchen helfen wollen, ſo müſſen ſie ſich dem Brandcommando ſchlechterdings unterwerfen, oder gar wegbleiben.

§. 875.

An einem volkreichen Ort müſſen Soldaten, Studirende, Gelehrte und Weibsleute, ſo lang der Brand noch nicht überhand nimmt, durchaus zu Haus bleiben, und ſich auf der Straſe nicht ſehen laſſen, damit ſie niemand hindern mögen; findet hernach der Brand-Hauptmann, daß er mehrere Menſchen nöthig hat, ſo commandirt er erſt die Soldaten, oder wenn die nicht da ſind, das weibliche Geſinde, hernach auch die Studirende, und endlich auch die Gelehrten, oder vornehmere Claſſen. Alte und kranke Leute müſſen durchaus geſchont werden. Sind aber Bauerndörfer oder Städte ganz nah, ſo ſchickt man an die dortigen Brand-Hauptleute und fordert ſie zur Nachbarhülfe auf.

§. 876.

Wenn die Leute in den Häuſern bleiben müſſen, und das Feuer iſt ihnen nah, ſo ängſtigen ſie ſich; bey dieſer Einrichtung iſt das aber unnöthig, denn ſo lang die Ausräumer noch nicht kommen, ſo lang iſt auch noch keine Gefahr da, denn die werden immer dahin commandirt, wo die gröſte Gefahr iſt; und ſollte es an ſolchen Leuten fehlen, ſo werden Weibsleute, und ſolche die zum arbeiten nicht ſonderlich geſchickt ſind, dazu gebraucht. Dieſe ſchaffen erſt die Menſchen, dann alles vom nöthigſten bis zum geringſten an einen ſichern und bequemen Ort.

§. 877.

Allein eben dieſer Ort, und dieſe Sicherheit ſind noch unbeſtimmte, und doch höchſtwichtige Dinge bey einer Feuersbrunſt: man muß ja nichts in die Kirchen bringen, denn auch dieſe ſtehen in der Feuersgefahr, und dann verbrennt alles mit einander; daher wähle man vor dem Dorf oder Stadt einen eingemauerten, oder ſonſt wohl befriedigten Plaz, allenfalls den Kirchhof, wenn er anders dazu bequem iſt; hieher ſtelle man eine hinlängliche Wache, und dazu kan man die Soldaten füglich gebrauchen, wenn anders an dem Ort eine Beſazzung liegt, ſonſt nimmt man Männer die in der Brandordnung dazu beſtimmt werden müſſen.

§. 878.

Zu dem Ausräumen müſſen Tragbahren und andre Werkzeuge im Brand-Zeug-Hauſe vorräthig ſeyn, und dieſe muß der Sergeant der die Ausräumer commandirt, nach dem Inventario ganz oder zerbrochen wieder überliefern: wenn die Brandwachen, die allenthalben ausgeſtellt werden müſſen, niemand auf der Straſe dulten, der nicht zur Compagnie gehört, ſo kan auch niemand etwas ſtehlen, als einer aus derſelben; folglich muß auch dieſe Compagnie für alles ſtehen, was ein Eigenthümer für verlohren angiebt, ſo bald er beweiſt das es würklich über dem Ausräumen verlohren worden.

§. 879.

Ich habe ſchon hin und wieder von der Nothwendigkeit geredet, daß in den Städten das Waſſer allenthalben hin geleitet werden müſſe; dieſe Nothwendigkeit wird durch die Feuersgefahr beträchtlich vermehrt; und es iſt der Polizey nicht zu verzeihen, wenn ſie dieſen Punct vernachläſſigt; alle Städte haben ihre Brunnen, gewöhnlich auch ſolche welche beſtändig laufen; um dieſe her macht man einen groſen Behälter; oder wenn kein Raum dazu iſt, ſo führt man das abflieſende Waſſer durch unterirdiſche Röhren an einen Ort hin, wo ein ſolcher Weyher angelegt werden, und in Feuersbrünſten nüzlich ſeyn kan.

§. 880.

Es iſt ein unverzeihlicher Fehler, wenn bey dem Ausbruch des Feuers das Brandgeräthe mangelhaft iſt, und doch iſt er auſſerordentlich gewöhnlich; dann fehlen Sproſſen in den Leitern, oder ſie wackeln, ſind locker geworden; dann rinnen die Eimer; oder das Eiſen iſt von den Feuerhaken weggeſtohlen, oder an denſelben los geworden; und was das ſchlimmſte iſt, die Sprizzen ſind gemeiniglich auſſer Stand, ſo daß man die Schlangen noch immer ehe flicken muß. Alle dieſe Nachläſſigkeiten rühren aus dem ſträflichſten Eigennuzze der Aufſeher her: dieſe ſind gewöhnlich Handwerksleute, welche, wenn ſie nicht immer auf der Stelle bezahlt werden, ihre Pflichten vergeſſen.

§. 881.

Daher muß die Brand-Aſſecurations-Anſtalt ſolche Leute ſchadlos halten; dann aber ſoll ſie der Brandhauptmann auch öfters unvermuthet auffordern, mit ihrem Geräthe zu erſcheinen, und wenn er dann etwas mangelhaft findet, ſo muß er die Aufſeher unbarmherzig ſtrafen. Denn eine ſolche Nachläſſigkeit iſt von gar zu groſen Folgen.

§. 882.

Ich habe oben am gehörigen Ort der Nachtwachen gedacht, dieſe müſſen auch auf das Feuer acht haben, denn ſein Ausbruch iſt des Nachts am allergefährlichſten, am Tage wird es allemal früh gnug entdeckt; die Thürmer pflegen eine ganze Stadt überſehen zu können, auch dieſe müſſen das Unglück bemerken, und wenn das Feuer überhand nähme, ehe es von der Wache geſehen worden, ſo müſte dieſe exemplariſch und nach Befinden am Leibe geſtraft werden. Damit man deſto ſicherer ſeyn könne, ſo müſſen die Thurm- und Straſenwächter alle viertel Stunden ein Zeichen ihrer Wachſamkeit von ſich geben, und wird das verſäumt, ſo ſtraft man dieſe Pflichtvergeſſene Leute recht ernſtlich.

§. 883.

Wenn nun eine oder die andere Wache Feuer bemerkt, ſo muß ſie zuerſt die Leute wecken, wo es brennt, und es dann augenblicklich dem Brand-Hauptmann anzeigen; dieſer fordert durch verſchiedene beſtimmte Boten die Brandoffizziers und die ganze Compagnie auf; da nun jeder ſeine Pflicht weiß, ſo erſcheint auch jeder alſofort am rechten Ort, folglich wird in den allermehrſten Fällen die Arbeit bald geendigt ſeyn. Alles Läuten mit den Glocken, Lärmen und Rufen muß bey höchſter Strafe verbotten werden. Auf dieſe Weiſe wird aller unnöthiger Schrecken vermieden. Sollte aber das Feuer überhand nehmen, und allzuſtark werden, ſo wirds ohnehin Lärmen gnug geben; in dem Fall werden

den reitende Boten nach den benachbarten Oertern geſchickt.

§. 884.

Wenn das Feuer gelöſcht iſt, ſo darf der Hauptmann die Leute nicht auseinander gehen laſſen, bis alles wieder in Ordnung iſt: daher muß er das Inventarium des Brand-Zeughauſes in die Hand nehmen, und nachſehen, ob alles wieder herbey gebracht worden, und ob irgend etwas Schaden gelitten habe? Wäre dieſes leztere, ſo muß er befehlen, daß das Schadhafte alſofort ausgebeſſert werde; oder wäre etwas ganz zerbrochen, oder verlohren gegangen, ſo muß es gleichfalls auf der Stelle erſezt werden.

§. 885.

Darauf folgt endlich die genauſte und ſtrengſte Unterſuchung der Urſache des Brandes. Wenn die Nachläſſigkeit und Verwegenheit nicht allzugros war, ſo pflegt man die Sache gewöhnlich mit Stillſchweigen zu übergehen; das iſt aber ſehr ſchädlich; derjenige welcher eine Feuersbrunſt veranlaſt, hat eine ſchwere Verantwortung auf ſich, und an dieſer nimmt auch der Richter Theil, wenn er ſolche unverzeihliche Nachläſſigkeit oder Leichtſinn nicht aufs ſchärfſte ahndet. Da aber doch auch dem Vorſichtigſten leicht ein Unglück begegnen kan, ſo muß man gerecht unterſuchen, und dann nach den Umſtänden verfahren. **Mordbrenner** ſtraft man nach dem Grad ihres Verbrechens.

§. 886.

Da die Feuersbrünſte ſo äuſſerſt verheerend, und der Glückſeeligkeit der Bürger im höchſten Grad nachtheilig ſind, ſo ſind die **Brand-Aſſecurationen** ſehr wohlthätig, in ſofern ſie nur zweckmäſig eingerichtet werden. Die erſte Art derſelben, oder die **Brandcaſſen** werden folgender Geſtalt eingerichtet: man ſchäzt alle Häuſer und Gebäude eines Landes nach einem mittelmäſigen Preis, legt dann eine Abgabe aufs Hundert, die jeder, der Häuſer oder Gebäude beſizt, von dem Grund-Capital derſelben, unausbleiblich jährlich entrichten muß; dieſe Abgaben werden alsdann in eine allgemeine Caſſe geſammelt und von einer beſondern Direction verwaltet; entſteht nun eine Feuersbrunſt, ſo wird der Schaden geſchäzt, und aus der Caſſe vergütet.

§. 887.

Dieſe Einrichtung hat zween Hauptfehler: 1. muß die Direction beſoldet werden, und das geht von der Caſſe ab; die Untreue, welche in dieſem Fall ſo leicht möglich iſt, bringe ich nicht einmal in Anſchlag; 2. muß immer ſo viel Geld in der Caſſe vorräthig ſeyn, daß man den Verunglückten jedesmal beyſpringen kan; dadurch kommt aber eine groſe Menge Geldes aus dem Kreislauf, und das muß jeder Staats-Wirth im höchſten Grad zu vermeiden ſuchen. Dazu kommt noch, daß das Land nun eine drückende Abgabe mehr hat; ſind die Brand-Anſtalten gut, und der Feuersbrünſte wenig, ſo bleibt immer dieſe Abgabe, ohne dem Land zu nüzzen, das Geld häuft ſich in der Caſſe, und wenn man auch Capitalien davon verlehnt, ſo kommt dieſes Geld doch niemand zu gut, und iſt immer eine Summe, die zwecklos und äuſſerſt drückend auf den Staat würkt.

§. 888.

Vielleicht haben wohlmeynende Männer bey dieſer Einrichtung den Plan, durch die Abgaben und Intreſſen von ausgeliehenen Capitalien es endlich dahin zu bringen, daß keine Beyträge mehr nöthig ſind, und jeder Schaden aus den Intreſſen des verliehenen Fonds vergütet werden kan; allein dieſer Vorſaz, wie gutgemeynt er auch ſeyn mag, iſt denn doch nicht richtig durchgedacht worden: denn erſtlich wird dieſer Zweck höchſt ſelten erreicht, weil ein ausſerordentlich groſes Capital dazu nöthig ſeyn würde, deſſen Einſammlung warlich die Glückſeeligkeit des Staats viel mächtiger hindert, als hernach die Nachlaſſung der Abgabe fördert: denn der Umlauf jener Gelder hätte weit geſegnetere Würkung gehabt, als nunmehro dieſe Schonung. Ueber das alles lehrt die Erfahrung, wie unſicher die Verwaltung ſolcher piorum corporum, und wie ſchwer es ſey, immer treue Verwalter zu haben, oder ihnen gehörig auf die Finger zu ſehen.

§. 889.

Daher iſt folgende, hin und wieder auch ſchon eingeführte Brand-Aſſecurations-Anſtalt viel beſſer, und ganz vortreflich: man ſchäzt nämlich alle Häuſer und Gebäude jedes Orts und des ganzen Landes; verfertigt alſo eine Tabelle darüber, und zieht alle dieſe Privatcapitalien in eine Totalſumme; dieſe macht nun das Grundcapital aus, auf welche die Berechnung gegründet wird. Geſezt es entſtünd ein Brandſchaden, ſo würde dieſer geſchäzt, und dann die etwaige Belohnung oder Prämie für die Löſchenden, wenn ſie ſich beſonders hervorgethan hätten, dazu geſchlagen. Wenn nun dieſer Schaden 50,000 Gulden betrüge, und der wär ſchon ſehr beträchtlich; jenes Grundcapital aber belief ſich auf 2,000,000, ſo würde der Rechnungs-Anſaz folgender ſeyn: 2,000,000 thun 50,000, was 100? Antwort 2½ Gulden; wer alſo für 1000 Gulden Gebäude hätte, der müſte jezt einmal für allemal 25 Gulden beytragen.

§. 890.

Wenn dieſe 25 Gulden auf einmal und alſofort bezahlt werden müſten, ſo könnte das doch manchem ehrlichen Manne ſauer werden. Daher ſchießt die Cammer jedesmal die Summe vor, ſchlägt dann die Intreſſen von einem Jahr dazu, und giebt nun ſo lang zur Behebung derſelben Zeit; zu 5 vom Hundert würde alſo obiger Contribuent, ſtatt 25 nunmehr 26 Gulden 15 Kreuzer zahlen müſſen, dieſe vertheilte man auf die 12 Monathe, folglich müſte er nun in jedem Monath das ganze Jahr durch, 2 Gulden 11¼ Kreuzer entrichten. Die Cammer kan auch in ſolchen ſchweren Fällen 2 Jahr Zeit geben, und die Intreſſen drauf ſchlagen, allein ſie muß dann auch ſicher ſeyn, daß ſie ihr Capital in der Zeit nicht braucht.

§. 891.

Dieſe Einrichtung erlaubt ſchlechterdings keinen Betrug und keine Bedrückung: denn 1. iſt da gar keine Caſſe, folglich auch keine Verwaltung derſelben nöthig; man ſpart alſo die Beſoldung, und auch die Sorgen wegen der Untreue. 2. Muß das ganze Grundcapital allgemein bekannt ſeyn, und eben ſo muß auch die Summe des Brandſchadens publizirt werden, damit ein jeder ſelbſt nachrechnen könne, wie viel ſein Antheil beträgt. 3. Da die Cammer ſelbſt den Schaden garantirt, ſo ſind die Verunglückten immer ſicher, und ſie haben nicht zu befürchten, daß die Caſſe etwa nicht bey Geld ſeyn möchte. 4. Trägt das Land nur dann eine Abgabe, wenn ein Unglück entſteht, es kommt alſo gar kein Geld aus dem Kreislauf; ſind die Brand-Anſtalten gut, entſtehn keine Feuersbränſte, ſo hat man auch nichts zu bezahlen; und endlich 5. verliert die Cammer im geringſten nichts dabey, im Gegentheil, ſie bringt ein ruhendes Capital in Kreislauf, und genieſt dafür die Intreſſen.

§. 892.

Man will beobachtet haben, daß bey ſolchen wohlthätigen Anſtalten, gewiſſenloſe Böswichte gefunden worden, welche ihre Häuſer angezündet haben, um neue zu bekommen. Man ſollte nicht glauben daß es ſolche Menſchen geben könnte, und doch lehrt die Erfahrung daß es würklich öfters ſolche gegeben habe; allein auch dieſem Uebel iſt vorzubeugen: man erfährt doch immer, in welchem Hauſe das Feuer auskommt, man darf alſo nur das Geſez machen, daß der Beſizzer des Hauſes nicht anders Theil an der Wohlthat der Aſſecuration haben kan, als wenn er unwiderſprechlich, und deutlich darthut, daß niemand von den Seinigen, weder durch Nachläſſigkeit noch mit Vorſaz Anlaß zur Feuersbrunſt gegeben habe; dadurch wird jeder zur ſtrengſten Wachſamkeit aufgemuntert, und jener hölliſche Eigennuz wird dadurch gänzlich entkräftet.

§. 893.

Ich habe oben eines Vorſchlags gedacht, daß man nämlich den Anbau eines neuen Hauſes, wenn etwa das alte verfallen wäre, oder auch wenn ſonſt ein armer Erwerber eins nöthig hätte, mit in die Brand-Aſſecuration ziehen könnte; dadurch würde freylich das Anbauen neuer Häuſer ſehr erleichtert, und die Polizey auch in den Stand geſezt, dafür zu ſorgen, daß ſolche Gebäude zweckmäſig, ordentlich, gut und ſchön, und brandfrey gebaut würden. Allein es entſtehen Schwierigkeiten dabey, denen man durch gute Verordnungen ſo viel möglich vorbauen muß.

§. 894.

Denn erſtlich würde nun jeder, der ein altes unbequemes Haus beſizt, ein neues haben wollen; zweytens würden viele die Reparatur vernachläſſigen; drittens könnten alle Beyſaſſen, Handwerksleute, und ſolche Erwerber, welche bisher pfachtweiſe gewohnt haben, auf ein neues Haus Anſpruch machen; und viertens würde es vielleicht dem Land zu ſchwer fallen, die Unkoſten zu beſtreiten. Alle dieſe Einwürfe ſind wichtig, und werth daß ich ſie durch gründliche Maasregeln entkräfte.

§. 895.

Was alſo den erſten Punct betrift, ſo müſte jeder der ein neues Haus durch die Brand-Aſſecuration gebaut haben wollte, durch Bauverſtändige, und eine Polizey-Perſon, ſein Haus auf ſeine Koſten beſehen laſſen; würden dieſe nun erkennen, daß das Haus nicht mehr reparirt werden, und daß der Beſizzer nicht mehr darinnen wohnen könnte, ſo gäben ſie ihm ein Zeugniß, welches er den Beamten vorzuzeigen hätte, und dieſe beſorgten dann den nöthigen Vorſchuß.

§. 896.

Damit auch fürs zweyte die Reparatur nicht vernachläſſigt werden möchte; ſo müſte bey der Viſitation von den Bauverſtändigen darüber geurtheilt werden, ob ein ſolches Haus wohl durch eine zeitige Reparation hätte können erhalten werden? In dieſem Fall fände auch jene Unterſtüzzung durchaus nicht ſtatt. Und damit keine Beſtechungen oder Unterſchleife dabey vorgehen können, ſo muß die Polizey ſelbſt die Männer, welche das Haus beſehen ſollen, beſtimmen, und dann vereiden. Jeder Zimmerman kan ſehen, ob ein Gebäude vernachläſſigt worden oder nicht?

§. 897.

§. 897.

Wer fürs dritte, an jener Wohlthat Theil nehmen wollte, müſte würklich ein Erwerber, das iſt, ein Mann ſeyn, der entweder ein Gut eigenthümlich beſizt, oder der eine wichtige Fabrike treibt, folglich dem Lande ſehr nüzlich iſt. Gelehrte und Staatsbediente können keinen Anſpruch auf dieſe Hülfe machen, weil ſonſt jeder ein eigenes und dazu ſehr ſchönes Haus würde haben wollen. Würde aber der Staat allen ſeinen Bedienten Wohnhäuſer geben können, ſo wär das freylich vortreflich; dann aber gehörten ſie dem Amt, welches die Perſon bekleidet, nicht aber der Perſon.

§. 898.

Endlich und fürs vierte: obgleich ein ſolches Haus ordentlich vererbt werden kan, ſo darf doch der Kauf-Schilling, im Fall es verkauft würde, nicht vom bisherigen Eigenthümer, ſondern er muß von der Cammer bezogen werden; denn im Grund iſt doch ein ſolches Haus ein Eigenthum des Staats, das der Beſizzer gleichſam im Erbpfacht hat. Wenn nun der Käufer das Haus der Cammer bezahlt, ſo iſt es ſein wahres Eigenthum, tritt er aber nur in die Stelle des erſten Beſizzers, und zahlt ihm etwa Abſtand, ſo muß er wieder in obiger Qualität ein Erwerber ſeyn. So lang nun ein ſolches Haus nicht nach ſeinem ganzen Werth bezahlt, oder das Anlage-Capital an die Cammer entrichtet wird, ſo lang muß der Beſizzer jährlich die landesübliche Intreſſen entrichten.

§. 899.

Bey dieſer Einrichtung wird ſo leicht niemand ohne Noth ein neues Haus bauen, die Fälle werden alſo nicht ſo häufig ſeyn, und doch wird das Häuſerbauen erleichtert. Auch kan es dem Staat nicht ſo beſchwerlich fallen, denn die Intreſſen, welche jährlich bezahlt werden, gehen allemal von der Summe eines Brandſchadens, oder ſonſtiger Auflage ab; was alſo dort bezahlt wird, das wird hier abgezogen; welches auch der Fall iſt, wenn ein Unterthan ſein vom Staat vorgeſchoſſenes Hauscapital abträgt.

§. 900.

Die kleine Reparaturen eines ſolchen Hauſes fallen dem Beſizzer zur Laſt, die groſen aber dem Staat, gerad ſo wie es bey gewöhnlichen Verpfachtungen auch gebräuchlich iſt; dann ſteht es auch gleich den andern in der Brand-Aſſecuration, und wird im Fall des Abbrennens dem Staat vergütet.

§. 901.

Endlich iſt bey allen Arten der Brand- und andern Aſſecurationen noch eine Vorſicht nöthig, nämlich diejenige: daß man den armen verunglückten Unterthanen das Geld nicht ſo unmittelbar auszahle; denn es geht ihnen ſonſt zu andern Befriedigungs-Mitteln leicht durch die Hände, und dann bekommen ſie kein Haus wieder. Daher muß man bey jedem Häuſerbau, oder ſonſtigen Unterſtützung, von Seiten des Staats einen treuen, rechtſchaffenen und ſeßhaften Mann zum Commiſſarius ernennen, der wie ein treuer Vormund verfährt, und die Gelder zweckmäſig verwendet; ein Mann aber, der mehr reines, unbelaſtetes Vermögen hat, bedarf dieſer Vorſicht nicht, man zahlt ihm das Geld aus, und giebt dann nur acht, daß er es dazu verwende, wozu es beſtimmt iſt.

§. 902.

§. 902.

Auch das *Waſſer* kan durch Ueberſchwemmung an Häuſern und Gütern groſen Schaden thun; dieſen Fällen ſind die Oerter und Gegenden vorzüglich ausgeſezt, welche in niedrigen Ebenen nah am Meer, an Seen und Strömen liegen; oft liegen auch Städte und Dörfer in nicht gar breiten Thälern an Bächen, die aus groſen Gebürgen entſpringen, und daher bey Gewittern, Wolkenbrüchen, Plazregen, langwierigen Land-Regen, oder auch bey dem Schmelzen des häufigen Schnees und Eiſes gewaltig anſchwellen, und groſen Schaden anrichten. Dieſen Unglücksfällen, die allemal noch ſchrecklicher ſind als das Feuer, indem man ihnen weder ſteuren noch immer ausweichen kan, muß man 1. vorzubeugen, und 2. wenn ſie ausgetobt haben, den Verunglückten wieder aufzuhelfen ſuchen.

§. 903.

Auf die niedrigen Ebenen am Meere, an den Seen und Strömen, ſoll man niemals Städte und Dörfer anlegen, wenn nicht die Lage ſo vortheilhaft iſt, daß ihr Nuzze die Anlage und den Unterhalt ſicherer Dämme weit überwiegt; wie ſolches in *Holland* und *Friesland* der Fall iſt. Ein ſolcher Damm, der der Gewalt des Meers zu widerſtehen im Stand iſt, iſt das höchſte Meiſterſtück des Waſſerbaus, wovon man in oben benannten Ländern wunderbare Proben ſehen kan. Groſe Ströme thun ebenfalls durch Ueberſchwemmungen und Einbrüche groſen Schaden; wenn aber ein ſolcher Strom zur Schiffahrt gehörig benuzt wird, ſo wirft er immer ſo viel, und noch weit mehr aus, als ſeine Beveſtigung gegen ſolche Ausbrüche erfordert.

§. 904.

Der Schade ſolcher Ströme beſteht eigentlich nur in **Ueberſchwemmungen** und **Einbrüchen**, oder ſogenannten **Alluvionen** oder **Anſpülungen**. Die gewöhnliche Ueberſchwemmungen, die nur bey dem höchſten Stand des Waſſers vorfallen, können an vielen Orten durch Dämme verhütet werden; je höher und ſtärker man alſo dieſe anlegt, deſto beſſer ſorgt der Staat für die allgemeine Sicherheit des Eigenthums. Was aber die Eisgänge betrift, bey welchen das Strom-Waſſer manchmal zu einer Höhe angeſchwellt wird, der man ſchlechterdings keine Dämme entgegen ſezzen kan, da muß man Gedult haben, und entweder gar keine Wohnörter dahin anlegen, oder oberhalb denſelben, überquer, in einer Breite von etlichen hundert Schritten dichte, ſtark und tief wurzelnde Wälder anpflanzen, deren Bäume im Stand ſind das Eis aufzuhalten. Dann müſſen die Häuſer an einem ſolchen Ort ſehr hoch und ſtark gebaut werden, und endlich muß jedes Haus einen Noth-Nachen unter dem Dachraume vorräthig haben, und immer im Stand halten.

§. 905.

Weit häufiger ſind die **Einbrüche** und **Anſpülungen** der groſen und kleinen Wäſſer: ſie reiſſen an einem Ufer ganze Strecken Ländereyen weg, und ſezzen ſie an der andern Seiten wieder an; dieſes zu verhüten, müſſen die Ufer beſtändig beobachtet werden, und da wo man bemerkt, daß das Waſſer zu graben anfängt, muß man ihm entgegen arbeiten; zu dem Ende muß der Staat einen werkverſtändigen Mann, einen Waſſerbaumeiſter beſolden, der beſtändig auf das Arbeiten des Stroms acht hat, und ihm gleich anfangs durch

Faſchinen, Dämme, Anpflanzen der Weiden, und anderer Waſſergeſträuche Einhalt thut.

§. 906.

Bey aller dieſer Vorſicht, oder auch wenn etwas vernachläſſigt wird, entſtehen denn doch Waſſer-Schäden, und Alluvionen, welche zu vielerley verwickelten Proceſſen und mancherley Verluſt Anlaß geben. Jch kehre mich hier an die Iura und Leges de alluvionibus nicht, ſondern urtheile blos nach dem Recht der Natur und der Beglückung, oder nach dem Menſchen-Recht. Wenn an kleinen Bächen, deren Einbrüchen jeder Privatmann gewachſen iſt, ein Einbruch geſchicht, ſo muß derjenige, welcher den Waſſerbau verſäumt hat den Schaden tragen; folglich wenn an groſen Strömen den Gutsbeſizzern ihre Güter weggeſpült werden, ſo muß ihnen der Staat den Verluſt erſezzen, denn dieſem kommts alsdann zu, den Waſſerbau zu beſorgen.

§. 907.

Wenn der Landesherr die Zölle von der Schiffahrt, den Pfacht von der Fiſcherey, und überhaupt alle Benuzzungen eines Stroms als Regale genieſt, wenn alſo der Strom ein Eigenthum des Staats iſt, der ihn dem Regenten zu ſeinem Genuß überlaſſen hat, ſo muß dieſer auch dafür ſorgen, daß dies ihm anvertraute Gut niemand Schaden zufügen könne. Sind nun die Einkünfte ſo gros, daß ſich der Strom ſelbſt bauen kan, ohne daß der Regent dadurch beeinträchtiget wird, ſo wird der Unterthan von einer ſehr drückenden Laſt befreyt; iſt das aber nicht, ſo müſſen wenigſtens die entfernten Unterthanen Geld-Beyträge thun, die näheren können nach Befinden, entweder ſelbſt frohnen, oder Dienſtgeld zahlen.

§. 908.

Alle Bauern-Güter ſollen billig ſehr richtig gemeſſen, und dann in Charten und Fluren-Bücher genau eingetragen werden; dies iſt aber an beyden Ufern eines Stroms durchaus und unausbleiblich nöthig; je nachdem nun der Strom reiſſend oder die Erde locker iſt, beſtimmt man einen Zeitraum von etwa fünf bis zehn Jahren, nach welchen alle Grundſtücke, die unmittelbar ans Ufer ſtoßen, wieder gemeſſen werden müſſen; hat nun ein Unterthan etwas verlohren, ſo wird es nach dem Kaufwerth und der Ruthenzahl demſelben vom Staat mit Geld bezahlt, oder auf andre Art erſezt; hat aber einer etwas gewonnen, ſo muß ers ebenfalls an die Cammer bezahlen.

§. 909.

Wenn der Strom die Gränzſcheidung zwiſchen zween Staaten ausmacht, ſo müſſen dieſe beyden ebenfalls einen Vertrag mit einander aufrichten, daß einer dem andern die Abſpülungen erſezzen will; ſie berechnen ſich unter einander, und einer giebt dem andern den Ueberſchuß an Geld heraus. Was durch die Alluvionen gewonnen wird, kan dann von der Cammer zu den Domänen gezogen, und entweder ſelbſt benuzt, oder noch füglicher dem Anſtöſer verpfachtet werden; ſobald die Cammer den Unterthanen den Verluſt bezahlt, ſo kan ſie die Alluvionen mit Recht an ſich ziehen, ſonſt aber nicht.

§. 910.

Wenn der Strom in ſeinem Bette eine Inſel anflöſt, die allmälig fruchtbar und einträglich wird, ſo zieht die Cammer dieſe Inſel an ſich; ſie hat das Recht dazu, wenn ſie den Grund-Beſizzern am Ufer ihre Abſpülungen erſezt. Geſezt aber der Strom machte die Gränzſcheidung aus, ſo kommts darauf an, ob einer von beyden Staaten den Strom ausſchlieslich benuzt? In dieſem Fall bezahlt er ſeinem Nachbarn die Abſpülungen und die Inſel iſt ſein; iſt aber die Strom-Benuzzung auf beyden Seiten gleich, ſo mißt man die Breite deſſelben; liegt nun die Inſel mehr auf einer als der andern Seite, ſo theilt man ſich in dieſelbe, ſo wie es die Gränzlinie mitten durch den Strom mit ſich bringt.

§. 911.

Man könnte mir hier den Einwurf machen: wenn ein Landesherr dem andern die Abſpülungen erſezzen müſte, ſo würde der Waſſerbau dadurch vernachläſſigt werden. Ich antworte: das wäre eine unverzeihliche Saumſeeligkeit; denn obgleich dieſer Erſaz die Gutsbeſizzer am Ufer ſchadlos hält, weil er dieſen je nach Maasgabe ihres Verluſts ausgetheilet wird, ſo verliert doch der ganze Staat an ſeiner Gröſe, und der Regent entbehrt die Abgaben, welche von den abgeſpülten Grundſtücken entrichtet wurden; es muß ihm alſo auſſerordentlich dran gelegen ſeyn, die Einbrüche zu verhüten. Ich rede nur von den unmerklichen Veränderungen der Ufer, die aller Vorſicht ungeachtet, geſchehen, und nicht gehindert werden können. Bey gewaltſamen Einbrüchen ſieht man erſt, ob der Strom an einer Seite anſezt, was er an der andern wegreiſt; geſchieht das nicht, ſo findet auch kein Erſaz ſtatt.

§. 912.

Wenn endlich durch Feuer- oder Waſſers-Noth, alte und unordentlich gebaute Städte und Dörfer zum Theil oder ganz ruinirt worden, ſo ſoll die Polizey allen Fleis anwenden, daß die Häuſer ordentlicher gebaut, und die Gaſſen breiter angelegt werden. Freylich ſezt dieſes, wegen der Hausplätze, Keller, Brunnen und Gärten, viele Schwierigkeiten; allein darum müſſen auch die Waſſerſchäden mit in die Aſſecuranzen gezogen werden; wenn auf dieſe Weiſe die Unterthanen in Anſehung des Häuſerbaues vor Verluſt geſichert ſind, ſo läſt ſich durch Tauſchen, Vertheilen und Herausgeben hernach alles reguliren.

Fünftes Hauptſtück.

Von Unglücks-Fällen.

2. Theurung aus allerhand Urſachen.

3. Armuth.

§. 913.

Es giebt mancherley Unglücks-Fälle, welche nicht ſo ſehr auf die unbeweglichen Güter, als vielmehr auf die beweglichen, oder unmittelbare Befriedigungs-Mittel, auf die Producten ſelbſt würken, ſie verderben, ganz unbrauchbar machen, oder ihre Erzeugung verhindern; in dem Grad nun, in welchem die Bedürfniſſe gegen die allgemeine Producten-Maſſe in Verhältniß ſtehen, in dem Grad ſteht auch die Theurung jener Producten; wenn nun der Mangel ſo gros iſt, daß gewiſſe weſentliche Bedürfniſſe gar nicht befriedigt werden können, ſo entſteht der betrübte Zuſtand, welcher im eigentlichen Sinn Theurung genannt wird, und den ich hier vorzüglich im Augenmerk habe.

§ 914.

Die mehreſten Zufälle, welche dieſen traurigen Zuſtand, eine ſolche Theurung veranlaſſen, ſtehen nicht in der Gewalt der Menſchen, und können alſo auch nicht verhütet werden; doch kan ſie faſt immer die Polizey weniger drückend machen, oder auch ihre Würkungen wohl ganz entkräften; hier iſt alſo mein Zweck, die beſten Mittel dazu zu lehren.

§. 915.

Wenn von einer Theurung die Rede iſt, ſo verſteht man gewöhnlich **Brodmangel** unter dieſem Wort, und dieſer rührt allemal aus Mangel am Getreide her; er mag nun aus Wetterſchäden, Miswachs, Kornwucher, oder Sperrung benachbarter Länder entſtehen, ſo läuft doch alles dahinaus, daß es an Brod mangelt; wenn nun dieſem die Polizey in jedem Fall und auf eine leichte Weiſe abzuhelfen weiß, ſo iſt alles gewonnen.

§. 916.

Wenn der Staat in jedem Amt ein Frucht-Magazin anlegt, welches ſo gros iſt, daß es im Fall der Noth ſeinen Diſtritt auf ein Jahr mit Brod verſehen kan, ſo iſt dieſem Mangel vorgebeugt; allein ein ſolches Magazin hat ſeine groſe Beſchwerlichkeiten; 1 erfordert es eine Aufſicht, die doch bezahlt werden muß; 2. muß die Frucht öfters gerührt werden, damit ſie nicht verderbe; 3. wenn ſie zu lang liegt ſo wird ſie endlich ſchlecht, und giebt kein gutes Brod mehr; 4. muß ein Gebäude da ſeyn, und dieſes muß immer in baurechtem Stand erhalten werden u. ſ. w. Das alles koſtet am Ende ſo viel, daß der Nuzzen der Magazine ſehr zweydeutig wird.

§. 917.

Einem Theil dieſer Beſchwerlichkeiten, nemlich dem Verderben des Getreides, hat man entweder durch mechaniſche Anſtalten, z. B. durch Blasbälge, oder Luftzüge, oder auch durch jährliches Auswechſeln der alten gegen neue Früchte abzuhelfen geſucht, allein das erſte vermehrt die Unkoſten noch mehr, und das zweyte iſt für den Bauern äuſſerſt drückend: denn er muß jährlich ſeine neue Früchte ins Magazin liefern, und eben ſo viel alte dagegen heraus holen; wer bezahlt ihm ſeine Mühe? — das Magazin? — ſo wäre abermal der Zweck erſchwert, und ſoll ers umſonſt thun, ſo iſt das eine harte Frohne; geſchweige daß er oft ſchlechte Frucht für ſeine gute wieder bekommt.

§. 918.

Ein Magazin auf folgende Art eingerichtet, wird alles leiſten was man nur erwarten kan, und ſich noch dazu ſelbſt reichlich verintreſſiren: man kaufe in jedem Amt zur wohlfeilen Zeit ſo viele Früchte ein, als zur Unterhaltung deſſelben auf ein Jahr nöthig iſt; lege dann an eben dem Ort einen wöchentlichen oder monatlichen Frucht-Markt an, der völlig frey iſt, wo alſo Ausländer und Ihländer frey handeln, kaufen und verkaufen können. Nun bemerke man die Fruchtpreiſe von vielen, etwa von 20. Jahren her, addire den höchſten und den niedrigſten zuſammen, halbire dieſe Summe, und beſtimme ſolchergeſtalt einen ordentlichen Mittelpreis.

§. 919.

Geſetzt nun dieſer Mittelpreis wäre vom Malter Korn 3. Gulden, ſo giebt man dem Magazin-Preiſe einen Spielraum, z. B. von einem Gulden, das iſt: man ſezt den Einkaufs-Preis auf 2½ Gulden, und den Verkaufs-Preis auf 3½; nur in dieſen beyden Preiſen handelt das Magazin mit, in keinem andern; wenn alſo die Frucht-Preiſe auf dem Markt innerhalb dem Spielraum der Magazin-Preiſe bleiben, ſo ruht das Magazin, ſo bald aber die Frucht unter 2½ Gulden fällt, ſo kauft es, indem es 2½ Gulden zahlt, nicht mehr und nicht weniger; folglich zieht ſich jezt alle Frucht nach dem Magazin, und wer nicht mehr giebt der bekommt keine. Auf dieſe Weiſe kan alſo die Frucht nie wohlfeiler werden, als der Einkaufs-Preis des Magazins; der Landmann hat alſo ſeinen ordentlichen Abſaz.

§. 920.

So bald aber der Getreide-Preis über 3½ Gulden ſteigt, ſo fängt das Magazin an zu verkaufen, und zwar gerad in jenem Preiſe; es zieht alſo wiederum alle Käufer an ſich, und die Frucht kan unmöglich theuerer werden als 3½ Gulden; zugleich iſt auch klar, daß das Magazin an jedem Malter einen Gulden gewinnen müſſe. Alles kommt hier nur auf eine kluge Wirthſchaft an, und blos daran fehlts, wenn die Würkungen dieſer Einrichtung nicht immer die vortreflichſten ſind; auch dazu will ich noch einige Winke geben.

§. 921.

Ein jeder der über dieſe Sache etwas nachdenkt, wird einſehen, daß es eigentlich immer auf die richtige, und der Natur des Getreide-Handels zu jeder Zeit angemeſſene Beſtimmung des Mittelpreiſes ankomme: denn nach dieſem richtet ſich ſo wohl der Einkauf als der Verkauf; ſezt man ihn etwas zu hoch, ſo häuft ſich der Vorrath, und ſezt man ihn zu niedrig, ſo wird die Frucht zu ſtark weggekauft; ändert man ihn zu oft, ſo verliert das Magazin ſeinen Credit, und macht man ihn unveränderlich, ſo kan dieſe Einrichtung bey dem ſo veränderlichen Handel auch nicht beſtehen.

§. 922.

Eine geſeegnete Witterung und reiche Erndte, nebſt dem ſtärkern oder ſchwächeren Abzug des Getreides in andere Länder, beſtimmen die Frucht-Preiſe; folglich kan jährlich einmal, und zwar am füglichſten nach der Erndte, der Mittel-Preis für ein ganzes Jahr feſtgeſezt werden; auch iſt es nicht nöthig, daß der Spielraum gerad einen Gulden betrage; wenn das Steigen und Fallen der Preiſe ſehr veränderlich iſt, ſo kan er gröſer, und wenn ſie ziemlich beſtändig ſind, ſo darf und muß er kleiner ſeyn. Nur daß man den Mittel-Preis mit ſeinem Spielraum unausbleiblich auf ein ganzes Jahr feſt ſezze. Die Erfahrung wird die ganze Sache allmälig immer mehr berichtigen.

§. 923.

Wenn nun das Magazin planmäſig und unerſchütterlich richtig verfährt, und wenn es immer ſorgt, daß allzeit für ein ganzes Jahr Vorrath aufbewahrt werde, ſo wird nicht nur jeder Theurung vorgebeugt, ſondern die Preiſe ſteigen nicht einmal auf einen drückenden Grad. Die Kornhändler können auch ſchlechterdings nicht wuchern, kein Korn auf theure Zeiten aufſchütten, denn es hilft ſie nicht, ſie können keine höhere Preiſe machen als das Magazin, und eben ſo wenig wohlfeiler einkaufen, und doch wird ihr Handel auf keine Weiſe gehindert, ſo lang er innerhalb den Gränzen der Redlichkeit bleibt. Wenn man nun bedenkt, daß eben die Kornwucherer viel öfter Brodmangel verurſachen, als Miswachs und Wetterſchäden, ſo fällt der Nuzze eines ſolchen Magazins noch ſtärker in die Augen.

§. 924.

§. 924.

Wenn ein benachbarter Regent eine Fruchtſperre anlegt, ſo ſchadet das gar nicht, denn das Magazin hat Vorrath bis zur Erndte, folglich wird jener den Handel frey laſſen. Eben ſo braucht auch der Staat, der ſolche Magazine hat, keine Sperre anzulegen, wenn nur dieſe zur Zeit der Theurung nicht auſſer Land verkaufen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies ſchlechterdings nicht geſchehen dürfe. Damit will ich aber keinesweges ſagen, daß das Magazin nie auſſer Land handeln dürfe; im Gegentheil gehört es zu ſeiner Politik, daß es ſich zu Zeiten dieſes Mittels bediene.

§. 925.

Man bemerke alſo folgende Regeln: innerhalb Landes beobachtet das Magazin ſeine beſtimmte Ein- und Verkaufs-Preiſe, aber bey den Ausländern bindet es ſich gar nicht daran, ſondern es handelt wie jeder Kaufmann, ſo gut es kan: iſt alſo die Frucht irgend wo auſſer Landes wohlfeiler, als der Einkaufs-Preis, und das Magazin hat noch keinen groſen Vorrath, ſo kauft es ein, ſo gut es kan, ohne ſich an ſeine Geſezze zu binden; und ſteigen die Preiſe im Ausland höher als das Geſez des Verkaufs beſtimmt, ſo verkauft das Magazin ſo gut es kan, doch ſo, daß es immer Vorrath auf ein Jahr in Reſerve behalte.

§. 926.

Auf dieſe Weiſe koſten die Magazine dem Staat ganz und gar nichts, im Gegentheil, wenn ſie die Cammer weislich und treu adminiſtrirt, ſo kan ſie dabey gewinnen, und ſo gar groſe Vortheile daraus ziehen; wenn zugleich immer die älteſte Frucht verkauft wird, ſo kan auch das Getreide nicht verderben, wenn man es anders ordentlich beobachtet, und gehörig umrührt. Vielleicht fänden ſich auch Capitaliſten, welche mit der Cammer in Compagnie den Magazin-Handel unternähmen, dieſe könnten alsdann die Comtoir-Arbeiten verrichten, und alſo die beſondere Magazin-Beamten erſparen; nur daß immer auf die ſtrengſte Beobachtung obiger Regeln feſt gehalten werde, damit man den Zweck nicht verfehle.

§. 927.

Dieſen Magazin-Plan hatte ich ehmals bey einer gewiſſen Gelegenheit ausgedacht, und entworfen, und ich meynte Wunder, was ich der Welt für eine neue Erfindung mittheilen wollte; endlich als ich ihn einem vornehmen Herren aus Bern mit aller Selbſtgefälligkeit eines Erfinders vorlegte, und erklärte, ſo erfuhr ich zu meiner Demüthigung, daß dort beynahe die nämliche Einrichtung ſchon lang in Uebung ſeye, und die heilſamſte Würkung äuſſere. Ob ich nun gleich auf die Ehre der Erfindung Verzicht thun muſte, ſo wurde ich doch dadurch innig beruhigt, daß mein Plan nun kein leeres Project mehr ſey; denn nun iſt gewiß, daß dieſe Magazine in jedem Land nüzlich ſind.

§. 928.

Zum Beſchluß meiner Vorſchläge gegen die Theurung der Brodfrüchte, muß ich doch noch ein paar Worte von der Fruchtſperre reden: es iſt ſo vieles über dieſe Materie geſchrieben, und doch noch nichts entſchieden worden; viele verwerfen ſie mit Eifer als eine abſcheuliche, die Menſchheit entehrende Sache, und wieder andere halten ſie für nüzlich, und in gewiſſen Fällen ſo gar für Pflicht; ich glaube daß beyde vollkommen recht haben: wenn kein Staat ſein Land ſperrte, ſo würde auch nie Theurung entſtehen, denn ein allgemeiner Miswachs iſt ein Fall ohne Beyſpiel, und die Handlung würde immer auch den entfernten Ueberfluß herbeyſchaffen.

§. 929.

Hingegen ſo bald ein Nachbar ſperrt, ſo bald müſſen alle ſperren, die Ueberfluß haben, damit ſie nicht allein den Mangel erſezzen, und alſo auch Mangel leiden müſſen. Nichts iſt natürlicher als dieſe Folge; beſonders findet dies in allen kleinen Staaten ſtatt, die ſich ſelbſt nicht gnug ſind. Wenn Pohlen den Kornhandel nach **Schweden** verbietet, ſo wird **Liefland** dies Reich nicht allein verſehen können, und da die Fruchthändler Nuzzen aus dieſem Umſtand ziehen wollen, ſo ziehen ſie ſchleunig allen Vorrath in ihre Magazine, und ſo muß Theurung entſtehen.

§. 930.

Noch ein Fall: im verwichnen Frühling ſuchte **Holland** wegen dem bevorſtehenden Krieg einen Vorrath von Frucht zu bekommen; die Getreidehändler am **Rhein** und **Mayn** machten Speculation darauf, und kauften allenthalben den Vorrath auf; ſchon zeigte ſich die Theurung in hieſigen Gegenden, und hätte unſre **Marburger** Regierung nicht das Land geſperrt, und unſer Landesherr nicht ſeine Magazine geöfnet, ſo hätten wir bittern Brodmangel gehabt. Es iſt wahr, ein freyer Handel ſezt alles ins Gleichgewicht, aber erſt langſam und nach und nach; hätten wir mit dem Brodeſſen ſo lang warten müſſen, bis unſre hohe Preiſe das Getreide aus andern Ländern zu uns gezogen hätten, ſo wären wir längſt Hungers geſtorben. Keine Regel iſt ohne Ausnahme.

§. 931.

Man hat vorgeſchlagen, ob man nicht auch Wetterſchäden und Miswachs mit in die allgemeine Landes-Aſſecuration ziehen könne? — Ich geſtehe daß mir dieſer Punct etwas ſchwer und bedenklich vorkomme; in groſen Reichen mags angehen, und vollkommen ausführbar ſeyn, aber in kleineren Staaten ſchwerlich: denn oft trift das Unglück einen zu groſen Strich Landes, als daß es der übrige ebenfalls nicht groſe Theil der Gebühr nach ſollte erſezzen können, ohne ſelbſt Noth zu leiden. Indeſſen könnte man doch in einem einzigen Fall einmal die Probe machen: man ſchäzte nämlich den Schaden an Frucht, ſchlüge ihn nach dem Schäzungsfuß auf das ganze Land, auch auf die Verunglückten aus, jeder trüge ſein Quantum an Geld oder an Frucht bey, und dann öfneten ſich die Magazine, wenn der Preis ihren Verkaufsſaz überſtiege. Freylich kan ein ganzes Land ein Unglück beſſer tragen, als ein Theil deſſelben; fände man nun bey einem ſolchen einzelnen Verſuch daß er die gehörige Würkung hätte, ſo könnte man den Plan entwerfen, und auf immer ausdehnen.

§. 932.

Allein es zeigen ſich doch auch hier wieder Schwierigkeiten: es giebt Gegenden, welche ſolchen Unglücksfällen häufiger ausgeſezt ſind als andre; dieſe fielen alsdann ihren Nachbarn zur Laſt, und es iſt doch billig, daß jeder ſeine Vortheile genieße, und ſeine Nachtheile trage. Ueberdem kan eine ſolche, den Wetterſchäden ausgeſezte Gegend aus andern Urſachen, reicher und wohlhabender ſeyn, als ein fruchtbarer Landesſtrich; warum ſoll dieſer jenem nun ſeinen Schaden erſezzen? Endlich kan auch eine ſolche Unterſtüzzung den Landmann träge machen, ſo daß er durch Fleis und Dünger dem Miswachs nicht entgegen arbeitet. Auf dieſe Weiſe müſte man auch am Ende jedem einzelnen Erwerber ſein Privatunglück garantiren, und dann wär es faſt eben ſo gut, man machte ſo wie die erſten Chriſten, oder die Jeſuiten in Paraguay die Güter allgemein.

§. 933.

Die Viehſeuchen ſind ebenfalls ein erſchreckliches Unglück; denn erſtlich verliert der Beſizzer das Grundcapital der verſtorbenen Stücke; zweytens entbehrt er die ihm ſo nöthige Nahrung an Milch, Butter und Käſe; drittens, entgeht ihm auch das Geld, welches er jährlich durch den Verkauf des Maſt- oder andern Vieh's bezog; und viertens bekommt er weniger Dünger; da ſich nun die Production bey gleichem Fleis wie der Dünger verhält, ſo nimmt ſie auch in gleichem Verhältniß ab, und mit ihr der ganze Flor der Landwirthſchaft, folglich auch Handwerker, Fabriken und Handlung, und alſo der ganze Wohlſtand des Staats.

§. 934.

Das Viehſterben verdient alſo die ganze Aufmerkſamkeit der Polizey in hohem Grad: daher muß ſie 1. die würkſamſten Maasregeln anwenden, um dies Unglück zu verhüten; 2. wenn es da iſt, zu entkräften; und 3. denen dadurch geſchwächten Landwirthen wieder aufzuhelfen.

§. 935.

Das erſte wofür alſo geſorgt werden muß, ſind gute und brauchbare **Vieh-Aerzte**: man hat die Nothwendigkeit dieſer Anſtalten ſchon hin und wieder eingeſehen, und zu dem Ende Vieharzney-Schulen angelegt;

allein ohne den gehoften Erfolg, und das iſt ſehr natürlich: diejenigen, welche dieſe Wiſſenſchaft ſtudiren, ſind entweder Menſchen-Aerzte, oder Oeconomen, oder Jünglinge, die ihre Verſorgung in Marſtällen ſuchen wollen; allein was iſt dem Staat durch alle drey Gattungen geholfen? Die Menſchenärzte kommen hernach in Praxis, aber welcher Bauer holt wohl den Doctor zu ſeiner Kuh, da er ſchon bey ſeiner Frau und Kindern die Koſten ſcheut? — Und welcher Arzt wird ſein Glück aus Patriotiſmus aufopfern, und das Vieh um ein paar Bazen meilenweit beſuchen, da er mehrentheils von ſeiner Praxis leben muß?

§. 936.

Die Oeconomen verwalten entweder eigene oder fremde Güter; ihr eigenes Vieh wiſſen ſie nun freylich gegen Krankheiten zu ſchüzzen, aber was iſt dem gemeinen Bauern dadurch geholfen? Und eben ſo wenig würken die herrſchaftliche Stallbediente aufs Ganze; daher müſſen die Vieharzney-Schulen ganz anders eingerichtet werden.

§. 937.

Man muß alſo für jedes Dorf, für jede Gemeine einen Vieh-Arzt bilden; dieſer darf aber kein vornehmer Mann, keine graduirte Perſon ſeyn, denn einen ſolchen Vieh-Doctor können die guten Leute nicht ernähren; ſo wie man alſo zur Hebamme eine gute ehrliche Bürger- oder Bauernfrau beſtimmt, ſo wähle man auch einen braven, vernünftigen Mann, der zu Haus nicht viel zu verſäumen hat, zum Vieh-Arzt; und dieſen zweckmäſig zu bilden, treffe man folgende Anſtalten:

§. 938.

Man lege an einem wohlfeilen Ort, in einer Gegend, wo jede Gattung der Viehzucht blüht, eine Vieharzney-Schule an; hiezu berufe man einen Lehrer, welcher die gefallenen Thiere öfnet, und ſeine Lehrlinge nur in ſofern mit der Zergliederungskunde bekannt macht, daß ſie die Werkzeuge des Blut-Umlaufs, der Verdauung, der Fortpflanzung, der fünf Sinnen, und der Ab- und Ausſonderung hinlänglich kennen lernen; dann lehre er eine plane und begreifliche Phyſiologie und Pathologie, und ſchicke ſie dann zu ſeinem Collegen.

§. 939.

Dieſer unterrichtet ſie nun in der Känntniß der brauchbarſten Arzneymittel und ihrer Zurichtung, nebſt der Anwendung auf alle Gattungen der Krankheiten; zu dem Ende führt er ſie zum kranken Vieh, und zeigt ihnen in dem Geſtorbenen den Siz und die Urſache des Uebels; wenn nun ein ſolcher Mann ein Jahr lang ſtudirt hat, ſo geht er zurück in ſein Dorf, und treibt wieder ſeinen ehemaligen Beruf; wird ein Thier krank, ſo ruft der Eigenthümer ſeinen Nachbar Vieh-Arzt; dieſer hat nun ſelbſt den gehörigen Vorrath von einfachen und würkſamen Arzneymitteln und Kräutern, die er ſelber geſucht hat; er bereitet ſie, giebt ſie ein, beſucht und bedient das kranke Thier, und empfängt hernach eine ſehr mäſige Bezahlung, die dem Eigenthümer nicht hart fällt, und doch dem Arzt ſelbſt eine mächtige Unterſtüzzung bey ſeinen übrigen Geſchäften iſt.

§. 940.

Daß alle dieſe Vieh-Aerzte unter den Phyſikern, Aerzten und dem Collegio Medico ſtehen, verſteht ſich von ſelbſt; dieſe müſſen das Oberdirectorium führen, und beſonders würkſam ſeyn, wenn ſich Seuchen und epidemiſche Krankheiten, unter irgend einer Vieh-Gattung zeigen. Wenn auch einem ſolchen Vieh-Arzt ein ſchwerer Fall vorkommt, ſo muß er einen Menſchen-Arzt conſuliren, um ſich theils ſelber weiter auszubilden, theils auch gröſern Schaden zu verhüten.

§. 941.

Die einzige Schwierigkeit, welche hiebey vorwaltet, beſteht in den Koſten, welche das Studiren verurſacht; natürlicher Weiſe müſte ſie derjenige tragen, der hernach auch den Nuzzen davon zieht, nämlich der Vieh-Arzt ſelbſt, und dann auch die Bauern denen er zu dienen beſtimmt iſt; allein in ſehr vielen Fällen würde der jährliche Unterhalt eines ſolchen Mannes auf der Schule zu ſchwer fallen, ich glaube alſo folgende Einrichtungen müſten alles erleichtern.

§. 942.

Man beſolde die Lehrer ſo, daß ſie kein Honorarium zu ziehen nöthig haben; dann lege man am Ort der Vieharzney-Schule eine ſogenannte Gaſttafel (Table d' hote) an, beſtimme die Speiſen, welche gegeben werden ſollen, ordentlich, nach Nothdurft, und nicht prächtig, und ſezze dann eine Taxe von der Mahlzeit; ſo läſt ſich berechnen, was ein ſolcher Mann braucht. Für die Kleider ſorgt er ſelbſt, für die Speiſen dann das Dorf, dem er dienen ſoll; die ganze Nahrung kan des Tages aufs höchſte 20 Kreuzer koſten, das macht in einer Woche 2 Gulden 20 Kreuzer, folglich im Jahre 121 Gulden 20 Kreuzer; dieſes kan auch ein ſehr mittelmäſiges Dorf jährlich aufbringen, beſonders da der Fall nicht oft kommt.

§. 943.

Würde aber auch dazu ein Dorf zu klein, oder zu arm ſeyn, ſo müſten ein paar nahgelegene Dörfer einen Mann zuſammen ſtudiren laſſen; dann könnte auch die Cammer oder ſonſt ein Capitaliſt das Geld auf etliche Jahre vorſchießen, und es während der Zeit mit den Intreſſen wieder erheben. Der Nuzze den der verbeſſerte Viehſtand abwirft, erſezt jenen Aufwand vielfältig. Die Vertheilung jener Summe auf die Bauern, kan nach der Schazzungs-Matrikel, beſſer aber noch auf die Stücke Vieh geſchehen.

§. 944.

Die Viehſeuchen werden faſt immer durch Berühren fortgepflanzt; die Beſchaffenheit der Luft trägt weiter nichts dazu bey, als daß ſie den Grad der Krankheit entweder verſtärkt oder ſchwächt. Jenes Berühren geſchieht entweder unmittelbar, wenn ein geſundes Vieh die Ausdünſtung des kranken einzieht, oder mittelbar, wenn lebloſe oder lebendige Körper das Gift empfangen und mittheilen. Kan nun dieſe Mittheilung gehindert werden, ſo entſteht keine Viehſeuche.

§. 945.

Das erſte was alſo eine wachſame Polizey zu thun hat, beſteht darinnen, daß ſie das Land aufs genauſte ſperre, ſo bald ſich in der Nachbarſchaft eine graſſirende Seuche merken läſt: dies geſchieht, indem man kein Vieh aus dem angeſteckten Ort durchpaſſiren läſt; damit aber die Handlung, oder der Waaren-Transport nicht darunter leide, ſo verbietet man nur daß weder Menſchen noch Zugvieh ſich den Viehſtällen nahen dürfen, und in den Wirthshäuſern müſſen dieſe Pferde eine abgelegene beſondere Stallung haben. Auch die Menſchen und Viehhändler, welche von einem angeſteckten Ort kommen, dürfen nicht in die Ställe gehen. Wenn die Verordnung bekannt gemacht, und jeder Unterthan gewarnt wird, ſo wird ſich jeder ſelbſt ſo viel möglich vor einem ſolchen Unglück hüten.

§. 946.

An den Orten wo die Stallfütterung ſchon eingeführt iſt, thut die Sperre vollkommenere Würkung, als da, wo noch die Gemeinweiden üblich ſind: denn es iſt nicht wohl zu vermeiden, daß ſich das Vieh einander nähere. Die Hirten von den angeſteckten Dörfern hüten bis auf ihre Gränze, die nicht angeſteckten Heerden werden auch dahin geführt, und ſo kommen ſie zuſammen; dies muß aber aufs ſtrengſte verboten werden, an dem Tage wenn der eine Hirte den Strich behütet, muß der andre weg bleiben.

§. 947.

Wenn ſich aller Vorſicht ungeachtet, die Viehſeuche doch merken läſt, ſo muß man gleich Anfangs bey der Hand ſeyn, ehe ſie weiter einreißt. Hier ſind dreyerley Wege möglich, und jeder kan einſchlagen welchen er will; ich muß ſie alle drey beſchreiben, und anzeigen welchen ich für den beſten halte: 1. Muß ſich der ganze Bauernſtand das Vieh nach ſeinem Kaufwerth unter einander aſſecuriren; zu dem Ende wird jedes Stück in einem ganzen Land richtig geſchäzt, und in jedem Dorf in eine Tabelle eingetragen; ſo bald man nun ſieht daß ein Stück Vieh krank wird, ſo zeigt man es bey Verluſt des Preiſes deſſelben, nebſt einer hohen Strafe, dem Dorfs-Vorſteher an; dieſer verfügt ſich augenblicklich mit einem Schlachter oder Hirten, oder ſonſt jemand, der das Abſchlachten verſteht, dahin; das

Thier wird auf der Stelle umgebracht, und mit der Haut an einen abgelegenen Ort tief in die Erde begraben. Auf dieſe Weiſe iſt es unmöglich, daß ſich die Seuche weit ausbreiten könne, und die Beſizzer des geſchlagenen Vieh's werden ſchadlos gehalten, denn die Cammer zahlt ihnen gleich auf der Stelle ihr Geld und ſchlägt es hernach auf die Bauern des ganzen Landes aus.

§. 948.

Dies Mittel iſt zwar ſehr würkſam, aber auch ſehr hart; daher ſchlage ich zweytens, ein gelinderes, und wo ich nicht irre, eben ſo würkſames vor: anſtatt das Vieh tod zu ſchlagen bringe man es augenblicklich weit vom Dorf weg, an einen ganz abgelegenen Ort, wo man zu dem Ende einen Schoppen angelegt hat; nun beſtellt das Dorf eine Perſon, welche dort bey dem kranken Vieh bleibt, es pflegt und wartet. Dieſe Perſon aber darf ſich, ſo lang die Seuche dauert, weder Menſchen noch Vieh nähern; daher beſtimmt man einen Ort, wohin man ihr Nahrung und Nothdurft und auch das Vieh bringt, wenn es krank wird, und wo jene dann alles abholt. Will man mit ihr reden, ſo muß es allemal in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten geſchehen, und kommt man nach Haus, ſo darf man noch nicht ſo gleich zum Vieh gehen.

§. 949.

Durch dieſe vollkommene Aufhebung aller Communication zwiſchen dem geſunden und kranken Vieh, muß die Seuche ebenfalls gehemmt werden, wenn man ſie anders aufs genauſte beobachtet; dann aber hat man im Verhältniß gegen die erſte Anſtalt vieles, nämlich alle die Thiere gewonnen, die an der Seuche nicht ſterben: dieſe ſind hernach gegen alles fernere Anſtecken geſichert, und eben darum deſto koſtbarer.

§. 950.

Noch iſt zu bemerken, daß man den Stand, wo ein krankes Thier geſtanden hat, wohl reinigen, waſchen, und mit Eſſig und Wachholderbeeren ausräuchern müſſe, ehe man wieder ein geſundes Thier in denſelben einſtallt. Tröge, Ketten und alles was die Ausdünſtung des kranken Thiers berührt hat, muß man reinigen, oder gar weg thun. Vom gefallenen Vieh ſoll man auch die Haut nicht benuzzen, weil ſie ebenfalls noch die Seuche fortpflanzen kan. Man muß den ganzen Körper, ſo wie er gefallen iſt, in die Erde verſcharren, und zwar ſo tief, daß er von Raubthieren weder herausgeſcharrt, noch auch die Luft mit ſchädlichen Ausdünſtungen angefüllt werden kan.

§. 951.

Endlich drittens: da ein Thier die Seuche nur einmal bekommt, ſo kan ſie auch eingeimpft werden; die neueſten Verſuche haben gezeigt, daß dadurch ſehr vieles Vieh gerettet werde. Damit ſich aber das Uebel durch die Inoculation nicht fortpflanzen möge, ſo darf man dieſes Mittel nirgends anwenden, bis ſich die Seuche würklich in der Nachbarſchaft zeigt; und dann muß man den ganzen Viehſtand eines Dorfs auf einmal vornehmen, damit ſie keins natürlich bekommen könne. Dieſes Verhalten bey der Rindvieh-Seuche, kan auch bey allen übrigen anſteckenden Krankheiten, bey allen Vieharten mehr oder weniger angewendet werden.

§. 952.

Auf die Aſſecuration des durch Viehſterben entſtandenen Schadens läſt ſich alles anwenden, was ich in dieſer Rückſicht oben vom Miswachs und Wetterſchäden geſagt habe: das Unglück iſt zu allgemein, als daß es ein Gegenſtand einer ſolchen Verſicherungs-Anſtalt werden könnte; dieſe darf in keinem Fall für die Beytragenden ſo drückend ſeyn, daß ſie ſelber dadurch arm werden, oder man müſte jeder göttlichen Ordnung zuwider, Armuth und Reichthum aufheben, und alle Menſchen in gleiche Vermögensumſtände ſezzen wollen; dann aber hörte auch alle freywillige Induſtrie auf.

§. 953.

Zum Beſchluß meiner Lehre **von der Unſicherheit des Eigenthums**, muß ich nun auch zeigen, wie ſich der Staat gegen ſolche Menſchen zu verhalten habe, die ſich ohngeachtet aller Sorgfalt der Polizey, ihres Eigenthums beraubt ſehen, und die alſo arm ſind. Die regierende Gewalt hat die Pflicht auf ſich, alle ihre Unterthanen, nach ihrem beſten Vermögen zu ſchüzzen und zu beglücken; ich brauche das wohl nicht noch einmal zu beweiſen, da es ihre eigene Vervollkommnung, und Gott ſelbſt von ihr fordert; nun ſind aber alle arme Unterthanen, ihr ebenfalls anvertraut, folglich dürfen ſie keinesweges hülflos gelaſſen, und der willkührlichen Wohlthätigkeit gutgeſinnter Menſchen, allein, hingegeben werden. Das Moſaiſche Geſez: **Es ſoll allerdings kein Bettler unter euch ſeyn**, geht auch uns in aller ſeiner Kraft an.

§. 954.

Ein jeder Menſch iſt ſchuldig ſeine eigene Glückſeligkeit nach allen ſeinen Kräften zu befördern. Nun giebt es aber Leute, die ungeachtet aller Verwendung ihrer Kräfte, blos durch Schickſale der Vorſehung und alſo durch Unglück arm geworden, oder denen es gar nicht am Willen, wohl aber an Einſichten fehlt, ſich zu ernähren; hieher gehören auch noch diejenigen, die keine Mittel dazu haben, oder deren körperliche Beſchaffenheit das Erwerben hindert; alle dieſe Gattungen müſſen je nach der Beſchaffenheit ihrer Umſtände kräftig unterſtüzt werden. Dieſe Armen-Claſſe nenne ich die **geſittete**, und theile ſie in **geſunde** und **kranke**, und beyde abermal in **arbeitende** und **vornehme** Armen ein.

§. 955.

Dann giebt es aber auch Menſchen, die durch Arbeiten ihre Glückſeeligkeit nicht befördern wollen; dieſe legen ſich nun entweder aufs Betteln, und ſind entweder **Landſtreicher** ohne Heymath, oder **Eingeſeſſene**, die nur in der Nachbarſchaft herum Almoſen fordern; oder auf allerhand **brodloſe Künſte**, wodurch ſie dem Publicum das Geld abzwacken, oder gar auf **Raub, Mord und Diebſtahl**. Auch dieſe ſind entweder wiedrum **Geringe, Arbeitsfähige** oder **Vornehme**. Dieſe Claſſe nenne ich nun mit Recht die **ungeſittete**, ſie erfordert eine ganz andere Art der Unterſtüzzung, als die erſtere.

§. 956.

Nach dieſer Eintheilung richte ich nun meine Vorſchläge ein, und fange alſo mit den **geſitteten Armen**, und zwar mit den **geſunden** an; es mag ihnen am Verſtand oder an Mitteln fehlen, ſo macht das hier keinen Unterſchied; und da ſie geſund ſind, ſo muß ihnen Arbeit geſchaft, und es müſſen ihnen Mittel an die Hand gegeben werden, damit ſie ſich ernähren können. Denn da ſie geſittet ſind, und es ihnen nicht am Willen fehlt, ſo mangelt ihnen blos die **Gelegenheit etwas zu verdienen**, folglich braucht man ihnen auch nur dieſe zu verſchaffen.

§. 957.

Dieſe Regel trift freylich nur die arbeitende Claſſe, von den Vornehmern dieſer Art werde ich hernach reden. Die Männer verſtehen entweder ein Handwerk oder nicht; im erſten Fall ſucht man, ob man ſie nicht bey Meiſtern oder in Fabriken unterbringen könne, wo ſie als Geſellen arbeiten? Oder obs nicht möglich ſey, ſie durch behutſame Unterſtüzzung allmälig wieder dahin zu bringen, daß ſie für ſich ſelbſt arbeiten können? Sind ſie aber nicht Handwerks- ſondern blos Arbeitsleute, denen es nur am Verdienſt fehlt, ſo läſt man ſie Frohnarbeiten verrichten, oder man bedient ſich ihrer bey Polizey-Arbeiten, Wachten, Reinigen der Gaſſen u. d. g. und giebt ihnen dann zu gehörigen Zeiten ihren ordentlichen Taglohn.

§. 958.

Hierbey muß man aber die Vorſicht nicht aus der Acht laſſen, daß man ſorgfältig für ihre Ehre ſey; es iſt eine ſehr ſchlechte Wohlthätigkeit, die mit Verluſt der Ehre verpaart geht; wenn alſo die ehrlichen Armen mit den Miſſethätern zugleich die Gaſſen reinigen ſollen, ſo iſt dies beleidigend, ſie müſſen abgeſondert arbeiten, und die Verbrecher müſſen durch ihre Feſſel oder ſonſtige Zeichen känntlich gemacht werden. Die Armuth ſelbſt, und die Abhängigkeit von den Armen-Pflegern iſt ohnehin ſchon drückend gnug für einen ehrlichen Mann.

§. 959.

Weiber und Kinder, oder auch ſchwächliche, oder alte Männer, können leichte Arbeiten verrichten; hier ſind nun die Spinnereyen von aller Art und Gattung vortreflich: für die Webereyen, welche ohnehin für jeden Staat ſo wichtig ſind, muß alſo mit äuſſerſtem

Fleiß geſorgt werden. Dann hat nur die Polizey darauf zu ſehen, daß alle Arbeiten nach den Schaugeſezzen, und aufs vollkommenſte gethan werden; das Gegentheil verdient harte und unausbleibliche, boshafte Vernachläſſigung wohl gar Leibes-Strafe. S. unten die Gewerb-Polizey.

§. 960.

Die gewöhnlichen Haus-Armen haben gemeiniglich ein Obdach, unter welchem ſie ſich aufhalten, ſo lang ſie ihre Hausmiethe von ihrem Verdienſt entrichten, oder wenns noch ihr eigen iſt, die Reparatur beſtreiten können; ſo lang dieſe Fälle ſtatt finden, hat der Armen-Vorſtand nichts damit zu thun; wenn ſie aber nicht mehr wohnen können, ſo muß jener für ſie ſorgen. Zu dieſem Zweck hat man von jeher Hospitäler, und dazu gehörige Stiftungen gehabt; die wohnungloſe Armen wurden dahin gebracht, und verpflegt.

§. 961.

Edel, gros und wohlthätig waren unſre gottſeelige Vorfahren, und ich ſchäme mich faſt, das geringſte an ihren herrlichen Einrichtungen zu tadeln, oder ändern zu wollen; allein die Zeiten haben ſich geändert, und ich weiß zu gut, wie viel noch bey der Hospital-Verpflegung zu wünſchen übrig bleibt: erſtlich wird da eine Oberaufſicht erfordert; nun wenns wohl will, ſo nehmen dieſe nichts, ob ſie aber auch nie durch die Finger ſehen, das iſt eine andre Frage; und doch wird öfters, wenn ſie im Armen-Haus zuſammen kommen, bald Wein, oder wohl gar eine Mahlzeit aufgetiſcht. Nun aber muß ein Schafner, Verwalter oder Rechnungsführer angeſtellt werden, dieſer gehört dann doch unter die honoratiores, und muß alſo auch als ein ſolcher beſoldet werden.

§. 962.

§. 962.

Endlich iſt dann auch der Armen-Vater mit ſeiner Frauen nöthig; dieſer muß honnet leben, ſeine Kinder erziehen, und nach ſeiner Art auch ſein Glück machen können; er empfängt alſo auch jährlich ſeine Summe Geldes; nun denke man ſich eine ſo groſe Haushaltung, dieſe erfordert doch auch Geſinde, das leben und bezahlt ſeyn will. Schlieslich kommt dann noch die Reparatur der Gebäude ſelbſt dazu. Wenn man nun auch allenthalben die vollkommenſte Treue vorausſezt, welches doch eine hypothetiſche Unmöglichkeit iſt, ſo werden viele Koſten aufgewendet, die den Armen nicht zu gut kommen; das heiſt alſo mit vielem Aufwand wenig gewinnen, dies iſt aber gegen alle Regeln der Oeconomie.

§. 963.

Und doch hab ich allenthalben Befolgung der Ordnung angenommen; wie aber, wenn die nun faſt nirgend, wo ſo viele Leute leben und würken, ſtatt findet? — Wenn ſich bald hie bald da einer einen Vortheil zu machen ſucht? — Dazu kommt noch, daß in einer Küche, wo für ſo viele Menſchen gekocht wird, weder die gehörige Zubereitung der Speiſen,* noch die beſte Ordnung, noch die ſo beliebte Reinlichkeit beobachtet werden kan. Und wenn die Armen-Mutter nun noch über das alles keine Pedantin in der Reinlichkeit iſt? — Und endlich: iſt es eine ſchon längſt bekannte und beklagte Sache, daß die Luft in ſolchen Häuſern, wo ſo viele Menſchen und Kranken von aller Art beyſammen leben, nie geſund ſeyn kan; Ventilatoren und dergleichen luftreinigende Mittel anzuwenden, macht wieder viele Koſten. Von den häufigen Colliſionen, Zänkereyen und Verbitterungen, die allenthalben entſtehen, wo ſo viele, und noch dazu manchmal ungezogene Menſchen beyſammen leben, mag ich nicht einmal reden.

§. 964.

Ich ſchlieſe daher nicht ohne Grund, daß es in jedem Betracht nüzlich ſeyn würde, wenn man die wohnungloſe und arbeitende Armen, bey gemeine Bürger- und Bauersleute in die Koſt thäte, wo man auf ihre gehörige Verpflegung acht hätte, und für ſie bezahlte. Es giebt ja auch Haus-Armen, die noch ſelbſt Wohnungen haben, und dieſen würde eine ſolche Hausmiethe und Koſtgeld ein recht willkommener Beytrag ſeyn; auf ſolche Weiſe ſorgte man mit einerley Unkoſten für mehrere Nothleidende.

§. 965.

Eben ſo verhielte man ſich auch mit den nicht arbeitenden Armen, **Alten** und **Kranken**: dieſe, beſonders die lezteren, könnte man auch um der reinern Luft und Nahrung willen, auf das Land bringen, und dort bey Bauersleuten, die nicht viel zu thun haben, oder ſonſt Unterſtüzzung bedürfen, in Koſt und Verpflegung geben. Dadurch würden einestheils weniger ſterben, und anderntheils ſind auch auf dem Land alle Nahrungs-Mittel wohlfeiler, folglich der Koſten weniger. Nur käme alsdann alles auf eine genaue Aufſicht an, damit niemand vernachläſſigt würde.

§. 966.

Wenn man den geſunden und arbeitenden Armen Arbeit und Verdienſt ſchaft, und dann Aufſicht hat, daß ſie gut damit haushalten, das iſt: wenn man ſie, wie ein treuer Vater ſeine Kinder behandelt, ſo thut man gnug; ohne groſe Urſache muß man ihnen nicht mehr Geld zuflieſen laſſen, als ſie verdienen, damit ſie nicht faul und nachläſſig werden: denn ſonſt könnte man eben durch dieſe Wohlthätigkeit veranlaſſen, daß ſich viele gemeine Leute mit Fleiß auf das Faullenzen legten, um ohne viele Mühe ernährt zu werden; hält man aber ſolche Armen fleiſig zur Arbeit an, ſo daß ſie ſich ſelber ernähren müſſen, und ſtraft man ſie exemplariſch ab, wenn ſie oder ihre Kinder betteln, ſo wird auch dadurch die Induſtrie unter dem gemeinen Volk erhalten, und der Armenfond nicht mit unnöthigen Laſten beſchwert.

§. 967.

Die ungeſittete Armen, ſind entweder **Landes-Kinder** oder **Ausländer, Landſtreicher**; ſie ſind arm, weil ſie nicht arbeiten wollen, und es ihnen angenehmer iſt, ſich auf Unkoſten anderer ehrlicher Leute zu ernähren. Von dieſen Menſchen muß die Polizey durchaus das Land reinigen; und die **Straſen-Reuter, Bettelvögte** und **Polizey-Bediente** müſſen ſie allenthalben, wo ſie ſie finden, gleich auf der Stelle in Verhaft nehmen, und vor den **Polizey-Amtmann** führen, der ſie dann examinirt und nach Befinden mit ihnen verfährt.

§. 968.

Da dergleichen Leute nicht den Willen zum arbeiten haben, ſo darf man ſie auch nicht ihrer eigenen Führung überlaſſen, ſie dürfen alſo nicht frey ſeyn. Für ſolche ſind alſo Gebäude nöthig, in welchen ſie in genauer Gewahrſam und Aufſicht gehalten werden. Zu dieſem Zweck könnte man nun die Hoſpitäler mit ihren Stiftungen gebrauchen: denn da man wenig ſolcher Armen bekommen würde, indem jeder Landſtreicher ein

Land ſcheut, wo man ihn ſo behandelt, ſo würde der Aufwand nicht ſo ſtark, und die ganze Verwaltung auch zu dieſem Zweck, leichter und ausführbarer ſeyn.

§. 969.

In einem ſolchen Hauſe nun müſten drey Grade ſtatt finden: der erſte enthielte die **Arbeits-** der andre die **Verbeſſerungs-** und der dritte die **Zucht-Anſtalt.** In dem **Arbeits-Haus** würden alle folgſame Leute zur Arbeit angehalten, doch ſo, daß niemand entlaufen könnte; hier müſte jeder ſein Brod verdienen, und ein Geſchäft lernen, womit er ſich ernähren könnte. Auch würde es ſehr nüzlich ſeyn, wenn man hier einen groſen Saal den Winter durch heizte, und dann den einheimiſchen Armen, die ſich nicht das nöthige Holz ſchaffen können, erlaubte, daß ſie hier den Tag über arbeiten dürften. Der groſe und edle Mann, der Regierungsrath von **Greifenegg zu Freyburg im Breisgau**, von dem ich in der Armen-Polizey vieles gelernt habe, hat auch noch über das alles eine Table d' hote für die Armen veranſtaltet, an welcher jeder für zween Bazzen des Mittags, und für 1½ des Abends ſich ordentlich ſatt eſſen kan. Dieſe Gelegenheit iſt in vielen Stücken vortreflich und nachahmenswürdig.

§. 970.

Der zweyte Grad, oder das **Verbeſſerungs-Haus** iſt für Leute von ganz rohen und unbiegſamen Sitten beſtimmt; wenn alſo einer gleich von Anfang als ein unbändiger Menſch gefunden wird, oder im Arbeits-Haus nicht gut thun will, ſo bringt man ihn hier in engere Verwahrung, und ſtrengere Aufſicht; hier werden im Fall der Noth auch cörperliche Züchtigungen, aber **keine eigentliche Strafen**, mit dem nöthigen Unterricht verbunden. Hier werden ſolche ungezogene Leute über ihre ganze Beſtimmung aufgeklärt, und zu nüzlichen Bürgern gebildet, wer aber auch hier nicht gut thun will, der gehört in den dritten Grad. Wenn auch die Polizey, oder gar die Eltern ſelbſt, hartnäckige Kinder beſſern wollen, oder wenn auch erwachſene Männer oder Weiber kein gut thun wollen, ſo bringt man ſie ins Verbeſſerungs-Haus; in dieſem aber darf noch keine Unehre ſtatt finden, wer darinn geweſen iſt, verliert ſeine Ehre nicht.

§. 971.

Aber der dritte Grad, oder das eigentliche Zuchthaus iſt entehrend; weil niemand als äuſſerſt verdorbene Menſchen, und eigentliche Verbrecher hineinkommen; dieſe haben durch poſitive Handlungen gegen die Menſchen-Rechte ihre Ehre verloren, und können ſie alſo nicht eher wieder erlangen, bis ſie ſich durch Beweiſe guter Handlungen wieder Ehre erworben haben. Hier finden nun Strafen ſtatt, die auf mancherley Weiſe, je nach der Natur der Sache beſtimmt werden müſſen. In allen drey Graden muß jeder arbeiten, und ſeinen Unterhalt verdienen, man hat alſo nur dafür zu ſorgen, daß Arbeit gnug da ſey.

§. 972.

Das Zuchthaus muß aber nicht die Beſtimmung haben, daß blos die Gerechtigkeit da ihren Muth külen, und ihre Rache befriedigen will; nein! immer muß auf wahre Beſſerung und Bildung mit Rückſicht genommen werden. Daß alſo die Aufſeher über alle drey Grade vortrefliche Männer, und Menſchenkenner ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Welche Ehrenſtuffe verdienen ſolche Männer nicht im Staat, welche im Stand ſind, faule Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft wieder geſund, und für dieſe und jene Welt brauchbar zu machen? — Man muß ſie alſo mit gröſtem Fleiß aufſuchen, und anſehnlich beſolden.

§. 973.

Was ich oben von den Hoſpitälern geſagt habe, das gilt auch in ſeinem ganzen Umfang von den Wayſen- und Findelhäuſern. Ich halte dafür, daß ein Findelhaus nur blos eine Anſtalt ſeyn müſſe, die Kinder aufzunehmen, nicht aber zu erziehen; dieſe ſowohl als die Wayſen, ſoll alſo die Polizey bey brave Bürger oder Bauersleute, die ſelber wenig oder keine Kinder haben, in Koſt und Pflege thun; und dann wohl acht haben, daß ſie ordentlich erzogen, und in die Schule geſchickt werden. Hier werden ſie nun auch zu bürgerlichen Arbeiten angehalten, und geben hernach beſſere Glieder der Geſellſchaft, als wenn ſie ſo klöſterlich erzogen worden ſind.

§. 974.

Es giebt manchmal gutmüthige und brave arme Weiber und Wittwen, die ſich gern mit Kindern abgeben; dieſen giebt man etliche Mädchen zu erziehen; und ſo vertheilt man dieſe armen Kinder durchs ganze Land. Weiber, denen ihre Säuglinge geſtorben ſind, überträgt man die Findelkinder zum Säugen, und zur Pflege. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Polizey ihre Aufſicht ſo lange fortſezzen müſſe, bis die Kinder einen ordentlichen Beruf erlernt haben, und ſich ernähren können.

§. 975.

Nun ſind noch zwey Hauptſtücke zu berichtigen übrig: 1. Woher ſollen alle Unkoſten beſtritten werden? — und 2. wer ſoll das alles verwalten, und wie ſoll es geſchehen? Auf die erſte Frage bemerke man folgende Betrachtungen: Da ſelten irgendwo ein Armer für Hunger ſtirbt, ſo werden ſie doch alle ernährt, und dieſes thut der Staat entweder durch Almoſen, oder durch Wohlthaten; beyde ſind willkührliche Auflagen, die alſo nicht nach gerechtem Maasſtab vertheilt ſind; ein groſer Theil der Armen wird auf dieſe Weiſe erhalten, der noch gar wohl ſeinen Unterhalt erwerben könnte, er fällt alſo dem Staat ganz ohne Noth zur Laſt, und die aller bedürftigſten und ſchamhafteſten leiden Mangel.

§. 976.

Nach meinem Plan müſte man folgendergeſtalt verfahren: Die Polizey muß alle Armen des Landes aufſchreiben, und dabey ihre Fähigkeit und Unfähigkeit, Geſundheit oder Krankheit bemerken; dann wird ſichs zeigen, wer ſeinen Unterhalt erwerben kan oder nicht; für jene ſorgt man durch Gelegenheit zu arbeiten, dieſe aber, wozu auch Wayſen- und Findelkinder gehören, müſſen vom Staat ernähret werden; daher berechnet man was ihr Unterhalt jährlich koſtet, dieſer macht alsdann die Aufwands-Summe aus. Nun nimmt man erſtlich die milde Stiftungen, und Armengüter zu Hülfe, zieht ihr Einkommen von jener Aufwands-Summe ab, und was nun noch übrig bleibt, das wird nach der Schazungs-Matrikel auf alle Unterthanen ausgeſchlagen und erhoben.

§. 977.

Wer nur ein wenig über die Sache nachdenkt, wird finden, daß durch dieſe Auflage der Staat ſehr erleichtert werde: denn nun hören ſchlechterdings alle übrige Almoſen auf; der ohnehin ſo zweckloſe Klingelbeutel in der Kirche wird abgeſchaft; es giebt dann keine Bettler mehr, folglich wird an den Thüren nichts mehr gegeben, und eben dieſes beträgt im Jahr weit mehr als jene Auflage; alles was arbeiten kan, verdient ſein Brod, fällt alſo dem Staat nicht mehr zur Laſt; die Hoſpital-Beſoldungen hören auf, dafür kan man nun gebrechliche Armen unterhalten; und endlich zahlt nun ein jeder nach ſeinem Vermögen, und nicht mehr nach Willkühr.

§. 978.

Die zweyte Frage war: wer ſoll der Armen Vormünder ſeyn, und wer ſoll das alles verwalten? Ich antworte: der **Kirchen-Vorſtand** in Verbindung mit der **Polizey**; in jedem Amt ſoll der oberſte Geiſtliche mit dem **Phyſikus** im **Polizey-Collegio** beyſizzen, und in jedem **Kirchſpiel**, macht die ordentliche **Unter-Obrigkeit** nebſt dem **Pfarrer** und einem **Arzt** dieſes **Collegium** aus; der **Kirchen-Vorſtand** beſteht dann wie gewöhnlich, aus dem **Unter-Conſiſtorio** oder **Presbyterio**, welches aus dem **Pfarrer** und den **Kirchen-Aelteſten** jeder Gemeinde zuſammengeſezt iſt. In jedem Dorf iſt alſo ein **Gemeinde-Vorſteher** und ein ſolcher **Aelteſter**, und dieſe verſorgen ihre Armen.

§. 979.

Die Armen-Auflage wird von den herrſchaftlichen Einnehmern ſo wie die übrige Schazzung erhoben, und zur General-Caſſe geliefert, damit alles gehörig berechnet, und alle Unterſchleife, vermieden werden mögen. Hier liegt nun die Spezification aller Armen jedes Amts, jeder Stadt und jedes Dorfs; daher macht die Cammer die Repartition, und zahlt nun Quartalweiſe jedem Amt ſein Quantum zu, dieſes wird dann wiederum jedem Kirchen-Vorſtand, je nach ſeinem Antheil angewieſen, und ſo auch jeder Stadt und jedem Dorf, wo dann jede Gemeinde ihre Armen verpflegt.

§. 980.

Jeder Dorfs-Vorſtand hält über ſeine Ausgaben Rechnung, welche vom Kirchen-Vorſtand abgenommen wird; dieſer mundirt nun alle dieſe Rechnungen, und bringt ſie vor Amt; alle Aemter überliefern ſie endlich wieder der Cammer, wo über die Einnahme und Ausgabe die Bilanz gezogen wird. Da aber alle Jahr Arme ſterben, und neue hinzu kommen, ſo muß auch alle Jahr eine neue Tabelle gemacht, und ſo auch eine neue Armen-Auflage beſtimmt werden.

§. 981.

Dies alles geht aber nur die geſittete Armen an, die nicht arbeiten können. Diejenigen, welche noch im Stand ſind ihr Brod zu erwerben, aber keine Gelegenheit dazu haben, werden auch in der Tabelle bemerkt; für dieſe ſorgt nun das Oberpolizey-Collegium des ganzen Landes, welches über die Arbeits-Anſtalten die Oberaufſicht hat. Die Spinnereyen und andre dergleichen Arbeiten, können durch das ganze Land vertheilt werden; jedes Amt hat alsdann einen ſo genannten Vorſpinner, der den rohen Stoff empfängt, austheilt, dann das Geſponnene wieder annimmt, wiegt, prüft und bezahlt, für dieſe Mühe bekommt er wie gewöhnlich ſeine Courtage.

§. 982.

Diejenigen, welche durch Fabrikarbeiten nicht unterhalten werden können, bringt man an ſolche Oerter, wo es andre Geſchäfte für ſie giebt; überall aber muß der Armen-Vorſtand Aufſicht haben: erſtlich daß ſie würklich arbeiten, und zweytens, daß ſie das verdiente Geld wohl anwenden. Eben nach dieſen Regeln werden auch die armen Kinder verſorgt und verpflegt. Da nun auf dieſe Weiſe die Armen allenthalben vertheilt ſind, ſo macht es den Ortſchaften wenig Mühe für die Ihrigen zu ſorgen, und das ganze Geſchäfte wird alſo ohne irgend eine Beſoldung vollkommen ausgeführt. Nur muß man bey dem Rechnungsweſen genau acht haben, damit niemand etwas veruntreue.

§. 983.

Die Verbeſſerungs- und Zuchthaus-Anſtalten werden aber an einem beſtimmten Ort, am beſten da, wo ſich die hohen Dicaſterien, alſo auch das **Oberpolizey-Collegium** befinden, angelegt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Haus ſeinen eigenen Vorſtand haben müſſe, der unter jenem Collegio ſteht. Wenn nur einigermaßen Fleiß und Ordnung beobachtet wird, ſo muß ſich ein ſolches Haus ganz allein ernähren, und durch das Verdienſt der Züchtlinge frey halten.

§. 984.

Schlieslich iſt noch eine Sache zu entſcheiden, die im Vorhergehenden dunkel geblieben iſt; nämlich: wie hat man ſich mit **ausländiſchen kranken Armen** zu verhalten? Daß man ſich die geſunden zueigne, und gute Bürger aus ihnen ziehe, beſonders da ſie ſich ſelbſt nähren müſſen, iſt ganz recht, und in einer vernünftigen Polizey gegründet; aber wenn nun fremde gebrechliche

liche Bettler in unſer Land kommen, oder in demſelben krank werden, was ſoll man dann thun? — Dieſe arme Geſchöpfe bleiben hülflos, wenn man ſie über die Gränze bringt, und verſorgt man ſie, ſo läuft man Gefahr, daß aus allen benachbarten Ländern dieſe Gattung armer Leute zu uns kommt, und uns zur Laſt wird.

§. 985.

Mir deucht auf folgende Weiſe würde der Sache am beſten abgeholfen: Da jeder Staat ſeine Armen zu erhalten ſchuldig iſt, ſo kan die Polizey, wenn ſie die ihrigen verſorgt, kühn und frey jedem Nachbarn auch ſeine Kranken zuſchicken. Dies muß aber auf eine chriſtliche und gerechte Art geſchehen: wenn man daher einen gebrechlichen oder kranken Armen antrifft, ſo fragt man ihn, wo er her ſey, alsdann erkundigt man ſich durch Briefe, ob das Vorgeben richtig ſey? Iſt er nun ein dortiger Eingebohrner, oder ein Landeskind, ſo ſchickt man ihn ohne weitere Umſtände in ſeine Heymath zurück; wäre aber der Kranke ein Landſtreicher, ſo erfordert die chriſtliche Liebe, daß man ihn unterhalte, wenn er heilbar iſt curiren laſſe, und ihn dann hernach im Arbeits- Verbeſſerungs- oder Zuchthaus benutze. Uebelgeſinnte gebrechliche werden wohl wegbleiben, und an gutgeſinnten verliert man nichts.

§. 986.

Nun ſind noch zween wichtige Gegenſtände übrig, nämlich die Verſorgung der Wittwen und Wayſen der Gelehrten und der Dienerſchaft, und dann auch die Unterhaltung der adlichen Unvermögenden. Man hat für die erſtern hin und wieder ſo genannte Wittwen-Caſſen, und für die zweyten Stifter, allein auch hier könnte mit weniger Unkoſten mehr ausgerichtet werden. Die **Wittwen-Caſſen** entſtehen allmälig aus Beyträgen und Stiftungen, ſie erfordern eine eigene Adminiſtration, die alſo beſoldet werden muß, und die über das alles nicht ſelten übel haushält, und die arme Wittwen um das Ihrige bringt. Zudem ſchränken ſich dieſe Anſtalten gemeiniglich nur auf gewiſſe Oerter ein, und ſind über das alles ſelten hinreichend.

§. 987.

Zuverläſſig würde folgende Einrichtung die allerbeſte und zweckgemäſeſte ſeyn: Vom Miniſter an bis zu dem geringſten Staatsbedienten, den Gerichtsboten und den Büttel mit eingeſchloſſen, mit Inbegrif aller Geiſtlichen und Civilperſonen, in ſo fern ſie nur Beſoldung ziehen, würden alle nach ihren Beſoldungen in eine Tabelle gebracht. Dann würden auch alle Wittwen aus der gelehrten Claſſe, oder an ihrer Statt die Familie, in ſo fern ſie noch unverſorgt wäre, aufgeſchrieben, und zugleich bemerkt, was der verſtorbene Mann oder Vater an Beſoldung gezogen hätte.

§. 988.

Damit nun aber die Verſorgung nach Billigkeit eingerichtet werden möge, ſo zählt man die Perſonen einer ſolchen verwayſten Familie, die ſich noch nicht ernähren können; nämlich die Wittwe mit ihren noch unverſorgten Kindern, nimmt dann den ſeligen Mann dazu, und theilt mit dieſer Zahl die Beſoldung, die er in ſeinem Leben genoſſen hat; da er aber nun tod iſt, ſo zieht man ſeinen Antheil ab, den übrigen Theil der Beſoldungsſumme ſchreibt man auf die Wittwen-Liſte hinter den Namen der Wittwe, denn ſo viel ſoll ihr ausgezahlt werden. Endlich zieht man alle dieſe Wittwen-

Gehalte zuſammen in eine Summe, und vertheilt dieſe nun auf alle Beſoldungen des Landes aufs Hundert aus, ſo entſteht alſo eine Schazzung für die Dienerſchaft, welche jeder nach dem Grad ſeiner Beſoldung quartaliter, er mag verheurathet, oder unverheurathet ſeyn, unausbleiblich bezahlen muß.

§. 989.

Dem erſten Anblick nach mag es wohl ſcheinen, als wenn dieſe Schazzung den gelehrten Stand drücken könnte, allein man mache vernünftige Ueberſchläge, und nehme dann die erſtaunlichen Vortheile und die Beruhigung mit dazu, die ein ehrlicher Mann empfinden muß, wenn er ſeine Familie nach ſeinem Tod ſo treflich verſorgt weiß. Werden nun Stiftungen, Wittwen-Caſſen, und Waysen-Anſtalten noch über das alles von Seiten des Staats, und wohlthätiger Perſonen veranſtaltet, ſo gehen ihre jährliche Einkünfte von obiger Schazzung ab. Noch muß ich bemerken, daß jede Wittwe bis an den Schluß des Jahrs die Beſoldung ihres Mannes völlig ziehen muß, weil ſie nicht ehender in die Wittwen-Rolle eingeſchrieben werden kan, indem dieſe Liſte jährlich nur einmal entworfen wird.

§. 990.

Auf eben dieſe Weiſe könnte auch der Adelſtand für ſeine Wittwen ſorgen; indeſſen da er in kleinen Ländern dazu nicht zahlreich gnug ſeyn würde, ſo ſind Stifter und Orden immer die beſten Verſorgungsmittel, und jedes einigermaßen groſe Land ſollte billig eine ſolche Anſtalt haben. Dann aber muß der Staat auch aufmerkſam auf ihre Rechte und Einkünfte ſeyn, damit ſie weder geſchmälert noch gemisbraucht werden können.

§. 991.

So wenig ich auch die Häuſer und Anſtalten, wo viele Menſchen beyſammen unterhalten werden, im Ganzen billigen kan, und deswegen in dieſem Werk nicht zu Wayſen- Findel- und Kranken-Häuſern, wo die Menſchen klöſterlich erzogen und ernährt werden, gerathen habe, ſo ſehr muß ich doch misbilligen, daß man zur Zeit der Reformation in den mehreſten proteſtantiſchen Ländern alle Klöſter und Stifter ganz und gar aufgehoben hat. Es giebt Manns- und Weibsperſonen, denen eine ſolche engere geſellſchaftliche Verbindung, und Leitung nach gewiſſen Regeln ein wahres Bedürfniß iſt. Wie ſehr der Graf von Zinzendorf Menſchenkenner geweſen, das zeigt ſeine ganze Liturgie, und religiöſe Einrichtung, ſo ſehr ich ſonſt auch Urſache habe, nicht ein Glied der Brüder-Gemeinde zu werden.

§. 992.

Damit ich nur einige Verhältniſſe anzeige, in welchen eine ſolche Communität wohlthätig iſt, bemerke ich erſtlich: daß manchmal ein Gelehrter einen Sohn oder eine Tochter habe, die nach ihrer körperlichen oder geiſtigen Beſchaffenheit für die bürgerliche Geſellſchaft nicht recht brauchbar ſind, entweder weil es ihnen an Kräften fehlt ſich zu ernähren, oder ſich ſelber zu führen; ſie ſind, wie man zu ſagen pflegt, manchmal in die Kappuſe gegeben, wenn ihre Eltern ſterben, und machen ihnen den Tod ſchwer. In einem Stift aber würden ſie ſehr wohl verwahrt ſeyn.

§. 993.

Zweytens giebt es Menſchen, deren Character in ſich gekehrt, von Natur gleichſam contemplativ iſt; bleiben dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo werden ſie, wenns Gelegenheit dazu giebt, Schwärmer, ſchlechte Ehegatten, ſchlechte Erwerber, ſchlechte Bürger und ſchlechte Eltern; in einem ſolchen Hauſe aber, wo ſie ihrer Seelenſtimmung nach leben, und vernünftig geleitet würden, könnten ſie auſſerordentlich brauchbar werden: hat man nicht in der Römiſchen Kirche ſolche Kloſter-Männer, welche unſterbliche Werke geliefert haben? — Und wenn ſie keine Gelehrten wären, ſo könnten ſie künſtliche und ſehr nüzliche Arbeiten verfertigen, welche in der ſorgenfreyen Stille immer beſſer gelingen, als im Getümmel des bürgerlichen Lebens.

§. 994.

Drittens: wie viele verfolgt das Schickſal auf mancherley Weiſe? — Sie finden in der Welt keine Ruhe, überall wohin ſich ihr Blick wendet, begegnet ihnen Kummer, Armuth, Beleidigung, Druck, u. ſ. w. eine ſolche Noahs-Taube ſollte billig einen ſolchen abgeſchiedenen Zufluchts-Ort haben, wo ſie nach erdultetem mannigfaltigem Leiden, den Tod ruhig abwarten könnte.

§. 995.

Eine ordentliche, immer einigermaßen religiöſe, und auf beſtimmte Ordens-Regeln gegründete Einrichtung, bey welcher eine gemäſigtſtrenge Subordination unentbehrlich iſt, würde bey jeder Art ſolcher Anſtalten nöthig ſeyn. Dann aber müſſen ſolche Stifts-Glieder auch anſtändige Beſchäftigung haben, und die Arbeitſamkeit zur beſtändigen Ordens-Regel gemacht werden: Kunſtwerke, die viele Zeit, Ruhe und Nachdenken erfordern, fänden hier ſtatt; das weibliche Geſchlecht beſchäftigte ſich, mit koſtbaren und nüzlichen Näh- Stick- und Strickarbeiten, und das männliche mit mechaniſchen Geiſtes-Producten von mancherley Art u. ſ. w.

§. 996.

Oefters mishandelt ein Mann ſeine Frau, oder ein Vater ſein Kind; oder die Frau lebt ihrem Mann zur Schande, oder das Kind ſeinem Vater; in allen dieſen Fällen iſt ein ſolches Stift Zufluchts-Ort für den Leidenden: die gedrückte Frau, flüchtet dahin und rettet ſich, ſo auch ein Kind, das Gewalt leidet; hier entledigt ſich der Mann ins Geheim von einer Gattin, die ihn entehrt, oder von einem Kind, das ihm Schande macht; das alles kan heimlich gehalten werden, und iſt immer eine gelindere und eben ſo ſichere Hülfe, als das Verbeſſerungs-Haus. Und endlich können ſolche Stifter für junge Frauenzimmer, oder auch für Jünglinge, die ſich den Kunſt-Arbeiten widmen, zu einer vortreflichen Erziehungs-Anſtalt dienen.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Von der Vermehrung des Eigenthums, oder von der Gewerb-Polizey.

Erſtes Hauptſtück.

Landwirthſchaftliche Polizey.

§. 997.

Wenn die Polizey für die Sicherheit und Vervollkommung der Perſonen, ihrer Ehre, und ihrer Handlungen, und dann für die Sicherheit des Eigenthums, das die Unterthanen würklich beſizzen, väterlich geſorgt hat, ſo geht nun auch ihre Pflicht dahin, dieſes Eigenthum durch weiſe Verordnungen und Leitung zu vergröſern, das einzelne und allgemeine Vermögen zu vermehren; denn wenn von eigentlicher und wahrer irrdiſcher Glückſeeligkeit die Rede iſt, ſo macht doch der Reichthum, alles übrige dazu genommen, ihren weſentlichſten Theil aus. Ein armes Land iſt nie glücklich, aber ein reiches in gewiſſem Betracht immer.

§. 998.

Wenn die regierende Gewalt ihre, und des Staats Bedürfniſſe nicht befriedigen kan, ſo iſt das allgemeine Beſte verloren, und kein Theil der Polizey kan gehörig ausgeübt werden, alles eilt zum Verderben; dieſer Fall iſt aber unvermeidlich, wenn die Gewerbe nicht blühen: denn dieſe ſind die Quellen der Abgaben, dieſe verhalten ſich wie jene, und dieſe ſinds eben, womit die Staats-

Bedürfniſſe beſtritten werden müſſen. Sind aber die Gewerbe im Flor, ſo ſteigen die Abgaben, und die regierende Gewalt iſt vermögend alle ihre Pflichten zu erfüllen.

§. 999.

Daß alſo die **Gewerb-Polizey**, welche den Flor der Gewerbe zum Zweck hat, der Mittelpunct und das Weſentlichſte der ganzen Regierungskunſt ſey, bedarf gar keines weiteren Beweiſes. Die **Gewerb-Wiſſenſchaften** ſelbſt, als die **Landwirthſchaft**, **Technologie** und die **Handlung**, lehren die Heiſcheſäzze, wie jedes dieſer Gewerbe getrieben werden müſſe, wenn ſein Erwerber glücklich werden will; die **Gewerb-Polizey** hingegen hat den Zweck, die ſämmtlichen Erwerber ſo zu leiten, daß ſie auch in der That, jene Heiſcheſäzze, und zwar nicht allein zu ihrer eigenen, ſondern auch zur allgemeinen Wohlfarth, ausüben.

§. 1000.

Die **Handlung** vertheilt die **Waaren**; ſie ſchaft aller Orten den **Ueberfluß** weg, und erſezt dagegen das **Mangelnde**; dieſe Waaren, dieſer Ueberfluß, dieſes Mangelnde, beſteht aus nichts anders als aus Producten, welche entweder noch unbereitet, oder mehr oder weniger zweckgemäs ausgebildet worden ſind; dieſes Ausbilden iſt das Geſchäfte der Handwerker, Künſte und Fabriken, oder mit einem Wort der Technologie; folglich ſind die Producte der Gegenſtand der Handlung und der Technologie, ohne jene können dieſe nicht ſeyn; die Producte ſind alſo die Grundlage aller Gewerbe, folglich die Production das Hauptgeſchäfte, worauf alles beruht. Unter allen Arten der Production aber iſt der Ackerbau und die Vieh-Zucht, oder mit einem

Wort die Landwirthſchaft bey weitem das reichhaltigſte und wichtigſte.

§. 1001.

Es giebt aber noch einen wichtigen Grund, der die Landwirthſchaft zum weſentlichſten Gewerbe des Staats macht: dieſer beſteht aus einem gewiſſen Bezirk der Erdoberfläche, auf welchem die Bewohner alle zuſammen nach einerley Geſezzen regiert werden, und die alſo mit einander eine bürgerliche Geſellſchaft ausmachen. Wenn nun dieſer Bezirk unter die Bewohner vertheilt iſt, ſo daß jeder ein gröſeres oder kleineres Stück zum Eigenthum beſizt, ſo machen dieſe Landgüter unſtreitig die eigentlichſten und beſtändigen Beſtandtheile des Staats aus, folglich auch die Landwirthe, oder ihre jedesmalige Beſizzer; ſie ſind alſo die wahren eigentlichen Staats-Bürger, die andern Einwohner alle ſind ſchwankend und unbeſtändig, in ſo fern ſie nicht Grundbeſizzer ſind.

§. 1002.

Aus dieſem allem folgt nun, daß die Gewerb-Polizey ihr vorzügliches Augenmerk auf die Landwirthſchaft richten müſſe; was dieſe erwirbt iſt wahrer eigentlicher Reichthum des Staats; jeder anderer Gewinn iſt ſchwankend, in ſo fern er nicht auf dieſen Grund gebaut iſt; nur allein die Fabrike, und die Handlung iſt wohlthätig, ſicher und gegründet, die auf inländiſchen Producten beruht, alles andere iſt veränderlich und dem Wechſel unterworfen. Deswegen muß die Fabrik- und Handlungs-Polizey vorzüglich darauf ſehen, daß durch dieſe beyden Gewerbe, der Landwirthſchaft aufgeholfen werde; denn ich möchte faſt ſagen, daß ſie blos zum Glück der Bauern exiſtiren dürfen, und auch ſelbſt blos durch das Glück der Landwirthſchaft, ihre eigene Wohlfarth gründen können.

§. 1003.

Der ganze Flor der Landwirthſchaft gründet ſich auf zwey Hauptſtücke, 1. daß nämlich ſo viele vollkommen gute Producte erzielet werden, als auf der Erdoberfläche möglich iſt; und 2. daß ſie ihrer Natur und Eigenſchaften nach zur allgemeinen Wohlfarth zweckgemäs ſind, oder zu den inländiſchen Fabriken und Handlung paſſen. Dieſe zween Geſichtspuncte muß die Polizey immer im Aug haben, und die beſten Mittel anwenden ſie zu erreichen; es kommt alſo jezt nur blos darauf an, dieſe Mittel, und zwar die beſten und ausführbarſten anzuzeigen.

§. 1004.

Wenn die höchſt mögliche Menge der Producten erzielt werden ſoll, ſo muß es erſtlich nicht an Landleuten fehlen; zweytens müſſen ſie auch von dem gehörigen Grad der Induſtrie belebt werden; drittens Mittel genug beſizzen, den nöthigen Acker-Aufwand zu machen; viertens müſſen ſie Hofnung haben, daß ſie durch ihre Mühe und Arbeit etwas vor ſich bringen werden; und fünftens iſt es auch erforderlich, daß ihre Producte den gehörigen Werth haben, ſo daß ſie ihre Mühe belohnen können.

§. 1005.

Der Mangel an Bevölkerung des Bauernſtands rührt aus allerley Urſachen her, die theils ihren Grund in der Natur, theils auch in der Staats-Verfaſſung haben. In der Bevölkerungs-Polizey, und ſonſt hin und wieder, iſt der Mittel gedacht worden, wie die

Menſchen-Menge erſezt, und ihr Verluſt verhütet werden könne; hier gedenke ich nur noch eines Umſtands, wenn nämlich die Bauersleute ihr Gewerbe verlaſſen und zu andern übergehen, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Fabriken und Handwerker, oder die Handlung, oder auch die Wiſſenſchaften für ſie einträglicher ſind, als die Landwirthſchaft. Dieſem Uebel zu begegnen, iſt alſo nichts weiter nöthig, als dieſes Gewerbe nach Möglichkeit empor zu bringen, geſchieht dieſes, ſo wird niemand Verlangen tragen, es gegen ein anderes zu vertauſchen.

§. 1006.

Dem Bauernſtand fehlt es an Induſtrie, an Fleiß, wenn er von dem Glück, welches ihm der Reichthum verſchaft, weder Erfahrung noch Begrif hat, oder wenn er voraus glaubt, daß alle ſeine Mühe vergebens ſeyn werde. Im erſten Fall muß man ihn durch die Erfahrung belehren, und ſeine Begriffe aufklären, indem man ihn zu Verſuchen lockt, im andern aber alles aus dem Weg räumen, was Urſache an ſeiner Verzweiflung iſt. Sind die Auflagen zu drückend, ſo muß man ſie erleichtern, friſt das Wild ſeinen Segen weg, ſo muß man es wegſchieſen, oder hält er den Boden für zu unfruchtbar, hat er auch das gewöhnliche Symbolum: das geht bey uns nicht an, ſo muß man ihn durch Verſuche eines andern belehren.

§. 1007.

Wenn es dem Landmann am Vermögen fehlt, den gehörigen Ackeraufwand zu machen, und man kan oder will ihn nicht unmittelbar unterſtüzzen, ſo kommt alles wieder blos auf eine kluge Leitung an, wodurch man ihn ſo beſtimmt, daß er das Wenige, was er etwa aufwenden kan, gerad an den Ort verwendet, wo es am fruchtbarſten iſt, oder die geſegnetſte Würkung thut; ſo wie dann der Ertrag wächſt, ſo wächſt auch das Vermögen, den gehörigen Ackeraufwand zu beſtreiten.

§. 1008.

Die Hofnung etwas vor ſich zu bringen, belebt den Fleiß, und ſpannt alle Kräfte an, ſein äuſſerſtes zu thun; dieſe Hofnung wird erweckt und geſtärkt, wenn das Landvolk gewiß iſt, daß es das was es erwirbt, auch würklich genieſſen werde; und dieſe Gewißheit bleibt nie aus, wenn die Polizey alle ihre Pflichten erfüllt, welche ich in der Abtheilung von der Unſicherheit des Eigenthums abgehandelt habe; oder mit einem Wort, wenn der Landesherr in allem Betracht ein vortreflicher Regent iſt; und dann auch vorzüglich, wenn der Landmann ſieht, daß die Erde ſeine Mühe belohnt; dieſes geſchieht aber wenn die Landwirthſchafts-Polizey ihre Pflicht thut.

§. 1009.

Wenn aber auch endlich der Ackerbau und die Viehzucht den höchſtmöglichen Ertrag geben, und der Bauer kan ſeinen Ueberfluß entweder gar nicht, oder doch nur gegen geringe Preiſe zu Geld machen, ſo iſt doch alle ſeine Mühe verloren, weil das Geld eigentlich auch hier der Hauptzweck von allem iſt. Daher kommt es nun auch darauf an, daß ihn die Polizey leite, diejenigen Producte zu erzielen, die am meiſten Geld gelten, oder daß ſie ſolche Fabriken und Handelszweige vorzüglich begünſtige, die auf die Landes-Production gegründet ſind.

§. 1010.

Aus allen dieſen Betrachtungen iſt nun klar, daß es, wenn die Polizey alle ihre übrige Pflichten treulich erfüllt, nur bloß auf obige zween Punkte ankomme: nämlich, daß man den Bauernſtand zur höchſt möglichen Menge guter Erzeugungen leite, und dann, daß unter der groſen Mannigfaltigkeit derſelben **dieſenigen gewählt werden, welche den vortheilhafteſten Abſaz gewähren.** **Menge, Güte und Zweckmäſigkeit** der Producte ſind alſo das Ziel, zu welchem man den Landmann führen muß.

§. 1011.

Die Menge der Producte verhält ſich auf einem Grundſtück von gegebener Gröſe, bey gleichem Fleiß, wie der Dünger, kunſtmäſig angewendet. Dieſer Grundſaz wird in der Landwirthſchaft bewieſen, und iſt einleuchtend. Der Fleiß verhält ſich wie der reine Ertrag, und folgt dieſem auf dem Fuß nach, er iſt ein Product der glücklichen Production; wenn alſo dieſe da iſt, ſo entſteht auch jener, folglich iſt nur von dem Dünger die Rede; dieſer verhält ſich aber wie die Gröſe und der Flor des Viehſtands, und dieſer wie die Gröſe und der Flor des Futterbaues; nichts iſt alſo gewiſſer, als folgender Heiſcheſaz: **Wenn die Polizey den Futterbau zum höchſten Flor bringt, ſo hat ſie auch die Production zur höchſten Stuffe, in Anſehung der Menge geleitet.**

§. 1012.

Daß dieſes alles ausgemachte Erfahrungs-Wahrheiten ſind, beweiſen folgende Bemerkungen: Wenn alle Bauern durchgehends einen blühenden Futterbau haben, ſo fehlt ihnen die Gelegenheit es zu verkaufen, ſie müſſen ihr Futter alſo ſelbſt vernuzzen; dies kan aber nicht anders geſchehen, als daß ſie es verfüttern, das iſt, ihren Viehſtand vermehren; geſchieht dieſes, ſo bekommen ſie alſofort mehr Nahrung ins Haus, ſie erhalten einen Ueberfluß an Milch, Butter und Käſe, den ſie dann zu Markt bringen und Geld daraus löſen; ſie können auch überhaupt ihr Vieh reichlicher füttern, es nimmt alſo an Gröſe und Werth zu, ihr Viehſtands-Capital, und alſo ihr Reichthum wächſt, und endlich bringt auch ein gröſerer und wohlgefütterter Viehſtand weit mehreren und beſſern Ertrag an Dünger ein, als ein geringer und magerer; ich will nicht einmal des Maſtvieh's gedenken, welches man jeden Herbſt für ein ſchönes Stück Geld abſezzen kan.

§. 1013.

Wenn nun der Bauer Dünger hat, ſo benuzt er ihn; das iſt: er vertheilt ihn auf ſeine Grundſtücke; denn was kan er anders damit anfangen? und dann erfolgt das was ich oben ſagte: die Production verhalte ſich wie der Dünger; mithin iſt auch der Grundſaz der landwirthſchaftlichen Polizey §. 1011. am Schluß, richtig erwieſen. Die Frage iſt alſo nun: **welche Regeln ſind zu befolgen, wenn man den Futterbau zur höchſten Stuffe des Flors bringen will?**

§. 1014.

Hier giebt es einige gefährliche Klippen, welche man mit äuſſerſtem Fleiß vermeiden muß; ich will alſo gleich einem erfahrnen Lootſen, das Schiff ſicher durchführen. 1. Sind die Landleute gegen alles Neue erſtaunlich eingenommen, ſie kleben mit äuſſerſter Zähigkeit an den Gebräuchen ihrer Vorfahren, und glauben noch über das alles ihr Gewerbe beſſer zu verſtehen, als jeder andere. Freylich hat ſie auch die Erfahrung gelehrt, daß ſie durch manchen Projectmacher irre geführt, und zu Schaden gekommen ſind; daher muß man ſich äuſſerſt hüten, daß man ihnen ja nicht den Futterbau oder Kleebau, oder ſo etwas gerade zu, oder durch poſitive Befehle aufdringe; denn wenn ſie auch mit Gewalt zu folgen gezwungen werden, ſo machen ſie dann doch alles ſchlecht und nur obenhin; ſie verwenden weiter keine Mühe darauf, und ſo iſt alles verloren, und dies iſt auch eben ihr Wunſch.

§. 1015.

Zweytens muß man ſich erſt wohl erkundigen, welche Art des Futterbau's auf das Locale paſſe? — In einem gebirgichten rauhen Land die *Luzerne*, oder in der Ebene die *Eſparſette*, oder gar die *Verwandlung guter natürlicher Wieſen in Aecker* u d. g. empfehlen zu wollen, würde höchſt widrige Würkung thun, und alles Gute gleich im Keim erſticken. Oder endlich drittens, in einem herrlichen Wieſen- und Weidenreichen Lande das non plus ultra des Flors der Landwirthſchaft auf den Kleebau gründen zu wollen, wäre wahrer Unſinn u. ſ. w.

§. 1016.

Eine weiſe Polizey muß immer das feſtina lente im Auge behalten; der ſtuffenweiſe, unvermerkte, aber raſtloſe Fortſchritt iſt die Methode der Natur, und dieſer muß man getreulich nachahmen: in einem Lande wo es Wieſen giebt, und wo jedes Landgut damit verſehen iſt, da iſt das erſte, daß man den Bauer zur höchſten Verbeſſerung derſelben leite; zu dem Ende geht man ihm auf den herrſchaftlichen Gütern mit einem guten Exempel vor, ermuntert ihn zur Nachfolge, belehrt ihn mündlich und in ſeinem Calender wie ers machen müſſe, und endlich ſezt man auch wohl Ermunterungspreiſe für diejenigen aus, welche ein ſchlechtes Stück Wieſe zum höchſten Ertrag gebracht haben. Gutes fettes ſüſes Gras iſt immer ein beſſeres Futter für das Rindvieh als die beſten Futterkräuter; und dann giebt die natürliche Wieſe ihren Ertrag ohne Aufwand von Saat, Pflügen und Egen.

§. 1017.

Es leuchtet dem Bauer leicht ein, daß die Verbeſſerung ſeiner Wieſen nüzlich für ihn ſey. Daher iſt er auch leicht dazu zu bewegen; hat man nun dieſen Zweck erreicht, ſo macht man während der Zeit Verſuche mit Futterkräutern, und zwar ganz in der Stille, ohne ſeine Abſichten zu verrathen; hat man nun die beſte Gattung derſelben, und die Art ihrer Behandlung, wodurch ſie zum höchſten Ertrag gebracht werden können, ausfündig gemacht, ſo geht man nun allmälig weiter, indem man dem Landmann anräth, ein ſolches Futterkraut mit den Sommerfrüchten zu ſäen, und dann das Land damit brachen zu laſſen. Da ihm das keine ſonderliche Mühe und Koſten verurſacht, auch ihm der Nuzzen einleuchtet, ſo iſt er auch dazu leicht zu bewegen, beſonders wenn man auch hier wieder die Ermunterungspreiſe zu Hülfe nimmt.

§. 1018.

Wo die Bauerngüter nicht ſehr zerſplittert ſind, wo ein jeder über ſeine Grundſtücke vollkommen Herr iſt, und wo alſo die dreyflurige Bauart nicht eingeführt iſt, da iſt dieſer Weg die Brache abzuſchaffen vollkommen ausführbar, und ſehr leicht. Wenn aber ein Landgut an hundert kleinen und ſchmalen Streifgen durch die

Bemarkung zerſtreut liegt, und noch dazu der Hirte im Herbſt nach der Erndte alles zu behüten das Recht hat, ſo iſt es ſchwer, den künſtlichen Futterbau einzuführen, weil der Hirte über die Brachfelder hinhütet, und den Klee abweiden läſt.

§. 1019.

In dieſem Fall ſucht man erſt die Bauern dahin zu bringen, daß ſie wenigſtens ihre gröſeren Aecker, wenn die Reihe der Brache an ihnen iſt, mit Futter anſäen, und ſchüzt ſie dann gegen das Abweiden. Wenn nun die Gemeinde allmälig durch die Erfahrung belehrt worden, welch einen groſen Werth die Futterkräuter in der Haushaltung haben, ſo fangen die mehreſten an die Brache abzuſchaffen, und ihre kleinere Aecker auch mit Klee zu beſäen. Da nun der Hirte von den mehreſten Stimmen abhängig iſt, ſo wird ihm nun anbefohlen, von den Futterſtücken wegzubleiben, das Vieh aber verliert nichts bey dieſer Schmälerung ſeiner Weide, weil es mit den Futterkräutern auf dem Stall deſto reichlicher gefüttert wird.

§. 1020.

Die dreyflurige Bauart macht die Abſchaffung der Brache am ſchwerſten: denn in dieſem Fall ſäen die Bauern ihre Winterfrucht alle beyſammen in die erſte Flur, die Sommerfrucht in die zweyte auch beyſammen, und die dritte liegt brach, und wird behütet; wenn alſo ein Landwirth in dieſer Brachflur ſeine Grundſtücke mit Futterkräutern beſäen wollte, ſo würde er keinen Genuß davon haben, indem ſie ihm abgeweidet werden. Durch poſitive Verordnungen aber die dreyflurige Bauart abſchaffen zu wollen, wäre nicht nur Deſpotismus, ſondern auch zweckwidrig, weil alles Gewaltſame widrige Würkung thut.

§. 1021.

Hier verfährt die Polizey folgender Geſtalt: ſie ſucht eine ganze Gemeinde in der Güte zu bereden, daß ſie alle mit einander Mann für Mann ihre Sommer-Flur zugleich mit **rothem Klee** anſäen; und um dieſes leichter zu Stand zu bringen, ſo ſchieſt man ihr den Saamen vor, garantirt ihr mit einer gewiſſen Summe Geldes allen Schaden, der daraus entſtehen könnte, und belehrt ſie dann wie ſie ſich in allen Stücken zu verhalten habe; finden nun die Bauern das folgende Jahr den groſen Futter-Vorrath, ſo verlangen ſie in Zukunft ſelbſt nach der freyen Bauart, und heben die drey Fluren auf.

§. 1022.

Wenn man durch Verbeſſerung der Wieſen, und durch Einführung der künſtlichen Futter-Kräuter zur **Abſchaffung der Brache** gekommen iſt, ſo ſezt man nun den Stab weiter, und richtet ins Geheim, ohne ein Wort merken zu laſſen, ſein Augenmerk auf die **Abſchaffung der Gemeinweiden**: zu dem Ende lehrt man erſt den Bauer den rechten Gebrauch des **Düngers**, und zeigt ihm, wie er ihn vermehren, verbeſſern, und auf ſeine Aecker verwenden müſſe; jezt ſieht er aus eigener Erfahrung, daß ihm bey fleiſiger Bearbeitung, und reichlichem Dünger, alſo mit weit weniger Mühe und Saat-Frucht, ein Morgen Landes weit mehr ausliefert, als ſonſt drey; er wundert ſich darüber, freut ſich, baut, pflügt, und ſäet alſo jährlich weit weniger, und erndet doch um ein Drittel mehr als ſonſt; jezt bleiben ihm aber Aecker liegen, was ſoll er nun damit machen?

§. 1023.

Da der Bauer nun einmal ſo weit gekommen iſt, daß er den Nuzzen der Futter-Kräuter einſieht, ſo fällt es nun auch nicht ſchwer, ihn zu überreden, daß er jene übrigen Aecker auch noch mit dieſen Gewächſen beſäen müſſe; man belehrt ihn, daß ein Landgut dann erſt recht einträglich werde, wenn die Hälfte ſeiner Grundſtücke der Unterhaltung des Viehſtandes, und die andere Hälfte dem Ackerbau gewidmet wird; iſt er aber dahin gekommen, ſo fällt die Gemeinweide von ſelbſt weg: indem er nun Futter gnug hat, ſo giebt er dem Vieh kein Stroh mehr, dies bleibt all zum Streuen übrig; zudem ſieht er wohl ein, daß es beſſer ſey, das Vieh auf dem Stall zu behalten, um keinen Dünger zu verlieren, ſobald er der Weide nicht mehr nöthig hat.

§. 1024.

So kommt man auf einem leichten Wege, ohne Zwang und mit freyem Willen zur Abſchaffung der Brache, und der Gemeinweide, und zur Stallfütterung; dann aber iſt faſt alles gewonnen: denn nun hat der Landmann allenthalben Ueberfluß, folglich werden alle Nahrungs-Mittel wohlfeil, ohne daß er darunter leidet, weil er viel zu verkaufen hat. Jezt hat man alſo weiter nichts zu thun, als daß man ihm durch blühende Fabriken und Handlung Abnehmer verſchaffe, S. unten die Fabrik- und Handlungs-Polizey.

§. 1025.

Wenn durch alle dieſe Anſtalten die Landwirthſchaft in Flor gebracht wird, ſo wird ſie auch reizend und anlockend; Viehhändler von allerhand Art, Fruchthändler, und Leute die Handels-Pflanzen kaufen, finden ſich aus den benachbarten Gegenden ein, und kaufen den Landleuten ihren Ueberfluß ab; die Handwerksleute finden mehr zu thun, weil das Landvolk mehr aufwenden kan, und dagegen können ſie bey dem Ueberfluß beſſer und wohlfeiler leben, folglich verdienen ſie auch mehr, und ſo wächſt Induſtrie und Wohlſtand allenthalben.

§. 1026.

Bey der verbeſſerten Landwirthſchaft tragen die Grundſtücken mehr ein, man braucht ihrer alſo nicht mehr ſo viel wie ſonſt; zudem werden die groſen Strecken von Gemeinweiden nun überflüſſig: daher fehlt es nun auch in einem ſonſt bevölkerten Lande an Menſchen; jezt iſt es alſo Zeit, die Hausväter zur Vertheilung ihrer Güter unter die Kinder aufzumuntern, und wo noch das Recht der Erſtgeburt gilt, dieſen ſchädlichen Gebrauch abzuſchaffen. Den Beyſaßen und Taglöhnern giebt man von den Gemeinweiden Güter, entweder in **Erb- oder Temporal-Beſtand**, und widmet dann dieſe Einkünfte der Dorf-Schule, auf deren vollkommene Einrichtung ſo erſtaunlich vieles beruht. S. oben **die Erziehungs-Polizey**.

§. 1027.

Wenn ein Land ſchon bey der gewöhnlichen Landwirthſchaft zu ſchwach bevölkert iſt, und alſo Aecker und Wieſen in Menge wüſt liegen, ſo verfährt man doch auf eben die Weiſe; man muntert die Hausväter zur Vertheilung der Güter auf, und zieht Fremde ins Land, denen man die wüſten Grundſtücke zum Bauen übergiebt.

§. 1028.

Auf den Futterbau folgt nun die **Viehzucht**; unter allen Arten derſelben iſt die **Rindviehzucht** bey weitem em wichtigſten; ob es nun gleichwohl möglich iſt, daß man durch kunſtgemäſe Wartung und Pflege, das kleine und ſchlechte Landvieh nach und nach durch mehrere Generationen zur höchſten Vollkommenheit führen könne; ſo läſt ſich doch durch Unterſtüzzung die Sache ſehr beſchleunigen: **Marggraf Carl Friedrich von Baden**, hat auf ſeinem Cammergut Gotts-Au, eine Schweizer-Viehzucht angelegt, aus welcher er ſeinen Unterthanen gegen billige Preiſe Ochſen, Kühe, Rinder und Kälber verkauft, und ſie alſo mit Schweizer-Vieh verſieht, das ſchon an das Futter und Clima gewöhnt iſt.

§. 1029.

Dieſes Landesväterliche Muſter empfehl ich ernſtlich zur Nachahmung: für die Unterthanen fällt die unmittelbare Anſchaffung des Schweizer-Vieh's zu koſtbar; wenn aber die Cammer ſolche **Schweizereyen** oder **Holländereyen** anlegt, und den Vorſchuß thut, ſo kan ſie ſich durch den Verkauf ſolchen Vieh's wenigſtens ſchadlos halten, und noch wohl gewinnen. Zu allererſt ſorgt man aber dafür, daß einmal alle Gemeinden eine hinlängliche Menge **Zucht-Ochſen** von Schweizer-Art bekommen, bis ſie nach und nach eine vollkommene Viehzucht allenthalben erhalten haben.

§. 1030.

In jedem Lande bedarf man gute **Pferde** zum **Ackerbau**, zum **Reiten**, und zum **Fahren**; es iſt daher ein Zeichen einer ſchlechten Landwirthſchafts-Polizey, wenn man dieſe koſtbaren Thiere aus andern Ländern beziehen, oder ſich mit inländiſchem ſchlechtem Vieh behelfen muß. Bey der alten gewöhnlichen Landwirthſchaft werden groſe Weiden zur Erziehung der Füllen erfordert, wo es alſo daran mangelt, da fällt auch die Pferdezucht weg. Da nun aber durch die Erfahrung erwieſen iſt, daß man durch die Stallfütterung die herrlichſten Pferde erziehen kan, ſo wird dieſer Theil der Viehzucht allenthalben möglich.

§. 1031.

Wenn einmal die Stallfütterung des Rindvieh's eingeführt worden, ſo fällt es nicht ſchwer, dieſe Erziehungs-Methode auch auf andere Thierarten auszudehnen: man geht auf den herrſchaftlichen Gütern den Landleuten wiedrum mit einem guten Exempel vor, und da der Landesherr abermal den Verlag am beſten thun kan, ſo läſt er ein paar gute Spaniſche Beſchäler kommen, legt alsdann eine wirthſchaftliche Stuterey an, nicht etwa nach dem Trieb ſeiner Lüſternheit, ſondern wie es ſeinem, und dem Wohl des Landes angemeſſen iſt, und verſieht alsdann ſeine Unterthanen mit vortreflichen Zucht-Pferden.

§. 1032.

Die Schaafzucht iſt einer der wichtigſten Gegenſtände der Landwirthſchaft; jedermann kleidet ſich in ihre Wolle. Wenn man nun bedenkt, daß der gröſte Theil der begüterten und vornehmeren Claſſen noch immer ausländiſche Wolle und Tücher trägt, und die unermeßlichen Summen Geldes überſchlägt, die für dieſe Waare auſſer Landes gehen, ſo muß man ſich höchlich wundern, wie es möglich iſt, daß unſre Miniſter und Oeconomie-Vorſteher noch ſo wenig Anſtalten zu Verbeſſerung dieſes wichtigen Products gemacht haben, beſonders da es ſo leicht möglich iſt, daß wir unſre Wolle wenigſtens bis zu dem Grad der Güte der Engliſchen verbeſſern können.

§. 1033.

§. 1033.

Die Güte und Feinheit der Wolle hängt ganz von der Nahrung ab, und was am Clima mangelt, das kan man durch Kunſt und Behandlung erſezzen, wie ich ſolches umſtändlich in meiner Landwirthſchaft gelehrt habe. Die Stall- und Pferchfütterung nach den ächten und natürlichen Grundſäzzen veranſtaltet, leiſtet alles was man nur wünſchen kan. Würde der Landesherr hier wiedrum mit einem guten Beyſpiel vorgehen, und auch allenfalls Spaniſche Widder kommen laſſen, um ſeinen Unterthanen gute Zucht-Schaafe liefern zu können, ſo wäre der Sache bald geholfen.

§. 1034.

Eine vorzügliche Hinderniß ſind in dieſem Fall die gewöhnliche Schäfereyen, welche bald dieſer bald jener zu benuzzen hat, und die zum groſen Nachtheil der Gutsbeſizzer verpfachtet werden; die Gemeinweiden, welche zu dieſem Zweck ungebaut liegen bleiben, und liegen bleiben müſſen, ſtehen aller vernünftigen Landes-Cultur im Wege, und die Schaafe ſelbſt mit ihrer Wolle, bringen bey weitem den Nuzzen nicht, den ſie bringen könnten, weil ſie ganz vom Clima, und von der Weide abhängig ſind? Wenn aber einmal die Stall- und Pferchfütterung eingeführt iſt, ſo verpfachtet man den Dorfgemeinden ſelbſt die Schäferey; dieſe behandeln ſie nun kunſtmäſig, und ſo werden die Schaafweiden frey, und können alſo landwirthſchaftlich benuzt werden.

§. 1035.

Da auch ein groſer Theil der Bürger, beſonders die Vornehmen und das Frauenzimmer Seide trägt, dieſe aber durchgehends noch ein ausländiſches und ſehr theures Product iſt, ſo muß die Polizey Sorge tragen, daß die Seiden-Zucht in Aufnahme kommen möge: daher müſſen die Förſter, als welchen der Holzbau ohnehin obliegt, die Vorhölzer, Niederungen, Straſen und andere Gemeinplätze, in der Nähe der Ortſchaften, mit weißen Maulbeerbäumen bepflanzen. Dann kan man auch den Landmann aufmuntern, dieſe Bäume anzubauen, nur daß man ihn nicht zwinge, oder ihn gar verbindlich mache, jährlich eine gewiſſe Anzahl Bäume zu kaufen.

§. 1036.

So wie nun die Maulbeerbäume erwachſen, ſo macht man auch zur Seiden-Zucht Anſtalten; damit aber der Landmann den gehörigen Abſaz haben möge, ſo ſorgt man zugleich für geſchickte Fabrikanten, wozu ich den Vorſchlag in folgendem Hauptſtück thun werde; hier muß nun der Landmann gehörig unterrichtet werden; und dieſes ſowohl, als der Seidenbau ſelbſt, ſind ein Werk für die Landſchulen: das ganze Geſchäfte dauert im Frühjahr höchſtens 6 bis 8 Wochen; dieſe Zeit durch gäbe man den Schulkindern Ferien, die Schulſtube würde mit Gerüſten verſehen, der Schulmeiſter unterrichtete die Kinder in dieſem artigen Geſchäfte, und ſo producirten ſie eine groſe Parthie Seide, welche zur Unterſtüzzung der Schulkoſten, einen vortreflichen Beytrag abgeben würde.

§. 1037.

Aber auch die Armen, mit allen die ſich im Arbeits- Verbeſſerungs- und Zuchthauſe befinden, können ſich mit dieſem Gewerbe beſchäftigen; die Vornehmen, ſowohl in- als auſſerhalb den Stiftern, finden hier gleichfalls einen angenehmen und einträglichen Zeitvertreib.

treib. Das Spinnen der **Floretſeide**, und allerhand unzählbare Arbeiten, die aus der Seide verfertigt werden, geben hernach wiedrum eben ſo viele Nahrungs-Zweige für ſolche Leute ab.

§. 1038.

Von der **Viehzuchts-Polizey** gehe ich zum **Ackerbau** über; hier kommt es nun erſtlich darauf an, daß man Sorge trage, damit nach und nach alles Erdreich gehörig benuzt werde; und dann zweytens, daß man die zweckmäſigſten Producte darauf erziele. Die Benuzzung der Erdoberfläche kan aber auch noch auf eine und andere Art erleichtert werden, und es iſt eine groſe Pflicht der Polizey die weiſeſten Maasregeln dazu zu entwerfen und auszuführen; dem zu Folge muß ich alſo drey Puncte erörtern: 1. muß ich unterſuchen, wie man ſich zu verhalten habe, damit kein Theil der Erdoberfläche unbenuzt liegen bleiben möge; 2. muß ich anweiſen, wie durch zweckgemäſe Anſtalten die Landwirthſchaft zu erleichtern ſeye, und 3. was nach jedem Locale, und der öconomiſchen Landes-Verfaſſung, für Producte die zweckmäſigſten ſind.

§. 1039.

Die ganze Erdoberfläche eines Staats iſt zum Theil **Privat-** zum Theil aber auch **herrſchaftliches Eigenthum.** Dieſes leztere iſt wiedrum entweder **urbar**, und beſteht alſo aus **Cammer-Gütern**, die landwirthſchaftlich benuzt werden, oder aus dem **Forſt-Regale.**

§. 1040.

Ein Land iſt ſelten ſo bevölkert, daß das Privat-Eigenthum nicht mehr zureicht, die Bauern-Familien zu ernähren; oder vielmehr umgekehrt: die Bauern-

Familien hüten ſich ſehr die Güter ſo klein zu vertheilen, weil ſie befürchten, ihre Kinder möchten ſich dann nicht mehr ernähren können; daher wenden ſich die Söhne zu Handwerkern, und andern Gewerben, oder ſie wandern aus in andre Länder, oder werden eheloſe Soldaten. Die ganze Urſache dieſes Fehlers liegt in der Unkunde der intenſiven Kräfte der Landwirthſchaft, theils aber auch an der durchgehends ſo vernachläſſigten Gewerb-Polizey; würde dieſe ihre Pflicht thun, und würden die Landleute vom Werth der verbeſſerten Landwirthſchaft überzeugt ſeyn, ſo könnten die Güter noch weit mehr vertheilt werden, und weit mehrere brave Familien könnten ſich leichter und beſſer ernähren.

§. 1041.

Es iſt alſo noch lange keine Frage davon: wie man die Bauern dazu bringen müſſe, daß ſie kein Grundſtück unbenuzt liegen laſſen? ſondern das erſte iſt, ſie zu beſtimmen, daß ſie ihren Viehſtand in vollkommenen Stand ſezzen; dann zeigt ihnen der Dünger den Weg wie viel ſie zur Saat beſtellen können und müſſen? Es iſt ein unreifer Gedanke, wenn man fordert, der Bauer ſoll alle ſeine Aecker gehörig benuzzen, ehe er Dünger gnug dazu hat. Wenn er aber einmal ſeinen Viehſtand berichtigt, und die Stallfütterung eingeführt hat, ſo wächſt von Jahr zu Jahr der Futterbau, mit ihm der Viehſtand, mit dieſem der Dünger, und endlich mit dem Dünger auch der Ackerbau und die Production.

§. 1042.

Wenn die Polizey dieſes Hauptſtück zu Stand gebracht hat, ſo wird der Ertrag auf den Bauerngütern ſo gros, daß die Eltern ohne weitere Sorge ihre Güter vertheilen und nun ſtatt einer, zwo Familien fortpflanzen;

pflanzen; dadurch gewinnt dann die Bevölkerung auſſerordentlich. Iſt nun das Privateigenthum endlich gehörig und hinlänglich vertheilt und beſezt, ſo kan man alsdann auch zu Vergröſerung und Vermehrung der Güter ſchreiten. Allein von dem gegenwärtigen Zuſtand der Landwirthſchaft, ſo wie er in Teutſchland gewöhnlich iſt, bis dahin, iſt noch ein gewaltig langer Weg, und wenn wir anders keine Sprünge machen, ſo brauchen wir die Verminderung der Wälder durch Ausroden noch lange nicht zu befürchten.

§. 1043.

Das erſte Mittel zu Vergröſerung der Güter geben die Gemeinweiden an die Hand; als welche nun nach eingeführter Stallfütterung überflüßig ſind; die Plätze welche nicht zu entfernt von den Wohnungen liegen, können zu Wieſen und Aeckern, zum Beſten der Gemeinde oder der Schule verpfachtet werden; die entferntere Gegenden aber richtet man am füglichſten zu ordentlichen Landgütern ein, und verpfachtet ſie an gute Landwirthe.

§. 1044.

Bis daher iſt das Verpfachten ein wahres Verderben ſowohl für die Güter als für die Pfachter ſelbſt geweſen; das iſt aber auch kein Wunder: der Pfachter weiß ſeine beſtimmte Jahre, ob er das Gut länger beſizzen werde, iſt ihm ungewiß; folglich macht er nie, einen gröſern Aufwand, als er auf ſeine Pfachtzeit nöthig findet, und gegen das Ende zieht er alle Fruchtbarkeit heraus und damit iſt das Gut mager; er ſelbſt aber konnte auch nichts vor ſich bringen, weil er den gehörigen Verbeſſerungsaufwand nicht machte. Dies iſt der wahre Grund, warum auch die herrſchaftlichen oder Cammergüter bey weitem ihren gehörigen Nuzzen nicht abwerfen, und warum überhaupt alle Pachtgüter gros, und doch von geringem Ertrag ſind.

§. 1045.

Es wäre daher zu wünſchen, daß der Staat ein unverbrüchliches Geſez hätte, nach welchem alle Landgüter verpfachtet werden müſten; die weſentlichſten Puncte deſſelben wären etwa folgende: 1. müſte der Pfachter ſo viel Vermögen haben, daß er gleich Anfangs im Stand wäre, den gehörigen Acker-Aufwand zu machen; 2. würde ihm die immer zunehmende Verbeſſerung der natürlichen Wieſen vorgeſchrieben; 3. der Anbau der beſten Futter-Kräuter ſo weit anempfohlen, bis die Hälfte der Grundſtücke Futter trügen; 4. dürfte er bey Verluſt der Pfachtung weder Futter noch Miſt verkaufen, ſondern alles müſte in das Gut verwendet werden; 5. dürfte kein Zeit-Pfacht unter 15 Jahren geſezt werden; denn je länger der Termin, deſto beſſer für Pfachter und Verpfachter; 6. würde es ſehr gut ſeyn, wenn anſtatt eines beſtimmten Pfachtſchillings an Geld, ein Drittel oder Viertel des jährlichen Ertrags in Naturalien entrichtet würde, und 7. ſo lang ein Pfachter dieſen Contract befolgte, dürfte er durch keinen andern abgetrieben werden.

§. 1046.

Wenn auch die Cammer-Güter auf dieſen Fuß verpfachtet würden, ſo könnten ſie ebenfalls ſehr einträglich, und unter mehrere vertheilt werden, anſtatt daß bey der gewohnlichen Art eine Pfacht-Haushaltung zu führen, der Herr bey weitem zu kurz kommt, und die Pfachter auch mit Ehren nicht weiter kommen können. Dann würden die Domänen ſehr nüzlich für den Staat, denn ſie kürzten mehr an der jährlichen Aufwands-Summe ab, und ſtünden auch der Bevölkerung nicht im Wege, folglich wäre von ihrer Abſchaffung keine Rede mehr.

§. 1047.

Wenn endlich alle urbare Gründe nach den beſten Regeln der Landwirthſchaft vollkommen benuzt würden, und nicht kleiner mehr getheilt werden könnten, ſo müſte man zum Urbarmachen wüſter Gegenden ſchreiten; Moräſte und Seen würden ausgetrocknet, und die Wälder ausgerodet. Dieſes leztere ſcheint verſchiedenen Staatswirthſchaftlichen Schriftſtellern gefährlich zu ſeyn, denn ſie befürchten, es möchte dadurch endlich an Holz mangeln; ich aber bekenne ohne Scheu, daß es mir ſeltſam vorkomme, wie man zwiſchen Menſchen und Bäumen noch wählen könne; ich wünſchte meinen vaterländiſchen Staat zu einem ganz Dorf oder Stadt machen zu können, und ich befürchte gar nicht, daß es uns dann doch an Brandmaterialien mangeln würde.

§. 1048.

So lang die Erdoberfläche Berge hat, ſo lang giebt es auch groſe Strecken die nicht urbar gemacht werden können; oben auf den erhabenen Rücken der Gebürge kan der geſchickte Forſtwirth leicht ſo viel Holz ziehen, als die Menſchen in den Thälern, bey einer ordentlichen Holzſparſamkeit bedürfen; kunſtmäſig angelegte und wohlgepflegte Schläge und Gehaue leiſten hier alles mögliche; auch die Erde hat in ihren Eingeweiden Steinkohlen, Torf u. d. g. womit man ſich helfen kan. Bey einem ſolchen hohen Flor der Gewerbe iſt man auch im Stand theures Holz zu bezahlen.

§. 1049.

Indeſſen muß denn doch jenes Ausroden mit der gröſten Vorſicht und Behutſamkeit geſchehen; ſo lang es noch Pläzze giebt, die zu urbaren Gründen gemacht werden können, ſo lang verſchont man die Waldungen; und wenn man auch endlich zum Ausroden ſchreiten muß, ſo macht man die Güter nur ſo gros, als bey dem höchſten Flor zur Ernährung einer Familie nöthig iſt. Die Güter welche aus herrſchaftlichen Gründen entſtanden ſind, werden am beſten nach obigen Regeln verpfachtet. Der Zuwachs den die Cammer dadurch erhielte, käme dem Land zum Beſten, ohne daß die Bevölkerung darunter litte.

§. 1050.

Wie man ſich zu verhalten habe, wenn man groſe und wüſte Strecken Landes durch Colonien bevölkern will, davon hab ich ſchon oben in der Bevölkerungs-Polizey §. 208 — 211. geredet.

§. 1051.

Wenn man durch eine vernünftige Leitung der Landwirthſchaft endlich ſo glücklich geworden iſt, daß kein Theil der Erdoberfläche mehr unbenuzt liegt, ſondern alles ſeinen Ertrag giebt, ſo hat man eine ſehr glänzende Stuffe erſtiegen, und ſo zu ſagen alle Schwierigkeiten überwunden; denn nun iſt es auch ein Leichtes die übrigen Gewerbſtände vollkommen zu beglücken. Indeſſen kommt man nie zu einem ſo hohen Flor der Landwirthſchaft, wenn man nicht zugleich mit auf die andern Gewerbe würkt, und ſie in den Stand ſezt den Bauern ihre Producte abzunehmen. Ich muß freylich eins nach dem andern vortragen, die Polizey aber muß in der Ausführung alles zugleich zu bewürken ſuchen.

§. 1052.

§. 1052.

Die zweyte Aufgabe: wie durch zweckmäſige Anſtalten die Landwirthſchaft zu erleichtern ſeye, §. 1038. läſt ſich beſſer auflöſen als ausführen; wenn aber dieſes geſchehen ſoll, ſo muß doch jenes vorhergehen. Zu dem Ende muß ich alſo erſt anzeigen, was dies Gewerbe vorzüglich erſchwere? Ich nehme hier keine Rückſicht auf ſolche Urſachen die von auſſen her auf die Landwirthſchaft würken, denn dieſe hab ich ſchon in der Lehre von der Unſicherheit des Eigenthums abgehandelt, ſondern betrachte nur blos diejenigen, welche im Gewerbe ſelbſt liegen, und da finde ich vorzüglich dreyerley Haupthinderniſſe: 1. Die unbequeme Lage der Grundſtücke; 2. die unbequeme Wohnung der Landwirthe ſelbſt; 3. den Mangel an den gehörigen Einſichten; und 4. den Mangel an Leitung des Landmanns.

§. 1053.

Anfänglich waren die mehreſten Dörfer einzelne groſe Bauernhöfe; die Unſicherheit in den mittelern Jahrhunderten bewog die Beſitzer ihre Häuſer zuſammen zu bauen, um ſich doch wenigſtens gegen nächtliche Einbrüche, und einzelne Räubereyen einigermaßen ſchüzzen zu können; die Eltern vertheilten ihre Güter unter die Kinder, dieſe bauten ſich Wohnungen, und ſo entſtanden Dörfer, **Flecken** und **Landſtädte**. Bey den Vertheilungen der Güter gab es leicht Streitigkeiten; um dieſen vorzubeugen, theilte man jedes Grundſtück, das ſchlechte wie das gute, in gleiche Theile, ſtatt daß man ſie hätte verloſen, und nicht eher theilen ſollen, bis es an der Zahl fehlte; dadurch entſtand nach und nach eine ſehr ſchädliche Zerſplitterung, welche eine auſſerordentliche und ſchwer zu hebende Hinderniß in der Landwirthſchaft iſt.

§. 1054.

Man ſtelle ſich zum Beyſpiel ein Gut vor, das an dreyſig kleinen Streifen und Läppchen durch die ganze Dorfmark verſtreut liegt; die Wieſenpläzze können nicht gehörig gewäſſert werden, denn jeder bekommt das Waſſer von ſeinem Nachbarn, und giebt es wieder an ſeinen Nachbarn ab; auch die beſte Wäſſerungs-Polizey, die jedem ſeine Zeit, Quantität und Qualität beſtimmen wollte, würde doch in Erreichung ihres Zwecks ſcheitern, und der Beſizzer bliebe immer von ſeinen Nachbarn abhängig.

§. 1055.

Die Ackerſtücke ſollen fleiſig beſucht, gedüngt und bearbeitet werden, allein ihre Entfernung erfordert Zeit, um dahin zu kommen; dann muß man ſich auch ſehr oft mit der Saat nach den umliegenden Nachbarn richten, ſo daß man nicht ſäen und pflanzen kan was man für das Beſte hält; mit einem Wort, hunderterley unnennbare Hinderniſſe ſtehen allenthalben der Wirthſchaft im Wege. Hingegen, wenn man ſein Gut an etlichen groſen Grundſtücken, oder gar rund beyſammen liegen hat, ſo kan man machen was man will, man iſt ganz Herr und Meiſter, keiner Verbeſſerung ſteht das geringſte im Wege, ſo bald ſie nur der Eigenthümer unternehmen kan und will, und mit Hin- und Hergehen wird auch keine Zeit verloren.

§. 1056.

Der Schaden der Zerſplitterung der Grundſtücke iſt ſchon längſt eingeſehen worden, allein die Schwierigkeit der Zuſammenlegung iſt aus der Maßen gros, doch aber auch nicht unüberwindlich, wenn die Polizey nur einmal ernſtlich will. Folgender Weg muß eingeſchlagen werden, wenn man zum Zweck kommen will: Erſtlich muß man die fernere Zerſtückelung ohne groſe Noth, ſchlechterdings verbieten, die Erben ſollen ſich in die Zahl theilen, nicht in die Grundſtücke, dann ſollen ſie drum loſen, und wo einer ein beſſer Stück bekommt als der andere, da müſſen ſie ſich unter einander mit Geld ausgleichen.

§. 1057.

Zweytens: muß man ſich die Zuſammenlegung zum Hauptzweck machen; doch aber nicht damit eilen, ſondern bey jeder Gelegenheit, wo ein Stück gekauft oder verkauft wird, mit rathen, auch die Landleute von dem groſen Nuzzen dieſer Anſtalten überführen, und ſie dazu zu überreden ſuchen, auch wohl einen und andern Ermunterungspreis dabey wagen, und was dergleichen Maasregeln mehr ſind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſich ganze Dörfer zur Zuſammenlegung haben überreden laſſen, und wohl dabey gefahren ſind. Ich ſage noch einmal, der Landesherr darf nur väterlich nicht richterlich wollen, ſo wird ihm alles gelingen.

§. 1058.

Aber auch das Zuſammenwohnen in Dörfern erſchwert die Landwirthſchaft; wir wollen den Nuzzen und den Schaden deſſelben gegeneinander halten, ſo wird ſich finden, daß die einzelne Bauernhöfe den Dörfern um ein Beträchtliches vorzuziehen ſind. Das geſellſchaftliche Zuſammenwohnen in den Dörfern hat den Nuzzen, daß die Schulen bequemer und leichter einzurichten ſind, weil die Kinder im Winter nicht weit dahin zu gehen haben; begegnet jemand ein Unglück, ſo kan er bald Nachbar-Hülfe rufen, und der Nachbar iſt bey der Hand; braucht man irgend etwas, ſo geht man ein paar Schritte weiter, und lehnt oder kauft es; hat man ſeine Arbeit verrichtet, ſo ſezt man ſich zuſammen auf öffentliche Pläzze, und plaudert ein Stündchen; überhaupt hat die Geſellſchaft für den der daran gewöhnt iſt, viel reizendes, u. ſ. w. Vielleicht ließen ſich ſolcher kleinen Vortheile noch eine Menge aufzählen; aber beträchtliche kenne ich auſſer dieſen nicht.

§. 1059.

Dagegen haben aber die Dörfer weit überwiegende Nachtheile: 1. Wenn Feuer auskommt, ſo iſt es allemal ein groſes Glück, wenn nicht mehr als ein Haus abbrennt, mehrentheils leiden auch die Nachbarn darunter, und nicht ſelten brennen ganze Dörfer ab; dieſer Umſtand fällt hernach den Brand-Aſſecurationen ſchwer, und wo dieſe nicht eingeführt ſind, da iſt ein ſolches Dorf auf mehr als ein Jahrhundert arm, und viele erholen ſich gar nicht wieder: wohnt dagegen jeder Bauer allein, ſo verunglückt nie mehr als einer, und es fällt hernach der Brand-Aſſecuration gar nicht ſchwer, ihm ganz wieder aufzuhelfen.

§. 1060.

2. Die Bauern liegen in den Dörfern mitten in der Bemarkung alle beyſammen, und ihre Grundſtücke ſind wenigſtens zum Theil ganz entlegen; das Pflügen, Egen, Säen, Jäten, Häufeln, mit einem Wort alle Arbeiten nehmen durch das Hin- und Hergehen viele Zeit weg, und öfters bleibt aus Mangel derſelben eine nöthige Arbeit ungethan; das Dungfahren iſt beſonders beſchwerlich; man kan dieſes nicht thun wenns die rechte Zeit iſt, ſondern wenn die Felder blos ſind, und man mit dem Fahren niemand Schaden thut; auch im Ernden iſt man gehindert: man kan dies Geſchäft

nicht unternehmen, bis auch der Nachbar erndet, die Frucht mag reif ſeyn, oder nicht, damit man mit dem Hin- und Hergehen niemand etwas verderbe.

§. 1061.

Wohnt aber ein Bauer allein, und er hat ſein Gut rings um ſeine Wohnung beyſammen liegen; ſo iſt auch das entlegenſte Stück nah, er kan's mit geringerer Mühe bauen, alle Arbeiten zu rechter Zeit verrichten, und thun und laſſen was er will; dazu kommt noch, daß er jede Art der Verbeſſerung, Futterbau, und Stallfütterung einführen kan, ohne daß ihm jemand Einſpruch thut; in den Dörfern aber iſt er an die Geſezze der Geſellſchaft, und der Gemeinweide gebunden, er muß entweder warten, bis auch alle Köpfe ſeiner Nachbarn unter einen Hut gebracht ſind, und das hält ſchwer, oder er hat doch von ſeinen Verbeſſerungsanſtalten nur einen geringen Nuzzen.

§. 1062.

3. In den Dörfern hat jedes Haus ſeine **Wanderung** rings um ſich her, ſie iſt gewöhnlich klein, und beſteht gemeiniglich aus einem Obſthof und Gärtchen. Wegen der Koſtbarkeit dieſer Grundſtücke, und wegen ihrer Nothwendigkeit muß der Beſizzer immer eiferſüchtig und wachſam auf ihre Gränze ſeyn, damit er nicht verkürzt werde: bald werden Hecken gepflanzt und Zäune geſezt, da kommt nun immer einer dem andern zu nah, und das gefährliche zu Grund richtende Uebel, die Prozeſſe, ſind mannigfaltig und unendlich, geſchweige, daß auch dadurch die Liebe und der Nachbarfrieden auſſerordentlich gekränkt wird. Auf den Bauerhöfen fällt das Alles von ſelbſt weg. Hier können nur Prozeſſe um die äuſſerſten Gränzen entſtehen, wenn die

aber einmal berichtigt ſind, ſo hat der ganze Streit auf immer ein Ende.

§. 1063.

4. Der tägliche geſellſchaftliche Umgang hat freylich ſein Angenehmes, allein eben darum weil er zu gewöhnlich iſt, ſo verurſacht er auch die häufigſte Colliſionen; des Weiber- und Kindergezänks iſt kein Ende; Schlägereyen und Injurien-Prozeſſe beſchäftigen die Gerichte unaufhörlich; hingegen wenn jede Familie allein wohnt, ſo ſind das Alles ſeltne Fälle; die Zuſammenkünfte ſind nun nicht mehr ſo häufig, die Menſchen ſehen ſich ſeltener, haben alſo auch mehr Liebe gegen einander, und wenn ſie Sonn- und Feyertags zuſammen kommen, ſo ſind auch dieſe Zirkel vergnügender, herzlicher und angenehmer.

§. 1064.

5. In den Dörfern geht es verhältnißmäßig wie in den Städten: die reichere Familien führen auf ihre Weiſe auch eine Art von Luxus ein: wenn die Frau oder Tochter des Schulzen, eine Schnur Granaten, oder Corallen, oder Bernſtein-Kugeln um den Hals trägt, ſo erregt das eben ſo wohl Eiferſucht als der Juwelen-Schmuck der Frau Bürgermeiſterin; auf dem Bauernhof fällt das wenigſtens in ſo fern weg, daß man des Werkeltags ohne Bedenken im leinenen Kittel, im bloßen Hemd, und halb nackend geht, ohne daß ein Hahn darnach kräht, wenn man nur Sonntags in der Kirchen anſtändig erſcheint.

§. 1065.

6. In den Dörfern leidet die Kinderzucht unausſprechlich, dies iſt allemal der Fall wo viele Kinder auf

den Straſen zuſammenlaufen; es giebt immer räudige Schaafe unter der Heerde, die die übrigen anſtecken; Knaben und Mädchen ſpielen zuſammen und lernen allerhand Unarten und ſtumme Greuel kennen, von welchen Kinder auf den Höfen gar keine Begriffe bekommen, und dieſes wiegt doch wohl die kleine Mühe auf, einen mäſigen Weg zur Schule zu machen. Und damit ich alles in Eins zuſammenfaſſe: auf den einzelnen Bauernhöfen herrſcht mehr patriarchaliſche Einfalt, mehr Redlichkeit und Selbſtſtändigkeit, als auf den Dörfern.

§. 1066.

Wenn in einem mittelmäſig bevölkerten Lande die Dörfer in Höfe verlegt würden, ſo entſtünde deswegen keine ſo groſe Entfernung: ein Dorf von 60 bis 70 Häuſern hat ſelten eine gröſere Bemarkung, als etwa eine Stunde Gehens im Durchſchnitt; würde nun eine ſolche Bemarkung in 60 Höfe getheilt, und auf jeden ſein Haus geſezt, ſo kämen die nächſten Nachbarn gar nicht weit von einander, und doch ſo weit, daß ſie ſich unter einander nicht hinderten; würde nun die Kirche und Schule in die Mitte gebaut, ſo hätten die entfernteſten etwa eine halbe Stunde zu gehen, und das wäre keine groſe Beſchwerlichkeit.

§. 1067.

Man kan mich fragen: wozu nüzzen alle dieſe Vorſchläge? Sie werden doch nicht dahin abzielen, daß man die Häuſer abbrechen, und zerſtreut wieder aufbauen ſoll? — Ich antworte: ſie nüzzen viel. Wenn ſie ſich die Polizey zum Augenmerk macht, ſo verhütet ſie erſtlich: daß bey neuen Anlagen, und wo würklich ſchon Höfe ſind, keine Dörfer entſtehen; und zweytens: wenn ſie allmälig mit der Zuſammenlegung der Grundſtücke zu Stand kommt, ſo folgt auch die Verſezzung der Häuſer nach und nach von ſelbſt: diejenige, denen ihre Güter in der Entfernung an den Gränzen der Bemarkung zuſammen fallen, brechen zu gelegener Zeit ihre Häuſer ab, und ſezzen ſie bey ihre Grundſtücke, und dieſes begünſtigt man dann auf alle nur mögliche Weiſe.

§. 1068.

Der Mangel an den gehörigen Einſichten hindert auch den Landmann ſehr an der Verbeſſerung ſeines Gewerbes; er iſt gegen alle neue Vorſchläge nicht ohne Grund mistrauiſch, aber er geht auch zuverläſſig darinnen zu weit; ich hab hin und wieder die Mittel angezeigt, wie man ihn über ſeinen Beruf aufklären müſſe, und füge alſo hier noch hinzu, wie er am leichteſten und füglichſten geleitet werden könne.

§. 1069.

Jeder Menſch hat ſein Freyheits-Gefühl, und er iſt unglücklich, wenn er glaubt in ſeinen freyen Handlungen eingeſchränkt zu werden; und wenn man ihn doch an ſich ſelbſt überläſt, ſo handelt er oft und vielfältig gegen die Regeln zur Glückſeeligkeit; man darf ihn alſo nicht handeln laſſen wie er will, und doch muß man ihn auch ſo ſehr mit poſitiven Geſezzen verſchonen, als möglich iſt. Nur da wo er Unrecht thut, verfährt der Herr nach der Strenge, wo aber von Beglückung die Rede iſt, da muß man behutſam ſeyn. Eine landwirthſchaftliche Leitung auf democratiſchen Fuß eingerichtet würde Wunder thun.

§. 1070.

Man wähle alſo in jedem Dorf oder Bauerſchaft nicht den reichſten oder verſchlagenſten, ſondern den beſten, klügſten und rechtſchaffenſten Landwirth zum Vorſteher, man nenne ihn nun Schulz, Gerichtsſchöſſe, Heimburger, Gräve, oder wie man will. Ein ſolcher Mann iſt zu allem brauchbar: 1. iſt er der Einnehmer der herrſchaftlichen Einkünfte ſeiner Gemeinde; 2. hält er mit ein paar Beyſizzern zu beſtimmten Zeiten Schulzen-Gericht, wo er Streitigkeiten der erſten Inſtanz ausmacht, und aburtheilt; 3. verwaltet er die Dorf-Polizey in allen Zweigen; und 4. auch die Landwirthſchaftliche Leitung.

§. 1071.

An den Amtstagen ſollen alle dieſe Dorfs-Vorſteher mit dem Richter oder Beamten ein Juſtiz- und Polizey-Collegium ausmachen, und alſo urtheilen, richten und ſchlichten helfen; ſie empfangen dann aus der Sportulcaſſe ihre mäſige Diäten; dadurch wird der Beamte gehindert, daß er nicht thun kan was er will; von dem Einheben der Einkünfte haben ſie auch etwas gewiſſes vom Hundert, und ſo iſt ein ſolches Amt zugleich ein kleiner Erſaz der Verſäumniß.

§. 1072.

Des Sonntags Nachmittags verſammeln ſich alle Gemeindeglieder bey ihrem Vorſteher, oder ſonſt an einem beſtimmten Ort; der Schulmeiſter ſoll auch dabey ſeyn, und den Gemeinde- oder Gerichtsſchreiber vorſtellen; hier wird nun das Beſte der Landwirthſchaft vorgenommen; Reſcripte, die von dem Ober-Polizey-Collegium eingelaufen ſind, werden vorgeleſen, und darüber berathſchlagt; wünſcht man Verbeſſerungen, oder hat man Vorſchläge zu thun, oder würklich ſchon Verſuche gemacht, ſo wird darüber geredet, und man entwirft Plane; hier verfaſt man die Bevölkerungs- und

Oeconomie-Tabellen, ſchäzt die Unterthanen, und ſchlägt die Auflagen auf ſie aus, u. ſ. w. Der Schulmeiſter hält über das Alles ſein Protocoll, und wenn gerad nichts zu verhandeln wäre, ſo lieſt er aus nüzlichen, landwirthſchaftlichen und andern Büchern etwas vor.

§. 1073.

Monatlich muß dann der Beamte auch einmal Landwirthſchafts-Commiſſion halten, in welcher alle Dorfs-Vorſteher beyſizzen; acht oder vierzehn Tage vor der Seſſion ſchickt jedes Dorf ſein Protocoll an den Beamten, der ſie durchlieſt, das Weſentliche auszieht, und ſie in Anträge verwandelt; darüber wird hernach in der Sizzung geſtimmt und beſchloſſen. Hier entſtehen ſchon reifere und gereinigtere Vorſchläge und Entſchlüſſe, die man alsdann alle ans Ober-Polizey-Collegium abſchickt; dort überſieht man nun die Bedürfniſſe des ganzen Landes, man weiß in wie fern das Invibuelle der Gemeinden zum Ganzen paſt; hier werden die aus der Peripherie erhaltene Materialien vollends gereinigt, in geſezliche Form gebracht, und dann wiedrum an die Gemeinden zurück geſchickt.

§. 1074.

Die Vortheile dieſer Einrichtung ſind nicht alle zu überſehen: 1. nehmen alle Unterthanen gewiſſermaßen Theil an der Geſezgebung zur Beglückung, denn jeder giebt ſeine Stimme; wie wohlthätig aber dieſer Genuß der natürlichen Freyheit ſey, das kan nur der Menſchenkenner beurtheilen. 2. Der Gelehrte, der nicht ſelbſt ein Gewerbe treibt, kan unmöglich die genaue Känntniß von allem haben, was ausführbar, und nicht ausführbar iſt, daher ſind ſeine beſten Vorſchläge oft leere

Projecte; da er aber jezt lauter Practiker zu Beyſizzern hat, ſo kan er ſeine Känntniſſe berichtigen, jene bringen Erfahrung und Routine mit, und er kennt die philoſophiſche Quellen, er verbindet beydes mit einander, und ſo entſteht poſitive Wahrheit. Eben ſo erhält auch das Ober-Polizey-Collegium brauchbare Materialien, reelle Grundlagen zur Geſezgebung, und kan alſo fruchtbar würken; und 3. erhält die Regierung auf dieſem Wege, die zum wahren Regierungs- und Finanz-Syſtem ſo nöthigen Data der Bevölkerung, des Gewerbgangs, und der vollſtändigen Landeskunde. Ich ſage noch einmal: alle Vortheile dieſer Einrichtung laſſen ſich hier nicht beſtimmen.

§. 1075.

Ein jeder ſieht leicht ein, wie gros die Aufklärung des gemeinen Mannes über ſein Gewerbe werden, und wie er an Känntniſſen zunehmen müſſe, da er in einem beſtändigen Zirkel von Berathſchlagungen lebt, alle Vorſchläge erfährt, und beurtheilen hilft; was aber auch dadurch gewonnen wird, iſt unausſprechlich: das ganze Land wird dadurch zu einer allgemeinen practiſchen **Landwirthſchafts-Geſellſchaft**, die warlich weſentlichern Einfluß ins allgemeine Beſte hat, als die gewöhnlichen. Werden nun die übrigen Gewerbe auf eben den Fuß behandelt, ſo entſteht eine ganz unverbeſſerliche **Gewerb-Leitung**. S. unten in der **Fabrik- und Handlungs-Polizey**.

§. 1076.

Die gewöhnliche, gelehrte Geſellſchaften haben den Fehler, daß ſie zu ſpekulativ, nicht practiſch gnug ſind, und daher auch ſo wenig Einfluß auf das gemeine Beſte haben; man ſoll ihnen alſo blos den Zweck anweiſen, der ihnen am angemeſſenſten iſt, nämlich rohe Wahrheiten zu erfinden, phyſiſche, chymiſche und mathematiſche Verſuche zu machen, und das Reich der Natur zu erforſchen, mit einem Wort, ſie müſſen Bergleute im Reich der Wahrheit ſeyn; was ſie nun heraus gefördert haben, das reiniget, röſtet und ſchmelzt dann das Ober-Polizey-Collegium; und die Provinzial-Commiſſionen mit den Unterthanen wenden es endlich zu allem an, wozu es nur brauchbar iſt. Doch ich laſſe mich zu weit in die Staats-Haushaltungs-Kunde ein, und kehre alſo wieder zu meinem Zweck zurück.

§. 1077.

Die Landwirthſchaft iſt ein Gewerbe, das ſehr viele Känntniſſe, Erfahrung und Nachdenken vorausſezt: wie mag es nun wohl kommen, daß jeder der ein Handwerk lernen will, vorher Lehr-Jahre ſtehen muß, dann Geſell, und endlich nach gehöriger Prüfung und Meiſterſtück erſt Meiſter werden kan, und bey der Landwirthſchaft denkt kein Menſch daran, den Jüngling, das Mädchen zu prüfen, ob ſie beyde zu dieſem wichtigen Gewerbe die gehörigen Känntniſſe und Geſchicklichkeit haben? Auch dieſe ſollten ihren Beruf zunftmäſig erlernen, und wenn ſie heurathen, und die Haushaltung anfangen wollten, ſo müſten ſie in der Gemeinde-Verſammlung examinirt, und dann zur Würde der Meiſterſchaft erhoben werden; und von nun an würde der junge Mann erſt Bauer und ſtimmendes Mitglied in dem ehrwürdigen Senat der Landwirthſchaft.

§. 1078.

Ich komme nun endlich zur dritten Aufgabe §. 1038. Ich muß nun auch unterſuchen, wie die Polizey verfahren müſte, wenn ſie die Bauern dahin bringen will, daß ſie genau diejenigen Producte erzielen, die zum Locale paſſen, die alſo dem Boden und Clima, der oeconomiſchen Landverfaſſung, und zugleich auch ihrem eigenen Wohlſtand am angemeſſenſten ſind? Dieſes iſt das groſe Glied in der öconomiſchen Kette, welches die Fabriken und Handlung an die Landwirthſchaft anknüpft, und ſo aus allen Gewerb-Ständen ein herrliches Ganzes bildet, wo ſich alles unter einander zur allgemeinen Glückſeeligkeit vereinigt, und eins das andre unterſtüzt.

§. 1079.

Hier kommt alles wiedrum auf zwo Fragen an: 1. was wird würklich im Land produzirt und fabrizirt? Und 2. was kan noch produzirt und fabrizirt werden? Das was würklich ſchon Nahrungs-Zweig des Landes iſt, kan leichter verbeſſert und vervollkommnet werden, als wenn man neue und ganz fremde Productionen und Fabriken einführen will. An dieſer Klippe ſcheitert auch mancher gutmüthiger Projectmacher: ohne auf die würkliche Beſchaffenheit und Production des Landes Rückſicht zu nehmen, will er fremde Sachen einführen, wozu weder die Hände, noch der Kopf, noch die Werkzeuge des Landmanns geſchickt ſind, und die noch zur Zeit nirgends Abnehmer haben; ſieht er nun daß es mit ſeinem Project nicht fort will, ſo erſchöpft er die Caſſe mit Ermunterungspreiſen, da dieſe aber keine Abnahme erzaubern können, ſo bleiben wir auf dem alten Fleck ſizzen, und der Projectmacher hat unſerer königlichen Kunſt abermal einen Schandfleck angehängt.

§. 1080.

Daher muß ſich die Polizey genau und gewiſſenhaft erkundigen, womit ſich jedes Dorf, jede Stadt, jedes

Amt, jede Provinz, und endlich das ganze Land vorzüglich ernährt? — Jeder Bauer braucht jährlich eine gewiſſe Summe Geld, wofür er ſich das anſchaft was er ſelbſt nicht produziren und verfertigen kan, und womit er die herrſchaftlichen Abgaben beſtreitet. Die Frage geht alſo eigentlich dahin: wodurch erwirbt ſich der Landmann dieſe Summe? — Die Antwort ſchlieſt uns dann die wahre Quelle des allgemeinen Landhandels auf.

§. 1081.

Nun ſind aber die Waaren dieſes Handels entweder ſolche Producte, die keine rohe Materialien zu Fabriken ſind, als Getreide, Wein, Vieharten, Obſt, u. d. g. oder ſie ſind würklich rohe Materialien, die entweder ganz oder zum Theil roh und unverarbeitet auſſer Land gehen, oder auch entweder ganz oder zum Theil im Lande ſelbſt verarbeitet werden. Alle dieſe Verhältniſſe ſind lauter richtige Wegweiſer für die Gewerbleitung, ſie werden in Oeconomie-Tabellen gebracht, und dann nach dieſen richtige Plane entworfen.

§. 1082.

Producte, die keine Gegenſtände der Fabriken ſind, haben freylich nur den halben Einfluß auf die Staats-Glückſeeligkeit, weil ſie nur dem Bauernſtand aufhelfen, auf Fabriken und deren Handlung aber weiter keinen Einfluß haben, mithin keine Handwerksleute ernähren; indeſſen iſt doch eine halbe Glückſeeligkeit immer beſſer als gar keine, man beförderre alſo dieſe Productions-Zweige und ihre Handlung auf alle mögliche Weiſe, und verfahre dann weiter nach folgenden Grundſäzzen:

§. 1083.

§. 1083.

Sind würklich fabrizirende Handwerksleute, oder handelnde Fabrikanten im Land, deren rohe Materialien von den Bauern produzirt werden, ſo ſucht man dieſe Fabriken auf alle mögliche Weiſe auszubreiten, und zu unterſtüzzen; (S. unten die Fabrik-Polizey) dadurch wird den Landleuten ihre Abnahme vergröſert, vergewiſſert, und immer einträglicher gemacht; dadurch werden ſie allmälig bewogen, jene geringere Production nach und nach eingehen zu laſſen, und dieſe einträglichere vorzuziehen. **Mit einem Wort: man laſſe dem Bauer vollkommene Freyheit, immer das zu erzielen was ihm am mehreſten Geld gilt, und leite die übrigen Gewerbe ſo, daß diejenigen Producte am meiſten gelten, die das allgemeine Wohl am ſtärkſten beförderen.**

§. 1084.

Erzielt aber die Landwirthſchaft Materialien die unverarbeitet auſſer Land gehen, ſo muß die Polizey alle Mühe anwenden, den Handels- und Handwerksſtand dahin zu bewegen, daß ſie ihr Augenmerk auf Verarbeitung jener Producte richten, und Fabriken darauf gründen; die Maaßregeln dazu gehören ebenfalls in die Fabrik-Polizey. Wenn man aber dieſen anfangenden Fabriken durch Monopolien aufhelfen, und dem Bauer den Abſaz auſſer Land erſchweren will, ſo handelt man gegen den öconomiſchen Grundſaz, welcher lehrt: **daß man um dem Schwächeren aufzuhelfen, das Stärkere nicht ſchwächen ſoll.** Nein! der Landmann muß freyen Handel und Abſaz behalten, aber die Fabrikanten muß man ſo unterſtüzzen, daß ſie eben ſo viel als die Ausländer bezahlen können.

§. 1085.

Sind Fabriken im Land, welche ausländiſche rohe Producte verarbeiten, die aber doch im Lande ſelbſt in eben der Güte erzielt werden können, ſo fällt es der Polizey nicht ſchwer, den Landmann zur Production ſolcher rohen Materialien zu bringen: man ſezt alsdann wichtige Ermunterungspreiſe für denjenigen aus, der die mehreſten und beſten nach Verhältniß der Gröſe ſeines Guts erzogen hat. Jezt ſind die Prämien an ihrem Ort, denn es fehlt am Abſaz nicht. Man muß aber vorzüglich ſein Augenmerk auf die Güte richten, denn im Anfang, wenn es noch an Känntniſſen und Handgriffen fehlt, werden Producte und Fabricate noch immer unvollkommen ſeyn.

§. 1086.

Man hat bey dieſen Anſtalten nicht zu befürchten, daß durch einen ſolchen allgemeinen Trieb einen gewiſſen Gegenſtand zu produziren, andre ebenfalls nöthige Producte zu ſehr vernachläſigt werden: das Vernachläſigte fängt an zu mangeln, wird alſo theuerer, was aber theuer wird, das lockt durch ſeinen hohen Preis den Bauer wieder zu Erzielung an, und ſo wird der Mangel wieder erſezt. Wenn man auch durch die Ermunterungspreiſe eine Art der Production einmal in Gang gebracht hat, ſo ſind ſie nicht mehr nöthig. Der Grundſaz bleibt ewig feſt: **Freye Gewerbe halten ſich ſelbſt im Gleichgewicht.**

§. 1087.

Wie ſoll man aber verfahren, wenn weder Fabriken noch vorzügliche Production in einem Lande blühen, und es alſo noch auf der unterſten Stuffe des Flors ſteht? — Hier iſt verſchiedenes zu bemerken: 1. muß man dafür ſorgen, daß man einmal das Nöthigſte was man ſelber braucht, im Lande zu erwerben ſuche; z. B. leinene und wollene Tücher und Zeuge, denn für dieſe Kleidungs-Materialien geht viel Geld auſſer Land, ſie bringen dem Landmann Nahrung durch die Erzielung der Wolle, des Hanfs und des Flachſes, und ernähren auch viele Arbeitsleute durch Spinnen, Weben und mancherley andere Verrichtungen.

§. 1088.

Dann iſt ferner die Oelfabrik ſehr wohlthätig, die Production der Oelſaamen bringt dem Bauer vieles ein, und die Oelmühlen ordentlich eingerichtet und behandelt, verſchaffen ihm Abſaz, bringen Geld ins Land, und machen ihre Beſizzer reich; gute Ledergärbereyen ſind nüzlich; Bierbrauereyen, Stärkfabriken, wohleingerichtete Branntweinbrennereyen ſind ebenfalls hier am rechten Ort u. ſ. w.

§. 1089.

2. Richtet man auch ſeine Abſichten auf die benachbarten Länder, und beobachtet wohl was ihnen fehlt, beſonders was ſie ihren Umſtänden nach nicht ſo leicht produziren können, doch aber bey uns erzielt werden kan; dieſes ſucht man wiedrum durch Prämien zu unterſtüzzen, und wenns Dinge ſind, die Bereitung bedürfen, ſo muß man ſich auch dieſen Nahrungszweig nicht entgehen laſſen, ſondern die Handwerker und Fabrikanten ſo leiten, daß ſie ſich mit dieſer Zubereitung beſchäftigen; und endlich begünſtigt man den Handel durch Ermunterung zur Ausfuhr.

§. 1090.

Endlich 3. iſt der landwirthſchaftliche Handel überhaupt eins der mächtigſten Beförderungsmittel ſo wohl der vermehrten als der vermannigfaltigten Production; hier beruht alles auf einer guten und vortreflichen Markt-Einrichtung. Es iſt nöthig, daß ich mich über dieſe Materie etwas weiter ausbreite; denn die Märkte, wenn ſie nicht auf die beſte Weiſe, nach einer geſunden Politik eingerichtet ſind, bringen mehr Schaden als Nuzzen.

§. 1091.

Wenn der Bauer ſeine Producte leicht, in groſer Menge, und in belohnenden Preiſen abſezzen kan, ſo braucht man für ſeine Induſtrie nicht zu ſorgen, die kommt dann von ſelbſt; nun giebt es aber in allen Ländern überall Menſchen gnug die ſeine Producte bedürfen, ſie auch gerne kaufen, und in billigen Preiſen bezahlen, wenn ſie nur die Perſonen und Oerter wüſten, wo ſie ſie bekommen könnten; dazu ſind ihnen eben die Märkte beförderlich; ihre Zeit, und ihr Ort iſt bekannt, man braucht dann nur hin zu gehen, ſo findet man was man ſucht.

§. 1092.

Zu dieſer Gewißheit das Nöthige bekommen zu können, kommt noch die Richtigkeit und Billigkeit der Marktpreiſe: wenn der Käufer oder Makler über Land geht, und bey den Bauern ſelbſt ſeine Waaren aufſucht, ſo werden entweder dieſe berückt, weil ſie die wahren Preiſe nicht wiſſen, oder ſie berücken den Käufer; auf dem Markt aber fällt das alles weg, da richten ſich die Preiſe nach der Concurrenz der Käufer und Verkäufer, das iſt: ganz genau nach der Natur der Sache; ſind mehr Käufer da als Waaren; ſo ſteigen die Preiſe, dieſe locken das nächſtemal mehrere Verkäufer hin, und ſchrecken die Käufer ab, folglich ſezt ſich alles bald wieder ins richtige Gleichgewicht, und eben ſo im Gegentheil.

§. 1093.

Bey der Anlage der Märkte kommt alles auf folgende Hauptſtücke an: 1. Wo ſoll der Markt angelegt werden; 2. zu welcher Zeit; 3. wie oft ſoll er gehalten werden, und 4. welchen Waaren ſoll man ihn vorzüglich widmen?

§. 1094.

Bey Beantwortung der Frage, **Wo?** kommen zween Fälle in Colliſion: 1. iſt er am Ort der Production nüzlicher? oder 2. am Ort der Conſumtion? Hier beſtimmen zwar die Umſtände die Sache, allein doch zeigt der allgemeine Gang der Dinge, daß der Verkäufer gewöhnlich derjenige iſt, der ſich nach dem Käufer richten muß; folglich wird man die Conſumtionsörter bequemer zu blühenden Märkten machen können, als die Gegenden wo die Waaren entſtehen; öfters ſind aber Oerter welche mitten zwiſchen beyden liegen, und wohin der Transport zu Waſſer oder zu Land leicht iſt, am allergeſchickteſten zu Marktpläzzen.

§. 1095.

In alten Zeiten, vor der Reformation, hatte jede Kirche ihren Patron; am Tage dieſes Heiligen wurde ein feyerlicher Umgang mit Gottesdienſt, eine Gedächtniß-Feyer der **Kirchweyhe**, mit einer **Meſſe**, **Kirchmeſſe** gehalten; der Zulauf der Menſchen an ſolchen Tagen veranlaſte **Trödler**, **Krämer**, **Handwerksleute**,

Bäcker u. d. g. ſich dieſen Umſtand zu Nuz zu machen, und alsdann etwas feil zu haben. Dieſe Sache ward auf beyden Seiten zuträglich, und die Regenten wurden bewogen, ſolche Tage zugleich zu Markttagen zu verordnen. Daher die ſogenannte **Kirrwe** (Kirchweyhe) **Kirmße** (Kirchmeſſe).

§. 1096.

Waren nun ſolche Oerter, Städte, Flecken oder Dörfer zum Handel bequem, ſo blühten ſolche Märkte und wurden auſſerordentlich nüzlich für den Ort ſelbſt und für die umliegende Gegend; da aber bey dieſer Anſtalt auf Production und Conſumtion keine Rückſicht genommen wurde, ſo entarteten die mehreſten in Tanz- Freß- Sauf- Spiel- und Zanktage, die mehr ſchadeten als nüzten. Man durchreiſe die mehreſten Provinzen Teutſchlands, ſo wird man finden was durchgehends die Kirchweyhen oder Kirmßen ſind.

§. 1097.

Unſre heutige Menſchenfreunde haben vorzüglich viele Liebe und Nachſicht mit den menſchlichen Schwachheiten; natürlicher Weiſe weil ſie ſelbſt an der Seuche krank ſind: ſie halten ſolche Kirmstage für eine erlaubte Ergözlichkeit und Erholung für das Volk; wären ſie aber mit den Folgen bekannt die daraus entſtehen, ſo würden ſie vor dieſer Behauptung zurückſchaudern, oder ihr moraliſches Gefühl müſte ganz erſtorben ſeyn. Die Rohheit des gemeinen Volks, und der gänzliche Mangel an feinen Empfindungen verleitet es bis zum thieriſchen Genuß, wo es dann keine Schranken mehr kennt. Auch dieſe Luſtbarkeiten müſſen durch den Zügel der Polizey geleitet werden; freylich muß das Volk Erholung und Freude haben, aber ſolche die es aufheitert und geſitteter macht.

§. 1098.

§. 1098.

Es iſt fürs zweyte gar nicht gleichgültig zu welcher Jahrszeit der Markt gehalten wird; auch hier tretten wieder zween Fälle ein: 1. Wann ſind die Producte zum Verkauf bereit? und 2. wann braucht ſie der Conſument? — Man könnte noch auf eine zweyfache Art fragen: wann braucht der Bauer Geld, und wann hat es der Verzehrer? allein da dieſe Begriffe ſchwankend ſind, indem die Abgaben durchs ganze Jahr vertheilt werden ſollen, und da ein Erwerber immer Geld braucht, und immer vorräthig haben ſoll, ſo nehme ich darauf keine Rückſicht, ſondern nur auf die erſten zween Puncte.

§. 1099.

Naturalien die zur Nahrung dienen, und ſich entweder nicht lang aufbewahren laſſen, oder die man alle Tage nöthig braucht, erfordern *Wochen-Märkte*; und dieſe muß eine jede Stadt, und ein jeder Ort haben, der entweder überhaupt nicht, oder zu wenig, oder doch ein gewiſſes nöthiges oder brauchbares Product nicht produzirt. Dieſe Wochen-Märkte verſchaffen dem Landmann die groſe Bequemlichkeit, ſeinen Garten-Ueberfluß zu Geld zu machen, und ſich das Nöthige aus der Stadt mit zu nehmen; und der Bürger wird dadurch in den Stand geſezt, jede Woche für ſein Biſchen Geld das zu kaufen was er braucht, und eben ſo auch ſeine Waaren an die Landleute abzuſezzen. Der Geld-Kreislauf der dadurch entſteht, iſt unendlich und unerkannt vortheilhaft: er verhält ſich wie der Umlauf des Geblüts in den allerkleinſten Gefäßgen, welcher unmittelbar alle Faſern nährt, und das Unnüzze wieder mit zurücknimmt. Der *Mittewoche* und der Samſtag ſind die bequemſten Tage. In gröſteren Städten ſoll alle Tage Victualien-Markt ſeyn.

§. 1100.

Da das Getreide das allernöthigſte Nahrungsmittel ausmacht, indem es vom König bis zum Bettler durchaus unentbehrlich geworden, ſo iſt der Mangel an demſelben eins der drückendſten Uebel, welches dem Menſchen wiederfahren kan; hingegen deſſen Erzielung für den Landwirth äuſſerſt vortheilhaft, in ſo fern nur der Handel mit demſelben gut geleitet wird. Ich hab' oben an ſeinem Ort einen Vorſchlag zu einem Getreide-Magazin gegeben, welches die Unterthanen gegen die Theurung, den Landmann gegen die Bedrückungen der Kornhändler, und überhaupt den Getreide-Handel gegen zu hohe und zu niedrige Preiſe ſichert.

§. 1101.

Indeſſen wenn nebſt dieſen Magazinen keine ordentliche Frucht-Märkte angelegt werden, ſo bleibt denn doch bey allem dem die ganze Sache noch unvollkommen. Der Getreidehändler ſchickt ſeine Makler über Land, die aber eben ſo ausgelernte Buben ſind, wie die Engliſche Actien-Makler: ſie erdichten allerhand Vorfälle, und berücken den Landmann auf allerhand Weiſe, blos in der Abſicht, um ihm ſeine Frucht für geringe Preiſe abzuzwacken; mit einem Wort, es entſteht kein allgemein bekannter gerechter Marktpreis; da aber auf dieſen meine ganze Magazin-Operation gegründet iſt, ſo iſt deſſen Einrichtung ohne Frucht-Märkte nicht einmal möglich.

§. 1102.

Jeder Bauer muß ſeine Frucht durch das ganze Jahr abſezen können, um immer zu dem benöthigten Geld zu kommen; dann muß ihm auch dieſer Abſaz ſo nahe ſeyn, daß er nicht nöthig habe viele Zeit und Koſten auf den Transport zu wenden. Da ich nun behauptet habe, daß jedes Amt ein hinlängliches Magazin haben müſſe, dieſes aber natürlicher Weiſe in einer Stadt oder Flecken angelegt werden muß, da nämlich, wo der Beamte wohnt; ſo folgt von ſelbſt, daß auch an dem nämlichen Ort wöchentlich ein Frucht-Markt ſeyn müſſe, damit ſich jeder Bäcker, Brauer oder Branntweinbrenner ſeine nöthige Proviſion anſchaffen, und eben ſo auch der Bauer jede Woche zu Geld kommen könne.

§. 1103.

Wenn die Frucht-Märkte blos in den Herbſt nach der Ernde verlegt werden, ſo entſtehen dadurch mancherley Uebel: 1. müſſen die Käufer das ganze Jahr durch Geld zuſammen ſparen, um im Herbſt ihre Proviſion auf ein ganzes Jahr machen zu können; dadurch wird aber der Geld-Kreislauf erſtaunlich aufgehalten; der Nichtvermögende iſt zu dieſem Geldſammlen nicht einmal fähig, und im Herbſt iſt alſo der Abſaz um ſo viel kleiner; 2. wird in dieſer Jahrszeit die Concurrenz der Früchte zu gros, indeſſen muß der Bauer doch verkaufen, weil er ſeine Auslagen bis dahin verſpart hat; da ihm aber nun endlich 3. nur die Vermögenden abkaufen können, ſo geben ihm dieſe was er haben ſoll, ſie werden alſo ſchädliche Vorkäufer, die den Bauer und die unvermögendere Käufer drücken und ausſaugen.

§. 1104.

Das alles wird vermieden, ſo bald die Getreide-Märkte auf einen beſtimmten Tag in der Woche feſtgeſezt werden, und zwar ſo, daß nicht alle Aemter auf einen Tag, ſondern die benachbarten ſucceſſive vom Montag bis den Samſtag nach einander Markt halten, damit jeder Käufer und Verkäufer jedes Markt beſuchen, und alſo nach ſeiner Bequemlichkeit handeln könne; auch die Preiſe werden dadurch regelmäſiger.

§. 1105.

Wenn die Getreide-Märkte neu angelegt worden, ſo ſind die Bauern ſchwer dahin zu bringen, daß ſie ſich dieſes Mittels zum Verkauf bedienen; daher verbindet man zuweilen den ſogenannten **Markt-Zwang** mit dieſer Anſtalt, vermöge welches niemand an einem andern Ort, und zu einer andern Zeit Getreide kaufen und verkaufen darf als auf dem Markt. Allein dieſer Zwang iſt dem freyen Handel ganz zuwider, und hat unzählbare Mängel; meine Magazin-Einrichtung verſichert dem Bauern ſeinen Abſaz, lockt ihn alſo an, und macht mithin den Markt-Zwang ganz unnöthig.

§. 1106.

An jedem Markttag muß das Marktgericht ſizzen, um alle Vorfälle auf der Stelle ſchlichten zu können. Dann ſind geſchworne Fruchtmeſſer nöthig, welche die gehandelte Frucht mit ihren geaichten Maaßen meſſen, damit kein Betrug vorgehe; und endlich ſind aus der Bäcker- und Brauer-Zunft Schaurichter erforderlich, welche bey jedem Handel nachſehen müſſen, ob die Frucht auch ordentliche Kaufmanns-Waare ſey.

§. 1107.

§. 1107.

Auch die **Viehmärkte** haben ihren vielfältigen Nuzzen: der Landmann findet dadurch Gelegenheit den Ueberſchuß ſeines Viehſtands abzuſezzen, oder auch das ihm mangelnde Vieh ſich wieder anzuſchaffen; und der Bürger wird ebenfalls dadurch in den Stand geſezt, ſich mit Fleiſch zu verſehen. Die Viehmärkte ſind nach den Arten des Vieh's verſchieden: man hat 1. **Pferde- oder Roßmärkte**; 2. **Rind- oder eigentliche Viehmärkte**; 3. **Schafmärkte**, dieſe ſind ſchon ſeltener; und endlich 4. **Schweinsmärkte**.

§. 1108.

Die **Roßmärkte** finden wegen dem einzelnen Gebrauch dieſer edlen Thiere nur ſelten ſtatt; würde aber bey dieſer Viehart auch die Stallfütterung eingeführt, ſo daß jeder nur einigermaßen groſer Bauer jährlich eins oder zwey Füllen anziehen könnte, ſo würde ein Roßmarkt in einer namhaften Stadt, etwa auf der Gränze gegen Landſchaften hin, wo die Pferdezucht noch nicht eingeführt iſt, oder gar nicht ſtatt findet, oder auch in der Reſidenz, ſehr nüzlich ſeyn; hier ſezte der Bauer wieder ſeine Zuzucht ab, und verſähe ſich mit einem guten Stück Geldes.

§. 1109.

Die **Rindviehmärkte** gründen ſich gemeiniglich auf Maſtvieh, vorzüglich auf fette Ochſen, und fallen daher gewöhnlich zwiſchen **Michaelis** und Weyhnachten. Wo die Stallfütterung eingeführt iſt, da kan man das abſtändige Rindvieh das ganze Jahr durch fett machen, und alſo auch in jedem Vierteljahr, oder gar alle Monat Viehmarkt halten. In dieſem Fall würde es gut ſeyn, wenn die vornehmſten Landſtädte, jede jährlich einen Viehmarkt hätten, ſo daß den einen Monat hier den andern da Markt gehalten würde, damit ſo wohl der Bauer als der Bürger immer und überall Gelegenheit hätten dieſes Vortheils zu genieſen.

§. 1110.

Aber auch das magere und das Zuchtvieh könnte ein Gegenſtand der Märkte werden: oft möchte ſich der Bauer gern eine melke Kuh kaufen, ein anderer ſucht eine Stärke, ein dritter will gern ein Thier mäſten, hat aber in ſeinem Stall nichts übrig, und ſo weiter: wenn alſo bald hier bald da im Land die Bauern ihren Ueberfluß zu Markt brächten, ſo könnte ſich jeder mit leichter Mühe mit dem Nöthigen verſehen, ohne daß er nöthig hätte Land und Sand zu durchſtreichen, bis er findet was er ſucht.

§. 1111.

Mit den Schaafen wird ſelten Markt gehalten; doch giebt es wohl Gelegenheit fette Hämmel daſelbſt in den Handel zu bringen; ſo lang die Stallfütterung bey dieſem Vieh noch nicht eingeführt iſt, ſo lang laſſen ſich auch in dieſer Rückſicht noch keine regelmäſige Anſtalten treffen; würde aber jeder Bauer etliche Schaafe halten, und die Pferchfütterung ihre Liebhaber finden, ſo gäbe es das ganze Jahr durch fette Schaafe in Menge, und dann würden durch das Land vertheilte Schaafmärkte für Schlachter, Bürger und Bauern eine vortrefliche Gelegenheit ſeyn.

§. 1112.

Die Schweinsmärkte endlich ſind entweder für mageres oder für fettes Vieh oder für beydes zugleich eingerichtet; das magere Vieh wird von kleinen Bauern aufgeſucht, die nicht Abfall gnug haben um eine Schweinszucht zu unterhalten; jeder kauft ſich alsdann ein oder zwey Stück, und macht ſie den Sommer über fett, um ſie im Herbſt an die Schlachter zu verkaufen; oder wenn man auch Hofnung zu guter Maſtung hat, ſo kaufen ſie die Bauern, welche nah am Wald wohnen, um ſie in die Maſtung einzuſchlagen. Daher fällt die beſte Marktzeit in den Frühling und Spätſommer.

§. 1113.

Die Polizey muß die Viehmärkte auf Pläzze verlegen, wo ſie durch ihre Unreinigkeit niemand zur Laſt fallen; daher ſoll man auſſerhalb der Stadt einen groſſen, freyen und trocknen Plaz dazu beſtimmen; nach geendigtem Markte wird dann der Unrath zuſammen gebracht, und weggeſchaft, und alſo der Plaz wieder gereinigt. Von den Märkten für Handwerks- und Fabrikwaaren, und von den Handelsmärkten oder Meſſen, werde ich im Verfolg Gelegenheit haben weitläufiger zu reden.

◆ ◆ ◆

Zweytes Hauptſtück.

Von der Polizey der Handwerker und Fabriken.

§. 1114.

Die Erzielungen des Landmanns ſind durchgehends, ſo wie ſie aus der Werkſtätte der Natur kommen, unbrauchbar; daher müſſen ſie auf mancherley Weiſe, je nach ihrer Natur und Zweck zubereitet, und zu Befriedigungs-Mitteln umgeſchaffen werden. Dieſe Beſchäftiſchäftigung heiſt ein Handwerk; dieſe Handwerker ſind ſo mannigfaltig als jene Beſchäftigungen, und ſie ernähren eine groſe Menge Menſchen, welche durch ihre Verzehrung und Abnahme die Landwirthſchaft, und durch ihre Arbeiten auch die Handlung empor bringen; mithin alſo höchſtnützliche Staats-Bürger ſind, die die genauſte Vorſorge und mütterliche Leitung der Polizey im höchſten Grad verdienen.

§. 1115.

Wenn einer ein ſolches Handwerk mechaniſch lernt, und nichts weiter nöthig iſt, als daß man die Heiſchesäzze des Meiſters ausführt, und ſich dazu eine gewiſſe Routine erwirbt; wenn auch weiter kein groſes Nachdenken zu einer ſolchen Arbeit erfordert wird, ſo behält die Beſchäftigung den Namen eines bloſen Handwerks; wird aber Genie, Erfindungskraft, werden Hülfs-Wiſſenſchaften, oder auch gewiſſe cörperliche und vorzügliche Geſchicklichkeiten dazu erfordert, ſo erhebt ſich das Handwerk zur Würde der Kunſt; und endlich: wenn die Handwerker und Künſte eine Menge roher Producte einhandeln, und dann wieder zum groſen Verkauf vorräthig ausarbeiten, und ſo dadurch eine Handlung gründen, ſo werden ſie in eine Manufactur, oder nach dem allgemeinen Sprachgebrauch in eine Fabrike verwandelt.

§. 1116.

Die Handwerker und Künſte arbeiten entweder auf Beſtellung, oder aufs Waarenlager; in dieſem leztern Fall ſind ſie alſo Fabriken; da nun dieſe leztere weit mehrere Producte verarbeiten, ſo helfen ſie der Landwirthſchaft am mehreſten auf, ſie beſchäftigen mehrere Hände, und befördern alſo auch die zweckgemäſe Bevölkerung; ſie geben den beſten Stof zur Handlung her, und beleben alſo den Kreislauf des Geldes und der Waaren, und bringen ausländiſche Menſchen und ausländiſches Geld ins Land; zweckmäſig eingerichtet und geleitet ſind ſie alſo das mächtigſte Beförderungs-Mittel der Staats-Glückſeeligkeit.

§. 1117.

Die Fabriken haben einen doppelten Zweck: 1. will der Bürger, der ſich damit beſchäftigt, ſich ſelbſt ernähren, ſich ſelbſt beglücken; und 2. ſucht die Polizey dadurch die Beſchäftigung, oder mit einem Wort die zweckgemäſe Bevölkerung zu befördern. Da nun im erſten Fall nur das Glück einer einzelnen Familie, im zweyten aber der Wohlſtand des ganzen Staats bezielt wird, ſo folgt von ſelbſt, daß jener dieſem untergeordnet werden müſſe; da aber auch ferner, der zweyte Zweck nicht erreicht wird, wenn der erſte nicht ſtatt findet, ſo iſt begreiflich, daß beyde mit einander verbunden werden müſſen; und dieſes iſt eben das Meiſterſtück der Polizey, aber doch nicht ſo ſchwer, als man ſichs dem erſten Anblick nach vorſtellt.

Anmerkung: ich folge hier der vortreflichen Ordnung des Herrn von Sonnenfels in ſeiner politiſchen Handlung, doch ohne ihn abzuſchreiben.

§. 1118.

Da die zweckgemäſe Bevölkerung der Grund des allgemeinen Beſten iſt, ſo muß die Polizey auch diejenigen Fabriken vorzüglich begünſtigen, die dieſem Zweck am fruchtbarſten entſprechen; folglich ſind ſolche, die die inländiſchen Producte verarbeiten, denen, welche ihre rohe Stoffe aus andern Ländern beziehen, bey weitem vorzuziehen: denn 1. vermehren ſie die Beſchäftigungen, und mit ihnen den Flor der inländiſchen Landwirthſchaft, und 2. ſind ſie dann auch von Fremden nicht abhängig.

§. 1119.

Ich will dieſe beyde höchſt wichtige Grundbegriffe der Gewerb-Polizey noch etwas deutlicher entwickeln: Wenn die Fabrike inländiſche Producte verarbeitet, ſo wächſt die Production wie die Fabrication, beyde unterſtüzzen ſich wechſelſeitig, und ſo ſteigt die wohlthätige Bevölkerung mit Rieſenſchritten, eins hilft dem andern, und der Geldkreislauf wird aus der Maßen fruchtbar; wenn aber der Fabrikant ſeinen rohen Stof auſſer Land her bezieht, ſo bleibt die inländiſche Landwirthſchaft auf ihrer niedrigen Stuffe ſtehen, ſie thut weiter nichts, als daß ſie den Handwerks- und Handelsleuten ihre Victualien zuführt, dies iſt nun wohl etwas, aber zum Flor der Landwirthſchaft bey weitem nicht hinlänglich.

§. 1120.

Dazu kommt aber noch ein bedenklicher Umſtand: Da in dieſem Fall die Fabriken und die Handlung von den Ausländern abhängig ſind, ſo giebt das der politiſchen Verfaſſung eines ſolchen Staats eine mißliche Stellung: das Land von dem man die rohen Stoffe bezieht, kan uns auf mancherley Weiſe Geſezze vorſchreiben, es kan ſeine rohe Producte ſelber verarbeiten, oder ſie an andere fruchtbarer abſezzen, und was dergleichen Fälle mehr ſind; in jedem derſelben aber ſind unſre Fabriken ruinirt, und dieſes iſt viel verderblicher, als wenn ſie nie exiſtirt hätten; denn unglückliche unbeſchäftigte Leute haben, die man nun nicht nüzlich unterbringen kan, iſt weit ſchlimmer, als gar keine haben.

§. 1121.

Wenn aber auch eine Fabrike auf inländiſche Producte gegründet iſt, und ſie hat innerhalb Landes keinen, oder doch einen ſehr geringen Abſaz, ſo ſezt ſie zwar alles in Wohlſtand, und thut die beſte Würkung; allein ihre Dauer iſt nicht geſichert: denn wie leicht iſt es möglich, daß andre die nämlichen Waaren beſſer und wohlfeiler, als wir bey aller unſerer Anſtrengung, geben können? und in dieſem Falle iſt unſer ganzes Glück zu Grund gerichtet. Fabriken alſo, deren Einkauf oder Verkauf auf fremden Ländern beruhet, ſind ſehr ſelten, oder niemals vollkommen ſicher.

§. 1122.

Aus dieſen Betrachtungen folgen nun ſehr wichtige Grundſäzze für die Gewerb-Polizey. 1. Wenn Fabriken fremde rohe Producte bearbeiten, ſo muß man ſie keineswegs hindern, im Gegentheil auf alle Weiſe befördern; denn ſie ſind immer beſſer als gar keine. 2. Wenn unſer Boden und Clima jene Producte nicht hervorbringen kan, ſo muß man ſolche Fabriken ja nicht als die Stüzzen der Glückſeligkeit betrachten, denn ſie ſind ſchwankend und zerbrechlich; ſondern man muß neben ihnen noch andere zu gründen ſuchen, die mehrere Sicherheit gewähren. 3. Können aber die rohen Stoffe im Land erzielt werden, ſo muß man alles anwenden, um den Landmann zu beſtimmen, daß er ſie anbauen, und in höchſtmöglicher Güte erzeugen möge.

§. 1123.

4. Wenn man eine blühende Fabrike hat, die inländiſche Producte verarbeitet und auſſer Landes abſezt, ſo muß man ſich alle Mühe geben, um die Wohlfeilheit und Güte ihrer Waaren unnachahmbar zu machen.

Dann aber 5. ſich nicht zu feſt darauf verlaſſen, ſondern auch ſolche Fabriken begünſtigen, die zugleich ihre Waaren, und zwar gröſtentheils im Lande ſelbſt abſezzen können; denn erſt dieſe, beſonders wenn ſie ſich nicht auf Luxus ſondern auf Nothdurft gründen, ſind unverſiegbare Quellen des Wohlſtands. Die nüzlichſten Regeln und Grundſäzze werden ſich im Verfolg noch immer mehr entwickeln und vermehren.

§. 1124.

Aus dieſem allem erhellet, daß die Fabriken in Anſehung ihrer Nuzbarkeit verſchiedene Stuffen haben: ſo ſind 1. diejenigen, welche ausländiſche rohe Producte verarbeiten und wieder an die Ausländer abſezzen, die geringſten; darauf folgen 2. diejenigen, welche ausländiſche rohe Producte verarbeiten, dann aber im Lande gröſtentheils abſezzen; 3. ſolche, welche inländiſche rohe Producte verarbeiten, innerhalb Landes verkaufen, und nur den Ueberfluß auſſerhalb Landes verhandeln; und endlich 4. ſind dann noch über das alles diejenigen vorzüglich geſegnet und beglückend, die den mehreſten Menſchen Brod geben, oder die mehreſte Hände beſchäftigen, zugleich am häufigſten gebraucht werden, und der Veränderung der Mode am wenigſten unterworfen ſind.

§. 1125.

Es könnte mir jemand den Einwurf machen, daß doch die Fabriken, welche inländiſche Producte verarbeiten und allenfalls ganz auſſer Land abſezzen, die nüzlichſte ſeyen, weil ſie ausländiſches Geld ins Land brächten, und alſo das kreiſende Capital am ſtärkſten vermehrten. Allein auſſerdem was ich oben ſchon bewieſen habe, daß ſie wegen der Veränderlichkeit ihres

Abſazzes ſchwankend ſeyen, kommt noch eins dazu: iſt die Fabrikwaare ein nothwendiges Befriedigungsmittel, ſo brauchen wir ſie im Lande ſelbſt, kaufen wir ſie nun unſeren eigenen Fabrikanten nicht ab, ſo müſſen wir ſie ja wieder auſſer Landes her beziehen, und verlieren alſo um ſo viel wieder an dem hereingebrachten fremden Geld; iſt aber jene Waare nicht nothwendig, ſondern der Mode unterworfen, ſo iſt unſre Fabrike noch weit unſicherer, und der Gewinn am fremden Geld iſt bey weitem kein Erſaz für die groſe Gefahr, der zu verlierenden Beſchäftigung.

§. 1126.

Im Ganzen und im allem Betracht muß die Polizey diejenigen Fabriken vorzüglich aller Aufmerkſamkeit und ihrer ämſigſten Unterſtüzzung werth halten, welche für den gröſten Theil des Volks, das iſt, für die gemeine Claſſen arbeiten; da aber dieſe nicht das Vermögen beſizzen, einen groſen Aufwand zu machen, ſo muß die Fabrike dauerhafte und zugleich wohlfeile Waaren liefern; für die Vermögenden wird dauerhaft und ſchön gearbeitet; und endlich giebt es gewiſſe Prachtwaaren, bey denen es blos auf die Schönheit, und zwar auf eine ſehr relative, nämlich auf die Mode-Schönheit ankommt.

§. 1127.

Alles was die Fabriken arbeiten, muß dem Zweck, wozu es beſtimmt iſt, vollkommen entſprechen; das iſt: es muß gut ſeyn; eine gute Waare findet Abgang, wenn ſie mit der Güte auch Wohlfeilheit verbindet; noch mehr Abnehmer lockt ſie an, wenn ſie auch zugleich das Auge vergnügt, das iſt, wenn ſie ſchön iſt; und endlich: da der individuelle Geſchmack ſo ſehr verſchieden

den iſt, ſo muß die Fabrike auch jeden Geſchmack befriedigen können, und dies geſchicht durch die **Mannigfaltigkeit** ihrer Waaren. Jezt kan ich die ganze Pflicht der Fabrik-Polizey auf einen Grundſaz reduziren: **ſie muß nämlich ſorgen, daß alle Handwerksleute wohlfeile, gute, ſchöne und mannigfaltige Waaren verfertigen.**

§. 1128.

Ein Handwerksmann, welcher aus eigenem Trieb ſeinen Waaren dieſe vier Eigenſchaften giebt, wird immer den ſtärkſten und dauerhafteſten Abſaz finden; man ſollte alſo denken, er habe auſſer ſeinem Eigennuzzen keinen Reiz mehr nöthig, aber die Sache verhält ſich ganz anders. Viele verſtehen ihren Beruf nicht hinlänglich, und die mehreſten begnügen ſich, wenn ihre Waaren nur dem Schein nach ſchön und gut ſind, und dann nehmen ſie ſo hohe Preiſe als ſie nur bekommen können. Aus dieſer wahren Beobachtung erhellet, daß die Polizey kräftig mitwürken müſſe, wenn die Fabriken die nöthige Vollkommenheit erhalten ſollen.

§. 1129.

Der Handwerksmann verkauft ſeine Waaren gern ſo theuer als er nur kan; dagegen ſpart er auch gern am Aufwand auf dieſelben, damit nur der Gewinn ſo groß werde als nur immer möglich iſt; theure und ſchlechte Waaren kauft man aber nur dann, wann man keine beſſere und wohlfeilere bekommen kan, und noch dazu wenn man ihrer höchſt benöthigt iſt. Daher giebt ſich auch der Handwerksſtand alle Mühe, ſich dieſer Stellung auf alle Weiſe zu verſichern, indem er geſchloſſene Zünfte, Monopolien und Befreyungen ſucht, mit einem Wort, alle Mitwerber vermeidet, blos um nur theuer und ſchlecht arbeiten zu dürfen. Daß dies aber der zweckgemäſen Bevölkerung, mithin dem Wohl des Staats, und ſogar auch dem einzelnen Handwerksmann höchſt nachtheilig ſey, bedarf keines weitern Beweiſes: denn eine theure und ſchlechte Waare verliert allmälig ihren Abſaz, und man ſucht ſie anders woher beſſer zu bekommen.

§. 1130.

Daraus, daß der Handwerksmann alle Mitwerber ſo viel als möglich zu hindern ſucht, iſt klar, daß die Mitwerber eben das Mittel ſeyen, die Fabriken empor zu bringen: arbeiten nämlich viele Fabrikanten an einerley Waare, ſo hat der Käufer die Wahl, er kauft alſo nicht theuer und ſchlecht, ſondern das Wohlfeilſte und zugleich das Beſte, wer alſo Abſaz haben will, muß wohlfeile, gute, ſchöne und mannigfaltige Waaren haben, und eben dieſe Eigenſchaften ſind es auch, welche die Fabriken und mit ihnen die Glückſeligkeit eines Landes dauerhaft gründen. Die Polizey muß alſo vollkommene Gewinn- und Gewerbfreyheit verſtatten, und zugleich dafür ſorgen, daß niemand zu einer Fabrikarbeit gelaſſen werde, der ſie nicht vollkommen verſteht.

§. 1131.

Die geſetzmäſige Gewinn- und Gewerbfreyheit entſteht durch die Wegräumung aller Schranken, welche bis dahin die Gewerbe der Bürger eingeſchloſſen gehalten haben: und dieſe Schranken ſind vornehmlich folgende: 1. die Monopolien; 2. ausſchließende Geſellſchaften; 3. vorzügliche Befreyungen; 4. herrſchaftliche Fabriken; 5. geſchloſſene Zünfte; und 6. Abgaben womit man eine Fabrication belegt.

Ich werde alle dieſe Hinderniſſe in deutliche Begriffe zerlegen, ſo werden ſich uns die fruchtbarſten Grundſäzze der Fabrik-Polizey von ſelbſt darbieten.

§. 1132.

Das Monopolium iſt ſeiner Natur *nach verſchieden*: man giebt entweder einem Fabrikanten das Recht, eine gewiſſe Waare *allein zu verfertigen*; oder einem Kaufmann, daß *jener* niemanden als *ihm* ſeine Fabricate verkaufen darf; oder einer hat die Freyheit *eine gewiſſe Waare nur allein zu verkaufen*; und endlich ſind ſolche Privilegien entweder *allgemein*, oder nur *auf einen beſtimmten Ort*, oder *auf beſtimmte Zeit*, oder *nur an einen gewiſſen Stand* eingeſchränkt.

§. 1133.

Wenn ein Fabrikant das Recht hat, eine Waare allein zu verfertigen und zu verkaufen, ſo ſind zween Fälle zu bemerken: *1. in wie fern die Waare ein weſentliches, oder 2. ein Befriedigungsmittel des Luxus iſt.* Iſt ſie weſentlich nöthig, bedarf ſie entweder jedermann, oder auch nur ein gewiſſer Theil der Unterthanen, ſo ſind alle dieſe Abnehmer von jenem Fabrikanten abhängig: ſie dürfen nirgends anders kaufen als bey ihm, folglich da er ſeines Abſazzes gewiß iſt, ſo arbeitet er weder gut, noch ſchön, noch wohlfeil, ſondern die Leute müſſen zufrieden ſeyn, wenn nur die Waare erträglich iſt. Nun iſt es aber den Rechten der Menſchheit zuwider, wenn man einem auf Unkoſten vieler Menſchen, und zu ihrem Schaden Vortheile oder Freyheiten einräumt, folglich auch das Monopolium.

§. 1134.

§. 1134.

Je gröſer die Nothwendigkeit einer ſolchen Waare iſt, deſto drückender iſt das Monopolium, alſo auch deſto ungerechter und himmelſchreyender. Aber es iſt auch nicht einmal der Fabrike ſelbſt nüzlich: denn da der Fabrikant aus ſeiner Stellung allen erdenklichen Nuzzen zieht, indem er ſo viel möglich an den Auslagen auf die Waaren ſpart, ſie alſo ſchlecht macht, wenigſtens nichts auf ihre Vervollkommnung verwendet, und ſie noch dazu ſo theuer verkauft als er kan, ſo findet er erſtlich einmal nicht mehr Abſaz, als unumgänglich nöthig iſt, und dieſer bleibt ihm nicht einmal ſicher, weil durch den Schleichhandel ſo viel untergeſchoben wird als möglich iſt; an ausländiſchen Verkauf iſt aber gar nicht zu denken, da andre viel wohlfeiler und beſſer arbeiten. Folglich ſtreitet das Monopolium nicht blos gegen die allgemeine, ſondern ſogar auch gegen die einzelne Beglückung.

§. 1135.

Dieſer Fall trift bey weniger nothwendigen Befriedigungsmitteln, und bey Waaren des Luxus noch mehr zu, weil keine Noth zum Kauf treibt. Dazu kommt noch ein unerſezlicher Schaden: der Zweck der Polizey beſteht in der Bevölkerung; wie iſt dieſe aber möglich, wenn man eine Beſchäfftigung auf einen Mann einſchränkt? — So gar die Arbeitsleute des Monopoliſten, von denen noch der einzige Bevölkerungszweig zu erwarten wäre, ſind unglücklich, und verlieren ſich ſo bald ſie können: denn da er ſicher iſt, daß ihm kein anderer ſeine Arbeiter abſpänſtig macht, weil nur er fabricirt, ſo lockt er ſie gleichſam in die Falle; indem er ſie aus der Fremde verſchreibt, oder auch Inländer nimmt, dann überredet, daß ſie auf ſeine Fabrike heurathen, ihnen ferner Geld vorſchieſt, gar Wohnungen verſchafft, und ſie ſo an ſich feſt knüpft, wie eine Spinne ihren Raub; kann nun der arme Handwerksmann nicht mehr hinter ſich oder vor ſich, ſo ſaugt ihn ſein Herr aus, und giebt ihm was er haben ſoll.

§. 1136.

Hat der Monopoliſt auch einmal rechtſchaffene Arbeiter, die ſich auf ſolche Art nicht fangen laſſen, oder wenn ſie auch gefangen ſind, ſich wieder loszuwinden wiſſen, ſo wandern ſie auſſer Land, denn ſie wollen für ihre gute Arbeit auch gut bezahlt ſeyn; folglich behält er nur die ſchlechten, die nirgends anders ankommen können; dieſe machen aber auch ſchlechte Waare, und ſo wird die Fabrike immer unvollkommner. Endlich wenn der Fabrikant nun merkt, daß es nicht mehr fort will, indem ſeine Waaren allzu ſchlecht ſind, ſo fängt er insgeheim an, gefährliche Maaßregeln zu nehmen; er verſchreibt nämlich fremde Waaren, drückt ihnen ſeinen Stempel auf, und verkauft ſie unter dem Schuz ſeines Monopols; da er aber nun immer ſeines Abſazzes gewiß iſt, ſo kauft er ſchlechte und ausgeworfene Waaren ſehr wohlfeil ein, und verkauft ſie dann ſo theuer als die beſten; auf dieſe Art wird er gar ſelbſt der allerſchädlichſte Schleichhändler; und die Beſchäfftigung iſt für den Staat ganz verloren.

§. 1137.

Wenn die Handwerksleute und Fabrikanten nur an einen einzigen Handelsmann verkaufen dürfen, der das Propolium, Alleinkauf, oder Vorkauf durch ein herrſchaftliches Privilegium erworben hat, ſo ſind die Folgen faſt noch ſchlimmer: denn ein ſolcher Vorkäufer hat die Handwerksleute ganz in ſeiner Gewalt, wenn ſie leben wollen, ſo müſſen ſie für ihn arbeiten, oder auswandern; arbeiten ſie aber für ihn, ſo giebt er ihnen grad was ſie haben ſollen, und macht ſie arm und elend. Das Propolium richtet alſo auch die blühende Fabriken zu Grund, und das iſt weit ſchlimmer, als wenn das Monopolium blos ihr Aufkommen hindert.

§. 1138.

Das iſt aber das Unglück noch nicht allein, welches der Vorkäufer anrichtet; er hat auch die Käufer in ſeiner Hand: denn wenn niemand die Waaren von den Handwerksleuten kaufen darf als er, ſo iſt er ja auch allein Verkäufer; dies gilt einmal ganz gewiß von den inländiſchen Waaren; geſezt aber auch andre Handelsleute dürften die ähnliche Waaren auſſer Land herein führen, ſo wird jeder dieſe ausländiſchen lieber kaufen weil ſie beſſer ſind, und ſo geht die inländiſche Fabrike zu Grund; da aber in dieſem Fall auch der Propoliſt mit ſeinem Project ſcheitert, ſo wird er ſich in ſeinem Freyheits-Decret auch den ausſchließenden Verkauf ausbedingen, und ſo iſt das Publicum ſeiner Brandſchazzung unterworfen; ſeine Fabrike iſt ein vollſtändiges Monopolium, und hat alſo ganz die nämlichen Schickſale, die ich in den vorigen §§phen aus vielfältiger Erfahrung geſchildert habe.

§. 1139.

Die Schädlichkeit der Monopolien iſt ſo einleuchtend, daß man glauben ſollte, es ſey einem edeldenkenden Regenten unmöglich, ſolche zu ertheilen; allein, entweder ſehr kurzſichtige, oder gar übelgeſinnte Miniſter und Räthe, können ihn dazu leicht verleiten: denn man hat auch Scheingründe für den Alleinhandel; ſogar wohlmeinenmeinende und kluge Politiker haben ſich dadurch verleiten laſſen, ihm wenigſtens einigermaſen das Wort zu reden, und die Monopolien unter gewiſſen Umſtänden, und mit einigen Einſchränkungen zu begünſtigen.

§. 1140.

Geſezt: ein wohlhabender Mann legt ein Fabrike an, welche gleich Anfangs groſen Aufwand erfordert, indem er entweder koſtbare Gebäude errichten, oder mit groſen Koſten Arbeiter aus der Fremde verſchreiben, oder ſonſt viel aufwenden muß, um zum Zweck zu kommen; damit er nun durch Mitwerber nicht ſobald geſchwächt werden, und ſich für ſeinen Hazard und groſen Aufwand erſt erholen könne, ſo glaubt er mit Recht um ein Monopolium anhalten zu dürfen; ſein Gewiſſen ſagt ihm nichts dagegen, weil er glaubt, daß er nicht ſchuldig ſey mit ſeinem eigenen Schaden das Eiß zu brechen, und andern ihr Glück zu gründen. Der Regent ſieht das ein, und wenn er ſehr weiſe handeln will, ſo giebt er ihm das Privilegium des Alleinhandels; aber nur auf gewiſſe Jahre, und noch dazu mit gehörigen Einſchränkungen, und nun glaubt keiner von beyden gefehlt zu haben.

§. 1141.

Wenn wir die Sache nach der Wahrheit unterſuchen, ſo finden wir dem allem ungeachtet, daß auch dieſes Monopolium mit allen ſeinen Einſchränkungen ſeinem Zweck auf keine Weiſe entſpreche, und wiedrum die ſchädlichſten Würkungen thue: ein ſolcher Fabrikant ſucht das Privilegium immer aus keiner andern Urſache, als ſich ſeines Schadens zu erholen, und aus ſeiner Stellung Nuzzen zu ziehen; das kan er aber nicht anders

ders, als wenn er wohlfeil einkauft, theuer verkauft, und nur mittelmäſige Waare verfertigt; geſchieht aber dies, ſo kan ſeine Fabrike unmöglich aufkommen, weil niemand theure und zugleich mittelmäſige Waare kauft, wenn er nicht muß; der Abſaz bleibt alſo ſehr eingeſchränkt, und die Anſtalt erſtickt im erſten Keim.

§. 1142.

Wenn aber der anfangende Fabrikant weiſe und klug gnug iſt, um auf allen Seiten ſeine Pflicht zu thun; wenn er für die rohe Producte und Hülfs-Materialien anlockende Preiſe giebt, vortreflich arbeitet, die beſte Waare macht, und ſie auch wohlfeil abſezt, ſo ſollte man doch denken ſein Monopolium ſey auf keine Weiſe ſchädlich; — würklich iſt es dann auch weniger drückend, indeſſen kan doch die beſchäftigte Bevölkerung nicht wachſen, weil nur einer den Nuzzen zieht; zudem iſt auch in dieſem Fall das Monopolium unnüz, denn ſeine Fabrike würde auch ohne das durch ſich ſelbſt blühend geworden ſeyn.

§. 1143.

Auch ſelbſt der Einwurf, daß durch ein ſolches Monopolium die Mitwerber gehindert würden, ihm ſeinen Anfang nicht noch ſchwerer zu machen, iſt ein bloſer Trugſchluß; denn wenn die Anlage einer Fabrik ſehr koſtbar iſt, ſo werden ſich wenige finden, die Luſt haben ſich mit ihm in einen Wettſtreit einzulaſſen, und wenns geſchähe, ſo hat er einmal den Vorſprung, und dann muß jeder ſein Beſtes thun, um durch Wohlfeilheit, Güte, Schönheit und Mannigfaltigkeit ſeiner Waare zum Verkauf zu kommen; dadurch wächſt aber die Fabrike zu ihrer höchſten Vollkommenheit, und ſo ſind ſie alle glücklich.

§. 1144.

Wenn im Gegentheil die Anlage nicht koſtbar iſt, ſo iſt auch kein Grund zum Monopolium da; wer es dann begehrt, der hat blos ſchädlichen Eigennuz im Sinn, und verdient alſo keine Hülfe. Ich komme daher immer auf meinen Grundſaz zurück: *wenn man dem Schwachen aufhelfen will, ſo ſoll man die übrigen Kräfte nicht hemmen oder ſchwächen, ſondern ſie frey würken laſſen, und nur das Schwache thätig unterſtüzzen und ſtärken.* Weiter unten werde ich von den Beförderungs-Mitteln der Fabriken reden, und da iſt der Ort zu zeigen, wie der Regent bey anfangenden Fabriken zu verfahren habe.

§. 1145.

Daß die Monopolien ein Gift für die Staats-Wohlfarth ſind, kan nun nicht mehr bezweifelt werden; indeſſen giebt es doch keine Regel ohne Ausnahme: bey gewiſſen Beſchäftigungen ſind ſogar die Schranken des Alleinhandels nöthig; allein dann können ſie auch nicht als Mittel zur zweckgemäſen Bevölkerung angeſehen werden. Ich will mich über dieſen paradoxen Saz hinlänglich erklären.

§. 1146.

Wenn auf einer Seiten rohe Materialien zu einer Fabrike entſtehen, die kein Gegenſtand des Fleiſes ſind, im Gegentheil, deren Erzeugung mit dem Nuzzen der Wirthſchaft in umgekehrtem Verhältniß ſteht, als z. B. *Holzaſche, leinene Lumpen, Glasſcherben,* u. ſ. w. mit einem Wort, *negative Producte;* und wenn auf der andern Seite, die daraus verfertigte Waaren ſehr nüzlich ſind, als *Seife, Papier, Glas* u. d. g. ſo entſtehen Colliſionen: denn dieſe Beſchäftigung könnte dem Staat vielen Nuzzen bringen, allein da die rohe und Hülfs-Materialien negative Producte ſind, die Vermehrung jener Beſchäftigung alſo entweder den Haushaltungen ſchaden, oder unmöglich werden würde, ſo iſt eine Einſchränkung nöthig, die durch das Monopolium am beſten erreicht wird.

§. 1147.

Man nehme z. B. einmal den Fall an, ein wackerer Mann legte an einem Ort eine vortrefliche Seifenſiederey an, und benuzte zu dem Ende die in allen Haushaltungen entſtehende Aſche; durch dieſe Fabrike nun würde er glücklich, und erweckte ſich Mitwerber; was müſte alſo der Erfolg ſeyn? Kein anderer, als daß entweder mehr Aſche müſte gebrannt werden, oder beyde Fabrikanten würden aus Mangel an Materialien zu Grund gehen; und auſſerdem würden ſie ſich dieſen rohen Stof ſo vertheuern, daß ſie wenig mehr verdienen könnten; ſogar würden die Hausväter ſich auf den Holzfrevel legen, um nur viele Aſche zu bekommen; in jedem Fall wäre alſo der Erfolg ſehr ſchädlich.

§. 1148.

Wenn man daher jenem Seifenſieder den Alleinkauf der Aſche durch ein Privilegium verſichert, und ihm dabey einen Preis ſezt, der auch dem Bürger für dieſen Abfall hinreichend iſt, ſo iſt dieſer nicht dadurch gedrückt, aber jener wird gefördert, und man erhält eine Waare, die man ſonſt auſſer Land her beziehen müſte. Nur daß man ſich ja hüte nicht zugleich den Alleinverkauf ins Monopolium einzuſchlieſen; der Fabrikant mache gute Waare, ſo wirds ihm ohnehin an Abſaz nicht fehlen.

§. 1149.

§. 1149.

Oefters verbinden ſich mehrere Erwerber zu einer geſellſchaftlichen Production, Fabrikation oder Handlung, wenn entweder das Unternehmen ſchwer oder zweifelhaft iſt, oder wenn auch einer nicht Geld und Vermögen gnug hat, die Anlage und den nöthigen Aufwand zu machen. Dieſe Art Gewerbe, und mit ihnen Beſchäftigung, Bevölkerung und Wohlſtand empor zu bringen, iſt in allem Betracht vortreflich, denn viele können mehr leiſten als einer. Wenn man aber einer ſolchen Geſellſchaft das ausſchließliche Recht giebt dieſes Gewerbe zu treiben, ſo iſt dieſes Monopolium um eben ſo viel drückender, als eine Geſellſchaft im Gegenſaz eines Einzelnen mächtiger iſt, und alſo durchaus ſchädlich und ſchlechterdings nicht erlaubt.

§. 1150.

Viele haben die Schädlichkeit der Monopolien ſehr wohl erkannt, und ſie daher auch ganz vermeiden wollen; um aber doch, wie ſie ſagen, der neuen Fabrike aufzuhelfen, ſo ertheilen ſie dem Fabrikanten eine Befreyung, räumen ihm einen Vorzug oder Vortheil ein, und glauben nun Wunder wie klug und weislich ſie jezt verfahren hätten, wiſſen aber nicht, daß ſie doch abermal ein Monopolium ertheilt haben, deſſen Schaden ſich genau verhält, wie die Gröſe und der Werth der Befreyung.

§. 1151.

Der Beweis iſt leicht: die Befreyung wird entweder einem einzelnen Fabrikanten, oder einer fabricirenden Geſellſchaft ertheilt, um ihnen den ſchweren Aufwand oder Anfang zu erleichtern; dies kan aber anders nicht geſchehen, als wenn ſich die Befreyung in Geld anſchlagen und berechnen läſt; folglich thut ſie die nämliche Würkung als wenn man den Fabrikanten eben ſo vieles Geld ſchenkte. Da nun die Beſchäftigung dadurch um ſo viel mehr gewinnt, als jeder anderer Mitwerber, ſo können dieſe mit jener nicht Markt halten, und gehen alſo zu Grund, oder kommen nicht auf; die befreyte Fabrike aber bekommt dadurch keinen Wetteifer, und bleibt alſo abermal auf der unterſten Stufe ſtehen; folglich ſind die Würkungen der Befreyungen, mit denen des Monopols gleich.

§. 1152.

Wieder andere wollen die Sache noch klüger angreiffen: ſie bewegen nämlich den Landesherren, daß er dieſe oder jene Fabrike anlegen ſoll; denn ſie geben vor, er könne den Aufwand koſtbarer Anlagen beſſer beſtreiten, auch den Verluſt, der gemeiniglich mit dem Anfang verpaart geht, beſſer ertragen, und wenn auch im Fortgang eben nichts gewonnen würde, ſo bekäme doch das Volk Geld und Beſchäftigung, und ſo würde der glückliche Endzweck am leichteſten erreicht. Käme nun eine ſolche Fabrike zum Flor, und zum Gewinn, ſo könnte ſie hernach der Regent entweder an ſeine Unterthanen abgeben, oder gar als eine einträgliche Quelle, zur Erleichterung der Abgaben auf immer benuzzen.

§. 1153.

Auch dieſes Project hat viel glänzendes und wahrſcheinliches für ſich, es iſt alſo wohl der Mühe werth, daß ich es genau unterſuche: Wenn der Landesherr die Fabriken mit ſeinem eigenen Geld aus der Schatulle anlegt, ſo ſind ſie ſein Eigenthum, in dieſer Rückſicht iſt er als Bürger zu betrachten, und die Verſuchung iſt alsdann gros, das Gewerbe auf eigene Rechnung zu treiben, und auf immer zu behalten; beſonders wenn es einträglich wird; dann aber wird es niemand wagen die nämliche Handthierung zu ergreifen, weil jedermann einen ſo wichtigen Mitwerber ſcheut.

§. 1154.

Werden aber ſolche Fabriken auf die Landes-Caſſe gegründet, ſo entſteht zuerſt die Frage, ob der Regent befugt ſey dieſe Gelder, welche der Befriedigung der Staats-Bedürfniſſe gewidmet ſind, in einem ſolchen Haſard aufs Spiel zu ſezzen? — Ich glaube, Nein! Hier iſt er blos Haushälter und Verwalter, nicht aber Eigenthümer; und wird das Geld verloren, ſo müſſen es ja die Unterthanen durch Auflagen wieder erſezzen, das iſt aber Unrecht.

§. 1155.

Die herrſchaftlichen Fabriken mögen aber auch auf eine oder die andere Weiſe angelegt werden, ſo haben ſie auſſerdem noch viele Gründe wider ſich, die ſie ſchlechterdings ganz zwecklos machen: Wenn der Regent eine Fabrike anlegt, ſo wird nie die genaue Sparſamkeit beobachtet, welche bey ſolchen Anſtalten durchaus nöthig iſt; gewöhnlich werden die Gebäude und Maſchinen koſtbarer, und überhaupt nach einem hohen Geſchmack eingerichtet, das alles aber nimmt ein groſes Capital weg, welches ſich entweder hernach niemals verintreſſirt, oder doch die Waaren zu ſehr vertheuert.

§. 1156.

Zudem ſind hier mehrere Bedienten nöthig, als bey einer Privatfabrike, dieſe verwaltet der Eigenthümer ſelbſt; in einer herrſchaftlichen aber wird ein Factor erfordert, der ſich als einen fürſtlichen

Bedienten betrachtet, folglich auch als ein ſolcher beſoldet werden will, und nicht ſelten noch überdas den Commercien- oder Hof-Cammerraths Caracter hat, der dann noch gröſeren Aufwand nach ſich zieht, welches alles am Ende doch die Fabrike tragen muß.

§. 1157.

Was vom Factor gilt, das gilt hernach auch von allen Arbeitern; ſie betrachten ſich alle als herrſchaftliche Bediente, machen daher ſtärkere Prätenſionen, und arbeiten dagegen nie ſo fleiſig, als wenn ihnen der Herr ſelbſt immer auf der Ferſe ſizt, und ſie antreibt. Dazu kommt noch, daß nie ein Privatmann eine Fabrike anlegt, wenigſtens nicht anlegen ſoll, der ſie ſelbſt nicht verſteht; das iſt aber der Fall bey den herrſchaftlichen Anlagen nie; kaum daß der Factor die gehörige Känntniſſe hat; daher iſt noch immer ein Werkmeiſter nöthig, der alsdann die Zahl der Nichtsthuer und der Beſoldungen vermehrt.

§. 1158.

Alle dieſe, in der Erfahrung gegründete Umſtände, haben nun die unausbleibliche Würkung, daß wenig, ſchlecht, und doch dabey theuer gearbeitet wird: und kommt einmal ein ſchönes Stück Arbeit heraus, das man vielleicht gemacht hat, um den Herrn damit zu täuſchen; oder ſind wider alles Vermuthen ſo gar alle Waaren recht gut und ſchön, ſo ſind doch aus obenangezeigten ganz natürlichen Gründen die Preiſe ſo hoch, daß ſie niemand zahlen kan. Will man alſo mit andern Mitwerbern Markt halten, ſo leidet man auſſerordentlichen Schaden.

§. 1159.

Geſezt aber auch alle Schwierigkeiten würden überwunden, und die Fabrike würde einträglich, ſo hat man doch einen groſen Umweg zum Zweck gewählt, zu dem man leichter und geſchwinder hätte gelangen können; ich werde unten an einem bequemeren Orte zeigen: **daß die wahre glückliche Methode, Fabriken anzulegen, diejenige ſey, wenn man ſo klein als möglich anfängt, und die Beſchäftigung durch ſich ſelbſt wachſen läßt.** Will nun der Regent eine ſo groſe Anlage Privatleuten überlaſſen, ſo iſt dieſen alles zu koſtbar zu unterhalten, wenn auch der Herr das Capital ſchwinden laſſen wollte; oder hat er ſie klein und zweckmäſig angelegt, ſo bedurfte es des Landesherrn nicht, ſo konnten es auch Unterthanen unternehmen; oder will der Herr endlich die Fabrike gar behalten, ſo wird er ein ſehr gefährlicher Monopoliſt, der alle Mitwerber abſchreckt, u. ſ. w.

§. 1160.

Auch hier gilt wiedrum, was ich oben von den Monopolien geſagt habe, daß keine Regel ohne Ausnahme ſeye; denn es giebt auch Fabriken, die ihrer Natur nach ſich am beſten für den Landesherren ſchicken; oder auch die er ohne Nachtheil der zweckgemäſen Bevölkerung zur Erleichterung der Abgaben der Unterthanen als Domäne, oder auch als eigene Schatull-Benuzzung beſizzen und genieſen kan.

§. 1161.

Hieher gehören erſtlich ſolche Waaren, welche höchſtweſentliche und unentbehrliche Befriedigungsmittel für alle Menſchen ſind, und doch aus einer Quelle entſpringen, die nicht vervielfältigt werden kan, wie z. B. das Salz. Wenn eine ſolche Fabrike der Willkühr eines Privatmannes überlaſſen würde, ſo könnte er ja den ganzen Staat brandſchazzen; folglich muß ſie der Landesherr als Regale zur allgemeinen Glückſeeligkeit verwalten laſſen. Daß auch die Münze hieher gehöre, verſteht ſich auch noch aus andern Gründen von ſelbſt; Silber- und Gold-Bergwerke ſind ſchon für ſich Regalien, indeſſen wenn der Herr ſelber münzt, ſo thut er doch wohl, wenn er den Gewerken wenigſtens die Ausfuhr des Goldes und Silbers verbeut, und ihnen den Handels-Preis dafür bezahlt.

§. 1162.

Wenn der Regent einen ſich ſelbſt ſchüzzenden Staat regiert, eine ſtehende Armee unterhält, ſo braucht er vieles Schiespulver; dieſes aber hat vorzüglich den Salpeter zum rohen Stoff, welcher nicht zum Druck der Unterthanen, aus ihren Ställen, Wellerwänden u. d. g. ſondern aus ordentlichen Plantagen gezogen werden ſoll. Da nun aber auch dieſe Plantagen nicht ſo häufig angelegt werden dürfen, weil ſie vielen Dünger wegnehmen, der ſich in der Landwirthſchaft beſſer verintreſſirt, ſo iſt die **Salpeter-Siederey** wiedrum kein Gegenſtand der beſchäfftigten Bevölkerung, ſondern der Regent kan ſie zu ſeinem eigenen Gebrauch und Nuzzen mit der **Pulvermühle** verbinden.

§. 1163.

Die Forſt-Fabriken; das **Koblenbrennen, Theerſchwelen, Potaſcheſieden, Pechſieden, Kienrußbrennen**, und dergleichen; ziehen ihre rohen Producte aus dem Wald, und werden auch am zweckmäſigſten von den Forſtbedienten zum Beſten der Forſtcaſſe verwaltet. **Die Porzellan-Fabrike** erfordert einen groſen Aufwand, und trägt nicht viel ein; für einen Fürſten alſo, der viele Präſente zu machen hat, iſt ſie allein nüzlich.

§. 1164.

Zünfte, nennt man diejenige Geſellſchaften, in welchen ſich alle Meiſter eines Handwerks zu einerley Geſezzen, welche von dem Landesherrn gegeben und beſtätiget worden, verbunden haben. Auf dieſe Zunftgeſezze und Gebräuche kommt nun alles an; ſie allein entſcheiden, in wie fern die Zunft nüzlich oder ſchädlich iſt; man nennt ſie geſchloſſen wenn nur eine gewiſſe Anzahl Meiſter in einem Land, Amt, oder Stadt wohnen und arbeiten dürfen; auch die Beſchränkung: wenn ein Meiſter an eine gewiſſe Anzahl Geſellen gebunden iſt, iſt noch eine Art geſchloſſener Zunft, wiewohl nicht in ſo ſtrengem Verſtand wie die erſte.

§. 1165.

Hingegen werden alle Zünfte ungeſchloſſen genannt, welche keine gewiſſe Anzahl Meiſter und Geſellen beſtimmen, ſondern jedem das Zunftrecht zuſtehen, der durch ein Meiſterſtück und Eintrittsgeld ſich daſſelbe geſezmäſig erwirbt. Indeſſen haben ſich doch auch hier gewöhnlich ſo viele Misbräuche, und auch wohl geſezmäſſige Ungerechtigkeiten mit eingeſchlichen, daß man faſt keine Zunft findet, die in der That und Wahrheit völlig ungeſchloſſen iſt: denn wer ein Handwerk lernen will, muß ein ſtarkes Lehrgeld geben, das ſchreckt ſchon ab; wird einer Geſelle, ſo koſtet das wieder; und will er endlich Meiſter werden, ſo iſt vollends der Ausgaben kein Ende. Dieſe viele Koſten und andre Beſchwerlichkeiten, oder auch wohl Näckereyen von mancherley Gattung, haben alle keinen andern Zweck, als die Vermehrung dieſer Beſchäftigung zum Vortheil der Meiſter.

Meiſterſchaft zu verhindern; ſie ſind alſo ein wichtiger Gegenſtand, den die Polizey unausbleiblich aus dem Wege räumen muß.

§. 1166.

Die würklich geſchloſſene Zünfte aber, haben die allerſchädlichſte Folgen: Niemand kan da Meiſter werden bis einer ſtirbt, wo man alsdann entweder die Wittwe, oder die Tochter heurathen, oder gar die Stelle mit Geld kaufen muß; manchmal iſt es auch bey ungeſchloſſenen Zünften eingeführt, daß keiner Meiſter werden kan, wenn er nicht eine Meiſters Tochter heurathet. Welche Einſchränkungen, ich will nicht einmal ſagen, der bürgerlichen, ſondern ſo gar der natürlichen Freyheit! — Hier iſt alſo wiederum eine Geſellſchaft die über ihr Gewerbe ein förmliches Monopolium hat, welches das Publicum zu allerſeitigem Schaden völlig von ihr abhängig macht.

§. 1167.

In alten Zeiten, als man die Zünfte zuerſt errichtete, war vielleicht das Schlieſen derſelben nothwendig; auf dem Land war niemand vor den ewigen Kriegen und Streifereyen der Edelleute ſicher; der Landmann war gedrückt und elend, die Bauern Söhne verlieſen alſo dies undankbare Gewerbe, ſuchten die Städte um Handwerker zu lernen, und ſo wurden dieſe mit Menſchen überladen, die Landwirthſchaft aber entvölkert; jezt hingegen, wo das alles nicht mehr ſtatt findet, iſt jenes Geſez drückend, ſchädlich, und eine ſchändliche Geburt des Eigennuzzens. Von der Verbeſſerung der Zünfte rede ich unten an ſeinem Ort.

§. 1168.

Endlich kan es Veranlaſſungen geben, gewiſſe, oder gar alle Fabriken mit Abgaben zu belegen. Ich verſtehe hier nicht den ordentlichen Beytrag, den ein jeder Unterthan zur Befriedigung der Staats-Bedürfniſſe entrichten muß; dieſer iſt, oder ſoll wenigſtens nie ſo gros ſeyn, daß er die Waaren vertheuern kan; ſondern ich habe jene Acciſen oder Mauthe im Auge, womit man entweder die rohen Materialien, oder die Fabrication ſelbſt belegt: daß dieſe Abgaben ſchädlich ſeyen, iſt leicht zu beweiſen.

§. 1169.

Wenn der Landesherr nicht alle, ſondern nur die eine oder andere Fabrike mit einem Mauth beſchwert, ſo kan er keine andre Abſicht haben, als entweder die belegte Beſchäfftigung dadurch zu vermindern, oder ſeine Einkünfte zu vermehren; im erſten Fall muß alſo die Fabrike dem Land ſchädlich ſeyn; wäre dies, ſo iſt der Mauth warlich das rechte Mittel nicht, weil er die Unterthanen drückt, denn man ſoll das Stärkere nicht ſchwächen, um dem Schwächern aufzuhelfen, ſondern vielmehr das Schwächere ſtärken; hat man aber die Vermehrung der Einkünfte zur Abſicht, ſo fehlt man noch mehr, denn eine jede Quelle, deren Eröffnung ſich ſelbſt erſchöpft, wie dieſes hier der Fall iſt, indem die Auflage die Beſchäfftigung, und alſo ihre eigene Quelle vermindert, iſt völlig zwecklos.

§. 1170.

Sind aber alle Fabriken mit Mäuthen belegt, ſo kan der Zweck kein anderer ſeyn, als die Vermehrung der Einkünfte; dieſe Finanz-Operation iſt aber die aller unüberlegteſte von der Welt. Denn erſtlich findet hier eben wiedrum die Vertrocknung der Quelle ſelbſt ſtatt, deren ich am Schluß des vorigen §phen gedachte; und dann richtet man ja dadurch die ganze Glückſeeligkeit des Staats zu Grund; denn dieſe verhält ſich wie jene Beſchäfftigung; alle Mäuthe nämlich machen die Waaren ſo viel theurer oder ſchlechter, und beydes vermindert den Abſaz im Verhältniß der Gröſe der Auflage.

§. 1171.

Wenn nun alle dieſe Hinderniſſe, welche dem Flor der Fabriken im Wege ſtehen, vermieden, oder weggeräumt werden, ſo hat man ſchon vieles gewonnen, doch darf man darum noch nicht die Hände in den Schooß legen, denn es giebt auſſer dieſen negativen noch vortreffliche poſitive Mittel, durch welche man Wunder würken kan. Der ganze Wohlſtand beruht auf der **Wohlfeilheit, Güte, Schönheit und Mannigfaltigkeit** der Waaren; auf dieſe vier Stücke muß alſo die Polizey bey der Gewerbleitung ihr ganzes Augenmerk richten.

§. 1172.

Das Wort **wohlfeil** iſt ein relativer Begrif, und hat eine dreyfache Bedeutung: 1. nennt man eine Waare wohlfeil, wenn ſie im Verhältniß gegen die Mühe und den Aufwand, der an ſie verwendet worden, nicht viel koſtet; oder 2. wenn ſie in Anſehung des groſen Nuzzens den ſie leiſtet, gering im Preiſe iſt; oder endlich 3. wenn ſie alle andre Mitwerber theurer bezahlt nehmen. Der zweyte und der dritte Punct ſind hier vorzüglich wichtig: denn jeder kauft eine Waare die ihm weit nüzlicher iſt als das Geld, welches er dafür ausgiebt, und er kauft ſie immer denjenigen ab, der ſie ihm bey gleichem Grad der Güte und der Schönheit im geringſten Preiſe giebt.

§. 1173.

Indeſſen laufen doch alle Begriffe von der Wohlfeilheit auf den geringſten Preis hinaus; wer dieſen bey gleichem Grad der Güte, Schönheit und Mannigfaltigkeit zu Stand bringen kan, der wird ſeinen Zweck unſtreitig vollkommen erreichen. Nun iſt aber der Preis eine, aus vielen einfachen Theilen zuſammengeſezte Gröſe, wer alſo das Ganze vermindern will, der muß auf alle ſeine Theile würken: dieſe beſtehen nun vornehmlich 1. in den Preiſen der Baumaterialien; 2. der Lebens- und übrigen häuslichen Befriedigungsmittel; 3. der rohen und Hülfsmaterialien; 4. der Arbeitslöhne; 5. der Frachten; 6. der Ein- und Ausgangsrechte, oder der Mäuthe; 7. der Landesfürſtlichen Intreſſen; und 8. des Gewinns, den doch ein jeder bey ſeiner Beſchäfftigung billig genieſen muß.

§. 1174.

Die Baumaterialien ſind Kalk, Steine und Bauholz: dieſe werden gewöhnlich nur durch den Transport vertheuert; je näher man alſo die Fabrik-Gebäude, welche vorzüglich viele Baumaterialien erfordern, als da ſind alle Mühlen und Hammer- oder Hüttenwerke, den Quellen derſelben anlegen kan, deſto beſſer; indeſſen muß man doch auch zugleich mit auf die Frachten der rohen und Hülfs-Materialien, und der verfertigten Waaren Rückſicht nehmen, damit man nicht an einem Ort doppelt verliere, was man am andern gewonnen hat. Wenn man nicht alle Hauptvortheile miteinander vereinigen kan, ſo iſt das ein Beweis, daß die Fabrike, wenigſtens in der Gegend, nicht angelegt werden darf.

§. 1175.

Die Befriedigungs-Mittel aller weſentlichen Bedürfniſſe müſſen da, wo eine Fabrike angelegt wird, die eine groſe Anzahl Menſchen ernähren ſoll, wohlfeil und im Ueberfluß zu haben ſeyn; dieſes erreicht man durch die Einführung des Futterbaues und einer blühenden Viehzucht; und dann auch durch die weiſe Auswahl des Standorts der Fabrike; in groſen Städten iſt wegen der Menge der Verzehrer alles theuer, hier gedeihen ſolche Beſchäftigungen nie, hingegen finden ſie in den abgelegenen Landſtädten alle gehörige Bequemlichkeit, und dieſen Orten ſind ſie auch gerad am nöthigſten, weil es ihnen an Verzehrern mangelt.

§. 1176.

Hingegen ſind alle Fabriken, bey welchen der Preis faſt ganz auf der Mühe und Kunſt beruht, wo alſo der Aufwand an Materialien, Zehrung, Lohn, Transport u. d. g. ſehr wenig Unterſchied macht, in groſen Städten an ihrem rechten Ort. Hieher gehören zum Beyſpiel alle Prachtwaaren, Kunſtwerke, Gold- und Silberwaaren, Juwelen, Uhrwerke von mancherley Gattung u. d. g. Alle dieſe Kunſt-Producte finden auch dort den mehreſten Abſaz, und ſind alſo daſelbſt in allem Betracht nüzlich.

§. 1177.

Der Preis der rohen und der Hülfs-Materialien hat einen ſehr weſentlichen Einfluß auf die Theurung oder Wohlfeile der verfertigten Waare; er wird durch die Menge oder durch die Seltenheit dieſer Materialien beſtimmt, und dieſe ſind entweder inländiſche oder ausländiſche Producte. Die Hinderniſſe endlich, welche auch bey dem Ueberfluß derſelben, ihrer Wohlfeilheit im Wege ſtehen, ſind Auflagen, und der ſtarke Zuſammenfluß fremder Mitwerber.

§. 1178.

Wenn die Fabrike recht blühend, und dem Staat ein fruchtbares Werkzeug zur Glückſeeligkeit werden ſoll, ſo müſſen die rohen und Hülfs-Materialien im Land ſelbſt, gut, und in gehöriger Menge produzirt werden können, und würklich erzielt werden; dazu bringt man den Bauer durch Ermunterungs-Preiſe, und überhaupt durch eine blühende Landwirthſchaft. Bildet ſich aber eine Fabrike auf ausländiſche Producte, oder auch auf ſolche, die in einer andern Provinz deſſelben Staats erzeugt werden, ſo muß man die Zufuhr auf alle mögliche Weiſe begünſtigen, und alle Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen ſuchen.

§. 1179.

Die Erſchwerung einer ſolchen Zufuhr beruht auf gewiſſen Abgaben, die entweder der Landesherr ſelbſt, oder der fremde Staat einhebt; oder auch auf der Beſchwerlichkeit des Transports. Wenn der Landesherr ſelbſt jene Abgaben einnimmt, ſo hat er entweder den Zweck, durch die gehemmte Einfuhr ſeine Unterthanen zur Production jener Materialien zu beſtimmen, oder eine beträchtliche Einnahme mehr zu genieſen; beydes aber iſt den Grundſäzzen einer geſunden Staatswirthſchaft ganz zuwider: denn im erſten Fall werden durch die beſchwerte Einfuhr die Fabriken gehindert, und allmälig zu Grund gerichtet, ohne daß deswegen der Bauer einen Finger rührt, um den rohen Stof zu erzielen; und wenn er auch endlich anfängt, ſo ſind die Fabriken längſt ruinirt, ehe er in die Routine kommt den Stof in hinlänglicher Menge und Güte zu erzeugen.

Man ſoll abermal das Starke nicht ſchwächen, um das Schwache zu ſtärken.

§. 1130.

Soll aber eine ſolche Auflage die Einnahme vergröſern, ſo kommen wir wieder auf den Saz zurück, daß keine Quelle ergiebig ſeyn kan, die ſich in dem Verhältniß erſchöpft, je nachdem ſie ſtark quillt; folglich iſt es ein groſer Fehler der Regierung, wenn ſie die Einfuhr des ausländiſchen rohen Stofs mit Abgaben belegt, und noch unzweckmäſiger iſt es, wenn ſogar bey dem Transport aus einer Provinz, oder aus einem Amt ins andre, Mäuthe entrichtet werden müſſen.

§. 1181.

Wenn der benachbarte Staat die Ausfuhr ſeiner rohen Materialien belegt, ſo entſteht für unſre Fabrikanten die nämliche Hinderniß; in dieſem Fall nimmt man oft ſeine Zuflucht zu Repreſſalien, und belegt auch eine Waare, die zu jenem übergeht. Da aber jede Auflage, ſo wohl auf rohe als auf verarbeitete Waaren, die Fabriken erſchwert, und alſo höchſtſchädlich iſt, ſo ſchaden wir uns dadurch eben ſo viel, und vielleicht mehr als dem Nachbarn, weil wir ihn dahin bringen können, die beſchwerte Waare ſelber zu fabriziren. Man laſſe alſo den Handel ganz unbeſchwert, und ſuche andre Beſchäftigungs-Zweige, die den belegten erſezzen.

§. 1182.

Wenn der Transport aus einem Land ins andre beſchwerlich iſt, ſo muß man die Wege verbeſſern, oder die Fluß-Schiffarth erleichtern, auch allenfalls gemeinſchaftlich mit dem Nachbar-Staat darüber berathſchlagen, weil auch der Nuzze gemeinſchaftlich iſt. Ueberhaupt

haupt muß man Fabriken, die auf ausländiſche rohe Producte gegründet ſind, auf alle Weiſe unterſtüzzen, aber die allgemeine Glückſeeligkeit nicht darauf bauen, ſondern zu dem Zweck Beſchäftigungen wählen, die auf eigenem Boden wachſen und erreifen.

§. 1183.

Wenn ein Staat Fabriken hat, die auf inländiſche Producte gegründet ſind, ſo kan es ſich zutragen, daß ausländiſche Mitwerber kommen, und den inländiſchen Fabrikanten den Stof wegkaufen, und vertheuern; in dieſem Fall pflegt man ſich folgender Mittel zu bedienen: 1. verbietet man die Ausfuhr an die Fremden ganz; oder 2. man belegt die Ausfuhr mit einer ſchweren Auflage; oder 3. man beſtimmt den inländiſchen Producenten eine gewiſſe Zeit, nach welcher ſie erſt an die Ausländer verkaufen dürfen. Ich will alle drey Operationen entwickeln, und am Probierſtein der Wahrheit prüfen.

§. 1184.

Wenn man durch ein Verbot der Ausfuhr eines rohen Stofs die ausländiſchen Mitwerber völlig ausſchlieſt, ſo giebt man dadurch den inländiſchen Fabrikanten das Privilegium des Verkaufs, und alſo ein Monopolium mit allen ſeinen böſen Folgen:- denn man macht die Bauern von den Fabrikanten abhängig, dieſe geben jenen für ihre Producte was ſie haben ſollen, der Landmann findet die Preiſe nicht mehr anlockend, er produzirt alſo weniger, und endlich gar nichts mehr. Wäre aber die Production dem Bauer weſentlich nöthig ſo wäre es ja höchſt ungerecht dieſen dem Handwerksmann aufzuopfern, da beyde gleichen Anſpruch an Schuz und Beglückung haben.

§. 1185.

Wenn man im **zweyten** Fall die Ausfuhr mit einer Abgabe belegt, ſo können die fremden Mitwerber nicht mehr ſo hohe Preiſe geben als vorhin, folglich verlieren dieſes unſre Bayern zu ihrem Schaden; oder müſſen ſie unſre Waare haben, ſind ſie von uns abhängig, welches ein ſehr ſeltener Fall iſt, ſo können wir den Nachbar-Staat leicht zu mißlichen Repreſſalien reizen, welches aber in jedem Fall ſo viel möglich verhütet werden muß; und über das alles bekommen unſre Fabriken abermal wieder einen Vorzug vor den Fremden, den ſie allemal ſo wie ein Monopol benuzzen, und des Abſazzes durch die Wohlfeile vergewiſſert, ſchlechtere Waare machen werden. Dieſes aber richtet ſie nach und nach ebenfalls wieder zu Grund, und die Production mit.

§. 1186.

Will man endlich drittens, unſeren Fabrikanten den Einkauf dadurch erleichtern, daß die Ausländer nicht eher kaufen dürfen, bis die Inländer ihre nöthige Proviſion gemacht haben, ſo begeht man einen Fehler, der eine unverzeihliche Kurzſichtigkeit zum Grunde hat: denn im Fall die Ausländer unſre Stoffe nöthig haben, ſo beſtellen ſie durch ihre Makler und Commiſſionäre bey den Bauern ihre Waare voraus, und beſtimmen die Preiſe; giebt nun der inländiſche Fabrikant nicht mehr, ſo bekommt er ſie nicht, der Bauer läſt ſie bis nach der geſezmäſigen Zeit liegen, und liefert ſie dann dem Ausländer aus.

§. 1187.

Hat aber der Ausländer unſre Waaren nicht durchaus nöthig, ſo läſt er ſie uns, und ſucht andre Auswege; dadurch fallen ſie aber im Preiſe, der Bauer produzirt weniger, und wenn ſie nun unſre Fabrikanten haben wollen, ſo müſſen ſie wieder ſo hohe Preiſe geben, daß ſie dem Bauer anlockend ſind; oder muß ſie dieſer produziren, ſind ſie das Einzige womit er ſich erhält, ſo wird er wieder vom Fabrikanten abhängig, es entſteht wieder ein Monopol, durch welches beyde zu Grund gerichtet werden.

§. 1188.

Wenn bey gewiſſen Veranlaſſungen eine Waare ſtark zieht, ein Fabrikant wichtige Beſtellungen bekommt, ſo kan es ſich zutragen, wenn dieſer Fall den Ausländer trift, daß er unſre rohe Materialien in ſo hohen Preiſen, und ſo häufig wegkauft, daß unſre Fabriken dadurch trocken geſezt werden. Eben dies kan geſchehen, wenn blühende und mächtige ausländiſche Fabriken die unſrigen zu Grund richten wollen, beſonders wenn dieſe erſt im Entſtehen ſind; ſie opfern in dem Fall ihre eigene Vortheile auf eine Zeitlang auf, und zehren aus ihrem eigenen Schmalz, das können aber unſre erſt entſtehende noch nicht, ſie gehen alſo ohne Rettung verloren.

§. 1189.

In beyden Fällen giebt es kein beſſer Mittel als folgendes: ein weiſer Regent ſoll eine Unterſtüzzungs-Caſſe haben; dieſe kan nun aus baarem Geld, oder beſſer in einer Aſſekuranz-Anſtalt beſtehen, ſo daß die Kammer vorſchieſt, der ganze Staat aber nach dem Schazzungs-Tarif wieder erſezt; ſo bald nun ein ſolcher auſſerordentlicher Fall eintritt, ſo ſezt die Polizey eine Prämie auf eine gewiſſe Quantität des rohen Stofs, dieſe Prämie empfängt der Fabrikant, und ſie muß ſo gros ſeyn, daß er dem Bauer noch mehr zahlen kan, als der Ausländer, ohne daß er von ſeinem Capital einen Heller mehr zuſezt als ſonſt; dieſe Prämie wird ſo lang bezahlt als der Ausländer Unfug treibt.

§. 1190.

Der Erfolg dieſer Operation iſt herrlich: 1. verliert der Fabrikant nichts dabey, er handelt ruhig fort, und verkauft wohlfeiler als andre; 2. gewinnt der Bauer beträchtlich, denn er zieht von Innen und Auſſen hohe Preiſe; 3. daher produzirt er nun ſtärker; wenn alſo die Wuth des Ausländers nachläſt, ſo macht die Menge des rohen Stofs eine Wohlfeile, die nun dem inländiſchen Fabrikanten zu ſtatten kommt; hatte der Bauer vorher geerndet, ſo kommt nun auch die Reihe an den Fabrikanten; 4. wird der Ausländer dadurch auf eine erlaubte Weiſe heslich angeführt: denn hatte er vortheilhafte Beſtellungen, ſo kan er nun auf unſre Unkoſten den Vortheil nicht machen; und war gar ſeine Meynung uns trocken zu ſezzen, ſo empfängt er ſeinen rechten Lohn: denn er hat eine ſchwere Summe Geldes an unſre Bauern ausgezahlt, die ihnen ſehr wohl bekommt; unſern Fabrikanten that er dadurch nicht den geringſten Schaden, ſondern der fiel ihm ſelbſt zur Laſt; und endlich 5. büſt weder die Kammer noch der Staat bey dieſen Prämien etwas ein, denn der Gewinn an ausländiſchem Gelde iſt viel beträchtlicher als dieſer Vorſchuß.

§. 1191.

Wer alle dieſe richtige Bemerkungen wohl durchdenkt, der wird nun allmälig mit innigſter Ueberzeugung meine zween Lieblings-Grundſäzze bewährt finden, daß man nämlich 1. eine vollkommene und uneingeſchränkte Gewerb- und Handelsfreyheit geſtatten, und 2. immer das Schwächere ſtärken, nie aber das Stärkere ſchwächen müſſe, und ſollte auch der Stärkere ein Ausländer ſeyn. Das alles iſt ſo in der Natur, und auch in den Rechten der Menſchheit gegründet, daß nichts dagegen eingewendet werden kan.

§. 1192.

Wenn fürs vierte die Arbeits- oder Hand- und Taglöhner hoch ſind, ſo hindert das auch ſehr an der gehörigen Wohlfeilheit einer Waare, und zwar gerad in dem Verhältniß in welchem viele Hände zu ihrer Verfertigung nöthig ſind; daher iſt das die erſte Regel: *daß man Fabriken, die viele Hände erfordern, nie an einem Ort anlegen müſſe, wo die Landwirthſchaft noch lange nicht Arbeits-Leute ganz hat, und alſo hohe Löhne bezahlen muß*, denn dieſe würde auch die Fabrike geben müſſen, ohne einmal gnugſame Arbeiter bekommen zu können; wollte man auch Fremde herbeylocken, ſo müſte man ihnen ja den nämlichen Lohn geben, oder ſie würden zur Landwirthſchaft übergehen.

§. 1193.

Dieſes iſt allenthalben der Fall, wo die Lebens-Mittel, folglich auch die Löhne theuer ſind; hier fehlt es nicht an den Fabriken, ſondern an Beförderung der Production, und der Landwirthſchaft, dieſer muß man alſo erſt nachhelfen; daraus entſteht nun die zweyte Regel: *man muß nämlich zur Anlage einer Fabrike, die viele Menſchen erfordert, ein Locale wählen, wo die Lebens-Mittel ſehr wohlfeil ſind, denn da ſinds auch die Arbeitslöhne;* und wenn man Fremde braucht, ſo kommen ſie gern an einen Ort wo ſo wohlfeil zu leben iſt.

§. 1194.

Die Wohlfeile der Lebensmittel hat eine doppelte Urſache: ſie entſteht entweder aus Mangel an Geld, oder aus Ueberfluß der Producte, das iſt aus dem Flor der Landwirthſchaft; in beyden Fällen iſt die Anlage der bevölkernden Fabriken vortrefflich: wo kein Geld iſt, da ſind die Fabriken an ihrem rechten Ort, denn ſie ſind das einzige Mittel fremdes Geld herbey und in Umlauf zu bringen; und wo ein Ueberfluß an Lebensmitteln iſt, da fehlen Menſchen die ihn verzehren, und dieſe locken abermal die Fabriken herbey; ſowohl in dem einen als in dem andern Fall hat die Landwirthſchaft Hülfe nöthig, die ihr auf keine beſſere Weiſe gewährt werden kan.

§. 1195.

Ich kan hier eine gewiſſe Folgerung nicht aus der Acht laſſen, ob ſie gleich nicht ſo unmittelbar hieher gehört: in fruchtbaren Getreide- und Weinländern thun die bevölkernde Fabriken ſelten gut; eines Theils ſind hier für die Landwirthſchaft zu viele Menſchen nöthig, und andern Theils bringt auch der Getreide- und Weinhandel ſo viel Geld ins Land, daß man der Fabriken nicht ſo ſehr bedarf. In rauhen gebirgigten Gegenden thun ſie die beſte Würkung.

§. 1196.

Hin und wieder hat ſich bey den Zünften der Misbrauch eingeſchlichen, daß ſie ſich ſelbſt mit mancherley, oft ſehr zweckloſen Auflagen beſchweren: indem ſie ſich bey öffentlichen Feyerlichkeiten unter einander an Pracht übertreffen wollen; auch wohl bey Gelegenheit Sauf- und Freßgelage anſtellen; das alles ſoll die Polizey durchaus nicht dulten, und ſolche Misbräuche abſchaffen, denn alle dieſe Unkoſten wollen doch verdient werden, und erhöhen alſo die Arbeitslöhne ganz ohne Urſache, oder ſie richten den Handwerksmann zu Grund.

§. 1197.

Ich hab vorhin ſchon geſagt, daß man die Fabriken da anlegen müſſe, wo es müßige Hände giebt; allein die Zünfte, welche immer alle mögliche Mittel ergreifen die Arbeitslöhne in die Höhe zu treiben, ſuchen die Concurrenz der Arbeiter zu hemmen wo ſie können; bald trachten ſie das Erlernen des Handwerks zu erſchweren, bald erſchleichen ſie Einſchränkungen, daß ein Meiſter nur eine gewiſſe Anzahl Geſellen halten darf, dann verhindern ſie das Meiſterwerden u. ſ. w. Wenn man nun auch die Arbeitslöhne durch Geſezze beſtimmt, ſo hilft das nicht; blos die völlige Freyheit und der dadurch verurſachte Zuſammenfluß der Handwerksleute hält die Arbeitslöhne in ihrer gehörigen Billigkeit.

§. 1198.

Maſchinen welche Menſchenhände erſparen, ſind bey den Fabriken äuſſerſt wohlthätig: indem ihr Unterhalt weniger koſtet, arbeiten ſie auch viel wohlfeiler; aber eben dadurch daß ſie Arbeiter entbehrlich machen, und alſo gewiſſermaßen Familien das Brod rauben, hat man ſie für ſchädlich gehalten, und ihren Gebrauch verhindern wollen. Ich kan mich des Unwillens nicht enthalten, wenn ich ſolche ſeichte und unüberlegte Urtheile leſe oder höre: wie wenn man denn von Anfang her, wo das immer der Fall war, die Erfindung der Maſchinen gehindert hätte? Waren die Männer die den Webſtuhl, die Seiden-Zwirnmühle, den Strumpfſtuhl, und dergleichen erfanden, nicht ſehr wohlthätig? — Und wär es nicht noch jezt derjenige, der eine Spinn-

Maſchine erfände, die ſo viel ſpänne, als zwanzig Menſchen?

§. 1199.

Man ſehe nur die Sache von der rechten Seite an, ſo wird alles bald in einem ganz andern Licht erſcheinen: 1. So bald eine Maſchine erfunden wird, die mehr und wohlfeiler arbeitet als die Menſchen, ſo werden auch die Waaren um ſo viel wohlfeiler. Die Fabrike bringt alſo durch den verſtärkten Abſaz mehr Geld in den Kreislauf; und wenn die Waare ein allgemeines Befriedigungsmittel iſt, ſo ernährt ſich auch der gemeine Mann leichter, indem er nun nicht ſo viel Geld auszugeben braucht, um dies Befriedigungsmittel zu bekommen; was alſo das Publicum auf einer Seite durch die Maſchine am Verdienſt verliert, das gewinnt es auf der andern Seite doppelt an Geld und Wohlfeilheit.

§. 1200.

2. Nur im Anfang, gleich nach Erfindung der Maſchine äuſſert ſich eine Unbequemlichkeit, indem nun auf eine kurze Zeit Menſchen müßig werden; aber das dauert nicht lang, denn da durch den Gebrauch der Maſchine die Fabrike vor allen andern den Vorzug erhält, ſo wächſt ſie ungemein, und bekommt einen Flor, der ſeines Gleichen nicht hat; die Beſchäfftigung vermehrt ſich auſſerordentlich, und die Menſchen, welche vorhin mit ihren Händen arbeiteten, arbeiten nun mit den Maſchinen. Jezt ernährt ein Strumpfweber eine Familie, das konnte ein Stricker nie, ſondern Mann, Frau und Kinder, alles muſte ſtricken.

§. 1201.

Und endlich 3. wenn nun einmal ein erfinderiſcher Kopf eine ſolche Maſchine entweder theoretiſch oder practiſch fertig hat, was ſoll man dann mit ihm anfangen? — Ihm den Gebrauch verbieten? Das wäre ſehr unweiſe; denn nun würde er über die Gränze gehen, und dort willkommen ſeyn; wo bleibt aber alsdann unſre Fabrike? — Oder: ſoll man ihn auf eine Veſtung ſezzen, oder gar die Augen ausſtechen? — Dieſer Gedanke kan nur einem aſiatiſchen Despoten einfallen. Man belohne im Gegentheil ſolche Künſtler auſſerordentlich, und ſezze hohe Prämien auf die Erfindung nüzlicher Maſchinen. **Ich will viel lieber zwanzig Spinner haben, deren jeder auf einer Maſchine zwanzigfach ſpinnt, als eben ſo viele die nur einfach ſpinnen.** Dieſer Saz beweiſt und entſcheidet alles.

§. 1202.

Wenn die Transportkoſten die Fabrik-Waaren vertheuern, ſo fehlt es entweder an den Wegen, an der Schifffarth, und an ihrer Polizey, oder an der Fabrike ſelbſt. Sind die Straßen ſchlecht, ſo muß man ſie verbeſſern, und eben ſo die Flüſſe, in ſo fern es möglich iſt, ſchiffbar machen; fehlt es an der Concurrenz der Fuhrleute, ſo muß die Polizey auch hier mitwürken, ſo wie ich unten an ſeinem Ort lehren werde. Wenn aber die Fabrike Schuld iſt, ſo hat ſie ihr gehöriges Locale nicht, man muß ſie alſo da anlegen, wo die Zu- und Abfuhr am leichteſten und wohlfeilſten iſt. Bey Fabriken die keine groſen Maſſen verarbeiten, kommen die Frachten gar nicht in Anſchlag.

§. 1203.

Die **Aſſecuranz- und Wechſel-Preiſe** können auch die Waaren vertheuern; da ich aber unten in der **Handlungs-Polizey** auch hievon weitläuftiger reden muß, ſo überſchlage ich hier dieſe Materie. Dagegen will ich die Folgen der **Auflagen** auf **eingehende, ausgehende** und **durchgehende** Waaren zu entwickeln ſuchen; ich hab oben ſchon ein und anderes darüber geſagt, allein es ſind doch noch Bemerkungen zurück, die nicht übergangen werden dürfen,

§. 1204.

Die Auflagen auf die Waaren, oder mit einem Wort, die **Mäuthe** haben immer den Erfolg, daß ſie die Preiſe erhöhen, und alſo den Abſaz erſchweren; ſind nun die **eingehende** Waaren **entbehrlich**, ſo glaubt man dadurch ihren Gebrauch einzuſchränken, und ſo viel mehr Geld im Lande zu behalten; aber ich kan mit Recht fragen: Was iſt entbehrlich? — Sobald die Mode etwas eingeführt hat, ſo iſt es nicht mehr entbehrlich, denn jeder der ſie mitmachen muß, der muß es haben, und bezahlt alſo auch den höhern Preis, und derjenige der es für entbehrlich hält, kauft es in keinem Fall; wofür alſo der Mauth? Dazu kommt noch der Schleichhandel. Als **Friedrich der Zweyte** in den ſechziger Jahren die Einfuhr des Tabaks verbot, und auf der Bergiſchen Gränze alle Päſſe mit Huſaren beſezt hielt, ſo ſtand der Tabakshändler im Gebüſche, ließ den Huſaren vorbey traben, und nun ſchritt er über den Weg, und brachte dem Preuſiſchen Krämer, der auch gegenüber in den Sträuchern ſtand, ganze Körbe voll holländiſchen Tabak, und nun wollten ſie ſich über den König und ſeine Huſaren krank lachen.

§. 1205.

Sind aber die Waaren völlig **unentbehrlich**, ſo iſt ja ein ſolcher **Mauth** eine wahre Brandſchazzung, und gar nicht zweckmäſig. Mit einem Wort, ſollen die Mäuthe die Handlung leiten, ſo ſind ſie ſchädlich, denn die muß frey ſeyn; ſollen ſie aber als Revenüe betrachtet werden, ſo hat man einen unſichern Gegenſtand gewählt; denn die Unterlage einer jeden Schäzzung muß feſt und unbeweglich ſeyn, wenn es anders die Einkünfte auch ſeyn ſollen.

§. 1206.

Wenn Waaren auſſer Land gehen, ſo wird der Mauth entweder vom rohen Stoff, oder von der verfertigten Waare gefordert. Vom erſten Fall hab ich oben ſchon gehandelt, alſo gehört nur der lezte hieher: Mauth von Fabrik-Waaren zu fordern die auſſer Land gehen, iſt äuſſerſt zweckwidrig; eine ſolche Ausfuhr ſoll man ehender durch Prämien unterſtüzzen, als durch Auflagen hindern; denn wenn man ſich vorſtellt, der Ausländer müſſe unſre Waare haben, und alſo auch die Auflage tragen, weil er von unſern Verkäufern abhängig ſey, ſo betriegt man ſich ſehr; faſt nirgend findet eine ſolche Abhängigkeit Statt, und wo ſie auch Statt fände, da würde denn doch der Ausländer ſich im Gebrauch unſerer Waare in dem Verhältniß der Größe der Auflage einſchränken, oder ſie durch Schleichhandel an ſich bringen; alſo iſt dieſer Mauth vollends gar nichts nüzze.

§. 1207.

Wenn Waaren durch einen Staat geführt werden, ſo hat er das Recht Zölle von ihnen zu erheben; denn dies iſt eigentlich ein Miethgeld für den Gebrauch unſerer Straßen oder unſerer ſchiffbaren Flüſſe; werden aber dieſe Abgaben auch drückend, ſo erſchweren ſie den Handel und leiten ihn alſo entweder um die Gränze herum, oder ſie ſchwächen ihn, und in dem Verhältniß werden alſo auch die Zölle ſchwächer.

§. 1208.

Wenn man auf die durchziehende Waaren eine ſchwere Abgabe legt, ſo hat man gewöhnlich den Zweck, den inländiſchen Handel mit den ähnlichen Waaren dadurch empor zu bringen; allein 1. iſt dies Mittel unrecht und unchriſtlich: *was ich nicht will, das man mir thun ſoll, das muß ich auch einem andern nicht thun*; und 2. iſt es auch unzulänglich: denn ſind unſere Waaren eben ſo wohlfeil, eben ſo gut, und eben ſo ſchön als die durchziehenden, ſo werden ſie ohnehin die Fremden kaufen, beſonders weil ſie nicht ſo weit brauchen transportirt zu werden, ſind ſie aber theurer und ſchlechter, ſo wird ſie der Ausländer darum nicht kaufen, weil wir andern den Durchzug erſchweren.

§. 1209.

Wenn die Intreſſen in einem Lande hoch ſtehen, ſo ſucht ein jeder der Gelegenheit dazu hat, ſeine Gelder zuſammen zu ziehen, und auf ſichere Hypotheken auszuleihen; wenn alſo eine Fabrike nicht ſehr viel Gewinn einbringt, ſo läſt man ſie eingehen, denn man wagt weniger, und lebt auch ruhiger, wenn man Intreſſen zieht. Dieſer Umſtand iſt ein tödtendes Gift der Induſtrie; alles ſchläft nach und nach ein, und alle Gewerbe gehen mit der Zeit zu Grund.

§. 1210.

Dieſem Unheil vorzubeugen, giebt es kein ſicherer Mittel, als dasjenige, welches ich oben ſchon angegeben habe; wenn nämlich der Landesherr ſeine Caſſe öffnet, und ſeine Gelder gegen geringe Intreſſen ausleiht; dadurch wird jeder Geldbeſitzer oder Capitaliſt bewogen, mit ſeinen Capitalien etwas einträglicheres anzufangen, und ſich auf Fabriken und Handlung zu zu legen; geſchieht aber dies, ſo entſteht wieder Induſtrie in allen Gewerben, und der Wohlſtand wird allgemein.

§. 1211.

Wenn der Fabrikant an ſeinen Waaren viel gewinnen will, ſo werden ſie natürlicher Weiſe theurer; dies wird aber immer der Fall ſeyn, wenn der Luxus hoch geſtiegen iſt, und man gleichſam gezwungen iſt groſen Aufwand zu machen. Daher iſt die Einſchränkung der Mode, und der Ueppigkeit eine Hauptpflicht der Polizey, und dann muß ſie die Erwerber ſo zu leiten wiſſen, daß ſie in der Menge des Abſazzes, der Mannigfaltigkeit der Waare, und in der Geſchwindigkeit des Umſchlags ihren Gewinn ſuchen.

§. 1212.

Aber beyde Forderungen ſind ſo leicht nicht: die Einſchränkung des Luxus, geſchieht durch ein gutes Beyſpiel des Hofs und der geſammten Dienerſchaft, dann durch gute Kleiderordnungen, und überhaupt durch ein raſtloſes Beſtreben, überall ſolche wilde Auswüchſe der menſchlichen Triebe zu beſchneiden und zu hemmen. Die Leitung zum geſchwinden Umſchlag aber geſchieht am beſten in den Schulen, wo junge Erwerber gebildet werden, und wo man ihnen alſo jenen Handgrif zum Hauptgrundſaz eines glücklichen Gewerbes macht, und einprägt.

§. 1213.

Wie die Polizey nach den bisher vorgetragenen Grundſäzzen für die Wohlfeilheit ihrer Fabrikate ſorgt, ſo muß ſie nun auch ihr Augenmerk auf die Güte derſelben richten. Die Güte einer Waare, oder ihre innere weſentliche Vollkommenheit beſteht darinnen: wenn ſie das Bedürfniß, zu deſſen Befriedigung ſie beſtimmt iſt, vollkommen, und auf eine ſo lange Zeit, als es ihrer Natur nach möglich iſt, befriedigt. Dieſe Güte gründet ſich auf folgende Stücke: 1. Auf gute rohe und Hülfsmaterialien; 2. auf die Geſchicklichkeit der Arbeiter und ihre Leitung; und 3. auf zweckgemäſe Maſchinen und Werkzeuge, die die Geſchicklichkeit der Handwerksleute gehörig unterſtüzzen können.

§. 1214.

Wenn die Arbeiter geſchickt ſind, und gut geleitet werden, und wenn man keine Waare in den Handel kommen läſt, die nicht vollkommen gut iſt, ſo ſchickt es ſich ſchon von ſelbſt, daß jeder Meiſter gute rohe und Hülfsmaterialien zu bekommen ſuchen muß, weil er ſonſt unmöglich gute Waare liefern kan; indeſſen muß er ſie aber doch bekommen können: daher ſezt man Prämien auf die beſte Production ſolcher rohen Stoffe, wenn ſie nämlich inländiſch ſind, und unterrichtet zugleich den Landmann, durch welche Mittel er dieſen Zweck erreichen könne; ſind ſie aber ausländiſch, ſo kan man weiter nichts thun als durch gute Schauanſtalten für die Güte der Fabrikate zu ſorgen; wenn nun unſre Fabrikanten keine ſchlechten rohen Stoffe mehr kaufen, ſo wird auch der Ausländer bewogen, in ſeiner Produktion auf gute Waare zu ſehen, und ſie zu erzielen.

§. 1215.

Der rohe Stof muß aber auch nach den beſten Regeln bearbeitet werden, ſonſt hilft ſeine Güte nicht; das erſte alſo was hier zu beobachten iſt, betrift die Geſchicklichkeit der Arbeiter oder Handwerksleute; dieſe erlangen ſie durch gehöriges Erlernen ihres Handwerks, und ſie üben ſie hernach auch aus, wenn ſie auf die würkſamſte Weiſe dazu angehalten werden. Folglich kommt hier alles auf vortrefliche Zunft- Wanderungs- und Schauanſtalten an.

§. 1216.

Es iſt ſehr traurig, daß wir Menſchen ſo ſelten die ſeelige Mittelſtraße halten können: als man anfieng einzuſehen, wie ſchädlich die Zünfte aufs gemeine Beſte würkten, ſo gieng man, anſtatt ſie verbeſſern zu wollen, zum andern Extrem über, und wollte ſie nun gar abgeſchaft wiſſen; man behauptete nämlich: die vollkommene Gewinn- und Gewerb-Freyheit, als das wahre Mittel zur vollkommenen Staats-Glückſeeligkeit, vertrage durchaus keine Einſchränkung, keine Zunft-Verfaſſung, ſondern ſie fordre vielmehr, daß es einem jeden gänzlich frey ſtehen müſſe, zu arbeiten, zu erwerben, zu thun und zu laſſen, was er wolle; beſonders da einen jeden ſein Eigennuz antreiben würde gut zu arbeiten.

§. 1217.

Die bloſe Speculation, und Vernunft-Schlüſſe am Schreibpult machen die Sache hier nicht aus, ſondern man muß die Erfahrung fragen: wo gar keine Zunft-Verfaſſung iſt, da beſtimmt ſich der Jüngling zu einem Handwerk, er hat keine Verbindung gewiſſe Lehrjahre zu ſtehen, folglich verſteht er ſich mit ſeinem Meiſter, und giebt ihm etwas zur Schadloshaltung, ſo bald er glaubt er könne nun ſein Handwerk, und dies glaubt ein junger Menſch ſehr früh, um nur heurathen und ſein eigener Herr werden zu können; ſein Meiſter hindert das gar nicht, denn was liegt ihm dran ob das Handwerk einen Pfuſcher mehr bekommt, im Gegentheil, er hoft Nuzzen daraus zu ziehen.

§. 1218.

Nun geht der Jüngling aus den Lehrjahren, er hat keine Prüfung auszuhalten, kein Meiſterſtück zu machen, er ſezt ſich alſo, nimmt ein Weib, und fängt an zu arbeiten; da aber ſeine Arbeit nicht gut wird, ſo fehlt es am Zulauf, folglich arbeitet er wohlfeiler; nach und nach lernt er auch ſeine Fehler verſtecken. Die Wohlfeile zieht ihm Kunden an, und will der rechtſchaffene, geſchickte Mann leben, ſo muß er für die nämlichen Preiſe, und alſo auch ſchlecht arbeiten; endlich kommt es ſo weit, daß es keine Männer mehr giebt, die ihre Profeſſion verſtehen. Ich kenne Gegenden, wo ich alles dieſes aus vieler Erfahrung abgezogen und bemerkt habe. Man lernt da die Fabrik-Waaren mit einem ſchönen Anſtrich überkleiſtern, um Käufer zu locken, aber an Güte fehlts gänzlich.

§. 1219.

Wenn die Vernunft durch die Erfahrung geleitet wird, ſo geht ſie mit ihr in Erforſchung der Wahrheit in gleichem Schritt: denn welche Folge iſt wohl natürlicher als diejenige, welche ich ſo eben geſchildert habe, und wo ſie nicht aufs genaueſte zutrift, da würken andre Umſtände mit, auf deren Zuſammentreffen man ſich aber in der Regel nie verlaſſen darf. Es läßt ſich aber auch a priori unwiderſprechlich darthun, daß die vollkommene Gewinn- und Gewerbfreyheit nicht allein jene gänzliche Abſchaffung aller Schranken nicht fordre, ſondern ſogar ohne weiſe Einſchränkung gar nicht ſtatt finde: denn da jeder Menſch das nämliche Freyheits-Recht genieſen ſoll, ſo darf der Regent nicht zugeben, daß irgend jemand für ſein Geld mit ſchlechter Waare betrogen wird, im Gegentheil muß er jeden Erwerber ſo zu leiten wiſſen, daß er die beſten Befriedigungs-Mittel für billige Preiſe liefern muß.

§. 1220.

Das beſte Mittel zu dieſer Leitung ſind nun erſtlich wohleingerichtete Zünfte: zu dem Ende müſſen alle Meiſter eines Handwerks zuſammen einen politiſchen Körper ausmachen, deſſen Vorſtand aus einem Altmeiſter, Jungmeiſter, etlichen Beyſizzern und einem Rechtsgelehrten als Syndikus beſteht; welcher leztere auch das Protocoll führt; damit aber die Zunft nichts beſchlieſen könne, das dem Staat zuwider iſt, ſo muß ein herrſchaftlicher Beamter als Commiſſarius jeder Sizzung beywohnen, deſſen Confirmation alſo bey allen Schlüſſen und Verordnungen nöthig iſt. Ein ſolcher Commiſſarius muß nebſt der Rechtsgelehrtheit auch die geſammte Staatswirthſchaft aus dem Grunde verſtehen. Die Altmeiſter entſtehen aus den Jungmeiſtern, und jährlich werden von der geſammten Zunft nur die Jungmeiſter gewählt.

§. 1221.

Der Commiſſarius und der Syndikus werden aus dem herrſchaftlichen Aerarium beſoldet, die Zunft-Vorſteher aber müſſen ſchlechterdings umſonſt ihre Aemter verwalten; dieſes kan auch leicht geſchehen, weil ſie monatlich nur einmal einen halben Tag zu ſizzen brauchen, und dann weil es ja einem iſt wie dem andern, indem alle Jahr neue gewählt werden; zudem iſt auch der Zunftmeiſter ein anſehnlicher ehrenvoller Mann, ſo daß auch jeder gern um der Ehre willen ein ſolches Amt annimmt. Ueberdem müſſen alle Unkoſten, Eintrittsgelder, Zunftgelage, Mahlzeiten, und dergleichen bey höchſter Strafe vermieden werden.

§. 1222.

Ein ſolches Zunft-Collegium hat in Anſehung ſeines Handwerks die vorſchlagende und rathgebende Geſezgebung; und in ſofern ſeine Vorſchläge nichts enthalten, das ihm ſelbſt oder dem Staat ſchädlich iſt, ſoll ſie der Regent bekräftigen und zu Geſezzen machen. Dann verwaltet es die Handwerks-Polizey, entſcheidet in Zunft-Sachen, die nicht unmittelbar zur Gerichts-Stelle gehören, und beſorgt überhaupt alles was zum Beſten der Zunft, und des Handwerks dient.

§. 1223.

Wenn nun ein Vater ſeinen Sohn einem Handwerk widmen will, ſo ſoll er einen braven Meiſter ausſuchen, der das Handwerk verſteht, treibt, und eine ordentliche Haushaltung führt; mit dieſem accordirt er den Lehrlohn; die Zeit aber, oder die Lehrjahre, welche der Jüngling auszuhalten hat, müſſen beſtimmt ſeyn, und zwar bey jedem Handwerk nach dem Verhältniß der Schwere ſeiner Erlernung: denn der Einwurf, daß dadurch ein geſchickter Kopf in ſeiner Beförderung aufgehalten werde, gilt gar nichts; was hinderts ihn denn, wenn er demohngeachtet ſeine Lehrzeit aushalten muß? Er iſt ja ohnehin noch in den Jahren, wo er noch keine Haushaltung anfangen darf, und wenn er geſchickt und brav iſt, ſo wird ihm ſein Lehrmeiſter immer Vortheile zuflieſen laſſen, die der ungeſchickte nicht genieſt.

§. 1224.

Wenn der Vater mit dem Lehrmeiſter den Accord geſchloſſen hat, ſo müſſen am nächſten Zunfttag, Vater, Sohn und Lehrmeiſter vor der Zunft erſcheinen, und ihren Contract mit den übereingekommenen Puncten anzeigen, dieſes alles wird dann protocollirt; auch muß der Vater von ſeinem Geiſtlichen und Schullehrer ein Atteſtat von dem Wohlverhalten ſeines Sohns beybringen, auf dieſes ſoll auch alsdann Rückſicht genommen werden; ein durchaus verdorbener, boshafter Jüngling muß erſt eine andre Probe durchgehen ehe man ihn einem ſo ehrſamen Körper einverleibt, dann wird er auch über ſeine Vorkänntniſſe, Religions-Begriffe, Rechnen, Schreiben, auch wohl Zeichnen, wenn es bey dem Handwerk nüzlich iſt, examinirt, und wenn kein Hinderniß da iſt, ſo wird er nun aufgedingt.

§. 1225.

Dies geſchicht folgender Geſtalt: der Commiſſarius hält dem Jüngling und dem Lehrmeiſter, jedem ſeine Pflichten vor, und läſt beyde darüber dem Zunftmeiſter Handgelöbniß thun; dann verfertigt der Syndikus ein wohlabgefaſtes Inſtrument, welches jene Pflichten, und die accordirte Puncte ordentlich und ausführlich enthält; dieſes unterſchreibt der ganze Zunft-Verſtand, der Lehrmeiſter, der Vater, und der Sohn, und nun wird das Zunftſiegel angehängt oder aufgedruckt. Dieſer Lehrbrief iſt ein Document und Beweis, daß der Jüngling ſein Handwerk zunftmäſig erlernt habe.

§. 1226.

Mit allen dieſen Umſtänden müſſen aber durchaus keine Koſten verpaart gehen; die Verfertigung des Lehrbriefs kan allenfalls nach einer mäſigen Taxe bezahlt werden, ſonſt aber müſſen bey hoher Strafe alle Beſchwerden, Mahlzeiten, Gelage, Sporteln, u. d. g. in den Zunftgeſezzen verboten, und auf deren Beobachtung ſtrenge gehalten werden. Eben ſo zweckwidrig iſt es, wenn der Lehrjunge nun bey dem Eintritt in die Lehrjahre eine Zeitlang die Schuh putzen, das Haus kehren, Feuer in die Oefen machen, und dergleichen unſchickliche Arbeiten verrichten muß; man ſoll ihn ordentlich, wie einen Geſellen halten, und ihn zweckmäſig unterrichten. Ein ſolcher Handwerks-Pennalismus ſoll in den Zunftgeſezzen aufs ſtrengſte verboten werden.

§. 1227.

Sollte ſich der Lehrjunge ſchlecht betragen, und einen Character zeigen, der nicht zu beſſern iſt, ſo erſcheint der Lehrmeiſter vor der Zunft, und zeigt es an; dann wird die Sache unterſucht, und wenn alles wahr befunden wird, ſo muß der Lehrjunge den Lehrbrief wieder herausgeben, dieſer wird alsdann vernichtigt, und jener entweder dem Vater wiedergeſchickt, oder auch nach Befinden in das Verbeſſerungs-Haus gebracht. Hält aber der Jüngling ſeine Lehrjahre ordentlich und ehrlich aus, ſo erſcheinen nach Ablauf derſelben, der Lehrmeiſter, der Lehrburſch und ſein Vater oder Vormünder wieder vor der Zunft, der Lehrmeiſter erklärt nun vor dem Protocoll, daß ſich der junge Menſch redlich, fleiſſig und brav bey ihm betragen, und daß er das Handwerk ordentlich gelernt habe.

§. 1228.

Darauf ſchreitet nun der Zunft-Vorſtand zum Examen: dieſes beſteht erſtlich in Fragen über die Arbeiten des Handwerks, kan dieſe der junge Menſch nach Genüge beantworten, ſo ſezt ihn einer der Zunftmeiſter etliche Tage auf die Werkſtätte und läſt ihn arbeiten; kan er nun die vorgeſchnittenen, oder vorbereiteten Stücke ordentlich und fertig ausarbeiten, ſo wird das dem Vorſtand gemeldet, und bey nächſter Seſſion wird er alsdann losgeſprochen.

§. 1229.

Das Losſprechen beſteht in folgenden Stücken: 1. erklärt der Lehrmeiſter den Jungen vor dem Protocoll von allen Puncten des Lehrbriefs, und Accords frey, und bezeugt, daß er mit ihm zufrieden ſey; 2. bezeugt ihm nun auch der Zunft-Vorſtand, daß er ſein Handwerk ordentlich und zünftig erlernt habe; und 3. wird das Alles wiedrum in ein feyerliches Inſtrument verfaſt, welches von allen Zunftmeiſtern und dem Lehrmeiſter unterſchrieben, und gehörig beſiegelt wird; dieſes Document wird Kundſchaft genannt, und es iſt ein Beweis, daß der Lehrjunge nunmehr Geſelle geworden ſey. Sollte aber der Lehrjunge im Examen nicht beſtehen, ſo ſoll man ſeine Lehrjahre verlängern, und wenn das alles nicht hilft, ihn vom Handwerk ausſchlieſen, denn ein ſolcher ehrſamer Körper ſoll kein ungeſchicktes Glied haben, denn ſonſt leidet der Staat darunter.

§. 1230.

Der Lehrbrief und die Kundſchaft geben dem jungen Mann eine ehrenvolle bürgerliche Würde, und es ſteht ihm nun frey zu wandern, und für Lohn zu arbeiten wo er will. Wollte er aber alſofort Meiſter werden, ſo müſte er ſich wieder bey der Zunft melden, und auch zu dieſem Zweck examiniren laſſen; dazu wird aber erfordert, daß er nicht nur alle Stücke ſeines Handwerks ſelbſt vollkommen arbeiten, ſondern auch anordnen, einrichten, vorzeichnen und vorſchneiden könne: z. B. der Weber muß ein Stück Zeug ſcheeren, aufbäumen, anzetteln, Bildgewebe auf eine Patrone zeichnen, die Schnürung ſelber machen, und ſo muß jeder der Meiſter werden will, die Meiſter-Werke ſeiner Profeſſion anordnen und vollenden können. Kan das nun der neue Geſelle ſchon, ſo iſt kein Hinderniß da, auch ſchon Meiſter zu werden.

§. 1231.

Indeſſen, wenn auch der neue Geſelle ein auſſerordentliches Genie iſt, das alles leiſtet, ſo iſt es doch immer beſſer, wenn er nun noch einige Zeit bey allerhand Meiſtern arbeitet, und ſich in ſeinem Handwerk immer mehr vervollkommnet. Gut iſt es, wenn er auch in fremde Länder wandert, und ſo Kunſt und Lebensart lernt; doch ſoll dies Wandern kein Geſez ſeyn, denn es giebt viele junge Leute deren Umſtände nicht leiden, daß ſie reiſen können. Der wandernde Geſelle nimmt ſeinen Lehrbrief und Kundſchaft mit, denn dieſe Documente verſchaffen ihm allenthalben Credit.

§. 1232.

Da aber auch der beſte Jüngling auf Abwege gerathen, und liederlich oder gar ein Böswicht werden kan; ſo muß er von allen Meiſtern bey denen er in der Fremde gearbeitet hat, Zeugniſſe ſeiner Aufführung mitbringen; dieſe dienen ihm dann auch bey dem Meiſterwerden zu einer beſſern Aufnahme. Die faſt allenthalben eingeführte Geſellen-Auflagen, Laden und Herbergen ſind vortreflich, und erleichtern das Wandern ungemein, nur muß man ja keine Misbräuche, Gelage und Ausſchweifungen auf ihre Koſten dulten. Dem reiſenden Handwerksgeſellen, der keine Arbeit bekommen kan, ein Zehrgeld zu ſchenken iſt löblich.

§. 1233.

Wenn ich aus wichtigen Gründen jedem Handwerksgeſellen frey laſſe zu wandern oder nicht, ſo will ich damit nicht ſagen, daß die Polizey gute und vernünftige Wanderungsanſtalten auſſer Acht laſſen ſoll; im Gegentheil müſſen ſie folgender Geſtalt befördert werden: Man erkundigt ſich nach allen Handwerken, Künſten und vorzüglich Fabriken, die noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit haben, und die in andern Ländern in groſem Ruf und Flor ſtehen; dann wählt man Geſellen aus ſolchen Zünften, und zwar Landeskinder, welche angeſeſſen, und von gutem Verſtand und Character ſind: dieſe ſchickt man an ſolche Oerter hin, wo ihre Profeſſion in der höchſten Vollkommenheit ſteht, und läſt ſie dort arbeiten.

§. 1234.

Damit ſie aber auch Gelegenheit haben mögen, etwas zu erlernen, auch allenfalls durch Trinkgelder, oder ſonſtige Auslagen dieſes oder jenes Kunſtſtück und Geheimniß auslocken und kaufen zu können, ſo verſieht man ſie von Zeit zu Zeit mit Geld; damit ſie aber nicht ausbleiben, ſondern dereinſt wieder kommen mögen, ſo müſſen ſie zu Haus hinlängliche Caution ſtellen; kommen ſie dann endlich mit Känntniſſen ausgerüſtet nach Haus, ſo werden ſie Meiſter, und höchſt nüzliche Bürger zum Beſten ihrer Zunft, und des ganzen Landes.

§. 1235.

Wenn ſich endlich der Geſelle, entweder innerhalb oder auſſerhalb Landes die gehörige Känntniß erworben und zum Heurathen das geziemende Alter erreicht hat, ſo wählt er ſich einen Ort, wo er ſich wird nähren können, und meldet ſich daſelbſt bey der Zunft, um Meiſter zu werden. Jezt examinirt ihn nun der Zunft-Verſtand zu dieſem Zweck, und läſt ihn dann das Meiſterſtück machen, dieſes beſteht darinnen, daß man ihn die vornehmſten Kunſtſtücke ſeines Handwerks ganz aus dem rohen Stof erſt zurichten, ſchneiden, zeichnen, vorrichten und dann ausarbeiten läſt; liefert er nun ein Meiſter-Werk, ſo bekommt er den Meiſter-Brief, und das Meiſter-Recht, dies alles aber darf wiedrum nicht das Geringſte, auſſer den Schreibgebühren, koſten.

§. 1236.

Wenn die Polizey bey allen Handwerken, Künſten und Fabriken ſolche Zunft- und Wanderungsanſtalten trifft, ſo kan es nicht fehlen, die Handwerksleute müſſen die gehörige Geſchicklichkeit bekommen; und es kommt dann nur noch auf gute Schauanſtalten an, durch welche ſie ſo geleitet werden, daß ſie gezwungen ſind, die beſte Arbeiten und Waaren zu liefern. Aber eben dieſe Schauanſtalten ſind nicht ſo leicht einzurichten.

§. 1237.

Das Schaugericht beſteht gewöhnlich da, wo es eingeführt iſt, aus ſachkundigen Männern, welche jedes Stück Arbeit, ehe es in den Handel kommt, beſehen, und nach den Schaugeſezzen beurtheilen müſſen; finden ſie nun vorzügliche Mängel, ſo verſagen ſie ihm den Stempel, und dann darf die Waare nicht verkauft werden, oft wird ſie gar confiſcirt; iſt ſie aber vollkommen gut, ſo drückt ihr das Schaugericht den Stempel auf, oder plombirt ſie, und berechtigt ſie dadurch zum Handel.

§. 1238.

Wenn die Schaurichter gewiſſenhaft zu Werk gehen, und vollkommen ihre Pflicht erfüllen, ſo iſt die Würkung dieſer Einrichtung vortreflich: denn wenn die Käufer innerhalb und auſſerhalb Landes einmal wiſſen, daß eine Fabrike lauter vollkommen gute Waaren liefert, und daß die Plombe immer dieſe Güte garantirt, ſo kaufen ſie ganze Ballen ohne ſie einmal zu öffnen, oder zu beſehen, denn ſie wiſſen die Waare iſt ohne Tadel, ſie bezahlen ſie in den beſten Preiſen, und ſo iſt der Abſaz gegründet. Ich brauche über die vortrefliche und glückliche Folgen dieſer Einrichtung kein Wort mehr zu ſagen, denn jeder Vernünftiger kan ſie ohne nachzudenken, gleich auf den erſten Blick einſehen.

§. 1239.

Was überzeugt aber die Käufer, daß das Schaugericht immer gewiſſenhaft zu Werk gehe? — Wir wiſſen alle wie leicht ſolche Männer beſtochen werden können; und wenn auch einmal viele Jahre lang dieſer Fall nicht einträfe, ſo iſt man doch nie ſicher, ob nicht ein neuer Schaurichter Geld nimmt, um ſchlechte Waare als gut zu ſtempeln; wo alſo ein einfaches gewöhnliches Schaugericht angeordnet wird, da kan es nie die glückliche Würkung hervorbringen, weil es nie den allgemeinen Credit der Unbeſtechlichkeit bekommen kan. Man weiß wie wenig man auf die plombirte Waaren, und ihre Güte baut, indem ihnen das Siegel faſt gar keinen Credit giebt.

§. 1240.

Im Gegentheil haben die Engliſche Waaren allen möglichen Credit: denn erſtlich ſieht und erkennt man im erſten Anblick ihre Güte und Schönheit; und wenn ſie nicht ſo auſſerordentlich theuer wären; ſo würden ſie allen andern in der Welt den Rang ablaufen; dieſes kommt aus zweyen Urſachen her: die erſte iſt die allgemeine Eiferſucht der Künſtler ſchön und gut zu arbeiten, und die zweyte, das dreyfache Schaugericht, welches alle Waaren beſieht und beurtheilt; wenn das erſte einen Fehler durchſchlupfen ließ, ſo würde ihn das zweyte und dritte rügen, eins giebt immer dem andern Acht, und ſo wird keine ſchlechte Waare geſtempelt.

§. 1241.

Vermuthlich haben die dreyfache Schauanſtalten, und dann auch die Aufklärung, verbunden mit den glücklichen Folgen, welche vortrefliche Fabrikate natürlicher Weiſe nach ſich ziehen, jene Eiferſucht der Engliſchen Arbeiter ausgebohren; dem allem ungeachtet aber können wir weder in Teutſchland, noch ſonſt irgendwo in der Welt dieſe Einrichtung nachmachen, weil ſie ganz und weſentlich in der Engliſchen Staatsverfaſſung gegründet iſt; und dann iſt es immer doch für den Fabrikanten eine mißliche und ſehr beſchwerliche Sache, wenn er ſeine Waaren dreymal beſchauen laſſen muß.

§. 1242.

Was bleibt uns dann aber am Ende übrig, wenn das einfache Schaugericht unwürkſam, und das dreyfache unnachahmbar iſt? Ich antworte: ein ganz einfaches Mittel, welches allen Erforderniſſen nach Wunſch entſprechen wird; und dieſes beſteht in folgenden Stücken: Erſtlich entwirft man für jedes Handwerk, für jede Kunſt, und für jede Fabrike, eine ausführliche Schauordnung, in welcher beſtimmt gelehrt wird, wie zu jeder Gattung der Waaren die beſte rohe und Hülfsmaterialien beſchaffen ſeyn, wie ſie ausgewählt, und bis zur vollkommenen Vollendung von Stuffe zu Stuffe bearbeitet werden müſſen, um den höchſten Grad der Güte und Schönheit zu erhalten, den die Waare nach ihrer Beſtimmung haben muß; dieſe Schauordnung liegt bey jeder Zunft als Geſezbuch zum Grunde, darauf wird jeder Lehrjunge, Geſelle und Meiſter examinirt, und darauf muß der Geſelle ſchwören wenn er Meiſter wird, auch muß ſie jeder Meiſter ſelbſt in ſeinem Hauſe beſizzen, um ſich beſtändig darnach richten zu können.

§. 1243.

Zweytens: ſobald eine Arbeit vollendet iſt, muß ſie der Zunft-Vorſtand beſchauen und nach der Schauordnung prüfen; findet er nun einen Fehler, der nicht ganz vollkommen verbeſſert werden kan, ſo darf ſie der Zunftmeiſter nicht ſtempeln; wer hernach eine ſolche ungeſtempelte Waare kaufen will, der kans thun, dawider hat der Staat nichts einzuwenden. Wie aber, wenn ſich der Zunft-Vorſtand beſtechen ließ, und er ſtempelte fehlerhafte Stücke?

§. 1244.

Dagegen iſt nun endlich und fürs dritte, folgendes ein bewährtes Mittel. Der Landesherr muß eine Verordnung, ein Manifeſt durch den Druck und in allen Zeitungen publiciren: daß er mit allem ſeinem landesherrlichen Credit, die Güte und Schönheit aller in ſeinem Lande verfertigten und zugleich geſtempelten Waaren garantire; und hiemit bekannt mache, daß ein jeder Ausländer oder Inländer, jedes fehlerhafte geſtempelte Stück nur gerades Weges an ſein Regierungs-Collegium abzuſenden habe, wo ihm dann nicht nur alle ſeine Koſten und Schaden vollkommen vergütet, ſondern auch eine anſehnliche Prämie bezahlt werden ſolle u. ſ. w. Dieſe Prämie muß aber ziemlich beträchtlich, und ſo wohl dem Fehler als auch der Koſtbarkeit des Stücks Waare angemeſſen ſeyn: ſo wohl dieſe Prämie als auch jene Unkoſten müſſen alsdann die Schaurichter und der Fabrikant zur Strafe unter ſich theilen, und dem Landesherrn erſezzen.

§. 1245.

Auf dieſe Weiſe wird es wohl keinem Schaurichter einfallen ſich beſtechen zu laſſen, und ein fehlerhaftes

Stück Waare zu ſtempeln; im Gegentheil wird er ſeinem vertrauteſten Freunde ſcharf Acht geben, und dieſer wird es ihm bey ſo bewandten Umſtänden auch nicht übel nehmen; und eben ſo wird auch jeder Arbeiter treu und fleißig arbeiten, denn er muß befürchten, daß ihm ſeine Fehler theuer zu ſtehen kommen; und endlich giebt dieſe Verordnung, wenn ſie der Regent nur treulich hält, ſeinen Landeswaaren den höchſtmöglichen Credit, den höchſten Grad der Güte und Schönheit, die vollkommenſte Sicherheit eines uneingeſchränkten Abſatzes, und endlich durch das alles einen Flor aller Gewerbe der ſeines gleichen nicht hat.

§. 1246.

Faſt ſollte man denken bey dieſer Einrichtung ſey gar kein Schaugericht nöthig: denn wenn der Fabrikant allenfalls ſelber das Zeichen ſeiner Fabrike aufdrückte, und hernach die Strafe und Unkoſten zahlen müſte, ſo würde er ſich wohl hüten ſchlechte Waaren zu machen; allein wenn man die Sache recht überlegt, ſo könnten viele Betrügereyen dabey geſpielt werden. Die Nachmachung fremder Stempel, die Unterſuchung, ob das Stück Waare auch würklich von dem Fabrikanten verfertigt worden, und endlich die Gefahr, daß ſich der Fabrikant gar aus dem Staub machen könnte, machten doch alles wieder unſicher; gegen alle dieſe Fälle ſchützt das Schaugericht.

§. 1247.

Durch eben die Mittel, welche die Polizey anwendet, um den Fabrik- und Kunſt-Producten den höchſten Grad der Güte zu geben, bringt ſie ſie auch auf die höchſte Stuffe der Schönheit, wenn ſie nämlich auch dieſe in den Schauordnungen beſtimmt und vorſchreibt,

Die Schönheit der Waaren beruht vorzüglich auf der Dauerhaftigkeit, Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Farben; auf der Feinheit, Nettigkeit und dem Glanz der Materien und der Arbeit; und endlich auf den naturgemäſen Regeln der bildenden Kunſt.

§. 1248.

Obgleich die Mode, der einzelne, und vorzüglich der herrſchende Geſchmack den Käufer leitet und beherrſcht, und dieſem allemal der Verkäufer oder der Fabrikant in der Ausbildung ſeiner Waare folgen muß; ſo bleibt das doch ausgemacht, daß die wahre, erhabene und einfache, ich möchte faſt ſagen Griechiſche Schönheit immer, wenigſtens mehrentheils Geſchmack und Mode, wo nicht auf einmal doch nach und nach bändigen und beherrſchen kan. Ein Land alſo, deſſen Künſtler und Handwerksleute das wahre Ideal der individuellen Schönheit allenthalben einzumiſchen und mitzutheilen wiſſen, wird nach und nach eben ſo gut wie Frankreich den Geſchmack der Käufer leiten und regieren können.

§. 1249.

Wie überſchwenglich aber der Vortheil ſeyn würde, und wie wohl es einem Freunde des Schönen und Guten in einem ſolchen Lande ſeyn müſte, das kan nur der beurtheilen, der Erfahrung und Gefühl hat; deswegen muß der Regent mit Wärme und Eifer auf die Cultur des Schönen ſehen; er muß eine Akademie der Wiſſenſchaften oder gelehrte Geſellſchaft errichten, deren Glieder ſich in die Erfindung und Ausarbeitung nüzlicher Künſte, und beſonders der Phyſik, Chymie, Mathematik, Zeichen- Bildhauer- und Mahlerkunſt theilen;

dann müſſen Jünglinge, die dermaleins in ihren Profeſſionen dergleichen Känntniſſe gebrauchen, umſonſt unterrichtet, und durch Prämien aufgemuntert werden. Endlich muß auch der Landesherr auf jedes Stück Waare, welches auſſerordentliche Vorzüge der Schönheit hat, einen belohnenden Ermunterungspreis auszahlen.

§. 1250.

Die Mannigfaltigkeit der Waaren iſt vornehmlich dreyfach: 1. Wenn ein Land oder Ort vielerley Fabriken und Handwerker hat, die alſo auch vielerley Bedürfniſſe befriedigen können. 2. Wenn einerley Waarengattung vielerley Abarten, in Anſehung der Farben, Muſter, Form und dergleichen, hat, um vielerley Arten des Geſchmacks befriedigen zu können; und endlich 3. wenn die Waaren auch mannigfaltig in Anſehung des Werths ſind, ſo daß jedermann, vermögende und unvermögende Käufer, für ihre Preiſe auch nach ihrem Geſchmack etwas Gutes und Schönes wählen und kaufen können.

§. 1251.

Alle dieſe Arten der Mannigfaltigkeit ſind natürliche Folgen der vollkommenen Gewinn- und Gewerbfreyheit, der wohleingerichteten Zunft- Wanderungs- und Schauanſtalten, der Aufklärung über das wahre Schöne und Gute in jeder Art der Zubereitung, und des aus dieſem allem herrührenden hohen Grades der beſchäftigten Bevölkerung. Wenn alſo der Regent nur alle bisherige Vorſchriften genau befolgt, ſo hat er in Anſehung der Mannigfaltigkeit wenig mehr zu thun; das Einzige was ihm noch übrigbleibt, ſind die Ermunterungspreiſe, welche er auf neue, nützliche und ſchöne Erfindungen reichlich auszahlt.

§. 1252.

Da ich ſo oft der Ermunterungspreiſe gedenke, ſo könnte jemand einfallen, daß die häufige Auszahlung derſelben dem herrſchaftlichen Aerario ſchwer fallen könnte, und daß ſich ſelten ein Herr oder eine Cammer zu ſolchen koſtbaren Mitteln verſtehen würde; ich habe ſchon einmal des bequemſten Fonds gedacht, aus welchem ſie ohne jemandes Nachtheil hinlänglich beſtritten werden können, nämlich der Strafgelder-Caſſe; es iſt ohnehin zweckgemäſer, Gelder, welche aus dem Vergehen der Unterthanen, aus den wilden Auswüchſen ihres Eigennuzzens gehoben werden, unmittelbar wieder zur Beglückung derſelben zu verwenden, als wenn man ſie als Revenue betrachtet und zur Caſſe oder Schatulle zieht.

§. 1253.

Nun komme ich endlich zu einem Hauptpunct, über welchen ſich groſe Männer häufig den Kopf zerbrochen, und mancherley Projecte vorgeſchlagen haben, nämlich zur Errichtung der Fabriken. Wenn wir die blühendſten Oerter und ihre Geſchichte unterſuchen, und forſchen, ſo finden wir daß ſie mehrentheils von ſelbſt nach und nach entſtanden ſind; und daß die Regierungen am wenigſten dazu beygetragen haben. Allenthalben ſtößt man endlich auf gewiſſe groſe Männer, Genies in ihrer Art, welche dem Gang der Gewerbe einen kräftigen Stoß gaben, durch deſſen Kraft ſie noch immer fortwürken.

§. 1254.

Im Gegentheil findet man daß gewöhnlich da, wo der Regent ſich mit einmiſcht, und mit Gewalt Fabriken haben und gründen will, die Sache einen äuſſerſt trägen Gang geht, und daß der Erfolg erſtens bey weitem die Koſten und den Aufwand nicht belohnt, die man darauf verwendet hat; und daß zweytens die Maſſe der menſchlichen Kräfte gemeiniglich wieder in ihre Ohnmacht zurück ſinkt, ſo bald die koſtbare Unterſtüzzung des Landesherrn nachläſt; kaum daß endlich in einem Winkel des groſen Gebäudes eine oder die andre Familie haften bleibt, die ſich auf den koſtbaren Trümmern deſſelben nährt.

§. 1255.

Wenn ich die eigentliche Urſache dieſer ſonderbaren Erſcheinung im Licht der Wahrheit unterſuche, ſo finde ich die ganze Sache ſehr natürlich; und auf dieſem Wege treffe ich auch zugleich auf die beſten und ausführbarſten Mittel zum Zweck; ich kan alſo nichts beſſers thun, als Schritt vor Schritt gehen, und jeden meiner Tritte beleuchten.

§. 1256.

Man hat ſchon lange den Nuzzen blühender Fabriken eingeſehen, und daher die Pflicht des Regenten erkannt, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um ſie ſeinem Volk zu verſchaffen. Nun war man aber nicht ſcharfſichtig gnug alle die entfernte- und Gelegenheits-Urſachen, welche unausbleiblich alle zuſammenwürken müſſen, wenn eine Fabrike entſtehen und gedeyhen ſoll, zu ergründen; denn eine ſolche weitwürkende Beſchäftigung iſt das Product unzählbarer und unerforſchlicher naher und entfernter zuſammentreffender Urſachen und Würkungen, die auch dem allerſcharfſichtigſten Geiſte unmöglich zu ergründen ſind.

§. 1257.

Daher blieb man gewöhnlich auf der Oberfläche ſtehen; man begnügte ſich damit, allenfalls auf inländiſche rohe Producte, und auf ſolche Fabriken zugleich mit zu ſehen, welche die mehreſten Hände beſchäftigen könnten; wenn man nun vollends auch noch auf die Möglichkeit eines leichten und häufigen Abſazzes Rückſicht nahm, ſo glaubte man alles gethan zu haben, und man ſchmeichelte ſich des beſten Erfolgs; aber es pflegt ſolchen Staatswirthen zu gehen wie einem blos methodiſchen Arzt, wenn er über eine Krankheit und die Mittel dagegen räſonnirt; der Erfolg zeigt gewöhnlich, daß wir Menſchen kaum A B C Schüler ſind, wenn es darauf kommt in die geheime Gänge der Natur und (welches wohl zu merken) der Vorſehung, einzudringen, und unſre elende Räderchen hinein zu flicken.

§. 1258.

Dazu kam noch ein Hauptumſtand: Die Fabriken wachſen auch auf ihrem natürlichen Boden langſam und erſt nach und nach; es gehört Zeit dazu, bis ſich alle kleine und groſe mitwürkende Urſachen in dem unendlichen Schwall von Würkungskreiſen und Getrieben an ſie paſſen; und bis ſich alle Ecken und Klemmungen, die ein ſolches neues Werkzeug bey ſeinem Einrücken in die groſe Gewerb-Maſchine nothwendig verurſachen muß, abgerieben und eingelenkt haben; es iſt alſo ſehr natürlich, daß ſich der glückliche Fortgang einer Fabrike verhalte wie ihre Einfachheit und Kleinheit.

§. 1259.

Nun geht man aber gewöhnlich den entgegengeſezten Weg: Wenn man ein Land mit Fabriken verſehen will, ſo dringt man erſtlich nicht tief genug in die Natur der Sache ein, §. 1256. 1257. man wählt nur oben hin; und zweytens will man die Sache mit Gewalt und mit Geld zwingen; man will alſofort groſe Waaren-Maſſen verfertigen; dazu gehören alſo erſtlich viele rohe und Hülfsmaterialien: dieſe müſſen nun 1. leicht zu haben, 2. gut ſeyn, 3. in billigen Preiſen ſtehen, und 4. leicht und wohlfeil zu transportiren ſeyn; wer aber nur einen ſchwachen Schimmer von Känntniß in Gewerbſachen hat, der weiß ſchon, daß dieſe viererley Erforderniſſe ſehr ſelten ſo gleich im Anfang alle bey der Hand ſind.

§. 1260.

Zu groſen Waaren-Maſſen werden nicht nur viele, ſondern auch ſachkundige, geſchickte und treue Hände erfordert; dieſe ſind aber niemals an einem Ort beyſammen, wo ſie bis daher noch keine Beſchäftigung fanden; man muß ſie alſo in hinlänglicher Menge aus der Nähe und Ferne zuſammentreiben; dieſes kan aber nicht anders geſchehen, als wenn man ihnen ein Beträchtliches mehr zahlt, als ſie bisher verdient haben, denn ohne Urſache verläſt niemand ſeinen Wohnort, und wer dies leicht thut, der hatte entweder keine Arbeit, und das iſt ein Zeichen daß er nichts nuzt, oder er iſt leichtſinnig, veränderlich, liederlich u. d. g. Der rechtſchaffene brave Mann findet allenthalben Nahrung, und zieht ſelten weg.

§. 1261.

Folglich bekommt die anfangende Fabrike wenigſtens nicht die beſten Arbeiter, und doch koſten ſie ungeheure und gröſere Summen, als wenn ſie edle und gute Menſchen wären; über das alles ſehen ſolche Leute wohl ein, daß man ſie nicht entbehren kan, daher ziehen ſie allen möglichen Nuzzen aus ihrer Stellung, ſie holen immer Geld, und arbeiten dagegen untreu, träge und ſchlecht, und ſo entſtehen nothwendiger Weiſe theure und ſchlechte Waaren.

§. 1262.

Eine gros anfangende Fabrike braucht viele und groſe Werkzeuge; auch dieſe koſten widrum vieles Geld; aber auch ſolche Werkzeuge erfordern Handwerksleute die ſie zu machen verſtehn; wie iſt das aber an einem Ort möglich, wo noch bisher keine gemacht worden? Man muß alſo die Zimmerleute, Schreiner, Drechsler, Schmiede, Schloſſer u. d. g. erſt unterrichten, ihnen, was ſie machen ſollen vorzeichnen, und ſie ſo auf gerathewohl arbeiten laſſen; wie vieles nun da gänzlich oder zum Theil verdirbt, das iſt nicht zu ſagen; und was auch brauchbar wird, dem mangelts doch noch an ſo vielen kleinen Vortheilen, die nur der Handwerksmann der die Routine in ſolchen Arbeiten hat, wiſſen kan, daß die Waaren entweder an der Güte, oder an der Schönheit, oder an der Geſchwindigkeit zu arbeiten, oder gar an allem zugleich Mangel leiden; alſo ſind ſie widrum theuer und doch unvollkommen.

§. 1263.

Endlich kommt nun noch der Abſaz hinzu: jeder Handelsmann hat ſeine Calandiſen, von denen er ſeine Waaren nimmt, an dieſe iſt er gewöhnt, ſteht mit ihnen in Rechnung, und kennt ſie; wenn er alſo keine groſe Vortheile zu machen weiß, ſo geht er nicht von ihnen ab; wie kan ihm aber dieſe eine Fabrike geben, die er nicht kennt, und deren Waaren theuer und ſchlecht ſind? — Will man alſo verkaufen, ſo muß es mit groſem Schaden geſchehen; und dies geſchieht dann gewöhnlich noch über das alles an Leute, die erſt anfangen zu handeln, oder die willens ſind zu betrügen, oder ſonſt überall verſchuldet ſind, ſo daß niemand mehr mit ihnen handeln mag; folglich verborgt man ſeine Waaren, und bekommt kein Geld. Endlich ſind dann bey einer ſo groſen Fabrike auch noch der Waaren ſehr viel; mit einem Wort: alles iſt gerad das Gegentheil von allem was beglücken kan.

§. 1264.

Dieſes ſind die wahren, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Urſachen, warum das Anlegen der Fabriken allenthalben ſo auſſerordentliche Schwierigkeiten hat; aber eben dieſe Bemerkungen führen uns nun auch auf den geraden und ſichern Weg, den man nur einzuſchlagen hat, wenn man gewiß und ohne zu fehlen das Land mit glücklichen und geſeegneten Fabriken anfüllen will.

§. 1265.

Auf die Frage, welche Beſchäftigungen vorzüglich die erſten Gegenſtände ſeyen, auf welche die Polizey ihr Augenmerk zu richten habe, antwortet die Natur ſelbſt: Die Handwerker welche inländiſche rohe Producte ſchon würklich, entweder nur auf Beſtellung, oder ſchon auf die Märkte verarbeiten, ſinds, die die Polizey zuerſt bewürken muß. Dieſen giebt ſie zuvörderſt die oben beſchriebene Zunft- Wanderungs- und Schauanſtalten, und nun iſt ſchon faſt alles geſchehen; in der That, es braucht keiner ſonderlichen Unterſtüzzung mehr; denn die wohlfeile gute und ſchöne Waaren, die nun, und zwar noch nicht in Menge entſtehen, locken die Käufer an, es entſtehen immer mehrere Beſtellungen; der Handwerksmann muß alſo ſtärker arbeiten, mehrere

Geſellen halten, und ſo wird er allmälig ſelbſt Kauf- und Handelsmann, ohne daß es ihm beſondere Mühe und Anlagen koſtete, denn die Fabrike wächſt durch ſich ſelbſt.

§. 1266.

Dieſer glückliche Fortgang erweckt inländiſche Mitwerber, jeder möchte gern dieſes Seegens theilhaftig werden; die Handwerksleute von der nämlichen Zunft fangen nach und nach alle an ſolche Waaren zu machen, dadurch vermehrt ſich auch die Produktion, der Landmann muß die rohen Materialien in gröſerer Menge erzielen, und bekommt nun auch beſſere Preiſe, folglich fängt nun auch die Landwirthſchaft an zu blühen; zugleich werden aber auch der Fabrikwaaren mehr, ihr Abſaz in der Nähe umher wird wegen der Menge der Waaren erſchwert, daher kommen die Fabrikanten ſelbſt auf die Vermannigfaltigung derſelben, um Käufer zu finden, und nun finden ſich endlich Kaufleute, die ihnen ihren Ueberfluß abnehmen, und in die Fremde verſenden; das alles geht aber gar leicht und ohne Beſchwerde von ſtatten, weil die Waaren wohlfeil, gut und ſchön ſind.

§. 1267.

Sobald nun einmal der Geiſt der Induſtrie unter das Volk kommt, ſo iſt alles gewonnen: der gute Fortgang des einen Handwerks muntert auch die andern Zünfte auf, und die Polizey hat weiter nichts zu thun, als alle die Regeln zu beobachten, die ich in dieſem Hauptſtück vorgeſchrieben habe; nur muß ſie immer die Zünfte vorzüglich aufmuntern, welche inländiſche rohe Producte verarbeiten, und dann auch allmälig neue Materialien durch die Landleute erzeugen laſſen, und zugleich die Handwerker, welche ſie verarbeiten können, durch Prämien zu ihrer Abnahme anreizen.

§. 1268.

So wachſen nun die Beſchäftigungen allmälig durch ſich ſelbſt, und mit ihnen die zweckgemäſe Bevölkerung. Der Landesherr hat alſo gar nicht nöthig, groſe Summen zur Anlegung neuer Fabriken herzuſchieſen, es kommt nur alles auf geduldiges Erwarten an, denn in der Gewerbleitung läſt ſich nichts erzwingen, die Maſchine geht ihren langſamen geraden aber ſichern Gang fort, und man erreicht unter der Hand ſeinen Zweck ohne beſondere Mühe.

§. 1269.

Die Leitung der Handwerksmeiſter, daß ſie ſelbſt Fabrikanten werden, iſt das eigentliche Kunſtſtück bey Errichtung der Fabriken; dadurch wird Ehre und Wohlſtand unter das Volk verbreitet, alle nehmen nach Verhältniß ihrer Geſchicklichkeit und ihres Fleiſes am allgemeinen Glück Theil, und ſo wird der Zweck, den unſer teutſcher Möſer bey ſeiner Abhandlung: **reicher Leute Kinder ſollen Handwerker lernen**, hat, vollkommen erreicht. Wenn aber nur einzelne Kaufleute die Fabriken beſizzen, ſo ziehen dieſe Mark und Saft des Landes an ſich; Bauern und Bürger ſind arm, verachtet und elend, und ganz von der Kaufmannſchaft abhängig. Dieſe ſoll nur mit den Waaren in die Ferne handeln, die die Fabrikanten in der Nähe nicht abſezzen können.

§. 1270.

Indeſſen giebt es doch auch Fabriken, welche groſe Capitalien, Gebäude und Anlagen erfordern, die das Vermögen und die Kräfte eines Handwerksmannes überſteigen, und alſo von reichen Leuten errichtet werden müſſen; allein dieſe ſinds nicht, mit denen man den Anfang der Beglückung macht: wenn einmal durch jene

Handwerks-Fabriken der allgemeine Wohlſtand gegründet iſt, dann wächſt der Geiſt der Unternehmung und macht Muth, die Capitaliſten die nun ihr Geld nicht mehr unterbringen konnen, müſſen doch etwas damit anfangen, und für dieſe ſind nun eben jene Unternehmungen die ſchicklichſten.

§. 1271.

Wenn nun in den Städten Handwerker und Fabriken blühen, ſo muß dann auch die Polizey allenthalben Anſtalten treffen, die die Geſchäfte alle erleichtern; hieher gehören nun alle die Regeln die ich in dieſem Werk von Geſinde- und Handwerksgeſellen-Ordnungen und dergleichen, hin und wieder vorgeſchlagen habe. Die Beleuchtung der Gaſſen in den Städten, das Läuten zum Aufſtehen des Morgens und zum Feyerabend des Abends, ſind alles erleichternde und ſchickliche Gebräuche, mit deren weiteren Einrichtung ich mich aber hier nicht abgeben kan, weil ſie zu ſehr ins Kleine gehen.

§. 1272.

Wenn alle Regeln, welche ich in dieſem Hauptſtück vorgeſchlagen habe, vollkommen beobachtet werden, ſo fallen ſo wohl die den Fabriken im Wege ſtehende Hinderniſſe, als auch die koſtbare Unterſtüzzungen weg, die von den ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellern ſo mühſam beſchrieben, und deren Operationen ſo ſchwer ausgeführet werden. Indeſſen muß ich ihrer denn doch gedenken, und dieſe meine Behauptung erweiſen.

§. 1273.

Wenn die Gewerbe vollkommen, und nach meinem Plan von allen unnüzzen Einſchränkungen befreyt ſind, und wenn alle Mäuthe, alle Ein- und Ausgangsrechte und Auflagen, auſſer den billigen Zöllen und Weggeldern aufgehoben werden; mit einem Wort, bey einer vollkommenen Gewinn- und Gewerbfreyheit, und dann bey meinen Vorſchlägen zu den beſten Zunft- Wanderungs- und Schauanſtalten fallen alle Hinderniſſe weg, die nur auf irgend eine Weiſe den Gewerben im Weg ſtehen können; denn da die Hinderniſſe in nichts anders als in jenen Schranken beſtehen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie wegfallen, ſobald dieſe weggeräumt worden.

§. 1274.

So klar dieſer Saz in die Augen fällt, weil er beynah identiſch iſt, ſo unerwieſen iſt es noch, daß es von Seiten des Staats keiner andern Unterſtüzzung bedürfe, als die ich im Vorhergehenden vorgeſchlagen habe; hierüber muß ich mich alſo noch deutlicher erklären. Alle Unterſtüzzungen, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, ſchränken ſich auf drey Stücke ein: ſie geſchehen entweder 1. in baarem Gelde, oder 2. im Verlag der rohen Materialien, oder 3. in der Beförderung des Abſazzes der verfertigten Waaren.

§. 1275.

Alle dreyerley Arten dieſer Hülfe laufen am Ende doch immer auf einen Vorſchuß hinaus, den der Landesherr thun muß; ſoll dieſer Vorſchuß nun würkſam ſeyn, ſo muß er vielen geleiſtet werden, er wird alſo groß ſeyn müſſen, und die Cammer läuft immer Gefahr Vieles zu verlieren, ohne daß der Erfolg der Mühe, den Koſten und dem gewagten Unternehmen entſpricht. Wenn ich alſo beweiſe daß das alles bey meinen Vorſchlägen ganz unnöthig iſt, ſo wird mir jedermann eingeſtehen, daß meine Methode Fabriken zu errichten, bey weitem leichter und allgemein ausführbar seyn müſſe.

§. 1276.

Wenn nach meinen Grundſäzzen die Fabriken ganz klein und von den **Handwerksmeiſtern** angefangen werden müſſen, welche ſchon würklich in Arbeit ſind, und ſich von ihrem Beruf nähren, ſo iſt ja kein Materialien-Verlag, kein baarer Geld-Vorſchuß, und kein beförderter Abſaz nöthig, denn das alles iſt ja ſchon würklich da; es fehlt alſo weiter nichts als die **Vergröſerung** und **Vermehrung** der Beſchäftigung; daß ſich dieſe aber von ſelbſt und unfehlbar einfinde, ſo bald alle Waaren **wohlfeil, gut, ſchön** und **mannigfaltig** ſind, weiß jeder, der nur der Sache einigermaſen kundig iſt.

§. 1277.

Wenn es einmal Grundſaz, und unabänderliche Bedingniß geworden, daß die Fabriken **klein** angefangen werden müſſen, und daß die Anlagen ins Groſe durchaus ſchädlich ſind, ſo iſt ja jedermann ohne Vorſchuß vermögend, eine ſolche Beſchäftigung anzufangen, und durch oben gemeldete Anſtalten der Wohlfeilheit, Schönheit und Güte zu vermehren und zu vergröſern. Fabriken, wozu man noch gar keine Leute im Lande hat, ſind nicht **die erſten** worauf man ſein Augenmerk richtet, ſondern vielmehr **die lezten**. Wenn einmal die Gewerbe blühen, ſo finden ſich auch dieſe hernach ſehr leicht.

§. 1278.

Eben dieſer kleine Anfang ſichert auch den Abſaz: denn da der Waaren noch nicht viel ſind, ſo bringt man ſie leicht unter; ihre Vollkommenheit aber lockt allmälig die Käufer an, und ſo brauchts gar keiner Unterſtüzzung. Die Ausſchließung fremder Waare iſt unnüz, wo die unſre die beſte iſt; eben ſo auch die auf ſolche gelegte Abgaben, die den Kaufleuten befohlne Abnahme, die Magazine welche der Staat anlegt, u. d. g. Alles ſind Schraubereyen, und Treibhäuſer in welchen die Früchte unſchmackhaft werden, oder wo die Pflanzen gar verdorren, ungeachtet der vielen Unkoſten die man darauf verwendet hat.

§. 1279.

Man ſorge alſo nur für Wohlfeilheit, Güte, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Waare, und laſſe alles klein anfangen; hernach laſſe man jeden frey handeln und wandeln wie er will; jeder Handwerksmann muß ſeine Fabrikate ins Kleine und ins Groſe verkaufen dürfen. Man ſtärke nur immer das Schwache, ohne das Starke zu ſchwächen, und dann ſey der Regent der beſte Menſch, und der rechtſchaffenſte Chriſt, ſo bleibt nichts mehr zu wünſchen übrig. Das Gewerbleitungs-Collegium der Fabriken wird unten mit ins Handlungs-Collegium eingeſchloſſen werden.

Drittes Hauptſtück.

Von der Handlungs-Polizey.

§. 1280.

Wenn die Landwirthſchaft, Fabriken und Handwerker blühen; wenn leztere wohlfeil, gut, ſchön und mannigfaltig arbeiten, und nun auch vollkommen freye Handlung mit dem Ueberfluß aller dieſer Waaren geſtattet wird; ſo darf man auch am höchſten Flor des dritten Gewerbes oder der Kaufmannſchaft gar nicht zweifeln; es bedarf alsdann nur gewiſſer Erleichterungs- und Leitungsmittel, von denen ich in dieſem Hauptſtück nun noch reden muß. Die geſammte Handlung eines Landes geſchieht entweder ganz innerhalb, oder zum Theil auch auſſerhalb Landes; daher entſteht 1. die **innere**, und 2. die äuſſere Handlung.

§. 1281.

Die **innere Handlung** gründet ſich auf rohe und verarbeitete inländiſche Producte, welche auch ganz im Lande ſelbſt abgeſezt und verbraucht werden; aus dieſem Begrif iſt klar, daß durch ſie kein inländiſches Geld auswandere, aber auch kein ausländiſches Geld ins Land komme; das umlaufende Capital bleibt alſo unverändert; dennoch aber iſt dieſer innere Handel unausſprechlich nüzlich: denn er verſchaft jedem Unterthan Gelegenheit; 1. die ihm nöthige Befriedigungsmittel zu bekommen; 2. ſeinen eigenen Ueberſluß auch gegen Geld abzuſezzen; und 3. belebt der innere Handel den Kreislauf des allgemeinen Capitals, deſſen nüzliche Würkſamkeit mit ſeiner Geſchwindigkeit in gleichem Verhältniß ſteht.

§. 1282.

Wenn der Menſch nicht alle Bedürfniſſe befriedigen kan, deren Befriedigung er zu ſeiner Glückſeeligkeit rechnet, ſo iſt er nicht vollkommen glücklich; wenn er nun die Mittel dazu auſſer Land her bekommen muß, ſo geht das Geld dafür auch auſſer Land; das allgemeine Capital wird um ſo viel kleiner, oder der Staat verliert um ſo viel. Da nun die Polizey die Pflicht auf ſich hat, alle Unterthanen glücklich zu machen, das iſt, für das einzelne und allgemeine Beſte zu ſorgen, ſo muß ihr Beſtreben dahin gehen, ſo viel als möglich iſt, alle Befriedigungsmittel im Lande ſelbſt zu produziren und zu fabriziren, und durch weiſe Anſtalten den Luxus zu hindern.

§. 1283.

Zu dem allem hab ich in den vorhergehenden Hauptſtücken ſchon Winke gegeben: Wenn das was das Land würklich produzirt, gehörig verarbeitet, und ſo der Geiſt der Aemſigkeit rege wird, ſo knüpft ſich hernach leicht eins aus andere an; und nun laſſen ſich auch durch allerhand Aufmunterungen fremde Producte und Fabrikate leicht einführen; nach meinem jezigen Zweck muß ich alſo nur zeigen, was die Polizey zu thun habe, um den inländiſchen Abſaz zu erleichtern.

§. 1284.

Es bleibt nämlich bey allen dem noch folgende Schwierigkeit übrig: jede Gegend, jede Stadt, jedes Dorf eines Landes hat gleichſam eine eigene Production und Fabrikation; jeder Ort hat alſo ſeinen Ueberfluß den er ſelber nicht braucht, der aber an andern abgelegenen Pläzzen mangelt, und eben ſo hat jeder Ort an gewiſſen Befriedigungsmitteln Mangel, die aber an entlegenen Orten in Ueberfluß zu haben ſind. Wenn nun der Unterthan nicht weiß, wo er ſeines Ueberfluſſes am vortheilhafteſten los werden, und wo er das, was ihm mangelt, in den billigſten Preiſen bekommen kan, ſo hilft wieder alle Production und Fabrikation nichts, denn der Abſaz ſtockt, und der Kreislauf der Waaren iſt noch nicht eröfnet.

§. 1285.

Es wird alſo zu allererſt erfordert, daß jeder Unterthan wiſſe, was alles in ſeinem Vaterlande produzirt und fabrizirt werde, und an welchen Orten es geſchehe. Zu dem Ende iſt es ſehr nüzlich wenn jedes Land ein gutes wohleingerichtetes Intelligenzblatt hat, in welchem von Zeit zu Zeit bekannt gemacht wird, was allenthalben feil iſt, und was begehrt wird. Im Ganzen aber wird den handelnden Erwerbern das alles bald bekannt und geläufig.

§. 1286.

Bey allem dem ſind ſo wohl die Produzenten als die Fabrikanten im Lande zerſtreut, und es koſtet viel Mühe, wenn man allenthalben in ihre Werkſtätte herumlaufen, und das was man haben will, aufſuchen ſoll; die Zeit und die Koſten, welche die Käufer darauf verwenden, vertheuern die Waare ohne Noth, und manchmal finden ſie nicht einmal was ſie ſuchen; eben ſo bleiben auch oft dem Verkäufer ſeine Waaren liegen, weil ſie niemand findet; und endlich ſind auch die Preiſe zu willkührlich, weil ſie immer nur von zwo Perſonen abhangen.

§. 1287.

§. 1287.

Allen dieſen Fehlern und Unbequemlichkeiten wird durch eine gute Markt-Einrichtung vorgebeugt: wenn jede Stadt, jedes Amt etwa zwey- oder dreymal im Jahr, je nach der Menge der produzirten und fabrizirten Waaren, einen Markt hält, ſo zieht der Ueberfluß aus den umliegenden Gegenden dahin, ſo daß ſich alſo jeder ſeine Befriedigungsmittel verſchaffen kan, und auch der Ueberfluß des Marktorts ſelbſt, findet an den Fremden ſeine Abnehmer; hier wird alſo das mühſame Suchen und Laufen auf dem Lande herum erſpart, denn man findet nun alles beyſammen, und der Verkäufer ſtellt auch hier ſeine Waaren zur Schau aus, ſo daß ſie nicht vorbeygegangen werden können.

§. 1288.

Daß aber auf dem Markte der Preis nicht willkührlich iſt, und nicht vom Käufer und Verkäufer allein abhängt, iſt äuſſerſt wichtig: denn hier ſind die Waaren alle ausgeſtellt, der Käufer geht herum und ſucht ſich aus, er fragt nach den Preiſen und der Verkäufer fordert; folglich kan ſich jener das Beſte und Wohlfeilſte ausſuchen; jezt erfahren alſo alle, ſo wohl Käufer als Verkäufer die Preiſe, wollen leztere verkaufen, ſo müſſen ſie ſich nach dem allgemeinen Gang der Dinge richten und die Käufer ebenfalls, wenn ſie kaufen wollen. Daher entſteht alſo nach dem Verhältniß der Concurrenz zwiſchen Waaren und Bedürfniſſen für jede Waarengattung ein gerechter natürlicher Preis, der keinen Theil an der Gewinnſucht der Handelnden hat.

§. 1289.

Sobald alſo Landwirthſchaft, Handwerker und Fabriken beginnen vom Geiſt der Aemſigkeit belebt zu werden, ſo muß man auf die beſte Einrichtung der Märkte denken; hieher gehört nun alles, was ich oben ſchon von dieſer wichtigen Materie geſagt habe. Nur muß man ſorgen, daß keine zwey Märkte zu nahe beyſammen auf einen Tag oder auch in eine Woche fallen, weil ſonſt eins das andre ſchwächt. Ein ſolcher Markt würkt auf eine Gegend von vier bis fünf Stunden in die Ründe umher: denn jeder der dahin geht, wandert gern in einem Tage hin und nach Haus. Dieſer Umſtand iſt bey der Markt-Anlage wichtig: ſind alſo in einem Diſtrikt von 10. Stunden zwey Märkte auf einen Tag oder in einer Woche, ſo ſchwächt einer den andern.

§. 1290.

Auf einem ſolchen Markt findet dann auch der Handelsmann ins Groſe Gelegenheit zu ſpeculiren: wenn nämlich Waaren übrig bleiben, das iſt: wenn die Concurrenz der Käufer gegen die vorhandene Waarenmaſſe zu gering war, ſo kauft jener den Ueberfluß in billigen Preiſen weg, und ſezt ihn dann auſſer Land auf den Meſſen oder in der Fremde ab; denn wenn die beſten Zunft- und Schauanſtalten getroffen worden, ſo giebt es keinen Auswurf an ſchlechten Waaren, folglich iſt dann auch der Handelsmann ſicher, daß ſein Abſaz von ſtatten gehen werde. Auch die inländiſche Krämer können auf ſolchen Märkten einkaufen, denn ſie ſpeculiren mit jenen Kaufleuten, und auf dieſe Weiſe kan der Bürger und Bauer auch zwiſchen den Markttagen, in jedem Nothfall ſein Bedürfniß befriedigen; dieſe Leute haben auch nicht immer Zeit nach dem Markt zu gehen, ſie geben lieber dem Krämer ſeinen Profit, und bleiben bey ihren Geſchäften.

§. 1291.

§. 1291.

Was aber ſolche Märkte im Ganzen, in Anſehung des Geld-Kreislaufs für nüzliche Würkungen thun, das iſt unbeſchreiblich; und daher nöthig, daß ich in der Kürze, ſo viel es der gegenwärtige Zweck zuläſt, wenigſtens das Weſentlichſte entwickle. Wenn eine Summe Geldes, ſie mag klein oder groß ſeyn, z. B. 10. Gulden, für eine Waare ausgegeben wird, ſo iſt ihre Würkung ſich ſelbſt gleich, das iſt = 10; wenn nun der, welcher ſie empfängt, ſie nicht ruhen läſt, ſondern alſofort wieder etwas dafür kauft, ſo ſind die 10 = 20, und wenn auch dieſer ſie wieder ausgiebt, ſo ſind ſie = 30. u. ſ. w. Hieraus iſt klar, daß 10 Gulden in einer gegebenen Zeit 10 mal umgeſchlagen, die Würkung der Anweſenheit von 100 Gulden gethan haben; und daß ein Land, welches 100,000 Capital beſäß, und dieſes Capital in einem Jahr 10 mal umſchlüge, gegen eins das 1000,000 nur einmal umſezte, in gleichem Geldverhältniß ſtehen müſte; das iſt: wenn beyde Länder gleich groß, und gleich ſtark bevölkert wären, ſo würde ſich die Anweſenheit des Geldes gleich verhalten, und doch hätte das eine Land würklich zehnmal mehr Geld als das andre.

§. 1292.

Da nun der Zuſtand der glücklichſte iſt, in welchem man mit dem wenigſten Geld das mehreſte unternehmen kan, ſo muß ſich derſelbe unwiderſprechlich da am ſtärkſten äuſſern, wo der Geld-Kreislauf am geſchwindeſten iſt; das iſt: der Reichthum oder der Wohlſtand eines Landes verhält ſich caeteris paribus, wie der geſchwinde Umlauf des Geldes. Daher muß der Polizey kein Mittel zu ſchwer ſeyn, wenn es in dieſer Abſicht würkſam iſt.

§. 1293.

Daß nun wohlangelegte Märkte in Beſchleunigung des Kreislaufs des Geldes äuſſerſt würkſam ſeyn müſſen, läſt ſich ſchon bey dem erſten Anblick leicht bemerken; indeſſen will ich doch die Begriffe etwas deutlicher, und die Sache dem Auge känntbarer machen; der Bauer ſammelt brauchbare Producte, bereitet ſie zu, bringt ſie auf den Wochenmarkt, empfängt Geld, kauft wieder dafür ein was er braucht, und zahlt mit dem übrigen, was er zu zahlen hat. Die Wochenmärkte geben alſo der Landwirthſchaft wöchentlich Gelegenheit zu Geld zu kommen, eben ſo auch die Fruchtmärkte, und dieſes Geld wandert zum Theil wieder zum Handwerks- und Handelsſtand über, und zum Theil auch in die herrſchaftliche Caſſen, aus dieſen aber geht es wieder zur Dienerſchaft über, und von hier wieder in alle drey Gewerbclaſſen.

§. 1294.

Der fabrizirende Handwerksmann und der Fabrikant wiſſen die durch das Jahr durch vertheilte Markttäge des ganzen Landes; ſie wiſſen an jedem Ort ihren Abſaz; folglich kaufen ſie vor jedem Markttag ihre rohe und Hülfsmaterialien ein, verarbeiten ſie, bringen ſie zu Markt, und ſezzen ſie wieder ab. Der Bauer zieht alſo vor jedem Markttage ſein Geld von den Handwerksleuten, und an demſelben bekommen es leztere mit dem Aufwand und Gewinn von der Landwirthſchaft, dem Handelsſtand, und der Dienerſchaft wieder. Der Kaufmann und der Krämer verhandeln die eingekauften Waaren wieder in- und auſſerhalb Landes, ſezzen alſo den Kreislauf fort, und bereichern ihn mit ausländiſchem Gelde. So iſt alſo jeder Markttag eine Syſtole und Diaſtole des Herzens im Staats-Körper, wodurch ſeine Säfte um einen Grad weiter gefördert werden.

§. 1295.

§. 1295.

Der gewaltſame Stoß den die Geldmaſſe auf dem Markte bekommen hat, würkt dann auch zwiſchen der Zeit fort: denn jeder rüſtet ſich wieder auf den nächſten Markt, und würkt beſchleunigt auf ſein Geld und auf ſeine Waaren. Damit nun die Märkte alle dieſe geſeegnete Würkungen hervorbringen mögen, ſo kommt nur alles darauf an, daß ſie ſchicklich durchs Land vertheilt, die rechte Zeit für jeden gewählt, und nicht in zu geringer, aber auch nicht in zu groſer Anzahl angelegt werden, und endlich daß aller Handel frey ſey.

§. 1296.

Was das Land an Produkten und Fabrikaten übrig hat, das wird nun durch den Handelsſtand auſſer Land geführt; eben ſo bringt dieſer das Fehlende auſſer Land herein; und endlich macht er auch zwiſchen den Handelsorten, zwiſchen welchen er liegt, wenn anders der Transport vorzüglich leicht iſt, den Spediteur, indem er ausländiſche Waaren einkauft, und ſie dann auſſer Landes wieder verhandelt. Daher entſteht nun die äuſſere Handlung, welche ſich in drey Zweige vertheilt: nämlich 1. in die Ausfuhr; 2. in die Einfuhr; und 3. in die Durchfuhr.

§. 1297.

Die Ausfuhr hat ihre Grade der Nüzlichkeit: Wenn eine Waare im Lande, in Anſehung ihrer rohen und Hülfsmaterialien ganz erzielt, von den Fabrikanten vollkommen ausgearbeitet, und von den Handelsleuten auſſer Landes verhandelt, und baares Geld dafür eingeführt wird, ſo iſt dieſe Ausfuhr die allernüzlichſte und alſo das höchſte Ideal der Gewerb-Polizey, welches ſie immer im Auge behalten muß; dieſes Ideal wird noch glänzender, wenn die ausgeführte Waaren viele Hände beſchäftigt, und ſtark auf die zweckgemäſe Bevölkerung gewürkt haben. Dieſer Saz bedarf faſt gar keines Beweiſes, denn es iſt ja natürlich, daß ſich kein gröſerer Nuzze denken laſſe, als der, wo der Staat den ganzen Werth der Production und Fabrikation ohne einigen Abzug und Verluſt zieht, und damit ſein umlaufendes Capital vermehrt.

§. 1298.

Die geringere Grade der Ausfuhr verhalten ſich wie der Abgang an baarem Gelde: wenn die rohen, oder die Hülfsmaterialien nicht im Lande ſelbſt, ſondern auſſerhalb erzielt werden, ſo geht ihr Werth an Geld hinaus; werden ſie nun im Lande vollkommen ausgearbeitet, und dann auſſerhalb Landes gegen baares Geld abgeſezt, ſo gewinnt die Nation den Werth der Vervollkommnung; von dieſem zieht der Handelsmann ſeinen Gewinn, der Handwerksmann die Bezahlung ſeiner Mühe, der Landwirth aber nur den Abſaz der Victualien, indem er jenen Ständen die Nahrung liefert.

§. 1299.

Werden die rohen und Hülfsmaterialien im Lande ſelbſt erzielt, und auch vollkommen ausgearbeitet, auch auſſer Land, aber nicht für baares Geld, ſondern durch einen Baratthandel gegen rohe Stoffe abgeſezt, ſo verhält ſich der Grad des Nuzzens gerad wie der vorige; §. 1298. Dieſer wird aber um ein Beträchtliches vermindert, wenn man verfertigte Waaren dagegen eintauſcht: denn an den fremden rohen Waaren konnte doch die Nation noch die Verarbeitung verdienen, aber an dieſen verarbeiteten gar nichts.

§. 1300.

§. 1300.

Wenn der Staat rohe Stoffe ausführt, und baares Geld dafür bekommt, ſo gewinnt doch der Bauernſtand den Werth der Production, und um ſo viel wird das umlaufende Capital vermehrt; der Handwerksſtand aber bekommt nichts. Wird mit dieſen rohen Producten gegen ausländiſche rohe, die aber niemand beſchäftigen, als da ſind Wein, Gewürze, Obſt, auch einigermaſen Getreide, barattirt, ſo gewinnt und verliert die Nation nichts. Wenn verfertigte ausländiſche Waaren gegen verfertigte inländiſche eingetauſcht werden, ſo iſt der Fall der nämliche; ſo bald aber verfertigte ausländiſche Waaren gegen rohe inländiſche verhandelt werden, ſo iſt der Verluſt offenbar, denn die Nation gewinnt nicht allein nichts, ſondern ſie zahlt auch noch über das die Beſchäftigung an die andre, von der ſie ihre Waaren bezieht. Spanien iſt hier ein hinlängliches Beyſpiel.

§. 1301.

Wenn aber endlich der Staat nichts ausführte, und dagegen für baares Geld lauter verfertigte Waaren einführte, ſo würde dieſes der höchſte Gipfel der ſchädlichen Handlung ſeyn. Dieſer Fall exiſtirt aber wohl nie, und eben ſo wenig der entgegengeſezte, wo man nichts einführt, ſondern dagegen lauter verfertigte Waaren ausführt. Beyde Stellungen ſind alſo die äusserſten Gränzpuncte des Maaßſtabs der Handels-Bilanz, welchen die Polizey gleichſam in der Hand halten, und die würkliche Handels-Verfaſſung darnach abmeſſen muß, um in jedem Fall beſtimmte Maaßregeln ergreifen zu können.

§. 1302.

Auch der Durchfuhr-Handel hat ſeine Grade der Nüzlichkeit: Wenn rohe Producte eingeführt, im Lande verarbeitet, und dann wieder ausgeführt werden, ſo kan man dieſe Art der Handlung nicht wohl zur Durchfuhr zählen, denn ſie iſt ſchon würklich zum Theil inländiſch, und eben an ihrem Ort berührt worden. Der eigentliche Durchfuhr- oder Speditionshandel geſchieht alſo mit rohen oder verarbeiteten ausländiſchen Waaren, die man ſo wie man ſie empfängt auch wieder auſſer Land verhandelt.

§. 1303.

In der Art des Transports beſteht alſo hier der ganze Unterſchied: Wenn eine Nation entweder zu Waſſer oder zu Land die Waaren am Ort des Einkaufs abholt, und am Ort des Verkaufs auch ſelber wieder abſezt, ſo genieſt ſie auſſer dem Gewinn an den Waaren, auch die Beſchäftigung und den Verdienſt des vollen Transports; jenen genieſt der Handelsmann, und dieſen bey der Schifffarth zum Theil auch der Kaufmann, und zum Theil das Schiffsvolk; bey den Landfrachten aber die Fuhrleute, und in beyden Fällen eine Menge Arbeitsleute, die für den Transport arbeiten.

§. 1304.

Wenn ſich aber die Nation mit andern in den Transport theilt, welches der gewöhnlichſte Fall iſt, ſo verhält ſich der Nuzze nächſt dem Gewinn, wie der Antheil den ſie am Transport hat; und wenn ſie gar nicht transportirt, ſo bleibt ihr nichts als der Gewinn an den Waaren, und die übrigen Stände genieſen ihn nur inſofern mit, als der Handelsmann Aufwand macht.

Bey dem Durchfuhr-Handel giebt es alſo keine Stellung die ſchädlich iſt, ſondern nur Abſtuffungen des Nuzzens; dagegen aber iſt er auch nie ſo nüzlich als ein vortheilhafter Ausfuhrhandel.

§. 1305.

Nachdem ich die Grade der **Nüzlichkeit** und der **Schädlichkeit** in allen dreyen Handelsarten gezeigt habe, ſo muß ich nun auch lehren wie die Gewerb-Polizey in jedem Fall verfahren müſſe, um die Handlung immer zum höchſten Ziel des allgemeinen Wohlſtands zu leiten. **Dieſes wird immer derjenige Zuſtand ſeyn, in welchem der Staat die mehreſten und vollkommenſten Waaren für baares Geld ausführt, und dagegen ſo wenige, und dazu ſo viel als möglich nur rohe Materialien einführt.**

§. 1306.

Alle Maaßregeln, welche die Polizey in jedem Fall zu nehmen hat, müſſen durch den **Grundſaz des Starken und Schwachen**, den ich ſo oft ſchon angeführt habe, geleitet werden: denn er iſt auch die ganze Stütze der **Gewerbsfreyheit**, deren Wahrheit aus ihm bewieſen werden muß, wenn der Beweis nämlich a priori geführt werden ſoll. Wenn das **Starke** nüzlich würkt, ſo läuft es gegen die Rechte der einzelnen Glückſeeligkeit es zu ſchwächen, um dem **Schwachen** aufzuhelfen; würkt es aber ſchädlich, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß man es einſchränken müſſe, weil niemand das Recht hat zu ſeinem Nuzzen andern zu ſchaden. Daraus laſſen ſich nun Regeln für alle Fälle abſtrahiren.

§. 1307.

Der erſte und vollkommenſte Grad der Ausfuhr bedarf der Polizey nicht weiter, als daß ſie ihn erhalte wie er iſt. Der zweyte Grad aber, wenn die inländiſche Fabriken die rohen Materialien auſſer Landes her bekommen, und alſo baares Geld dafür hinaus ſchicken, welches der Landwirthſchaft entgeht, bedarf ſchon Rath und Hülfe. Wenn die Production jener Materialien im Lande ſelbſt in eben der Wohlfeilheit und Güte möglich iſt, ſo ſezt man Ermunterungspreiſe auf dieſelbe aus, die derjenige bezahlt bekommt, der die mehreſten und beſten liefert; und bedürfen ſolche Materialien noch weiterer Vorbereitung ehe ſie in die Fabrike kommen, wie z. B. Wolle, Flachs und Hanf, ſo ſezt man auch auf dieſe Prämien aus.

§. 1308.

Man hat gegen die Prämien eingewendet, daß ſie öfters zu ſchwach ſeyen, um in die träge Maſſe des Volks zu würken; wenn dieſes der Fall iſt, ſo fehlt es an zweyen Stücken, entweder iſt die Prämie nicht ſtark gnug um zum Wetteifer zu reizen, oder der Bauer hat nicht Känntniſſe gnug, jene Materialien zu produziren; im erſten Fall muß durch Zuſaz, und im zweyten durch eine vollkommene und verſtändliche Nachricht an das Publicum geholfen werden. Dieſe zwey Stücke ſinds allein welche die Polizey beobachten muß; denn durch die verhinderte Einfuhr jener ausländiſchen rohen Materialien helfen wollen, hieß die Fabrike auf eine ſchädliche Art hemmen, ohne den Landmann zur Production zu bringen: denn wenn dieſer eben ſo gut und ſo wohlfeil produzirt wie der Ausländer, ſo kauft ihm der Fabrikant ohnehin gern ab, und geſchieht jenes nicht, ſo iſt es ja Wohlthat für den Fabrikanten, wenn er die ausländiſche Stoffe ungehindert bekommen kan.

§. 1309.

Wenn im dritten Fall, die Fabrike gegen ihre verfertigte Waaren auch verfertigte eintauſcht, ſo iſt die Frage, ob wir dieſe leztere auch ſelbſt produziren und fabriziren können? Ferner ob wir ſie nothwendig haben müſſen, oder ob ſie blos Waaren des Luxus ſind? Können wir ſie ſelbſt erzielen, ſo muß man die Zünfte, welche ſie verarbeiten, dazu aufmuntern, und ſollte wider Vermuthen kein Meiſter dieſes Handwerks im ganzen Land ſeyn, ſo läſt man wackere junge Leute dieſe Profeſſion lernen, und dahin reiſen, wo ſie am beſten ausgeübt wird; dieſe läſt man nun klein anfangen, und ermuntert zugleich die Landleute durch Prämien zur beſten Production des rohen Stoffs.

§. 1310.

Wäre aber dieſe Production unmöglich, ſo müſte man die rohen Materialien auſſer Land her beziehen: denn es iſt doch immer beſſer, fremde rohe Stoffe ſelber verarbeiten, als verfertigte Waaren einführen, und jede Fabrikation iſt allenthalben möglich, wenn anders das Lokale paſſend iſt. Geſezt aber eine ſolche Fabrike wäre für uns ganz und gar nicht ausführbar, und doch die Waare nothwendig, ſo muß man der Handlung ſo wie ſie iſt, ihren ungeſtörten Gang laſſen, dann aber einen andern inländiſchen Handelszweig zu entwickeln ſuchen, der das hinlänglich wieder erſezt, was durch jene Einfuhr der fremden verfertigten Waaren verloren wird.

§. 1311.

Iſt aber eine ſolche fremde eingeführte Waare nicht nothwendig, etwa ein Befriedigungsmittel des Luxus, ſo muß man ja keine Gewalt brauchen, und die Einfuhr jener Waaren erſchweren wollen: denn dadurch würde unſre Fabrike, die doch noch immer Erſaz des Schadens iſt, gehindert, weil ihr Abſaz geringer wird, ſo bald man nicht auch den Ausländern ihre Waare abnimmt; und die Einfuhr würde dagegen dem allem ungeachtet durch den unvermeidlichen Schleichhandel nur deſto gefährlicher und ſchädlicher; ſondern man muß nur unter der Hand, durch gute Beyſpiele, durch geheime aber mächtige Leitung der Mode auf weniger ſchädliche Gegenſtände, und endlich wiederum durch Erweckung neuer Handelskräfte den Erſaz zu bewerkſtelligen ſuchen.

§. 1312.

Wenn im vierten Fall rohe Stoffe auſſer Land für baares Geld abgeſezt werden, ſo verliert der Staat die Beſchäftigung, der Handwerks- und Handelsſtand gewinnt nichts dabey, hingegen der Bauer gewinnt, ohne zu verlieren, denn er hat ſeinen gehörigen Abſaz. Wenn nun die Polizey dieſe Ausfuhr erſchwert, ſo wird deswegen dadurch die Beſchäftigung nicht geweckt; der ganze Erfolg beſteht darinnen, daß nun auch der Bauer ſeinen Gewinn verliert. Folglich muß man auch dieſen Handel frey und ungekränkt laſſen, und nur die Handwerksleute, welche die ausgeführte rohe Stoffe verarbeiten, unterſtüzzen, ſo daß ſie nach und nach ihren Mitbürgern ihre Producte eben ſo gut abkaufen können, als die Ausländer. Auf dieſe Weiſe hat der Bauer nichts verloren, und doch gewinnen wir auch allmälig die Beſchäftigung.

§. 1313.

Im fünften und ſechſten Fall, wenn rohe gegen rohe, und verfertigte gegen verfertigte Waaren eingetauſcht werden, gewinnt und verliert der Staat nichts; ich hab hier weiter nichts zu erinnern, weil dieſe Stellungen in die vorigen eingreifen; eben ſo verhält es ſich auch mit dem ſiebenden und achten. Die Generalregel iſt folgende: *Man ſuche ſo viel als möglich iſt alles ſelbſt zu produziren und zu fabriziren, dabey aber die Handlung frey zu laſſen; und wo uns eine Einfuhr ſchädlich iſt, da ſuche man den Schaden entweder durch einen neuen Handelszweig zu erſezzen, oder den Gang der Mode ſo zu leiten, daß die eingeführte Waare entbehrlich wird. In allen Fällen aber ſind die Fabriken die vorzüglichſten, welche die mehreſten Hände beſchäftigen.*

§. 1314.

Wenn eine Nation bey ihrem Durchfuhr- Aus- oder Einfuhrhandel den Nuzzen des Transports ganz allein genieſt, ſo iſt das ein Glück, welches ſich auf Unglück, oder Fahrläſigkeit, oder Ohnmacht anderer Staaten gründet; daß dieſer Grund elend, und daß ihm nicht zu trauen ſey, erhellt aus ſeinem Weſen; indeſſen benuzt man dieſen Vortheil, doch ohne activen Nachtheil der andern Nation, ſo lang als man kan. Der Zuſtand iſt der ſicherſte und natürlichſte, wenn ſich die Nationen in den Transport theilen. Hat aber ein Staat durch ſeine Lage, ſchiffbare Ströme, Seen, Meere, Landſtraßen u. d. g. Vorzüge vor allen andern, ſo iſt das ein koſtbares Geſchenk des Himmels, welches er nicht vernachläſigen, ſondern aufs beſte benuzzen muß, doch aber ſo daß kein Nachbar dadurch gedrückt werde. Denn *das Völkerrecht* hat eben die Grundſäzze wie *das Naturrecht.*

§. 1315.

Wenn endlich ein Staat gar nicht transportirt, ſo verliert er viel, es kommt alſo darauf an, ob ſeine Lage und Stellung den Transport erlauben? Iſt dies, ſo darf er dieſen Vortheil nicht vernachläſſigen, kan er aber denſelben nicht haben, ſo muß er ihn abermal durch andere Handelszweige zu erſezzen ſuchen.

§. 1316.

Inſofern ein Staat transportirt, ſagt man von ihm, er habe einen Activhandel, und inſofern er nicht transportirt, nennt man ſeine Handlung paſſiv. Beſſer und ſchicklicher ſcheint es mir zu ſeyn, wenn man dieſe würklich ſehr paſſende Kunſtwörter auf die ganze Gewerb-Sphäre ausdehnt, und eine Handlung inſofern activ nennt, als eine Nation eigene rohe und verfertigte Waaren mit eigener Fracht ausführt, und im Gegentheil paſſiv, inſofern fremde rohe und Fabrik-Waaren auch durch fremde Transporte eingeführt werden. In dieſem Verſtand verhält ſich die Wohlfarth des Staats wie ihr Activhandel; es iſt allemal ſehr nüzlich, wenn man ausgedehnte Begriffe mit einem Wort ausdrücken und deutlich machen kan.

§. 1317.

Die Seemächte haben den Werth des Activhandels, nach dem Sinn wie ich ihn ſo eben angenommen habe, ſchon lang erkannt, und deswegen entfernte Länder zu erwerben geſucht, in welchen ſie die Production, welche in ihrem eigenen Land unmöglich war, in ihrem ganzen Umfang benuzzen könnten; daher rühren nun die Beſizzungen der Europäer in allen entfernten Welttheilen.

§. 1318.

Da der Schuz und die Erhaltung ſolcher entfernten Länder ſehr ſchwer und koſtbar iſt, und der Mutterſtaat immer Gefahr läuft, ſie zu verlieren, ſobald ſie ſelber zur eigenen Staatsverfaſſung Kräfte genug erhalten haben, ſo ſind die Seemächte, durch den Eigennuz geleitet, auf eine Politik gerathen, die der Menſchheit, geſchweige der chriſtlichen Religion Schande macht, und deren Geſchichte ein ewiges Denkmal aller unerhörten Greuel iſt; es iſt der Mühe werth, daß ich Quellen und Folgen wenigſtens obenhin berühre.

§. 1319.

Da ſich der Mutterſtaat den immerwährenden Beſiz einer ſolchen Colonie nicht verſichern kan, ſo entſtehen drey politiſche Kunſtgriffe: 1. Die entfernte Beſizzung ſo lang ſchwach, niedrig, arm und unaufgeklärt zu erhalten, als nur immer möglich iſt, damit ſie nicht zu Kräften kommen, und ſich alſo vom Mutterland losreißen möge; 2. alle ihre Kräfte auszuſaugen und zu benuzzen, damit man doch während der ungewiſſen Zeit des Beſizzes noch ſo viel herausziehen möge, als man kan; dazu giebt man auch noch den Grund an, daß man viele Koſten auf ſolche Colonien habe verwenden müſſen, es ſey alſo auch billig, daß man ſich ſeines Schadens wieder erhole; und 3. durch Verſprechung goldner Berge aus Europa Menſchen hinzulocken, um ſich ihres Fleiſes nach obigen Grundſäzzen beſtens zu bedienen.

§. 1320.

An Statt alſo Menſchengeſchlechter, die noch im rohen Naturſtand leben, oder die auch ſchon einige Stuffen auf der Leiter der Cultur hinaufgeſtiegen ſind, weiter zu führen; durch Religion und Wiſſenſchaften auf ihren Verſtand und Herz zu würken, um ſich ewig dankbare Brüder und Freunde in allen Welttheilen zu bilden; und dann mit ihnen eine beyden Theilen wohlthätige Handlung zu treiben; ſtatt deſſen ſag ich: ſchlachtet man ſie wie die armen Schaafe hin, oder unterjocht ſie zu einer ewigen Sclaverey, und bedient ſich dieſer freygebohrnen Menſchen, die uns nie beleidigt haben, gegen die elende Belohnung mit Waſſer und Brod und der Knutpeitſche, zu unerträglich ſchweren Arbeiten, blos um den Königen, Fürſten und Kaufleuten Europens die Caſſen zu füllen.

§. 1321.

Nicht allein aber jene arme wilde Mitbrüder, ſondern ſo gar unſre eigene Europäiſche Landsleute, welche dem Sirenengeſang der Coloniſten-Werber Gehör geben, gerathen faſt in die nämliche Sclaverey: ſie werden mißhandelt, tyranniſirt, ausgeſogen, und von jeder Art der Beglückungs-Mittel entfernt, um nur nicht zu Kräften kommen zu können; daher machen ſich auch die blutſaugende Kaufleute ſelber wieder zurück ins Mutterland, ſobald ſie ihre Beutel hinlänglich geſpickt haben. Und gab es je zuweilen einen Menſchenfreund, der dieſen Grundſäzzen entgegen handelte, ſo ward er das traurige Opfer der abſcheulichen Colonien-Politik; dieſe war es, welche nebſt dem Neid den **Columbus** ſelbſt, den bekannten **Sir Walther Raleigh**, noch neulich **Haſenclever**, und ich vermuthe auch den bekannten **Haſtings**, der Gewinnſucht aufopferte.

§. 1322.

Die Handlungs-Maximen, welche aus dieſer Politik entſtehen, ſind folgende: da man die Colonie, wegen dem ungewiſſen Beſiz, arm und ſchwach erhalten, ſich aber ſo viel als möglich bereichern will, ſo darf die Colonie nur produziren, keineswegs aber fabriziren; ihre Producte darf ſie nicht an jeden, ſondern nur blos ans Mutterland, und zwar in den niedrigſten Preiſen verhandeln; hier werden dann dieſe Producte mit dem

gröſſen

gröſten Gewinn verarbeitet, und was die Colonien an Fabrik-Waaren brauchen, das wird ihnen in den höchſten Preiſen wieder zugeſchickt, und dazu ſind ſie wiedrum gezwungen, dieſe von niemand als vom Mutterland zu kaufen; daß ſich dieſes in einer ſolchen Stellung bereichern müſſe iſt gar kein Wunder.

§. 1323.

Wenn nicht alle Seemächte in gleichem Grad dieſe Politik befolgen; wenn es auch bald bey dieſer bald bey jener Colonie Ausnahmen von der Regel giebt, ſo bleibt doch der Fundamentalbegrif der Sache immer feſt ſtehen, ſo bald von **Colonien** als ſolchen die Rede iſt. Daß ihm **England** nicht getreu blieb, zog den Verluſt eines großen Theils von **Nord-Amerika** nach ſich. Im Gegentheil iſt noch immer **Spanien** nicht einer Linie breit von der Regel abgewichen, und an ihrer **Peruaniſchen** und **Mexicaniſchen** Politik kan jeder anderer Staat das Muſter nehmen. Auch die **Holländer** haben ſie von jeher ſehr gut verſtanden. Zu dieſen Staatsmaximen paßt dann auch der Negerhandel vortreflich.

§. 1324.

Aus dem allem folgt nun, daß dieſe abſcheuliche Politik nothwendig ſey, ſo bald man Beſizzungen in entfernten Ländern haben will; da aber nun jene die Menſchheit entehrt, indem ſie ſchnurgrad ihren Rechten entgegen ſtrebt, ſo können auch dieſe in einem wohleingerichteten chriſtlichen Staat nicht Statt finden; im Gegentheil wenn man auf Entdeckungen fremder Länder ausgeht, und glückliche fruchtbare Inſuln und Gegenden entdeckt, ſo muß man durch Miſſionäre die Einwohner bilden und aufklären, dann mit ihnen handeln, und ſie die Rechte der Menſchheit vollkommen genieſen laſſen.

§. 1325.

Sowohl bey dem in- als ausländiſchen, Durchfuhr- als Colonie-Handel, iſt der Transport weſentlich; alle Waaren müſſen vom Ort des Einkaufs bis zum Ort des Verkaufs oder Abſazzes verfahren werden. Dieſes geſchieht nun entweder zu Land durch das Fuhrweſen, oder zu Waſſer durch die Schifffarth. In beyden Fällen iſt es eine ſehr wichtige Pflicht der Gewerb-Polizey, durch eine vortrefliche Straßen-Polizey, und Marine, die Wohlfeilheit, Sicherheit und Geſchwindigkeit der Frachten, auf die höchſtmöglichſte Weiſe zu befördern.

§. 1326.

Die Wohlfeilheit, Sicherheit und Geſchwindigkeit der Land-Frachten wird durch wohlangelegte Straßen, durch den Zuſammenfluß der Fuhrleute, durch ein gutes Intelligenzweſen, durch bequeme Wirthshäuſer, und fleißige Straßen-Reuter befördert. Es verſteht ſich indeſſen von ſelbſt, daß die Zölle, Weggelder, und Abgaben billig und mäſſig ſeyn müſſen. Der Gang und die Richtung der Handlung zieht die Straßen-Linie ſo wie ſie ihr am bequemſten iſt; die Weg-Commiſſion hat alſo weiter nichts zu thun, als die Krümmungen, welche durch Berge, Hügel, Moräſte und Flüſſe verurſacht werden, auszuſtrecken, und die Straßen bequem, feſt und dauerhaft anzulegen.

§. 1327.

Regeln anzugeben, wie eine Chauſſee oder Hochweg gemacht werden müſſe, gehört nicht zu meinem Zweck; eine ſolche Straße muß wenigſtens dreymal ſo breit als ein gewöhnlicher Fuhrweg, flachrundlich erhoben, gepflaſtert, und dann mit gnugſamen Sand überfahren ſeyn; und um das Ausfahren zu vermeiden, auch um der Trockenheit des Weges willen, auf beyden Seiten tiefe und breite Graben haben. Angenehm iſt es, wenn ſolche Wege auf beyden Seiten mit ſchattigten Bäumen und von Stunde zu Stunde mit Meilenzeigern, auch auf den Scheidwegen mit Wegweiſern beſezt ſind.

§. 1328.

Da die Landſtraßen ein Regale ſind, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß ſie der Regent ſo wohl anlegen als unterhalten, mithin auch das Weggeld beziehen müſſe. Nur kommt es hier darauf an: Soll die Arbeit von den Unterthanen Frohnweiſe, oder gegen Bezahlung durch Taglöhner geſchehen? Im erſten Fall müſte auch den Unterthanen das Weggeld zu gut kommen, wenigſtens müſten ſie alle von allem Weggeld befreyt ſeyn; aber auch dann entſtünde eine Ungleichheit in der Ertragung der Staatslaſten: gewöhnlich frohnt nur der Bauer, Handwerksleute und Handelsleute nicht, und doch genieſen leztere die Wohlthat der Straßen am mehreſten.

§. 1329.

Mir deucht alſo, es gebe zween billige und gerechte Wege, deren jeder mit gleichem Vortheil eingeſchlagen werden kan: 1. Wenn der Landesherr das ganze Straßen-Regale übernimmt, die Wege durch belohnte Arbeitsleute anlegen und unterhalten läſt, und dann von allen und jeden, Inländern und Ausländern ein mäßiges Weggeld erhebt, um damit die Koſten zu beſtreiten; oder wenn er 2. nur die Straßen-Polizey und Juſtiz verwaltet, hingegen die Koſten der Anlage und der Unterhaltung, nach dem Steuer-Cataſter auf alle Unterthanen ausſchlägt; wo dann ein jeder entweder ſelbſt arbeiten, oder zahlen, oder ſeinen Mann ſtellen kan; hernach ſind alle Unterthanen zollfrey; von den Fremden aber zieht man geziemende Weggelder, und läſt dieſe dann wieder den Unterthanen an ihrer Schazzung zu gut kommen. Immer aber wird die erſte Operation die ſimpelſte und bequemſte ſeyn.

§. 1330.

Wenn gewiſſe neuere Oeconomen, die Straßen von allen Abgaben befreyt wiſſen wollen, ſo gehen ſie in der That zu weit; wir ſind nicht ſchuldig den Fremden unſre mühſam und gut gebauten Wege umſonſt zum Gebrauch zu überlaſſen; denn der Gedanke hält nicht Stich, daß ein gröſerer Zuſammenfluß durchziehender Fremden durch ihre Verzehrung den Schaden erſezzen würde; denn kein Reiſender, und kein Fuhrmann fährt um etliche Bazzen zu erſparen, nur eine Stunde, geſchweige viele Meilen um. Man wählt immer den geradeſten Weg, und wenn er auch etwas über die Gebühr beſchwert wäre. Eine mäßige Abgabe iſt recht und billig.

§. 1331.

Wenn eine Handthierung ihren Mann und Familie ordentlich nährt, ſo fehlts an Concurrenz nicht. Dieſer Saz iſt in allen Erfahrungen gegründet; wenn daher das Futter, und alle Lebensmittel der Menſchen und Thiere wohlfeil ſind, das iſt: wenn die Landwirthſchaft blüht, und wenn ordentliche, der Mühe lohnende Frachten gezahlt werden, das iſt: wenn auch Fabriken und Handlung im Flor ſind, dann braucht man um den Zuſammenfluß der Fuhrleute nicht zu ſorgen: denn der kleinere Bauer hält auch ein Pferd, mit dem er ſeinen Ackerbau verrichtet, und in der Zwiſchenzeit entweder ſelbſt oder durch einen Knecht Waaren transportirt; auch der reiche Bauer hält ein Pferd mehr, um von der Gelegenheit Vortheil zu ziehen. Wenn hingegen Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung nicht blühend ſind, ſo können auch alle Maaßregeln nicht helfen, den Zuſammenfluß der Fuhrleute zu befördern.

§. 1332.

Wenn die Fuhrleute an einen entlegenen Ort Waaren transportiren ſollen, ſo kan das viel wohlfeiler geſchehen, wenn ſie gewiß ſind, daß ſie wieder Rückfracht bekommen werden. Es iſt eben nicht nöthig, daß dieſe Rückladung grad an den Ort beſtimmt ſey, wo ſie her ſind; gnug wenn ſie ihnen nur gelegen und belohnend iſt. Nun findet dieſe Stellung zwar allenthalben Statt, wo eine groſe und mannigfaltig blühende Handlung iſt. Indeſſen weiß dann doch der Fuhrmann in groſen Städten nicht immer, wo und bey welchem Kaufmann er Rückfracht finden werde, und das Umlaufen und Suchen auf allen Comtoiren iſt eine mühſame und beſchwerliche Sache.

§. 1333.

Dieſen Beſchwerlichkeiten hilft ein wohleingerichtetes Intelligenz-Comtoir ab; und dieſes wird folgendergeſtalt angelegt: Man beſtimmt dazu ein Comtoir, und einen Mann der es beſorgt; bey dieſem Manne zeigt jeder Kaufmann an, was er an alle Oerter zu verſenden, und was er allenthalben abzuholen habe. Eben hier meldet ſich auch jeder fremde Fuhrmann, der Rückfracht an irgend einen Ort ſucht. Alle dieſe Nachrichten werden wöchentlich ein oder zweymal gedruckt, und an Kaufleute, Gaſthöfe, und Wirthe ausgetheilt;

in dieſen Blättern findet alſo jeder Kaufmann und Fuhrmann Gelegenheit ſeinen Zweck zu erreichen.

§. 1334.

Wenn die Straßen häufig befahren werden, ſo finden ſich zu den Wirthshäuſern Unternehmer gnug. Bey der Anlegung derſelben muß die Polizey ſo wie bey allen bürgerlichen Bauanſtalten, mitwürken, daß auf allen Seiten der Zweck erreicht werde. Die Fuhrleute kehren nicht gern in groſen volkreichen Orten, ſondern lieber nur in der Nähe derſelben ein; dann haben ſie auch nicht gerne, wenn ſie des Morgens gleich bey dem Anfahren einen Berg hinauf müſſen, weil die Pferde dann noch nicht warm ſind, und ſich leicht zu früh ermüden; daher beſuchen ſie die Wirthshäuſer am liebſten welche oben auf einer Anhöhe ſtehen.

§. 1335.

Wenn der Fuhrmanns-Wirth gern koſtbar tractirt, und für ſie eine Gaſttafel hält, ſo meiden ſie ihn wo ſie können, denn ſie können und wollen nicht viel verzehren. Der Fuhrmann nimmt Butter, Käß und gedörrtes Fleiſch für ſich, und Hafer und Heu für ſein Pferd mit. Daher verlangt er bey dem Wirth weiter nichts, als Brod, für ein paar Kreuzer Gemüß, ein gut Glas Bier und Brantewein, Stallung für ſein Pferd, und ein Strohlager für ſich; und wenn ſein Proviant verzehrt iſt, ſo hat er gern ſeine Freyheit, wieder Vorrath einzukaufen, wo er ihn am beſten und wohlfeilſten findet. Wenn nun der Wirth zu dem allem freundlich ausſicht, und ſeine Gäſte wohlfeil und fleiſig bedient, ſo wird er ſtark beſucht, reich und wohlhabend.

§. 1336.

Wenn nun die Polizey ſorgt, daß Wirthshäuſer von dieſer Gattung, längs die Straßen, von ſechs zu ſechs Stunden, je nach Gelegenheit, angelegt werden, ſo kan es nicht fehlen, die Fuhrleute werden ſich wohl befinden, die Frachten wohlfeil, und ſo der Handel blühend ſeyn; und derjenige Wirth wird am beſten ſtehen, bey welchem ſich die Fuhrleute am wohlfeilſten verproviantiren können. Gut iſt es, wenn ſo wie im vorderen **Weſtphalen**, und im **Bergiſchen**, der Wirth eine Schmiede-Eſſe hat, und einen Knecht darauf hält, der die Pferde gut beſchlagen, und überhaupt das eiſerne Fuhrmannsgeſchirr gut verfertigen kan. Von der Sicherheit der Straßen durch Patrouillen, hab ich in dieſem Werk ſchon zur Genüge gehandelt.

§. 1337.

Ein Land das an die See ſtößt, oder ſchiffbare Ströme hat, beſizt vor andern groſe Vortheile, die ſich der Staat nicht entgehen laſſen ſoll. Die Schifffarth ernährt und beſchäfftigt viele Menſchen, frachtet um ein beträchtliches wohlfeiler als das Fuhrwerk, und ſezt eine Stadt und mit ihr das ganze Land umher in den blühendſten Wohlſtand. Ich theile die Schifffarth in zwey Theile, und handle zuerſt von derjenigen, welche zur See, und dann von derjenigen, welche auf Flüſſen Statt findet.

§. 1338.

Wenn ein Staat ans Meer ſtößt, und Gelegenheit zu einem guten geräumigen und brauchbaren Hafen hat, ſo muß er für eine vortheilhafte **Marine** ſorgen: dieſe gründet ſich auf **gute und wohlfeile Schiffsbau-Materialien, gute Schiffszimmerleute, gnugſame und geſchickte Seeleute, und auf einen wohleingerichteten Hafen, und vortrefliche Hafen-Polizey.**

§. 1339.

Die Schiffsbau-Materialien haben das Forſt-Regale und die Landwirthſchaft zu Quellen; wenn alſo beyde blühen, ſo werden ſie gut und wohlfeil ſeyn. Die Gewerb-Polizey muß alſo auch aus dieſer Urſache jene Quellen recht ergiebig zu machen ſuchen. Denn das herrſchaftliche Aerarium und der Bauer werden wohl dabey fahren, und die Handlung und Schifffarth auch. An guten Handwerksleuten, Schiffs-Zimmerleuten, Seilern, Seegelwebern, Schmieden, Schlöſſern, Schreinern u. d. g. kan es einem ſolchen Ort nicht fehlen. Die Hofnung zu gewinnen treibt alles herbey, wenn nur die gehörige Gewerbfreyheit mit meinen Zunftanſtalten verbunden und gehandhabt wird. Bau-Plätze, oder Schiffs-Werfte laſſen ſich bald finden und einrichten.

§. 1340.

Die Geſchicklichkeit der Seeleute gründet ſich auf Theorie und Praxis, jene erlangt man auf hohen Schulen, wo die Schifffarths-Wiſſenſchaft mit ihren Hülfs-Wiſſenſchaften gelehrt wird. Dieſe beſtehen im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, der reinen und angewandten Mathematik, beſonders der Mechanik, Hydraulik, der Geographie, Aſtronomie, und der Handlungs-Wiſſenſchaft; jene dann in Anwendung aller dieſer Känntniſſe auf die Schifffarth ſelbſt, oder auf die eigentliche Steuermanns-Kunſt.

§. 1341.

Wenn der junge Seemann die Theorie inne hat, ſo muß er ſie auch anwenden lernen: Dieſes geſchicht, wenn er allmälig anfängt, und ſich nach und nach ausbildet; daher fängt er an in Barquen, mit auf die

Seefiſcherey, nahe an den Ufern auszufahren; dann iſt es ſehr gut, wenn die Nation eine vortheilhafte Cabotage hat, das iſt: wenn ſie längs das Ufer hin, nahe und ferne Reiſen macht, auf welchen ſich die jungen Seeleute am beſten bilden. Dann iſt auch der Heringsfang, und die Grönlandsfarth ſchicklich für junge Leute, bis ſie ſich endlich an groſe Reiſen gewöhnen.

§. 1342.

Der Zuſammenfluß der Seeleute fehlt wiedrum nicht, wenn ſie wohl gehalten, und gut bezahlt werden; dann muß man auch für Wittwen und Waiſen vortrefliche Anſtalten haben, und wenn der Seemann im Dienſt alt und grau geworden, ſo muß er ruhig, ehrlich und anſtändig leben können. Wenn für das alles recht gut geſorgt iſt, ſo werden brave Leute angelockt, ſich dieſem Geſchäfte zu widmen. Die Holländiſche Zielverkoopers ſchicken ſich vortreflich zur Colonien-Politik, und Teutſchland hätte groſe Urſache, ſo manche ſchreckliche Handlung dieſer ſataniſchen Menſchen, an jenem Staate zu ahnden; denn es iſt ſeine Schuld, daß ſolche Algieriſche Proceduren von ſeinen Unterthanen an Fremden ausgeübt werden. Ich hab noch neulich wiedrum ein paar empörende Beyſpiele von der Art erlebt.

§. 1343.

Die Güte eines Hafens beruht erſtlich auf ſeiner Lage, wenn nämlich dieſe zur groſen Handlung bequem iſt; und das iſt ſie gewöhnlich, wenn nahe, oder gar in dem Hafen ſelbſt ein groſer Strom, der aus vielen blühenden Ländern herkommt, ſeinen Ausfluß ins Meer hat. Zweytens, auf ſeiner Sicherheit ſo wohl gegen die Würkungen der Natur, als die Anfälle der Menſchen;

gegen Sturm und Ungewitter iſt er gedeckt, wenn ihn nahe und hohe Berge umgeben; gegen das Scheitern der Schiffe, wenn die Einfarth und der Hafen ſelbſt tief gnug ſind, und weder Felſen noch Sandbänke enthalten; und gegen Feinde, wenn die Einfarth ſo eng iſt, daß ſie von beyden Seiten mit Canonen beſtrichen werden kan, und zu dem Ende hinlänglich beveſtiget iſt.

§. 1344.

Dann aber muß auch der Staat ſtark gnug ſeyn, um ſeinen Hafen gegen jede Gewalt ſchüzzen zu können, und jene Veſtungswerke mit einer hinlänglichen guten Beſazzung und Artillerie verſehen. Ferner muß er fremden und eigenen Freunden und Feinden Sicherheit ſchaffen, und wenn zwey feindliche Schiffe in dem Hafen einlaufen, ſo dürfen ſie in demſelben nicht die geringſte Feindſeligkeit begehen, ſondern ſo bald einer den andern angreift, ſo wird alſofort auf den angreifenden Theil gefeuert, und ſo weit die Canonen des Hafens reichen, darf kein Seegefechte gehalten werden. Das alles gilt aber nur von Kauffarthey-Schiffen.

§. 1345.

Wenn der Haven nicht alle dieſe Eigenſchaften hat, ſo iſt die Frage, ob man ſie ihm geben konne? Wenn ſeine Einfarth zu weit iſt, ſo ſucht man ſie durch einen Damm, (Mole), welcher entweder nur von einer oder von beyden Seiten durch das Meer geführt wird, zu verengen. Eine ſolche Mole muß ſo ſtark, breit und hoch ſeyn, daß ſie die groſſe Gewalt des Meers auf Jahrhunderte auszuhalten im Stand iſt; am beſten iſt es, wenn man ſie in Form eines Walls mit ordentlichen Veſtungswerken anlegt, um ſich deſto beſſer gegen alle Anfälle vertheidigen zu konnen.

§. 1346.

§. 1346.

Wenn der Hafen Untiefen hat, ſo ſucht man die Felſen zu ſprengen, und den Sand wegzuräumen; dann aber ſind an der Einfarth Leuchtthürme nöthig, welche des Nachts die Einfarth erleuchten, damit man jede Gefahr erkennen könne. Gegen die Untiefen, welche man nicht ſehen kan, ſichern die Tonnen, welche man auf ſolche Oerter beveſtigt, damit man ſie vermeiden könne; und dann die Lotſen, welches geſchickte Seeleute ſind, die in den Häfen wohnen, und durch Canonenſchüſſe aufgefordert werden, zu kommen, und das fremde Schiff über und durch die gefährliche Oerter wegzuführen.

§. 1347.

Ueber die ganze Hafen-Polizey hat der Hafen-Meiſter die Aufſicht; dieſer wird auf vortrefliche Polizey-Geſezze vereidet, und muß ſie aufs genauſte beobachten und handhaben; zu dem Ende ziehen täglich gnugſame Soldaten auf die Wache, die ihm zu Gebot ſtehen, wenn er Hülfe bedarf. Gnugſame wohl eingerichtete Pack-Räume, Boote und Lichter in Menge, Matroſen und Schiffleute, Mackler, Packbediente, Karrenzieher, und allerhand Handwerksleute, müſſen immer in der Nähe und auf jeden Wink bereit ſeyn, gegen eine mäſige Taxe, beym Ein- und Auslaufen der Schiffe, beym Ein- und Ausladen oder Löſchen, ihre gehörige Arbeit zu verrichten u. ſ. w.

§. 1348.

Es giebt wenig Länder, die nicht auf die eine oder andere Weiſe an der Fluß-Schiffarth Theil nehmen können, wenn ſie anders nicht gar zu klein ſind. So gar Bäche können zum Holzflößen in einzelnen Stücken (à bois perdu) ſehr vortheilhaft benuzt werden; kleine Flüſſe werden durch Schleußen geſpannt, und ſchiffbar gemacht, und wenn verſchiedene Herren an ſolche anſtoßen, ſo müſſen ſie gemeinſchaftlich und nachbarlich zuſammenarbeiten, und ſich einen ſo wichtigen Vortheil nicht entgehen laſſen.

§. 1349.

Indeſſen iſt doch die Schifffarth auf Strömen bey weitem die wichtigſte, und hier kommt es auf vier Stücke an: 1. Ob der Strom ſchon würklich ſchiffbar iſt? 2. Ob er ſchiffbar gemacht werden kan, wenn er es noch nicht iſt? 3. Ob er ſchon würklich mit andern vereinigt iſt? Oder endlich 4. ob er irgend mit einem benachbarten Fluß verbunden werden kann?

§. 1350.

Wenn ein Strom ſchon würklich ſchiffbar iſt, ſo kommt alles auf blühende Handlung, Production, und Fabrication und Wegräumung der Hinderniſſe an, um den gehörigen Nuzzen von dieſem groſen Vortheil zu ziehen; das erſte erreicht man durch eine vortrefliche Regierung und Gewerb-Polizey; das andre aber fällt ſchwerer, weil gewöhnlich verſchiedene Landesherren, die manchmal ein entgegengeſeztes Intreſſe haben, mit einander concurriren müſſen. Die vornehmſten Hinderniſſe, welche der Handlung und Schifffarth auf den Strömen im Wege ſtehen, ſind 1. eine unbequeme noch mangelhafte Bauart und Leitung der Schiffe; 2. ſchwere und häufige Zolle, und endlich 3. die Stapelſtädte.

§. 1351.

Wenn die Bauart und Leitung der Schiffe mangelhaft iſt, welches manchmal nur blos von dem Vorurtheil der Schiffer herrührt, als welche die Sitten und Gebräuche ihrer Väter nicht abändern wollen; ſo muß man geſchickte Bauleute und Schiffer verſchreiben, die den Strom befahren, und dann ſeiner Natur und Eigenſchaften nach, Plane zu allerhand Arten von Schiffen und ihrer Leitung entwerfen.

§. 1352.

Die vielen Zölle auf den Strömen erſchweren, vertheuern und verzögern die Fluß-Frachten ausserordentlich. Dieſes gilt vorzüglich vom **Rheinſtrom**: die viele anſtoſende Herren wollen alle Nuzzen von den Zöllen ziehen, und daher iſt des Anfahrens, Aufhaltens und Zahlens kein Ende. **Churpfalz** und **Churmaynz** heben die Zölle oft, da ſie doch nur zween Staate ſind; es wär ja gnug, wenn jeder Fürſt an dem ſchicklichſten Ort nur einmal ſeinen Zoll erheben ließe. Dann kommen endlich die Stapelſtädte noch dazu, deren alte und höchſtunſchickliche Gerechtſame der Handlung ausserordentlich ſchädlich iſt. Endlich iſt auch die Zunft-Einſchränkung der Schiffer hinderlich, vermög welcher ſie nur einen gewiſſen Diſtrict befahren dürfen.

§. 1353.

Wenn ein Strom noch nicht ſchiffbar iſt, ſo muß man alle Anſtalten treffen, um ſein Bette zu reinigen, und fahrbar zu machen. Daher müſſen die Felſen geſprengt und die Sandbänke weggeſchaft werden; und wenn irgendwo Waſſerfälle ſind, wo man ausladen muß, ſo müſſen Gebäude, Menſchen und Zugvieh bey der Hand ſeyn, die gegen eine beſtimmte Taxe ausladen, zu Lande bey dem Waſſerfall vorbey transportiren, und dann wieder einladen. Dies alles muß geſchwind und ohne Abzwackung des Geldes der Reiſenden und

Schiffenden geſchehen, und daher eine vernünftige, und promte Aufſicht dabey angeſtellt werden.

§. 1354.

Wenn Ströme unter ſich zuſammenhängen, ſo muß man dieſen groſen Vortheil auf keinerley Weiſe erſchweren, ſondern ſo ſehr wie möglich zu benuzzen ſuchen; und wo nur eine ſolche Vereinigung thunlich iſt, da muß man keine Koſten ſparen. Was würde der Canal von Languedoc thun können, wenn man ihn nicht vernachläſigte? Und welch eine glückliche Wendung würde die Handlung für Teutſchland nehmen, wenn man den Rhein und die Donau durch den Neckar und einen Canal mit einander verbände? Dieſes groſe Project wollte ſchon Carl der Groſe, wie bekannt iſt, ausführen, allein die unſelige Streitigkeiten ſeiner Söhne verurſachten, daß es ſtecken blieb.

§. 1355.

Die Vereinigung des Rheins mit der Donau iſt in Schwaben möglich; wo durch einen Canal von 14. Stunden lang, wenn mir recht iſt, dieſe Verbindung ausführbar wäre. Auf der Charte finde ich, daß die Wutach aus dem Fürſtenbergiſchen nicht weit von der Donau herkommt, und weit unterhalb Schafhauſen bey Waldshut in den Rhein fällt; dann ſehe ich auch, daß ziemlich ſtarke Wäſſer, aus dieſer Gegend in die Donau flieſen; aber freylich auf der Charte darf man nur eine Linie ziehen ſo iſt der Canal fertig, ob aber dort die Sache thunlich iſt, weiß ich nicht. Es wäre indeſſen vortreflich, wenn man aus Teutſchland auf der Donau bis ins ſchwarze Meer, durch den Archipel, das mittelländiſche Meer, bey Alexandria den Nil hinauf, dann durch einen Canal ins rothe Meer, und ſo fort nach Oſtindien ſchiffen könnte.

§. 1356.

§. 1356.

So wohlfeil, geſchwind und überaus nüzlich die Schifffarth iſt, ſo vielerley Gefahren iſt ſie auch unterworfen: Sturm und Ungewitter, Felſen und Sandbänke, Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und Seeräuber, richten gar oft Menſchen, Schiff und Waaren zu Grund; und ſelten wird eine Reiſe geendigt, wo nicht bald dieſer bald jener, bald kleinerer bald gröſerer Verluſt erlitten wird. Man hat den Ueberſchlag gemacht, daß ungefähr unter hundert Schiffen eins ganz verloren gehe, und daß an Particular-Schäden oder Havarie abermal an hundert Schiffen, der Werth von einem abgerechnet werden müſſe, ſo daß alſo allemal von funfzig Schiffen und ihrer Ladung eins dem Neptun aufgeopfert werde.

§. 1357.

So wohl die Schiffs-Rheder als die Befrachter müſſen alſo ſehr viel wagen, wenn ſie ihre wichtigen Capitalien einem ſo wilden und unſichern Element anvertrauen; mittelmäſige und geringe Kaufleute würden ſich ſchwer zu dieſer Art des Transports verſtehen, wenn ſie ſich einem ſolchen Hazard unterziehen müſten; und die Handlung zur See würde daher nie zu einiger Höhe gekommen, immer gleichſam in ihrer Kindheit geblieben ſeyn, wenn man nicht ein Mittel gefunden hätte, ſich gegen dieſen Verluſt zu ſichern, und dieſes iſt das Aſſecuranz-Geſchäfte.

§. 1358.

Es giebt nämlich reiche Capitaliſten, welche das Aſſecuranz-Geſchäfte zu ihrem Gewerbe machen: denn da ſie wiſſen, daß ſie mit einer Hofnung von 50 = 1 wenig oder nichts werden zu zahlen haben, ſo übernehmen ſie die ganze Gefahr des Schiffs und ſeiner Ladung, mit der Verpflichtung, ſo wohl den totalen als particularen Schaden zu vergüten, wenn ihnen eine gewiſſe Prämie vom Hundert des ganzen Werths alſofort ausbezahlt wird; dieſes Waggeld wird Prämie, oder Aſſecuranz-Prime genannt; dieſe ſind nun ſo beträchtlich, daß ſie auch zu Zeiten einen totalen Verluſt ertragen können.

§. 1359.

Bey dieſer Einrichtung trägt nun kein Menſch mehr Bedenken, Schiffe oder Waaren dem Meere anzuvertrauen: denn jeder läßt ſeinen Antheil verſichern, zahlt die Prämie, und überläßt dem Verſicherer die Sorge; dieſer aber, wenn er anders vorſichtig iſt, verſichert ſo vieles, daß er an neun und vierzig Unternehmungen weit mehr gewinnt, als er an einer verliert. Freylich kommt hier ſehr vieles auf Glück und Klugheit an; indeſſen iſt doch der gemeine Kaufmann allemal gedeckt, und die Handlung geht ihren ungehinderten Gang fort.

§. 1360.

Obgleich das ungefähre Verhältniß von 50 = 1 die Grundlage der Prämien iſt, ſo ſteigen und fallen ſie doch, je nachdem die Reiſe groß oder gefährlich iſt; ein Staat alſo der mit den Seeräubern nicht im Vertrag ſteht, oder dem es an Macht fehlt, ſie in den Schranken zu halten, hat immer höhere Prämien, als die mächtigen See-Staaten; und da die Prämien die Waaren-Preiſe erhöhen, ſo laſſen dieſe die See-Räuber ungehindert plündern, blos um über jene Handlungsvortheile zu erhalten; auch dieſes paßt ſehr gut zur Colonien-Politik. Wie leicht wär es ſonſt, die Africaniſchen Raubneſter von der Erde zu vertilgen.

§. 1361.

Das Verſichern geſchieht alſo von reichen Handelsleuten; wo es an dieſen fehlt, oder wo man es ihrem Credit nicht überlaſſen kan und will, da kan man den nämlichen Zweck durch publique **Aſſecuranz-Banken,** oder **Caſſen** erreichen; dieſe haben aber den nämlichen Fehler wie die Brand-Caſſen; daher glaub ich, würde hier eben die Einrichtung Statt finden, deren man ſich bey den Brand-Aſſecurationen bedient; wenn nämlich alle Kaufleute, welche zur See handeln, einen Tarif entwürfen, nach welchem jeder ſeinen Antheil an dem Verluſt oder Seeſchaden tragen müſte; dann fielen alle Prämien weg, und die ganze Kaufmannſchaft theilte ſich nach Verhältniß ihres Vermögens in die Seegefahren.

§. 1362.

Die Seele der Handlung iſt **das Geld;** ohne dieſes findet keine Unternehmung Statt; man kauft für Geld ein, für Geld verkauft man wieder, man frachtet und verſichert für Geld, kurz das Geld iſt der Gegenſtand alles Strebens und Erwerbens. Es iſt hier zu meinem Zweck unentbehrlich und äuſſerſt wichtig, daß ich die Theorie **der Geldwiſſenſchaft** deutlich und ausführlich abhandle.

§. 1363.

Wenn ich meine Waaren an jemand abgeben ſoll, ſo muß ich ihren Werth dafür empfangen; dieſes iſt im Recht des Eigenthums gegründet; wenn ich nun dieſen Werth wiedrum an Waaren erhalten ſollte, ſo würde es ſelten treffen, daß mein Handelsmann gerad die Waaren hätte, die ich brauchen könnte; durch den unmittelbaren Tauſch würde die Handlung auf der unterſten Stuffe bleiben, und der Werth oder der Preis der Dinge würde auch nicht richtig beſtimmt werden können. So bald aber ein Gut erfunden wird, welches jeder für alle ſeine Waaren nimmt, weil er alles wieder dafür bekommen kan, ſo bald iſt dieſes Gut ein allgemeines Tauſchmittel, ein allgemeines Entgelt, oder Geld.

§. 1364.

Dieſer Saz gründet ſich auf Vernunft und Erfahrung, und er enthält auch zugleich das Weſen des Geldes; aus ihm laſſen ſich alle Eigenſchaften folgern die das Geld haben muß, wenn es ſeine vollkommene Würkung thun ſoll. Wenn ich alle meine Waaren für ein gewiſſes Gut hingeben ſoll, ſo muß ich gewiß ſeyn, daß ich auch alle wieder dafür bekommen kan: daher muß dieſes allgemeine Tauſchmittel 1. einen allgemeinen Werth haben, es muß einem das nämliche ſeyn, was es dem andern iſt; 2. da die Verſchiedenheit der Preiſe unendlich aber beſtimmt iſt, ſo muß auch das Tauſchmittel unendlich theilbar ſeyn, und jeder Theil muß ſich nach ſeinem Werth verhalten wie ſeine Maſſe; das iſt: es muß auch einen Maaßſtab der Preiſe abgeben können; 3. wenn ſich das Tauſchmittel bald in ſeinem Werth verminderte, ſo würden ſeine Empfänger immer etwas verlieren, und endlich würde es keinen Werth mehr haben, man erhielte alſo nicht vollkommen den Preis, den man accordirt hätte, folglich muß es auch dauerhaft und gewiſſermaßen unverderblich ſeyn; und endlich 4. wenn zum Preis eine groſe Maſſe des Tauſchmittels erfordert würde, ſo würde durch ſeinen Transport die Handlung erſchwert, daher muß es in kleinen Theilen einen groſen Werth haben, das iſt: es muß koſtbar und ſelten ſeyn. Alle dieſe Eigenſchaften finden wir in den beyden Münz-Metallen, dem Gold und dem Silber.

§. 1365.

Wenn ein Regent einen Körper zum allgemeinen Tauſchmittel beſtimmt, der keinen allgemeinen Werth hat, ſo kan er zwar ſeinen Unterthanen befehlen, daß ſie es nach einem gewiſſen Fuß von einander nehmen ſollen, allein die Ausländer ſind nicht an ſein Geſez gebunden, ſie nehmen es alſo nicht; folglich könnte man ihnen für das inländiſche Geld nichts abkaufen, der ausländiſche Handel würde alſo ſehr erſchwert werden, oder gar nicht Statt finden; daher muß der Regent die nämliche Materie zum Tauſchmittel wählen, deren ſich auch andere Staaten, mit denen man in Handels-Beziehung ſteht, bedienen.

§. 1366.

Die allgemeinen Münz-Metalle, das Gold und das Silber haben einen Handels-Werth wie alle Waaren; und dieſer verhält ſich immer wie ſeine Menge oder Seltenheit; da nun dieſe keine ſehr merkliche Veränderung leidet, ſo ſteigen und fallen zwar die Preiſe um etwas, aber doch iſt dieſes nicht ſo ſehr beträchtlich; daher kan man einen gewiſſen Mittelpreis von jedem Metall feſtſezzen, der dann als geſezmäſig angenommen und nach welchem auch der Werth des Geldes beſtimmt werden kan, und auch würklich von allen handelnden Nationen beſtimmt wird.

§. 1367.

Es iſt auf zweyerley Weiſe möglich, daß ein Staat dieſen geſezmäſigen Mittelpreis nicht beobachtet: er kan nämlich 1. ſeinem Geld einen geringern Werth beylegen, oder es zu gut, zu ſchwer ausmünzen; oder 2. er kan es zu hoch ſchäzzen, das iſt: zu ſchlecht oder zu leicht machen. Beydes hat für die Handlung beſchwerliche Folgen: Im erſten Fall verliert der Regent, wenn er das gemünzte Geld ausgiebt, ſo viel als es zu gut iſt; jeder Unterthan nimmt es ſo, wie es der Herr geſezt hat, nämlich nach ſeinem äuſſern Werth; innerhalb Landes thut das nun wohl keinen Schaden, denn jeder giebt es aus wie er es empfangen hat, aber in Beziehung auf die Ausländer verliert der Staat beträchtlich: denn dieſe nehmen es nach dem äuſſern oder Münz-Werth für ihre Waaren, aber für die unſrigen geben ſie uns ihr ſchlechteres Geld; dieſes zieht alſo häufig in unſer Land, und unſer gutes Geld wandert aus, die Ausländer ſchmelzen es ein, und münzen es nach ihrem Fuß wieder aus, und ſo verlieren wir doppelt und dreyfach; hier iſt der Ort nicht, dieſe Folgen alle zu zergliedern.

§. 1368.

Doch dieſer Fall iſt ſelten, niemand iſt ſo einfältig das Geld zu gut zu machen; dagegen iſt der zweyte Fall deſto gewöhnlicher, daß man nämlich das Metall höher ausmünzt als es werth iſt; man pflegt dem Gold und dem Silber Kupfer zuzuſezzen, theils um die Koſten der Münze damit zu vergüten, theils um die Einkünfte des Regenten dadurch zu vermehren; in dieſer Lage haben die Ausländer beſſer Geld als wir; was wird alſo der Erfolg ſeyn? Wenn die Ausländer Waaren an uns verkaufen, ſo nehmen ſie unſer Geld nicht nach ſeinem Münzwerth, denn ſie ſind an unſer Geſez nicht gebunden, ſondern ſie empfangen es nach dem Verhältniß ihres Geldes, das iſt, niedriger: Der Krämer der nun ſeine eingekaufte Waaren wieder verkaufen will, hat würklich für andern um ſo viel mehr bezahlt, als ſein

Geld ſchlechter war, folglich muß er auch mehr empfangen; daher ſind alſo alle ausländiſche Waaren um ſo viel theurer als das Geld zu ſchlecht iſt, jeder der ſie braucht, muß alſo auch um ſo viel mehr verdienen, folglich hat dieſe Theurung Einfluß auf alle innere Gewerbe.

§. 1369.

Bey der Ausfuhr der inländiſchen Waare wird aber wiedrum beträchtlich verloren: nach dem was ich ſo eben geſagt habe, iſt in dem Lande, welches ſchlechteres Geld hat, nach Verhältniß alles theurer, folglich auch die Waare, welche ausgeführt wird; zudem wird dieſe nicht nach dem Maaßſtab des ausländiſchen beſſern Geldes bezahlt, denn die Käufer zahlen entweder in ihrem Gelde, und dann geben ſie es uns natürlicher Weiſe im Verhältniß unſers ſchlechten Geldes; oder ſie bezahlen uns mit unſerer eigenen Münze, und gewinnen alſo an uns auf jeden Fall ſo viel als unſer Geld ſchlechter iſt, wir aber verlieren doppelt, einmal an den Waaren, und einmal am Geld; folglich iſt unſer ſchlechtes Geld immer der Maaßſtab des ausländiſchen Handels.

§. 1370.

Aus dieſen richtigen Bemerkungen folgt nun unwiderſprechlich, **daß der Staat, wenn er nicht verlieren will, ſein Geld eben ſo gut, und in eben dem Werth ausmünzen müſſe, wie die Nationen mit denen er handelt.** Geſezt aber dieſe wären in ihren Münzverhältniſſen verſchieden, ſo entſtünde die Frage, nach welcher unter allen er ſich eigentlich richten müſte? Um dieſes zu entſcheiden, will ich die Folgen auseinander ſezzen, welche vollkommen gutes und gerechtes Geld hervorbringen würde.

§. 1371.

Wenn ein Staat nicht diejenige Nation zum Muſter wählt, welche das beſte Geld hat, ſo verliert er im Handel mit dieſer; und da diejenigen immer verlieren, die ſchlechter Geld haben, ſo müſſen die gewinnen, die das beſte ausmünzen, das iſt: die genau dem Handelswerth folgen; z. B. ein Regent münzt ganz genau nach dem Handelswerth, ſo gilt jedes kleines und groſes Stück Geldes gerad ſo viel, als es als Metall werth iſt; jezt kan niemand beſſeres Geld haben, denn ich hab oben bewieſen, daß zu gutes Geld ebenfalls Verluſt nach ſich ziehe. Handelt man nun mit einer Nation die eben ſo gutes Geld hat, ſo gewinnt und verliert man nichts, im Gegentheil wird der Handel ſehr erleichtert, denn das Geld kan ohne den geringſten Nachtheil aus einem Staat in den andern übergehen, es gilt an einem Ort wie am andern.

§. 1372.

Haben aber alle andere Staaten ſchlechter Geld, ſo entſtehen nachfolgende Würkungen: ſo bald wir Waaren von ihnen bekommen, ſo werden die Preiſe beſtimmt; geſchieht dies in unſerm beſſern Geld, ſo wiſſen wir wohl wie viel Procent das unſre mehr werth iſt, z. B. 100=110. um ſo viel bekommen wir alſo ihre Waaren wohlſeiler, denn unſre 100 Gulden ſind ihnen ſo viel werth als ihre 110; dieſes macht ſich alſo im Wechſel: denn indem ich meinem Handelsmann 100 Gulden per Wechſel übermache, muß er mir ja 10 Procent Agio gut thun, baares Geld werd ich ihm nie ſchicken, denn ſo bekäme er 10 mehr als ihm zukommt; ich aber gewinne die 10 Gulden, denn immer war der Preis nicht mehr als hundert Gulden, ſo hatte ich alle Auslagen ausgegeben, und das Geld dazu auch ſo empfangen. Werden aber die Preiſe in ſeinem ſchlechten Geld, etwa auf 100 Gulden beſtimmt, ſo zahl ich ihm dieſe 100 nach ſeinem Münzfuß, nämlich mit $90\frac{10}{11}$ Gulden, denn ſo viel meines Geldes iſt ihm in ſeinem Land 100 werth.

§. 1373.

Wenn wir aber Waaren an ſie verſchicken, ſo werden wir in ihrem ſchlechten Geld bezahlt; wird nun wieder auf 100 Gulden accordirt, ſo müſſen ſie uns ſo wohl im Wechſel, als in der baaren Zahlung 10 Procent Agio geben, denn ſonſt bekämen wir unſre 100 Gulden nicht; mithin gewinnen wir ſo wohl bey der Ausfuhr als Einfuhr an jedem 100 zehen; oder, die Nation gewinnt immer blos am Gelde ſo viel, als das ihre beſſer iſt. Daraus folgt nun: *Daß der Regent immer gewinne, und nie verliere, wenn er das Geld nach dem geſezmäſigen Handelswerth ausmünzt, und daß dieſes alſo ſeine Pflicht ſey.*

§. 1374.

Man hat zwey Münzmetalle, Gold und Silber; eins wird für das andre genommen und gegeben; beyde haben ein natürliches Verhältniß gegen einander, und dieſes gründet ſich urſprünglich auf die Menge beyder, welche aus der Erde gewonnen wird; dieſe ſoll ſich ungefähr verhalten wie 22 = 1, das iſt: man gewinnt beyläufig 22 mal mehr Silber als Gold; nun wird aber viel mehr Silber zum Pracht gebraucht als Gold, und dann wird auch vieles nach *China* geführt, weil dort nur 10 mal mehr Silber als Gold iſt, und alſo in der Bezahlung mit erſterem Metall ein groſer Gewinn heraus kommt; (dieſes wollen neuere berühmte Schriftſteller läugnen, allein es iſt gewiß;) folglich bleibt uns in Europa das Verhältniß des Goldes gegen das Silber wie 1 = 14 bis 15. oder 1 Loth Gold iſt 14 bis 15 Loth Silber werth. Dieſes iſt nun das **Handels-Verhältniß.**

§. 1375.

Wenn ein Staat dies Handels-Verhältniß nicht beobachtet, ſo ſchäzt er eins von beyden Metallen entweder zu **niedrig** oder zu **hoch**. Das Metall welches er zu **niedrig** ſchäzt, wird von den Ausländern zur Zahlung angenommen, und die Würkungen ſind die nämlichen mit dem zu guten Gelde; hingegen bezahlen ſie uns mit dem Metall das wir zu hoch ſchäzzen, und gewinnen alſo, wir aber verlieren, weil es nicht ſo viel werth iſt, und wir es an andre nicht ſo hoch ausgeben können. **Frankreich** kan uns mit ſeinem Golde jezt zum Beyſpiel dienen: es ſchäzt das Gold höher als es werth iſt, folglich zahlt jeder Ausländer in Frankreich mit Gold, denn er kan es dort höher ausgeben, als ers empfangen hat; dagegen läſt er ſich aber in Silber bezahlen, denn er kan das Gold ſo hoch nicht ausgeben als ers empfängt, folglich geht alles Gold in höhern Preiſen nach **Frankreich**, und das Silber wandert aus; daraus iſt alſo klar, **daß der Regent zwiſchen Gold- und Silbermünzen das genaue Handels-Verhältniß beobachten müſſe, wenn er nicht an einem von beyden Metallen, oder gar an beyden zugleich verlieren will.**

§. 1376.

Wenn man auch obige Grundſäzze alle für wahr hält, ſo glaubt man doch, es ſey nicht nöthig daß man ſie bey der Scheidemünze beobachte, da dieſe mehrentheils innerhalb Landes umläuft, und auch wohl von den Ausländern im Münzwerth angenommen wird; allein auch hier irrt man ſehr: der gemeine Taglöhner und Bauer, empfängt kleine Summen, mehrentheils in Scheidemünze, für dieſe kauft er bey den Krämern ein, dieſe empfangen alſo groſe Maſſen dieſes Geldes, können aber nicht dafür einkaufen, ſondern müſſen es mit hohem Agio gegen hartes Geld verwechſeln; um dieſen Verluſt tragen zu können, müſſen ſie auf ihren Waaren ſo viel mehr gewinnen, folglich zahlt wieder der gemeine Mann um ſo viel mehr, als die Scheidemünze zu ſchlecht iſt. **Daher ſoll auch die Scheidemünze ihrem innern und äuſſern Werth nach übereinſtimmend ſeyn.**

§. 1377.

Wenn der Landesherr die Münzmetälle in eben dem Werth ausmünzt, in dem er ſie gekauft hat, ſo gewinnt er nicht allein nichts, ſondern er muß auch noch die Unkoſten der Münze tragen; da er dieſes nun nicht ſchuldig iſt, ſo zahlt die Engliſche Nation ihrem König jährlich eine hinlängliche Summe, um jene Koſten damit zu beſtreiten, dafür muß er ihr aber vollkommen gutes Geld liefern. Dieſe Operation iſt unter allen die beſte: denn der Schaden des ſchlechten Geldes wiederholt ſich bey jedem Umlauf, obige Summe wird aber im Jahr nur einmal bezahlt; und dann hat der Regent bey dem Ausmünzen des ſchlechten Geldes nur einen ſcheinbaren Gewinn, denn er muß in der Unterhaltung ſeines Hofs, und der ganzen Dienerſchaft, wegen der theuren Preiſe um ſo viel mehr ausgeben, als das Geld zu ſchlecht iſt.

§. 1378.

Wenn der Regent beſſeres Geld ausmünzt, als ſeine Nachbarn, ſo muß er ſeine Unterthanen durch die Devalvation mit dem Verhältniß aller Münzſorten gegen das ſeinige bekannt machen; das iſt: Er läſt eine Verordnung drucken, und publiziren, in welcher alle im Lande courſirende Münzen nach dem Maaßſtab des inländiſchen Geldes herabgeſezt werden, damit niemand das ausländiſche Geld höher nehme, als es werth iſt, und alſo Schaden leide.

§. 1379.

Die Frage, wie viel grober Münzſorten, wie viel Scheidemünze, oder wie viel Geld überhaupt, er jährlich, oder zu gewiſſen Zeiten ausmünzen müſſe, kan nicht befriedigend beantwortet werden; wenn eine Nation die Handlungs-Bilanz für ſich hat, ſo nimmt die circulirende Geldmaſſe ohnehin jährlich zu, in dieſem Fall braucht ein kleiner Herr gar nicht zu münzen; hat ſie aber jene Bilanz gegen ſich, und ſie will dieſen Verluſt durch die Münze heben, ſo betriegt ſie ſich ſehr, denn wenn ſie nicht ſelbſt Silber- oder Goldbergwerke hat, ſo muß ſie es ja theuer einkaufen. Groſe Herren richten ſich alſo nach ihrer Caſſe; hat es Mühe daß die herrſchaftlichen Gelder einlaufen, findet ſich Geldmangel, ohngeachtet aller blühenden Gewerbe, ſo münzt man.

§. 1380.

Die ſo genannte Münzoperationen, wenn man nämlich aus politiſchen Urſachen, etwa um Schulden zu bezahlen, die Münzen erhöht, ſind allemal unüberlegt und ungerecht: Will der Herr auf dieſe Weiſe Schulden bezahlen, ſo heiſt das im Grunde nichts anders als weniger zahlen, als man ſchuldig iſt; die Ausländer kehren ſich an dieſe Operation nicht, denn ſie ſind an das Geſez nicht gebunden, und die inländiſche Crediteren verlieren dadurch an ihrem Capital doppelt und dreyfach ſo viel, als das Geld erhöht worden; zugleich leidet die ganze Nation darunter; eben ſo ſchädlich iſt es, wenn die Münz-Erhöhung zum Beſten inländiſcher Debitoren gemacht wird. Das alles läſt ſich aus vorhergehenden Bemerkungen leicht von ſelbſt folgern.

§. 1381.

Warum endlich die Münzmetalle gemünzt werden, und warum es der Landesherr thun müſſe, iſt faſt nicht mehr nöthig zu beantworten; würde das Metall, wie urſprünglich geſchahe, in kleinen Stücklein zugewogen, ſo wäre man ja nie ſicher, daß es ächt ſey; wenn es aber durch den Stempel dem ganzen Publicum als rein und geſezmäſig garantirt wird, ſo nimmt es jeder ohne Anſtand; aber eben deswegen muß auch dieſes Stempeln oder Münzen vom Landesherrn geſchehen, weil dieſer allein allgemeinen Credit hat.

§. 1382.

Indeſſen kan man auch dem Regenten keinen ganz uneingeſchränkten Credit zutrauen, weil er eigennüzzig handeln kan; deswegen iſt ein Geſez nöthig, nach welchem er ſich verbindet, das Geld auszumünzen, und dieſes wird der **Münz-Fuß** genannt; dieſer beſtimmt nebſt andern Regeln vorzüglich das **Schrot** und **Korn**. Das iſt: er ſezt feſt, wie viel Stück einer gewiſſen Münzſorte aus der Mark ausgemünzt werden ſollen? Oder, wie viel es am Schrot halten ſoll? Und dann wie rein das Metall ſeyn, oder wie viel Kupfer es in der Mark enthalten darf; das iſt: was es am **Korn** enthalten muß? Die Grundſäzze zum beſten Münz-Fuß hab ich bisher vorgetragen.

§. 1383.

Wenn es zum Weſen des Geldes gehört, daß es der Regent ausmünzen muß, ſo iſt es allemal ein höchſtſtrafbarer Eingrif in die Regalien des Staats, wenn ein Privatmann Geld macht; und da dieſes auch nie anders geſchieht, als um Gewinns willen, folglich die falſchen Münzer nie geſezmäſiges ſondern ſchlechtes Geld dem guten unterſchieben, wodurch das Publicum in einen Schaden gebracht wird, der nicht berechnet werden kan, und unbeſchreiblich iſt; ſo können die falſchen Münzer nicht anders als mit völligem Verluſt ihrer Ehre und Freyheit geſtraft werden; ſie haben zwar nach dem Recht der Natur den Tod nicht verdient, aber ewige ſchwere Gefängniß, und lebenslängliche ſchwere Arbeit. Eben dieſe Strafe kommt auch denen zu, die das Geld beſchneiden.

§. 1384.

Die Würkung des Geldes beſteht nun darinnen, daß es in jedem Fall für die Waaren bezahlt werden, ihre Preiſe meſſen, alſo immer aus einer Hand in die andre gehen, das iſt, umlaufen ſoll; indem es alſo ruht, würkt es nicht, und ſo lang es nicht würkt, iſt es ſeiner Abweſenheit gleich; wenn alſo der Geldumlauf träg iſt, ſo entſteht die nämliche Erſcheinung, wie bey dem reellen Geldmangel; hingegen wenn er raſch und ſchleunig iſt, ſo ſcheint bey der nämlichen Summe, Geld überflüſig zu ſeyn.

§. 1385.

In den Staats-Einkünften, welche jährlich zur General-Caſſe gehen, und aus ſelbiger wieder in Beſoldungen und andern Zahlungen durch das ganze Land verſtreut werden, liegt eigentlich der Grund des

Geldumlaufs, und dieſer iſt beträchtlich; ein Land welches eine Tonne Goldes jährlicher Einkünfte trägt, iſt nicht groß, und doch macht ſchon jene Summe etwas aus; in dieſem kleinen Land kreiſt alſo ſchon eine Tonne Goldes, und eben in dieſem Beyſpiel kan ich den Saz des vorigen §phen am beſten erläutern.

§. 1386.

Wir wollen alſo annehmen, ein Land zahle ſeinem Herrn jährlich eine Tonne Goldes; zugleich wäre die Einrichtung getroffen, daß alle Vierteljahr 25000 erhoben, und auch wieder an die Dienerſchaft ausbezahlt werden müſten; in dieſem Fall zahlten alſo alle Unterthanen dieſes Geld, und die Dienerſchaft und der Hof empfangen es und verzehren es wieder, es kommt alſo wieder unter die Unterthanen; dieſe zahlen es abermal, und empfangen es alſo im Jahr viermal wieder; es wär alſo möglich daß das circulirende Capital würklich nur aus 25000 beſtünde, und doch empfienge der Herr 100,000, und bezahlte ſie auch wieder; die Würkung der 25000, wär gleich 100,000.

§. 1387.

Wir wollen bey dieſem Muſter ſtehen bleiben, und nun feſtſezzen, das Land beſizze würklich nur 25000; ſo lang die vierteljährige Zahlungen dauern, ſo lang geht alles gut: wenn aber der Herr nun die vierteljährigen in eine jährige verwandelte; wenn er vielleicht aus guten Abſichten beföhle, die Unterthanen ſollten am Schluß des Jahrs ihre Schazzung vom ganzen Jahr bezahlen, und eben ſo wolle er auch die Dienerſchaft auf Neujahr auf einmal beſolden, was würde nun entſtehen? — Nichts anders, als daß er ſtatt 100,000 nur 25000 empfangen, folglich auch nicht mehr bezahlen könnte. Dieſe Erklärung iſt ſo gewiß und ſo deutlich, daß ich nichts mehr hinzuſezzen kan.

§. 1388.

Aus dieſen Erfahrungsſäzzen folgt nun nachſtehender wichtiger Grundſaz: Da ſich bey gehöriger Induſtrie, die Unternehmungen, folglich auch der Flor der Gewerbe verhalten wie die Leichtigkeit an Geld zu kommen, dieſe aber der Geſchwindigkeit des Umlaufs gleich iſt, ſo muß die Gewerb-Polizey alle nur mögliche Mittel anwenden, dieſen Kreislauf zu beſchleunigen; und dieſes geſchieht, wenn ſie erſtlich alle Hinderniſſe wegräumt, die ihm im Weg ſtehen, und zweytens wenn ſie alle Mittel anwendet ihn zu befördern.

§. 1389.

Die Hinderniſſe, welche der Geſchwindigkeit des Kreislaufs im Wege ſtehen, ſind vornehmlich folgende: 1. Wenn Geld auſſer Land wandert, das vorhin zu Unternehmungen diente, und alſo nicht überflüſig war; und 2. wenn groſe Zahlungstermine feſtgeſezt, und Capitalien geſammelt werden.

§. 1390.

Das Geld wandert aus: 1. wenn auswärtige Schulden damit bezahlt werden; dieſes Uebel läſt ſich nicht ändern, ſo wohl der Landesherr als ſeine Unterthanen müſſen zahlen was ſie ſchuldig ſind; das Verbot der Geldausfuhr wär gleich mit demjenigen, welches zu zahlen verböte; hier iſt kein anderes Mittel als gute Staats- und Privat-Wirthſchaft, um den Schaden wieder gut zu machen. 2. Wenn die Unterthanen auswandern, ihr Vermögen zu Geld machen und mitnehmen; ihnen das Auswandern verbieten, hieß ihnen ihre Freyheit nehmen, zu der ſie doch berechtiget ſind; man regiere ſo daß ſie nicht auszuwandern begehren. 3. **Wenn Fremde, Pfachtungen oder Güter im Lande beſizzen, aber auſſer Land wohnen, und ſich ihre Einkünfte zuſenden laſſen;** dieſer Fall wird äuſſerſt ſelten ſeyn, wenn die Regierung vortreflich, und die Gewerbe blühend ſind. Durch Verbote und Befehle ſolche Fremde ins Land zwingen wollen, wäre gegen die Freyheits-Rechte, und würde weiter zu nichts helfen, als daß die Beſizzer zu ſchädlichen Unterſchleifen verleitet würden. Zwang thut in keinem Fall gut.

§. 1391.

4. **Wenn die Unterthanen ihr Geld auſſer Landes, entweder in Banken niederlegen, oder auf Intreſſen ausleihen;** auch dieſer Fall iſt die Folge einer ſchlechten Regierung und Landesverfaſſung: wo der einzelne und allgemeine Credit und Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wird, da iſt auch Sicherheit, und wo die Gewerbe blühen, da findet ſich auch Gelegenheit gnug, entweder das Geld auf Hypotheken, oder in eine Handlung unterzubringen.

§. 1392.

5. **Wenn der Landesherr einen Schaz ſammelt, ſo bleibt das Geld zwar im Land, aber es kommt doch aus dem Kreislauf, und iſt alſo für die Gewerbe gar nicht da.** Hier kommt alles auf die Umſtände an; wenn ein Land lange die Handels-Bilanz für ſich hat, ſo vermehrt ſich allmälig die circulirende Geldmaſſe; der Ueberfluß an Geld aber veranlaſt mehr Bedürfniſſe, folglich mehr Aufwand, daher wird alles im Verhältniß jener Maſſe theurer; dieſe Theurung iſt aber

ſchädlich, weil ſie Einfluß auf alle Fabriken und die auswärtige Handlung hat, ſo daß man nicht mehr ſo wohlfeil als andre verkaufen kan. In dieſer Stellung iſt es weiſe gehandelt, wenn der Regent allmälig das überflüſſige Geld an ſich zieht, und zurücklegt, oder gar auſſer Landes auf ſichere Hypotheken auslehnt.

§. 1393.

Iſt aber kein überflüſſiges Geld im Umlauf, und der Regent will dann doch einen Schaz ſammeln, ſo drückt er ſeine Unterthanen, Handlung und Gewerbe auſſerordentlich, und ſchadet ſich ſelbſt, weil auch dieſes Schazſammeln ein Ende hat, wenn die Unterthanen nicht mehr zahlen können. Und wozu dient am Ende dieſer Reichthum? — Wenn der Staat blühend iſt, ſo kan man immer Geld bekommen, ſo oft mans bedarf, und der Regent iſt im Grund der reichſte, der die wohlhabendſte Unterthanen hat.

§. 1394.

6. *Wenn die Unterthanen, oder gewiſſe Stiftungen und Caſſen Capitalien ſammeln, ſo entſteht die nämliche Würkung.* Dieſer Umſtand iſt allemal die Folge hoher Intreſſen, und dieſe entſpringen aus Geldmangel; wenn alſo der Geldmangel noch dazu das Capitalienſammeln veranlaſt, ſo kan man leicht denken, was daraus entſtehen müſſe; die Armuth und das allgemeine Elend nähern ſich in beſchleunigter Bewegung: denn das Sammeln zieht das Geld aus dem Umlauf, folglich können die Erwerber nichts mehr unternehmen; und wenn ſie nun vollends ans Lehnen kommen, ſo müſſen ſie auſſer dem Aufwand nun auch noch die Intreſſen verdienen, um ſo viel werden alſo ihre Waaren theurer, ſie können daher mit den fremden Mitwerbern nicht

mehr Markt halten, die Ausfuhr nimmt ab, mit ihr die Einnahme des ausländiſchen Geldes, daher abermal eine neue Urſache des Geldmangels, und allgemeine Stockung der Nahrung, Armuth, Auswandern des müſigen Volks, Entvölkerung, und endlich Entſinken in die urſprüngliche Dunkelheit und Barbarey.

§. 1395.

Dieſem erſchrecklichen Zuſtand vorzubeugen, muß der Regent ſo viel als möglich Stiftungen und Caſſen zu vermeiden ſuchen, und im Gegentheil die Brandverſicherungen, die Verſorgung der Wittwen, Kirchen und Schulen auf die Weiſe veranſtalten, wie ich im Vorhergehenden vorgeſchlagen habe; und wenn er merkt, daß die Intreſſen ſteigen, daß ſich alſo Geldmangel zeigt, ſo iſt die höchſte Zeit, daß er ſelbſt ſeine milde Hand aufthue, und wenn er kein Geld hat, es irgendwo aufnehme, und eine Leihebank eröfne, in welcher er gegen geringe Intreſſen Geld ausleiht, und alſo dem Capitaliensammeln vorbeugt; zugleich aber muß er die Zahlungstermine kürzer ſezzen, und die Beſoldungen durchs ganze Land öfter auszahlen, um ſo den Kreislauf zu beſchleunigen, bis durch Gewerbe und Handlung das Uebel wieder gehoben iſt.

§. 1396.

Wenn endlich 7. der Luxus überhand nimmt, und viele ausländiſche Prachtwaaren einführt, ſo iſt ebenfalls der gänzliche Ruin und Untergang vor der Thür. Der **Luxus** war von je her die Krankheit, an welcher die blühendſte Staaten geſtorben ſind. Allein wo iſt ein ſicheres Mittel dagegen, und wie ſoll man ihm vorbeugen, da er eine ſo natürliche Folge der verdorbenen menſchlichen Natur iſt? — Freylich kan der

Regent ſehr viel thun, wenn er ſelber mit ſeinem Hof allen Pracht und Ueppigkeit verabſcheut, allein, wie kan man erwarten, daß dies auf immer geſchieht? Man muß alſo kämpfen ſo lang man kan, und durch eine gute und weiſe Polizey dem Uebel dauerhafte und ſichere Schranken entgegen ſezzen.

§. 1397.

Wenn alſo die Gewerb-Polizey jene Hinderniſſe alle vermeidet, und aus dem Weg räumt, ſo muß ſie nun auch durch poſitive Mittel die circulirende Geldmaſſe, wenns nöthig iſt, zu vermehren, und den Kreislauf zu beſchleunigen ſuchen. Die ganze Hauptſache beruht auf blühenden Gewerben: Dieſe mache man zum weſentlichen Gegenſtand ſeiner vornehmſten Regierungsſorge, damit man die Handlungs-Bilanz für ſich bekommen, und alſo kein Geldmangel mehr zu befürchten ſeyn möge.

§. 1398.

Die Geſchwindigkeit des Kreislaufs bleibt auch bey blühenden Gewerben nicht aus, indeſſen kan er doch noch ſehr beſchleuniget werden, wenn 1. wie ich ſchon erwähnt habe, der Regent die Staats-Einnahmen und Ausgaben geſchwinder abwechſeln läſt; 2. wenn die fabrizirende Handlung ſo ſehr wie möglich unter viele vertheilt iſt, und die Gelder nicht durch einige wenige reiche Handelshäuſer umgeſchlagen werden; 3. wenn durch geſchärfte Verordnungen das Borgen auf Rechnung, ſo viel als thunlich abgeſchaft, und dagegen die baare Bezahlung, wenigſtens im Kleinhandel eingeführt wird; 4. wenn viele Märkte, je nach der Gröſe der Handlung, nicht an einigen wenigen Orten, ſondern durch das ganze Land vertheilt, angelegt werden.

§. 1399.

§. 1399.

Bey dem würklichen Beſiz des Geldes findet im Handel nicht immer bey der Lieferung die Zahlung ſtatt, beſonders wenn die contrahirenden Perſonen von einander entfernt ſind; *einer muß dann in den andern ein feſtes Zutrauen ſezzen, daß jeder ſein Wort halten werde.* Dieſes Zutrauen nennt man *Credit.* Wenn derjenige dem man trauen muß, ein ehrlicher rechtſchaffener Mann iſt, ſo legt man ihm einen *perſönlichen Credit* bey; beſizt er aber ſo viel wahres unverſchuldetes Vermögen als die Forderung beträgt, ſo hat er auch noch einen *reellen Credit,* beyde zuſammen machen den *vollkommenen Credit* aus. Es iſt klar daß der perſönliche Credit ohne den reellen in den Gewerben nicht hinreiche, ob er gleich ſchon ſehr beförderlich iſt; und eben ſo gewiß iſt es auch, daß der reelle ohne den perſönlichen, beſonders dann nicht hinreichend ſey, wenn der Creditnehmer nicht in unſerer Gewalt iſt, und wir ihn alſo durch Zwang zum Worthalten nicht zwingen können.

§. 1400.

Aus dem allem erhellet, daß die Gewerbe ohne Credit nicht Statt finden, vielweniger blühend werden können, und daß alſo die Polizey mit gröſter Aufmerkſamkeit dafür ſorgen müſſe, daß der Credit der Erwerber immer aufrecht erhalten werde; dieſes erreicht ſie vorzüglich durch eine promte Juſtiz: wenn ſie nämlich aufs ſtrengſte jeden dazu anhält, daß er Wort hält, und auf ſeinen Termin unausbleiblich zahlen muß. Auf dieſe Operation kommt alles an: denn wenn der Erwerber weiß, daß im Nichtzahlungs-Fall keine Barmherzigkeit Statt findet, ſo unternimmt er nichts, bis er es auch ausführen kan. Vorzüglich aber muß die Juſtiz den ausländiſchen Creditoren die promteſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, denn dadurch wird die Handlung auſſerordentlich gefördert.

§. 1401.

Aus dem Privatcredit aller Erwerber entſteht nun auch der öffentliche oder Staatscredit; dieſer iſt das Aggregat von jenem, wird aber dann erſt vollkommen, wenn der perſönliche der regierenden Gewalt, welcher in dem rechtſchaffenſten Character des Regenten und einer vollkommen guten Regierung beſteht, dazu kommt. Wenn ein Staat dieſen Credit hat, und behauptet, ſo kan er machen was er will, er kan Geld bekommen wo und wenn ers bedarf, und alſo alles ausführen. Auf dieſer groſen und würdigen Eigenſchaft beruht der überaus nüzliche Gebrauch der öffentlichen Caſſen und ihrer Papiere; bloß auf dieſen Credit kommt es an die circulirende Geldmaſſe, auch ohne Metall ſo ſehr zu vermehren als nöthig iſt, wenn man nämlich jene Papiere in Umlauf bringt.

§. 1402.

Unter jenen öffentlichen Caſſen verſtehe ich vornämlich die Banken; die Girobank findet nur in einem ſehr groſen Handelsort Statt, und ſie kan auſſerhalb demſelben ihrer Natur nach nicht würken, weil ſie bey jeder Operation die perſönliche Gegenwart der Intreſſenten erfordert; ſie gehört aber auch eigentlich nicht hieher, weil ſie keine Papiere in Umlauf bringt, und alſo weiter keinen Credit fordert, als die Sicherheit, daß ſie niemand plündern könne. Da ich in meinem Lehrbuch der Handlungswiſſenſchaft, die Banken ausführlich beſchrieben habe, ſo übergehe ich, dieſes hier um der Kürze willen.

§. 1403.

Hingegen findet die Zettelbank, oder eine mit ihr ähnliche Einrichtung in jedem Staat Statt, der einen vollkommenen Credit hat, und wo die Handlung und Gewerbe blühend gnug ſind, um ſie zu unterhalten; hier beſteht eigentlich die ganze Pflicht der Handlungs-Polizey darinnen, daß ſie ihren Credit behauptet; indem ſie den Fall gänzlich verhütet, daß jemand für ſeine Bank-Note kein Geld bekommen kan: wenn alſo jedermann in- und auſſerhalb Landes gewiß verſichert iſt, daß eine Bank-Note genau ſo gut wie Geld ſey, ſo verlangt er dieſes nicht anders, als wenn er durchaus in kleinen Theilen zahlen muß; folglich kan ein groſer Theil des Bank-Capitals circuliren, und ſeine Papiere auch.

§. 1404.

Hier iſt aber eine tiefe Einſicht in die geheimen Handlungsgetriebe nöthig, damit man das Land nicht mit Papier-Geld überſchwemme, weil es ſonſt mit dem Geld-Ueberfluß die nämliche Würkung hat, und alles vertheuert; viel beſſer iſt es, wenn man lieber der Bank-Zettel etwas zu wenig macht, ſo daß ſie geſucht werden, deſto beſſere Würkung thun ſie. Endlich kommt auch alles darauf an, daß die Bank-Noten ſo verfertigt werden, daß ſie kein Menſch nachmachen kan. Ich erinnere aber nochmals, daß man ſich vor ſolchen Operationen ſehr hüten müſſe, ſo lang Handlung und Gewerbe noch nicht blühen, oder der Staats-Credit noch nicht gegründet iſt.

§. 1405.

Die wichtigſte ausgebreitetſte und zugleich gemeinnüzzigſte Würkung des Credits iſt das Wechſelgeſchäfte.

Wenn zween Staaten mit einander handeln, ſich wechſelſeitig Waaren zuſchicken und empfangen, ſo giebt es in jedem Land Creditoren, die in dem andern zu fordern, und in jedem Debitoren, die im andern zu zahlen haben. Nach dem natürlichen Weg müſte alſo der erſte die Summe die er zu zahlen hat, dem zweyten, und ſo auch der zweyte Staat ſeine Zahlungen dem erſten überſchicken. Dieſes Schicken in Natura wird unnöthig, wenn die Creditoren in jedem Land, ſich durch Anweiſung von ihren Landsleuten die Debitoren ſind, zahlen laſſen, und dieſe Anweiſungen ſind die Wechſelbriefe.

§. 1406.

Bey dieſen Handlungs-Operationen kan die Polizey weiter nichts thun, als promte Juſtiz ausüben, das iſt: aufs genauſte die Geſezze des Wechſelrechts beobachten, und dieſe zielen im Ganzen blos dahin ab, den Credit zu handhaben, weil darauf das Geſchäfte ganz und allein beruht. Daher muß ſie acht haben, daß jede der Wechſelperſonen die Pflichten die ihr zukommen, aufs genauſte erfülle, und beſonders muß ſie mit den Acceptanten im Nichtzahlungsfall nicht die geringſte Nachſicht haben.

§. 1407.

Es iſt ein Grundſaz der Handlungs-Freyheit, daß die Geſezgebung weiter nicht würken müſſe, als dieſe Freyheit und ihre Forderungen zu unterſtüzzen; wenn ſie daher die Erſcheinungen welche natürliche Folgen der Handlung ſind, durch Verortnungen hemmen oder leiten will, ſo ſezt ſie ihr ſehr ſchädliche Schranken, die entweder ſehr hinderlich ſind, oder überſprungen werden; man laſſe alſo alles ſeinen natürlichen Gang gehen, und ſchüzze nur jeden bey ſeinen Rechten.

§. 1408.

§. 1408.

Wenn z. B. der Staat an einen andern mehr zu zahlen als von ihm zu fordern hat, ſo iſt die Folge natürlich, daß ſein Wechſel-Cours hoch wird; dieſen höhern Wechſel-Preis durch Geſezze einſchränken, oder taxiren wollen, iſt ſehr ſchädlich, denn der Beſizzer der Briefe kan doch nicht gezwungen werden, ſeine Briefe für den geſezten Preis zu verkaufen, und ſo können die Schuldner nicht bezahlen. Oder wenn man befiehlt, daß kein baar Geld auſſer Land geſchickt, ſondern alles per Wechſel bezahlt werden ſoll, ſo tritt der nämliche Fall ein: denn derjenige, welcher am Ende keine Wechſel mehr bekommen kan, wird ebenfalls dadurch gehindert ſeine Schuld abzutragen.

§. 1409.

Wenn Handels-Unternehmungen für einen Mann zu ſchwer, zu koſtbar, oder zu gefährlich ſind, ſo treten wohl ihrer viele zuſammen, und ſchließen einen Contract, das Geſchäfte gemeinſchaftlich zu betreiben, und formiren alſo eine Handlungs-Compagnie. In ſo fern dieſe Geſellſchaften Einfluß auf die ganze Gewerb-Sphäre haben, ſind ſie Publique-Compagnien; dieſe gehen mich hier nur an, denn die Privat-Aſſociationen können nicht anders als Privat-Kaufleute betrachtet, und alſo auch nicht anders behandelt, das iſt, ſie müſſen bey ihren Rechten und Freyheiten geſchüzt werden.

§. 1410.

Wenn eine ſolche publique Handlungs-Compagnie entſteht, ſo hat nur die Polizey zu wachen, daß ſie ſich den wichtigen Gewerb-Zweig, den ſie unternimmt, nicht auf immer ausſchließlich zueigne, ſondern daß mit der Zeit ein jeder Theil daran nehmen könne; doch ſo daß die erſten Unternehmer nicht dadurch beeinträchtiget werden. Daher giebt der Staat einer ſolchen Geſellſchaft ein Octroy, das iſt: ein Privilegium die Handlung zu unternehmen, mit dem Verſprechen, ſie auf alle Weiſe zu unterſtüzzen; dann aber ſezt er ihr in demſelben auch Schranken, damit nicht das Ganze in ein Monopolium ausarten könne.

§. 1411.

Das ſicherſte und auch gewöhnlichſte Mittel beſteht in den Actien, und in der Handlung mit denſelben. Wenn daher der erſte Unternehmungs-Fond zuſammengeſchoſſen worden, ſo wird nicht mehr erlaubt, daß Kaufleute wichtige Capitalien einlegen, ſondern die Geſellſchaft muß Actien austheilen, die gewöhnlich nur eine mäßige Summe betragen, ſo daß ſie jeder Handelsmann kaufen kan; durch den Ankauf ſolcher Papiere kan nun jedermann Theilhaber an der Compagniehandlung werden. Iſt die Hofnung des Gewinns groß, ſo ſteigen die Actien im Preis, und im Gegentheil. Wenn dieſe Einrichtung einmal auf einen feſten Fuß geſezt iſt, ſo kan die Polizey nicht mehr mitwürken, ſondern ſie muß der Handlung freyen Lauf laſſen, und nur jeden bey ſeinem Recht ſchüzzen.

§. 1412.

Die Cabinette der Europäiſchen Regenten haben die Politik, daß ſie ſich wechſelſeitig durch Handelstractaten, gewiſſe Vortheile zu verſchaffen ſuchen, wodurch aber gewöhnlich einer den andern überliſtet, welches doch dem Völkerrecht ſchnurgerad zuwider iſt. Jeder ſuche in ſeinem Land, Landwirthſchaft, oder die geſammte Production, Fabrication und Handlung ſo blühend zu machen als möglich iſt, und überlaſſe dann alles ſeinem natürlichen Gang, den ihm die Vorſehung und die Natur auszeichnet; oft ſchlieſt man durch ſolche Tractaten gerad die Nationen aus, mit denen man am aller vortheilhafteſten würde gehandelt haben, und ſchmiedet ſich Feſſeln die man dann abzuſchütteln ſucht, und ſo den Tractat bricht.

§. 1413.

Für die Waaren, welche ein Staat ausführt, bekommt er ausländiſches Geld, und für die, welche er einführt, giebt er inländiſches weg. Wenn er mehr ausländiſches Geld empfängt, als er inländiſches ausgiebt, ſo wächſt ihm die circulirende Geldmaſſe, das iſt, er wird reicher, er hat alſo die Handels-Bilanz für ſich; im Gegentheil, wenn er mehr inländiſches ausgiebt, als er ausländiſches Geld empfängt, ſo wird er ärmer, er hat alſo die Handels-Bilanz gegen ſich. Dieſen Zuſtand muß die Gewerb-Polizey im höchſten Grad zu vermeiden, und ihre Gewerbe in jenen zu verſetzen ſuchen.

§. 1414.

Wenn die Polizey dieſe Pflichten erfüllen ſoll, ſo muß ſie wenigſtens beyläufig wiſſen, in wiefern ſie die Handels-Bilanz für oder gegen ſich habe; dieſes zu erfahren bedient ſie ſich folgender Mittel: Erſtlich muß die Handlung vollkommen frey, und mit keiner Abgabe, auſſer den gewöhnlichen ſehr leichten Zöllen belegt ſeyn, damit keine Verheimlichung und kein Schleichhandel Statt finde; zweytens muß dieſer Zoll nirgend anders als auf den Gränzen, und zwar immer am lezten Ort vergedergeſtalt erhoben werden, daß der Fuhrmann, oder Schiffer, oder Träger genau angiebt, was er geladen habe, und wohin es beſtimmt ſey, eben ſo verfährt man auch, wenn Waaren auſſerhalb herein gebracht werden, oder gar nur durchziehen; drittens, muß der Zollſchreiber alle dieſe Waaren genau in ein Regiſter eintragen, und ſo die Aus- und Einfuhr jede in einer beſondern Tabelle bemerken; viertens: damit niemand eine Waare verlängne, ſo muß der Zoll nur nach Gewicht und Ladung, nicht aber auf die Waarengattung gefordert, und zu dem Ende muß der Frachtbrief vorgezeigt werden; fünftens endlich, nimmt am Ende des Jahrs die Gewerb-Polizey alle dieſe Tabellen vor, ſchlägt alle Waaren nach dem gewöhnlichen Preis an, und zieht ſo die Bilanz. Freylich macht dann der kleine Handel auf den Gränzen, den man nicht ſo berechnen kan, noch einige Ungewißheit, aber dieſe iſt denn doch bey der gehörigen Genauigkeit nicht ſehr beträchtlich.

§. 1415.

Die beſte Methode, nach welcher die Polizey Handwerker, Fabriken und Handlung leiten muß, iſt die nämliche mit der, welche ich bey der Landwirthſchaft vorgeſchlagen habe: Jede Zunft hat ihren Vorſtand, ihre Zunftmeiſter; dieſe fordern zu beſtimmten Zeiten alle Mitglieder zuſammen, und berathſchlagen ſich mit ihnen über die Vortheile, Nachtheile und Verbeſſerungen ihres Gewerbes und tragen alles zu Protocoll; dann hält auch der Beamte an gewiſſen Tagen mit allen ſeinen Zunftmeiſtern zuſammen eine Fabriken-Commiſſion wo nun alles geprüft und ins reine gebracht wird; dieſes berichtet er dann an die Regierung, welche ihre Maasregeln darnach nimmt, Geſezze und Verordnungen entwirft, und ſie dann durch den nämlichen Weg wieder allen einzelnen Zunftgliedern publizirt. Durch dieſe Einrichtung werden alsdann auch die Manufactur-Tabellen leicht möglich.

§. 1416.

Auf eben dieſe Weiſe verfährt man auch mit der Handlung: dieſe wird aller Orten in eine Innung oder Zunft gebracht, welche ebenfalls keinen in ihr Collegium aufnehmen darf, der nicht ſein Gewerbe ordentlich verſteht, und von ihr examinirt worden. Dieſe Handlungs-Innung oder Kaufmannſchaft erwählt ſich jährlich einen Vorſteher, der auch zu gewiſſen Zeiten mit den Krämern und Handelsleuten über das Beſte ihres Gewerbes deliberirt, beſchlieſt, nud protocollirt; dann mit ein paar Beyſizzern und dem Beamten eine Handlungs-Commiſſion formirt, von welcher die Anträge und Vorſchläge an die Regierung, und von dieſer in Verordnungen gebracht, wieder zur Peripherie übergehen.

§. 1417.

Auf dieſe Weiſe wird die Monokratie, Ariſtokratie und Demokratie, in eine Regierungsform gebracht; jeder nimmt Theil an der Geſezgebung, und empfindet alſo die wohlthätigen Würkungen der freyen republicaniſchen Verfaſſung; und der Regent verliert doch nicht das geringſte dabey; im Gegentheil er wird geliebt, ſeine Befehle werden befolgt, und ſein Volk iſt glücklich.

Gelobet ſey Gott, der mir auch dieſes wichtige Werk anfangen, ausführen und vollenden half. Er mache es nun zum Saamen tauſendfältiger Früchte unter ſeinen Menſchen! — Er beglücke jeden, der dieſes lieſet, und taufe ihn mit Feuer und Geiſt, um in ſeinem Theil auch das Seinige zur Menſchen-Beglückung beyzutragen! Mein Wunſch werde Ja und Amen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Regiſter

Regiſter.

Einleitung.

Dreyfacher Würkungskreis der Unterthanen, Gewerbwiſſenſchaften §. 1
Auseinanderſezzung der Rechte der Menſchheit 2
Grundſaz des Naturrechts, Schuz 3
Recht der Beglückung, Grundſaz der politiſchen Tugend 4-7
Pflicht der regierenden Gewalt zu beglücken 8
Erklärung der Polizey-Wiſſenſchaft 9
Einzelnes und allgemeines Beſte 10-11
Zweckgemäße Bevölkerung 12
Plan dieſes Werks 13
Würkung der Polizey zur Erhaltung der phyſiſchen Kräfte 14
Ihre Würkung auf die moraliſchen 15-18
Auf die Handlungen, oder Freyheit der Menſchen 19-22
Auf die dreyfache Ehre 23-26
Auf das Eigenthum 27-28
Zweyfache Betrachtung des Eigenthums, deſſen Unſicherheit und Vermehrung 29
Was das Eigenthum unſicher mache 30-31
Vermehrung deſſelben, Gewerb-Polizey 32-33
Schema des ganzen Werks 34

1. Abſchnitt. Perſonal-Polizey. 1. Hauptſtück. Medizinal-Polizey.

Schwächung der phyſiſchen Kräfte durch die Natur, Sanitäts-Anſtalten und Medizinal-Anſtalten §. 35
Sanitäts-Anſtalten, phyſiſche Erziehung der Kinder, daher Vorſorge für das weibliche Geſchlecht 36-38

Regiſter.

Für Schwangere §. 39 - 41
Gebährende, Hebammen 42 - 44
Kindbetterinnen 45 - 46
Erziehung der Kinder 47 - 48
Schädlicher Modezwang für Mädchen 49
Sanitäts-Anſtalten für Erwachſene. Reinigkeit der Luft 50 - 59
Vorſorge für die Eßwaaren 60 - 66
Tabak- und Eſſig-Fabricanten 67
Trinkwaaren, Waſſer, ſtarke und warme Getränke 68 - 78
Medizinal-Anſtalten. Aerzte, Wundärzte und Apotheker 79 - 86
Quackſalber 87 - 88
Verpflegung der armen Kranken 89 - 90
Rettung verunglückter Perſonen 91 - 92
Verhalten bey epidemiſchen Krankheiten 93 - 95
Bey den Kinderblattern 96 - 104
Bey Perſonen, die den Verſtand verloren haben 105 - 107
Mineraliſche Brunnen und Bad-Einrichtungen 108 - 110
Vom Selbſtmord 111
Aufmerkſamkeit auf die Erfindung neuer Arzneymittel 112

2. Hauptſtück. Perſönliche Sicherheit.

Vorſäzliche Angriffe, Vernachläßigung, Verhütung und Beſtrafung beyder §. 113
Vorſäzliche Anfälle und deren Verhütung 114 - 115
Tag- und Nachtwachen 116 - 120
Soldaten und Straßenreuter 121 - 122
Pflichten der Polizey bey Mordthaten 123
Aufſuchen des Mörders, Freyſtädte 124
Steckbriefe 125
Rettung des Ermordeten 126
Vergiftung, Verhütung derſelben 127 - 128
Verhalten nach derſelben 129
Von den Zweykämpfen 130 - 131
Wirthshäuſer, Abſchaffung derſelben 132
Schlägereyen, deren Behandlung 133 - 134
Von den Duellen 135 - 137

Und

Und dem Selbſtmord §. 138
Kindermord 139
Mittel denſelben zu verhüten 140-152.
Von den Todesſtrafen 153
Von der Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen 154-167
Wie die Todesſtrafen zweckmäßig anzuſtellen 168-176
Ob auch Kindermörderinnen am Leben zu ſtrafen? 177
Vorſichtigkeit der Polizey, daß niemand verunglücke 178-179

3. Hauptſtück. Von der Bevölkerung.

Bevölkerungs-Polizey, was ſie ſey §. 180
Mittel derſelben 181
Durch Erleichterung der Ehen 182
Schädlichkeit des Rechts der Erſtgeburt 183-185
Erleichterung durch blühende Gewerbe 186
Scrupulöſe Unterſuchung des phyſiſchen Zwecks der Ehe ſchädlich, ſchreckliche Einſchränkung an gewiſſen Orten 187
Grade der Blutsverwandſchaft 188
Schädlichkeit des zu großen Unterſchieds unter den Gewerbſtänden 189-190
Hinderniſſe der Heurathen durch die Eltern 191-193
Cölibat, Hageſtolzen Recht 194
Ausſchließliche Würde des Adels als Hinderniß 195
Heurath an die linke Hand 196-197
Stehende Armeen 198
Livree-Bedienten ſchädlich 199
Noch einige Mittel Ehen zu befördern 200
Entvölkerung durch Auswandern zu hindern 201-203
Bevölkerung durch Ausländer 204-207
Anlegung der Colonien 208-211

4. Hauptſtück. Von der Erziehung.

Erziehungs- und Aufklärungs-Polizey, was ſie ſind §. 212
Erklärung des Worts Erziehung 213
Erziehung durch die Eltern 214-215
Mitwürkung der Polizey, Kinderrichter 216-218
Hofmeiſter-Erziehung 219-220

Oeffentliche Erziehung, Volksſchulen §. 221 - 233
Philantropiniſche Erziehung 234 - 236
Gelehrte Schulen 237
Auswahl junger Leute zum Studiren 238 - 240
Von den Gymnaſien und Mittelſchulen 241 - 246
Von den Univerſitäten 247
Academiſche Freyheit 248 - 249
Grundſatz der Univerſitäts - Polizey 250
Republicaniſche Einrichtung der Univerſitäten nützlich 251 - 253
Beſoldung der Profeſſoren 254 - 255
Eigentliche Univerſitäts - Polizey 256 - 279
Verbindung aller Arten des Unterrichts mit den Univerſitäten 280

5. Hauptſtück. Von der Aufklärung.

Was die Aufklärungs - Polizey ſey? §. 281
Ihre Mittel, Religion und Wiſſenſchaften 282
Ob man das gemeine Volk aufklären dürfe? 283 - 284
Toleranz der Gottesläugner 285 - 286
Der Abſolutiſten 287
Derer, die keine künftige Belohnung und Strafe glauben, ſchädlich 288
Aberglaube und Unglaube, Bibelreligion 289 - 290
Grundſäzze der Toleranz, politiſche Tugend 291 - 296
Vorzüge der Bibelreligion 297
Ausbreitung derſelben durch die Geiſtlichen 298
Religions - Polizey 299 - 313
Aufklärung durch die Wiſſenſchaften 314
Grundſäzze der Preßfreyheit 315
Von der Publicität 316 - 320
Von der Büchercenſur 321 - 326
Aufklärung des gemeinen Volks durch Lectüre 327 - 328
Durch den Calender 329 - 331
Aufklärung durch Beyſpiele 332 - 333
Mächtige Würkung der Schauſpiele und ihre Folgen 334 - 338
Vortreffliche Würkung des guten Beyſpiels des Regenten 339
Aufklärung der Unterthanen über ihre Pflichten gegen die Geſezgebung 340 - 345

3. Abſchnitt. Freyheits-Polizey. 1. Hauptſtück.
Freyheit der bürgerlichen Handlungen.

Von der natürlichen Freyheit §. 346
Würkungen der Polizey auf dieſelbe, um ſie in die bürgerliche Freyheit zu verwandeln 347-349
Schädlichkeit des Cosmopolitismus 350
Mittelweg der Polizey 351
Dreyfaches Verhältniß der häuslichen Geſellſchaft 352
Von der willkührlichen Vermiſchung des männlichen und weiblichen Geſchlechts 353-354
Ob die Polygamie nüzlich, oder willkührlich, oder verbotten ſey? 355-361
Daß die Polyandrie ſchlechterdings nicht zu dulten ſey 362-363
Grade des Ehebruchs 364
Eheſcheidung, zweyfach 365
Von Tiſch und Bett iſt zwecklos 366
Eheſcheidung, heut zu Tage häufiger als ſonſt 367
Was Gott zuſammengefüget hat, ſoll der Menſch ꝛc. was iſt göttliche Zuſammenfügung? 368
Nuzen der Unzertrennlichkeit 369
Verſchiedene Zwecke der Ehe 370
Phyſiſcher Zweck und deſſen Verhältniſſe 371-373
Der moraliſche kommt hinzu, endlich auch der politiſche 374-375
Was dem allen zufolge der Eheſtand ſey? 376
Daher endlicher Schluß wegen der Eheſcheidung 377-378
Eheſtreitigkeiten 379
Quellen derſelben und Mittel dagegen 380-387
Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern und daher entſtehende Polizeyregeln 388-389
Erziehungspflichten 390
In Anſehung des künftigen Berufs 391-395
Des Heurathens 396-403
Der Erbſchaften 404-406
Pflichten der Kinder gegen die Eltern 407
Verhältniß zwiſchen der Familie und dem Geſinde iſt dreyfach 408
Arbeitsgeſinde 409

Allgemeine Pflichten §. 410
In Anſehung der Dörfer 411-419
Der Städte 420-422
Geſinde-Herbergen 423-425
Pflichten der Polizey in Anſehung der Religion 426
Geſinde-Commiſſion, Geſinde-Ordnung 427-428
Handwerksgeſellen, ihre Herberge, Lade und Polizey 429-435
Bedienten der Vornehmen 436-440
Freyheit der Handlungen zwiſchen Bürger und Bürger 441-442
Mode und Luxus 443
Mittel dagegen durch ordentliche Einrichtung der Dienerſchaft 444-447
Durch Verhütung der Erkaltung in der Religion 448-453
Streitigkeiten und Schlägereyen 454-455
Würkungen des Aberglaubens, Zauberey, Geſpenſter, Planetenleſen, Magnetismus, Schazgraben 456-465
Unzuläſiger Gebrauch des Geſchlechtstriebs, Bordelle 466-471
Einrichtung einer guten Polizey 472-473
Verhalten gegen allerhand brodloſe Künſtler 474
Verläumdungen in Geſellſchaften 475-476
Colliſionen durch das Zuſammenwohnen in Städten und Dörfern 477-478
Sorgfalt bey dem Bauen der Häuſer 479-481
Wie man ſich mit Unreinigkeiten zu verhalten 482-483
Unreine, ſtinkende Handthierungen ſollen außer der Stadt ſeyn 484
Lärmende Handwerker gehören beyſammen 485-486

2. Hauptſtück. Polizey der Geſezgebung.

Berichtigung der Begriffe über dieſen Punct §. 487-489
Dreyfache Abtheilung dieſes Hauptſtücks 490
Allgemeine Regeln in allen drey Staatsverfaſſungen 491-496
In der Demokratie 497-499
In der Ariſtokratie 500-503
In der Monokratie 504-506

Ein- und Ausführung der Geſezze §. 507
Einführung derſelben feyerlich 508-514
Ausführung 515
Von Verbrechen und Strafen 516-518
Doppelter Zweck der Strafen 519
Mittel Verbrechen zu verhüten 520-521
Ausführung jenes doppelten Zwecks 522
Lebenslängliche Entfernung zwecklos 523
Von der Gerechtigkeit der Strafen 524-534
Welche Strafarten am ſchicklichſten 535
Vom Geſtändniß und der Folter 536-538
Beſſere Mittel 539-540
Verbeſſerungshaus 541
Zuchthaus 542-543
Noch einige wichtige Regeln 544

3. Hauptſtück. Von der Polizey der regierenden Gewalt.

Würkung der Unterthanen gegen die regierende Gewalt §. 545
Darf ein Volk ſeinen Herrn abſezzen? 546-552
Dreyfache Kräfte, die dem Staat entgegen würken 553
Reichthum eines einzelnen oder mehrerer 554-559
Daher Schenkungen, Erbſchaften und Teſtamente nicht gleichgültig 560-567
Rechte einzelner Perſonen, und Geſellſchaften können ſchädlich werden 568
Einzelne Perſonen, Gemahlinnen, Miniſter, Mätreſſen u. ſ. w. 569-572
Rechte des Adels 573
Des Bauernſtandes 574
Des Bürgerſtandes 575
Der gelehrten Stände 576-578
Nähere Beſtimmung der Rechte des Adels 579-580
Von den geheimen Geſellſchaften, Freymäurer, Roſenkreuzer ꝛc. 581-593
Wachſamkeit der Polizey auf alle Unruhen 594-595
Beſonders in geiſtlichen Sachen 596-597
Verhalten bey Pasquillen 598-600

3. Abſchnitt. Ehren-Polizey. 1. Hauptſtück Von der Standes-Ehre.

Beſtimmung der Ehre §. 601-604
Folgerungen daraus 605-607
Dreyfacher Begriff der Ehre im Staat 608
Von der Ehre des Regenten 609-612
Der geſammten Dienerſchaft, richtiges Verhalten dabey 613-625
Project eines Patriotenordens 626-633

2. Hauptſtück. Von der Geburts-Ehre.

Begriffe und Gründe derſelben §. 634-635
Was die Polizey der Geburts-Ehre ſey? 636
Was ſie in Rückſicht des Adelſtolzes zu thun habe 637
Verhalten bey Beſezzung der Aemter 638
Ausſchließliche adliche Aemter 639
Alſo Beſtimmung, wozu der Adel zu gebrauchen 640
Erziehung des Adels 641-649
Folgen der Erziehung und Pflichten 650-653

3. Hauptſtück. Von der Volks-Ehre.

Beſtimmung der Volks-Ehre §. 654
Wie wichtig die Volks-Ehre ſey 655-657
Wegräumung aller Vorurtheile der Unehre 658
Von Scharfrichter, Waſenmeiſter und ihren Knechten 659-660
Daß der Waſen eine ungerechte Benuzzung des Landesherrn ſey 661-662
Schädliche Vorurtheile in Anſehung der Tödung eines Hundes, Rettung eines Selbſtmörders ꝛc. 663-664
Verbrecher ſind unehrlich 665-666
In wie fern der unehliche Beyſchlaf verunehre 667-668
Wie tief die Vorurtheile eingewurzelt ſind 669
Wie der Ehrtrieb des Volks zu wecken und zu leiten, fünferley Claſſen 670
Wo gar kein Ehrtrieb iſt 671
Als in der Knechtſchaft und Leibeigenſchaft; was da zu thun ſey 672-675

Wenn

Wenn alles bey den gelehrten Ständen Ehre ſucht §. 676-682
Oder darnach ringt Kaufmann zu werden 683
Mängel dieſes Zuſtands und Mittel dagegen 684-685
Studiren der Kaufleute 686-688
Rettung des Adels gegen den Druck der Kaufleute 689-690
Der Bauern und Handwerksleute 691-696
Schädlichkeit des Capitalienſammlens 697
Des Prachts, wenn man Ehre darinnen ſucht 698-699
Mittel dagegen, Kleiderordnungen, Lächerlichmachen des Prachts und der Mode 700-703
Summe der Ehren-Polizey 704

4. Abſchnitt. Eigenthum. 1. Abtheilung. Unſicherheit. 1. Hauptſtück. Durch den Eigenthümer.

Eigenthum zur Glückſeligkeit nothwendig §. 705
Quellen der Unſicherheit des Eigenthums 706
Durch den Eigenthümer ſelbſt, Mangel am Verſtand 707-708
Mangel am Willen 709
Colliſion mit der natürlichen Freyheit kann doch die Polizey nicht hindern 710-711
Behutſamkeit iſt doch nöthig 712
Negative und poſitive Beſſerungsmittel 713
Saufen des Verhinderung 714-715
Spielen 716-718
Widernatürlicher Beruf 719
Jagd und Fiſcherey 720
Schauſpieler, Gaukler, Taſchenſpieler 721
Neigung zum Schuldenmachen, deſſen Urſachen 722
Starke Auflagen 723
Lotto 724
Capitalienſammeln 725-727
Stockung der Nahrung 728-730
Banquerout der Kaufleute 731-739
Wenn Handwerksleute ſchlechte Haushälter ſind 740
Wenn Bauern Schulden machen 741-743
Wie ſich bey ſolcher Vervielfältigung der Regierungsgeſchäffte zu verhalten 744

2. Haupt-

2. Hauptſtück. Unſicherheit durch die Mitbürger.

Recht des Eigenthums §. 745
Verſchiedene Art des Eingriffs in dieſes Recht 746-747
Gewaltſamer Raub 748-753
Diebſtahl ohne Gewaltthätigkeit 754
Beutelſchneider 755-756
Betrug 757
Von den Juden 758-763
Judenähnliche Chriſten 764-766
Bäcker, Schlächter und dergleichen 767
Monopoliſten, Getreidetheurung 768-769
Holz, Wohlfeilheit der Lebensmittel 770-772
Wochenmärkte, Vorkäufer, Krämer 773-777
Rechtes Maaß und Gewicht 778-783
Von den herumziehenden Hauſirern 784-786
Münz-Polizey 787-790
Holz-, Wald- und Wilddiebe 791-793

3. Hauptſtück. Unſicherheit durch die regierende Gewalt.

Pflichten der regierenden Gewalt, Größe des Verbrechens, wenn ſie in die Rechte des Eigenthums greift §. 794
Verſchiedene Arten dieſes Eingriffs 795
Leibeigenſchaft 796-808
Drückende Abgaben 809-814
Frohndienſte 815-818
Lotto 819-824
Ankauf der Güter 825-826
Herrſchaftliche Fabriken 827-834
Bedrückungen durch die Jagd 835-838
Druck der Beamten, Dienſthandel 839-845
Prozeßſucht 846

4. Hauptſtück. Unglücksfälle. 1. Feuer- und Waſſersnoth.

Unglücksfälle, Pflichten der Polizey dabey §. 847
Feuersbrünſte durch Gewitter, deren Ableiter 848-853

Anbau

Regiſter.

Anbau feuerfreyer Gebäude §. 854-858
Scheuern vor den Dörfern abgeſondert iſt ſchädlich 859
Vorſicht bey Anlegung neuer Städte 860-863
Regeln bey gegenwärtiger Verfaſſung der Städte 864
Vorſicht, daß kein Feuer auskomme 865-868
Verhalten bey Feuersbrünſten, Brandzeughaus, Löſchungsgeräthe 869-870
Mangel der gewöhnlichen Brand-Polizey, unnöthiges Lärmen 871
Brandcompagnie und deren Einrichtung 872-875
Ausräumer 876-878
Vorſicht wegen dem Waſſer 879
Wegen dem Mangel an den Werkzeugen 880-881
Nachtwächterpflicht 882-883
Pflichten nach dem Löſchen 884
Unterſuchung der Urſache des Brandes 885
Brandcaſſen mangelhaft 886-888
Brandaſſecuration, beſſer, deren Einrichtung 889-892
Ob nicht jeder Anbau eines neuen Hauſes mit in eine ſolche Anſtalt gezogen werden könne? 893-900
Vorſicht bey Auszahlung des Geldes 901
Verſchiedene Urſachen der Waſſerſchäden 902
Seedämme 903
Schaden durch große Ströme 904
Einbrüche, An- und Abſpülungen der Flüſſe 905
Alluvionsrechte 906-911
Verbeſſerung der Wohnörter nach dem Ruin 912

5. Hauptſtück. Unglücksfälle. 2. Theurung. 3. Armuth.

Urſachen und Beſtimmung der Theurung §. 913-914
Getreidetheurung 915
Fruchtmagazine, neuer Vorſchlag 916-927
Fruchtſperre 928-930
Ob gegen Mißwachs und Theurung eine Aſſecuration Statt finde? 931-932
Viehſeuchen 933-934
Vieh-Aerzte, beſte Anſtalten dazu 935-943
Vorſicht bey einbrechenden Viehſeuchen 944
Landſperre 945

Stall-

Stallfütterung, ein Mittel gegen das Anſtecken §. 946
Verhalten bey der Seuche, Todſchlagen des angeſteckten Viehs 947
Abgeſonderter Stall zur Cur, beſſer 948-950
Einimpfung der Seuche 951
Aſſecuration, beſchwerlich 952
Armen-Polizey 953
Eintheilung der Armen in Claſſen 954-955
Verſorgung der geſitteten, arbeitenden Armen 956-960
Armenhäuſer, mangelhaft 961-963
Vertheilung der Armen in Bürgerhäuſer 964-966
Behandlung der ungeſitteten Armen 967
Arbeits-, Verbeſſerungs- und Zuchthaus 968-972
Von Wayſen- und Findelhäuſern 973-974
Woher die Unkoſten zu beſtreiten 975-980
Für die Ungeſitteten 981-983
Verhalten mit ausländiſchen Armen 984-985
Verſorgung der Wittwen, Fehler der Wittwencaſſen 986
Beſſere Anſtalten durch Beſoldungsſteuer 987-989
Adliche und bürgerliche Stifter zu vielen Zwecken nützlich 990-996

4. Abſchnitt. Eigenthum. 2. Abtheilung. Gewerb-Polizey. 1. Hauptſt. Landwirthſchafts-Polizey.

Gewerb-Polizey, äußerſt wichtig §. 997-999
Landwirthſchaft, ihr erſter und vorzüglichſter Gegenſtand 1000-1002
Doppelter Zweck, Menge und Güte der Produkte 1003
Bevölkerung 1004-1005
Induſtrie 1006
Hoffnung des Gewinns und beſtändiger Abſatz, nöthig 1007-1009
Alles kommt auf Menge und Güte an. 1010
Menge hängt vom blühenden Futterbau ab 1011-1013
Sichere Mittel dazu zu gelangen 1014-1015
Natürliche Wieſenverbeſſerung, das erſte 1016
Kleebau und Abſchaffung der Brache 1017-1019
In der dreyflurigen Bauart 1020-1021
Allmäliche Abſchaffung der Gemeinweiden 1022-1024

Wohl-

Wohlthätige Folgen von dem allem §. 1025-1027
Polizey der Viehzucht 1. des Rindviehes 1028-1029
2. Der Pferdezucht 1030-1031
3. Der Schaafzucht 1032-1034
Des Seidenbau's 1035-1037
Des Ackerbau's 1038
Eintheilung der Erdoberfläche, Privat-Herrſchaftliches Eigenthum 1039
Des Privateigenthums 1040-1043
Grundſäzze der Pachtungen 1044-1046
Urbarmachen wüſter Gegenden 1047-1050
Güte und Zweckgemäßheit der Producten in Rückſicht auf Fabriken und Handlung 1051
Viererley Hinderniſſe 1052
Urſprung der unbequemen Lage der Grundſtücke und ihre Zuſammenlegung 1053-1057
Dörfer beſchwerlich, Höfe bequemer 1058-1067
Mangel an Einſichten bey den Bauern 1068-1075
Einrichtung gelehrter Geſellſchaften 1076-1077
Mittel zweckgemäſe Producte zu erzielen 1078-1089
Freyer Landwirthſchaftlicher Handel 1090
Märkte nüzlich 1091-1098
Wochen-Märkte, Frucht-Märkte 1099-1106
Viehmärkte 1107-1113

2. Hauptſtück. Fabrik-Polizey.

Was Handwerk, und was Fabrik ſey §. 1114-1116
Doppelter Zweck der Fabriken: 1. eigene Ernährung, 2. zum Beſten des Staats 1117
Diejenigen ſind die beſten, welche die mehreſten Menſchen ernähren 1118
Fabriken auf inländiſche Producte die beſten 1119-1121
Wichtige daraus folgende Lehren 1122-1126
Grundſaz der Fabrik-Polizey 1127
Hinderniſſe, die ihm entgegen würken 1128-1129
Vollkommene Gewinn- und Gewerbfreyheit, und vollkommene Känntniß ſeiner Profeſſion 1130
Daher Aufhebung aller Schranken nüzlich 1131
Schädlichkeit der Monopolien 1132-1144

Ausnahme von der Regel, wo Monopolien ſo gar nüzlich ſeyen §. 1145 - 1148
Ausſchlieſende Geſellſchaften ſchädlich 1149
Eben ſo jede Befreyung oder Vorzug 1150 - 1151
Und vorzüglich Herrſchaftliche Fabriken 1152 - 1159
Doch giebt es auch Fabriken, die der Landesherr betreiben ſoll 1160 - 1163
Zünfte, was ſie ſeyen, und ihre Verſchiedenheit 1164 - 1165
Schädlichkeit ihrer gewöhnlichen Verfaſſung 1166
Urſprung derſelben 1167
Schädlichkeit auſſerordentlicher Abgaben auf die Fabriken, beſonders der Mäuthe 1168 - 1170
Poſitive Mittel die Fabrikation zu befördern 1171
Beförderung der Wohlfeilheit 1172
Beruht auf den 8 Theilen des Preiſes 1173
1. Der Baumaterialien 1174
2. Der Befriedigungsmittel 1175 - 1176
3. Der rohen und Hülfsmaterialien 1177 - 1191
4. Der Arbeitslöhne 1192 - 1201
5. Der Frachten 1202 - 1203
6. Der Ein- und Ausgangsrechten 1204 - 1208
7. Der Landesüblichen Intreſſen 1209 - 1210
8. Des Gewinns 1211 - 1212
Beförderung der Güte der Waaren 1213
Güte der rohen und Hülfsmaterialien 1214
Geſchicklichkeit der Arbeiter 1215
Einrichtung der Zünfte zu dieſem Zweck 1216 - 1235
Die allerbeſte Einrichtung der Schauanſtalten 1236 - 1246
Beförderung der Schönheit der Waaren 1247 - 1249
Der Mannigfaltigkeit. Prämien 1250 - 1252
Grundſäzze zur Errichtung neuer Fabriken 1253 - 1270
Erleichterung aller Anſtalten 1271 - 1273
Durch Vorſchuß des Staats 1274 - 1275
Fabriken müſſen klein anfangen 1276 - 1278
Summa und Schluß 1279

3. Hauptſtück. Handlungs-Polizey.

Blühende Fabriken legen den Grund zur Handlung §. 1280
Innere Handlung deren Nuzzen 1281 - 1283

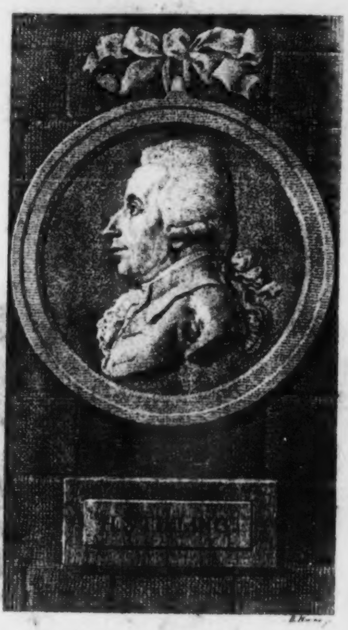
Erleich-

Erleichterung des innern Handels §. 1284
Intelligenz-Comtoir 1285
Gute Markteinrichtung nöthig 1286-1290
Daher geſchwinder Kreislauf des Geldes 1291-1295
Aeuſſere Handlung dreyfach 1296
Regeln, welche bey der Ausfuhr und Einfuhr zu beobachten 1297-1301
Grade der Nüzlichkeit des Durchfuhrhandels 1302
Gründet ſich vorzüglich auch auf den Transport 1303-1304
Verfahren der Gewerb-Polizey, um die Handlung zum höchſten Flor zu bringen 1305
Dies geſchieht nach dem Grundſaz des Starken und Schwachen 1306
Bey den nüzlichſten Graden der Ausfuhr, Prämien und deren Gebrauch 1307-1308
Bey den weniger nüzlichen 1309-1311
In dem vierten Fall 1312
Im fünften und ſechſten Fall 1313
Betrachtungen über den Activ- und Paſſivhandel 1314-1316
Colonien-Politik 1317-1324
Wohlfeilheit, Sicherheit und Geſchwindigkeit des Transports 1325
Der Landfrachten 1326
Der Landſtraßen 1327-1330
Concurrenz der Fuhrleute 1331
Intelligenz-Weſen nüzlich 1332-1333
Anlegung bequemer Wirthshäuſer 1334
Schiffarths-Polizey am Meer, Häven u. ſ. w. 1335-1347
Fluß-Schiffarth 1348-1355
Aſſekuranz-Polizey 1356-1361
Geld- und Münz-Polizey 1362
Nothwendigkeit und Nuzzen eines allgemeinen Tauſchmittels 1363-1364
Weſentliche Beſchaffenheit deſſelben 1365-1366
Folgen des zu guten Geldes 1367
Des zu ſchlechten 1368-1369
Daraus folgender Grundſaz 1370
Vortrefliche Würkungen deſſelben 1371-1373

Regiſter.

Verhältniß zwiſchen dem Gold und Silber, wichtig §. 1374-1375
Auch die Scheidemünze ſoll vollkommen gut ſeyn 1376
Vergütung, die der Staat dem Landesherrn ſchuldig iſt 1377
Von der Münz-Devalvation 1378
Verhältniß zwiſchen groben und Scheidemünzen 1379
Erhöhung des äuſſern Werths, ſchädlich 1380
Warum das Prägen nöthig 1381
Vom Münzfuß 1382
Von falſchen Münzen 1383
Vom Umlauf des Geldes 1384
Eigentlicher beſtändiger Grund des Umlaufs in der Bezahlung der Beſoldungen 1385
Nuzzen der Geſchwindigkeit des Umlaufs 1386-1388
Hinderniſſe derſelben und deren Hebung 1389-1396
Beförderung des Kreislaufs 1397-1398
Vom Credit 1399-1401
Von den Banken 1402-1404
Von den Wechſelgeſchäften 1405-1408
Von den Handels-Compagnien 1409-1411
Von den Handels-Tractaten 1412
Von der Handels-Bilanz 1413-1414
Beſte Einrichtung des Gewerbleitungs-Collegii 1415-1417.

Bayerische Staatsbibliothek München



Henrich Stillings
häusliches Leben.

Eine wahrhafte Geſchichte.

Berlin und Leipzig 1789,
bey Heinrich Auguſt Rottmann,
Königl. Hofbuchhändler.

[illegible]

[illegible]

Den erſten May 1772 des Nachmittags wanderte Stilling mit ſeiner Chriſtine zu Fuß nach Schönenthal und Herr Friedenberg begleitete ſie; die ganze Natur war ſtill, der Himmel heiter, die Sonne ſchien über Berg und Thal und ihre warme Frühlingsſtralen entfalteten Kräuter, Blätter und Blüten. Stilling freute ſich ſeines Lebens und ſeiner Schickſale und er glaubte gewiß, jetzt würde ſein Würkungskreis groß und weit umfaſſend werden, Chriſtine hoffte das nämliche und Friedenberg ſchritt bald vorne, bald hinten langſam fort, rauchte ſeine Pfeife, und wie ihm etwas wirthſchaftliches einfiel, ſo ſagte ers kurz und bündig, denn er glaubte, ſolche Erfahrungsſätze würden den neu angehenden Hausleuten nützlich ſeyn. Als ſie nun auf die Höhe kamen, von welcher ſie **Schönenthal** überſehen konnten, ſo durchſchauerte **Stillingen** eine unbeſchreibliche Empfindung, die er ſich nicht erklären konnte, es ward ihm innig wohl und weh, er ſchwieg ſtill, betete, und ſtieg mit ſeiner Begleitung hinab.

Dieſe Stadt liegt in einem ſehr anmuthigen Thal, welches von Morgen gegen Abend in gerader Linie fortläuft und von einem mittelmäßigen Flüßchen, der **Wupper**, durchſtrömt wird; den Sommer überſieht man das ganze Thal zwey Stunden hinauf, bis an die Märkiſche Gränze mit leinen Garn, wie beſchneyt, und das Gewühl von thätigen und ſich glücklich nährenden Menſchen iſt unbeſchreiblich: alles ſteht voller einzelner Häuſer; ein Garten, ein Baumhof ſtößt an den andern und ein Spaziergang durch dieſes Thal hinauf iſt paradieſiſch. **Stilling** träumte ſich eine ſeelige Zukunft, und unter dieſen Träumen ſchritt er ins Getöſe der Stadt hinein.

Nach einigen Minuten führte ihn ſein Schwiegervater in das Haus, welches ihm **Dinckler** und **Trooſt** zu ſeiner Wohnung beſtimmt und gemiethet hatten; es ſtand von der Hauptſtraße etwas zurück, nahe an der **Wupper** und hatte einen kleinen Garten nebſt einer herrlichen Ausſicht in das ſüdliche Gebirge. Die Magd war ein paar Tage voraus gegangen, hatte alles gereinigt und den kleinen Vorrath von Hausgeräthe in Ordnung gebracht.

Als man nun alles hinlänglich beſehen und beurtheilt hatte, ſo nahm **Friedenberg** mit vielen heißen Seegenswünſchen Abſchied und wanderte wieder nach **Roſenheim** zurück. Jetzt ſtand nun das junge Ehepaar da, und ſah ſich mit naſſen Augen an — der geſammte Hausrath war ſehr knapp zugeſchnitten, ſechs bretterne Stühle, ein Tiſch, ein Bett für ſie, und eins für die Magd, ein paar Schüſſeln, ſechs fayancene Teller, ein paar Töpfe zum Kochen u. ſ. w. und dann das höchſt nöthige Leinwand, nebſt den unentbehrlichſten Kleidern war alles, was man in dem großen Hauſe auftreiben konnte. Man vertheilte dieſes Geräthe hin und her, und doch ſah es überall unbeſchreiblich leer aus. An den dritten Stock dachte man gar nicht, der war wüſte und bliebs auch.

Und nun die Caſſe? — dieſe beſtand in allem aus fünf Reichsthalern in baarer Münze, und damit Punctum.

Warlich! warlich! es gehörte viel Vertrauen auf Gottes Vaterſorge dazu, um die erſte Nacht ruhig ſchlafen zu können, und doch ſchlief Stilling mit ſeinem Weibe recht wohl; denn ſie zweifelten beyde keinen Augenblick, Gott werde für ſie ſorgen. Indeſſen plagte ihn zu gewiſſen Zeiten ſeine Vernunft ſehr, er gab ihr aber kein Gehör, und glaubte nur. Des andern Tages machte er ſeine Viſiten, Chriſtine aber gar keine, denn ihr Zweck war, ſo unbekannt und verborgen zu leben, als nur immer der Wohlſtand erlauben würde. Jetzt fand nun Stilling einen großen Unterſchied im Betragen ſeiner künftigen Mitbürger und Nachbarn: ſeine pietiſtiſchen Freunde, die ihn ehmals als einen Engel Gottes empfiengen, ihn mit den wärmſten Küſſen und Seegenswünſchen umarmten, blieben jetzt von ferne ſtehen, bückten ſich blos und waren kalt; das war aber auch kein Wunder, denn er trug nun eine Perrüque mit einem Haarbeutel, ehemals war ſie blos rund und nur ein wenig gepudert geweſen, dazu hatte er auch Hand- und Halskrauſen am Hemd und war alſo ein vornehmer, weltförmiger Mann geworden. Hin und wieder verſuchte mans mit ihm auf den alten Schlag von der Religion zu reden, dann aber erklärte er ſich freundlich und ernſtlich: er habe nun lange genug von Pflichten geſchwatzt, jetzt wolle er ſchweigen und ſie ausüben; und da er vollends keiner ihrer Verſammlungen mehr beywohnte, ſo hielten ſie ihn für einen Abtrünnigen und zogen nun bey allen Gelegenheiten zu einem liebevollen und bedauernden Ton über ihn los. Wie ſehr iſt dieſe Maxime dieſer ſonſt ſo guten und braven Leute zu bejammern! — ich geſtehe gerne, daß die rechtſchaffenſten Leute und beſten Chriſten unter ihnen ſind, aber ſie verderben alles Gute wieder durch ihren Hang zum Richten; wer nicht mit ihnen gerad eines Sinnes iſt, mit ihnen von Religion tändelt und empfindelt, der gilt nichts, und wird für unwiedergeboren gehalten; ſie bedenken nicht, daß das Maul-Chriſtenthum gar keinen Werth hat, ſondern daß man ſein Licht durch gute Handlungen müſſe leuchten laſſen. Mit einem Wort: Stilling wurde von ſeinen alten Freunden nicht allein ganz verlaſſen, ſondern ſo gar verläumdet; und als Arzt brauchten ſie ihn faſt gar nicht. Die Menge der reichen Kaufleute empfieng ihn blos höflich, als einen Mann, der kein Vermögen hat, und dem man gleich auf dem erſten Blick den tiefen Eindruck beybringen muß: hab nur ja niemals das Herz, Geld, Hülfe und Unterſtützung von mir zu begehren; ich bezahle deine Mühe nach Verdienſt, und weiter nichts. Doch fand er auch viele edle Männer, wahre Menſchenſeelen, deren Blick edle Geſinnungen verrieth.

Das alles machte Stillingen doch das Herz ſchwer: bis dahin war er entweder an einen völlig beſorgten Tiſch gegangen, oder er hatte bezahlen können; die Welt um ihn her hatte wenig Bezug auf ihn gehabt, und bey allen ſeinen Leiden war ſein Wirkungskreis unbedeutend geweſen; aber jetzt ſah er ſich auf einmal in eine große, glänzende, kleinſtädtiſche, geldhungrige Kaufmannswelt verſetzt, mit welcher er im geringſten nicht harmonirte, wo man die Gelehrten nur nach dem Verhältniß ihres Geldvorraths ſchätzte, wo Empfindſamkeit, Lectüre und Gelehrſamkeit, lächerlich war, und wo nur der Ehre genoß, der viel verdienen konnte. Er war alſo ein höchſt kleines Lichtchen, bey dem ſich niemand aufhalten, vielweniger erwärmen mochte. Stilling fieng alſo an Kummer zu ſpüren.

Indeſſen vergiengen zween, es vergiengen drey Tage, ehe ſich jemand fand, der ſeiner Hülfe bedurfte, und die fünf Reichsthaler ſchmolzen verzweifelt zuſammen. Den vierten Tag des Morgens aber, kam eine Frau von Dornfeld, einem Flecken, der drey Viertelſtunden von Schönenthal oſtwärts liegt; ſo wie ſie zur Thür herein trat, fieng ſie mit thränenden Augen an: Ach! Herr Doctor! wir haben von Ihnen gehört, daß Sie ein ſehr geſchickter Mann ſind, und etwas verſtehen, nun haben wir ein groſſes, großes Unglück im Haus, und da haben wir alle Doctoren bey und nach gebraucht, aber niemand, keiner kann ihm helfen; nun komme ich zu Ihnen: ach helfen Sie doch meinem armen Kinde!

Lieber Gott! dachte Stilling bey ſich ſelbſt, am erſten Patienten, den ich bekommen, haben ſich alle erfahrne Aerzte zu ſchanden curirt, was werde ich unerfahrner denn ausrichten? er fragte indeſſen: was fehlt denn eurem Kinde?

Die arme Frau erzählte mit vielen Thränen die Geſchichte ihres Kranken, welche vornehmlich auf folgende Umſtände hinauslief:

Der Knabe war elf Jahr alt, und hatte vor etwa einem Vierteljahr die Röteln gehabt; aus Unachtſamkeit ſeiner Wärter war er zu früh in die kalte Luft gekommen, die Rötelmaterie war zurück ins Gehirn getreten, und hatte nun ganz ſonderbare Wirkungen hervorgebracht: ſeit ſechs Wochen lag der Kranke ganz ohne Empfindung und Bewußtſeyn im Bett, er regte kein Glied am ganzen Leib, außer dem rechten Arm, welcher Tag und Nacht unaufhörlich, wie der Perpendikel einer Uhr hin und her fuhr; durch Einflößung dünner Brühen hatte man ihm bis daher das Leben erhalten, außerdem aber durch keine Anwendung irgend einer Arzeney etwas ausrichten können. Die Frau beſchloß ihre weitläuftige Erzählung mit dem Verdacht: **Sollte das Kind auch wohl behext ſeyn?**

Nein, antwortete **Stilling**, das Kind iſt nicht behext, ich will kommen und es beſehen. Die Frau weinte wieder und ſagte: **Ach Herr Doctor, thun Sie das doch!** und nun gieng ſie fort.

Doctor **Stilling** wanderte mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab, lieber Gott! dachte er: wer kann da Anfang und Ende finden? — daß man alle mögliche Mittel gebraucht hat, daran iſt kein Zweifel, denn die Leute waren wohlhabend, was bleibt mir Anfänger alſo übrig? in dieſen ſchwermüthigen Gedanken nahm er Hut und Stock und reiſte fort nach **Dornfeld**. Auf dem ganzen Wege betete er zu Gott um Licht und Seegen und Kraft; das Kind fand er gerad ſo wie es ſeine Mutter beſchrieben hatte, die Augen waren geſchloſſen, es holte ordentlich Odem und der rechte Arm fuhr im regelmäſſigſten Tact von der Bruſt gegen die rechte

Seite immer hin und her; er ſetzte ſich hin, beſahe und betrachtete, und fragte alles aus; und bey dem Weggehen beorderte er die Frau, ſie möchte in einer Stunde nach **Schönenthal** zu ihm kommen, er wolle während der Zeit über den ſeltſamen Umſtand nachdenken, und dann etwas verordnen. Auf dem Wege nach Hauſe dachte er hin und her, was er dem Kinde wohl nützliches verordnen könnte, endlich fiel ihm ein, daß Herr **Spielmann Dippels thieriſches Oel** als ein Mittel gegen die Zuckungen gerühmt hätte; dies Medicament war ihm deſto lieber, denn er glaubte ſicher, daß es keiner von den Aerzten bisher würde gebraucht haben, weil es außer Mode gekommen ſey; er blieb alſo dabey und ſo bald er nach Hauſe kam, verſchrieb er ein Säftchen, von welchem jenes Oel die Baſis war, die Frau kam, und holte es ab. Kaum waren zwo Stunden verfloſſen, ſo kam ein Bote, welcher **Stillingen** ſchleunig zu ſeinem Patienten abrief, er lief fort, ſo wie er zur Thür hinein trat, ſah er den Knaben froh, munter und geſund im Bett ſitzen, und man erzählte ihm, das Kind habe kaum ein Zuckerlöffelchen voll von dem Säftchen hinunter geſchluckt, ſo hab es die Augen geöfnet, ſey erwacht, habe Eſſen gefordert, und der Arm ſey ruhig, und gerad ſo geworden wie der andere. Wie dem guten **Stilling** dabey zu Muthe war, das läßt ſich nicht beſchreiben, das Haus war voller Menſchen, die das Wunder ſehen wollten, alles ſchaute ihn wie einen Engel Gottes mit Wohlgefallen an, jeder ſegnete ihn, die Eltern aber weinten Thränen der Freude und wußten nicht, was ſie dem geſchickten Doctor thun ſollten. **Stilling** dankte Gott innig in ſeiner Seele, auch ſeine Augen waren voll Thränen der Wonne, indeſſen ſchämte er ſich von Herzen des Lobs, das man ihm beylegte und das er ſo wenig verdiente, denn die ganze Cur war weder Methode noch Ueberlegung, ſondern bloßer Zufall, oder vielmehr göttliche väterliche Vorſehung.

Wenn er ſich den ganzen Vorfall dachte, ſo konnte er ſich kaum des lauten Lachens erwehren, daß man von ſeiner ſtupenden Geſchicklichkeit redete, und er war ſich doch bewußt, wie wenig er gethan hatte, indeſſen hieß ihn die Klugheit ſchweigen und alles für bekannt annehmen, doch ohne ſich eitle Ehre anzumaßen, er verſchrieb alſo nun noch abführende und ſtärkende Mittel und heilte das Kind vollends.

Ich kann hier dem Drang meines Herzens nicht wehren, jungen Aerzten eine Lehre und Warnung mitzutheilen, die aus vielen Erfahrungen abſtrahirt iſt, und die auch dem Publikum, welches ſich ſolchen unerfahrnen Männern anvertrauen muß, nützlich ſeyn kann: Wenn der Jüngling auf die Univerſität kommt, ſo iſt gemeiniglich ſein erſter Gedanke, bald fertig zu werden; denn das Studiren koſtet Geld, und man will doch auch gern bald ſein eigenes Brod eſſen; die nöthigſten Hülfswiſſenſchaften: Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, Mathematik, Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte, werden verſäumt, oder wenigſtens nicht gründlich genug ſtudirt; im Gegentheil verſchwendet man die Zeit mit ſubtilen anatomiſchen Grübeleyen, hört dann die übrigen Collegien handwerksmäßig, und eilt nun ans Krankenbett. Hier aber findet man alles ganz anders, man weiß wenig oder nichts vom geheimen Gang der Natur und ſoll doch alles wiſſen; der junge Arzt ſchämt ſich ſeine Unkunde zu geſtehen, er ſchwadronirt alſo ein Galimathias daher, wobey dem erfahrnen Practiker die Ohren gellen, ſetzt ſich hin, und verſchreibt etwas nach ſeiner Phantaſie; wenn er nun noch einigermaßen Gewiſſen hat, ſo wählt er Mittel, die wenigſtens nicht ſchaden können, allein wie oft wird dadurch der wichtigſte Zeitpunct verſäumt, wo man nützlich wirken konnte? — und über das alles glaubt man manchmal etwas unſchädliches verſchrieben zu haben, und bedenkt nicht, daß man doch auch dadurch noch ſchaden könne, weil man die Krankheit nicht kennt! —

Durchaus ſollten alſo die Jünglinge nach vollſtändig erlangten Kenntniſſen der Hülfswiſſenſchaften, die Wundarzeney aus dem Grunde ſtudiren: denn dieſe enthält die zuverläßigſten Erkenntnisgründe, aus welchen man nach der Analogie auf die innern Krankheiten ſchlieſſen kann; dann müßten ſie mit dem Lehrer der practiſchen Arzneykunde, der aber ſelbſt ein ſehr guter Arzt ſeyn muß, am Krankenbett die Natur ſtudiren, und dann endlich, aber man merke wohl! unter der Leitung eines geſchickten

Mannes, ihr höchſt wichtiges Amt antreten! — Gott! wo fehlt es wohl mehr, als in der Einrichtung des Medizinalweſens, und in der dazu gehörigen Polizey? —

Dieſe erſte Cur machte ein großes Geräuſch, nun kamen Blinde, Lahme, Krüppel und unheilbare Kranke von aller Art, allein Dippels Oel half nicht allen, und für andere Schäden hatte Stilling noch kein ſolches Spezificum gefunden; der Zulauf ließ alſo wieder nach, doch kam er nun in eine ordentliche Praxis, die ihm den nothwendigſten Unterhalt verſchafte. Seine Collegen fiengen indeſſen an über ihn loszuziehen, denn ſie hielten die Cur für Quackſalberey und machten das Publikum ahnden, daß er ein großer Charlatan ſeyn, und werden würde. Dieſes vorläufige Gerüchte kam nun auch nach Rüſſelſtein ans Medizinalcollegium, und brachte den Räthen in demſelben nachtheilige Ideen von ihm bey, er wurde dahin zum Examen gefordert, in welchem er ziemlich hergenommen wurde, doch beſtand er trotz allen Verſuchen der Schikane ſo, daß niemand etwas an ihm haben konnte, er bekam alſo das Patent eines privilegirten Arztes.

Gleich von Anfang dieſes Sommers machte **Stilling** bekannt, daß er den jungen Wundärzten und Barbiergeſellen ein Collegium über die Phyſiologie leſen wolle, dieſes kam zu Stande, die Herren **Dinckler** und **Trooſt** beſuchten dieſe Stunde ſelbſt fleißig, und von der Zeit an hat er faſt ununterbrochen Collegia geleſen, wenn er öffentlich redete, dann war er in ſeinem Element, über dem Sprechen entwickelten ſich ſeine Begriffe ſo, daß er oft nicht Worte genug finden konnte, um alles auszudrücken, ſeine ganze Exiſtenz heiterte ſich auf und ward zu lauter Leben und Darſtellung. Ich ſage das nicht aus Ruhmſucht, das weiß Gott, er hatte ihm das Talent gegeben, **Stilling** hatte nichts dabey gethan, ſeine Freunde ahndeten oft, er würde dereinſt noch öffentlicher Lehrer werden. Dann ſeufzte er bey ſich ſelbſt, und wünſchte, aber er ſahe keinen Weg vor ſich, wie er dieſe Stufe würde erſteigen können.

Kaum hatte **Stilling** etliche Wochen unter ſolchen Geſchäften zugebracht, als auf einmal die ſchwere Hand des Allmächtigen wiederum die Ruthe zuckte und ſchrecklich auf ihn zuſchlug. Chriſtine fieng an zu trauren und krank zu werden, nach und nach fanden ſich ihre fürchterlichen Zufälle in all ihrer Stärke wieder ein, ſie bekam langwierige heftige Zuckungen, die manchmal Stunden lang dauerten und den armen ſchwächlichen Körper dergeſtalt zuſammen zogen, daß es erbärmlich anzuſehen war; oft warfen ſie die Convulſionen aus dem Bett heraus, wobey ſie ſo ſchrie, daß mans etliche Häuſer weit in der Nachbarſchaft hören konnte; dieſes währte etliche Wochen fort, als ihre Umſtände zuſehends gefährlicher wurden. Stilling ſahe ſie für vollkommen hectiſch an, denn ſie hatte wirklich alle Symptomen der Lungenſucht, jezt fieng er an zu zagen und mit Gott zu ringen, alle ſeine Kräfte erlagen, und dieſe neue Gattung von Kummer, ein Weib zu verlieren, das er ſo zärtlich liebte, ſchnitt ihm tiefe Wunden ins Herz; dazu kamen noch täglich neue Nahrungsſorgen, er hatte an einem ſolchen blühenden Handelsort keinen Credit, zudem war alles ſehr theuer und die Lebensart koſtbar; mit jedem Erwachen des Morgens fiel ihm die Frage wie ein Centner ſchwer aufs Herz, wirſt du auch dieſen Tag dein Auskommen finden? denn der Fall war ſehr ſelten, daß er zween Tage Geldvorrath hatte, freylich ſtunden ihm ſeine Erfahrungen und Glaubensproben deutlich vor Augen, aber er ſahe denn doch täglich noch frömmere Leute, die mit dem bitterſten Mangel rungen, und kaum Brod genug hatten den Hunger zu ſtillen; was konnte ihn alſo anders tröſten als ein unbedingtes Hingeben an die Barmherzigkeit des himmliſchen Vaters, der ihn nicht würde über Vermögen verſucht werden laſſen?

Dazu kam noch ein Umſtand: er hatte den Grundſatz, daß jeder Chriſt, und beſonders der Arzt, ohne zu vernünfteln, bloß im Vertrauen auf Gott wohlthätig ſeyn müſſe; dadurch begieng er nun den großen Fehler, daß er den geheimen Hausarmen öfters die Arzneymittel in der Apotheke auf ſeine Rechnung machen ließ, und ſich daher in Schulden ſteckte, die ihm hernach manchen Kummer machten; auch kam es ihm nicht darauf an, bey ſolchen Gelegenheiten das Geld, welches er eingenommen hatte, hinzugeben. Ich kann nicht ſagen, daß in ſolchen Fällen innerer Trieb zur Wohlthätigkeit ſeine Handlungen leitete, nein! es war auch ein gewiſſer Leichtſinn und Nichtachtung des Geldes damit verbunden; welche Schwäche des Characters **Stilling** damals noch nicht recht kannte, aber endlich durch viele ſchwere Proben gnugſam kennen lernte. Daß er auf dieſe Weiſe eine ſehr ausgebreitete Praxis bekam, iſt kein Wunder, er hatte überflüßig zu thun, aber ſeine Mühe trug wenig ein. **Chriſtine** härmte ſich auch darüber ab, denn ſie war ſehr ſparſam, und er ſagte ihr nichts davon, wenn er iegend jemand etwas gab, um keine Vorwürfe zu hören, denn er glaubte gewiß, Gott würde ihn auf andre Weiſe dafür ſeegnen. Sonſt waren beyde ſehr mäßig in Nahrung und Kleidung, ſie begnügten ſich blos mit dem, was der äußerſte Wohlſtand erforderte.

Chriſtine wurde alſo immer ſchlechter, und **Stilling** glaubte nun gewiß, er würde ſie verlieren müſſen. An einem Vormittag, als er am Bette ſaß und ihr aufwartete, fieng ihr der Odem auf einmal an ſtill zu ſtehen, ſie reckte die Arme gegen ihren Mann aus, ſah ihn mit durchbohrendem Blick an, und hauchte die Worte aus: **Lebe wohl — Engel — Herr erbarme dich meiner — ich ſterbe!** Damit ſtarrte ſie hin, alle Züge des Todes erſchienen in ihrem Geſicht, der Odem ſtand, ſie zuckte, und — **Stilling** ſtand wie ein armer Sünder vor ſeinem Scharfrichter, er fiel endlich über ſie her, küßte ſie, und rief ihr Worte des Troſtes ins Ohr, allein ſie war ohne Bewußtſeyn; in dem Augenblick als nun **Stilling** Hülfe rufen wollte, kam ſie wieder zu ſich ſelbſt; ſie war viel beſſer und merklich erleichtert. **Stilling** hatte bey weitem noch nicht mediziniſche Erfahrung genug, um alle die Rollen zu kennen, welche das ſchreckliche hyſteriſche Uebel in ſo ſchwächlichen und reizbaren Körpern zu ſpielen pflegt; daher kams, daß er ſo oft in Angſt und Schrecken geſetzt wurde. **Chriſtine** ſtarb alſo nicht, aber ſie blieb noch gefährlich krank und die fürchterlichen Paroxiſmen dauerten immer fort, ſein Leben war daher eine immerwährende Folter und jeder Tag hatte neue Martern für ihn und ſeine Gattin in Bereitſchaft.

Gerade in dieſer ſchweren Prüfungszeit kam ein Bote von einem Ort, der fünf Stunden weit von Schönenthal entlegen war, um ihn zu einer reichen und vornehmen Perſon zu holen, welche an einer langwierigen Krankheit darnieder lag; ſo ſchwer es ihm auch ankam ſeine eigene Frau in dieſem trübſeeligen Zuſtand zu verlaſſen, ſo ſehr fühlte er doch die Pflicht ſeines Amts, und da die Umſtände jener Patientin nicht gefährlich waren, ſchickte er den Boten wieder fort und verſprach den andern Tag zu kommen; er richtete alſo ſeine Sachen darnach ein, um einen Tag abweſend ſeyn zu können. Des Abends um ſieben Uhr ſchickte er die Magd fort um eine Flaſche Malagga zu holen, denn mit dieſem Wein konnte ſich Chriſtine erquicken; wenn ſie nur einige Tropfen nahm, ſo fand ſie ſich geſtärkt. Nun war aber Chriſtinens jüngere Schweſter, ein Mädchen von 13 Jahren gerade da, um die Kranke zu beſuchen, dieſe gieng alſo mit der Magd fort um den Wein zu holen. Stilling empfahl den Mädchen ernſtlich bald wieder zu kommen, weil noch verſchiedenes zu thun und auf ſeine morgende Reiſe zuzurüſten ſey, indeſſen geſchah es nicht; der ſchöne Sommerabend verführte die ohnehin ſo leichtſinnige

Magd ſpazieren zu gehen, daher kamen ſie erſt um neun Uhr nach Haus. **Stilling** hatte alſo ſeiner Frauen das Bett machen, und allerhand Arbeiten ſelbſt verrichten müſſen, beyde waren daher mit Recht verdrüßlich. So wie die Magd zur Thür hereintrat, fieng **Stilling** in einem ſanften aber ernſten Ton an ihr Ermahnungen zu geben und ſie an ihre Pflichten zu erinnern; die Magd ſchwieg ſtill und gieng mit der Jungfer **Friedenberg** die Treppe hinab in die Küche. Nach einer kleinen Weile hörten ſie beyde eine dumpfe, ſchreckliche und fürchterliche Stimme und zugleich das Hülferufen der Schweſter. Die ohnehin ſchauerliche Abenddämmerung und dann der ſchreckliche Ton, machten einen ſolchen Eindruck, daß **Stilling** ſelbſt eiskalt über den ganzen Leib wurde, die Kranke aber ſchrie überlaut für Schrecken. **Stilling** lief indeſſen die Treppe hinab um zu ſehen was vorgieng. Da fand er nun die Magd mit fliegenden Haaren am Waſchſtein ſtehen, und wie eine Unſinnige jenen ſcheußlichen Ton von ſich geben, der Geifer floß ihr aus dem Mund und ſie ſahe aus wie eine Furie.

Nun überlief Stillingen der Ingrimm; er grif die Magd am Arm, drehte ſie herum und ſagte ihr mit Nachdruck: Großer Gott! was macht ſie? — welcher Satan treibt ſie, mich in meinen traurigen Umſtänden ſo zu martern — hat ſie denn kein menſchliches Gefühl mehr? — Dies war nun Oel ins Feuer gegoſſen, ſie kriſch convulſiviſch, riß ſich los, fiel hin, und bekam die fallende Sucht auf die ſchrecklichſte Weiſe; in dem nämlichen Augenblick hörte er auch Chriſtine die fürchterlichſten Töne ausſtoßen, er lief alſo die Treppe hinauf und fand in der Dämmerung ſeine Frau in der allerſchrecklichſten Lage, ſie hatte alles Bettwerk herausgeworfen, und wühlte krämpfigt unten im Stroh, alle Beſonnenheit war fort, ſie knirſchte, und die Krämpfe zogen ihr den Kopf hinterwärts bis an die Ferſen. Jetzt ſchlugen ihm die Wellen des Jammers über dem Kopf zuſammen, er lief hinaus zu den nächſten Nachbarn und alten Freunden und rief mit lautem Wehklagen um Hülfe; Männer und Weiber kamen, und ſuchten beyde Leidende wieder zurecht zu bringen, mit der Magd gelung es am erſten, ſie kam wieder zu ſich ſelbſt, und wurde zu Bette gebracht, Chriſtine aber blieb noch ein paar Stunden in dem betrübten Zuſtande, dann wurde ſie ſtill; nun machte man ihr das Bett und legte ſie hinein, ſie lag wie ein Schlafender, ganz ohne Bewußtſeyn und ohne ſich ermuntern zu können, darüber wurde es Tag, zwo Nachbarinnen blieben nebſt der Schweſter bey Chriſtinen und Stilling ritt mit dem ſchwerſten Herzen von der Welt zu ſeiner Patientin. Als er des Abends wiederkam, ſo fand er ſeine Frau noch in der nämlichen Betäubung, und erſt des andern Morgens kam ſie wieder zu ſich ſelbſt.

Jetzt jagte er die boshafte Magd fort und miethete eine andere. Nun verzog ſich auch das Gewitter für diesmal, Chriſtine wurde wieder geſund, und es fand ſich, daß alle dieſe ſchreckliche Zufälle Folgen einer anfangenden Schwangerſchaft geweſen waren. Den folgenden Herbſt hatte ſie wieder mit einer eiternden Bruſt zu thun, welche abermals viele ſchwere Umſtände veranlaßte, außerdem war ſie während der Zeit recht geſund und munter.

Stillings häusliches Leben hatte alſo in jeder Rückſicht einen ſchweren kummervollen Anfang genommen. In ſeiner ganzen Lage war gar nichts angenehmes, als die Zärtlichkeit, womit ihn Chriſtine behandelte; beyde liebten ſich von Herzen und ihr Umgang mit einander war ein Muſter für Eheleute. Doch machte ihm auch die überſchwengliche Liebe ſeiner Frauen zuweilen recht bittere Stunden, denn ſie artete öfters in Eiferſucht aus; indeſſen verlor ſich dieſe Schwachheit in den erſten paar Jahren ganz. Im übrigen aber war Stillings ganze Verfaſſung dem Zuſtand eines Wanderers ähnlich, der in der Nacht durch einen Wald voller Räuber und reißenden Thiere reiſt, und ſie von Zeit zu Zeit nah um ſich her rauſchen und brüllen hört. Ihn quälten immerwährende Nahrungsſorgen, er hatte wenig Glück in ſeinem Beruf, wenig Liebe bey dem Publikum, unter welchem er lebte und alſo keinen tröſtenden Umgang, niemand flößte ihm Muth ein, denn die es gekonnt hätten, kannten ihn und er ſie nicht, und die ihn und ſeine Lage kannten und bemerkten, verachteten ihn, oder er war ihnen gleichgültig. Kam er zuweilen nach Roſenheim, ſo durfte er nichts ſagen, um keine Sorgen zu erwecken, denn Herr Friedenberg war nun für das Capital, mit welchem er ſtudirt hatte, Bürge geworden; ſo gar ſeiner Chriſtine mußte er ſeinen Kummer verbergen, denn ihr zärtliches Gemüth hätte ihn nicht mit ihm tragen können, er mußte ihr alſo noch Muth einſprechen, und ihr die beſte Hofnung machen.

Mit Stillings Beruf und Krankenbedienung war es überhaupt eine ſonderbare Sache: ſo lange er unbemerkt, unter den Armen und unter dem gemeinen Volk würkte, ſo lange that er vortrefliche Curen, faſt alles gelung ihm, ſo bald er aber einen Vornehmen, auf den viele Augen gerichtet waren, zu bedienen bekam, ſo wollte es auf keinerley Weiſe fort, daher blieb ſein Würkungskreis immer auf Leute, die wenig bezahlen konnten, eingeſchränkt. Doch läßt ſich dieſer ſeltſam ſcheinende Umſtand leicht begreifen: Seine ganze Seele war Syſtem, alles ſollte ihm nach Regeln gehen, daher hatte er gar keine Anlage zu der ſeinen und erlaubten Charlatanerie, die dem practiſchen Arzt, der etwas verdienen und vor ſich bringen will, ſo nöthig iſt; wenn er alſo einen Kranken ſahe, ſo unterſuchte er ſeine Umſtände, machte alsdann einen Plan, und verfuhr nach demſelben. Gelung ihm ſein Plan nicht, ſo war er aus dem Feld geſchlagen, nun arbeitete er mit Verdruß und konnte ſich nicht recht helfen. Bey gemeinen und robuſten Körpern, in welchen die Natur regelmäßiger und einfacher würkt, gelang ihm ſeine Methode am leichteſten, aber da wo Wohlleben, feinere Nerven, verwöhnte Empfindung und Einbildung mit im Spiel waren und wo die Krankenbedienung aus hunderterley Arten von wichtig ſcheinender Geſchäftigkeit zuſammengeſetzt ſeyn mußte, da war Stilling nicht zu Haus.

Dies alles flößte ihm allmählig einen tiefen Widerwillen gegen die Arzneykunde ein, und bloß der Gedanke: Gott habe ihn zum Arzt beſtimmt, und er werde ihn alſo nach und nach in ſeinem Beruf glücklich machen, erhielt ſeine Seele aufrecht, und in unermüdeter Thätigkeit. Aus dieſem Grunde faßte er ſchon im erſten Sommer den rieſenmäßigen Entſchluß, ſo lange zu ſtudiren und nachzudenken bis ers in ſeinem Beruf zur mathematiſchen Gewißheit gebracht hätte; er kam auch bey dieſer mühſeligen Arbeit auf wichtige Spuren und er entdeckte viele neue philoſophiſche Wahrheiten; allein je weiter er forſchte, deſto mehr fand er, daß er immer unglücklicher werden würde, je mehr Grund und Boden er in ſeinem Beruf fände; denn er ſahe immer mehr ein, daß der Arzt ſehr wenig thun, alſo auch wenig verdienen könne; darüber wurde ſeine Hofnung geſchwächt, die Zukunft vor ſeinen Augen dunkel, gerade wie einem Wanderer, den auf unbekanntem gefährlichen Wege ein düſterer Nebel überfällt, ſo daß er keine zehen Schritte vor ſich weg ſehen kann. Er warf ſich alſo blindlings in die Vaterarme Gottes, hofte wo nichts zu hoffen war, und pilgerte ſeinen Weg ſehr ſchwermüthig fort.

Darf ichs ſagen, Freunde! Leſer! daß **Stilling** bey dem allen ein glückſeeliger Mann war? — Was iſt denn Menſchenbeſtimmung anders als Vervollkommung der Exiſtenz, um Glückſeeligkeit um ſich her verbreiten zu können?

nen? — Gott- und Chriſtusähnlichkeit iſt das ſtralende Ziel, das wie Morgenglanz dem Sterblichen von Jugend auf entgegen glänzt; allein wo iſt der Knabe, der Jüngling, der Mann, bey dem Religion und Vernunft ſo viel Uebergewicht über die Sinnlichkeit haben, daß er nicht ſein Leben durch, im Genuß verträumt, und ſeiner Beſtimmung, jenes erhabenen Ziels vergißt? — deswegen iſt es ein unſchätzbares Glück, wenn ein Menſch von Jugend auf zum völligen Vertrauen auf Gott angewieſen und er dann auch von der Vorſehung in die Lage geſetzt wird, dieſes Vertrauen üben zu müſſen; dadurch wird ſeine Seele geſchmeidig, demüthig, gelaſſen, duldend, ohne Unterlaß würkſam, ſie kämpft durch Leiden und Meiden und überwindet alles; kein Feind kann ihr weſentlich ſchaden, denn er ſtreitet gegen ihn mit den Waffen der Liebe, dieſen aber widerſteht niemand, ſo gar die Gottheit kann durch Liebe überwunden werden. Das war Stillings Fall — der Weiſe muß ihn alſo glücklich ſchätzen, ob ſich gleich ſchwerlich jemand in ſeine Lage wünſchen wird.

Gegen den Herbſt des 1772ſten Jahres kamen die beyden vortreflichen Brüder Vollkraft von Rüſſelſtein nach Schönenthal; der älteſte war Hofkammerrath und ein edler, rechtſchaffener, vortreflicher Mann, dieſer hatte eine Commißion daſelbſt, welche ihn etliche Wochen aufhielt, ſein Bruder, ein empfindſamer, zärtlicher und bekannter Dichter und zugleich ein Mann von der beſten, edelſten und rechtſchaffenſten Geſinnung begleitete ihn, um ihm an einem Ort, wo ſo gar keine Seelennahrung für ihn war, Geſellſchaft zu leiſten. Herr Doctor Dinckler war mit dieſen beyden edlen Männern ſehr wohl bekannt, beym erſten Beſuch alſo ſchilderte er ihnen Stillingen ſo vortheilhaft, daß ſie begierig wurden ihn kennen zu lernen; Dinckler gab ihm einen Wink, und er eilte ſie zu beſuchen. Dies geſchah zum erſtenmal an einem Abend; der Hofkammerrath ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, und wurde dergeſtalt von ihm eingenommen, daß er ihn küßte und umarmte, und ihm ſeine ganze Liebe und Freundſchaft ſchenkte; eben das war auch der Fall mit dem andern Bruder, beyde verſtunden ihn, und er verſtund ſie, die Herzen floſſen in einander über, es entſtanden Seelengeſpräche, die nicht jeder verſteht.

Stillings Augen waren bey dieſer Gelegenheit immer voller Thränen, ſein tiefer Kummer machte ſich Luft, aber von ſeiner Lage entdeckte er nie etwas, denn er wußte wie demüthigend es ſey, gegen Freunde ſich hülfsbedürftig zu erklären; er trug alſo ſeine Bürde allein, welche aber doch dadurch ſehr erleichtert wurde, daß er nun einmal Menſchen fand, die ihn verſtunden, ſich ihm mittheilten. Dazu kam noch eins: **Stilling** war von geringem Herkommen, er war von Jugend auf gewohnt, obrigkeitliche Perſonen, oder auch reiche, vornehme Leute, als Weſen von einer höhern Art anzuſehen, daher war er immer in ihrer Gegenwart ſchüchtern und zurückhaltend, dies wurde ihm dann für Dummheit, Unwiſſenheit und Ankleben ſeines niedrigen Herkommens ausgelegt; mit einem Wort, von Leuten von gewöhnlicher Art, die keine feine Empfindungsorgane hatten, wurde er verachtet: die Gebrüder **Vollkraft** aber waren von einem ganz andern Schlag, ſie behandelten ihn vertraulich, er thaute bey ihnen auf, und konnte ſich ſo zeigen wie er war.

Friedrich Vollkraſt (ſo hieß der Hofkammerrath) fragte ihn bey dem erſten Beſuch, ob er nicht etwas geſchrieben habe? Stilling antworte: Ja! denn er hatte ſeine Geſchichte in Vorleſungen, ſtückweiſe an die Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften in Strasburg, welche damals noch beſtund, geſandt, und die Abſchrift davon zurück behalten; die beyden Brüder wünſchten ſehr ſie zu leſen; er brachte ſie alſo bey dem nächſten Beſuch mit, und las ſie ihnen vor; ſowohl der Styl als die Declamation war ihnen ſo unerwartet, daß ſie laut ausriefen und ſagten: das iſt ſchön — unvergleichlich! — ſie ermunterten ihn alſo zum Schreiben und bewogen ihn einen Aufſatz in den teutſchen Merkur, der damals anfieng, zu liefern, er that das, und ſchrieb Aſe-Neitha, eine orientaliſche Erzählung, ſie ſteht im erſten Stück des dritten, und im erſten Stück des vierten Bandes dieſer periodiſchen Schrift und gefiel allgemein.

Vollkraft wurde durch dieſe Bekanntſchaft Stillings Stütze, die ihm ſeinen ſchweren

ren Gang ſehr erleichterte, er hatte nun in **Rüſſelſtein**, wenn er dahin reiſte, eine Herberge und einen Freund, der ihm durch ſeinen Briefwechſel manchen erquickenden Sonnenſtral mittheilte. Indeſſen wurde er durch dieſe Verbindung bey ſeinen Mitbürgern, und beſonders bey den Pietiſten, noch verhaßter, denn in **Schönenthal** herrſcht allgemein ein ſteifes Anhangen ans Religionsſyſtem, und wer im geringſten anders denkt, wie das bey den Gebrüdern **Vollkraft** der Fall war, der iſt **Anathema Maranatha**; ſo gar, wenn ſich einer mit Schriftſtellerey abgiebt, in ſo fern er ein Gedicht, das nicht geiſtlich iſt, oder einen Roman, er mag noch ſo moraliſch ſeyn, ſchreibt, ſo bekommt er ſchon in ihren Augen den Anſtrich des Freygeiſtes und wird verhaßt. Freylich denken nicht alle **Schönenthaler** Einwohner ſo, davon werden im Verfolg noch Proben erſcheinen, doch aber iſt das die Geſinnung des großen Haufens, und der giebt doch den Ton an.

In dieſer Lage lebte **Doctor Stilling** unter mancherley Abwechſelungen fort; am Ende des 1772ſten Jahres machte er ſeine

Haus-Rechnung; er zog die Bilanz zwiſchen Einnahme und Ausgabe, oder vielmehr Einkommen und Aufwand, und fand nun zu ſeinem gröſten Leidweſen, daß er über zwey hundert Thaler mehr Schulden hatte, und das gieng ſo zu: in Schönenthal herrſcht der Gebrauch, daß man das, was man in der Stadt verdient, auf Rechnung ſchreibt; da man alſo kein Geld einnimmt, ſo kann man auch keins ausgeben; daher holt man bey den Krämern ſeine Nothdurft und läßt ſie auch anſchreiben: am Schluß des Jahres macht man ſeine Rechnungen und theilt ſie aus, und ſo empfängt man Rechnungen und bezahlt ſie; nun hatte Stilling zwar ſo viel verdient, als er verzehrt hatte, allein ſeine Forderungen waren in ſo kleinen Theilchen zerſtreut, daß er ſie ohnmöglich alle eintreiben konnte; er blieb alſo ſtecken, die Krämer wurden nicht bezahlt, und ſo ſunk ſein Credit noch mehr; daher war ſein Kummer unausſprechlich. Die tägliche baare Ausgaben beſtritt er mit den Einnahmen von auswärtigen Patienten, dieſe waren aber ſo knapp zugeſchnitten, daß er blos die Nothdurft hatte, und öfters auf die äußerſte Probe geſetzt wurde, wo ihn aber doch die Vorſehung nie verließ, ſondern ihm, wie ehmahls, ſichtbar und wunderbarer Weiſe heraushalf; unter hundert Beyſpielen eins:

In **Schönenthal** werden lauter Steinkohlen in der Küche und in den Stuben-Oefen gebraucht, alle dieſe Steinkohlen werden aus der benachbarten Grafſchaft **Marck** hergeführt; **Stilling** hatte alſo ſeinen Fuhrmann, der ihm von Zeit zu Zeit eine Pferdsladung brachte, welche er aber immer auf der Stelle bezahlen muſte, denn mit dem Gelde muſte der Fuhrmann einkaufen; dies hatte ihm auch noch nie gefehlt, denn er war immer mit dem nöthigen verſehen geweſen; einsmals kam dieſer Fuhrmann an einem Nachmittag vor der Thüre gefahren, die Steinkohlen waren nöthig und der Mann konnte überhaupt nicht abgewieſen werden. Nun hatte **Stilling** keinen halben Gulden im Hauſe, und er fand auch keine Freiheit in ſich, bey einem Nachbarn zu lehnen. **Chriſtine** weinte, und er flehte in feurigen Seufzern zu Gott; nur ein paar Conventionsthaler waren nöthig, aber dem, der ſie nicht hat, fällt die Zahlung ſo ſchwer, als einem, der Tauſende bezahlen ſoll, und keine hundert hat. Indeſſen lud der Fuhrmann ſeine Kohlen ab, als das geſchehen war, wuſch er ſeine Hände, um ſein Geld zu empfangen, Stilling klopfte das Herz und ſeine Seele rung mit Gott. Auf einmal trat ein Mann mit ſeiner Frau zur Thüre herein, die guten Leute waren von Dornfeld; Stilling hatte den Mann vor etlichen Wochen von einer ſchweren Krankheit curirt, und ſein Verdienſt bis folgendes Neujahr auf Rechnung geſchrieben. Nach den gewöhnlichen Grüßen fieng der Mann an: ich hab da Geld empfangen und wie ich da vor der Thür hergehe, ſo fällt mir ein, ich brauchte auch meine Rechnung juſt nicht bis Neujahr ſtehen zu laſſen, ſondern ich wollte ſie als vor der Hand bezahlen, Sie könntens brauchen. — Auch gut! verſetzte Stilling; er ging, holte das Buch, machte die Rechnung und empfing zehn Reichsthaler.

Dieſer Beyſpiele erfuhr Stilling ſehr viele, er wurde auch dadurch im Glauben ſehr geſtärkt und zum Ausharren ermuntert.

Den 5ten Jenner 1773 gebahr ihm Chriſtine eine Tochter, und obgleich alles den gewöhnlichen Weg der Natur ging, ſo gab es doch wieder ſechs erſchreckliche Stunden, in welchen die Furie Hyſterick ihre Krallen recht gebrauchte: denn bey dem Eintritt der Milch in die Brüſte, wurde die arme Frau wie ein Wurm hin und her geſchlendert; ſolche Zeiten waren auch immer durchdringende Läuterungs-Feuer für Stilling.

Im folgenden Frühjahr, als er an einem Sonnabend auf ein benachbartes Dorf ritt, welches anderthalb Stunden von Schönenthal liegt, um Kranke zu beſuchen und den ganzen Tag Häuſer und Hütten durchkrochen hatte, ſo kam am Abend eine arme junge wohlgeſtallte Frau über die Straße hergeſtiegen, ſie war blind, und ließ ſich führen; nun hatte Stilling noch immer einen vorzüglichen Ruf in der Heilung der Augen-Krankheiten, er ſtand vor der Thür des Wirthshauſes neben ſeinem Pferde, und wollte eben aufſteigen. Nun fing die arme Frau an:

„Wo iſt der Herr Doctor?

Hier! was will ſie, gute Frau?

„Ach ſehen Sie mir doch einmal in die
„Augen, ich bin ſchon etliche Jahre blind,
„habe zwey Kinder, die ich noch nicht geſehen
„habe, mein Mann iſt ein Taglöhner, ſonſt
„half ich uns mit Spinnen ernähren, nun
„kann ich das nicht mehr, und mein Mann
„iſt recht fleißig, aber er kanns doch allein
„nicht zwingen, und da gehts uns ſehr
„übel, ach ſehen Sie doch, ob Sie mir helfen
„können!

Stilling ſahe ihr in die Augen und ſagte: ſie hat den grauen Staar, ihr könnte vielleicht geholfen werden, wenn ſich ein geſchickter Mann fände, der ſie operirte.

„Verſtehen Sie das denn nicht? Herr Doctor!

Ich verſtehe das wol, aber ich habs noch nie an lebendigen Perſonen probirt.

„O ſo probiren Sie es doch an mir!

Nein, liebe Frau, das probire ich nicht, ich bin zu furchtſam dazu, es könnte mißlingen, und dann müßte ſie immer blind bleiben, es wär ihr nicht zu helfen.

„Wenn ich es aber nun wagen will? —
„Sehen Sie, ich bin blind, und werde nicht

blinder als ich bin, vielleicht ſegnet Sie unſer Herr Gott, daß es geräth, operiren Sie mich!

Bey dieſen Worten überlief ihn ein Schauer, Operationen waren ſeine Sachen nicht, er ſchwung ſich alſo aufs Pferd und ſagte: Groſſer Gott! laſſe ſie mich in Ruhe, ich kann — ich kann ſie nicht operiren.

„Herr Doctor! Sie müſſen; es iſt Ihre Schuldigkeit: Gott hat Sie dazu berufen, den armen Nothleidenden zu helfen, ſo bald Sie können, nun können Sie aber den Staar operiren, ich will der erſte ſeyn, wills wagen, und ich verklage Sie am jüngſten Gericht, wenn Sie mir nicht helfen.

Das waren nun Dolche in Stillings Herz, er fühlte, daß die Frau Recht hatte, und doch hatte er faſt eine unüberwindliche Furcht und Abneigung gegen alle Operationen am menſchlichen Körper, denn er war auf der einen Seite zu zärtlich, zu empfindſam, und auf der andern auch zu gewiſſenhaft, um das lebenslängliche Glück eines Menſchen ſo aufs Spiel zu ſetzen. Er antwortete alſo kein Wort mehr und trabte fort, unterwegs kämpfte er erſchrecklich mit ſich ſelbſt, allein das Reſultat blieb immer, nicht zu operiren. Indeſſen ließ es die arme Frau nicht dabey bewenden, ſie ging zu ihrem Prediger.

Warum ſoll ich ihn nicht nennen — den edlen Mann, den auserwählten unter tauſenden, den ſeeligen **Theodor Müller**? — er war der Vater, der Rathgeber aller ſeiner Gemeinds-Glieder, der kluge, ſanfte, unausſprechlich thätige Knecht Gottes, ohne Pietiſt zu ſeyn; kurz, er war ein Jünger **Jeſus** im vollen Sinn des Worts. Sein Principal forderte ihn früh ab, gewiß um ihn über viel zu ſetzen. **Lavater** beſang ſeinen Tod, die Armen beweinten, und die Reichen betrauerten ihn. **Heilig ſey mir dein Reſt, du Saamkorn am Tage der Wiederbringung!**

Dieſem edlen Manne klagte die arme Blinde ihre Noth und ſie verklagte zugleich den Doctor **Stilling**; Müller ſchrieb ihm daher einen dringenden Brief, in welchem er ihm alle die glüklichen Folgen vorſtellte, welche dieſe Operation nach ſich ziehen würde, im Fall ſie gelänge, dagegen ſchilderte er ihm auch die unbeträchtlichen Folgen, im Fall des Mislingens. **Stilling** lief in der Noth ſeines Herzens zu

Dinckler und **Troſt**, beyde riethen ihm ernſtlich zur Operation, und der erſte verſprach ſogar mitzugehen und ihm beizuſtehen; dieß machte ihm einigen Muth und er entſchloß ſich mit Zittern und Zagen dazu.

Zu dem allen kam noch ein Umſtand, **Stilling** hatte die Ausziehung des grauen Staars bei **Lobſtein** zu **Straſsburg** vorzüglich gelernt, ſich auch bey **Bogner** die Inſtrumente machen laſſen, denn damals war er willens, dieſe vortrefliche und wohlthätige Heilung noch mit ſeinen übrigen Augen-Curen zu verbinden; als er aber ſelbſt practiſcher Arzt wurde und all das Elend einſehen lernte, welches auf mißlungene Krankenbedienung folgte, ſo wurde er äußerſt zaghaft, er durfte nichts wagen, daher vergieng ihm alle Luſt, den Staar zu operiren, und das alles war auch eine Haupturſache mit, warum er nicht ſo viel ausrichten konnte, wenigſtens nicht ſo viel auszurichten ſchiene, als andre ſeiner Collegen, die alles unternahmen, fortwürkten, auch manchmal erbärmlich auf die Naſe fielen, ſich aber doch wieder aufraften und bey alle dem weiter kamen, wie er.

Stilling ſchrieb alſo an Müllern, daß er den und den Tag mit Herrn Doctor Dinckler kommen würde, um die Frau zu operiren; beyde machten ſich demnach des Morgens auf den Weg und wanderten nach dem Dorfe hin; Dinckler ſprach Stillingen allen möglichen Muth ein, aber es half wenig. Sie kamen endlich im Dorf an, und gingen in Müllers Haus, auch dieſer ſprach ihm Troſt zu, und nun wurde die Frau nebſt dem Wundarzt geholt, der ihr den Kopf halten muſte; als nun alles bereit war und die Frau ſaß, ſo ſetzte ſich Stilling vor ihr, mit Zittern nahm er das Staarmeſſer und drückte es am gehörigen Ort ins Auge; als aber die Patientin dabey, wie natürlich iſt, etwas mit dem Odem zuckte, ſo zuckte Stilling auch das Meſſer wieder heraus, daher floß die wäßerichte Feuchtigkeit durch die Wunde die Wange herunter, und das vordere Auge fiel zuſammen. Stilling nahm alſo die krumme Scheere und brachte ſie mit dem einen Schenkel glücklich in die Wunde und nun ſchnitte er ordentlich unten herum, den halben Zirkel, wie gewöhnlich, als er aber recht zuſah, ſo fand er, daß er den Stern oder die Regenbogenhaut mit zerſchnitten hatte; er erſchrack, aber was war zu thun? — er ſchwieg ſtill und ſeufzte. In dem Augenblick fiel die Staarlinſe durch die Wunde über den Backen herunter und die Frau rief in höchſter Entzückung der Freude: O Herr Doctor, ich ſehe Ihr Geſicht, ich ſehe Ihnen das Schwarze in den Augen. Alles jubilirte, Stilling verband nun das Auge, und heilte ſie glücklich, ſie ſahe mit dem Auge vortreflich; einige Wochen nachher operirte er auch das andre Auge mit der linken Hand, jetzt gings ordentlich, denn nun hatte er mehr Muth, er heilte auch dieſes und ſo wurde die Frau wieder vollkommen ſehend. Dieſes gab nun einen Ruf, ſo daß mehrere Blinde kamen, die er alle der Reihe nach glücklich operirte; nur ſelten mißlung ihm einer. Bey allem dem war das doch ſonderbar; dieſe wichtige Curen trugen ihm ſelten etwas ein, die mehreſten waren arm, denn dieſe operirte er umſonſt, und nur ſelten kam jemand, der etwas bezahlen konnte, ſeine Umſtände wurden alſo wenig gebeſſert. So gar nahmen viele dadurch Anlaß, ihn mit Operateurs und Quackſalbern in eine Claſſe zu ſetzen. Gebt nur acht! ſagten ſie, bald wird er anfangen von Stadt zu Stadt zu ziehen und einen Orden anzuhängen!

Im folgenden Herbſt im September kam die Frau eines der vornehmſten und reichſten und zugleich ſehr braven Kaufmannes, oder vielmehr Kapitaliſten in Schönenthal zum erſtenmal ins Kindbett; die Geburt war ſehr ſchwer, die arme Kreyſende hatte ſchon zweymal vier und zwanzig Stunden in den Wehen gelegen und ſich abgearbeitet; ohne daß ſich noch die geringſte Hofnung zur Entbindung zeigte. Herr Doctor Dinckler, als Hausarzt, ſchlug Stillingen zur Hülfe vor, er wurde alſo auch gerufen; dies war des Abends um 6 Uhr. Nachdem er die Sache gehörig unterſucht hatte, ſo fand er, daß das Angeſicht des Kindes oberwärts gerichtet, und daß der Kopf gegen die Durchmeſſer des Beckens ſo groß war, daß er ſich nicht einmal die Zange anzulegen traute; er ſahe alſo keinen andern Weg, als auf der Fontenelle den Kopf zu öfnen, dann ihn zuſammen zu drücken und es ſo herauszuziehen; denn an den Kayſerſchnitt war nicht zu denken, beſonders da die gegründete Vermuthung da war, das Kind ſey ſchon tod. Um ſich davon noch gewiſſer zu überzeugen, wartete er bis den Abend um neun Uhr, jetzt fand er den Kopf welk und zuſammengefallen, er fühlte auch keine Spuren des Pulſes mehr auf der Fontenelle, er folgte alſo ſeinem Vorſatz, öfnete den Kopf, preſte ihn zuſammen und bey der erſten Wehe wurde das Kind geboren. Alles gieng hernach gut von ſtatten, die Frau Kindbetterin wurde bald wieder vollkommen geſund. Was dergleichen Arbeiten den empfindſamen **Stilling** für Herzensangſt, Thränen, Mühe und Mitleiden koſteten, das läßt ſich nicht beſchreiben, allein er fühlte ſeine Pflicht, er muſte fort, wenn er gerufen wurde; er erſchrack daher, daß ihm das Herz pochte, wenn man des Nachts an ſeiner Thür klopfte, und dieſes hat ſich ſo feſt in ſeine Nerven verwebt, daß er noch auf die heutige Stunde zuſammenfährt, wenn des Nachts an ſeiner Thür geklopft wird, ob er gleich gewiß weiß, daß man ihn nicht mehr zu Kindbetterinnen ruft.

Dieſer Vorfall erweckte ihm zum erſtenmal bey allen **Schönenthalern** Hochachtung, jetzt ſahe er freundliche Geſichter in Menge, aber es währte nicht lange, denn etwa drey Wochen hernach kam ein Reſcript vom Medizinal Collegium zu Rüſſelſtein, in welchem ihm befohlen wurde, ſich vor der Hand aller Geburtshülfe zu enthalten und ſich vor dem Collegium zum Examen in dieſem Fach zu melden. Stilling ſtand wie vom Donner gerührt, er begrif von dem allem kein Wort, bis er endlich erfuhr, daß jemand ſeine Geburtshülfe bey obiger Kindbetterinn in einem ſehr nachtheiligen Lichte berichtet habe.

Er machte ſich alſo auf den Weg nach Rüſſelſtein, wo er bey ſeinem Freund Vollkraft, ſeinem edlen Weibe, die Wenige ihres gleichen hatte, und bey ſeinen vortreflichen Geſchwiſtern einkehrte; dieſe Erquickung war ihm bey ſeinen traurigen Umſtänden auch nöthig. Nun verfügte er ſich zu einem von den Medizinal-Räthen, der ihn ſehr höhniſch mit den Worten empfing: Ich höre, Sie ſtechen auch den Leuten die Augen aus? Nein, antwortete Stilling, aber ich habe verſchiedene glücklich am Staar operirt.

Das iſt nicht wahr, ſagte der Rath trotzig; Sie lügen das! Nein, verſetzte Stilling, mit Feuer und Glut in den Augen, ich lüge nicht, ich kann Zeugen auftreten laſſen, die das unwiderſprechlich beweiſen; überdas kenne ich den Reſpect, den ich Ihnen als einem meiner Vorgeſetzten ſchuldig bin, ſonſt würde ich Ihnen in dem nämlichen Ton antworten. Eine graduirte Perſon, die allenthalben ihre Pflicht zu erfüllen ſucht, verdient auch von ihrer Obrigkeit Achtung. Der Medizinal-Rath lachte ihm unter die Augen und ſagte: heißt das ſeine Pflichten erfüllen, wenn man Kinder umbringt!

Jetzt ward es Stillingen dunkel vor den Augen, er wurde blaß, trat näher und verſetzte, Herr! — ſagen Sie das nicht noch einmal — damit aber fühlte er ſeine ganze Lage und ſeine Abhängigkeit von dieſem ſchrecklichen Manne, er ſank alſo zurück auf einen Stuhl, und weinte wie ein Kind; dies diente nun zu weiter nichts, als daß er deſto mehr gehöhnt wurde; er ſtund alſo auf und ging fort. Damit man nun im Vollkraftſchen Hauſe ſeinen Kummer nicht zu ſehr merken möchte, ſo ſpazierte er eine Weile auf dem Wall herum, dann ging er ins Haus, und ſchien munterer, als er war. Die Urſache, warum er Herrn Vollkraft nicht alles ſagte und klagte, lag in ſeiner Natur, denn ſo offenherzig er in allen Glücksfällen war, ſo ſehr verſchwieg er alles, was er zu leiden hatte. Der Grund dazu war ein hoher Grad von Selbſtliebe und Schonung ſeiner Freunde. Gewiſſen Leuten aber, die von dergleichen Führungen Erfahrung hatten, konnte er alles ſagen, alles entdecken; dieſe Erſcheinung hatte aber noch einen tiefern Grund, den er erſt lange nachher bemerkt hat: vernünftige, ſcharfſichtige Leute konnten nicht ſo gerade alles, wie er, für göttliche Führung halten; daran zweifelte niemand, daß ihn die Vorſehung beſonders und zu großen Zwecken führe; ob aber nicht auch bey ſeiner Heyrath, bey allerhand Schickſalen und Beſtimmungen viel menſchliches mit untergelaufen ſey? das war eine andre Frage, die jeder philoſophiſche Kopf mit einem lauten Ja beantwortete; das konnte nun Stilling damals durchaus nicht ertragen, er glaubte es beſſer zu wiſſen, und eigentlich darnun ſchwieg er. Der Verfolg dieſer Geſchichte wirds zeigen, in wie fern jene Leute Recht oder Unrecht hatten. Doch ich lenke wieder ein auf meinem Wege.

Das Medizinal-Collegium ſetzte nun die Termine zum Examen in der Geburtshülfe und zur Entſcheidung wegen der Entbindung jener Schönenthalern Frauen an. Im Examen wurden ihm die verfänglichſten Fragen vorgelegt, er beſtand aber dem allen ungeachtet wohl, nun wurde auch die Maſchine mit der Puppe gebracht, dieſe ſollte er nun herausziehen, aber ſie wurde hinter der Gardine feſtgehalten, ſo, daß es unmöglich war ſie zu bekommen; Stilling ſagte das laut, aber er wurde ausgelacht und ſo beſtand er nicht im Examen. Es wurde alſo decretirt: **er ſey zwar in der Theorie ziemlich, aber in der Praxis gar nicht beſtanden, es wurde ihm alſo nur in den höchſten Nothfällen geſtattet, den Gebährenden Hülfe zu leiſten.** —

Bey allen dieſen verdrießlichen Vorfällen muſte doch Stilling laut lachen, als er das las; und das ganze Publikum lachte mit: man verbot einem für **ungeſchickt** erklärten Manne die Geburtshülfe; nahm aber doch die **allergefährlichſten** Fälle davon aus, in dieſem erlaubte man dem **ungeſchickten** den Beyſtand. In Anſehung des Entbindungs-Falls aber erklärte man **Stillingen** für den Urſacher des Todes des Kindes, doch verſchonte man ihn mit der Beſtrafung. Viel Gnade für den armen Doctor — ungeſtraft morden zu dürfen!

Indeſſen kränkte ihn doch dieſes Decret tief in der Seele, und er ritt alſo fort, noch deſſelben Nachmittags nach **Duysburg**, um den ganzen Vorfall der mediziniſchen Facultät, welcher damals der verehrungwürdige **Leidenfroſt** als Decanus vorſtand, vorzulegen. Hier wurde er für vollkommen unſchuldig erklärt, und er erhielt ein Reſponſum, das ſeine Ehre gänzlich wieder herſtellte; dieſes Reſponſum publicirte der Mann der entbundenen Frau auf dem **Schönenthaler** Rathhauſe ſelbſt. Indeſſen fiel doch der Werth dieſer Cur durch den ganzen Hergang um vieles, und **Stillings** Feinde nahmen daher Anlaß wieder recht zu läſtern.

Stillings glückliche Staar-Curen hatten indeſſen viel Aufſehen verurſacht, und ein gewiſſer Freund ließ ſogar in der Francfurther Zeitung eine Nachricht davon einrücken. Nun war aber auf der Univerſität zu **Marburg** ein ſehr rechtſchaffener und geſchickter Lehrer der Rechtsgelehrſamkeit, der Herr Profeſſor **Sorber**, welcher ſchon drey Jahre am grauen Staar blind war; dieſem wurde die Zeitungs-Nachricht vorgeleſen; in dem Augenblick empfand er den Trieb bey ſich, die weite Reiſe nach **Schönenthal** zu machen, um ſich von **Stilling** operiren und curiren zu laſſen. Er kam alſo im Jahre 1774 am Ende des Aprills mit ſeiner Eheliebſten und zweyen Töchtern an, und **Stilling** operirte ihn im Anfang des Mays glücklich; auch ging die Cur dergeſtalt von ſtatten, daß der Patient ſein Geſicht vollkommen wieder bekam und noch bis heute ſein Lehramt rühmlich vorſtehet. Während der Zeit kam **Chriſtine** zum zweytenmal ins Kindbett und ſie gebahr einen Sohn; auſſer den ſchrecklichen Zufällen bey dem Milchfieber ging alles glücklich von ſtatten.

Nun lag **Stillingen** noch eins am Herzen: er wünſchte ſeinen Vater nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen; als Doctor hatte er ihn noch nicht geſprochen und ſeine Gattin kannte ihn noch gar nicht. Nun lud er den würdigen Mann zwar öfters ein, **Wilhelm** hatte auch oft verſprochen zu kommen, allein es verſchob ſich immer, und ſo wurde nichts draus. Jetzt aber verſuchte **Stilling** das äuſſerſte: er ſchrieb nähmlich, daß er ihn an einem beſtimmten Tage den halben Weg bis **Meinerzhagen** entgegen reiten und ihn dort abholen wolle. Dies that Würkung; **Wilhelm Stilling** machte ſich alſo zu rechter Zeit auf den Weg, und ſo trafen ſie beyde in dem beſtimmten Gaſthauſe zu **Meinerzhagen** an; ſie wankten ſich zur Umarmung entgegen, und die Gefühle laſſen ſich nicht ausſprechen, welche beyden das Herz beſtürmten. Mit einzelnen Tönen gab **Wilhelm** ſeine Freude, daß ſein und **Dortchens** Sohn nun das Ziel ſeiner Beſtimmung erreicht habe, zu erkennen; er weinte und lachte wechſelsweiſe, und ſein Sohn hütete ſich wohl, nur das geringſte von ſeinen ſchweren Leiden, ſeinen zweifelhaften

Glücks-Umſtänden und den Schwierigkeiten in ſeinem Beruf zu entdecken; denn dadurch würde er ſeinem Vater die ganze Freude verdorben haben. Indeſſen fühlte er ſeinen Kummer um deſto ſtärker, es kränkte ihn, nicht ſo glücklich zu ſeyn, als ihn ſein Vater ſchätzte, und er zweifelte auch, daß ers je werden würde; denn er hielt ſich immer für einen Mann, der von Gott zur Arzeneykunde beſtimmt ſey, mithin bey dieſem Beruf bleiben müſſe, ungeachtet er anfing, Mißvergnügen daran zu haben, weil er auf einer Seite ſo wenig Grund und Boden in dieſer Wiſſenſchaft fand, und dann, weil ſie ihn, wenn er als ein ehrlicher Mann zu Werk gehen wollte, nicht nährte, geſchweige das Glück ſeiner Familie gründete.

Des andern Morgens ſetzte er ſeinen Vater aufs Pferd, er machte den Fußgänger neben her auf dem Pfade, und ſo wallfahrteten ſie an dieſem Tage unter den erquickendſten Geſprächen neun Stunden weit bis Roſenheim, wo er ſeinen Vater ſeiner Chriſtinen geſammten Familie vorſtellte. Wilhelm wurde ſo empfangen, wie ers verdiente, er ſchüttelte jedem die Hand, und ſein redliches characteriſtiſches **Stillings**-Geſicht erweckte allenthalben Ehrfurcht. Jetzt ließ der Doctor ſeinen Vater zu Fuß vorauswandern, einer ſeiner Schwäger begleitete ihn, er aber blieb noch einige Minuten, um ſeinen Empfindungen im Schoß der **Friedenbergiſchen** Familie freien Lauf zu laſſen, er weinte laut, lobte Gott und eilte nun ſeinem Vater nach. Noch nie hatte er den Weg von **Roſenheim** nach **Schönenthal** mit ſolcher Herzenswonne gegangen, wie jetzt, und **Wilhelm** war ebenfalls in ſeinem Gott vergnügt.

Beym Eintrit ins Haus flog **Chriſtine** dem ehrlichen Mann die Treppe herab entgegen, und fiel ihm mit Thränen um den Hals, ſolche Auftritte muß man ſehen, und die gehörigen Empfindungs-Organen haben, um ſie in aller ihrer Stärke fühlen zu können.

Wilhelm blieb acht Tage bey ſeinen Kindern, und **Stilling** begleitete ihn wieder bis **Meinerzhagen**, von wannen dann jeder in Frieden ſeinen Weg zog.

Einige Wochen nachher wurde **Stilling** einsmals des Morgens früh in einen Gaſthof gerufen, man ſagte ihm, es ſey ein fremder

Patient da, der ihn gern ſprechen möchte; er zog ſich alſo an, und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier ſand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde ſtreckte die Hand aus dem Bett, und ſagte mit ſchwacher und dumpfer Stimme: Herr Doctor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und ſchwach; **Stilling** fühlte und fand den Puls ſehr regelmäßig und geſund; er erklärte ſich alſo auch ſo, und erwiderte: ich finde gar nichts krankes, der Puls geht ordentlich; ſo wie er das ſagte, hing ihm **Göthe** am Hals. **Stillings** Freude war unbeſchreiblich; er führte ihn alſo fort in ſein Haus, auch **Chriſtine** war froh, dieſen Freund zu ſehen, und rüſtete ſich zum Mittags-Eſſen. Nun führte er **Göthe** hinaus auf einen Hügel, um ihm die ſchöne Ausſicht über die Stadt und das Thal hinauf zu zeigen.

Gerade zu dieſer Zeit waren die Gebrüder **Vollkraft** wieder auf Comiſſion da; ſie hatten einen Freund bey ſich, der ſich durch ſchöne Schriften ſehr berühmt gemacht hat, den aber

Stilling, wegen ſeiner ſatyriſchen und juvenaliſchen Geißel, nicht leiden mochte, er beſuchte alſo jetzt ſeine Freunde wenig, denn **Juvenal** (ſo will ich den Mann einſtweilen nennen) neckte ihn immer wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Religion. Während der Zeit, daß **Stilling** mit **Göthe** ſpazieren ging, kam der Herr Hofkammerrath **Vollkraft** zu Pferde an **Stillings** Thür geſprengt, und rief der Magd zu, ſie ſollte ihren Herrn ſagen, er ſey plötzlich nach **Rüſſelſtein** abgereiſt, weil **Göthe** dort wäre; **Chriſtine** war gerade nicht bey der Hand, um ihn von der Lage der Sache zu benachrichtigen, **Vollkraft** trabte alſo eiligſt fort. So wie **Göthe** und **Stilling** nach Haus kamen, und ihnen die Magd den Vorfall erzählte, ſo bedauerten ſie beyde den Irrthum; indeſſen wars nun nicht zu ändern.

Göthens Veranlaſſung zu dieſer Reiſe war eigentlich folgende: **Lavater** beſuchte das **Emſerbad** und von da machte er eine Reiſe nach **Mühlheim am Rhein**, um dort einen Freund zu beſuchen; **Göthe** war ihm bis **Ems** gefolgt, und um allerhand Merkwürdigkeiten und berühmte Männer zu ſehen, hatte er ihn bis **Mühlheim** begleitet; hier ließ nun **Göthe** **Lavater** zurück und machte einen Streifzug über **Rüſſelſtein** nach **Schönenthal**, um auch ſeinen alten Freund **Stilling** heimzuſuchen; zugleich aber hatte er **Lavatern** verſprochen, auf eine beſtimmte Zeit wieder nach **Mühlheim** zu kommen, und mit ihm zurück zu reiſen. Während **Göthens** Abweſenheit aber bekommt **Lavater** Veranlaſſung, auch nach **Rüſſelſtein** und von da nach **Schönenthal** zu gehen, von dem allen aber wuſte **Göthe** kein Wort. Als er daher mit **Stilling** zu Mittag gegeſſen hatte, machte er ſich mit obigem **Juvenal** zu Pferde wieder auf den Weg nach **Rüſſelſtein**, um dort **Vollkraften** anzutreffen. Kaum waren beyde fort; ſo kam **Lavater** in Begleitung **Vollkrafts**, des bekannten **Haſenkamps**, von **Duysburg**, und des höchſt merkwürdigen, frommen und gelehrten Doctor **Collenbuſchs** die Gaſſe hereingefahren. Dies wurde **Stillingen** angezeigt, er floh alſo den beyden Reutern nach und brachte ſie wieder zurück.

Lavater und ſeine Begleiter waren mitlerweile bey einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmann eingekehret; **Stilling**, **Göthe** und **Juvenal** eilten alſo auch dahin. Niemals hat ſich wol eine ſeltſamer gemiſchte Geſellſchaft beyſammen gefunden, als jetzt um den großen ovalrunden Tiſch her, der zugleich auf **Schönenthaler** Art mit Speiſen beſetzt war. Es iſt der Mühe werth, daß ich dieſe Gäſte nur aus den Groben zeichne.

Lavaters Ruf der practiſchen Gottſeeligkeit hatte unter andern einen alten **Ter Steegianer** herbeygelockt; dieſer war ein in aller Rückſicht verehrungswürdiger Mann, der nach den Grundſätzen der reinen Myſtick, unverheyrathet, äußerſt heickel in der Wahl des Umgangs, ſehr freundlich, ernſt, voll ſanfter Züge im Geſicht, ruhig im Blick, und übrigens in allen ſeinen Reden behutſam war; er wog alle ſeine Worte auf der Goldwage ab, kurz, er war ein herrlicher Mann, wenn ich nur das einzige Eigenſinnige ausnehme, das alle dergleichen Leute ſo leicht annehmen, indem ſie intolerant gegen alle ſind, die nicht ſo denken wie ſie! dieſer ehrwürdige Mann ſaß mit ſeinem runden lebhaften Geſicht, runden Stutzperücke, braunen Rock und ſchwarzen Unterkleidern oben an; mit einer Art von freundlicher Unruh ſchauete er um ſich, ſagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungs-Worte, denn er witterte Geiſter von ganz andern Geſinnungen.

Neben dieſem ſaß der **Hofkammerrath** Wolkraft, ein feiner Weltmann, wie es wenige giebt, im Reiſehabit, doch nach der Mode gekleidet; ſein lebhaftes Naturell ſprühte Funken des Witzes und ſein hoch rectificirtes philoſophiſches Gefühl, urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlſtandes, des Lichts und des Rechts.

Auf dieſen folgte ſein Bruder der Dichter: von ſeinem ganzen Daſeyn ſtrömte ſanfte gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und Menſchen, ſie mochten nun übrigens denken und glauben was ſie wollten, wenn ſie nur gut und brav waren; ſein grauer Flockenhut lag hinter ihm im Fenſter und der Körper war mit einem bunten Sommerfrack bekleidet.

Dann ſaß der Hauswirth neben dieſem; er hatte eine pechſchwarze Perücke mit einem Haarbeutel auf dem Kopfe; und einen braunen zitzenen Schlafrock an, der mit einer grünen ſeidenen Scherpe umgürtet war, ſeine große hervorragenden Augen ſtarrten unter der hohen und breiten Stirne hervor, ſein Kinn war ſpitzig, überhaupt das Geſicht dreieckigt und hager, aber voller Züge des Verſtandes, er horchte lieber, als daß er redete, und wenn er ſprach, ſo war alles vorher in ſeiner Gehirnkammer wohl abgeſchloſſen und decretirt worden; ſeiner tauben Einfalt fehlte es an Schlangenklugheit warlich nicht.

Jetzt kam nun die Reihe an **Lavater**; ſein Evangeliſten-Johannes-Geſicht riß alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an ſich, und ſein munterer gefälliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte ſich alle Anweſende, die ſich nicht durch Witz und Laune zu verſündigen glaubten, ganz zu eigen. Indeſſen waren unter der Hand ſeine phyſionomiſche Fühlhörner, denen es hier an Stof nicht fehlte, immer geſchäftig; er hatte einen geſchickten Zeichen-Meiſter bey ſich, der auch ſeine Hände nicht in den Schooß legte.

Neben **Lavater** ſaß **Haſenkamp**, ein vierzigjähriger etwas gebückter, hagerer, hectiſcher

Mann, mit einem länglichten Geſicht, merkwürdiger Phyſionomie, und überhaupt Ehrfurcht erweckenden Anſehen; jedes Wort war ein Nachdenken und Wohlgefallen erregendes Paradoxon, ſelten mit dem Syſtem übereinſtimmend; ſein Geiſt ſuchte allenthalben Luft und ängſtete ſich in ſeiner Hülle nach Wahrheit, bis er ſie bald zerſprengte und mit einem lauten Hallelujah zur Urquelle des Lichts und der Wahrheit empor flog; ſeine einzelnen Schriften machen Orthodoxe und Heterodoxe den Kopf ſchütteln, aber man muß ihn gekannt haben; er ſchritte, mit dem Perſpectiv in der Hand, beſtändig im Lande der Schatten hin und her, und ſchaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde; was Wunder, wenn die blendende Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!

Auf ihn folgte **Collenbuſch**, ein theologiſcher Arzt oder mediziniſcher Gottesgelehrter; ſein Angeſicht war ſo auffallend, wie je eins ſeyn kann — ein Geſicht, das Lavaters ganzes Syſtem erſchütterte; es enthielt nichts widriges, nichts böſes, aber auch von allem nichts, auf welches er Seelengröße baute; indeſſen ſtralte aus ſeinen durch die Kinderblattern verſtellten Zügen eine geheime ſtille Majeſtät hervor, die man nur erſt nach und nach im Umgang entdeckte; ſeine mit dem ſchwarzen und grauen Staar kämpfende Augen und ſein immer offener zwo Reihen ſchöner weiſſer Zähne zeigender Mund ſchienen die Wahrheit, Welträume weit herbey ziehen zu wollen, und ſeine höchſt gefällige einnehmende Sprache, verbunden mit einem hohen Grad der Artigkeit und Beſcheidenheit, feſſelten jedes Herz, das ſich ihm näherte.

Jetzt folgte in der Reihe mein **Juvenal**: man denke ſich ein kleines junges rundköpfigtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit ſchalkhaften hellen Augen, und immer lächelnder Miene; er ſprach nichts, ſondern beobachtete nur: ſeine ganze Atmoſphäre war Kraft der Undurchdringbarkeit, die alles zurückhielt, was ſich ihm nähern wollte.

Denn ſaß neben ihm ein junger edler **Schönenthaler** Kaufmann, ein Freund von **Stilling**, ein Mann voller Religion ohne Pietismus, glühend von Wahrheits-Hunger, ein Mann, wie es wenige giebt.

Nun folgte **Stilling**, er ſaß da, mit tiefem geheimen Kummer auf der Stirn, den jetzt die Umſtände erhellten, er ſprach hin und her, und ſuchte jedem ſein Herz zu zeigen, wie es war.

Dann ſchloſſen noch einige unbedeutende bloß die Lücke ausfüllende Geſichter den Kreiß. **Göthe** aber konnte nicht ſitzen, er tanzte um den Tiſch her, machte Geſichter und zeigte allenthalben, nach ſeiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menſchen gaudirte. Die Schönenthaler glaubten, Gott ſey bey uns! der Menſch müſſe nicht recht klug ſeyn; **Stilling** aber und andre, die ihn und ſein Weſen beſſer kannten, meinten oft für Lachen zu berſten, wenn ihm einer mit ſtarren und gleichſam bemitleidenden Augen anſah, und er dann mit großem hellem Blick ihn darnieder ſchoß.

Dieſe Scene währte ziemlich tumultuariſch, kaum eine halbe Stunde, als **Lavater**, **Haſencamp**, **Collenbuſch**, der junge Kaufmann, und **Stilling** zuſammen aufbrachen, und in der heiter ſtralenden Abendſonne das paradieſiſche Thal hinaufwanderten, um den oben berührten vortreflichen **Theodor Müller**

Dieſer Spaziergang iſt Stillingen unvergeßlich, Lavater lernte ihn und er Lavatern kennen, ſie redeten viel zuſammen und gewannen ſich lieb. Vor dem Dorfe, in welchem Müller wohnte, kehrte Stilling mit ſeinem Freunde wieder um und nach Schönenthal zurück, während der Zeit waren Göthe und Juvenal nach Rüſſelſtein verreiſt, des andern Morgens kam Lavater wieder, er beſuchte Stilling, ließ ihn für ſeine Phyſionnomik zeichnen, und reiſte dann wieder fort.

Dieſer merkwürdige Zeitpunct in Stillings Leben muſte umſtändlich berührt werden; er änderte zwar nichts in ſeinen Umſtänden, aber er legte den Grund zu allerhand wichtigen Lenkungen ſeiner künftigen Schickſale. Noch eins habe ich vergeſſen zu bemerken: Göthe nahm den Aufſatz von Stillings Lebensgeſchichte mit, um ihn zu Hauſe mit Muße leſen zu können: wir werden an ſeinem Ort finden, wie vortreflich dieſer geringſcheinende Zufall, und alſo Göthens Beſuch, von der Vorſehung benuzt worden.

Im Herbſt dieſes 1774ſten Jahres brachte ein Kaufmann aus Schönenthal einen blinden Kaufmann, Namens Bauch, von Sonneburg in Sachſen, aus der Frankfurther Meſſe mit, in der Hofnung, Stilling würde ihn curiren können. Stilling beſah ihn, ſeine Pupillen waren weit, aber doch noch etwas beweglich, der Anfang des grauen Staars war zwar da, allein der Patient war für dieſe geringe Verdunklung doch zu blind, als daß ſie blos davon herrühren konnte; er ſahe alſo wohl, daß der anfangende ſchwarze Staar die Haupt-Urſache des Uebels ſey; das alles ſagte er auch, allein ſeine Freunde riethen ihm alle, er möchte demungeachtet die Staar-Operation verſuchen, beſonders auch darum, weil der Patient doch unheilbar ſey, und alſo durch die Operation nichts verlöhre, im Gegentheil ſey es Pflicht, alles zu verſuchen. Stilling ließ ſich alſo bewegen, denn der Patient verlangte ſelbſt nach dem Verſuch, und äußerte ſich, dies letzte Mittel müſſe auch noch gewagt werden, er wurde alſo glücklich operirt und in die Cur genommen.

Dieſer Schritt war ſehr unüberlegt, und **Stilling** fand Gelegenheit genug, ihn zu bereuen, die Cur mißlung, die Augen wurden entzündet, eiterten ſtark, und das Geſicht war nicht nur unwiederbringlich verlohren, ſondern die Augen bekamen auch nun noch ein häßliches Anſehen. **Stilling** weinte in der Einſamkeit auf ſeinem Angeſicht, und betete für dieſen Mann um Hülfe zu Gott, aber er wurde nicht erhört. Dazu kamen noch andre Umſtände: **Bauch** erfuhr, daß **Stilling** bedürftig war, er fing alſo an zu glauben, er habe ihn blos operirt, um Geld zu verdienen, nun war zwar ſein Hauswirth, der Kaufmann, der ihn mitgebracht hatte, ein edler Mann und **Stillings** Freund, der ihm dieſe Zweifel auszureden ſuchte, allein es beſuchten auch andre den Patienten, die ihm Verdacht genug von **Stillings** Armuth, Mangel an Kenntniſſen, und eingeſchränktem Kopf, in die Ohren blieſen; **Bauch** reiſte alſo unglücklich, voller Verdruß und Mißtrauen in **Stillings** Redlichkeit und Kenntniſſe, nach **Frankfurth** zurück, wo ſich noch einige Wochen aufhielt, um noch andere Verſuche mit ſeinen Augen zu machen, und dann wieder nach Hauſe zu reiſen.

Während der Zeit hörte ein ſehr edler rechtſchaffener frankfurther Patrizier, der Herr Oberhofmeiſter von **Lersner**, wie glücklich der Herr Profeſſor **Sorber** zu **Marburg** von **Stilling** ſey curirt worden; nun war er ſelbſt ſeit einigen Jahren ſtaarblind, er ſchrieb alſo an **Sorbern**, um gehörige Kundſchaft einzuziehen, und er bekam die befriedigendſte Antwort: der Herr von **L..sner** ließ alſo ſeine Augen von verſchiedenen Aerzten beſehen, und als alle darin übereinſtimmten, daß er einen heilbaren grauen Staar habe, ſo übertrug er ſeinen Hausarzt, dem rechtſchaffenen und edeldenkenden Herrn Doctor **Hoffmann**, die Sache, um mit **Stillingen** darüber Briefe zu wechſeln, und ihn zu bewegen, nach **Frankfurth** zu kommen, weil er, als ein alter blinder und ſchwächlicher Mann, ſich nicht die weite Reiſe zu machen getraute; **Lersner** verſprach **Stillingen** tauſend Gulden zu zahlen, die Cur möchte gelingen, oder nicht; dieſe tauſend Gulden ſtrahlten ihm bey ſeiner kümmerlichen Verfaſſung gewaltig in die Augen, und Chriſtine, ſo unerträglich ihr auch die Abweſenheit ihres Mannes vorkam, rieth ihm doch ſehr ernſtlich, dieſe Gründung ſeines Glücks nicht zu verſäumen, auch die Friedenbergiſche Familie und alle ſeine Freunde riethen ihm dazu. Nur der einzige Theodor Müller war ganz und gar nicht damit zufrieden; er ſagte: **Freund, es wird Sie reuen und die tauſend Gulden werden Ihnen theuer zu ſtehen kommen, ich ahnde traurige Schickſale, bleiben Sie hier, wer nicht zu Ihnen kommen will, der mag wegbleiben, Leesner hat Geld und Zeit, er wird kommen, wenn er ſieht, daß Sie die Reiſe nicht machen wollen.** — Allein alle Ermahnungen halfen nicht, Stillings ehmaliger Trieb, der Vorſehung vorzulaufen, gewann auch jetzt die Ueberhand, er beſchloß alſo, nach Frankfurth zu reiſen, und ſagte daher dem Herrn von Leesner zu.

Jetzt träumte ſich nun Stilling eine glückliche Zukunft und das Ende ſeiner Leiden: mit den tauſend Gulden glaubte er die dringendſten Schulden bezahlen zu können, und dann ſahe er wol ein, daß eine glückliche Cur an einem ſolchen Manne großes Aufſehen erregen, und ihm einen gewaltigen und einträglichen Zulauf in der Nähe und Ferne zuwege bringen würde. Indeſſen ſchien **Bauch**, der ſich noch in **Frankfurth** aufhielt, die ganze Sache wieder vernichten zu wollen; denn ſobald er hörte, daß ſich **Leesner** **Stillings** Cur anvertrauen wollte, ſo warnte er ihn angelegentlich und ſetzte **Stilling**, wegen ſeiner Dürftigkeit und geringen Kenntniſſe, ſo ſehr herab, als er konnte, indeſſen half das alles nichts. **Leesner** blieb bey ſeinem Vorſatz. **Bauchs** Verfahren konnte ihm im Grunde niemand verdenken, denn er kannte **Stillingen** nicht anders, und ſeine Meinung, **Leesnern** für Unglück zu warnen, war nicht unedel.

Göthe, der ſich noch immer bey ſeinen Eltern in **Frankfurth** aufhielt, freuete ſich innig, ſeinen Freund **Stilling** auf einige Zeit bey ſich zu haben; ſeine Eltern boten ihm während ſeines Aufenthalts ihren Tiſch an, und mietheten ihm in ihrer Nachbarſchaft ein hübſches Zimmer; dann ließ auch **Göthe** eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herben zu locken. Und ſo wurde nun die ganze Sache regulirt und beſchloſſen. **Stillings** wenige Freunde freuten ſich und hoften, andre ſorgten, und die mehreſten wünſchten, daß er doch zu Schanden werden möchte.

Im Anfang des 1775ſten Jahres, in der erſten Woche des Januars, ſetzte ſich alſo **Stilling** auf ein Lehnpferd, nahm einen Bothen mit ſich, und ritt an einem Nachmittag in dem ſchrecklichen Regenwetter noch bis **Waldſtätt**, hier blieb er über Nacht, den andern Tag ſchien der Himmel eine neue Sündfluth über die Erde führen zu wollen, alle Waſſer und Bäche ſchwollen ungeheuer an, und **Stilling** gerieth mehr als einmal in die äußerſte Lebensgefahr, doch kam er glücklich nach **Meinerzhagen**, wo er übernachtete; des andern Morgens machte er ſich wieder auf den Weg; der Himmel war nun ziemlich heiter, große Wolken flogen über ſeinem Haupte hin, doch ſchoß die Sonne auch zuweilen aus ihrem Laufe milde Strahlen in ſein Angeſicht; ſonſt ruhte die ganze Natur, alle Wälder und Gebüſche waren entblättert, eisgrau, Felder und

Wieſen halb grün, Bäche rauſchten, der Sturmwind ſauſte aus Weſten, und kein einziger Vogel belebte die Scene.

Gegen Mittag kam er an ein einziges Wirthshaus, in einem ſchönen ziemlich breiten Thale, welches im **Roſenthal** genannt wird; hier ſahe er nun, als er die Höhe herab ritt, mit Erſtaunen und Schrecken, daß der ſtarke, mit einer gewölbten Brücke verſehene, Bach von einem Berg zum andern, das ganze Thal überſchwemmte; er glaubte den Rheinſtrom vor ſich zu ſehen, außer daß hie und da ein Strauch hervorguckte. **Stilling** und ſein Begleiter klagten ſich wechſelsweiſe ihren Kummer; auch hatte er ſeiner **Chriſtinen** verſprochen, von **Leindorf** aus, wo ſein Vater wohnte, zu ſchreiben, denn ſein Weg führte ihn gerade durch ſein Vaterland. Nun wuſte er, daß **Chriſtine** am beſtimmten Tage Briefe erwartete, von hier aus gabs keine Gelegenheit zu Verſendung derſelben, er muſte alſo fort, oder beſorgen, daß ſie aus Angſt Zufälle bekommen und wieder gefährlich krank werden würde.

In dieſer Verlegenheit bemerkte er, daß der Plankenzaun, welcher unter der Straße her bis an die Brücke ging, noch immer einen Schuh hoch über das Waſſer empor ragte; dies machte ihm Muth; er beſchloß alſo, ſeinen Kerl hinter ſich aufs Pferd zu nehmen und längs den Zaun auf die Brücke zuzureiten.

Im Wirthshauſe wurde Mittag gehalten; hier traf er eine Menge Fuhrleute an, welche das Fallen des Waſſers erwarteten, und ihm alle riethen, ſich nicht zu wagen; allein das half nicht; ſein raſtloſer und immer fortſtrebender Geiſt war nicht zum Warten geſtimmt, wo das Würken oder Ruhen blos auf ihn ankam, er nahm alſo den Bedienten hinter ſich aufs Pferd, ſetzte in die Fluthen und kämpfte ſich glücklich durch.

Nach ein paar Stunden war Stilling auf der Höhe, von welcher er die Gebirge und Fluren ſeines Vaterlandes vor ſich ſahe. Dort lag der hohe Kindelsberg ſüdoſtwärts vor ihm, oſtwärts, am Fuß deſſelben, ſahe er die Lichthäuſer Schornſteine rauchen, und er entdeckte bald unter denſelben, welcher ſeinem Oheim Johann Stilling zugehörte; ein ſüßer Schauer durchzitterte alle ſeine Glieder, und alle Jugend-Scenen gingen ſeiner Seele vorüber; ſie deuch-

ten

ten ihm goldne Zeiten zu ſeyn. Was hab ich denn nun errungen? dachte er bey ſich ſelbſt — nichts anders, als ein glänzendes Elend! — ich bin nun freylich ein Mann geworden, der an Ehre und Anſehen alle ſeine Vorfahren übertrift, allein was hilft mich das alles, es hängt ein ſpitziges Schwerd an einem ſeidenen Faden über meinem Haupte, es darf nur fallen, ſo verſchwindet alles, wie eine Seifenblaſe! meine Schulden werden immer größer und ich muß mich fürchten, daß meine Creditoren zugreifen, mir das Wenige, was ich habe, nehmen, mich dann nackend auf die Straße ſetzen, und dann habe ich ein zärtliches Weib, die das nicht erträgt, und zwey Kinder, die nach Brod lallen; Gott, der Gedanke war ſchrecklich! er marterte den armen **Stilling** Jahre lang unaufhörlich, ſo, daß er keinen frohen Augenblick haben konnte. Endlich ermannt er ſich wieder, ſeine große Erfahrung von Gottes Vatertreue, und dann die wichtigen Hofnungen über den Erfolg ſeiner jetzigen Reiſe, ermunterten ihn wieder, ſo daß er froh und heiter ins Dorf **Lichthauſen** hineintrabte.

Er ritte zuerſt an das Haus des Schwiegerſohns des Johann Stillings, welcher ein Gaſthhalter war, und alſo Stallung hatte; hier wurde er von ſeiner Jugendfreundin und ihrem Manne mit lautem Jubel empfangen; dann wanderte er mit zitternder Freude und klopfendem Herzen zu ſeines Oheims Haus. Das Gerücht ſeiner Ankunft war ſchon durchs ganze Dorf erſchollen, alle Fenſter ſtacken voller Köpfe, und ſo wie er die Hausthür aufmachte, ſchritten ihm die beiden Brüder Johann und Wilhelm entgegen; er umarmte einen nach dem andern, weinte an ihrem Halſe und die beyden Grauköpfe weinten auch die hellen Thränen. Geſegnet ſeyn Sie mir! fing der wahrhaft große Mann, Johann Stilling an; Geſegnet ſeyn Sie mir, lieber, lieber Herr Vetter! unſere Freude iſt überſchwenglich groß, daß wir Sie am Ziel Ihrer Wünſche ſehen; mit Ruhm ſind Sie hinaufgeſtiegen, auf die Stufe der Ehre, Sie ſind uns allen entflogen! Sie ſind der Stolz unſrer Familie u. ſ. w. Stilling antwortete weiter nichts, als: es iſt ganz und allein Gottes Werk, er hats gethan; gern hätte er noch hinzugeſetzt: und dann bin ich nicht glücklich, ich ſtehe am Rande des Abgrunds; allein er behielt ſeinen Kummer für ſich und ging ohne weitere Umſtände in die Stube.

Hier fand er nun alle Bänke und Stühle mit Nachbarn und Bauern aus dem Dorfe beſetzt, und die mehreſten ſtunden gedrängt in einander; alle hatten **Stilling** als Knabe gekannt; ſo wie er hineintrat, waren alle Kappen und Hüte unter den Armen, alles war ſtille, und jeder ſahe ihn mit Ehrfurcht an. **Stilling** ſtand und ſchauete umher; mit Thränen in den Augen, und mit gebrochener Stimme ſagte er: Willkommen, willkommen! Ihr lieben Männer und Freunde! Gott ſeegne einen jeden unter euch! — bedeckt alle eure Häupter, oder ich gehe auf der Stelle wieder hinaus; was ich bin, iſt Gottes Werk, Ihm allein die Ehre! — Nun entſtand ein Freuden-Gemurmel, alles wunderte ſich und ſeegnete ihn. Die beyden Alten, und der Doctor ſetzten ſich unter die guten Leute, und alle Augen waren auf ſein Betragen, und alle Ohren auf ſeine Worte gerichtet. Was Vater

Stillings Söhne jetzt empfanden, iſt unausſprechlich.

Wie kams doch, daß aus dem Doctor Stilling ſo viel Werks gemacht wurde, und was war die Urſache, daß man über ſeine in jedem Betracht noch mittelmäßige Erhöhung zum Doctor der Arzeneykunde ſo ſehr erſtaunte? Es gab in ſeinem Vaterlande mehrere Bauern-Söhne, die gelehrte und würdige Männer geworden waren, und doch krähete kein Hahn darnach? Wenn man die Sache in ihrer wahren Lage betrachtet, ſo war ſie ganz natürlich: Stilling war noch vor neun bis zehn Jahren Schulmeiſter unter ihnen geweſen; man hatte ihn allgemein für einen unglücklichen Menſchen, und mit unter für einen hofnungsloſen armen Jüngling angeſehen; denn war er als ein armer verlaſſener Handwerksburſche fortgereiſt, ſeine Schickſale in der Fremde hatte er ſeinem Oheim und Vater geſchrieben, das Gerüchte hatte alles natürlich bis zum Wunderbaren, und das Wunderbare bis zum Wunderwerk erhöht, und daher kams, daß man ihn als eine Seltenheit zu ſehen ſuchte. Er ſelbſt aber demüthigte ſich innig vor Gott, er kannte ſeine Lage und Umſtände beſſer, und bedauerte, daß man ſo viel aus ihm machte; indeſſen thats ihm doch auch wohl, daß man ihn hier nicht verkannte, wie das in **Schönenthal** ſein tägliches Schickſal war.

Des andern Morgens machte er ſich mit ſeinem Vater nach **Leindorf** auf den Weg. **Johann Stilling** gab ſeinem Bruder **Wilhelm** ſein eigenes Reitpferd, und er ging zu Fuß neben her, er wollte es nicht anders; vor dem Dorf erſchienen ſchon ganze Gruppen **Leindörfer** Jünglinge und Männer, die ehemals ſeine Schüler und Freunde geweſen, und ihm eine Stunde entgegen gegangen waren; ſie umgaben ſein Pferd und begleiteten ihn. Zu **Leindorf** ſtand alles vor dem Dorfe, auf der Wieſe am Waſſer, und das Willkommenrufen erſcholl ſchon von ferne. Stille und tief gebeugt und gerührt ritte er mit ſeinem Vater ins Dorf hinein, **Johann Stilling** ging jetzt wieder zurück; in ſeines Vaters Haus empfing ihn ſeine Mutter ſehr ſchüchtern, ſeine Schweſtern aber umarmten ihn mit vielen Thränen der Freude. Hier ſtrömte nun alles

zu=

zuſammen: Vater **Stillings** Töchter von Tiefenbach kamen auch mit ihren Söhnen, von allen Seiten eilten Menſchen herzu, das Haus war unten und oben voll, und den ganzen Tag, und die ganze folgende Nacht war an gar keine Ruhe zu denken. **Stilling** ließ ſich alſo von allen Seiten beſehen, er ſprach wenig, denn ſeine Empfindungen waren zu gewaltig, ſie beſtürmten immer ſein Herz, daher eilte er fort: des andern Morgens ſetzte er ſich in einem geſchloſſenen Kreyß von hundert Menſchen zu Pferde, und ritt unter dem Getöne und Geſchrey eines vielfältigen und oft wiederholten **Lebewohls**! fort; kaum war er vor dem Dorfe, ſo ſagte ihm der Bediente, daß ſein Vater ihm nachliefe; er kehrte alſo um; Ich hab ja nicht Abſchied genommen, lieber Sohn: ſagte der Alte, denn faßte er ihm ſeine linke in beyde Hände, weinte und ſtammelte: **der Allmächtige ſegne dich**!

Nun war **Stilling** wieder allein, denn ſein Begleiter ging ſeitwärts auf dem Fußpfad. Jetzt fing er laut an zu weinen, alle ſeine Empfindungen ſtrömten in Thränen aus, und machten ſeinem Herzen Luft. So wohl ihm der allgemeine Beyfall, und die Liebe ſeiner Verwandten, Freunde und Landsleute that, ſo tief bekümmerte es ihn in der Seele, daß ſich alle der Jubel blos auf einen falſchen Schein gründete. Ach ich bin ja nicht glücklich! ich bin der Mann nicht, wofür man mich hält! ich bin kein Wundermann in der Arzeneykunde! kein von Gott gemachter Arzt, denn ich curire ſelten jemand; wenns geräth, ſo iſt es Zufall! ich bin gerade einer von den alltäglichſten und ungeſchickteſten in meinem Beruf! und was iſt denn auch am Ende ſo großes aus mir geworden? — Doctor der Arzeneygelahrheit bin ich, eine graduirte Perſon — Gut! ich bin alſo ein Mann vom Mittelſtande! kein großes Licht, das Aufſehen macht, und verdiene alſo keinen ſolchen fürſtlichen Empfang! u. ſ. w.. Dies waren Stillings laute und vollkommene wahre Gedanken, die immer wie Feuerflammen aus ſeiner Bruſt hervorloderten, bis er endlich die Stadt Salen erblickte, und ſich nun beruhigte.

Stilling ſtrebte jetzt nicht mehr nach Ehre, ſein Stand war ihm vornehm genug, nur ſein Mißfallen an ſeinem Beruf, ſein Mangel und die Verachtung, in welcher er lebte, machten ihn unglücklich.

Zu **Salen** hielt ſich Doctor **Stilling** verborgen, er ſpeiſte nur zu Mittag, und ritt nach **Dillenburg**, wo er des Abends ziemlich ſpät ankam, und bey ſeinem braven rechtſchaffenen Vetter, **Johann Stillings** zweytem Sohn, der daſelbſt Bergmeiſter iſt, einkehrte. Beide waren von gleichem Alter und von Jugend auf Herzens-Freunde geweſen; wie er alſo hier empfangen wurde, das läßt ſich leicht denken. Nach einen Raſttag machte er ſich wieder auf den Weg, und reiſte über **Herborn**, **Wezlar**, **Buzbach** und **Friedberg** nach **Frankfurth**; hier kam er des Abends an, er kehrte im Götheſchen Hauſe ein und wurde mit der wärmſten Freundſchaft aufgenommen.

Des folgenden Morgens beſuchte er den Herrn von **Leesner**, er fand an ihm einen vortreflichen Greis, voll gefälliger Höflichkeit, verbunden mit einer aufgeklärten Religions-Geſinnung; ſeine Augen waren geſchickt zur Operation, ſo daß ihm **Stilling** die beſte Hofnung machen konnte; der Tag, an welchem der Staar ausgezogen werden ſollte, wurde alſo feſtgeſetzt. Jetzt machte **Stilling** noch einige wichtige Bekanntſchaften: er beſuchte den alten berühmten Doctor **Burggraf**, der in der ausgebreiteſten und glücklichſten Praxis alt, grau und gebrechlich worden war; als dieſer vortrefliche Mann **Stillingen** eine Weile beobachtet hatte, ſo ſagte er: Herr College! Sie ſind auf dem rechten Wege, ich hörte von Ihrem Ruf hierher, und ſtellte mir nun einen Mann vor, der im höchſten Modeputz mich beſuchen, und wie gewöhnlich ſich als Charlatan präſentiren würde, aber nun finde ich gerade das Gegentheil: Sie ſind beſcheiden, erſcheinen in einem modeſten Kleide, und ſind alſo ein Mann, wie der ſeyn ſoll, der denen, die unter der Ruthe des Allmächtigen ſeufzen, beyſtehen muß. Gott ſegne Sie! es freut mich, daß ich am Ende meiner Tage noch Männer finde, die alle Hofnung geben, das zu werden, was ſie ſeyn ſollen. **Stilling** ſeufzte und dachte: wollte Gott, ich wäre das, wofür mich der große Mann hält!

Dann beſuchte er den Herrn Prediger **Kraſt**; mit dieſem theuren Mann ſtimmte ſeine Seele ganz überein, und es entſtand eine

in=

innige Freundſchaft zwiſchen beyden, die auch noch nach dieſem Leben fortdauern wird.

Indeſſen rückte der Zeitpunct der Operation heran: **Stilling** machte ſie in der Stille, ohne jemand, außer ein paar Aerzten und Wundärzten, etwas zu ſagen; dieſe waren denn auch alle gegenwärtig, damit er doch ſachkundige Männer auf jedem Fall zu Zeugen haben möchte. Alles gelang nach Wunſch, der Patient ſahe und erkannte nach der Operation jedermann: Das Gerücht erſcholl durch die ganze Stadt, Freunde ſchrieben an auswärtige Freunde und **Stilling** erhielt von **Schönenthal** ſchon Glückwünſchungs-Schreiben, noch ehe er Antwort auf die ſeinigen haben konnte. Der Fürſt von **Löwenſtein-Werthheim**, die Herzogin von **Curland**, geborne Prinzeſſin von **Waldeck**, die ſich damals in Frankfurth aufhielt, alle adliche Familien daſelbſt, und überhaupt alle vornehme Leute erkundigten ſich nach dem Erfolg der Operation, und alle ließen jeden Morgen fragen, wie ſich der Patient befände.

Nie war **Stilling** zufriedener, als jetzt; er ſah, wie ſehr dieſe Cur Aufſehen machen und wie vielen Ruhm, Beyfall, Anſehen und Zulauf ſie ihm verſchaffen würde; ſchon wurde davon geredt, ihm mit dem Frankfurther-Bürgerrecht ein Präſent zu machen und ihn dadurch hinzuziehen. In dieſer Hofnung freuete ſich der gute Doctor über die maßen, denn er dachte: hier iſt mein Würkungskreys größer, die Geſinnung des Publikums weniger kleinſtädtiſch, als in **Schönenthal**; hier iſt der Zulauf von Standesperſonen und Fremden ununterbrochen und groß, du kannſt hier etwas erwerben und ſo der Mann werden, der du von Jugend auf haſt ſeyn wollen.

Gerade zu dieſer Zeit fanden ſich noch etliche blinde Perſonen ein: der erſte war der Herr Hofrath und Doctor **Hut**, Phyſikus in **Wiesbaden**, welcher in einer Nacht durch eine Verkältung an einem Auge ſtaarblind geworden war; er logirte bey ſeinem Bruder, dem Herrn Hofrath und **Conſulenten Hut**, in **Frankfurth**; **Stilling** operirte und curirte ihn glücklich; dieſer allgemein bekannte und ſehr edle, redliche Mann, ward dadurch ſein immerwährender Freund, beſonders auch darum, weil ſie einerley Geſinnungen hatten.

Der zweyte war ein jüdiſcher Rabbi in der Judengaſſe zu Frankfurth wohnhaft; er war ſchon lange an beyden Augen blind und ließ Stilling erſuchen, zu ihm zu kommen; dieſer ging hin und fand einen Greis von acht und ſechzig Jahren mit einem ſchneeweiſſen bis auf den Gürtel herabhangenden Bart. So wie er hörte, daß der Arzt da wäre, ſtolperte er vom Stuhl auf, ſtrebte ihm entgegen, und ſagte: Herr Doctor! gucke Se mer ämohl in die Aage! — dann machte er ein grinzig Geſicht, und riß beyde Augen ſperrweit auf; mitlerweile drängten ſich eine Menge Judengeſichter von allerhand Gattung herbey, und hier und da erſcholl eine Stimme: horcht —! was wird er ſagä! Stilling beſahe die Augen und erklärte, daß er ihn nächſt Gott würde helfen können.

Gotts Wunner (von allen Seiten) der Herr ſoll hunnert Jahr läwä!

Nun fing der Rabbi an: Pſcht — horchen Sie ämohl, Herr Doctor! aber nur a Aag! — nur ahns! — denn wenns nu nicht gerieth — nur ahns.

Gut! antwortete Stilling, ich komme übermorgen; alſo nur eins.

Des andern Tages operirte Stilling im Juden-Hoſpital eine arme Frau, und den folgenden Morgen den Rabbi. An dieſem Tage wurde er einsmals in des Herrn von Leesners Wohnung, herab an die Hausthüre gerufen, hier fand er einen armen Betteljuden von etwa ſechzig Jahren, er war an beyden Augen ſtockblind und ſuchte alſo Hülfe, ſein Sohn, ein feiner Jüngling von ſechzehn Jahren, führte ihn. Dieſer arme Mann weinte, und ſagte: Ach, lieber Herr Doctor! ich und meine Frau haben zehn lebendige Kinder, ich war ein fleißiger Mann, hab über Land und Sand gelaufen, und ſie ehrlich ernährt; aber nun lieber Gott! ich bettle und alles bettelt, und Sie wiſſen wol, wie das mit uns Juden iſt. Stilling wurde innig gerührt; mit Thränen in den Augen ergrif er ſeine beyde Hände, drückte ſie und ſagte: Mit Gott, ſollt ihr euer Geſicht wieder haben! der Jude und ſein Sohn weinten laut, ſie wollten auf die Knie fallen, allein Stilling litte das nicht und fuhr fort: wo wollt ihr Quartier und

Aufenthalt bekommen? ich nehme nichts von euch: aber ihr müßt doch vierzehn Tage hier bleiben. — Ja lieber Gott! antwortete er, das wird Noth haben, es wohnen ſo viel reiche Juden hier, aber ſie nehmen keinen Fremden auf. Stilling verſetzte: kommt morgen um neun Uhr ins Juden-Spital, dort will ich mit den Vorſtehern ſprechen.

Dies geſchah: denn als Stilling dort die arme Frau verband, ſo kam der Blinde mit ſeinem Sohn heran geſtiegen, die ganze Stube war voller Juden, vornehme und geringe durcheinander. Hier trug nun der arme Blinde ſeine Noth kläglich vor, allein er fand kein Gehör, dies hartherzige Volk hatte kein Gefühl für das große Elend ſeines Bruders. Stilling ſchwieg ſo lange ſtill, bis er merkte, daß Bitten und Flehen nicht half: jetzt aber fing er an ernſtlich zu reden, er verwieß ihnen ihre Unbarmherzigkeit derb, und bezeugte vor dem lebendigen Gott, daß er den Rabbi und die gegenwärtige Patientin auf der Stelle verlaſſen, und keine Hand mehr an ſie legen würde, bis der arme Mann auf vierzehn Tage ordentlich und bequem einlogiret wäre, und den gehörigen Unterhalt hätte. Das wirkte; denn in weniger als zwey Stunden hatte der arme Jude in einem Wirthshauſe, nahe an der Judengaſſe, alles, was er brauchte.

Nun beſuchte ihn Stilling, der Jude war zwar vergnügt, allein er bezeigte eine ſehr ungewöhnliche Angſt für die Operation, ſo daß Stilling fürchtete, ſie möchte unglückliche Folgen für die Cur haben; er nahm daher andere Maaßregeln und ſagte: hört! ich will die Operation noch ein paar Tage aufſchieben, Morgen aber muß ich die Augen etwas reiben und aufklären, das thut man nicht weh, hernach wollen wir ſehen, wie wirs machen: damit war der gute Mann ſehr zufrieden.

Des folgenden Morgens nahm er alſo den Wundarzt und einige Freunde mit, der Jude war gutes Muths, ſetzte ſich und ſperrte die Augen weit auf; Stilling nahm das Meſſer und operirte ihm ein Auge, ſo wie die Staarlinſe heraus war, rief der Jude: **ich glaab der Herr hat mich keopperirt? — O Gott! ich ſeh, ich ſeh alles! — Joel! Joel!** (ſo hieß ſein Sohn) **geh küß äm de Füß — kuß äm de Füß!** — Joel ſchrie laut, fiel nieder und wollte küſſen, allein es wurde nicht gelitten.

Na! Na! fuhr der Jude fort: ich wollt ich hätt Millionen Aage, vor ä halb Koppſtück ließ ich mir immer ahns apperire. Kurz, der Jude wurde vollkommen ſehend, und als er wegreiſte, lief er mit ausgereckten Armen durch die Fahrgaſſe und über die Sachſenhäuſer-Brücke hin, und rief unaufhörlich: O Ihr Leut, dankt Gott für mich, ich war blind und bin ſehend geworden! Gott laß den Doctor lange leben, damit er noch vielen Blinden helfen könne! Stilling operirte, außer dem Herrn von Leesner, noch ſieben Perſonen, und alle wurden ſehend, indeſſen konnte ihm keiner etwas zahlen, als der Herr Doctor Hut, der ihm ſeine Mühe reichlich belohnte.

Aber nun fing auf einmal Stillings ſchrecklichſte Lebens-Periode an, die über ſieben Jahr ununterbrochen fortgedauert hat; der Herr von Leesner wurde, aller Mühe ungeachtet, nicht ſehend; ſeine Augen fingen an ſich zu entzünden und zu eitern, mehrere Aerzte unterſtützten ihn, aber es half alles nichts.

Schmerzen und Furcht für unheilbarer Blindheit ſchlugen alle Hofnung darnieder.

Jetzt glaubte Stilling, er müßte vergehen, er rung mit Gott um Hülfe, aber alles vergebens, alle freundliche Geſichter verſchwanden, alles zog ſich zurück und Stilling blieb in ſeinem Jammer allein; Freund Göthe und ſeine Eltern ſuchten ihn aufzurichten; allein das half nicht, er ſah nun weiter nichts als eine ſchreckliche Zukunft; Mitleiden ſeiner Freunde, das ihn nichts half, und dagegen Spott und Verachtung in Menge, wodurch ihn ferner alle Praxis würde erſchwert werden. Jetzt fing er an zu zweifeln, daß ihn Gott zur Medizin berufen habe; er fürchtete, er habe denn doch vielleicht ſeinem eigenen Triebe gefolgt und werde ſich nun lebenslang mit einem Beruf ſchleppen müſſen, der ihm äuſſerſt zuwider ſey; nun trat ihm ſeine dürftige Verfaſſung wieder lebhaft vor die Seele; er zitterte, und blos ein geheimes Vertrauen auf Gottes väterliche Vorſorge, daß er kaum ſelbſt bemerkte; erhielt ihn, daß er nicht ganz zu Grunde ging.

Als er einsmals bey dem Herrn von Leesner ſaß und ſich mit Thränen über die mißlungene Cur beklagte, fing der edle Mann an: geben Sie ſich zufrieden, lieber Doctor! es war mir gut, darum auch Gottes Wille, daß ich blind bleiben muſte, aber ich ſollte die Sache unternehmen und ihnen tauſend Gulden zahlen, damit den übrigen Armen geholfen würde. Die tauſend Gulden empfing auch Stilling richtig, er nahm ſie mit Schwermuth an und reiſte nach einem Aufenthalt von acht Wochen wieder nach Schönenthal zurück, Hier war nun alles ſtill, alle ſeine Freunde bedauerten ihn, und vermieden ſehr, von der Sache zu reden. Der liebe Theodor Müller, der ihm ſo treu gerathen hatte, war zu ſeinem groſſen Kummer während der Zeit in die Ewigkeit gegangen; der gemeine Haufen aber, vornehmer und geringer Pöbel, ſpotteten ohne Ende; das wuſt ich wohl, hieß es, der Menſch hat ja nichts gelernt, und doch will er immer oben naus, es iſt dem Windbeutel ganz recht, daß er ſo auf die Naſe fällt u. ſ. w.

Wenn nun auch Stilling ſich über das alles hätte hinausſetzen wollen, ſo half es doch mitwürken, daß er nun keinen Zulauf mehr hatte; die Häuſer, welche er ſonſt bediente, hatten während ſeiner Abweſenheit andre Aerzte angenommen, und niemand bezeugte Luſt, ſich wieder zu ihm zu wenden; mit einem Worte: Stillings Praxis wurde ſehr klein, man fing an ihn zu vergeſſen, ſeine Schulden wuchſen, denn die tauſend Gulden reichten zu ihrer Tilgung nicht zu, folglich wurde ſein Jammer unermeßlich! er verbarg ihn zwar vor aller Welt, ſo viel er konnte, deſto ſchwerer wurde er ihm aber zu tragen; ſogar die Friedenbergiſche Familie fing an kalt zu werden; denn ſein eigener Schwiegervater begann zu glauben, er müſſe wol kein guter Haushalter ſeyn; er muſte manche ernſtliche Ermahnung hören, und öfters wurde ihm zu Gemüthe geführet, daß das Capital von funfzehn hundert Thalern, womit er ſtudirt, Inſtrumente und die nöthigen Bücher nebſt dem dringendſten Hausrath angeſchaft, und wofür Herr Friedenberg Bürge geworden war, nun bald bezahlt werden müſte; dazu wuſte aber Stilling

ling nicht den entfernteſten Weg; es kränkte ihn tief in der Seele, daß der edle Mann, der ihm ſein Kind gab, als noch kein Beruf, vielweniger Brod da war, der mit ihm blindlings auf die Vorſehung getraut hatte, nun auch zu wanken anfing. **Chriſtine** empfand dieſe Veränderung ihres Vaters hoch, und begann daher einen Heldenmuth zu faſſen, der alles übertraf; das war aber auch nöthig, ohne dieſe ungewöhnliche Stärke hätte ſie, als ein ſchwaches Weib, unterliegen müſſen.

Dieſer ganz verzweifelten Lage ungeachtet, fehlte es doch nie am Nöthigen, nie hatte **Stilling** Vorrath, aber wenns da ſeyn muſte, ſo war es da; dies ſtärkte nun ihrer beyder Glauben, ſo, daß ſie doch das Leiden aushalten konnten.

Im Frühjahr 1775 gebar **Chriſtine** wieder einen Sohn, der aber nach vier Wochen ſtarb; ſie litte in dieſem Kindbett auſſerordentlich; an einem Morgen ſahe ſie **Stilling** in einem tauben Hinbrüten da liegen, er erſchrack und fragte ſie, was ihr fehle? ſie antwortete, ich bin den Umſtänden nach geſund, aber ich habe einen erſchrecklichen innern Kampf, laß mich in Ruhe, bis ich ausgekämpft habe; mit der größten Sorge erwartete er die Zeit der Aufklärung über dieſen Punct. Nach zweyen traurigen Tagen rief ſie ihn zu ſich, ſie fiel ihm um den Hals und ſagte: Lieber Mann! ich hab nun überwunden, jetzt will ich dir alles ſagen: Siehe! ich kann keine Kinder mehr gebären, du als Arzt wirſt es einſehen; indeſſen biſt du ein geſunder junger Mann; ich habe alſo die zween Tage mit Gott und mit mir ſelbſt um meine Auflöſung gekämpft, und ihn ſehnlich gebeten, er möchte mich doch zu ſich nehmen, damit du wieder eine Frau heirathen könneſt, die ſich beſſer für dich ſchickt, wie ich. Dieſer Auftritt ging ihm durch die Seele: Nein, liebes Weib! fing er an, indem er ſie an ſein klopfendes Herz drückte, darüber ſollſt du nicht kämpfen, viel weniger um deinen Tod beten, lebe und ſey nur ganz getroſt! — von dieſer Sache läßt ſich kein Wort mehr ſagen. Chriſtine bekam von nun an keine Kinder mehr.

Den folgenden Sommer erhielt Stilling einen Brief von ſeinem Freunde, dem Herrn Do-

Doctor Hofmann in Frankfurth, worin ihm im Vertrauen entdeckt wurde, daß der Herr von Leesner ſeine unheilbare Blindheit ſehr hoch empfände und über ſeinen Augen-Arzt zuweilen Mißtrauen äußerte; da er nun ſo fürſtlich bezahlt worden, ſo möchte er ſeinen guten Ruf noch dadurch die Crone aufſetzen, daß er auf ſeine eigene Koſten den Herrn von Leesner noch einmal beſuchte, um noch alles mögliche zu verſuchen; indeſſen wollte er, Hofmann, dieſe Reiſe abermals in die Zeitung ſetzen laſſen, vielleicht würde ihm der Aufwand reichlich vergolten. Stilling fühlte das Edle in dieſem Plan ganz, wenn er ihn ausführen würde, ſelbſt Chriſtine rieth ihm zu reiſen, aber auch ſonſt niemand, jedermann war gegen dieſes Unternehmen; allein jetzt folgte er blos ſeiner Empfindung des Rechts und der Billigkeit; er fand auch einen Freund, der ihm hundert Thaler zu der Reiſe vorſtreckte, und ſo reiſte er mit der Poſt abermal nach Frankfurth, wo er wieder bey Göthe einkehrte.

Der Herr von Leesner wurde durch dieſen unvermutheten Beſuch äußerſt gerührt, und er that die erwünſchte Würkung, auch fanden ſich wieder verſchiedene Staarpatienten ein, die Stilling alle operirte; einige wurden ſehend, einige nicht, keiner aber war im Stande, ihm ſeine Koſten zu vergüten, daher ſetzte ihn dieſe Reiſe um hundert Thaler tiefer in Schulden; auch jetzt hielt er ſich wieder acht traurige Wochen in Frankfurth auf.

Während der Zeit beging Stilling eine Unvorſichtigkeit, die ihn oft gereuet und ihm viel Verdruß gemacht hat; er fand nämlich bey einem Freunde das Leben und die Meinungen des Magiſter Sebaldus Nothankers liegen, er nahm das Buch mit, und las es durch; die bittere Satyre, das Lächerlichmachen der Pietiſten, und ſogar wahrhaft frommer Männer, ging ihm durch die Seele; ob er gleich ſelbſt nicht mit den Pietiſten zufrieden war, auch vieles von ihnen dulden muſte, ſo konnte er doch keinen Spott über ſie ertragen, denn er glaubte, Fehler in der Religion müſten beweint, beklagt, aber nicht lächerlich gemacht werden, weil dadurch die Religion ſelbſt zum Spott würde. Dies Urtheil war gewiß ganz richtig, allein der Schritt, den jetzt Stilling wagte, war nicht weniger übereilt. Er ſchrieb nämlich in einem Feuer: die Schleuder eines Hirten Knaben gegen den hohnſprechenden Philiſter, den Verfaſſer des Sebald Nothankers, und ohne die Handſchrift nur einmal wieder kaltblütig durchzugehen, gab ers ſiedwarm in die Eichenbergiſche Buchhandlung. Sein Freund Kraft widerrieth ihm den Druck ſehr, allein es half nicht, es wurde gedruckt.

Kaum war er wieder in Schönenthal, ſo fing ihn der Schritt an zu reuen, er überlegte nun, was er gethan, und welche wichtige Feinde er ſich dadurch auf den Hals gezogen hätte; zudem hatte er in der Schleuder ſeine Grundſätze nicht genug entwickelt, er fürchtete alſo, das Publikum möchte ihn für dummorthodox halten, er ſchrieb alſo ein Tractätchen unter dem Titel: die große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens: dieſes wurde auch in dem nämlichen Verlag gedruckt. Während dieſer Zeit fand ſich ein Vertheidiger des Sebald Nothankers; ein gewiſſer niederländiſcher Kaufmann ſchrieb gegen die Schleuder; dies veranlaßte Stillingen abermal, die Feder zu ergreifen und die **Theodicee des Hirten-Knaben zur Berichtigung und Vertheidigung der Schleuder deſſelben** herauszugeben; in dieſem Werk verfuhr er ſanft, er bat den Verfaſſer des **Nothankers** wegen ſeiner Heftigkeit um Vergebung, ohne jedoch das geringſte von ſeinen Grundſätzen zu widerrufen; dann ſuchte er ſeinem Gegner, dem niederländiſchen Kaufmann, richtige Begriffe von ſeiner Denkungsart beyzubringen, und vermied dabey alle Bitterkeit, ſo viel als ihm möglich war. Außer noch einigen kleinen Neckereyen, die weiter keine Folgen hatten, ging nun die ganze Sache damit zu Ende.

Um dieſe Zeit entſtunden zu **Schönenthal** zwo Anſtalten an welchen **Stilling** vielen Antheil hatte: verſchiedene edle und aufgeklärte Männer errichteten eine geſchloſſene Geſellſchaft, die ſich Mittwochs Abends zu dem Ende verſammelte, um ſich durch Leſen nützlicher Schriften und Unterredung über mancherley Materien wechſelſeitig zu vervollkommnen. Wer Luſt und Kraft hatte, konnte auch Abhandlungen vorleſen. Vermittelſt feſtgeſetzter Beyträge wurde allmählich eine Bibliothek von auserleſnen Büchern geſammelt, und die ganze Anſtalt gemeinnützig gemacht, ſie blüht und beſteht noch, und iſt ſeit der Zeit noch weit blühender und zahlreicher geworden.

Hier hatte nun **Stilling**, der, nebſt ſeinen beſtändigen Freunden **Trooſt** und **Dinckler**, eins der erſten Mitglieder war, Gelegenheit, ſein Talent zu zeigen, und ſich den Auserleſenſten ſeiner Mitbürger beſſer bekannt zu machen: er legte **Eulers** Briefe an eine deutſche Prinzeſſin zum Grunde, und las in der Verſammlung der geſchloſſenen Geſellſchaft ein Collegium über die Phyſik; dadurch empfahl er ſich nun ungemein; alle Mitglieder gewannen ihn lieb, und unterſtützten ihn auf allerley Weiſe; freylich wurden ſeine Schulden dadurch nicht vermindert, im Gegentheil: der Mangel an Praxis vergrößerte ſie von einem Tag zum andern, allein ſie wären doch noch größer geworden, wenn ſich **Stilling** alles hätte anſchaffen ſollen, was ihm von dieſen braven Männern geſchenkt wurde.

Die zweyte Anſtalt betraf einen mineraliſchen Brunnen, welcher in der Nähe von Schönenthal entdeckt wurde. **Dinckler**, **Trooſt** und Stilling betrieben die Sache und letzterer wurde von der Obrigkeit zum Brunnen-Arzt verordnet, er bekam zwar kein Gehalt, allein ſeine Praxis wurde doch um etwas vermehrt, obgleich nicht in der Maas, daß er ſich ordentlich hätte durchbringen, geſchweige Schulden bezahlen können.

Dieſe beyden Verbindungen brachte die Pietiſten noch mehr gegen ihn auf! ſie ſahen, daß er ſich immer mehr mit Weltmenſchen einließ, und des Räſonnirens und Läſterns war daher kein Ende. Es iſt zu beklagen, daß dieſe ſonſt wahrhaft gute Menſchen-Claſſe die große Lehre Jeſu, den ſie doch ſonſt ſo hoch verehren: **Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet,** ſo wenig beobachten: alle ihre Vorzüge werden dadurch vernichtet und ihr Urtheil an jenem Tage wird, ſo wie das Urtheil der Phariſäer, ſehr ſchwer ſeyn, ich nehme hier feyerlich die Edlen und Rechtſchaffenen, dies Salz der Erde, unter ihnen aus, ſie verdienen Ehrfurcht, Liebe und Schonung, und mein Ende ſey wie ihr Ende.

Im Frühling des 1776ſten Jahres muſte Stilling eine andere Wohnung beziehen, weil ſein bisheriger Hausherr die ſeinige ſelbſt brauchen wollte; Herr Trooſt ſuchte ihm alſo eine und fand ſie; ſie lag am untern Ende der Stadt, am Wege nach Rüſſelſtein, an einer Menge von Gärten; ſie war paradieſiſch ſchön und bequem. Stilling miethete ſie, und rüſtete ſich zum Aus- und Einzug. Nun ſtand ihm aber eine erſchreckliche Probe im Wege; bisher hatte er die ſiebzig Reichsthaler Hausmiethe jährlich richtig bezahlen können, aber jetzt war kein Heller dazu vorräthig, und doch durfte er nach dem Geſetz nicht eher ausziehen, bis er ſie richtig abgetragen hatte. Der Mangel an Credit und Geld machte ihn auch blöde, ſeinen Hausherrn um Geduld anzuſprechen, indeſſen war doch kein ander Mittel; beladen mit dem äußerſten Kummer, ging er alſo hin, ſein Hausherr war ein braver redlicher Kaufmann, aber ſtrenge und genau, er ſprach ihn an, ihm noch eine kleine Zeit zu borgen; der Kaufmann bedachte ſich ein wenig und ſagte: ziehen Sie in Gottes Namen, aber mit dem Beding, daß Sie in vierzehn Tagen bezahlen. Stilling verſprach, in feſtem Vertrauen auf Gott, nach Verlauf dieſer

Zeit alles zu berichtigen, und zog nun in ſeine neue Wohnung; die Heiterkeit dieſes Hauſes, die Ausſicht in Gottes freie Natur, die bequeme Einrichtung, kurz: alle Umſtände trugen zur Erleichterung des tiefen Kummers freylich vieles bey, allein die Sache ſelbſt wurde doch nicht gehoben und der nagende Wurm blieb.

Das Ende der vierzehn Tage rückte heran, und es zeigte ſich nicht der geringſte Anſchein, woher die ſiebzig Thaler genommen werden ſollten. Jetzt ging dem armen Stilling wieder das Waſſer an die Seele; oft lief er auf ſeine Schlafkammer, fiel auf ſein Angeſicht, weinte und flehte zu Gott um Hülfe, und wenn ihn ſein Beruf fort rief, ſo nahm Chriſtine ſeine Stelle ein, ſie weinte laut und betete mit einer Inbrunſt des Geiſtes, daß es einen Stein hätte bewegen ſollen, allein es zeigte ſich keine Spur, an ſo viel Geld zu kommen; endlich brach der furchtbare Freytag an, beyde beteten den ganzen Morgen während ihren Geſchäften unaufhörlich, und die ſtechende Herzens-Angſt trieb ohne Unterlaß feurige Seufzer empor.

Um zehn Uhr trat der Briefträger zur Thür herein; in einer Hand hielt er das Quittungs-

Büchelchen, und in der andern einen ſchwer beladenen Brief. Voller Ahndung nahm ihn Stilling an, es war Göthens Hand und ſeitwärts ſtand: beſchwert mit hundert und funfzehn Reichsthaler in Golde. Mit Erſtaunen brach er den Brief auf, las — und fand, daß Freund Göthe, ohne ſein Wiſſen, den Anfang ſeiner Geſchichte unter dem Titel: Stillings Jugend, hatte drucken laſſen, und hier war das Honorarium. — Geſchwind quittirte Stilling den Empfang, um den Briefträger nur fort zu bringen; jetzt fielen ſich beyde Eheleute um den Hals, weinten laut und lobten Gott. Göthe hatte, während Stillings letzten Reiſe nach Frankfurth, den bekannten Ruf nach Weymar bekommen, und dort hatte er Stillings Geſchichte zum Druck befördert.

Was dieſe ſichtbare Darzwiſchenkunft der hohen Vorſehung für gewaltige Würkung auf Stillings und ſeiner Gattin Herzen machte, das iſt nicht zu ſagen; ſie faßten den unerſchütterlich feſten Entſchluß, nie mehr zu wanken und zu zweifeln; ſondern alle Leiden mit Gedult zu ertragen, auch ſahen ſie im

Licht der Wahrheit ein, daß ſie der Vater der Menſchen an der Hand leite, daß alſo ihr Weg und Gang vor Gott recht ſey, und daß er ſie zu höhern Zwecken durch ſolche Prüfungen vorbereiten wolle. O wie matt und wie eckel werden einem, der ſo vielfältige Erfahrungen von dieſer Art hat, die Sophiſtereyen der Philoſophen, wenn ſie ſagen: Gott bekümmere ſich nicht um das Einzelne, ſonder blos ums Ganze, er habe den Plan der Welt feſtgeſetzt, mit Beten ließ ſich alſo nichts ändern. — O ihr Tüncher mit loſem Kalk! — wie ſehr ſchimmert der alte Greuel durch! — Jeſus Chriſtus iſt Welt-Regent, Stilling rief ihn hundertmal an, und er half, — er führte ihn den dunkeln gefährlichen Felſenweg hinan, und — doch ich will mir nicht ſelbſt vorlaufen. Was helfen da Sophiſten-Spinnen Gewebe von logiſch richtigen Schlüſſen, wo eine Erfahrung der andern auf den Fuß nachfolgt? Es werden im Verfolg dieſer Geſchichte noch treffendere Beweiſe erſcheinen. Stillings Freundſchaft mit Göthe, und der Beſuch dieſes letztern zu Schönenthal, wurde von denen, die Auserwählte Gottes ſeyn wollen, ſo ſehr verläſtert; man ſchauderte für ihn als einen Freygeiſt, und ſchmähte Stillingen, daß er Umgang mit ihm hätte, und doch war die Sache Plan und Anſtalt der ewigen Liebe, um ihren Zögling zu prüfen, von ihrer Treue zu überzeugen, und ihn ferner auszubilden. Indeſſen war keiner von denen, die da läſterten, fühlbar genug, um Stillingen nur mit einem Heller zu unterſtützen; ſogenannte Weltmenſchen waren am öfterſten die geſegneteſten Werkzeuge Gottes, wenn er Stillingen helfen und belehren wollte.

Ich habs hundertmal geſagt und geſchrieben, und kanns nicht müde werden, zu wiederholen: Wer ein wahrer Knecht Gottes ſeyn will, der ſondre ſich nicht von den Menſchen ab, ſondern blos von der Sünde; er ſchließe ſich nicht an eine beſondere Geſellſchaft an, die ſichs zum Zweck gemacht hat, Gott beſſer zu dienen als andere; denn in dem Bewußtſein dieſes beſſer dienens wird ſie allmälig ſtolz, bekommt einen gemeinen Geiſt, der ſich auszeichnet, Heuchler zu ſeyn ſcheint, und auch manchmal Heuchler, und alſo dem reinen und heiligen Gott ein Greuel iſt. Ich habe viele ſolcher Geſellſchaften gekannt, und noch immer zertrümmerten ſie mit Spott; und der Religion zur Schmach. Jüngling, willſt du den wahren Weg gehen, ſo zeichne dich durch nichts aus, als durch ein reines Leben und edle Handlungen; bekenne Jeſum Chriſtum durch eine treue Nachfolge ſeiner Lehre und ſeines Lebens, und ſprich nur von ihm, wo es Noth thut und frommet; dann aber ſchäme dich auch ſeiner nicht. Traue ihm in jeder Lage deiner Schickſale, und bete zu ihm mit Zuverſicht, er wird dich gewiß zum erhabenen Ziel führen.

In dieſen Jahren hatte ein großer thätiger und gewaltig würkender Geiſt, der Herr Rath **Eiſenhart**, zu **Manheim**, in der uralten Stadt **Rittersburg**, in **Auſtraſien**, eine ſtaatswirthſchaftliche Geſellſchaft errichtet; ſie beſtand aus verſchiedenen Gelehrten und verſtändigen Männern, die ſich zu dem Zweck vereinigten Landwirthſchaft, Fabriken und Handlung empor zu bringen, und dadurch das Volk, folglich auch den Regenten, zu beglücken. Dies vortrefliche Inſtitut hatte auch der Churfürſt in Schutz genommen, geſtiftet und mit einigen Revenüen verſehen, um deſto zweckmäßiger würken zu können. Nun hatte aber dieſe Geſellſchaft eine Siamois-Fabrike angefangen. **Eiſenhart** kannte **Stilling**, denn dieſer hatte ihn bey ſeiner Durchreiſe von **Strasburg** nach **Schönenthal** beſucht; da nun jene Fabrike an letzterm Orte in außerordentlichem Flor iſt, ſo ſchrieb **Eiſenhart** an ihn und erſuchte ihn, ſich nach allerhand Handgriffen und Vortheilen, wodurch die Fabrike vervollkommt werden könnte, zu erkundigen, und ihn über die Sache zu belehren.

So wohl auch **Stillingen** jenes Inſtitut gefiel, und ſo ſehr er ſich darüber freuete, ſo gefährlich ſchien ihm doch der Auftrag, ſich als Spion gebrauchen zu laſſen: denn er befürchtete mit Grunde, die **Schönenthaler** möchten endlich die Sache erfahren, und dann würde ſein Unglück vollends gränzenlos werden: damit er aber doch zeigte, wie ſehr er der vortreflichen Anſtalt zugethan ſey, ſo ſchrieb er an Herrn **Eiſenhart** ſehr freundſchaftlich, und ſtellte ihm die Gefahr vor, in welche er ſich durch einen ſolchen Schritt ſtürzen würde; zugleich aber fragte er an, ob er nicht dem Inſtitut durch allerhand nützliche Abhandlungen dienen könnte? — denn er habe in ſtaatswirthſchaftlichen Sachen und Gewerken practiſche Erfahrungen geſammelt. Eiſenhart ſchrieb ihm bald wieder, und verſicherte ihn, daß dergleichen Abhandlungen ſehr willkommen ſeyn würden. Stilling gab ſich alſo ans Werk und arbeitete eine Schrift nach der andern aus, und ſchickte ſie dem Herrn Director Eiſenhart zu, der ſie dann in den Verſammlungen zu Rittersburg vorleſen ließ.

Stillings Arbeiten hatten einen ganz unerwarteten Beyfall, und er wurde bald mit dem Patent, als auswärtiges Mitglied der Churfälziſchen ſtaatswirthſchaftlichen Geſellſchaft, beehrt. Dieſes freuete ihn ungemein, denn ob ihm gleich die ganze Verbindung, ſamt der Ehre, die er dadurch genoß, nichts eintrug, ſo empfand er doch eine wahre Freude an Beſchäftigungen von der Art, die ſo ganz unmittelbar zum höchſten Wohl der Menſchheit abzielten.

Stilling hatte von ſeiner gedruckten Lebensgeſchichte, und von ſeinen Abhandlungen, Ehre; er fing nun an, als ein nicht ſo ganz unbeliebter Schriftſteller bekannt zu werden; er ſetzte alſo ſeine Lebensgeſchichte fort, bis auf ſeine Niederlaſſung in Schönenthal; dies Schreiben trug ihm auch etwas ein, und erleichterte alſo ſeine häusliche Verfaſſung, allein die Schulden blieben immer, und wurden nur im geringeren Maas vergrößert. Wer kann ſichs aber vorſtellen, daß ihm dieſes Werk, bey den Schönenthalern den Verdacht der Freygeiſterey zuzog? — es iſt unbegreiflich, aber gewiß wahr; man nannte ihn einen Romanhelden und Phantaſten, man wollte Grundſätze finden, die dem Syſtem der reformirten Kirche ſchnurgrade widerſprächen, und man erklärte ihn für einen Mann, der keine Religion habe. — Dieſen Verdacht auszulöſchen ſchrieb er die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, allein das half wenig oder gar nichts, er blieb verachtet, und ein immerwährender Gegenſtand der Läſterung, die im Herbſt des 1777ſten Jahres auf den höchſten Gipfel der Bosheit ſtieg: Stilling fing nämlich auf einmal an zu bemerken, daß man ihn, wenn er über die Gaſſe ging, mit ſtarren Augen anſah, und eine Weile beobachtete; wo er herging, da lief man an die Fenſter, ſchauete ihn begierig an, und lispelte ſich zu: Siehe, da geht er! — du großer Gott: u. ſ. w. — Dies Betragen von allen Seiten war ihm unbegreiflich, und erſchütterte ihn durch Mark und Bein; wenn er mit jemand ſprach, ſo merkte er, wie ihn bald einer mit Aufmerkſamkeit betrachtete, bald ein anderer ſich mit Wehmuth wegwandte; er ging alſo nur ſelten aus, trauerte in der Stille tief, und er kam ſich vor, wie ein Geſpenſt, vor dem ſich die Menſchen fürchten, und ihm ausweichen. Dieſe neue Art des Leidens kann ſich niemand vorſtellen, ſie iſt zu ſonderbar, aber auch ſo unerträglich, daß ganze vorzügliche Kräfte nöthig ſind, ſie zu ertragen. Nun bemerkte er auch, daß faſt gar keine Patienten mehr zu ihm kamen, und daß es alſo ſchien, als wenn es nun vollends gar aus wäre. Dieſer ſchreckliche Zuſtand währte vierzehn Tage.

Endlich an einem Nachmittag trat ſein Hausherr zur Thüre herein, dieſer ſtellte ſich hin, ſahe dem Doctor Stilling mit ſtarren bethränten Augen an und ſagte: Herr Doctor! nehmen Sie mir nicht übel, meine Liebe zu Ihnen dringt mich, Ihnen etwas zu entdecken: denken Sie, das Gerücht läuft in ganz Schönenthal herum, Sie ſeyn am Sonnabend vierzehn Tage, des Abends auf einmal unſinnig worden, man merke es Ihnen zwar nicht an, aber Sie hätten völlig den Verſtand verlohren, daher hat man auch alle Patienten für Ihnen gewarnet; ſagen Sie mir doch einmal, wie iſt Ihnen denn? ich hab genau auf Sie acht gegeben und ich habe nichts gemerkt.

Chriſtine verhüllte ihr Angeſicht in ihre Schürze, heulte laut und lief fort; Stilling aber ſtand und ſtaunte; Wehmuth, Aerger und unzählbare Empfindungen von allerhand Art ſtürmten ſo gewaltſam aus dem Herzen gegen das Haupt zu, daß er wohl unſinnig hätte werden können, wenn nicht die Miſchung ſeiner Säfte, und ſeine innere Organiſatien ſo auſſerordentlich regelmäßig geweſen wäre.

Mit einem unbeſchreiblichen, aus dem höchſtlächerlichen und höchſttraurigen zuſammengeſetzten Affect, ſtrömte er Thränen aus den Augen, und Empfindungen aus der Seele, und ſagte: ſolche Bosheit hat doch wol noch nie ein Adramelech ausgeſonnen — teufliſch! — ſataniſchklüger konnte mans nicht anfangen, nur vollends alle Nahrung zu entziehen — aber Gott mein Rächer und mein Verſorger lebt noch, er wird mich nicht ewig in dieſer Hölle ſchmachten laſſen — er wird mich retten und verſorgen. Wie es um meinen Verſtand ausſieht, darüber geb ich niemand Rechenſchaft, man beobachte mich und meine Handlungen, ſo wird ſichs zeigen. Die ganze Sache iſt ſo auſſerordentlich, ſo unmenſchlich boshaft, daß ſich nichts weiter davon ſagen läßt. Nehmen Sie mirs nur nicht übel, lieber Herr Doctor! fuhr ſein Hausherr fort, die Liebe zu Ihnen, drung mich dazu. Nein! verſetzte Stilling, ich danke Ihnen dafür!

Nun verſchwand zwar das Gerüchte allmählig, ſo wie ſich ein ſtinkendes Ungeheuer wegſchleicht, aber der Geſtank blieb zurück, und für **Stilling** und ſeine gute Dulderin war zu **Schönenthal** nunmehr die Luft verpeſtet; die Praxis nahm noch mehr ab, und mit ihr die Hofnung, ſich nähren zu können. Wo das erſchreckliche Gerücht her kam, und wer den Baſilisk, der durch Anſchauen tödet, ausgebrütet hatte, das bleibt dem großen Tage der Offenbarung vorbehalten. **Stilling** erfuhr die Quelle ſelbſt nicht mit Gewißheit, er ahndete zwar, nach Gründen der höchſten Wahrſcheinlichkeit, aber hüten wird er ſich, das geringſte zu entdecken. Ueberhaupt wurde der ganze Vorgang nicht ſehr bemerkt, er machte wenig Aufſehen, denn dazu war **Stilling** nicht wichtig genug, er war ja kein Kaufmann, vielweniger reich, folglich auch äußerſt wenig an ihm gelegen.

Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich auf dieſer furchtbaren Stelle ein wenig verweile, und ihnen die eigentliche Verfaſſung ſchildere, in welcher ſich **Stilling** jetzt befand, denn es iſt nöthig, daß ſie ſeine ganze Lage recht empfinden.

Stilling und ſeine Gattin hatten bekanntlich nicht das geringſte Vermögen, folglich auch nicht den geringſten reellen Credit. — Außer der medizinischen Praxis hatte er keinen Beruf, kein Mittel, Geld zu verdienen, und dazu hatte er weder Geſchicklichkeit noch Anlage, vielweniger Luſt; an Kenntniſſen fehlte es ihm nicht, aber wol an der Kunſt, ſie anzuwenden. Auf unaufhörliche Vermuthungen — und wo hat der Arzt, wenn er nicht Wundarzt iſt, ſichere Gründe? die Heilung der Krankheiten, Leben und Tod der Menſchen, man bedenke, was das ſagen will! gründen zu müſſen, das war Stillings Sache nicht, er war alſo zu nichts weniger geſchickt, als zum practiſchen Arzt, und doch war er nichts anders, er wuſte keine andere Nahrungs-Quelle, zugleich hatte ihn auch die Vorſehung zu dieſem Beruf geleitet — welch ein Contraſt — welcher Widerſpruch — welch eine Prüfung der Glaubens- und Vertrauens-Beſtändigkeit! — und nun denke man ſich ein Publikum dazu, unter welchem, und von welchem, er leben muſte, und daß ſo gegen ihn verfuhr.

Die Staar⸗Curen dauerten zwar mit vorzüglichem Glück fort, allein die mehreſten Patienten waren arm, ſelten konnte ihm einer etwas bezahlen, und wenn zuweilen ein wohlhabender kam ſo mißlung er gewöhnlich.

Aber war vielleicht in Stillings Lebensart und Betragen etwas, das ihn ſo herunter ſetzte? — oder war er wirklich kein Haushalter, oder gar ein Verſchwender? — hierauf will ich unpartheyiſch, und nach der Wahrheit antworten: **Stillings** ganzes Leben war offen und frey, jetzt aber überall mit Schwermuth vermiſcht, nichts war an ihm, das jemand beleidigen konnte, als ſeine Offenherzigkeit, vermöge welcher er vieles aus ſeinem Herzen fließen ließ, das er wol hätte verſchweigen können, woher er denn bey ſeinen Berufs⸗Verwandten und Collegen als ruhmſüchtig, emporſtrebend, und ihnen den Rang ablaufend, angeſehen wurde; im Grunde aber war dieſer Zug in ſeiner Seele nicht. Was ihm ſonſt am meiſten Leiden verurſacht hatte, war ein hoher Grad von Leichtſinn, er wog nicht immer die Folgen ab, von dem, was er ſagte oder that; mit einem Wort, er hatte einen gewiſſen An⸗

ſtrich von Etourderie oder Unbedachtſamkeit, und dieſe Unart war es eben, welche die väterliche Vorſehung, durch die langwierige Läuterung, aus ſeinem Character wegbannen wollte. Was ſeine Sparſamkeit betraf, dawider konnte niemand mit Grund etwas einwenden, und doch lag auch eine Urſache, warum es ihm ſo gar hinderlich ging, in ſeinem Character, und in ſeiner häuslichen Verfaſſung. Nichts in der Welt war ihm drückender, als jemand ſchuldig zu ſeyn, er hielt das ſeiner Ehre für nachtheilig, und doch ſchien es Schickſal für ihm zu ſeyn, viele und drückende Schulden zu haben. Sein Fleiß und ſeine Thätigkeit, waren unbegränzt, aber er konnte nicht auf Zahlung dringen; ſein Character zwang ihn, auch im größten Mangel, dem Armen ſeine Schuld zu ſchenken, und dem Reichen, der knauſerte, oder über ſeine Forderungen murrte, ein Kreuz über die Rechnung zu ſtreichen; er war zu großmüthig, um Geldes willen, nur ein unangenehmes Wort zu verlieren. In Nahrung und Kleidung war er reinlich, nett, aber ſehr modeſt und einfach, auch hatte er kein Steckenpferd, das ihm Geld gekoſtet hätte, und doch gab er oft ohne weitere Ueberlegung etwas aus, das viel beſſer hätte können verwendet werden; mit einem Wort: er war ein Gelehrter und kein Kaufmann. **Chriſtine** hingegen war äuſſerſt ſparſam, ſie legte jeden Heller ein paarmal um, ehe ſie ihn ausgab, allein ſie überſah das Ganze der Haushaltung nicht, ſie ſparte nur mit dem, was ihr in die Hand kam.

So viel iſt wahr, **Stilling** hätte, wenn er und ſeine Gattin den Kaufmannsgeiſt beſeſſen hätten, weniger Schulden gemacht, aber in ihrer Verfaſſung ganz ohne Schulden zu bleiben, das war unmöglich. Dieſe Bemerkung war ich der Wahrheit ſchuldig.

Wer ſich eine lebhafte Vorſtellung von **Stillings** damaliger Gemüthsverfaſſung machen will, der ſtelle ſich einen Wanderer auf einem ſchmalen Fußſteig an einer ſenkrechten Felſenwand vor, rechter Hand einer Hand breit, weiter einen Abgrund von unſichtbarer Tiefe, links an ihn gedrängt, ſteil aufſteigend der Felſen, mit drohenden lockern Steinmaſſen, die über ſeinem Kopf hangen, vor ſich hin keine Hofnung zu beſſern ſicherem Wege, im Gegentheil wird der Pfad immer ſchmäler und nun hört er ganz auf, allenthalben Abgrund.

Stilling hätte nur brauchen ein Bekenner der neuen Mode-Religion zu ſeyn, ſo wär er fortgegangen, und hätte Frau und Kinder ſitzen laſſen, aber die Verſuchung dazu kam ihn nicht einmal in den Sinn, er ſchloß ſich immer feſter an die Mutter Vorſehung an, er glaubte, es ſey ihr ein leichtes, da einen Ausweg zu finden, wo alle menſchliche Klugheit keinen entdecken kann, und ging alſo, in Dunkel und Dämmerung, Schritt für Schritt ſeinen ſchmalen Weg fort.

Im Anfang des 1778ſten Jahres machte er abermal ſeine Rechnung, und fand zu ſeinem gröſten Entſetzen, daß er das verfloſſene Jahr, noch tiefer in Schulden gerathen war, als vorhin; zudem fingen einige ſeiner Creditoren an zu drohen, und es ſchien nun mit ihm aus zu ſeyn; dazu kam noch ein Umſtand: er hatte die Subſcription auf die Werke der ſtaatswirthſchaftlichen Geſellſchaft übernommen und Geld empfangen, er war alſo auch an Herrn **Eiſenhart** acht und zwanzig Gulden ſchuldig geworden, die er nicht bezahlen konnte; **auch da**

ſoll ich zu ſchanden werden! ſagte er zu ſich ſelbſt. — In der gröſten Angſt ſeines Herzens lief er auf ſeine Kammer, warf ſich vor Gott hin, und betete lange mit einer Inbrunſt ohne Gleichen, dann ſtand er auf, ſetzte ſich und ſchrieb einen Brief an **Eiſenharten**, worinnen er ihm ſeine ganze Lage entdeckte, und ihn bat, noch eine Weile Gedult mit ihm zu haben, bald darauf erhielt er Antwort: **Eiſenhart** ſchrieb ihm, er möchte der acht und zwanzig Gulden nur mit keinem Wort mehr gedenken, er habe geglaubt, es ginge ihm wohl, und die medizinische Praxis ſey ſeine Freude, da er aber nun das Gegentheil ſähe, ſo ſchlüge er ihm vor, ob er nicht Luſt habe, einen Lehrſtuhl der **Landwirthſchaft, Technologie, Handlung und Vieharzeneykunde**, auf der neu geſtifteten Cameral-Akademie zu **Rittersburg** anzunehmen? zween Lehrer ſeyn ſchon da, der eine lehre die Hülfswiſſenſchaften, **Mathematik, Naturgeſchichte, Phyſik** und **Chymie**, und der andere **Polizey, Finanz** und **Staatswirthſchaft**; das Gehalt ſey ſechshundert Gulden, und die Collegien-Gelder möchten auch leicht zwey bis dreyhundert Gulden betragen; zu **Rittersburg** ſey es wohlfeil zu leben, und er getraue ſich, den Churfürſten leicht dahin zu bewegen, daß er ihn berüfe u. ſ. w.

Leſer, ſtehe ſtill und thue einen Blick in **Stillings** ganzes Weſen — nach dem Leſen dieſes Briefes. — Wie wenn nun dem Wanderer, deſſen ſchrecklichen Felſenpfad ich oben beſchrieben habe, da, wo der Weg vor ihm ausgeht, links eine Thür geöfnet würde, durch welche er einen Ausweg in blühende Gefilde fände, und in der Ferne vor ſich eine glänzende Wohnung, eine Heymath ſahe, die für ihn beſtimmt wäre! — wie würde ihm ſeyn? — und gerade ſo war jetzt **Stilling** zu Muthe; er ſaß wie betäubt, **Chriſtine** erſchrack, ſchauete über ſeine Schulter und las, ſie ſchlug ihre Hände zuſammen, ſank auf einen Stuhl, weinte laut und lobte Gott.

Endlich ermannte er ſich, der Glanz des Lichts hatte ihn geblendet, er ſchauete nun mit ſtarrenden Augen durch die geöfnete Thür in die glänzende Zukunft, und beobachtete, ſahe — und ſahe ſeine ganze Beſtimmung. Von Jugend auf waren öffentliche Reden, Vortrag und Declamation, ſeine größte Freude geweſen,

ſen, und immer hatte er vielen Beifall genoſſen; Bruſt und Stimme, alles war zum öffentlichen Vortrag geſchaffen. Nie hatte er ſich aber die entfernteſte Hofnung machen können je Profeſſor zu werden, ob es gleich ſein höchſter Wunſch war: denn in der Arzeneykunde hatte er weder Glück noch Ruf, und beydes wird doch zu dem Zweck erfordert, und ſonſt ließ ſich kein bekanntes Fach denken, in dem er hätte angeſtellt werden können. Aber was iſt denn der Vorſehung unmöglich? — Sie ſchuf ihm ein neues noch wenig bearbeitetes Feld, wo er genug zu thun fand. Er überſchauete ſeine Kenntniſſe, und fand, zu ſeinem äußerſten Erſtaunen, daß er unbemerkt, von der Wiege an zu dieſem Beruf gebildet worden: unter Bauersleuten erzogen, hatte er die Landwirthſchaft gelernet, und alle Arbeiten vielfältig ſelbſt verrichtet, wer kann ſie beſſer lehren, als ich? dachte er bey ſich ſelbſt; in den Wäldern, unter Förſtern, Kohlenbrennern, Holzmachern u. d. g. hatte er lange gelebt, er kannte alſo das practiſche des Forſtweſens ganz; von Jugend auf mit Bergleuten aller Art, mit Eiſen= Kupfer= und Silber-

Schmelzern, mit Stab- und Stahl- und Oſemund-Schmieden und Drathziehern umgeben, hatte er dieſe wichtige Fabriken aus dem Grund kennen gelernt; nach der Hand auch bei Herrn Spanier ſieben Jahr lang Güter und Fabriken verwaltet, und dabey die Handlung in allen ihren Theilen gründlich begriffen, und alles ausgeübt; und damit es ihm auch ſogar an den Grund- und Hülfswiſſenſchaften nicht fehlen möchte, ſo hatte ihn die Vorſehung ſehr weislich zum Studium der Arzneykunde geleitet, weil da Phyſik, Chymie, Naturgeſchichte u. d. g. unentbehrlich ſind; und würklich hatte er auch dieſe Wiſſenſchaften, und von jeher die Mathematik, mit großer Vorliebe beſſer durchgearbeitet, als alles andere; ſo gar in Strasburg ſchon ein Collegium über die Chymie geleſen; auch die Vieharzneykunde war ihm, als practiſchen Arzt, leicht. Endlich hatte er ſich in Schönenthal mit allen Arten von Fabriken bekannt gemacht; denn es hatte von jeher ein unwiderſtehlicher Trieb in ihm gewaltet, alle Gewerbe bis auf den Grund kennen zu lernen, ohne zu wiſſen warum? im Collegienleſen hatte er ſich über das alles bis daher ununterbrochen ge-

geübt, und jetzt iſt es Zeit, daß ich noch einer Sache gedenke, von welcher ich, ohne mich lächerlich zu machen, bis daher nichts ſagen konnte, die aber äußerſt wichtig iſt: **Stilling** war von Jugend auf ein auſſerordentlicher Freund der Geſchichte geweſen, und auch ziemlich darin bewandert, er hatte alſo von Regierungs-Sachen gute Kenntniſſe geſammelt. Dazu kamen noch Romanen von allerley Gattung, und vorzüglich politiſche, wodurch ſich in ſeiner Seele ein Trieb bildete, den niemand entdeckte, weil er ſich deſſelben ſchämte; Luſt zu regieren, überſchwenglicher Hunger, Menſchen zu beglücken, wars, was ihn drung, er hatte geglaubt, letzteres als practiſcher Arzt zu können, aber nichts in dieſem Fach genügte ihm. **Morgenthau's** Geſchichte war aus dieſer Quelle gefloſſen. Jetzt denke man ſich einen Mann, ohne Geburt, ohne Rang, ohne die mindeſte Hofnung, je Staats-Aemter bedienen zu können, und dann jenen leidenſchaftlichen Hunger. Aber jetzt — jetzt ſchmolz dieſe Maſſe von Unregelmäßigkeit in dem Strom ſeiner künftigen Beſtimmung hinein; Nein! Nein! ich wollte auch ja nicht ſelbſt Regent ſeyn, rief er laut, als er allein war, aber Regenten- und Fürſten-Diener, Volksbeglücker bilden, das wars und ich wuſte es nicht. Wie ein Sünder der Verdammung flieht, dem nun der Richter Gnade winkt, und ihn aus dem Staub erhebt, hinſinkt, und unausſprechlichen Dank ſtammelt, ſo verſunk **Stilling** vor Gott, und ſtammelte unausſprechliche Worte. Auch **Chriſtine** war überſchwenglich froh, ſie ſehnte ſich fort aus ihrer Lage, hin, in ein Land, das ſie nicht kannte.

Sobald ſich der Tumult in ſeiner Seele geſtillt hatte, und er nun ruhig geworden war, ſo traten ihm alle ſeine Schulden unter die Augen, kaum konnte er den Wirrwar überſehen. Wie kommſt du aber hier weg, ohne zu bezahlen? dies war ein harter Knoten. Doch ermannte er ſich, denn er war zu ſehr von ſeiner Beſtimmung überzeugt, als daß er mir im geringſten hätte zweifeln können; er ſchrieb alſo an **Eiſenhart**: daß ihm der Lehrſtuhl in **Rittersburg** ſehr angenehm wäre, und daß er ſich der Stelle gewachſen fühlte, indeſſen würden ihn ſeine Creditoren nicht ziehen laſſen, er fragte an, ob man ihm nicht ein gewiſſes Capital vorſchieſſen könnte? er wolle ſein Gehalt verſchreiben, und jährlich ein paar hundert Gulden, nebſt der Intereſſe, darauf abtragen, dies wurde ihm aber rundaus abgeſchlagen, dagegen tröſtete ihn Eiſenhart, daß ſich ſeine Gläubiger wol würden zufrieden geben, wenn ſie nur einmal ſähen, daß er Mittel hätte, ſie mit der Zeit befriedigen zu können. Indeſſen wußte das Stilling beſſer, ſein perſönlicher Credit war allzuſehr geſchwächt, achthundert Gulden wenigſtens muſten bezahlt werden, ſonſt ließ man ihn nicht ziehen; doch er faßte unüberwindlichen Muth, und hofte, wo nichts zu hoffen war.

Nun verſchwieg er dieſen Vorfall keinesweges, er erzählte ihn ſeinen Freunden, und dieſe erzählten ihn wieder; es gab alſo ein allgemeines Stadtgeſchwätz, der Doctor Stilling ſollte Profeſſor werden; nichts war nun den Schönenthalern lächerlicher, als das — Stilling Profeſſor! — wie kommt der dazu? — er verſteht ja nichts, das iſt klare Windbeuteley, er erdichtet das, blos um ſich groß zu machen u. ſ. w. Während der Zeit ging aber alles ſeinen Gang fort; der Academiſche Senat in Rittersburg wählte Stillingen zum ordentlichen öffentlichen Profeſſor der Landwirthſchaft, Technologie, Handlung und Vieh-Arzneykunde, und ſchlug ihn dem Churfürſten vor, die Beſtätigung erfolgte und es fehlte alſo nichts weiter, als die förmliche Vocation. Daß ſich dieſes alles bis in den Sommer hinein verzog, iſt natürlich.

Jetzt entzog er ſich allmählich ſeinem bisherigen Beruf; außer einigen wohlhabenden Staarpatienten, die ihm das nöthige Auskommen verſchaften, that er faſt nichts mehr in der Medizin, und er widmete ſich nun ganz ſeiner künftigen ihm ſo ſehr angenehmen Beſtimmung. Alle ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſe lagen in ſeiner Seele, wie ein verworrenes Chaos durcheinander, als künftiger Lehrer muſte er aber alles in ein Syſtem bringen, nichts war ihm leichter, als das, denn ſeine ganze Seele war Syſtem; das ſtaatswirthſchaftliche Lehrgebäude entwickelte ſich alſo vor ſeinen Augen ohne Mühe, und er betrachtete das herrliche Ganze mit innigſtem Vergnügen. Ich verweiſe meine Leſer auf ſeine herausgegebene vielfältige Schriften, um ſie hier nicht mit gelehrten Abhandlungen aufzuhalten.

Ueber dieſe angenehmen Beſchäftigungen verfloß der Sommer, der Herbſt rückte heran, und er erwartete von einem Tag zum andern ſeinen Beruf. Allein was geſchah? — in der erſten Septemberwoche erhielt er einen Brief von **Eiſenhart**, der die ganze Sache wieder gänzlich vernichtete. — Bey dem Zug des Churfürſten nach **Bayern** war das Project entſtanden, die Cameralakademie nach **Mannheim** zu verlegen; hier waren nun Männer von allerhand Gattung, welche **Stillings** Lehrſtuhl bekleiden ſollten und konnten. **Eiſenhart** beklagte ſich und ihn, allein es war nicht zu ändern.

Jetzt war ſein Zuſtand völlig unbeſchreiblich: er und ſein armes Weib ſaßen beyſammen auf ihrem Kämmerlein und weinten in die Wette; nun ſchien alles verloren zu ſeyn! er konnte ſich lang nicht beſinnen, nicht erholen, ſo betäubt war er. Endlich warf er ſich hin vor Gott, demüthigte ſich unter ſeine gewaltige Hand, und übergab ſich, ſein Weib und ſeine zwey Kinder an die väterliche Leitung des Algütigen, und beſchloß nun, ohne das geringſte Murren, wieder zur practiſchen Medizin überzugehen, und alles zu dulden, was die Vorſehung über ihn verhängen würde. Nun fing er wieder an auszugehen, Freunde und Bekannte zu beſuchen, und ihnen ſein Unglück zu erzählen; ſeine Praxis ſpann ſich wieder an, und es hatte das Anſehen, als wenns ihm beſſer gehen ſollte, wie vorher. Er ergab ſich alſo ganz und war ruhig.

Den Kennern der göttlichen Wege wird ohne mein Erinnern bekannt ſeyn: daß dies alles genau Methode der Vorſehung iſt: **Stilling** war mit Leidenſchaft und unreiner Begierde dem Ziel entgegen gelaufen, es hatte ſich Stolz, Eitelkeit, und wer weiß nicht was alles, mit eingemiſcht, in dieſer Verfaſſung wär er mit brauſendem Emperdrang nach **Rittersburg** gekommen, und gewiß nicht glücklich geweſen. Es iſt Maxime der ewigen Liebe, daß ſie ihre Zöglinge geſchmeidig und ganz in ihren Willen gelaſſen macht, ehe ſie weiter geht. Für jetzt glaubte **Stilling** alſo feſt, er ſolle und müſſe Arzt bleiben, und ſeine Ergebung und Gelaſſenheit ging ſo weit, daß er die Vocation ſo gar nicht mehr wünſchte, ſondern ganz gleichgültig war. Gerade ſo gings ihm auch ehemals, als ihm ſein Handwerk ſo zuwider war; er eilte mit Ungeſtüm von **Schauberg** weg und zu Herrn **Hochberg**; wie erbärmlich es ihm da erging, das hab ich in ſeiner **Wanderſchaft** beſchrieben; nun kam er zum ſeeligen Meiſter **Iſaac**, war ruhig und wollte gern Handwerksmann bleiben, ſo daß ihn Herr **Spanier** aus ſeinem Stand herausnöthigen muſte.

Die **Schönenthaler** blieſen indeſſen wieder wacker Allarm, denn nun war es ausgemacht, daß die ganze Sache **Stillings** Erfindung, und blos aus Eitelkeit erſonnen geweſen war; das focht ihn aber wenig an, die Gewohnheit hatte ihn abgehärtet, er ſah und hörte ſo etwas nicht mehr; tief ergeben in Gottes Willen, lief er vom Morgen früh, bis des Abends ſpät, zwiſchen ſeinen Kranken, und **Chriſtine** rüſtete ſich auf den Winter, indem ſie, nach ihrer Gewohnheit, allerhand Gemüſe einmachte, das Haus ausweißen und repariren ließ u. ſ. w.

Nun kam acht Tage vor **Michaelis** plötzlich und unerwartet ſeine Vocation; ruhig und ganz ohne Ungeſtüm empfing er ſie — doch war ihm innig wohl, er und ſeine Gattin lobten Gott, und ſie fingen an ſich zum Abzug und zur weiten Reiſe zu rüſten. Die Cameral-Academie blieb nun zu Rittersburg, weil ſich zu viele Schwierigkeiten, bey ihrer Verſetzung, gefunden hatten.

Ich hab Stillings erſte Cur beſchrieben, ich will auch ſeine letzte ſchildern, denn ſie iſt nicht weniger merkwürdig.

Eine gute Stunde oberhalb Schönenthal wohnte ein ſehr rechtſchaffener, gottesfürchtiger und reicher Kaufmann, Nahmens Krebs, ſeine Gattin gehörte, in Anſehung ihres Kopfs und Herzens, unter die Edelſten ihres Geſchlechts, und ſie hatten beyde Stillingen oft gebraucht, denn ſie kannten und liebten ihn; nun hatten ſie einen Hauslehrer bey ihren Kindern, einen alten ſiebenzigjährigen Mann, der ein Sachſe von Geburt war und Stoi hieß; dieſer Mann war einer von den ſonderbarſten Menſchen: lang, hager und ſehr ehrwürdig von Anſehen; voller Kenntniſſe und mit der erhabenſten Tugend ausgerüſtet, beſaß er eine aus Religions-Grundſätzen entſtandene

Kaltblütigkeit, Gelaſſenheit und Ergebenheit in Gottes Willen, die faſt ohne Beyſpiel iſt; alle Bewegungen und Stellungen ſeines Körpers waren anſtändig, ſein ganzes Daſeyn natürlich feyerlich, und alles, was er ſprach, war abgewogen, jedes Wort war ein goldener Apfel in einer ſilbernen Schaale; und was ſo ſehr vorzüglich an dieſem vortreflichen Mann war, das war ſeine Beſcheidenheit und Behutſamkeit im Urtheil, er ſprach nie von anderer Menſchen Fehler, ſondern er bedeckte ſie, wo er konnte, und ſah blos auf ſich. Stoi war ein Muſter des Menſchen und des Chriſten.

Dieſer ehrwürdige Mann bekam das Scharlachfrieſel. Der Gang der Krankheit war natürlich, und wie gewöhnlich nicht gefährlich; endlich zog ſich die ganze Materie in den rechten Arm, welcher über und über ſcharlachroth wurde, und dem Patienten ſo brannte und juckte, daß ers nicht länger auszuhalten vermochte. Stoi hatte ſich in ſeinem Leben um nichts weniger bekümmert, als um ſeinen Körper, er betrachtete ihn als ein gelehntes Haus, immer war er mäßig und nie krank geweſen, folglich wuſte er von keiner Behutſamkeit und von keiner Gefahr; er läßt ſich alſo einen Eymer kalt Waſſer bringen, und ſteckt den Arm hinein bis auf den Boden; das that ihm wohl, der Brand und das Jucken verging und mit ihm die Röthe und der Ausſchlag, er zog alſo den Arm wieder heraus und ſiehe, er war wie der andere.

Stoi war froh, daß er ſich ſo leicht geholfen hatte. Indeſſen bemerkte er aber gar bald, daß der Arm ſeine Empfindung verloren hatte, er kniff ſich in die Haut und fühlte nichts, er fühlte den Puls an dieſem Arm, und ſiehe, er ſtund ganz ſtill, er fühlte ihn am Hals, und er ſchlug regelmäßig; kurz: er war übrigens vollkommen geſund. Wenn er ſeinen Arm bewegen wollte, ſo fand er, daß er das nicht konnte, denn er war wie tod; nun traute er doch der Sache nicht recht, daher ließ er einen benachbarten Wundarzt kommen; dieſer erſchrack, wie billig, er belegte den Arm mit Zugpflaſtern, hieb ihn mit Neſſeln, aber alles umſonſt, er blieb unempfindlich. Nach und nach fingen die Finger an zu faulen, und dieſe Fäulniß ſchlich allmälig weiter den Arm hinan.

Nun wurden **Trooſt** und **Stilling** gerufen, ſie gingen hin und fanden den Arm bis bald an den Ellenbogen dick aufgelaufen, ſchwarzbraun und unerträglich ſtinkend. So wie ſie zur Thür hineintraten, fing **Stoi** an: Meine Herren! ich hab eine Unvorſichtigkeit begangen; (hier erzählte er die ganze Geſchichte) thun Sie Ihre Pflicht, ich bin in der Hand Gottes, ich bin ſiebenzig Jahr alt und wohl zufrieden mit jedem Ausgang, den die Sache nimmt.

Die beyden Aerzte berathſchlagten ſich; ſie ſahen wol ein, daß der Arm abgenommen werden müſte, indeſſen glaubten ſie doch, noch ehe ein Mittel verſuchen zu müſſen, wodurch die Operation erleichtert werden könnte. Herr **Trooſt** nahm alſo ein Meſſer und zerſchnitt die Gegend, wo der kalte Brand aufhörte, rund herum, mit vielen Schnitten; von dem allen empfand aber der Patient nichts; dann machten ſie Aufſchläge von der Brühe der Fieberrinde und verordneten auch, dieſe Brühe häufig innerlich zu gebrauchen.

Des andern Tages wurden ſie wieder gerufen und erſucht, die Inſtrumente zum Abnehmen des Arms mitzubringen. Dieſes thaten ſie und wanderten fort. Als ſie hinkamen, fanden ſie den Patienten mitten in der Stube auf einem Feldbett liegen; rund um längs die Wände ſtanden allerhand junge Leute, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche ſtille Thränen vergoſſen und beteten. **Stoi** aber lag ruhig da, und zeigte nicht die mindeſte Furcht. Meine Herren! fing er an, ich kann den Geſtank nicht ertragen, nehmen ſie mir den Arm ab, und zwar über dem Ellenbogen, nahe an der Schulter, wo er gewiß noch geſund iſt, ob der Stumpen hernach einen Zoll länger oder kürzer iſt, darauf wird wol nichts ankommen. **Stilling** und **Trooſt** fanden das richtig und verſprachen, bald fertig zu ſeyn.

Ob nun gleich bey der furchtbaren Zurüſtung alles zitterte, ſo zitterte doch **Stoi** nicht, er ſtreifte und wickelte das Hemd hinauf bis über die Schulter, und zeigte den Ort, wo der Arm abgenommen werden ſollte. **Stilling** und **Trooſt** konnten ſich beyde des Lächelns nicht enthalten; als letzterer die Klemmſchraube brachte, um die Pulsader zuzuſchrauben, ſo half er ſie ganz ruhig und gelaſſen anlegen, ſo gar wollte er den Arm bey dem Schnitt helfen halten; dies verwehrte ihm aber **Stilling**, im Gegentheil bückte er ſich auf das Angeſicht des Greiſes, lenkte es von der Operation ab, und ſprach mit ihm von andern Sachen; während der Zeit machte **Trooſt** den Schnitt durchs Fleiſch bis auf den Knochen; **Stoi** that nur einen Seufzer und ſprach fort. Nun wurde auch der Knochen abgeſägt und dann der Stumpe verbunden.

Dieſer ganze Caſus war merkwürdig: Herr **Trooſt** ließ die Klemmſchraube ein wenig nach, um zu ſehen ob die Pulsader ſpringen würde, allein ſie ſprung auch da nicht, als ſie ganz weggenommen wurde; kurz, die Frieſel-Materie hatte ſich eben am Arm, in eine Geſchwulſt zuſammen gezogen, welche die Pulsader und Nerven feſt zuſammendrückte; das erfuhr man aber erſt nach ſeinem Tode

Alles ließ ſich gut an, es erfolgte eine gute Eiterung, und man glaubte der Heilung gewiß zu ſeyn, als **Stilling** abermal ſchleunig gerufen wurde, er lief hin und fand nun den guten **Stoi** röcheln, und ſehr ſchwer am Odem ziehen. Ich hab abermal eine Thorheit begangen, ſtammelte ihm der Kranke entgegen, ich ſtand auf — ging ans Fenſter — eine kalte Nordluft bließ an meinen Arm — ich fing an zu frieren, die Materie iſt mir auf die Bruſt getreten — ich ſterbe — auch gut! — thun Sie nun noch ihre Pflicht, Herr Doctor, damit hernach die Welt nicht über Sie läſtern möge. Stilling machte das Verband los, und fand die Wunde völlig trocken, er ſtreute ſpaniſch Fliegenpulver über ſie her, und umgab den ganzen Stumpen mit Zugpflaſtern; dann verordnete er auch andere dienliche Mittel, allein alles half nicht, Stoi ſtarb ihm unter den Händen.

Jetzt ein großes Punctum hinter meine mediziniſche Praxis, ſagte Stilling zu ſich ſelbſt; er begleitete den guten Stoi zum Grabe, und begrub ihn mit ſeinem bisherigen Beruf. Doch beſchloß er, die Staar-Curen auf immer beyzubehalten, blos darum, weil er darinnen ſo glücklich, und die Cur ſelbſt ſo wohlthätig war; dann aber machte er ſichs auch zum Geſetz, ſich dafür in Zukunft nichts mehr bezahlen zu laſſen, ſondern ſich dadurch ein Capital für jene Welt zu ſammeln.

Nun rückte der Zeitpunct heran, wo er Schönenthal verlaſſen, und nach Rittersburg ziehen muſte, es war ſchon tief im October, die Tage waren alſo kurz, die Witterung und die Wege ſchlimm, und endlich war er verbunden, mit dem Anfang des Novembers, ſeine Collegia anzufangen; indeſſen war noch vorher eine ſteile Klippe zu überſteigen: — achthundert Gulden muſten bezahlt ſeyn, eher konnte er nicht ziehen. Verſchiedene Freunde riethen ihm, er ſollte bonis cediren, und ſeinen Creditoren alles hingeben. Allein das war Stillings Sache nicht; Nein! Nein! ſagte er: jeder ſoll bis auf den letzten Heller bezahlt werden, das verſpreche ich im Namen Gottes, er hat mich geführt, und wird mich gewiß nicht zu ſchanden werden laſſen, ich will nicht zum Schelmen werden, und ihm, meinem himmliſchen Führer, aus der Schule laufen. Ja, alles gut! antwortete man ihm, was wollen ſie aber nun machen? — bezahlen können ſie nicht; wenn man ſie nun mit ihren Mobilien in Areſt nimmt? was fangen ſie denn an?

Das überlaß ich alles Gott, verſetzte er, und bekümmere mich nicht darum, denn es iſt ſeine Sache.

Er fing alſo an, das, was er mitnehmen wollte, einzupacken und auf Frankfurth zu verſenden; zum Verkauf des Uebrigen ſetzte er einen Tag zur Auction an; alles ging ungehindert von ſtatten, und niemand rührte ſich, er ſandte ab und empfing Geld, ohne daß der mindeſte Einſpruch geſchahe; ſo gar beſtellte er den Poſtwagen bis auf Rüſſelſtein für ſich, ſeine Frau und zwey Kinder, auf nächſtfolgenden Sonntag, und alſo acht Tage vorher. Indeſſen ſteckte man ihm unter der Hand, daß ſich ein paar ſeiner Gläubiger verabredet hätten, ihn arretiren zu laſſen: denn da das bißchen Hausrath, das er überhaupt beſaß, ſo viel wie nichts war, ſo hatten ſie ſich an nichts gekehret, und ſie glaubten, wenn ſie ihn ſo in ſeiner Laufbahn hinderten, ſo würden ſich Leute finden, die ihn ranzionirten. Stilling zitterte innerlich für Angſt, doch vertraute er feſt auf Gott.

Den folgenden Donnerſtag kam ſein Freund Trooſt mit froher lächelnder Miene und naſſen Augen zur Thür hereingetreten, er trug ſchwer an ſeiner Taſche. Freund! fing er an, es geht wieder auf Stillings Weiſe, und damit zog er einen leinenen Sack mit Laubthalern heraus

aus und warf ihn auf den Tiſch. Stilling und Chriſtine ſahen ſich an und fingen an zu weinen.

Wie geht das zu? fragte er ſeinen Freund Trooſt; das geht ſo zu, antwortete dieſer: ich war bey einem gewiſſen Kaufmann, den er auch nannte, ich wuſte, daß Sie ihm ſechzig Thaler ſchuldig waren, ich bat ihn alſo, er möchte Ihnen die Schuld ſtreichen; der Kaufmann lächelte und ſagte: das nicht nur, ich will ihm noch ſechzig dazu ſchenken, denn ich weiß, wie ſehr er in der Klemme ſitzt; er zahlte mir alſo das Geld und da iſt es; jetzt haben Sie ſchon beynahe den achten Theil von dem, was Sie brauchen, aber nun will ich Ihnen einen Rath geben: Morgen müſſen Sie bey allen Bekannten Abſchied nehmen, damit Sie den Samſtag ruhig ſind, und ſich alſo zur Reiſe anſchicken können. Seyn Sie getroſt und ſehen Sie zu, was Gott thun wird.

Stilling folgte und fing an, des Freytags Morgens Abſchied zu nehmen: der Erſte, zu welchem er ging, war ein reicher Kaufmann; ſo wie er zur Thür hinein trat, kam ihm dieſer entgegen und ſagte: Herr Doctor! ich weiß, Sie kommen Abſchied zu nehmen, ich habe Sie nie verkannt, Sie waren immer ein rechtſchaffener Mann, als Arzt konnte ich Sie nicht brauchen, denn ich war mit dem meinigen zufrieden; Gott hat mich auch aus dem Staub erhoben und zum Mann gemacht, ich erkenne, was ich ihm ſchuldig bin; haben Sie die Güte, dieſe Erkenntlichkeit in ſeinem Namen anzunehmen, beſchämen Sie mich nicht mit einem Abſchlag, und verſündigen Sie ſich nicht durch Stolz. Damit umarmte und küßte er ihn, und ſteckte ihm ein Röllchen von zwanzig Dukaten, folglich hundert Gulden in die Hand. Stilling erſtarrte, und der edle Wohlthäter lief fort. Erſtaunen ergrif ihn bey dem Schopf, wie jener Engel den Habacuc, er wurde wie empor gehoben von hoher Freude, und ging nun weiter.

Doch was halte ich meine Leſer auf? — mit größter Schonung und Beſcheidenheit wurden ihm Erkenntlichkeiten aufgedrungen; **und wie er des Abends fertig war, und nach Hauſe kam — und nachzählte — was hatte er? — genau achthundert Gulden! — nichts mehr und nichts weniger.**

Solche erhabene Scenen werden durch Beſchreibung, und durch die glänzendſten

Ausdrücke geſchwächt — ich ſchweige — und bete an! Gott wird euch finden, ihr geheimen **Schönenthaler** Freunde! ich will euch am Tage der Vergeltung hervorziehen und ſagen: Siehe, Herr! Die warens, die mich Verlaſſenen erretteten, lohne ihnen nach deinen großen Verheißungen überſchwenglich; und er wirds thun. Dir aber, auserwählter und unwandelbarer Freund Trooſt! Dir ſag ich nichts. — Wenn wir einmal Hand an Hand die Gefilde jener Welt durchwallen, dann läßt ſich von der Sache reden.

Ich habe bisher hin und wieder den Character der **Schönenthaler** nicht zum beſten geſchildert, und es iſt leicht möglich, daß viele meiner Leſer gegen dieſen Ort überhaupt einen widrigen Eindruck bekommen; ich muß ſelbſt geſtehen, daß ich mich dieſes Eindrucks nicht erwehren kann, das trift aber die wenigen Edlen nicht, die dort ſelbſt unter dem Ringen nach Reichthum ſeufzen, oder doch neben ihrem Beruf auch die hohen Empfindungen nähren, die wahre Gottes- und Menſchenliebe immer zu unzertrennlichen Gefährten hat. Dieſe **Schönenthaler** Bürger können mir alſo nicht verargen, daß ich die Wahrheit ſchreibe; um ihrentwillen ſeegnet Gott dieſen blühenden Ort, und es gereicht ihnen zur Ehre, vor Gott und Menſchen, daß ſie unter ſo vielen Verſuchungen Muth und Glauben behalten, und ſich nicht vom Strom hinreißen laſſen.

Vorzüglich werden aber die dortigen Pietiſten das Wehe über mich ausſchreien, daß ich ſie ſo öffentlich darſtelle, wie ſie ſind — auch dies trift nur die unter ihnen, die es verdient haben; warum hängen ſie auch das Schild der Religion und der Gottesfurcht aus, und thun dann nicht, was ihnen Religion und Gottesfurcht gebeut? — in unſern Zeiten, da das Chriſtenthum von allen Seiten bekämpft, und der Läſterung ausgeſetzt iſt, muß der rechtſchaffene Verehrer der Religion **würken** und **ſchweigen**, außer wo er reden muß. Doch was halte ich mich mit Entſchuldigungen auf? Der Herr wirds ſehen und gerecht richten!

Ich habe lange des Herrn **Friedenbergs** und ſeiner Familie nicht gedacht, nicht erzählt, wie ſich dieſer edle Mann mit den Seinigen bey **Stillings** Ruf nach **Rittersburg** betrug?

Friedenberg war Fabrikant und Kaufmann, er, ſeine Frau und Kinder waren äuſſerſt fleißig, ſparſam und thätig, ihre Anhänglichkeit an die Religion hatte ſie für jede Verſchwendung, und für allen Luſtbarkeiten der großen Welt bewahrt; er hatte mit nichts angefangen, und war doch unter dem göttlichen Seegen zu einem zwar nicht reichen, aber doch wohlhabenden Mann geworden; daher hatte ſich eine Geſinnung bey ihm und den Seinigen herrſchend gemacht, die Stillingen nicht günſtig war. Sie hatten keinen Begrif von dem Character eines Gelehrten, überhaupt hatte die Gelehrſamkeit keinen hohen Werth bey ihnen: was nicht das Vermögen vermehrt, war ihnen ſehr gleichgültig; als Kaufleute hatten ſie ganz recht; allein ſie waren auch deswegen nicht fähig, Stillingen gehörig zu beurtheilen, denn dieſer rung nach Wahrheit und Kenntniſſen; die unaufhörliche Ueberlegung, wie jeden Augenblick etwas zu verdienen, oder zu erſparen ſey, konnte unmöglich einen Geiſt erfüllen, deſſen ganzer Würkungskreys mit höhern Dingen beſchäftigt war; daher entſtand nun eine Art von Kälte, die Stillings gefühlvolles Herz unſäglich

lich ſchmerzte, er ſuchte, ſeinem Schwiegervater die Sache in ihrer wahren Geſtalt vorzuſtellen, allein es blieb dabey: **ein Mann muß ſich redlich nähren, das iſt ſeine erſte Pflicht, die zweyte iſt dann freylich die, auch der Welt zu nützen**; ganz recht, dachte **Stilling**, kein Menſch in der Welt kanns dem edlen Manne verargen, daß er ſo urtheilt.

Bey dem Ruf nach **Rittersburg** war **Friedenberg** nicht blos gleichgültig, ſondern gar mißmüthig; denn da er nun einmal ſeinen Schwiegerſohn für einen ſchlechten Haushalter hielt, ſo glaubte er, eine fixe Beſoldung würde ihm eben ſo wenig helfen, als ſein Erwerb in **Schönenthal**, und da er für ſeine Schulden Bürge geworden war, ſo befürchtete er, er würde nun die ganze Bürde allein tragen, und vielleicht am Ende alles bezahlen müſſen. **Stillings** Herz litte bey dieſer Lage entſetzlich, er konnte nichts dagegen einwenden, ſondern er muſte die Hand auf den Mund legen und ſchweigen, aber aus ſeinem beklemmten Herzen ſtiegen unaufhörlich die brünſtigſten Seufzer um Hülfe zum Vater im Himmel empor; ſein Vertrauen wankte nicht, und er glaubte gewiß, Gott werde ihn herrlich erretten und ſeinen Glauben krönen. Indeſſen verſprach er, ſeinem Schwiegervater jährlich ein paar hundert Gulden abzutragen und ſo immerfort die Laſt zu erleichtern: dabey bliebs und **Friedenberg** willigte in ſeinen Abzug.

Des Sonnabends gieng nun **Stilling** mit ſeiner **Chriſtine** und beyden Kindern nach **Roſenheim**, um Abſchied zu nehmen. Die Schmerzen, welche bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſind, wurden jetzt durch die Lage der Sachen ſehr erleichtert. Doch fürchtete **Stilling**, ſeine Gattin möchte den Sturm der Empfindungen nicht ertragen, allein er irrte ſich; denn ſie empfand noch viel tiefer, als er, wie ſehr ſie und ihr Mann mißkannt worden; ſie war ſich bewußt, daß ſie nach allen ihren Kräften geſpart hatte, daß ihr Aufzug, für die Frau eines Doctors, außerordentlich mäßig, und weit geringer ſey, als der Kleider-Vorrath ihrer Schweſtern, und endlich, daß ſie weder in Eſſen noch Trinken, noch in Mobilien mehr gethan hätte, als ſie verantworten konnte, ſie war alſo muthig und froh, denn ſie hatte ein gutes Gewiſſen; als daher der Abend heranrückte und ihre ganze Familie im Kreiß herum ſaß und trauerte, ſo ſchickte ſie ihre beyde Kinder, nachdem ſie ihre Großeltern geſeegnet hatten, weg, und nun trat ſie in den Kreiß, ſtand hin und ſagte:

„Wir reiſen fort in ein fremdes Land, „das wir nicht kennen, wir verlaſſen Eltern, „Geſchwiſter und Verwandten, und wir verlaſſen das alles gerne, denn nichts iſt da, „das uns den Abſchied ſchwer macht; Kreuz „und Leiden ohne Zahl hat uns Gott zugeſchickt, und niemand hat uns geholfen, erquickt, getröſtet; nur Gottes Gnade hat „uns durch fremde Hülfe vor dem gänzlichen „Untergang gerettet. Ich gehe mit Freuden. „Vater, Mutter, Bruder, Schweſtern lebt „ſo, daß ich euch alle vor dem Thron Gottes wieder finden möge! —

Damit küßte ſie einen nach dem andern die Reihe herum und lief fort, ohne eine Thräne zu vergießen; Stilling nahm nun auch aber mit vielen Thränen Abſchied, und wanderte ihr nach.

Des folgenden Morgens ſetzte er ſich mit ſeinem Weib und Kindern in den Poſtwagen und fuhr fort.

So wie ſich Stilling von dem Schauplatz ſeiner ſechs und ein halbjährigen feurigen Prüfung entfernte, ſo erweiterte ſich ſein Herz, ſeine ganze Seele war Dank und hohes Gefühl der Freude. Nichts bringt reineres Vergnügen, als die Erfahrungen, die uns überſtandene Leiden gewähren — gereinigter und immer verklärter treten wir aus jedem Läuterungs-Feuer hervor; und auch das iſt einziges und unſchätzbares Verdienſt der Religion Jeſus, welches keine andere jemals gehabt hat: Sie lehrt uns die Sünde und die Leiden kennen. Dazu kam nun noch die frohere Ausſicht in die Zukunft, eine ganz ſeiner bisherigen Führung und ſeinem ganzen Charakter angemeſſene Beſtimmung, ein Beruf, der ihm ein gewiſſes Stück Brod verſchafte, und Tilgung ſeiner Schulden hoffen ließ, und endlich ein Publicum, das keine Vorurtheile gegen ihn haben konnte. Das alles goß tiefen Frieden in ſeine Seele.

Des Mittags fand er einen Theil der Schönenthaler geſchloſſenen Geſellſchaft im

Wirthshauſe, welche das Abſchiedsmahl hatten bereiten laſſen, hier ſpeiſte er und letzte ſich mit dieſen vortreflichen Männern, und nun reiſte er auf **Rüſſelſtein** zu. Zween ſeiner Schwäger begleiteten ihn auch bis hieher, und gingen dann wieder zurück. Von **Rüſſelſtein** nahm er einen Hauderer bis **Cölln**, und dort einen andern bis **Frankfurth**. Zu **Coblenz** beſuchte er die berühmte Frau Canzlerin **Sophie von la Roche**, er war ihr durch ſeine Lebensgeſchichte ſchon bekannt; dann reiſte er weiter bis **Frankfurth**, wo er ſeine alten Freunde, vorzüglich aber den Herrn Pfarrer **Kraſt** beſuchte, der ihm außerordentliche Liebe und Freundſchaft bezeugte.

Nach einem Raſttag ging er, wegen dem großen Gewäſſer, über **Maynz**, **Worms** und **Frankenthal** nach **Mannheim**, wo er von Herrn **Eiſenhart** mit offenen Armen empfangen wurde. Hier fand er nun, wegen ſeiner im Druck erſchienenen Geſchichte, viel Gönner und Freunde. Allenthalben erwieß man ihm Gnade, Freundſchaft, Liebe und Zärtlichkeit; wie wohl das ihm und ſeiner **Chriſtine** nach ſo langer Zertretung und Verachtung that, das iſt nicht zu beſchreiben. Nun gab ihm aber auch Eiſenhart verſchiedene wichtige Erinnerungen: Stillings Geſchichte hatte, bey allem Beifall, in dortigen Gegenden ein Vorurtheil des Pietismus erweckt, jeder hielt ihn für einen Mann, der denn doch immer ein feiner Schwärmer ſey, und für den man ſich in dieſer Rückſicht in acht zu nehmen habe; daher wurde er gewarnt, nicht zu viel von der Religion zu reden, ſondern nur durch Rechtſchaffenheit und gute Handlungen ſein Licht leuchten zu laſſen; denn in einem Lande, wo die catholiſche Religion die herrſchende ſey, müſſe man ſehr vorſichtig ſeyn. Das alles ſahe Stilling ein und verſprach daher heilig, alles ſehr wohl zu beobachten, indeſſen muſte er herzlich lachen: denn zu Schönenthal war er ein Freigeiſt, und hier nun ein Pietiſt — ſo wenig Wahrheit enthalten die Urtheile der Menſchen.

Nun ging die Reiſe in das waldigte und gebürgichte Auſtraſien; ungeachtet der rauhen Jahreszeit und der entblätterten todten Natur ſtaunte doch Stilling rechts und links die ſteilen Gebürge und Felſen, die uralten

Wälder und die allenthalben an den Klippen hangende ruinirte alte Ritter Wohnungen an, alles ſah ihm ſo vaterländiſch aus; es war ihm wohl, und bald ſahe er dort in der Ferne das waldumkränzte **Rittersburg** mit allen ſeinen alten Thürmen liegen; ſeine Bruſt erhob ſich, und das Herz pochte ſtärker, je mehr er ſich dem Schauplatz ſeiner künftigen Beſtimmung näherte; endlich fuhr er in der Abenddämmerung zum Thore hinein; ſo wie ſich ſeine Kutſche links herum lenkte, und durch die enge Gaſſe fortfuhr, hörte er eine Mannsſtimme rechter Hand: halt! rufen, der Kutſcher hielt.

Iſt der Herr Profeſſor **Stilling** in der Kutſche? ein doppeltes Ja! erſcholl aus dem Wagen; nun ſo ſteigen Sie aus, mein auserwählter theurer Freund und College! hier ſollen Sie logiren.

Der ſanfte liebevolle unerwartete Ton rührte **Stilling** und ſeine Gattin bis zu den Thränen, ſie ſtiegen aus, und fielen dem Herrn Profeſſor **Siegfried** und ſeine Ehefreundin in die Arme; bald erſchien auch der andre College, der Herr Profeſſor **Stillenfeld**, deſſen eingezogner ſtiller und ruhiger

Cha=

Character **Stillings** Aufmerkſamkeit am mehreſten auf ſich zog; **Stillenfeld** war noch unverheirathet, **Siegfried** aber hatte ſchon ein Kind, dieſer und ſeine Gattin, waren vortrefliche Menſchen, voller Wärme für die Religion und alles Gute, und zugleich menſchenliebend bis zur Schwärmerey; dabey war **Siegfried** ein ſehr gelehrter, tiefdenkender, philoſophiſcher Mann, deſſen Hauptneigung die Gottesgelahrheit war; die er auch ehemals ſtudirt hatte, hier aber lehrte er das Natur- und Völkerrecht und die Polizey- Finanz- und Staatswirthſchaft. **Stillenfeld** hingegen war ein ſehr feiner, edler und rechtſchaffener Mann, voller Syſtem, Ordnung und mathematiſcher Genauigkeit; in der Mathematik, Naturlehre, Naturgeſchichte und Chymie hatte er ſchwerlich ſeines Gleichen. Unſerm **Stilling** war wohl bey dieſen Männern, und ſein Weib ſchloß ſich bald an die Frau Profeſſorin **Siegfried** an, welche ſie nun in allen unterrichtete, und ihr die Haushaltung einrichten half.

Freylich war der Abſtand zwiſchen **Schönenthal** und **Rittersburg** groß: alte unregelmäßige Häuſer, niedrige Zimmer mit Balken in die Creutz und Quere, kleine Fenſter mit runden oder ſechseckigten Scheiben, Thüren, die nirgends ſchloſſen, Oefen von erſchrecklicher Größe, auf welchen die Hochzeit zu Cana in Gallilää mit ihren zwölf ſteinernen Waſſerkrügen in halb erhabener Arbeit gar erbaulich zu ſehen war; dann eine Ausſicht in lauter traurige Tannenwälder, nirgends ein rauſchender Bach, ſondern ein ſchlangenförmig hinkriechendes moraſtiges Waſſer u. ſ. w. Das alles machte freylich einen ſonderbaren Contraſt mit den vorhin gewohnten Gegenſtänden, Chriſtine hatte auch oft Thränen in den Augen, allein man wird nach und nach mit allem vertraut, und ſo gewöhnten ſich beyde in ihre neue Lage, und waren von Herzen zufrieden.

Jetzt ſchrieb nun Stilling, ſowohl nach Roſenheim, an ſeinen Schwiegervater, als auch nach Leindorf an ſeinen Vater, und nach Lichthauſen an ſeinen Oheim, und ſchilderte dieſen Freunden ſeine ganze Lage nach der Wahrheit; wobey er dann zugleich überall die herrliche Ausſichten, die er in die Zukunft hatte, keinesweges vergaß. Johann und Wilhelm

Stilling waren über dieſen neuen Aufſchwung ihres **Heinrichs** voller Staunen, ſie ſahen ſich an, und ſagten gegen einander: **was wird noch aus ihm werden?** **Friedenberg** hingegen freute ſich nicht ſonderlich, ſtatt deſſen war ſeine Antwort voll väterlicher Ermahnungen, nur gut hauszuhalten; für die Ehre, die ſeinem Schwiegerſohn und ſeiner Tochter dadurch wiederfuhr, daß er nun Profeſſor war, hatte er kein Gefühl; überhaupt rührte ihn Glanz und Ehre nicht.

Weil ihm ſein Syſtem, das er ſich von der Staatswirthſchaft gemacht hatte, ſehr am Herzen lag, ſo wendete er den erſten Winter an, es zu einem Lehrbuch auszuarbeiten und zugleich über die geſchriebene Bogen ein Collegium zu leſen; im Frühjahr wurde dies Buch in **Mannheim** unter dem Titel: **Verſuch einer Grundlehre ſämtlicher Cameral-Wiſſenſchaften** gedruckt, es fand, ungeachtet ſeiner Fehler und Unvollkommenheiten, vielen Beifall, und **Stilling** fing nun an, ſeiner Beſtimmung vollkommen gewiß zu ſeyn, er fühlte ſich ganz in ſeinem natürlichen Fache, alles, was ihm ſein Amt zur Pflicht machte, war auch zugleich ſeine gröſte Freude. Man kann ſich keine glücklichere Lage denken, als die, in welcher er ſich jetzt befand, denn auch das Publicum, in welchem er lebte, liebte, ehrte und ſchätzte ihn und ſeine **Chriſtine** aus der Maſſen; hier hörte alles Schmähen, alles Läſtern auf; hätte ihm von **Schönenthal** aus nicht ein beſtändiges Ungewitter wegen ſeiner Schulden gedroht, ſo wär er vollkommen glücklich geweſen.

Den folgenden Sommer las er nun die Forſtwiſſenſchaft, Landwirthſchaft und Technologie: denn er begnügte ſich nicht blos mit den Wiſſenſchaften, die ihm aufgetragen waren, ſondern er brannte für Verlangen, ſein Syſtem ſo weit auszufüllen, als ihm in ſeiner Sphäre möglich war; und da die bekannten Lehrbücher nicht in ſeinen Plan paßten, ſo nahm er ſich vor, über alle ſeine Wiſſenſchaften ſelbſt Compendien zu ſchreiben, wozu er ſich alſo von Anfang an rüſtete.

Stilling war bisher von ſeinem himmliſchen Schmelzer ausgeglüht, und zu einem brauchbaren Werkzeug aus dem Groben gearbeitet worden; nun fehlte ihm noch die Feile und Politur; auch dieſe wurde nicht vergeſſen: denn es bildeten ſich von ferne Anlagen, die die letzte Hand an das Werk legen ſollten, und die ihm endlich noch ſchwerer wurden, als alles, was er bisher ausgeſtanden hatte.

Die ſtaatswirthſchaftliche Geſellſchaft, wovon er nun auch ordentliches Mitglied war, würkte mit unausſprechlichem Segen und Fortgang für ihr Vaterland; und die Pfalz kann ihr in Ewigkeit ihre Bemühungen nicht gnug verdanken, dies iſt Warheit und nicht Compliment. Sie errichtete die Cameral Schule, legte eine Fabrike an, die ſehr blüht, und vielen hundert Menſchen Brod giebt, und von dieſem allen war der Herr Rath Eiſenhart das erſte und letzte Triebrad, das eigentliche Gewicht an der Uhr. Dann aber hatte ſie auch ein Landgut auf dem Dorfe Siegelbach, anderthalb Stunden von Rittersburg, gekauft, wo ſie allerhand neue landwirthſchaftliche Verſuche machen, und den Bauern mit guten Beiſpielen vorgehen wollte; dies Gut war bisher von Verwaltern betrieben worden, alles aber ſchlug fehl, nichts wollte gerathen, denn alle Umſtände waren dem Glück entgegen.

Als nun Stilling nach Rittersburg kam, ſo wurde ihm, als Lehrer der Landwirthſchaft, die Verwaltung übergeben; er nahm dieſes Nebenamt an, denn er glaubte, der Sache völlig gewachſen zu ſeyn. Der Verwalter wurde alſo abgeſchaft, und Stillingen die ganze Sache übertragen; dies geſchah alſofort bey dem Antritt ſeines Lehramts.

Als er nun nach Siegelbach kam, und alles genau unterſuchte, ſo fand er einen großen ſchönen mit Quaterſteinen gepflaſterten Viehſtall, ganz nach der neuen Art eingerichtet; in demſelben zwanzig magere Gerippe von Schweizer-Kühen, welche alle zuſammen täglich drey Schoppen Milch gaben, das wahre Bild von Pharaons ſieben mageren Kühen; dann ſtanden da zwey Arbeitspferde mit zwey Füllen, und draußen, in beſonderen Stallungen, eine ziemliche Heerde Schweine; und ungeachtet es erſt November war, ſo war doch ſchon alles Heu lang verfüttert, und an Stroh zum Streuen war gar nicht zu denken. Es fehlte alſo in der Haushaltung an Milch und Butter, und Futter für ſo viele große Mäuler, Schlünde und Magen. Das ſchlug nun dem guten Profeſſor gewaltig aufs Herz; er wandte ſich gerades Weges an die Geſellſchaft, hier aber fand er keine Ohren, jeder ſagte ihm: er müſſe ſo gut thun, als er könne, jeder war des ewigen Zahlens müde. Jezt fehlte es nun **Stillingen** wieder an der ſo nöthigen Klugheit: er hätte alſofort abtreten, und die Verwaltung wieder abgeben ſollen, allein das that er nicht, er war gar zu ſehr für das ganze Inſtitut eingenommen, und glaubte, ſeine Ehre ſey mit der Ehre deſſelben aufs genaueſte verbunden, er müſſe es alſo durchſetzen, und eben dies war ſein Unglück.

Das erſte, was er vornahm, war der Verkauf der Hälfte des Viehſtandes, denn er hoffte, mit dem darausgelöſten Capital, ſo viel Futter und Stroh zu kaufen, daß er die andere Hälfte füglich durchbringen könnte. Er veranſtaltete alſo eine gerichtliche Auction und erſtaunte über den Zulauf und über die Preiſe, ſo daß er gewiß glaubte, er werde den ſchweren Berg überſteigen; allein wie erſchrack er, als er erfuhr, daß die mehreſten Käufer Gläubiger waren, die an dem Gut zu fordern hatten! — Und die andern, denen das Gut nichts zu zahlen hatte, waren arm, er bekam alſo wenig Geld, und wollte er ſich helfen, ſo muſte er in den Sack greifen, und wo das nicht zureichte, Geld auf eigenen Credit aufnehmen.

Freylich hatte er die gegründete Hoffnung, daß ihm künftigen Sommer die groſſe und geſegnetere Erndte alles überflüßig erſetzen, und die groſſen Klee- und Futterſtücke ſeine Caſſe von der Bürde befreyen würden, und in ſofern wäre er zu entſchuldigen; indeſſen war es für einen Mann in ſeinen Umſtänden immer Leichtſinn, ſo etwas zu unternehmen, beſonders ſobald er die wahre Lage der Sache erfuhr. Gott! wie leicht iſt es aber, nach durchkämpften ſchweren Trübſalen, die Plätzchen ausfindig zu machen, wo man hätte ausweichen können! Er ſey für ſeine Führung geprieſen!

In dieſen drohenden Wolken ſammelten ſich noch andere: zu Rittersburg waren die regierende Perſonen alle catholiſch, und dies nach dem platten Sinn des Worts; die Franziskaner hatten die Pfarrbedienung und Seelſorge ihrer Gemeinde; dieſen Geiſtlichen war alſo dran gelegen, daß Dummheit und Aberglauben immer unterhalten werden möchte;

vorzüglich war der Oberbeamte ihr treuer Anhänger. Nun hatte ſich aber die Cameral-Schule daſelbſt eingeniſtet, deren Lehrer alle Proteſtanten waren, dieſe ſahen ſogar nach Jurisdiction aus, das alles war ihnen daher natürlicherweiſe ein Dorn in den Augen. Ueberhaupt war alſo hier in allen Stücken große Vorſicht nöthig. Nun befand ſich allda ein gewiſſer Gelehrter, Namens Späſſel, ein ſonderbarer Heiliger, ſo wie es wenige gibt; ſein Anzug war ſehr nachläßig, mit unter auch unſauber, ſein Gang und Wandel ſchlotterig; alle ſeine Reden niedrig-comiſch, ſo daß er in allen Geſellſchaften den Hanswurſt vorſtellte. Im geheim war er der Spion eines vornehmen Geiſtlichen, der bey dem Churfürſten viel galt, und eben ſo auch der Zeitungs- und Mährchenträger des Oberbeamten; öffentlich war er ein ſpottender Witzling über gewiſſe Gebräuche ſeiner eigenen Religion; der aber war unglücklich, der ihm alsdann half, denn er hatte ſich heimlich in die Franziskaner-Brüderſchaft begeben, der er treulich anhing.

Schwer fällt es mir, dieſen Mann hier öffentlich zur Schau zu ſtellen, allein er war

Werkzeug in der Hand der Vorſehung, ich kann ihn nicht weglaſſen; lebt er noch; wird er erkannt, **und iſt er noch, was er wär,** ſo geſchieht ihm recht, und es iſt Pflicht, jeden Rechtſchaffenen für ihn zu warnen; iſt er aber tod, oder wird er nicht erkannt, ſo ſchadet ihm meine Schilderung nicht. So lang ein Menſch in dieſem Lande der Erziehung und Vervollkommung wallet, ſo lang iſt er der Beſſerung und Rückkehr fähig; wird alſo **Späſſel** auch nach den Grundſätzen ſeiner Kirche, ein edler rechtſchaffener wohlthätiger Mann, ſo wird das ganze Publicum, das ihn ſonſt gerade ſo kannte, wie ich ihn hier ſchildere, ſeine Geſinnung ändern, ihn lieben, und es wird in **Rittersburg** eben ſowohl, als im Himmel, mehr Freude über ſeine Rückkehr zur Tugend ſeyn, als über neun und neunzig edle Menſchen, die einen ſo ſchweren Kampf gegen Temperament und Character nicht gekämpft haben, als er. Dann aber werde auch ich auftreten und vor aller Welt ſagen: **komm, Bruder! vergieb, wie ich dir vergeben habe, du biſt beſſer, als ich, denn du haſt mehrere Feinde überwunden!**

Dieſer **Späſſel** hatte von jeher geſucht, in die ſtaatswirthſchaftliche Geſellſchaft aufgenommen, ſogar Profeſſor der Vieharzneykunde zu werden; allein man fürchtete ſich vor ihm, denn er war ein ſehr gefährlicher Mann, der auch noch überdas den Anſtand nicht hatte, welcher einem Lehrer ſo nöthig iſt; folglich hatte man ihn mit aller Behutſamkeit entfernt gehalten. Da nun **Stilling** das Fach der Vieharzneykunde zugleich mit bekam, ſo war er ihm im Wege. Dazu kam noch etwas: die Geſellſchaft hatte eine ſchöne Bücherſammlung, dieſe wurde wöchentlich einmal des Abends von ſechs bis acht Uhr geöfnet; **Stilling** übernahm dieſe Leſeſtunde freiwillig, und umſonſt zu halten, theils, um ſich ſelbſt Litterarkänntniß zu erwerben, theils auch ſeinen Zuhörern dadurch noch mehr zu nützen; dann hatte auch die Geſellſchaft allen Gelehrten des Orts erlaubt, in dieſen Leſeſtunden ihre Bücher zu benutzen.

Späſſel bediente ſich dieſer Wohlthat ſelten, doch fing er gegen das Frühjahr an öfter zu kommen; nun machte aber **Stillingen** die Siegelbacher Gutsverwaltung eine Aenderung

rung in der Sache, er muſte nun alle Montag dorthin reiſen, und konnte alſo an dieſem Tage wie gewöhnlich die Leſeſtunde nicht halten, daher verlegte er ſie auf den Dienſtag Abend. Dies machte er allen Studirenden bekannt, und bat ſie es öffentlich zu ſagen. Späſſel kam indeſſen drey Montage nacheinander an eine verſchloſſene Thür, den dritten ſetzte er ſich hin, und ſchrieb folgendes Billet; ich rücke es gerade ſo ein, wie es war *):

> es Wird wol ſo drauf Anaclegt ſeyn,
> das mich der herr Broſeſer Stilling
> for Einen Narren Halten Will —
> dient abers drauf zur Nachricht, daſ
> daſ Späſſels ſach nit is — !!! die
> geſelſchaft ſoll ihre Leute auf ire Plicht
> und ſchuldigkeit anweiſen
>
> Späſſel

Stilling ſchlug dieſen Zettel in einen Brief an den Director, Herrn Rath Eiſenhart, ein, und berichtete ihm den Hergang; dieſer ſchrieb alſofort an Herrn Späſſel und ſtellte ihm die

Sache

---

*) Späſſel ſchrieb ſo nicht aus Mangel an Kenntniß, ſondern aus Originalität.

Sache in ihrer wahren Liegenheit höflich und beſcheiden vor, allein das war nur Oel ins Feuer gegoſſen, denn der ehrliche Mann kam zu **Stillingen**, und bediente ſich ſolcher hämiſcher und beleidigender Ausdrücke, daß dieſer in lodernde Flammen gerieth, und den **Späſſel** ſo geſchwind wie möglich zur Thür hinaus und die Treppe hinunter promovirte, und ihm dann nachrief: **kommen Sie mir ja nicht wieder über die Schwelle, bis Sie ein braver Mann geworden ſind!**

Dabey bliebs — daß aber **Späſſel** das alles ſehr wohl behielt, um dereinſt Nutzen daraus zu ziehen, iſt leicht zu denken.

Um dieſe Zeit erſchien ein abermaliges Meteor am dortigen Horizont: ein gewiſſer anmaßlicher Engländer, Namens **Tom**, hatte als engliſcher Sprachmeiſter Land und Sand durchzogen, tauſend Plane gemacht, Schlöſſer in die Luſt gebaut, und alles war mißlungen. Sonſt war er ein Mann von ungemeinen Talenten, gelehrt und überhaupt ein Genie im eigentlichen Verſtande. Die Triebfeder aller ſeiner Handlungen war ein unbändiger Stolz, ohne Religion; ſteifer Naturalismus und blindes Schikſal ſchienen ſeine Führer zu ſeyn. Die Menſchenliebe, dieſes ſchöne Gotteskind, war ihm unbekannt, er liebte nichts, als ſich ſelbſt; der Name Sprachmeiſter war ihm ein Gräuel, ob er gleich im Grunde nichts anders vorſtellte, und er führte den Character als Profeſſor der engliſchen Litteratur. Die Armuth war ihm eine Hölle und doch war er höchſt arm; denn als ehemaliger wohlhabender Kaufmann hatte er die Rolle des großen Herrn geſpielt, und darauf, wie leicht zu denken, fallirt. Dieſer Mann hielt ſich damals in **Mannheim** auf; nun ſchien ihm das **Rittersburger** Inſtitut gerade ein Schauplatz zu ſeyn, wo er ſich nähren und Ruhm erwerben könnte, er hielt deswegen bey **Eiſenhart** an, er möchte ihm zu einer Profeſſors-Stelle an der **Rittersburger** Akademie helfen; **Eiſenhart**, der freylich die Brauchbarkeit dieſes Mannes, aber auch ſeinen gefährlichen Character kannte, und über das alles für nöthig hielt, mit der Gnade des Churfürſten hauszuhalten, ſchlug ihm daher ſein Geſuch immer rund ab. Endlich entſchloß ſich **Tom**, ohne Beſoldung und ohne Ruf hinzugehen, er hielt daher blos um die Erlaubniß an, dort ſich aufhalten und Collegia leſen zu dürfen; dies wurde ihm gerne zugeſtanden. Eiſenhart ſchrieb daher an Stilling, dem die Beſorgung der Logis und Quartire für die Studirende aufgetragen war; er möchte für Herrn Profeſſor Tom eine Wohnung miethen; zugleich ſchilderte er ihm dieſen Mann, und beſtimmte ihm, wie ſeine Wohnung beſchaffen ſeyn müſte.

Stilling miethete alſo ein paar ſchöne Zimmer bey einem Kaufmann, und erwartete nun Toms Ankunft.

Endlich an einem Nachmittag kam die Magd aus einem Wirthshauſe mit folgendem Zettel an Stilling:

P. P.

Profeſſor Tom iſt hier.

Tom.

Hm! dachte Stilling — eine ſeltſame Ankündigung! —

Nun beobachtete er immer den Grundſatz, da, wo er ſich und der guten Sache nichts vergeben konnte, den unterſten Weg zu gehen, er nahm alſo Hut und Stock, um nach dem

Wirthshauſe zu gehen; jetzt in dem Augenblick wurde ihm aber von dem Kaufmann angekündigt, daß er den engliſchen Sprachmeiſter nicht einziehen ließe, bis er das erſte Quartal vorausbezahlt hätte. Gut! ſagte **Stilling**, und ging zum Wirthshauſe; hier fand er nun einen anſehnlichen wohlgewachſenen Mann, mit einer hohen breiten Stirn, großen ſtarren Augen, magerem Geſicht und ſpitzigem Mäulchen; aus deſſen Zügen Geiſt und Verſchlagenheit allenthalben hervorblickte; neben ihm ſtand ſeine Frau im Amazonenhabit, und grämender Kummer nagte ihr am Herzen, man merkte das an ihrem ſchwimmenden Auge und herabhangenden Winkeln des Mundes.

Nach einigen gewechſelten Complimenten, wobey **Tom** tief und gierig die Fühlhörner in **Stillings** Seele einzubohren ſchien, ſagte dieſer: Herr Profeſſor! ich habe geſehen, wo Sie abgeſtiegen ſind, kommen Sie mit mir, um nun auch zu ſehen, wo ich wohne.

„Gut!„ dabey ſpitzte er ſeinen Mund und ſah ſehr höhniſch aus; als nun **Stilling** mit ihm auf ſeinem Zimmer war, ſagte er weiter: Herr Profeſſor! es freut uns, einen ſo wackern

Mann hierher zu bekommen, wir wünſchen nun von Herzen, daß es Ihnen hier wohl gehen möge.

Tom wandelte unter allerhand Geſichts- und Mienen-Spielen hin und her, und antwortete:

„Ich wills einmal verſuchen.

Eins muß ich Ihnen aber ſagen, Sie werden es mir nicht übel nehmen: ich habe zwey ſchöne Zimmer für 70 Gulden bey Herrn R ... für Sie gemiethet, der ehrliche Mann fordert aber ein Quartal der Hausmiethe voraus; da Sie uns allen nun unbekannt ſind, ſo iſt das dem Manne nicht ſo ſehr zu verargen.

„So! — (er ſpazirte heftig auf und ab)
„nun denn gehe ich wieder nach Mannheim
„— ich laſſe mich hier weder von einem Pro-
„feſſor, noch von ſonſt jemand Grobheiten
„machen.

Zu Gottes Namen! — wir werden Sie ruhig und zufrieden wieder ziehen laſſen.

„Was? — warum hat man mich dann
„hieher gelockt?

Jetzt grif ihn Stilling an bey den Armen, ſah ihm hell und ernſt lächelnd ins Geſicht, und verſetzte: Herr! Sie müſſen hier den ſtolzen Britten nicht ſpielen wollen, darum bekümmert ſich unſer einer, und jeder redliche deutſche Mann nicht das geringſte; auf Ihr **Anhalten** hat man Ihnen **erlaubt** herzukommen, und es ſteht platterdings in unſerer Gewalt, ob wir Sie wieder zum Thor hinaus weiſen wollen, oder nicht; jetzt ſeyen Sie ruhig und beobachten Sie den Reſpect den Sie einem Manne, der Ihr Vorgeſetzter iſt, ſchuldig ſind, oder ziehen Sie wieder ab, wie es Ihnen gefällt. Doch rathe ich Ihnen: bleiben Sie nun hier, und beobachten Sie die Pflichten des rechtſchaffenen Mannes, ſo wird ſich alles geben. Denken Sie, daß Sie hier ein wildfremder Menſch ſind, den niemand kennt, und der folglich auch nicht den geringſten Credit hat, denn Ihren Namen kann ſo gut ein Schurke haben, als der ehrliche Mann.

Jetzt wurde **Stilling** herausgerufen, der Kaufmann hatte die Mobilien des Herrn **Toms** beaugenſcheinigt, und kündigte nun an, daß er den Sprachmeiſter ohne Vorſchuß aufnehmen wolle. Dieſe Nachricht beruhigte auch den Herrn **Tom**, er zog alſo ein.

Damit ich aber mit allen kleinen Vorfällen und Nüancen nicht Zeit und Raum verſchleudern möge, ſo bemerke ich nur ins Allgemeine, daß ſich Späſſel und Tom aneinander anſchloſſen, und den Plan machten, Stillingen zu ſtürzen, aus dem Sattel zu heben und ſich dann in ſein Amt zu theilen. Ihre Anſtalten waren äuſſerſt fein, weitläuftig angelegt und reiflich überdacht; wie ſolches der Verfolg zeigen wird.

Der allgemeine Wahn, Stilling habe noch einigen Hang zur Schwärmerey und zum Pietismus, ſchien beyden Cabaliſten die ſchwache Seite zu ſeyn, wohin ſie ihre Canonen richten und Sturmlücken ſchießen müſten. Sie gingen daher in der Abenddämmerung Stundenlang vor Stillings Hauſe in der Gaſſe auf und ab, um zu ſpioniren; nun hatte er den Gebrauch, daß er öfters Abends nach Tiſche auf ſeinem Clavier Choral ſpielte und dazu ſang, wo dann ſeine Chriſtine mit einſtimmte; dies wurde ausgebreitet: es hieß, er hielte Hausübungen, Betſtunden u. d. g. und ſo wurde das Publikum allmählig vorbereitet. Eben dieſe Nachrichten ſchrieb dann auch **Späſſel** an den Hof nach **München**, um alles wohl zu präpariren.

Nun kam noch ein Zufall dazu, der der Sache vollends den Ausſchlag gab: **Stilling** hatte zu **Siegelbach** noch einen Vorrath von Schweizerkäſen gefunden, den er zu ſich ins Haus nahm, um ihn zu verkaufen, dieſes veranlaßte, daß verſchiedene Bürgersleute, Weiber und Mädchen häufig kamen, um Käſe zu kaufen; nun waren etliche unter denſelben, welche Werk von der Religion machten, und mit der Frau Profeſſorinn auch wol davon redeten; eine unter ihnen lud ſie einsmals in ihren Garten ein, um ihr mit ihren Kindern eine Veränderung zu machen; **Chriſtine** nahm das ohne Bedenken an, und **Stilling** wähnte nichts Arges, ſie ging alſo an dem beſtimmten Tage hin, und nach der Collegienſtunde wanderte er auch in den Garten, um ſeine Frau und Kinder wieder abzuholen. Hier fand er im Gartenhäuschen vier bis fünf Weibsleute um ſeine **Chriſtine** ſitzen, einige Erbauungs-Bücher lagen zwiſchen Johannesbeeren-Kuchen und Caffee-Geſchirr auf dem Tiſch, und alle waren in einem chriſtlichen Geſpräch begriffen.

Stilling ſetzte ſich zu ihnen und fing nun an Behutſamkeit zu predigen: er ſtellte ihnen vor, wie gefährlich Zuſammenkünfte von der Art an einem Ort ſeyen, wo man ohnehin ſo ſcharf auf alle Schritte und Tritte der Proteſtanten merkte; dann bewieß er ihnen gründlich und deutlich, daß das Chriſtenthum nicht in ſolchen Geſprächen, ſondern in einem gottesfürchtigen Leben beſtünde u. ſ. w.

Wer ſollte ſichs aber nun einfallen laſſen, daß Späſſel gerade jetzt da hinter der Hecke ſtand, und alles mit anhörte? — ſo etwas träumte Stillingen nicht. Wie erſtaunte er alſo, als er acht Tage hernach die ernſthafteſten, und ich mag wohl ſagen derbſten Vorwürfe, von ſeinen Freunden von Mannheim und Zweybrücken aus, zugeſchrieben bekam! er wuſte warlich nicht, wie ihm geſchah — und wenn nicht von einer Winkel-Predigt im Garten die Rede geweſen wäre, ſo hätte er ſichs nicht einmal träumen laſſen, woher dieſe giftige Verläumdung ihren Urſprung genommen habe. Er beantwortete daher obige Briefe männlich und nach der Wahrheit, ſeine Freunde glaubten ihm auch, allein im Ganzen blieb doch immer eine Senſation zurück, die ihm, wenigſtens bey den Catholiſchen, nachtheilig war.

In Rittersburg ſelbſt machte das Ding auch Unruhe: der Oberbeamte drohete mit Einthürmen und räſonnirte ſehr herriſch, die Proteſtanten aber murrten und beſchwerten ſich, daß man ihnen nicht einmal Haus-Andachten zugeſtehen wollte; bey dieſen verlor Stilling nichts, im Gegentheil, ſie ſchätzten ihn deſto mehr. Die beyden proteſtantiſchen Geiſtlichen, zween verehrungswürdige vortrefliche Männer, Herr W... und Herr S... nahmen ſich auch der Sache an, ſie beſuchten jene Weibsleute, ermahnten ſie zur Vorſicht, tröſteten ſie und verſprachen ihnen Schutz, denn ſie wuſten, daß ſie gute brave Leute waren, die keine Grundſätze hegten, die der Religion zuwider ſeyen; Herr W .... predigte ſogar den folgenden Sonntag über die Vorſicht und Pflichten, in Anſehung der häuslichen Erbauung, wobey er ſich endlich gegen Stilling hinkehrte und ihm öffentlich zuredete; indem er in folgende Worte ausbrach: „Du aber. leidender Wanderer zum
„erhabenen Ziel des Chriſten und des wahren
„Weiſen! ſey getroſt, dulde und wandle vor-

„vorſichtig zwiſchen den Fallſtricken, die dir
„Widerwärtige legen! — du wirſt ſiegen und
„Gott wird dich mit Seegen crönen, Gott
„wird deine Feinde mit Schande bekleiden,
„aber über dir wird glänzen die Crone der Ue-
„berwindung; Hand an Hand wollen wir uns
„in dieſer brennenden Sandwüſte begleiten und
„einer ſoll dem andern Worte des Troſtes zu-
„ſprechen, wenn ſein Herz nach Hülfe ſtöhnt
„u. ſ. w. Die ganze Gemeinde blickte auf Stil-
„ling hin, und ſegnete ihn.

Durch die Bemühung dieſer vortreflichen Männer wurde die ganze Gemeinde ſtill, und da auch die Sache an den Churpfälziſchen Kirchenrath berichtet wurde, ſo bekam auch der Oberbeamte die Weiſung, nicht mehr von Einthürmen zu reden, bis würklich polizeywidrige Conventikel gehalten, und in der Religion Exceſſe begangen würden. Indeſſen aber machinirten Dorn und Späſſel insgemein am Hof zu München fort, und brachten es würklich dahin, daß Stilling auf dem Punkt war, caſſirt zu werden. Dieſen gefährlichen Sturm erfuhr er aber nicht eher, bis er glücklich vorbey war; denn auch hier war die göttliche Dazwiſchenkunft der hohen Vorſehung ſichtbar: gerade in dem Augenblick, als der vornehme Geiſtliche ernſtlich in den Churfürſten drung, und ihm **Stillingen** verdächtig machte, auch die Sache ſo gut, als entſchieden war, trat ein anderer, ebenfalls ſehr anſehnlicher Geiſtlicher, der aber ein warmer Gönner **Stillings** war, und die eigentliche Liegenheit der **Rittersburger** Verfaſſung wuſte, ins Cabinet; dieſer, da er hörte, wovon die Rede war, nahm **Stillings** Parthie und vertheidigte ſie ſo treffend und überzeugend, daß der Churfürſt auf der Stelle, den erſten intoleranten Prälaten zur Ruhe verwieß, und dem Profeſſor nunmehro nicht ſeine Gnade entzog. Wäre dieſer edle Geiſtliche nicht von ungefähr dazu gekommen, ſo wär **Stillings** Unglück gränzenlos geweſen. Erſt ein halb Jahr hernach erfuhr er die ganze Sache, ſo wie ich ſie erzählt habe.

Während der Zeit lebte er ruhig fort, beobachtete ſeine Pflichten und betrug ſich ſo vorſichtig, als nur immer möglich war.

Späſſel und **Tom** ſchmiedeten indeſſen noch allerhand weitausſehende Plane zu einer allgemeinen gelehrten Republik, zu einer typographiſchen Geſellſchaft u. d. g. Ueber dieſe wichtigen Angelegenheiten wurden ſie ſich aber ſelbſt uneinig und fingen an ſich bitter zu haſſen; da nun auch Toms Gläubiger in Bewegung geriethen, und Stilling zugleich Decanus der hohen Schule, alſo ſeine ordentliche Obrigkeit war, ſo kroch er zum Kreuz: er kam, weinte und bekannte alles, was er mit Späſſel zu ſeinem Schaden gewürkt hatte, ſogar zeigte er ihm die Briefe und Berichte, welche von ihnen nach München abgegangen waren; er erſtarrte über alle die ſataniſche Bosheit, und überaus liſtige Kunſtgriffe dieſer Menſchen; doch, da nun alles vorbey war, und er auch gerade zu dieſer Zeit erfuhr, wie er in München gerettet worden, ſo vergab er Späſſeln und Tom alles, und da nun letzterer in Noth und Jammer gerieth, ſo tröſtete und unterſtützte er ihn, ſo gut er konnte, ohne der Gerechtigkeit zu nahe zu treten; und als endlich Toms Bleiben in Rittersburg nicht mehr war, und derſelbe auf eine gewiſſe deutſche Univerſität ziehen wollte, um dort ſein Heil zu verſuchen, ſo verſah ihn Stilling noch mit Reiſegeld, und gab ihm ſeinen herzlichen Seegen.

Dort verſuchte nun **Tom** alle ſeine Kunſtgriffe noch einmal, um ſich empor zu ſchwingen, aber er ſcheiterte. Und was that er nun — er legte ſeinen Stolz ab, bekehrte ſich, zog ein ſehr modeſtes Kleid an, und ward ein — ein Pietiſt — !!! Gott gebe, daß ſeine Bekehrung wahrhaft gegründet, und nicht Larve der Bosheit und des Stolzes iſt! Indeſſen iſt der Weg von einem Extrem zum andern gar nicht weit und ſchwer, ſondern ſehr leicht und gebahnt. Gott ſeegne ihn und gebe ihm Gelegenheit, ſo viel Gutes zu würken, daß ſein ehemaliges Schuldregiſter dadurch getilgt werden möge!

Stillings Lehramt war indeſſen höchſt geſeegnet, er lebte ganz in ſeinem Elemente. Mit allerhand auch intereſſanten Vorfällen, die aber auf ſeine Schickſale und Führung keinen Bezug haben, mag ich meine Leſer nicht aufhalten, ich bleibe alſo blos bey dem Hauptgang der Geſchichte.

Mit der **Siegelbacher** Gutsverwaltung ging es ſchief, alles ſchlug fehl, überall war Fluch, anſtatt des Seegens; untreues Geſinde, diebiſche Nachbaren, heimliche Tücke der Unterbeamten, Schulden, keine Unterſtützung, das alles ſtand **Stillingen** im Wege, ſo daß er endlich, wenn er nicht ſelbſt mit zu Grunde gehen wollte, die ganze Verwaltung abgeben und ſeine Rechnung ablegen muſte. Dadurch wurde er nun zwar von dieſer ſchweren Bürde befreyet, allein er war wieder tiefer in Schulden gerathen: denn er hatte vieles verſucht und aufgewandt, das er theils nicht berechnen konnte, theils auch nicht wollte, um ſich nicht dem Verdacht des Eigennuzes zu unterziehen. So kam er zwar noch mit Ehren, aber doch mit Schulden aus der Sache.

Jetzt fing ſich nun alles Unglück an über ſein Haupt zuſammen zu ziehen: In **Rittersburg** waren wieder Schulden entſtanden; zu **Schönenthal** war kaum die Intereſſe, geſchweige etwas am Kapital abgetragen worden; zudem trug man ſich dort mit allerhand Gerüchten: **Stilling** halte Kutſche und Pferde, mache erſtaunlichen Aufwand, und denke nicht an ſeine Schulden. Er hatte ſechs hundert Gulden fixes Gehalt, und bezog zwiſchen zwey bis drey hundert Gulden Kollegien-Gelder, dabey ſtiegen alle Preiſe in **Rittersburg** faſt aufs alterum tantum, bey aller

Sparſamkeit blieb kaum ſo viel übrig, als zu Entrichtung der Zinſen nöthig war, womit ſollten nun Schulden bezahlt werden? — faſt jeden Poſttag kamen die quälendſten Briefe von ſeinem Schwiegervater, oder doch von einem andern Schönenthaler Gläubiger; Herr Friedenberg ſelbſt war in einer ſehr verdrießlichen Lage, er war Bürge, und wurde von dem Manne, der ehmals ſo liebreich Stillingen aus Gottes- und Menſchenliebe unterſtützt hatte, mit gerichtlicher Einklage bedroht. Stilling muſte alſo alle Augenblick gewärtig ſeyn, daß ſein Wohlthäter, ſein Schwiegervater um ſeinetwillen in einen Concurs gerieth. Dieſer Gedanke war Mord und Tod für ihn, und nun, in allen dieſen ſchrecklichen Umſtänden, nicht der geringſte Wink zur Hülfe, nicht eine Ahndung von ferne.

Schrecklich! ſchrecklich! war dieſe Lage, und wem konnte er ſie klagen? niemand als Gott — das that er aber auch unaufhörlich; er kämpfte ohne Unterlaß mit Unglauben und Mißtrauen, und warf ſein Vertrauen nie weg. Alle ſeine Briefe an ſeinen Schwiegervater waren voll Uebergebung an die Vorſehung und tröſtend, allein ſie hafteten und halfen nicht mehr. Herr Rath Eiſenharth ſelbſt, der etwas von ſeiner Lage wuſte, machte vergebliche Verſuche; Stilling ſchrieb Romanen, den Florentin von Fahledorn und die Theodore von der Linden, und ſuchte, mit den Honorarien den Strom zu dämmen; allein das war wie ein Tropfen im Eymer. Er ſchrieb an verſchiedene große und berühmte Freunde, und entdeckte ihnen ſeine Lage, allein einige konnten ihm nicht helfen, andere faßten einen Widerwillen gegen ihn, wieder andere ermahnten ihn zum Ausharren, und noch ein paar unterſtützten ihn mit einem Tropfen Kühlung auf ſeine lechzende Zunge.

Alles, alles war alſo vergebens, und von Schönenthal herauf blitzte und donnerte es unaufhörlich.

Während dieſer ſchrecklichen Zeit rüſtete ſich der Allmächtige zum Gericht über Stilling, um endlich einmal ſein Schickſal zu entſcheiden.

Den 17ten Auguſt 1781, an einem ſehr ſchwülen gewittervollen Tage, hatte Chriſtine der Magd einen ſehr ſchweren Korb auf dem Kopf geboben, ſie fühlte dabey einen Knack in der Bruſt, und bald darauf einen ſiechenden Schmerz mit Froſt und Fieber. So wie Stilling aus dem Collegio kam und in ihr Zimmer trat, ſchritt ſie ihm mit Todesbläſſe und einer armen Sündermiene entgegen, und ſagte: Zürne nicht, lieber Mann! ich habe einen Korb gehoben, und mir in der Bruſt weh gethan, Gott ſey dir und mir gnädig! — ich ahnde meinen Tod.

Da ſtand er betäubt, wie vom Schlage gerührt — matt und abgehärmt vom langwierigen Kummer, glaubte er den Todes-Stoß zu fühlen; den Kopf auf die Achſel geneigt, vorwärtshängend, die beyden Hände unter dem Bauch gehalten, ſtarrte er, mit der Angſtmiene des Weinens, aber ohne Thränen, auf einen Fleck und ſagte kein Wort — denn jetzt ahndete er auch Chriſtinens Tod mit Gewißheit. Endlich ermannte er ſich, tröſtete ſie, und brachte ſie zu Bette. Am Abend in der Dämmerung trat die Krankheit in aller ihrer Stärke ein, Chriſtine legte ſich wie ein Lamm auf die Schlachtbank und ſagte: Herr mache mit mir, was du willſt, ich bin dein Kind — willſt du, daß ich meine Eltern und Geſchwiſter nicht mehr ſehen ſoll, ſo befehle ich ſie alle in deine Hände, leite ſie nur ſo, daß ich ſie dereinſt vor deinem Thron wiederſehen möge.

Chriſtinens erſte Krankheit war alſo jetzt ein eigentliches Bruſtfieber, wozu ſich hyſteriſche Paroxismen geſellten, die ſich in einem wütenden Huſten äußerten; mehrere Aerzte und alle Mittel wurden gebraucht, ſie zu retten, nach vierzehn Tagen ließ es ſich auch zur Beſſerung an, und es ſchien, als wenn die Gefahr vorüber wäre. **Stilling** dichtete alſo Lobgeſänge, und ſchrieb die frohe Nachricht ihrer Geneſung an ſeine Freunde, allein er betrog ſich ſehr, ſie ſtand nicht einmal vom Bette auf, im Gegentheil ging ihre Krankheit zu einer förmlichen Lungenſucht über; jetzt ſtieg **Stillingen** das Waſſer an die Seele; der Gedanke war ihm unerträglich, dieſes liebe Weib zu verlieren, denn ſie war die beſte Gattin von der Welt, artig, äußerſt gefällig, der Ton ihrer Rede und ihre Beſcheidenheit nahm jedermann ein, ihre Reinlichkeit war ohne Gränzen, rund um ſie her war jedem wohl; in ihrem ſehr einfachen Anzug herrſchte

Zierlichkeit und Ordnung, und alles, was ſie that, geſchah mit der äuſerſten Leichtigkeit und Geſchwindigkeit; über das alles war ſie unter vertrauten Freunden luſtig, und mit vielem Anſtand witzig, dabey aber von Herzen fromm und ohne Heucheley. Die äuſere Larve der Gottſeeligkeit vermied ſie, denn die Erfahrung hatte ſie für den Pietismus gewarnt. Das alles wuſte Stilling, er fühlte ihren Werth tief, und konnte daher den Gedanken nicht ertragen, ſie zu verlieren. Sie ſelbſt bekam nun wieder Luſt zum Leben, und tröſtete ſich mit Hofnung zur Geneſung. Indeſſen kamen zuweilen die ſchrecklichen Paroxismen wieder, ſie huſtete mit einer ſolchen Gewalt, daß Stückchen Lunge wie Nüſſe, die Stubenlänge fort flohen; dabey litte ſie dann die grauſamſten Schmerzen. In aller dieſer Noth murrete ſie nie, ward nie ungeduldig, ſondern rief nur unabläßig mit ſtarker Stimme: **Herr ſchone meiner nach deiner großen Barmherzigkeit!** — Wenn dann ihr Mann und ihre Wärterin für Angſt, Mitleiden und Unterſtützung ſchwitzten, ſo ſah ſie mit einer unausſprechlich bittenden Miene beyde an, und ſagte:

Mein Engel und mein Alles! Meine liebe Frau N . . . habt doch Geduld mit mir, und verzeiht mir die Mühe, die ich euch verurſache. Bekannte ſtunden oft von ferne an der Thür, auch Arme, die ſie erquickt hatte, denn ſie war ſehr wohlthätig, und weinten laut.

Tage und Nächte kämpfte Stilling; ein Eckchen in ſeiner Studirſtube war glatt vom Knien, und naß von Thränen, aber der Himmel war verſchloſſen, alle feurige Seufzer prellten zurück, er fühlte, daß Gottes Vaterherz verſchloſſen war. Weil Chriſtine das harte treten nicht vertragen konnte, ſo ging er beſtändig auf den Strümpfen, er lief in der Noth ſeines Herzens, aus einer Ecke des Zimmers in die andre, bis endlich die Sohlen durchgeſchliſſen waren, und er Wochen lang auf den bloßen Füßen ging, ohne es einmal zu empfinden. Während aller dieſer Zeit kamen immer drohende, beleidigende und äußerſt demüthigende Briefe von Schönenthal an. Herrn Friedenbergs Herz war durch die Erwartung des nahen Todes ſeiner Tochter zerſchmettert, aber doch hörten ſeine Vorwürfe nicht auf. Er glaubte nun einmal gewiß, Stilling ſey Schuld an allem Unglück, und ſo half keine Entſchuldigung. Die Lage, worin ſich der arme empfindſame Mann jetzt befand, übertrift alle Beſchreibung; je mehr ihn aber die Noth drängte, deſto feuriger und ernſtlicher klammerte er ſich an die erbarmende Liebe Gottes an.

Nach etlichen Wochen, im Anfang des Octobers, ſtand Stilling einmal des Abends, auf dem Hausgang am Fenſter, es war ſchon vollkommen Nacht, und er betete nach ſeiner Gewohnheit heimlich zu Gott; auf einmal fühlte er eine tiefe Beruhigung, einen unausſprechlichen Seelenfrieden, und darauf eine tiefe Ergebung an den Willen Gottes, er fühlte noch alle ſeine Leiden, aber auch Kraft genug, ſie zu ertragen; er ging darauf ins Kranken-Zimmer und nahte ſich dem Bette, Chriſtine aber winkte ihm, zurück zu bleiben, und nun ſahe er, daß ſie ernſtlich in der Stille betete, endlich rief ſie ihm, winkte ihm zu ſitzen und wendete ſich ſchwer, um ſich gegen ihn über auf die Seite zu legen; dann ſah ſie ihn mit einem unausſprechlichen Blick an, und ſagte: ich ſterbe, liebſter Engel, faſſe dich, ich ſterbe gern, unſer zehnjähriger Eheſtand war lauter Leiden, es gefällt Gott nicht, daß ich dich aus deinem Kummer erlöſt ſehen ſoll, aber er wird dich erretten, ſey du getroſt und ſtille, Gott wird dich nicht verlaſſen! — meine zwey Kinder empfehl ich dir nicht, du biſt Vater, und Gott wird für ſie ſorgen. Dann machte ſie noch verſchiedene Verordnungen, wendete ſich wieder um, und war nun ruhig. Von nun an redete **Stilling** öfters mit ihr vom Sterben, von ihren Erwartungen nach dem Tode, und that ſein möglichſtes, um ſie zu ihrem Ende vorzubereiten. Manchmal fanden ſich noch Stunden der Angſt, und dann wünſchte ſie einen ſanften Tod, und zwar am Tage, denn ſie ſcheuete die Nacht. Sein College **Siegfried** beſuchte ſie oft, denn ſeine Gattin konnte wegen Kränklichkeit, Schwangerſchaft und Mitleiden ſelten, und am Ende gar nicht mehr kommen, und half ihm alſo kämfen und tröſten.

Endlich, endlich, nahte ſie ſich ihrer Auflöſung; den 17ten October des Abends bemerkte er die Vorboten des Todes, gegen elf

Uhr legte er ſich gänzlich ermattet in ein Nebenzimmer und ruhte halb ſchlummernd in einer Betäubung; um 5 Uhr des Morgens ſtand er wieder auf, und fand ſeine liebe Sterbende ſehr ruhig und heiter. Nun habe ich überwunden! rief ſie ihm entgegen; jeßt ſehe ich die Freuden jener Welt lebhaft vor mir, nichts hängt mir mehr an — gar nichts! dann ſagte ſie folgende Strophen *):

Unter Lilien jener Freuden,
Sollſt du weiden,
Seele ſchwinge dich empor!
Als ein Adler fleuch behende,
Jeſus Hände
Oefnen ſchon das Perlenthor.

Laßt mich gehen, laßt mich laufen
Zu dem Haufen
Derer, die des Lammes Thron,

Nebſt

---

*) Ich rücke dieſes Lied ſo ein, wie es im Geſangbuch ſtehet, und erwarte nicht, daß es vernünftige Rezenſenten Chriſtinen übel deuten werden, einen ſolchen Gebrauch davon gemacht zu haben, wenn es vielleicht nicht in die jetzige Leſewelt paßt; Seelen von der Art laſſen ſich nicht in Critiken ein, und wählen das, was ſie aufweckt und erbaut.

Nebſt dem Chor der Seraphinen
Schon bedienen
Mit dem reinſten Jubelton.

Löſe, erſtgeborner Bruder!
Doch die Ruder
Meines Schifleins! laß mich ein
In den ſichern Friedenshafen,
Zu den Schaafen,
Die der Angſt entrücket ſeyn!

Nichts ſoll mir am Herzen kleben,
Süßes Leben,
Was die Erde in ſich hält.
Sollt ich noch in dieſen Mauern
Länger trauern?
Nein! ich eil ins Himmelszelt.

Herzens-Heiland! ſchenke Glauben
Deiner Tauben!
Glauben, der durch alles dringt!
Nach dir girret meine Seele
In der Höle,
Bis ſie ſich von hinnen ſchwingt.

O wie bald kannſt du es machen,
Daß mit Lachen

Unſer Mund erfüllet ſey!
Du kannſt durch die Todes-Thüren
    Träumend führen,
Und machſt uns auf einmal frey.

Du haſt Sünd und Straf getragen,
    Furcht und Zagen
Muß nun ferne von mir gehn.
Tod, dein Stachel iſt zerbrochen,
    Meine Knochen
Werden fröhlich auferſtehn.

Lebensfürſt! dich will ich loben,
    Hier und droben,
In der reinſten Liebsbegier!
Du haſt dich zum ewgen Leben
    Mir gegeben,
Hole mich, mein Gott, zu Dir!

Stillings ganze Seele zerſchmolz in Thränen; er ſetzte ſich nun vor das Bett und wartete den Abſchied ſeiner Seelenfreundin ab; oft drückte ſie ihm noch die Hand, mit dem gewöhnlichen Lieblingsausruf: *Mein Engel und mein Alles!* — ſonſt ſprach ſie nichts mehr; ihre Kinder verlangte ſie gar nicht zu ſehen, ſie empfahl ſie nur Gott. Oft wiederholte ſie aber die Worte: **Du kannſt durch die Todes-Thüren träumend führen,** und freute ſich dann dieſes Troſtes.

Gegen zehn Uhr ſagte ſie: **Lieber Mann! ich werde ſo ſchläfrig und mir iſt ſo wohl, ſollte ich etwa nicht wieder erwachen, und träumend hinüber ſchlummern, ſo lebe wohl!** — dann ſahe ſie ihn noch einmal mit ihren großen ſchwarzen Augen ſeelenvoll an, lächelte, drückte ihm die Hand, und ſchlief ein, nach etwa einer Stunde fing ſie an zu zucken, ſeufzte tief, und ſchauderte; jetzt ſtand der Odem ſtill, die Züge des Todes ſtanden alle auf ihrem Geſicht, ihr Mund verzog ſich noch zum Lächeln. **Chriſtine** war nicht mehr.

Dieſen Auftritt muß ein zärtlicher Ehegatte erfahren, ſonſt kann er ſich keinen Begrif davon machen. In dem Augenblick trat **Siegfried** herein, ſchaute hin, fiel ſeinem Freund um den Hals, und beyde vergoſſen milde Thränen.

Du holder Engel! rief **Siegfried** über ſie hin, und ſchluchzte, **haſt du nun ausgelitten?** — **Stilling** aber küßte noch einmal ihre erblaßten Lippen und ſagte:

Du Dulderin ohne Gleichen, Dank dir für deine treue Liebe, gehe ein zu deines Herren Freude!

Als Siegfried fort war, brachte man die beyden Kinder, er führte ſie zur Leiche, ſie ſahen hin und ſchrien laut, nun ſetzte er ſich, nahm auf jedes Knie eins, drückte ſie an ſeine Bruſt, und alle drey weinten bittere Thränen. Endlich ermannte er ſich, und machte nun die Anſtalten, die die Umſtände erforderten.

Den 21ſten October des Morgens in der Dämmerung trugen Stillings Rittersburger Freunde ſeine Gattin hinaus auf den Gottesacker und beerdigten ſie in der Stille, dieſe letzte Trennung erleichterten ihm die beyden proteſtantiſchen Prediger, ſeine Freunde, welche bey ihm ſaſſen, und ihn mit tröſtenden Geſprächen unterhielten.

Mit Chriſtinens Tod endigte ſich nun eine große und wichtige Periode in Stillings Geſchichte, und es begann allmählig eine eben ſo wichtige, welche die Zwecke ſeiner bisherigen ſchweren Führung herrlich und ruhig enthüllte.

Nach Chriſtinens Tod ſuchte nun Stilling ſeine einſame Lebensart zweckmäßig einzurichten: er reiſte nach Zweybrücken, wo er ſehr gute und treue Freunde hatte; dort überlegte er mit ihnen, wo er ſeine Kinder am beſten in eine Penſion unterbringen könnte, damit ſie ordentlich erzogen werden möchten; nun fand ſich in Zweybrücken eine, dem Anſehen nach, ſehr gute Gelegenheit, er machte alſo die Sache richtig, reiſte dann zurück und holte ſie ab; die Tochter war jetzt im neunten, der Sohn aber ſieben Jahr alt.

Als er aber ſeine Kinder weggebracht hatte, und nun wieder in ſeine einſame und öde Wohnung kam, ſo fiel alles Leiden mit unausſprechlich wehmüthiger Empfindung auf ihn zurück, er verhüllte ſein Angeſicht, weinte und ſchluchzte, ſo daß er ſich kaum tröſten konnte. Seine Haushaltung hatte er aufgegeben, die Magd weggeſchickt, und die Leute, bey denen er wohnte, brachten ihm das Eſſen auf ſein Zimmer; er war alſo in der Wildfremde ganz allein. Faſt reuete es ihn, daß er ſeine Kinder und die Magd weggethan hatte, allein es war nicht anders möglich: ſeine Kinder muſten Erziehung haben, dazu aber beſchäftigte ihn ſein Beruf zu ſehr, und dann durfte er auch keiner Magd ſeine Haushaltung anvertrauen; ſo wie es jetzt war, war die Einrichtung freylich am beſten, aber für ihn unerträglich, er war gewohnt, an der Hand einer treuen Freundin zu wandeln, und die hatte er nun nicht mehr; ſein Leiden war unausſprechlich; zuweilen tröſtete ihn ſein Vater **Wilhelm Stilling** in einem Brief, und ſtellte ihm ſeine erſten Jugend-Jahre vor, wo er ſich erinnern würde, wie lange und ſchwer er den Verluſt ſeines ſeeligen **Dortchens** betrauert habe, doch habe die Zeit nach und nach die Wunde geheilet; es werde ihm auch ſo gehen; allein das half wenig, **Stilling** war jetzt einmal im Kummer, und ſahe keinen Ausweg, wo er ſich herauswinden könnte.

Dazu kam noch die traurige ſpäte Herbſtzeit, welche ohnehin vielen Einfluß auf ſeine Seelenſtimmung hatte; wenn er zum Fenſter hinaus in die entblätterte Natur blickte, ſo wars ihm, als wenn er ganz einſam unter

Leichen wandelte, und nichts als Tod und Verweſung um ſich her ſahe, mit einem Wort: ſeine Wehmuth war nicht zu beſchreiben.

Nach vier Wochen, mitten im November, an einem Sonnabend Nachmittag, ſtieg dieſe wehmüthige Empfindung aufs höchſte, er lief aus und ein, und fand nirgends Ruhe; auf einmal gerieth er ins Beten, er verſchloß ſich alſo auf ſein Zimmer, und betete mit der innigſten Inbrunſt, und mit unausſprechlichem Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater; er konnte nicht zum Aufhören kommen. Wenn er auf dem Catheder war, ſo flehete ſein Herz immer fort, und ſo wie er wieder in ſeine Schlafkammer kam, ſo lag er wieder da, rief und betete laut. Des Abends um ſechs Uhr, als er ſein letztes Collegium geleſen hatte, und nun eben in ſeine Stube getreten war, kam die Hausmagd und ſagte ihm, es ſey ſo eben ein junger Mann da geweſen, der nach ihm gefragt habe. Gleich darauf trat dieſer hinein; mit einer freundlichen einnehmenden Miene ſagte er: „Herr Profeſſor! „ich bin von R . . . und habe die Adjunction „auf eine Cameral-Bedienung; der Churfürſt-

„lichen Verordnung zufolge muß ich alſo wenigſtens ein halb Jahr hier ſtudiren, ſo ſchwer mir das auch fällt, denn ich habe zwar keine Kinder, aber doch eine Frau, ſo freue ich mich doch, mit Stilling in Bekanntſchaft zu kommen. Nun habe ich eine Bitte an Sie: ich habe mit Bedauren gehört, daß ihre Frau Gemahlin geſtorben iſt, und daß Sie nun ſo einſam und traurig ſind, wie wärs, wenn Sie mir und meiner Frau erlaubten, bey ihnen zu wohnen und mit ihnen an einen Tiſch zu gehen? Wir hätten dann den Vortheil ihres Umgangs, und Sie hätten Geſellſchaft und Unterhaltung. Ich darf mir ſchmeicheln, daß meine Frau ihren Beifall haben wird, denn ſie iſt edel und gutherzig.

Bey dieſen Worten thaute Stillings Seele auf, und es war ihm, als wenn ihm jemand die Laſt ſeines Kummers auf einmal von den Schultern geſchoben hätte, er konnte kaum ſeine hohe Freude verbergen. Er ging alſo mit Herrn Kühlenbach ins Wirthshaus, um ſeiner Gattin aufzuwarten, die nun mit Freuden die willige Aufnahme erfuhr. Des andern

dern Tages zog dieſes edle brave Paar in Stillings Wohnung ein.

Nun ging alles wieder ſeinen ungehinderten muntern Gang fort; Stilling war zwar noch immer wehmüthig, allein es war Wonne der Wehmuth, in welcher er ſich wohl befand. Jetzt kam er nun auch ſo weit, daß er im Stande war, ſeine Lehrbücher der Reihe nach herauszugeben; die Honorarien, welche er dafür empfangen hatte, machten ihm Muth zur Tilgung ſeiner Schulden, denn er ſahe ein unabſehbares Feld vor ſich, in welchem er lebenslang als Schriftſteller arbeiten, und alſo jährlich ſein Einkommen auf wenigſtens 1500 Gulden bringen konnte. Jetzt verauctionirte er auch ſeinen unnöthigen Hausrath, und behielt nichts mehr, als was er ſelbſt nöthig brauchte, und mit dem daraus gelöſten Gelde bezahlte er die dringendſten Schulden.

Dieſe ganz erträgliche Lebensart dauerte ſo fort, bis gegen das Ende des Winters des 1782ſten Jahres. Jetzt fing nun Fühlenbach an vom Wegziehen zu reden; dies machte Stillingen Angſt, denn er fürchtete, die grauſame Schwermuth möchte wieder eintreten; er ſuchte daher allerhand Plane zu entwerfen, die ihm aber alle nicht einleuchten wollten. Nun bekam er gerade zu dieſer Zeit einen Brief von Herrn **Eiſenhart**, in welchem ihm der Vorſchlag gethan wurde, wieder zu heirathen; **Stilling** ſahe wol ein, daß dies das Beſte für ihn ſeyn würde, er entſchloß ſich auch nach vielen Kämpfen dazu, und erwartete nun die Winke und Leitung der Vorſehung.

Seine erſte Gedanken fielen auf eine vortrefliche Witwe, welche ein Kind, etwas Vermögen, den edelſten Character hatte, und von ſehr gutem Herkommen und anſehnlicher Familie war, ſie hatte ſchon große Proben ihrer Häußlichkeit abgelegt, und kannte **Stillingen**. Er ſchrieb alſo an ſie; die brave Frau antwortete ihm, und gab ſolche wichtige Gründe an, die ſie verhinderten, je wieder zu heirathen, daß **Stilling** als ein rechtſchaffener Mann handeln, und ſchlechterdings abſtehen muſte. Dieſer mißlungene Verſuch machte ihn blöde, und er beſchloß, behutſam zu verfahren.

Um dieſe Zeit ging eine Aufklärung in ſeiner Seele über eine Sache vor, die er bis daher

her nicht von ferne geahndet hatte: denn als er einsmals allein luſtwandelte, und ſeinen zehnjährigen ſchweren Eheſtand überdachte; ſo forſchte er nach, woher es doch wol gekommen ſeyn möchte, daß ihn Gott ſo ſchwere Wege geführt habe, da doch ſeine Heirath ſo ganz von der Vorſehung veranſtaltet worden? — **Iſt aber dieſe Veranſtaltung auch wol wirklich wahr geweſen?** — fragte er ſich: **kann nicht menſchliche Schwäche, kann nicht Unlauterkeit der Geſinnungen mit im Spiel geweſen ſeyn?** jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er erkannte im Licht der Wahrheit, daß ſein Schwiegervater, ſeine ſeelige Chriſtine und er ſelbſt, damals, weder nach den Vorſchriften der Religion, noch der geſunden Vernunft gehandelt hätten; denn es ſey des Chriſten höchſte Pflicht, unter der Leitung der Vorſehung, jeden Schritt und beſonders die Wahl einer Perſon zur Heirath, nach den Regeln der geſunden Vernunft und der Schicklichkeit zu prüfen, und wenn dies gehörig geſchehen ſey, den Seegen von Gott zu erwarten. Das war aber ehemals alles vernachläſſiget worden: Chriſtine war ein unſchuldiges unerfahrnes Mädchen, ſie liebte Stillingen insgeheim, hing dieſer Liebe nach, betete zu Gott um Erfüllung ihrer Wünſche, und ſo miſchte ſich Religion und Liebe in ihre hyſteriſchen Zufälle. Das alles kannten weder ihre Eltern noch Stilling, ſie ſahen das für göttliche Eingebungen und Wirkungen an, und folgten. Zu ſpät zeigte ſich das Unſchickliche und Unvorſichtige in den betrübten Folgen. Chriſtine hatte kein Vermögen, Stilling noch viel weniger; er muſte mit andrer Leute Geld ſtudiren, konnte nachher nicht kaufmänniſch haushalten, und alſo weder ſich nähren, noch Schulden bezahlen; Chriſtine hingegen, welche kaufmänniſch erzogen war, erwartete von ihrem Mann das große Planmäßige der Wirthſchaft, und hielt nur mit dem Haus, was ſie in der Hand bekam; ſie hätte alſo jeden Kaufmann glücklich gemacht, aber niemals einen Gelehrten.

Doch erkannte Stilling bey dem allen ſehr wohl, daß die ſchwere zehnjährige Führung, ſo wie die Schickſale ſeines ganzen Lebens, ſeinem Character und ſeiner ganzen

Exiſtenz unausſprechlich wohlthätig geweſen waren. Gott hatte ſeine eigene Unlauterkeit zur Seife gebraucht, um ihn mehr und mehr zu reinigen, auch ſeine theure verklärte **Chriſtine** war auf der Feuer-Probe beſtanden, und auf eben dieſen Weg vollendet worden. **Stilling** brach alſo in lautem Dank aus gegen Gott, daß er alles ſo wohl gemacht habe.

Dieſe Entdeckung ſchrieb er nun auch an Herrn **Friedenberg**, allein dieſer nahm das übel, er glaubte noch immer die Sache ſey von Gott geweſen, nur er ſey an allem Schuld, und er müſſe ſich beſſern. Leſer! ich bitte inſtändig, gegen dieſen auch nunmehro verklärten edlen Mann keine Bitterkeit zu faſſen; er war redlich und fromm, dafür wurde er von allen Menſchen erkannt, geliebt und geehrt; allein wie leicht kann der rechtſchaffenſte irren — und welcher Heilige im Himmel hat nicht geirrt! Das wollte ihm aber am übelſten einleuchten, daß **Stilling** wieder zu heirathen entſchloſſen war.

Da nun der erſte Verſuch, eine Gattin zu finden, mißlungen war, ſo fing **Stillings** Hausfreund **Kühlenbach** an, vorzuſchlagen;

er wüſte nämlich in S . . . eine vortrefliche Jungfer, welche ein ziemliches Vermögen hätte, und dieſe, hoffte er, würde für **Stilling** ſeyn. Das muß ich noch bemerken, daß jetzt jedermann zu einer reichen Frau rieth, denn man urtheilte, dadurch würde ihm am erſten geholfen werden, er ſelbſt glaubte, das ſey das beſte Mittel; freylich ſchauderte er oft für ſich und ſeine Kinder, wenn er an eine reiche Gattin dachte, die vielleicht weiter keine gute Eigenſchaften hätte, indeſſen verließ er ſich auf Gott: **Kühlenbach** zog alſo die Oſtern fort, und auf Pfingſten reiſte **Stilling** nach S . . ., um den zweyten Verſuch zu machen, aber auch dieſer nebſt dem dritten ſchlug fehl, denn beyde Perſonen waren verſprochen.

Jetzt machte **Stilling** ein großes Punctum hinter dieſe Bemühungen; es war ganz und gar ſeine Sache nicht, Körbe zu holen, er trat alſo mit gebeugtem Herzen vor Gott, und mit dem innigſten kindlichen Zutrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, ſagte er: **Ich übergebe dir, mein Vater! mein Schickſal ganz, ich habe nun gethan, was ich konnte, jetzt erwarte ich deinen Wink,** iſt es dein Wille, daß ich wieder heirathen ſoll, ſo führe du mir eine treue Gattin zu, ſoll ich aber einſam bleiben, ſo beruhige mein Herz!

Zu der Zeit wohnte die vortrefliche Frau geheime Staatsräthin Sophie von la Roche, mit ihrem Gemahl und noch unverheirateten Kindern in S . . . Stilling hatte ſie beſucht, da er aber ihre vertraute Freundſchaft noch nicht genoß, ſo hatte er ihr von ſeinem Vorhaben nichts geſagt.

Den erſten Poſttag nach obigem Gebet und kindlicher Ueberlaſſung an die Vorſehung, bekam er ganz unerwartet einen Brief von jener vortreflichen Dame, er öfnete ihn begierig, und fand unter andern mit Erſtaunen folgendes:

„Ihre hieſigen Freunde ſind nicht ſo vorſichtig geweſen, als Sie bey mir waren, denn hier iſt es eine allgemein bekannte Sache, daß Stilling da und dort vergebliche Heiraths-Anträge gemacht habe. Das ärgert mich, und ich wollte es wäre nicht geſchehen.

„Müſſen Sie durchaus eine vermögende Frau haben, oder wäre Ihnen eine meiner

„Freundinnen recht, die ich Ihnen nun nach der Wahrheit ſchildern will? — Sie iſt ſehr tugendhaft, hübſch, und von einer edlen alten gelehrten Familie, und vortreflichen Eltern, der Vater iſt tod, aber ihre verehrungswürdige kränkliche Mutter lebt noch, ſie iſt ungefähr 23 Jahr alt, und hat viele Leiden erduldet; ſie iſt ſehr wohl erzogen, zu allen weiblichen Abeiten ausnehmend geſchickt, eine ſehr ſparſame Haushälterin, gottesfürchtig und ein Engel für ihre beyden Kinder; ſie hat nicht viel Vermögen, wird aber ordentlich ausgeſtattet u. ſ. w. Erſetzen Ihnen alle dieſe Eigenſchaften, für deren Wahrheit ich ſtehe, etliche tauſend Gulden, ſo geben Sie mir darüber Nachricht, ich will ſie Ihnen alsdann nennen, und ſagen, was Sie zu thun haben u. ſ. w.„

Wie es **Stillingen** nach dem Leſen dieſes Briefes zu Muthe war, das läßt ſich nicht beſchreiben; vor ein paar Tagen hatte er ſeine Heiraths-Angelegenheiten ſo feyerlich an die Vorſehung übergeben; und nun zeigte ſich ihm eine Perſon, die gerade alle Eigenſchaften hatte, wie er ſie wünſchte. Freylich fiel ihm der Gedanke ein, aber ſie hat wieder kein Vermögen, wird alſo meine Qual nicht fortdauern? — Indeſſen durfte er jetzt nach ſeinen Grundſätzen nicht räſonniren, ſie war der Gegenſtand, auf welchen der Finger ſeines Führers hinwieß, er folgte alſo und zwar ſehr gerne. Nun zeigte er auch Herrn Siegfried, ſeiner Gattin, und dem lutheriſchen Prediger, nebſt ſeiner Ehefreundin, dieſen Brief, denn dieſe vier Perſonen waren ſeine innigſten Freunde. Alle erkannten den Wink der Vorſehung ſehr lebhaft, und ermahnten ihn zu folgen. Er entſchloß ſich alſo im Namen Gottes, ſetzte ſich hin, und ſchrieb einen ſehr verbindlichen Brief an die Frau von la Roche, in welchem er ſie bat, ihn mit der theuren Perſon bekannt zu machen, denn er wolle dem Wink der Vorſehung und ihrem Rath gehorchen. Acht Tage darauf erhielt er Antwort; die vortrefliche Frau ſchrieb ihm: ihre Freundin heiße Selma von St Florentin, und ſey die Schweſter des daſigen Herrn Raths-Conſulenten dieſes Namens; alles, was ſie ihm von ihr geſchrieben habe, ſey wahr, ſie habe ihr auch ſeinen Brief gezeigt, ihr nunmehr

mehr etwas von der Sache geſagt, und ſie habe ſich geäußert, daß es ihr nicht zuwider ſey, wenn ſie Stilling einmal beſuchte. Die Frau von la Roche rieth ihm alſo, nach Reichenburg zu reiſen, wo ſich Selma jetzt in dem Gaſthof zum Adler aufhalte, weil der Gaſthalter dieſes Hauſes ihr Verwandter ſey. Stilling war von jeher in allen ſeinen Unternehmungen raſch und feurig, flugs nahm er alſo Extrapoſt, und fuhr nach Reichenburg, welches eine Tagereiſe von Rittersburg, und vier Stunden von S... entlegen war. Er kam alſo am Abend dort an, und kehrte im gedachten Gaſthof ein. Jetzt war er nun in Verlegenheit, er durfte nicht nach der Perſon fragen, die er ſuchte, und ohne dieſes hätte ſeine Reiſe leicht vergeblich ſeyn können, indeſſen hofte er, ſie werde wol zum Vorſchein kommen, und Gott werde ſeinen Gang ferner leiten. Da es nun noch früh war, ſo ging er zu einem vertrauten Freunde, dieſem entdeckte er ſein Vorhaben, und ob gleich dieſer Freund einen andern Plan mit ihm vor hatte, ſo geſtund er doch ein, daß Selma alles das ſey, was ihm die Frau von la Roche geſchrieben habe, ja ſie ſey eher noch mehr, als weniger, bey dem allen aber nicht reich. Stilling freute ſich von Herzen über dieſes Zeugniß und antwortete: wenn ſie ſchon nicht reich iſt, laßt ſie nur eine gute Haushälterin ſeyn, ſo wird dennoch alles gut gehen.

Er ging nun wieder in den Gaſthof zurück; ohngeachtet aller Aufmerkſamkeit aber, konnte er nicht das geringſte von ihr hören und ſehen. Um neun Uhr ging man an die Table d'hote, die Tiſchgeſellſchaft war angenehm und auserleſen, er ſaß wie im Feuer, denn auch jetzt erſchien Selma nicht, ihm wurde weh, und er wuſte nicht, was er beginnen ſollte. Als es aber endlich zum Deſert kam, fing ein ehrwürdiger Greiß an, der ihm zur linken ſaß: „Mir iſt ein artiger Spaß paſſirt, ich entſchloß mich heute, der Frau von la Roche in S . . . meine Aufwartung zu machen, und da nun unſere artige Tiſchgeſellſchafterin, die Mademoiſelle von St. Florentin (hier ſpitzte Stilling die Ohren gewaltig) hörte, daß ich dieſen Abend wieder hierher zurückführe, ſo erſuchte ſie mich, ſie mitzunehmen, weil ſie gerne ihren Bruder den Herrn Con-

ſulen=

„ſulenten beſuchen möchte. Dieſe Geſellſchaft „war mir ſehr angenehm, ſie fuhr alſo dieſen „Morgen mit mir nach S . . . ging dann zu „ihrem Bruder, und ich zur Frau von la „Roche. Des Mittags über Tiſch ließ ſie „mir ſagen, ſie ginge mit ihrem Bruder des „Weges nach Reichenburg ſpazieren, in „einem gewiſſen Dorf wolle ſie auf die Kutſche warten, ich möchte alſo da anhalten „und ſie wieder mit nehmen. Ich ſagte das „auch dem Kutſcher, der aber vergißt es, „und nimmt einen andern Weg, folglich müſſen wir nun jetzt ihre Geſellſchaft entbehren.„

Nun wurde noch vieles zu Selma's Ruhm geſprochen, ſo daß Stilling genug zu hören hatte, jetzt wuſte er, was er wiſſen muſte; ſein Gegenſtand war in S . . . Er machte ſich alſo ſo geſchwind als er konnte, auf ſein Zimmer, nicht um zu ſchlafen, ſondern um zu denken; denn er überlegte nun, ob es vielleicht ein Wink der Vorſehung ſey, daß er ſie nicht angetroffen habe, um ihn wieder von ihr abzuziehen? er quälte ſich die ganze Nacht mit dieſem Gedanken, und wuſte nicht, ob er gerades Weges wieder nach

Hauſe zurückkehren, oder erſt nach S... gehen ſollte, um vorher mit der Frau von la Roche zu ſprechen? endlich behielt letzterer Entſchluß die Oberhand, er ſtand alſo des Morgens um vier Uhr auf, zahlte ſeine Zeche, und ging zu Fuß nach S... wo er alſo den 25ſten Junius 1782 des Morgens um 8 Uhr ankam.

So wie er zur Frau von la Roche ins Zimmer trat, ſchlug dieſe die Hände zuſammen, und rief ihm mit ihrer unausſprechlich holden Miene entgegen: Ey Stilling! wo kommſt du her? — Stilling verſetzte: Sie haben mich nach Reichenburg gewieſen, da iſt aber Selma nicht, ſie iſt hier. —

„Hier iſt Selma? — wie geht das zu?„

Nun erzählte er ihr den ganzen Hergang.

„Stilling, das iſt vortreflich — das iſt
„ein Wink der Vorſehung, ich hab darüber
„nachgedacht, im Gaſthof zu Reichenburg
„hätten Sie ſie ja nicht einmal anſehen,
„geſchweige mit ihr reden dürfen, hier aber
„läßt ſich alles machen.„

Dieſe Worte heiterten ihn völlig auf, und beruhigten ſein Herz.

Nun machte **Sophie** Anſtalt zu einer Zuſammenkunft: der andre Conſulent, der Herr P . . ., ein College des Herrn von **St Florentin**, nebſt ſeiner Gattin, waren ſehr gute Freunde von der Frau von la Roche, und auch von **Selma**; an dieſe ſchrieb ſie alſo ein Billet, in welchem ſie ihnen ſagte, daß **Stilling** da ſey; und ſie erſuchte, **Selma** nebſt ihrem Bruder davon zu benachrichtigen, und ſie zu bitten, gegen zehn Uhr in ihrem Garten zu ſpatziren, er, der Herr Conſulent P . . ., möchte dann **Stillingen** auch dahin abholen.

Alles das geſchah; die Frau Conſulentin P . . . holte **Selma** und ihren Bruder, und Herr P . . . **Stillingen** ab.

Wie ihm auf dem Wege zu Muthe war, das weiß Gott. P . . . führte ihn alſo zum Thor hinaus und linker Hand an die Mauer fort, gegen Mittag in einen ſehr ſchönen Baumgarten mit Rebengeländer und einem Gartenhauſe. Die Sonne ſchien am unbewölkten Himmel, und es war einer der ſchönſten Sommertage.

Bey dem Eintritt ſahe er dort **Selma** mit einem gelbröthlichen ſeidenen Kleide und einem ſchwarzen Binſenhut bekleidet, voller Unruh unter den Bäumen wandeln, ſie rung die Hände mit äußerſter Gemüthsbewegung; an einem andern Ort ging ihr Bruder mit der Frau Conſulentin umher. So wie ſich Stilling näherte und ſich ihnen zeigte, ſtellten ſich alle in Poſitur, ihn zu empfangen. Nachdem er rund umher ein allgemeines Kompliment gemacht hatte, trat er zu Selma's Bruder; dieſer Herr hatte ein majeſtätiſches ſehr ſchönes Anſehen, er gefiel ihm bey dem erſten Anblick aus der Maßen, er trat alſo zu ihm, und ſagte: **Herr Conſulent, ich wünſche Sie bald Bruder nennen zu können!** — Dieſe Anrede die nur Stilling thun konnte, muſte einen Mann von ſo feiner Erziehung und Weltkenntniß nothwendig frappiren; er bückte ſich alſo, lächelte und ſagte: Ihr gehorſamer Diener, Herr Profeſſor! das wird mir eine Ehre ſeyn.

Nun gingen P . . . und ſeine Gattin und von Florentin ſchleunig fort ins Gartenhaus, und ließen Stilling und Selma allein.

Jetzt trat er zu ihr, präſentirte ihr ſeinen Arm, und führte ſie langſam vorwärts; eben ſo gerade und ohne Umſchweiſe ſagte er zu ihr: Mademoiſelle! Sie wiſſen, wer ich bin, (denn ſie hatte ſeine Geſchichte geleſen) Sie wiſſen auch den Zweck meiner Reiſe, ich habe kein Vermögen, aber hinlängliches Einkommen und zwey Kinder, mein Character iſt ſo, wie ich ihn in meiner Lebensgeſchichte beſchrieben habe, können Sie ſich entſchließen, meine Gattin zu werden, ſo halten Sie mich nicht lange auf, ich bin gewohnt, ohne Umſchweiſe zum Ziel zu eilen, ich glaube, Ihre Wahl wird Sie nie gereuen, ich fürchte Gott, und werde ſuchen, Sie glücklich zu machen.

Selma erholte ſich aus ihrer Beſtürzung, mit einer unausſprechlich holden Miene ſchlug ſie ihre geiſtvolle Augen empor, reckte die rechte Hand mit dem Fächer in die Höhe, und ſagte: was die Vorſehung will — das will ich auch!

Indem kamen ſie auch im Gartenhauſe an, hier wurde er nun beſehen, ausgeforſcht, geprüft und auf allen Seiten beleuchtet. Nur Selma ſchlug die Augen nieder, und ſagte kein Wort. Stilling ſtellte ſich ungeſchminkt dar, wie er war, und heuchelte nicht. Jezt wurde nun die Abrede genommen, daß Selma mit ihrem Bruder, Nachmittags nach Tiſche, zur Frau von la Roche kommen, und daß alsdann weiter von der Sache geredet werden ſollte. Damit ging jeder wieder nach Hauſe.

Sophie fragte gleich beym Eintritt ins Zimmer: wie hat Ihnen meine Selma gefallen?

„Vortreflich! ſie iſt ein Engel!„

Nicht wahr? ich hoffe, Gott wird ſie Ihnen zuführen.

Nach Tiſche wurde nun Selma ſehnlich erwartet, aber ſie kam nicht. Sophie und Stilling geriethen in Angſt, beyden drungen die Thränen in den Augen; endlich that die vortrefliche Frau einen Vorſchlag, wenn allenfalls Selma nicht einwilligen würde, der ihre Engels-Seele ganz zeigte, wie ſie iſt; allein Beſcheidenheit und andre wichtige Gründe verbieten mir, ihn zu entdecken.

In dem Zeitpunct, als Stillings Angſt aufs höchſte geſtiegen war, trat Herr von

St Florentin mit ſeiner Schweſter zur Thüre herein, **Sophie** grif den Conſulenten am Arm, und führte ihn ins Nebenzimmer, und **Stilling** zog **Selma** neben ſich auf den Sofa.

War das Kaltſinn, oder was wars, fing er an, daß Sie mich ſo ängſtlich harren ließen?

„Nicht Kaltſinn — (die Thränen drungen „ihr in die Augen) ich muſte in eine Viſite „gehen und da wurde ich aufgehalten; meine „Empfindung — iſt unausſprechlich.

Sie entſchließen ſich alſo wol, die Meinige zu werden?

„Wenn meine Mutter einwilligt, ſo bin ich ewig die Ihrige!

Ja, aber ihre Frau Mutter?

„Die wird nichts einwenden.„

Mit unausſprechlicher Freude umarmte und küßte er ſie, und indem trat **Sophie** mit dem Conſulenten ins Zimmer. Dieſe ſtanden da, ſchauten hin und ſtarrten!

So weit ſind Sie ſchon? — rief **Sophie** mit hoher Freude.

Ja! — Ja! im Arm führte er ſie ihr entgegen.

Nun umfaßte die erhabene Seele beyde, ſchaute in die Höhe, und ſagte mit Thränen und innigſter Bewegung: Gott ſeegne euch, meine Kinder! mit himmliſcher Wonne wird die verklärte Chriſtine jetzt auf ihren Stilling herabſehen, denn ſie hat dir, mein Sohn, dieſen Engel zum Weibe erbeten.

Dieſer Auftrit war Herz und Seelen erſchütternd; Selma's Bruder hing ſich auch an dieſe Gruppe an, weinte, ſeegnete, und ſchwur Stillingen ewige Brudertreue.

Nun ſetzte ſich Sophie, ſie nahm ihre Selma auf ihren Schoß, die ihr Geſicht in Sophiens Buſen verbarg, und ihn mit Thränen netzte.

Endlich ermannten ſich alle; Stillings Zug zu dieſer vortreflichen Seele, ſeiner nunmehrigen Braut war unbegränzt, ob er gleich ihre Lebensgeſchichte noch nicht wuſte. Sie hingegen erklärte ſich, ſie empfände eine unbeſchreibliche Hochachtung und Erfurcht gegen ihn, die ſich bald in herzliche Liebe verwandeln würde; dann trat ſie hin, und ſagte mit Würde: ich werde bey Ihren Kindern Ihre ſeelige **Chriſtine** ſo erſetzen, daß ich ſie ihr an jenem Tage getroſt wieder zuführen kann.

Jetzt ſchieden ſie von einander; **Selma** fuhr noch dieſen Abend nach **Reichenburg**, von da wollte ſie nach **Creutznach** zu ihrer Mutter-Schweſter reiſen, und dort ihre Brauttage verleben. So wie ſie fort war, ſchrieb **Stilling** noch einen Brief an ſie, der ihr des andern Tages nachgeſchickt wurde, und nun reiſte er auch froh und vergnügt nach **Rittersburg** zurück.

Als er nun wieder allein war, und den ganzen Vorfall genau überlegte, ſo fielen ihm ſeine vielen Schulden centnerſchwer aufs Herz — davon er ſeiner **Selma** kein Wort entdeckt hatte; das war nun zwar ſehr unrecht, ein in Wahrheit unverzeihlicher Fehler, wenn man das einen Fehler nennen will, was moraliſch unmöglich iſt. **Selma** kannte **Stillingen** nur aus ſeinen Schriften, und aus dem Gerücht, ſie ſah ihn an dem Tage, da ſie ſich mit ihm verſprach, das erſtemal, hier fand das, was man zwiſchen jungen Leuten Liebe heißt, nicht ſtatt, der ganze Vorgang war Entſchluß, Ueberlegung, durch vernünftige Vorſtellung entſtandenes Reſultat; hätte er nun etwas von ſeinen Schulden geſagt, ſo wäre ſie gewiß zurück geſchaudert; dies fühlte Stilling ganz — aber er fühlte auch, was eine Entdeckung von der Art, dann, wann ſie nicht wieder zurückziehen konnte, für Folgen haben würde. Er war alſo in einem erſchrecklichen Kampf mit ſich ſelbſt, fand ſich aber zu ſchwach, die Sache zu offenbaren.

Indeſſen erhielt er den erſten Brief von ihr; er erſtaunte über den Geiſt, der ihn ausgeboren hatte, und ahndete eine glückliche Zukunft; Freiheit der Empfindungen ohne Empfindeley, Richtigkeit und Ordnung im Denken, wohlgefaßte und reife Entſchlüſſe, herrſchten in jeder Zeile, und jeder, dem er den Brief zu leſen anvertraute, prieß ihn ſeelig.

Indeſſen kam die Einwilligung von der Frau Cammer-Directorin von St Florentin, ſie wurde Stillingen bekannt gemacht, und nun war alles richtig. Er reiſte alſo nach Creutznach zu ſeiner Braut, um einige Tage bey ihr zuzubringen, und ſich näher mit ihr bekannt zu machen. Jetzt lernte er ſie nun recht kennen, und er fand, in welchem Uebermaaß er für alle ſeine bisherige ſchwere und langwierige Leiden von der ewigen Vaterliebe Gottes ſey belohnet worden; ſeine Schulden aber konnte er ihr ohnmöglich entdecken, er betete alſo unabläßig zu Gott, daß er doch dieſe Sache ſo wenden möchte, damit ſie ein gutes Ende gewinnen möge.

Die Frau Tante war auch eine ſehr würdige angenehme Frau, die ihn recht lieb gewann, und ſich dieſes Familien-Zuwachſes freute.

Nahe bey dieſer Tante wohnte ein Kaufmann, Namens Schmerz, ein Mann von vielem Geſchmack und Kenntniſſen. Dieſer hatte Stillings Geſchichte geleſen, er war ihm alſo merkwürdig; daher lud er ihn einſtmals an einem Abend, nebſt ſeiner Braut und der Tante, in ſeinen ſchönen und vielen Kennern wohlbekannten Garten ein. Dieſer liegt an der Nordweſtſeite der Stadt, ein Theil des alten Stadtgrabens iſt dazu benutzt worden. Wenn man nordwärts zum Linger-Thor hinausgeht, ſo triſt man alſofort eine Thür an, ſo wie man hineintrit, kommt man in ein Buſchwerk; linker Hand hinauf hat man einen erhabenen Hügel, und rechts etwas tiefer einen Roſenplatz mit einer Bauernhütte. Dann wandelt man einen ebenen Fußſteig zwiſchen den Büſchen allmälig hinab ins Thal, und nun ſtößt man auf einen Pumpbrunnen, bey welchem ſich ein Ruheſitz in einer Laube befindet. Auf einer Tafel, die hier aufgehangen iſt, ſteht folgender Reim, vom ſeeligen Herrn Superintendenten **Göz** zu **Winterberg**, eingegraben:

> Immer rinnet dieſe Quelle,
> Niemals plaudert ihre Welle;
> Komm, Wandrer, hier zu ruhn,
> Und lern an dieſer Quelle
> Stillſchweigend Gutes thun.

Dann kehrt man ſich nordwärts queer über in die Mitte des Thals, wandelt dann zwiſchen Blumen und Gemüßbeeten etwas durch daſſelbe fort, und nun führt der Weg ganz nordwärts an eine ſteile Felſenwand, in welche eine zierliche Kammer eingehauen iſt, und deren Wände mit allerhand Gemählden überzogen ſind, hier ſteht ein Canapee mit Stühlen und einem Tiſch.

Wenn man aus dieſer Felſenkluft wieder heraustrit, ſo kommt man nun in einen langen geraden Gang, der durch größere Bäume und Geſträuche fortführt, ſich gegen Südweſten richtet, und oben auf einen Quergang mit Raſenſitzen ſtößt, hinter dieſen Sitzen ſteigt ein Wald von italieniſchen Pappeln ungemein reitzend in die Höhe, der ſich oben an die alte Stadtmauer und an ein Gebäude anſchließt; unten in dieſem Wald, nahe hinter der Raſenbanke, kuckt eine ſchöne aus einem grauen Sandſtein gehauene Urne aus dem Gebüſche hervor. Dieſe Urne ſieht man, ſobald man aus der Felſenkammer herab, in den großen Gang eintrit; auf dem Wege durch dieſen Gang trift man linker Hand, gegen den Hügel zu, ein Grabmal mit Ruheſitzen und Inſchriften an, rechter Hand aber führt ein kleiner Fußpfad zu des Diogenes Faß, welches groß genug iſt, um darinnen allerhand Betrachtungen anzuſtellen; von hier führt ein ſteiler Fußpfad weſtwärts hinauf, zu einer verdorrten hohlen Eiche, in welcher ein Einſiedler in Lebensgröße mit einem langen Bart an einem Tiſchgen ſitzt, und dem, der die Thür öfnet, ein Compliment macht.

Dann führt der Pfad linker Hand, oberhalb dem Pappelwald, zwiſchen dieſem und der Stadtmauer herum, auf dem ſüdlichen, allenthalben an ſeinen Abhängen, mit Gebüſchen verwachſenen Hügel; auf demſelben befinden ſich nun Gartenbeete, Rebengeländer in dunkle gewölbte Gänge gebildet; eine Eremitage, eine Schaukel, Bänke und Stühle von mancherley Art u. d. g. Dann ſtehen zwo von Erde und Raſen hoch aufgeführte Pyramiden da, deren jede oben eine Altane hat, zu welchen man auf einer Treppe hinaufſteigt, hier iſt nun die Ausſicht über die Stadt, das **Nohthal** und die vorbeyſtrömende **Noh** überirrdiſch; damals ſchritt ein erſchrecklich langbeinnigter zahmer Storch um den Fuß dieſer Pyramiden herum.

In dieſem reizenden Aufenthalt hatte **Schmerz**, wie oben gemeldet, **Stilling**, **Selma** und die Tante auf einem Abend eingeladen. Nachdem ſie nun genug herum gewandelt, alles beſehen hatten, und es nun ganz dunkel geworden war, ſo führte man ſie in die Felſenkluft, wo ſie mit Erfriſchungen bedient wurden, bis es völlig Nacht war;

endlich trat Schmerz herein und ſagte: Freunde! kommen ſie doch einmal in den Garten, um zu ſehen, wie die Nacht alles verſchönert! Alle folgten ihm, Stilling ging voran, zu ſeiner linken Schmerz und zur rechten Selma, die andern folgten nach. So wie ſie in den langen Gang eintraten, überraſchte ſie ein Anblick bis zum höchſten Erſtaunen; die Urne oben im Pappelwäldgen, war mit vielen Lampchen erleuchtet, ſo daß der ganze Wald, wie grünes Gold, ſchimmerte.

Der Schmerz hatte Stillingen ſeine Urne erleuchtet, und neben ihn wandelte nun ſeine Salome *) die Verkündigerin eines zukünftigen hohen Friedens!!!

Schöner! ſchöner, rührender Gedanke!

Als nun alle ihre frohe Verwunderungs-Ausrüfe geendigt hatten, ſo begann hinter der Urne aus dem Dunkeln des Waldes her, mit unvergleichlich reinen blaſenden Inſtrumenten eine rührende Muſik, und zwar die vortrefliche Arie aus Zemire und Azor, welche

---

*) Salome, heißt Friede — Friedenreich.

che hinter dem Spiegel geſungen wird; zugleich war der Himmel mit Gewitterwolken überzogen, und es donnerte und blitzte darzwiſchen. Stilling ſchluchzte und weinte, die Scene war für ſeine Seele und für ſein Herz zu gewaltig, er küßte und umarmte bald Schmerzen, bald ſeine Selma, und floß für Empfindung über.

Jetzt entdeckte er wieder etwas neues an ſeiner Braut, ſie fühlte das alles auch, war auch gerührt; aber ſie blieb ganz ruhig, ihre Empfindung war kein herabſtürzender Felſenſtrom, ſondern ein ruhig fortrieſelnder Bach im Wieſenthal.

Zween Tage vor ſeiner Abreiſe von Creuznach, ſaß er des Morgens mit der Tante und ſeiner Braut im Vorhauſe; jetzt trat der Briefträger herein, und überreichte einen Brief an Selma; ſie nahm ihn an, erbrach ihn, las, und entfärbte ſich; dann zog ſie die Tante mit ſich fort in die Stube, kam bald wieder heraus, und ging hinauf auf die Schlafkammer. Jetzt kam auch die Tante, ſetzte ſich neben Stilling und entdeckte ihm, daß Selma von einem Freunde einen Brief empfangen habe, in welchem ihr bekannt gemacht worden, daß er in vielen Schulden ſtecke; dies ſey ihr aufgefallen, er möchte alſo geſchwinde zu ihr hinaufgehen und mit ihr ſprechen, damit ſie nicht wieder rückfällig würde, denn es gebe viele brave Männer, die dieſes Unglück hätten, ſo etwas müſſe keine Trennung machen u. ſ. w. Jetzt ſtieg Stilling mit einer Empfindung die Treppe hinauf, die derjenigen völlig gleich iſt, womit ein armer Sünder vor dem Richter geführt wird, um ſein Urtheil zu hören.

Als er ins Zimmer hineintrat, ſo ſaß ſie an einem Tiſchgen, und lehnte den Kopf auf ihre Hand.

Verzeihen Sie, meine theuerſte Selma! fing er an, daß ich Ihnen von meinen Schulden nichts geſagt habe, es war mir unmöglich, ich hätte Sie ja denn nicht bekommen, Ihr Beſitz iſt mir unentbehrlich; meine Schulden ſind nicht aus Pracht und Verſchwendung, ſondern aus äußerſter Noth entſtanden; ich kann viel verdienen, und bin unermüdet im Arbeiten, bey einer ordentlichen Haushaltung werden ſie in einigen Jahren getilgt ſeyn, und ſollt ich ſterben, ſo kann ja niemand Forderung an Sie machen — Sie müſſen ſich alſo die Sache ſo vorſtellen, als wenn ſie jährlich einige hundert Gulden weniger Einnahme hätten, weiter verliehren Sie nichts dabey, mit tauſend Gulden kommen Sie in der Haushaltung fort, und das übrige verwende ich dann zu Bezahlung der Schulden. Indeſſen, liebe, theure Seele! ich gebe Sie in dem Augenblick frey; und wenn es mich auch mein Leben koſten ſollte, ſo bin ich doch nicht fähig, Sie bey Ihrem Wort zu halten, ſo bald es Sie reuet.

Damit ſchwieg er ſtill und erwartete ſein Urtheil.

Mit innigſter Bewegung ſtand ſie jetzt auf, blickte ihn mit holder und durchdringender Miene an, und antwortete:

„Nein, ich verlaſſe Stilling nicht —
„Gott hat mich dazu beſtimmt, daß ich Ihre
„Laſt mit Ihnen tragen ſoll — Wohlan! —
„ich thue es gerne, haben Sie guten Muth,
„auch das werden wir mit Gott überwinden.

Wie es jetzt Stilling war, das läßt ſich kaum vorſtellen, er weinte, fiel ihr um den Hals und rief: Engel Gottes!

Nun ſtiegen ſie Hand an Hand die Treppe herunter, die Tante freute ſich innig über den glücklichen Ausgang dieſer verdrießlichen und gefährlichen Sache, ſie tröſtete beyde ſüß und aus Erfahrung.

Wie weiſe leitete jetzt wieder die Vorſehung **Stillings** Schickſal! — ſage mir einmal einer, daß ſie nicht Gebete erhört! — eine frühere Entdeckung hätte alles wieder zerſchlagen, und eine ſpätere vielleicht Verdruß gemacht. Jetzt war gerade die rechte Zeit.

Stilling reiſte nun wieder ruhig und vergnügt nach Rittersburg zurück, und machte Anſtalten zur Vollziehung ſeiner Heirath, welche bey der Tante zu Creutznach vor ſich gehen ſollte.

Den Raum, vom jetzigen Zeitpunct bis dahin, will ich indeſſen mit

Selma's Lebensgeſchichte

ausfüllen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten in Frankreich zween Brüder, beyde von uraltem italieniſchen Adel, ſie nannten ſich Ritter von St Florentin, genannt Tanſor. Einer von ihnen wurde Hugenotte, und muſte deswegen flüchtig werden; ohne Haab und Gut, ohne Vermögen nahm er ſeine Zuflucht ins Heſſiſche, wo er ſich zu Ziegenhain niederließ, eine Handlung anfing, und eine ehrbare Jungfrau bürgerlichen Standes heirathete; einer ſeiner Söhne, oder gar ſein einziger Sohn, ſtudirte die Rechtsgelahrheit, wurde ein großer thätiger rechtſchaffener Mann, und Syndicus in der Reichsſtadt

Worms; hier überfiel ihn am Ende des vörigen Jahrhunderts das große Unglück, daß er bey Verheerung dieſer Stadt, durch die Franzoſen; ſeine in der Aſche liegende Wohnung mit ſeinem Weibe und vielen Kindern mit dem Rücken anſehen muſte. Er zog alſo nach **Frankfurth am Mayn**, wo er abermal Syndikus, vieler Reichsſtädte Rath, und ein großer anſehnlicher Mann wurde. Unter ſeinen vielen Söhnen war einer ebenfalls ein geſchickter Rechtsgelehrter, welcher in **Marburg** eine zeitlang eine Regierungs-Aſſeſſor-Stelle bekleidete, und nachher den Ruf als Canzeley-Director zu **Uſingen** annahm.

Ein Sohn von dieſem, Namens **Johann Wilhelm**, war der Vater unſrer **Selma**; erſtlich bediente er eine Cammerraths-Stelle zu W . . ., und wurde hernach, als Cammer-Director, ins Fürſtenthum **Rothingen** in **Ober-Schwaben** berufen. Er war ein Mann von durchdringendem Verſtand, feurigen Entſchlüſſen, raſcher Ausführung und unbeſtechlicher Redlichkeit, und da er beſtändig am Hofe lebte, ſo war er auch zugleich ein ſehr feiner Weltmann, und ſein Haus war ein Lieblings-Aufenthalt der edelſten und beſten Menſchen. Seine Gattin war ebenfalls edel, gutherzig, und von ſehr feinen Sitten.

Dieſe Eheleute hatten fünf Kinder, zween Söhne und drey Töchter, welche auch noch alle leben; alle fünfe bedürfen meines Lobes nicht, ſie ſind vortrefliche Menſchen. Die älteſte Tochter hat einen Rath und Amtmann im Fürſtenthum U.., der älteſte Sohn iſt Conſulent in S..., der zweyte Sohn Cammerrath zu Rothingen, die zweyte Tochter hat einen braven Prediger in Franken, und das jüngſte Kind iſt Selma.

Der Cammer-Director von St Florentin hatte ſein ehrliches Auskommen, aber er war zu redlich, um Schätze zu ſammeln, als er daher im Jahre 1776 plötzlich ſtarb, ſo fand ſeine Witwe wenigen Vorrath, ſie empfing zwar ein Gnaden-Gehalt, womit ſie auskommen konnte, und alle ihre Kinder waren verſorgt, nur Selma noch nicht, für dieſe fanden ſich auch zwar allerhand Anſchläge, allein ſie war erſt im ſechzehnten Jahre, und über das gefielen ihr alle dieſe Verſorgungs-Mittel nicht.

Nun hatten ſie ehemals eine ſehr reiche weitläuftige Anverwandtin gehabt, welche in ihrem 50ſten Jahre einen jungen Cavalier von 27 Jahren geheyrathet hatte; dieſer wohnte jetzt in Niederſachſen auf ihren Gütern, in einem ſehr ſchönen Schloß. Die St Florentinſche Familie wuſte indeſſen von dieſer Frau weiter nichts, als alles gute; da nun dieſe Dame, welche zugleich Selma's Gothe war, den Tod des Cammer-Directors erfuhr, ſo ſchrieb ſie im Jahr 1778 an die Witwe, und bat ſie, ihr ihre Selma zu ſchicken, ſie wolle für ſie ſorgen und ſie glücklich machen.

Die Frau von St Florentin konnte ſich faſt unmöglich entſchließen, ihre ſo zärtlich geliebte Tochter, über ſiebenzig deutſche Meilen weit, weg zu ſchicken, indeſſen da ihr alle ihre Freunde und Kinder ernſtlich dazu riethen, ſo ergab ſie ſich endlich. **Selma** kniete vor ihr hin, und die ehrwürdige Frau gab ihr unter tauſend Thränen ihren Segen. Im October des 1778ſten Jahres reiſte ſie alſo, unter ſicherer Begleitung, nach Nieder-Sachſen, und ſie war gerade in Frankfurth, als **Stilling** mit Frau und Kindern hier durch, und von **Schönenthal** nach Rittersburg zog.

Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe kam ſie endlich auf dem Schloſſe der Frau **Obriſtin**, ihrer Gothe, an; ihr Gemahl war in **Amerika**, und dort tod geblieben. Hier merkte ſie aber bald, daß ſie ihre Erwartung getäuſcht hatte, denn ſie wurde auf allerley Weiſe mißhandelt. Dies war eine hohe Schule, und eine harte Prüfung für das gute Mädchen. Sie war gut erzogen, jedermann hatte ihr ſchön gethan, und hier hatte niemand Gefühl für ihre Talente; zwar gabs Leute genug, die ſie ſchätzten, allein die konnten ſie nur tröſten, aber nicht helfen.

Dazu kam noch eine Geſchichte: ein junger Cavalier machte ihr ernſtliche Heiraths-Anträge, dieſe nahm ſie an, die Heirath wurde zwiſchen beiderſeitigen Familien beſchloſſen, und ſie war wirklich ſeine Braut. Nun verreiſte er, und auf dieſer Reiſe trug ſich etwas zu, daß ihn von **Selma** wieder abzog, die Sache zerſchlug ſich.

Ich verſchweige die wahre Urſache dieſer Untreue, der große Tag wird ſie entwickeln.

Nach und nach ſtiegen die Leiden der guten frommen Seele aufs höchſte, und zugleich erfuhr ſie, daß ihre Gothe weit mehr Schulden als Vermögen habe; jetzt hatte ſie keine Urſache mehr zu bleiben, ſie beſchloß alſo, wieder zu ihrer Mutter zu ziehen.

Die Beſcheidenheit verbietet mir, umſtändlicher in der Beſchreibung ihrer Leiden und Aufführung zu ſeyn; dürfte ich es wagen, alles zu ſagen, ſo würden meine Leſer erſtaunen. Aber ſie lebt, und erröthet ſchon über das, was ich doch nothwendig, als Stillings Geſchichtſchreiber, ſagen muß.

Zugleich wurde ſie auch noch kränklich, es ſchien, als wenn ihr der Kummer eine Auszehrung zuziehen würde. Doch begab ſie ſich auf die Reiſe, nachdem ſie zwey Jahre im Ofen des Elends ausgehalten hatte. Zu Caſſel aber blieb ſie, im Hauſe eines vortreflichen frommen und rechtſchaffenen Freundes, des Herrn Regierungs-Raths M . . . liegen; drey viertel Jahr hielt ſie ſich daſelbſt auf, während welcher Zeit ſie gänzlich wieder curirt wurde.

Nun reiſte ſie weiter, und kam endlich zu ihrem Bruder nach S . . . ., wo ſie ſich abermals eine geraume Zeit aufhielt. Hier fanden ſich zwar verſchiedene Gelegenheiten zur anſtändigen Verſorgung, aber alle waren ihr nicht recht; denn ihre hohe Begriffe von Tugend, von ehelicher Liebe, und von Ausbreitung des Wirkungskreiſes, fürchtete ſie bey allen dieſen Anſchlägen vereitelt zu ſehen; ſie wollte alſo lieber zu ihrer Mutter ziehen.

Nun beſuchte ſie die Frau von la Roche oft, und ſie war auch gerade zugegen, als der verehrungswürdigen Dame erzählt wurde, daß **Stilling** daſelbſt Anſchläge zum Heirathen gemacht hätte; **Selma** bezeigte einen Unwillen über dieſes Geſchwätz, und verwunderte ſich, als ſie hörte, daß **Stilling** in der Nähe wohne.

Jetzt fiel der Frau von la Roche der Gedanke ein, daß ſich **Selma** für **Stilling** ſchicke, ſie ſchwieg alſo ſtill, und ſchrieb den erſten Brief an ihn, worauf er alſofort antwortete; als ſie dieſe Antwort erhielt, war **Selma** gerade in **Reichenburg**. **Sophie** übergab alſo **Stillings** Entſchluß der Frau

Conſulentin P..., ihrer beyderſeitigen Freundin. Dieſe eilte ſofort nach Reichenburg, und traf des Morgens früh ihre Freundin noch im Bette an, ihre Augen waren naß von Thränen, denn heute war ihr Geburtstag, und ſie hatte gebetet und Gott gedankt.

Nun überreichte ihr die Conſulentin Stillings Brief nebſt einem Schreiben von Sophiens, in welchem ſie ihr mütterlichen Rath gab. Selma ſchlug dieſe Gelegenheit nicht aus, und ſie erlaubte Stillingen zu kommen.

Das Uebrige wiſſen meine Leſer.

Endlich waren alle Sachen gehörig berichtigt, und Stilling reiſte den 14ten Auguſt 1782 nach Creuznach, um ſich mit ſeiner Selma trauen zu laſſen. Bey ſeiner Ankunft merkte er die erſte Zärtlichkeit an ihr; ſie fing nun an, ihn nicht blos zu ſchätzen, ſondern ſie liebte ihn auch würklich. Des folgenden Tages, als den 16ten, geſchahe die Einſeegnung im Hauſe der Tante, in Gegenwart einiger wenigen Freunde, durch den Herrn Inſpector W..., welcher ein Freund Stillings, und übrigens ein vortreflicher Mann war; die Rede, welche er bey dieſer Gelegenheit hielt, iſt in die gedrukte Sammlung ſeiner Predigten mit eingerükt worden; dem ohngeachtet aber ſteht ſie auch hier am rechten Orte.

Sie lautet von Wort zu Wort alſo:

Es ſind der Vergnügungen viele, womit die ewige Vorſicht den Lebensweg des Mannes beſtreuet, der Sinn und Gefühl für die Freuden der Tugend hat; wenn wir inzwiſchen alle dieſe Vergnügungen gegen einander abwiegen, und Geiſt und Herz den Ausſpruch thun laſſen, welche von ihnen den Vorzug verdienen, werden ſie ſchnell und ſicher für diejenigen entſcheiden, wodurch die ſüßen und edlen Triebe der Geſelligkeit befriedigt werden, welche der Schöpfer gegen uns verwandte Mitgeſchöpfe, in unſre Seele gepflanzt hat. Ohne einen Freund zu haben, dem wir unſer ganzes Herz öfnen dürfen, in deſſen Schoß wir unſre allergeheimſte Sorgen, als ein unverletzliches Heiligthum niederlegen dürfen, der an unſren glücklichen Begebenheiten Antheil nimmt, unſre Bekümmerniſſe mit uns theilt, durch ſein Beiſpiel uns zu edlen Tugendthaten anfeuert, durch liebreiche Erinnerungen uns von Irrwegen und Fehltritten zurück ruft, in guten Tagen uns mit weiſem Rath unterſtützt, zur Leidensſtunde unſre Thränen abtrocknet, ohne einen ſolchen Freund zu haben, was wär unſer Leben? und doch muß das Vergnügen der allervollkommenſten Freundſchaft demjenigen weichen, welches dem tugendhaften Manne die eheliche Verbindung mit einem tugendhaften Weibe gewährt.

Da ich nun heute das Glück haben ſoll, ein ſo ſeeliges Band durch das heilige Siegel der Religion zu befeſtigen, werden Sie, meine hochzuehrende Zuhörer! mir erlauben, daß ich, eh ich meine Hände auf die zuſammengeſchlagene Hände meines verehrungswürdigſten Freundes, und der künftigen liebenswürdigen Gefährtin ſeines Lebens lege, Sie mit einer kurzen Abſchilderung von den reinen ſanften Freuden der ehelichen Freundſchaft unterhalte, welche durch religieuſe Geſinnungen, und edle Tugendliebe der Verbundenen, geheiligt iſt.

Herrlich, und an ſeeligen Wonnegefühlen reich, iſt der Bund, den der fromme und edeldenkende Jüngling mit dem leiblichen Gefährten ſeiner blühenden Jahre aufrichtet. Mitten unter dem Gedränge einer Welt, die ſich aus kindiſcher Eitelkeit verbindet, und aus niedrigem Eigennutz wieder trennt, entdeckt der fühlbare Jüngling eine ſchöne Seele, die ihn durch einen unwiderſtehlichen Zug einer edlen Sympathie, zur innigſten Vereinigung und ſüßeſten Bruderliebe einladet. Ein gleich geſtimmtes Herz, voll unverderbter Naturempfindung, ähnliche Neigung für das, was ſchön und gut, und edel und groß iſt, führt ſie zuſammen; ſie ſehen einander, und freundliches Zutrauen ſchwebt auf ihrem Angeſicht; ſie ſprechen einander und zuſammenſtimmen ihre Gedanken, und gegen einander öfnen ſich ihre Herzen, und eine Seele zieht die andre an ſich; ſchon kennen ſie ſich, und ſchwören, Hand in Hand, ſich ewig zu lieben: aber David und Jonathan lieben in einer Welt, worinn Verhältniſſe, die uns heilig und ehrwürdig ſeyn müſſen, oft die ſüßeſten Freundſchaftsbände auflöſen, oft freudenlos, oder wol gar zu einem Anlaß ſchmerzhafter Empfindungen machen. Jonathan hat ihn aufgerichtet, den Bund der heiligen Freundſchaft, mit dem unſchuldsvollen Knaben Iſai, und nun iſt ihm der Jüngling mehr als ein Bruder, denn er liebte ihn, wie die heilige Geſchichte ſagt, als ſeine eigene Seele. Glücklicher Jonathan! könnteſt du deinem König und Vater nur einen geringen Theil der zärtlichen Werthhaltung für den Liebling deines Herzens mittheilen! Vergebens! der Zorn Sauls verfolgte dem ſchuldloſen David, und das ſanfte und tugendhafte Herz des Sohnes und Freundes bemühet ſich umſonſt, die heiligen Pflichten der kindlichen Liebe, mit den Pflichten der treueſten und zärtlichen Freundſchaft, zu vereinigen. Wer kann die Geſchichte der beyden Edlen leſen, ſie bey dem Stein Aſel, in jener bittern Abſchiedsſtunde, ſich einander herzen und weinen ſehen, ohne Thränen mit ihnen zu vergießen? und wie oft iſt dies das Looß der erhabenſten und großmüthigſten Seelen! Mag ihr Freundſchaftsbund ſich immer auf die reinſte und tugendhafteſte Zuneigung gründen, ſie können ſolchen harten Zwang der Verhältniſſe nicht aufheben, die einer jeden guten Menſchenſeele heilig ſind. Der Befehl eines Vaters, gegen einander ſtreitende Familienabſichten, je zuweilen einzellen Wünſche, die, ob ſie gleich von Seiten eines jeden gerecht ſind, doch nur für einen können erfüllt werden, trennen manchmal in dieſer Welt der Unvollkommenheit, die aller zärtlichſten Freundſchafts-Verbindungen, oder zerreiſſen das Herz, um einer beſorglichen Trennung auszuweichen.

Nicht ſo mit der Freundſchaft, die zwiſchen edlen Seelen durch das heilige und unverletzliche Band der Ehe geſtiftet wird; ihre huldvollen Freuden ſind dieſer Erſchütterung nicht unterworfen. Nur der Tod kann ihn aufheben, den Bund, welchen die Flamme der zärtlichſten Liebe aufgerichtet und feyerliche Gelübde an dem heiligen Altar der Religion verſiegelt haben. Die Verhältniſſe und Abſichten, die Wünſche und Bemühungen des Liebenden und der Geliebten ſind eben dieſelbigen; die Verwandſchaft des Mannes, iſt Verwandſchaft des Weibes, ſeine Ehre ihre Ehre, ſein Vermögen ihr Vermögen.

Das unſchuldige, und mit ſanften edlen Trieben erfüllte, Herz der fromm gewählten Gattin findet in dem Manne, der Gott und die Tugend liebt, einen ſichern Gefährten auf der Reiſe des Lebens, einen treuen Rathgeber in verlegnen Umſtänden, einen muthigen Beſchützer in Gefahren, einen großmüthigen bis in den Tod beſtändigen Freund. Was er zum Beſten der Welt, des Vaterlandes, ſeines Hauſes wirkt, das hat alles einen wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Freude des Weibes, dem er mit ſeiner Hand auch ſein Herz geſchenkt hat. Von der Arbeit des Tages ermüdet, eilt er zu der ſüßen Geſellſchafterin ſeines Lebens, theilt ihr die geſammelten Erfahrungen und Kenntniſſe mit, ſucht eine jede hervorſchießende Blüthe ihres Geiſtes zu entwickeln, jedem ſchüchternen Wunſch ihres liebevollen Herzens zuvorzukommen, vergißt gern die nagenden Sorgen ſeines Berufs, des Undanks der Welt, und der bittern Hinderniſſe, die jeder redliche auf dem Pfade unbeſtechlicher Rechtſchaffenheit findet, um ganz ihrem Glücke zu leben, ſich ihr ganz zu ſchenken, die um ſeinetwillen Vater und

Mutter, und Freunde und Geſpielinnen verlaſſen, und mit allen Blumen geſchmückt, ſich in die Arme des Einzigen geworfen hat, der ihrem Herzen alles iſt. — Wie könnte er ihr nur in Gedanken treulos werden, der Mann, der die Größe des Opfers fühlt, das ſie ihm dargebracht hat, und er weiß und glaubt, daß ein Vergelter im Himmel iſt? und was für einen koſtbaren Schatz hat er nicht in ihr gefunden, der Gattin, die Gott und die Tugend liebt? Ihr ſanfter herzbezwingender Umgang verſüßt eine jede Stunde ſeines Lebens; ihre zärtliche Theilnehmung an ſeinem Schickſal erleichtert ihm jeden Schmerz, läßt ihn jede Freude des Lebens doppelt empfinden; ihre holden Geſpräche verſetzen ihn oft in die Wonnegefühle einer beſſern Welt, wenn ſein durch den Anblick des Erden-Elends getrübtes Auge in die Höhe gerichtet zu werden am meiſten bedarf. Gerne vermißt ſie den trüglichen Schimmer vorüberrauſchender Ergötzlichkeiten, um ſie unverbittert zu genießen, die ſtille häußliche Glückſeeligkeit, die einzige, die es werth iſt, von edlen Seelen geſucht und gefunden zu werden, und kennt keine Freuden, die er nicht mit genießt, der Erwählte ihres Herzens. Ihm zu gefallen, die Angelegenheiten ſeines Hauſes zu beſorgen, durch gutes Beyſpiel und Ordnungsliebe, und Sanftmuth und Gelindigkeit, jene Herrſchaft der Liebe, über Kinder und Hausgenoſſen und Geſinde zu behaupten, welche die ſchwerſte Pflicht, und der edelſte Schmuck ihres Geſchlechts iſt, die Erholungsſtunden ihres Mannes mit Vergnügen zu würzen, durch unſchuldsvollen Scherz ſeine Stirne aufzuheitern, wenn männlicher Ernſt darauf ruht, oder durch ſanften Zuſpruch ſeine Sorgen zu mildern, wenn widrige Erfolge gutgemeinter Abſichten ihn beunruhigen: dies iſt die Bemühung des Tages, dies der Nachtgedanke der Gattin, die Gott und die Tugend liebt.

Eine ſolche Gattin iſt das koſtbarſte Geſchenk des Himmels; ein ſolcher Ehegatte der beſte Seegen, womit die ewige Liebe ein frommes treues Herz belohnt. Seegnet er, der im Himmel wohnt, eine ſolche Ehe mit Nachkommenſchaft, welche entzückende Ausſichten! welche reine Wolluſt! welche Seeligkeit auf Erden! in gutartigen geliebten Kindern ſich

neu

nen leben zu ſehen, der Erde nützliche Bürger, dem Himmel ſeelige Bewohner zu erziehen, eine kraftvolle Stütze unſers hülfloſen Alters, einen fühlbaren Troſt in unſern Beſchwerden heranwachſen zu ſehen! O Gott! welch ein reicher Erſatz aller Mühe und Arbeit und Sorgen, die wir auf Erziehung und Pflege der Erben unſers Namens, und unſerer Güter, und wenn, wie wir hoffen dürfen, unſere Wünſche erfüllt werden, auch unſerer Tugenden verwenden! welch ein köſtliches Loos, gewürdigt werden, den ſüſſen Namen Vater und Mutter zu tragen!

Heil Ihnen, verehrungswerther Freund! der Sie heute das Glück genießen, mit einer ſolchen Gattin auf ewig vereinigt zu werden! ich kenne Ihr edelmüthiges allen freundſchaftlichen Gefühlen offenes warmes frommes Herz; ich habe nicht nöthig, Ihnen die Pflichten vor Augen zu ſtellen, die eine ſolche Verbindung Ihnen auflegt; Sie haben ſie ausgeübt; Sie ſind dadurch glücklich geworden; Sie werden es wieder werden; und wenn ſeelige Geiſter das Schickſal ihrer ſterblichen Freunde erfahren, und Antheil daran nehmen, ſo ſieht die vollendete Heilige, die im Himmel iſt, mit reiner unbeſchreiblicher Freude auf die neue Verbindung herab, die Sie heute mit der Erwählten ihres Herzens eingehen.

Heil und Seegen Gottes über Sie, liebenswürdige Jungfer Braut! der Freund Ihres Herzens iſt der Gatte Ihrer Wahl, Ihrer ganzen Hochachtung, Ihrer zärtlichſten Zuneigung würdig; getroſt dürfen Sie ſich in ſeine nach Ihnen ausgeſtreckte Arme werfen, ohne Beſorgniß von ihm erwarten, was die vollkommenſte Freundſchaft, eheliche Liebe und unverbrüchliche Treue zu geben vermag. Wer Gott fürchtet, erfüllet Gelübde und hält Bund bis auf den Tod; wer durch einſame und rauhe Wege gegangen iſt, dem iſt warme Herzensfreundſchaft, was der Labetrunk dem Wanderer iſt, der nach durchirrten dürren Einöden eine beſchattete Quelle findet; mit innigſtem Dankgefühl nähert er ſich der Quelle, und heilig iſt ihm jeder Waſſertropfen, der Erquickung in ſein ſchmachtendes Herz geußt.

Gott, du erhöreſt unſer Gebet, und ſegneſt ſie, die deine Hand zuſammengeführt hat, und ſeegneſt ſie mit allen Freuden einer reinen und dem Tod unzerſtörbaren Liebe! Amen!

Darauf erfolgte nun die prieſterliche Einſeegnung: **Stillings** und **Selma's** Herzen und Hände wurden unzertennlich mit einander vereinigt, und der Allmächtige gab ſeinen gnädigen Seegen zu dieſer Verbindung. Herr **Schmerz** nahm vielen Antheil an dieſer freudigen Begebenheit, er veranſtaltete das Hochzeitmahl und bewirthete das Brautpaar mit den Freunden, die ihm beywohnten, des Mittags und des Abends.

Auch den andern Tag wollte **Schmerz** durch eine Luſtreiſe ins **Rheingau** feyerlich machen: es wurden zwey Kutſchen beſtellt; in der einen fuhr Madame **Schmerz**, die Tante und **Selma**, in der andern er ſelbſt, der Herr Inſpector W. . . . und **Stilling**; der Weg ging von **Creuznach** auf Bingen, dort fuhren ſie über den **Rhein**, dann auf **Geiſenheim**, um den Gräflich **Oſteiniſchen** Pallaſt zu beſehen, und dann gegen Bingen über auf den **Niederwald**, welcher auch dem Herrn Grafen von **Oſtein** gehört, und auf die Art eines engliſchen Parks eingerichtet iſt. Die ganze Reiſe war bezaubernd, allenthalben fanden ſich Gegenſtände, die dem Auge eines für Natur und Kunſt fühlbaren Geiſtes vorzügliche Nahrung geben konnten; die ganze Geſellſchaft war daher auch ausnehmend vergnügt.

Des Mittags ſpeiſten ſie mitten im **Niederwald** in einem Jägerhauſe, und nach Tiſche wurde der Nachmittag mit Spazierengehen zugebracht; die mancherley ſchöne Parthieen, Ausſichten und Gegenſtände erquickten Auge und Herz. Gegen fünf Uhr wurde die Rückreiſe wieder angetreten, die Kutſchen fuhren mit den Frauenzimmern den Berg herab, und die Männer gingen zu Fuß. Nun beſchloſſen dieſe, zu **Rüdesheim** einzutreten, und noch eine Flaſche von dem hier wachſenden edlen Wein auf Freundſchaft zu trinken, mittlerweile ſollten ſich die Damen überſetzen laſſen, und zu **Bingen** warten, bis ſie auch in einem Nachen nachkommen würden. Dies geſchah; während der Zeit aber entſtand ein Sturm, die Wellen gingen hoch, und es fing ſchon an dunkel zu werden,

den, beſonders da ſich auch der Himmel mit ſchwarzen Wolken überzog. Sie ſetzten ſich demungeachtet, nach ausgeleerter Flaſche, in den Nachen, und ſchwankten in lauter Todesängſten, auf den rauſchenden Wellen, unter dem Brauſen des Sturmwindes, mit genauer Noth glücklich hinüber.

Da ſtunden ſie nun alle drey zu Bingen am Ufer, um ihre Geliebten zu empfangen, dieſe aber hielten noch mit ihren Kutſchen auf der andern Seite. Endlich fuhren ſie auf die Nöh — und die Nöh ſtieß ab. Aber, groſſer Gott! wie ward ihnen, als die Nöh nicht queer über, ſondern den Fluß hinab ging! — Der Strom wüthete, und kaum eine halbe Viertelſtunde weiter hinab brüllte das Gewäſſer im Bingerloch, wie ein entfernter Donner; auf dieſen ſchreckhaften Ort trieb die Nöh zu — und das alles bey Anbruch der Nacht — Schmerz, W... und Stilling ſtanden da, wie an Händen und Füßen gelähmt, ihre Angeſichter ſahen aus wie das Antlitz armer Sünder, denen man ſo eben das Todesurtheil vorgeleſen hat; ganz Bingen lief zuſammen, alles lärmte, und Schiffer fuhren mit einem großen Boot ab, und den Unglücklichen nach.

Indeſſen ſchwamm die Röh mit den Kutſchen immer weiter hinab, das Boot fuhr nach, und endlich ſah man beyde nicht mehr, über das alles wurde es immer dunkler und grauenvoller.

Stilling ſtand da, wie vor dem Richterſtuhl des Allmächtigen, beten konnte er nicht, nicht denken — ſeine Augen ſtarrten hin, zwiſchen die himmelhohen Berge, gegen das Bingerloch zu — es war ihm, als ſtände er im brennenden Sand bis an den Hals — ſeine **Selma**, dies herrliche Geſchenk Gottes, war für ihn verlohren — von allen Seiten drung das ſchreckliche Geſchrey des Volks in ſeine betäubte Ohren: **die armen Leute ſind hin — Gott ſey ihnen gnädig.** O Gott, welch ein Jammer! — und dieſer währte zwo Stunden.

Endlich drängte ſich ein junger Mann, ein Geiſtlicher, Namens **Gentil**, durch das Volk zu den drey Männern, er ſtellte ſich mit einer Engelsmiene vor ihnen hin, drückte ihnen die Hände, und ſagte: zufrieden! zufrieden!

liebe Herren! ſorgen Sie nicht — ſo leicht verunglückt niemand, ſtoren Sie ſich an das Gewäſch des Pöbels nicht, was gilts die Damen ſind ſchon jetzt herüber? kommen Sie! wir wollen diſſeits am Ufer hinab gehen, kommen Sie! ich will Ihnen den Weg zeigen! — dieſes war ein kühler Thau auf die brennenden Herzen, ſie folgten, er führte ſie am Arm die Wieſe hinab, und alle ſeine Worte waren Worte des Troſtes und des Friedens.

Als ſie nun gegen den Mäuſethurm zuwandelten, und immer die Augen auf den Strom gerichtet hatten, ſo hörten ſie da gegenüber linker Hand, ein Kniſtern und Raſſeln, als wenn eine Kutſche zwiſchen den Hecken fährt, alle viere ſchauten hin, allein es war zu dunkel, um zu ſehen; Stilling rief alſo mit lauter Stimme, und ſeine Selma antwortete: wir ſind errettet! —

Kloppſtocks: Kom her Abbadona zu deinem Erbarmer! — und dieſe Worte: Wir ſind errettet! thaten einerley Würkung; Schmerz, W . . . und Stilling fielen dem guten catholiſchen Geiſtlichen um den Hals, gerade als wenn er ſelbſt ihr

Erretter geweſen wäre, und er freute ſich mit ihnen als ein Bruder. O du Friedensbote! du ächter Evangeliſt ſey ewig geſeegnet!

Nun lieſen alle drey auf die Kutſche zu, Stilling lief voran, und kam auf dem Wege ſeiner Selma entgegen, die zu Fuß voraus ging. Mit Erſtaunen fand er ſie ganz ruhig, ganz ohne Alteration und ohne Zeichen ausgeſtandener Angſt; dies war ihm unbegreiflich; er fragte ſie wegen dieſer ſonderbaren Erſcheinung, und ſie antwortete mit zärtlich lächelnder Miene: ich dachte, Gott mache alles wohl, wäre es ſein Wille, mich dir wieder zu entreiſſen, ſo müſſe er einen guten Zweck dabey haben, ſein Wille geſchehe alſo!

Nun vertheilten ſie ſich wieder in ihre Kutſchen, und fuhren ruhig und ſicher in der Nacht nach Creuznach.

Die Urſache alles dieſes Schreckens und Kummers war blos Trunkenheit der Färcher, dieſe waren beſoffen, ſo daß ſie nicht allein ſtehen, geſchweige die Nöhl regieren konnten; die Schiffer, welche mit dem Boot geſchickt wurden, waren die einzige Urſache der Errettung, dieſe hatten die Nöh nahe am Bingerloche getroffen, ſie an ihr Boot befeſtigt, und nun mit entſetzlicher Mühe und Arbeit oberhalb den Felſen und den Mäuſethurm hinüber bugſirt. Zur Strafe wurden die Färcher caſſirt, und bey Waſſer und Brod in den Thurm geſteckt, welches alles ſie auch wohl verdient hatten.

Es iſt Plan der Vorſehung bey allen ihren Führungen, womit ſie den, der ſich von ihr führen läßt, zum großen glänzenden Ziel leitet, daß ſie, wenn ſie ihm ein großes Glück ſchenkt, und er ſich mit Leidenſchaft daran hängt, ihm dies Glück wieder mächtig zu entreiſſen droht; blos um dieſe ſinnliche Anhänglichkeit, die jeder ſittlichen Vervollkommung und der Wirkſamkeit, zum Beſten der Menſchen, ſo äuſerſt zuwider iſt, gänzlich abzutödien; es iſt wahr, was die Myſtiker in dieſem Fall ſagen, Gott will ein ungetheiltes Herz, es darf die Geſchenke lieben und ſchätzen, aber ja nicht mehr und höher, als den, der ſie giebt. Stilling hat dieſes in jedem Fall erfahren, wie das jeder aufmerkſame und in den göttlichen Wegen erfahrne Leſer leicht bemerken wird.

Ein paar Tage hernach reiſte Stilling mit ſeiner Selma, in Begleitung der Tante, nach Rittersburg; auf dem halben Wege wurden ſie von den dort ſtudirenden Jünglingen abgeholt, welche durch Ueberreichung eines Gedichts, durch Muſik und Ball, ihre Freude und Theilnehmung bezeugten.

So begann nun eine neue Periode ſeines häuslichen Lebens: Selma ließ alſo fort die beyden Kinder aus Zweybrücken holen, und nahm ſich ihrer ſehr verſäumten Erziehung mit äußerſter Sorgfalt an. Zugleich ſtellte ſie Stilling die Nothwendigkeit vor, daß ſie die Kaſſe übernähme; denn ſie ſagte: Lieber Mann! deine ganze Seele arbeitet in ihrem wichtigen Beruf, in ihrer hohen Beſtimmung; häusliche Anordnungen und häusliche Sorgen und Ausgaben, ſie mögen groß oder klein ſeyn, ſind für dich zu gering, gehe du deinen Gang ungehindert fort, warte du nur deines Berufs, und überlaß mir hernach Einnahme und Ausgabe, übertrage mir Schulden und Haushaltung, und laß mich dann ſorgen, du wirſt wohl dabey fahren. Stilling that das mit tauſend Freuden, und er ſahe bald den glückſeeligen Erfolg: ſeine Kinder, ſeine Mobilien, ſein Tiſch, alles wurde anſtändig und angenehm eingerichtet, ſo, daß jeder Freude daran hatte. An ſeinem Tiſch war jeder Freund willkommen, aber nie wurde tractirt, ſein Haus wurde der Zufluchtsort der edelſten Jünglinge; mancher blieb vom Verderben bewahrt, und mancher wurde von Abwegen zurückgerufen; das alles aber geſchah mit einem ſolchen Anſtand, und Würde, daß auch die giftigſte Läſterzunge nichts ungeziemendes aufzubringen wagte.

Bey dem allen wurde die Kaſſe nie leer, immer war Vorrath, und nach Verhältniß, auch Ueberfluß da, und nun machte Stilling auch den Plan zur Schuldentilgung: die Intereſſen ſollten richtig abgeführt, und dann zuerſt die Rittersburger Schulden getilgt werden. Dies letzte geſchah auch in weniger als drey Jahren, und nun wurde Geld nach Schönenthal geſchickt, dadurch wurden nun die Gläubiger ruhiger, mit einem Wort: Stillings langwierige und ſchwere Leiden hatten ein Ende.

Und wenn zuweilen noch quälende Briefe kamen, ſo antwortete **Selma** ſelbſt, und das auf eine Art, die jedem nur einigermaßen vernünftigen Manne Ruhe und Zufriedenheit einflößen muſte.

Indeſſen fanden ſich allmälig Umſtände, die **Stillings** Wirkungskreiß ſehr einſchränkten, ſeine Thätigkeit und die Menge ſeiner Schriften erzeugten Neid; man ſuchte, ſo viel möglich, Dunkelheit über ihn zu verbreiten, und ihn in einem ſchiefen Lichte zu zeigen; er that ſo vieles zum gemeinen Beſten, allein man bemerkte es nicht, im Gegentheil war alles nicht recht, und wo ihm der Hof oder andere politiſche Körper eine Vergeltung angedeihen laſſen wollten, da wurde es verhindert. Dazu kam noch eins: **Stilling** wünſchte, ſein ganzes Syſtem allein ausführen und lehren zu können, allein das war bey der jetzigen Lage unmöglich, denn ſeine Collegen theilten das Lehrgebäude mit ihm. Endlich war auch ſein Einkommen zu klein, um für die Verſorgung ſeiner Familie wirken zu können: denn dies war nun ſein vornehmſtes Augenmerk, da ihn ſeine Schulden nicht mehr drückten.

Das alles machte in ihm den Entſchluß rege, einem vortheilhaftern Ruf zu folgen, ſobald ihm die Vorſehung einen ſolchen dereinſt an die Hand geben würde. Indeſſen war er innig froh und vergnügt, denn das alles waren keine **Leiden**, ſondern blos **einſchränkende Verhältniſſe**.

Im Jahr 1784 beſchloß endlich der Churfürſt, die Cameral-Schule von **Rittersburg** nach **Heidelberg** zu verlegen, und ſie dort mit der uralten Univerſität zu vereinigen. Dies war bisher der allgemeine Wunſch geweſen. Die Verſetzung geſchah auch wirklich im Herbſt. **Stilling** befand ſich in ſofern wohl dabey, daß ſein Wirkungskreiß ausgedehnter, auch ſein Einkommen wenigſtens um etwas ſtärker wurde, allein an Gründung eines Familienglücks war gar nicht zu denken, und der Neid wirkte nun noch ſtärker; er fand zwar auch viele wichtige Freunde daſelbſt, und bey dem Publiko gewann er eine allgemeine Liebe, weil er ſeine Staar- und Augen-Curen, wie bisher, noch immer mit vielem Glück und unentgeltlich fortſetzte. Allein er hatte doch auch manchen Kummer und manchen Verdruß hinunter zu ſchlucken. Was ihn am mehreſten tröſtete, war die allgemeine Liebe der geſammten Univerſität, der ganzen Dienerſchaft, aller Studirenden und der Stadt, dazu kam noch, daß auch endlich ſeine Treue und ſein Fleiß, aller Hinderniſſe ungeachtet, zu den Ohren des Churfürſten drung, der ihm dann ohne ſein Wiſſen, und ganz unentgeltlich, das Churfürſtliche Hofraths-Patent zuſchickte, und ihn ſeiner Gnade verſicherte.

Um dieſe Zeit ſtarb Herr **Friedenberg** an der Bruſtwaſſerſucht; **Selma** hatte ihn noch vorher durch einen ſehr rührenden Brief von **Stillings** Redlichkeit, und von der gewiſſen Bezahlung ſeiner Schulden überzeugt, und ſo ſtarb er ruhig und als ein Chriſt; denn dies war er im ganzen Sinn des Worts. Friede ſey mit ſeiner Aſche!

Stilling wurde auch zum ordentlichen Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim aufgenommen, zu welchem Zweck er alle vierzehn Tage Sonntags, mit ſeinem Freunde, dem Herrn Kirchenrath Mieg, hinfuhr. Dieſe Reiſen waren immer eine ſehr angenehme Erholung, und er befand ſich wohl im Zirkel ſo vieler verehrungswürdigen Männer. Auch wurde ſeine Bekanntſchaft mit vortreflichen Perſonen immer ausgebreiteter und nützlicher. Hierzu trug noch ein Umſtand vieles bey.

Im Jahr 1786 im Herbſt feyerte die Univerſität Heidelberg ihr viertes hundertjähriges Jubiläum mit großer Pracht, und unter dem Zulauf einer großen Menge Menſchen, aus der Nähe und aus der Ferne. Nun wurde **Stillingen** die feyerliche Jubelrede im Namen und von Seiten der ſtaatswirthſchaftlichen hohen Schule aufgetragen; er arbeitete ſie alſo wohlbedächtig und ruhig aus, und erfuhr eine Wirkung, die wenige Beyſpiele hat, wozu aber auch die Umſtände nicht wenig, und vielleicht das mehreſte beytrugen. Alle Reden wurden im großen Saal der Univerſität und zwar lateiniſch gehalten, dazu war es grimmig kalt, und alle Zuhörer wurden des ewigen Lateinredens und Promovirens müde. Als nun die Reihe an Stilling kam, ſo wurden alle Zuhörer in den Saal der ſtaatswirthſchaftlichen hohen Schule geführt, dieſer war ſchön, und weil es Abend war, illuminirt und warm; jetzt trat er auf, und hielt eine deutſche Rede mit der ihm gewöhnlichen Heiterkeit und Lebhaftigkeit. Der Erfolg war unerwartet: Thränen begannen zu fließen, man freute ſich, man liſpelte ſich in die Ohren, und endlich fing man an zu klatſchen und **bravo!** zu rufen, ſo, daß er aufhören mußte, bis das Getöſe vorbey war. Dies wurde zu verſchiedenen malen wiederholt, und als er endlich vom Catheder herabſtieg, dankte ihm der Stellvertreter des Churfürſten, der Herr Miniſter von **Oberndorf** ſehr verbindlich, und nun fingen die Pfälzer Großen in ihren Sternen und Ordensbändern an, herbey zu treten, und ihn der Reihe nach zu umarmen und zu küſſen, welches hernach auch von den vornehmſten Deputirten der Reichsſtädte und Univerſitäten geſchah. Wie **Stillingen** bey dieſem Auftritte zu Muthe war, das läßt ſich leicht erachten. Gott war mit ihm, und vergönnete ihm nun einmal einen Tropfen wohlverdienten Ehrgenuß, der ihm ſo lange unbilliger Weiſe war vorenthalten worden. Indeſſen fühlte er bey dem allen wohl, wie wenigen Antheil er an dem ganzen Verdienſt dieſer Ehre hatte. Sein Talent iſt Geſchenk Gottes; daß er es gehörig hatte cultiviren können, war Wirkung der göttlichen Vorſehung, und daß jetzt der Effect ſo erſtaunlich war, dazu thaten auch die Umſtände das mehreſte. Gott allein die Ehre.

Von dieſer Zeit an genoß **Stilling** die Liebe und die Achtung aller vornehmen Pfälzer in großem Maaß, und gerade jetzt fing auch die Vorſchung an, ihm den Standpunct zu bereiten, zu welchem ſie ihn, ſeit vierzig Jahren her, durch viele langwierige und ſchwere Leiden, hatte führen und bilden wollen.

Der Herr Landgraf von Heſſen-Caſſel hatte von ſeinem Regierungsantritt an, den wohlthätigen Entſchluß gefaßt, die Univerſität Marburg in einen beſſern Stand zu ſetzen, und zu dem Ende die berühmten Männer von **Selchow**, **Baldinger** und andre mehr dahin verpflanzt. Nun wünſchte er auch, das öconomiſche Fach beſetzt zu ſehen: es wurden ihm zu dem Ende verſchiedene Gelehrte vorgeſchlagen, allein es ſtanden Umſtände im Wege, daß ſie nicht kommen konnten. Endlich wurde im Herbſt des 1786ſten Jahres der ſeelige Leske von Leipzig dahin berufen, er kam auch, that aber auf der Reiſe einen gefährlichen Fall, ſo, daß er acht Tage nach ſeiner Ankunft in Marburg ſtarb. Nun war wol mehrmals von Stilling die Rede geweſen, allein es gab wichtige Männer, die ſeinem Ruf entgegen ſtanden, weil ſie glaubten, ein Mann, der ſo viel Romanen geſchrieben hätte, ſey einem ſolchen Lehrſtuhl ſchwerlich gewachſen. Allein dem Plan der Vorſehung widerſteht kein Menſch, Stilling wurde auf Veranlaſſung eines Reſcripts, vom Herrn Landgrafen, im Februar des 1787ſten Jahres, von der Univerſität Marburg, zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der Oekonomie- Finanz- und Cameral-Wiſſenſchaften, mit einem fixen Gehalt von 1200 Thalern ſchwer Geld, oder 2160 Gulden Reichswährung, und einer anſehnlichen Verſorgung für ſeine Frau, im Fall er ſterben ſollte, förmlich und ordentlich berufen.

Dank ſey geſagt — inniger warmer Dank Wilhelm dem neunten, dem Fürſten der edlen und braven Heſſen. Er erkannte Stillings redliches Herz, und ſeinen Drang, nützlich zu werden, und das war der Grund, warum er ihn berief. Dieſes bezeugte er ihm nachher, als er die Gnade hatte, ihm aufzuwarten; er muſte ihm ſeine Geſchichte erzählen, und der Herr Landgraf war gerührt und vergnügt. Er ſelbſt dankte Gott, daß er ihn zum Werkzeug gebraucht habe, **Stillings** Glück zu gründen, und er verſprach zugleich, ihn immerfort zu unterſtützen, und Vatertreue an ihm und ſeiner Familie zu beweiſen.

Dieſen Ruf nahm **Stilling** mit innigſtem Dank gegen ſeinen großen und weiſen himmliſchen Führer an, und nun ſahe er alle ſeine Wünſche erfüllt: denn jetzt konnte er ungehindert ſein ganzes Syſtem ausarbeiten und lehren, und, bey ſeiner Haushaltung und Lebensart, auch zum Beſten ſeiner Kinder etwas vor ſich bringen, folglich auch dieſe glücklich machen. Ueberhaupt hatte er damals nur drey Kinder: die Tochter und der Sohn aus der erſten Ehe wuchſen heran; die Tochter ließ er auf ein Jahr zu den Verwandten ihrer ſeeligen Mutter reiſen, den Sohn aber that er in der Gegend von **Heilbronn**, bey einem ſehr rechtſchaffenen Prediger, in eine Penſions-

Anſtalt. **Selma** hatte drey Kinder gehabt: ein Söhnchen und eine Tochter waren aber ſchon in **Heidelberg** geſtorben, das jüngſte Kind alſo, ein Mädchen von einem Jahre, nahm er mit nach **Marburg**.

Nach dieſen Ort ſeiner Beſtimmung reiſte er auf Oſtern 1787 mit Frau und Kind ab, in **Frankfurth** kehrte er abermals bey ſeinem alten und treuen Freund **Kraft** ein, der ſich nun über den herrlichen Ausgang ſeiner ſchweren Schickſale herzlich freute, und mit ihm Gott dankte.

In **Marburg** wurde er von allen Gliedern der Univerſität recht herzlich und freundſchaftlich empfangen und aufgenommen; es war ihm, als käm er in ſein Vaterland und zu ſeiner Freundſchaft. Selbſt diejenigen, die ihm entgegen gewürkt hatten, wurden ſeine beſten Freunde, ſo bald ſie ihn kennen lernten, denn ihre Abſichten waren rein und lauter geweſen.

Nachdem er nun ſein Lehramt mit Zuverſicht und Vertrauen auf den göttlichen Beyſtand angetreten, und ſich gehörig eingerichtet hatte, ſo drung ihn ſein Herz, nun einmal wieder ſeinen alten Vater **Wilhelm Stilling** zu ſehen; die Reiſe des ehrwürdigen Greiſes war nicht groß und beſchwerlich, denn **Stillings** Vaterland und Geburtsort iſt nur wenige Meilen von **Marburg** entfernt, er ſchrieb alſo an ihn, und lud ihn ein, zu ihm zu kommen, weil er ſelbſt keine Zeit hatte, die Reiſe zu machen. Der liebe Alte verſprach das mit Freuden, und **Stilling** machte daher Anſtalt, daß er mit einem Pferde abgeholt wurde, dieſes alles beſorgte der Sohn **Johann Stilling**, der Bergmeiſter zu **Dillenburg**.

Gerne hätte er auch ſeinen Oheim, den **Johann Stilling**, geſehen. Allein dieſen hatte ſchon ein Jahr vorher der große Hausvater aus ſeinem Tagewerk abgerufen, und ihn in einen weitern Würkungskreiß verſetzt. In ſeinen letzten Jahren, war er Ober-Bergmeiſter geweſen, und hatte ungemein viel zur Glückſeeligkeit ſeines Vaters beygetragen; ſein ganzes Leben war unaufhörliche Würkſamkeit zum Beſten der Menſchen, und heiſſes Beſtreben nach Entdeckung neuer Wahrheiten; ſein Einfluß auf Leben, Sitten und Betragen ſeiner Nachbarn, war ſo groß, und ſo tief eingreifend, daß ſeine ganze äußere Lebens- und Handelsweiſe unter alle Bauern ſeines Dorfes vertheilt iſt, der eine lacht wie er, der andre hat ſeinen Gang angenommen, der dritte ſeine Lieblings-Ausdrücke u. ſ. w. Sein Geiſt ruht zertheilt auf ſeine Freunde, und macht ihn auch für dieſe Welt unſterblich. Aber auch ſein Gedächtniß als Staats-diener bleibt im Seegen; denn ſeine Anſtalten und Verfügungen werden den Armen der Nachwelt noch Brod und Erquickung ſchaffen, wann **Johann Stillings** Gebeine Staub ſind. Ruhe ſanft, würdiger Sohn **Eberhard Stillings**! du haſt ihm Ehre gemacht, dem frommen Patriarchen; und jetzt wird er ſich in ſeiner Hoheit ſeines Sohnes freuen, ihn vor dem Thron des Erlöſers führen, und ihm an den goldnen Stufen Dank opfern.

Im Sommer des Jahres 1787, an einem ſchönen heitern Nachmittag, als **Stilling** auf dem Catheder ſtand und die Technologie lehrte, traten auf einmal, mitten in der Rede, einige dort ſtudirende Herren in ſeinen Hörſaal hinein. Einer rief überlaut: **Ihr Vater** iſt da, jetzt hört hier alles auf! — Stilling verſtummte, mancherley Empfindungen beſtürmten ſein Herz, und er wankte, vom ganzen Collegium begleitet, die Treppen herab.

Selma hatte unten an der Hausthüre ihren guten Schwiegervater mit Thränen bewillkommt, ihn und ſeinen Begleiter, den Bergmeiſter in die Stube geführt, und war nun hingegangen, um ihr Kind zu holen; während der Zeit trat Stilling mit ſeiner Begleitung hinein, gerade der Thür gegen über ſtand der Bergmeiſter, und ſeitwärts linker Hand Wilhelm Stilling, er hielt ſeinen Huth in den Händen ſtand krumm gebückt, für Alter, und in ſeinem ehrwürdigen Angeſicht hatten die Zeit und mancherley Trübſale viele und tiefe Furchen gegraben. Schüchtern, und mit der ihm ganz eigenen ſchamhaften Miene, die niemand ungerührt läßt, blickte er ſeitwärts ſeinem kommenden Sohn ins Angeſicht. Dieſer trat mit der innigſten Bewegung ſeines Herzens vor ihm, hinter ihm ſtand der Haufen ſeiner Zuhörer, und alles lächelte mit hoher theilnehmender Freude; erſt ſtarrten ſie ſich einige Augenblicke an, dann fielen ſie in eine mit Weinen und Schluchzen vermiſchte ſtille Umarmung. Nach dieſer ſtanden ſie wieder und ſahen ſich an.

„Vater! Ihr habt ſeit 13 Jahren ſehr
„gealtert!„

Das haben Sie auch, mein Sohn!

„Nicht — Sie — ehrwürdiger Mann!
„ſondern Du! — ich bin Euer Sohn und
„ſtolz darauf, es zu ſein! — Euer Gebet und
„Eure Erziehung hat mich zu dem Mann ge-
„macht, der ich nun geworden bin, ohne
„Euch wär ich nichts.

Nun! Nun! laß das ſo — Gott hats gethan! Er ſey gelobt!

„Mir dünkt, ich ſtände vor meinem Groß-
„vater, Ihr ſeyd ihm ſehr ähnlich geworden,
„theurer Vater!

Aehnlich nach Leib und Seele — ich fühle die innere Ruhe, die auch **er** hatte, und wie **er** handelte, ſo ſuche ich auch zu handeln.

„Gott, wie hart und ſteif ſind Eure Hän-
„de — wirds Euch denn ſo ſauer?

Er lächelte wie Vater **Stilling**, und ſagte: ich bin ein Bauer und zur Arbeit geboren, das iſt mein Beruf ſo, laß Dich das nicht kümmern, mein Sohn! — es wird mir ſchwer, mein Brod zu gewinnen, aber doch habe ich keinen Mangel u. ſ. w.

Nun bewillcommte er auch den Bergmeiſter herzlich, und jetzt trat Selma mit ihrem Töchterchen herein, dies nahm der Alte an der Hand, und ſagte ſehr beweglich: **der Allmächtige ſeegne dich, mein Kind!** — Selma ſetzte ſich hin, ſchaute den Greiß an, und vergoß milde Thränen.

Jetzt zerſchlug ſich die Verſammlung, die Herren Studirende gingen fort, und nun fingen die Marburger Freunde an, Stillings Vater zu beſuchen; ihm wiederfuhr eben ſo viel Ehre, als wenn er ein vornehmer Mann geweſen wäre. Gott wird ihnen dieſe edle Geſinnung vergelten! ſie iſt ihrer Herzen würdig.

Einige Tage hielt ſich Wilhelm bey ſeinem Sohn auf, und er ſagte mehrmalen: dieſe Zeit iſt mir ein Vorgeſchmack des Himmels; vergnügt und ſeelenvoll reiſte er dann wieder mit ſeinem Begleiter ab.

Jetzt lebt alſo nun Stilling in Marburg vollkommen glücklich und im Seegen, ſeine Ehe iſt eine tägliche Quelle des erhabenſten Vergnügens, das ſich auf Erden denken läßt, denn Selma liebt ihn von ganzer Seele, über alles in der Welt, ihr ganzes Herz wallt ihm unaufhörlich entgegen, und da ihn ſeine viele und langwierige Leiden ängſtlich gemacht haben, ſo, daß er immer etwas befürchtet, ohne zu wiſſen was, ſo geht ihr ganzes Beſtreben dahin, ihn aufzuheitern, und die Thränen von ſeinen Augen wegzuwiſchen, die ſo leicht fließen, weil ihre Gänge und Ausflüſſe weit und geläufig geworden ſind. Sie hat das, was man guten und angenehmen Ton heißt, ohne viele Geſellſchaft zu ſuchen und zu lieben: daher hat ihn ihr Umgang gebildet und auch für Menſchen von Rang genießbar gemacht. Gegen die Kinder erſter Ehe iſt ſie alles, was Stilling nur wünſchen kann. ſie iſt ganz Mutter und Freundin; mehr wollte ich von dem edlen Weibe nicht ſagen, ſie hat alles vorhergehende geleſen, und mir Vorwürfe gemacht, daß ich ſie gelobt habe; allein ich bin ihr und meinen Leſern, Gott zum Preiß, mehr ſchuldig; daher habe ich nächſt vorhergehendes und folgendes vor ihr verborgen.

Sie iſt etwas kurz und geſetzt, hat ein gefälliges geiſtvolles Anſehen, und aus ihren blauen Augen und lächelnder Miene quillt jedem Edlen ein Strom des Wohlwollens und Menſchenliebe entgegen. Sie hat in allen Sachen, auch in ſolchen, die eben nicht geradezu weiblich ſind, einen ruhig forſchenden Blick, und immer ein reifes entſcheidendes Urtheil, ſo, daß ſie ihr Mann oft zu Rathe zieht, wenn ſein raſcher und thätiger Geiſt partheiiſch iſt, er folgt ihr, und fährt immer wohl. Sie denkt aufgeklärt in der Religion, und iſt warm in ihrer Liebe zu Gott, dem Erlöſer und den Menſchen; ſo ſparſam ſie iſt, ſo freygebig und wohlthätig würkt ſie, da, wo es angewandt iſt. Ihre Beſcheidenheit geht über alles, ſie will immer abhängig von ihrem Manne ſeyn, und iſt es auch dann, wann er ihr folgt; ſie ſucht nie zu glänzen, und doch gefällt ſie, wo ſie erſcheint; jedem und jeder Edlen iſts in ihrem Umgange wohl. Ich könnte noch mehr ſagen, allein ich bändige meine Feder. **Wem Gott lieb hat, dem gebe er ein ſolches Weib,** ſagte **Götz von Berlichingen** von ſeiner **Maria,** und **Stilling** ſagt das nämliche von ſeiner **Selma.**

Ueber das alles iſt ſein Einkommen groß und alle Nahrungsſorgen ſind gänzlich verſchwunden; von dem Seegen in ſeinem Beruf läßt ſich nichts ſagen; der rechtſchaffene Mann und Chriſt würkt unabläßig, überläßt Gott das Gedeyen, und ſchweigt.

Seine Staar-Operationen ſetzt er auch in Marburg mit vielem Glück und unentgeltlich fort; weit über hundert Blinde, und mehrentheils arme Arbeitsleute, haben ſchon, unter dem Beyſtand Gottes, durch ihn ihr Geſicht und damit auch wiederum ihr Brod erhalten. Wie manche Wonneſtunde macht ihm dieſe leichte und ſo wohlthätige Hülfe! — wenn ihm die ſo lange blind geweſene, nach der Operation, oder beym Abſchied, die Hände drücken und ihm ſeine Zahlung in dem überſchwenglich reichen Erbe der zukünftigen Welt anweiſen! — Noch immer ſey das Weib geſeegnet, das ihn ehmals zu dieſer wohlthätigen Heilmethode zwang! — ohne ſie wär er nicht ein ſo fruchtbares Werkzeug in der Hand des Vaters der Armen und Blinden geworden; noch immer ſey das Andenken des ehrwürdigen Molitors geſeegnet! ſein Geiſt genieße in den Lichtgefilden des Paradieſes Gottes alle überſchwengliche Wolluſt des Menſchenfreundes, daß er Stillingen zum Augenarzt bildete und die erſte Meiſterhand an ihn legte! —

Jüngling, der du dieſes lieſeſt, wache über jeden Keim in deiner Seele, der zur Wohlthätigkeit und Menſchenliebe hervorſproßt! — pflege ihn mit höchſter Sorfalt und erziehe ihn zum Baum des Lebens, der zwölferley Früchte trägt; beſtimmt dich die Vorſicht zu einem nützlichen Beruf, ſo folge ihm, aber wenn auch noch nebenher ein Trieb erwacht, oder, wenn die Vorſehung eine Ausſicht eröfnet, wo du, ohne deinem eigentlichen Beruf zu ſchaden, Saamen der Glückſeeligkeit ausſtreuen kannſt, da verſäume es nicht, laß es dich Mühe und ſauern Schweiß koſten, wenns nöthig iſt; denn nichts führt uns unmittelbarer Gott näher, als die Wohlthätigkeit.

Aber hüte dich auch für die in jetzigen Zeiten ſo ſtark einreißende falſche Thätigkeit, die ich Thäteley zu nennen pflege. Der Sclave ſeiner Sinnlichkeit — der Wollüſtling, deckt ſeinen Unflath mit der Tünche der Menſchenliebe; er will allenthalben Gutes thun und weiß nicht, was gut iſt, er befördert oft den armen Taugenichts zu einem Amte, wo er überſchwenglich ſchadet, und würkt, wo er nicht würken ſoll. Eben ſo verfährt auch der ſtolze Prieſter ſeiner eigenen Vernunft, die doch in dieſem Thal der Irrwiſche und Schatten noch gewaltig in den Kinderſchuhen herumſtolpert; er will Selbſtherrſcher in der moraliſchen Schöpfung ſeyn, legt unbehauene, oder auch verwitterte Steine im Bau, an den unrechten Ort, und verkleiſtert Lücken und Löcher mit falſchem Mörtel.

Jüngling! beßre erſt dein Herz, und laß deinen Verſtand durch das himmliſche Licht der Wahrheit erleuchten! — ſey reines Herzens, ſo wirſt du Gott ſchauen, und wenn du dieſe Urquelle des Lichts ſieheſt, ſo wirſt du auch den geraden ſchmalen Steeg ſehen, der zum Leben führet; dann bete jeden Morgen zu Gott, daß er dir Gelegenheit zu guten Handlungen geben möge; ſtößt dir dann eine ſolche auf, ſo erwiſch ſie bey den Haaren, würke getroſt, Gott wird dir beyſtehen; und wenn dir eine würdige That gelungen iſt, ſo danke Gott innig in deinem Kämmerlein und ſchweige!!

Ehe ich ſchließe muß ich noch etwas vom Herzen wälzen, das mich drückt: die Geſchichte lebender Perſonen iſt ſchwer zu ſchreiben; der Menſch begeht Fehler, Sünden, Schwachheiten und Thorheiten, die ſich dem Publico nicht entdecken laſſen, daher ſcheint der Held der Geſchichte beſſer, als er iſt, eben ſo wenig darf man auch alles Gute ſagen, das er thut, damit man ihn nicht ſeines Gnadenlohns berauben möge.

Doch ich ſchrieb ja nicht Stillings ganzes Leben und Wandel, ſondern die Geſchichte der Vorſehung in ſeiner Führung. Der große Richter wird dereinſt ſeine Fehler auf die eine, und ſein weniges Gute, auf die andre goldne Waageſchale des Heiligthums legen; was hier mangelt, o Erbarmer! das wird deine ewige Liebe erſetzen!

Stillings Lobgeſang

nach dem 118ten Pſalm Davids.

Mel. Wie lieblich winkt ſie mir die ſanfte Morgenröthe!

Gelobet ſey der Herr! Sein Blick iſt Huld und Güte,
Sein Antlitz lächelt Freundlichkeit;
Und Seines Odems Hauch erquickt wie Roſenblüte;
Er ſchenkt dem Geiſt Zufriedenheit.

Du Volk des Herren! komm! und preiſe Seine Gnade,
Die heilig iſt, und ewig währt!
Ihr Diener Gottes jauchzt! und wandelt auf dem Pfade,
Den euch Sein Wort ſo deutlich lehrt!

Hinauf zu Seinem Thron, die ihr den Herren liebet!
Hinauf! und opfert Preiß und Dank.
Hinauf, gerechtes Volk! das wahre Tugend übet;
Es töne Ihm dein Lobgeſang!

Mein Pfad ging felſenan, in Dämmerung und Schatten
Und Blitze zückten über mir;
In Aengſten mancher Art, die mich umgeben hatten,
Drung mein Gebet, o Gott! zu Dir.

Und Du erhörteſt mich! erhörteſt, Herr, mein Flehen!
Und ſtrömteſt Troſt ins müde Herz!
Du ließeſt mich den Glanz erhabner Hülfe ſehen,
Und ſtillteſt liebreich meinen Schmerz!

Jehovah iſt mit mir, was kann mich weiter ſchrecken?
Kein Menſch ſtört meine Ruhe mir.
Und wird man neues Kreutz aus ſeinem Schlummer wecken,
So fürcht ich nichts; der Herr iſt hier!

Der Herr iſt immer da, mir ſtets zu unterſtützen;
Wie wohl iſt mir in Seiner Hut!
Was kann das ſchwache Rohr, der Menſchen Troſt, mir nützen?
Der viel verſpricht und wenig thut.

Der Herr iſt treu und gut, Er hält, was Er verſprochen,
Wer auf Ihn traut, betrügt ſich nicht.
Wie oft wird Fürſten-Treu und Fürſten-Wort gebrochen!
Der Fürſten Fürſt thut, was Er ſpricht.

Gleich einem Bienenſchwarm umgaben mich die Leiden,
Sie ſummſten grimmig um mich her;
Wie Gottes Heerſchaar kämpft, ſo ſtürmten ſie im Streiten,
Und machten mir das Siegen ſchwer.

Wie Dornenfeuer dampft, und kniſtert in der Flamme,
Und jedes heitre Auge trübt:
Wie im Geheul der Glut vom Gipfel bis zum Stamme,
Sich lechzend der Zerſtörung übt;

So drung die Leidensflamm durch alle meine Glieder,
Und leckte Spreu und Stoppeln auf.
Bald ſank mein mattes Aug, bethränt zum Staube nieder,
Bald ſchwung es ſich zu Gott hinauf.

Allein Jehovahs Hauch zerſtäubte dieſe Feinde,
Er kühlte dieſe Flamme ab.
Er zog mit ſtarker Hand noch früher als ich meynte,
Wie neu verklärt mich aus dem Grab.

Der Herr iſt meine Macht, mein Lied und meine Wonne!
Mit Jubel tönt der Siegs-Geſang
Aus Bauerhütten auf, aus Sphären jeder Sonne.
Der Wurm, der Seraph weiht Ihm Dank!

Des Herren rechte Hand behält auch Recht und ſieget,
Jehovahs Rechte iſt erhöht!
Jehovahs Rechte ſiegt, und wenn Sein Knecht erlieget,
So ſiegt er auch, ſo bald er fleht.

Nein! Nein! ich ſterbe nicht, ich ſoll des Herren Werke
Verkündigen noch lange Zeit.
Er züchtigt mich, der Herr! doch macht mich Seine Stärke
Noch lang zu Seinem Dienſt bereit.

Macht auf das goldne Thor des Rechts! Ich will Ihm bringen
Ein warmes und zerknirſchtes Herz.
Am goldnen Rauch-Altar will ich mein Danklied ſingen.
Er ſchuf mir Glück aus meinem Schmerz.

Gelobet ſeyſt Du Herr! daß Du zur Demuth führeſt,
Den Himmelsſtürmer, meinen Geiſt!
Ihn dann zerknirſcht, gebeugt, mit Güte ſo regiereſt,
Daß er Dich nun als Diener preiſt.

Man hielt den Mauerſtein für ungeſchickt zum Bauen;
Hier war er morſch, dort war er hart.
Der Meiſter hielte an mit bilden, mit behauen,
Bis er zuletzt noch brauchbar ward.

Das that der Herr! Er thats! ein Wunder vor den Augen
Des Volks, das Ihn zum Herren wählt.
Dies iſt der Freudentag, wo wir mit Wonne ſchauen,
Daß Er noch unſre Haare zählt.

Herr! hilf noch ferner mir! o Herr, laß wohl gelingen,
Was Deine Güte an mir thut!
Geprieſen ſey, wer kommt, dem Herren lobzuſingen!
Und wer in Seinem Willen ruht!

Der Herr iſt unſer Licht! kommt, ſchmückt Sein Feſt mit Mayen,
Bis an die Hörner am Altar!
Es tön Ihm Saitenſpiel! und alles müß ſich freuen,
Daß Er ſo treu, ſo gütig war.

Du biſt mein Gott! und ich! ich danke Deiner Güte!
Die mich ſo wunderbar geführt,
Du biſt mein Gott! und ich! des Wohlthuns nimmer müde,
Bring Dir den Dank, der Dir gebührt.
Hallelujah!

Johann Heinrich Jungs,

der W. und A. Doktors, und ordentlichen öffentlichen
Lehrers der Oekonomie, Finanz- und Cameral-
Wiſſenſchaften in Marburg,

Methode

den

grauen Staar

auszuziehen und zu heilen,

R

nebſt einem Anhang

von verſchiedenen andern

Augenkrankheiten und der Cur-Art

derſelben.

Mit Kupfern.

Marburg 1791
in der neuen akademiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Freund! wenn Dir die Freuden-Thränen eines Blinden, der zum erſtenmal wieder Gottes Schöpfung ſieht, nicht gröſere Belohnung ſind als Geld, ſo laß mein Buch ungeleſen, denn es iſt nicht für Dich geſchrieben.

Der Verfaſſer.

Baldingern

und

Sömmering

Männern,

deren Namen ihr Lob iſt.

Den

Veranlaſſern dieſes Werks

gewidmet.

Einleitung.

Daß ich ehmals in Strasburg die Arzney-Wiſſenſchaft ſtudirt, und nachher ſieben Jahr in der berühmten Bergiſchen Handelsſtadt Elberfeld ausgeübt habe, iſt den Leſern meiner, unter Heinrich Stillings Namen herausgekommenen Lebensgeſchichte, bekannt. Eben ſo wiſſen ſie auch, daß ich unter dem ſeel. Lobſtein nebſt den übrigen Wiſſenſchaften, welche dieſer vortrefliche Mann lehrte, auch die Staar-Operationen lernte. So wenig mich nun meine natürliche Furcht für Operationen am lebenden Körper vermuthen ließ, daß ich jemals von dieſer Kunſt würde Gebrauch machen können, ſo häufig habe ich ſie ausüben müſſen: denn im Jahr 1773 zwang mich gleichſam eine arme junge und zugleich ſtaarblinde Taglöhners Frau, daß ich den erſten Verſuch an ihr machen muſte; das Zureden meiner Freunde trug auch das Seinige dazu bey, ſo daß ichs alſo wagte. So ſchlecht auch dieſe meine erſte Operation gemacht wurde, ſo gut gelang ſie doch: denn die arme Frau bekam ein vortrefliches Geſicht, ſo daß ſie die kleinſten Gegenſtände

ſtände eben ſo ſcharf ſahe, als ſie ein Menſch mit völlig geſunden Augen nur ſehen kan.

Dieſer glückliche Erfolg ſtärkte meinen Muth zwar einigermaßen, doch ſpür ich bis auf den heutigen Tag noch immer eine Art von Beklemmung, wenn ich operiren ſoll, und nur bloß das Bewuſtſeyn, meinen armen leidenden Mitmenſchen eine wichtige Wohlthat erzeigen zu können, macht mir dieſes für mich in der That ſchwere Geſchäfte zur heiligſten Pflicht.

So lang ich noch Arzt war, alſo von dieſem Beruf leben muſte, ſo lang ließ ich mich, doch nur von den Wohlhabenden bezalen; ſo bald ich aber Lehrer der Staatswirthſchaft wurde, und nun eine Beſoldung bezog, ſo glaubte ich aus vielen Urſachen ſchuldig zu ſeyn, aller mediziniſchen Praxis gänzlich zu entſagen; das ungewöhnliche Glück aber, welches mich in meinen Staar-Curen allenthalben begleitete, bewog mich, dieſes ſo wohlthätige Geſchäfte lebenslang beyzubehalten, beſonders da es mich an meinem Haupt-Berufe gar nicht hindert. Indeſſen machte ich mirs nunmehro zur Regel, von niemand, er möchte reich oder arm ſeyn, einige Bezalung anzunehmen, ſondern dieſen Liebesdienſt bis an mein

Ende treulich und unentgeltlich fortzuſetzen.

Ob ich gleich durch eine ununterbrochene ſechszehnjährige Erfahrung überzeugt bin, daß meine Methode, den grauen Staar zu heilen gut iſt, indem mir von zweyhundert ſieben und dreyſig Staarblinden, die ich bis daher operirt habe, etwa nur der ſiebende mislungen iſt; wobey ich aber auch noch dieſes anmerken muß, daß bey weitem der gröſte Theil dieſer mislungenen einen mit andern Augenfehlern vermiſchten Staar hatte, ſo war ich doch nicht willens, etwas über meine Heil-Methode zu ſchreiben, bis ich endlich durch drey wichtige Gründe bewogen wurde, dieſe getreue Beſchreibung derſelben, den Kunſtverſtändigen zur Beurtheilung, und den Lernbegierigen zur Belehrung in die Hände zu geben.

Mein erſter Beweggrund war die Ueberzeugung, daß mancher edle junge Mann durch dieſe Schrift beſſer belehrt, mit eben dem Glück den armen Blinden dienen würde.

Zweitens wurde ich verwichenen Herbſt von Herrn Hofrath **Sömmering** in **Mainz** ernſtlich aufgefordert, meine Methode, den grauen Staar zu heilen, in einigen Bogen zu beſchreiben; ich muſte ihm das verſprechen, und doch beruhigte er ſich nicht damit, ſondern er ſchrieb auch hieher an meinen Freund, Herrn geheimen Rath **Baldinger**, und erſuchte ihn, mich öfters an mein Verſprechen zu erinnern.

Endlich drittens bewog mich auch eine Anſtalt zur Herausgabe dieſes Tractätgens, die ich hier zum Beſten der armen Blinden getroffen habe. Es kommen nämlich aus der Nähe und Ferne viele Blinden zu mir, die nicht ſo viel im Vermögen haben, daß ſie vierzehn Tage bis drey Wochen hier leben können; dieſe nun nebſt der Cur auch noch auf meine Koſten zu unterhalten, das wurde mir zu ſchwer, ſie aber auch blind und hülfloß wieder nach Hauß zu ſchicken, das konte ich noch vielweniger übers Herz bringen; ich wendete mich alſo an die Herren Vorſteher der hieſigen beyden proteſtantiſchen Waiſenhäuſer (die catholiſche Gemeinde hat noch keine ſolche Anſtalt) und machte den Contract mit ihnen, daß ſie wechſelsweiſe die armen Blinden in gedachte Waiſenhäuſer aufnehmen, und gehörig verpflegen ſollten, wofür ich dann wöchentlich einen feſtgeſezten Preiß bezahlen würde; eben ſo nahm ich einen Wundarzt an, der den Verband gegen eine gewiſſe Bezahlung beſorgt, und die erforderlichen Arzney-Mittel vergüte ich auch.

Zu dieſer Anſtalt wurde aber nun eine Caſſe erfordert, dieſe zu errichten, beſchloß ich, den wohlhabenden Blinden, die durch meine Hülfe ſehend würden, meine Einrichtung zu erzälen, und dann von ihrer Menſchen-Liebe willkührliche Beyträge zu erwarten; das iſt nun ein Jahrlang geſchehen, und ich hab von ſolchen milden Beyträgen 17 armen Blinden helfen können, ſie wurden alle vortreflich verpflegt, die Waysenhäuſer bekommen alles bezahlt, und wenn in Zukunft bey jedem Jahres-Schluß etwas übrig bleibt, ſo wird dieſer Ueberſchuß

ſchuß unter beyde Wayſenhäuſer zu gleichen Theilen vertheilt.

Um nun meiner armen Blinden-Caſſe einen Beytrag zu verſchaffen, beſchloß ich um ſo viel lieber dieſes Tractätgen zu ſchreiben, und das dafür zu erhaltende Honorarium an dieſelbe abzugeben; vielleicht wird auch das Herz des einen oder des andern wohlhabenden Leſers hierdurch erweicht, ſo daß er zu dieſem wohlthägen Inſtitut etwas beyträgt; oder da ich hierdurch als Augen-Arzt in Teutſchland noch bekannter werde, ſo können auch vielleicht noch wohlhabende Blinde dadurch veranlaſt werden ihre Zuflucht zu mir zu nehmen, und meine Caſſe zu bereichern. Doch ich überlaſſe das alles der menſchenliebenden Leitung der Vorſicht.

Was den Plan dieſes Werks betrift, ſo werde ich im erſten Theil von den verſchiedenen Arten des grauen Staars, ſeiner Beſchaffenheit und Entſtehung handeln, und ſo die Kennzeichen beſtimmen, die eine glückliche Cur vermuthen laſſen.

Im zweyten Theil werde ich die Operation ſelbſt umſtändlich lehren, und zu dem Ende eine deutliche Beſchreibung der dazu gehörigen Werkzeuge vorab gehen laſſen.

Im dritten endlich folgt die eben ſo wichtige Behandlung der operirten

Augen bis zu ihrer völligen Wiederherſtellung; alles aber werde ich mit deutlichen Zeichnungen oder Kupferſtichen zu erläutern, und darzuſtellen ſuchen.

Ob ich Beleſenheit in dieſem Fach habe, und alle Schriftſteller von Meiſter **Bartiſch** bis auf mich herab, kenne, das wird der Leſer aus dieſer Schrift ſchwerlich erfahren; dieſe meine Erzeugte ſoll nicht mit Citationen a la Heriſſon friſſirt vor dem Publicum auftretten; wenn das mein Zweck wäre, ſo würde mich Freund **Baldingers** ungeheure Bücher-Sammlung mit Materialien reichlich verſehen haben, allein hier will ich ſelbſt reden, meine eigene Erfahrungen vortragen; übrigens mache ich keinen Anſpruch auf den Ruf eines **gelehrten** Augen-Arztes, gnug wenn ich **helfen** und andre **hülfreich** machen kann.

Eben ſo wenig werde ich auch die Struktur des Auges, oder ſeine anatomiſche und phyſiologiſche Beſchaffenheit erklären, dieſe Kenntniſſe ſetze ich billig voraus. Nebſt meinen eigenen Uebungen in der Zergliederung dieſes edlen Organs waren **Hallers** groſe Phyſiologie, und **Zinns** vortrefliche Abhandlung de Oculo meine Führer; ob dieſe beyden Männer in neueren Zeiten übertroffen worden, das weiß ich nicht, denn ſeit elf Jahren habe ich das unſichere Gebiet der Arzney-Wiſſenſchaft nicht mehr betretten, ihre neueren Geſetzgeber ſind mir alſo unbekannt.

In der Staar-Operation ſelbſt, hab ich auſſer meinem ſeeligen Lehrer, keinen andern Führer mehr angenommen; ich habe indeſſen alle geleſen, die darüber geſchrieben haben, und immer fand ich keine Urſache von meiner Methode abzugehen, nicht als ob ich die Meinige für die Beſte hielte, ſondern weil ich keine andre Handgriffe als woran ich gewöhnt war, wagen wollte.

wollte, beſonders weil ich fand, daß ich dabei ſo glücklich war.

In der Heilung des verwundeten Auges, und in den Augenkrankheiten überhaupt, gefiel mir Janin am beſten, indeſſen führten mich meine Erfahrungen von ihm ab, und in dieſem Stück hab ich niemanden etwas zu verdanken.

Im Anhang werde ich auch ein und anderes von den übrigen Augenkrankheiten ſagen, in deren Heilung ich nicht weniger glücklich bin; ich wünſche nichts ſehnlicher als durch dieſe Schrift viele gute Augen-Aerzte zu bilden, damit meine Erfahrungen auch noch nach meinem Hinſcheiden wohlthätig fortwürken mögen.

Das

Das erſte Hauptſtück.

Von den verſchiedenen Arten des grauen Staars ſeiner Beſchaffenheit und Entſtehung.

§. 1.

Der graue Staar (Cataracta) iſt eine weisgraulichte Verdunklung der Cryſtall-Linſe, ihrer Capſul, und der morgagniſchen Feuchtigkeit. Wenn dieſe Theile alle drey undurchſichtig geworden, ſo iſt der Staar vollſtändig (Cataracta completa) iſt aber der eine oder der andre Theil allein verdunkelt, ſo iſt er unvollſtändig (incompleta) S. Tab. I. Fig. I.

§. 2.

Den durchaus vollſtändigen Staar findet man nicht häufig; gewöhnlich iſt die Capſel nicht verdunkelt, ſondern nur die Linſe und die morgagniſche Feuchtigkeit; ſeltner iſt die Linſe ganz allein undurchſichtig geworden, und am allerſeltenſten die morgagniſche Feuchtigkeit allein; doch iſt mir dieſer Fall ein paarmal vorgekommen; die Capſel hab ich verdunkelt gefunden, dann aber war die Linſe entweder ganz verſchwunden, oder ſehr weich und klein, und öfters noch durchſichtig.

§. 3.

Eine ſonderbare Bemerkung hab ich gemacht: die Blindgebohrnen, die ich theils operirt, theils nur geſehen habe, wälzten ihre Augen ohne Unterlaß hin und her; dieſe Erſcheinung ſezt mich in den Stand, wenn ich einen Blinden ſehe der dieſes Symptom hat, zu beſtimmen, er ſey entweder blindgebohren, oder er habe ſein Geſicht in der zarten Jugend verlohren.

§. 4.

Die Urſache dieſes Phänomens glaube ich erklären zu können: das Auge fixirt ſich auf einen Gegenſtand indem es ihn eine Zeitlang anſieht, die Aufmerkſamkeit welche die Seele darauf verwendet, hält es ſo lang in einerley Richtung bis man ihn hinlänglich erkennt, da nun dieſes bey Blindgebohrnen oder Kindern die ſehr früh blind werden nicht ſtatt findet, ſo iſt kein zureichender Grund da, warum ſich das Aug auf einen Punct heften ſollte, es rollt alſo beſtändig hin und her.

§. 5.

Dazu kommt noch eine Urſache: die Linſe oder Capſel verdunkelt ſich nicht in allen Puncten zugleich, ſondern einige Stellen beſonders gegen den Umkreyß zu, ſind heller als in der Mitte, dieſe hellere Puncte bemerkt das Kind immer ſeitwärts, und nicht gerad vor dem Auge; ſo wie es nun das Auge gegen dieſe Stellen richten will, dieſe aber ſelbſt im Auge ſind, ſo weichen ſie dem Sehpunct in dem Verhältnis wie ſich das Auge dreht, und ſo entſteht das hin und her bewegen.

§. 6.

Ob ich zwar dieſe Erſcheinung bei allen Blindgebohrnen bemerkt habe, ſo behaupte ich doch nicht daß dieſes Rollen der Augen allen weſentlich ſey, es kan ſeyn, daß doch einige fixirte Augen haben, ob ichs gleich nie geſehen habe;

wenn man durch Induction allein ſchließt, ſo darf man nie allgemeine Warheiten mit Gewisheit erwarten.

§. 7.

Wenn erwachſene blind werden, ſo pflegen ihre Augen gewöhnlich einerley Richtung zu haben, ſie ſtarren entweder über ſich, oder gerad vor ſich hin. Sollte wohl der Name Staar von dieſem ſtarren Hinſehen abgeleitet werden können? daß erwachſene ihre Augen nicht rollen iſt natürlich, ſie ſind gewohnt ſie auf einen Punct zu heften.

§. 8.

Aeuſſerſt merkwürdig iſt es mir, daß die vier oder fünf Blindgebohrne, die ich operirt habe, und die bis auf einen ſehend geworden ſind, alle keine Linſe mehr hatten, ſondern daß ich nur die verdunkelte

Capſel fand, welche aber ſehr weich dick und ſchwammicht geworden war; ſie hatten alſo alle einen Capſel-Staar, (Cataractam capſularem). Bey Blinden welche ſchon einmal durch Ausziehung der Linſe operirt worden, und die hernach durch Verdunklung der Capſul einen Nachſtaar (Cataractam ſecundariam) bekommen hatten, fand ich dieſes Häutchen ebenfalls ſehr verdickt und ſchwammicht. Ein paarmal hab ich dieſen Capſel-Staar ohne Linſe bey nicht operirten erwachſenen angetroffen.

§. 9.

So oft ich in der Pupille den Staar ſehr weiß und gleichſam mit dunklern Fleckchen und Streifgen marmorirt finde, ſo ſchließ ich mit einer Zuverläßigkeit die mich noch nie betrog, auf einen Capſel-Staar, dieſer iſt alſo mehrentheils marmorirt (Cataracta variegata) S. Tab. I. Fig. 2.

§. 10.

Die Urſachen aller dieſer Erfahrungen getraue ich mir nicht mit Gewisheit zu erklären; doch will ich einige Vermuthungen wagen: ſollte wohl alle Nahrung welche ſonſt für die Linſe und die morgagniſche Feuchtigkeit beſtimmt iſt, wenn dieſe beyden Theile entweder zerſchmolzen oder weggenommen worden, ganz in die Capſel übergehen und dieſe verdicken und verdunkeln? vielleicht rührt die Marmorähnliche Geſtalt daher, daß ſich eine ſchleimichte Feuchtigkeit in gewiſſen Aederchen verhärtet, welche alsdann weiß ausſieht.

§. 11.

Das Zerſchmelzen der Linſe, deucht mir, könne zweyerley Urſachen haben: 1. wenn ſie viele Jahre verdunkelt geweſen,

ſen, ſo löſt ſie ſich nach und nach ganz auf; dies ſchlieſſe ich daher, weil die verdunkelte Linſe immer kleiner wird je älter ſie wird; 2. kann auch eine gewiſſe Schärfe in den Säften die Linſe auflöſen; in beyden Fällen wird aber per errorem Loci ein Capſel-Staar entſtehen müſſen, wenn die zur Linſe führenden Gefäße unreine Säfte enthalten, die nun ganz in die Capſel übergehen.

§. 12.

Daß auch die Linſe ſchmelzen könne, beweiſt der Eiter-Staar (Cataracta purulenta) den ich mehrmahls angetroffen habe: in dieſem Fall bildet die Capſel einen Beutel der mit einem Milchähnlichen Saft angefüllt iſt, wenn nun die Capſel zerplazt, ſo flieſt dieſer Tropfen in die wäßrigte Feuchtigkeit, welche dadurch für eine Weile getrübt wird. Durch den immerwährenden Zufluß aber, und durch die Ausdünſtung oder Reſorption klärt er ſich wieder auf; indeſſen bleibt die Blindheit: denn nun entſteht ein Capſel-Staar.

§. 13.

Einmal fand ich einen Capſel-Staar welcher zum Theil oſſificirt war; ich fühlte dieſes mit dem Zängelchen als ich ihn anfaßte, um ihn heraus zu ziehen. Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt leicht: denn die knochennährende Materie hatte ſich dahin verirrt.

§. 14.

Obgleich bekanntlich vielerley Säfte im Cörper ſind, die verſchiedene Farben in der Linſe erzeugen könnten, wenn ſie ſich aus einer oder andern Urſache dahin verirrten, ſo iſt mir doch nie eine andre Farbe vorgekommen als die weiße oder weisgraue.

§. 15.

Oft iſt der Rand des Regenbogen-Häutchens welcher die Pupille ausmacht mit der Capſel und der Linſe verwachſen; ich nenne dieſen Staar den angewachſenen (Cataracta adhaerens), ſo oft ich ihn fand war die Pupille ſehr eng zuſammengezogen, gegen das Licht ganz unempfindlich, auch erweiterte ſie ſich in der Dunkelheit nicht; öfters iſt der Rand der Pupille ungleich, wie zernagt. S. Tab. I. Fig. 3.

§. 16.

Ein Patient der den angewachſenen Staar hat, kann Tag und Nacht nicht unterſcheiden, weil die Pupille ſehr eng und unbeweglich iſt; dieſer Umſtand rühret vielleicht von vorhergegangenen inneren Entzündungen her; oder wenn die Capſel klebricht wird, die Linſe anſchwellt, und nun in dieſem Zuſtand die Pupille durch den Einfall eines ſtarken Lichts ſehr eng zuſammengezogen wird, ſo bleibt ſie hangen und verwächſt.

§. 17.

Wenn ſonſt in allen andern Fällen der graue Staar nicht mit einer andern Art von Blindheit verbunden iſt, ſo bleibt doch immer ſoviel Seh-Kraft übrig daß der Patient Tag und Nacht unterſcheiden kann. Wo dieſes bey dem grauen Staar mangelt, da iſt wenig Hofnung zur Geneſung.

§. 18.

Wenn der Seh-Nerve (Nervus opticus) unempfindlich wird, ſo wird das Geſicht ſchwach, man ſieht wie durch einen ſchwarzen Flor, die Pupille iſt gegen das Licht weniger empfindlich, ſie zieht ſich nur ſehr langſam zuſammen und erweitert ſich auch nur langſam; im mittelmäſigen Licht iſt ſie weiter, gröſer als ſie ſeyn ſollte, und dieſer traurige Zuſtand nimmt von Zeit zu Zeit zu. Dieſe Periode der Krankheit nennt man Amauroſis, **Anfang des ſchwarzen Staars.**

§. 19.

Nach und nach geht die Amauroſis in eine vollſtändige Blindheit über, ſo daß der arme Patient nicht die allergeringſte Empfindung mehr vom allerſtärkſten Licht hat. Dieſes Uebel nennt man **den ſchwarzen Staar** (gutta ſerena) S. Tab. I. Fig. 4. In dieſem Zuſtand iſt die Pupille ſehr weit, und ganz unbeweglich. Wenn nun auch noch die Linſe zugleich verdunkelt iſt, ſo heiſt man dieſen doppelten Staar **den gelben Staar** (Glaucoma) welcher ſo wie der ſchwarze gewöhnlich unheilbar iſt.

§. 20.

§. 20.

Wenn man alſo eine ſehr weite gegen das Licht unempfindliche Pupille findet, welche auch zugleich weisgelblich ausſieht, ſo hat der Patient dieſen gelben Staar; ich hab ihn öfter geſehen, aber nie eine Operation gewagt, weil ich böſe Folgen befürchtete. Gerne hätte ich ſonſt die Beſchaffenheit des Glaskörpers unterſuchen mögen. S. Tab. I. Fig. 5.

§. 21.

Der graue Staar iſt alſo eine Verdunklung der Cryſtall-Linſe, oder der dazu gehörigen Theile; das was dieſe Verdunklung unmittelbar veranlaſt, iſt ſeine nächſte Urſache. Dieſe kann nur zweyfach ſeyn, entweder wird eine verdunkelnde Materie dahin geführt, oder die zuführende Gefäße werden verengert, ſo daß alſo die Linſe oder die dazu gehörigen Theile aus

Mangel der Nahrung vertrocknen und undurchſichtig werden. Alles was nun eine von dieſen Urſachen erzeugt, iſt die entfernte Urſache.

§. 22.

Die Zuführung verdunkelnder Säfte kann durch eine Verſetzung irgend einer Krankheits-Materie (Metaſtaſis) geſchehen. Alle Krankheiten bey welchen eine ſolche Verſetzung möglich iſt, können alſo den grauen Staar hervorbringen.

§. 23.

Allerley Arten von Fiebern, eine Catarrhal-Materie, die nicht gehörig ausgeſondert worden; rheumatiſche-Gicht- und podagriſche-Säfte, das veneriſche Uebel, und viele andere Krankheits-Materien ſind alſo entfernte Urſachen dieſes Augenfelers.

§. 24.

Aber auch ein ſtarker Trieb des Geblüts und der Säfte nach dem Kopf, kann gröbere Theile in die feinen Gefäße treiben, und ſie dadurch erweitern daß ſie verdunkelnde Nahrung zur Linſe führen; da nun die zurückführende Aederchen dem Antrieb nicht ſo ſehr ausgeſezt ſind, ſo erweitern ſie ſich weniger, ſie nehmen alſo nur die feinern Flüßigkeiten auf, und das grobe Verdunkelnde laſſen ſie zurück.

§. 25.

Alles was alſo lang anhaltend das Geblüt nach dem Kopf treibt, z. B. übermäßiger Genuß ſtarker Getränke, eine ſizende Lebensart und daher rührende Verſtopfungen von aller Art im Unterleibe, Hämorrhoidal-Umſtände, ſchlechte Verdauung u. d. g. heftiger Zorn, ſchleunige Erhitzung, und darauf folgende plözliche

Verkältung, und noch andere Abweichungen von den Regeln der Diätetick, kann zur entfernten Urſache des grauen Staars werden.

§. 26.

Die zweyte Quelle dieſer Art der Blindheit, nämlich die Verengerung oder gänzliche Verſtopfung der zuführenden Gefäße kann theils aus den ſo eben angeführten Urſachen entſtehen, wenn zähe Säfte in gedachte Gefäße eingetrieben werden, nun da ſtocken, und allen ferneren Zufluß verhindern; theils kann auch der Mangel an Säften veranlaſſen, daß ſich die leeren Gefäßgen immer mehr verengern und endlich gar ſchließen.

§. 27.

Jeder dieſer Fälle verurſacht daß die Linſe mit ihren Theilen keine Nahrung mehr bekommt; daß ſie ſich dadurch allmälig verdunkeln müſſe braucht keines weitläuftigen phyſiologiſchen Beweiſes. Das Alter, und überhaupt eine jede lang anhaltende übermäſige Ausleerung kann dieſen Zuſtand veranlaſſen.

§. 28.

Uebermäſige Wolluſt, lang anhaltende Blutflüſſe von aller Art, langwierige Diarrhöen, Urinflüſſe, abmattende Schweiße, und dergleichen, ſind alſo ebenfalls entfernte Urſachen des grauen Staars.

§. 29.

Die Quelle dieſes Uebels mag aber nun beſchaffenſeyn wie ſie will, ſo ſind doch die Würkungen ihrer Natur nach immer einerley: immer fängt der Leydende damit an, daß er durch einen graulichtweißen Nebel ſieht; dieſer nimmt immer mehr und mehr zu; nach und nach entſteht in der Mitten der Linſe ein dunkler Kern, folglich ſieht der Kranke gerad vor dem Geſicht eine undurchſichtige Wolke; rund um ſie her kann er noch wohl ein und anderes, aber doch nicht deutlich unterſcheiden. In der Dämmerung, wann die Pupille weit iſt, ſieht er am beſten, bey ihrer Verengerung aber im ſtarken Licht, erkennt er gar nichts mehr.

§. 30.

So wie ſich der Knoche in dem Oſſifications-Punct zu erhärten anfängt, ſo fängt die Linſe im Mittel-Punct an ſich zu verdunkeln; dieſe Verdunklung nimmt immer zu bis endlich der ganze Cörper bis an die äuſſerſte Peripherie undurchſichtig geworden iſt, in dieſem Zuſtand iſt der Staar reif.

§. 31.

Vor dieſem Grad der Reiſe hab ich Verſchiedene operirt, aber nur mit groſer Mühe das Geſicht retten können; bey zweyen oder dreyen gieng alles nach Wunſch, bey den mehreſten trat die Entzündung ein, doch behielten ſie ein ſchwäliches Geſicht, bey den übrigen aber, etwa bey vier oder fünfen war alle Mühe verlohren.

§. 32.

Ich hab die Urſache dieſer Erſcheinung ſorgfältig unterſucht, und bin, wie ich mit Zuverſicht glaube, auf den Grund gekommen: Die unreifen Staarlinſen haben einen ſchärfern Rand, ſind ungleich und groß, die reifen aber glatt, der Rand iſt wie abgeſchliffen und ſie ſind kleiner; daraus ſchlieſe ich nun, daß die unreifen Linſen vermittelſt der zuführenden Gefäße noch mit den umliegenden Theilen zuſammen menhängen, die reifen aber abgelöſt, und wie abgeſtorben ſind.

§. 33.

Wenn daher eine unreife Linſe herausgezogen wird, ſo zerreiſſen jene zuführende Gefäße, dieſe ſind nun noch nicht vertrocknet und verſchloſſen, folglich flieſſen die Nahrungs-Säfte in den leeren Raum, wo ſie ſcharf werden, faulen, und daher Entzündungen, Vereiterungen, öfters eine neue Verdunklung der Capſel, und dergleichen übele Zufälle verurſachen; ſind aber die zuführenden Gefäße ſchon vorher allmälig abgetrocknet, und die Linſe alſo abgeſtorben, ſo kan ihre Extraction hernach keine Zufälle veranlaſſen; wenn dieſe demungeachtet entſtehen, ſo ſind ſie in andern Urſachen gegründet.

§. 34.

§. 34.

Endlich giebt es auch noch zwo äuſere Urſachen des grauen Staars: 1. wenn durch einen Stoß oder Schlag auf das Auge die Linſe loßreiſt, und alſo verdunkelt wird, und 2. wenn ſich ein Geſchwür in der durchſichtigen Hornhaut einwärts öfnet, ſo daß ein Eiter-Auge entſteht, dieſer Eiter alsdann durch die Pupille auf die Linſe flieſt, und ſie verdunkelt; dieſe Entſtehung des grauen Staars hab ich verſchiedenemahl erfahren.

Das zweyte Hauptſtück.

Von der Operation des grauen Staars.

§. 35.

Die verdunkelte Cryſtallinſe, oder Capſel macht das Weſen des grauen Staars aus, ſie verhindert den Einfall der Lichtſtralen und der Figuren oder der Geſtalten der Cörper; wenn daher dieſe Hinderniß weggebracht werden kan, ſo erhält das Auge ſein Geſicht wieder.

§. 36.

Daher hat man ſchon ſeit langer Zeit den Gebrauch gehabt, mit der Staarnadel, welche vorne eine lanzenförmige platte Spitze hat, die verdunkelten Theile hinter der Pupille weg, und unten ins Auge zu ſchieben. Dieſe Art den Staar zu operiren nannte man operatio Cataractae per Depreſſionem. S. Tab. 2. Fig. 3.

§. 37.

Bey dieſer Operation drückt man etwa eine Linie von dem Rand der durchſichtigen Hornhaut entfernt, zwiſchen dieſer und dem äuſern Augenwinkel die Nadel ins Auge, ſo daß man ihre Spitze gegen die Linſe zu richtet, dieſe alsdann mit der platten Seite herabdrückt, und unten ins Aug ſchiebt.

§. 38.

Der Schwierigkeiten und Mängel dieſer Operation, die ſich durch Geſchicklichkeit und Uebung vermeiden und verbeſſern laſſen, nicht zu gedenken, erwähne ich nur derer, die mir wenigſtens ſo ſcheinen, als wenn ſie auf dieſem Wege gar nicht zu ändern wären:

1. Wenn die Linſe geſchmolzen und alſo weich oder flüſſig iſt, wie kan ſie da weggeſchoben werden? — im Gegentheil, die Capſel zerreißt, die wäßrichte Feuchtigkeit trübt ſich, der Operateur ſieht nun nicht mehr, und muß alſo die Operation unvollendet laſſen.

2. Oder, welches ein ſehr oft vorkommender Fall iſt, wenn auch die morgagniſche Feuchtigkeit dunkel und breyicht geworden, wie läſt ſich die mit der Nadel wegſchieben?

3. und endlich: bleibt noch immer der ſchon lang bekannte Fall eine unüberwindliche Schwierigkeit, daß die Linſe früher oder ſpäter wieder in die Höhe ſteigen, und das Geſicht aufs neue verdunkeln kan.

§. 39.

Wie alſo groſe Männer in den neuern Zeiten dieſe alte Art zu operiren der Extraction haben vorziehen können, das begreiffe ich nicht, da doch nach allen meinen Erfahrungen bey der Extraction die Entzündungen und Zufälle weit ſeltner ſind, alle Hinderniſſe, die dem Licht im

Wege ſtehen, ganz weggenommen werden können, und wenn man ſich nur in Acht nimmt, weit ſeltner ein Nachſtaar zu befürchten iſt.

§. 40.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ich hab hier den Zweck nicht, andere zu widerlegen, ſondern nur zu zeigen, wie *ich* den grauen Staar operire; jeder ſey ſeiner Meynung gewiß, und der wird immer der beſte Mann ſeyn, der die mehreſten Blinden ſehend macht.

§. 41.

Die Hauptmomente der Ausziehung des grauen Staars, nach meiner Methode, ſind: 1. *der Schnitt*, oder die Oefnung der durchſichtigen Hornhaut, und 2. *die Wegräumung oder Herausnehmung* aller Theile, die das Geſicht verdunkeln. Ehe ich aber alle Handgriffe, die dabey beobachtet werden müſſen, ausführlich erkläre, muß ich vorerſt die Werkzeuge umſtändlich beſchreiben, deren ich mich bediene.

§. 42.

Bey dieſer Operation kommt alles darauf an, daß die verdunkelnden Theile ohne viele Mühe, und ohne das Auge zu ſehr zu reizen, herausgenommen werden können; folglich muß in der durchſichtigen Hornhaut ein Schnitt gemacht werden, der 1. groß genug iſt, daß die Linſe heraustretten kan; 2. muß er die erſten paar Tage nach der Operation den im Auge ſich ſammelnden Feuchtigkeiten den Ausfluß verſtatten, und 3. von der Art ſeyn, daß er, wenn er auch dunkel vernarbte, mit ſeiner Narbe nicht vor die Pupille kommt, ſondern dieſe frey läſt.

§. 43.

Das alles wird erreicht, wenn man die durchſichtige Hornhaut in ihrer untern Hälfte durch einen beynah halbzirkelförmigen Schnitt öfnet; indem man ein ſpiz zulaufendes Meſſergen, an der äuſern Seite des Auges, nahe am Rande der durchſichtigen Hornhaut, gerad dem Mittelpunct der Pupille gegenüber, in horizontaler Richtung, in dieſe Haut hinein, und an der andern Seite, gegen die Naſe zu, eben ſo weit vom Rande, und ebenfalls dem Mittelpunct der Pupille gegenüber, wieder heraus drückt, und nun das immer breiter werdende Meſſerchen ſo lang nachſchiebt, bis es einen halbrundlichen Lappen von der Cornea transparente loß geſchnitten hat.

S. unten die ganz genaue Beſchreibung der Operation ſelbſt.

§. 44.

Die Eigenſchaften des beſten Meſſers zu dieſem Zweck ſind folgende:

1. Da das Auge eines lebenden Menſchen ſehr beweglich iſt, auch alle gewaltſame Mittel es feſt zu halten gefährlich ſind, weil ſie die Entzündung befördern, ſo muß das Meſſer leicht hineinſchlupfen, und ſo wenig Widerſtand finden, als möglich iſt; ſind alſo die Meſſer vorn an der Spitze breit, ſo wird eine gröſſere Gewalt des Drucks erfordert, das Auge dreht ſich gerne nach dem Naſenwinkel, und erſchwert oder vereitelt die Operation; *das Meſſer muß alſo ſehr ſpiz ſeyn, und nur allmälig an Breite zunehmen.*

§. 45.

2. Die gröſte Breite des Meſſerchens wird durch folgenden Erfahrungs-

ſatz beſtimmt: blos durch das unverrückte Fortſchieben des Meſſerchens muß der Schnitt in der durchſichtigen Hornhaut vollendet werden; iſt es nun nicht breit gnug, ſo wird die Klinge bis an das Heft durchgeſchoben, ohne daß der Lappen los geſchnitten iſt, in dieſem Fall muß man durch Hin und Herſchieben des Meſſers den Schnitt vollenden, wo dann die wäſſerichte Feuchtigkeit herausläuft, und die Regenbogenhaut ſich leicht unter die Schneide legt, und alſo zerſchnitten wird. Folglich muß die Klinge des Meſſers ohngefehr ein Drittel ihrer Länge vom Heft an, etwas breiter ſeyn, als der halbe Durchmeſſer der durchſichtigen Hornhaut. Dies alles wird ſich durch die unten folgende Beſchreibung der Operation von ſelbſt aufklären.

§. 46.

3. Wenn die Meſſerklinge ſehr kurz iſt, ſo muß ihre Breite von der Spitze an bis zur eben beſtimmten Gröſe derſelben zu ſchleunig zunehmen; woher dann der Fehler entſteht, den ich §. 44 beſchrieben habe. Würde aber auch die Klinge zu lang ſeyn, ſo könnte die Spitze die Naſe verletzen, ehe der Schnitt vollendet wäre. **Die allerbequemſte Länge der Meſſerklinge iſt alſo ein Pariſer Zoll und zwo bis drey Linien, oder gerad ſo, wie ich ſie auf der zweyten Tafel in der erſten Figur abgebildet habe.**

§. 47.

Alle dieſe bisher beſtimmte Vortheile haben die Lobſteiniſchen Meſſerchen vollkommen, ich bediente mich ihrer auch einige Jahre, fand aber noch eine Unvollkomkommenheit, die ſich erſt durch den vielfältig wiederholten Gebrauch äuſſerte, und dieſe beſtand in folgender Eigenſchaft: Die äuſſere vom Auge weggewandte Oberfläche iſt convex, die untere ganz eben; die Urſache dieſer Form iſt, das Meſſer ſoll vermög derſelben die Wunde ſo ausfüllen, daß keine wäſſerichte Feuchtigkeit zwiſchen dem Meſſer und den̄ Lefzen der Wunde herausdringen könne, weil, wenn dieſes geſchieht, die Iris oder der Stern hervorrückt, und ſich unter die Schneide des Meſſerchens legt, wo er alsdann zerſchnitten wird, und dieſes muß mit Fleiß vermieden werden.

§. 48.

Allein dieſer Zweck wird durch jene Form nicht völlig erreicht: denn die vordere rundliche Fläche ſchlieſt zwar genau an den Rand der Wunde an, aber die hintere gerade Fläche nicht: die elaſtiſche Hornhaut zieht ſich mitten in der Wunde zurück, und oft flieſt etwas vom Humore aqueo heraus. Wenn das aber auch nicht geſchieht, ſo iſt folgender Zufall ſehr gewöhnlich: Wenn die vordere Augenkammer, durch welche das Meſſer geſchoben wird, ſehr eng, oder der Stern rundlich erhoben iſt, ſo legt ſich dieſer an die untere ebene Fläche des Meſſers feſt an, unter der Schneide aber drängt er ſich hervor, und bildet eine Wulſt, ſo daß man alſo, entweder von der Operation abſtehen, oder jene Wulſt, zum gröſten Nachtheil des Geſichtes und der Geſtalt des Auges, durchſchneiden muß.

§. 49.

Die Urſache, warum der ſeelige Lobſtein die untere Oberfläche des Meſſers eben und nicht convex machte, ſollte eine geringere Friction ſeyn: denn er glaubte, wenn auch die untere Seite rundlich erhoben wäre, ſo würde ſie den Stern reiben und drücken, und dieſes ſuchte er aus Furcht für Entzündungen zu vermeiden.

§. 50.

Allein ich hab vielfältig erfahren, daß nicht einmal die Verletzungen der Iris, wenn ſie nicht zu groß ſind, beträchtliche und gefährliche Entzündungen verurſachen, geſchweige die gelinde Berührung der glatten Oberfläche des Meſſers; und daß auch würklich die gefürchtete Friction bey einer rundlichen Oberfläche nur eine Linie beträgt, dahingegen eine platte Fläche mit ihrer ganzen Oberfläche reibt, ſo bald ſie nur berührt. Zudem muß man für das rechte Aug ein eigenes, und für das linke ein beſonderes Lobſteiniſches Meſſerchen haben.

§. 51.

Alle dieſe Beobachtungen, Bemerkungen und Erfahrungen beſtimmten mich, daß ich

4. beyde Seiten des Meſſerchens convex, oder rundlich erhoben machen ließ, und nun gelungen mir alle Operationen der Reihe nach vollkommen; ausgenommen wenn ſie etwa ein unvorhergeſehener Zufall erſchwerte. Auch konnte ich nun mit einem Meſſerchen rechts und links operiren, hatte alſo nur eins zu einer Operation nöthig.

§. 52.

5. Wenn das Meſſerchen vorn an der Spitze nicht verhältnismäßig dick, oder ſeine Convexität nicht erhoben gnug

iſt, ſo biegt ſich die Spitze leicht zur Seiten; bey dem Einſchieben des Meſſerchens hat das nun wohl nichts zu bedeuten, aber wenn mans auf der andern Seite wieder zur Hornhaut herausdrücken will, ſo legt ſich die Spitze um, und faßt nicht, man muß es alſo wieder herausziehen, und die Operation iſt für diesmal vergebens: Daher muß die Klinge etwa ein Drittel ihrer Länge von der Spitze an etwas ſtark und ſtämmig ſeyn, damit ſie leicht an der gegenüberſtehenden Seite wieder herausfahren könne.

§. 53.

6. Da dieſe Stärke des Meſſerchens wiederum den Widerſtand vermehren, und das Hineinſchieben erſchweren könnte, ſo hebt man dieſe Beſchwerlichkeit dadurch, daß mans vorn ein Drit-

tel ſeiner Länge zweyſchneidig macht; dadurch ſind nun alle Schwierigkeiten gehoben, und das Werkzeug hat ſeine vollkommene Form, ſo wie es die Geſtalt des Auges, und die Natur der Operation erfordert.

§. 54.

Endlich 7. muß ein vortrefliches Stahl zum Staarmeſſer gewählt werden: denn wenn die Spitze im Auge abbricht, und gar in die Pupille hineinfällt, wie mir einmal geſchehen iſt, ſo können fürchterliche Zufälle daher entſtehen. Auch muß es beſtändig äuſſerſt ſpitz und ſcharf gehalten werden, damit der Schnitt ſanft und glatt verrichtet werden möge.

§. 55.

Mein ganzer Apparat zur Staaroperation wird auf der zweyten und dritten Tafel vorgeſtellt. Die erſte Figur der zweyten Tafel zeigt das Staarmeſſer in ſeiner wahren Geſtalt und natürlichen Gröſſe; ſo wie es auf dieſer Seite ins Auge fällt, genau ſo iſt es auch auf der andern beſchaffen; und um ſich die beyden convexen Flächen deſto beſſer vorſtellen zu können, hab ich in der zweyten Figur den Queerdurchſchnitt der Klinge entworfen.

§. 56.

Die dritte Figur ſtellt die Staarnadel in ihrer natürlichen Gröſſe vor: die vierte den Davielſchen Löffel, der von Silber und vergoldet ſeyn muß. Die fünfte und ſechſte Figur zeigen die gerade und krumme Klammern (pincettes) in ihrer wahren Gröſſe und Geſtalt, und auf der dritten Tafel Fig. 2 und 3 ſieht man die rechte und linke krumme Scheere, und Fig. 1 den Haaken, womit man im

Nothfall das obere Augenlied aufheben und empor halten kan. Der Gebrauch aller dieſer Werkzeuge wird nun aus folgender Beſchreibung der Operation ſelbſt vollkommen deutlich werden.

§. 57.

Wenn ſich ein Staarpatient meldet, ſo iſt die Prognoſis das erſte, was der Arzt zu thun hat. Er muß nämlich aus der Beſchaffenheit des Auges, des Staars, und des ganzen Cörpers ſchlieſſen können, ob die Cur, nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit beurtheilt, gut ausſchlagen werde, oder nicht. Eine genaue und richtige Prognoſis erwirbt dem Arzt Vertrauen, und ſezt ihn nachher auch auſſer Verantwortung, wenn irgend etwas nicht nach Wunſch gelingen ſollte: denn er hat es voraus geſagt.

§. 58.

Die Regeln zum Entwurf einer richtigen Prognoſis, ſo wie ich ſie aus vielen Erfahrungen abſtrahirt habe, ſind folgende:

1. Man muß das Auge wohl beobachten: wenn es ſchmerzhaft, weichlich oder entzündet iſt, ſo darf es nicht operirt werden, bis dieſe Krankheit gehoben iſt.

2. Wenn das Auge geſund iſt, ſo beobachtet man die Pupille: iſt ſie ſehr weit, ſchwarz, entweder ganz unbeweglich, oder doch ſteiſ, und ſchwer zu reizen, ſo wird der Patient entweder gar nichts, oder doch alles durch einen ſchwarzen, mit vielen Figuren durchwebten Flor ſehen. Er hat alſo den ſchwarzen Staar, S. Tab. I, Fig. 4, und §. 19. Die Operation wird alſo ſchlechterdings nicht indicirt.

3. Solte mit dieſem Zuſtand auch die Verdunkelung der Cryſtallinſe verbunden, und alſo ein glaucoma verhanden ſeyn, ſo darf man ebenfalls nicht operiren, denn die Krankheit iſt unheilbar. S. Tab. I. Fig. 5, und §. 20.

4. Findet man die Pupille enge, unbeweglich, und an die Linſe angewachſen, Tab. I Fig. 3, und §. 15, ſo kan man nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit einen guten Erfolg verſprechen; dieſes muß man dem Patienten vorſtellen, will er denn doch die Operation und Cur wagen, ſo unternimmt man ſie, ſie gelingt doch zuweilen. Die Urſache, warum man hier wenig Hofnung machen kan, beſteht in der Beſchwerlichkeit, die Iris von der Linſe los zu machen, und weil jene hernach noch öfters zu enge bleibt, um dieſe durchzulaſſen, ſo daß man ſie mit der

Scheere erweitern muß. Alle dieſe Verrichtungen reizen zu viel, und veranlaſſen gefährliche Entzündungen.

5. Iſt die Pupille von gewöhnlicher Gröſſe, und hat ſie ein weißgraues oder marmorirtes Anſehen, ſo wie Tab. I Fig. 1 und 2, und §. 1 und 9 vorgeſtellt und beſchrieben iſt, ſo fragt man: ob der Patient noch den Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, Licht und Finſterniß unterſcheiden könne? antwortet er ja! ſo kan man ihm gute Hofnung machen.

6. Zugleich muß man ihn gegen das Licht ſtellen, und eine Hand über das Auge halten, findet man nun, daß ſich die Pupille unter der Hand erweitert, und wenn man ſie plözlich wegthut, daß ſie dann das Licht zum Zuſammenziehen reizt, ſo hat das Auge alle Eigenſchaften, die

zur Operation nöthig ſind, und man kan den Patienten Muth machen.

7. Eine allgemeine Klugheits-Regel aber iſt es, daß man nie den guten Erfolg ganz gewiß verſpreche: denn es können ſich Zufälle ereignen, die man nicht von Ferne ahndete, dieſe werden aber alle dem Arzt auf ſeine Rechnung geſchrieben, wenn er gewiſſe Hülfe verſprochen hat.

8. Wenn der Patient über Flüſſe, Reiſſen im Kopf, oder über ſonſt etwas klagt, das leicht aus einem Theil des Cörpers in den andern ziehen kann, ſo muß man die Operation nicht unternehmen, bis man durch Veſicatoria oder Fontanellen im Nacken oder an den Armen oder Füßen eine Ausleerung veranſtaltet hat.

9. Da die Patienten Angſt vor der Operation haben, dieſe Angſt aber beſon-

ders bey zärtlichen Perſonen nach der Operation fieberhafte Zufälle und Entzündungen verurſachen kan, ſo muß man ihnen guten Muth machen, und ſie mit den kaum fühlbaren Schmerzen tröſten, man kan dieſes mit Zuverſicht, denn wenn das Meſſer ſchärf gnug iſt, ſo wird der Schnitt kaum empfunden, und alles übrige empfindet man noch viel weniger.

§. 59.

Wenn man nun nach Beobachtung der vorhergehenden Regeln zur Operation ſchreiten will, ſo muß man den Patienten den Tag vorher ordentlich abführen: denn es iſt bekannt, daß die Unreinigkeiten in den erſten Wegen die Entzündung befördern und ſie bösartig machen, zudem iſt auch eine geheime, mir noch zur Zeit unbegreifliche Verwandſchaft zwiſchen den Augen und dem Magen; ich hab Beiſpiele

ſpiele erlebt, daß die Ueberfüllung deſſelben plötzlich ſchwere Augenkrankheiten und den ſchwarzen Staar verurſachte.

§. 60.

Zu dieſer Abführung bediene ich mich des ſogenannten Wiener Tränkchens (Infuſi laxativi Viennenſis), zugleich laſſe ich von dieſem Zeitpunct an die allerſtrengſte Diät halten. Gemeinen Leuten verordne ich nichts als Waſſerſuppen zu eſſen, und Waſſer mit etwas Eſſig zu trinken; Vornehmere laſſe ich die Diät halten, die in ſchweren Verwundungen vorgeſchrieben wird, und die jedem Arzt und Wundarzt bekannt ſeyn muß. Dieſe Lebens-Ordnung dauert bis zur völligen Endigung der Cur.

§. 61.

Die Operation ſelbſt unternehme ich den Tag nach der Abführung allemal des

Morgens, weil zu dieſer Tageszeit das Gemüth und Geblüt gewöhnlich ruhiger als des Nachmittags iſt; dann vermeide ich alles Geräuſch, alle pompöſe und weitläuftige Vorbereitungen, weil dadurch der Patient nur beunruhigt, und durch die Erwartung aller der Dinge, die da kommen ſollen, allen Gefahren ausgeſezt wird, die eine Alteration im Umlauf des Geblütes, und im Nerven-Syſtem hervorbringen kan.

§. 62.

Zum Gehülfen erwähle ich mir einen Wundarzt: dann ſtelle ich einen gewöhnlichen Stul in einiger Entfernung vom Fenſter, ſo daß er mit der Fläche deſſelben oder mit der Wand ungefehr einen Winkel von 45 Grad macht, und alſo das Licht ſchief auf das Antliz des Patienten fälle. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die

Operation auf dem Zimmer geſchehen müſſe, wo der Kranke liegen, und die Cur aushalten ſoll, und daß er ſich vorher einigermaßen auskleiden müſſe.

§. 63.

Die Veſthaltung des Auges iſt nun das Erſte, was beſorgt werden muß; ich verwerfe hier mit Grund alle gewaltſame Mittel, als welche nur Schmerzen machen, die Augen entzünden, und doch ſehr ſelten dem Zweck entſprechen. Ehe ich alſo zur Operation ſchreite, mache ich einen Verſuch, wie ſich das Auge halten läſt: zu dem Ende laſſe ich den Patienten auf den Stul ſitzen; der Wundarzt ſtellt ſich hinter den Stul, zieht den Kopf des Patienten etwas rückwärts, und ſtämmt ihn mit dem Hinterhaupt gegen ſeine Bruſt, faſt alsdann mit dem Zeige- und Mittelfinger das obere Augenlied am

Rand, und zieht es ſtark, doch ohne das Auge zu drücken, in die Höhe. S. Tab. IV, Fig. 1.

§. 64.

Eben ſo faſt nun auch der Operateur mit der freyen Hand das untere Augenlied, ebenfalls mit dem Zeige- und Mittelfinger, und zieht es abwärts. Hier beobachte ich aber einen Handgrif, der auſſerordentlich nützlich iſt: ich lege nämlich die Spitze des Mittelfingers auf die Caruncula lacrymalis und drücke denſelben etwas feſt gegen den Augapfel an, dadurch wird das Auge hinlänglich feſt gehalten, ſo daß es dem Meſſer nicht leicht ausweichen kan. S. Tab. IV, Fig. 2.

§. 65.

Wenn man bey dieſem Verſuch ſieht, daß ſich die Augenlieder leicht öfnen laſſen, und der Patient das Auge gut ſtill halten kan, ſo verbindet man das andere Auge, wenn er etwa noch damit ſehen könnte, und ſchreitet nun zur Operation. Sollten ſich aber die Augenlieder krampfigt zuſammenziehen, unter den Fingern ausglitſchen, und ſich das Auge leicht verſtecken, welches gerne geſchieht, wenn es klein iſt und tief liegt, ſo nimmt man den Haken Tab. III, Fig. 1, der Wundarzt faſt damit das obere Augenlied in der Mitten, und zieht es ſo in die Höhe. S. Tab. IV, Fig. 3.

§. 66.

Wenn man ſieht, daß das Auge auf die eine oder andere Art gehalten werden kan, ſo wird nun die Operation vorgenommen: zuerſt ermahnt man den Patienten zur Stille, läſt ihn die Hände auf die Knie legen, und verſichert ihn, daß er wenig empfinden werde. Nun läſt man den Wundarzt, wie §. 63 gelehrt worden, das Auge halten, der Operateur aber ergreift das Staarmeſſer in der Mitte des Hefts bey a, Tab. II, Fig. 1, und faßt es gerad ſo mit dem Daumen und Zeigefinger, wie man eine Schreibfeder faßt, ſo daß der Daum in der Gegend a aufliegt, und die Schneide gegen den Operateur gekehrt ſey.

§. 67.

Viele Aerzte ſitzen bey der Operation, und legen auch wohl den Elenbogen der operirenden Hand auf; das alles thue ich nicht, ſondern ich ſtehe vor den Patienten hin, lehne den kleinen und den Goldfinger der operirenden Hand auf die Schläfe des Patienten, und vollende ſo die Operation. Bey den Wendungen, die das Auge während der Operation machen könnte, iſt der ſitzende Cörper und die aufgeſtämmte Hand bey weitem nicht ſo geſchickt, jene Wendungen zu benutzen, als wenn alle Glieder frey ſind. Ich rede aus ſicherer Erfahrung, ich hab alles verſucht, und dieſe Methode als die beſte und bewährteſte gefunden.

§. 68.

Man hat allerhand Werkzeuge erfunden, um den Patienten zu halten, das Auge zu fixiren, dem Operateur ſein Geſchäft zu erleichtern und zu ſichern; allein man erlaube mir die Kühnheit, allen dieſen Apparat ſchlechterdings zu verwerfen; zur ganzen Sache gehört Uebung, wer dieſe, auch bey dem allerbeſten Apparat, nicht hat, dem gelingts nicht, er mag thun, was er will: denn die Hauptkunſtgriffe des Schnitts beruhen immer auf der Geſchicklichkeit der Hand, wer dieſe beſizt, der bedarf keiner Weitläuftigkeiten. *Ueberhaupt iſt der in allen Fächern der beſte Mann, der mit dem wenigſten Aufwand auf die einfachſte, geräuſchloſeſte Art, die gröſten und wohlthätigſten Würkungen hervorbringt.* Man übe ſich alſo an toden Körpern und Kälberaugen, bis man ſich einige Fertigkeit erworben hat.

§. 69.

In dieſer Stellung §. 66 legt nun der Operateur den Zeige- und Mittelfinger der freyen Hand ſo an, wie ich §. 64 empfolen, und Tab. IV. Fig. 2 vorgeſtellet habe; dann befiehlt er dem Patienten, ihn, den Operateur, ſtarr anzuſehen, und in dem Augenblick, wo das geſchieht, drückt er das Auge mit dem Mittelfinger der das Auge haltenden Hand im

Naſen

Naſenwinkel gelind, S. Tab. IV. Fig. 2 a, um es einigermaßen zu fixiren, und in dem nämlichen Augenblick drückt er auch die Meſſerſpitze an gehörigem Ort in die durchſichtige Hornhaut hinein.

§. 70.

In dieſem entſcheidenden Augenblick kommt nun alles darauf an, daß der Schnitt glücklich vollendet werde; dieſen Zweck zu erreichen, müſſen folgende Puncte wohl beobachtet werden: 1. daß man das Meſſer an dem Ort anfaſſe, den ich eben §. 66 angegeben habe: denn geſezt, man faſſe es weiter hinten gegen das Ende des Hefts, ſo wäre die Spitze zu weit von der Hand entfernt, man könnte dieſe nicht wohl an die Schläfe anlegen, und jene würde hin und her beben, ſo daß man den Punct nicht wohl treffen könnte, den man treffen muß; faſſe man es zu nah an der Klinge, ſo würde die Hand durch den Kopf des Patienten gehindert, die Klinge weit gnug durchzuſchieben, folglich müſte man die Hand zurück ziehen, während der Zeit, wo die Klinge im Auge iſt, und das würde böſe Folgen haben; folglich iſt der beſtimmte Ort der rechte, wo das Meſſer gehalten werden muß.

§. 71.

2. Der Punct wo die Spitze des Meſſers in die durchſichtige Hornhaut geſchoben werden muß, iſt äuſſerſt wichtig: um ihn recht zu treffen, denke man ſich eine Horizontallinie, die gerad mitten durch die Pupille läuft, S. Tab. IV, Fig. 3 a—b, genau auf dieſer Linie muß die Spitze des Meſſers nach der Seite des äuſſern Augenwinkels hinein, und gegen den innern zu, wieder heraus geſchoben werden: denn geſezt es geſchähe etwas tiefer, ſo ſpannt

ſich der unterſchnittene Theil der Hornhaut vor der Pupille her, und die Linſe läßt ſich ſehr ſchwer oder gar nicht herausdrücken; braucht man nun Gewalt, ſo fährt ein Theil des Glaskörpers mit heraus, und das erſchwert immer die Cur, oft dringt ſogar der Glaskörper heraus, und die Linſe bleibt zurück. Sollte alſo der Schnitt nicht hoch genug ſeyn, ſo muß man ihm mit der krummen Scheere etwas erweitern; beſſer iſts aber immer, wenn man dieſe Scheere gar nicht nöthig hat.

§. 72.

Wenn man im Gegentheil **oberhalb** dieſer Linie das Meſſer hinein und herausſchiebt, ſo läuft man abermal Gefahr, daß mit der Linſe auch der Glaskörper hervordringt: denn da die ganze Kraft der elaſtiſchen Sclerotica nach Vollendung des Schnitts gegen die Pupille würkt, weil da jezt der Widerſtand gehoben iſt, ſo zieht ſich jene harte Haut zuſammen, und preſt heraus, was ſich heraus preſſen läſt; iſt nun die obere Hälfte der Pupille noch mit der unzerſchnittenen Hornhaut bedeckt, ſo hält dieſe jenem Druck das Gleichgewicht, der untere durchſchnittene Theil giebt nach, und läſt nach gelindem Drücken die Linſe heraus.

§. 73.

3. Muß nun auch beſtimmt werden, in welcher Entfernung vom Rand der Hornhaut, das Meſſer in obiger Linie, an einer Seiten hinein, und an der andern heraus geſchoben werden müſſe: denn da der Stern bey einigen Perſonen convexer, erhobener, bey andern aber flächer, folglich in jenem Fall die vordere Augenkammer enger, in dieſem aber weiter iſt, ſo folgt, daß wenn man die Meſſerſpitze zu

nahe am Rand hineindrückt, man die Iris bey der Pupille durchſtechen müſſe, welches wo nicht Entzündung doch eine Misgeſtalt verurſachen würde: wollte man aber, um dieſes zu vermeyden, weit gnug vom Rande den Schnitt beginnen, ſo könnte er zu klein werden, und die Linſe würde nicht herausgebracht werden können.

§. 74.

Um alſo den rechten Punct zu treffen, beobachtet man das Auge, von der Seiten im Profil, wo man alsdann entdecken wird, in welchem Grad der Stern erhoben iſt; jezt kann man ſich in jener Horizontal-Linie genau dem Punct bemerken, in welchem man das Meſſer hineinſchieben muß, damit es eben, ohne die Pupille zu verletzen, vor derſelben hin, und auf der andern Seiten, in eben der Entfernung vom Rande wieder herausgeſchoſchoben werden könne. Ich habe die gewöhnlichſte Entfernung auf der 3ten Figur der 4ten Tafel, auf der Linie a — b durch die Puncte c, d angedeutet.

§. 75.

4. Wenn alle dieſe wichtige Puncte beſtimmt ſind, und man nun den Schnitt ausführen will, ſo faſt man das Meſſer an oben beſchriebenem Ort in der Mitte des Hefts, und hält die Klinge ſo, daß ſie, wenn ſie im Auge iſt, mit der Baſis des Sterns parallel liegt; das iſt: die Linien des Rückens und der Schneide müſſen gleich weit vom Stern entfernt ſeyn: denn geſezt, der Rücken läge näher am Stern und vorn die Schneide etwas höher, ſo würde der Schnitt nicht tief gnug, der Lappe alſo zu kurz werden; oder wenn ſich der Rücken zu ſehr vorwärts, die Schneide aber einwärts lenkte, ſo

würde der Schnitt unten über den Rand der Hornhaut ins weiſſe laufen, und man würde ohne Noth Schmerzen und Entzündungen verurſachen. Dieſe wichtige Lage muß alſo dem Meſſer in dem Augenblick gegeben werden, wenn mans eindrückt; denn ſo bald es nur mit der Spitze im Auge iſt, behält es die Richtung der Linie die vom Rücken gegen die Schneide läuft, weil die Wunde das Meſſer einſchließt, und ihm die Richtung giebt, die ſie hat.

Anmerkung: es wäre möglich daß viele dieſen Sazen noch nicht recht begriffen, ich will ihn alſo durch die Zeichnung Fig. 4, Tab. IV, begreiflich machen: a, b iſt der Durchſchnitt des Sterns oder Iris [*] die

---

[*] Hier hat das Kupfer einen Fehler: denn das a muß zwiſchen i und k am Rande des Auges ſtehen.

Oefnung in der Mitten c iſt die Pupille, d die erhobene durchſichtige Hornhaut; e ſtellt den quer Durchſchnitt des Meſſers vor, deſſen nothwendige Directions-Linie iſt f — g, in der Linie h — i müſte das Meſſer zu tief ſchneiden, und in die Linie h — l zu kurz.

§. 61.

5. Die durchſichtige Hornhaut iſt dick, und dies bey vielen Patienten in einem hohen Grad; ihre gewöhnliche Stärke hab ich Tab. IV, Fig. 5 bey a vorgeſtellt; dieſe Figur iſt der horizontale Durchſchnitt des Auges, b — c iſt der Stern und d die Pupille. Nun ſtellt e — f die horizontale Directions-Linie vor, die das Meſſer in ſeinem Durchſchieben durch die vordere Augenkammer durchlaufen muß; würde man nun das Meſſer bey dem Anſatz auf dem Punct g in der Richtung f — e, ins Auge ſchieben, ſo käme natürlicher Weiſe die Spitze inwendig bey h heraus;

und eben ſo würde ſie gegenüber bey i wieder hinein müſſen, um bey k heraus zu kommen; auf dieſe Weiſe würde aber der Schnitt inwendig viel kleiner als auswendig werden, und die Linſe nicht heraus tretten können, denn die innere Oefnung iſt = h. i die äuſſere aber = k, g

§. 77.

Dieſer Feler wird gänzlich vermieden, wenn man das Meſſer ſo anſezt, daß es mit der Oberfläche der Hornhaut einen rechten Winkel macht, nämlich in der Richtung l es iſt natürlich daß jezt die Spitze bey m heraus kommt; ſo wie dies geſchieht, doch ohne den Stern zu verletzen, biegt man das Meſſer rückwärts in die Richtung f — e und ſchiebt es ſo gegenüber bey i hinein, und bey k wieder heraus, ſo wird der Schnitt glücklich vollendet werden.

§. 78.

Die Würkungen dieſes Handgrifs ſind ſichtbar: denn erſtlich wird jezt der Schnitt auf der innern Oberfläche faſt ſo groß als auf der äuſſern; und zweytens indem ich das Meſſer aus l in f biege, folglich die Hornhaut durch dieſe Wendung mehr ſpanne, ſo preſt ſich die wäßrichte Feuchtigkeit gegen e, k, dort wird alſo die Hornhaut gewölbter, und dies erleichtert den Austritt des Meſſers ungemein.

§. 79.

6. Bey dieſem Schnitt ſind ferner noch folgende Regeln zu beobachten: der Raum zwiſchen dem Stern und der Hornhaut, oder die vordere Kammer iſt mit einer wäßrichten Feuchtigkeit angefüllt; läuft dieſe heraus ehe der Schnitt geendigt iſt, ſo legt ſich der Stern vorwärts gegen die Hornhaut an, und fällt alſo vor das Meſ-

ſer: will man nun jenen nicht verletzen, und das muß man vermeiden ſo ſehr man kan, ſo muß man das Meſſer unverrichteter Sache wieder herausziehen, und die Wunde heilen, ehe man einen neuen Verſuch macht, oder man muß den Schnitt mit der Scheere vollenden; und dieſes hat auch ſeine Beſchwerden, wie ich nun bald beweiſen werde.

§. 80.

Da das Meſſer nach vorne zu immer ſpitzer wird, ſo muß man alle oben beſchriebene Regeln von Anfang ſo genau beobachten, daß man nicht nöthig hat daſſelbe während dem Schnitt auch um ein Haarbreit zurück zu ziehen: denn ſo wie dies geſchieht, läuft die wäßrichte Feuchtigkeit neben demſelben heraus, und damit iſt der Schnitt mislungen.

§. 81.

Endlich 7. iſt noch zu bemerken, daß man den Ein- und Austritt des Meſſers aus dem Auge, in möglichſter Geſchwindigkeit beſchleunigen müſſe: denn wenn der Patient das Auge in die Höhe zieht, ehe die Meſſerſpitze gegen den Naſenwinkel zu, aus der Hornhaut heraus iſt, ſo ſieht man den Punct nicht mehr, wo man ſie herausſchieben muß. Ich hab mir zwar durch lange Uebung die Fertigkeit erworben, daß ich ihn, ohne irgend etwas zu verletzen doch treffen kan; allein dazu gehört viel, und ich möchte einem Anfänger nicht rathen, dies Wagſtück zu machen. Wenn aber die Spitze auch gegenüber heraus iſt, ſo hat man das Auge in ſeiner Gewalt, und man kan es mit dem Meſſer lenken wie man es haben will.

§. 82.

Da die Blindgebohrnen die Augen gewöhnlich hin und herbewegen, und ſie aller Ermahnung ohngeachtet nicht ſtill halten können, §. 3 u. f. ſo fällt eben darum die Operation am ſchwereſten, und man muß ſich ſehr viele Fertigkeit erworben haben, wenn der Schnitt gerathen ſoll. Man läſt alſo das obere Augenlied mit dem Hacken halten, und ſucht dann mit dem Mittelfinger der freyen Hand nach §. 64 und 69 das Auge zu fixiren. Bey Kindern vermeyde ich die Operation deswegen, weil man ſie nicht zum ſtillehalten bringen kan, und weil ſie auch während der Cur die Augen reiben würden.

§. 83.

Wenn der Schnitt gehörig vollendet worden, ſo ſieht er genau ſo aus wie ich ihn Tab. IV, Fig. 3 durch die krumme

Linie c, e, d vorgeſtellt habe; der Lappen c, e, d läſt ſich nun aufheben, und durch dieſe Oefnung kan die verdunkelte Linſe, mit den übrigen verdunkelten Theilen herausgebracht werden, wie nun weiter, ſo bald ich vom Gebrauch der Scheeren geredet habe, gelehrt werden ſoll.

§. 84.

Wenn aus einer oder der andern Urſache der Schnitt zu klein geworden wäre, ſo daß man durch einen leichten Druck die Linſe nicht herausbringen könnte; oder wenn man das Meſſer wieder herausziehen müſte, ehe man ihn vollendet hätte, ſo kan man ihn mit der krummen Scheere zu Stand bringen. Die Figuren 2 und 3 Tab. 3 zeigen die zwo Scheeren, ſo wie ſie zu jeder Hand paſſen, in ihrer natürlichen Geſtalt und Größe. Da man nun aus der krummen Linie c, e,

d,

d, Fig. 3, Tab. IV die Geſtalt des Schnitts weiß, ſo zeigt einem jeden der Augenſchein, wie er die Scheeren in jedem Fall brauchen müſſe.

§. 85.

Im erſten Fall alſo, wenn nämlich der Schnitt zu klein iſt, das iſt: wenn die Endpuncte deſſelben c und d, Tab. IV, Fig. 3 zu niedrig ausgefallen ſind, nimmt man die Scheere welche am beſten zur operirenden Hand paßt, bringt die Spitze des Schenkels in den Schnitt bey c oder d, oder wenns nöthig iſt, an beyden Orten und erweitert ihn aufwärts. Im zweyten Fall aber, wenn man das Meſſer hätte herausziehen müſſen, bringt man die Spitze des einen Schenkels abwärts in die Wunde, und vollendet unten herum im halben Zirkel den Schnitt.

§. 86.

Da auch die ſchärfſte Scheere nicht rein ſchneidet, ſondern die Hornhaut quetſcht, ſo heilt die Wunde nicht ſo gut als wenn ſie mit dem ſcharfen Meſſer geſchnitten worden. Die Cur iſt alſo langſamer, beſchwerlicher, und die Narbe bleibt weißlich und gewöhnlich ſichtbar. Ich vermeyde alſo die Scheeren ſo ſehr ich kan, und brauche ſie nur im höchſten Nothfall.

§. 87.

Wenn der Schnitt geſchehen iſt, ſo müſſen nun die dunkeln Theile weggenommen werden: die Linſe liegt in einer Capſel, das iſt in einem dünnen, aber ziemlich ſtarken Häutchen eingeſchloſſen; wenn alſo die Linſe heraus gebracht werden ſoll, ſo muß die vordere Seite dieſer Capſel geöfnet werden; hiezu bedienen ſich einige des ſo genannten Cyſtitoms, welcher aus einer kleinen Lanzette beſteht, die in einer Scheide verborgen iſt, und vermittelſt eines Drucks mit dem Daumen heraus, und einer Feder wieder zurück fährt. Ich verwerfe dieſes Werkzeug nicht, doch bediene ich mich deſſelben nicht, weil ich gewohnt bin, immer das Einfache dem Zuſammengeſetzten vorzuziehen, beſonders wenn die Würkung beyder einerley iſt.

§. 88.

Dem zufolge bleibe ich bey der **Lobſteiniſchen** Methode, in ſo fern, daß ich mich blos der Staarnadel Tab. II, Fig. 3 bediene; anſtatt aber daß **Lobſtein** blos durch eine einfache Aufſchlitzung die Capſel öfnete, radire ich ſie gleichſam auf ihrer ganzen Oberfläche, indem ich mit der Nadelſpitze auf derſelben etliche mal hin und her fahre: denn ich bemerkte daß durch jene einfache Zerſchlitzung die Capſel nicht gnug zerſtört wurde, ſie ſich alſo hernach wieder verdunkelte, und einen Nachſtaar verurſachte, welches bey meiner Methode ſelten der Fall iſt.

§. 89.

Man hebt alſo vorn mit der Spatelförmigen Seite der Nadel den Lappen der Hornhaut auf, bringt die Spitze behutſam in die Pupille, und fährt mit jener rückwärts und vorwärts etwas auf und ab, und zieht ſie dann wieder heraus. Man befürchte nur nicht daß durch dieſe Manipulation die Iris verlezt oder beſchädiget werde; wenn man nicht gar zu unvorſichtig zu Werk geht, ſo entſtehen daher nicht die geringſte verdriesliche Folgen.

§. 90.

Jezt drücke man langſam und gelinde das Auge von oben herab, und von unten he-

herauf, ſo tritt die Linſe durch die Pupille und durch den Schnitt heraus; ſo bald dieſes geſchehen iſt, ſieht man ſcharf in die Pupille, ſieht ſie nun ganz ſchwarz aus, und bemerkt man nichts weislicht trübes mehr, ſo iſt die Operation vollendet.

§. 91.

Sieht man aber kleine Stückelchen von der Capſel hangen, die noch weislich ſind, ſo nimmt man eine von den beyden Pincetten, Fig. 5 und 6, Tab. II und zwar diejenige welche am bequemſten iſt, und bringt ſie mit der zuſammengedrückten Spitze, unter dem Lappen hinauf in die Pupille; dann läſt man die Spitzen etwas von einander gehen; faſt dann das verdunkelte Häutchen und zieht es heraus. Gewöhnlich ſchickt ſich die krumme Klammer Fig. 6 am beſten dazu.

§. 92.

Ich muß mich oft wundern, wenn ich höre, daß man allemal die Capſel mit heraus ziehen müſſe; wer das behauptet, muß blos Theoretiker ſeyn: denn wenn die Capſel nicht verdunkelt iſt, ſo ſieht man die Pupille ganz ſchwarz, man kan alſo nichts erkennen; wie iſt es da möglich, etwas zu faſſen und heraus zu ziehen? ſo bald ſie aber verdunkelt iſt, und der Fall iſt ſelten, ſo muß man ſie heraus ziehen; doch trift dieſes nur die vorderen zerriſſenen Theilchen, das hintere Blatt, welches auf dem Glascörper liegt, bleibt immer ſitzen.

§. 93.

Wenn der Staar gehörig reif iſt, ſo wird man nie finden, daß ſich der hintere Theil der Capſel nachher wieder verdunkelt und einen Nachſtaar verurſacht; mir iſt wenigſtens der Fall noch nicht vorgekommen. Iſt er aber noch nicht reif, ſo findet man oft, daß ſich das Geſicht früher oder ſpäter wieder verliert, indem ſich die hintere Capſel verdunkelt, und marmoriret ausſieht; ein paarmal hab ich das Auge wieder operirt, und verſucht, die hintere Capſel mit der Pincette heraus zu ziehen, aber es gelang nie, denn ſie iſt zu feſt angewachſen, ich radirte ſie alſo mit der Staarnadel. Der Glaskörper drang hervor, die Verdunkelung verlohr ſich, und der Patient bekam ſein Geſicht wieder.

§. 94.

Wenn keine Linſe herauskommt, ſondern der dunkle Körper in der Pupille hin und her ſchwankt, ſo iſt gewöhnlich die Capſel verdunkelt, und die Linſe geſchmolzen, ſ. §. 9 u. f. und Tab. I, Fig. 2, man hat alſo weiter nichts zu thun, als daß man ſie mit der Pincette herauszieht.

§. 95.

Wenn der Staar angewachſen iſt, ſ. §. 15 und Tab. I, Fig. 3, ſo muß man nach dem Schnitt mit der Spitze der Nadel die Pupille von der Linſe losſchälen, wenn das geſchehen iſt, ſo drückt man hernach die Linſe heraus. Wollte ſie die Pupille nicht herauslaſſen, oder ſich nicht gehörig öfnen, ſo müſte man ſie mit der Scheere auf beyden Seiten etwas erweitern.

§. 96.

Wenn die Linſe und die Capſel (wenn ſie anders nach §. 91 geſehen werden kan) heraus ſind, ſo beobachtet man die Pupille wieder ganz genau; iſt nun nichts dunkles mehr da, ſo iſt die Operation vollendet, bemerkte man aber noch weiſſe

Wölkchen oder Stückelchen, welches Theilchen der verdunkelten morgagniſchen Feuchtigkeit ſind, ſo holt man auch dieſe mit dem Davielſchen Löffel Tab. II, Fig. 4 rein heraus, und nun iſt weiter nichts mehr zu thun, als daß man mit eben dieſem Löffel die Pupille gelind in Ordnung bringt, wenn ſie ſich etwa verzogen hätte, und dann auch den Lappen lüſtet, und ein paarmal darüber herabſtreicht, damit er ſich genau anlegen möge.

§. 97.

Der einzige Zufall, der bey dieſer Operation nicht immer vermieden werden kan, doch aber ziemlich ſelten vorkomme, iſt das Hervordringen des Glaskörpers: Wenn man ſich gleichſam ſehen laſſen, und im Huy den Schnitt vollenden will, ſo wird der Widerſtand zu ſchnell gehoben, das Auge zieht ſich plözlich zuſammen, und ſprengt die Linſe nebſt einem Theil des Glaskörpers heraus. So bald man alſo nur die Spitze des Meſſers an der andern Seite heraus gebracht hat, ſo vollendet man den Schnitt **ſehr langſam und gemächlich.**

§. 98.

Bey Perſonen, die ſehr reizbare Augen haben, oder ſehr bang für der Operation ſind, pflegt auch der Glaskörper gerne zu kommen; desgleichen wenn man nach § 72 den Schnitt zu hoch gemacht, oder auch endlich, wenn man das Auge zu ſtark drückt, und zu ſtark in der Pupille arbeitet, um gewiſſe Unreinigkeiten heraus zu bringen. In allen dieſen Fällen wird Behutſamkeit, Gegenwart des Geiſtes und Uebung erfordert, um nirgends etwas zu verſehen.

§. 99.

§. 99.

Ob ich gleich nicht gerne ſehe, wenn der Glaskörper hervordringt, ſo pflegt dieſer Zufall doch ſelten gefährlich zu ſeyn; die ganze Beſchwerlichkeit, die er verurſacht, iſt, daß das Auge langſamer heilt: denn da ſich ein Theil des ſadichten Gewebes des Glaskörpers in den Schnitt legt, welches man auch nicht zurückhalten kann, ſo heilt er ſehr langſam zu, und jenes ſadichte Gewebe verwächſt gewöhnlich mit der Wunde, welches man daran erkennt, daß die Pupille unten breit bleibt, und ſo ausſieht, als wenn ihr unterer Theil mit der Wunde verwachſen wäre. Uebrigens ſieht der Patient alles ordentlich.

§. 100.

Schlieslich halte ich für nüzlich, noch einiger Handgriffe zu erwähnen, deren ich mich bey der Operation mit Nutzen bediene: So lang das Auge offen iſt, leidet es einige Spannung, ſo bald alſo der Schnitt gemacht iſt, laſſe ich den Patienten das Auge ſchlieſen, und es ſo lang ruhen, bis ich das Meſſer abgepuzt, weggelegt, und die Nadel genommen habe. Würde in dieſem Fall das obere Augenlied mit dem Haken gehalten, ſo müſte dieſer bey der zweyten Eröfnung **im innern Augenwinkel** ins obere Augenlied eingehakt werden, damit man nicht den loßgeſchnittenen Lappen der Hornhaut zugleich mit faſſen möge.

§. 101.

Nach der Operation laſſe ich den Patienten wiederum die Augen eine kleine Zeit geſchloſſen halten, und ruhen, bis ich alle Inſtrumente in Ordnung gebracht und weggethan habe; dann laſſe ich ihn aufſtehen, ſtelle ihn mit dem Rücken gegen das Licht, und ermuntre ihn nun ſich umzuſehen. Dieſe Freude des Wiederſehens ſtärkt den Patienten, giebt ihm Muth, und erleichtert die Cur ungemein.

§. 102.

Verſchiedene Operateurs ſind auch darinnen ſehr ängſtlich, und behutſam, daß ſie, ſogleich wie die Operation vorbey iſt, die Fenſter mit Vorhängen verhängen, und den Zutritt des Lichts verhindern. Das iſt unnöthig: wenn der Patient das Licht ohne Beſchwerde ertragen kan, ſo läßt man alles offen, und ihn die Augen geſchloſſen halten, ſo bald als er geſehen hat: denn von nun an darf er nicht mehr ſehen, bis alles heil iſt.

Drittes Hauptſtück.

Von der Heil-Methode nach der Operation.

§. 103.

Wenn die Operation glücklich vollendet iſt, ſo kommt nun alles darauf an, daß das Auge durch keine äuſſere Urſache verlezt, am Heilen gehindert, und daß beſonders die Entzündung verhütet, oder wenn ſie erſcheint, aufs baldigſte wieder gehoben werde.

§. 104.

Die äuſſeren Zufälle werden durch ein ruhiges Verhalten, durch beſtändiges Liegen im Bett, wobey man aber die Lage auf dem Rücken nicht beſtändig zu beobachten hat, und durch Vermeidung des Sitzens, es mag nun auf dem Bett oder auf dem Stul ſeyn, vermieden; die Urſache, warum der Patient nie, wenigſtens gar nicht lange ſitzen darf, beruhe auf der Erfahrung, die ich gemacht habe, daß in der ſitzenden Stellung der Glaskörper durch ſeine Schwere vorwärts, und alſo die Iris in den Schnitt drückt; dieſer Vorfall des Sterns läßt ſich gar ſchwer wieder zurück bringen, und er erſchwert das Heilen der Wunde ungemein.

§. 105.

Ferner bemerkte ich anfänglich zu meiner gröſten Verwunderung, daß alle Patienten, die nur an einem Auge Staarblind, mit dem andern aber noch ſehend waren, und ich ihnen das blinde Auge operirte, an dieſem jenen Vorfall der Iris bekamen. Ich dachte lange nach, woher dieſe Erſcheinung kommen möchte; endlich ſchloß ich ſo: dieſer Vorfall entſtehe nicht, wenn beyde Augen verbunden werden, und ſich der Patient ruhig verhält, wie das die Operation an beyden Augen beweiſt; ich verband alſo nun das operirte und das geſunde Auge, und ließ den Patienten ſich genau ſo verhalten, als wenn beyde operirt wären, jezt blieb jener Vorfall ganz aus.

§. 106.

Nun konnte ich mir jene Erſcheinung ſehr deutlich erklären: wenn der Patient noch mit einem Auge ſieht, dieſes alſo frey gelaſſen, das operirte aber verbunden wird, ſo braucht er das geſunde zum ſehen, es wird alſo angeſtrengt und leidet allerhand Spannungen; nun iſt bekannt, daß beyde Augen immer einerley Bewegungen machen, einerley Einwürkungen leiden, und einerley Würkungen ausüben, da aber nun das eine Auge operirt, und durch den Schnitt der Widerſtand gehoben iſt, ſo drückt jede Spannung gegen dieſen geſchwächten Ort, und es iſt gar kein Wunder, wenn dadurch jener Vorfall entſteht.

§. 107.

Wenn ein ſolcher Vorfall (prolapſus Iridis) entſtanden iſt, ſo empfindet der Patient bey jeder kleinen Bewegung des Auges, oder bey dem geringſten Druck einen kratzenden Schmerz, und wenn mans öfnet, ſo liegt eine kleine Wulſt im Schnitt, welche die Lippen der Wunde von einander hält, alſo das Zuſammenwachſen oder Heilen verhindert.

§. 108.

Im Anfang machte ich allerley Proben, die Iris wieder zurück zu bringen: ich bediente mich zu dem Ende des Bedupfens mit der Spiesglas-Butter, der Auflöſung des Höllenſteins, dann verſuchte ich auch das Zurückſchieben mit dem Davielſchen Löffel, aber alles vergebens, mir gelang keiner dieſer Verſuche. Einmal wagte ichs, und ſpaltete die Wulſt mit der krummen Scheere auf, alſofort heilte die Wunde zu, die Iris verwuchs in der Wunde, der Patient ſahe vollkommen, und es fehlte weiter nichts, als daß die Pupille niedriger ſtand, als im andern Auge.

§. 109.

Da aber das alles viele Schmerzen, und leichte Entzündungen veranlaſst, ſo überlaſſe ich jezt alles der Zeit: ich empfele dem Patienten ſo viel möglich immer ruhig auf dem Rücken zu liegen, beſorge das Verband wie gewöhnlich, und bekümmerte mich um den Vorfall gar nicht mehr; denn nach einigen Wochen, ſo wie die

Wunde von beyden Seiten her zuheilt, ſo zieht ſich die Iris zurück, und es ſind weiter gar keine übele Folgen zu befürchten; die einzige Verdrieslichkeit beſteht alſo darinnen, daß ſich der Patient länger im Bett halten muß.

§. 110.

Die Entzündung iſt eigentlich der gefährlichſte Zufall, der die operirte Augen treffen kan. Dieſe zu vermeiden, bediene ich mich immer der vorbereitenden Mittel, die ich oben §. 59 und 60, und wenn der Patient Flüſſe und Reiſſen im Kopfe hat, auch derer, die §. 58 No. 8 beſchrieben worden. Faſt allemal verordne ich auch eine Aderläſſe, welche ein paar Stunden nach der Operation unternommen wird. Dieſe unterlaſſe ich nie; wenn nicht wichtige Gründe zur Vermeidung derſelben da ſind. Dann wird während der ganzen Cur die ſtrengſte Diät, nach §. 60 aufs genaueſte beobachtet.

§. 111.

Daß die Wunden in der Hornhaut *eitern*, und daß dieſes *gar leicht* geſchehen könne, habe ich bey vielen Gelegenheiten erfahren. Dieſes Eitern iſt aber immer gefährlich, weil der Eiter zur Pupille hineinfließt, und den Ort, wo die Linſe gelegen hat, oder vielmehr die hintere Capſel verdunkelt, und alſo einen Nachſtaar verurſacht. Eben aus dieſem Grunde vermeyde ich auch die Scheere ſo ſehr ich kan, weil die damit geſchnittene Wunde viel leichter eitert, als wenn ſie mit dem Meſſer geſchnitten worden.

§. 112.

Daraus folgt aber unwiderſprechlich, daß man bey der Heilung des Schnitts durchaus keine Mittel brauchen müſſe, die die Eiterung befördern, beſonders weil die kleine Wunde an einem Ort wo gar keine Blutgefäße ſind, gar leicht ohne die geringſte Suppuration zuſammen heile; da nun alle warme oder laue Brey-Aufſchläge von welcher Art und Materie ſie auch ſeyn mögen, erweichen, folglich die Eiterung befördern, ſo ſind ſie ſchlechterdings unzuläſig, und gefährlich, und ich bin gewiß daß viele gelungene Operationen dadurch wieder fruchtloß gemacht werden.

§. 113.

Ich bediene mich daher, einer durch lange und glückliche Erfahrung bewährten ſehr einfachen Methode, welche in folgenden Stücken beſtehe: ſobald die Operation vollendet iſt, und der Patient geſehen hat, ſo verbinde ich ihn folgender Geſtalt: ich falte aus feiner wohlabgetragener alter

Leinwand zwo Compreſſen, in einer ſolchen Länge und Breite, daß ſie das Auge vollkommen bedecken, und in einer Dicke, daß ſie lange feucht bleiben, und das Auge nur gelinde drücken. Dieſe beyde Compreſſen werden mit einer gewöhnlichen Aderlaß-Binde die etliche mahl um den Kopf geht, ſo auf die Augen gebunden, daß dieſe nur zugehalten, und ja nicht hart gedrückt werden.

§. 114.

Dann bediene ich mich blos kalter Aufſchläge; bey robuſten und geſunden Perſonen, beſonders wenn ſie arm ſind, brauche ich weiter nichts als kaltes Waſſer, in allen andern Fällen aber bediene ich mich des Goulardiſchen Bleywaſſers (Aqua vegeto-mineralis Goulardi) hiermit werden die Compreſſen durch und durch befeuchtet, und dann ſo ganz kalt aufgelegt, denn hier thut die Kälte am meiſten.

§. 115.

Dieſes Verband wird täglich dreymal, Morgens Mittags und Abends erneuert und wiederholt, und jedesmal müſſen die Compreſſen durch und durch naß gemacht werden; hiebey muß ich aber erinnern, daß der Grundſatz höchſt gefährlich und unrichtig ſey, wenn man behauptet, die Augen dürften während der Cur nicht geöfnet werden; denn ich bin aus allen meinen Erfahrungen überzeugt, daß es bey jedem Verband geſchehen müſſe.

§. 116.

Nicht bloß aber in der Erfahrung ſondern auch in der Vernunft iſt dieſe meine Behauptung gegründet: denn es iſt bekannt, daß ein Auge, vorzüglich aber ein operirtes, wenn es einige Zeit verſchloſſen gehalten wird, zuſammenkleiſtert, oder zurappt, ſo daß keine Feuchtigkeit herausflieſen kan; da nun aber, beſonders in den erſten Tagen nach der Operation, die ſich unaufhörlich erzeugende wäßrichte Feuchtigkeit durch den Schnitt herausflieſt; ſo muß dieſe im Auge zurückbleiben, ſie drückt und reizt alſo das Auge, und verurſacht Stechen und Entzündung.

§. 117.

Wenn aber auch der Schnitt ſchon zu gebacken iſt, welches gewöhnlich am dritten Tage nach der Operation geſchieht, und ſich der Humor aqueus ſchon wieder erſezt hat, alſo nicht mehr herausflieſt, ſo dünſtet doch das Auge immer aus, die Thränen kommen dazu, und die Gänge derſelben können nicht alles in die Naſe ableiten; wenn nun die Augenlieder immer

mer verſchloſſen gehalten, und nie geöfnet werden, ſo ſtockt alles im Auge, die Meibomiſchen Drüſen geben auch ihrem Antheil zu dieſen ſteckenden Materien her, alles wird ſcharf, beißt und prickelt, was Wunder alſo, wenn dadurch Entzündungen erregt werden!

§. 118.

Demzufolge nehme ich täglich dreymal das Verband ab, S. §. 115 wiſche die Augenlieder mit einem zarten leinenen Tuch gelinde ab, und durch gelindes voneinanderziehen derſelben mache ich allen ſtockenden Feuchtigkeiten einen Abfluß, und dann verbinde ich wieder. Doch empfele ich dem Patienten ſehr ernſtlich immer die Augen geſchloſſen zu halten. Da auch in den erſten paar Tagen nach der Operation, der Humor aqueus ſehr ſtark flieſt, ſo erinnere ich den Patienten, wenn er Kratzen und Stechen im Auge empfände, etwas ſtark den Backen herab zu ziehen, weil dadurch auch das untere Augenlied abwärts gezogen wird; gewöhnlich läuft alsdann ein Srom jener Feuchtigkeit heraus, und die Schmerzen hören auf.

§. 119.

Wenn alles ordentlich von Statten geht, und weiter keine Zufälle entſtehen, ſo iſt das bisher geſagte alles was man zu thun hat. Gewöhnlich iſt dann am neunten Tage nach der Operation alles vorbey, ſelten iſt man früher fertig, öfters, beſonders bey alten und zärtlichen Perſonen dauert die Cur etwas länger.

§. 120.

Eine beſondere Bemerkung hab ich durch lange Erfahrung bey allen glücklich geheilten Staarpatienten gemacht, die ich

unumſtändlich beſchreiben muß: während der ganzen Cur iſt die Pupille unbeweglich, ſcharf, unordentlich rund, ſie vibrirt gar nicht, und ſieht matt aus; gegen den neunten Tag aber, öfters früher, oft aber auch ſpäter, fängt die vordere Augenkammer an ſich von oben herab aufzuklären; dieſer aufgeklärte Theil wird heller, und ſo weit dieſe Hellung geht, iſt auch ſchon die Iris gegen das Licht emfindlich. Dieſe Aufklärung ſteigt allmälig abwärts, und ſo wie ſie über die Pupille herabſteigt, ſo wird ihr aufgeklärter Theil auch ſchon rund und vibrirt lebhaft; ſobald nun die ganze Pupille aufgeklärt iſt, und alſo ganz vibrirt, ſobald iſt auch alles geendigt, und das Geſicht vollkommen wieder hergeſtellt, wenn anders alle verdunkelnde Materien herausgenommen worden.

§. 112.

§. 121.

Schlieslich muß ich noch einiger Zufälle gedenken, welche die Cur erſchweren, oder gar den Patienten auf immer um ſein Geſicht bringen können; unter dieſen iſt die Entzündung am gefährlichſten; ſie zeigt ſich durch Stechen, Brennen und Pulſiren in den Augen, oft iſt auch Kopfweh damit verbunden. Die erſten 24 Stunden nach der Operation ſchmerzt der Schnitt gemeiniglich etwas, das hat man aber nicht zu fürchten, denn dieſer Schmerz verliert ſich den zweyten Tag ganz.

§. 122.

Die gewöhnlichſte Zeit in welcher die Entzündung einzutretten pflegt, iſt die, in welcher der Schnitt zuklebt, alſo der Ausfluß der wäßrichten Feuchtigkeit gehemmt wird; folglich hat man vom dritten bis fünften Tag am mehreſten zu befürchten, wenn dieſe Zeit einmal glücklich vorbey iſt, ſo kan man Muth faſſen. Zuweilen ſtellt ſich auch ſchon am erſten Tage die Entzündung ein. Je früher ſie kommt, deſto gefährlicher iſt ſie, und im Gegentheil.

§. 123.

Sobald der Patient obige Symptomen §. 121 empfindet, muß man die Augen oefnen; iſt nun das Weiſſe noch gar nicht roth, ſo hat man gar nichts zu befürchten, indeſſen kan man doch als Präſervativ ein Blaſen-Pflaſter in den Nacken legen, und wenns ſchicklich iſt wiedrum Aderlaſſen; ſollte auch der Patient keine Oefnung haben, ſo wiederholt man das Laxiermittel, oder bedient ſich der Clyſtiere.

§. 124.

Wenn aber das Weiſſe im Auge ſchon röthlich iſt, ſo muß alles angewendet werden, die Entzündung die nun ſchon wirklich da iſt, zu hemmen, und die Vereyterung zu verhüten: man bedient ſich alſo nun ernſtlich der im vorigen §phen anempfohlenen Mittel, und läſt den Kranken kühlende Peiſanen mit Salpeter trinken; mit den kalten Aufſchlägen muß man aber unausgeſezt fortfahren; denn erweichende darf man durchaus nicht brauchen, man ſezt ſonſt den Patienten in Gefahr das Geſicht zu verlieren.

§. 125.

Wenn mir jemand einwenden wollte, er habe erweichende Mittel mit Nutzen gebraucht, ſo muß ich nochmals gerade zu widerſprechen; iſt das Auge in dieſem Fall doch ſehend geblieben, ſo war das der guten Natur zu verdanken, die ſtark gnug war, einem ſo gefährlichen Feind zu widerſtehen. Ich kan ſolchen einzelnen Beyſpielen über zweyhundert Erfahrungen entgegen ſtellen, und gegen eine ſolche Wolke von Zeugen wird wohl niemand mit Beſtand auftreten können.

§. 126.

Es giebt Perſonen, denen durch die kalten Aufſchläge die Augenlieder ſchwellen, und oedematös werden; wenn kein Rothlauf oder Entzündung dazu ſchlägt, ſo hat dieſer Zufall gar nichts zu bedeuten. Man läßt alsdann die kalten Aufſchläge weg, und macht kleine Meelſäckelchen von feinem Waizen-Meel, und lockrem geſchliſſenem Leinwand, damit das Meel häufig ausſtäuben könne;

dieſe legt man kalt auf die Augen, und ſo wie ſie warm werden, ſo kehrt man ſie um. Das herausſtäubende Meel trocknet die Feuchtigkeit auf, und ſtellt die Ausdünſtung wieder her. In dieſem Fall iſts gut, wenn man mit den naſſen Aufſchlägen und dieſen Meelſäckelchen, ein Verband ums andere abwechſelt.

§. 127.

Noch andre pflegen überhaupt von den naſſen Aufſchlägen einen Rothlauf, und ſtarke Entzündung zu bekommen; ſobald man das merkt, läßt man die naſſen Aufſchläge weg, gebraucht an deren Statt die Meelſäckelchen, und mit unter auch bloß trockene Compreſſen. Uebrigens bedient man ſich der Mittel die ich im vorhergehenden in Anſehung der Entzündungen vorgeſchlagen habe.

§. 128.

§. 128.

Wenn ſich gleich im Anfang der Entzündung Eiter im Schnitt zeigt, ſo iſt die Sache ſehr gefährlich, und der Patient wird das Geſicht ſchwerlich erhalten: indeſſen muß man doch alle obige Mittel anwenden, und thun was man kan. Ueberhaupt muß man in allen dergleichen Fällen mit den Inſtrumenten von den Augen wegbleiben, denn ſie ſind zu empfindlich, und jede Art von Operation würde nur die Schmerzen Entzündung und Gefahr vermehren.

§. 129.

Wenn die Operation untadelhaft gemacht, und wohlgerathen iſt, und wenn man alles thut, was ich bisher vorgeſchlagen und gelehrt habe, ſo rührt die Entzündung allemal aus einer Diſpoſition des Cörpers her, die man nicht vorher wiſſen, und nicht abkehren konnte, folglich muß man, bis zu Entdeckung kräftigerer Mittel das Schickſal des Kranken, der alles leitenden Vorſehung überlaſſen; nie hat der Arzt den Ausgang der Cur in ſeiner Gewalt, indeſſen muß er ſeine Pflicht erfüllen.

§. 130.

Wenn während der Operation der Glaskörper hervordringt, §. 99. ſein fadigtes Gewebe alſo in der Wunde hängt, und das Zuheilen verhindert, ſo kan man etliche Tage nach der Operation anfangen von folgender Salbe täglich dreymal, alſo bey jedem Verband, einer Linſe dick, ins Auge zu wiſchen, nämlich:

Rc. Unguent. nutrit. rec. Drachma I.
Ceruſſae venet. Scr. S.
M. F. Unguent. D.

Statt der Ceruſſa kann auch Tutia genommen werden, es kommt hier nur auf zuſammenziehen und trocknen an.

§. 131.

Vom Verfall der Iris hab ich oben §. 104. bis 109 umſtändlich geredet; und ich weiß jezt auſſer dem herzlichen Wunſch, daß dieſer kurze Unterricht vielen armen Blinden, durch Bildung geſchickter Aerzte, nützlich ſeyn möge, nichts weſentliches mehr hinzu zu fügen.

Anhang

von

verſchiedenen Augenkrankheiten,

und

der Heil-Methode

derſelben.

§. 132.

Wenn der ſchwarze Staar aus Ueberladung des Magens entſteht, und das iſt nicht ſelten der Fall, ſo läſt ſich das Uebel, wenn es noch nicht veraltet iſt, durch die Richteriſche Methode heben: man giebt drey Tage nach einander, alle Tage dreymal ein Quentchen Tartari tartariſati, und am vierdten ein Brechmittel; hilft das noch nicht, ſo wiederholt man die Cur noch ein oder zweymal.

§. 133.

Entſteht aber dies ſchreckliche Uebel aus andern Urſachen, ſo muß man ſie zu entdecken ſuchen, und dann ihnen entgegen arbeiten. Die Elektrizität hat oft gute Würkung gethan, indeſſen iſt der ſchwarze Staar in den mehreſten Fällen noch zur Zeit unheilbar. Mir wenigſtens haben die angerühmten Störkiſchen Mittel keine Würkung thun wollen.

§. 134.

An die Thränen-Fiſtel hab ich mich nie gewagt, ich kan alſo auch von dieſer Krankheit keine Erfahrungen mittheilen.

§. 135.

Wenn durch äuſſere Verletzungen, oder aus innern Urſachen Entzündungen in den Augen entſtehn, ſo ſind Blaſenpflaſter, Aderlaſſen, eine gute Diät, abführende Mittel, überhaupt die antiphlogiſtiſche Methode, und dann die kalten Aufſchläge mit dem Goulardiſchen Bley-Waſſer die zuverläſſigſten Mittel.

§. 136.

Zuweilen aber giebt es Entzündungen, die keine zuſammenziehende Mittel (Adſtringentia) vertragen können, ſondern dadurch ſchlimmer werden; dies merke man daran, wenn ſich die Schmerzen vermehren. In dieſen Fall nimmt man Quitten-Schleim, (Mucilago Seminis Cydoniorum), verdünnt ihn mit Roſen-Waſſer, und benezt die Compreſſen damit.

§. 137.

Oft verträgt eine Entzündung das Goulardiſche-Waſſer nur eine Zeitlang, hernach vermehrt es die Schmerzen; eben ſo geht es hernach mit dem Quitten-

Schleim. In dieſem Fall wechſelt man einen Tag um den andern mit dieſen Aufſchlägen ab.

§. 138.

Daß ich bey Entzündungen nach der Staaroperation den Quitten-Schleim nicht angerathen habe, gründet ſich darauf, weil er erweichend iſt, und leicht die Wunde zum eitern bringt, hier aber wo keine Wunde iſt, findet ehender ein ſolches Mittel ſtatt.

§. 139.

Würde die Entzündung ſo ſtark ſeyn daß alle kalte zuſammenziehende und erweichende Aufſchläge nur die Schmerzen vermehrten, ſo müßte man endlich wenn die Schmerzen gar unerträglich würden zum Borsdörfer Apfelbrey, oder ſonſtigen warmen Brey-Aufſchlägen ſeine Zuflucht nehmen. Dann aber ſteht der

Patient in Gefahr das Geſicht zu verlieren.

§. 140.

Wenn das Auge aus dem Stern zu eitern anfängt, der Apfel wie rohes Fleiſch ausſieht, und die ganze vordere Augenkammer voller Eiter iſt, ſo öfnet man die Hornhaut, ſo wie man den Staarſchnitt macht, und läſt den Eiter heraus, zugleich muß man dann auch die Linſe herausnehmen, weil ſie doch hernach verdunkelt iſt, und nun behandelt man das Auge wie bey der Staaroperation.

§. 141.

Zeigte ſich aber nur wenig Eiter unten in der vorderen Augenkammer, und die Pupille wäre noch rein, ſo öfnet man die Hornhaut nur unten, und läſt den Eiter heraus: denn dieſer darf nicht da bleiben, weil er ſcharf wird, die Hornhaut anfriſt, und verurſacht, daß ſie ſich vorwärts ausdehnt, erhebt, und das Zuſchlieſen der Augenlieder hindert.

§. 142.

Wenn ſich ein Geſchwür im Auge bildet, ſo iſt es entweder auf dem Weißen, oder auf der Hornhaut, im erſten Fall hat das Uebel ſelten böſe folgen, man bedient ſich der allgemeinen Entzündungs-Mittel, und läſt dem Geſchwür ſeinen Lauf: iſt es aber auf der Hornhaut, ſo leydet das Geſicht Noth.

§. 143.

In dieſem leztern Fall bedient man ſich auſer jener Entzündungs-Methode noch des bloßen Unguenti nutriti recentis; von dieſem wiſcht man bey jedem Verband einer Linſe dick ins Auge; ſollte ſich nun das Geſchwür inwärts öfnen, ſo müſte man nach §. 140 oder 141 verfahren, geſchieht es auswärts ſo iſt weiter nichts zu befüchten.

§. 144.

Eben ſo behandelt man auch die Augen, wenn ſich bey den Kinderblattern eine Blatter auf der Hornhaut zeigt. Oft thut man auch wohl, wenn man ein ſolches Geſchwür öfnet; doch muß man in dieſem Fall ſehr behutſam (Suſpenſa manu) verfahren.

§. 145.

Wenn die Entzündung vorbey iſt, und das Geſchwür ein weiſſes Fleckchen oder Wölkchen auf der Hornhaut zurück läſt, ſo muß man thätig ſeyn, ehe die weißlichte Materie verhärtet oder verwächſt. Anfänglich betröpfelt man ein Stücklein weiſſen Zuckers mit Waſſer, ſo lange bis es in Syrup verwandelt iſt; von dieſem ſtreicht man alsdann öfters des Tages mit einem Federchen etwas ins Auge. Dieſes wird einige Wochen fortgeſezt. Den Syrup muß man aber alle zween Tage friſch machen.

§. 146.

Würde aber der Flecken nach dem Gebrauch dieſes Mittels nicht vergehen, oder wäre er ſchon etwas veraltet, ſo bedient man ſich folgende Salbe.

Rec. Unguent. nutrit. rec. Drachma. I.
Mercur. dulc. Subtiliſſ. trit. Gran VIII.
M. F. Unguent. D. S.

Fleckenſalbe, wovon alle Abends vor Schlafengehen ein Gerſtenkorn dick ins Auge zu wiſchen.

§. 147.

Dieſe Salbe muß lange, manchmal ganzer ſechs Monath fortgebraucht werden, eh der Flecken ganz vergeht. Wenn er aber weiß, wie glaſurt ausſieht, oder gar rothe Aederchen darinnen herumlaufen, ſo iſt alle Hofnung verlohren. Wenn auch äuſſere Lamellen der Hornhaut abgetrennt, und die Zwiſchenräume mit Unreinigkeiten angefüllt ſind; oder wenn dieſe Unordnung im Augenwinkel anfängt, ſich über das ganze Auge verbreitet, und das ſogenannte Fell entſteht, ſo hab ich wenigſtens noch nie etwas ausrichten können.

§. 148.

Wenn bey einem Rothlauf die Augen ſehr entzündet ſind, der Patient alſo keine naſſe Aufſchläge vertragen kan, ſo bedient man ſich der Mehl-Säckelgen, §. 126 und 127. oder man beſtäube auch die Augen mit feinem Gallmey-Pulver, vermittelſt eines Staub-Läppgens, deren man ſich bey den Kindern bedient.

§. 149.

Wenn die Augenlieder oder ihre Ränder roth und krätzicht werden, ſo bediene ich mich ebenfalls des Goulardiſchen-Waſſers, hilft das nicht, ſo brauch ich das Unguent. nutrit. mit Bleyweiß oder Gallmey-Pulver oder Tutia; und wenn die Augen auch keine Salbe vertragen können, ſo bediene ich mich des im vorigen §phen beſchriebenen Staubmittels.

§. 150.

Mit dieſen wenigen einfachen Mitteln hab ich ſehr vieles geleiſtet; genaue Kenntnis der Natur, geſunde Vernunft und Erfahrung, leiten uns auf unſerem Wege weit ſicherer, als ein Schwall von Vorſchriften, und eine mediziniſche Rüſtkammer mit etlichen tauſend Präparaten.

Regiſter.

Einleitung. Seite 5—20.

Erſtes Hauptſtück. Von den verſchiedenen Arten des grauen Staars, ſeiner Beſchaffenheit und Entſtehung.

Beſchreibung des grauen Staars, §. 1—2.
Sonderbare Bemerkungen bey Blindgebohrnen, 3—8.
Vom marmorirten und Capſel-Staar, 9—11.
Vom Eiter-Staar, 12—13.
Weißgraue Farbe des Staars, 14.
Vom angewachſenen Staar, 15—16.
Vom Sehen bey dem grauen Staar, 17.
Vom ſchwarzen Staar, 18.
Vom Glaucoma, 19—20.

Von den Urſachen des grauen Staars, §. 21—28.
Beſchreibung ſeiner Entſtehung, 29—30.
Seine Reife, 30—33.
Aeußere Urſachen, 34.

Zweytes Hauptſtück. Von der Operation des grauen Staars.

Worauf bey dem grauen Staar die Widerherſtellung des Geſichts beruhe, 35.
Von der Depreſſion des grauen Staars, 36—37.
Schwierigkeiten bey dieſer Operation, 38.
Vorzüge der Extraction, 39—40.
Haupt-Momente bey dieſer Operation, 41—43.
Eigenſchaften des Staarmeſſers, 44—54.
Beſchreibung aller Inſtrumente, 55—56.
Prognoſis vor der Operation, 57—60.
Die Operation ſelbſt, Feſthaltung des Auges, 61—65.
Betragen des Operateurs, 66—69.
Beſchreibung des Schnitts, 70—83.
Gebrauch der krummen Scheeren, 84—86.

Deſ-

Oeffnung der Capſel, §. 87—89.
Herausnehmung der Linſe, 90.
Der verdunkelten Capſel, 91—92.
Wann ein Nachſtaar entſtehe, 93.
Vom Capſel-Staar, 94.
Vom angewachſenen Staar, 95.
Pflichten nach Herausziehung der Linſe, 96.
Vom Hervordringen des Glaskörpers, 97 bis 99.
Verſchiedene eigene Handgriffe, 100—102.

Drittes Hauptſtück. Von der Heil-Methode nach der Operation.

Verhalten des Patienten, 103—104.
Vom Vorfall der Iris, 105—109
Verhütung der Entzündung, 110.
Der Vereiterung, 111—114.
Methode des Verbandes, 115—119.
Von der Aufklärung des Auges, 120.
Verhalten bey der Entzündung, 121—125.
Oedematöſe Augenlieder, 126.
Nothlauf, 127.
Gefährlicher Zufall, Verhalten überhaupt, 128.

Von

Noch einige Regeln bey Zufällen, 129—131.

Anhang. Von verſchiedenen Augenkrankheiten, und der Heil Methode derſelben.

Vom ſchwarzen Staar, §. 132—133.
Von der Thränen-Fiſtel wird nichts gelehrt, 134.
Von der Entzündung, 135—141.
Von Geſchwüren im Auge, 142—144.
Von Flecken im Auge, 145—146.
Unheilbare Felle und Flecken, 147.
Rothlauf, 148.
Pſorophthalmie und Schluß, 149—150.

In der Verlagshandlung dieſes Werks ſind folgende neue Bücher zu haben.

Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber. Herausgegeben von Buſch und Daum, 2s Bändch. 8. 8 Ggr.

Auswahl der beſten Aufſätze über die Kantiſche Philoſophie, 8. 16 Ggr.

Bibliothek, neue militäriſche, 3. u. 4s Bändch. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Biernſtiel, Dr., die Sterblichkeit in dem Kranken- und Wayſenhauſe zu Bruchſal nebſt Krankenverpflegung im Stifte Speyer, in practiſch tabellariſchen Erläuterungen, 8. 10 Ggr.

Brahm, Herm., Verſuch einer Beſchreibung der hauptſächlichſten in Reval herrſchenden Krankheiten, 8. 10 Ggr.

Curtius, M. Conr., Grundriß der Univerſalhiſtorie, 8. 11 Ggr.

v. Gehren, C. Chr., Warnung für geheimem Diebſtahl, eine Predigt gr. 8. 2 Ggr.

Jung, D. J. Heinr., Lehrbuch der Cameral-Wiſſenſchaft oder Cameral-Praxis, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Kinderbibliothek, luſtige, ein Abendgeſchenk für ſolche Kinder, die am Tage fleißig und gut waren, 2r Th. 8. 14 Ggr.

Koeppen, Ioh. Fr., vulneribus et vlceribus medendi ratio, 4. 3 Ggr.

Ledderhoſe, C. G., kleine Schriften über das Staats- und Fürſtenrecht, 3r Theil, gr 8. 20 Ggr.

Lo=

Lorsbach, G. W., über eine mißverſtandne Stelle des arabiſchen Geſchichtſchreibers Ebn Chalican, 8. 2 Ggr.

Lucians Reiſebeſchreibung für die Jugend, 8. 4 Ggr.

Mönch, Dr. Conr., Lehre von den einfachſten und gebräuchlichſten zuſammengeſezten Arzneymitteln, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Pitt, J. Jac., Predigt: wie ſollen wir dem Herrn ſeine Wohlthaten vergelten? 8. 1½ Ggr.

Nebert kleine juriſtiſche Abhandlungen, 8. 6 Ggr.

Seel, W. H., Briefe über das preuſſiſche Religions-Edict.

Ueber die Bergkunde, über Gebirge und den Grubenbau, von Herwig m. K. 8. 6 Ggr.

Dr. Bernh. Meyer Commentatio de mercurialium in morbis veneris actione et uſu 8. 6 Ggr.

D. Phil. Hunold de Peſſariis, c. fig. gr. 8. 8 Ggr.

Lorsbach Materialien zur morgenländiſchen Litteratur. 8 Ggr.

Magazin der mediciniſchen Litteratur, 1s Stück, m. Kupf. gr. 8. 10 Ggr.

Dr. H. G. F. Solling Commentatio medica de ſebre carcerum, 8. 7 Ggr.

Dr. E. C. Rodſchied de neceſſitate et utilitate ſtudii botanici, 8. 2 Ggr.

Dietr. Tiedemann Geiſt der ſpeculativen Philoſophie von Thales bis Sokrates, gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

J. Ph. Ries practiſche Abhandlung von den Eigenſchaften und Zubereitung des Alauns, 2te Aufl. 8. 5 Ggr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tab. I.

Fig:2.

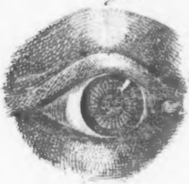


Fig:1.

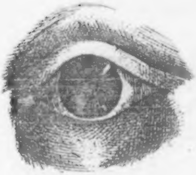


Fig:3.

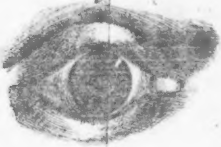


Fig:5.

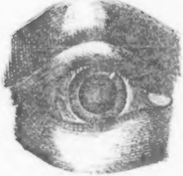
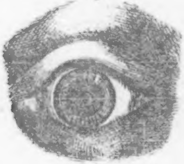


Fig:4.



Tab.II.

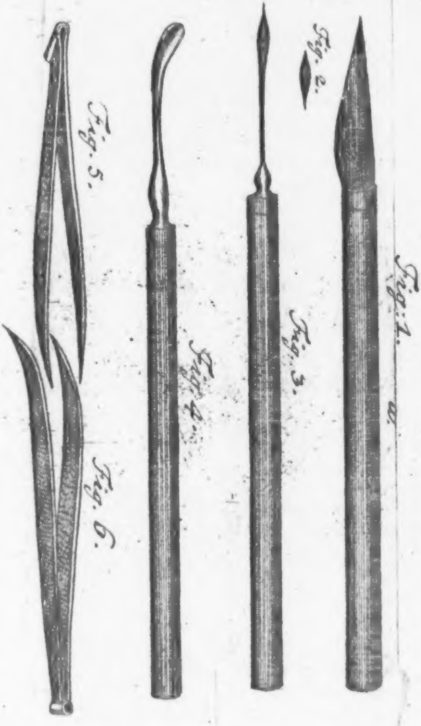


Fig:1.
a
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.

Tab. III.

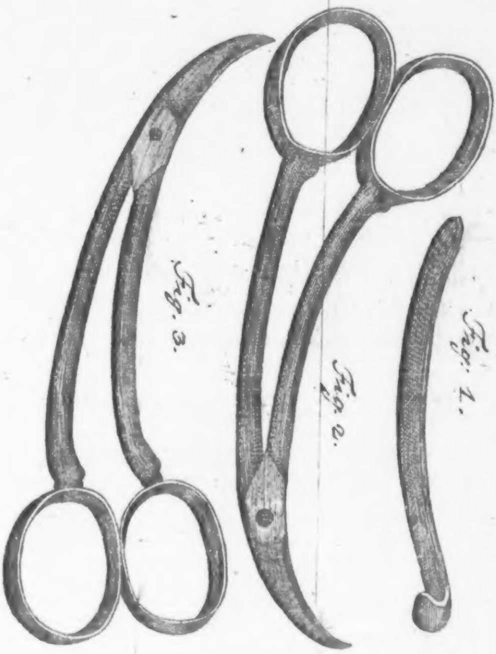


Fig. 3.
Fig. 2.
Fig. 1.

Tab. II.

Fig: 3.

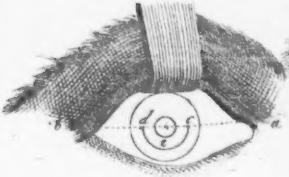


Fig: 1.

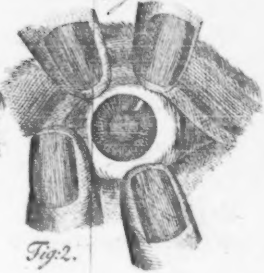


Fig: 2.

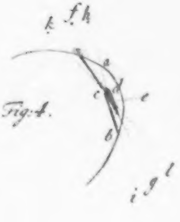
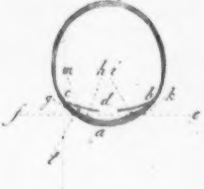

k
f
h
a
c
d
e
b
i
g
l

Fig: 4.

Fig: 5.


m
h
i
g
c
d
b
k
f
e
a
l

Die
Pilgerreiſe
zu Waſſer und zu Lande,

oder

Denkwürdigkeiten

der göttlichen Gnadenführung und Fürſehung
in dem Leben eines Chriſten, der ſolche, auch beſonders
in ſeinen Reiſen durch alle vier Haupttheile der Erde
reichlich an ſich erfahren hat.

Von ihm ſelbſt beſchrieben

in Briefen

an einen ſeiner Chriſtlichen Mitbrüder
in den Jahren 1797. und 1798.

Nürnberg,
im Verlag der Raw'ſchen Buchhandlung,
und in Commiſſion
bei Wittib Hutmacher zu Mühlheim bei Köln am
Rhein, 1799.

Vorrede.

Berichtigung der gewöhnlichen Begriffe von der Myſtik.

Die merkwürdige und lehrreiche Lebensgeſchichte, welche in folgenden Blättern enthalten iſt, iſt eine getreue Erzählung der Schickſale und des Läuterungs- Prüfungs- und Heiligungsweges eines noch lebenden Mannes; deſſen wahre Demuth und Beſcheidenheit mir verbietet, hier etwas zu ſeinem Lob zu ſagen; welches aber auch nicht nöthig iſt, da das Werck ſelbſt ſeinen Meiſter lobt, oder vielmehr deſſen Ruhm verkündigt, der der groſe Lenker der menſchlichen Begebenheiten, Leiden und Freuden iſt.

Ueberhaupt würde dies Buch gar keiner Vorrede bedürfen, wenn der Verfaſſer nicht in einer Denkungsart geſchrieben hätte, die nicht blos vom herrſchenden Geſchmack der heutigen Leſewelt — auf deren Beyfall aber hier auch gar nicht gerechnet wird — himmelweit verſchieden iſt, ſondern die auch ſelbſt unter denen die ſich freymüthig zu Chriſto bekennen, ja ſo gar unter ſeinen wahren Verehrern noch vielen Widerſpruch findet; mit einem Wort: Da er ein wahrer — nicht falſcher — ſondern redlicher, von Herzen demüthiger Myſtiker iſt, dieſe Claſſe Menſchen und Chriſten aber, von der Welt für Erzſchwärmer, von der einen Parthey der Glaubigen für Werckheilige, von der andern für Phariſäer und Heuchler, und von der dritten für Verläugner, oder — gelinder — für Miskenner des Verdienſtes Jeſu gehalten wird, welches alles aber grundfalſch, und eine aus Unkunde und Misverſtand entſtandene ſehr nachtheilige Beurtheilung der wahren Myſtick iſt, ſo habe ichs für nothwendig gehalten, dem Gott und Chriſtum liebenden Leſer die Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, die er allenfalls gegen die wahre Myſtick haben möchte, und die ihn hindern würden, den Werth dieſer Geſchichte richtig zu beurtheilen, und noch vielmehr, den höchſt möglichen und höchſt wichtigen, nicht zu verkennenden Nutzen daraus zu ziehen, der bey unpartheyiſcher Vorurtheilsfreyer und ernſtlich ſeiner Seelen Heil ſuchender Gemüthsſtimmung, unſtreitig daraus gezogen werden kann. Es wird alſo hier auf zwey Hauptſtücke ankommen, nämlich daß ich

1) zeige, woher es komme, daß die wahre Myſtick ſo verſchrien und ſo verdächtig geworden iſt? und

2) dann den wahrhaften und richtigen Begriff derſelben völlig entwickelt, deutlich, ausführlich, und vollſtändig darſtelle.

Die erſte Haupturſache des Verdachts gegen die wahre Myſtick liegt unſtreitig in der Dunkelheit und Unbeſtimmtheit des Styls und der Kunſtwörter, deren ſich die myſtiſchen Schriftſteller von jeher bedient haben: Die Ausdrücke Durchbruch, Vernichtigung, nackter Glaube, dunkler Glaube, myſtiſcher Tod, Einkehr in den Seelengrund u. d. g. ſind von der Art, daß man ſich leicht Dinge dabey denken kann, die ganz verſchieden von denen ſind, die ſich der Myſticker dabey denkt, und die man ſich dabey vorſtellen muß, wenn man ihn richtig verſtehen will. Dies alles rührt aber daher, weil die Myſticker von jeher zur catholiſchen Kirche gehörten, folglich die Kirchenväter fleiſiger laſen als die Bibel, ſich daher auch mehr an ihre Kunſtwörter gewöhnten, und ſich ihre platoniſch-gnoſtiſche Ideen, in ſo fern ſie zum Weg der Heiligung paßten, geläufig machten.

An dieſe knüpfte ſich noch eine andere Urſache: die ſcholaſtiſche Philoſophie war nicht von der Art, daß ſie deutliche Begriffe über die Natur, Kräfte und Würkungen der menſchlichen Seele, in den Köpfen der Studierenden entwickeln konnte; daher kam es dann, daß auch gelehrte Männer, Empfindungen und Vorſtellungen, die öfters durch ihre Einbildungskraft entſtunden, als Würkungen des heiligen Geiſtes anſahen, und ſich dadurch ſelbſt, und durch ihre mündliche und ſchriftliche Vorträge auch andere täuſchten.

Was aber vorzüglich die Myſtick in einen übeln Ruf brachte, das war ihre Empfehlung des eheloſen Lebens, der Einſamkeit und der Armuth; — drey Stücke, für welchen der blos ſinnliche Menſch zurückſchaudert, und alle Gründe hervorſucht, um zu beweiſen, daß ſie nicht zum wahren Chriſtenthum erforderlich ſind; es iſt ſchlechterdings nöthig, daß ich hier ſtreng prüfe, was Wahrheit iſt? — denn es giebt noch immer ſehr fromme und redlich denkende Chriſten, die jene drey Stücke, wenigſtens als Hülfsmittel zur Heiligung anſehen. Chriſtus und ſeine Apoſtel haben im neuen Teſtament hin und wieder das eheloſe Leben allerdings dem Eheſtand vorgezogen, dagegen aber auch eben ſo gewiß dieſen leztern Stand gebilligt, geheiligt, und als eine unzweifelbare göttliche Anſtalt und Ordnung empfolen.

Die geſunde Vernunft lehrt ebenfalls, daß das ſittliche Verderben, die ſogenannte Erbſünde nicht im Daſeyn des Fortpflanzungstriebes, ſondern nur im überwiegenden Hang zu deſſen Misbrauch liege, welcher aber durch das eheloſe Leben mehr gefördert als gehindert wird; und über das alles iſt ja die Vermehrung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts ein göttliches, der ganzen Natur, und beſonders auch den Menſchen gegebenes und anerſchaffenes Geſetz, 1 Moſ. 1, V. 28. welchem jeder gehorchen muß, der nicht durch Umſtände, die ihn den Eheſtand zum Unglück machen würden, daran gehindert wird.

Wie läßt ſich aber nun jener Vorzug, den Chriſtus und ſeine Apoſtel dem eheloſen Leben einräumen, mit dieſem göttlichen Geſetz vereinigen? — Sehr leicht! — wie ſich nun zeigen wird: Daß ſich der Geiſt Gottes in ſeinem Wort nicht widerſprechen könne, bedarf keines Beweiſes; ſo bald alſo ein ſolcher Widerſpruch bemerkt wird, ſo iſt er blos ſcheinbar, und die Pflicht des Auslegers geht dann dahin, beyde Sätze nach den übrigen Ausſprüchen der heil. Schrift zu prüfen, ſo wird ſich allemal der wahre Sinn leicht ausfindig machen laſſen: ſo erklärt ſich Chriſtus durch die Worte: — Wehe den Schwangern und Säugenden zu der Zeit — warum Er das eheloſe Leben für zuträglicher halte: denn Er ſahe den erſchrecklichen Jammer, der in kurzem über Jeruſalem und das jüdiſche Land kommen ſollte, mit Gewisheit voraus; es war daher zu ſeiner Zeit weit rathſamer nicht zu heurathen, um keine Familie in die Welt zu ſetzen, die bald unverſchuldeter Weiſe die größten aller irrdiſchen Leiden würde zu erdulten haben, und was können ſolche arme unſchuldige Kinder für die Sünden ihrer Eltern? — In eben dem Sinn ſpricht auch der Heiland von den Menſchen vor der Sündfluth: Sie hätten gefreyt und ſich freyen laſſen, bis das ſchröckliche Gericht eingebrochen ſey. — Was kann das anders bedeuten, als, ſie lieſen ſich durch den Noah nicht warnen, ſie glaubten gar nicht, daß ein allgemeines Weltgericht ſo nahe ſey, ſonſt hätten ſie gewis nicht geheurathet, um nicht zu verurſachen, daß ſo viele unſchuldige Kinder in der Sündfluth ertränkt würden. Eben ſo verhält ſichs nun auch mit allen Stellen in den Schriften und Briefen der Apoſtel: entweder beziehen ſie ſich auf die Männer, die ſich der Ausbreitung der chriſtlichen Religion widmeten, die alſo, weil ſie immer weit und breit umher reiſen muſten, und vielen Leiden und Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt waren, nicht wohl eine Familie verſorgen konnten; oder ſie hatten auch wohl die damalige Zeiten überhaupt im Auge, wo die chriſtlichen Eheleute nie für den Verluſt ihrer Güter, ihres Vaterlands, und ſo gar ihres Lebens ſicher waren, und es daher immer beſſer war, lieber keine Kinder zu zeugen, als ſie in eine ſo gefahrvolle Welt zu ſetzen.

So müßen alle ſolche Stellen erklärt werden, die Bezug auf das eheloſe Leben haben, wenn nicht das göttliche Geſetz des heiligen Eheſtands dadurch herabgewürdigt werden ſoll. Auch wir leben jezt in einer Zeit, wo mancher dieſe Ausnahme von der Regel auch auf ſich anwenden kann und darf: denn es hat das Anſehen, als ob unſre Kinder auch ſchwere Kämpfe durchzukämpfen haben würden; doch in dieſem Fall muß ſich jeder genau im Licht der Wahrheit prüfen, damit ſich keine Eigenheit, die ſich manchmal in den Glanz der Heiligkeit verſteckt, unvermerkt in die Beſtimmungsgründe des Willens mit einmiſche.

Die päbſtliche Hierarchie wuſte ſich des Irrthums in Anſehung des ehloſen Lebens zu ihren herrſchſüchtigen politiſchen Abſichten ſehr gut zu bedienen, woher es dann kam, daß es auch die neuern Myſticker in der römiſchen Kirche ſo hoch anprieſen, und es als den Weg zu gröſerer Vollkommenheit empfalen, ob ſie gleich ſelbſt die Schlange nicht ahneten, die unter dem Mantel der Heiligkeit verſtekt lag — nur ſchade, daß auch nun die proteſtantiſchen Myſticker dieſen Irrthum in ihr Syſtem mit aufnahmen.

Mit dieſem Misbegriff vom ehloſen Leben, iſt der andere, der die Einſamkeit betrift, ſehr nahe verwandt; dieſer hat einen zwiefachen Urſprung: erſtlich entſtand er zur Zeit der erſten Chriſten, unter den ſchweren Verfolgungen, wo ſich viele in die Wüſteneyen begaben, um da ungehindert Gott und Chriſto nach ihrer Ueberzeugung dienen zu können; die Freyheit in welcher ſolche Seelen lebten, machte zu der Zeit das einſame Leben wünſchenswerth, und wer dem Herrn von ganzem Herzen anhieng, der wanderte in abgelegene Oerter, um dort ſeine Neigung zu befriedigen; und zweytens: da man nun durch gehends an ſolchen Einſiedlern einen höhern Grad der Heiligkeit, der Verläugnung alles Irdiſchen, und der Liebe Gottes bemerkte, ſo wurde die Idee bald herrſchend, daß das einſame Leben ein kürzerer Weg zu dem höchſten Grad der Gott- und Chriſtus-Aehnlichkeit ſey, als das Wohnen in der bürgerlichen Geſellſchaft, und der Umgang mit der groſen Welt. Auch dieſe Meynung wurde von der herrſchſüchtigen Kirche vortreflich zu ihren Zwecken benuzt; man ſtiftete nun Klöſter, bannete durch ſchwere Gelübde eheloſe Leute dahin, und bildete ſo einſame Geſellſchaften, die in der Welt an nichts angeknüpft waren, als an ihre Kirche, und ihr zu ihren Zwecken trefliche Dienſte leiſteten, und ſo kam dann auch dieſer Begriff als ein weſentliches Stück mit in die Myſtick.

Indeſſen liegt denn doch etwas Wahres in dieſer Sache: — denn es iſt ausgemacht, daß ein Menſch, der ſich von weltlichen Geſchäften entfernt hält, und beſtändig in der Gegenwart Gottes, in himmliſchen Betrachtungen lebt, weit eher und in höherm Grad, himmliſch geſinnt werden müße, als einer der mit mancherley Amts- und Berufsſorgen dieſes irrdiſchen Lebens belaſtet iſt; allein es kommt hier eben alles darauf an, wer im Grund Gott am angenehmſten iſt — wenn lezterer nämlich beydes, ſo viel er kann, miteinander verbindet? — ein ſehr paſſendes Gleichnis wird die Sache ins helleſte Licht ſetzen:

Laßt uns zween junge Männer annehmen, die beyde mit Luſt zur Gelehrſamkeit und zu den Wiſſenſchaften angefüllt ſind, beyde ſtudieren alſo mit gröſtem Fleiß, und werden frühzeitig ſehr gelehrte und geſchickte Männer; aber nun ſchlagen beyde ſehr verſchiedene Wege ein, der Eine wählt ein einſames Leben, um beſtändig zu ſtudieren und im Reich der Wahrheiten fortzuforſchen, ohne andern etwas aus dem Schatz ſeiner Kenntniſſe mitzutheilen. Der Andre aber nimmt ein öffentliches Amt an, würkt mit ſeinem herrlichen Talent zum Beſten vieler Tauſenden, und verſäumt dann doch in müſigen Stunden das weitere Forſchen nicht; dieſer verbindet nun mit dem bloſen Wiſſen auch practiſche Erfahrungen, und wird in jedem Betracht ein weit edlerer Mann, als jener eigenliebige ſpeculative Kopf, der ſein Pfund vergräbt. Gerade ſo verhält ſichs auch mit dem blos Einſamen, der in göttlicher Beſchaulichkeit lebt; und mit jenem, der dieſes thut und jenes nicht läſt.

Einer der reinſten und vortreflichſten Myſticker, die je gelebt haben, der ſeelige **Gerhard Ter Steegen**, kann uns hier zu einem vorzüglichen Beyſpiel dienen: er lebte auch ehelos und eingezogen; auch er lebte beſtändig in der Gegenwart Gottes, und übte die reine und wahre Myſtick im ſtrengſten Sinn aus, aber wie mannigfaltig nüzlich und thatenvoll war auch zugleich ſein bürgerliches Leben? — er war beſonders von der Verſehung dazu ausgerüſtet, um am groſen Weltabend noch viele tauſend Seelen zu klugen Jungfrauen zu bilden, und er hat ſein Tagewerk redlich vollendet; um das nun beſſer zu können, mußte er den ſchweren myſtiſchen Sterbens- und Verläugnungsweg wandeln; wäre er verheurathet geweſen, ſo hätte er ſich nicht ſo ganz dieſem Beruf widmen können, und darum muſte er ſich — nach dem Beyſpiel unſers Erlöſers — erſt lang in der Einſamkeit üben, erſt ſelber etwas lernen, ehe er andere lehren konnte.

Daß aber nun diejenigen ſehr irren, die ehlos, einſam und zurückgezogen — darum — leben wollen, weil es Terſteegen that, das liegt am Tage; die geiſtlichen Uebungen ſind blos Mittel zum Zweck, um dem Reiche Gottes hienieden deſto nützlicher zu werden, keineswegs aber der Zweck ſelbſt.

Endlich kommt nun noch die ſelbſtgewählte Armuth der Myſticker hinzu, auch dieſe Meynung hat verſchiedene Quellen: Die erſte iſt, daß man glaubt dadurch Chriſto ähnlicher zu werden, weil er im eigentlichſten Sinn ganz und gar nichts von irrdiſchen Gütern beſaß; die zweyte gründet ſich beſonders auf den Ausſpruch Chriſti gegen den reichen Jüngling, daß er alles verkaufen, den Armen geben, und Ihm dann nachfolgen möchte, und überhaupt, daß ſich Chriſtus erklärt hat, die Reichen könnten ſchwerlich ſeelig werden. Die dritte enthält die richtige Vorſtellung, daß ein Geiſt, den die Erwerbung und Verwaltung irrdiſcher Güter erfüllt, nicht wohl zugleich mit allen ſeinen Kräften nach dem Reich Gottes trachten könne. Die vierte erregt die Beſorgnis, daß der Reichthum leicht zur Ueppigkeit und zur Bedrückung des Armen und Schwachen gemisbraucht werden könne u.ſ.w.

Hier geht nun wieder wie gewöhnlich die Wahrheit in der Mitte: Wer den Reichthum zum Zweck ſeines Lebens macht, der iſt ein ſolcher Reicher, der ſchwerlich oder gar nicht ſeelig werden kann; wer aber auch alle ſeine rechtmäßig erworbene Güter, ohne ſie zweckmäßig zu verwenden hingiebt, blos um ihrer los zu werden, und dem Herrn beſſer dienen zu können, der machts wie ein Handwerksgeſell, der ſeine Werkzeuge alle wegwirft, und ſich nun vor ſeinen Meiſter hinſtellt, ihm den ganzen Tag vorſchwätzt, daß er ihn ſo herzlich lieb habe, und daß er ihn, wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit und Kunſt nicht gnug bewunder'n könne. — Was meynt Ihr lieben Leſer! — wird das dem Meiſter wohlgefallen?

Chriſtus durchſchaute jenen reichen Jüngling; Er wuſte daß ihm ſein Reichthum zum Strick werden würde, darum ſagte Er: wenn du dich retten willſt, ſo muſt du dich von deinem Reichthum los machen; daß dies aber keine Generalregel ſeyn könne, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber das verſteht ſich auch von ſelbſt, daß der Chriſt ſeine Güter ſchlechterdings zu keinem andern Zweck haben dürfe, als dem Reich Gottes dadurch zu nützen. Daß dies wahr ſey, das kann nicht hier, ſondern es muß an einem andern Ort bewieſen werden.

Da nun ſchon das gewöhnliche Chriſtenthum, nach dem Begriff der Orthodoxie bey den Proteſtantiſchen Kirchen, dem natürlichen Menſchen ſo eckelhaft iſt, und bey dem gegenwärtig herrſchenden Geiſt unſerer Zeit ganz unerträglich wird, ſo läßt ſich leicht erachten, was man von der Myſtick denken müße; die nun gar die verhaßteſten Pflichten der Religion und des practiſchen Chriſten-Lebens im allerſtrengſten Sinn nimmt; und doch iſt es ewige Wahrheit, daß dem allen ungeachtet, der wahre Myſticker, wenn er nur die wahre reine Herzens-Demuth, die aus gründlicher Erkänntniß des eigenen Unwerths, und daß man ſchlechterdings Gott alles zu verdanken habe, entſteht, zu einem Hauptgegenſtand der Heiligkeit macht, unter die Zahl der wahren und ächten Gottes- und Chriſtus-Verehrer gehöre, und daher auch ein ſehr ſchätzbares Glied am Leibe Jeſu Chriſti ſey.

Daß er es aber in noch höherm Sinn, und ohne ſo viele Umwege hätte werden können, wenn er Vorurtheilsfreyer geweſen wäre, und die wahre Myſtick in ihrem reinſten Zuſtand gekannt hätte, das iſt gar keinem Zweifel unterworfen.

Dieſes führt mich nun von ſelbſt zum zweyten Theil dieſer meiner Vorrede, wo ich nun auch zeigen will, wie die wahe Myſtick in ihrem reinſten Zuſtand ausſieht? — Das iſt: ich will nun den wahrhaften und richtigen Begrif derſelben völlig entwickelt, deutlich, ausführlich, und vollſtändig darſtellen.

Der obengedachte ſeelige Gerhard Ter Steegen kann als ein wahrer Reformator der Myſtick angeſehen werden; die Alten unterſtützen zwar auch das Evangelium, und den wahren Glauben an das Erlöſungswerk Chriſti, aber ſie redeten zu wenig davon, ſie bezogen ſich gleichſam nur im Vorbeygehen darauf, und ſetzten das Weſen der Heiligung zu ſehr in practiſch-beſchauliche Uebungen, Terſteegen aber verbande beydes gehörig miteinander, und ſchrieb auch deutlicher als alle ſeine Vorgänger, mithin auch erbaulicher; in allen ſeinen Werken herrſcht Einfalt und Lauterkeit, Bibelſinn und Chriſtus-Religion ohne Schwärmerey und Bilderſprache; er bedient ſich zwar auch noch gewiſſer myſtiſcher Ausdrücke und Redensarten, aber doch ſo, daß ſie leicht verſtanden werden können. Möchten nur alle ſeine Freunde und Nachfolger, die ich ſo ſehr verehre liebe, und hochſchätze, mehr ſeine Lehren, als ſein individuelles Leben zum Muſter ihres Wandels machen! — Terſteegen war ein ſehr frommer Mann, ganz ohne Tadel, allein er für ſeine Perſon war unverheurathet, und hielt ſich von der äuſſeren Kirchen entfernt; dieſe beyden Stücke machte er aber nicht zu Lebensregeln für alle, ſondern er ließ da jedem ſeine Freyheit — er für ſeine Perſon mochte Urſachen dazu haben, deswegen ſoll man ſich aber nicht auch von der Kirche ſepariren, oder ehelos leben — darum weil es Terſteegen that. Dies ſage ich nur um einiger ſeiner Verehrer willen; denn ich weis ſehr viele, die verheurathet ſind, und ſich auch zur Kirche halten.

Eins aber muß ich noch in Anſehung des theueren apoſtoliſchen Mannes, des ſeel. Terſteegen erinnern: es betrift eine Sache, die ſeinen Schriften, auch bey vielen Rechtſchaffenen Schaden gethan hat, und manche gutwillige Seele vom Leſen derſelben zurückſchreckt; an ſich iſt es blos Misverſtand, denn der ſeelige Mann hat vollkommen recht, er hat nur im Ausdruck gefehlt, und ein Wort gewählt, das nicht zu dem Begrif paßt, den er damit verbindet. Er nimmt nämlich das Wort Vernunft durchgehends für ſinnliche oder fleiſchliche Vernünfteley; dieſe und keine andere meynt er, wenn er das Wort Vernunft braucht — das was Paulus 1 Cor. 2, v. 14 den natürlichen Menſchen nennt, der nichts vom Geiſte Gottes weis, das nennt Ter Steegen — Vernunft — dadurch giebt er nun dem Läſterer, nicht ohne Grund, Urſach zu ſagen: der Mann verwirft die Vernunft, er will die Leute unvernünftig machen. —

Worte die ich mehrmals habe hören müßen. Andere ſtutzen wenn ſie an eine ſolche Stelle in ſeinen Schriften kommen, und ſagen: — Wie? Chriſtus und ſeine Apoſtel wollen ja haben, daß unſer Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit, vernünftig ſeyn ſoll — und endlich habe ich auch viele gefunden, die den ſeel. Terſteegen und ſeine Schriften verehren, und würcklich den Ausdruck Vernunft, im gewöhnlichen Verſtand nehmen, folglich dieſe herrliche Gabe Gottes, die allein den Menſchen von den Thieren unterſcheidet, und wodurch er allein, wenn ſie vom Licht Gottes erleuchtet iſt, fähig wird, ein Erbe des Himmels zu werden, ganz verwerfen und verläugnen, ſo daß man mit vernünftigen Vorſtellungen, wenn ſie auch noch ſo gewiß und richtig ſind, nichts ausrichtet, ſondern immer hören muß: Weg damit! das iſt Vernunft! — Dieſe guten Leute ſollten doch bedencken, daß man ohne Vernunft ja nicht einmal prüfen kann, ob etwas dem Worte Gottes gemäß iſt, oder nicht.

Es wäre daher ſehr nöthig, daß der Sinn, den der ſeel. Terſteegen mit dem Wort Vernunft verband, in einer Vorrede zu ſeinen Schriften deutlich entwickelt würde: denn er war ſelbſt ein ſehr vernünftiger, weißer, und kluger Mann, der ſich warlich! weder durch Imagination, noch durch Empfindeley, ſondern durch den Geiſt Gottes in ſeiner erleuchteten Vernunft, ganz und allein leiten lies. Nach dieſer vorausgegangenen Bemerkung empfehle ich nun allen meinen Leſern die Schriften dieſes Mannes; keiner dems um das Heil ſeiner Seelen ernſtlich zu thun iſt, wird ſie ohne Seegen wieder aus der Hand legen, beſonders wenn er dann auch ſeinen Blick zugleich auf unſre merkwürdige Zeit richtet, und die Pflichten damit verbindet, die uns unſre jetzigen Verhältniße auflegen.

Die wahre practiſche Myſtick im reinſten Verſtand, iſt im Grund nichts anders als der einfältige lautere und evangeliſche Glaubens- und Heiligungs-Weg, die Reinigung durch das Blut Chriſti; der Weg den auch das Mitglied der Brüdergemeine wandelt, wenn es anders ein wahres Mitglied derſelben iſt. Die Mähriſche Brüderkirche kennt keinen andern Weg zur Seeligkeit als dieſen, nur mit dem Unterſchied, daß der Myſticker ſeinen Blick auf den Proces der Reinigung und Heiligung richtet, und dieſen beſchreibt, wenn er ſich erklären und von ſeinem Zuſtand Rechenſchaft geben ſoll; der Herrnhuter hingegen, ſieht nur immer auf die wirckenden Urſachen jenes Prozeſſes, und drückt ſich blos durch Worte aus, die darauf Bezug haben; ſo bald ſich aber beyde gründlich gegeneinander erklären, ſo findet man immer, daß ſie im Grunde einerley Weg gehen, nur daß ſie nicht einerley Sprache führen; der wahre Pietiſt hingegen geht zwiſchen beyden in der Mitten.

Wie leicht! — o Freunde! — wie leicht, und wie nüzlich wäre daher die Vereinigung, oder innere Geiſtesgemeinſchaft und Verbrüderung zwiſchen allen Kindern Gottes? — es käm nur darauf an, daß man einmol alle ſelbſtſüchtige Vorurtheile ablegte, und ſich dann mehr an die reine und einfache Bibelſprache gewöhnte, ſo würde man ſich bald verſtehen, und zur innigen Verbrüderung, die zu unſern Zeiten ſo ſehr nöthig iſt, übergehen können. Von einer äuſſern oder politiſchen Kirchenvereinigung rede ich hier gar nicht, die kann bey gegenwärtigen verworrenen Umſtänden nicht ſtatt finden, ſie iſt aber auch nicht nöthig: denn ſie wird ſich von ſelbſt machen, wenns einmal Zeit iſt.

Indeſſen iſt es doch auch nicht weniger richtig, daß es Menſchen giebt, deren Caracter entweder ſo beſchaffen iſt, oder deren Beſtimmung zu beſondern Werckzeugen im Reiche Gottes es erfordert, daß der Geiſt Gottes, und ſeine Vorſehung, einen tiefern, ſchärfern und genauern Glaubens- und Heiligungs-Weg mit ihnen einſchlagen müßen, wie mit andern, die in Anſehung ihrer ſittlichen Natur, und Beſtimmung, leichter zu ziehen und auszubilden ſind. Jene die alſo einen ſchwereren Weg geführt werden, und zu dieſer Claſſe gehört auch eben der theuere und werthe Verfaſſer der folgenden Lebensgeſchichte, ſind eigentliche wahre Myſticker, deren ich auch gnug in der Brüdergemeine weiß, ob ſie gleich eine andere Sprache führen, und nicht ſo heißen; aber das iſt auch eine ausgemachte Sache, daß es einem ſolchen ernſten Kämpfer in dieſer Gemeine leichter gemacht wird, als einem, der von auſſen keine Leitung und Unterſtützung hat: denn die genaue Seelenführung und Disziplin, die immerwährende Beſchäftigung der Sinnen mit anmuthigen und lieblichen Gottesdienſtlichen Gebräuchen und Handlungen, und der tiefe Eindruck, der dadurch im Blick auf die Verſöhnung mit Gott durch das Leiden und Sterben Chriſti, immer rege und würckſam erhalten wird, nährt und ſtärckt den Geiſt unaufhörlich, ſo daß er mit weit weniger Leiden und Mühe die ſchweren Kämpfe der Myſtiſchen Stände beſtehen kann, als einer der dieſen ſauern Gang an dem Faden der Vorſehung allein gehen muß, wie auch dieſes bey unſerm lieben Verfaſſer der Fall war. Indeſſen bleibt das ewig gewiß, was er mit Würde und Ernſt irgendwo auf Apoſtoliſchen Grund gegründet ſagt: An dem geiſtlichen Leibe Jeſu Chriſti ſind viele Glieder, alle ſind von einander verſchieden, jedes bedarf ſeiner eigenen Zubereitung, deswegen ſoll keins dem andern ſeinen Weg für unrichtig erklären, weil er nicht der nämliche iſt, den es gegangen hat — das Ohr ſoll nicht zum Aug ſagen, du biſt kein Glied am Leib, weil du kein Ohr biſt, ſondern jedes ſoll den Stand des andern reſpektiren, und nur wohl acht haben, daß es ſelbſt das ausrichtet, wozu es zum beſten des Ganzen verordnet iſt. Ach Gott! würde doch dieſe ewig wahre Regel der Gottes- und Menſchenliebe nur immer beobachtet, wie leicht würde dann die Vereinigung aller Partheyen zum allgemeinen groſen Ziel werden!

Nachdem ich nun alle dieſe Bemerkungen vorausgeſchickt habe, ſo kann ich nun auch zeigen was denn die Myſtick eigentlich ſey? — und worinn ſie beſtehe? — das iſt: ich kann nun ihren reinen und wahren Begrif entwickeln.

Wenn der Menſch gründlich erkennt, daß er auf dem Wege den er bisher gewandelt hat, ſeine Beſtimmung zur Gottähnlichkeit, durch den Glauben an den Welt-Erlöſer, nicht erreichen kann, ſondern ſich vielmehr immer weiter davon entfernt, und dem ewigen Verderben entgegeneilt, ſo faßt er den feſten Entſchlus, ein anderer Menſch zu werden, das iſt: ſich zu bekehren; er wendet ſich alſo zu Gott in Chriſto, und ringt ernſtlich im Gebät um Gnade und Kraft zur Ausführung dieſes Vorſatzes; zugleich aber fängt er nun auch an, genau auf ſeine Gedancken, Worte, und Wercke zu wachen, um ſie nach dem Willen Gottes, und ſeinen Geboten einzurichten. So wie dies geſchieht, ſo fängt nun auch alſofort die vorbereitende oder züchtigende Gnade Gottes ihr Werck in ſeiner Seelen an; dieſe würckt folgender Geſtalt: jemehr man auf ſich acht giebt, je mehr man ſeine Einbildungskraft, und überhaupt die Geſchäftigkeit der Seelen beobachtet, deſto klärer bemerckt man das grundloſe ſittliche Verderben, und man wird allmälig überzeugt, daß ſich das Schlangengiſt der Selbſtſucht in alle, auch die beſten Gedanken Worte und Wercke mit einmiſche; ſo wie dieſes geſchieht, ſo empfindet man auch bey den beſten und edelſten Handlungen, im Blick auf das Unreine das immer damit vereinigt iſt, eine ſehr ernſte Rüge und Züchtigung im Gewiſſen, wodurch man ſtrenge angewieſen wird, zu verläugnen das ungöttliche Weſen mit allen ſündlichen Lüſten und Begierden, und eben dies iſt dann jene Würckung der züchtigenden Gnade, die allemal mit einer ſehr ſchmerzhaften Empfindung Traurigkeit und Schwermuth verpaart geht; dadurch wird nun die Seele immer mehr angefeuert, noch ernſtlicher zu wachen und zu bäten, und noch heldenmüthiger zu kämpfen, allein je mehr ſie ſich anſtrengt, deſto mehr Gräuel entdeckt ſie, deſto ohnmächtiger ſinckt ſie zurück, und deſto ſtrenger werden die Forderungen der züchtigenden Gnade. Das iſt aber auch ganz natürlich: denn durch die beſtändige Einkehr in ſein Innerſtes, und Beobachtung deſſen was da vorgeht, lernt man ſich immer beſſer kennen, und dadurch wird man dann leider! gewahr, was man ſonſt nie geglaubt hätte: nämlich daß man von Grund aus unausſprechlich verdorben iſt; zugleich aber fühlt man nun auch das Uebergewicht der ſündlichen Kräfte, und man wird bald von der Unmöglichkeit überzeugt, dieſe

Macht der Finſternis zu überwinden, und doch ſoll man es — die züchtigende Gnade überzeugt die Seele in ihrem Innerſten, daß dies des Menſchen unnachläßliche Pflicht ſey; hier geht nun die Noth an — was ſoll man dann nun anfangen? — Ey! zu Chriſto eilen, der ja geſagt hat: Kommt her zu mir alle, die ihr mühſälig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken! u. ſ. w. und wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausſtoßen. Jetzt iſt nun einer ſolchen Seele Jeſus Chriſtus und ſeine Erlöſung willkommen; jetzt erkennt ſie, daß man in keinem andern Namen in der ganzen Schöpfung Heil und Rettung finden könne, als im Namen Jeſu, jetzt ſchickt ſich das Glauben von ſelbſt: denn die vom göttlichen Licht durchſtralte Vernunft begreift nun unwiederſprechlich, daß die ganze Verſöhnungs- und Erlöſungslehre höchſt vernünftig und göttlich iſt; folglich nimmt ſie nun mit ihrem ganzen Weſen ihre einzige Zuflucht zum gecreuzigten Erlöſer, und übergiebt ſich ohne Vorbehalt ganz und ewig an die Leitung und Führung ſeines heiligenden Geiſtes, und nun findet ſie Ruhe, ſie iſt der Vergebung ihrer Sünden verſichert, und all ihr Streben geht jetzt dahin, der züchtigenden Gnade, die nunmehr auch die Heiligung übernimmt, unbedingten Gehorſam zu leiſten.

Dieſe erſte Periode des chriſtlichen Lebens, nennen die Apoſtel Sinnesänderung; und die neue Geburt, Wiedergeburt folgt unmittelbar darauf: die christlichen orthodoxen Theologen geben ihr den Namen Buße, Bekehrung, und Wiedergeburt, die Pietiſten nennen ſie die Erweckung, und der Myſticker den Zug des Vaters zum Sohn; im Grund aber iſt das alles Eins.

So wahr es iſt, daß ein jeder wahrer Chriſt dieſen Weg gehen, und ſich durch dieſe enge Pforte auf den ſchmalen Weg durchzwängen muß, ſo gewiß iſt es auch, daß es faſt eben ſo viele Verſchiedenheiten in der Führung auf demſelben giebt, als menſchliche Caractere gefunden werden, wozu dann noch Lage, Umſtände, Zwecke u. d. g. das Ihrige mit beytragen: Diejenigen, die bis an ihre Erweckung froh geweſen ſind, und in groben Sünden und Laſtern gelebt haben, werden gewöhnlich mächtig erſchüttert; denn wenn ihnen ein Licht über ihren Zuſtand aufgeht, und ſie nun alle die Gräuel auf einmal ſehen, die in ihrer Seelen herrſchend ſind, ſo empfinden ſie tiefen Jammer, und ſie weinen und flehen aus der Tiefe ihres Kummers ſo lang zu Gott empor, bis ſie Vergebung der Sünden im Erlöſer gefunden haben; ſolchen groben Sündern iſt aber auch eine ſolche kräftige Rührung nöthig, wenn ihre Sinnesänderung bleibende Frucht bringen ſoll. Hingegen Andere, die entweder von Jugend auf in religiöſen und frommen Geſinnungen erzogen worden, oder ſonſt ehrbar und tugendhaft gelebt haben, früher oder ſpäter aber finden, daß dieſe oberflächliche Tugend zur Ererbung des Reichs Gottes nicht hinreichend ſey, wenden ſich auch ernſtlich zu Gott in Chriſto; auch ihnen wird, bey anhaltendem Wachen und Beten, ihr inneres Verderben — aber nach und nach — aufgedeckt: auch ſie empfinden oft ſchmerzhaft ihre Sünden, aber nicht ſo auf einmal wie jene, mit einem Wort: bey ihnen geht alles langſamer, und ſie rücken, wenn ſie anders treu ſind, allmälig und unvermerkt aus einem Zuſtand in den andern; der Weg ſelbſt iſt aber immer der nämliche.

Hier muß ich eine höchſt wichtige, wahre, aber auch zugleich ſehr traurige Bemerkung machen: Viele gehen dieſe erſte Erweckungs- Buße- und Bekehrungs-Periode durch, und wenn ſie dann die Verſicherung der Vergebung ihrer Sünden empfunden haben, ſo freuen ſie ſich in dieſem Johannes-Licht, und bleiben nun da ſtehen; — ſie glauben, ſie ſeyen nun begnadigte und wiedergebohrne Chriſten, und da ſie einen Widerwillen gegen grobe Sünden empfinden, ſo ſey der Geiſt Chriſti in ihnen herrſchend; da ſie aber nun die dem Chriſten ganz unentbehrliche Uebung, des beſtändigen Wandels vor Gott, mit unaufhörlichem Wachen und Beten, entweder ganz unterlaſſen, oder doch nur nachläſſig üben, ſo kommen ſie in dem Fortſchrit der Erkänntnis ihres innern Verderbens, die doch eigentlich die Urſache des immerfortdauernden Zufluchtnehmens zur heiligenden Gnade des Geiſtes Chriſti iſt, kaum einen Schritt weiter; daher ſehen ſie nur daß ſie nun beſſer ſind als tauſend andere Menſchen, darüber freuen ſie ſich: ſie werden nun allmälig geiſtlich ſtolze Phariſäer und ſtrenge Splitterrichter ihrer armen Brüder, ihre Balken aber bleiben in ihren Augen ſitzen.

Dieſe fürchterliche Klippe zu vermeiden, ſezt nun der wahre Chriſt ſeinen Stab weiter: denn ſo wahr es iſt, daß die heiligende Gnade alles in uns würken und ausrichten muß, ſo wahr iſt es auch, daß dies Würken und Ausrichten nur dann ſtatt finden kann, wann ſich die Seele ohne Vorbehalt, und ganz an dieſe Gnade übergiebt, vor ihr bleibt, und ſich von ihr bewürken läßt. — Wenn ein Gefangener in einem unterirrdiſchen Kerker kränkelt und ſchmachtet, und der Arzt verſpricht ihm Geſundheit, wenn er ſich beſtändig in freyer Luft und Sonne aufhält, ſo iſt es ja ewig wahr, daß Luft und Sonne ganz allein die Geneſung bewürken, aber das iſt doch unmöglich, wenn ſich der Kranke nicht aus ſeinem Kerker macht, und ſich beſtändig ihren Würkungen ausſetzt: alſo, der Menſch muß beſtändig ſich in der Gegenwart Gottes, und im Andenken an Ihn erhalten: er muß unaufhörlich alle innere Würkſamkeit der Seelen beobachten, ſo wie man ſeine Reden beobachtet, wenn man in der Gegenwart eines groſen Herrn iſt, damit auch kein Gedanke entſtehe, der nicht Gott geziemend iſt; dies Wachen mit unaufhörlichem be-

betendem Sehnen, um Kraft zur Heiligung, iſt nun die ſogenannte Einkehr des Myſtickers; die Uebung in derſelben iſt im Anfang ſehr ſchwer: denn die Imagination läuft alle Augenblick mit der Aufmerkſamkeit fort, aber man muß ſie auch jeden Augenblick wieder einholen und ſtreng im Zaum halten, doch darf das nicht mit ängſtlichem Treiben, ſondern es muß immer durch eine ſanfte und ruhige Rückkehr in die Gegenwart des Herrn geſchehen, nach und nach wird endlich dieſe Uebung leichter, und mit der Zeit ſo natürlich, daß man auſſer dieſer Seelenſtellung keine Ruhe mehr findet.

Die Würkungen dieſes Wandels vor Gott, und des immerwährenden innern Gebets ſind nun folgende:

1) Die Vorſtellungen der Sinnlichkeit in der Imagination, dieſe Quellen aller ſündlichen Lüſten und Begierden, werden allmälig ſchwächer, und verlieren ſich endlich ganz, wenigſtens können ſie ihre Herrſchaft über den Willen nicht mehr ausüben; dies nennen dann die chriſtlichen Lehrer die **Selbſtverläugnung**, und das **Abſterben des alten Menſchen.**

2) Dadurch wird nun die Vernunft mit dem Verſtand immer reiner und ungetrübter: das Licht der göttlichen Wahrheit fängt an ſie zu erleuchten, und von nun an kann man mit Paulo ſagen: Daß ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht im Gemüth zu ſpiegeln anfange; dieſen Zuſtand nennen die wahren Gottes-

gelehrten die Erleuchtung; man erlangt dadurch keine neue Offenbarung, ſondern die im Worte Gottes enthaltene tiefere Geheimniſſe werden einem immer klärer, und die Wahrheiten von der Erlöſung durch Chriſtum immer gewiſſer.

3) Eben dieſe ruhige Aufmerkſamkeit auf die innere Geſchäftigkeit der Seelen im erleuchteten Gemüth, macht nun auch, daß man in der Erkenntnis ſeines unergründlichen ſittlichen Verderbens immer weiter kommt; man merkt nun, daß keine einzige, auch die beſte Handlung, von ſelbſtſüchtiger Abſicht frey iſt; alles, alles, auch das Heiligſte iſt um und um mit Sünden befleckt; dies bewürkt dann die eigentliche wahre Demuth, und die Vernichtigung ſeiner ſelbſt, man wird immer mehr und mehr überzeugt, daß man ſelbſt nichts, und Gott Alles ſey, und man findet, daß auch unſre beſten Handlungen nur dann nützlich werden, wenn die Verſehung das Ihrige dabey thut, und daß man alſo ja nicht würken müſſe, bis ſie eine Thür dazu öfnet und dahin winkt. Mit dieſer immer tieferen Erkenntnis des eigenen Verderbens, geht aber die immer wachſende Zuflucht zum Leiden und Sterben Chriſti verpaart: man wird dadurch zwar immer gebeugter, nachgiebiger gegen alle Menſchen, ſanftmüthiger, zum herzlichen Verzeihen geneigter und demüthiger, allein man wird deswegen nicht ſchwermüthig, und verzagt nicht mehr; es

müſte denn ſeyn, daß man ſich gröblich vergangen hätte, und die Busübung wiederholen müſte.

4) Da der Menſch in dieſem Zuſtand die Sinnlichkeit und die Imagination ſchlechterdings nicht herrſchen läſt, ſondern immerfort verläugnet, und durch die erleuchtete Vernunft beherrſcht, folglich ganz und gar nichts denkt, redet und thut, als was von dieſer erſt geprüft, und dem Willen Gottes gemäß gefunden worden, ſo iſt er durchaus für aller Schwärmerey ſicher, und alle die den wahren Chriſten und Myſtiker dieſer Abirrung beſchuldigen, urtheilen gerade wie der Blindgebohrne von der Farbe, ſie ſollten billig da ſchweigen, wo ſie nicht einmal ſtammeln, geſchweige lehren können. Die beſtändige Einkehr und der Wandel in der Gegenwart Gottes mit unaufhörlichem Wachen und Beten, hat alſo auch den groſen — unbeſchreiblich wichtigen — Nutzen, daß man für Schwärmerey und Verführung jedes Irrgeiſtes ſicher iſt.

5) Wenn man lange und immer treu in der Uebung der Einkehr, oder des Wandels in der Gegenwart Gottes, mit Wachen und Beten beharrt hat, ſo fängt man an im Innerſten des Gemüths (die Myſticker ſagen, im Seelengrunde) ein ſchlechterdings unbeſchreibliches Etwas zu empfinden, ein Etwas das mit den Sinnen und der Einbildungskraft ganz und gar nichts zu thun hat, — denn es iſt durchaus keine Vorſtellung von irgend einer Sache, ſondern ein ganz geiſtiges, tief beruhigendes Gefühl, aber

auch nicht allein Gefühl, ſondern Gewisheit des Daſeyns eines unausſprechlichen einfachen Weſens, wovon man aber auch weiter nichts als eben dieſes Daſeyn erkennt, deſſen Würkung auf die Seele iſt durchdringend und mächtig; ſie wird dadurch tief gerührt, gebeugt, ſie möchte ſich für Gott ganz aufopfern; der Geiſt wird ſanft, gehorſam bis zum Tode, voller Liebe gegen Gott und alle Menſchen, man möchte ein Fluch und Fegopfer werden, ſich unter das kleinſte Kind beugen, und man fühlt innig, tief und unwiderruflich, daß der Wille ganz und ewig dem Willen Gottes aufgeopfert iſt; die Empfindung der Nähe dieſer ſchlechterdings unverkennbaren Majeſtät, deren Gröſe mit nichts verglichen werden kann, zieht dann die Seele mächtig empor, und erleichtert den Fortſchritt auf dem Weg der Heiligung ungemein: alle Myſticker beſchreiben dies Gefühl ohne gleichen, aber alle ſtammeln auch nur: denn es iſt durchaus unbeſchreiblich. Dies iſt das, was die Apoſtel den Geiſt Gottes in uns nennen, der unſerm Geiſt Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder ſind; der in uns Abba lieber Vater ruft, und uns mit unausſprechlichem Seufzen vertritt; dies iſt der Tröſter, den uns der Herr verſprochen hat, der bey uns bleiben, und uns in alle Warheit leiten ſoll. Dieſer Geiſt ſtimmt nun alle unſere Leidenſchaften um; er erweckt unausſprechliche Liebe zu Chriſto, und macht uns fühlbar, daß ſein Erlöſungswerk der einzige Grund unſerer Seeligkeit iſt; forthin hält man ſich ganz und allein an dieſes verborgene, ewig bey uns bleibende, unausſprechlich majeſtätiſche, und innig nahe Etwas, welches ganz conform mit der erleuchteten Vernunft und dem Worte Gottes, den Willen ſanft dahinneigt, wo gewückt und gehandelt werden ſoll. — Wohl! ewig wohl dem! der da nur ernſtlich folgt! Ich warne aber treulich jeden Erweckten, ſo ſehr ich nur warnen kann, ja nicht zu bald irgend eine geheime wohlthätige Empfindung für eine Würkung des Daſeyns dieſes erhabenen Weſens anzuſehen, damit er nicht ſchrecklich betrogen und misleitet werde:— denn ſo lang noch irgend eine ſinnliche Luſt herrſchend über den Willen iſt — ich ſage mit Bedacht und Nachdruck herrſchend, ſo lang iſt an die Anweſenheit dieſer hohen Empfindung gar nicht zu denken; ſo lange man, im Colliſions-Fall, das allererlaubteſte und erhabenſte ſinnliche Vergnügen, für die geringſte Linderung der Noth, oder nothwendige Befriedigung irgend eines geringen Bedürfniſſes des Nebenmenſchen, auch des böſen und feindſeeligen nicht aufopfern kann, ſo lang iſt jedes, auch das erhabenſte Gefühl keine Würkung der Gegenwart des heiligen Geiſtes. Dazu gehört dann auch beſonders eine lange Uebung im Wachen und Beten, und im Wandel vor Gott, und eine gänzliche Verläugnung alles eigenen Wollens und Würkens, ſo lang da noch irgend eine — auch die feinſte ſinnliche Luſt ein ſtärkerer Beſtimmungsgrund, als irgend eine edle Handlung iſt, ſo lang wäre es Täuſchung irgend eine Empfindung für jene ſeelige Nähe des Herrn zu halten. Das innere Leben des Geiſtes in dieſer Nähe iſt das beſchauliche Leben der Myſticker, und jenes erhabene Etwas nennen ſie Chriſtum in uns — es iſt aber nur der durch Leiden und Sterben vollkommen gemachte Geiſt Chriſti, der ſich auf eine unbegreifliche Weiſe, der menſchlichen Seele, die ihm den Eingang zu ihr geöfnet hat, mittheilt, und ſie erleuchtet, gerecht ſpricht, heiligt, und von der Herrſchaft der Sünden erlöſt. Der ſeelige Terſteegen hat dieſen Zuſtand ſehr ſchön beſungen in dem Lied: Ach Gott, man kennet dich nicht recht! — es ſteht in ſeinem geiſtlichen Blumengärtlein S. 379. der neunten Auflage.

6) Seelen, deren Caractere entweder wegen allzugroſer Reizbarkeit zum Genuß des Vergnügens, oder deren Beſtimmungen zu höheren Zwecken, eine ſo tiefe und gründliche Cur erfordern, werden nun auch eben durch jenen Geiſt Chriſti in den ſo genannten myſtiſchen Tod geführt; dieſer iſt aber nichts anders als eine gänzliche Beraubung aller — auch der reinſten, geiſtigſten und ſittlichſten Vergnügen; — ein Zuſtand der über alle Beſchreibung ſchwer und leidensvoll iſt: man muß oft viele Jahre in demſelben einſam und mühſelig fortpilgern, nnd wird nur ſelten und ſparſam getröſtet und erquickt; an

ſinnlichen Vergnügen hat man ganz und gar keine Freude mehr, und der Genuß, den edle Handlungen der Wohlthätigkeit, oder der Hinblick auf jenes ewige und ſeelige Leben gewähren, fehlt auch gänzlich. — O es iſt eine auſſerordentlich peinliche Lage! — Zwar dauert die Empfindung jener erhabenen, verborgenen und unausſprechlichen Majeſtät fort, aber mit ihrem tiefen, ruhigen, und unendlich friedensvollen Gefühl, iſt die Gemeinſchaft der Leiden Jeſu Chriſti verbunden; mit einem Wort: dieſer ſchmerzvolle, aber äuſſerſt nüzliche Zuſtand, läſt ſich ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit nach mit keiner Feder beſchreiben; er hat den Zweck, alles Eigennützige, alles Dienen um Belohnung, auch um der ewigen Seeligkeit willen, in den Tod Chriſti hinzuopfern, und blos darum alle ſeine Kräfte im Dienſt der Gottes und Menſchenliebe zu verzehren, weil es unbedingte Pflicht, und uns Gott dafür nichts ſchuldig iſt. Dies nennen die Myſticker unintereſſirte oder uneigennützige Liebe. Hieher gehören die bibliſchen Sprüche: **Wenn mich der Herr auch töden wollte, ſo will ich doch auf Ihn hoffen — wenn ihr alles gethan habt, was ihr zu thun ſchuldig ſeyd, ſo ſeyd ihr doch unnütze Knechte,** und Chriſtus am Creutz: **Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen?** u. a. m. Endlich

7) iſt dann noch mit dieſem langwierigen myſtiſchen Tod auch eine gänzliche Entblöſung von aller Glaubensgewisheit verpaart; und eben dieſer

ſer nakte oder dunkle Glaube verurſacht beynah das größte Leiden — man muß über das alles noch immer die Forderung — Ach! — die ſtrenge Forderung im Gemüth empfinden: Siehe! das alles biſt du auch dann noch ſchuldig zu thun, wenn es auch keinen Erlöſer giebt, und wenn es auch mit der ganzen chriſtlichen Religion und allen ihren Gütern und Verheiſungen nichts wäre, und doch treibt die züchtigende Gnade unerbittlich zur reinſten und freymüthigſten Bekenntnis Chriſti und ſeiner Lehre; man fühlt ſich ganz beſtimmt, für Ihn zu ſterben, und das auch ganz ohne Belohnung in jenem Leben, und überhaupt, ſo wund einem auch die Füße auf dieſem rauhen Verläugnungs- und Heiligungspfade werden, ſo iſt doch an kein Stilleſtehen, vielweniger Zurückgehen zu denken, ſondern man wird unaufhaltbar durch dieſes Thal der Schatten des Todes fortgetrieben, bis dieſer Zuſtand zu ſeinem Ziel gelangt iſt; dieſes Ziel iſt aber dann auch herrlich: denn nun iſt man zu allem geſchickt, wozu einen die Vorſehung nur immer brauchen will; man hat gar keinen eignen Willen mehr, ſondern man iſt vollkommen gelaſſen und übergeben in den Willen Gottes; man nimmt Freuden und Leiden, Genuß und Entbehrung, gleichmüthig und mit Gott ergebener Seele von der Hand Gottes an, und genieſt dabey den innern Frieden, der über alle Vernunft geht, und dies iſt dann endlich der Stand der wahren Gelaſſenheit der Myſticker.

Man muß aber ja nicht glauben, daß ein Menſch der bis dahin gekommen iſt, von auſſen ſo ganz bewundernswürdig engelrein ſey. — Ach nein! er trägt immer noch den ſündlichen und ſinnlichen Cörper mit ſich herum, zwar iſt — und muß er von groben Vergehungen frey ſeyn, aber allerhand kleine Uebereilungen und Schwächen kommen denn doch noch öfters vor, und dieſe ſinds denn auch eben, die ihn beſtändig in der Demuth halten, und dem Stolz keinen Raum laſſen; aber wer auch — wenn er bis dahin gelangt iſt, noch ſtolz ſeyn könnte, der müſte ja auf einmal zum Satan werden, und das ſcheint mir beynahe unmöglich: — denn wie iſt da Stolz möglich, wo man auch nicht das allergeringſte eigene Gute in ſeinem ganzen Weſen entdeckt, ſondern wo alles bloſes Gnadengeſchenk der ewigen Liebe iſt? — Wie kann ein Verbrecher, der vielmahl den Tod verdient hat, ſtolz auf die Gnade ſeyn, die ihm wiederfährt, wenn ihm das Leben geſchenkt wird?'—

Seht, meine lieben Leſer! dies iſt die richtige Entwicklung der Begriffe von der wahren Myſtick; die Sache iſt ſo klar, der menſchlichen und göttlichen Natur, und der ganzen chriſtlichen Heilslehre ſo angemeſſen, daß weder der gründliche unpartheyiſche Philoſoph, noch der wahre Chriſt, mit Grund etwas dagegen einwenden kann; jezt leſet nun in dieſer Rückſicht folgende Lebensgeſchichte mit ruhigem, Gottergebenem, und liebevollem Herzen, ſo wird ſie euch nüzlich

und

und geſegnet ſeyn, und ihr werdet in den wunderbaren Schickſalen des werthen chriſtlichen Verfaſſers, mit tiefer Rührung und Beugung den hohen Grad der mütterlichen Vorſehung zum Heil der Menſchen erkennen.

Aber nun muß ich auch in Anſehung meiner ſelbſt noch etwas hinzufügen, und ich bitte ſo ſehr ich bitten kann, dieſe meine Erklärung nicht etwa für Beſcheidenheit, oder gar für Demuth ſondern für reine Wahrheit zu halten; das was ich in dieſer Vorrede vom erhabenen Heiligungsweg des Chriſten geſagt habe, iſt nicht alles eigene Erfahrung, ſondern zum Theil auch Erkänntnis im Licht der Wahrheit, von dem groſen Stück jenes Weges, das ich noch durchzukämpfen habe. Zwar würde ich auch der erbarmenden Gnade Gottes in Jeſu Chriſto zu nahe treten, und die Selbſtverläugnung in Ungerechtigkeit verwandeln, wenn ich euch bereden wollte, ich hätte von dem allem noch nichts erfahren — Nein! Gottlob! — ich bin ſchon ſehr lange auf dieſem Wege nach Hauß; wenn ich euch aber geſtehen ſollte, wie klein der zurükgelegte Theil des Weges gegen dieſe lange Zeit iſt, ſo müſte ich mit dem ſeeligen Terſteegen ſagen: ich darf dir nicht entdecken, wie ſchlecht es mit mir ausſieht, damit du mich nicht für ſtolz hältſt.

Marburg den 26. Jun.
1799.

Dr. Johann Heinrich Jung.

1. Brief.

Der ſtatt einer Einleitung oder Vorerinnerung des Verfaſſers dienen kann.

Veranlaßung des Verfaſſers, ſeine Lebensgeſchichte aufzuſetzen.

Lieber Bruder!

Du dringeſt immer mehr in mich, ja du machſt es mir zur Pflicht, daß ich meine Lebensgeſchichte ſchriftlich verfaſſen und gemein machen ſoll, weil du glaubeſt, daß ſie von manchen mit Erbauung und Nutzen würde geleſen werden. — Du, mein lieber Bruder! biſt es nicht allein, der mich dazu auffordert; ſondern ich bin ſowohl von Predigern, die mit mir bekannt waren, als auch von andern Freunden, die etwas von meiner Geſchichte gehört hatten, — wie ich mit Wahrheit ſagen kann — mehr als hundert Mal in meinem Leben, aufgemuntert worden, ſie gemeinnützig zu machen: ſonderlich haben auch die M.... Freunde deßwegen oft in mich gedrungen; und ich habe es ihnen auch von Jahr zu Jahr verſprochen. Allein, wenn ich die Feder anſetzen wollte, um mein Verſprechen zu erfüllen, ſo empfand ich gleich wieder eine Abneigung dagegen: weil mir immer der Gedanke in den Weg kam: "Was wird doch dabei heraus "kommen? Wenn auch gleich einige gutwillige "Seelen Wohlgefallen an deiner Geſchichte haben, und Nutzen daraus ſchöpfen mögen, ſo "ſind vielleicht mehr andere, die Anſtoß daran "nehmen." Und dieſer Gedanke hinderte mich dann allemal, Hand ans Werk zu legen, und hat auch verurſachet, daß die Erfüllung meines Verſprechens bis auf den heutigen Tag unterblieben iſt.

Weil du aber, l. Br. fortfähreſt, mit andern, liebreich in mich zu dringen, ſo glaube ich, meine Bedenklichkeiten aufopfern, und deinen Gründen nachgeben zu müßen, zumal, da ich ſchon durch mein wiederholtes Verſprechen dazu verbunden bin.

Ich will alſo in Gottes Namen die Feder dazu anſetzen, und dir l. Br. in einigen nacheinander folgenden Briefen mit einfältigen, ungekünſtelten Worten nach der Wahrheit beſchreiben: Wie ich auf den Weg der Gottſeligkeit gekommen bin; was ich auf dieſem Wege empfunden und erfahren habe, und was für Schickſale ich, nach dem Rath der göttlichen Fürſehung, habe durchgehen müßen; und es bleibt dir und andern theilnehmenden Freunden lediglich überlaßen, was für einen Gebrauch Ihr von meiner Geſchichte machen wollet. Mir bleibt, nach der Ausführung meiner Arbeit, welche ohne Aufforderung meiner

meiner Freunde, nie unternemmen wäre, nichts mehr übrig, als der herzliche Wunſch, daß alles zur Erbauung, Belehrung und Erweckung vieler Seelen, zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des Namens Jeſu gereichen möge!

2. Brief.

Seine Geburt, erſte Jugend- und Schuljahre; Ausgelaſſenheit und Spiele; ſeine Erziehung unter einem ſtrengen Vater; widrige Wirkung derſelben auf ſeinen furchtloſen Charakter. Erſte Keime ſeiner Wißbegierde nach Länder, und Völkerkunde.

Ich bin im Jahr 1740. den 3ten Märtz zu Fr..... im N.. S.....ſchen geboren. Mein Vater war Landhauptmann im Fürſtenthum S.... von acht Kindern war ich der älteſte Sohn. Ich hatte von Natur einen geſunden und ſtarcken Körper, und die Jahre meiner Kindheit ſammt meinem Knabenalter gingen mir fröhlich und munter vorüber.

Ich hatte ein flüchtiges Naturell, und konnte mich daher nicht lange bei ein- und derſelben Sache aufhalten; weßwegen mir auch das Auswendiglernen in der Schule auſſerordentlich beſchwerlich fiel. Ich ward deßwegen oft hart behandelt, welches aber eine ſo widrige Wirkung that, daß ich darüber nur erbittert wurde, und nun meinen Kopf deſto weniger anſtrengte, etwas auswendig zu lernen. An einem guten Gedächtniß fehlte es mir zwar nicht; denn, was ich von Geſchichten las und hörte, konnte ich ſehr gut behalten und nacherzählen; allein, auf einmal viele Fragen und Antworten im Katechismus auswendig zu lernen, ſchien mir unmöglich, weil ich mich mit dem, was ich einmal überlas, und mir nicht im Gedächtniß blieb, ohne große Anſtrengung nicht mehr beſchäfftigen konnte.

Die Vögel und Geſellſchaft liebte ich leidenſchaftlich, und für einen treuen Kammeraden hätte ich alles wagen und aufopfern können. Aber, durch dieſe große Anhänglichkeit an Geſellſchaft ward ich ein wilder und ausgelaſſener Knabe.

Meine Mutter hatte ſich ſtäts viel Mühe mit mir gegeben, um mich von der Kindheit an tugendhaft und gottesdienſtlich zu bilden. Sie verſäumete nie, Morgen und Abends mit uns Kindern zu bethen, und ermahnete uns unabläßig zum Guten. Sie war eine gute, fromme, liebe Mutter. Sie liebte mich vorzüglich, aber ich liebte ſie auch recht herzlich wieder.

Mein Vater hingegen war ein ſehr ſtrenger Mann, der nicht viel liebkoſete, ſondern im Tone eines Befehlshabers mit uns ſprach, und wenn ſeine Befehle nicht befolgt wurden, ſo waren die Schläge ſicher zu erwarten. Aber auf mich hatten dergleichen harte Behandlungen keine gute Wirkung. Wer mich in Güte und Liebe ermahnte, und mir meine Fehler und ſchlechte Aufführung

rung zur Beſſerung mit ſanftem und weiſem Ernſte vorhielt, der konnte es ohne Schläge dahin bringen, daß ich meine böſen Handlungen herzlich bereute und beweinte. Ging man aber ſtrenge mit mir um, oder ſchlug man mich im Zorn, ſo war alles an mir verloren, und die Schläge halfen gar nichts. Ich wurde zwar furchtſam dadurch gemacht; aber ſo wenig gebeſſert, daß ich vielmehr auch in Zorn gerieth, und heftig erbittert ward; bei jeder ſtrafwürdigen That aber, aus Furcht vor Schlägen, meine Zuflucht zu allerhand Ausflüchten und Lügen nahm.

Jugendliche Spiele, die viel körperliche Bewegung und Anſtrengung erforderten, machten mein größeſtes Vergnügen aus; und weil mein lebhaftes und thätiges Naturell nicht lange ruhen konnte, ſo ging ich immer auf Zerſtreuung aus, und war dabei ausgelaßen fröhlich. Dieſer Hang zu den Vergnügungen riß mich oft ſo hin, daß ich wider den Befehl meines Vaters ausging, oder auch über die beſtimmte Zeit ausblieb, obſchon ich zum voraus wußte, daß mich bei meiner Nachhauſekunft die Peitſche erwarte. — Bei der großen Liebe zur Geſellſchaft, waren mir doch alle zankſüchtige oder ränkevolle Knaben äuſſerſt zuwider und unerträglich.

Mit den zunehmenden Jahren ward ich mehr zu Geſchäfften angehalten, und vergaß darüber die Vögel und jugendliche Spiele. In der Schule hatte ich ziemlich gut rechnen und ſchreiben gelernt; war auch in den Anfangsgründen der Lateiniſchen Sprache unterrichtet werden. — Meine Aeltern hatten zwei Stahlfeuer; (deren neun bei dem Flecken F. . . . ſind, und den größeſten Nahrungszweig des Orts ausmachen) eines gehörte ihnen eigenthümlich zu, das andere aber hatten ſie im Pacht. Sie beſaßen auſſerdem viele Ländereien oder Ackerland und führten daher eine große Haushaltung; welche, auſſer der Familie, noch in ſechs Stahlſchmieden, drei Knechten und drei Mägden beſtand. Weil ich nun ſchon ziemlich erwachſen, und mein Vater wegen ſeiner Bedienung oft nicht zu Hauſe war: ſo wollte er, daß ich für alles was das Stahl- und Haushaltungsweſen angieng, mit Sorge tragen, und Obacht darauf haben ſollte; wobei ich mich denn oft ſo betrug, daß er mir ſeine Zufriedenheit darüber zu erkennen gab. Daß ich aber die Geſellſchaft ſo leidenſchaftlich liebte, damit war er, wie er auch Recht hatte, gar nicht zufrieden. Er hielt mich deßwegen immer ſcharf im Auge, und nahm mir alles Geld ab, damit ich dadurch gezwungen würde, die Geſellſchaften zu meiden. Wenn er entdekte, daß ich an Orten geweſen, die er mir unterſagt hatte: ſo gab es Schläge, wie groß ich auch war.

Ich war freilich ein ausgelaßener Jüngling, der Aufſicht nöthig hatte; aber, daß mein Vater mich ſo hart, ſtreng und fremd behandelte, war durchaus nicht gut; und der Gehorſam, welcher dadurch erzwungen ward, entſtand keinesweges aus Liebe, ſondern aus Furcht vor der Strafe. Gegen alles aber, was mich in Furcht ſetzte, empörte ſich mein Gemüth; und wenn auch nach dem Aeußern Gehorſam geleiſtet werden mußte; ſo gings doch nicht von Herzen. Ich that alles gern, nur wollte ichs auf eine großmüthige Art und aus Liebe thun. Hätte mich mein Vater ein wenig mehr nach dieſen Grundſätzen behandelt; hätte er mehr Vertraulichkeit und Liebe gegen mich bezeigt: ſo würde er mich haben lenken können, wie er nur gewollt hätte. Indeſſen war die harte und ſtrenge Erziehungsart meines Vaters doch noch beſſer, als wenn er gar keine Aufſicht über mich gehabt hätte; im letztern Falle würde ich ganz verwildert worden ſeyn. Ich weiß, und erkenne es auch jetzt noch, daß mein Vater nach ſeiner Einſicht redlich gehandelt, und es gut mit mir gemeynet habe; denn er war übrigens ein religiöſer Mann, der uns Kinder immer zum Guten anhielt. Wie hart er mich auch behandelt hat (wovon das härteſte noch folgen wird) ſo habe ich ihn doch, nachdem die Jahre des Verſtandes gekommen, allezeit hochgeachtet und geliebt. Die Fürſehung fügte es auch ſo, daß ich im Jahr 1780, nach einer zehnjährigen Reiſe, in meinen Geburtsort kam; um bei ſeinem Hingange — der ein halb Jahr darnach im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters erfolgte, — noch gegenwärtig zu ſeyn, und ihn kindlich zu beweinen; wie es der Verfolg meiner Geſchichte noch näher zeigen wird.

Beiläufig will ich hier noch ſagen, daß von Kind auf die Furcht und Aengſtlichkeit nicht ſonderlich Platz bei mir gefunden hat. Meine liebe Mutter war wegen meiner Kühnheit und entſchloßnem Muthe oft ſehr verlegen. Ich konnte, von der Kindheit an, ohne die mindeſte Furcht an die gefährlichſten Oerter gehen, die höchſten Bäume und andere fürchterliche und gefahrvolle Höhen beſteigen. Wenn ſie mir nun hierüber ihre ängſtliche Verlegenheit zu ſehr bezeigte, ſo ſagte ich zu ihr: Liebe Mutter, mit all Ihren Sorgen wird Sie mir mein Leben nicht erhalten; und ich glaube, Gott werde mich in allen Gefahren beſchützen, und alt werden laßen.

Nachdem die erſten Verſtandeskräfte anfingen ſich zu entwickeln, und meine Vernunft begann nachzudenken, regte ſich ein ſtarker Trieb in mir, alles, was ich ſah und hörte, zu begreifen. Wann ich von unbekannten Ländern, Völkern oder Thieren hörete, ſo ſtieg ein Verlangen in mir auf, dieſes einmal alles mit eigenen Augen zu ſehen. Ich ſtellte mir, nach meinen Begriffen, die Erde als eine immer fortgehende Fläche vor; daher fragte ich öfters, wo ſie dann doch wohl ein Ende haben möchte? — Wie ich an Jahren zunahm, und meinen Verſtand mehr gebrauchen konnte, wollte ich gern wiſſen: Wie die Welt oder die Erde beſchaffen, wie groß ſie wäre? was für

Völker darauf wohnten? u. ſ. w. In unſerm Orte wohnte aber niemand, der mir rechten Beſcheid hierüber zu geben im Stande war; und in Hübners Staats-Lexikon, welches mein Vater hatte, und worin ich fleißig las, auch über manches nähere Auskunft bekam, fand ich doch noch vieles, wovon ich mir keinen zuſammenhängenden Begriff machen konnte. Da ich nun um dieſe Zeit zufälligerweiſe Landkarten bei jemanden ſah, der mir ſagte, daß man auf denſelben die Erde könnte kennen lernen, und mir zugleich Nachricht gab, wo ſie zu haben wären: ſo ſäumte ich nicht, mir deren anzuſchaffen, und kaufte mir zuerſt einen Planiglob nebſt den Karten von den vier Welttheilen und einigen geographiſchen Büchern. Jetzt ließ ich mit Suchen und Forſchen nicht nach, bis ich im Stande war, mir unſere Erde als eine Kugel vorzuſtellen. — Nunmehr aber ſtieg auch noch ein Verlangen in mir auf, den geſtirnten Himmel kennen zu lernen. Ich kaufte mir Fontenelles Geſpräche von der Mehrheit der Welten, und kam durch Leſen und Nachdenken, ohne allen Unterricht (außer demjenigen, den ich aus Karten und Büchern ſchöpfte) ſo weit, daß ich mir unſer ganzes Weltgebäude, die Sonne, Planeten und ihre Trabanten, nach dem Copernikaniſchen Syſteme vorſtellen konnte. Meine Begriffe wurden hierdurch ſo ſehr erweitert, daß mir die Betrachtung ſolcher Dinge eines der größeſten Vergnügen, und manche unſchuldige Freude verſchaffte.

Weil mein Verſtand und Begierden nun hieran Nahrung fanden, ſo hielt mich dieſes an Sonn- und Feiertagen, oder wann ich keine nöthige Geſchäffte hatte, in etwa von den Geſellſchaften ab; allein, ſie ganz aufzugeben, dazu konnte ich mich nicht entſchließen, wie klar ichs auch einſah, daß ſie mir ſehr ſchädlich waren. Ich dachte zwar oft an die Nothwendigkeit einer gänzlichen Veränderung meines Zuſtandes; die Gnade drang darauf ſtark in meinem Herzen an, und ich nahm mir auch oft die beſten Vorſätze dazu; allein, die Bande, welche mich an die Geſellſchaft und außerdem noch an einen andern Gegenſtand, feſſelten, waren zu ſtark und zu feſt, als daß ich ſie ohne eine höhere Kraft und ohne beſondere Gnade hätte zerreißen können: wie du, l. Br., aus dem Verfolge näher einſehen wirſt.

3. Brief.

Des Verfaſſers erſte merkliche Gnadenrührungen, und Entdeckung ſeines ſündlichen Zuſtandes. Reue und Bekümmerniß darüber; gute Vorſätze, ſonderlich bei der Confirmation und dem erſten Genuß des Heil. Abendmahls. Rückfall ins eitle Weſen und Beſtrafungen des Gewiſſens. Die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlechte erwacht bei ihm, bleibt aber, in tugendhafter Geſinnung auf einen einzigen Gegenſtand geheftet.

Meine Jugendjahre habe ich dir alſo, nach dem Aeußern, in etwa beſchrieben, und zugleich vieles

les von den Eigenſchaften meines Charakters mit einfließen laſſen. Jetzt will ich dir auch etwas von den Empfindungen meines Herzens ſagen, die ich unter allen dieſen Umſtänden gehabt habe.

Mitten in meinem ausgelaſſenen Zuſtande, gefiel es dennoch dem guten Hirten Jeſu, mich, als ein verirrt und verlornes Schäflein, aufzuſuchen. Er ließ mich oft ſeine Gnadenſtimme vernehmen, und rief mir zu: "Kehre wieder um, du "Abtrünniger! Warum willſt du in deinen Sün"den ſterben und verderben? — Ich bin gekom"men, auch dich zu erlöſen, auch dir Friede und "Seligkeit zu ſchenken. Du magſt in der Befrie"digung deiner Leidenſchaften für deinen Geiſt "Ruhe ſuchen, wo du willſt; nirgend wirſt du "ſie finden. — Wenn du nicht zu mir kommſt, "und meine Gnade ſucheſt, wenn du nicht von "deinen böſen Wegen abſteheſt und dich bekehreſt: "ſo wirſt du ewig in einem beunruhigten und "qualvollen Zuſtande bleiben müſſen." — Ach! wie oft hat ſich der treue Jeſus nicht durch ſeine lockende Gnadenſtimme bei mir angemeldet, um mich aus meinem verderbten Zuſtande heraus zu führen! Aber, es war mir noch immer nicht gelegen, ſeiner Stimme zu folgen und zu ihm zu kommen.

Den erſten beſondern Eindruck zum Guten empfand ich als Knabe in der Schule, indem ich die Geſchichte Joſephs las. Ich weinte recht herzlich über den guten Joſeph, und konnte nicht begreigreifen, daß Brüder mit ihrem Bruder ſo umgehen könnten. Nachdem ich den herrlichen Ausgang geſehen hatte, ſo gab mir dieſes einen tiefen Eindruck, ſo daß ich mir herzlich vornahm, auch ein guter, Gott gefälliger Menſch zu werden.

Wie ich zwölf Jahr alt war, an meinem Geburtstage, ſagte meine liebe Mutter, unter andern mütterlichen Ermahnungen, zu mir: "daß unſer lieber Heiland in dem Alter von zwölf Jahren an Weisheit und Gnade bei Gott und Menſchen ſchon ſehr zugenommen hätte, und ſeinen Aeltern unterthänig und gehorſam geweſen wäre. Dieß müßte ich mir in meinem Alter zu einem Exempel nehmen. Ich müßte auch trachten, ein guter Jüngling zu werden, der ſich befliſſe, ſeinen Aeltern unterthänig und gehorſam zu ſeyn: ſo würde auch ich Gott und Menſchen angenehm werden." — Dieſe Ermahnungen machten einen tiefen Eindruck auf mein gefühliges Herz. Ich erkannte meine vielen und mancherlei Unarten, worunter auch die böſe Gewohnheit war, daß ich oft bei dem Spielen mit meinen Geſellen fluchte und ſchwur. Ich wollte mich oft beſſern; aber Geſellſchaft und jugendliches Vergnügen erſtickten alles wieder.

Unterdeſſen kam ich in denjenigen katechetiſchen Unterricht, durch welchen ich zur öffentlichen Ablegung meines Glaubensbekenntniſſes vorbereitet, und in der Religion Jeſu und zum Gebrauch des heil. Abendmahls feierlich eingeſegnet werden ſollte. Während der Zeit dieſes Unterrichts hatte ich viel Kampf und Streit über manche Dinge in meinem Gemüth. Die Gnade war zur Veränderung meines Zuſtandes ſehr wirckſam in mir, und ich ſah immer überzeugender ein, daß ich mich bekehren, und ein anderer Menſch werden müßte. Unſer Prediger, der viel auf Sittlichkeit, Ordnung und ein gutes Betragen hielt, rührte mich auch oft durch ſeine Vorträge: denn, obſchon er nicht aus Erfahrung wußte, was Wiedergeburt und Bekehrung war: ſo predigte er doch ſehr ernſtlich davon, und traf mein Herz ſo, daß ich mir oft vornahm, ein anderer Menſch zu werden: aber die Stunde war noch nicht gekommen.

Wie ich vierzehn Jahr alt war, ſollte ich mein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen, und in der Chriſtlich-Reformirten Religion eingeſegnet und befeſtiget werden. Die Zubereitung zu dieſer feierlichen Handlung geſchah bei mir mit einem gerührten und wehmüthigen Herzen. Ich erkannte mich für einen verlornen Sünder, der, wenn er ſich nicht änderte, in dem Abendmahl, das Jeſus für die Seinigen eingeſetzt hätte, ſich (nach Pauli Ausſage) nur noch ſchwerere Verantwortung zuziehen würde. Ich bat daher meinen Erlöſer flehentlich, mir Gnade zu ſchenken, um ein anderer Menſch zu werden. — Unter der Confirmation in der Kirche war ich wie zermalmt, ſuchte Hülfe und Gnade bey Jeſu, und flehete ihn um Erbarmung und Vergebung meiner vielfältigen Sünden an; allein, ich fand noch keine Befriedigung meines Verlangens nach Beruhigung und Erleichterung meines Herzens. — Ich kam, von dem Zuſtand und der Lage meines Gemüths äuſſerſt niedergeſchlagen, nach Hauſe, und konnte des Mittags nicht eſſen. Meine liebe Mutter fragte mich, was mir wäre? Ich antwortete ihr: ich wüßte es nicht recht, könnte aber nicht eher zum h. Abendmahl gehen, bis der Herr Jeſus mir meine Sünden vergeben hätte; denn es war der Gebrauch, daß die Confirmirten den nächſt kommenden Sonntag oder Feiertag zum Abendmahl gehen mußten. Meine Aeltern waren darüber verlegen, und ſuchten, mir die Sache ſo leicht vorzuſtellen, als es ihnen möglich war. Sie munterten mich auf, Muth zu faſſen, und ſagten mir: daß ich mich zwar von nun an beſſern, aber nicht ſo niedergeſchlagen ſeyn müßte. Ich faßte mich alſo ſo gut ich konnte, ging aber doch mit großer Beklemmung meines Herzens zum Abendmahl.

Dieſe Religionshandlung iſt mir, vor meiner Bekehrung allezeit ſehr hart aufs Herz gefallen, weil ein Zeuge in mir war, der mir ſagte, daß ich unwürdig wäre, und mir dadurch nur noch größere Verantwortung zuzöge. Indeſſen iſt es nicht gut, daß man deßwegen dieſe Handlung unterlaße, weil der züchtigende Geiſt der Gnade für jedesmal aufs neue Gelegenheit hat, dem Sünder ſeine Sünden und ſein verderbtes Herz zu entdecken: denn, weil ſich doch ein jeder zu dieſer heiligen Handlung vorbereiten will und muß, ſo iſt dieſes ein vorzüglicher Zeitpunct für den überzeugenden Geiſt der Gnade, dem Sünder ſein Gewiſſen aufzuwecken und ihn zur Veränderung ſeines Lebens zu ermahnen. Wo keine Mittel ſind, da wird auch ſelten oder gar nicht der Zweck erreicht.

Obſchon ich nun, wie geſagt, bei meiner Confirmation große Rührungen gehabt hatte, und mit beklemten Herzen zum Abendmahl gegangen war: ſo vergoß ich doch bald alles wieder, und fuhr fort, mit meinen luſtigen Geſellen den vorigen Weg zu wandeln. Mit den Jahren nahm ich an Untugenden und Eitelkeiten zu, und der Abweichungen wurden immer mehr. Da ich ein unternehmender, luſtiger und ausgelaſſener Jüngling war: ſo hatten mich meine Geſellen lieb, und überall gern bei ſich. Indeſſen ließ mich der gute Hirte doch nicht aus der Acht; denn, wenn ich mich recht vergnügen wollte, und meine Fröhlichkeit aufs äuſſerſte trieb, ſo war es mir eben, als ob eine innere Stimme mir verweiſend zurief: "O du Elender! du meyneſt in dieſem allem "Vergnügen zu finden; aber nie wirſt du es auf "dieſem Wege erlangen. Deine Begierden werden nicht geſättigt, noch dein Geiſt in der Befriedigung deiner Leidenſchaften jemals beruhigt "werden. Wenn du wahres Vergnügen und "wahre Ruhe und Befriedigung finden willſt, ſo "mußt du ein gottſeliges Leben anfangen: du mußt "dich bekehren." — Dieſes benahm mir dann plötzlich alle Luſt und Fröhlichkeit. Manchmal aber wollte ich auf dieſe innere Stimme, (die meinem Freudengenuß ſo unbequem war) gar nicht merken, und machte mir wohl noch mehr Zerſtreuungen, damit ich die Vergnügen ſtörenden Empfindungen nur hinwegtreiben und erſticken möchte; aber, es wollte mir nicht immer gelingen.

Es gab Zeiten, wo der Herr Jeſus mir mit ſeinem Gnadenrufe ſo liebend nachging, wie eine zärtliche Mutter ihrem verirrten Kinde, und mich ermahnte, doch einen Weg zu verlaſſen, der niemals das Vergnügen geben könnte, welches ich in der Gottſeligkeit finden würde. Dann weinte ich oft über meinen ſündlichen Zuſtand, und wollte mich beſſern, gab auch wirklich dasjenige, was mir am ſündhafteſten ſchien, eine Zeit lang auf: allein, es währete nicht lange, ſo lag ich noch tiefer im Sünden-Elende, und war eiteler und ausgelaſſener wie vorhin. Alle Jahre ward ich einige Mal kräftig geruffen, und gezogen, mein Leben zu ändern; aber ich hielt mir immer noch Ein Jahr aus. Ein Jahr noch wollte ich luſtig und fröhlich ſeyn, und mich dann beſſern: und ſo ging mir ein Jahr nach dem andern in Eitelkeit und ohne Beßrung vorbei.

Indeſſen war ich in dem Alter, wo ein Jüngling gemeiniglich die Liebe zum andern Geſchlechte ſtärker empfindet: und auch die meinige konnte ohne einen Vorwurf nicht ſeyn; ich mußte etwas zu lieben haben. Aber dieſe Liebe war bey mir ſo beſchaffen, daß, wenn ſie ſich einmal an einen Gegenſtand gefeſſelt hatte, alle andere dadurch gleichgültig wurden und keinen Platz bei ihr fanden: Und daher kam es, daß ich, ungeachtet meiner Ausgelaſſenheit in Geſellſchaft, einen Eckel an allem hatte, was man Ausſchweifung und Ungeziemendes in dieſer Leidenſchaft nennen kann, und blieb in dieſer Rückſicht, bei meiner Liebe in reiner Unſchuld bewahret. — Ich hatte von Kindheit auf eine beſondere Zuneigung zu einer gewiſſen Perſon gehabt; konnte ihr aber meine Liebe nicht zu erkennen geben, und liebte ſie nur ſo von weitem und auf eine entfernte Weiſe. Bei zunehmenden Jahren merkte ich wohl, daß ich ihr auch nicht gleichgültig war; hatte aber doch keinen Umgang mit ihr, ausgenommen das Jahr vor meiner Bekehrung.

4. Brief.

Der Verfaſſer empfindet einen neuen und ſtärkern Gnadenruf. Er fängt ernſtlich an ſich zu beſſern. Abermaliger Rückfall durch Verführung ſeiner Geſellſchafter. Seine ſchreckliche Ausgelaſſenheit und wildes Weſen. Er ſucht, durch Vermehrung der Ausgelaſſenheit, die Beſtrafungen im Gewiſſen mit Gewalt zu unterdrücken, welches ihm aber nicht gelingen will.

Indeſſen ward ich, unter mancherlei Abwechſelungen, die in mir vorgiengen, ſiebenzehn Jahr alt. Jetzt bekam ich einen beſondern neuen Ruf an meinem Herzen, der ſo kräftig war, daß ich auch alle Geſellſchaften aufgab. Es war Sommer. Ich gieng ganz allein, entweder ins Feld, oder ſonſt an einſame Oerter, und ſuchte den, der allein alle meine Bedürfniſſe ſtillen, und mir Beruhigung für meine Seele verſchaffen könnte: allein, er ließ ſich noch nicht von mir finden. Ich lebte einige Monate, ohne irgend einigen Umgang zu haben, ſo ganz ſtill für mich hin, und ſuchte den Herrn, um in Ihm Friede zu finden. Meine Aeltern und übrigen Hausgenoſſen, konnten nicht begreifen, was mir doch wohl fehlen möchte, und ich konnte es ihnen auch nicht ſagen.

In dieſer Zeit beſuchte mich einer meiner liebſten vormaligen Geſellſchafter, welches meine Aeltern gerne ſahen, weil ſie nicht wußten wo es mir fehlte, und hofften, ich ſollte dadurch aufgemuntert werden. Leider! gelang es demſelben nur gar zu wohl; denn er brachte es in kurzem ſo weit, daß mein Vorſatz anfing zu wanken. Ich ließ mich bereden, mit ihm an einen Ort zu gehen, wo ich meine übrigen Geſellen antraf, die mich dann wieder in ein geſellſchaftliches und zerſtreuungsvolles Leben führten. Und weil es hierbei Gelegenheit gab, die erwähnte Jungfer, den Gegenſtand meiner Liebe, in Geſellſchaft zu haben, ſo war ich vollends gewonnen. Dieſe Perſon war ſehr tugendhaft, und hat ſich auch, von dem erſten Augenblicke an, daß ich mit ihr in nähere, freundſchaftliche Verhältniſſe kam, ſo ſittſam und tugendhaft gegen mich betragen, daß ſie mir wegen ihrer Tugend eben ſo werth war, als wegen ihrer Liebe. Und weil ich ohne Vorwurf meiner Liebe nicht leben konnte; ſo war ſie auch von dem an, ſo zu ſagen, mein Alles. Meine einſame und ſtille Lebensart fing an zu wanken, und ward endlich ganz aufgegeben. Ich wurde nun wieder ganz eitel und ausgelaſſen: ja, mein Zuſtand erreichte vor und nach einen ſolchen Grad von Verdorbenheit, daß ich das Gute nun aus Bosheit und mit Gewalt in mir zu unterdrücken ſuchte. Ich machte mir mit Fleiß allerlei Zerſtreuungen, damit ich nur nicht ſo lange ruhig wäre, um die Vorwürfe zu vernehmen, welche mir mein Gewiſſen über meine Vergehungen machte. Kurz, dieſes Jahr war erſt recht ein Jahr der ausgelaſſenſten Wildheit; doch konnte ich den Ankläger in meinem Gewiſſen nicht ganz unterdrücken und zum Schweigen bringen, wie ſehr ich auch darüber aus war, dieſen mir unangenehmen Gaſt zu betäuben und nicht mehr anzuhören. Ich glaube, daß, wenn Gott nicht endlich ſeinen Zweck an mir erreicht hätte, ich ein ganzer Freidenker geworden wäre, der über alles, was nur irgend eine Beziehung auf Gott und Gottſeligkeit hat, würde geſpottet haben. Schon hatte ich, auf dieſem Wege, ohne einige Unterweiſung, ziemliche Fortſchritte gemacht. — Ich erſchrecke noch vor dem Abgrunde, auf welchen ich zueilte, und vor der ſchweren Verantwortung, welche dieſes, bei ſo häufigen Zügen zum Guten würde nach ſich gezogen haben!

Ich ſuchte, wie geſagt, alles Gute in mir mit Gewalt zu unterdrücken, und wollte das, was mich in meinem Vergnügen ſtörte ſchlechterdings aus meinem Herzen weg haben, damit ich in allem ſo frei handeln könnte, als es mir gefiel. Fing dann mein Gewiſſen an zu proteſtiren; ſo fing ich dagegen an, mich zu bereden, es ſey vielleicht kein Gott, kein Teufel, kein Himmel noch Hölle: ja, es kam oft ein Geiſt der Gottes-Verachtung und Läſterung in mich, der über alles Gute ſpottete. Dieſer Grad von Gottloſigkeit brachte mich dann doch wieder zum Nachdenken. Wohin (hieß es dann) wird es noch endlich mit dir kommen! — Allein, bald betäubte ich wieder ſolches Nachdenken, und mochte dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern verwarf alles Gute, als eine Sache, wovon ich nicht mehr hören wollte.

Ach! welche unbegreifliche Geduld und Langmuth hat nicht der gute Gott mit einem ſolchen verruchten Sünder getragen! Wie großes Recht hätte er gehabt, ihn dem Gericht der Verſtockung zu übergeben! — Doch nein! er wollte ſeine Gnade und Barmherzigkeit nicht von ihm wenden: aber auch ſchwer und hart ſollte es ihm fallen, wider den Stachel zu lecken!

Mein Vater war, Geſchäffte halber, oft mehrere Wochen nicht zu Hauſe, und, weil meine Mutter keine ſonderliche Macht über mich hatte; ſo hatte ich dann wieder einmal Gelegenheit, mit meinen Geſellen recht zu ſchwärmen. Wir beſtellten dann Muſikanten, und beluſtigten uns mit Tanzen; welches zugleich Gelegenheit gab, meine Geliebte mit in Geſellſchaft zu haben. Dieſe Schwärmerei ward unſerm Prediger allemal hinterbracht. Weil er nun ein Mann war, der auf Sittlichkeit hielt, und keine Unordnungen in ſeiner Gemeine leiden konnte: ſo zog er in ſeinen Predigten mit großem Eifer über die Unordnungen der Jugend los, und kündigte ihnen Hölle und Vekdammniß an. Bei mir aber fruchtete dieß wenig; denn durch Furcht vor der Strafe konnten mich weder Gott noch Menſchen beſſern, vielmehr ward ich nur verſtockter. Wenns auch gleich zuweilen eine Erſchütterung in der Oberfläche machte, ſo dachte ich: du biſt dann doch nicht allein in der Hölle, ſondern deine Geſellſchafter, die nicht beſſer ſind als du, haſt du dann doch bei dir.

Die Idee von Hölle und Verdammniß machte alſo wenig Eindruck auf mich; aber wenn der Herr durch den Geiſt ſeiner züchtigenden Gnade, auf eine ernſtliche, überzeugende Weiſe, mir über meinen gottloſen Zuſtand im Herzen Verweiſe gab, mich ermahnte, das Sündenleben zu verlaſſen und mich zu bekehren, weil ich ſonſt nie wahre Beruhigung und Vergnügen erlangen würde: dann brach mir das Herz aufs neue, und ſanck in Wehmuth und Reue zu ſeinen Füßen hin.

Ich hatte in meinem kläglichen ſo tief geſunkenen Zuſtande, ſehr oft dergleichen gute Rührungen, und ſonderlich ward dann durch die Gnade die Empfindung ſehr lebhaft bei mir: daß ich doch nur allein in Gott Ruhe und Befriedigung für mein Verlangen und unendliche Begierden finden könnte; daß nur in dem Dienſte Jeſu wahres und bleibendes Vergnügen ſey; daß hingegen das Vergnügen, ſo ich in der Welt und ihren Eitelkeiten ſuchte, nur ein Scheinvergnügen und mit bittern Folgen begleitet ſey, und daß die ganze Welt mit allen ihren Freuden meine Bedürfniſſe nicht ſtillen könnte. — Dieſe Empfindungen waren oft ſo ſtark, daß ich ſie, aller Anſtrengungen ungeachtet, nicht unterdrücken konnte. Wann ich dann während denſelben klärlich einſah, daß ich ein armer gefangener Sclave meiner Leidenſchaften war: ſo wurde mein Herz von Wehmuth durchdrungen, weinte bitterlich über meine Gefangenſchaft, und wollte gern die Sclavenketten zerreißen. Aber, ach! meine Bande hielten ſo feſt und waren ſo ſtark, daß ich faſt alle Hoffnung aufgab, je davon erlöſt zu werden.

5. Brief.

Wankender und abwechſelnder Zuſtand des Verf. zwiſchen dem Guten und Böſen. Nochmahlige ſtarcke Erweckung durch einen Traum vom Ende der Welt. Der tiefe Eindruck deſſelben vergeht wieder, weil der Verfaſſer vor dem Gedanken zurück ſchreckt, daß er auf dem Wege der Gottſeligkeit alles verläugnen müße. Er hält es faſt für unmöglich, den Gegenſtand ſeiner Liebe dran zu geben.

Im Auguſt 1758 hatte ich ſonderlich manchen kräftigen Ruf zur Beßrung in meinem Herzen; aber, ich ſuchte immer auszuweichen; und ſo, wie der innere Ruf zur Beßrung ſtärker ward, ſo nahm auch der Hang zur Ausgelaſſenheit bei mir ſtärker zu, ſo daß hier Licht und Finſterniß recht mit einander kämpften. — Gegen das Ende dieſes Monats ſchlich ich mich eines Abends aus dem Hauſe und ſchwärmte mit meinen Geſellen, auf die ausgelaßenſte Weiſe, bis um 2 Uhr nach Mitternacht. Ich kehrte nun wieder, durch die, mir bekannte, Schlupfwege in meine Kammer zurück, und legte mich ſchlafen. Kaum war ich eingeſchlummert, ſo gerieth ich in einen Traum. Mich dauchte, das Ende der Welt wäre gekommen. Ich hörte plötzlich ein Geräuſch, und ſah eine unzählbare Menge Menſchen, die vor Gericht gefordert wurden; und ſo wie ich das ſah, erblickte ich mich auch mitten unter ihnen. Ich ward von Angſt und Schmerz überfallen, und dachte: Wie wird dir's nun gehen! Jetzt iſt die Gnadenzeit verſcherzt, und keine Rettung mehr für dich! — Wie ich in dieſen angſtvollen Gedanken die Augen aufſchlug, erblickte ich den Richter auf einem erhabenen Throne. So wie ich auf ihn ſah, ſah er auch auf mich, doch nicht auf eine drohende ſondern auf eine freundliche Art, und winkte mir, zu ihm zu kommen. Aber, in der Bewußtheit meiner Gottloſigkeit, und daß nun keine Rettung mehr für mich zu hoffen ſey, fiel ich auf mein Angeſicht nieder, und rief wehmüthig aus: Herr, ſende mich doch wieder in die Welt zurück. Ich will mich nun beſſern. — Aber, da mir gleich dabei einfiel, daß nun keine Welt noch Beßrung mehr Statt finde: ſo gerieth ich in die tiefſte Noth und Verwirrung. Endlich richtete ich mich wieder auf, und gleich fiel mir auch der Richter wieder in die Augen. Er ſah nun ſehr ernſthaft auf mich, und winkte mir aufs neue zu ihm zu kommen. Die Menge öffnete mir einen Weg, und ich fing an, zu ihm zu nahen, fiel aber noch einige Male nieder, und rief, er möchte mich doch wieder in die Welt ſenden, ich wollte mich nun beſſern. Wie ich nahe zu ihm kam, fiel ich nochmal auf mein Angeſicht nieder, und rief: Gnade! ich will mich beſſern! — Hierüber erwachte ich, und wußte nicht wo ich war. Ich griff um mich, und konnte mich noch eine Weile nicht beſinnen, wo ich mich befand, bis ich mir endlich gegenwärtig und überzugt ward, daß ich noch im Bette wäre. Jetzt dachte ich:

Nun iſts aber hohe Zeit, daß du dich bekehreſt, wie wirds dir ſonſt endlich gehen? — Keinen Augenblick Aufſchub mehr! — Ach, eile und errette deine Seele! — Wie ich aber des Morgens ans Ueberlegen kam, und an die ganze Ausführung der Sache gedachte: ſo kam ſie mir ausnehmend ſchwer vor, weil ich wohl einſah, daß ich dann alles dran geben müßte, was ich liebte, und woran ich Vergnügen hätte. — Der innere Feind war auch nicht müſſig. Er ſtellte mir vor, daß ich ja noch ſo jung ſey, und noch immer Zeit genug hätte, mich zu bekehren. Das könnte ja noch wohl im Alter geſchehen. Die Gottſeligkeit ſtellte er mir als eine melancholiſche Sache vor mein Gemüthe, wobei man nie fröhlich ſeyn könnte, und die einem allen Freuden- und Lebensgenuß verbitterte, u. ſ. f.

Deſſen ungeachtet würde ich, bei dem tiefen Eindruck, welchen ich in geſagtem Traume von der unaufſchieblichen Nothwendigkeit, mich nun zu bekehren empfangen hatte, — ich würde, ſage ich, vielleicht nun keinen Anſtand mehr gefunden haben, gleich alles um der Gottſeligkeit willen dran zu geben, wenn nicht jene Perſon, die ich wie mein eignes Ich liebte, mit in dieſem Alles wäre begriffen geweſen. Dieſes Opfer kam mir ungemein ſchwer an und doch war es mir klar, daß, wenn ich mich Gott von ganzem Herzen ergeben und durchkommen wollte, ich auch dieſen geliebten Vorwurf aufopfern und dran geben müßte. — Ich ging alſo in dieſer Unentſchloſſenheit noch einige Zeit dahin. Dem Herrn wollte ich nun wohl gerne dienen; auch lebte ich ſtiller als ich bisher gethan hatte; allein, in den blühenden Jahren, worin ich war, alles darum aufzugeben, allem Freudengenuſſe der Jugend abzuſagen, das ſchien mir eine zu harte und unausführbare Sache zu ſeyn. — Aber, ewiger Dank ſey der Güte und Liebe meines göttlichen Erlöſers, der nicht wollte, daß dieſer große Sünder ſollte verloren gehen! Dank und Anbethung ſey Ihm, daß er ihn erlöſen, und die Macht der Gnade an ihm hat beweiſen wollen!

6. Brief.

Eine muſikaliſch-fromme Geſellſchaft erregt den Eifer und die Verfolgung des Predigers, der ſie für Sectirer hält. Auch der Verf. wird gegen ſie mit Abſcheu eingenommen. — Sein Vater ſendet ihn in Geſchäfften zu einem Vetter, der ein Mitglied derſelben iſt. Dieſer wird die Veranlaſſung zu ſeiner gründlichen Bekehrung. Ganzer, unwiderruflicher Vorſatz des Verf. ſich Gott zu ergeben. Harte Behandlung von ſeinem Vater, bei ſeiner Zurückkunſt nach Hauſe. Schwere Bußkämpfe.

Nunmehr komm' ich auf die wichtigſte Periode meines Lebens, auf diejenige wo ich den ſeligen, unwiederruflichen Entſchluß faßte, mich ganz Gott zu ergeben. Ehe ich aber den Vorgang erzähle, muß ich noch etwas vorher gehen laßen.

In unſerm Flecken wohnten einige junge Leute, welche Freunde der Muſik waren. Dieſe kamen oft des Abends, oder auch auf die Feiertage zuſammen, und übten ſich auf der Flöte und Violin. Sie hatten aber dabei das beſondere, daß ſie niemand in ihre Geſellſchaft aufnahmen, von dem ſie nicht überzeugt waren, daß er ein unanſtößiges und ſtilles Leben führete. Ihre Zuſammenkünfte hatten ſchon einige Jahre gewähret, und die Geſellſchaft, welche anfangs nur aus drei Perſonen beſtand, war dieſes Jahr bis auf ſechs angewachſen. Da ſie aber nicht fleißig in die Kirche gingen, ſo wurden ſie unſerm Prediger verdächtig. Er hatte ſeine Leute, die ihm alles auskundſchafteten; und durch dieſe erfuhr er, daß ſie bei ihren muſikaliſchen Zuſammenkünften gottesdienſtliche Uebungen hielten, und verdächtige Bücher hätten. Es waren zween meiner Vettern unter ihnen, deren einer der Sohn meines Oheims von mütterlicher Seite her war. Dieſer mein Oheim hatte Jacob Böhms Schriften, welche durch ihn den Gliedern der Geſellſchaft in die Hände kamen, welche Geſchmack und Nahrung darin fanden. Dieſes war unſerm Prediger angebracht worden. Er nahm daher Anlaß, ſie an einem monatlichen Bethtage in ſeiner Predigt mit anzuführen, wo er ſie dann der

Gemeine als eine gefährliche Secte vorſtellte, und ſo damit angethan war, daß er anfing zu weinen. Ich war auch in der Kirche, und wurde ſo ſehr mit bewegt, das ich dachte, dieſe gefährliche Secte muß ausgerottet werden! — Wie ich des Abends bei meine Geſellen kam, fing ich gleich an, über dieſe (vermeyntlich) böſen Menſchen loszuziehen, und fragte ſie, ob wir uns nicht alle zuſammrotten, und dieſe eigenſinnigen Leute, die unſerm Prediger ſo viel Leiden machten, zum Thor hinausjagen wollten? Einige lachten über meinen Eifer; andere gaben mir wohl Beifall, ſagten aber, daß die Ausführung ſo leicht nicht wäre: und dabei bliebs denn auch. — Unterdeſſen ließ ſie unſer Prediger aus Conſiſtorium kommen; ſie hatten ſich aber ſo beſcheiden und gut verantwortet, daß er ihnen nichts anhaben konnte. Inzwiſchen fuhr er fort, in ſeinen Predigten über dieſe ſo genannte Secte ſehr zu eifern. Einer der Mitglieder ward deßwegen an ihn abgeſandt, um ihm darüber Vorſtellung zu machen. Dieſer ſagte ihm denn, daß ſie in die Kirche gehen wollten, wenn er ihnen verſpräche, nicht mehr im Eifer von der Kanzel über ſie herzuziehen, noch ihrer in ſeinen Vorträgen Meldung zu thun: wenn das aber ſo fortgehen ſollte, ſo wären ſie genöthiget, die Kirche ganz zu meiden. Der Prediger antwortete ihm: daß er ſich, in dem, was ſeines Amts wäre, gar keine Vorſchriften geben ließe, und ſelbſt wiſſen müßte, was er zu thun hätte. —

Er fuhr alſo fort über ſie zu ſchmälen, zu eifern, und ſeine Gemeine vor ihnen zu warnen, und ſie blieben nun ganz aus der Kirche.

Ich habe Gelegenheit gehabt, überzeugend zu bemercken, daß Prediger entweder durch kraft- und ſaftloſe, oder unevangeliſche Predigten, oder durch ein anſtößiges Leben und unweiſes Eifern, oft ſelbſt ſchuld daran ſind, daß ſich ihre Gemeinglieder ſepariren; doch iſt auch oft der Eigenſinn erweckter Gemüther Schuld daran, denn ſie wollen ſich unter keine Ordnung beugen, in der Meynung, daß ſie ſo etwas nicht mehr bedürften: wodurch ſie aber zu erkennen geben, daß ihnen der demüthige Jeſus-Sinn noch fehlt. Hier aber ſieht man klar, daß unſer Prediger die Veranlaſſung gab, daß dieſe Leute die öffentliche Verſammlung verlieſſen; denn wäre er nachgibiger und liebreicher gegen ſie geweſen, ſo würde er ſie dabey erhalten haben, weil es ihnen aufrichtig um Gott und wahre Gottſeligkeit zu thun war. Weil er ſie aber darüber verläſterte, ſo war die gantz natürliche Folge davon, daß ſie ſich ſeparirten. Und ſo wird man finden, daß ernſtliche und gründlich erweckte Gemüther, die bey den Anfängen ihrer Bekehrung ſchlechte Prediger haben, welche ihnen zuwider und mehr hinderlich als förderlich ſind, faſt allezeit Separatiſten werden; zumal, wenn ſie Bücher in die Hände bekommen, deren Verfaſſer die äuſſere Kirche als ein verwirrtes Babel darſtellen, wovon man ausgehen müßte, wenn man ſich ihrer Sünde nicht theilhaftig machen wolte: ſie bereden ſich dann, daß ſie aus Gehorſam und Treue gegen Gott und die Forderungen ihres Gewiſſens dazu verbunden wären. — Man kann nicht läugnen, daß hi oft Eigenſinn und Selbſtbetrug mit unterläuft; indeſſen iſt ein jeder doch verpflichtet, ſeiner Ueberzeugung zu folgen, und derſelben gemäß zu handeln. Der Grundſatz: nach Ueberzeugungen zu handeln, iſt in meinem gantzen Leben ſo feſt bei mir geweſen, daß ich mich davon nie anders, als durch völlige Gegenüberzeugungen habe abbringen laſſen.

Ich beobachtete die Leute der mehr gedachten Geſellſchaft den ganzen Sommer hindurch, und konnte nie anders als ein ſtilles und eingezogenes Leben und unanſtößiges Betragen an ihnen entdecken. Aber, daß ſie nicht in die Kirche gingen, und dabei unſerm Prediger (den ich hochachtete) ſo viel zu thun machten, konnte ich ihnen nicht verzeihen, und behielt darüber immer einen Widerwillen gegen ſie in meinem Herzen.

An einem Sonntage, kurz vor der Nachmittagspredigt (es war, wo ich nicht irre, am 8ten October, 1758.) ſandte mich mein Vater in Stahlhammer-Angelegenheiten zu einem meiner obgemeldten Vettern, der bekanntlich ein Mitglied der Geſellſchaft war. Ich richtete ſtehendes Fuſſes meinen Auftrag aus, und, nachdem ich ſeine Antwort empfangen hatte, wollte ich wieder gehen.

hen. Allein, mein Vetter hielt mich bei dem Arme, und ſagte! wir wären ja ſo nahe Anverwandte, und ſähen uns ſo wenig; ich ſollte mich doch noch eine Weile niederſetzen. — Ich ſchützte die Kirche vor, wo ich hinein gehen wollte, und alſo keine Zeit hätte. — Er antwortete mir, daß ich ſolches doch noch könnte; es wäre ſo ſpät noch nicht. — Ich ſetzte mich alſo nieder. Nach einigen unbedeutenden Fragen fing er an: Was denken Sie wohl von ſich ſelbſt, lieber Vetter? Glauben Sie wohl, daß der Weg, worauf Sie wandeln, zur wahren Glückſeligkeit und Seelenruhe führen werde? — Da ich hierauf nicht antworten konnte, ſo fuhr er fort: Es iſt mir nur gar zu wohl bekannt, daß Sie ein wilder und ausgelaßner Jüngling ſind; und ich bin überzeugt, daß der Weg, den Sie bisher betreten, Sie endlich ins ewige Verderben ſtürzen werde, u. dgl. m. Ich konnte ihm noch kein Wort darauf antworten; aber unter ſeinem Reden floſſen mir ſchon die Thränen ſanft die Wangen herunter, und endlich fing ich an überlaut zu weinen, und rief aus: Ach! ich wollte mich ſo gern beſſern und ein anderer Menſch werden, habe auch ſchon mehrmalen den Anfang dazu gemacht: aber — die Bande womit ich gebunden bin, ſind zu ſtark und feſt! nie werde ich ſie zerreißen können! Ach! es iſt keine Gnade mehr für mich zu hoffen! —

Hierauf antwortete er mir: " daß allerdings " noch Gnade für mich zu hoffen ſey, wenn ich " nur einmal einen gründlichen und ernſthaften " Vorſatz faßte, mein Leben zu ändern; wenn ich " alle böſe Geſellſchaften dran gäbe, und mich " dann zu Jeſu wendete, und in Ihm Gnade und " Vergebung ſuchte, der würde ſich dann ſchon, " als ein Sündentilger und als ein Bandenzer" reißer von mir finden laßen. Noch niemals ſey " ein Sünder zu ihm gekommen, ſeine Sünden " möchten noch ſo groß und ihre Bande noch ſo " feſt geweſen ſeyn, der nicht in Ihm Erlöſung, " Vergebung und Begnadigung gefunden hätte."

Nun konnte ich mich nicht länger halten und brach in folgende Worte aus: So ſchwör' ich, von dieſer Stunde an, dieſem Erlöſer ewige Treue zu! In Ihm will ich Gnade und Vergebung ſuchen, und in dieſer Unternehmung nicht nachlaßen, wenn ich auch dabei zu Grunde gehen ſollte! — **Vetter!** Zeuge ſollen Sie ſeyn, daß ich dieſen Bund gemacht habe! daß ich von nun an, durch den Beiſtand dieſes Erlöſers, allen Geſellſchaften, die mich wieder in Sünden bringen könnten, abſage: ja alles was ich liebe, und was mich in der Eitelkeit feſt halten könnte, alles opfere ich auf! Alles geb ich hin!

Mein Vetter wußte anfangs nicht, was er über meine ſo plötzlich ausbrechenden, ſtarken Aeußerungen ſagen ſollte: aber er ward darüber ganz von Freude eingenommen, und ſagte, daß er an meinem Glück und meiner ſeligen Entſchlieſſung herzlichen Antheil nehme, und nicht zweifele, der treue Erlöſer würde mir beiſtehen und in allem durchhelfen.

Endlich dachte ich wieder an das, warum ich wäre hingeſandt worden, und gieng zurück nach Hauſe, um meinem Vater die Antwort zu bringen. Da ich mich aber bei meinem Vetter zu lange verweilt hatte, als daß ich nun in die Kirche gehen könnte: ſo war ich, wegen des Empfangs, den ich von meinem Vater zu erwarten hätte, in etwa verlegen: denn er war im Puncte des Kirchengehens ſehr ſtrenge. Meine Verlegenheit war auch nicht ohne Grund; denn kaum ward er meiner anſichtig, und ehe ich noch ein Wort vorbringen konnte, ſo fing er ſchon an: Wo biſt du ſo lange geweſen? Warum biſt du nicht in die Kirche gegangen? Was fehlt dir? (Er ſah ohne Zweifel die Merkmale meiner heftigen Gemüthsbewegungen, und daß ich geweint hatte, auf meinem Angeſichte) Du wirſt nun nicht gar ein Pietiſt werden wollen? — Bei dieſen Worten bekam ich auch ſchon einen derben Schlag ans Ohr. Ohne mich hierüber zu beſchweren, ſagte ich ihm nun mit wehmüthigem Herzen die Antwort meines Vetters (auf das, warum ich ihn auf Befehl meines

Vaters gefragt hatte,) und ging in mein Schlafzimmer. Hier fiel ich auf die Kniee vor dem Herrn nieder, und ſprach: Siehe, Herr Jeſu! dieß iſt der erſte Willkomm, den ich auf dem Wege zu dir empfangen habe. Aber nichts, ſelbſt der Tod nicht, ſoll mich mehr abhalten, zu dir zu kommen. Dich muß, dich will ich haben! Ach, halte mich feſt! Stehe mir bei, und vergib mir die mannigfaltigen Sünden, welche ich wider dich begangen habe! Laß Gnade für Recht ergehen, ſonſt werde ich nie beſtehen noch durchkommen!

Ich erkannte mich aller übeln Behandlungen würdig, und war überzeugt, daß ich nichts als Ungnade und Strafe verdienet hätte; faſſete aber dabei ein zuverſichtliches Vertrauen zu meinem Heilande, daß er mir, ungeachtet aller meiner Abweichunngen und Sünden, dennoch vergeben, und Gnade für Recht an mir beweiſen würde.

Unter lauter wehmüthigen und beugenden Empfindungen ging mir dieſer Tag zu Ende; aber, ihm folgten noch viel Tage der Noth. Denn nun fing erſt alles an, wider mich aufzuſtehen. Was mir von außen begegnete, achtete ich wenig; aber von innen hatte ich Feinde zu bekämpfen, die ſo mächtig waren, daß ich oft dachte, ich müßte zu Grunde gehen. Jetzt ſuchte ich Jeſum mit ganzem Ernſte; Ihn, der allein meine Umſtände ändern,

dern, in dem ich allein Gnade, Vergebung und Hülfe finden konnte: aber er ließ ſich von dem, den Er ſo lange geſucht, dem er ſo oft zugeruffen hatte, daß er kommen ſollte, der aber den Reichthum ſeiner Güte und Langmuth ſo lange verachtet und von ſich geſtoßen hatte — von dieſem Sünder ließ er ſich nun ſo bald nicht finden. Er ſollte erſt recht die Bitterkeit der Sünde ſchmäcken; ſollte erfahren, daß die Verachtung der ſo lange angebotenen Gnade keine geringe Sache ſey.

7. Brief.

Alles ſteht wider den Verfaſſer, auf, ſeinen Entſchluß wankend zu machen. Seine innere ſchreckliche Kämpfe und Verſuchungen. Er fühlt das Urtheil der Verdammniß. Sein Ringen und Flehen um Gnade. Aufmunterung eines Freundes zum Ausharren. Er bleibt ſtandhaft.

Unter den ſchrecklichen Feinden, die ſich nun in meinem Innern zu empören anfingen, regte ſich mitten in dem Schmerz und der Wehmuth über meine Sünden, mitten unter dem Bethen und Flehen um Vergebung und Gnade, ein Geiſt der Gottesverachtung und Läſterung in mir, der über meine Wehmuth und über mein Gebeth um Vergebung ſpottete, und mich zur Verzweiflung bringen wollte. Er gab mir ein: "Es ſey nun zu "ſpät, für mich Gnade zu erlangen, denn die Gnadenzeit wäre nun längſt verſcherzt. Nie würde ſich der Jeſus, den ich ſo oft abgewieſen, ſo lange verachtet hätte, meiner annehmen. Ich ſollte alſo meinen Vorſatz nur aufgeben, dieſen Weg verlaßen, und, ſo lange ich noch in dieſer Welt wäre, luſtig leben, und das Vergnügen, welches noch darin zu finden ſey, zu genießen ſuchen." — Ach! welchen Kampf, welche Noth hat mir nicht dieſer Geiſt gemacht! Meine Antwort war allezeit: "Wenn mich der von mir ſo gröblich beleidigte und ſo oft abgewieſene Jeſus wollte verloren gehen laßen, ſo hätte er Recht dazu; denn ich hätte nichts anders als Ungnade und Strafe verdienet; aber, ſollte er mir auch nie vergeben, mich nimmer zu Gnaden annehmen: ſo wollte ich dennoch nicht nachlaßen, um Gnade und Vergebung zu ſchreien; und ſollte ich auch im Gebeth und Ringen um Gnade zu Grunde gehen."

Was ich hier für harte Kämpfe habe durchgehen müßen, kann ich unmöglich recht beſchreiben. Auf der einen Seite war ich von dem brünſtigen, und ſehnlichen Verlangen nach Gnade, Vergebung und Erlöſung durchdrungen; auf der andern Seite legte mir der Feind ſchreckliche Berge von Zweifeln und hoffnungsloſen Gedanken in den Weg, als ob keine Hülfe, keine Gnade noch Erlöſung mehr für mich zu hoffen wäre. Dieß brachte mich vor und nach ſo herunter, daß ich zu den, mir obliegenden Geſchäfften kaum mehr

Kraft und Fähigkeit hatte. Ich kämpfte, ich bethete, und ſuchte in dem Erlöſer Gnade und Vergebung. Ich hielt ihm vor: daß er ja gekommen wäre, Sünder zu erlöſen und ſelig zu machen: daß ich dennoch glauben und hoffen wollte, daß er auch für mich ſein Blut vergoſſen, auch für mich ſein Leben aufgeopfert, und für alle meine Sünden genug gethan hätte. "Ach! ſchrie ich "dann, erbarme dich doch auch über einen ſolchen "Elenden, über einen ſo hart gefangenen Sünder, als ich bin! Ach, erlöſe du ihn, mache ihn "los von ſeinen Banden!" — Aber dann hieß es auf der andern Seite: Nicht über einen ſolchen! Für den iſt kein Erbarmen, keine Gnade mehr zu hoffen.

Ich nahm von Tag zu Tag an Kräften ab, und meine Lebhaftigkeit verſchwand ganz und gar. Meine Aeltern und Geſchwiſter hieſſen mich einen Pietiſten, einen verwirrten Kopf, der es noch ſo weit treiben wollte, bis er ein vollkommner Narr würde. — Aber dieß alles achtete ich wenig, ſo wie alles, was mir von auſſen begegnete. Ich wollte meine innere Umſtände geändert ſehen, dieß allein war mir wichtig; deßwegen ſtieg mein ſchmachtendes Verlangen, meine Sehnſucht nach Gnade und Erlöſung immer höher. Ich hielt dem Herrn vor: "daß er ja bei "ſeinem Leben geſchworen hätte, daß er den Tod "des Sünders nicht wollte, ſondern, daß er ſich "bekehren und leben ſollte. — Er hätte ja allen, unter der Laſt ihrer Sünden ſeufzenden, mühſeligen und beladenen Seelen zugerufen, daß ſie zu Ihm kommen ſollten, daß er ihnen die drückende Sündenlaſt abnehmen und Ruhe geben wollte.” — Dieſe beiden Verheißungen hielt ich im Glauben ſo feſt, daß ich auch bei allen Stürmen, bei allem Toben des Verſuchers, dennoch ſagen konnte: **Mein Jeſus, mein Herr und mein Gott! Du haſt das geſagt; du mußt es auch an mir, mit Sünden ſo ſchwer Beladenem, wahr machen. Von Dir weiche ich nun nicht mehr! Lieber ſterben und verderben, als weichen!**

So dauerte das Ringen und Kämpfen noch immer fort, aber die ſo ſehnlich gewünſchte Ruhe und Erleichterung konnte ich noch nicht finden. Gott konnte ich wohl als einen Vater der Menſchen anſehen, der ihr Verderben nicht wollte; aber ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit ſchienen mir ſchlechterdings zu fodern, daß die Sünde an mir müßte geſtraft werden. Die Gerechtigkeit ſprach das Urtheil, und das Geſetz verdammte mich als einen gottloſen Sünder. Hier ſah ich nun keinen andern Ausweg, als mich nur tief in das Verdienſt meines Erlöſers einzuſenken und gleichſam einzuwickeln. Ich ſchrie zu Gott, und ſprach: "Ach Vater! vergib doch einem ſo groſſen Sünder ſeine Miſſethaten und Sünden! Ach, ſiehe an deinen Sohn! — den haſt du doch, wie ich "hoffe und glaube, auch um meinetwillen in die Welt geſandt! Ach! vergieb mir doch um ſeinetwillen! Ach, mein Erlöſer! ſey du der Erretter, der mich bei dem Vater vertritt! Laß mich in deinem Verdienſt Gnade und Vergebung finden!" — Auf dieſe Art ſeufzte ich oft.

Ich hatte niemanden, dem ich meinen bedrückten Zuſtand entdecken konnte; denn die Einzigen unter meinen Bekannten, welche mich verſtanden hätten, und die mich mit Rath und Troſt unterſtützen konnten, waren doch die mehrgedachte Freunde, deren Umgang mir aber ſchlechterdings unterſagt war: und meine Aeltern und Geſchwiſter gaben aufs genaueſte Acht auf mich, daß ich nicht zu dieſen ſo verdächtigen Leuten ginge. Ungefähr drei Wochen nach meinem völligen Entſchluſſe ging ich nach unſerm Stahlhammer, und traf auf dem Wege dahin einen dieſer Freunde an. Es war einer der beſten und ernſtlichſten von allen. Er hattte ſo von ferne etwas von meinem Entſchluſſe gehöret, ein andrer Menſch zu werden, und fragte mich, wie es mit mir ſtünde? Ich klagte ihm offenherzig meine Noth, meine Proben und Verſuchungen. Er munterte mich auf, und ermahnte mich, doch ja auszuhalten. Der Feind würde weichen müßen, und Jeſus ſiegen. Er würde mich gewiß durch ſeine Gnade ganz erlöſen, und alle dieſe Feinde überwinden.— Ich ward durch ſeinen Zuſpruch ſehr aufgemuntert, und ſagte ihm: Ich würde im Kampf, und im Gebeth um Erlöſung nicht nachlaßen, und wenn auch Leben und alles drauf gehen ſollte.

---

8. Brief.

Sein verlorner, troſtloſer Zuſtand. Schreckliche Verſuchung des Feindes zur Gotteslästerung; deſſen Eingebung, als ob er die Sünde in den heil. Geiſt begangen hätte. Hoher Grad der Empfindung ſeines Elendes. Herrliche und plötzliche Erlöſung aus demſelben, durch die wonnevolle Offenbarung der Gnade Gottes in Chriſto. Sein Herz und Mund fließen nun von Dank und Lob über.

Jetzt ſtrengte der Verſucher, der Ankläger, nochmal ſeine Macht an, um mich wanckend zu machen. Alle finſtere Kräfte ſtürmten aufs neue, und noch heftiger wie vorhin, auf mich zu. Ein finſterer Geiſt gab mir widrige, gotteslästerliche Gedancken gegen Gott, gegen Jeſum und gegen den heiligen Geiſt ein; und darauf hies es: "Ich hätte nun die Sünde in den heiligen Geiſt begangen; und deswegen würde in Ewigkeit keine Vergebung für mich zu hoffen ſeyn. Ich ſollte alſo, weil ich doch nie Gnade erlangen würde, die Sache fahren laſſen; ich würde mich ſonſt um den Verſtand bringen. Ich ſähe ja wohl ſelbſt, daß ſich Gott meiner nicht annehmen wollte." Ach! welche Noth! welchen Kampf! alles ſtürmte und tobte; die Feinde von

Innen und meine Anverwandte von Auſſen. Dieſem allem hatte ich, auſſer Wehmuth und Thränen, nichts entgegen zu ſetzen, als den ſtandhaften Vorſatz mich zu beſſern: einen Vorſatz den ich bei meinem Leben nicht wieder aufgeben wolte.

Meine Kräfte wurden ganz erſchöpft, und mein Zuſtand fing an, mir ſelbſt bedenklich zu werden. Auch meine Aeltern wurden nun ſehr verlegen um mich, und ſagten mir: daß ich wohl nicht eher ruhen würde, bis ich den Verſtand verloren hätte. — Ich weinte, und opferte Verſtand und alles auf. Meinen Vorſatz aufzugeben, konnte ich nicht; und weichen wollte ich nicht. — Nun wandte ich mich erſt recht tief bekümmert und wehmüthig zu Jeſu, und flehte aufs dringendſte um Unterſtützung, um Gnade und Erlöſung. — "Ach, mein Heiland! — ſeufzte ich — laß mich im Kampfe nicht weichen! Laß mich nicht zu Grunde gehen! Erbarme dich über einen ſo armen, gebundenen Sünder! Ach, laß mich doch in dir Gnade und Erlöſung finden!" —

Den 30ſten October (1758), da mein kämpfender, harter und mühſeligkeitsvoller Zuſtand ſchon über drei Wochen gewähret hatte, kamen zwo Schweſtern meines Vaters des Nachmittags uns zu beſuchen. Wie der Kaffee fertig war, ließ mir mein Vater rufen, um mit zu trinken. Gern wäre ich jezt weg geblieben, aber ich durfte nicht. Ich kam alſo, wie einer, dem ſein Todesurtheil bereits geſprochen, und über den der Stab gebrochen iſt. Ich grüßte meine Baſen, und ſetzte mich unten an den Tiſch. Ueberm Trinken fing mein Vater gegen ſeine Schweſtern an: Ich weiß nicht, was ich mit meinem Sohne anfangen ſoll. Er hat ſich ſolche pietiſtiſche Grillen in den Kopf geſetzt, daß ich fürchte, er werde noch närriſch darüber werden. — Ich konnte kein Wort darauf ſagen, und ſchwieg; aber mein Herz wollte mir faſt vor Wehmuth zerſpringen, und ich meynte, unter der Laſt und dem Jammer meines Zuſtandes zu erliegen, indeſſen mußte ich unter ſolchen drückenden Empfindungen bis auf den Abend ſitzen bleiben. Jetzt giengen meine Baſen weg; und ich ſagte, daß, weil ich keinen Appetit auf den Abend zu eſſen hätte, ich wohl gern in meine Kammer gehen und etwas ruhen wollte: dieß ward mir bewilligt. — Ich eilte alſo mit großem Verlangen dahin, um meinem gepreßten Herzen Luſt zu machen; allein, Jammer und Elend hielten mich gleichſam ſo gebunden, daß ich kein Wort vorbringen konnte. Im dem Gefühl meiner unausſprechlichen Noth ſank ich vor dem Herrn nieder, und zeigte mich ihm, ohne Worte, mit wehmuhtsvollem Seufzen, in allem meinen Jammer und Elende. Endlich hub ich an: Ach! ſo iſt denn weder im Himmel noch auf Erden mehr Rath für mich, wenn du, o treuer Erlöſer! dich meiner nicht annimmſt! — Ach, ſiehe doch in Gnaden auf einen ſolchen armen Sünder! Ach erbarme dich über ihn.

Indem ich alſo winſelnd und flehend vor Gott im Staube hingeſunken lag, ging etwas in mir vor, das ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen werde; ja es wird mir, wie ich zuverſichtlich hoffe, auf die ganze Ewigkeit wichtig, und zur Verherrlichung Gottes, unvergeßlich bleiben: denn es war der erſte Grund, das feſte Fundament, worauf hernach das ganze Gebäude der Gottſeligkeit aufgerichtet und befeſtiget wurde.

Es war eben, wie ein Blitz, der mein ganzes Inwendiges durchdrang, und mit Gewalt, alle Feinde, die mich bis dahin quälten und ſo hart gefangen hielten, plötzlich und gleichwie in einem Sturm, aus mir hinaus jagte; dabei war dieſer lichtvolle Blitz voll Anmuth und Wonne. Er war zugleich ein Balſam, der alle meine Kräfte ſtärkte und erneuete; der mich in eine unbeſchreibliche aber demutsvolle Freude verſetzte, daß ich anfing, in einem ſanften Tone zu jubiliren: Nun lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß es nimmer, was er dir Gutes gethan hat! der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen! der dein Leben von dem Verderben erlöſet; der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!

Mein Herz und Mund waren ſo voll Beugung und Dankbarkeit gegen meinen göttlichen Erlöſer,

löſer, daß ich nicht wußte, wie ich es gnug an den Tag legen ſollte. In der Fülle meines Herzens brach ich aus: „Ach, mein liebvoller, mein gütiger Jeſus, mein theuerſter Erlöſer! Unmöglich kann ich dir meinen Dank, für deine große Wohlthat nach Würde beweiſen. Ich weiß dir meine Erkenntlichkeit jetzt nicht beſſer zu bezeigen, als daß ich dir von nun an aufs neue ewige Treue zuſage! — Dich nehme ich von nun an nur ganz allein zum Vorwurf meiner Liebe an! Dir ſchwöre ich ewige Liebe und Treue zu! — Nichts! weder Tod noch Leben, nichts ſoll mich von deiner Liebe ſcheiden! — Ach, nimm du dieſen Vorſatz in Gnaden an! Stärke du mich, und ſtehe mir bei, in dem, was ich in meinem Leben noch werde durchzugehen haben! Sey du mit und bei mir, ſo wage ich Leben und alles für dich und deine Liebe!„

Ich war nun errettet, erlöſet, von der Obrigkeit der Finſterniß, war verſetzt in das Reich ſeines lieben Sohnes. Col. 1, 13. —Nun war den Geiſtern, (wovon Paulus Epheſ. 6, 12. ſagt, doß die Gläubigen damit zu kämpfen haben) ihre Kraft und mehreſte Macht über mich benommen. Der Held, der Erlöſer hatte geſiegt, und der Erlöſete konnte über den Sieg danken und jauchzen.

Obſchon dieſe wichtige Veränderung vor vierzig Jahren in und mit mir vorgegangen iſt; ſo war ſie mir doch unterm Schreiben noch ſo friſch im Andenken, als ob ſie erſt geſtern geſchehen wäre. Sie hat mich unter dem Aufſchreiben aufs neue zum innigen und kindlichen Danke bewegt; hoffe auch, in alle Ewigkeit Gott, meinem Erlöſer, mit gebeugtem Geiſte Dank und Verherrlichung dafür zu bringen.

Jetzt hieß es aber weiter: **Wenn du mein wahrer Jünger ſeyn willſt, ſo verläugne, verſchmähe dich ſelbſt; nimm dein Kreuz auf dich, und folge mir nach.**

Wie dieſer wichtige Ausſpruch Jeſu an mir erfüllet worden ſey, wirſt du, lieber Bruder, aus dem Verfolge näher ſehen.

9. Brief.

Anmerkungen des Verfaſſers zu ſeiner Bekehrungsgeſchichte.

Ehe ich in meiner Geſchichte weiter gehe, finde ich nöthig, in Rückſicht auf die ſelige Veränddrung in der Seele, welche man Bekehrung nennet, noch einige Bemerckungen zu machen; weil manche begnadigte Seelen, deren Bekehrung auf eine andere Art, wie die meinige vorgegangen iſt, ſich durch das Leſen meiner Geſchichte, Zweifel und Scrupel darüber machen könnten.

Die Bekehrung, oder der Uebergang aus dem Stand der Sünde in den Stand der Gnade, iſt bey den geruffenen Seelen nach dem Maſſe unterſchieden, als ſie von Temperament, von Natur- und Geiſteskräften unterſchieden ſind. *) Die Bekehrung eines Nathanaels (Joh. 1, 47) war gantz anders, als bey einem Cornelius, (Apoſt. Geſch. 10, 5. 6) noch anders war ſie bey einer groſſen Sünderin, (Luc. 7, 35) die Bekehrung Pauli war von dieſen allen noch verſchieden. (Ap. Geſch. 9) Die Hauptſache iſt: daß eine jede Seele aus der Herrſchaft der Sünde unter die Herrſchaft des Geiſtes Gottes und ſeiner Gnadenleitung gebracht werde; und dazu recht zu gelangen, ſind die Wege — nach der beſondern Lage und Natur, aber auch nach dem Maſſe der Treue, womit jeder ſeinerſeits die Gnade beantwortet— ſehr verſchieden. Jn ſo ferne ein jeder ſeinem Gnadenrufe mit wahrer Treue folgt, wird er wahrhaftig bekehrt.

Gott

---

*) Gott wirkt zwar nach ſeinem freien Wohlgefallen, und läßt ſich in der Behandlungsart der Seele von keiner zufälligen Urſache die Hände binden, ſo und nicht anders zu wircken. Aber die allgemeine und beſondere Erfahrung lehrt, daß meiſtens ein harter und feſter Character ſchärfer herum geholt wird, als ein ſanfter und weicher; daß ein Choleriſches und Melancholiſches Temperament, wenigſtens im Anfang, ſchwerere Leiden durchzugehen hat, als ein ſanguiniſches.
A. d. Red.

Gott hat aber auch mit manchen Seelen etwas beſonderes vor; rüſtet ſie dazu mit beſondern Gnaden, Muth und Geiſteskräften aus: ihre Beſtimmung erfodert dieſes. Bei Leſung ſolcher Bekehrungsgeſchichten muß ein anderer, der ſolche Wege nicht gegangen iſt, nicht denken: So hat dich der Herr nicht geführt; ſollte auch wohl deine Bekehrung rechter Art ſeyn? ſollteſt du wohl über dieſe Sache zu ſeicht hingegangen ſeyn? u. ſ. w. — dieß ſind oft nur Verſuchungen des Feindes, der ſolche Gemüther dadurch in Unglauben und Zweifel erhalten will.

Jeder folge nur treu dem Rufe, den Gott an ihn ergehen läßt; er wird gewiß zu dem Ziele kommen, das er für ihn beſtimmt hat. Wer nur Ein Pfund vom Herrn empfangen hat, von dem wird er gewiß keine zehn fodern. Wird er treu mit demjenigen wuchern, was ihm anvertrauet iſt, ſo wird ihn ſein Herr als einen treuen Knecht preiſen.

Der iſt bekehrt, wer mit ganzem Ernſt und von Herzen, nicht nur grobe Sünden, ſondern auch alles ungöttliche Weſen verabſcheuet; wer Jeſum durch den Glauben als ſeinen einzigen Erlöſer annimmt, in ſeiner Gnadenkraft fromm und gottesdienſtlich zu leben ſucht; Ihn durch gläubiges, kindliches Gebeth und Vertrauen in allem Anliegen als ſeinen Erlöſer und Helfer umfaſſet, und deſſen Dichten und Trachten dahin geht, Ihm ganz ergeben zu ſeyn. — Ein ſolcher iſt gewiß ein Begnadigter; einer von denen, die Gott aus dem Stande der Sünde in den Stand der Gnade verſezt hat. Die Gefühle, die Empfindungen davon, ſind bei gerufenen Seelen ſehr verſchieden. Man hat darauf nicht zu ſehen; ſie können dabei ſeyn, können aber auch nicht dabei ſeyn. Der Glaube geht über alle Empfindungen. Ich wiederhole es: Wer von Herzen Gott gefallen will, und die Gnade, die er ihm ſchenkt, treulich anzuwenden trachtet, der wird ſchon fördern, und das Ziel erreichen, wozu ihn der Herr beſtimmt hat. Glauben, ſich dem Erlöſer in allem Anliegen zuverſichtlich anvertrauen, und von Herzen die Sünde meiden: *) (und was all Sünde ſey, wird derjenige ſchon erfahren, der auf die züchtigende Gnade merket) das iſt die ganze Sache.

Man-

---

*) Gutmeynende Seelen können freilich noch oft in Fehler, Schwachheiten ja wohl in ärgerliche Sünden fallen. Sie ſollen ſich darüber allerdings tief vor dem Herrn demüthigen, Buße thun, im Glauben ihre Zuflucht zu dem Verdienſt Chriſti nehmen, und mit neuem Ernſt wieder anfangen, und vorſichtiger auf die Gnade merken. Aber muthlos und verzagt müßen ſie nicht werden, und alles aufgeben. Das iſt die allergefährlichſte Klippe; eine Verunehrung Gottes, als ob er nicht mächtig genug wäre, uns von der Macht der Sünde zu erlöſen; ein Beweis, daß man das

Werk

Manche Seelen werden im Anfang durch die ſanften Empfindungen der Liebe gezogen, die hernach oft noch harte Prüfungen durchgehen müßen, damit ſie im Stande der Gnade recht gegründet und befeſtiget werden. Andere werden gleich Anfangs durch ſolche harte Wege geführt, ehe ſie in den Stand der Gnade kommen, und von der Vergebung ihrer Sünden verſichert ſind. Ja es gibt manche begnadigte Seelen, die keine deutliche Verſicherung von der Vergebung ihrer Sünden haben, und ohne Zweifel aus weiſen Urſachen, die Gott allein bekannt ſind. Wann man ſich nur zuverſichtlich durch den Glauben an die Gnade des Erlöſers hält, ſich im Wandel und Fortgang der Gottſeligkeit übt, und hierin alle Treue beweiſt, ſo iſt man ein Begnadigter; und kommt auf die deutliche Verſicherung davon nicht an.

10. Brief.

Werk der Bekehrung in eigener Kraft und im Zutrauen auf ſich ſelbſt getrieben, aber in der wahren Erkenntniß Chriſti und der Kraft Gottes noch wenig Fortſchritte gemacht hat. — Wie ſehr dem Herrn die Verzagten zuwider ſind; erhellet aus Offenb. 21, 8. wo er ihnen mit den Unglaubigen, Lügnern u. dgl. ihren Theil in dem Schwefelpfuhl anweiſet. —

Hats Untreu irgendwo verdorben; ſo mach's durch
Demuth wieder gut.
Gefallen ſeyn, iſt nicht geſtorben; auf! lauf mit
friſchem neuen Muth.

10. Brief.

Seliger Zuſtand ſeines Gemüths. Sein ſtiller, eingezogener Wandel, und Treue in den äußern Berufsgeſchäften. Seine Aeltern werden verlegen über ihn, und ſuchen durch Güte und Strenge vergeblich, ſeinen Geſchmack an ſeiner vorigen Geſellſchaft wieder zu erwecken. — Der (ſonſt gute und orthodoxe) Prediger fährt fort, in ſeinen öffentlichen Vorträgen wider die vermeyntlichen Irrgeiſter, die fromme Geſellſchaft, loszuziehen. Des Verfaſſers Bemerkungen darüber.

In der erſten Nacht nach meiner Begnadigung kam faſt kein Schlaf in meine Augen, ſo ſehr war mein Herz mit Dank und Liebe erfüllet, und doch war ich des Morgens heiter, munter und wohlgemuth. Meine Aeltern und Geſchwiſter wußten nicht, was ſie von mir denken ſollten, vermutheten aber, daß mir die Grillen, wie ſie es nannten, vergangen wären. Ich ſchwieg, und ſagte von allem nichts, was in mir vorgegangen war; befliß mich aber, dem Herrn und ſeiner mir geſchenkten Gnade treu zu ſeyn. In der Folge ſahen aber meine Aeltern wohl ein, daß ich meinen Endſchluß, ein Leben zu führen, wie ich es angefangen hatte, nicht aufgeben würde, und kamen darüber in große Verlegenheit. Sie konnten ſich gar nicht zufrieden geben, daß ſie einen Sohn hatten, der es mit den verdächtigen Leuten hielt. Dieſes zu ertragen, fiel ihnen auch deßwegen noch beſonders ſchwer, weil unſer Haus mit dem Hauſe des Predigers in der genaueſten Freundſchaft ſtund, häufigen Umgang mit einander hatten, und ſich öftere (ſo genannte) Viſiten gaben. Sie wußten, daß mich der Prediger eben für einen ſolchen Sectirer halten würde, als alle übrigen; dieß ſchmerzte ſie ungemein. Und weil mein Vater überdieß viel Anſehen bei der Landesregierung hatte, und mit verſchiedenen Gliedern deſſelben in Verbindung ſtand: ſo hielt er's für einen Schimpf, einen Sohn zu haben, der einer verhaßten Secte zugethan war. Ich konnte aber an der ganzen Sache nichts ändern. Dem Rufe, den der Herr an mich hatte ergehen laßen, und der Gnade, die er mir geſchenkt hatte, wollte ich nun einmal treu ſeyn, und ſollte ich nicht nur meine Ehre ſondern auch das Leben darüber verlieren.

Jndeſſen kann ich meine Aeltern ſehr gut entſchuldigen. Sie waren, nach dem Aeußern, gottesdienſtliche Leute, nahmen alles, was auf die Religion Bezug hatte, nach ihrer Erkenntniß, wohl in Acht und lebten ehrbar und religiös vor der Welt; allein von einer ſolchen Veränderung, wie ſie Gott mit mir vornahm, verſtanden weder ſie noch unſer Prediger das Geringſte; darum war es ihnen verdächtig, und ſie hielten es für Verführung und Sectirerei; weßwegen ſie auch täglich mehr Abneigung gegen mich und meine Lebensweiſe bekamen. Ich nahm alles ſo an, wie es kam, und befliß mich, in allem meinem Gnadenrufe treu zu bleiben. Was meine äußern Geſchäffte anging, ſo nahm ich dieſelben mit aller Treue in Acht, ſo daß auch mein Vater in dieſem Stücke ganz wohl mit mir zufrieden war. Indeſſen beobachtete er mich ſehr genau, um zu erfahren, ob ich auch mit den verdächtigen Freunden Umgang hättte. Die mehreſte Zeit blieb ich zu Hauſe, und ging anders nicht aus, als wenn mich die Geſchäfte nach dem Stahlhammer oder anderswo hinriefen; und da fand ich denn bisweilen Gelegenheit, einen oder andern dieſer Freunde zu ſprechen. Ich erzählte ihnen meinen Kampf und die darauf erfolgte Begnadigung, worüber ſie ſehr erfreuet waren, und großen Antheil an meinen Umſtänden nahmen. Es war ganz natürlich, daß ſie mir dadurch die liebſten Freunde wurden, die ich auf der Welt hatte; denn wir lieben diejenigen doch immer am meiſten, welche ſich in Freude und Leid aufrichtig und mit einer ungeheuchelten Herzlichkeit für uns intereſſiren.

Mein Vater hätte jetzt gerne geſehen, daß ich zu meinem vorigen geſellſchaftlichen Leben wieder Neigung bekommen hätte; und ſchenkte mir deßwegen zwanzig Kronenthaler zum neuen Jahre, um mir durch das Geld Luſt zu machen, mich in Geſellſchaft zu begeben. Allein, mein Herz war ſehr weit entfernt, ſeine Abſichten zu begünſtigen. Ich legte das Geld verwahrlich hinweg, und es kam mir in der Folge ſehr wohl zu ſtatten.

Deß

Des Sonntags blieb ich mehrentheils zu Hauſe, ausgenommen, daß ich zwei Mal in die Kirche gehen mußte. Wie mir da zu Muthe war, kann man ſich leicht vorſtellen. Wenn der Prediger bei ſeinem Texte blieb, und nur darüber redete, ſo war ich wohl zufrieden; allein, er wählte durchgehends ſolche Texte, die er nach Belieben auf die gefährliche Leute, die oft gemeldten Freunde, anwenden konnte. Hier ging es dann oft hart über ſie her. Er nannte ſie eine, aus der Hölle entſtandene Secte, Belials- und Teufelskinder. Ich mußte dieß alles geduldig anhören, wie ſehr es mich auch ſchmerzte. Aber, vor und nach ward ich des Schimpfens ſo gewohnt, daß es mich zuletzt gar nicht mehr rührte. —

Ich zweifele nicht, unſer Prediger habe nach ſeiner Einſicht gehandelt, und für gewiß geglaubt, daß dieſe Leute Irrgeiſter wären, die man nicht ſchonen, ſondern durch Schärfe wieder zurecht bringen müßte, und daß es ſein Amt mit ſich brächte, gegen ſolche Neuerungen zu eifern. Hätte er den Weg der Güte eingeſchlagen, und, als ein guter Hirt, ſeine Schafe mit Liebe geſucht und zu ſeiner Herde gelockt: ſo würde er viel haben ausrichten können; allein, ſo konnte er nicht handeln. Er trieb aber endlich die Sache ſo weit, daß die ganze Gemeine einen Mißfallen an ſeinem Eifern hatte, und bei den Aelteſten darauf angetragen ward, ihm zu ſagen: daß ſeine Gemeinsglieder in die Kirche kämen, ſich zu erbauen, und nicht deßwegen, um über andere eifern und ſchimpfen zu hören. Dieß geſchah kurz vorher, ehe ich mein Vaterland verließ.

Indeſſen muß ich, und will auch gern unſerm Prediger Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Er war ein gewiſſenhafter, religiöſer Mann, den ich auch noch jetzt für einen der beſten damaligen Prediger unſeres Landes halte. Er predigte oft über Glaubenswahrheiten — als über Buße und Bekehrung u. ſ. w. — ſo ernſtlich und ſtellte deren Nothwendigkeit mit ſolcher Andringlichkeit und Wärme vor, daß ich aufs Tiefſte von dieſer Nothwendigkeit überzeugt wurde, und mir oft unter ſeinen Predigten ernſtlich vornahm, mein Leben zu beſſern und mich zu bekehren. Er war gewiß ein Werkzeug mit in der Hand Gottes, das zu meiner Beßeung mitwirkte. Das Andenken an ihn und an ſeine Aſche iſt mir noch immer werth und mit Hochachtung verbunden. Er war beſonders darin ein nützlicher Mann, daß er die ſittliche Ordnung bei der Jugend, ja in der ganzen Gemeine, zu erhalten wußte. — Daß er aber in dieſer meiner Erweckungszeit ſo aufgebracht wurde, war kein Wunder. Er ſah, und konnte auch nicht anders einſehen, als daß dieſe Leute von unſerer Mutterkirche ausgehen, und eine neue Secte errichten wollten; und glaubte daher, er könnte nicht hart genug dawider eifern. Zudem muß man ſich in die damaligen Zeiten verſetzen, und den großen Unterſchied betrachten, den ſie vor den jetzigen Zeiten haben. Dazumal hatten die Prediger, ſonderlich an kleinen Orten, die Denkungsart der Gemeinsglieder mehrentheils in ihrer Gewalt; wie ſehr ſich dieſes aber in unſern Tagen geändert habe, iſt jedermann bekannt. Ob aber dieſe Veränderung der Moralität nützlich oder ſchädlich ſey? ob das Chriſtenthum dabei gewonnen oder verloren habe? ſind Fragen, die ſich ein jeder leicht ſelbſt beantworten kann.

---

11. Brief.

Die Bibel und Jac. Böhms Weg zu Chriſto ſind ſeine einzige Lectüre fürs Herz. Seine Reſignation, alles, auch ſelbſt den Tod um Chriſti willen mit Freuden zu leiden. — Muthvolles und muſterhaftes Betragen, in der völligen Beſiegung ſeiner Leidenſchaft der Liebe. — Er wird den Seinigen unerträglich.

Geiſtliche Bücher hatte ich wenig: In der Bibel fand ich alles, was ich zu meinem Troſt, zu meiner Belehrung und Erquickung bedorfte. — Im Frühjahr gab mir einer der Freunde Jacob Böhms Weg zu Chriſto. Es iſt eines der brauchbarſten Bücher von Böhms Schriften. Ich fand darin vieles von dem, was ich bis zu meiner Begnadigung empfunden und durchgegangen hatte; auch enthielt es viel tröſtliche Wahrheiten für meinen gegenwärtigen Zuſtand in ſich. (Vielleicht werde ich an einem andern Orte in etwa meine Gedanken und Erfahrungen über J. Böhms Schriften und Freunde darlegen.) Diß Büchlein war mir ſehr werth, weil ich viele Aufmunterungen zu einem gottſeligen Leben darin fand; aber, es ward auch die Hauptveranlaſſung, daß ich Vater und Mutter, Freunde und Vaterland verließ.

Meine Gemüthslage war damals ſo beſchaffen, daß ich alle das Kreuz, alle die harten und verächtlichen Behandlungen, die mir begegneten, mit Freuden annehmen und ertragen konnte. Ich fand in dem Leben und Wandel, in dem Leiden und Sterben des Herrn Jeſu, meines Erlöſers, ſolche Aufmunterung, ihm in allem nachzufolgen, daß ich in den Leiden und der Verachtung um ſeinetwillen Seligkeit empfand. Es war mir ſo, daß, wenn ich um der Wahrheit willen hätte ſterben ſollen, ich es vielleicht (ich ſage vielleicht) mit Freuden aus Liebe zu Jeſu würde gethan haben. Alle vorherige Eingebungen, alle feindliche Verſuchungen hatten ihre Kraft an mir verloren; ihre Macht war in meiner erſten Begnadigung gebrochen; und obſchon der Feind noch öfters Anfälle verſuchte: ſo ſchenkte mir der Held, welcher ihn in mir überwunden hatte, und für mich ſtritt, doch Gnade und Kraft, dieſe feindlichen Anfälle ſtäts zu überwinden.

Nichts machte mir mehr Furcht, und vor nichts war ich mehr auf meiner Hut, als vor dem Gegenſtand meiner vorigen Liebe. Ich vermied ſorgfältig alle Oerter, wo ich nur vermuthen konnte, daß ich dieſe Perſon etwa antreffen würde. Allein meine Treue ſollte auch in Anſehung ihrer auf die Probe geſtellt werden; denn im Monat Mai kam ich in eine Gelegenheit, wo ich ihr nicht ausweichen konnte. Ich ging nach unſerm Stahlhammer, wohin der Weg zwiſchen Gärten durchlief, und durch ſeine Enge, das Ausweichen unmöglich machte. Einer dieſer Gärten gehörte den Aeltern dieſer Jungfer. Sie kam unvermerckt aus demſelben, wie ich gerade zwiſchen den Gärten war; ſo, daß ich entweder wieder umkehren oder ihr begegnen mußte. — Anfänglich ſtutzte ich, und meine erſte Bewegung war, zurück zu gehen. Ich beſann mich aber gleich, daß ſolches unſchicklich wäre, und entſchloß mich, ihr vorbei zu gehen, und ſie zu grüßen. Dieß that ich. Wie ich ihr aber vorbei war, merkte ich, daß ſie war ſtehen geblieben, ſah aber nicht um, ſondern hielt mich am gehen. Weil es aber ein einſamer Ort war, ſo rief ſie mir nach: was ſie mir gethan hätte, daß ich ſo grauſam mit ihr umginge? Jetzt blieb ich ſtehen, und antwortete: "ſie hätte mir nichts gethan, ſondern ſich allezeit, als eine tugendſame Jungfer gegen mich aufgeführt und betragen, deßwegen würde ich ſie auch allezeit achten und hochſchätzen. Sie würde aber wohl wiſſen, daß ich meine Lebensart geändert hätte, und deß-

"wegen könnte ich mich in keine weitere Verbindlichkeiten einlaſſen." — Hierauf antwortete ſie: daß ſie ſich auch gern beſſern wollte, aber nicht wüßte, wie ſie dazu kommen könnte. Ich erwiederte: "darin könnte ich ihr nicht dienen, weil ich noch erſt ein Anfänger, und zu ſchwach dazu ſey; daß ſie aber einen Vetter unter den Freunden hätte, zu dem möchte ſie ſich wenden." Nun rief ich ihr ein Lebewohl! zu, und ging meinen Weg fort.

Mit gebeugtem Herzen erkannte ich die groſſe Gnade, welche mir der Herr in dieſem Umſtande dadurch erwies, daß er mich ſo ſtark und feſt erhielt. Denn, hätte ich mich von dieſer Perſon wieder einnehmen laßen (und dieß würde ohne Gottes Beiſtand geſchehen ſeyn) ſo würde es, in Anſehung meiner Gottſeligkeit, mißlich ausgeſehen haben.

Dieſen Sommer brachte ich unter manchen Leiden, aber doch mehrentheils vergnügt zu; denn die Liebe zu Jeſu machte mir alles, was mir begegnete, wie hart es auch ſeyn mochte, leicht und angenehm. Es war mir eine Freude, um ſeines Namens willen zu leiden, und alle Verachtungen konnte ich aus Liebe zu ihm fröhlich umfaſſen. — Indeſſen verdunkelten ſich die Ausſichten in der Welt für mich je länger je mehr. Schwere Gewitterwolken (wenn ich ſo reden mag) zogen ſich immer höher herauf, und ſchienen, mich mit einem ſchrecklichen Ausbruche zu bedrohen. —

Meine Aeltern und Geſchwiſter wurden mir immer abgeneigter. Meine liebe Mutter, die ſonſt ſo viele Liebe für mich hatte, konnte mich jetzt kaum mehr tragen, weil ich durch meine Lebensart meiner Familie einen ſolchen Schimpf zuzog. Im ganzen Hauſe war ich ſo zu ſagen, ein Fremdling geworden. Alle Liebe meiner Angehörigen ſchien gegen mich erloſchen zu ſeyn; und weil meine Liebe keine Gegenliebe mehr fand, ſo ſchien es mir auch, als ob ich in einem fremden Hauſe wäre.

12. Brief.

Sein Vater beobachtet ihn im Stillen, und entdeckt ſeinen geheimen Umgang mit den verhaßten Gliedern der gemeldten Geſellſchaft. — Er findet Jac. Böhms Büchlein bei ihm, ſchlägt ihn grauſam, und zwingt ihm das Verſprechen ab, nicht mehr mit den verdächtigen Leuten umzugehen. — Dieß erweckt ſeinen Entſchluß, ſein Vaterland insgeheim zu verlaßen.

Endlich kam der Tag, wo der ſo lange vorausgeſehene Sturm über mich losbrach. — Mein Vater hatte im Stillen unabläßig auf mich Acht gegeben, und bemerckt, daß ich insgeheim mit den Freunden Umgang unterhielt. Unſer Prediger hatte ihm geſagt, daß er ſolches nicht zugeben müßte, weil ich durch dieſe Leute zu einem verächtlichen

Sectirer gemacht würde. Er fuhr fort, in ſeinen öffentlichen Vorträgen über ſie herzuziehen; unter andern eiferte er auch oft über des Jacob Böhms Schriften, und hatte durch obrigkeitliche Gewalt bei dieſen Leuten deßwegen Nachſuchung thun, und ihnen einige derſelben wegnehmen laſſen. Meinem Vater war alſo der Name dieſes Mannes dadurch bekannt worden.

Eines Tages (auf einen Donnerſtag Nachmittag, und zwar, wenn ich recht behalten habe, den 3ten Auguſt, 1759) kam mein Vater in mein Zimmer, und ſagte, er müßte einmal unterſuchen, was ich für Bücher hätte. Da ich nun die geographiſchen, und aſtronomiſchen Kenntniſſe liebte, ſo hatte ich manches Buch, das in dieſes Fach einſchlug. Ich öffnete ihm alſo ohne Bedenken den Schrank, worin dieſe nebſt noch einigen andern Büchern ſtunden. Das Büchlein von Jac. Böhm hatte ich aber ganz allein in einer Schublade unter dem Tiſche verſchloßen. Nachdem nun mein Vater die Bücher ein wenig durchblättert hatte, befahl er mir, auch die Schublade aufzuſchließen. Ich erſchrack, zauderte und ſuchte am Schlüſſel. Wie er meine Verwirrung bemerkte, drang er noch ſtärker darauf — ich mußte alſo aufſchließen. Er nahm, weil kein anderes Buch als Böhms Weg zu Chriſto darin war, ſolches heraus, öffnete es, und erblickte den Namen Jacob Böhm. Wart! ſagte er, indem er mit dem Büchlein weg ging, ich will dir die

Böhmſche und pietiſtiſche Grillen aus dem Kopfe treiben! — Ich erwartete nun harte Auftritte, wandte mich zu Gott und bat um Beyſtand. Mein Vater kam gleich, mit der Peitſche in der Hand, wieder zurück, und ſchlug tapfer auf mich zu. Nachdem er glaubte, gnug geſchlagen zu haben, fragte er mich: ob ich ihm nun verſprechen wollte, daß, ſo lange ich unter ſeiner Aufſicht wäre, ich mit den verdächtigen Leuten nicht mehr umgehen, und ſolche verdächtige Bücher nicht mehr leſen wollte? — Weil die Peitſche noch immer drohend aufgehoben war, ſo konnt' ich mich nicht lange bedenken. Ich antwortete ihm alſo: Weil er es ſo haben wollte, ſo müßte ich ſolches, aus Gehorſam gegen ihn, verſprechen. Er reichte mir die Hand dar, und ich mußte ihm heilig geloben, was er mir auferlegt hatte, unverbrüchlich zu halten.

Jetzt kam es mir ſo vor, als wäre ich in einen Abgrund geſunken, aus welchem nicht wieder heraus zu kommen ſey. Ich blieb in meiner Kammer, und war ſo betäubt, daß ich anfänglich kein Wort ſagen, noch einen zuſammenhängenden Gedanken faſſen konnte. Mein Gemüth war wie mit einem Trauerflor überzogen, und ich blieb in einem betäubten und ſtumpfen Zuſtande bis gegen Abend ſitzen. Endlich brach ein Strom von Thränen los, und dadurch ward mein Herz in etwa erleichtert; allein, ich blieb doch noch immer in der Lage eines Menſchen, der ſich nur halb bewußt iſt. Was will es, dacht ich, nun mit mir werden! Die Nacht gieng mir auf eine Art vorüber, wovon ich mir kein rechtes Denkbild mehr machen kann. Des Morgens war ich ſehr traurig und niederſchlagen, und im ganzen Hauſe herrſchte eine traurige Stille. Nach dem Trinken ſagte ich, daß ich nach dem Hammer gehen wollte, weil ich da etwas zu verrichten hätte; welches bewilliget wurde. Weil der Weg durch einſame Oerter und theils durch den Wald ging, ſo hoffte ich, durch dieſen Gang mich in etwa zu erleichtern.

So bald ich im Walde war, ließ ich meinem Schmerze freien Lauf, und wandte mich flehend zum Herrn, und bat ihn wehmüthig, er möchte mich doch unterſtützen, mir Rath und Unterweiſung geben, wie ich durchkommen ſollte. Auf einmal kam mir ins Gemüth: Verlaß Vater, Mutter und alles! der Herr wird dich ſchützen, und in allem durchhelfen. — Bei dieſem Gedanken ward ich beruhigt, erlangte eine große Heiterkeit im Gemüthe und dachte von nun an mit Ernſt darauf, wie und auf welche Art ich meine Hinwegreiſe einrichten wollte. — Da ich gegen Mittag wieder nach Hauſe kam, und alle ſahen, daß ich wieder heiter war, ſo nahmen ſie auch wieder ihr gewöhnliches heiteres Weſen an, und dachten ohne Zweifel, dieſer Auftritt würde bald vergeſſen ſeyn.

Ich hatte keinen Menſchen, dem ich mein Herz entdecken konnte. Meinem Vater hatte ich heilig angelobt, nicht wieder zu meinen Freunden, den ſo genannten verdächtigen Menſchen, zu gehen; und meine Gewiſſenhaftigkeit foderte, dieß Verſprechen zu halten. Deßwegen war nun kein anderer Weg übrig, als mein väterliches Haus zu verlaßen. Aber wohin ſollt ich mich wenden, da mir in der ganzen weiten Welt niemand bekannt war? — Amſterdam lag mir am meiſten in Gedanken, und ich ſchloß: weil Böhms Büchlein daſelbſt wäre gedruckt worden, ſo müßten da auch gottſelige Menſchen zu finden ſeyn, die mich, als einen verlaßenen Freund, in Liebe aufnehmen, und auch zu einem Geſchäffte verhelfen würden, durch welches ich meinen Unterhalt verdienen könnte; wobei ich mich ſo betragen wollte, daß an meinem Fortkommen nicht zu zweifeln wäre. — Sollte aber alles fehl ſchlagen, dacht' ich in mir ſelbſt, ſo biſt du geſund, haſt Kräfte, und willſt lieber in irgend einer Arbeit, wie beſchwerlich ſie auch ſeyn mag, deinen Unterhalt ſuchen, als länger in einem ſo unerträglichen Zwang aushalten. — Indeſſen ging es im Ganzen noch ganz anders, als ich mir vorgeſtellt hatte, aber zuletzt doch, Gott ſey Dank! recht gut.

Ich hoffe nicht, daß mein Beiſpiel und Entſchloſſenheit jemanden verleiten werde, ſeine Aeltern zu verlaßen, um deſto gottesdienſtlicher leben zu können. Es wird ein ſehr ſeltener Fall ſeyn, daß jemand aus reiner Liebe zu Gott und der Gottſeligkeit ſeine Aeltern und Freunde verläßt, oder daß die göttliche Fürſehung ſolche Umſtände entſtehen läßet, wo ihm faſt keine andere Wahl mehr übrig bleibet. Dieß war mein Fall; und der Herr ſchenkte mir Gnade und Kraft, unter allen Stürmen und Verſuchungen nicht von ihm zu weichen, ſondern auszuhalten, und er bahnte mir den Weg, meinen Vorſatz auszuführen. Ein anderer, der dieſes nachahmen wollte, aber dazu keinen entſchiedenen Ruf noch Kräfte hätte, könnte alles Gute dadurch verlieren. Ich vermuthe auch, daß, wenn man im Verfolg ſiehet, wie es mir ergangen iſt, und welche harte Wege ich habe durchgehen müßen, einem jeden die Luſt vergehen werde, mir hierin nachzufolgen.

13. Brief.

Der Verfaſſer führt ſeinen Entſchluß, im Vertrauen auf die göttliche Fürſehung, glücklich hinaus. Er kommt zu Köln an, und findet daſelbſt gleich Gelegenheit, mit einem Schiffe nach Holland abzufahren. Seine Ankunft in Amſterdam. Vergebliche Mühe, daſelbſt in Arbeit zu kommen. Die Noth zwingt ihn, auf einem Oſtindiſchen Schiffe Dienſt zu nehmen.

Weil ich meine beſten Kleider nicht in meiner Kammer hatte, und die reine Wäſche mir alle

Sonntags gegeben wurde, ſo verſchob ich die Abreiſe bis auf die Nacht vom Sonntag auf den Montag. Des Samstags machte ich, daß ich bei das Leinwand kam, und nahm ſechs Hemden und einige andere Stücke davon heraus. Sonntags Abends blieb ich in meiner Kammer und machte mein Reiſepäckchen zuſammen. Nachdem nun alles im Hauſe ruhig war, wandte ich mich zu Gott, bat ihn herzlich, mein Schutz zu ſeyn, und mir durch alles durch zu helfen; auch empfahl ich ihm meine Aeltern und Geſchwiſter ganz angelegentlich. Nun ſetzte ich mich, und ſchrieb noch an meinen Vater. Der Hauptinhalt war: „daß ich ihm ein Verſprechen hätte thun müßen, „das mir nicht möglich wäre zu halten; darum „hätte ich den Entſchluß gefaßt, mich ſeiner Aufſicht zu entziehen. Meine Lebensart hätte ich „nicht mehr ändern können; würde auch lieber „den Tod wählen, als wieder von dem abzuweichen, was mir der Herr durch ſeine Gnade als „meine höchſte Pflicht zu erkennen gegeben hätte. „Daß ich ſchließlich Ihn, nebſt meiner lieben „Mutter und Geſchwiſtern, dem Herrn anempfehle, und ihnen alles Wohlergehen von Herzen anwünſchte.„ — Dieſen Brief ließ ich auf meinem Tiſche liegen.

Wie der Nachtwächter zwölf Uhr geblaſen hatte, nahm ich mein Päckchen auf den Rücken, ging durchs Haus in den Pferdeſtall, dann in den Hof und nun ferner auf die Landſtraße, die nach Köln führte. Jetzt ſuchte ich Aeltern, Anverwandten und alles zu vergeſſen, und ſahe mich als einen Pilgrim und Fremdling in dieſer Welt an, der von nun an ganz allein ſein Vertrauen auf die göttliche Fürſehung ſetzen müßte. Meine mehreſte Sorge hatte ich wegen eines Paſſes; denn, da es mitten im ſiebenjährigen Kriege war, und die Franzoſen den ganzen Rheinſtrom beſetzt hatten; ſo war es ſchwer durchzukommen. Wenn ich nun wäre angehalten worden, ſo wäre kein anderes Mittel zum Loskommen für mich geweſen, als nach Hauſe zu ſchreiben; und dann würde mich mein Vater haben wiederholen laßen. Indeſſen kam ich des andern Morgens früh ohne weitere Hinderniß bei Köln an; blieb aber am Rhein, weil ich fürchtete, es möchte mir, wenn ich in die Stadt ginge, ein Paß abgefordert werden.

Hier erkundigte ich mich, ob keine Gelegenheit da wäre, zu Waſſer nach Holland zu kommen, und erfuhr zu meinem großen Vergnügen, daß in Zeit einer Stunde ein Boot dahin abfahren würde. Ich gab dem, der mir ſolches ſagte, ein Trinkgeld, um mich dahin zu bringen. Wie ich bei dem Boote ankam, war der Steuermann ſchon drinnen. Ich accordirte die Fracht mit ihm, ſetzte mich drein, und gleich darauf fuhren wir ab. — Lange hernach hörte ich, daß um 10 Uhr ſchon ein Expreſſer von meinem Vater da geweſen wäre, um mich wieder zurück zu bringen und hier hatten ſie die letzte Nachricht von mir gehabt.

In unſerm Fahrzeug fand ich noch zween Mitreiſende; einer war ein Frankfurter, der andere ein Apothekergeſelle. Der Frankfurter war ſchon in Surinam Plantagenſchreiber geweſen, und wollte auch jetzt wieder dahin. Wir fuhren alſo den Rhein hinunter, und dachten alle nach Amſterdam zu reiſen. Ich kam noch als überall ohne Paß durch; nur bei Weſel wäre ich beinah angehalten worden. Als wir die Brücke paſſirt waren, mußten wir anlanden, und wurden von einem Unteroffizier um unſere Päſſe befragt. Da ich keinen vorzuzeigen hatte, ſo gerieth ich in Verlegenheit. Der Unteroffizier kündigte mir alſo an, daß ich bleiben müßte, und gieng hin, um es dem wachhabenden Offizier zu melden. Kaum war er weg, ſo ſagte der Steuermann, wir ſollten ins Boot gehen, er wollte abfahren. Ich ſprang ins Boot, und wir fuhren ohne weitere Hinderniß davon. Ich dankte dem Herrn im Stillen, daß er mir aus dieſer Beklemmtheit geholfen hatte. — Es gieng nun ferner gut, und in einigen Tagen kamen wir nach Amſterdam.

Es war ein Glück für mich und den Apothekergeſellen, daß der Frankfurter bei uns war, ſonſt hätten wir leicht in die Hände der ſogenannten Seelenverkäufer gerathen können. Dieſer aber wußte in Amſterdam überall Beſcheid, und führte uns in eine, ihm gut bekannte Herberge.

Ich ging mit meinen Reisgefährten bisweilen aus, die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu beſehen, allein, mein Hauptverlangen war, gottſelige Menſchen, und dann ein Geſchäfte zu finden, wodurch ich meinen Unterhalt erwerben könnte.

Ich merkte unter der Hand, daß meine beiden Reiſegefährten, noch weniger als ich, mit Gelde verſehen waren; ließ mich aber nicht merken, wie ſtark meine Kaſſe noch wäre. Ich hatte indeſſen vom Hauſe nichts mitgenommen, als was ich rechtmäßig für das Meinige anſehen konnte (worunter natürlicher Weiſe auch die mir von meinem Vater geſchenkten 20 Kronenthaler gehöreten) denn meine Gewiſſenhaftigkeit ließ mir nicht zu, etwas weiter zu nehmen.

Ich bemühte mich täglich in Geſchäfte zu kommen, und ſuchte alle Gelegenheiten dazu auf; allein es wollte mir nicht gelingen. Und was die gottſeligen Menſchen angeht, deren hier anzutreffen ich mir in meinem Vaterlande ſo leicht vorgeſtellt hatte: ſo erfuhr ich nun genugſam, daß ſie ſich unter einer ſo großen Menge Menſchen doch ſo leicht nicht finden ließen. Mein Frankfurter Reiſegefährte fand noch ſo bald keine Gelegenheit, nach Surinam zu kommen, und war alſo genöthiget, ſich nach etwas anderm umzuſehen. Durch einen Anverwandten ward er mit dem Capitain eines Oſtindiſchen Schiffes bekannt, wobei er, als Schiffs-Hofmeiſter Dienſte nahm. Der andere ließ ſich als Unterchirurgus auf dem

Schiffe annehmen; und ſo blieb ich noch allein ohne Dienſt. Schon waren vierzehn Tage verfloſſen, und es hatte noch nicht den mindeſten Anſchein zu einem Geſchäffte für mich. Und obſchon ich alle Gelegenheiten dazu mit großem Fleiße aufſuchte, und mich auch an diejenigen wandte, welche einem in ſolchem Geſuche dienen können: ſo vergingen doch volle vier Wochen, und ich bat den Herrn aufs flehentlichſte, er möchte mir doch eine Thür zu meinem Unterkommen öffnen, die Arbeit möchte auch ausfallen wie ſie wollte. Denn ich hoffte noch allezeit, daß, wenn ich nur einmal eine gewiſſe einſtweilige Bleibſtätte fände, ich dann vor und nach mit frommen Menſchen bekannt werden, und, vermittelſt ihrer Hülfe und durch mein gutes Betragen, zu einem ordentlichen Geſchäfte gelangen würde. Aber, ich fand alle Wege verſchloſſen, und der Druck und die Leiden meines Gemüths nahmen deſto mehr zu, da, bei dem gänzlichen Mangel an Ausſicht zum Unterhalt, auch mein Geld anfing beizugehen.

Meine beiden Reisgefährten waren noch immer mit mir in Einem Logis; denn, weil die Mannſchaft für das Schiff noch nicht vollzählig war, ſo mußten ſie ſich indeſſen noch hier aufhalten. Ich war mit dem Frankfurter verſchiedene Mal bei ſeinem Capitain geweſen, der von Geburt ein Deutſcher war, und auch ſeine Mutterſprache noch ziemlich gut redete. Eines Tages fragte er mich, ob ich keine Luſt hätte, mit nach Oſtindien zu fahren? Wenn dieß geſchähe, wollt' er mich zu ſeinem Bedienten annehmen. Ich antwortete ihm, daß ich keine Neigung dazu hätte, und lieber in Geſchäften auf dem Lande meinen Unterhalt ſuchen wollte. Er ſagte mir, ich möchte mich einmal darüber bedenken; und wenn ich Neigung dazu empfände, könnte ich wieder zu ihm kommen. — Meine beiden Reiſegefährten ſuchten mich zu bereden, den Dienſt anzunehmen; ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen. Allein, da ich zuletzt keinen andern Ausweg ſah, ſo dacht' ich: Weil dir die Fürſehung keine andere Thür öffnet, als Capitains - Bedienter nach Oſtindien zu werden, ſo mußt du dich in Gottes Namen dazu entſchließen. Ich entdeckte meinen Reiſegefährten meinen Entſchluß, die ſich dann darüber freueten, und mich wieder zum Capitain führten, welchem es auch lieb war, und mir ſagte, ich ſollte mich den andern Tag nach dem Oſtindiſchen Hauſe verfügen, und Dienſte nehmen. Nachdem dieſes geſchehen war, ſo ſagte er mir: daß, ſobald das Volk durch öffentlichen Ausruf zur Einſchiffung aufgefodert würde, ich zu ihm kommen, und mit ſeinen Gütern zu Schiffe gehen ſollte.

Ich hatte zwar von Kindheit auf einen beſondern Trieb und Neigung gehabt, die Welt zu ſehen und kennen zu lernen; aber ich ward doch nun, wieder meinen Willen, recht ins Getöſe derſelben verſetzt. An Muth und Kräften fehlte es mir zwar nicht, eine der mühſamſten und beſchwerlichſten Reiſen mitzumachen; allein ich kam in eine große Verlegenheit, wann ich bedachte, wie ich in Anſehung der Gottſeligkeit durchkommen wollte. Ich hoffte indeſſen, unter einer ſolchen Menge doch wenigſtens noch Einen zu finden, der mit mir in etwa von einerlei Geſinnung wäre; allein, ich fand leider! keinen einzigen, wie der Verfolg näher zeigen wird.

Inzwiſchen hätte ich gern Jacob Böhms Schriften gehabt; allein, lange hatte ich vergebens darnach geſucht, und faſt alle Buchläden darum durchlaufen müßen, ohne ſie anzutreffen. Zuletzt fand ich ſie doch bei einem Antiquario, das iſt, bei einem Buchführer, der alte Bücher zu verkaufen hatte. Ich war recht froh darüber, kaufte ſie, und hatte, nächſt der Bibel, keine andere geiſtliche oder religiöſe Bücher bei mir auf dem Schiffe.

Endlich kam der Tag, wo bey dem Trommelſchlage ausgeruffen wurde, daß wir uns bereit machen ſollten, in dreien Tagen zu Schiffe zu gehen, worauf die Equipage von vier Schiffen hauſenweiſe aus der Stadt nach den Schiffen hinſtrömte. Wer ein ſolches Gewühl noch nicht geſehen hat, kan ſich keine Vorſtellung davon machen

chen. — Muſick, Getöſe und wildes Lärmen ſchwirret und tönet von allen Seiten ſo durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht, und alle Sinnen ſtumpf werden. Der eine weint, der andere lacht, ein dritter flucht und tobt. Einer ruft dem andern aus vollem Halſe ſein Lebewohl! zu. Weiber ſchreien, weinen und heulen über das Weggehen ihrer Männer, Aeltern über ihre Kinder, und Kinder über den Abſchied ihrer Väter, die ſie in Jahren, ja oft gar nicht, wieder ſehen. — Kurtz ein ſolcher lärmvoller Auftritt iſt nicht zu beſchreiben. Du, mein Lieber! kanſt leicht dencken, wie mir armen einſamen Pilger dabey zu Muthe ward, welche Beklemmung mein nach Ruhe ſchmachtendes Hertz, in ſolch einem betäubenden Getöſe empfunden habe, und mit welcher trauriger Empfindung es beſtürmt wurde. Doch der göttliche Held, der Ueberwinder und theure Erlöſer, welcher auch einſt auf der See in einem Schiff zu finden war, und die Seinigen im Sturm ſchützte — der war auch hier meine geheime Zuflucht, und mein Hertz hielt ſich mit kindlichem Glauben und Vertrauen an Ihn feſt, als an den, der mächtig genug iſt, die Seinige überall und in allen Stürmen und Gefahren zu erhalten. "Wenn nur, dachte ich, mein Hoffnungsſchifflein durch Sünde und Eitelkeit nicht zu Grunde geht! Wenn dieß nur nicht durch Sicherheit und Unachtſamkeit, an den Klippen des Stolzes ſcheitert: dann kommt es doch end-

„lich in den Hafen der Ruhe und Sicherheit.“ — Dank ſey es der ewigen Liebe! daß ſie es bisher noch in allen Stürmen erhalten hat!

14. Brief.

Erſte Reiſe nach Oſtindien. Traurige Gedanken des Verfaſſers bei der Ankunft auf dem Schiffe, und dem Anblick des wilden Schiffvolks. Innerer Troſt. — Ankunft an dem Cap, oder Vorgebirge der guten Hoffnung.

Wie ich auf dem Schiffe anlangte, und eine Geſellſchaft von 300 wilden und verwirrten Menſchen betrachtete, womit ich, in einen und denſelben Raum eingeſchloſſen, eine ſo große Reiſe machen ſollte: ſo ſchlug mir erſt recht das Herz. Ach! dachte ich, hier wirſt du nicht durchkommen; hier mußt du zu Grunde gehen! — Die erſte Nacht ſchlief ich wenig; wendete mich aber deſto mehr zu dem, den meine Seele liebte, bat ihn mit brünſtig-wehmüthigem Herzen um Unterſtützung in meiner gefährlichen Lage, und flehete ihn mit ganzer Aufrichtigkeit, mich lieber von der Welt zu nehmen, als zuzulaßen, daß ich wieder ins Sündenleben willigte.

Mit großer Sehnſucht, wünſchte ich, unter der Menge des Schiffvolks nur Einen zu finden, der in etwa gottesdienſtlich wäre.. Ich gab deßwegen auf alle ſehr genau Acht. Sah ich einen, der ein wenig ſtiller war, als ſeine Kammeraden: ſo ſpähete ich demſelben nach, um zu erfahren, ob er auch mit den andern fluchte und Zoten triebe. Allein, ich entdeckte endlich, zu meiner größten Betrübniß daß auf dem ganzen Schiffe kein einziger war, der auch nur den Schein der Gottesfurcht hätte. Meine geheimen Sorgen und Bekümmerniſſe nahmen daher täglich zu; aber ich konnte mich ihnen nur des Nachts überlaßen.

Als ich mich einsmals voll Sorgen und Nachdenken über meine Lage ſchlafen legte: ſo kamen mir kurz vor Anbruch des Tages mit beſonderer Anmuth und Kraft folgende Worte ins Gemüth: "Und wenn es währt bis in die Nacht, und "wieder an den Morgen: So ſoll mein "Herz an Gottes Macht nicht zweifeln und "nicht ſorgen. Ich ſprach dieſen Vers noch ſchlafend aus; ward aber über desſelben Anmuth und Kraft ganz wach, munter und heiter.— Dieſe Worte ließen eine ſolche Kraft in meinem Herzen zurück, daß ich zum Herrn ſagte: "Nun, "mein Erlöſer! ſo will ich denn nicht länger ſor"gen; deiner treuen Bewahrung überlaß ich mich: "du wirſt und du mußt auch für mich ſorgen." — Jetzt ward ich getroſt, nahm das, was mir zu thun oblag, aufs genaueſte in Acht, ſchickte mich, ſo gut ich konnte in alles, und befliß mich unter allem, dem Herrn wohlgefällig zu leben. Weil ich nicht unter dem großen Haufen der Matroſen zu ſeyn brauchte, ſo konnt' ich mich auch wohl zu

Zeiten noch in ein ſtilles Eckchen ſetzen, und etwas Gutes leſen oder betrachten.

Es iſt mir merkwürdig geweſen, daß ich in alle der Zeit, daß ich aus meiner Aeltern Hauſe gegangen war, kaum mehr ein Andenken dahin hatte: zumal nicht alſo, daß ich meinen jetzigen Zuſtand mit dem zwangvollen Leben, das ich da führen mußte, wieder zu vertauſchen gewünſcht hätte. Das Andenken an meine Aeltern war mir als eine ſehr entfernte Sache. Es war mir beinahe ſo, als ob ich keine Aeltern noch Anverwandten mehr in der Welt hätte; und daher fiel es mir auch nicht einmal ein, meinen Aeltern zu melden, wo ich hingekommen oder geblieben wäre: eine Nachläſſigkeit, die ich hernach ſehr bereuete, da ich zwei Jahre ſpäter erfuhr, daß meine liebe Mutter um meinetwillen in eine faſt tödtliche Krankheit gefallen, und auch nicht eher ganz wieder hergeſtellet war, bis ſie gehöret hätte, daß ich noch lebte. Es war ein Glück für mich, daß ich von keiner Anhänglichkeit an die Meinigen mehr wußte; denn diejenigen welche auf der See nach dem Lande ſehr verlangen, und mit ihrem Herzen noch an dem einen oder andern Gegenſtande feſt kleben, kommen ſelten gut und ohne Krankheit durch. Ja, ich habe oft geſehen daß in ſolchen Umſtänden alle mediciniſche Hülfe vergebens, und der Tod unvermeidlich iſt.

Wegen der widrigen Winde mußten wir bis den 3ten December im Texel liegen bleiben; da aber nun der Wind ins Oſten lief, ſo gingen wir noch den nämlichen Tag unter Segel. Ich hatte mich der göttlichen Fürſehung ganz und unbedingt hingegeben; wie es dieſelbe mit mir machen würde, ſo wollte ich es annehmen. Daher quälte mich auch keine Furcht, weder vor dem Meer, noch vor allen Gefahren, die mir darauf begegnen möchten; auch war meinem Gemüthe, wie mehrmalen gemeldet worden, die Furcht von Jugend auf nicht eigen geweſen. — Wir kamen bald mit dem guten Winde durch den Engliſchen Kanal und in die offenbare See. In dem erſten kleinen Sturm bekam ich die Seekrankheit, die aber, weil ich faſt gar nichts aß, in wenigen Tagen wieder vorbei gieng. Auf Neujahrstag 1760 waren wir ſchon die Inſel Madera paſſirt, und es war ſo warm, daß man im Hemde herum gehen konnte. —

Unſere Fahrt ging nun immer gut von ſtatten, bis wir unter die Linie kamen; denn hier überfiel uns eine Windſtille, die bei vierzehn Tage anhielt, und es war ſo heiß, daß man des Nachts vor Hitze im Schiffe nicht ſchlafen konnte; und auf dem Verdecke durfte man nicht ſchlafen, weil die nächtliche Kühle den Schlafenden ganz contract an ſeinen Gliedern machte. — Hier, dacht' ich, werden wir alle ſterben müßen, wenn kein Wind wieder kommt. Endlich ſtiegen Gewitterwolken auf, und mit dem Winde, den uns dieſe brachten, kamen wir weiter, und unter der

Linie weg. Die Fahrt ging nun ferner gut, und nach 3 Monaten, nämlich am 3ten März 1760, langten wir an dem Vorgebirge der guten Hoffnung an.

15. Brief.

Der Verfaſſer übt ſich mit Erfolg in den Kenntniſſen eines Seemannes. Abreiſe vom Cap. Sturm und gefährliche Lage des Schiffes.—Glückliche Ankunft in Batavia. — Laſterhaftes Leben in Indien. Der Verfaſſer hält ſich abgeſchieden. Göttliche Gnade und Bewahrung. — Abreiſe nach Canton in China.

Du wirſt es mir, mein lieber Bruder, zu gute halten müßen, daß ich dich nun noch oft und viel von Seereiſen unterhalte; denn, weil ich die Geſchichte meines Lebens ſchreiben ſoll: ſo muß ich das Aeußere mit dazu nehmen, weil ſie ſonſt keinen Zuſammenhang haben würde.

Außer der Bedienung des Capitains, mußte ich auch ſonſt noch alles lernen, was einem Seemann zu wiſſen nöthig iſt. Diejenigen, welche die Offiziers bedienen, haben alle bei der Oſtindiſchen Compagnie Seemannsdienſte genommen, und von dieſer werden ſie auch, gleich den übrigen, beſoldet. Die Offiziers geben ihnen nichts, als nun und dann ein Geſchenk. Unter den übrigen Bedienten hatte ich die oberſte Stelle, mußte te aber auch, weil ich der größte und ſtärkſte war, überall der erſte im Angreifen ſeyn. Unſer Amt und Poſten war, an dem hinterſten Maſt das Kreuzſegel, welches das oberſte an demſelben iſt, feſt oder los zu machen. Ich hatte bald Einſicht in das Werk, welches mir zu thun oblag. So bald nur gerufen ward, mußten wir — es mochte bei Tag oder bei Nacht ſeyn — oben auf den Maſt ſteigen, um das Kreuzſegel zu befeſtigen oder los zu machen: und ich konnte, auch im Sturm, dieſes Amt ohne Furcht verrichten. Weil der Capitain meine Entſchloſſenheit und Fähigkeit bemerkte; wollte er mich zu einem rechten Seemanne bilden. Meine geographiſchen Kenntniſſe brachten mich bei den Offiziers in Achtung. Da ſie ſich nur mit Seekarten abgaben, und keine Landkarten (auch wenig Kenntniß davon) hatten: ſo beſaß ich mehr Kenntniß von dem Innern der Länder, als ſie alle, und hatte auch verſchiedene Karten von Oſtindien bei mir. — Diejenigen, welche ſich bis dahin noch zu Offiziersſtellen empor geſchwungen hatten, waren mehrentheils alle ungelernte Matroſen, die ſich durch die Länge der Zeit einige Fertigkeiten in der Seemannskunſt, oder Seefahrt, erworben hatten; und ſo wurden ſie dann wohl bis zu Capitains befördert.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hatten die Bewohner jetzt, im Märzmonat, den Anfang ihres Herbſtes. Aepfel, Weintrauben und andere Obſtarten waren ſchon zeitig, und wir erquickten uns nach den ausgeſtandenen Beſchwerten einer dreimonatlichen mühſamen Reiſe recht herzlich damit. Wir blieben aber nur ſechszehn Tage daſelbſt, verſahen uns in dieſer Zeit mit allem Nöthigen, und ſegelten weiter. Wir nahmen nunmehr unſern Lauf durch das ſtürmiſche Südmeer.

Wir hatten guten Wind bis einige hundert Meilen vom Vorgebirge; nun aber verwandelte ſich dieſer Wind in einen Sturm. Da der Wind aber hinter uns war, ſo ließen wir uns vor einer gerifften Fock *) von Wind und Wolken fort treiben. Aber plötzlich ward der Sturm ſo heftig, daß kein Segel mehr gebraucht werden konnte, und die Wellen von Hintenher auf das Schiff einbrachen. Dieſes iſt eine der gefährlichſten Lagen für ein Schiff; denn wenn es einen Sturm aushalten ſoll, ſo muß das Vortertheil nach dem Wind zu liegen. Um dieſes alſo auch jetzt in dieſer Gefahr zu bewerckſtelligen, mußten wir das Schiff, mitten in den entſetzlich tobenden Wellen herum

---

*) Ein Segel wird nur bey ſtarckem Wind gerifft; wodurch daſſelbe verkleinert wird. In die Marſchſegel können drei Riffte gelegt werden; durchgängig wird aber nur eines in die Fock gelegt. Dieſes geſchicht durch platte geflochtene Seilcher, die ſchon allezeit dazu in dem Segel ſtecken, und an die Raa, woran das Segel hängt, beim Riffen befeſtigt werden.

herum gehen laſſen. Dieſes Herumweyden des Schiffs in einem heftigen Sturm, iſt eine der gefahrvolleſten Unternehmungen eines Seefahrers, und manches Schiff geht darüber verloren. — Alles wurde indeſſen bei uns in Bereitſchaft geſetzt, um, in dem Fall, daß das Schiff nicht wieder unter den Wellen heraus wollte — die Maſten abzuhauen und wegtreiben zu laſſen, und die Kanonen über Bord zu werfen. Wie alle Anordnungen getroffen, und ein jeder an ſeinem beſtimmten Platz war, ſingen wir an, durch die Wellen herum zu gehen. Der Sturm war von Grad zu Grade noch heftiger geworden. Da man nun wegen des Sturmes keine Segel brauchen kann, und alſo das Schiff in ſolcher Enthaltloſigkeit ſich der See völlig Preis geben muß: ſo brachen die Wellen, als die Seite des Schiffes gegen den Wind zu liegen kam, ſo ſtark auf daſſelbe ein, daß es faſt gänzlich von der See bedecket war; und ein jeder, der nicht davon wollte weg geſchwemmet werden, mußte ſich gut feſt halten, oder gar feſt binden. Nach einer viertelſtündigen Todesgefahr kamen wir mit dem Schiffe herum; und obſchon der Sturm noch heftig anhielt: ſo konnte unſer Schiff, weil es neu war, und nun nach dem Winde zu lag, denſelben doch aushalten. Aber fünfzig Schafe und in die zwanzig Schweine, die wir vom Cap mitgenommen hatten, gingen in dem Sturm alle verloren. Was von ihnen nicht hinweg geſchwemmt war, lag entweder todt geſtoßen oder erſoffen auf dem Schiffe. Aber von der Equipage kam kein Menſch ums Leben, und unſere Maſten erhielten wir auch.

Nach überſtandenem Sturm ſetzten wir unſern Lauf weiter fort, und ſegelten im Angeſicht der zwei unbewohnten Inſeln St. Paul und Amſterdam vorbei, hielten den Curs öſtlich bis wir Neuholland ins Geſicht bekamen; jetzt wendeten wir uns nordwärts und kamen an die Inſel Java. Beinahe vierzehn Tage lang ſegelten wir, mit Paſſatwinden und bei dem ſchönſten Wetter, im Geſichte dieſer Inſel und längſt derſelben hinauf. Da dieſe Inſel mit Bergen und Thälern häufig abwechſelt, mit immerwährendem Grün bedeckt iſt, und hier und da die, mit Cocosbäumen umgebene Dörfer und Hütten der Indianer ſich an der Küſte zeigen und durchſchimmern: ſo gewähret ſie den vorüber Segelnden einen ungemein reizenden Anblick. Und es iſt leicht zu denken, wie erquicklich dieſer Anblick für uns war, die wir in langer Zeit nichts als Himmel und Waſſer geſehen, und mit ſtürmiſchen Meeren gekämpft hatten, nun aber endlich uns einem ſichern Hafen naheten. Am Ende der Inſel kamen wir in die Straße Sunda, die zwiſchen den Inſeln Java und Sumatra durchgehet. Hier wurden wir erſt von den Javanern bewillkommet, und mit Schildkröten, Cocosnüſſen und andern Indianiſchen

Früchten erquickt. Darauf ſegelten wir fort bis Batavia, wo wir den 3ten Junius 1760, alſo nach einer 6 monatlichen Fahrt, glücklich anlangten.

Hier ging ich mit dem Capitain ans Land, und hatte Gelegenheit, die Stadt zu beſehen. Allein das Land gefiel mir beſſer als die Stadt; denn es iſt nichts Beſonderes und Merkwürdiges in derſelben, als nur, daß man der Leute von allerhand Nationen beiſammen findet. Europäer, Javaner, Chineſer, Macaſſer ꝛc. laufen da durcheinander, aber weder bei dem einen noch dem andern findet man etwas von Gottſeligkeit. Die dortige Lebensart iſt gröſtentheils nur ein Gemiſch von allen Leſtern. Ich hielt mich von allem, was mir auch den geringſten Anlaß zu einem unordentlichen Leben hätte geben können, ganz abgeſchieden, und ſuchte mich, durchs Gebeth und Hinzunahen zu Gott und meinem Erlöſer Jeſu Chriſto, durchs fleißige Leſen in der Bibel und Böhms Schriften, in der Gottſeligkeit zu befeſtigen. Hierzu ſchenkte mir auch der Herr manchen Zufluß ſeiner Gnade zur Unterſtützung. Manche Gebrechen, Fehler und Schwachheiten, ja oft das Gefühl eines Hangs, mich irgend in ſündliche Handlungen einzulaſſen, wozu ich von andern aufgemuntert wurde, verſetzten mich in große Furcht und Sorgen, ich möchte von Gott abkommen, und wieder mit in ein ſündliches Leben verflochten werden. Allein, das Andenken an meinen vorigen Kampf, und an die wunderbare Begnadigung, welche ich darauf erfahren hatte, ſetzte mich auf einmal wieder in einen ſolchen feſten Zuſtand, und gab mir aufs neue ſolche Kräfte, daß ich beſchloß, lieber zu ſterben, als wieder in eine ſündliche That zu willigen *)

Da unſer Schiff ſchon in Amſterdam nach China beſtimmt worden war: ſo ließen wir unſere Soldaten in Batavia; und nachdem die Schiffsladung gelöſcht war: ſo wurden wieder andere Güter, ſonderlich viel Pfeffer und Spezereien hineingeladen. Nach drei Wochen ſegelten wir alſo von hier ab nach Canton in China, welches noch 500 Meilen weiter als Batavia liegt, und wo wir einen Weg von 4100 Meilen zurück gelegt hatten.

16. Brief.

(* Dieſes Feſt werden des Herzens geſchieht freilich durch Gnade allein, es heißt auch: Sehet zu, daß nicht jemand Gottes Gnade verſäume.— Hier war ſie durch die Treue in der erſten Liebe und durchs Gebeth und Leſen des Worts Gottes, mitten unter den Verführern, benutzt worden. — Daher die Feſtigkeit des Herzens, das wie die Magnetnadel nicht ruhen kann, bis es ſeinen Polarſtern wieder gefunden hat. Der gebrechliche Wandel und der Mangel an Frieden und Feſtigkeit des Gemüths ſo vieler Chriſten, hat ſeinen erſten Grund in dem Mangel der Treue und gänzlichen Uebergabe in der erſten Liebe. Anmerk. des Redacteurs.

16. Brief.

Schreckliche Folgen der Wut über einen Diebſtahl. — Ankunft in Canton; Wohlfeile daſelbſt. Des Verfaſſers Gedanken über die Einführung des Chriſtenthums in China. — Fürchterliches Gewitter. Der Bliz zündet den Maſt an. Sie halten ſich alle für verloren. Zween Matroſen blieben todt. — Der Brand wird gelöſcht, und die Gefahr iſt vorüber. Wirkung der Noth auf die rohen, laſterhaften Menſchen; ihr Betragen, nachdem ſie vorüber war. — Zurückkunft auf dem Cap — und endlich in Holland.

Eine Begebenheit, die ſich auf unſerm Schiffe zutrug, und ſchreckliche Folgen hatte, kann ich nicht vorbei gehen.

Der Oberſteuermann hat, wenn der Capitain ans Land gegangen iſt, in allem das Comando auf dem Schiffe. Wie unſer Schiff wieder geladen war, und nun in einigen Tagen unter Segel gehen ſollte, ging der Oberſteuermann noch für einige Tage ans Land, nach Batavia, ließ aber ſeinen Bedienten zurück. Dieſer ſagte zu dem Unterſteuermann, der nun (in Abweſenheit des Oberſteuermanns) Befehlshaber war: daß ihm ſein Herr befohlen hätte, er ſollte nachkommen, und ihm noch einige Kleidungsſtücke mitbringen. Dieß Vorgeben war aber eine Lüge. Indeſſen gab ihm der Unterſteuermann Erlaubniß, welche der ungetreue Menſch aber dazu benutzte, daß er ſich einen Pack zuſammen machte, und über drei hundert Spaniſche Piaſter oder Thaler von ſeines Herrn Gelde mit hinein that, mit dem Pack aus Land ging, und ſich auf und davon machte. Wie der Oberſteuermann wieder aufs Schiff kam, fragte er: wo ſein Jan wäre? (dieß war der Name ſeines Bedienten.) Der Unterſteuermann beantwortete ſeine Frage mit der Gegenfrage: ob er denn nicht bei ihm geweſen wäre? und erzählte ihm zugleich den Hergang der Sache. Der Oberſteuermann geht in ſeine Kammer, und findet; daß ſein Jan ihn beſtohlen hat. Wütend ſtürmt er da wieder heraus, und geht gleich wieder ans Land; aber Jan ließ ſich nirgend mehr finden. Des andern Tages kam der Capitain wieder an Bord, und den darauf folgenden Tag ſegelten wir ab. Der Oberſteuermann ſah wie eine Furie aus. Am zweiten Tage unſerer Fahrt lag er ſchon im heftigſten Fieber, und fantaſirte ſchrecklich. Er rief ſeinem Jan, ſchalt auf ihn, ſprang auf, griff nach dem Degen und wollte Jan erſtechen. Es war ein entſetzlicher Auftritt mit dem Manne! — Am fünften Tage war er in einem ſo hohen Grade raſend, daß man ihn binden mußte — und in ſolcher Raſerei ſtarb er am ſiebenten Tage.

Ich ſah das alles mit an, und war mehrentheils mit dabei. Es gab mir einen tiefen Eindruck, und ich dachte: Wohin kann doch das Geld den Menſchen nicht bringen! — Unſer Schiffsarzt ſtarb vierzehn Tage darnach an einem hitzigen Fieber. Man fand viel Silberwerk und andere Sachen, mit des Oberſteuermanns Namen bezeichnet, bei ihm, die er demſelben in ſeiner Krankheit entwendet hatte. So ſieht es oft auf Seefahrten aus!

In Zeit von drei Wochen kamen wir, ohne beſondern Zufall, zu Canton in China an. Hier hielten wir uns ſechs Monate auf. Das Schiff mußte unterſucht und überall ausgebeſſert, die mitgebrachten Güter an die Chineſer verkauft, und dagegen wieder Thee, Porzelian, Seide ꝛc. zur Rückladung von ihnen eingekauft werden. In China gefiel es mir gut. Man hat da gute und nahrhafte Lebensmittel, nebſt mancherlei Früchten oder Obſtwerk in Menge und ſehr wohlfeil. Acht Aepfelſinen oder Oranienäpfel konnte ich für einen Stüber kaufen. — Die Thätigkeit und den Fleiß dieſer Leute in allen Geſchäfften, ſonderlich im Ackerbau mußte ich bewundern. In die Stadt durften wir nicht kommen, ſondern mußten in der Vorſtadt bleiben, wo die Holländiſche, Engliſche, Däniſche, und Schwediſche Faktoreien waren! Hier macht es der Zuſammenfluß einer großen Menge thätiger und dabei ſauber gekleideter Menſchen zu Waſſer und zu Lande auſſerordentlich lebhaft. — Es that meinem Herzen wehe, daß das wahre Chriſtenthum bei den Chineſern noch keine Wurzel gefaßt hatte. Oft wünſchte ich, daß es nur einmal dem

Aeußern nach unter ihnen ausgebreitet wäre; ſo wäre doch Gelegenheit da, daß die Gnade noch manche zu wahren Chriſten machen könnte. Ernſt, und Anlage zur Religioſität liegt in ihrem Charakter; aber auch viel Falſchheit und Betrug: Laſter, woraus ſie ſich eine Ehre machen. Es hat noch gar kein Anſehn dazu, daß das Chriſtenthum bei ihnen Eingang finden werde. Vielleicht möchte der Weg dazu beſſer gebahnt werden, wenn die aus Europa zu ihnen kommenden Nam-Chriſten nicht eben ſo ſchlecht, wo nicht noch ſchlechter und laſterhafter als ſie ſelbſt, lebten. Vielleicht, weil die Chriſten ihren Glauben durch Lehr und Leben ſo ſehr verläugnen, und keine Chriſten mehr ſeyn wollen; vielleicht verpflanzt der Herr das Licht des Evangeliums einmal zu jenen, weil es dieſe nicht mehr achten, weil ſie es durch den Nebel loſer Lehre und Irrthümer verdunkeln, und auslöſchen wollen; ja weil ſo viele es boshaft anfeinden, es muthwillig von ſich ſtoßen, und nichts mehr davon hören noch wiſſen wollen. — Möchte es doch ohne dieſen ſchrecklichen Verluſt geſchehen!

Nachdem wir in China unſere Ladung eingenommen hatten, und alles in Ordnung war, gingen wir den 8ten Januar, 1761 wieder unter Segel. Auf der Prinzen-Inſel in der Straſſe Sunda nahmen wir noch Holz und Waſſer ein, und ſetzten unſern Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort. Wir waren noch einige hundert Meilen davon entfernet, als uns ein ſchreckliches Gewitter überfiel, wodurch wir alle das Leben zu verlieren fürchteten. Es war Abends gegen 8 Uhr, als dieß fürchterliche Gewitter aufſtieg. Es ſah aus, als ob die ganze Atmosſphäim Feuer ſtünde, und die ſchrecklichſten Blitze und Donnerſchläge wechſelten mit der dickſten Finſterniß ab. Alles ſchien, ſich bei und um uns zuſammen zu ziehen. Der Wind, welcher Anfangs nicht ſtark dabei wehete, war uns günſtig, und wir ſegelten mit demſelben eine gute Strecke fort. Aber, gegen 11 Uhr in der Nacht ward der Wind ſtärker; alle Segel, auſſer dem Fockſegel wurden feſt gemacht; vor demſelben ſegelten wir fort. Um halb zwölf aber wurden Blitz und Donnerſchläge ſo heftig, daß wir alle Augenblicke befürchteten, davon zerſchmettert zu werden. Jetzt ward befohlen das Fockſegel feſt zu machen. Dazu gehören zwanzig bis dreißig Mann. Wie dieſe eben auf den Maſt und Raa geſtiegen und am feſt machen waren, fuhr der Blitz-Strahl mit ſolcher Gewalt und Krachen, auf die Spitze der vordern Stange, und ſo an dreien Seiten des Fockmaſtes herunter, daß er auch die, ſo noch im Schiffe, oder in der Keule waren, danieder warf. — Alles ſchrie: Wir ſind verloren! — Ich ſtand bei dem Capitain auf dem Halbverdeck, ging aber von ihm hinweg, und ſetzte mich auf die nächſte Kanone. Hier wandte ich mich zu Gott meinem

Erlöſer, und befahl mich ihm in der, wie ich glaubte, letzten Stunde meines Lebens von ganzem Herzen an. Auf dem Schiffe aber ſchrie alles jämmerlich durch einander. Nachdem aber der Kapitain von ſeiner Betäubung wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, und ſah, daß der Maſt im Brande ſtund: ſo rief er durchs Sprachrohr (welches bei ſtarkem Winde allezeit im Commando gebraucht wird): die Brandſprütze! die Brandſprütze! — Sobald wie dieſe Stimme erſchallete, ſtillete ſich das entſetzliche Lamentiren, und jeder, der laufen konnte, eilete nach der Brandſprütze; und in einigen Minuten war ſie im Gange. Durch das ſtarke Sprützen und die andern Anſtalten zum Löſchen, — wobei der, einem Wolkenbruch ähnliche Regen, welcher bei dieſem Schlage losbrach, trefflich zu ſtatten kam — gelang es uns, das Feuer völlig zu dämpfen. Wie nun hier die Gefahr vorüber war, ſo rief der Capitain: **Pril die Pompe!** *) (Solches geſchieht alle Abends um 8 Uhr vom Quartiermeiſter, und der muß alsdann den Capitain benachrichtigen, wie viel Zoll Waſſer im Schiffe ſind.) Jetzt ward alſo geprilt, und gerufen: ſo und ſo viel Zoll. Dieß war nicht mehr als Abends um

---

*) Pril iſt ein Maasſtab worauf die Zölle gekerbt ſind, wodurch auf Schiffen unterſucht wird, wie viel Fuß, oder auch Zoll, das Schiff Waſſer enthält.

8 Uhr geweſen war. Nun rief der Capitain: Faßt Muth, Kameraden! es ſoll noch wohl gut gehen. Er befahl weiter, weil es ganz finſter war, die Namen nach der Muſter-Rolle aufzurufen, um zu wiſſen, wie viele todt wären; und es befand ſich, daß zwei todt geblieben, viele aber vom Blitze niedergeworfen, und manche ſtarck gelähmt waren.

Die zwei Getödteten waren die böſeſten Buben auf dem ganzen Schiffe. Diejenigen, welche des Abends vor acht Uhr noch bei ihnen geſeſſen hatten, erzählten, daß ſie bei dem Rauchen ihrer Pfeife über Gott, Himmel und Hölle geſpottet, und alles was heilig iſt, geläſtert hätten, ja, daß einer den andern in gottloſen Reden noch zu übertreffen geſucht hätte. Um zwölf Uhr waren ſie ſchon durch dieſes Gericht hinweg genommen, und in die andere Welt verſetzt worden. Merkwürdig war es mir, daß ſie zwar beide auf der Fockraa (über der Arbeit das Segel feſt zu machen)ſich befanden; der eine aber nächſt dem Maſt, und der andere von dannen noch weit hinaus über dem Waſſer war, ſo daß ſie noch acht Mann zwiſchen ſich hatten. Demjenigen, ſo nächſt dem Maſt geſtanden, hatte der Blitz von hinten zu alle Kleider verbrannt, und ihn herunter geworfen; er hatte durch den Fall noch einen Arm und ein Bein gebrochen. Der andere war zwiſchen den übrigen herausgeſchlagen und ins Meer herab geſchleudert worden. — Die Gelähmten erholten ſich allgemach wieder. Der Maſt war ſehr beſchädigt, doch wurden Schalen **) darum gelegt, und ſo ward er wieder ſo ziemlich brauchbar. — Auf dieſes Gewitter folgte noch ein heftiger Sturm, der einige Tage anhielt. Nachdem ſich derſelbe gelegt hatte, und alles wieder in Ordnung gebracht war, ſo ſegelten wir weiter.

Hier hatte ich rechte Gelegenheit, zu bemerken, welche Wirkungen ſolche Begebenheiten bei dem trotzigen und verzagten menſchlichen Herzen hervor bringen; aber ich wurde auch mehr als jemals überzeugt, daß, wenn die Gnade und Liebe Jeſu das Herz nicht ändern, alle die ſcheinbare Beſſerung, welche die Furcht in ſchreckbaren Ereigniſſen erzeugt, gar bald wieder hinweg fällt und zu nichte wird. Vor dem ſchrecklichen Gewitter und Sturm machte ſich unſer Schiffvolk meiſt alle Abende mit Tanzen luſtig, wobei denn die ſchlechteſten und garſtigſten Lieder angeſtimmt wurden. Während den furchtbaren Tagen und noch einige Zeit darnach aber hörte und ſah man davon nichts mehr. Alles das entſetzliche Fluchen und Schwören hatte auch ein Ende genommen, und des Abends hörte man ſie geiſtliche Lieder ſingen. — Man glaubte, in eine ganz andere Region verſetzt zu ſeyn. Aber, dieſes war leider! von kurzer Dauer; denn, da wir nach
drei

**) Ausgehölte maſtdicke Hölzer, wodurch der Maſt wieder Stärke erhält.

drei Wochen an dem Vorgebirge der guten Hoffnung angelangt, und nun außer Gefahr waren, da ging das vorige Leben von neuem wieder an.

Hier mußten wir uns einige Zeit aufhalten, um die letzten aus Indien kommenden Schiffe abzuwarten, damit wir, weil noch Krieg in Europa war, in Einer Flotte nach Hauſe ſegeln konnten. Endlich, nachdem die letztern Oſtindiſchen Schiffe, welche die Zahl von zwölfen voll machten, angelangt waren: ſo traten wir zuſammen die Rückreiſe nach Europa an. Die Reiſe ging auch ohne weitern Unfall glücklich von ſtatten. Weil es aber noch nicht ſicher war, durch den Kanal zu ſegeln; ſo fuhren wir um Irland und Schottland gegen Norden um die ſchetländſche oder auch hitländſche Inſeln herum, wo wir Holländiſche Kriegsſchiffe zu finden hoffeten. Wir fanden deren auch wirklich zwei daſelbſt, die uns erwarteten. — Es war tief im Monat Junius, und der Tag ging gar nicht vom Horizonte weg. Des Nachts um 12 Uhr konnte ich ſo gut leſen, wie bei hellem Tage. — Wir ſetzten durch die Nordſee unſere Reiſe fort, und langten im Anfange des Julius 1761 in Holland wieder an.

17. Brief.

Der Verfaſſer war auf der ganzen Reiſe immer geſund. Sein unverrücktes Anhangen an Gott. — Er meldet ſeinen Aeltern ſeine Ankunft in Holland, kann ſich aber noch nicht entſchließen, zu ihnen zu reiſen. Er reiſet nach Hamburg und Altona. Sein Wunſch, gottſelige Menſchen, und durch ihre Hülfe Arbeit und Unterhalt zu finden, bleibt unerfüllt. Er geräth darüber in große Verlegenheit, und ſieht abermal keinen andern Ausweg, als auf die See zu gehen. — Er meldet ſeinen Aeltern ſein Vorhaben, mit Beifügung ſeiner Adreſſe in Amſterdam.

So war nun dieſe Reiſe vollendet, und durch Gottes Gnade war ich von dem Vorſatze, ganz meines Erlöſers zu ſeyn, nicht abgebracht worden. Ihm nur allein in Aufrichtigkeit meines Herzens zu dienen, Ihn über alles zu lieben, dieſer Endſchluß war, durch ſeinen gnädigen Beiſtand, feſt und unerſchütterlich geblieben. Er ſchenkte mir aber auch hierzu ſolche Einflüſſe ſeiner Gnade und Liebe, und belebte meinen Muth ſo kräftig, daß ich lieber hätte ſterben wollen, als irgend in eine Sünde willigen. Mit dieſen Geſinnungen im Herzen kam ich wieder in Holland an.

Obſchon wir viermal die Linie paſſirt hatten, ſo war ich doch während der ganzen Reiſe ſo geſund geweſen, daß ich mich keiner Stunde erinnern kann, worin mir etwas an der Geſundheit

heit gefehlt hätte. Die Seekrankheit iſt jedoch hievon auszunehmen, welche man aber eigentlich keine Krankheit nennen kann. Der gute Gott unterſtützte mich in allem, ſchenkte mir Fähigkeit, daß ich mich überall beliebt machen konnte, ohne mich irgend in eine ſündliche oder unanſtändige Handlung oder Verbindung einzulaßen. Dieß hinderte aber nicht, daß ich nicht viele Schwachheiten, Fehler und Gebrechen in und an mir ſah.

Wenn ich meine Abneigung zu erkennen gab, wieder aufs Meer zu gehen: ſo riethen mir der Capitain und andere Officiers das Gegentheil, und ſagten, daß ich ferner dieſe Lebensart beibehalten müßte, weil ich ein guter Seemann werden, und, als ein ſolcher, es weit bringen würde. Der Capitain erbot ſich, für mich zu ſorgen, und mir zu einer guten Stelle zu verhelfen. Allein dieß war meinen Geſinnungen ganz zuwider. Er ſelbſt, der Capitain, hatte ſich aber auch ſo ſchlecht betragen, daß die, von der Oſtindiſchen Compagnie nach China geſandten Kaufleute ihn, nach ihrer Retour, verklagten, ſo daß er bei der Compagnie kein Schiff wieder erhielt.

Indeſſen konnte ich mich doch auch nicht entſchließen, wieder zu meinen Aeltern zurück zu kehren, weil ich nicht wußte, ob ſie mich in Liebe annehmen, oder wieder auf den vorigen Fuß behandeln würden.. Ich nahm mir alſo vor, gleich nachdem ich mein Geld von der Compagnie würde erhalten haben, nach Altona bei Hamburg zu reiſen. Denn, weil ich geleſen und gehört hatte, daß es daſelbſt allerlei Religionsverwandten gäbe, ſo ſchloß ich, daß darunter auch gottſelige Menſchen ſeyn müßten. Es war mir um nichts anders zu thun, als derſelben ausfündig zu machen, und dann, Geſchäfte zu bekommen, wobei ich meinen Unterhalt verdienen könnte. Viel Geld und Gut in der Welt zu gewinnen, war von meiner Denkungsart weit entfernt. Wenn mich die göttliche Fürſehung nur einmal dieſes Glücks gewährete, mir fromme Freunde und ein ruhiges Plätzchen zur Arbeit für mein Auskommen anzuweiſen: dann wollte ich alle Kräfte Leibes und der Seele im Dienſt und in der Liebe meines Gottes anwenden und verzehren. Mit dieſer Angelegenheit, mit dieſem Verlangen war ich ganz eingenommen. — Aber, welche ſonderbare Wege habe ich noch durchgehen müßen, ehe es dem Herrn gefiel, mir dazu zu verhelfen!

Als ich wieder in Amſterdam angekommen war, ſchrieb ich an meinen Vater, und meldete ihm: "daß ich eine Reiſe nach Oſtindien gemacht "hätte, und jetzt hier wäre. Ich hoffte, daß Er, "nebſt meiner lieben Mutter und Geſchwiſtern, "ſich noch alle wohl befänden. Dieſes einmal "zu vernehmen, würde mir herzlich angenehm "ſeyn; ich könnte aber Ihre Antwort in Amſter-

"dam nicht abwarten, weil ich entſchloſſen wäre, "eine Reiſe nach Hamburg zu thun. So bald ich "einen ſichern Ort des Aufenthalts hätte, wo ich "eine Antwort abwarten könnte, wollte ich ihm "wieder ſchreiben, und dann hoffte ich, ihr ſämmt"liches Wohlergehen zu vernehmen u. ſ. w.

Nachdem ich mein Geld von der Oſtindiſchen Compagnie erhalten hatte, reiſete ich mit einem Hamburger Schiffe nach Altona. Hier bemühete ich mich gleich, gottſelige Menſchen zu entdecken, und Arbeit zu meinem Unterhalt zu finden. Ich ging in die Menonitiſche und einige andere Verſammlungen, fand aber niemand, mit dem ich mich über die Gottſeligkeit, nach meinem Gefühl und Erkenntniß, hätte unterhalten und mich vertraulich einlaßen können. Die Meynungen, wodurch ſich die einen von den andern unterſchieden, hatten nichts als äußere Form, und zu ſehr den Stämpel der Parteilichkeit, als daß ich mich damit aufhalten konnte.

Weil ich die Prediger in meinem Vaterlande ſo gut kannte, und das nicht bei ihnen gefunden hatte, was ich für ächte Gottſeligkeit hielt; auch unſer Prediger beſonders, viel zu meinen widrigen Schickſalen beigetragen hatte: ſo ſuchte ich auch die Freunde für mein Herz nirgend, weder bei den Predigern noch der kirchlichen Partei; ſondern ich glaubte, nach Entweichung aus meinen nem väterlichen Hauſe, ſie allein (wie in meinem Vaterlande) bei denen zu finden, welche man für Sectirer hielt, mit welchem Namen ich auch ſelbſt immer belegt wurde. Da ich nun theils gehöret, theils geleſen hatte, daß ſich dergleichen Leute viel in Altona aufhielten: ſo war dieß der Beweggrund, daß ich dahin reiſete. Gott ließ es aber, nach ſeiner Weisheit, nicht zu, daß ich jemand antraf, mit dem ich in Gemeinſchaft gekommen wäre. In der Folge, nachdem ich mehr inneres Licht in den Wegen der Gottſeligkeit erlangt hatte, erkannte ich auch mit Ueberzeugung, daß es eine Bewahrung Gottes für mich geweſen war, in keine Partei eingeflochten zu ſeyn. Hätte ich in meiner damaligen Gemüthsfaſſung fromme, mit mir harmonirende Freunde angetroffen, die ſich irgend zu einer beſondern Partei gehalten, oder eine neue errichtet hätten: ich würde mit Freuden mich zu ihnen geſellet, und alles angenommen haben; und ſo wäre ich vielleicht verſtricket, und des Guten verluſtig geworden, wozu mich mein Erlöſer beſtimmt hatte.

Vergebens ſuchte ich alſo gottſelige Menſchen; auch konnte ich keine Geſchäffte finden, welche Mühe ich mir auch deßwegen gab. Mein Kämpfen und Ringen mit der Fürſehung, um mir zu helfen, ſtieg aufs höchſte. Indeſſen war keine Hülfe noch Rettung zu ſehen noch zu finden. Große Noth und Kampf wechſelten mit einer ſchwachen Hoffnung in mir ab. Endlich ergab ich mich in Alles, was nur dem Herrn gefallen möchte mit mir zu machen. — Ich hatte ein theures Logis, wo ich viel Geld verzehrte, und hatte mich ſchon eine geraume Zeit allhier aufgehalten. Mein Geld fing an, ſo beizugehen, daß ich mich wieder wegbegeben oder in Schulden ſtecken mußte, und ſo hätte ich zuletzt als ein Betrüger weglaufen müßen. In dieſem kümmerlichen, rathloſen Zuſtande fragte ich mich ſelbſt: Was ſoll ich nun anfangen? — Mich an meinen Vater zu wenden, ihn um Geld zu bitten, um zu ihm nach Hauſe zu reiſen, war mir härter als der Tod; denn, ich dorfte anders nicht erwarten, als, aufs gelindeſte genommen, öftere Vorwürfe über mein Weggehen, und vielleicht das vormalige drückende Joch des Gewiſſenszwanges. Dieſen Schritt konnte ich alſo unmöglich thun; nicht nur die Furcht vor Zwang, ſondern auch mein Ehrgeiz hielten mich davon ab. — Was blieb mir alſo anders übrig, als nach Amſterdam zurück zu reiſen, und wieder Dienſte auf einem Oſtindiſchen Schiffe zu nehmen? Alle andere Wege zu meinem Unterhalte waren nun einmal für mich verſchloſſen. Ich entſchloß mich alſo gezwungener Weiſe hiezu, verkaufte einige Sachen, um meine Schulden zu bezahlen, und es blieb mir noch ſo viel übrig, daß ich nach Amſterdam reiſen konnte.

Ich kam daſelbſt an, als die letzte Mannſchaft auf die Oſtindiſche Schiffe angenommen ward, und nahm gleich wieder Dienſte. — In ein Paar Jahren, dacht' ich, biſt du, ſo Gott will! wieder hier, und haſt dann ſo viel Geld verdient, daß du mit Ehren wieder nach Hauſe reiſen kannſt.

Jetzt ſchrieb ich nochmal an meinen Vater, und berichtete ihm: "daß ich zwar von Hamburg " wieder zurück gekommen wäre, aber auch ſchon " wieder Dienſte nach Oſtindien genommen hätte; " und in einigen Tagen würde ich ſchon nach dem " Texel abgehen. Er möchte mir doch die Liebe " beweiſen, und mir ſchreiben, wie ſie ſich noch alle befänden. Den Brief könnte er an mein Logis (das ich ihm bekannt machte) adreßiren, ſo " würd' ich ihn unfehlbar im Texel erhalten."

Wenn ich bei meinem vorigen Capitain wieder hätte angeſtellt werden können, ſo wäre das ein Glück für mich geweſen; allein, derſelbe konnte kein Schiff wieder erhalten. Da ich nun mit andern Capiteins nicht bekannt war: ſo mußte ich es mir gefallen laßen, in meiner nunmehrigen Condition gleich andern Seemannsgeſchäffte zu thun. An Fertigkeit, Vermögen und Kräften fehlte es mir dazu auch wohl nicht. Aber die wilde Lebensart, die erſchreckliche Ausgelaſſenheit in allen Laſtern, derjenigen, unter welchen ich nun leben ſollte, war eine wahre Hölle für mein Gemüth, das ganz vor und für Gott zu leben wünſchte. — Doch, der gute Gott hat mir durch alles durchgeholfen, und in allem beigeſtanden.

18. Brief.

Der Verfaſſer ſchiffet ſich im Texel ein, um mit nach Bengalen zu fahren. Vor der Abfahrt erhält er ein Packet Briefe von Haus, voll der zärtlichſten Geſinnungen gegen ihn. Dieß macht ſeinem Herzen viel zu ſchaffen, erregt aufs neue ſeine ganze Liebe gegen die Seinigen. — Herrſchende Fieberkrankheit und häufiges Sterben auf dem Schiffe. Krankheit und Wiedergeneſung des Verfaſſers.

Du wirſt dir's alſo, wenn du meine fernere Geſchichte wiſſen willſt, nochmal müßen gefallen laſſen, mit mir nach Oſtindien zu reiſen; doch du kannſt froh ſeyn, daß du nur auf dem Papier und in Gedanken reiſeſt; auf dem Schiffe würde es nicht ſo gemächlich abgelaufen ſeyn: denn, es war eine harte und äußerſt beſchwerliche Reiſe für mich; eine Reiſe, wobei ich oft mein Grab im Meer zu finden glaubte. Allen, es hat der Güte und Liebe meines Gottes gefallen, mich nicht in der Hälfte meiner Tage wegzunehmen. Nein! erhalten wollte er mich, und ſeine Macht, Gnade und Liebe noch mehr und weſentlicher an mir offenbaren. Auch hiefür ſey Dir, mein göttlicher Erlöſer! noch jetzt gedankt! Aufs neue ſey dir mein Alles zum Dankopfer dafür hingegeben!

Gegen das Ende des Octobers 1761 ging ich nach dem Texel, auf ein gutes, ganz neues Schiff, das nach Bengalen beſtimmt war. In Amſterdam hatte ich noch erſt mit einigen Deutſchen, die mit zu unſerm Schiffe gehörten, Bekanntſchaft gemacht. Sie hatten theils auf Kriegs- theils auf Kauffardeyſchiffen ſchon gedient. Wir machten unſer acht zuſammen Freundſchaft, um an Einem Back (ſo nennt man die Geſellſchaft zu einem Tiſche) mit einander zu ſpeiſen, und einer dem andern, wo es nöthig wäre Hülfe zu leiſten. Sie waren zum Theil Heſſen von Geburt, und wir ſahen uns deßwegen als Landsleute an. Uebrigens aber waren ſie alle ſchon durchs Seeleben verderbte, und allen Laſtern ergebene Menſchen; deßwegen konnte ich im eigentlichen Verſtande keine Freundſchaft mit ihnen machen. Doch mußte ich ſo eine Art geſellſchaftlicher Ferunde haben, die mir im Nothfalle Handreichung thäten.

Als ich ungefähr 14 Tage auf dem Schiffe geweſen war, wurde mir ein ganz Packet Briefe aus meinem Logis zugeſandt. Ich fand unterſchiedliche Briefe aus meinem Vaterlande darinnen. Einer war von meinem Vater, der mir meldete: "daß es ihm leid wäre, mich ſo behan"delt zu haben; daß er aber nicht wohl anders

"hätte thun können; denn weil er mich für einen
"verführten Sohn habe anſehen müßen, ſo hätte
"er es, als Vater für ſeine Pflicht gehalten,
"mich, entweder durch Güte oder mit Gewalt von
"meiner Meinung abzubringen. Das Büchlein
"(von J. Böhm) hätte er bewahrt; und wenns
"der Herr fügte, daß ich einmal wieder zu ihm
"käme, dann wollte ers mir wieder geben. Daß
"aber die liebe Mutter die zwei Jahre über, um
"meinetwillen mehrentheils krank geweſen wäre;
"kein Doctor hätte ihr helfen können. Sie wäre
"aber über die erſte Nachricht, daß ich noch lebte,
"ſo aufgemuntert worden, daß ſie jetzt ſchon
"wieder ziemlich geſund ſey. Uebrigens wären
"ſie noch alle wohl, und hätten ſehr gewünſcht,
"daß ich wieder zu ihnen gekommen wäre, und
"hofften, daß mich der Herr erhalten, und endlich
"wieder zu ihnen führen würde".

Dieſer, und die übrigen Briefe machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich wie zermalmt war, und faſt darunter erlegen wäre. Endlich nahm ich die Briefe, wickelte ſie zuſammen, legte ſie unten in die Kiſte, und dachte: hier darfſt du dich nicht einlaßen, da mußt du dich ganz von abwenden, ſonſt biſt du des Todes. Vertraue nur ganz auf Gott, habe Muth auf Ihn: ſo kann und wird alles gut gehen. — Nun beruhigte ich mich, und ſuchte alles zu vergeſſen. Indeſſen, weil ich jetzt ſah und fühlte, daß mich meine Aeltern und Geſchwiſter wieder liebten, ſo fühlte ich auch herzliche Gegenliebe zu ihnen.

Unſere Schiffsmannſchaft beſtand gröſſeſten Theils aus Soldaten, welche, weil Krieg mit dem Könige von Candy war, nach Colombo in Ceylon beſtimmt waren, deßwegen das Schiff, ehe es nach Bengalen gieng, daſelbſt anlegen ſolte. Dieſe waren mehreſt Ausreißer von den Kriegführenden Mächten in Deutſchland. Die gantze Equipage belief ſich auf 300 Mann, worunter ſich nur in die 90 Matroſen befanden, welches, für ein ſolches Schiff zu wenig iſt. Weil die Soldaten das Seeleben nicht gewohnt waren, ſo brachen ſchon im Texel heftige Kranckheiten auf dem Schiff aus. Bey meiner vorigen Reiſe waren nur, auf der gantzen Reiſe, zwey und zwanzig geſtorben; aber jetzt ſahe es weit anders aus. Im Texel hatten wir ſchon öfters drey bis vier Todte auf einen Tag.

Wir hatten ſchon lange auf Oſtwind gehofft, der ſich aber erſt den 13ten December einſtellte, und des folgenden Tages gingen wir auch ſchon unter Segel. Im Kanal lief der Wind wieder ins Weſten, und die Kälte ward ſo heftig, daß vielen Soldaten die Füße ſo ſehr erfrohren, daß ihnen hernach die mehreſten Zehen abfielen. Auch riſſen die Krankheiten ſo ſtark ein, daß es Tage gab, woran wir ſieben Todte ins Meer warfen. — Wir mußten laviren, um aus dem Kanal

nal das offene Meer zu gewinnen; allein, der Wind war uns ſo entgegen, daß wir gar nicht fördern konnten.

Eines Morgens fühlte ich mich nicht recht wohl, hielt mich aber noch bis des Nachmittags auf dem Verdecke. Nun konnte ich's aber nicht länger aushalten, und mußte mich legen. Dieß war eigentlich die erſte Krankheit in meinem Leben, wozu, wie ich glaube, auch die, aus meinem Vaterland erhaltenen Briefe, das Ihrige mögen beigetragen haben. Ich hatte eine ſtarke Verkältung, aber auch das auf dem Schiffe graſſirende bösartige Fieber bekommen. Meiner Geſellſchafter lagen ſchon vier krank, und meine Krankheit ſtieg ſo heftig, daß ich mir des andern Tages ſelbſt kaum mehr helfen konnte; und, weil ſo eine Menge Kranke waren, ſo hatte man wenig Unterſtützung und der Arzt nebſt ſeinen Gehülfen konnte ſie kaum alle bedienen. — Am ſiebenten Tage gegen Abend ſtieg meine Krankheit auf einen ſo hohen Grad, daß ich dachte: Nun wirſt du bald in eine beſſere Welt übergehen! Ich empfahl mich alſo meinem Erlöſer von ganzem Herzen, und daß er es mit mir machen möchte, wie es für mich am beſten wäre. Je weiter es in die Nacht kam, je höher ſtieg meine Krankheit. Um Mitternacht war ich mir meiner nicht mehr bewußt. Man hat hier niemand der ſich nach einem umſiehet, und hülfreiche Hand leiſtet. Meine drei Geſellſchafter, welche noch geſund waren, mußten faſt immer auf dem Verdeck bleiben. — Ich war in der Zeit, wie meine Krankheit ſo heftig, und ich mir ganz unbewußt war aus meiner Hangmatte *) gefallen, und fand mich des Morgens, wie ich wieder zu mir ſelbſt kam, eine Strecke davon ab, zwiſchen zwei Kiſten liegen. Ich fühlte; daß meine Krankheit gebrochen war, und bat einen, der eben in der Nähe war, mir wieder in meine Hangmatte zu verhelfen, welches er that. Meine Beſſerung nahm ſo zu, daß ich mir bald wieder ſelbſt in etwa helfen konnte.

19. Brief.

Beſchwerliche Fahrt. Das Schiff läuft in den Hafen von Portsmuth ein. — Fortwährendes Sterben. — Laſterhafte und ſchamloſe Lebensart der Matroſen: des Verfaſſers Abſcheu, und Betrachtungen darüber. Nach einer äußerſt mühſeligen Fahrt kommen ſie auf dem Cap an. — Erneuerte Uebergabe an Gott. — Fortſetzung der Reiſe nach Bengalen; Ankunft an dem Gangesfluſſe. Achtung des Capitains und der Officiere gegen den Verfaſſer. Seine einſamen Spaziergänge und Unterhaltungen mit Gott. Er bekommt das kalte Fieber. Reiſe nach Nagopatnam. Das Fieber hält noch an.

Nachdem wir über vierzehn Tage gegen Wind und Sturm gekämpft hatten, und ſahen, daß wir mit

---

*) Ein Tuch worin man hangend ſchläft.

mit dem Winde in der großen Kälte die See nicht erreichen konnten: ſo lieſen wir in den Hafen von Portsmouth ein. Ich fing nun ſchon an, wieder herum zu gehen, und konnte meinen kranken Geſellſchaftern bereits einige Handreichung thun. Zwey von ihnen ſtarben, die andern zwey aber wurden mit mir wieder geſund. Es ſah auf dem Schiffe überall ganz traurig und erbärmlich aus; und weil ſo viel Todten ans Land gebracht wurden, ſo entſtand daher das Gerücht, wir hätten die Peſt auf unſerm Schiffe. Einige Engliſche Aerzte kamen nun, zu unterſuchen, was das wohl für eine Krankheit ſey, welche ſo viele Menſchen wegraffte: und ſie fanden, daß es ein bösartiges Fieber wäre, welches die Soldaten, die aus Deutſchland von den Armeen entlaufen waren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in ihrem Körper mitgebracht hätten. Die Geſunden vergaßen ihres ausgeſtandenen Elendes gar bald wieder. Nachdem wir einige Tage hier geweſen waren, kamen zwei Boote mit etwa 50 Engliſchen Weibsleuten von der ſchlechteſten Gattung, bei uns an, und fragten, ob wir keine Weiber nöthig hätten? — Viele ſuchten ſich aus dieſem Haufen eine aus, und verliederlichten ihren Genivre (Brantwein), Tabak und andere nöthigen Stücke, die ihnen auf der Reiſe unentbehrlich waren, mit dieſen elenden Menſchen, die alles mit ſich hinwegſchleppten. — Alle Scham iſt hier verbannt! Die Ausgelaßenheit war ohne

Gränzen, und die ſchändlichſten Laſter wurden hier, vor aller Augen öffentlich getrieben! Das Herz blutet einem, bei dem Anblick der ſo tiefen Geſunkenheit des Menſchen von ſeiner anerſchaffenen Würde. Zur Gottähnlichkeit war er beſtimmt, und er ſank noch unter das Thier herab!

Es war mir unbegreiflich, wie ſich jemand mit dergleichen Weibsleuten noch abgeben konnte. Alles Gefühl für ächte Liebe muß bei ſolchen Menſchen ganz erloſchen ſeyn. — Mir däucht wenigſtens, daß — wenn mir auch die Gottſeligkeit nicht einen ſo großen Abſcheu vor dergleichen Laſtern eingeflößt hätte — ich doch ſelbſt durch die edele Empfindung von der Liebe, welche mir von Jugend auf ins Herz gedrückt war, vor dergleichen Laſtern würde bewahrt geblieben ſeyn. Allein, was iſt der Menſch ohne Gnade! Wer darf ohne ſie, auch für den ehrbarſten gut ſtehen! — Er liegt im Verderben, und ſein ganzes Herz ſteht den Eindrücken der Verſuchung bloß, und den Verführungen zum Laſter offen, und wird leicht zu allem Böſen hingeriſſen. Kräfte von einem höhern Weſen können ihn nur davon abhalten, und zum Ueberwinder der Lüſte machen.

Die Folgen ſolcher Laſter ſind erſchrecklich! Sie werden ſchon in dieſem Leben hart beſtraft; wovon wir auch auf unſerm Schiffe die traurigſte Erfahrung hatten. Die allerabſcheulichſten Krankheiten brachen hernach im höchſten Grade aus, und wurden alle öffentlich geheilet. Bei den größten Schmerzen in ſolchen Krankheiten, werden die, ſo unter der Cur ſind, nur ausgelacht und bei ihrem Geſchrei, Winſeln und Wehklagen nur verſpottet. — In Indien iſt ein ſolches Laſterleben noch mehr im Schwange, und die mehreſten verlieren Geſundheit und Kräfte, ja ſehr oft das Leben dabei.

Im Januar 1762, nachdem ſchon eine Menge geſtorben, und noch viele krank waren, ſegelten wir mit gutem Winde, wieder von Portsmouth ab. Unſere Reiſe ging aber ſehr langſam. Viele Menſchen raffte der Tod noch hinweg, guter Wind fehlte uns die mehreſte Zeit, unſer Proviant nahm ſehr ab, und die Austheilung deſſelben ward immer ſparſamer. Nun kam der Scharbock noch dazu, wovon viele unter uns ſehr ſtark angegriffen wurden. Ja, die Menge der Kranken nahm ſo zu, daß endlich nicht mehr ſo viel Geſunde übrig waren, um das Schiff zu regieren. Der Scharbock griff zuletzt auch mich an; aber, ich zwang mich, und hielt mich oben, weil ich wußte, daß, wenn ich mich begäbe und unten bliebe, ſo daß ich keine Bewegung mehr hätte, — ich dann des Todes ſeyn würde. Ich machte mich deßwegen immer mit aufs Verdeck, und half ſo viel arbeiten, als es nur meine Kräfte zulaßen wollten. — Es ſahe nun ſo traurig bei uns aus, daß ſehr wenige die Hoffnung hatten, je wieder Land zu ſehen. Doch, es gefiel der göttlichen Fürſehung, uns nicht alle umkommen zu laßen. Wir bekamen nun recht guten Wind, und gelangten endlich ſo weit, daß wir das Vorgebirge der guten Hoffnung erblickten.

Was ein ſolcher Anblick für Menſchen, die in einer ſo äußerſt jämmerlichen Lage ſind, wie wir waren, für einen Eindruck und für Empfindungen macht, und was dabei vorgeht: das kann ſich niemand ganz vorſtellen, der nicht ſelbſt mit in einer ſolchen Lage geweſen iſt. — Wie eines Morgens mit Anbruch des Tages, Land! Land! geruffen wurde, da war es uns ungefähr ſo, als es einem Miſſethäter ſeyn muß, dem auf dem Gerichtsplatz Pardon! zugeruffen wird. Wer nur noch kriechen konnte, kroch aufs Verdeck, um ſeine Augen an dem ſüſſen Anblick des Landes zu weiden. — Des folgenden Tages ſegelten wir in die Falsbay, weil wir, wegen der ſtürmiſchen Jahreszeit, nicht in der Tafelbay einlaufen durften. — Wir waren über fünf Monate lang auf der Reiſe geweſen. Etliche und achtzig Kranken giengen hier ins Hoſpital; hundert und acht hatten wir verlohren, worunter einige zwanzig Engländer gehören, die uns die Engländer in Portsmouth abnahmen; die übrigen waren geſtorben, wovon ſich einige aus Verzweiflung ins Meer geſtürzt hatten, und ertrunken waren. Vier meiner

ner Geſellſchafter waren unter den Todten, und zween davon gingen hier ins Hoſpital. Diejenigen, welche noch auf den Beinen waren, blieben alle auf dem Schiffe, und durch die friſchen Lebensmittel wurden wir in Kurzem alle wieder hergeſtellt. — Mit gerührtem und gebeugtem Herzen dankte ich der Güte und Liebe meines Erlöſers, daß er mich, bei allen um mich her ſchwebenden Gefahren, beſchützet, und mich bis hieher erhalten hatte; und nahm mir einen heiligen Vorſatz, Ihm in allem ferner getreu zu bleiben; Ihn nur allein die ganze Zeit meines Lebens zu lieben und Ihm allein zu dienen.

Es währete nicht lange, ſo erholten wir uns dergeſtalt wieder, daß wir meiſt alle Kräfte wieder erhielten. Von einem Schiffe, das in einer dreimonatlichen Friſt von Middelburg hier angekommen war, und das wenig gelitten hatte, empfingen wir ſo viel Mannſchaft, daß wir unſere Reiſe fortſetzen konnten. Nachdem wir uns alſo genugſam erholt und hinlänglich proviantirt hatten, ſo ſegelten wir weiter.

Unſere Route ging nun zwiſchen Madagaskar und Afrika und den Kanal Moſambique hindurch ins Indiſche Meer, und ferner auf die Küſte Malabar zu. Zuerſt kamen wir nach Cochin, wo wir uns acht Tage aufhielten, und dann nach Tuticorin ſegelten. Nach Colombo in Ceylon durften wir, wegen der ſtürmiſchen Jahreszeit, nicht kommen; deswegen gaben wir hier die Soldaten ab, welche in Fahrzeugen nach Colombo gebracht wurden, ſetzten unſere Reiſe nach Bengalen fort, und kamen endlich auf dem Gangesfluſſe glücklich an.

Hier hielt ich mich die mehreſte Zeit auf dem Lande in der Faktorei auf. Denn, da meine gute Aufführung und meine Kenntniſſe in manchen Dingen mir bei dem Capitain und allen Offiziers Achtung und Zutrauen erworben hatte, ſo wurde mir vieles anvertraut; um deſto mehr, da ſie hier ſehr wenigen trauen konnten. Viele von unſern Leuten gingen zu den Engländern, viele auch zu einer Caravane über, die ſich oben am Ganges befand, und zu Lande über Delhy, durch Indien und Perſien nach der Türkei gehen wollte, und Leute zu ihrer Bedeckung anwarb. Ich fühlte zwar auch erſt eine Neigung, dieſe Reiſe zu Lande mit den Armeniern zu machen, um auf dieſe Art deſto eher wieder in mein Vaterland zu kommen; allein, weil ich einmal der Compagnie Treue geſchworen hatte, ſo ließ mir's meine Gewiſſenhaftigkeit nicht zu.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, die Indiſche Lebensart und Gebräuche ziemlich genau kennen zu lernen, weil ich meiſtens mit Indianern umgehen muſte. Am liebſten aber ging ich in ſtille und einſame Oerter, um mich mit dem zu unterhalten, den meine Seele liebte. Oft wünſchte ich, und bat Gott flehentlich, mir Gelegenheit zu verſchaffen, wieder in mein Vaterland zu kommen; da wollte ich Ihm dann mein ganzes Leben widmen. Allein, auf eine ſolche Gelegenheit durfte ich hier nicht hoffen, es ſey denn, daß ich zu den Engländern hätte übergehen wollen; welches mir aber, wie geſagt, mein Gewiſſen nicht verſtattete.

Wie ich ſchon über fünf Monate hier geweſen war, mußte ich von Hugly mit einem Fahrzeuge (welches Güter geladen hatte, deren Aufſicht mir anvertrauet wurde) nach unſerm Schiffe abgehen, das über dreiſſig Meilen von dannen entfernt lag. Das Fahrzeug hatte kein Obdach; und weil es die Nacht durch Gewitter gab, und ich davon naß ward; ſo bekam ich das kalte Fieber. Ich hielt mich noch einige Zeit dabei empor, aber endlich mußte ich mich ins Hoſpital begeben, worin ſehr gute Aufwartung und Pflege war. Der Arzt war ein Heſſe, und, wie ich meyne, aus Marburg: ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, der alles Mögliche that, weil ich ihm vom Capitain ſehr empfohlen war. Aber, mein Fieber war hartnäckig und wollte ſich ſo bald nicht überwinden laßen. Sonderlich krank war ich nicht dabei. Wenn ich die freien Tage hatte, konnte ich dabei herumgehen. Endlich ließ das kalte Fieber nach, aber ganz geſund fühlte ich mich noch nicht.

Nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalt in Bengalen, und da alles wieder in ſegelfertigem Stande war, ließ mir mir der Capitain ſagen, daß, wenn es nur möglich wäre, ich wieder an Bord kommen möchte. Der Arzt ſagte mir, daß ich des Fiebers noch nicht ganz los wäre, und er fürchtete, es würde auf der See wieder aufs neue ausbrechen. Der Capitain aber wollte mich nicht zurücklaßen, und ließ mir nochmals ſagen, ich möchte, wenn ich nur halb könnte, wieder aufs Schiff kommen. Ich entſchloß mich alſo, wieder an Bord zu gehen. Die Auſſage des Arztes ward aber leider! allzuwahr. Nach einigen Tagen fuhren wir den Ganges hinab in die See, und legten erſt zu Bimilipatan an, wo viel Indiſche Leinwand gemacht wird? Hier bekam ich ſchon das Fieber wieder, welches ein dreitägiges war. Acht Tage hielten wir uns hier auf, und ſegelten dann nach Nagopatnan, oder Nagapatnam, wie es andere ſchreiben. Hier blieben wir vier Wochen, wovon ich die meiſte Zeit am Lande zubrachte. Allein mein dreitägiges Fieber hielt noch immer an. Wann ich die guten Tage hatte, konnte ich ſo ſtark eſſen, wie der geſündeſte Menſch; dabei aber nahm ich täglich an Kräften ab, und ſah ſehr elend aus; konnte aber allezeit dabei herumgehen.

20. Brief.

Beſchreibung einer Hindoſtaniſchen Prozeſſion, oder eines feierlichen Umgangs der Braminen mit ihrem Gözen — Des Verfaſſers Gedanken und Bemerkungen dabei.

In Nagopatnan hatte ich Gelegenheit, den religiöſen Gebräuchen der Hindoſtaner oder Bramanen (Braminen) in etwa beizuwohnen. In Bengalen hatte ich zwar ihrer Gebräuche und Ceremonien viel geſehen; aber keinen von ſolchen, die hier vorgingen beigewohnet. Es war hier eben die Zeit, daß ſie ihre Gottheiten oder Gößen in Prozeſſion herum trugen. Des Abends, wann es ganz finſter geworden war, kamen ſie damit aus einer Pagode (Tempel) gezogen. Nahe bei die Pagode darf niemand kommen, der nicht von ihrer Religion iſt. Wie ſie eine Strecke von der Pagode waren, kamen ſie uns vorbei, und, ſo viel ich noch davon im Gedächtniß behalten habe, gingen ſie in folgender Ordnung:

Erſt eine Menge in Reihe und Glied gehende Hindoſtaner; 2) Muſikanten mit Indiſcher Muſik und Poſaunen; 3) ein zahlreicher Trupp junger Weibsperſonen, ſehr koſtbar in Seide und Zitz gekleidet, die Armen bis an die Ellenbogen, und die Beine bis an die Waden bloß, welche unbedeckten Oerter mit ſilbernen und goldenen, in Steine gefaßten Ringen wie überzogen waren. In dem Naſenknorpel war auch ein koſtbarer Ring, der über den Mund herab hing. 4) Unmittelbar vor dem Götzen ein Trupp Männer, vermuthlich Prieſter oder Bramanen; 5) der Götze ſelbſt, in Mannsgröße mit einem gelben Angeſichte (das vermuthlich von Gold war) von verſchiedenen Männern in einem Thurm-ähnlichen Gerüſte von Bambusrohr *) getragen; welcher Thurm etwa dreißig Fuß hoch, ungefähr acht Fuß dick, und rund um mit Zitz überzogen war; ausgenommen vorn, wo eine Oeffnung war, durch welche man in den Thurm hinein, und den Götzen inwendig auf einem Throne ſitzen ſah. Vor ihm, auch bei dem Trupp der Frauensperſonen, war alles ſtark mit Fackeln erleuchtet. Hinter demſelben gingen noch eine Menge Hindoſtaner durch einander.

Oft hielten ſie ſtille; dann fing die Muſik an, und die Weibsleute tanzten mit ſolchen Sprüngen und Wendungen als ob ſie närriſch wären. Nachdem dieſes eine Weile gedauert hatte, ſo ſetzte ſich die Proceſſion wieder in Bewegung, und ſtrichen auf dieſe Art die Stadt durch, bis man wieder nahe an eine Pagode kam; dann riefen ſie: **ho! ho!** — welches bedeutete, daß niemand, der nicht zu ihnen gehörete, einen Schritt weiter gehen durfte. —

---

*) Dieß Indianiſche Holz iſt inwendig hohl und darum ſehr leicht. Wenns ſo dick iſt wie ein Mannsbein, ſo hats oft über dreißig Fuß Höhe.

Ich wagte einige Nächte daran, um dieſe Feierlichkeiten recht durchzuſehen. Doch mit der Nacht waren ſie noch nicht geendiget. Des Morgens um 6 Uhr fand man dieſes Thurmgerüſte auf einem ungeheuer groſſen Wagen, doch ohne den Götzen; an ſeiner Statt ſaß aber das Frauenzimmer mit ihrem vornehmſten Putze darin, welche den vorigen Abend ſo gejauchzt und ſo wunderliche Sprünge gemacht hatten. Oben in demſelben ſaßen die Muſikanten, welche mit ihren Poſaunen beſtändig lang anhaltende Töne blaſen. Einige hundert Hindoſtaner ziehen den Wagen an einem daran befeſtigten armdicken Seile fort; und ſo geht der Zug wieder durch die Stadt. Bei Autoren, die ſich lange Zeit in dem Innern dieſer Länder aufgehalten haben, hab ich geleſen, daß oft ein fanatiſcher Indianer, um ſeine Sünden zu büßen, ſich vor das Rad des Wagens niederlegt, und ſich alſo jämmerlich zerquetſchen läßt.

Ich könnte dir noch von manchen Auftritten und Begebenheiten, wovon ich in dieſen Ländern Zeuge geweſen bin, erzählen. — Allein, es iſt dem Zwecke meiner Lebensbeſchreibung nicht gemäß, mich über die Sitten und Gebräuche der Länder weitläuftig auszulaßen; beſonders, da ſolche Leſer, die daran einen Gefallen haben, für ihre Wißgierde bei vielen, ſonderlich Engliſchen, Autoren, hierüber hinlängliche Befriedigung

gung finden können. — Obiges konnte ich aber nicht gut vorbei gehen, weil es religiöſe Gebräuche betraf, die mir zu manchen Anmerkungen Anlaß gaben. Eine will ich hier mittheilen.

Aus meiner Geſchichte in meinem Vaterlande iſt bekannt, daß ich ſehr hart war behandelt worden, und daß der Prediger in unſerm Orte ſelbſt viel Schuld daran war. Weil ich nun auch die meiſten Prediger unſers Landes kannte, und wußte, daß ich bei ihnen dasjenige nicht fand, was in meinen Augen ächte Gottſeligkeit war: ſo machte mich dieſe Betrachtung, nebſt dem Zwange, in die Kirchen zu gehen — wo ich nur Schimpfen und Läſtern über die Frommen hörete — und die harte Behandlung meines Vaters endlich zu einem ſtrengen Separatiſten. — Als ich aber die elenden und albernen Religionsgebräuche der Hindoſtaner, Chineſer und anderer mehr, eingeſehen hatte; ſo ſöhnte mich dieſes mit der äußern Chriſtlichen Kirche ſo ziemlich wieder aus. Ich ward überzeugt, daß, wie gebrechlich es auch darin ausſähe, und wie ſchlecht ſich auch ihre Lehrer hie und da betrügen — ſie dennoch vor allen Religionsverfaſſungen in der Welt, die größeſten Vorzüge hätte. Deßwegen ſollte man es billig als eine groſſe Wohlthat Gottes erkennen, daß er ſie dem Aeußern nach noch erhielte. Und, wenn auch die Prediger ſelbſt die Lehren des Chriſtenthums nicht ausübten: ſo müßten ſie doch dieſelben vortragen; wodurch doch mancher Menſch, vermittelſt der mitwirkenden Gnade, noch oft zum Nachdenken gebracht, und zur wahren Gottſeligkeit zubereitet würde. — Wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, in der Chriſtlichen Kirche erzogen und unterrichtet zu werden, ſo würde ich ohne Zweifel keine beſſern Begriffe von der Religion haben, als dieſe Hindoſtaner ꝛc. — Wie ich nachher, durch mehrere Erfahrungen, in meinem Urtheil über die Nothwendigkeit eines äußern Gottesdienſtes beſtärket ward: ſo verließ ich meinen Separatismus, hielt mich zur Kirche, und bin auch, wie aus dem Verfolge dieſer Geſchichte erhellen wird, bis auf heutige Stunde dabei geblieben.

21. Brief.

Reiſe nach Trinconemale auf der Inſel Ceylon. Des Verfaſſers endliche Geneſung vom kalten Fieber, durch den Gebrauch einer Waſſerquelle und der Cocosnüſſe. — Er hat das Zutrauen und die Hochachtung aller die mit ihm umgehen. — Beſchreibung, wie durch zahme Elephanten die wilden gezähmt werden. — Des Verfaſſers einſame Wanderungen und Sehnſucht nach Gott. Fahrt nach Batavia und Ankunft daſelbſt.

Von Nagopatan ſegelten wir nach Trinconemale auf Ceylon. Weil der Krieg mit dem Könige von Candy noch immer anhielt; ſo hatten wir von Bengalen aus viel Lebensmittel, beſonders Reis, für die Truppen mitgebracht, welche acht Stunden von dieſem Orte in einem Lager ſtanden. Mein Fieber hielt noch immer an, und ich ward täglich elender und ſchwächer. Unſer Doctor ſagte, daß auf dem Schiffe keine Hülfe mehr für mich wäre. Ich hätte bereits alle darauf befindliche China eingenommen. Es ſey aber eine Quelle, einige Meilen tief in der Bai, und er wollte mit dem Capitain ſprechen, daß er Anſtalt machen möchte, mich dahin zu bringen. Er glaubte, daß der Gebrauch dieſer Quelle das einzige Mittel zu meiner Geneſung, auſſerdem aber alle Hoffnung dazu verloren wäre. Er hielt Wort, und der Capitain ſandte mich mit dem Boot dahin, und gab mir zwei Geſunde zur Geſellſchaft mit, auf daß ich in der Wildniß nicht allein in Gefahr wäre. Das Boot nahm viel Waſſerfäſſer mit, deren mehrere von dieſem Waſſer gefüllt, und für den Capitain mit zurück genommen wurden. Acht dieſer Fäſſer hielten wir da, ſetzten ſie eines ans andere, rund um uns herum, und es war für uns drei inwendig Raum genug da. Oben deckten wir ſelbige mit einem Segel zu, und ſo war unſer Haus fertig. Bettung und Proviant hatten wir mitgenommen. Es war hier eine ſehr bergichte Wildniß, wo der Brunnen unten an der Bai aus einem Felſen entſprang, und unvergleichlich ſchmackhaftes Waſſer führete. Dieſes Waſſer, nebſt Fiſchen, die gleichfalls ſehr ſchmackhaſt waren, und deren wir mit der Angel ſo viel fangen konnten, als wir wollten, und dann Cocosnüſſe, deren wir hier an einigen Bäumen fanden — dieß waren, unter göttlichem Segen, die Mittel zur Vertreibung meines Fiebers. Nach vierzehn Tagen kam das Boot zurück, und holte uns alle geſund wieder ab; auch nahm meine Geſundheit von nun an ſo zu, daß ich vor und nach ſo ſtark ward, als ich je geweſen war.

Die Capitain und auch die übrigen Officiers hatten ſo viel Achtung und Sorge für mich, daß ich mich oft darüber wundern mußte. Auch gab ſich der Doctor ausnehmend viel Mühe um mich, ſo daß man wohl merken konnte, es ſey ihm an meiner Geneſung außerordentlich gelegen. Meine gute Aufführung, und Geſchicklichkeit in dem, was mir zu thun oblag, mochten freilich wohl das meiſte hiezu beitragen. — Nie hatte man mich betrunken geſehen, da es doch Vorfälle gab, wo kein Mann mehr recht nüchtern war; ſonderlich, wann etwa ein Geburtstag, oder ein Jahrstag von dieſer oder jener, in Indien vorgefallenen, merkwürdigen Begebenheit zu feiern war. Alsdann wurden ganze Tonnen Punſch aus Arrac gemacht, durchs ganze Schiff offen und preis gegeben; da dann alle Flaggen und Wimpeln von Top und Raa fliegen. Gegen Abend war faſt keiner mehr im Stande dieſelben abzuholen, und in Ordnung zu bringen; — ſelbſt die Befehlshaber der waren dann oft berauſcht. Und ſo war ich dann oft allein der Mann, der alles wieder in Ordnung bringen mußte.

Hier in Trinconemale hatten wir Gelegenheit auf Elephanten zu reiten, deren es hier zahme und wilde gab. Die Geſchicklichkeit der Zahmen, aber auch ihre Grauſamkeit gegen ihre noch wilden Brüder, war zum Bewundern anzuſehen. Die wilden Elephanten werden gefangen, und dann müßen die gezähmten ſie zahm machen. Das giebt oft ſonderbare Auftritte. Zwei zahme Elephanten nehmen einen wilden in die Mitte. Wenn derſelbe nun nicht in allem, was ſie ihn anweiſen zu thun, folgen und gehorſam ſeyn will: ſo ſchlagen ſie mit ihren Rüſſeln ganz unbarmherzig auf ihn zu, bis er geſchmeidig wird, und in allen, was ſie von ihm verlangen, Gehorſam leiſtet. Viele gehorchen ihren Brüdern, andere aber nicht; wie ich deren zween geſehen habe, die ſich lieber todt ſchlagen und todt hungern ließen, als daß ſie ſich wolten zahm machen laſſen.

Zu Zeiten ſtieg mein Verlangen ſehr hoch, einmal aus dieſem Getöſe erlöſet zu werden. Und da ich mit den übrigen von der Geſellſchaft nicht lange Umgang haben konnte, weil ſie ſich meiſtens mit und bei den Indiſchen Weibsleuten aufhielten: ſo trieb mich dieſes oft an einſame Oerter, in einen Wald oder auf einen Berg. Da ließ ich denn meinem Verlangen und der Sehnſucht meines Herzens nach dem, den meine Seele allein lieben wollte, freien Lauf; weinte mich oft recht ſatt, und ging alsdann wieder mit getroſtem Muth den Weg, welchen mich die Vorſehung führete, weiter fort.

Endlich ſegelten wir von hier weg nach Ponitegale, auch auf Ceylon, wo viel Zimmet wächſt. hier nahmen wir Ammunition und Lebensmittel ein, um ſelbige nach Trinconemale zu bringen. Nachdem wir da wieder angelangt waren, kam ein Engliſches Kriegesſchiff, und legte ſich vor die Bai. Es that einige Schüſſe, und gab uns ein Zeichen, an ſein Bord zu kommen. Wir ſandten unſern Schuit oder Boot dahin, welches denn die Nachricht zurück brachte, daß in ganz Europa der Friede wieder hergeſtellt ſey. — Der ſiebenjährige Krieg war alſo nun zu Ende, worüber ohne Zweifel Millionen ſich freueten, und ſich zu freuen große Urſache hatten. Mir aber gefiel es im Grunde gar nicht; denn es ging mir damals noch, wie es mehrern geiſtlichen Projectmachern geht; ich wollte keinen Frieden haben, bis die Welt gebeſſert wäre. Aber Gottes Wege und unſere Einbildungen ſind ſehr verſchieden.

Unſer Capitain heirathete in Trinconemale die Wittwe eines Guvernörs, welche, der Sage nach, ſehr reich war. Dabei gab es denn für das Schiffsvolk wieder etwas Rechts zu ſchmauſen

ſen und zu ſaufen, und das unordentliche Leben ward aufs höchſte getrieben.

Nachdem wir unſere Verrichtungen hier geendigt hatten, ſo gingen wir nach Batavia unter Seegel; mußten aber, für Ballaſt und Ladung unſeres Schiffes, Sand einnehmen, weil dieſer Ort faſt keine Producten zur Handlung hervor bringt. Der Capitain nahm ſeine Frau mit nach Batavia, und ging in die Stadt wohnen. Er verſprach, für mich zu ſorgen, und ſich umzuſehen, ob er mir nicht am Lande eine beſſere Stelle ausmachen könnte. Ich dankte ihm für ſeine gute Geſinnungen gegen meine Perſon, und empfahl mich ſeinem Andenken; ſetzte aber hinzu, daß mir am liebſten ſeyn würde, auf ein Schiff zu kommen, das nach Europa führe. Er ſagte mir aber, daß es wohl über ſieben Monate anſtehen könnte, ehe eins dahin abginge. — Er machte indeſſen, daß ich vom Schiffe abkam, und daß mir das Ordonanz-Boot zu führen übergeben ward. Dieſes Boot hat das Amt, alle Morgen die Befehle des Commandeurs, der in der Stadt wohnet, an die Schiffe zu bringen, welche auf der Rehde liegen. Dieß Geſchäfte war mehrentheils vor dem Mittage beendigt, und ſo hatte ich den Nachmittag für mich.

In dem Hospital hieſelbſt ſtarb der letzte von meiner Geſellſchaft, ein Heſſe von Geburt. Wir ſahen uns hier als Landsleute an, und hielten noch immer Freundſchaft miteinander. Zu Trinconemale warnte ich ihn oft, ja bat ihn ſehr, doch den Umgang mit den liederlichen Weibsperſonen aufzugeben, weil er doch wohl Exempel genug geſehen hätte, daß man dadurch Geſundheit und Leben verlöre. Bisweilen fanden meine Ermahnungen Eingang bei ihm, aber öfters ſpottete er darüber. Indeſſen hatte er daſelbſt ein Uebel aufgefangen, das auf der See ausbrach, und ihm in Batavia vollends das Leben koſtete. — Ich war alſo von uns achten, die wir, wie oben gemeldet, ein ſogenanntes Back errichtet hatten, noch allein übrig. Wo die Zween die am Cap ins Hoſpital gingen, hingekommen ſind, hab' ich nie erfahren.

22. Brief.

Aufenthalt in Batavia. Des Verfaſſers Herzensergüſſe und Gelübde vor dem Herrn. Des Thomas von Kempis Büchlein von der Nachfolge Chriſti fällt ihm, zu ſeiner Freude in die Hände. — Er ſehnet ſich nach ſeinem Vaterlande. — Er geht an Bord, kommt an den Cap, und endlich glücklich in Amſterdam an. Seine dankbaren Empfindungen und erneuerte Uebergabe an ſeinen Erlöſer. Er reiſet zu ſeinen Aeltern. Froher und rührender Empfang bei den Seinigen.

Batavia iſt ein ungeſunder Ort, wo viele Menſchen, beſonders ſolche, die unordentlich leben, hingerafft werden. Nach dem gehabten kalten Fieber, war ich wieder ganz geſund; doch hab' ich noch, in den 7 bis 8 Monaten meines hieſigen Aufenthalts, nicht immer ganz wohl befunden; allein ich kam doch, ohne ſonderliche Zufälle, noch als gut weg. — Des Nachmittags ging ich gewöhnlich über Land, und mehrentheils nach den Chineſiſchen Gräbern, die in einer einſamen waldichten Gegend lagen. Dieſe Gräber ſind ſchön und über der Erde gewölbt. Ich habe deren in China geſehen, die ganz von Porzellan waren. Dieſe waldichte Gräbergegend, war mein angenehmſter Aufenthalt, in dieſem ganzen Bezirke. Hier hab ich oft mein Herz vor dem Herrn ausgeſchüttet und erleichtert. Hier that ich ihm hundert Gelübde, daß, wenn er mich glücklich wieder in mein Vaterland bringen würde, Ihm mein ganzes Leben ſollte gewidmet ſeyn. Da wollte ich nur Ihm allein leben, und alle Kräfte Leibes und der Seele in ſeinem Dienſt und Liebe verzehren.

Mit einem Bürger aus der Stadt, der als wohl einmal mit mir nach den Gräbern ſpazieren ging, gerieth ich in nähere Bekanntſchaft. Weil er in den Unterredungen oft, nach Indiſcher Art, ſchwur und fluchte: ſo bat ich ihn, er möchte das doch nicht thun; ich glaubte ſeinen Worten doch, ohne daß er nöthig hätte, ſie mit Schwüren zu bekräftigen. Es wäre ja Sünde;

ſo zu fluchen: und wenns auch keine Sünde wäre, ſo ſey es doch unanſtändig. ꝛc. Dieſes veranlaßte ihn, mir einsmals zu ſagen, daß er zu Hauſe ein Büchlein hätte, welches mir wohl beſſer zu ſtatten käme als ihm. Und auf die Frage, wie es hieße? antwortete er mir: ſo viel er ſich darüber beſinnen könnte, hieße es Kempis. Da ich es zu haben wünſchte, ſo führte er mich mit in ſein Haus, und gab mir es. Ich ſah, daß ſein Titel der kleine Kempis hieß, und nach der Zeit erfuhr ich in meinem Vaterlande, daß der ſel. Gerhard Terſteegen dieſe Sprüche aus den (in Latein geſchriebenen) Werken des Thomas a Kempis gezogen und ſo heraus gegeben hatte. — Dieß Büchlein war mir jetzt ſehr nützlich. Das Leſen in demſelben hat mich oft aus der Mannigfaltigkeit zurück geruffen, und die darin enthaltene geſalbte Sprüche, gaben meinem Herzen tiefe Eindrücke.

All mein Verlangen ging nur dahin, allein Gott und meinem Erlöſer zu leben, ihn zu lieben und ihm zu dienen. Da ich aber unter Menſchen lebte, die hieran nicht einmal dachten, auch auf allen meinen Reiſen keinen einzigen antraf, dem ich mein Herz entdecken und meine Empfindungen mittheilen konnte: ſo war ich oft recht wehmüthig über meine Lage, und wünſchte ſehnlich, daß mir doch Gott einmal aus dieſen Lande helfen möchte! Allein, ich mußte meine Seele als wieder in Geduld faſſen, und die Zeit abwarten, bis es geſchehen könnte.

Ich ging hier oftmals in die Kirche; aber die hieſigen Prediger waren noch zehnmal ſchläfriger, als in meinem Vaterlande, und in ihren Vorträgen war nicht die mindeſte Nahrung für mein Herz. In meiner Bibel, in Böhms Schriften, und auch nun im kleinen Kempis fand ich als noch als Erbauung, Aufrichtung und Troſt. Mein treuer Erlöſer bewies ſich aber auch oftmals durch Mittheilungen ſeiner Gnade und Liebe, als meinen Erretter und Durchhelfer in allen Schickſalen meines Lebens. Ich faßte dann wieder aufs neue Muth, vertrauete mich ihm aufs neue ganz an, ging meinen Weg getroſt und muthig, und erwartete mit Geduld die Stunde, wo er mich aus allem dieſem Getümmel erlöſen würde. — Ach! wie viel Gelübde habe ich hier nicht meinem Gott und Erlöſer gethan! Wie oft habe ich ihm nicht verſprochen, daß mein Alles auf Zeit und Ewigkeit ſein Eigenthum ſeyn und bleiben ſollte!

Endlich kam dann doch die Zeit, wo ich hoffen konnte, nun bald die Rückreiſe nach meinem Vaterlande wieder anzutreten. (Ganz Europa wird in Indien ſchon Vaterland von einem jeden Europäer genannt, er mag übrigens aus einer Gegend deſſelben ſeyn, woher er wolle.) Es wurden Schiffe dahin in Ladung genommen. Nachdem ſie ſolche eingenommen hatten, und in ſegelfertigem Stande waren, ſuchte ich eine Ordonanz auf einem der beſten, welche ich auch erhielt. Ich ging alſo abermal an Bord, und betrachtete mich nun ſchon, als ob ich in der Nähe des Vaterlandes wäre, ungeachtet ich 3600 Meilen davon entfernt war. In Zeit von 8 Tagen lichteten wir die Ancker, um durch die Straße Sunda in die See zu gehen.

Hier wär' uns beinahe ein ſchreckliches Unglück begegnet. — Wir hatten ſtarke Gegenwinde, und mußten uns mit Laviren und Ankern durch dieſe Straße fortbringen. Die Officiers nahmen von hier Sclaven mit, die ſie am Cap theuer verkaufen können, und die Ueberfahrt derſelben koſtet ſie nichts. Wir hatten ihrer ſechs und dreiſſig auf dem Schiffe, die alle los und frei herum gingen, und wovon einige die Offiziers bedienten. Dieſe alle hatten zuſammen den Anſchlag gemacht, erſt die Offiziere und dann auch uns übrigen alle zu ermorden, wozu ſie ſchon allerhand Waffen, als Meſſer, Hirſchfänger u. ſ. w. verſteckt hatten; darauf wollten ſie das Schiff auf den Strand laufen laſſen, und dann ſelbſt davon ſchwimmen. — Des Abends vorher, als die drauf folgende Nacht dieſer mörderiſche Anſchlag ſollte ausgeführet werden, wurde durch einen kleinen Sclaven-Jungen, der des Schiffarztes Liebling war, der ganze Handel verrathen. — Nun wurden ſie alle plötzlich und auf einmal ergriffen, und in Ketten gelegt.

Die Vornehmſten Anführer wurden zu Tode gemartert, und die übrigen in Feſſeln gehalten.

Nach vierzehntägigem Laviren kamen wir in die See, und ſezten unſere Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort. — Ich will dich nicht mit einer langweiligen Beſchreibung unſerer Seereiſe aufhalten, ſie würde wenig Intereſſantes, und noch weniger Erbauliches ausliefern. Ich will alſo nur ſagen, daß wir auf derſelben zwar einige Stürme auszuhalten hatten, doch aber — ohne ſonderliche Zufälle — glücklich auf dem Cap anlangten; von dannen, nach dem nöthigen Aufenthalte, wieder fortſegelten, und auch endlich 1765, im Anfange des Monats Junius uns im Texel vor Anker legten, von wannen ich mich gleich nach Amſterdam begab. Meine erſten Gedanken, wie ich den vaterländiſchen Boden betrat, gingen dahin, mich aufs neue meinem Gott und Heilande ganz zu übergeben. Mein Herz war voll Danck, für alle ſeine Liebe, Fürſorge und Bewahrung, und von dem unwiederruflichen Entſchluſſe durchdrungen, mein ganzes Leben in ſeinem Dienſt und Liebe zuzubringen und zu verzehren.

In Amſterdam fand ich, bei einem Landsmanne von mir, ſchon Briefe von meinem Vater, der mich erſuchte "daß, ſo bald ich in Amſterdam würde angelangt ſeyn, ich doch nicht ſäumen möchte "zu ihm zu kommen; daß er mir alle Gewiſſens-

"freiheit laßen wollte, und daß ich bei ihm leben "könnte, wie ich nur wollte." — Ich meldete ihm, daß ich nun in Amſterdam glücklich und geſund angekommen ſey, und hoffte ſie alle in Kurzem geſund und wohl anzutreffen. — Nachdem ich mein Geld bei der Compagnie empfangen hatte, fuhr ich nach Utrecht, und von da auf dem Poſtwagen nach Hauſe, wo ich Anfangs Julii 1765 ankam, nachdem ich fünf Jahre und eilf Monate auf der Reiſe geweſen war. Alle freueten ſich, mich wieder zu ſehen, beſonders meine liebe Mutter, die ſehr viel meinetwegen gelitten hatte. Auch ich freuete mich, ſie noch einmal alle wieder wohl zu ſehen. Aber ſonderliche Anhänglichkeit an Aeltern und Verwandte hatte ich nicht mehr. Ich liebte ſie alle herzlich; aber in meinem Gemüthe war es mir ſo, als wenn ich überall in der Welt ein Fremdling und nirgend zu Hauſe wäre.

23. Brief.

Häufige Beſuche von Hohen und Niedern, denen der Verfaſſer von ſeinen Reiſen erzählen muß, und dadurch in Zerſtreuungen kommt. Er merkt, daß ihm der wahre Friede des Herzens noch fehlt. — Seine vormaligen Gemüthsfreunde ſind für das Gute wieder ziemlich erkaltet, und weltförmig geworden. — Neuerweckte; der Verfaſſer ſucht durch ihr Beiſpiel ſeinen eigenen Ernſt wieder zu erwecken. Vergebliche Anſtrengungen. Er fühlt einen innern Zug zur Stille. Seine Bemerkungen über die Gränzen der Wirkſamkeit.

Aus dem Vorigen, mein lieber Bruder! erhellet, daß der gute Gott die Seinigen durch die ganze Welt in ſeinen Schutz nimmt; daß er mächtig genug iſt, uns unter den allerruchloſeſten Menſchen vor aller Verführung zu bewahren, wenn wir Ihm nur Treue beweiſen, und dem Zuge ſeiner Gnade folgen. Wenn ich noch jetzt meine Reiſen unter ſolchen laſterhaften Menſchen überdenke, und mir alle leibliche und geiſtliche Gefahren vorſtelle, die mit ſolchen Reiſen verbunden ſind: ſo muß ich ſeine Macht, Liebe und Güte gegen mich bewundern, und mit gebeugtem Herzen anbethen. Er war es, der mich bey dem Leben erhielt, als mit meinen Lebenskräften faſt alle Hoffnung zu meiner Geneſung verſchwunden und ich dem Tode nahe war; Er war es, der durch ſeine gütige Vorſehung den Mordanſchlag auf unſerm Schiffe vereitelte, wovon auch ich, vermuthlich, mit ein Opfer geworden wäre; Er war es endlich, der mich durch ſeine Gnade und Liebe ſo kräftig unterſtützte, daß ich meinen Vorſatz, Ihm zu leben und zu dienen, nie aufgeben wollte noch konnte: daß ich lieber den Tod erwählet, als in eine laſterhafte That eingewilligt hätte. Deine mächtige Gnade und Liebe, o mein göttlicher Erlöſer! konnte allein ſolche Geſinnungen in mir wirken! Die Kraft deines Geiſtes, deine Liebe zu mir Unwürdigen war es allein, die mich feſt hielt, daß mein Entſchluß unerſchütterlich blieb! dafür ſey dir, o mein Gott! auch noch jetzt, ja in Ewigkeit Danck, Liebe, Preis und Anbethung von mir dargebracht!

Ich bekam nun vielen Beſuch, ſo wohl von Anverwandten, als auch von ſolchen, die meine Reiſegeſchichte gerne von mir erzählen hörten, worunter ſelbſt die Vornehmſten unſeres Landes waren. Ich hatte ſo vieles geſehen, erfahren und durchgegangen, daß ich ſie alle unterhalten, und eines jeden Neugierde befriedigen konnte; zumal da ich die Welt nicht nur durch meine Reiſen, ſondern auch durch Landkarten und Lectüre kannte. Allein durch dieſes alles gerieth ich in weitläuftige Zerſtreuung; und dann ließ ſich eine geheime Stimme in meinem Herzen merken, welche mir ſagte: "Wo ſind die vielen Gelübde, die vielen "Verſprechungen, welche du zu Waſſer und zu "Land gethan haſt? Wie? Lebſt du denn nun ganz "abgeſchieden? Dieneſt du nun dem Herrn und "liebſt ihn allein? Wendeſt du alle Kräfte Leibes "und der Seele zu ſeiner Ehre an? "Ach wie ſehr ſchlug mich das nieder! Ich kam in die größte Verlegenheit; denn ich ſah, daß ich mich durch mancherlei Zerſtreuungen von meinem Herzen, und von dem entfernte, den ich doch allein und von ganzer Seele, und aus allen Kräften lieben wollte.

Auf meiner Seereiſe nach Haus hatteich oft den Spruch beherziget: **Er aber, der Gott des Friedens heilige euch durch und durch, und euer Geiſt ganz, ſammt Seel und Leib müſſe unſträflich behalten werden, auf die Zukunft unſers Herrn Jeſu Chriſti!** 1 Theſſal. 5, 23. und mit dieſem verband ſich das Nachfolgende: **Er aber der Herr des Friedens gebe euch Friede allenthalben, und auf allerlei Weiſe.** 2 Theſſal. 3, 19. Durch den Gott des Friedens wollte ich gerne ganz in allem geheiligt ſeyn. Heiligung nach Geiſt, Seel und Leib ohne welche Niemand den Herrn ſehen kann, lag mir ſehr am Herzen. Ich wollte ſo gerne, durch den Gott des Friedens alles dasjenige hinweg genommen ſehen, was in ſeinen heiligen Augen ſtrafbar an mir war, was den ſüſſen Frieden und Umgang mit ihm ſtören könnte. Ich ſahe aber wohl ein, daß ich dieſen Gottesfrieden nicht ſo hätte, wie ihn der Apoſtel den Glaubigen vorſtellet, und daß mir das Weſentliche davon noch fehlte. Schon auf der See war das Verlangen nach dieſem Frieden ſehr ſtarck in mir; ich zweifelte aber ſehr, daß ich in dem Getöſe eines ſolchen Lebens, als ich jezt führen mußte, dazu gelangen würde.

Deswegen ſehnte ich mich auch nach meinem Vaterlande, um daſelbſt dieſen heiligen Frieden, in der Stille und Abgeſchiedenheit zu ſuchen. Daß es nicht bloß die Sehnſucht nach einer äuſſeren Ruhe und Stille, nach einer Abgeſchiedenheit von dem Getümmel des Seelebens, und des Geräuſches der Welt war, dieſes erkannte ich ganz klar, weil ich nach meiner Zurückkunft zu Hauſe, wo ich Ruhe und Freiheit genug haben konnte, doch immer den Mangel des weſentlichen Friedens im Herzen deutlich genug ſpürte. Nein! es war die Ruhe, es war der Friede, welchen der Herr Jeſus ſeinen Jüngern verhieß, als er ſagte: Meinen Frieden geb ich euch — daß ihr in mir Friede habt. Joh. 14, 27. Kap. 16, 33. Der Friede Gottes, der höher iſt, denn alle Vernunft. Philp. 4, 7. Ich ſahe aber, wie geſagt, wohl ein, daß mir das Weſentliche dieſes Kleinods noch fehlete, und ſo lange fehlen würde, bis ich den Anforderungen und Züchtigungen der Gnade gemäß, in der Selbſtverleugnung tiefer und treuer zu Wercke ging. Ich merkte wohl, daß ich mich durch das zu viele Speculiren zu ſehr in die Mannigfaltigkeit zerſtreuete. Dabei gefiel ich mir in meinen Erzehlungen und anderen Dingen allzuwohl: die Eigenliebe that ſich was zu Gut darauf, daß ich bewundert und geachtet wurde: Aber der Zeuge in mir, der Geiſt der Gnade, verwies mir das oft ſehr ſcharf, und zeigte mir meinen Stolz, Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit in allem. Allein das Vermögen mir zu rathen und zu helfen fehlete mir ganz.

Die Chriſtliche Freunde, welche ich vor meinem Weggehn gekannt hatte, waren wieder ziemlich erkaltet und weltlich geſinnet worden. Der Ernſtlichſte von ihnen war geſtorben, die andern waren geheirathet, und dadurch wieder gantz in die Welt verwickelt worden. Nur noch einer von ihnen hatte ſo viel, daß ich mich mit ihm in etwa von der Gottſeligkeit unterhalten konnte. Einige Stunden von uns, waren aber wieder neue Erweckungen entſtanden. Dieſe Freunde waren jezt recht in ihrem erſten Ernſt und Feuer, und durch ſie wurde ich aufs neue erweckt und zum Ernſt angefeuert, und ich ſtrengte aufs neue meine Kräfte an, um auf dieſem Weg der Wirkſamkeit das Ziel zu erreichen, meine Bedürfniſſe zu ſtillen, und meinen Glückſeligkeitstrieb zu befriedigen. Aber ich war leider! noch ein unerfahrner Menſch, der zwar recht gern die Wege Gottes wandeln wollte, ſie aber nur noch nach dem Schein beurtheilte: auch ließ es Gott nicht zu, daß ich Nahrung und Befriedigung auf dieſem Weg der eigenen Anſtrengung fand. Je mehr ich meine Kräfte zum Wandel und Fortgang in der Gottſeligkeit anſtrengte, deſto mehr fiel mir alles wieder hinweg. Ich fühlte mich immer elender, und konnte in dieſem Ernſte zu gar nichts kommen; ſo daß ich oft dachte: auf der See, unter allem Lärmen und Getöſe warſt du beſſer, als du jetzt biſt. Aber ich konnte mir nicht helfen.

Mein ſtilles Verlangen nach dem Frieden, welchen Jeſus den Seinigen zu geben verheißen hatte, war auf der einen Seite ſehr ſtark; aber, auf der andern Seite war das Unvermögen, dieſes durch meine Thätigkeit zu erreichen, noch ſtärker und größer. Selbſt konnte ich mir alſo nicht dazu verhelfen. — Ach ja! nur Jeſus, der dieſen Frieden in ſich beſitzet, und ihn den Seinigen verheißen hat, nur Er allein kann uns denſelben ſchenken. Aber, er muß uns erſt in die Ordnung und in diejenige Gemüthslage bringen, wo er uns denſelben mittheilen kann: dieß iſt Demuth und Stille. Wenn ihr ſtille wäret, ſo würde euch geholfen. Durch ſtille ſeyn und Vertrauen werdet ihr ſtark ſeyn. Jeſaiä 30, 15. 16.

Meine Umſtände kamen mir ſo vor, als wenn mein Gemüth vorher eine Quelle geweſen wäre, woraus das Waſſer, wie von ſelbſt entſprang; nun aber einer Pumpe gleich war, woraus durch große Anſtrengung noch kaum einige Tropfen zu erhalten waren. Ich war über mich ſelbſt recht verlegen und bekümmert, beſonders wenn ich den Ernſt und Eifer der neu Erweckten anſah, und meinen Zuſtand mit dem ihrigen verglich.

Unter dieſem allem empfand ich aber, je länger je mehr, einen Zug zur Stille, zur Einkehr, zur Abgeſchiedenheit und Bilderloſigkeit. Dieſer Zug machte, daß ich mich oft von allem Geräuſche abſonderte, und mich in die Einſamkeit begab, wo ich denn all mein Verlangen meinem göttlichen Erlöſer ſanft, ſtill und einfältig bloß und offen legte. Hier gefiel es denn ſeiner Güte und Liebe, mir einen tiefen Eindruck ſeines Friedens und ſeiner Liebe mitzutheilen. Oft begab ich mich ganz ſtille und einſam in unſern Garten, legte, mit einem ruhigen, ſehnſuchtsvollen Blick auf meinen Heiland, ihm das Verlangen meines Herzens offen dar, und blieb ganz willenlos und gläubig an ihm hangen. (1 Cor. 6, 17.) Hier kam denn eine ſolche Stille, Heiterkeit, Ruhe und Friede in mein Inneres, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah. In herzlicher Beugung und Anbethung ließ ich mich immer tiefer in dieſen Grund hinein ſinken. Mein Herz und Gemüthe ward ſo voller Friede, Ruhe und Stille, mit einem ſo tief beſeligenden Eindrucke, daß ich mich kaum mehr kannte — und ſo voll Liebe und Danckbarkeit gegen meinen Erlöſer, daß ich nicht wußte, wie ich ihm meine Erkenntlichkeit gnug an den Tag legen ſollte. Alles, was in mir war, war faſt in einem immerwährenden Beugen und Anbethen ſeiner Liebe und Güte begriffen. Die Gegenwart meines göttlichen Erlöſers war, ſo zu ſagen beſtändig; alles, was ich verrichtete, that ich als in ſeiner Naheit und vor ſeinen Augen, und alles Aeußere führte mich zu Ihm hin. Dieſe beſondere Gnade ſchenkte er mir gegen das Ende des Auguſtmonats, alſo nicht ſehr lange nach meiner Zuhauſekunft.

Hier kann ich mich nicht enthalten, in Rückſicht dieſes Gemüthszuſtandes einige Bemerkungen zu machen.

Wann ſolche Seelen, die beruffen ſind, ganz Gottes und ein Eigenthum ihres Erlöſers zu ſeyn, ihre wirkſamen Kräfte erſchöpft haben: ſo finden ſie ſich im Bethen, im Betrachtung der Wahrheit und andern guten Uebungen nicht mehr ſo ernſtlich beſchäfftiget, als im Anfang ihrer Begnadigung. Die ſchönen Bilder, die ſie ſich von der Frömmigkeit, von Ernſt und Treue in der Gottſeligkeit gemacht hatten, fallen ihnen vor und nach wieder hinweg. Sie gerathen darüber in Unruhe und Verlegenheit, und glaubten, vom guten Wege ganz abgekommen zu ſeyn. Sie üben ſich, ſtrengen ſich aufs neue zum Guten an; aber ſie laufen, gleichſam in einem Zirkel herum, kommen immer wieder an den Ort, von wannen ſie ausgegangen waren, und gelangen auf dieſem Wege nicht ganz zu der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt. Ebräer 4, 9. Viele machen es nun auf dieſen Wege, wie ehemals diejenigen, welche dem Herrn Jeſu eine Zeitlang nachfolgeten. Sie halten ſo lange aus, als die ſinnlichen und empfindlichen Mittheilungen währen. Wenn ſie aber von dieſer Milchſpeiſe zu ſtärkern Speiſen ſollen gewöhnt werden; (Ebr. 5, 12. 13. 14. — 1 Pet. 2, 2.) wenn ſie ohne Beding glauben, und Jeſu nachfolgen ſollen, dann gehen manche von dieſen Jüngern mit jenen wieder hinter ſich, und wandeln hinfort nicht mehr mit ihm. Joh. 6, 66.

Wenn die wirkſamen Kräfte bei einer Seele erſchöpft ſind; und ſie in dem Umgange mit andern nicht mehr das Vergnügen noch die Befriedigung findet, die ſie ehedeſſen dabei fand; wenn man ſich auf eine vergnügende Weiſe im Guten nicht mehr üben kann; wenn aber hiebei die geheimſte Luſt, die verborgenſten Fehler, die mindeſte Regung der Eigenliebe, des Eigenwillens und Eigengeſuchs, — ſelbſt im Chriſtenthum — entdeckt, beſtraft und zur Laſt werden; wenn man aber, unter dieſem allem, einen Zug zur innern Stille und Abgeſchiedenheit, ein geheimes aber ſtarkes Verlangen, näher und inniger mit Jeſu vereiniget zu werden, in ſich gewahr wird: ſo ſind dieſes alles gewiſſe Kennzeichen, daß man ſich, mit Maria, ſtill und ſanft zu den Füßen Jeſu niederſetzen und Ihn im Verborgenen hören ſoll! denn Er will nun ſelbſt zu der Seele reden, will durch ſeinen verheißenen Geiſt ſelbſt in ihr wirken und ſein Wort fortſetzen. Hier läßt man (wie unſer Katechismus

Frage 103. ſagt) den Herrn durch ſeinen Geiſt in ſich wirken, und fängt ſchon den ewigen Sabbath in dieſem Leben an. Dieſer Geiſt treibet zu allem Guten ſelbſt an, und, welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder. Röm. 8, 14. Dieſer Geiſt der Wahrheit, welchen Jeſus den Gläubigen verheißen hatte, leitet ſie dann in alle Wahrheit. Evang. Joh. 16, 13. Er iſt und gibt die Salbung, welche uns allerley lehret, und iſt keine Lügen. 1 Joh. 22, 7.

Wer dieß nun alſo bei ſich empfindet, der iſt verpflichtet, dieſem Ruf und Zuge zu folgen; und er darf gar nicht fürchten, dadurch in Trägheit oder geiſtlichen Müßiggang zu gerathen. Indeſſen iſt dieß keine Regel für alle begnadigte Seelen. Nein! die Gemüthsbeſchaffenheit derſelben, ſo wie der Zweck Gottes mit ihnen, iſt ſehr verſchieden. Wer für alle ohne Unterſchied eine feſte Regel im Gnadenwerk feſt ſetzen wollte, der würde gewiß viel zu weit gehen; der würde dem Geiſte Jeſu Schranken ſetzen wollen. Das ſey ferne! Ein jeder iſt verbunden, ſo zu wandeln, wie ihn der Herr berufen hat. Ein aufrichtiger, redlicher Sinn vor Gott, und nach ſeinen Geboten zu wandeln; ein ernſtlicher Haß gegen alles, was Gott mißfällig iſt, und eine herzliche Begierde nach ſeiner Gemeinſchaft in Jeſu Chriſto, muß unfehlbar bei allen zum Grunde liegen. Aber, was die beſondere Stände und Führungen Gottes mit den Seinigen angeht, ſo muß ein jeder ſeinen Stand nach dem Worte Gottes prüfen. Findet er (bei ſeinem redlichen Sinn) Ruhe und Friede, ſo iſt ſein Stand gut, und Gott wohlgefällig. — Man geht aber oft nicht gut zu Werk, wenn man andere nach ſeinem Stande abmißt, und ſie nicht weiter will kommen laßen, als man ſelbſt gekommen iſt; wenn man ihren Stand nicht mehr für gut, ja gar für gefährlich hält, ſo bald ſie weiter gehen wollen, als es mit den allgemeinen Begriffen überein kommt; ſo bald ſie — weil ſie auf dem gewöhnlichen Wege keine Befriedigung mehr finden — ein Verlangen fühlen, noch tiefer zu graben, noch inniger und vollkommener in die Gemeinſchaft Gottes, ihres Heilandes einzubringen; wenn ſie gern alles dran wagen, gern allem abſterben wollen, damit es auch endlich von ihnen heißen möge, **Ihr ſeid geſtorben, und euer Leben iſt, verborgen mit Chriſto in Gott** (Coloſſ. 3, 3.) und daß ſie mit dem heiligen Paulo möchten ſagen dürfen: **Ich lebe, aber nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir; und was ich lebe im Fleiſch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes.** Galat. 2, 20.

---

24. Brief.

Neue Gnade, verpaart mit tiefern Einſichten in die Wege der Gottſeligkeit. Dem Verfaſſer entfällt alles Harte; er wird ſanft und duldſam, und hält ſich zur Kirche und h. Abendmahl. — Die Liebe Gottes erfüllt ſein Herz, und erzeugt in ihm unaufhörlich Thaten des Glaubens und der Anbethung. — Sein friedevoller und beſeligender Zuſtand! Er findet denſelben in einem Liede des ſel. Terſteegens (über den Stand der Beſchaulichkeit oder des ſchmackhaften Glaubens) treffend ausgedrückt.

Mit der mir aufs neue vom Herrn geſchenkten Gnade bekam ich erſt ein rechtes Licht in den Wegen Gottes und der Gottſeligkeit. Alles Harte, Eigenwillige und Störrige fiel immer mehr und mehr hinweg. Ich konnte nun einen jeden in ſeinen Schwachheiten und Gebrechen — ja ich konnte die größeſten Sünder tragen. Auch fühlte ich gegen die Prediger, welche ihr Amt träge und nachläßig verwalteten, nichts mehr von jenem Widerwillen im Herzen, der mich ſonſt ſo oft aufbrachte. Auch kam mir das äußere kirchliche Weſen jetzt weit anders vor, als ehedeſſen; wozu denn freilich die Eindrücke hauptſächlich mit beitrugen, welche ich von den Religionsgebräuchen der Hindoſtaner, Chineſer und anderer empfangen hatte; worüber ich im vorigen ſchon meine Gedanken und Empfindungen geäußert habe.

Ich hatte jetzt in meiner Aeltern Hauſe alle Freiheit, nach meinem Gewiſſen und nach meiner Ueberzeugung zu handeln. Ich konnte in die Kirche gehen, und konnte draus bleiben; niemand ſagte mir weiter etwas darüber. — Der ſonſt hier geſtandene Prediger, welcher auch zu meiner harten Behandlung das Seinige mit beigetragen hatte, war an einen andern Ort verſetzt worden; derjenige aber, welcher jetzt ſeine Stelle hier beſetzte, war ein ſtiller, duldſamer Mann. Ob er aber das Gute ſtiftete, wie der vorige Prediger? ob er die Gemeine, ſo wie jener, in ſittlicher Ordnung hielte? — das ſteht noch ſehr im Zweifel. Der vorige hatte hierinn vorzügliche Gaben. Er war ein Mann, der alle Achtung verdiente; nur Schade daß er nicht einen duldſamern Geiſt hatte. — Weil aber der jetzige Prediger ein toleranter Mann war, und weil ich ohne dem einſah, wie nöthig der äußere Gottesdienſt ſey, und daß ohne äußere Ordnung und Unterricht das ganze Chriſtenthum zu Grunde gehen müßte, weil alsdann keine Zubereitung zu etwas Weſentlicherem mehr wäre: ſo ging ich nun fleißig in die Kirche und zum h. Abendmahl, und erinnerte mich dabei der unausſprechlichen Liebe Jeſu in dem großen Verſöhnungswerke, und aller der Güter und Wohlthaten, welche dieſer mein göttlicher Erlöſer mir durch ſein Leiden, Tod und Auferſtehung erworben, und der Gnade und Liebe, welche er mir auf allen meinen Wegen erzeiget hatte.

Die mehreſten, ja alle dortigen Erweckten, welche mit ihren Predigern in Uneinigkeit waren, nahmen Anſtoß an demjenigen, was ich that: Allein, ich kehrte mich daran nicht. Ich folgete mit freiem Gewiſſen meinen Einſichten und meiner Ueberzeugung, und ließ andere darüber urtheilen, was ſie wollten. Bei Gelegenheit aber ſtellte ich auch wohl dieſen Freunden ihre Fehler, ihren Eigenſinn und Störrigkeit gegen Prediger und äußern Gottesdienſt unter Augen, und bewies ihnen, daß das dem Sinne Chriſti durchaus nicht gemäß gedacht und gehandelt ſey. Oft ſagte ich ihnen, daß, wenn wir uns ſelbſt einmal recht kennen lernten, und einſähen, wie viel an uns ſelbſt zu verbeſſern wäre, ſo würden wir gern das Schwert aus der Hand legen, und nur an unſere eigene Beſſerung denken. — Aber, es iſt auſſerordentlich ſchwer, Gemüther, die ſo ſtehen, zu überzeugen und ihren Begriffen in dieſer Sache eine andere Richtung zu geben. Man thut immer am beſten, daß man Geduld mit ihnen habe, und ſie Gott überlaſſe. Wenn ſie anders redlich ſind, ſo wird ſeine Gnade ſie ſchon einmal tiefer in ſich ſelbſt blicken laßen, wodurch ſie dann gedemüthigt, und des Richtens vergeſſen werden. — Ein jeder muß nach Ueberzeugung handeln; denn, was nicht aus Ueberzeugung — aus Glauben geſchicht, iſt Sünde. Ich kann denjenigen, der nicht in die Kirche geht, ſo gut tragen als den, der hinein geht. Wenn jener nur in aller Aufrichtigkeit ſich der Gottſeligkeit widmet, und mit aller Treue ſich als ein Nachfolger Jeſu beweiſet:

ſo iſt er mir lieb und werth. Iſt er aber nur, wie man zu ſagen pfleget, ein Babelſtürmer, oder ein Spötter über Kirche und Prediger; will er ſich in geiſtlichem Stolz und Eigendünkel zu einem Reformator aufwerfen: ſo will und mag ich nichts mit ihm zu thun haben.

Durchgängig ſind neu erweckte Gemüther der größten Gefahr ausgeſetzt, ſonderlich, wenn ſie mit ſolchen in Bekanntſchaft gerathen, deren Hang auf Neuerungen, auf etwas Außerordentliches, Beſonderes und Groſſes gehet. Ich habe hievon in meinem Leben viel traurige Beiſpiele geſehen. Nicht ſelten entſtehen daraus Parteien und Secten, die ſich einander anfeinden, und ſo gar der ehrbaren Welt ein Aergerniß geben, indem ſie bei dem großen Haufen zum Geſpötte werden. — In meinem Vaterlande war eine große Erweckung. Unter den Erweckten aber fanden ſich ſolche, die einen Hang nach dem Großen und Auſſerordentlichen hatten; und weil ſie, wegen ihrer hohen Aeuſſerungen, von verſchiedenen Leuten, womit ſie in Bekanntſchaft geriethen, gerühmt und erhoben wurden, ſo beſtärkte ſie das in ihrer Meynung von ſich ſelbſt, und von der Richtigkeit ihrer Sache, und ſie ſtiegen nur immer mehr auf geiſtliche Höhen. — Lange nachher, da ich nach einem neunjährigen Aufenthalt in Amerika wieder in mein Vaterland kam, fand ich, daß dieſe Erweckten ganz von der Spur der

Wahrheit ab, und zerrüttet waren. Dieſe traurige Zerrüttung war durch einen Mann bewirket worden, der damals auch hier in E..... viel Unheil angerichtet hat. Sie waren ſo ſehr in verderbliche Irrthümer verwickelt, und machten ſo tolle Sprünge, daß man es kaum glauben ſollte. Sie ſchämten ſich, den Namen Jeſus zu nennen, und mochten von der Gottſeligkeit faſt nicht mehr hören noch wiſſen.

Ich ging, wie geſagt, in der Zeit den Weg, welchen mir der Herr geöffnet hatte, getroſt und muthig fort, und kehrte mich übrigens an niemand. Wann ich auf andere ſah, und mir dieß und jenes an ihnen nicht recht war, und ich ſie gern anders haben wollte: ſo hieß es bei mir: Was geht es dich an? folge du mir nach! — Mein ganzes Verlangen ging jetzt nur dahin, meinem Jeſu nachzufolgen, und ihm, in ſeiner Demuth, Selbſtverläugnung und in ſeinem Weltverſchmähenden Leben ähnlich zu werden. Dazu brauchte und benutzte ich nebſt der heil. Schrift, die Bücher, welche mir die erbaulichſten und zu dieſem Zwecke die ſchicklichſten ſchienen. Mein Erlöſer ſchenkte mir eine ſolche Liebe zu Ihm, einen ſo ſtarken Zug, immer mehr in ſeine Gemeinſchaft zu kommen, daß mein ſtilles Verlangen nach Ihm eine immerwährende That der Liebe, Anbethung und Beugung vor ihm war; und dieß geſchah alles mit einem ſo tief beruhigten, und von Friede eingenommenem Gemüthe, daß ich oft dachte: Ach! iſt ſchon hier ſo viel Friede, Ruhe und Seligkeit in Jeſu und ſeiner Gemeinſchaft zu finden, was wirds denn einmal in der Ewigkeit werden!

Alles, was ich in der Natur erblickte bis zum geringſten Wurme hin, führte mich hinauf zur Verehrung deſſen, der mein Herz in ſeiner Liebe belebte und entzündet hatte. Seine Unterweiſung und innige Nahheit zeigte mir den geringſten Flecken und Unlauterkeiten. Er führte mich beſtändig auf die Verläugnung meines Eigenwillens, meiner eignen Abſichten, ja alles deſſen, worin meine Sinnlichkeit Luſt und Nahrung fand. — Die Liebe meines Erlöſers hatte mein Herz ſo eingenommen, daß ich ohne ſeine innigſte Nahheit nicht mehr ſeyn konnte. In dieſen Empfindungen ſeiner Liebe waren die Stunden meine liebſten und ſeligſten, welche ich in der Einſamkeit mit Ihm allein verleben konnte. Deßwegen nahm ich oft des Sonntags, bei ſchönem Wetter, ein Stück Brod in die Taſche, ging in den Wald und blieb da in Liebe, Anbethung und Beſchaulichkeit ſeiner großen Güte und Liebe den ganzen Tag vor Ihm. Ach! welche beſeligende, welche vergnügte, ſüße Stunden habe ich nicht oft hier gehabt! wo, ſo zu reden, Gott und ich nur allein in der Welt waren. In ſolchem Stande liebt man Gott von ganzem Herzen! von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften.

Der Vetter, welchen ehemals Gott zu einem Werkzeuge meiner Bekehrung gebraucht hatte, war im Guten wieder ſehr erkaltet. Oft ſprach ich mit ihm, über die Wichtigkeit des Ernſtes und der Beharrlichkeit in dem Wege der Gottſeligkeit, und wie nöthig es ſey, Treue zu beweiſen, und dem Rufe der Gnade ganz zu folgen. Er bezeugte wohl, daß er gottesdienſtlich leben wollte, allein er fühlte ſich nun zu ſehr an die Welt gefeſſelt; und, weil er ein Weib genommen hatte, ſo meynte er, er könnte nun nicht mehr ſo leben wie vorhin. Ich erwiederte ihm, daß keine äußere Veränderung uns abhalten müßte, dem Ruf der Gnade zu folgen. Auch im Eheſtande ſollten und könnten wir dem Herrn dienen, und ihm wohlgefällig leben; aber Ernſt und Treue müßten wir beweiſen: wenn wir das thäten, ſo würde es der Herr ſeiner Seits auch an Mittheilung der Kräfte und des Vermögens nicht fehlen laſſen. Allein, es wollte nicht recht mit ihm fort. Einsmals kam er zu mir, und ſagte, daß er zu H. geweſen wäre, und daſelbſt von einem Freunde vernommen hätte, daß zu Mülheim an der Ruhr ein frommer Mann, Namens Terſteegen, wohnte, der Bücher herausgegeben hätte. Der beſagte Freund habe ihm auch deren eins geliehen. Ich erſuchte ihn, mir daſſelbe auf einige Tage zu leihen, welches er that. Es war Terſteegens geiſtliches Blumengärtlein. Ich las mit Vergnügen und Erbauung in demſelben. Meinen damaligen Gemüthsſtand fand ich in dem Liede: **Ach Gott, man kennet dich nicht recht ꝛc.** ausgedrückt, daß ich ein großes Verlangen bekam, den Mann perſönlich kennen zu lernen. Ich kaufte mir alle von ihm herausgegebene Schriften, und fand ſolche Weide und Aufmunterung für mein Gemüth darinnen, daß ich geſtärckt wurde, auf dem Wege, worauf mich der Herr geführt und gezogen hatte, um deſto getroſter und munterer fortzugehen.

---

25. Brief.

Der Verfaſſer findet in Jac. Böhms Schriften keine Nahrung mehr. Seine Gedanken über dieſen Autor, wie auch vom Stein der Weiſen. Warnendes Beiſpiel für ſolche, die ſich mit dem Suchen deſſelben abgeben.

Das Leſen in Jacob Böhms Schriften fiel mir nun weg. Ich hatte ſchon lange keinen Trieb mehr, darin zu leſen, weil ich die Nahrung nicht mehr dabei fand, die ich Anfangs gehabt hatte. Sie führeten mich zu ſehr in Speculationen, um nur viel zu wiſſen und Geheimniſſe zu ergrübeln, wobei das Herz mehrentheils leer und kalt bleibt. Dieſe Wirkung habe ich auch zum öftern bei denen wahrgenommen, die ſich in die Lectüre dieſer

Schriften zu ſehr vertieft hatten. Auf meinen Reiſen hab ich oft mit vielem Licht und beſondern Einfluß darin geleſen, und glaubte zuletzt, daß mir alle die Geheimniſſe, alle die Tiefen, wovon Böhm ſchreibt, aufgedeckt wären. (Und wie viele Anhänger Böhms glauben das auch von ſich ohne Urſache!) Ich bin zwar in der Folge überzeugt worden, daß dieſes im Ganzen nicht ſo war, allein, das weiß ich, daß ich vieles darin fand, daß mir für jene Zeit aufmunternd und beförderlich war. Dieſe Schriften kamen mir auf der See treflich zu ſtatten, und ich fand viel Unterhaltung und Erbauung darin, weil ich zu der Zeit viel Speculation in allerlei Dingen hatte. Vielleicht wär ich in die Welt gegangen, oder in Dinge gerathen, die mich wieder an die Welt gefeſſelt hätten. Dieſe Bücher waren mir in meiner damaligen Lage, beſonders auch deßwegen ſehr nützlich und förderlich zum Guten, weil ſie ſehr auf Ernſt und Beharrlichkeit dringen: auch hatte ich mich ſo vertraut damit gemacht, daß mir — obſchon ich von der Zeit an wenig oder gar nicht mehr darin geleſen habe — doch noch viele Dinge daraus bekannt geblieben ſind.

Jacob Böhm iſt und bleibt, im meinen Augen, ein von Gott begnadigter, und mit beſondern Talenten begabter, merkwürdiger Mann, die man ſelten wieder bei einem Handwerksmann antreffen wird *). In ſeinen Aeußerungen über die ſieben Geſtalten der Natur, die drei Principien und mehr andere Sachen, liegt vieles, das ich nicht verwerfen kann. Mir kommt es jetzt ſo vor, als ob J. B. viel in chymiſchen Schriften geleſen, und ſich mancher Wörter und Ausdrücke aus denſelben bedienet — manche aber auch ſelbſt erfunden habe, um chriſtliche Wahrheiten darein zu kleiden; weßwegen er manchen Leſer immer unverſtändlich bleiben wird. — Es giebt viele erweckte Menſchen, die, wenn ſie Talente haben, und der Speculation ergeben ſind, ſich in die Schriften und Vorſtellungen dieſes Mannes vertiefen, ihre Begriffe in ſeine Sprache einkleiden und an den Tag legen, und dann wunder! meynen welche beſondere, lichtvolle Menſchen ſie wären. Alle Freunde Böhms will ich ja nicht hiemit beſchuldigen; es gibt allerdings aufrichtig Fromme darunter, welche aus ſeinen Vorſtellungen erbaut werden. Allein, durchgehends ſtehen dieſe Art fleißiger Leſer ſehr hoch in ſich ſelbſt, und ſehen andere, die ihnen nicht Beifall geben, für

---

*) Der Engländer William Law, der ein beſonderer Freund ſeiner Schriften war, hat Böhms Syſtem am beſten ins Licht geſtellt. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſes Mannes Schriften in Engliſcher Sprache zu leſen, und muß geſtehen, daß ich ſehr viel Gottſeliges, Erbauliches, ja manche große und erhabene Gedanken, darin gefunden habe.

für ſinſtere, blinde und ganz unerfahrne Menſchen an. Sie haben gewöhnlich viel Störrigkeit gegen die Prediger und äußere Kirche. Dieß iſt aber der Liebe und dem demütigen tragſamen und ſanftmüthigen Geiſte des Chriſtenthums — dem Hauptcharakter eines wahren Chriſten — ganz entgegen. — Ich habe in Deutſchland, wie auch in Amerika verſchiedene gefunden, die durch das Leſen dieſer Schiften angefeuert worden, den Stein der Weiſen zu ſuchen, wodurch ſie ſich denn endlich in leibliches und geiſtliches Unglück ſtürzten. Weil ich beinahe in derſelben Lage geweſen bin, ſo kann ich ziemlich aus Erfahrung reden.

Ehe ich nach Oſtindien reiſete, fand ich in Amſterdam, in den Buchläden der Antiquarien, verſchiedene chymiſche Schriften, (wie z. B. die, des Baſilius Valentinus u. a. m.) die ich mir kaufte, und auf dem Meer recht durchſtudirte. Ich glaubte auch, alles ſo wohl begriffen zu haben, daß ich mir im Herzen vornahm, wann ich einmal einen ruhigen Ort des Aufenthalts auf dem Lande hätte, ſo wollte ich den Stein der Weiſen machen: denn der ganze Prozeß dazu war mir, nach meiner Einbildung, aufs genauſte bekannt, und am Gelingen zweifelte ich nicht. Allein, nachdem mir der gütige Gott durch ſeine Gnade ein näheres Licht und andere Einſichten ſchenkte, und ich klar einſah, daß ich bei weitem der Mann noch nicht ſey, der ich ſeyn müßte: ſo

ſielen

fielen mir alle dergleichen ſpeculative Dinge ganz hinweg.

Ich habe oben geſagt, daß ſich manche, durch das Suchen am Stein der Weiſen, leiblich und geiſtlich unglücklich machen. Zum Beweiſe will ich ein Exempel anführen.

Weil ich noch als immer die Freundſchaft mit den Erweckten in meinem Vaterlande unterhielt: ſo ſchrieb mir einsmals dieſer Freunde einer, ich möchte doch zu einer beſtimmten Zeit zu ihm kommen, weil er und andere mir eine wichtige Sache vorzutragen hätten. Ich begab mich alſo dahin, und fand mehrere Freunde bei ihm verſammelt. Sie erzählten mir, daß ſie in die Bekanntſchaft eines ſehr frommen Mannes gekommen wären, der ſich jetzt in einer Kammer oben im Hauſe aufhielte. Dieſer Mann hätte ſehr tiefe Einſichten in die Geheimniſſe der Natur, unter andern auch das Geheimniß, den Stein der Weiſen hervor zu bringen. Da er jetzt keinen Wohnort hätte, ſo wollten ſie ihm Aufenthalt geben, und dann wollte er den Prozeß dazu vornehmen: aber er hätte ſechs hundert Reichsthaler nöthig, um ſich alles dasjenige anzuſchaffen, was dazu gehöret, um denſelben zu verfertigen. Sie fragten mich: ob ich an dieſer guten Sache nicht mit Theil nehmen wollte? Wir würden dadurch in den Stand geſetzt werden, den Armen viel gutes zu thun, und den frommen Armen ganz aufzuhelfen, daß ſie ohne Sorgen leben könnten; — und, ich weiß nicht mehr, alle die goldnen Berge, welche ſie ſich verſprachen, und welche Schlöſſer und Herrlichkeiten ſich ihre Fantaſie ſchon zum voraus aufbauete. — Ich antwortete ihnen aber, daß mir die Sache bedencklich vorkäme, und daß ich gefährliche Folgen davon befürchtete. Ehe ich mich aber weiter erklären, und zu etwas entſchließen könnte, müßte ich erſt den Mann ſehen und ſprechen. Ich ward alſo zu ihm geführet; und, weil ich in voriger Zeit viel über dieſe Sachen gedacht und im Kopfe gehabt hatte: ſo ließ ich mich in eine weitläuftige Unterredung mit ihm ein. — Ich fand, daß dieſer Mann ſein Gutes hatte, kein vorſätzlicher Betrüger — aber durchs Laboriren in Armuth gerathen war, ſich noch immer mit der Hoffnung ſchmeichelte, den (ſo genannten) Stein der Weiſen doch endlich zu finden. Ich war aber überzeugt, daß er ihn niemals finden würde, denn ich zweifelte ſchon damals an dem Daſeyn und Möglichkeit deſſelben. — Wie ich mit den Freunden wieder allein war, erklärte ich ihnen, daß ich mich auf keinerlei Weiſe in dieſe Sache einlaſſen würde, weil ich zum voraus wüßte, daß alles Geld, daß dazu hergegeben würde, verloren wäre. Wann aber der Mann Mangel litte, und auf eine andere Art ſein Brod ſuchen wollte: ſo wäre ich bereit, zu ſeinen Bedürfniſſen mit beizutragen; zu dem vorhabenden Project aber gäbe ich nichts. Zugleich warnte ich dieſe Freunde, und bat ſie, ſich doch nicht in dieſe Sache einzulaſſen; ſie würden es ſonſt gewiß einmal bereuen. Allein alles war vergebens; ſie waren ſo ſehr für die Sache eingenommen, daß diejenige, welche kein baar Geld hatten, deſſen entlehnten, und ſich noch in Schulden ſteckten. Was geſchahe? In einem Jahr hatte der Mann all ihr Geld verlaborirt, und war um kein Haar weiter gekommen. — Sie beklagten nun, aber zu ſpät, den Verluſt ihres Geldes, und daß ſie meinem Rath nicht gefolget hätten. Dergleichen Auftritte habe ich in meinem Leben mehrere geſehen.

Wenn ich meine Meinung über das, was man unter dem Stein der Weiſen verſteht, ſagen ſoll: ſo glaube ich nicht, daß ein ſolcher Stein, eine Tinctur, um alle Metalle in Gold zu verwandeln, und Univerſal-Medicin jemals exiſtirt habe; laſſe aber dabey einem andern auch gern über, an ſeine Exiſtenz zu glauben. Das Suchen des Steins der Weiſen, hat manchen Menſchen unglücklich und elend gemacht; iſt aber an der andern Seite auch für die Menſchheit vortheilhaft geweſen, weil dadurch viele nützliche Geheimniſſe der Natur entdeckt worden ſind; welche ohne die Meinung, Gold und Univerſal-Medicin zu erfinden, vielleicht verborgen geblieben wären. — Weil übrigens hier der Ort nicht iſt, mich über die Gründe einzulaſſen, warum ich kein ſolch Ar-

canum

darum glaube: ſo kehre ich wieder zu meiner Geſchichte zurück.

26. Brief.

Der Verfaſſer wird aus dem beſchaulichen Zuſtande in den Stand des dunkeln Glaubens geführet. Scheidung des ſinnlichen Theils von dem Grunde des Gemüths. Schwere Prüfungen in dieſem Stande. Mitten unter den Zerſtreuungen, Dürre und Dunkelheiten hält der Grund feſt an Gott. Nähere Beſchreibung der Eigenſchaften dieſes Gemüthszuſtandes.

Nachdem ich etwas über ein halb Jahr in dem obbeſchriebenen beſchaulichen Zuſtand geweſen war: ſo kam ich in eine harte ſchwere Prüfung. Das ſchmackhafte innige Gefühl wurde mir entnommen, und in meiner Sinnlichkeit empfand ich manche ſchwere Verſuchungen. Nach meiner Grundneigung hielte ich mich durch den Glauben an denjenigen feſt, der mir ſchon ſo viel Gutes erwieſen hatte; und durch ſeine Gnade ward ich auf eine verborgene Weiſe, bewahrt und feſt gehalten, daß ich nicht zu Falle kam, und daß ich in dieſer Prüfung leidſam aushalten konnte. Alle Leidenſchaften, welche eine Zeitlang wie getödtet geſchienen hatten, erwachten aufs neue in mir: Stolz, Wohlluſt und Liebe zur Welt mußte ich aufs empfindlichſte fühlen, und die Verſuchungen

gen aller Art ſtürmten von allen Seiten auf mich zu. Das verurſachte meiner Seelen tiefen Druck und Leiden!

Einmal kam ein ſtolzer Geiſt, der mir alles verächtlich machte und dem nichts recht war. "Ja, blies er mir ein, du hätteſt auf dem Meer bleiben ſollen; da hätten ſich deine Talente recht entwickelt; da würdeſt du dich bis zum Schiffs-Capitain, oder ſonſt zu einem hohen Poſten in Indien empor geſchwungen haben. Doch, es iſt noch Zeit! gehe wieder auf die See, da wirſt du dein Glück machen." Oft waren die Verſuchungen ſo heftig, daß ich glaubte erliegen zu müſſen. Aber getreu iſt der, der uns berufen hat! Er läßt uns nicht über Vermögen verſuchet werden. Er unterſtützt die, die ihm Treue beweiſen. Jeſus hält ſie, wenn ſie demüthig ſeyn wollen, durch ſeine Gnade feſt, daß ſie nicht fallen, noch weichen, und läßt alles ein gutes Ende gewinnen. Wann ich mich gegen dieſe Feinde, auf eine wirkſame Weiſe wehren, und ſie bekämpfen wollte, ſo konnte ich damit nichts ausrichten, und ſie ſchienen mir deſto mächtiger zu werden. Wann ich aber nun und dann das Glück hatte, ein ſtilles verborgenes Plätzchen im Hertzen zu finden, und mich leidſam und ruhig darin verhielte, ſo konnten ſie mir nichts anhaben. Und weil denen die Gott lieben alle Dinge zum Beſten mitwircken müſſen, ſo mußte auch [illegible], dieſes alles zuletzt, zum Beſten dienen. Denn nachdem ich über drei Monate in dieſem ſchweren Prüfungsſtand geweſen war, ſo gefiel es Gott mich wieder daraus zu erlöſen; und ich fand, daß ich dadurch in eine viel feſtere Gemüthsgeſtalt war verſetzt worden. Das Empfindbare, Schmackhafte, Innige, welches noch ſehr an das Sinnliche gränzt, und damit vermiſcht iſt, war zwar verloren gegangen; aber an deſſen Stelle war ein Glaube gekommen, der über alles, was durch die Sinnen noch empfunden und wahrgenommen werden kann, weit erhaben iſt. Dieſer Glaube iſt ſo beſeligend, daß man für denſelben alle Gewißheit gern fahren läßt. Durch denſelben werden der Seele die Anordnungen und Anſtalten, welche Gott durch Jeſum zu dem Heil der Menſchen gemacht hat, weit mehr entdecket, als ſie ſonſt je davon einſehen konnte. Es iſt der ganz beſeligende Glaube, der uns durch Chriſtum mit Gott vereinigt, wovon unſer Heiland zeugt: Wer an mich glaubt — von deſſen Leibe werden Ströme des lebendigen Waſſers fließen. Es iſt der Glaube, der das Herz reiniget; und durch denſelben kann der Geiſt des Menſchen in etwa Gott ſchauen, wie er in ſich ſelber iſt: denn die, welche reines Herzens ſind, ſollen Gott ſchauen, welches hienieden anders nicht als durch dieſen Glauben geſchehen kann; denn, weil Gott ein ganz unbegreifliches, beſeligendes Weſen iſt, der, nach der h. Schrift, im Dunckeln wohnet:

ſo kann auch dieſes Schauen, dieſes Geſicht des Glaubens nicht anders als allgemein und dunckel ſeyn. Darum könnte man auch wohl dieſen Glauben — da er von dem hiſtoriſchen und vernünftigen Glauben *) ganz verſchieden iſt, einen dunckeln Glauben nennen. Dieſer Glaube iſt der Sieg, wodurch der Glaubige die Welt, ſich ſelbſt und alles überwindet. **)

---

*) Der hiſtoriſche Glaube iſt derjenige, der die Geſchichte und Zeugniſſe der Bibel für wahr hält, und ungezweifelt annimmt. Es iſt die Grundlage eines jeden andern Glaubens, und muß durchaus daſeyn. Denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ſey, und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſeyn werde. Der vernünftige Glaube betrachtet die Wahrheiten der Religion auf eine vernünftige Weiſe; und ſucht dieſelben zum Wachsthum im Guten, und Nahrung der Tugend und Beſſerung des Lebens, vermittelſt fleißiger Application, ſeinem Herzen einzuprägen. A. d. R.

**) Siehe von dieſem Glauben und den vorhergehenden Leiden H. Stillings Heimweh, erſten Band pag. 415 bis in den zweiten Band pag. 88. allwo dieſer Autor, dieſe Prüfungen nebſt dem darauf folgenden Glauben, unter Bildern ſchön und gut dargeſtellt hat. Im Schlüſſel dieſes Werks, wird pag. 58 bis 98. alles dieſes noch näher ins Licht geſtellt. Wenn man in dieſem Heimweh die bildliche Vorſtellung der Wahrheit enthüllen kann, ſo findet man im Grunde deſſelben — was die Wege der Gottſeligkeit angeht — die reinſte Wahrheit. Der Schlüſſel (aber noch insbeſondere die ſelige Erfahrung) ſchließt dem Leſer die Bilder auf. A. des Verf.

Weil ich wohl dencken kann, daß meine Aeuſſerungen von einem duncklen Glauben, allen denen, die keine Erfahrung davon haben, unverſtändlich, unbegreiflich, ja — wie ich fürchte — anſtößig vorkommen werden ***): ſo will ich die Sache durch ein natürliches Bild in etwa zu erläutern ſuchen.

Wenn wir die Schöpfung, das gantze Weltall, betrachten, und nur in etwa Kenntniß vom geſtirnten Himmel haben: ſo ſtaunt unſere Vernunft über die Gröſſe und Ausgedehntheit der geſchaffenen Dinge, und verliert ſich in einer Menge dunckeler Vorſtellungen und Ideen. Denn ſie ſiehet ein, daß, wenn wir uns auf den entferteſten, mit den Augen noch erreichbaren Stern verſetzen könnten, wir dann abermal in die Tiefe einer gantz neuen Schöpfung hinein blicken würden, die jetzt unſerm Auge verborgen iſt. — Die Vernunft hat hierüber nur dunckele Ideen, glaubt aber

---

***) Sollte unſer Heiland nicht eben einen ſolchen Glauben im Auge gehabt haben? als er zu Thomas ſagte: Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben. — Und ſollte unter viel anderen Ausdrücken der h. Schrift, die Aeuſſerung Davids aus einem ſolchen Glaubensgrunde nicht gefloſſen ſeyn? Wann ich ſchon im Finſtern wandle, ſo iſt doch der Herr mein Licht. Dieſer Gemüthsſtand iſt offenbar unterſchieden von demjenigen, woraus die Worte gefloſſen ſind: Schmäcket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt. A. d. R.

aber doch, daß die Dinge ſo da ſeyen. Sie verliert ſich mit ihren ſtaunenden Betrachtungen in dieſem Abgrund, und es bleibt ihr nichts weiter übrig, als ein ehrfurchtsvolles Erſtaunen; denn alles geht weit über ihre Faſſungskraft, und das Ende der Schöpfung iſt ihr unerreichbar. — Was ſoll man aber nun von dem Schöpfer dencken, der dieſes alles, durch den Wink ſeines Willens hervor gebracht hat; von dem unſere Vernunft nichts ſehen noch begreifen kann! Sie ſchließt nur aus der Schöpfung, daß ein Etwas, ein Weſen da ſeyn müſſe, welches von dieſem allen der Urheber ſey. Und will die bloße Vernunft hier ihre Betrachtungen auf dieſes Urweſen richten; ſo verliert ſie vollends alle Ideen und Begriffe, und bleibt ihr nichts weiter übrig als tiefe Dunckelheit. *) — Aber, der beſeligende Glaube,

---

*) Und — möchte ich noch hinzuſetzen — als Furcht und Zurückſchrecken vor einem Weſen, welches zu betrachten, die Vernunft nirgend ihren Zirckel anſetzen, nirgend einen feſten Punkt finden kann. Dieß iſt nur einem wahren Chriſten vorbehalten; der ſieht in Jeſu dem Abglanz der Gottheit, dem ausgedrückten Ebenbilde dieſes unbegreiflichen Weſens, in dem die gantze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, und alſo durch Ihn dem Menſchen genießbar wird: der ſieht, ſage ich, in Jeſu, und beſchaut die Gottheit in einem gantz andern Licht — in dem Lichte des Glaubens. In Ihm findet ſie die Strahlen der ewigen Sonne gleichſam gebrochen. — Das allmächtige, unbegreifli-

Glaube, der unſern Geiſt gereinigt, und ſchon in etwa durch Chriſtum, in die Gemeinſchaft Gottes gebracht hat, dieſer beſchaut — und kann auch allein in dunckeler Ehrfurcht und Liebe dieſes höchſte Weſen beſchauen. Hiervon Ideen oder deutliche Begriffe mit Worten darzulegen, iſt eben ſo wenig möglich, als einen Geiſt körperlich zu machen. Die ſelige Erfahrung iſt dem genug, den der Herr mit dieſer Gnade beſchenckt hat. Hier ſpiegelt ſich in uns des Herrn Klarheit, und wir werden verklärt in daſſelbe Bild, von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geiſt iſt. — Stärcker als der Apoſtel dieſe Sache hier ausdrückt, kann ſie nicht ausgedrückt werden. Alles das geſchiehet allein durch den Glauben: der kann nur in dieſes danckle Heiligthum eindringen, während daß die Vernunft ehrfurchtsvoll im Vorhofe ſtehen bleibt. **)

Meine

---

che Weſen, vor welchem die Vernunft (wenn ſie anders mit ihren Betrachtungen darauf kommt) zurück ſchreckt — erſcheint dem Glaubigen als Vater — und nun wird durch deſſen Zug zu Jeſu, durch deſſen freundliche Winke, ſeine Liebe und Vertrauen rege. Der über alles weit entfernte Gott wird ihm in Jeſu ſo innig nahe, daß er ſich in allen Vorfällen, in jeder Angelegenheit, glaubig und vertraulich an Ihn ſchmiegt, Ihm alles ſagt, und klagt. — O welch eine unbegreifliche Herablaſſung des allmächtigen Schöpfers! A. d. R. Siehe auch den 29. Brief u. f.

**) Alles was über unſere vernünftige Begriffe geht, beſonders Gott und göttliche Dinge, müſſen

ſen

Meine Gemüthsumſtände wurden nun immer tiefer. Das Schreckhafte und Wahrnehmliche veränderte ſich in Thaten des Glaubens, der Liebe, Anbethung und Verherrlichung deſſen, der mein Herz belebte und in Beſitz hatte. Es kamen aber auch oft Zwiſchenzeiten von Zerſtreuungen, Dunkelheit, Dürre und Leiden, die mir den Vorwurf meiner Leiden auf eine kurze Zeit verbargen; aber dann ward auch mein Herz wieder mit einem deſto gröſſern Zufluß von Gnade und Liebe aufs neue belebt. Hatte ich Fehler begangen, hie oder da geſtrauchelt, oder war ich nicht auf meiner Hut geweſen, die Ausgänge meines Herzens zu bewahren, und war durch meine Schuld zerſtreuet worden: ſo wurde mir dieſer Zufluß entzogen — oder eigentlicher zu reden, der Grund im Inwendigen, worin das Heiligthum Gottes war

---

ſen wir, wenn ſolche einige Beziehung auf uns haben ſollen, glauben, da wir nun das Göttliche durch die Vernunft, unmöglich durchſchauen noch begreifen können, deswegen bleibt uns dieſe Sache auch immer dunkel. Dennoch findet eine glaubige Seele in dem liebvollen Anhangen an ihren Gott, der in Jeſu ihr Vater iſt, die allerbeſeligendſte Gewißheit; ja eine Glaubens-Gewißheit, die ihr ſagt: daß Gott, auch ihr liebender Gott und Vater in Jeſu ſeye. Dieſes kann aber die Vernunft unmöglich ergründen, und bleibt ihr alles in einer ehrfurchtsvollen Dunckelheit. A. d. Verfaſſer.

war, *) wurde verdeckt. Alsdann mußte ich, als ein armer, ſich ſelbſt anklagender Sünder, wieder vor den kommen, der ſo oft und viel vergeben hatte, der dann auch ſein liebes Vaterherz wieder öffnete, und vergab. — Die tiefſte Beſchämung wiederfuhr mir oft alsdann, wann ich — nach begangnen vielen Fehlern und Zerſtreuungen, wobei ich nirgends Ruhe mehr finden konnte, mich wieder in der Stille zum Herrn wandte. Denn da geſchah es mehrmalen, daß, ſtatt der wohlverdienten Verweiſe und Beſtrafungen, die ich erwartete, er mich mit deſto größerer, wohlweilender Liebe und Güte überſchüttete. Ich konnte mich dann vor Scham und Beugung kaum mehr faſſen; und es demüthigte mich ſo ſehr, daß ich mich alles Guten unwürdig achtete.

Täglich nahm ich drei Mal eine feſt geſetzte Zeit zum Gebethe in der Einſamkeit, worin ich mich nur mit meinem Gott und Erlöſer, durch Thaten der Liebe, der Anbethung und Verherrlichung beſchäfftigte. Eigentlich aber war es keine Beſchäfftigung, ſondern nur eine ſanfte Einkehr, Hingabe und leidſame Ueberlaßung in die Hände deſſen, dem mein Alles ſchon längſt hingegeben und überlaßen war.

---

*) Das Reich Gottes iſt inwendig in euch. Luc. 17, 21.

27. Brief.

Der Verfaſſer reiſet nach Mülheim an der Ruhr zu Terſteegen, von welchem er liebreich aufgenommen, getröſtet und aufgerichtet wird. Sein Andenken bleibt ihm geſegnet. — Freimüthige Erklärung gegen ſeinen Vater, daß er nicht heirathen werde. — In Gemeinſchaft mit einem, dem Guten ergebenen Vetter, und einem dritten, der die Waar verhandeln ſoll, fängt er an, auf Schnürriemen-Maſchienen zu arbeiten. — Sein inniger abgeſchiedener Wandel und Liebesgemeinſchaft mit Gott.

Weil ich aus den Schriften des ſeligen Terſteegens viel Segen und Erbauung genoſſen hatte, und in denſelben ein reineres und tieferes Licht, als in viel andern Büchern, die von der Gottſeligkeit handeln, erblickte: ſo bekam ich ein großes Verlangen, dieſen Freund Gottes von Perſon kennen zu lernen. Ich reiſete alſo im Auguſt dieſes (für mich ſo gnadenreichen) 1766ſten Jahrs nach Mülheim an der Ruhr — und fand bei dem lieben Manne weit mehr, als ich vermuthet und erwartet hatte. Er begegnete mir mit einer ausgezeichneten Liebe, und ich war, ſo lange ich mich da aufhielt, täglich einige Stunden bei ihm. Nachdem ich ihm meine Erweckung und beſondere Führung erzählet hatte, ward er vollends ſo liebend und offen gegen mich, daß mein Herz von dieſem lieben Manne ganz eingenommen ward. An meinen gegenwärtigen Gemüthsumſtänden nahm er herzlichen Antheil, und ſagte mir: ich möchte dem Gnadenzuge, den mir der Herr geſchenckt hätte, nur treulich folgen, ſo würde es alles gut gehen. Ich erzählte ihm, daß ſich unſer jetziger Prediger ſehr duldend betrüge, und von der Kanzel nichts wider die Leute vorbrächte, welche ſich einer ſtillen Lebensart befliſſen; und fragte ihn zugleich, ob ich bei der Kirche bleiben ſollte? — Er rieth mir: ich ſolte nur ohne Scrupel den äußern Gottesdienſt beibehalten, es ſey denn, daß der Prediger über gottſelige Menſchen läſterte. In ſolchem Falle wäre es denn doch Pflicht, ſich davon zurück zu halten, wofern man es nicht anhören müßte. Man bliebe übrigens bei der Kirche ruhiger, und könnte ſo viel ſtiller vor Gott wandeln. — Wie ich noch einige Tage bei ihm geweſen war, und noch mit manchen andern Freunden Bekanntſchaft gemacht hatte, verlangte ich wieder nach Hauſe. Der liebe Terſteegen wollte mich noch einige Tage da behalten; aber ich ſagte ihm: daß mein Herz ſo voll wäre, daß ich es nicht wohl länger daſelbſt aushalten könnte: ich müßte der Liebe, die in meinem Herzen brennete, und die ich faſt nicht mehr ertragen möchte, durch die Rückreiſe Erleichterung verſchaffen. Er war mit meinem Grunde zufrieden, und ſagte: ich möchte alſo unter dem Geleite Gottes wieder nach Hauſe reiſen: wir wollten uns im ſtillen Andenken vor und in Ihm lieb behalten. Seine Worte und Segenswunſch bei dem Abſchied nehmen, blieben mir noch lange in geſegnetem Andenken.

Nachdem ich von meiner Oſtindiſchen Reiſe wieder in meines Vaters Haus gekommen war, ſo nahm ich mich aller Geſchäffte mit an, die da vorfielen. Ich hatte nur Einen Bruder, der — weil er unter ſo viel Schweſtern, der einzige geweſen — nicht gut erzogen und etwas verzärtelt war, und mir manche Streiche ſpielte. Ich ertrug es ſo geduldig, als ich konnte; ſah aber wohl ein, daß in die Länge meines Bleibens nicht im Hauſe ſeyn würde. — Mein Vater fing auch nun allgemach an, mit mir vom Heirathen zu reden, und ſchlug mir die Tochter in einem gewiſſen Hauſe vor, wovon er mir ſagte, daß ich ſie gewiß erhalten würde, wenn ich ſie begehrte. Ich erwiederte ihm, daß ich die Jungfer nicht recht kennete; und, ſo weit ſie mir bekannt wäre, fänd ich keine Liebe gegen ſie; und, eine Perſon bloß um Geld, oder anderes Vermögens wegen zu heirathen, wäre mir nicht möglich. Wenn ich heirathen wollte, ſo müßte wechſelſeitige Liebe zum Grunde liegen; anders könnte und würde ich eine ſo wichtige Sache nicht unternehmen. Er möchte übrigens in Anſehung meiner nur ruhig ſeyn: denn die göttliche Fürſehung, der ich mich ganz ergeben hätte, würde auch für mich ſorgen. Als mein Vater meine Geſinnungen in dieſer Sache verſtanden hatte, ſo drang er auch nicht weiter in mich, ſondern ſagte bloß zu mir: Ich müßte ſelbſt am beßten wiſſen, was mir diente; ich ſey alt genug, für mich ſelbſt zu ſorgen, und müßte ſehen, wie ich durch die Welt käme.

Meine liebe Mutter hatte mir vor und nach die Lage unſeres Hauſes entdeckt. Ich erfuhr alſo, daß mein Vater, bei einem allzu großen Aufwand, in der Eigenſchaft als Landhauptmann und bei der Erziehung von acht Kindern (deren nun eins geſtorben war) Schulden gemacht hätte. Sein Stahlhammer verſchaffte ihm zwar anſehnliche Einkünfte, und hätte ihn allein zu einem vermögenden Manne machen können; allein, er hatte die Aufſicht darüber meiſtens andern überlaßen, die ihn überall vervortheilten. Deſſen ungeachtet war und blieb er noch immer ein wohlhabender Mann; doch ſah ich wohl ein, daß ich vom ſiebenten Theil ſeines Vermögens nach meiner Neigung nicht würde haben leben noch beſtehen können, und dachte deßwegen auf ein anderes Geſchäffte, wobei ich auf eine ſtille Art durch die Welt kommen und ruhig meinen Unterhalt gewinnen möchte.

Einer meiner Vettern, der ſich einige Jahre in Elberfeld aufgehalten hatte, kam, nicht lange nach meiner Zurückkunft von Oſtindien, in unſern Ort und beſuchte mich. Da ich merkte, daß er dem Guten nicht abgeneigt war: ſo ſprach ich mit ihm von der Wichtigkeit unſeres Hierſeyns, und daß wir uns in dieſer Gnadenzeit auf die Ewigkeit müßten zubereiten und von Gott zubereiten laßen. Meine Worte fanden ziemlichen Eingang bei ihm, und, weil er dieſen Sommer wieder in unſern Ort wohnen kam, ſo ſetzten wir unſern Umgang fort, und er bekam Neigung, auch ein gottſeliges Leben zu führen. — In Elberfeld hatte er Gelegenheit gehabt, mit einem der erſten Erfinder der Schnürriemen-Maſchinen in Bekanntſchaft zu kommen, und er hatte dadurch ſo viel Einſicht erlanget, daß er ſelbſt einige dieſer Maſchinen verfertigte, und darauf arbeitete. Da die Sache noch neu war, ſo ſchien es, als ob etwas dabei zu verdienen wäre. Mein Vetter hatte ſeinen Schwager, der die Frankfurter Meſſe bezog, mit in das Geſchäffte genommen. Weil er nun viel Freundſchaft für mich hatte, ſo bot er mir ſeinen Antheil zur Hälfte an, wenn ich in die Geſellſchaft treten wollte, ſo daß ich zum vierten Theil intereſſirt wäre. Er wünſchte dabei, daß ich zu ihm in ſein Haus zöge, wo wir beide dann gemeinſchaftlich Haus halten und arbeiten wollten. Ich fand Anfangs manche Bedenklichkeit bei mir, dieſen Vorſchlag einzugehen, weil ich dachte, man könnte dem Guten, das mein Vetter zwar hatte und wozu er ferner Neigung bezeigte, noch nicht ſonderlich trauen, da es noch durch keine Prüfungen gegangen wäre. Doch überwand meine Neigung zu einer ſtillen aber arbeitſamen Lebensart meine Bedenklichkeiten, und ich nahm ſein Anerbieten an. Wir beſchloſſen, daß wir uns nicht weiter in die weltlichen Geſchäfte einlaßen wollten, als zu unſerm Beſtehen nöthig wäre. Deßwegen überließen wir auch ſeinem Schwager die Halbſcheid des ganzen Geſchäfftes gern, mit dem Bedinge, daß er für die Handlung ſorgen, uns hinreichende Materialien anſchaffen, und die fertigen Waaren verkaufen ſollte.

Wir beide bezogen dann das Obertheil des Hauſes, arbeiteten mit einander, und ſuchten vor Gott fromm und ihm wohlgefällig zu leben. — Hier hatte ich nun bei einem Handgeſchäffte eine ſtille ruhige Lebensart. Mein Zug und ganzes Verlangen ging immer tiefer dahin, in ganzer Abgeſchiedenheit, und kindlicher Abhänglichkeit meinem Gott der Liebe zu leben, und vor ihm zu wandeln. Nicht weit von unſerer Wohnung, auf einer felſichten Anhöhe, war ein Wäldchen, wohin ich mich, wenn es nur die Witterung zuließ, des Abends verfügte, und oft bis in die ſpäte Nacht daſelbſt verweilete. Ach! wie manche ſelige Stunde hab ich da in der Liebesgemeinſchaft meines göttlichen Erlöſers zugebracht! Seine Liebe belebte mein ganzes Herz. Mein Alles ward Ihm wiederhohlt und unwiederruflich aufgeopfert und ganz hingegeben, um in Zeit und Ewigkeit mit mir zu machen, was Ihm nur gefallen möchte. — Die beſondern Wirkungen ſeiner Gnade und Liebe, welche ich da empfand, kann ich nicht ausdrücken. Ich lebte oft mehr in der Ewigkeit als in der Zeit. Dieſe göttliche Liebe führt immer weiter, damit endlich die Seele mit Gott in Chriſto vereiniget werden möge.— Aber, ehe dieſes in der Wahrheit geſchiehet, ſind noch manche beſchwerliche Berge zu überſteigen. — Die Liebe, die hier der Seele mitgetheilt wird, iſt rein, weil ſie göttlichen Urſprungs iſt: **wer in dieſer Liebe bleibet, der bleibt in Gott, und Gott in ihm; denn Gott iſt Liebe.**

28. Brief.

Des Verfaſſers lautere Geſinnungen bei den Mittheilungen der Gaben und Gnaden Gottes. Er will den Geber und nicht die Gaben feſt halten. Seine kindliche Ueberlaßung an Gott. — Die Gnade rüget ſeine Fehler ſcharf, und iſt ſonderlich ſtrenge gegen die ſtolze Eigenliebe: auch des Verfaſſers ganzer Wille geht dawider an. — Er bittet um Erweiterung des Herzens, um die Wirkungen der göttlichen Liebe ertragen zu können, die im Innern brennet.

Ungeachtet des tiefen göttlichen Friedens, der mit dieſen Einflüſſen der Gnade und Liebe verbunden war, hatte ich doch keine feſte Anhänglichkeit daran. Ich konnte alles, was mir mitgetheilt war wieder los, und in die Urquelle zurück

fließen

ſließen laßen. Dabei gab es auch Zeiten, wo mir aller empfindliche Einfluß der göttlichen Liebe entzogen, wo ich in Kreuz und Leiden verſetzt, und mein Herz von Dunkelheit, Dürre und Kraftloſigkeit eingenommen wurde. Dieß alles nahm ich denn auch aus der Hand der Liebe an, und ſagte dabei oftmals: Ach, mein Gott, meine ewige Liebe! nicht um der Mittheilungen deiner Gnaden und Gaben willen, will ich dich lieben; ſondern, weil du allein liebenswürdig biſt. Du biſt mir über alles alleine genugſam! — Selbſt in der größeſten Dunkelheit, Dürre und Leiden, bleib ich dennoch ſtäts bei dir! Mache mit mir, was dir gefället!

Wenn ich mir meine Leiden und Dunkelheiten durch eigne Schuld nicht ſelbſt zugezogen hatte; wenn mir mein Herz keine Vorwürfe über begangne Fehler machte: o, dann konnte ich gut des Glaubens leben; dann konnte ich's in allen Leiden, Dürre und Dunkelheiten recht gut aushalten. Hatte ich mir aber ſolches — wie leider! nur zu oft geſchah! — durch meine Fehler ſelbſt zugezogen: ſo war es mir zwar ſchwerer zu ertragen, aber ich kam doch nicht minder mit kindlichem Vertrauen zu meinem göttlichen Erlöſer, und klagte ihm meine Noth. ”Ich komme, ſprach ich ”dann zu ihm, als ein armer, gebrechlicher und ”fehlerhafter Sünder zu dir! Vergib mir doch in ”Gnaden um deiner Leiden willen! halte mich "durch deine Gnade und Liebe feſt und bewahre "du ſelbſt mich vor allen Fehltritten und Fällen: "denn, du weißeſt ja wohl, was für ein Gemächte "ich bin, daß ich nur eine arme und gebrechliche "Kreatur bin, ein Menſch von Staube, der "nichts hätte als Schwachheit und Gebrechen, "und nichts könnte als Fehler begehen, ſo lange "er ſich ſelbſt überlaßen wäre." — Wenn ich mir feſt vornahm, mehr und ſorgfältiger auf meiner Hut zu ſeyn, um nicht in Fehler zu fallen; dieß und jenes zu meiden; da und da mich ſo und ſo zu betragen: dann ſtrauchelte ich gemeiniglich nur deſto mehr. Dieß machte, daß ich vor und nach alles Vertrauen auf mich, auf meine ſelbſt eigene Bewahrung aufgeben mußte; mich aber deſto unbedingter und völliger der Bewahrung Gottes hingab.

So gelinde und gütig auch die Zucht der Gnade mich wegen meiner Uebereilungen, Fehler und Schwachheiten behandelte, ſo viel ſchärfer ward ich über das Vertrauen auf mich und meine Kräfte, über das Sehen auf mich ſelbſt und über mein eignes feſt halten in meinem Inwendigen beſtraft, das wurde aufs ſtrengſte geahndet, und ich bekam die empfindlichſten Verweiſe darüber. Ich ward gleichſam an mich ſelbſt überlaßen; und dann lag ich ſchon im Elende und Gebrechen, in ſelbſt verſchuldeter Finſterniß und Dürre, die ſehr peinlich war. Was ſollte ich anfangen?

fangen? Ich mußte, als ein Armer, der von ſich ſelbſt nichts hatte und nichts konnte, wieder zu Jeſu, meinem Erlöſer kommen, und mich ſeiner puren Gnade und erbarmenden Liebe ganz hingeben.

Die Gnade, welche mir der Herr in meinem jetzigen Gemüthsſtande ſchenkte, hatte ein ſcharfes und tief ſehendes Auge, und prüfte Herz und Nieren. Die geheimſten Flecken wurden mir dadurch offenbar. Was ihr in mir am meiſten zuwider war, das war meine Eigenliebe, Selbſtgefälligkeit und Eigenwillen, die Anmaßung des Guten, welches mir geſchenkt wurde. Dieß alles ward mir von dem Gott der Liebe, der mich ganz allein beherrſchen wollte, aufs tiefſte entdeckt. Es wurde mir klar, daß dieſes die ſchlimmſten Feinde meiner Ruhe, meines Friedens mit Gott wären, daß, wenn es in ihrer Macht ſtünde, ſie ſich an Gottes Stelle in meinem Herzen ſetzen würden; und daß ſie argliſtig und verſchlagen genug wären, ſich in allerlei Falten zu legen, ſich in das Kleid der größten Tugend, Frömmigkeit und Heiligkeit einzuhüllen, nur, um in allem den Zweck des geiſtlichen Stolzes zu erreichen. Hier iſt das Wort von Gott lebendig und kräftig, und ſchärfer, denn kein zweiſchneidig Schwert, und durchdringet, bis daß es ſcheidet Seel und Geiſt, auch Mark und Bein; und iſt ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Hebr. 4, 12.

Gegen dieſes eigenliebiſche, ſich alles anmaſſende Theil, das ſo ſehr mit meinem ganzen Weſen zuſammen geſetzt war, — aber der reinen Liebe Gottes ſo ſehr mißfiel, ging ich durch dieſe mir mitgetheilte Gnade, am ſtrengſten und ſtärkſten an. Wo ich mich in meiner Frömmigkeit nur hervor thun wollte; wo ich mir in den Gnadengaben, die mir Gott geſchenkt hatte, ſelbſt wohlgefiel: da drang dieſer Gnadengeiſt darauf, dieſes zu verläugnen, und dem allem abzuſterben. Oft war ich ſo ſehr auf der Seite Gottes, und gegen dieſes lebhafte eigenliebiſche Theil ſo ſehr aufgebracht, und ſo eiferſüchtig für die Ehre der reinen Gottesliebe, daß ich ausrief: **Ach Gott meine ewige Liebe! was für ein Menſch bin ich doch! Alle deine beſondere Gnade, deine Wohlgewogenheit gegen mich Elenden — alles beſudele und beflecke ich durch meine Anmaßungen und durch meinen Stolz! Ach, ich gefalle mir in dieſem ſchönen Tugendkleide allzuſehr! — Laß, o ewige Liebe! doch dieſe Ungerechtigkeit nicht länger zu! Rette deine Ehre, und laß deine Gerechtigkeit herrſchen, bis du alle deine Feinde zum Schemel deiner Füſſe gelegt haſt Ach! nimm du lieber alles hinweg; laß mich lieber arm und entblößt werden, als daß ich deine Gaben, deine Güte und Liebe länger mit meiner Unlauterkeit, mit Stolz und eigener Anmaßung beflecke nnd beſudele!**

Die göttliche Liebe war hier ſtrenge; ſie war ein verzehrend Feuer. Hebr. 12, 23. — 5 Moſe 4, 24. Ohne ſie konnte ich nicht mehr leben; aber das hinzunahen zu ihr in den Grund, wo ihr Heiligthum war, kam meiner Natur wie unerträglich vor. Mein Herz war zu klein, zu enge, ihre Wirkungen zu ertragen, ſo, daß ich oft ſagte: O meine ewige Liebe! entweder mußt du mein Herz erweitern, oder deine Wirkungen mäßigen, ſonſt kann ich nicht länger leben — ich kann nicht länger aushalten!

Was hier zwiſchen Gott und der Seele vorgeht kann nicht beſchrieben — es muß erfahren werden. Auch finde ich, daß, je weiter ich in meiner Geſchichte fortrücke, ich nur deſto weniger im Stande bin, dasjenige deutlich vorzutragen, was Gott in Chriſto durch ſeine Gnade und Liebe in mir Armen gewirket hat. Diejenigen welche Erfahrung davon haben, werden mich am beſten verſtehen. Der natürliche Menſch kann aber unmöglich die Dinge vernehmen, die des Geiſtes Gottes ſind. Sie ſind ihm eine Thorheit, und er kann ſie nicht begreifen. 1 Kor. 2, 14. Denn das kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines unerleuchteten Menſchen Herz je gekommen iſt, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Uns aber hat es Gott geoffenbaret durch ſeinen Geiſt.

Denn der Geiſt erforſchet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. 1 Kor. 2, 9. 10.

---

29. Brief.

Bemerkungen des Verfaſſers über das Werk der Erlöſung durch Chriſtum, und über die Wiederherſtellung des gefallenen Menſchen, welche verdienen geleſen und beherziget zu werden.

Hier will ich dir noch von einigen Erfahrungen und Einſichten melden, die ich in dieſem Stande erlangt, und noch oft in meinem Leben beſtätigt gefunden habe.

Nicht ſelten beſchuldiget man die Seelen, welche ſich gezogen fühlen, und ſich beſtreben, ganz ein Eigenthum Gottes und ihres Erlöſers zu ſeyn, daß ſie das Verſöhnungswerk Jeſu Chriſti, unſeres Heilandes nicht genug achteten; ſondern, daß ſie mit Vorbeigehung deſſelben, ſich durch ihr Thun und Beſtreben ſelbſt heilig und Gott wohlgefällig machen wollten. Hiedurch würde das, was Jeſus für uns gethan und gelitten hätte, ganz bei Seite geſetzt, und nur eine eigene Gerechtigkeit aufgerichtet u. d. gl. m.

Dieß ſind aber nur Verläumdungen, welche mehrentheils entweder von ſolchen herkommen, die Chriſtum zum Sündendiener machen wollen; oder von ſolchen, die man mit Rechte beſchuldigen könnte, daß ſie es eigentlich ſind, welche durch ihre eigene Wirkſamkeit und ihr Thun ſich ſelbſt gerecht und heilig machen wollen, wie ſehr ſie ſich auch des Verdienſtes Chriſti rühmen. Hier liegt ein Geheimniß worüber ſich Jeſus im Geiſte freuete, und ſprach: **Ich preiſe dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du ſolches den Weiſen und Klugen verborgen und den Unmündigen offenbaret haſt. Ja, Vater! alſo war es wohlgefällig vor Dir.** Luc. 10, 21.

Wenn man eines Theils meine Geſchichte mit Aufmerkſamkeit durchlieſet, ſo wird man ſehen, was dieſer göttliche Heiland und Erlöſer an mir gebrechlichen und von Sünden durchdrungenen Rebellen gethan hat; was für ein theurer Erlöſer er für mich geweſen, und noch iſt und auch, wie ich kindlich zu ihm hoffe, bis in Ewigkeit ſeyn und bleiben wird. Da, hoffe ich, Ihm für alle ſeine Wohlthaten, für ſeine unausſprechliche Liebe, die er mir durch ſein blutiges Leiden und Sterben — durch das ganze unbegreifliche Erlöſungswerk bewieſen, — erſt feurigen Dank zu bringen! Da hoffe ich mit gebücktem und demuthsvollem Geiſte, unter der Menge der himmliſchen Heerſchaaren niederzufallen, und mit ihnen auszurufen: **Das Lamm, das erwürget iſt, iſt würdig zu nehmen Kraft und Weisheit und Reichthum, und Stärke und Ehre, und**

Preis, und Lob, und Gewalt, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!

Andern Theils hab ich erſt in dieſem Stande völlig eingeſehen und erfahren, wie ſehr nöthig ein Erlöſer, ein Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen iſt. Denn, Gott kann ſich nicht anders offenbaren als er würcklich iſt, nemlich, als ein heiliges, reines und gerechtes Weſen. Ein jedes geſchaffene geiſtige Weſen nun, das Ihm nahe kommen will, und womit er Gemeinſchaft haben, und ſich vereinigen ſoll und will, muß auch dieſe Eigenſchaften Gottes, in ſeinem Maſſe, und nach ſeiner Faßbarkeit an ſich haben, und gleichfals rein, heilig und gerecht ſeyn. Wenn ein geiſtiges Weſen von dieſen Eigenſchaften nichts an ſich hat: ſo kann Gott, als Gott, demſelben unmöglich nahe kommen, er kan ſich nicht mit demſelben vereinigen. Wenn Gott einem ſolchen Weſen nahe käme, ſo würde er demſelben — wie gut und wohlthuend er in ſich ſelber iſt — ein verzehrendes Feuer ſeyn. Ebr. 12, 23. 5 Moſ. 4, 24.

Doch, ich muß in dieſer Materie etwas weiter ausholen, weil ſie das, über alle Begriffe der Menſchen und Engel gehende Erlöſungswerck betrifft, und deſſen Nothwendigkeit beweiſen ſoll: ein Geheimniß wohinein auch die Engel zu ſchauen gelüſtet. Ich weiß wohl, daß dieſer wichtige Gegenſtand von manchen geſchickten und frommen Männern auf eine gründliche und mehr ſyſtematiſche Weiſe iſt behandelt und ausgeführet werden; da ich aber mein Leben beſchreiben und meine Empfindungen und Erfahrungen in den Wegen der Gottſeligkeit darlegen ſoll: ſo will ich auch meine Gedancken und Einſichten darüber in Einfalt beſchreiben und bekannt machen.

Die heilige Schrift lehret uns, daß Gott den Menſchen gut und nach ſeinem Ebenbilde, zu ſeiner Ehr und Verherrlichung geſchaffen habe, daß aber der Menſch durch ſeinen Ungehörſam gegen die Befehle Gottes, aus dieſem ſeligen Zuſtande gefallen, und des göttlichen Ebenbildes verluſtig geworden ſey. In dieſem Stande des Abfalls konnte Gott, als Gott, nicht mehr zum Menſchen nahen, weil er an demjenigen geſtorben war, wodurch er mit Gott in Gemeinſchaft ſtand. Welches Tages du davon iſſeſt, hieß es, wirſt du des Todes ſterben. Adam ſtarb nicht, gleich auf der Stelle, eines natürlichen Todes; *) aber

---

*) Ich will denen nicht entgegen ſeyn, welche den hier gedrohten Tod bloß von dem natürlichen Tod erklären. Ich glaube ſelbſt, daß der Menſch, wann er nicht gefallen wäre, auch keines natürlichen Todes würde geſtorben ſeyn. Gott hätte ihn ohne Sterben, wann er hier ſein Ziel erreicht hätte, in die ſelige unſichtbare Welt hinüberführen können, wie er mit Henoch und Elia gethan hat.

aber er ſtarb an ſeinem edelſten, an dem geiſtigen Theil, vermittelſt deſſen er mit Gott

in

hat. Allein die Worte: du wirſt des Todes ſterben, haben, meiner Meynung nach, einen weiter umfaſſenden Sinn, und gehen auf den Verluſt des Ebenbildes Gottes im Menſchen. Röm. 5. 12. ſteht: Wie durch Einen Menſchen die Sünde kommen iſt in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und iſt alſo der Tod zu allen Menſchen durchgedrungen weil ſie alle geſündiget haben. Paulus ſetzt, wie ich nicht anders einſehe, in dieſem Kapitel den Tod der Gnade und Gabe Gottes in Chriſto entgegen. Im 15 Vers ſagt er: So an eines Sünde viel geſtorben ſind; ſo iſt vielmehr Gottes Gnade und Gabe vielen reichlich widerfahren, durch die Gnade des einigen Menſchen Jeſu Chriſti. Und Vers 21: Gleichwie die Sünde geherrſchet hat zum Tode: alſo herrſchet auch die Gnade durch die Gerechtigkeit — oder Gerechtſprechung — zum ewigen Leben, durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn. — Tod und Rechtfertigung, oder Gerechtſprechung aus Gnaden, ſtehet hier gegen einander über. Durch dieſe gerechtſprechende Gnade, wird alſo der Sünder von dem Tod, der durch die Sünde in die Welt kommen iſt, wieder befreit. Das Leben welches der Begnadigte in Adam verlohren hatte, kommt durch die gerechtſprechende Gnade in Jeſu wieder-hervor, und iſt ein ewiges Leben. Das Ebenbild Gottes, woran der Menſch geſtorben war, kommt alſo, wie es Paulus ausdrückt, durch die gerechtſprechende Gnade in Jeſu Chriſto wieder ins Leben, und zwar aufs neue, weil der Menſch tod daran war.

Es

in Gemeinſchaft war **) deswegen beſchreibt auch Judas die natürliche Menſchen, als ſolche die keinen Geiſt haben. (Vers 19.) — Dieſer Geiſt,

---

Es bleibt bei dem allen doch wahrſcheinlich, ja, nach meiner Ueberzeugung gewiß: daß auch nicht der natürliche Tod, ja nicht einmal eine Krankheit über den Menſchen würde geherrſchet haben, wenn er nicht gefallen wäre. Gott würde ihn vermuthlich ohne Schmertzen in die ſelige Ewigkeit genommen haben. Nun aber iſt auch der natürliche Tod der Sünde Sold. Anmerkung des Verfaſſers.

**) Was man alles durch dieſen gedroheten Tod verſtehen ſoll, hat der gelehrte und fromme Prälat Roos in ſeiner Einleitung in die bibliſchen Geſchichten von der Schöpfung an bis auf die Zeit Abrahams (Tübingen bey L. Fr. Fues 1774) bey der Abhandlung über den Sündenfall unübertreflich und ſehr ausführlich dargethan. Unter andern heißt es (pag. 199 bis 200): "Man gehe, wann man will, die h. Schrift durch, und ſammele alle die fürchterlichen Worte, die Gott in allen Drohungen des Geſetzes gebraucht hat: ſo wird man den völligen Begriff des Todes bekommen. Zorn, Fluch, Trübſal, Angſt, Verderben, des gnädigen Andenkens Gottes entbehren, von ſeiner Hand abgeſondert ſeyn, äuſſerſte Finſterniß: dieß alles iſt in dem Tod, den Gott gedrohet hat, in ſeinem völligen Umfang begriffen." — Dieſes vortrefliche Buch — wie auch deſſen Fußſtapfen des Glaubens Abrahams, welches eigentlich eine Fortſetzung deſſelben iſt, wünſchte ich in den Händen eines Jeden, dem es um lichtvolle Erkänntniß bibliſcher Wahrheit, und um Erbauung zu thun iſt. Anmerkung des R.

Geiſt, dieſes verlorne göttliche Leben muß alſo durch die Wiedergeburt aufs neue in dem Menſchen hervorgebracht und hergeſtellt werden, wenn er zur Gemeinſchaft Gottes gelangen und wieder mit ihm vereinigt werden ſoll. Denn wie bereits oben erinnert werden, in ſeinem abgefallenen Zuſtand konnte Gott in ſeiner Reinheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit mit dem Menſchen keine Gemeinſchaft haben. Obſchon er ſelbſt ein liebendes, beſeligendes Weſen iſt, ſo kann ihn doch nur ein reiner, oder gereinigter Geiſt, als liebend und beſeligend empfinden und wahrnehmen: einem Sünder iſt und bleibt er ein verzehrend Feuer, er müßte ihn denn aus ſeinem ſündhaften, befleckten Zuſtand plötzlich wieder in einen reinen und heiligen Zuſtand verſetzen. Dieſe plötzliche Veränderung würde aber kein Sterblicher aushalten können. Das Feuer der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit iſt dem Sünder unerträglich. Die Iſraeliten, ja ſelbſt Moſes (Ebr. 12, 12) bebten vor Jehovah, wie er nur von auſſen ſein Geſetz gab. Wenn ihnen aber nun Jehovah, wie auf einmal ſein Geſetz hätte in ihr Hertz und Sinn ſchreiben, und eindrücken wollen, wie würden ſie dieſes haben aushalten können? Und Gott ſelbſt könnte, wenn ich ſo reden mag, dieſe plötzliche Veränderung, eines Sünders, in einen Heiligen und Gerechten, durch kein Wunderwerck verrichten, weil er den Menſchen frey geſchaffen hat, und gegen dieſe ſeine Freiheit nichts thun will, und in geſundem Verſtand, auch nichts thun kann. *) Mit Gewalt und ohne des Menſchen Zuſtimmung und Einwilligung kann er aus ihm keinen Heiligen machen.

Ich habe übrigens in dem Vorhergehenden nur meine Meinung und Ueberzeugung — welche aber auch zum Theil Reſultate meiner Erfahrungen ſind, darlegen wollen; und überlaſſe es einem jeden, was er davon annehmen und glauben will. — Ich bin eigentlich auf dieſe Betrachtungen dadurch gekommen, daß ich die Nothwendigkeit eines Erlöſers beweiſen wollte, und auf dieſen Punct will ich dann wieder einlenken.

30. Brief.

---

*) Dieſes bezeuget auch ein holländſcher Prediger, in der Beantwortung der Preisfrage: Warum hat die Chriſtliche Religion, welche in ſich ſelbſt ſo kräftig iſt, die Herzen zur Tugend zu bilden, nur bei wenigen ihrer Bekenner, dieſen guten Erfolg? herausgegeben von J. W. Tilanus Doct. der Theologie, und Prediger zu Haderwyck, und aus dem Holländſchen überſetzt von Ch. F. Varenholz evangeliſchem Reformirtem Prediger. — Düſſeldorf bey Dänzer. — Unter andern heißt es Seite 47 alſo: Sollte Gott den Menſchen wieder mit Gewalt zur Tugend zwingen? Das iſt bei keinem moraliſchen Weſen möglich, ſelbſt nicht einmal von Seiten Gottes. Anm. des Verfaſſers.

30. Brief.

Fortſetzung des vorigen.

Die klare Einſicht und Ueberzeugung — daß Gott mit dem gefallenen Menſchen unmöglich Gemeinſchaft haben konnte — dann aber auch mein tiefes Sünden-Elend und Verderben, welches ich ſo ſchmerzlich und drückend fühlte, woraus ich mich aber ſelbſt nicht befreien konnte, und daher einen Helfer und Befreier, als das höchſte Bedürfniß für mich erkannte: das hat mich einer Seits ſo ganz von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines Erlöſers, eines Mittlers zwiſchen Gott und dem Menſchen überzeugt; als an der andern Seite mein Glaube an die Gewißheit, daß ein ſolcher Erlöſer, eine ſolche Mittelsperſon laut des Evangeliums, erſchienen und noch da iſt, durch die Erfahrung ſeiner würcklichen Hülfe, zu einer unerſchütterlichen Feſtigkeit gediehen iſt. Alle Schreibereien, alle Anfälle auf unſere allerheiligſte Religion haben hier nichts bei mir ausrichten, nicht in den geringſten Zweifel bringen können, weil Schrift und Erfahrung in dieſem Puncte miteinander verbunden gingen. Es war ein Erfahrungs-Grundſatz bey mir geworden: daß Gott kommen, ſich zu uns herablaſſen, daß er ſich mit der Menſchheit bekleiden, oder menſchliche Natur annehmen, und uns dadurch in Chriſto nahe werden mußte, wenn uns ſollte geholfen, wenn wir mit ihm ſollten vereiniget werden. Gott offenbarte ſich uns alſo im Fleiſch, weil wir keiner Offenbarung einer andern Art, von ihm ertragen konnten. Er ſandte ſeinen eigenen Sohn zum Erlöſer, und in ihm iſt nun der Weg zum Allerheiligſten wieder geöffnet worden. **Gott war in Chriſto, und verſöhnete die Welt mit ſich ſelbſt. Groß iſt dieſes gottſelige Geheimniß, Gott iſt geoffenbaret im Fleiſch.** 1 Timoth. 3, 16. Nun iſt uns durch das Leiden und Sterben des Sohnes Gottes der Weg wieder offen, und von den Evangeliſten und Apoſteln angewieſen worden, durch welchen wir mit Gott, als unſerm Vater, wieder können Gemeinſchaft haben. Jeſus iſt es allein, der unſere Sünden tilgen kann und will; in dem wir wieder Freimüthigkeit bekommen zu Gott, als zu unſerm Gott und Vater, zu nahen: außer ihm iſt und bleibt Gott dem Sünder ſchreckhaft und ein verzehrend Feuer. Seine Reinheit und Heiligkeit ſind Eigenſchaften, die nicht anders als zurückſtoßend für ihn ſeyn können; die aber in unſerm großen Mittler, in dem Gott-Menſchen gemäßigt werden. — In ihm, und durch ihn, werden die Wirkungen Gottes dem Sünder erträglich, ja ſüß vergnügend und wonnereich.

Wenn der Sünder durch Chriſti Blut und Kreuzestod nicht wieder mit Gott verſöhnt worden wäre, ſo hätte er nimmer wieder geheiligt, nie wieder mit Gott vereinigt werden können. Dieſes konnte nicht anders, als durch einen ſolchen von Gott geſandten Mittler geſchehen. Gott liebte die ſündige, die rebelliſche Welt noch alſo, daß er ſeinen eingebornen Sohn für ſie hingab, damit ſie nicht in ihrem verlornen Zuſtande bleiben, ſondern durch denſelben wieder zu ſeiner ſeligen Gemeinſchaft gebracht werden möchte. Es iſt auch deßwegen in keinem andern Heil, in keinem andern Namen Seligkeit zu finden, als allein in dem Namen Jeſu. Er iſt, ſeiner eigenen Ausſage nach, der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kann zu Gott dem Vater kommen, als durch Ihn.

Durch dieſen göttlichen Erlöſer, in welchem ſich die Gottheit mit der Menſchheit vereint, iſt denn, zu unſerer Wiedervereinigung mit Gott der Weg wieder geöffnet, und der Grund gelegt. Alle, die nun gern zu der Gemeinſchaft Gottes gelangen wollen, haben jetzt, ſo wohl im Leben als im Sterben, einen offenen Weg dazu. Sie können durch Chriſtum in das Heiligthum der hohen göttlichen Gemeinſchaft eingehen. Ebr. 10, 19. 20. — Allein, wir müſſen denn auch nun kommen, und da hinein zu gehen trachten; müſſen nicht dabei ſtehen bleiben von dieſem Wege zu ſprechen, zu rühmen und ihn nur zu beſehen. Nein! ſondern weil Jeſus der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt: ſo müſſen wir auch durch dieſen Weg zum Vater zu kommen, in ihm, dem wahrhaftigen Lichte, in der Wahrheit zu wandeln ſuchen, bis er ganz unſer Leben wird, und wir alſo mit Gott wieder vereiniget werden. Dieß war der Zweck, warum uns Gott ſeinen Sohn zum Erlöſer gab: es iſt der Zweck des ganzen Erlöſungswerks durch Chriſtum. In Ihm iſt der Grund zu unſerm Heil gelegt; nur auf dieſen Grund müßen wir das ganze Gebäude unſerer ewigen Glückſeligkeit aufführen. Wer nur Meynungen und Vernunftsbehältniſſe darauf bauet, deſſen Gebäude wird in Noth und Tod nicht Stand halten. Das Feuer wird alles verzehren. Wer aber in dem Verſöhnungstode Jeſu Vergebung der Sünden erhalten hat, und ſich denn mit aller Treue befleißet, Gott, dieſen ſeinen Erlöſer und ſeinen Nächſten von Herzen zu lieben; wer ſich mit ganzem Ernſte befleiſſet, durch Gebeth ſich zu Jeſu zu halten, und Ihm in ſeinem tugendhaften heiligen und abgeſchiedenen Leben nachfolgt und alle Kräfte dazu durchs Gebeth aus der Gnadenfülle Jeſu nimmt: der hat ſein Haus auf einen Felſen, auf ein unerſchütterliches Fundament gegründet; es iſt von Silber, Gold und Edelſteinen aufgeführet, und kann die Feuerprobe aushalten. 1 Kor. 3. 11 — 15.

Ueber die mancherlei Anſtöße, über die mannigfaltigen Grübeleien und Zweifeleien, wie zum B. "der Menſch ſey nicht gefallen; er ſey noch "ſo, wie ihn Gott geſchaffen habe; er ſey ſo böſe "nicht, als man ihn darſtelle, es käme alles auf "die Erziehung an, u. dgl. m." — über dieſes alles habe ich mich ſehr gut wegſetzen und beruhigen können, wenn ich mir nur Gott und ſeine Eigenſchaften, und den Menſchen, wie er in der Wahrheit iſt, vorgeſtellt habe: denn hier ward ich durch die Erfahrung eines ganz andern überführet. Diejenigen, welche den Fall Adams läugnen, und die Wahrheit der Erzählung Moſis hievon, durch ihre Trugſchlüſſe zu untergraben ſuchen, haben dabei die Abſicht, das ganze Erlöſungswerk umzuſtoßen. Denn wenn der Menſch nicht gefallen iſt, wenn er noch ſo iſt, wie er aus den Händen des Schöpfers kam: ſo iſt er in der Ordnung Gottes gut; und warum ſollte er dann einen Erlöſer haben? Auf dieſe Art geht die verdorbene Vernunft in dieſer Sache zu Werke. Und warum? darum, weil ſie gern einen gemächlichen Weg haben will, worauf die ſündlichen Neigungen, ja ſelbſt die Ausbrüche derſelben, erlaubt ſind, und für keine ſonderliche Sünden und Gebrechen ſollen gehalten werden. Einen ſolchen Weg will die unerleuchtete Vernunft gern; denn der ſchmale Weg der Selbſtverläugnung, der zur Ruhe, zum innern Seelenfrieden und zur Seligkeit führet; der uns von Jeſu angewieſen, geöffnet und vorgegangen iſt: der iſt ihr zu ungemächlich, und der ſtolzen Eigenliebe zu erniedrigend; den will ſie gern vorbeigehen, oder ihn doch ganz breit haben, um mit allen unordentlichen Leidenſchaften und Sünden darauf durchzukommen.

Stolz und Eigenliebe iſt auch vornehmlich mit Schuld daran, daß der Menſch die Anordnungen, welche ihm Gott zu ſeinem Heil geoffenbaret hat, nicht annehmen will; denn er will alles mit ſeiner Vernunft durchſchauen und begreifen, da er doch bedenken ſollte, daß, wie Gott, in ſich betrachtet, weit auſſer den Gränzen der Vernunft iſt, auch die wichtigſten, göttlichen Wahrheiten und Veranſtaltungen auſſer ihrem Gebiete liegen müſſen. *) Ich bin weit entfernt, die Vernunft zu verachten; ſie iſt eine edle Kraft und Gabe Gottes im Menſchen, natürliche Dinge zu betrachten, und aus verhandenen Gegenſtänden, aus gehabten Erfahrungen ſinnlicher Dinge, nützliche und richtige Schlüſſe zu ziehen: weiter geht ihr Vermögen nicht. Indeſſen läßt ſie ſich brauchen, und ein jeder braucht ſie ſo, wie es ſeinen verderbten und ſündlichen Neigungen gefällig und am angemeſſenſten iſt. Ich bin aber gewiß, daß ſie Gott und göttliche Dinge nie ſo er-

---

*) Unbegreiflichkeit iſt eine nothwendige Eigenſchaft des höchſten Weſens. Der erleuchtete Terſteegen drückt dieß in einem Liede ſehr ſchön aus, mit den Worten: *Dir ziemt die Unbegreiflichkeit*; und in der Note: *Ein begreiflicher Gott iſt kein Gott.* — Iſt es doch ſelbſt der Vernunft gemäß, daß ein endliches Weſen das Unendliche nicht faſſen kann! Anm. d. R.

ergründen, nie ſo beſchauen kann, wie ſie in ſich ſelbſt ſind. Dazu liegt in einem begnadigten Menſchen ein ganz anderes Vermögen, welches Paulus erleuchtete Augen des Verſtandes nennet. Epheſ. 1, 18. Auch ſagt er: daß der natürliche — oder auch vernünftige — Menſch die Dinge des Geiſtes Gottes nicht begreifen könne, ſie ſeyen ihm eine Thorheit; 1 Kor. 2, 15. Erleuchtete Augen des Verſtandes müſſen es ſeyn; die nur können Gott und göttliche Dinge erkennen und beſchauen, wie ſie in ſich ſelber ſind. Dieſe erleuchteten Augen aber müſſen uns erſt durch den Geiſt Jeſu geſchenkt werden.

Daß der Menſch nicht mehr ſo ſey, wie ihn Gott geſchaffen hat, lehrt mich die heil. Schrift, die Erfahrung, ja ſelbſt die Vernunft. Folgende Betrachtungen haben mir in dieſer Wahrheit ſonderlich zur Befeſtigung gedienet.

Wenn ich mir Gott, als ein weiſes, gerechtes und gütiges Weſen vorſtelle, das unmöglich etwas Böſes wollen kann; das ſich entſchloſſen habe, Weltkörper zu ſchaffen, und ſolche mit vernünftigen Geſchöpfen zu bevölkern: da kann ich mir unmöglich zugleich vorſtellen, daß dieſes allergerechteſte, weiſeſte und liebvolleſte Weſen, Geſchöpfe ſollte hervorgebracht haben, die einen größern Hang zum Böſen als zum Guten hätten. Gott mußte, ſeinen Eigenſchaften gemäß, entweder den Menſchen gut oder doch ſo ſchaffen, daß er in einem Gleichgewicht zwiſchen dem Guten und Böſen ſtand; damit er in der Prüfung Freiheit hätte, das Eine oder das Andere zu wählen.

31. Brief.

Beſchluß des vorigen.

Sollte wohl Gott Weſen geſchaffen haben, die einen größern Hang und Neigung zum Böſen als zum Guten hätten? — Sollte Gott Wohlgefallen daran haben, daß ein Menſch den andern unterdrücke, ihm Leiden mache? daß einer den andern, es ſey durch Krieg, oder auf eine andere Weiſe — unglücklich und elend mache oder gar tödte? Sollte Gott ſolche Eigenſchaften dem Menſchen anerſchaffen haben? — Und, wenn er, nach ſeinem ewigen weiſen Rath, nicht verhindern wollte, daß der Menſch den Verſuchungen zum Böſen, zu ſeiner Prüfung, ausgeſetzt würde: ſollte er denn nicht zugleich eine Kraft in ihn gelegt haben, die dem Hange zum Böſen das Gleichgewicht halten konnte — und, wenn ſich ſein freier Wille auf die Seite des Guten neigte, das Uebergewicht bekäme?

Kann man wohl von Gott gedenken, daß er Menſchen geſchaffen habe, denen er zwar die Einſicht gegeben, daß die Tugend gut ſey, und wann er ſie ausübe, er ſich bei Gott und Menſchen

ſchen angenehm mache; daß hingegen das Laſter böſe ſey, und er ſich durch Ausübung deſſelben bei Gott und Menſchen verhaßt mache: daß der Schöpfer aber, ungeachtet dieſer geſchenkten Einſichten, einen größern Hang im Menſchen gelaſſen, das Laſter zu begehen, als die Tugend zu üben? Mit Einem Worte: Sollte ihm Gott ein böſes Prinzipium neben dem guten anerſchaffen haben? Und ſollte jenes von je her mächtiger ſeyn als dieſes?

Wer dürfte wohl den gütigen Schöpfer beſchuldigen, daß er den Menſchen ſo böſe, und ſo wiederſprechend mit Gottes Liebe und Vollkommenheiten erſchaffen habe? — Indeſſen, wenn wir den Menſchen betrachten, ſo wie er in der Wahrheit iſt, ſo liegt das Böſe alles ſo von Natur in ihm: die tägliche Erfahrung lehrt und beweiſet uns dieſes, obſchon nicht alles bei einem jeden zum Ausbruche kommt. — Da nun aber Gott, das höchſtvollkommenſte Weſen unmöglich das Böſe wollen kann: ſo muß ich ja vernünftig ſchließen und glauben, daß er ihn gut und nach ſeinem Bilde geſchaffen habe, daß aber der Menſch von dieſer urſprünglichen Güte abgefallen ſeyn müſſe. — Weil nun hierin die heil. Schrift mit meiner Erfahrung übereinkommt, ſo glaube ich von Herzen, daß es mit der traurigen Veränderung im Menſchen dieſe, und keine andere Bewandniß habe.

Ich konnte mir zwar auch vorſtellen, daß Gott den Menſchen im Gleichgewicht zwiſchen das Gute und Böſe hin geſchaffen hätte; ſo daß der Hang zum Guten und zum Böſen gleich ſtark bei ihm ſey. — In dieſem Falle müßte man dann auch vernünftig ſchließen, daß der Menſch eher das Gute als das Böſe thun und erwählen würder, weil die Tugend, das Gute, Gott und Menſchen angenehm, das Laſter, das Böſe Gott und Menſchen mißfällig iſt. Alſo würde ſich der Menſch in einem ſolchem Schöpfungszuſtande, ſo zu reden ohne Anweiſung, wie natürlich, zum Guten, zur Tugend neigen, weil es lob- und achtungswürdig iſt; dahingegen das Laſter, das Böſe verächtlich macht. Man wird einwenden, daß durch die Erziehung das im Menſchen liegende Gute erweckt und hervor gebracht werde. — Gegen gute Erziehungen will ich nichts ſagen: Sie ſind löblich und unumgänglich nöthig. Aber, wenn der Menſch gut iſt, was brauchts denn ſo viel Anſtalten, ſo viel Mühe ihn zu erziehen, ihn zu beſſern? Gewiß würde dann nur wenig erfodert werden, ihn auf den Weg der Tugend zu leiten.

Die Erfahrung lehrt es uns, daß die beſten Erziehungen das nicht bewirken, was ſie ſollen; und daß viele, wann ſie aus den Händen ihrer Erzieher kommen, oft die ausgelaßenſten Menſchen werden.

Man hat vom Anfange der Welt an, am Menſchen erzogen, ihn zum Guten ermahnt, ihn vor dem Böſen, vor dem Laſter gewarnt; ihm geſagt, daß ihn daſſelbe zeitlich und ewig unglücklich machen würde: Iſt aber dadurch der Hang, die Neigung zum Böſen geſchwächt worden? Iſt der Grund der Verdorbenheit dadurch gehoben worden?

Ich glaube daß der Menſch, wenn er noch ſo wäre, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, ſich von Natur zum Guten neigen würde; ſo, wie er ſich jetzt natürlich zum Böſen neiget. Die Erfahrung lehret mich dieß letztere, deßwegen muß ich ſchließen, daß er von ſeiner urſprünglichen Güte abgefallen ſey. — Dieſes lehrt mich auch nun die h. Schrift, und derſelben glaube ich. Sie belehret mich, mit einer zuverläßigen Gewißheit, nicht nur von dem Falle, ſondern auch von der Wiederaufrichtung des Menſchen durch Chriſtum.

Dieſe Einſichten, daß der Menſch nicht mehr ſey, was er bei der Schöpfung war; daß Gott, als Gott, ſich nicht mehr zu gefallenen ſündigen Menſchen nahen könne, und, aus großer Liebe zu ihm, um ihn wieder herzuſtellen, ſeinen Sohn zum Mittler und Erlöſer in die Welt geſandt habe, damit er ſich in demſelben dem Menſchen wieder nahen, und durch ihn wieder mit ſich vereinigen möchte; und dann die vielen Wohlthaten, die beſonderen Begnadigungen, die mir durch dieſen göttlichen Erlöſer zu Theil wurden: dieſe Einſichten und Erfahrungen, verſchafften mir in den dunkeln Stunden, bei dem Zuſtoßen mancher Zweifel, in harten Leidens und Prüfungswegen ſolche Gründe, die mir die menſchliche Vernunft mit allen ihren Zweifeleien nie umſtoßen konnte.

Ich habe gefunden, daß der Weg, den mir der gute Gott in ſeinem Worte angewieſen und offenbaret, den mir Jeſus durch ſein Verdienſt, durch ſein Leiden und Sterben wieder geöffnet hat, das einzige Mittel iſt, zur Beruhigung und Befriedigung meiner Seele, zur Vereinigung mit Gott, in welchem für meinen ewigen Geiſt allein Ruhe, Friede und Seligkeit zu finden iſt, zu gelangen. — In dieſem Glauben, auf dieſem Grund, kann ich, wie ich hoffe, ruhig und getroſt einer ſeligen Ewigkeit entgegen ſehen, kann zuverſichtlich hoffen, daß mein ewiger Geiſt in der Urquelle ſeines Daſeyns ewige Befriedigung und Seligkeit genießen werde. In dieſem Glauben, auf dieſem Grunde gedenke ich, durch Gottes Gnade, meine Laufbahn zu enden, mein Leben zu beſchließen, und, durch die gnädige Unterſtützung meines Erlöſers, der großen Ewigkeit getroſt entgegen zu gehen.

32. Brief.

32. Brief.

Die Verſchiedenheit der Wege Gottes ſoll niemand Anſtoß noch Scrupel erwecken. — Abermaliger Beſuch des Verfaſſers bei Terſteegen. — Erhabner Gemüthszuſtand, der ganz vom Sinnlichen geſchieden iſt. — Sehr geiſtige Mittheilungen. Die Grundverdorbenheit wird dadurch immer mehr und gründlicher aufgedeckt. Schreckliche Tiefen der Eigenliebe, die ſich auch in alles Gute miſcht. — Ganz unbedingte Uebergabe.

Es wäre vielleicht gut geweſen, daß ich die Erzählung meiner Lebensgeſchichte mit dem 31ſten Briefe geſchloſſen hätte; denn je weiter ich hinein komme, je unbegreiflicher wird ſie denen ſeyn, welche keine Erfahrung von demjenigen haben, was ich noch zu ſagen habe. Ja ſelbſt manchen begnadigten, guten Seelen, die ſolche Wege nicht kennen, wird vieles unbegreiflich und gar anſtößig bleiben: denn es gibt deren zu jeder Zeit nur wenige, die es dem Herrn gefällt dergleichen Wege zu führen, wovon nun noch weiter vorkommen wird. Der Weg, worauf man in der Leidensgemeinſchaft mit Jeſu *) ſich ſelbſt und allem abſterben muß, iſt ſo allgemein nicht. Es iſt der Weg, welcher dahin führet, wo man geſtorben, und unſer Leben mit Chriſto in Gott verborgen iſt: **) und dieſer erfodert von Seiten

---

*) Philip. 3. 10.

**) Col. 3. 3.

Gottes einen beſondern Ruf, und beſondere Mittheilungen ſeiner Gnade; aber von Seiten der Seele auch große Treue, denſelben zu bewandeln. Indeſſen hat der Leib (die Gemeine) Chriſti mancherlei Glieder, und der Tempel Gottes iſt aus mancherlei Steinen und Baumaterialien zuſammengefügt. Ein jedes Glied des Leibes iſt gut und nöthig. Die Hand oder der Fuß können nicht neidiſch ſeyn, daß ſie keine Augen ſind, obſchon der Bau der Augen viel künſtlicher iſt, als der ihrige. Alle Materialien zu einem ſchönen Tempel können nicht einerlei ſeyn: wenn aber jedes an ſeinen rechten Ort gebracht wird, ſo wird ein ſchönes Ganzes daraus. — Eben alſo iſt es auch im Geiſtlichen: Wenn ein jeder ſeinem Rufe treulich folgt; die Gnade, welche ihm der Herr zu ſeiner Förderung ſchenkt, mit aller Treue anwendet: ſo wird er durch den Geiſt der Gnaden ſo bearbeitet und zugerichtet, daß er an dem Theile des geiſtlichen Leibes, oder, (welches einerlei bedeutet) an der Stelle des geiſtlichen Tempelgebäudes paßt, der ſich gerade für ihn am beßten ſchickt; er erreicht das Ziel, wozu ihn Gott berufen hat, und wird mit ſeinem Zuſtande zufrieden und ſelig ſeyn. — Man leſe 1 Kor. 12.

Im Sommer 1767 beſuchte ich abermal den lieben Terſteegen. Auf dieſer Reiſe ward ich noch mit vielen Freunden aus Solingen, Wald, Elberfeld, Barmen u. a. m. bekannt, welche mir alle viel Liebe und Freundſchaft bewieſen. Der ſel. Terſteegen nahm mich ſonderlich liebreich und herzlich auf, und ich brachte bei ihm acht Tage lang, mit beſonderm Vergnügen zu. Denn weil ich in allem ganz offen und vertraulich gegen ihn war, ſo nahm er auch liebend und herzlich Antheil an allen meinen Gemüthsumſtänden, und dieſe Reiſe war mir ſehr geſegnet.

In dieſem Sommer hatte ich einen erhabenen Gemüthsſtand. Mein geiſtiges Theil war ſo ſehr vom ſinnlichen geſchieden, daß es mir ſchien, als ob zwei ganz entgegengeſetzte Weſen in mir wären. Dieſe Gemüthsgeſtalt fing nach meinem, vorher beſchriebenen, drei monatlichen Leidensſtande an. Das geiſtige Theil ward, nach dem Maße, daß ich ihm mehr Raum gab, und dem Sinnlichen, durch die mir mitgetheilte Glaubenskraft ſuchte abzuſterben, immer mehr erweitert. Hier war das Sinnliche oft in außerordentlichen Leiden, während mein Geiſt, oder das geiſtige Theil über alle Leiden und Zufälle erhaben war, und ſein Vergnügen daran hatte, jenes leiden zu ſehen. Ja das geiſtige Leben brachte das ſinnliche oft ſo in die Enge, und herrſchte ſo ganz über daſſelbe, daß dieſes, weil ihm in nichts Vergnügen noch Leben gelaſſen wurde, ſich dem Tode und Sterben hingab. — Auf dieſem Wege, dachte ich, wirſt du endlich dein ſinnliches Theil in den Tod bringen, oder es doch durch dieſe Glaubensgnade ſo feſſeln, daß es dir weiter keine Noth mehr machen wird. Aber, es ging weit anders, als ich mir hätte vorſtellen können; und die Wege, welche der gute Gott mit mir einſchlug, um mich ihm ganz zu unterordnen, waren meinen Begriffen ganz entgegen, wie wir hernach ſehen werden.

Es gab in dieſem Stande oft Mittheilungen, die ſo geiſtig ſo erhaben waren, daß ich ſie kaum ertragen konnte. Oft dachte ich: Wenn dein Herz nicht erweitert wird, ſo kannſt du unmöglich dieſe Wirkungen länger aushalten; und dieß ſagte ich auch öfter zu dem, der ſie in mir hervor brachte. Allein, der Herr weiß wohl, wie weit er mit einer jeden Seele hierin gehen kann. Er wird allezeit, ſowohl die Wirkungen, als auch die Leiden, die er über eine jede Seele kommen läßt, ſo erträglich machen, daß ſie unter allem aushalten kann. — Wenn ich dieſen Wirkungen einen Namen geben ſollte, ſo müßte ich ſie eingegoſſene oder überſtrömende Mittheilungen nennen.

In Betrachtung dieſer Materie muß ich noch die Bemerkung machen, daß dieſe Mittheilungen ſehr deutlich, und mit einer Sprache des Geiſtes verbunden ſind, die zwar nicht in Worten beſtehet, aber doch eben ſo vernehmlich iſt, als die Worte, die von Mund zu Munde geſagt werden.

den. *) Es iſt aber dabei weiter nichts Außerordentliches, als in ſo fern man alle Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes außerordentlich nennen kann: ich will hiemit nur ſagen, daß man, bei dieſen innern Empfindungen, im Aeußern nichts Außerordentliches ſiehet, und daß im ſinnlichen Gefühle nichts dabei vorgeht, deßwegen können auch unter Geſchäfften, wobei der Verſtand wirkſam ſeyn muß, ſolche Mittheilungen vorgehen,

---

*) Ich kann mir wohl vorſtellen, daß ich bei dieſen Aeuſſerungen, wie auch an manchen Orten dieſer Geſchichte, für einen Schwärmer werde gehalten werden. Allein beim Sokrates beſtreitet man es nicht, und er wird deswegen für keinen Schwärmer gehalten; ungeachtet er oft ſagt: "Mein "Genius, die göttliche Stimme hat ſich von meiner Kindheit an zu mir gehalten" ꝛc. ꝛc. Hatte Sokrates einen Genius, eine göttliche Stimme, und läßt man ihm dieſes gelten: warum will man denn ſo etwas ähnliches einem Chriſten nicht gelten laſſen? — Dieſes wollte ich nur für die anmerken, die an keine Offenbarung glauben. Denjenigen aber, die daran glauben, will ich nur ſagen: daß der Geiſt Gottes unſerem Geiſte Zeugniß giebt; (Röm. 8, 16.) daß er Kinder Gottes treibt; (Vers 14.) daß die Salbung alles lehrt. (1 Joh 2, 27.) Wo der Geiſt Gottes unſerem Geiſt Zeugniß gibt; wo er antreibt; wo dieſer Salbungs-Geiſt belehrt: davon muß der Geiſt, der Zeugniß bekommt, der angetrieben, oder belehrt wird, doch auch etwas vernehmen, ſonſt wären dieſe Ausſprüche der h. Schrift ſo gut als nichts.

hen, ohne daß ſie auf irgend eine Weiſe das Geſchäffte ſtören. Jedoch muß man auch hier, wenn nur etwas Zeit erſparet werden kann, die Abgeſchiedenheit und Einſamkeit ſuchen, um ſich aus aller Zerſtreuung zu ſammeln.

Eigentlich hab ich in meinem Leben nichts erfahren, das man ſo beſondere auſſerordentlich nennen könnte. Wann aber je etwas Auſſerordentliches mit mir vorgegangen iſt, ſo war es dazumal, als mir der treue Gott in dem Verſöhnblut meines Erlöſers alle meine Sünden vergab, und mich aus dem Stand der Natur in den Gnadenſtand verſetzte, **) doch blieb ich mir auch dazumal gantz bewußt; und konnten alſo dieſe Wirkungen nicht zu den außerordentlichen Dingen gerechnet werden, wo man ſeiner Sinne entſetzt wird. Bei ſolchen außerordentlichen Dingen, wozu auch die prophetiſche Geiſtesgaben und Einflüſſe gehören, iſt große Gefahr; und müßen die Seelen, welchen dergleichen mitgetheilt werden, große Wachſamkeit und Behutſamkeit gebrauchen, weil ſie dadurch leicht auf geiſtliche Höhen gerathen können. Ja wenn ſolche Seelen ſich nicht ſelber mißtrauen, ſondern alle ihre Offenbarungen für göttlich halten: ſo ſind ſie in Gefahr in allerlei [illegible]aſie und Schwärmereien zu gerathen. Man muß aus dergleichen Beſonderheiten nie viel We-

---

**) Siehe den 8. Brief.

Weſens machen. Der Weg des Glaubens, worauf man ſich ganz ſeinem Erlöſer anvertrauet, iſt der beſte, der königliche Weg. Manche Seelen genießen auf demſelben zwar auch öfters beſondere göttliche Mittheilungen; aber ſie ſind von ſolcher Art, daß ſie der Seele ihre Fehler, Unvollkommenheiten und Gebrechen immer mehr aufdecken. Dieſe Mittheilungen beweiſen ihren göttlichen Urſprung dadurch, daß ſie die Seele auf die Verleugnung ihrer ſelbſt und aller Dinge führen; wodurch ſie dann, wenn ſie anders dem demüthigen Jeſu von Herzen nachzuwandeln ſuchet, von allen geiſtlichen Höhen bewahret werden wird.

Dieſe Wahrheiten habe ich aus lebendiger Erfahrung erkannt. Denn in meinem damaligen Gemüthsſtande wurde mir durch dieſe Mittheilungen meine Grundverdorbenheit immer mehr entdeckt. Auch mußte ich mit Schmerzen erfahren, daß die Eigenliebe, die eigene Anmaſſung, ſo bald ihr im Sinnlichen alle Nahrung abgeſchnitten iſt, in dem geiſtigen Theil noch vorzüglich ihre Nahrung findet. Hier ſitzet ſie am allertiefſten feſt, und iſt am allergefährlichſten. Sie iſt ein Gift, das ſich überall mit einſchleicht. Aber hier ward auch alles äuſſerſt genau mit mir genommen; und die göttliche Gnade, und ſein tiefes Licht entdeckten mir dieſen anmaſſenden Egoismus oder Ichheit, bis auf den tiefſten Grund meiner Seele. Gegen dieſen Feind ging ich ſo viel an, als Gott Gnade dazu ſchenkte. Ich konnte es unmöglich ertragen, daß derſelbe Gott ſeine Ehre rauben wollte; deßwegen ſuchte ich ihn auf alle mögliche Weiſe zu kreutzigen und in den Tod zu bringen. — Weil der Eigenliebe nun überall die Nahrung entzogen wurde: ſo ſchien ſie oft getödtet zu ſeyn; allein es war bei weitem ſo nicht, ſondern ſie war nur tiefer verſteckt, und ſuchte auf eine ſubtile Weiſe an allem Gutem mit Theil zu nehmen. In der Zeit, wenn dieß Leben der Ichheit todt ſchien, hatte ich oft Stunden, daß ich in Unſchuld ſo ſanft ſo liebend vor Gott wandeln konnte, als ob ich kein Bewohner dieſer Welt mehr wäre. Aber ehe ich es mich verſah, that dieſes Theil wieder ſo ſchröckliche Ausfälle, daß mir angſt und bange ward.

Bei ſolchen Anfällen begab ich mich denn in die Gegenwart deſſen, der ſchon ſo viel in mir überwunden hatte. Ihm zeigte ich meine Grundverdorbenheit, und bat ihn, mir Gnade und Kräfte zu ſchenken, dieſen Feind zu überwinden, der Ihm, meinem Gott und Heilande, doch ſo ſehr entgegen wäre, und überall im Wege ſtünde; oder vielmehr, Er ſelbſt möchte dieß ſo tief eingewurzelte Leben der Eigenheit zum Tode bringen.

Hier aber ging mir ein noch tieferes Licht auf. Der Herr zeigte mir nämlich, daß alles was ich thäte, alle Kräfte und Beſtrebungen, die ich anwendete, um dieſes feindſelige Theil in den Tod zu bringen, — daß dieß alles ſelbſt noch nichts anders ſey, als Eigenliebe und Selbſtgeſuch, weil ich damit nicht ſo ſehr lauterlich auf die Ehre Gottes ſähe; als vielmehr mich zu einem frömmern, ſchönern und tugendhaftern Menſchen machen wollte. Dieſes Theil in den Tod zu bringen, wäre ganz allein Gottes Werk, und das Geſchöpf könne nicht das geringſte dazu beitragen.

Hier wußte ich nun nicht mehr, was ich ſagen und beginnen ſollte. Ich blickte in eine Tiefe, die mir unerklärbar war. — Der Herr foderte von mir, daß ich mich Ihm ohne Beding, ohne einigen Vorbehalt hingeben und aufopfern ſollte. Ich that dieſes mit ganz aufrichtigem Herzen, in der feierlichſten Stille, nicht nur Ein Mal, ſondern wohl hundert Mal. — Nun ward mir im Grunde, wo ein Heiligthum des Herrn war, vorgelegt: "Ob ich mich allem, was nur Gott gefallen möchte mit mir zu machen, willig unterwerfen wollte? Ob ich Armuth und Blöße von Innen und Außen willig annehmen; — die Beraubung alles deſſen, was er mir geſchenkt hätte, von Herzen gern ertragen; — ob ich Widerſpruch, Verachtung und Verſtoßung von allen, womit ich in Liebe verbunden wäre, erdulden wolle? — und ob ich Kreuz, Schmach und Leiden, von innen und außen, ja alles, was mir "begegnen möchte, zu übernehmen von Herzen "willig und bereit wäre?" — Ja, mein Gott! war die Antwort: Wenn du nur dadurch verehret und verherrlicht wirſt, ſo will ich mich zu allem herzlich gerne hingeben und aufopfern! — Ohne einigen Vorbehalt opfere ich mich dir auf, zu allem was dir, in Zeit und Ewigkeit, mit mir zu machen gefällt! — Ja, mein Gott! zu allem gebe ich mich dir ganz dahin!

Wenn es mit einer Seele bis hieher gekommen iſt; wenn Gott dieß Opfer fodert, und es von ihr geleiſtet wird: dann wird eine ſolche Seele, wie ich feſt glaube, ſich nie wieder vom Herrn abwenden, ſollte ſie auch ihr ganzes Leben lang in Leidens- und Verlaſſungswegen wandeln müſſen. Gott erhält ſie unter allen Verſuchungen und Prüfungen und hält ſie im Verborgnen feſt. Hierhin könnte man die Verſiegelung ſetzen, wo die Glaubigen nie wieder aus der Hand Gottes fallen können.

33. Brief.

Gott allein kann die tief eingewurzelte Ichheit zerſtören. — Der Verfaſſer wird von allen Mittheilungen entbloßet, und ſchweren, innern Verſuchungen preis gegeben. Sein Kämpfen und Ringen mit Gott. — Nichts bleibt ihm übrig; als unbedingte Ueberlaßung und Leiden.

Dieſe Aufopferung geſchah im Frühjahr 1768, worauf mir noch ungefähr einen Monat lang, manche beſondere Begnadigungen mitgetheilt wurden, wobei ich aber auch immer tiefere Einſichten von dem bekam, was Gott von mir haben wollte. Beſonders entdeckte mir der Herr nun noch immer mehr, daß alle menſchliche Bemühungen, auch in der getreueſten Mitwirkung mit der Gnade, nicht im Stande wären, die ſich alles anmaßende Ichheit, die ſo tief eingewurzelte, und in unſer ganzes Weſen eingedrangene Eigenliebe in den Tod zu bringen; dieß ſey nur allein Gott ſelbſt möglich; nur durch ſeine Gottesmacht könnte dieß große Werk vollbracht werden: und er thäte dieß — ohne daß die Seele das Geringſte dazu mitwirken oder beitragen könnte — ganz allein, in der Gemeinſchaft des Leidens und Sterbens mit Jeſu. Philp. 3, 10. Die Wege aber, die dahin führen, und deren ſich Gott nach der beſondern oder individuellen Beſchaffenheit einer jeden Seele bedienet, ſind und bleiben der Seele ſelbſt unbekannt.

Aber nun kam die Zeit, wo mich der Herr ganz andere Wege führete. Nun mußte ich manche harte Prüfungen erfahren, und manche ſchwere Verſuchungen ſtürmten auf mich zu. Dabei verließ mich vor und nach alle Kraft, alle die beſondern Gnaden, welche mir der Herr geſchenkt hatte und ſo entblößt ward ich den mancherlei

Verſuchungen und Leiden preis gegeben. — Es iſt mir nicht möglich, alles, was mir auf dieſem Wege in dieſem harten Leidensſtande begegnet iſt, zu beſchreiben. Es wird genug ſeyn, wenn ich nur ſo viel davon melde, als nöthig iſt, um ſolchen Seelen, welche es Gott gefallen ſollte, dieſen Weg zu führen, Aufmunterung zu geben, daß ſie nicht verzagen, ſondern ihre Leiden geduldig auf ſich nehmen möchten; weil ſie ſehen, daß dergleichen Leiden auch über ihre Brüder ergangen ſind, und daß der Herr ſie endlich aus allem erlöſet hat.

So, wie ich auf der einen Seite von Gaben, Kraft und Gnaden, entblößet ward, ſo nahmen auf der andern Seite allerlei Verſuchungen und Leiden den Platz ein. Ich wurde vor und nach ganz mir ſelbſt überlaßen; alle Leidenſchaften, welche ich glaubte überwunden und in den Tod gebracht zu haben, erwachten in meiner Seele aufs neue wieder. Sie war den Gefühlen des Stolzes, des Hochmuths, der Wohlluſt und anderer Leidenſchaften preis gegeben. Dieſes Gefühl bringt der Seele ein ſolches Leiden, welches über alle Beſchreibung gehet. Sie muß es ſehen, daß das ſchöne Tugendkleid, woran ſie ſo manches Jahr gearbeitet hatte, und welches ſie nun, durch die Mittheilung der vorzüglichen und beſondern Gnade vollendet glaubte, ihr vor und nach ohne Barmherzigkeit ausgezogen und abgeriſſen wurde.

Dieß gibt ihr einen ſolchen Schmerz, daß ſie im Bethen, Ringen und Kämpfen alle Kräfte anwendet um dieſe Entblößung zu verhindern und ihr ſchönes Kleid zu behalten. Aber hier iſt keine Barmherzigkeit zu hoffen. Nein! eine unerbittliche Gerechtigkeit fordert alle das Ihrige wieder. — Meine Seele war, bei dieſem peinlichen Gefühle, oft in einer ſolchen Lage, daß ſie (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf) brüllete, wie eine Löwinn, der man ihre Jungen geraubet hat. — Kurz, die Leiden ſind hier über alle Vorſtellungen. An dem Leſen gottſeliger Schriften, und andern gottſeligen Uebungen findet die Seele weder Geſchmack noch Nahrung mehr; und, wenn ſie ſich Gewalt anthun will, in dieſen Dingen Nahrung zu ſuchen: ſo geſchiehts mehrentheils, daß ſie vollends eine ſolche Widrigkeit dagegen fühlt, die dem Eckel gleich kommt. — Gänzliche, unbedingte Leidſamkeit und Ueberlaſſung an Gott, iſt hier das einzige Mittel, um geduldig in dieſen ſchweren Leidenswegen durchzukommen.

Ich liebte die Reinheit und Keuſchheit im höchſten Grade. Wie ſchmerzlich, wie empfindlich mußte es mir dann nicht fallen, da ich nun in meiner Einbildungskraft die ſcheußlichſten Bilder der Unkeuſchheit ſehen, und die ſchrecklichſten Verſuchungen wider die Reinheit fühlen mußte! — Im Anfange, da ich mich in dieſen Weg noch gar nicht ſchicken konnte, und um Erlöſung rang und kämpfte, geſchah es bisweilen, daß — wenn die Empfindung meiner Leiden aufs höchſte geſtiegen war — es Gott gefiel, mich ſo zu ſagen, auf einmal aus dieſer Hölle in einen paradieſiſchen Frieden zu verſetzen: in einen Zuſtand, den ich nie erhabener empfunden hatte. Aber, ſo wie ich hinein verſetzt wurde, verwies mir der Herr meine Unleidſamkeit und mein Lamentiren. Dabei hieß es dann in meinem Inwendigen: Alles, was ich jetzt litte, wäre noch nichts gegen diejenigen Leiden, welche ich noch durchzugehen hätte; und der Grund meines Gemüthes war ſo, daß ich antwortete: "Ach Herr! ich will gern alles tragen, alles leiden, wenn ich nur nicht ſündige, wenn ich nur nicht überwunden werde! Wenn ich nur dir, o Herr! nicht mißfällig werden mag! — Aber lieber ſterben als ſündigen, und wider deinen Willen thun!" — So ſprach ich aus dem tiefſten Grunde meiner Seele: doch ward mir keine Verſicherung hierüber gegeben. Es blieb mir nichts übrig, als ohne irgend eine Stütze zu leiden. Alles, was der Seele nur zur Stütze dienen konnte, ward ihr vor und nach entnommen.

In dieſer Zeit ſchrieb ich dem lieben Terſteegen, und legte ihm alle meine Leiden und Gefühle offen dar. Aber er antwortete mir nicht. Einige Monate darnach ſchrieb ich abermal an ihn, und bat ihn, mir doch zu melden, wie ich mich in meinen Leiden zu verhalten hätte. — Dabei meldete ich ihm, daß ich entſchloſſen wäre, ihn, noch vor dem Winter, zu beſuchen. Nun bekam ich folgende Antwort:

"Lieber Bruder. An deinem Leidensſtan-
"de nehm' ich brüderlich Theil. Alles, was dir
"darin begegnet, es ſeyen Leiden, Verſuchun-
"gen und Prüfungen von innen und außen —
"das nimm alles leidſam, und, als dir von Gott
"geſandt, an. Thuſt du das, ſo hoffe ich, wird
"alles gut gehen. — Zu deiner Ueberkunf kann
"ich nicht rathen. Am beßten iſt es, daß du zu
"Hauſe bleibeſt."

So kurz dieſes Brieſchen war, ſo dienete mir doch die darin bezeugte Theilnahme dieſes gottſeligen, erfahrnen Mannes nicht nur damals, ſondern auch noch oft hernach, wenn ich mich nur daran erinnern konnte, ſehr zur Unterſtützung. Es war die einzige Theilnehmung, die mir auf meinem ganzen Leidenswege bewieſen ward; oder doch die einzige, welche Eingang bei mir hatte, und mir einige Unterſtützung zuwege brachte.

34. Brief.

Auf Andringen des dritten Compagnons ſieht der Verfaſſer und ſein Vetter ſich genöthigt, ihr Geſchäfft zu erweitern. Viele Unannehmlichkeiten dabei; Disharmonie mit ſeinem Vetter. — Reiſe nach E.... Seine Chriſtlichen Freunde können ſich, wegen ſeines leidenden Zuſtandes nicht mehr in ihn finden, und glauben, er ſey vom rechten Wege verirret. Seine Leiden und Beſchämung. Er iſt im Innern wie betäubt und im Dunkeln; kann aber im Aeußern ſeinen Verſtand recht gut brauchen. Sein ganzes Thun beſteht im Hingeben und Ueberlaßen.

Nun wieder etwas von den äußern Verhältniſſen meines Lebens, in dieſem für mich ſo wichtigen Zeitraume.

Weil unſere Fabrik zunahm, ſo bezogen ich und mein Vetter um dieſe Zeit ein herrſchaftliches Haus, das eben damals unbewohnt war. Der Schwager meines Vetters, der (wie ſchon oben gemeldet worden) zur Halbſcheid in dieſem Geſchäffte ſtand, war ein Mann, der ſich in der Welt ein Anſehen erwerben wollte; deßwegen drang er bei uns oft darauf, daß wir doch einige Lindtgezauen (Linnenband-Werk-oder Webſtühle) aus dem Baemen möchten kommen laßen, damit wir neben den Schnürriemen, auch noch Linnenband machen könnten. Die Urſache, welche er angab, war, daß er in Frankfurt mit Schnürriemen allein nicht zurecht kommen könnte, weil die Käufer dieſe beiden Artikel bei einander begehrten. — Wir hatten bereits einen großen Vorrath von Schnürriemen; und weil meines Vetters Schwager, ſo wohl in Rückſicht der beizuſchaffenden Materialien, als des Verkaufs der fertigen Waaren ſein Verſprechen nicht hielt; ſo kamen wir dadurch in nicht geringe Beſorglichkeiten. Wir hielten ihm dieſes vor, und ſeine Antwort war: daß, wenn wir uns entſchlöſſen, Bandſtühle anzuſchaffen, und Band zu verfertigen, er dann in Frankfurt, beſſer zurecht kommen könnte, und er dann alles zu verkaufen gedächte. So wohl mein Vetter als ich hatten keine Luſt, uns damit einzulaßen, weil wir mit Recht befürchteten, dadurch in allzu große Weitläuftigkeit zu gerathen. Indeſſen hatte er bei meinem Vetter ſo lange angehalten, daß derſelbe Neigung bekam, ſich mit dieſer Sache zu befaſſen. Er ſprach mit mir darüber, und geſtand mir, daß er Neigung dazu hätte. Ich ſagte ihm, daß ich, aus Furcht vor den Weitläuftigkeiten, nicht gern einwilligte; wenn er und ſein Schwager aber dächten, daß es nöthig wäre, und daß wir ohne dieſe neue Unternehmung nicht beſtehen könnten: ſo überließe ich's ihnen, hierin zu thun, wie ſie es fürs beſte erkenneten.

Hierauf entſchloß ſich nun mein Vetter, nach Elberfeld zu reiſen, und den Bandſtuhl oder Lindtgezaue zu kaufen. (Dieſes geſchah noch ein Jahr vor Beziehung des genannten Hauſes, da ich auch noch in einem ganz friedſamen Gemüthſtande war.) Man hatte aber in Elberfeld meinem Vetter einen alten ſehr ſchlechten Wirkſtuhl aufgehenkt: und wir hatten ſo wenig Verſtand und Einſicht in die Structur einer ſolchen Maſchine, daß, wie dieſe ankam, wir nicht einmal wußten, ſie zuſammen zu ſetzen, geſchweige, Band darauf zu machen. Nach vieler Mühe brachten wir doch endlich den Stuhl ein wenig in Ordnung; aber, ihn ſo einzurichten, daß nicht bei jedem Schuß viele Fäden zerbrachen, war, für ganz Ungelernte keine ſo leichte Sache. Mein Vetter verſuchte indeſſen, darauf zu arbeiten. Allein, nach vielem Plagen und Bemühen konnte er doch in einem ganzen Tage kaum eine Elle lang fertig machen; und dieß wenige Band war dazu noch ſo zerſetzt, daß es ſchlechterdings nicht brauchbar war. Nach vierzehntägiger vergeblicher Bemühung gab er die Arbeit auf; und wir ſahen ſolche ſo gut als verloren an. Einige Tage hernach ſagte ich zu meinem Vetter, daß ich auch einmal eine Probe machen wollte, um zu ſehen, ob ich den Stuhl nicht in den Gang bringen könnte. Das gefiel ihm. Ich ging ganz langſam und mit Ueberlegung zu Werk, und machte ſo lange Verſuche, bis es mir gelang, die Maſchine ſo weit in Ordnung zu bringen, daß ich recht gutes Band darauf wirken konnte. Hiebei hatte ich aber die Betrübniß, zu ſehen, daß mein Vetter

ter darüber in Leiden gerieth und trübſinnig wurde, da er ſah, daß ich etwas zu Stande bringen konnte, worüber er ſich ſo lange den Kopf vergeblich zerbrochen hatte. Er konnte den kleinen Neid, den er deßwegen gegen mich faßte, nicht bergen; weil ich aber dazumal noch in einem ſehr befriedigten Zuſtande war, und es mir daher nicht ſchwer fiel, ihm überall mit Sanftmuth und Liebe zu begegnen: ſo konnte dieſer Funke damals noch zu keiner Flamme auflodern.

Als nun ſein Schwager ſah, daß das Band gut wurde, ſo ward er recht guter Dinge, und wollte gleich noch zwei ſolcher Wirkſtühle beſtellen; welches wir aber, obwohl mit vieler Mühe, verhinderten. — Allein, da er einige Zeit hernach auf die Gemärke und der Orten reiſete: ſo beſtellte er auf Wichlinghauſen noch zwei neue Wirkſtühle, welche, nachdem wir das beſagte Haus ſchon bezogen hatten, bei uns eintrafen.

Um dieſe Zeit that ich eine Reiſe ins Bergiſche, nach Elberfeld und da herum, bei welcher Gelegenheit ich die Chriſtlichen Freunde daſelbſt, wie auch im Barmen, zu Solingen und Wald beſuchte. Dieſes geſchah im Herbſt, nachdem ſich im Frühjahr vorher mein Zuſtand ſo ſehr geändert hatte; und ich war nun der ruhige, innige und ausfließende Mann nicht mehr, der ich geweſen war. Zwar genoß ich noch viele Freundſchaft, und empfing von manchen lieben

Freunden viele Beweiſe der Zuneigung; aber, daß ich ſo leidend, ſo verſtöret ausſah, darein konnten ſie ſich nicht finden. Hätte ich mich in etwa nach ihnen accommodiren und mich verſtellen können, ſo wäre ich vielleicht beſſer mit ihnen ausgekommen: allein, Verſtellung, um fromm zu ſcheinen, war mir von je her zuwider. Ich konnte mich alſo nicht anders darſtellen als ich war. Bei verſchiedenen Freunden war ich auch offenherzig, und entdeckte ihnen meinen Zuſtand. Ich erwartete von ihnen brüderliche, mitleidende Theilnahme, und daß ſie mich in Liebe faſſen würden; allein, ich betrog mich ganz. Sie ſahen meinen Gemüthsſtand nicht anders als eine Abweichung von Gott an, und gaben mir manche Erinnerungen und Zurechtweiſungen, welche mir ſehr wehe thaten, ohne daß ich ſie ſo annehmen konnte, wie ſie es haben wollten. — Beſchämt und mit Schmerzen nahm ich überall Abſchied. Das Leiden, welches hiebei meine Eigenliebe fühlte, iſt über alle Beſchreibung. Da ich alles dran gewagt hatte, um nur ganz für Gott zu leben, um Jeſum und die Seinigen von ganzem Herzen zu lieben — und mich nun bei allen ſo beſchämt und zurück geſetzt ſah: ſo gab mir das ſo empfindliche Schmerzen und Leiden, daß ich es bei den Freunden nicht länger aushalten konnte.

Die Haupturſache meiner Reiſe war indeſſen geweſen, mehr Kenntniſſe von unſerm Geſchäfften zu erlangen; und ich war auch ſo glücklich, in Elberfeld einen Linnenband-Wirker anzutreffen, der ſich geneigt fand, mich zu unterrichten. Durch ſeinen Unterricht erlangte ich auch ſo viel Einſichten in dieſes Werk, daß ich mir hernach in allem zurecht helfen konnte. — Da ich nun einmal in dieſes Geſchäffte geſetzt war, und keinen andern Weg offen hatte, in der Welt mein Auskommen zu finden: ſo ſah ich es auch als meine Pflicht an, es fortſetzen zu helfen, und zu deſſen Aufnahme alle Mühe anzuwenden, und treulich darin zu arbeiten. — In natürlichen Dingen konnte ich auch, während der ganzen Zeit, daß ich in dieſem Leidensſtande war, meine Verſtandeskräfte ungehindert brauchen; aber in geiſtlichen Dingen konnte ich mich meines Verſtandes gar nicht bedienen: da war mir alles verworren, dunkel und finſter in meinem Gemüthe. — Es gereichte mir zu einer großen Erleichterung, wann ich mich beſchäfftigen konnte. Denn, da ich mir in meinen Gemüthsumſtänden nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte: ſo mußte ich mich in allem, ſo gut ich konnte, leidſam hingeben. Auch kann eine Seele hier nicht anders zu Werke gehen; denn es iſt alles des Herrn Weg, der will ſie ſelbſt durchs Leiden vollenden, und ſie auf dieſem Wege ſeinem Bilde ähnlich machen. Alles, was ſie ſelbſt im Guten unternimmt, wird ihr nicht gelingen; ſondern ſie macht ſich dadurch nur ihre

Leiden größer, und wird in allen Bemühungen zu ſchanden.

Nach meiner Zurückkunft von dieſer Reiſe bezogen wir das mehr gedachte herrſchaftliche Haus, und nicht lange darnach kamen auch die zwei neue Wirkſtühle an. Wir ſetzten ſie zuſammen und ich brachte ſie ſo in Ordnung, daß ich recht ſchönes Linnenband darauf machen konnte. Wir ſetzten nun auch junge Leute an, die Band wirken lernten, und alles hatte, dem äußern Anſehen nach, den beſten Erfolg. Aber, an mancherlei harten Leiden und Prüfungen fehlte es keinen Tag, wozu beſonders auch mein Vetter nicht wenig beitrug. Denn, er ward täglich mürriſcher gegen mich, und dagegen ſo anhänglich an ſeine Schweſter und Schwager, daß er auch an mich die Forderung machte, mit niemand, als nur dieſen, ſonderliche Freundſchaft zu halten. Wenn ich jemand anders, ſonderlich meinen Anverwandten, Freundſchaft bewies, oder auch wenn jemand aus meines Vaters Haus mich zu beſuchen kam, welches doch ſehr ſelten geſchah: ſo ſprach er faſt in acht Tagen nicht mit mir, außer, was unumgänglich nöthig war. Er hatte ein unglückliches Temperament; und die Gnade fand nicht Raum genug bei ihm, daß er demſelben hätte Meiſter werden können.

25. Brief.

Der Verfaſſer kommt in Umgang mit einem Freunde, der in einem Stande empfindlicher Gnadenmittheilungen ſteht, und ihn überzeugen will, daß er nicht mehr auf dem rechten Wege ſey. — Er nimmt die Verantwortung des Verfaſſers nicht an. Sie harmoniren nicht, und können ſich doch nicht dran geben. Der Freund bietet ihm die Hälfte ſeines Einkommens an, wenn er mit ihm einſam leben will. Der Verfaſſer lehnt es ab. Er fürchtet, daß es mit dem Freunde kein gutes Ende nehmen werde. Die Folge beſtättigt ſeine Furcht. — Sie trennen ſich. — Des Verfaſſers ſchmerzhafte Seelenleiden halten an. — Neues Project zu Geſchäfften. Es zerſchlägt ſich. Er kommt darüber in große Verlegenheit.

Du wirſt es mir, lieber Bruder, zu gut halten, daß ich in der Erzählung meiner äußern Lebensumſtände, etwas ausführlich bin. Es iſt nöthig, weil die äußern Begebenheiten ſo viel Einfluß auf die innere Geſchichte des Herzens haben; auch, weil ſonſt manches nicht im Zuſammenhang erſcheinen und undeutlich bleiben würde. So würde ich es, zum Beiſpiel, ohne eine zuſammenhängende Erzählung meiner äußern Schickſale, nicht deutlich machen können, was mich zuletzt bewogen hat, nach Amerika zu gehen. Ich fahre alſo fort.

In unſerm Orte wohnte noch ein Chriſtlicher Freund, mit dem ich viel Freundſchaft hielt, und in Liebe verbunden war: auch war er mein Anverwandter; denn ſeine Schweſter war an meines Vaters Schweſterſohn verheirathet. — Er war in Holland erweckt worden, von dannen aber, vor einigen Jahren, zurück gekommen und bei ſeine Schweſter gezogen. Wir wurden bald mit einander bekannt; und weil er das einſame und ſtille Leben liebte: ſo gewannen wir uns einander lieb. Er ging oft mit mir in den Wald oder andere einſame Oerter, und ward von meiner eingekehrten innigen Lebensart ſehr eingenommen, auch ſelbſt vor und nach vom Herrn in einen innigen Gemüthszuſtand verſetzt. Dieſer Freund hatte ſo viel Kapital, daß er von den Zinſen leben konnte, und miethete bei ſeinem Schwager ein Paar Kammern, wo er ein einſames Leben führte. Wir waren im Herrn ziemlich genau mit einander verbunden, welche Verbindung aber nun ſehr in Abnahme gerieth, da ich ihm ſo leidend, ſo verſtört und zerſtreut vorkam. Er konnte es nicht ertragen, daß wir das große herrſchaftliche Haus bezogen, und uns ſo tief in die weltliche Geſchäffte einließen. Dieſer Freund machte mir vieles Leiden. Wenn er mich oder ich ihn beſuchte, ſo konnte ich mich allezeit auf eine Menge Verweiſe gefaßt machen. Er wollte mir durchaus darthun, daß ich vom Herrn abgefallen wäre, und die Welt wieder lieb gewonnen hätte. Denn, ſagte er, man ſähe ja wohl, daß ich in die weltlichen Dinge zerſtreut wäre. Ich ſollte doch nur einmal bedenken, in welchem ruhigen und friedevollen Zuſtande ich noch vor einem Jahre geweſen, und wie ſehr dieſer von meinem jetzigen Zuſtande verſchieden ſey! *) — Ich erwiederte dann, daß ich das alles wohl wüßte, und darüber ſo viel Kummer und Leiden hätte, daß ich oft nicht wüßte, wo ich mich vor Noth laßen ſollte; könnte aber an dem allem nichts ändern. Er möchte alſo doch Geduld mit mir haben, und mich ſo tragen wie ich wäre. Doch könnte ich ihn verſichern, daß mir alles, was nur zu einer Größe in der Welt einen Anſchein hätte, nichts als Kreuz und Leiden wäre. Da ich aber mich nun einmal in dieſe Geſchäffte verſetzt fände: ſo ſähe ich es auch als Pflicht an, ſie mit aller möglichen Treue zu verrichten; und ohne Geſchäfftigkeit könnte ichs unmöglich in meinen Leiden aushalten" — Allein dieſer Freund ließ ſich von dem allen nicht überzeugen; es war bei ihm ausgemacht, daß ich von Gott abgewichen ſey, und ſah mich ſo gut als verloren an.

Einsmals kam er zu mir, und drang ſehr in mich, alle dieſe Geſchäffte aufzugeben. Ich fragte ihn, wovon ich denn beſtehen, und was ich denn ſonſt anfangen ſollte? — Darüber konnte

---

*) Man hat mehrere Beiſpiele, daß reiche Freunde, die ihr Auskommen in Sicherheit haben, falſch urtheilen über ihre Brüder, die durch Fleiß und Arbeitſamkeit ſich ſolches erwerben mußen.

te er mir nun dieß Mal keine Auskunft geben. Aber nachher kam er eines Tages voll Enthuſiasmus zu mir, und ſagte: Wenn ich dieſes Geſchäffte aufgeben wollte, ſo wollte er ſein Einkommen mit mir theilen; wir könnten dann zuſammen wohnen, und uns ſo einſchränken, daß wir davon gnug zu leben hätten. — Ich erwiederte:" Dann würden wir beide, und beſonders ich, oft in die größeſte Noth kommen, weil wir davon nicht beſtehen könnten. Dabei geſchähe dieſes Anerbieten jetzt im Enthuſiasmus, der bald wieder verrauchen würde; wenn es denn einmal zur Ausführung kommen ſollte, ſo würde es hundert Schwierigkeiten abſetzen. Weil übrigens der Herr mir Kräfte und Verſtand gegeben hätte, um durch meiner Hände Arbeit mein Brod zu erwerben: ſo würde ich ſo etwas von ihm nicht annehmen können." — Er hörte deſſen ungeachtet nicht auf, in mich zu dringen, daß ich dieſes Geſchäffte dran geben möchte, weil es doch die Haupturſache wäre, daß ich mein Gutes verloren hätte. — Ich hielt ihm oftmals vor:" daß er ja ſelbſt wohl wüßte, wie ich mich anfänglich nur darum in dieſe Unternehmung eingelaßen hätte, damit ich, als ein gottſeliger Menſch, in der Stille mich durch die Welt bringen möchte; auch ſey ihm ja bekannt, daß ich an der Weitläuftigkeit deſſelben nicht Schuld wäre. Ich könnte alſo nicht anders glauben, als daß Gott mich in dieſes Geſchäffte geſetzet habe, zumal, da er mir unter denſelben tauſend Gnaden geſchenket hätte. Deßwegen würde ich auch nun ſo lang, als es dem Herrn gefiel, treu darin aushalten, und alles thun, was nur meine Pflicht darin von mir forderte. Wenn es aber Gott gefiele mich daraus zu ſetzen, oder daß er alles zu Trümmern gehen ließ: ſo hoffete ich, Er würde mir Gnade ſchencken, mich in ſeine Schickung willig zu ergeben." — Allein mit allen meinen Erklärungen war dieſer Freund nicht zufrieden.

Wie er ſah, daß ſein dringendes Zureden, meinem Geſchäffte zu entſagen, auch bei mir vergebens war: ſo fing er nun an, in mich zu dringen, daß ich Terſteegen beſuchen möchte: denn er glaubte, dieſer würde dann meinen Zuſtand beſſer einſehen und mir anders rathen. — Ich ſchrieb darauf an Terſteegen, und legte ihm mein ganzes Gemüth offen dar, entdeckte ihm auch etwas von den Leiden, welche mir der beſagte Freund verurſachte; auch, daß er es wäre, der mich antrieb, ihn, Terſteegen, zu beſuchen; und daß ich mich deßwegen entſchloſſen hätte, dieſen Beſuch noch im Herbſte vorzunehmen. — Er antwortete mir hierauf nicht ſelbſt, ſondern ließ mir durch einen andern Freund melden: "Er ſähe gern, und "hielt' es auch fürs beßte, daß ich zu Hauſe bliebe." Das war alles, was ich von ihm zur Antwort erhielt. Ich ließ ſie den Freund leſen, und ſeine Aeußerung darauf war: "Daß Terſteegen ohne Zweifel darum ſo kurz geantwortet und meinen Beſuch abgelehnt hätte, weil er einſähe, daß mit mir nichts anzufangen wäre." — Ich mußte ſchweigen, mein Kreuz auf mich nehmen, und dem Herrn Jeſu nachfolgen.

Dieſen Freund konnte ich ſo wenig aufgeben, als er mich aufgeben konnte, obſchon wir nicht mit einander harmonirten, und bei unſern Zuſammenkünften und Unterredungen ein beſtändiger Widerſpruch unter uns herrſchte. Es konnte auch nicht wohl anders ſeyn; denn unſer beider Zuſtand war ſehr verſchieden. Er war um dieſe Zeit in einem innigen, ſehr geſchmackvollen Gemüthsſtande, den ich auch ſehr wohl einſah, weil ich ſelbſt darin geweſen war. Ich konnte alſo, ungeachtet der Dunckelheit, und des leidenden, elendsvollen Zuſtandes meines Gemüths, große Gebrechen an ihm wahrnehmen, die ich nie hatte hegen dürfen, wie ich in dem nämlichen Stande war. Er aber überließ ſich denſelben ohne Widerſtand. Die beſonderen Mittheilungen der Gnade hielt er ſehr feſt, und zeigte ſich dabei oft in einer Innigkeit, die er (wie es mir vorkam) für die Zeit nicht hatte. Und, wenn er ſie auch wirklich ſo gehabt hätte, ſo war es doch nicht gut, daß er ſie ausleuchten ließ, und ſich darauf etwas zu gut that. Dadurch bewies er, daß ſein geiſtlicher Stolz bereits einen ziemlichen Grad erreicht hatte; und ich fing an zu fürchten, daß es zuletzt kein gutes Ende mit ihm nehmen möchte. In der Zeit, da mir Gott dergleichen Gnaden ſchenkte, hätte ichs nie wagen dürfen, ſie mit Willen ausleuchten zu laßen. Wollte ſich aber bei mir die geringſte Frommſtellung oder Innigkeit von außen zeigen: ſo fühlte ich gleich die ſtrengſten Verweiſe und Beſtrafungen darüber in meinem Inwendigen. — Bei dem obgedachten Freunde aber ſah ich das Gegentheil, und dachte oft, daß, wenn es nicht mit ihm durch Prüfungen und Demüthigungen ginge, ſein Weg kein gutes Ende nehmen könnte. — Ich bemerkte aber auch oft deutlich, daß dieſes Freundes Eifer in den Zurechtweiſungen, die er mir gab, nicht immer aus einer lautern Quelle kam; ſondern daß er nur zu oft gern den Meiſter über mich ſpielen wollte. — Leider! ſind die Ahndungen, die ich über ihn hatte, eingetroffen; denn er that einige Jahre hernach einen ſchweren Fall, wovon er ſich kaum wieder aufgerichtet hat.

Um Neujahr 1769 ſtieg unſere Disharmonie auf den höchſten Grad. Er wollte nun nichts mehr mit mir zu thun haben; wir waren ſo gut als geſchieden, und ich mußte es gehen laſſen, wie es ging. — Im Januar ſchrieb ich nochmal an Terſteegen; und da gemeldter Freund ihm und allen dortigen Freunden bekannt war, und von ihnen geliebt wurde, weil er ſie verſchiedene Mal beſucht hatte; ſo meldete ich dem lieben Terſteegen

gen Unterſchiedliches von unſerer Disharmonie; und von dem, was zwiſchen uns vorgegangen war, und bat ihn, uns doch zu beruhigen, und mir zu melden, was ich bei ſo bewandten Umſtänden thun ſollte. — Gegen das Ende des Februars (einen ſtarken Monat vor dem ſeligen Hingang des theuren Mannes) erhielt ich eine Antwort von ihm, die aber kurz war. — Das Weſentliche daraus war folgendes: "Für dich, lieber Bruder! iſt es gut, daß du Geſchäffte haſt; doch mußt du dich oft ſtill und leidſam vor dem Herrn halten. — Dein und des Bruder M. Gemüthsſtand ſind ganz verſchieden. Du mußt ihn, und er muß dich tragen; und wo einer nicht kann wie der andere, da müßet Ihr brüderlich Geduld mit einander haben. — Am Schluſſe ſagte er noch: Liebet euch und traget euch untereinander. Einer halte den andern höher als ſich ſelbſt, ſo wird es endlich gut gehen."

Im Frühjahr, als Terſteegen geſtorben war, fand ich Neigung, die dort herum wohnende Brüder und Freunde nochmal zu beſuchen. — Aber das war eine Reiſe! Die Demüthigungen, welche mir während derſelben bei den lieben Freunden überall begegneten, machten mich ſo ſchüchtern, wie ein gejagtes Rehe, und ſo beſchämt, daß ich mich vor ihnen in eine Wüſte hätte verbergen mögen. Schon vorher waren ſie in etwa wider mich eingenommen; und der oft beſagte

Freund hatte mich in einen noch ſchlechtern Ruf bei ihnen gebracht. Und, da ich mich nicht verſtellen konnte, ſondern mich ſo zeigte, wie ich war; meine Umſtände aber ſo beſchaffen waren, daß diejenigen, welche keine Erfahrung davon hatten, unmöglich mit mir zufrieden ſeyn konnten: ſo folgte natürlich daraus, daß die Freunde durch meinen perſönlichen Umgang in ihrer ſchlechten Meynung von mir noch mehr beſtärkt wurden, und daß ich bei ihnen nichts als Verweiſe, Belehrungen und Zurechtweiſungen einzunehmen hatte. Aber, es folgte eben ſo natürlich aus ihrer Unbekanntheit mit den eigentlichen Umſtänden meines Gemüths, daß auch ich ihre Belehrungen und Zurechtweiſungen unmöglich auf meinen Zuſtand anwendbar finden konnte. Darum war faſt überall, wo ich hinkam, nichts als Mißverſtand, Unwillen und Unzufriedenheit mit mir, zu hoffen; welches mein Herz in eine ſo peinliche Lage verſetzte, daß der bloße Gedanke, jemanden zu beſuchen, meine Leiden verdoppelte; und meine Beſchämung war ſo groß, daß ich mich, ſo viel möglich, verborgen hielt, um neuen Demüthigungen auszuweichen. — Alſo, anſtatt mich durch dieſe Reiſe bei den lieben Freunden zu erquicken, hatte ich mir die Bürden nur noch ſchwerer gemacht, und mußte ſo troſtlos — wo nicht noch troſtloſer — nach Hauſe reiſen, als ich gekommen war.

In dieſer Leidenszeit ging ich noch allezeit, wenn es gut Wetter war, auf die vorhin gemelbete felſigte Anhöhe, in das Wäldchen, wo mir der Herr ſo viele Gnaden geſchenckt, *) und wo ich Ihm auch das ganze Opfer, mit mir in Zeit und Ewigkeit zu machen was Ihm wohlgefällig wäre, in der feierlichſten Stille gebracht hatte. Dieſes Wäldchen war auch noch jetzt der Ort, wohin ich oft ſpaziren ging; allein, es war daſelbſt keine Seligkeit mehr für mich zu finden, ſondern an deren Stadt Leiden über Leiden, und in denſelben ſolche Kämpfe, daß ich dachte, ich würde darunter zu Grunde gehen. Weil nun weder im Himmel noch auf Erden Troſt und Hülfe für mich zu finden war; ſo war kein anderer Ausweg mehr übrig, als mich zu überlaßen, wie ich war. Auch gab ich mich hier noch oft dem guten Gott mit allen meinen Leiden hin, um mit mir ferner zu machen, was ihm gefiele. — Für dieſen Ort hab ich hernach immer eine Vorliebe behalten; und es that mir leid, wie ich, nach meiner Zurückkunft aus Amerika ſah, daß dieß Wäldchen umgehauen, und der Boden urbar gemacht war. Dennoch walfahrtete ich noch oft auf dieſe Anhöhe, wo mich auch jedes Mal ein kindlicher Dank anwandelte, daß mich der Herr ſo wunderbar, aber doch ſo gut und ſelig geführet hatte. Solche Zurückerinnerungen geben dem Pilger oft recht beſeligende Augenblicke.

In unſern Geſchäfften gab es nicht wenig leidensvolle Augenblicke; und, wenn ich einen

Blick

---

*) Siehe den 27 Brief.

Blick in die Zukunft wagte: ſo ſah ich ebenfalls nichts als Kreuz und Leiden für mich. — Da das Geſchäffte ſich nun ſchon ziemlich ausgebreitet hatte, ſo wurden auch viele Reiſen und Auslagen erfordert, um es im Stande zu halten. Der Schwager meines Vettern aber — der, wie ſchon geſagt worden, ſich verbindlich gemacht hatte, alle Materialien herbei zu ſchaffen, und die fertigen Waaren zu verkaufen — ließ uns die mehreſte Zeit im Stiche: ſo daß ich faſt vermuthen mußte, daß er es darauf anzulegen ſuchte, uns in der Sache müde zu machen, um die Fabrik für ſich allein zu behalten. — Wenn denn mein Vetter und ich, wie nicht ſelten geſchah, unzufrieden waren, daß er uns ſo ſtecken ließ, und ich meinem Vetter ſolche Bemerkungen machte, welche klärlich zeigten, daß es in der Zukunft nicht gut mit der Sache gehen würde, ſo war er wohl eine Zeit lang wider ſeinen Schwager eingenommen. — Weil wir indeſſen auch wohl begreifen konnten, daß dieſer, bei ſeinen eigenen Geſchäfften die unſrigen nicht wohl mit beſorgen konnte: ſo überlegten wir, was wohl am beſten in dieſer Sache für uns zu thun wäre; und kamen endlich darin überein, daß wir einen vierten Mann annehmen wollten, der den Einkauf der Materialien und den Verkauf der fertigen Waaren mit ſeinem Schwager gemeinſchaftlich übernähme: denn unſer Vorſatz war allezeit, daß wir bloß dafür ſorgen wollten, gute und verkäufliche Waare zu verfertigen;

fertigen; mit dem Handel von außen aber wollten wir uns keinesweges befaſſen. Dieſes Geſchäffte ſollte meines Vettern Schwager nach wie vor — aber (wie wir's ſo unter uns beiden abgeredet hatten) nunmehr in Geſellſchaft eines Compagnons betreiben; und, da er vorher die Hälfte des ganzen Gewinns zog: ſo ſollte er nun ſeine Hälfte mit dieſem Compagnon theilen, ſo, daß der ganze Gewinn in vier gleiche Theile getheilt würde. — Der Geſellſchafter, den wir im Auge hatten, war noch unverheirathet, und uns beiden gleich nahe verwandt, weil auch ſein Vater der vermögendſte Mann im Ort war, ſo dachten wir, er würde ſich recht gut dazu ſchicken, beſonders, da wir gehöret hatten, daß ſein Vater ihn gern in irgend einem Geſchäffte möchte angeſtellt wiſſen. Wir zweifelten alſo nicht, daß, wenn wir ihm nur unſer Vorhaben bekannt machten, er keine Schwierigkeit machen würde, beizutreten.

Der Plan war alſo zwiſchen mir und meinem Vetter völlig abgeredet und zum Schluſſe gekommen; es war alſo noch übrig, auch ſeinen Schwager, als den dritten Mann, zu deſſen Annahme zu vermögen. Mein Vetter übernahm dieß, und ging in dieſer Abſicht zu ihm. Allein, bei ſeiner Zurückkunft merkte ich gleich, daß er in ſeiner Unternehmung nicht allein nicht glücklich geweſen war, ſondern, daß ſein Schwager ihn auch ſelbſt umgeſtimmt und dawider eingenommen hatte. Zu mir aber ſagte er nur, daß ſein Schwager dieſen Plan nicht eingehen wollte, und daß auch er, für ſeine Perſon, es für's Beſte hielte, die Fabrik, ſo wie bisher, fortzuſetzen. — Ich konnte nun keine weitere Gegenvorſtellungen machen, welche auch vergeblich geweſen wären; ſchickte mich alſo in alles, ſo gut ich konnte, und überließ es der Führung Gottes, obſchon ich hiebei einer, für mein äußers Beſtehen, kummervollen und dunkeln Zukunft entgegen ſah.

Mein Vetter hatte überhaupt viel Liebe für mich, aber auch eine außerordentliche Anhänglichkeit an ſeine Schweſter und deren Kinder, und dadurch auch an ſeinen Schwager; daher es auch kam, daß dieſer mit ihm machen konnte was er wollte. Es war alſo natürlich, daß er deſſen Nutzen dem meinigen vorzog; und ſeine ſo nahe Anverwandten glücklich zu machen, und ſie in der Welt empor zu bringen ſuchte. *) Er war aber dennoch ein Freund der Gottſeligkeit, und dieſes waren

---

*) Indeſſen iſt ihm dieſes nicht allein ganz mißlungen, ſondern auch noch ſehr verbittert worden. Er hatte, während dem ich noch in Amerika war, ſchon die Fabrik verlaßen, und war mit ſeinem Schwager gänzlich zerfallen. Die Streitigkeiten mit demſelben dauerten noch, wie ich aus Amerika zurück gekommen war. Und weil ſein Schwager keine rechte Fabrickenntniſſe hatte, ſo kam das

waren Schwachheiten, die noch in den Prüfungen abgethan werden mußten. Er lebt noch, und hat dieſes auch noch auf mancherlei Art reichlich erfahren müſſen. Dennoch aber ſind wir bis auf dieſe Stunde verbundene Freunde geblieben, und unſere Freundſchaft und Liebe iſt durch alle dieſe Begebenheiten nicht aufgehoben worden.

Im Herbſte dieſes Jahres kam der Vater des jungen Mannes, den wir mit in unſere Fabrik zu nehmen gedacht hatten, zu uns ins Haus, um die Einrichtungen zu ſehen, die wir gemacht hatten. Nachdem er alles in Augenſchein genommen hatte, und ſich darauf mit mir insbeſondre unterhielt, ſo ſagte er: Wenn wir ſeinen Sohn mit in das Geſchäffte nehmen wollten, ſo wäre er erbötig, 3000 Rthlr, auf drei Jahre ohne Zinſen dazu herzuſchießen; auch würde er ſonſt noch Geld zur Aufnahme der Fabrik hergeben, wenn es nöthig wäre. (Er wußte nichts von dem, was mein Vetter und ich bereits über dieſe Sache abgeredet hatten.) — Ich antwortete ihm, daß wir beide ſchon einmal eins geweſen wären, ſeinen Sohn mit in Compagnie zu nehmen; aber, weil der Schwager meines Vettern dawider geweſen,

---

das Geſchäfft nicht empor, und lag bei meiner Zurückkunft faſt ganz darnieder. — Bei Andern aber, die dort dieſes nämliche Geſchäfft angefangen hatten, kam es in Aufnahme, und iſt bis jetzt im Gange geblieben.

weſen, und auch dieſen dagegen eingenommen hätte: ſo wäre unſer Vorſatz ohne weitern Effect geblieben. — Ich wollte ihnen doch dieſes ſein Anerbieten vorſtellen; hätte aber wenig Hoffnung, beſonders bei meines Vettern Schwager, Gehör zu finden u. ſ. w. Hierauf erklärte er: Wenn es auch die beiden andern nicht eingehen wollten, ſo wollte er die genannte Summe nebſt erforderlichen Nachſchüſſen auch mir in das Geſchäffte geben, wenn ich mich verbände, ſolches mit ſeinem Sohne allein in Geſellſchaft zu treiben.

Da ich wußte, daß mein Vetter das Drückende der Verbindung mit ſeinem Schwager oft genug fühlte, ſo hatte ich Hoffnung, daß dieſes, (mir ſehr willkommene) Anerbieten bei ihm wenigſtens Beifall finden würde; fürchtete aber doch, daß auch jetzt, wenn ſein Schwager anderer Meinung wäre, ſeine ſinnliche Anhänglichkeit wieder alles verderben würde. Und wie ich fürchtete, ſo geſchah es. — Wir ließen nun ſeinen Schwager zu uns kommen. Als er meine Vorſtellung angehört hatte, ſo ſagte er: dieß Anerbieten ſey freilich nicht ſo ſchlechterdings zu verwerfen; aber erſt müßte er es doch in Ueberlegung nehmen. — Ich ſah nun ſchon zum voraus, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde; auch hatte er unter der Hand meinen Vetter ganz dawider einzunehmen, und völlig auf ſeine Seite zu bringen gewußt. Dieſer ſagte alſo, nach einigen Tagen, zu mir: daß ſein Schwager in die Aufnahme des jungen Mannes nicht willigen wollte, und daß auch er es für gut anſähe, daß wir das Geſchäffte ſo wie bisher fortſetzten. Ich konnte alſo nichts weiter hierin thun. Wäre mein Vetter auf meiner Seite geweſen, ſo hätte er, wenn wir durchaus darauf beſtanden hätten, ſich's wohl müßen gefallen laßen; denn, Contracte hatten wir nicht geſchloſſen, und ging alles auf guten Glauben. Da er nun ſein Verſprechen nicht hielt, und wir, wie ſchon geſagt worden, die mehreſte Zeit, durch ſeine Schuld, mit dem Abſatz der fertigen Waaren ſo wohl, als mit Herbeiſchaffung der Materialien im Gedränge ſaßen: ſo hätte er ſich, wenn wir gewollt, dazu verſtehen, oder aus der Geſellſchaft ſcheiden müßen. — Es war nun einmal Disharmonie unter uns, und die Zukunft zeigte meinem Gemüthe nichts als Unannehmlichkeiten und Leiden, die unſerm Geſchäffte beſtändig folgen würden.

Ich ging indeſſen zu dem eben angeführten Manne, der das großmüthige Anerbieten gemacht hatte, und ſagte ihm, daß aus der Sache nichts werden würde, weil mein Vetter und ſein Schwager ganz dagegen wären. Er kam nun wieder auf ſeinen mir gethanen zweiten Vorſchlag zurück; Ob ich denn nicht Neigung hätte, mit ſeinem Sohne allein das nemliche Geſchäfft anzufangen? Was er mir in dieſem Falle verſprochen hätte, wäre er auch noch Willens zu thun. Das benannte Geld wollte er vorab hergeben; und wenn ferner etwas fehlen ſollte, wollte er auch dafür ſorgen. — Ich geſtand ihm, daß ich wohl Neigung hätte, ſeinen Vorſchlag einzugehen, weil ich leicht einſähe, daß meine jetzige Verbindung in die Länge nicht Stand halten könnte. Aber, ich müßte mich, wenn ich mich davon losſagte, feſt auf ſein Wort verlaſſen können. Er erwiederte mir, daß ich mich ganz feſt darauf verlaßen könnte. — Weil ich in allen meinen Worten und Handlungen aufrichtig ſeyn wollte, ſo dachte ich, andere wären es auch; deßwegen ich mich nach einiger Ueberlegung entſchloß, die neue Verbindung einzugehen: allein wie ich mich in meinem Zutrauen auf Menſchen, ſchon oft betrogen gefunden hatte, ſo ging es mir auch dieſes Mal. Doch ich will den weiteren Hergang kurz erzählen.

Nachdem ich mit meinem Vetter und ſeinem Schwager mich über das, was die Fabrik anging abgefunden und ihnen alles, was dazu gehörte (weil ſehr viel alte Sachen darunter waren) überlaſſen hatte: ſo begab ich mich in meines Vaters Haus, in dem Vorſatze, nun mit dem neuen Compagnon das Geſchäffte anzufangen. Ich ging alſo zu ſeinem Vater, den Contract darüber zu ſchlieſſen, und alles vorher ins Reine zu bringen. Allein, dem Vater waren nunmehr Bedenklichkeiten in den Weg gekommen; er machte allerhand Schwierigkeiten — und, daß ichs kurz mache: er zog ſich zurück, und aus dem ganzen ſchönen Projecte ward am Ende — nichts! — Ich hatte mich alſo, wie man zu ſagen pflegt, zwiſchen zween Stühle nieder geſetzt, und meine Lage war traurig: auch kann ich die Empfindungen, welche mich jetzt beſtürmten, nicht beſchreiben. Sie mußten deſto peinlicher werden, weil ich nicht einmal den Troſt hatte, zu glauben und überzeugt zu ſeyn, daß es alſo der Weg der göttlichen Fürſehung über mich wäre. Ich war auch durch meine Leiden ſo nieder gedrückt und betäubt, und es war ſo dunkel in meiner Seele, daß ſich mein Geiſt bis zu dieſem tröſtlichen Gedanken nicht erheben konnte. Ich ergab mich aber doch unter alles ſo gut und leidſam, als mir nur möglich war. — Damals konnte es wohl zu mir heiſſen: "Was ich thue, das weißeſt du jetzt nicht; du wirſt es aber hernach erfahren" (Joh. 13, 7.) — O wahrlich! ich hab es hernach erfahren; — und beſonders erkenne ich es jetzt mit Dank und Anbetung, daß alles eine weiſe und gütige Leitung der göttlichen Fürſehung über mich war.

36. Brief.

Der Verfaßer iſt ohne Geſchäffte. Seine Demüthigungen und Leiden halten an. Er ſucht ein neues Geſchäffte, um ſich fortzuhelfen: nichts will ihm gelingen. Seine Chriſtlichen Brüder halten ihn für einen Weltmenſchen und geben ihm Ermahnungen. Ein Brief zum Beweiſe. Er weiß ſich nicht mehr zu rathen noch zu helfen, und findet keinen Freund, dem er ſich entdecken darf. Bei ſeinem unausſprechlichen Schmerz geht ſein ganzes Beſtreben allein dahin, nur für Gott zu leben.

Da nun mein Vater ſah, daß die neue Verbindung rückgängig geworden, und ich deßwegen außer aller Thätigkeit geſetzt war: ſo ward er ſehr verdrießlich, und ſagte: "Ich wäre ja in der Welt zu nichts nütze; denn, alles, was ich anfinge, mißlänge mir. Was ich wohl dächte, daß endlich noch aus mir werden würde?" — Ich bat ihn, daß er doch Geduld mit mir haben, und mir einſtweilen erlauben möchte, den Winter über in ſeinem Hauſe zu wohnen. Dieſes letztere konnte er nun nicht wohl abſchlagen, und gab es zu.

Bei weiterm Nachdenken über meine gegenwärtige Situation, und was ich denn nun beginnen ſollte, fiel mir ein, daß es vielleicht am beſten für mich ſeyn möchte, wenn ich mich nach der Gemarcke ins Barmen begäbe, und daſelbſt das Schnürriemenmachen triebe, weil mein Vermögen

gen hinreichend wäre, dieß Geſchäffte in Gang zu bringen. Ich hoffte um deſto mehr, dabei mein Auskommen zu finden, weil in dieſer Zeit ſolche Arbeit noch nicht allgemein bekannt war. Uebrigens wollte ich in allen Leiden geduldig aushalten, in der Hoffnung, der treue Gott werde es noch endlich alles wohl mit mir machen. Wenn ich aber dachte, was die Freunde daſelbſt von mir denken, und wie ſie mich aufnehmen würden: ſo ſah ich nichts als Beſchämung und Leiden für mich voraus. Nach langem hin und her Denken und Ueberlegen, was zu thun ſey, entſchloß ich mich, an einen daſigen Freund zu ſchreiben, und ſo weit es thunlich war, ihm meine gegenwärtige Lage darzulegen. Ich that es; — allein, die Antwort, welche ich erhielt, war ſo abgefaßt, daß ſie mir nothwendig alle Luſt benehmen mußte, dorthin zu ziehen. Dieſer Brief iſt mir in Amerika verloren gegangen: Weil ich aber, einige Tage vor meiner Abreiſe nach Amerika, noch eine Abſchrift, nebſt meinen Anmerckungen dabei, an den lieben Fr. d. W. W. *) ſandte; ſo iſt mir ſolche nach deſſen Tode, für etwa 12 Jahren, von deſſen Vetter, der ein lieber Freund von mir iſt, nebſt allen meinen anderen vorgefundenen Brie-

---

*) Dieſer Freund, welcher in der Gegend von Wald, bei Solingen, wohnte, war auch nicht ganz mit mir zufrieden, trug aber doch Geduld mit mir; weßwegen ich auch das mehreſte Zutrauen zu ihm hatte.

Briefen, wieder eingehändiget worden. Daher bin ich im Stand dieſen Brief des Gemarcker Freundes, nebſt meinen Bemerckungen dabei, hier wörtlich einzurücken. Hier iſt er:

"Lieber Bruder St.... — Es iſt mir kürzlich kein Schreiben ſo verwunderlich vorkommen, als dein letzter Bericht. Vielleicht will Gott noch deine Seele retten. — O, der Herr Jeſus ruft dir und mir kräftig ins Herz: Was hülf's dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele! Ach! l. Br. viel lieber bettelarm und reich in Gott, als reich in der Welt und ſo arm an Gott ſeyn. Es kann doch nicht beiſammen ſeyn, ſonſt hätten uns Jeſus und ſeine wahren Jünger hievon eine andere Lehre gegeben. O, laß uns doch die Lehre Jeſu ſo nicht beugen, daß wir hingehen ſollten, und verzehren alle Kräfte Leibes und der Seele in dieſen ſchlechten Dingen. Der liebe Gott hat dir ein ſolches Talent von Weisheit, Verſtand und ſo manchen edeln Gemüthsgaben anvertrauet: — und du ſollteſt das dem Weltgeiſte geben! — O Bruder! beſinne dich! du betrübeſt Gott und ſeine Kinder dadurch; und ich muß dir ſagen, daß viele mit innigſter Wehmuth öfters an dich gedacht und von dir geſprochen haben, weil ſie ſahen, daß du wacker wieder nach Sodom eilteſt, wo doch nur Hölle und Tod zu finden iſt. — Nicht län-

"ger, m. l. Bruder deine Seele verkauſt um ein
"ſchlechtes Linſengericht! O nein! Jetzt faſſet
"dich noch ein Engel an der Hand, und ruft dir
"zu: Eile und errette deine Seele! Und hiezu
"wünſche ich dir von Herzen ein folgſames Herz,
"und daß du mehr der Stimme des Herrn gehorchen
"mögeſt. Und, willſt du wiſſen, wie du
"dich derſelben gehorſamlich unterwerfen ſollſt:
"ſo bethe mit dem frommen Könige David: Herr!
"lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen!
"Nicht wahr, l. B. dem Eigenwillen und der
"Natur gefolgt! die verführen uns, wie du denn
"davon gnug verſichert biſt. O bedaure deine
"Seele, daß du ſo gethan haſt! — Laß uns keinem
"Geiſte trauen, der uns zum Weltmann machen
"will. Der Satan hat mich tauſendmal damit
"zu ſichten geſucht: Sihe! das und das will
"ich dir geben, ſo du niederfälleſt und mich anbetheſt.
"Siehe! das thut doch der und der;
"und die wollen doch auch in den Himmel kommen
"u. ſ. w. Wenn ich nun gefolgt hätte, ſo hätte
"der Satan wieder andre auf mich gewieſen;
"ich wäre andern wieder ein Vorgänger geworden,
"ſich zur Welt und Sünde zu wenden. Siehe,
"ſo verführen wir noch andere mit, durch
"unſern unchriſtlichen Wandel. Laß uns nicht
"mehr ſo thun; wir werden ſonſt einſt hören müſſen:
"O du Verführer meines Volks! — Der
"Herr Jeſus bewahre uns davor, und erleuchte
"unſere Augen, um den Betrieger zu entdecken,

"der ſo gern unſere Seele verſchlingen will! —
"O l. Br.! laß uns doch die Augen verſchließen
"vor der Welt und der Eitelkeit! — Lange genug
"ſo gewirkt! — Laß uns die wenigen Augenblicke
"Zeit, die wir noch auf die Ewigkeit zu leben ha-
"ben, ganz für Gott zubringen. Vielleicht iſt ſie
"bald verſtrichen! — Und, l. Br. wie beſchä-
"mend iſt es nicht für uns, daß wir ſo weit zurück
"bleiben, da andere neben uns ſo weit gefördert
"ſind, und die wir ſo oft durch unſern untreuen
"Wandel betrübt, und ihnen ſo manchen Seuf-
"zer ausgepreßt haben. — O! laß uns Buß-
"und Bethtage anſtellen, um uns vor Gott und
"Menſchen zu beugen, und abzubitten, wo wir
"ärgerlich geweſen ſind! So geben wir Gott die
"Ehre, und ſeine Kinder, welche wir beleidiget
"haben, werden dann zum Loben und Danken
"bewegen werden, daß Gott ein ſolch verirrtes
"Schaf wieder zurecht gebracht hat ꝛc. E. L.

Barmen, den 2 Novembr. 1769.

Dieſen Brief ſchickte ich, wie geſagt, copeilich an den Br. W. und begleitete ſolchen mit folgenden Zeilen:

"Etwas will ich dir, l. Br. hiebei anmer-
"ken. — Dem l. Br. L. danke ich herzlich für
"ſeine wohl gemeynte und gute Erinnerung; wie
"ich denn auch ſolches durch ein kleines Briefchen
"ſchon ſchriftlich gegen ihn bezeugt habe. Ich
"erkenne mich von Herzen in allem ſchuldig, und

"bitte, um der Liebe Jeſu willen um Vergebung, wo ich jemanden zum Aergerniß geweſen bin. Aber, auf eine wirkſame Art meine Fehler zu verbeſſern, kann ich nicht; und hierin muß man auch Geduld mit mir haben, wie Gott mit uns allen Geduld hat. Was mich noch beſonders ſchmerzt, iſt, daß ich andern noch ein böſes Exempel geben muß. Ich kann aber nicht helfen: man muß mir denn nicht nachfolgen. Ich habe doch allezeit gemeynt, ich hätte, das von meiner erſten Bekehrung an, auch noch bis jetzt, zwar meiſtens ſehr gebrechlich, aber im Weſentlichen aufrichtig, mich ohne Vorbehalt an Gott übergeben. Der muß nun ſelbſt — weil ich es nicht kann — das Böſe wegthun, und das Gute, welches ihm wohlgefällt, mir zu geben, bei denen wieder in Aufnahme bringen, welche ich, doch ohne meinen Willen, betrübt und beleidiget habe.

"Im übrigen iſt mir bisher der Weltgeiſt noch wenig günſtig geweſen; und wie es das Anſehen hat, wird er mir nie günſtig werden. Wenn mein Glück in der Welt ſo fortgeht, wie es jetzt thut, ſo wird es nicht lange anſtehen, daß ich mein Brod vor anderer Leute Thüren ſuchen muß. Aber ich vertraue von ganzem Herzen auf Gott; und der wird auch alles wohl und gut machen. Er wird hier und ewig mein Theil und Erretter bleiben.

„Um dir nun, m. l. Br. noch in etwa meine
„äußern Geſinnungen zu melden, ſo dachte ich:
„weil ich Schnürriemen-Maſchinen im Grunde
„kenne, und mehrentheils ſelbſt machen kann,
„auch weil dieſelben noch zur Zeit nicht allgemein
„bekannt ſind, daß, wenn ich ins Barmen auf
„die Gemarke zöge, ich mich daſelbſt vom Schnür-
„riemen machen, als ein Pilger, nähren könnte.
„Dieß waren meine Gedanken; da ich aber den
„obigen Brief erhielt, fiel mir das alles weg.
„Aber, dachte ich, wo willſt du dich denn nun
„hinauswenden? Den lieben Freunden biſt du
„anſtößig; und die wollteſt du doch nicht gern
„betrüben. Es kam mir unter vielen Leiden man-
„ches in die Gedanken. Endlich iſt der End-
„ſchluß bei mir befeſtiget worden: daß ich, mit
„Gottes Hülfe, von hier nach Holland, dann
„vielleich nach England — vielleicht gar nach
„Amerika reiſen werde. Dieſer Endſchluß wird
„nun, ſo Gott will! in einigen Tagen ausgeführet
„werden.

„Ich grüße dich, lieber Bruder! herzlich,
„und empfehle mich deinem Andenken der Liebe
„vor dem Herrn. Sehen wir uns auch hier in
„der Zeit nicht wieder, ſo hoffe ich, daß wir
„uns in der frohen Ewigkeit dereinſt wieder ſe-
„hen werden ꝛc. ꝛc.

J. Chr. St.

Freudenberg, den 10. März, 1770.

Meine Gemüthsumſtände waren unter allem ſo, daß ich mir in nichts mehr zu rathen noch zu helfen wußte. Alle die lieben Freunde hielten mich für einen, der wieder vom Herrn abgewichen wäre, und gaben mir Rath und Lehre, wovon ich das wenigſte annehmen konnte, wie gern ich auch ihren Zurechtweiſungen gefolgt hätte. Ich hatte nichts, woran ich mich hätte halten können. Mein Zuſtand war hart, und ich fand mich von allen Seiten verlaßen. Ich mußte mich oft anſehen, als einen, der zwiſchen Himmel und Erde hängt, der weder oben noch unten eine Stütze mehr hat. Wenn mir der Gedanke einkam, ich ſey vom Herrn abgefallen, und ich mich damit etwas weit einließ: dann empfand ich ſolche ſchreckliche Leiden, als ob ich in der Hölle wäre. Mein Zuſtand war dann faſt raſend, weil ich mir in nichts mehr helfen konnte. Wollte ich mich allen den Leiden, die mir begegneten, nicht geduldig und leidſam unterwerfen, und ſtrengte meine Kräfte an, ſie zu überwinden: ſo gerieth ich in einen Zuſtand, der nicht viel beſſer war. Wenn ich mich aber unter alles geduldig und leidſam beugte, und zum Leiden hingab, ſo war mein Zuſtand noch als erträglich, und ich konnte in allem aushalten. — Hätte ich nur noch einen Freund gehabt, der mich in Liebe gefaßt; der den Weg, welchen ich geführet ward, als einen Weg, worin mich der Herr geleitet, angeſehen, und mir brüderlich gerathen hätte, in allen ſchweren Leiden und Proben mich dem Willen Gottes geduldig und gelaßen zu unterwerfen: O, das wäre mir ein Freund geweſen, der Balſam in meine Wunden gegoſſen hätte! — Aber es gefiel dem Herrn nicht, mir einen ſolchen zu geben. Meine Freunde, welche mich vorhin gekannt hatten, und mich in meinem jetzigen Zuſtande, und in meinen Handlungen betrachteten, konnten auch nicht wohl anders von mir urtheilen als ſie thäten. Es war natürlich, daß ihnen meine ganze Lage und Weſen ſo vorkommen mußte, als ob ich vom Herrn abgewichen wäre, da ſie meinen vorigen von Licht und Munterkeit, von Gaben und Tugenden ausſließenden Zuſtand, mit meinem jetzigen trübſeligen, niedergeſchlagenen, von allem Licht und Frohſinn entblößten Weſen, verglichen. Es gehöret aber auch viel Erfahrung und Prüfungskraft dazu, einen ſolchen Stand einzuſehen, und nach bewandten Umſtänden darinn zu rathen. — Glücklich iſt die Seele, welche in einem ſolchen Stande einen ſo erfahrnen Freund hat! Wie oft dachte ich dazumal: Ach! lebte der liebe Terſteegen noch, der würde dich doch nicht verſtoßen, ſondern dich, wie elend du auch biſt, in Liebe aufnehmen! — Aber dieſe Stütze war mir durch ſeinen Tod entriſſen.

Daß ich voll Fehler und Gebrechen war, und nichts Gutes mehr hatte, ſah ich ſelbſt wohl ein;

aber, meine Bemühungen, mein Bitten und Flehen zum Erlöſer, mir zu helfen, mir Gnade und Kräfte zu ſchenken, vor Ihm wohlgefällig zu leben, ſchien alles vergebens zu ſeyn. In allem, was ich that, in allem, wo ich mich nicht leidſam unterwarf, gab es nicht allein keine Hülfe, ſondern meine Leiden ſtiegen noch deſto höher. Ich mußte mich alſo Preiß geben, weil ich nicht mehr gegen den Strom an ſchwimmen konnte; und die Leiden meiner Seele nahmen mich, gleichſam wie ein Strom, aus einer Tiefe in die andere mit ſich fort. — Ach! welches Leiden, welchen Kummer für eine Seele, die ſich aus allen Kräften beſtrebte, ganz allein für Gott zu leben, und ſich ſo weit von Ihm entfernt ſehen muß! — Ach! ſie verliert endlich alle Hoffnung, ſein holdes, ſein freundliches und friedevolles Angeſicht je wieder zu erbliken.

37. Brief.

Einige Erläuterungen des Verfaſſers über ſeinen damaligen leidensvollen Zuſtand. — In ſeiner Rathloſigkeit fällt ihm ein, daß vielleicht in Nordamerika ein Platz für ihn ſey, wo er ſich forthelfen könnte. — Er entſchließt ſich, dahin zu reiſen. — Er reiſet nach Rotterdam und von dannen nach London, von wannen er, nach einem zwei monathlichen (gezwungenen) Aufenthalt nach Philadelphia abgeſegelt. Erzählung der Seereiſe.

Ehe ich weiter gehe, finde ich nöthig anzumerken, daß ich keine Fehler und Gebrechen an mir hatte, die man im Allgemeinen für Sünde hätte anſehen können. Nein, davor bewahre mich der Herr. Aber, weil mir das von Gott aus Gnaden geſchenckte Gute entzogen war, und mein Leben alſo keine ausleuchtende Tugenden noch Frömmigkeit hatte: ſo kamen den Freunden meine Handlungen als die eines Weltmenſchen vor; und folglich mußten meine Bemühungen, mir ein hinreichliches Auskommen zu verſchaffen, in ihren Augen als ein Beſtreben erſchienen, wodurch ich nur Reichthum und Anſehen in der Welt zu erwerben ſuchte. Weil ich mich über dieß auf eine herzliche Art von der Gottſeligkeit nicht mit ihnen unterhalten konnte, und ſie mich nach meinem Grunde nicht kannten: ſo war es gantz natürlich, daß ſie mich als einen gäntzlich wieder abgefallenen und zur Welt zurück gekehrten Menſchen betrachteten, und daß ihre Liebe gegen mich abnehmen mußte. Dieß alles wußte ich wohl, und empfand es ſchmerzlich; aber ich konnte nichts daran ändern.

Ich glaube indeſſen nicht, daß der Herr jemals zulaſſen werde, daß eine Seele, die ſich ihm ſo ganz ergeben hat, in würckliche Sünden fallen ſollte. Wenn es ſchon der Seele oft ſelbſt ſo vor kommt, als ob ſie ſündigte: *) ſo iſt dem doch nicht alſo; denn das Gewiſſen klagt ſie darüber nicht an. Dabei wird ſie vor und nach völlig überzeugt, daß ſie nicht anders ſeyn und nicht anders handeln kann, als ſie iſt und handelt. — Sie fühlt ſich von allem, durch die Gnade ihr geſchenkten Guten entblößt, und von aller Kraft, womit ſie dem Böſen widerſtand, und die Leidenſchaften unterdrückte und gefangen hielte, gänzlich verlaſſen; alle Leidenſchaften der Seele erwachen aufs neue, und drohen, ihre Herrſchaft mehr als jemals zu behaupten: allein, ſie können hier nichts thun, als uns dahin zu bringen, daß wir uns ganz unter Gott und unſern Erlöſer beugen. Ja alles bringt uns endlich dahin, in Demuth zu bekennen: Daß Gott in Jeſu nur allein gut, und alles was das Geſchöpfe iſt und hat, böſe und nichts ſey. Hier bekommt Gott erſt recht in allem die Ehre; und um dieſe wahrhaft demüthige Seelengeſtalt hervor zu bringen, braucht oft der treue Erlöſer, ſelbſt die Sünden, Gebrechen und Schwachheiten, welche noch in den Begnadigten ſind. Er bedient ſich des Gifts zu einer beſeligenden Arznei, zur wahren Geſundheit der Seele. Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten mitwirken.

Wo

---

*) D. i. ſolche Sünden, die wircklich andern ein Aergerniß gäben,. oder welche das Gewiſſen beflecken. Von Fehlern und Schwachheiten iſt deswegen die Seele in ihrer Unvollkommenheit nicht frei. Anm. d. R.

Wo der Herr große Kraft und beſondere Begnadigungen geſchenckt hat, da iſt es nothwendig, daß er auch große Demüthigungen dabei erfolgen laße; ſonſt würde die Seele dem Herren nicht ganz untergeordnet werden können. Sie würde mit der Kraft und den beſondern Begnadigungen in ſich ſelbſt ſteigen, und in dem Gefühl ihres Vermögens und in dem Anſchauen der Tugenden, womit ſie bekleidet iſt, ſtolz werden. Wahr iſt es, man will in ſolchem Stande auch wohl gern demüthig ſeyn; denn man ſieht wohl ein, daß alles des Herren iſt. Aber, wie gut man dieſes auch einſieht, wie gern man auch demüthig ſeyn will: ſo zeigt doch Gott in ſeinem Lichte, daß, ohne Kreuz und Demüthigungen überall Stolz, Hochmuth und Selbſtgröße bleiben, und die Eigenliebe ſich alles Guten mit anmaßen würde. Ja, er läßt die Seele einſehen, daß ſie bei ſo ausgezeichneten Begnadigungen vor und nach, wie Lucifer, dermaßen ſteigen würde, daß ſie der Herr endlich los laßen müßte, wenn er nicht zu gleicher Zeit große Demüthigungen, Tod und Gericht über ſie ergehen ließe: und dann würde ihr Schickſal mit jenem gefallenen Geiſte faſt unwiederbringlich ſeyn. — Dieſes ſind Wahrheiten, die in der Erfahrung gegründet ſind, die aber auch nur durch die Erfahrung erkannt werden.

Ich kehre wieder zu der Geſchichte meines äuſſern Lebens zurück.

Meine Geſchäffte waren mir alſo nun, ohne meinen Willen, aus den Händen genommen; und, obſchon ich mich den ganzen Winter durch noch ſehr bemühete, wieder in Geſchäffte zu kommen, ſo wollte mirs doch nirgend gelingen, und alle meine Mühe war vergebens. In dem Hauſe meines Vaters war auch meines Bleibens nicht länger. Er überhäufte mich mit Verweiſen, und ſagte: ich möchte nun ſelbſt zuſehen, wie ich durch die Welt käme; ich ſey alt genug, für mich ſelbſt zu ſorgen. Ich müßte mich zu etwas entſchließen, es ſey auch, was es wollte. — Nach vielem hin und her Denken und Ueberlegen, blieb mir mehrentheils zuletzt der Gedanke am annehmlichſten: "daß vielleicht Nordamerika der Ort für mich ſey, wo ich mein Auskommen finden könnte. Ich würde daſelbſt auch außer aller Verbindung leben, und abwarten können, was dem Herrn gefiele, endlich aus mir zu machen." Als ich gegen meinen Vater etwas von meiner Neigung äußerte, dahin zu reiſen, ſo antwortete er mir: Ob ich nun dahin gehen wollte, wohin alles Lumpengeſindel reiſete? — Ich hütete mich alſo, ferner etwas davon gegen ihn zu erwähnen. Einige Zeit darnach ſagte ich zu ihm, daß ich wohl wieder nach Holland reiſen wollte; denn ich dachte, es würde da Gelegenheit geben, mein Auskommen zu finden. Hiegegen hatte er nichts einzuwenden, und ſagte nur. Ich müßte ſelbſt wiſſen, was am beßten für mich ſey. Hiebei blieb es. — Meine Aeltern und Geſchwiſter waren meinetwegen zwar bekümmert und verlegen, und hätten lieber geſehen, daß ich da geblieben wäre und ein Geſchäfft betrieben hätte; weil aber dazu keine Ausſicht für mich war: ſo überließen ſie mich Gott und meinem Schickſal.

Im Anfange des Märzmonats brachte ich denn meine Sachen in Ordnung und ſandte ſie nach Köln; und den 13ten März 1770, nahm ich, nach genommenem, herzlichem Abſchiede von Vater, Mutter und Geſchwiſtern, nochmals den Reiſeſtab in die Hand, empfahl meine Freunde und Verwandten dem Herrn, und mich in deſſen Schutz und Leitung, und wanderte auf Holland zu. — Mein Vorſatz, nach Amerika zu reiſen, war indeſſen ſo feſt nicht, daß ich nicht lieber noch eine andere Verſorgung, wenn unterwegens ſich etwa eine Thür dazu öffnete, annehmen wollte.

In dieſem Vorſatze nahm ich erſt meinen Weg auf Rotterdam, wo ich glücklich ankam, und hielt mich daſelbſt vierzehn Tage auf. Obſchon ich wohl wußte, daß da Freunde wohneten, die ich auch dem Namen nach kannte; ſo wagte ichs, aus allzu großer Schüchternheit, doch jetzt nicht, ſie aufzuſuchen. Denn, wenn ſie mir hart begegnet, oder mich nicht liebreich aufgenommen hätten: ſo würde dieß die Laſt meiner Leiden noch vergrößert haben; und ich hatte ſchon ſo viel, ja faſt mehr zu leiden, als ich tragen konnte, te. Da ich kein Gutes mehr in mir ſah, und es mir auch unmöglich war, viel von der Gottſeligkeit zu ſprechen: ſo war ich darüber ſo beſchämt und mit Schmerz angethan, daß ichs nirgend aushalten konnte; ſonderlich, wann ich mich bei Chriſtlichen Freunden befand, welche Forderungen an mich machten, die ich doch zu befriedigen nicht im Stande war. In ſolchen Augenblicken empfand ich die Armut und Blöſſe an allem Guten ſo ſchmerzlich tief, und dieſes Gefühl ſetzte mich in eine ſo beſchämende, beklemte und peinliche Lage, daß ich mich gern in eine Wüſte verſteckt hätte: auch hielte ich mich vor allen Freunden, beſonders vor denen, die mich kannten, oder von mir gehört hatten, aus dieſem Grunde ſo verborgen als mir nur möglich war. — Wie ſchmerzhaft und tief eingreifend dieſe Leiden ſind, iſt nur denen bekannt, die der gute Gott dadurch geführet hat. Hätte ich jemand gefunden, der meinen Stand gekannt; der mich in Liebe gefaßt und Theil an meinen Leiden genommen hätte: O! vor einem ſolchen Freunde wäre ich gewiß nicht geflohen, wäre nicht beſchämt noch ſchüchtern vor ihm geweſen; ſondern ich würde vielmehr mein ganzes Herz in ſeinen Schooß ausgeſchüttet haben: — aber, eine ſolche Stütze, ſo ſüſſe Erquickung ſollte mir nicht zu Theil werden!

Weil ich in Rotterdam keine Bleibſtätte für mich fand, ſo fuhr ich nach Helvoetſluis, und ſegelte von dannen mit dem Engliſchen Packetbooten nach Harwich. Hier ſetzte ich mich in die Poſtkutſche, und fuhr — noch zwei und ſiebenzig (Engliſche) Meilen über Land nach London. Es koſtete alles viel Geld, das ich hingeben mußte, ohne die mindeſte Ausſicht auf die Zukunft zu haben, wo ich wieder etwas verdienen könnte. Hierüber wandelte mich freilich zuweilen eine groſſe Sorglichkeit an; aber oft war es mir ſo, daß es mit mir dahin kommen müßte und auch kommen würde, wo ich nichts mehr hätte und die drückende Armut würde empfinden müſſen. Weil ich mich dieſem Loos preis geben mußte, ſo gab ich willig Geld her, wo es nur von mir gefodert wurde. Der Landesſprache war ich noch nicht kundig, und alſo nur deſto mehr den Betriegereien und Gelderpreſſungen ſolcher Menſchen ausgeſetzt, die von dieſem Umſtande trefflich zu profitiren wiſſen, und preſſen, wo ſie nur können. — Nach unſerer Ankunft in London kam ein Jude an die Kutſche, der Deutſch ſprach. Ich fragte ihn um eine gute Herberge, und er führte mich in ein Logis, wohin er auch zugleich meine Bagage brachte, ſich aber für dieſe Dienſtfertigkeit übermäßig bezahlen ließ.

Ich blieb über zwei Monate in London, und ſah mich Anfangs ein wenig um, ob ich etwa ein Geſchäffte für mich finden möchte, wovon ich mein Auskommen haben könnte; aber ich fand keine Gelegenheit. Die Wahrheit zu ſagen, ſo gab ich mir auch eben keine ſonderliche Mühe, in London unter zu kommen, weil mein Hang nach Amerika ſchon ein entſchiedenes Uebergewicht hatte. Es gingen aber ſo bald noch keine Schiffe dahin ab; denn weil ſchon vor einigen Jahren der Zwiſt wegen der Stempelacte ſeinen Anfang genommen hatte, der vier Jahre hernach in vollen Flammen ausbrach: da nun von den Amerikanern beſchloſſen war, keine Waaren von den Engländer zu nehmen, ſo war keine Ladung dahin, und die Schiffahrt nach Amerika ging äuſſerſt ſchwach. Ich ging täglich auf die Börſe, um zu ſehen, ob noch keine Ankündigung von einem nach Philadelphia abgehenden Schiff angeſchlagen wäre, aber lange Zeit vergebens.

Da ich die ſchönſte Jahreszeit in London zubringen mußte, ſo ging ich oft aufs Land, aber auch oft in der Stadt herum, um die Merkwürdigkeiten derſelben zu ſehen. — Wenn ich des Sonntags auſſer der Stadt ging, ſo fand ich allemal einen Mann, der im freien Felde, auf einem Tiſche ſtehend, den Vorübergehenden eine Predigt hielt. Ich ging dann als mit unter die Zuhörer ſtehen, und hörete eine Weile zu, begriff aber wenig von dem was er ſagte, weil ich die Sprache nicht verſtand. So viel konnte ich aber verſtehen, daß er mehrentheils Erweckungsmaterien zu ſeinem Texte hatte, als z. B. Jeruſalem! Jeruſalem! wie oft habe ich dich verſammlen wollen ꝛc. Wenn du wüßteſt was zu deinem Frieden diente, u. ſ. w. Viele höreten andächtig zu; andere aber lachten und ſpotteten über ihn. — Nach der Zeit hab ich mehreren Umgang mit dergleichen Männern gehabt, und erfuhr, daß es Methodiſten-Prediger geweſen wären, die ich ſo im freien Felde hatte predigen gehöret.

Indeſſen wünſchte ich ſehnlich, daß doch bald ein Schiff nach Amerika abgehen möchte, damit ich hier weg käme. Nach öftern vergeblichen Erkundigungen und Gängen auf die Börſe, ſah ich endlich einmal angeſchlagen, daß ein Schiff nach Philadelphia angelegt wäre. Ich meldete mich alſo bei dem Capitain des Schiffes als Paſſagier nach der beſagten Stadt, und accordirte die Fracht für die Ueberfahrt, die ich ihm auch zugleich, wie gewöhnlich geſchieht, zum voraus bezahlte.

Anfangs Junii gingen wir an Bord, und auch bald darauf unter Segel: Wir hatten eine ungewöhnlich lange Reiſe, denn ſie währete eilf Wochen, und wir kamen erſt im Auguſt in Philadelphia an. Die Urſache hievon war, daß der Capitain gerad aus weſtlich ſeinen Cours nahm. Denn weil es Sommer war, und öſtliche Winde zu hoffen waren, ſo dachte er deſto ehender über zu kommen, wenn er ſeinen Weg gerade zu nähme; aber er hatte ſich ſehr verrechnet. Die meiſten nach Amerika fahrenden Schiffe nehmen einen großen Umweg, und ſegeln ſehr ſüdlich, bis über 25 Grade hin, wo ſie die Paſſatwinde antreffen, welche allezeit öſtlich ſind. Mit dieſen Winden ſegeln ſie bis ganz nahe an die Amerikaniſche Küſte hin, und wenden ſich dann nördlich, bis auf die Höhe des Orts, wohin ſie beſtimmt ſind. Dieſer Weg iſt wohl ſehr weit um, aber viel ſicherer, um guten Wind zu haben, als der Weg, den man gerade aus nimmt. Weil es Sommer war, ſo hatten wir auf dieſer Reiſe zwar keinen Sturm auszuſtehen; aber an ſonſtigen Unannehmlichkeiten fehlte es uns doch nicht. Unſer Capitain hatte dieſe Reiſe noch niemals gemacht, und war deßwegen noch ſehr unkundig in Anſehung der Meeres-Strömung, welche zu gewiſſen Zeiten die Schiffe von der Küſte zurück ſetzt. Seiner Längen-Berechnung nach, glaubte er, nach einer achtwöchigen Reiſe, ſchon an der Küſte zu ſeyn: allein er hatte die Meeres-Strömung nicht in Anſchlag gebracht, die uns bei all unſerm Laviren (denn, wir hatten faſt nicht einmal guten Wind) ſehr zurück geſetzt hatte.

Es waren etliche und zwanzig Paſſagier auf dem Schiffe, worunter ſich ein Colonel oder Oberſter und acht Lieutenants befanden, die ſich zu ihren, in Amerika liegenden Regimentern, wegen der dortigen Unruhen, begeben mußten. Der Colonel war ein religiöſer Mann, aber auch übrigens ein Mann, der eine gewiſſe Seelengröße in ſeinem Betragen zeigte, und ſich mit niemand einließ. Des Morgens, wann er aus ſeinem Zimmer kam, beugte er ſich vor uns allen und ſagte: Guten Morgen! — Dann ſprach er aber auch den ganzen Tag mit niemand weiter, ausgenommen, dann und wann einiges mit dem Capitain. Des Abends wünſchte er uns eben ſo eine gute Nacht. Die Lieutenants aber waren junge, wilde, — kurz, ſehr ausgelaſſene und gottloſe Menſchen. Weil der Capitain täglich hoffte, Land zu ſehen: ſo ließ er von der gewöhnlichen Portion an Speis und Trank der Equipage nichts abgehen. Da er ſich nun in ſeiner Rechnung ſo ſehr betrogen hatte, und die Reiſe ſo lange währete: ſo ſchmolz unſer Vorrath ſo ſehr zuſammen, daß zuletzt kein Sparen mehr würde geholfen haben, wenn wir nicht von einem andern Schiffe über unſere eigentliche Lage noch eben, aber kaum früh genug (um nicht Hungers zu ſterben) Bericht erhalten hätten. Dieß Schiff ſegelte unter dem Winde, und ſchien von Amerika zu kommen. Wir gaben ihm Zeichen, auf uns zu warten, und ſetzten alle Segel bei, um es zu erreichen. Als wir nahe genug waren, um verſtanden zu werden, fragte unſer Capitain den Capitain des andern Schiffes: Wie lange ſie ſchon die Amerikaniſche Küſte verlaßen, und wie weit wir noch bis dahin hätten? Die Antwort war, daß ſie ſchon ſeit acht Tagen die Amerikaniſchen Küſten mit gutem Winde verlaßen hätten, und daß wir jetzt auf der und der Länge und Breite wären. Durch dieſen Bericht kam alles in die größeſte Verlegenheit, ſonderlich deßwegen, weil die Lebensmittel ſo nahe beigegangen waren. Unſer Capitain fragte den andern, ob er uns nicht einiges Waſſer und Proviant abſtehen wollte? Aber, der fing an zu fluchen, und ſagte, warum er ſich nicht mit genugſamen Proviant verſehen hätte? — ſetzte darauf alle Segel wieder bei, und ſetzte ſeine Fahrt weiter fort. — Durch dieſe Ungefälligkeit ward nun natürlicher Weiſe unſere Verlegenheit ſehr vergrößert. Unſer Vorrath reichte nur noch auf einige Tage hin; nur an Zwieback war etwas mehr vorräthig. Am ſchlimmſten war es, daß als wir dem Waſſer-Verrath nachſahen, ſich nur noch ein Faß Waſſer vorräthig fand. Man ging deßwegen ſehr ſparſam damit um, und auf den Mann ward täglich nur ein Pintchen davon ausgetheilet, dabei bekam er etwas Zwieback und Mittags ein wenig Fleiſch.

Indeſſen war uns der Wind noch immer entgegen, und die Noth ſtieg aufs höchſte. Der eben erwähnte Colonel ward nun unſer Geiſtlicher. Er nahm das Engliſche Kirchen-Gebethbuch Liturgy genannt, und hielt Bethſtunden mit uns, wobei wir uns alle verſammeln mußten. Ich hörte als mit zu, wiewohl ich wenig von allem verſtand, und kniete mit nieder, wann die andern unterm Gebethe niederknieten. Ich ſah hier nochmals, was die Noth bei dem Menſchen ausrichten kann. Die Lieutenants, welche vorhin ſo ausgelaßen, wild und tobend waren, und die weder an Gott, noch an Himmel und Hölle glauben wollten, waren nun wie die Lämmer; jetzt, da es ſchien, ſie würden Hungers ſterben müßen, wollten ſie gern wieder religiös ſeyn.

In dieſem Zuſtande waren wir ungefähr acht Tage, und unſer Waſſer war beinah alles aufgezehrt: ein äußerſt beunruhigender Umſtand für uns! Eines Morgens ſtieg ein Gewitter auf. Wir machten alle nöthige Anſtalten, um Waſſer aufzufangen, wenn, wie wir hoffeten und vermutheten, Regen dabei fallen ſollte. Das Gewitter ward ſehr ſtark, und brachte einen überflüſſigen Regen mit, ſo daß wir ein Faß Waſſer davon erhielten. Da auch mit dem Gewitter ſich der Wind änderte, und gut für uns ward, ſo wurden wir alle wieder gutes Muths. Nach einigen Tagen erblickten wir ein Schiff unter dem Winde, das mit uns einerlei Weg zu gehen ſchien. Wir ſetzten alle Segel bei, und erreichten es gegen Mittag. Wir vernahmen, daß es von Liſſabon kam, mit Wein beladen, und auch nach Philadelpia beſtimmt war. Unſer Capitain erſuchte um einige Anker Wein und etwas Proviant, mit dem Verſprechen, ſolches in Philadelphia zu bezahlen. Alles wurde gleich bewilligt, und unverzüglich bei uns an Bord gebracht. Da wir aber drei Tage hernach das Land ſahen, und auch ſchon am Abend in der Mündung der Delaware ankerten: ſo wünſchte ich, daß das Schiff nie bei uns gekommen wäre. Denn, weil noch viel Wein übrig war, welcher den Paſſagiers preis gegeben ward: ſo gab es eine unruhige Nacht, und nun fingen ſonderlich die obgeſagten Lieutenants an, das Land mit Sauſen zu bewillkommen. Sie wurden trunken, rauften und ſchlugen ſich bis an den Morgen herum, verfluchten und verdammten ſich vom Kopf bis auf die Füße. Dieſe Nacht war mir die beſchwerlichſte, die ich noch auf der ganze Reiſe gehabt hatte. Unter allem dieſem Getöſe dankte ich aber Gott mit gebeugtem Herzen, daß er mich bis hieher gebracht, und ſo geſund und gnädig bewahret hatte.

38. Brief.

Des Verfaſſers Ankunft in Philadelphia. Uebergabe an ſeinen Erlöſer und deſſen alleinige Führung. Er findet einen Landsmann und Freund in einem daſigen Schullehrer. Er verfertigt Schnürriemen-Maſchinen und arbeitet darauf, kann aber nicht davon beſtehen. — Erweckung in Philadelphia durch einen Methodiſten Prediger aus England. — Der Verfaſſer wird mit den zween rechtſchaffenen Proteſtantiſchen Predigern bekannt. Er bemüht ſich vergebens, bei einem Kaufmann in Geſchäffte zu kommen.

Des andern Tages ſegelten wie die Delaware hinauf bis Philadelphia, wo ich in eine Herberge ging. — Hier gab ich mich meinem göttlichen Erlöſer mit allem meinem elenden Zuſtande aufs neue ganz über, und bat Ihn, daß er doch in dieſem Lande auch mein Führer, Lehrer und Rathgeber ſeyn wolle; denn er wüßte wohl, daß ich, für mich ſelbſt, mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen wüßte. Weil ich mir nun ſelbſt ganz überlaßen war, ausgenommen, daß mich der Herr durchs Leiden feſt hielt: ſo konnte ich unter allen Leiden und Begebenheiten noch gelaßen aushalten, und mich noch als ſelbſt gut tragen. *) Aber in dieſem Lande wollte nun der Herr eine neue Leidensperiode mit mir durchgehen.

Nach einigen Tagen fand ich einen Landsmann, der Reformirter Schulmeiſter hieſelbſt war, und der meine Aeltern gut kannte. Er war während meiner Oſtindiſchen Reiſe hieher gezogen; von Perſon kannten wir uns aber einander beide nicht; doch waren ihm die Begebenheiten, die vor dieſer Reiſe mit mir vorgefallen waren, gut bekannt, und er nahm ſich recht freundſchaftlich meiner an.

---

*) Wer es erfahren hat, der weiß es allein, was das für grauſames Leiden iſt, ſich ſelbſt nicht tragen können. Ohne göttliche Gnade endigt ein ſolcher Zuſtand mit der Verzweifelung. A. d. R.

Wir überlegten nun mit einander, was wohl am beſten für mich anzufangen wäre. Ich ſagte ihm von den Schnürriemen-Maſchinen, und daß ich dieſelben angeben, auch vieles dazu gehörige ſelbſt machen könnte. Daß ich vielleicht in dieſem Geſchäffte mein Auskommen fände. Indeſſen trauete ich demſelben ſo ganz nicht, indem ich bemerkt hatte, daß ſie hier wenig gebraucht würden, weil die Frauensperſonen ihre Kleidung mit Stecknadeln über einander geſtochen trugen. Doch ſah ich noch einige, die Gebrauch von den Schnürriemen machten: beſonders aber wurden viele Seidenriemen in die Schnürbrüſte gebraucht, die aber dick und rund waren. Da ich nun keine andere als platte Riemen machen konnte, ſo war ich beſorgt, die Sache würde nicht gut gehen. Der Freund aber rieth mir dennoch, dieß Geſchäfft einmal zu verſuchen. Ich miethete alſo zwo Kammern in ſeiner Nachbarſchaft in einem obern Stockwerke, und ging bei ihm in die Koſt. Nun verfertigte ich zwo Schnürriemen-Maſchinen, und fing an darauf zu arbeiten. Aber, ehe ein halb Jahr um war, und ich ſchon einen ziemlichen Vorrath von Schnürriemen hatte, merkte ich an dem gar geringen Abgange derſelben wohl, daß ich mit dieſem Geſchäffte nicht durchkommen würde. Weil nun immer nach runden ſeidenen Riemen gefragt wurde: ſo dachte ich, wenn ich derſelben machen könnte, würde es beſſer gehen. Ich dachte alſo über eine Maſchine, worauf ich ſie verfertigen könnte, ſo lange nach, bis ich mir eine vorſtellen konnte. Ich machte denn eine Maſchine, die mit ſechszehn Fäden runde Riemen knüpfelte, und der Sache ein Genüge that. In kurzer Zeit hatte ich derſelben auch wieder einen anſehnlichen Vorrath fertig; fand aber auch hiebei nicht Käufer genug, um von meiner Arbeit beſtehen zu können. — Dieß gab denn äußerlich und innerlich viel zu leiden, und die Sorgen für meinen leiblichen Unterhalt fingen an ſehr quälend für mich zu werden; denn, nachdem ich über ein Jahr in dieſem Geſchäffte zugebracht, viel Geld ausgegeben und wenig eingenommen hatte: ſo ging mein Vermögen ſehr auf die Neige; und ich konnte den Ueberſchlag machen, daß es kaum noch ein Jahr hinreichen würde.

Unter dieſer Zeit war ich mit manchen hieſigen Frommen bekannt worden. — Auch war um dieſe Zeit hier in Philadelphia eine groſe Erweckung unter den Leuten. Der Reformirte und auch der Lutheriſche Prediger waren beide ernſtliche Männer, die ihren Zuhörern in ihren Predigten die Gottſeligkeit mit großem Ernſt und Andrang ans Herz legten, und die gute Sache aus allen Kräften zu befördern ſuchten. Das erſte Feuer zu dieſer Erweckung, war durch einige Methodiſten-Prediger, welche vor einigen Jahren aus England hieher gekommen waren, angezündet worden, und die auch noch mit vielem Segen unter den hier wohnenden Engländern ihre Arbeit fortſetzten. — Zwiſchen meiner Wohnung und dem Hauſe des Reformirten Predigers ſtand nur noch ein Haus, ſolglich waren wir Nachbarn; und da er ein ernſtlicher und gottſeliger Mann war, ſo beſuchte ich ihn öfters, welches ihm ſehr angenehm war. Er ward mein Freund, und nahm vielen Antheil an meinen Umſtänden. Weil mir meine Geſchäffte kein Auskommen verſchaffen wollten, und ich daher ſuchte, irgend bei einem Kaufmann angeſtellt zu werden: ſo gab er mir dazu allen möglichen Rath und Anweiſung, und that, was er vermochte, um mir zu meinem Zwecke zu verhelfen. Aber es gingen Monate hin, ohne daß ich dazu gelangen konnte.

39. Brief.

Der Reformirte Prediger, Hr. Weyberg, räth dem Verfaſſer, ſich dem Predigtamte zu widmen: dieſer hält ſich dazu für ungeſchikt; nimmt ſich aber Bedenkzeit, und trägt dem Herrn die Sache vor.

Als ich mich eines Abends bei dem gemeldeten Prediger befand (ſein Name war Weyberg) und wir uns über meine Lage unterhielten, die noch immer ohne Ausſicht auf irgend eine Verſorgung, und alſo ſehr drückend war, ſo ſagte er: Er wollte mir einen Gedanken eröffnen, den er meinetwegen gehabt hätte; und dieſer wäre: daß ich mich gut zu einem Prediger ſchiken würde. Denn, weil die aus Europa geſandten Prediger nicht hinreichend (auch nicht allezeit die beſten) wären, die Stellen zu beſetzen, und alſo viele derſelben im Lande fehlten: ſo wäre es leicht für mich, in dieſem Fache eine Verſorgung zu finden. Er dächte, fuhr er fort, daß — wenn ich mich entſchlöſſe, einige Jahre mich bei einem Prediger aufzuhalten, der mir zu dieſem Amte hinlänglichen Unterricht gäbe, und mich unterdeſſen in öffentlichen Vorträgen übte — ich mich dann recht gut zum Prediger würde qualificiren können. — Dieſer Vorſchlag war mir unerwartet, und ſchien mir Anfangs ganz unannehmbar, zumal in meinem jetzigen leidensvollen Zuſtande, der aber dieſem Freunde unbekannt war, und den ich ihm auch, ſo wie er war, nicht entdecken konnte. — Ich erwiederte ihm alſo: daß, ſo wie ich mich kennete und befände, ich mich zu nichts weniger, als zu einem Prediger ſchicken würde. Er ſagte mir aber, daß er ganz anders von mir dächte; denn, er hätte mich oft bewundern müßen, wenn er meine Einſichten und Erfahrungen in die practiſche Theologie bemerkt hätte. Ich ſollte nur einmal über ſeinen Vorſchlag nachdenken, und ihn vor dem Herrn in Erwägung ziehen. Ich verſetzte; daß ich nicht wüßte, was ich darauf antworten ſollte, wollte aber einen Monat Bedenkzeit darüber nehmen; würde mir der Herr in dieſer Zeit keine andere Thür öffnen; ſo wollten wir, wenn's ihm ſo gefiele, das Weitere mit einander überlegen.

Als ich zu Hauſe war, und der Sache in der Stille nachdachte, kam mir in die Gedanken:
"Wie? du Prediger werden, da du nichts von
"Gottſeligkeit mehr im Kopfe haſt! da du nichts
"von dergleichen Dingen überlegen kannſt! Und
"an allem, was du noch davon überlegſt, was
"du noch durch Betrachtungen mit dem Verſtande
"feſt hälſt, an allem dieſem hat dein Herz nicht
"die mindeſte Nahrung, hat keinen Theil daran—
"ja es eckelt ihm faſt davor, und ſtößt es von
"ſich. *) Nein! nimmermehr kann das gut gehen!

Du

---

*) Mann muß dem, was hier der Autor von ſeinen damaligen Gefühlen ſagt, keine falſche Deutung geben, und ja nicht dencken, daß ſein Herz einen wirklichen Eckel an den Wahrheiten der Gottſeligkeit gehabt habe. Vielmehr war es ſein gerader Sinn, ſein tiefes Wahrheitsgefühl, und ſein unüberwindlicher Haß wider alles, was Heuchelei und bloſer Schein war, oder was auch nur Aehnlichkeit damit hatte, welches ſeinem Herzen dieſe Empfindung des Widerwillens beibrachte. Denn der Gedanke war ihm unausſtehlich, daß ſein Mund etwas ſagen, und ſein Verſtand etwas überlegen ſollte, wovon ſein Herz nichts empfände. In ſeinem damaligen leidensvollen Zuſtande, worein ihn Gott, zur tiefen und gründlichen Läuterung von aller eigenen Anmaßung, geſezt hatte, beſtand ſein ganzes Thun und Wirken im Leiden und Ueberlaßen. Er mußte alſo nothwen-

dig

"Du mußt alles anwenden, um in ein anderes "Geſchäfft zu kommen. u. ſ. w."

Dieſer meiner Geſinnung zufolge, ſetzte ich denn von neuem alle Triebfedern in Bewegung, um bei einem Kaufmanne unterzukommen; denn, da ich kein Handwerk gelernt hatte, ſo konnte ich auf der Seite kein Unterkommen hoffen. Aber zu Kaufmannsgeſchäfften hätte ich mich geſchickt; in dergleichen Dingen hatte ich meinen Verſtand frei, und konnte ihn gebrauchen; wenn ich denſelben aber in Sachen der Gottſeligkeit brauchen wollte, als, mündliche Gebethe thun und dgl. ſo fand ich ſolches faſt unmöglich. Ich kam dabei in die größeſte Noth und Leiden; und wenn ich mich dazu zwingen wollte, ſo ſtieß mein Herz alles mit Widerwillen hinweg. **) In einem ſolchen

---

dig vor der Arbeit erſchrecken, womit ſich ſein Verſtand, dem ſchon ſo lange die Kraft zu Speculationen und Betrachtungen dieſer Art benommen war, an Dinge geben ſollte, die ſeinem Herzen **für dieſe Zeit** fern waren, und es war kein Wunder, daß das letztere einen ſolchen Widerwillen dagegen empfand. — Wie ſehr iſt der Verfaſſer nicht unterſchieden, von ſo vielen Kanzelrednern, die **ohne Bedenken** Wahrheiten declamiren, und lehren, wovon ihr Herz nie etwas empfunden hat! — ja manchmal ſolche, die ſie nicht einmal glauben. A. d. R.

) Hier iſt noch ein Grund von dem Widerwillen, nämlich der **Zwang. — Wer ſich und ſeinen Willen ganz an Gott ergeben hat, deſſen Uebungen ſolchen Zuſtande Prediger zu werden, würde mich, wie ich zum voraus einſah, in ſehr große Noth und Verlegenheit bringen, wenn mich Gott nicht auf eine wunderbare Weiſe ſtärkte und bequem machte. — Allein der Monat, den ich zur Bedenkzeit genommen hatte, ging zu Ende, ohne daß mir die mindeſte Ausſicht zu irgend einem Geſchäffte geöffnet wurde. Eine Hauptſchwierigkeit dabei war noch die, daß ich das Engliſche weder fertig reden noch ſchreiben konnte; denn in dieſer Sprache werden die mehreſten Geſchäffte betrieben. — Ich erbot mich, zwei, auch drei Jahre ohne Lohn zu dienen; aber, alles war vergebens; nach vieler Mühe und Sorge blieb meine Lage, wie ſie war, und ich wußte nicht mehr, was ich thun noch beginnen ſollte.

Unter der Zeit hatte ich dem Herrn meine Lage in tiefſter Beugung meines Herzens dargelegt, und bat ihn, daß er mich doch ſo leiten und führen, und alles ſo lenken möchte, wie er wüßte, daß es am beßten und heilſamſten wäre, auf daß

er

---

gen müßen aus der Freiheit geſchehen, die eine herrliche Freiheit der Kinder Gottes genannt wird; alſo kindlich und ohne Zwang. — Ein anderes iſt es mit den ſündlichen Neigungen, Lüſten und Begierden; die müßen bekämpft werden; und der öftern Trägheit und Unluſt zum Guten (zum Gebeth u. dgl.) die aus der alten Geburt entſteht — muß man Gewalt oder Zwang anthun. A. d. R.

er durch mich Elenden doch noch endlich einmal verherrlicht werden möchte. Er wüßte ja wohl, daß ich, ungeachtet aller meiner Elenden, Schwachheiten und Gebrechen, Ihn dennoch allein lieben, und ganz ſein Eigenthum ſeyn und bleiben wollte. — Mit meiner ganzen Lage gäbe ich mich Ihm über; und da ich mir in nichts mehr zu rathen noch zu helfen wüßte, ſo möchte er doch ſelbſt allerwegen mein Führer und Rathgeber und Helfer ſeyn!

40. Brief.

Der Verfaſſer wird mit vielen Frommen bekannt. Sein Prüfungsgabe. Nähere Bekanntſchaft mit dem evang. Lutheriſchen Prediger, welchem ſein Vorurtheil gegen Terſteegen benommen wird. — Der Verfaſſer muß, ohne irgend eine wahrnehmliche Stütze, im entblößten, nackten Glauben, ſeine Leiden tragen.

Ehe ich weiter gehe, und von meiner Entſchlieſſung, Prediger zu werden, Rechenſchaft gebe, will ich noch etwas von den Bekanntſchaften erwähnen, die ich hier machte.

Vor und nach war ich mit verſchiedenen gottſeligen Freunden in Bekanntſchaft und Umgang gerathen; und von vielen unter ihnen, womit ich öftern Umgang pflegte, konnte ich die Gemüthsumſtände, ihren Ruf und Treue, in Anſehung der ihnen geſchenkten Gnade prüfen und einſehen: oder eigentlicher zu reden: es lagen mir, im Umgang mit andern, alle ihre Gemüthsumſtände offen und bloß. Es iſt nicht ſo wohl ein Prüfen, als vielmehr eine Erfahrungserkenntniß, die einem wie natürlich iſt; ein Sehen und Wahrnehmen, ohne ſehen und wahrnehmen zu wollen. In dieſer Rückſicht nahm die Erkenntniß meines Geiſtes, bei aller meiner Armuth, Elend und Leiden immer mehr zu. Ich konnte manchen dieſer Freunde oft ihre Gemüthsumſtände, und das, was der Herr, nach ihrem Stande, von ihnen foderte, ſo klar und überzeugend darlegen und aufdecken, daß ſie darüber betroffen wurden, und eine große Hochachtung gegen mich faßten. Aber mein Gemüth durfte ich ihnen nie ganz entdecken, noch einen Verſuch machen, mein leidendes Herz in das ihrige übergehen zu laßen, damit ſie an meinem Leiden Theil nehmen möchten. Wenn ich nur von weitem ſo etwas wagte, ſo ſchauderten ſie, wegen des leidenden Mitgefühls, das darüber in ihrem Herzen rege ward, von mir zurück. — Ich mußte alſo die Laſt meiner Leiden allein tragen.

Mit dem lutheriſchen Prediger K. kam ich auch um dieſe Zeit in nähere Bekannt- und Freundſchaft. Er war ein ſanfter, lieber Mann, dem der gute Gott viel Gaben und Gnaden geſchenket hatte, und der auch hier im Segen arbeitete.

beltete. Ich hatte oft Gelegenheit, in einem gewiſſen Hauſe (in welchem der Mann reformirt und die Frau lutheriſch war) in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn: wo wir uns denn gemeiniglich von dem Guten unterhielten, das Gott in Europa, und auch jetzt hier, in Amerika, wirkte. Gelegentlich erzählte ich ihm dann auch etwas von Terſteegen, was das für ein Mann geweſen ſey, und mit welchem großen Segen er gearbeitet habe. Allein, er war gegen dieſen Mann und gegen ſeine Schriften; — die er doch, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, nicht geleſen hatte — mit großen Vorurtheilen eingenommen. Ich zog mich denn, wie ich das merkte, in der Unterredung wieder zurück, weil ich am Diſputiren keinen Gefallen hatte. Auch konnte ich wohl begreifen, und wußte es aus Erfahrung, daß es ſchwer hielte, einem Manne, der ſelbſt ein Lehrer anderer iſt, Vorurtheile zu benehmen, die er gegen jemanden gefaßt hat. Eines Tages, als wir in dem gemeldeten Hauſe beiſammen waren, zeigte er uns ein kleines Büchlein, das aus kurzen Reimen beſtand, deren er uns einige vorlas. Dieſe Reimen gefielen ihm und uns allen, wegen ihres geiſtreichen Inhalts ſehr wohl. Ich fragte ihn, ob er wüßte, wer der Verfaſſer dieſer ſchönen Reimen wäre? — Er erwiederte, daß er es nicht wüßte, daß es aber ein ſonderlich begnadigter und in den Wegen Gottes erfahrner Mann ſeyn müßte. Da ich nun dieſe Reimen ſehr gut kannte (es war aus T. St. Frommen Lotterie:) ſo ſagte ich ihm, daß Terſteegen der Verfaſſer davon wäre. Hierüber bezeigte er ſeine Verwunderung, und bekannte, daß dieſer Mann doch ſehr viel Gutes gehabt haben müßte. — So voll Vorurtheile können auch noch oft gute und begnadigte Menſchen ſeyn! Möchten doch einmal alle diejenigen, welche in Jeſu Begnadigung erlangt haben, alle Parteilichkeit ablegen, und alles das für gut und Gott verherrlichend anſehen, was Jeſus durch ſeinen Geiſt gewirkt hat, es mag nun kommen, woher es wolle: es ſey von der Reformirten oder Lutheriſchen von der mähriſchen Länder, Methodiſten oder Mennoniſten-Gemeinſchaft, es ſey von der Römiſchkatholiſchen oder Griechiſchen Kirchenpartei: denn, wo der Geiſt Jeſu iſt, wo der ſich offenbaret, da iſt auch ſeine wahre Kirche. Wo zwei oder drei in ſeinem Namen beiſammen ſind, da verheißt er, in ihrer Mitte zu ſeyn. — Dem guten Gott ſey es herzlich gedankt, daß die Parteilichkeit und Parteiſchaft unter gottſeligen Gemüthern zu unſern Zeiten immer mehr abnimmt, daß ſie ſich immer näher an einander ſchließen, und in Einem Geiſt Eine allgemeine Chriſtliche Kirche ausmachen; wobei dennoch ein jeder ſeine äußere Religions-Partei, worin er geboren und erzogen iſt, nicht zu verlaßen braucht.

Auch hier in Philadelphia beſuchte ich gern die einſamen Oerter, beſonders die zunächſt gelegenen Wälder, um als einmal meinem gepreßten

Herzen Luft zu machen, indem ichs vor meinem Heilande ausſchüttete. Aber alles, was mir im Hinzunahen zum göttlichen Erlöſer mitgetheilet wurde, waren verzehrende Leiden. Trug ich dieſelben leidſam und geduldig, dann konnte ich es in meinem Zuſtande noch als aushalten; wenn ich mich aber nicht leidſam ergeben wollte, und meine Sehnſucht und Verlangen ganz auf meinen Erlöſer alſo richtete, daß er mich aus meinen Leiden erlöſen, und ſein gnädiges Angeſicht wieder zu mir wenden möchte; wenn ich auf dieſe Art flehend vor Ihm ſtehen blieb, und nicht weichen wollte, weil ſeine Gnade und Hülfe ſo höchſt nöthig wäre: dann kam ich in einen gewaltſamen Zuſtand, in einen Stand, der nicht auszudrücken iſt. — Wenn ich mich durch meine Unleidſamkeit in einen ſolchen Zuſtand verſetzt ſah, dann ſagte ich zum Herrn! Ach Herr! mein Gott! mein Erlöſer! ich will nichts! Laß mich nur wieder in meinen vorigen Zuſtand zurück kommen! — Ach, ich begehre nichts! Ich will gern zufrieden ſeyn in dem Stande, worein es dir gefällt, mich Armen zu verſetzen. — Wenn ich mich auf dieſe Art wieder leidſam, und in ſein Wohlgefallen mich einerſenkend übergab: ſo kam ich vor und nach in meinen gewohnten leidenden Zuſtand zurück. Die größte Tugend, die ich hier ausüben konnte, war, daß ich mich ſelbſt mit allen meinen Leiden geduldig trug. Wenn ich ungeduldig und untragſam gegen mich ſelbſt war;

dann ſagte oft eine geheime aber ſtarke Stimme in mir: O meine Seele, habe Geduld! habe Tragſamkeit mit deiner Ungeduld! Harre auf Gott; Er kann und will einmal alles wohl machen!

Oftmals hub ich meine Augen gen Himmel, und ſagte in meinem Drucke zum Herrn: Ach mein Gott! mein Erlöſer! du haſt dein holdes, dein liebreiches Angeſicht ganz vor mir verborgen! Du haſt mir weder im Himmel noch auf der Erde etwas übrig gelaßen, woran ich mich tröſten und aufrichten könnte! — Wenn ich nur noch Ein Geſchöpf in der Welt fände, das mich verſtünde, das an meinem Schmerze Theil nähme: o! dann würde ich doch noch in etwa Labſal und Erquickung finden! — Aber nichts, gar nichts haſt du mir übrig gelaßen! Nichts, als Verlaſſung, Armuth und Blöße von außen und innen!

In der Welt und den weltlichen Dingen hatte ich nichts, was mir einiger Maßen Luſt, Vergnügen oder Nahrung für mein Herz und Gemüth hätte geben können. — Sah ich mich ſelbſt an, ſo dachte ich oft: Du haſt nichts mehr, und biſt nichts mehr, als ein natürlicher, unbekehrter Menſch. Der einzige Unterſchied, den ich noch bemerken konnte, war: daß natürliche Menſchen doch noch ihr Vergnügen in der Welt haben: daß ſie ſich in ihrer Lage doch noch manche Freude machen können. Das konnte ich ja doch nicht. Die ganze Welt hatte nicht das geringſte Vergnügen, nicht die mindeſte Befriedigung für mich. Dieß war der einzige Unterſchied, den ich zwiſchen mir und einem natürlichen Menſchen finden konnte.

So lange ich noch Kräfte hatte, den Leiden und Stürmen zu widerſtehen, ſo lange hatte ich hieran noch eine Stütze. Aber dieſe Kräfte nahmen ab, und wurden nach und nach ſchwächer. Mein dunkeler und immer mehr entblößt werdender Zuſtand, oder der dunkele, entblößende Glaube ging nach und nach in einen ganz nackenden Glauben über,*) worin ich mich allen Leiden preis geben mußte; wo endlich alle Hoffnung verloren ging, je wieder das freundliche Angeſicht des Erlöſers zu ſehen. Solcher Zeiten gibt es in dieſem Stande; doch kommen auch wohl Zwiſchenzeiten, wo etwas Hoffnung wieder auflebt. — Die Seele kommt hier endlich dahin, daß ihr alles, alles hinweg fällt, ſo daß ſie auf Gnade und Ungnade hinſinken und ſich übergeben muß. Ihr Zuſtand iſt ſo, daß ſie ihrerſeits alle Hoffnung aufgeben und alles Gott unbedingt überlaßen muß. Weil ſie auch überzeugend einſieht und weiß, daß ſie nichts kann, nichts hat, nichts vermag: ſo läßt ſie ſich endlich los. Hier,

---

*) Von dieſem nackenden Glauben ſiehe Stillings Heimweh, zweiter Band pag. 75. bis zu Ende der Gefangenſchaft des Eugenius in Egypten; und die Auslegung hievon in dem Schlüſſel dieſes Heimweh pag. 104 bis 110.

wo man in ſich ſelbſt ganz verloren iſt, wird man erſt recht, und im eigentlichen Verſtande, aus Gnaden ſelig. — Man ſpricht wohl oft davon, daß man aus Gnaden ſelig werden müße; aber dieſes, in der Wahrheit zu erfahren, will weit ein mehreres ſagen.

In dieſem nackenden und von allen Stützen völlig entblößten Glauben ſind die Leiden noch tiefer: ſie durchdringen Geiſt, Seel und Leib. Hier iſt das Wort von Gott im höchſten Grad ein zweiſchneidig Schwert, und ſchneidet Seel und Geiſt, durchdringet Mark und Bein, und iſt ein Richter der Gedanken und Sinnen des Herzens. Ebr. 4, 12. — Hier ſinkt Kraft und alles Vermögen hinweg. Hier führet Gott die Seele durch die Geſchöpfe und durch Zufälle, die ſich von Augenblick zu Augenblick eräugen, und ihr wie ganz natürlich ſcheinen und auch ſind. Wenn ihr aber hernach Gott die Augen wieder öffnet, dann ſieht ſie erſt ein, daß ſie durch die gnädige Hand des Herrn durch alle Begebenheiten von Augenblick zu Augenblick feſt gehalten, und durch ihn ſelbſt geführet worden iſt. Auch hab ich es erſt hernach erkannt, warum es der Herr zugelaſſen habe, daß ich (wie aus dem Verfolg erhellen wird) ein Prediger werden mußte. Wäre ich in weltliche Geſchäffte gekommen, ſo hätte ich noch etwas gehabt, worin ich meinen Verſtand hätte brauchen können, und die Geſchäffte wären mir zur Erleichterung geweſen. Aber, es gefiel dem Herrn, mich ganz andere Wege, wider meine Neigung zu führen. Er konnte mich nirgend feſter ſetzen, mich nicht beſſer dazu bringen, mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, als in dem Stande eines Predigers. Zu dieſem Zweck war ſolcher Stand für meine Umſtände, der ausgeſuchteſte; deßwegen, wie ich jetzt nicht anders glaube, ließ mich Gott in denſelben kommen. Da du jünger wareſt, (konnte es auch zu mir heiſſen) da gürteteſt du dich ſelbſt, und wandelteſt, wohin du wollteſt; wann du aber alt ſeyn wirſt, ſo wirſt du deine Hände ausſtrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willſt. Joh. 21. —

41. Brief.

Der Verfaſſer entſchließt ſich endlich, Prediger zu werden. Seine Vorbereitung zu dieſem Amte und erſte Predigten während derſelben. — Hr. Wenzberg räth ihm, ſich examiniren zu laſſen; er kann ſich aber noch nicht dazu entſchließen. — Tiefes Gefühl ſeiner Armuth, und ſeines verlaſſnen innern Zuſtandes.

Indeſſen ging der Monat, den ich mir zur Bedenkzeit vorbehalten hatte, zu Ende und ich war, meinem Verſprechen gemäß, verbunden mit ehegemeldtem Reformirten Prediger, Herrn Weyberg, näher über ſeinen Vorſchlag zu reden. Ich überlegte alſo bei mir ſelbſt, wozu ich mich entſchließen ſollte. "Du kannſt, dachte ich, nirgend unterkommen, wie ſehr du dich auch bemühet haſt; und da dir das Predigtamt angetragen wird, ſo mußt du es auf die Hülfe und den Beiſtand Gottes wagen, und es annehmen." Dabei hoffte ich, weil ich ganz wider meine Neigung dazu käme, und doch vermuthen mußte, daß es ſey ein Weg der Fürſehung über mich, daß mich der Herr in der Zeit, wo ich auf dieß Amt zubereitet werden ſollte, aufs neue mit ſeiner Gnade und Liebe beleben würde: und dann hoffte ich, zu ſeiner Ehre und zur Verherrlichung zu arbeiten. — Aber, erſt in dieſem Stande ſollten mir die härteſten Prüfungen und Leiden begegnen — und dann doch am Ende alles gut gehen.

Ich beſuchte alſo den Herrn Weyberg, und als er von dieſer Sache wieder anfing, ſo ſagte ich ihm: Weil mir alle Wege verſchloſſen würden, in irgend ein Geſchäft zu kommen: ſo müßte ich es als einen Weg der Fürſehung über mich anſehen, welche wollte, daß ich ein Prediger des Evangeliums werden ſollte. Und da er mein erſter Rathgeber in dieſer Sache geweſen wäre: ſo hätte ich auch das Zutrauen zu ihm, daß er mir an einen Ort verhelfen würde, der ſich zu meiner Zubereitung zu dieſem Amt am beſten für mich ſchickte. — Er überlegte nun weiter mit mir, was zur Förderung der Sache zu thun ſey, und fragte mich: wie weit mein Vermögen noch wohl reichen würde? — Kaum ein Jahr, verſetzte ich, würde ich noch damit auskommen. — Er urtheilte alſo vorläufig fürs beſte, daß ich da, wo ich wohnte, einſtweilen noch ferner wohnen bliebe, und täglich einige Stunden zu ihm käme, um in den nöthigen Kenntniſſen zur Führung meines Amts unterrichtet zu werden. — Da ich in der Jugend etwas Latein gelern hatte, ſo wollte er mir zugleich hierin noch ferner Unterricht geben. Ich kam auch ſo weit damit, daß ich einen Lateiniſchen Autoren ſo ziemlich verſtehen konnte. Weil aber das Studium dieſer Sprache zu viel Zeit wegnahm, und er dieſelbe auch nicht für durchaus nothwendig hielt: ſo gab er den Unterricht in derſelben mit mir auf, und unterrichtete mich in Deutſcher Sprache in der Theologie, wobei er Stapfers Werk über dieſen Gegenſtand, zum Grunde legte. — Weil um dieſe Zeit der Coetus (ſo heißt die Verſammlung der Amerikaniſchen Reformirten Prediger, die unter der Holländiſchen Synode ſtehen, wenigſtens damals noch ſtunden) hier gehalten wurde: ſo mußte ich mich den Herren Predigern darſtellen und, auf Herrn Weybergs Vorſtellung, ward es einhällig für gut erkannt, daß er ſelbſt mich zu dem Predigtamte vorbereiten ſollte. Dieſer Schluß ward mit den Acten des Coetus an die Holländiſche Synode geſandt, um deren Einwilligung zu erhalten, die auch das folgende Jahr, ohne die mindeſte Einwendung erfolgte.

Nachdem ich ungefähr ein Jahr im Unterichte zugebracht, und auch ſchon einige Texte ausgearbeitet hatte, gab es Gelegenheit, daß ich zu Frankfurt, zwei Stunden von Philadelphia, predigen ſollte. Auf Herrn Weybergs Anrathen mußte ich mich dazu entſchließen, und redete über die Worte: (Matth. 11.) Kommet her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd! ich will euch erquicken. — Manche Freunde aus Philadelphia waren mit dahin geritten. Nach der Predigt wünſchten ſie mir Glück, und ſagten, daß ihnen mein Vortrag ſehr gut gefallen hätte, und erbaulich geweſen wäre. Aber mir gefiel die Predigt nicht: mein Herz hatte an allem, was ich ſagte kein Intereſſe, und es hatte mich viel Mühe gekoſtet, dieſe Predigt im Kopfe zu behalten. An allem, was ich mit dem Kopfe im Guten arbeitete, hatte mein Herz keinen Theil; darum war auch kein Geiſt noch Leben darin. *) Einen Text konnte ich noch wohl ausarbeiten; aber,

---

*) Man muß hier und an manchen anderen Oertern meiner Geſchichte nicht urtheilen, daß ich an der Wahrheit und dem Weſentlichen der Gottſeligkeit, in meinem Herzen einen Widerwillen oder Eckel je gehabt hätte. Nein! und das Gegentheil beweiſt meine ganze Geſchichte, weil ich beſtändig

aber, weil mein Kopf und Herz alle Bilder und Ideen vom Guten nicht annehmen wollten: ſo fiel es mir überaus ſchwer, die Materie im Gedächtniſſe zu behalten; und das Predigen ward daher eine der allerhärteſten und demüthigendſten Arbeiten für mich. — Wäre ich in meinen vormaligen Gemüths-Umſtänden [*]) zu einem Prediger berufen worden: o! da würde Herz und Kopf mit einander zur Beförderung der Ehre Gottes gearbeitet haben, und das Predigen würde mir leicht, ja, ein Vergnügen geweſen ſeyn. Aber jetzt hing meine Harfe an der Weide, und doch ſollte ich ſie ertönen laſſen, ungeachtet ich (gleichſam) an einem Verbannungsorte gefangen lag. — Ach! welch eine Noth! welch ein demüthigender Zuſtand für mich!

Nachdem ich nun über anderthalb Jahr bei Herrn Weyberg Unterricht gehabt, und ſchon verſchiedene Male in dieſen Gegenden geprediget

---

beſtändig daran feſt gehalten habe. Aber die Bilder, die ich mir im Kopf, von der Wahrheit, und der Gottſeligkeit machte, die verwarf, in dieſer ganzen Leidenszeit mein Herze und hatte einen Widerwillen dagegen; daraus kam denn auch die Beſchwerlichkeit, mit dem Kopf in gottſeligen Dingen zu arbeiten; und dieſes machte mir auch das Predigen beſchwerlich. Wo das Original, oder das Weſen einer Sache dargeſtellt werden ſoll, da muß das Bild, für die Zeit, hinweg fallen.

[*]) Siehe den 27. und 28. Brief.

hatte: ſo urtheilte derſelbe, daß ich im Examen wohl würde beſtehen können, und wollte, daß ich mich auf dem nächſten Cötus ſollte examiniren laſſen; ich würde mich dann in eine Gemeine begeben können, wo die Ordination dann ſchon folgen würde. Allein, ich ſah es ganz klar ein, daß es mir, bei meinen noch immer gleichen Gemüthsumſtänden, jetzt noch nicht möglich wäre, mich in dieſes Amt zu begeben, weil ich dazu noch nicht gnug vorgearbeitet hätte; und daß ich, wenn ichs thäte, mich in noch größere Noth und Leiden verſetzen würde. Wer ſich nur in etwa meine damalige Lage vorſtellen kann, der würde es auch einiger Maßen begreifen können, wie mir in allen dieſen Umſtänden zu Muthe war. Ich litt außerdentlich, und ſah nirgend Rath noch Ausweg für mich. Mein Vermögen war ſchon lange aufgezehrt, und hatte keine Freiheit im Gemüthe, von Freunden etwas zu fodern; die Fürſehung ließ mir auch ſehr wenig zufließen: das Wenige, was ſie mir zukommen ließ, war nicht hinreichend, die Hälfte meiner Bedürfniſſe zu erfüllen. Alles, woran ich die geringſte Stütze hätte haben können, ward mir entnommen; nichts blieb mir übrig als, Armuth, Elend, Leiden und Blöße von innen und außen. Wendete ich mich zu dem, der mich allein erlöſen konnte, und legte demſelben in tiefſter Demuth und Beugung meines Herzens alle meine Umſtände dar; zeigte ich Ihm, welch ein Mühſeliger und Beladener ich wäre, und flehete ihn an, er möchte doch ſeine befriedigende Gnade aufs neue in mein Herz fließen laſſen. Ach! ſo floß nichts als verzehrende Empfindung des Leidens in mein verlangendes Herz. Wollte ich mich dann nicht in allem preis geben; blieb ich mit allem meinem Jammer und Elende vor dem Erlöſer ſtehen, und zeigte ihm wehmüthig, wie nothwendig und unentbehrlich mir in meiner Lage ſeine Hülfe, ſein gnädiger Beiſtand und Zufluß ſey — dann ward meine Seele noch heftiger mit Leiden beſtürmt, Wollte ich dennoch nicht ablaßen noch mich zufrieden geben, und meinen ſchmerzhaften Zuſtand nicht leidſam und geduldig tragen: ſo kam ich in einen ſo gewaltſamen Zuſtand, der die Hölle ſelbſt war: Und dann hatte ich genug zu thun, bis ich wieder unter die Ordnung Gottes gebeugt ſtunde. Mein Zuſtand war in meinen eigenen Augen ſo demüthigend und beſchämend, daß ich mich in eine Wüſte hätte verkriechen mögen. — Mein ganzes Weſen ſagte oft mit dem ſeligen Terſteegen: *)

Ach! ich werd' ſo matt und müd, ſolchen Kreuzesweg zu gehen,
Durch die dürre Wüſtenei, da kein Weg noch Steg zu ſehen —
Arm und bloß und hungerig, ganz bekümmert und betrübt;
Weil ich mich ſo fern noch ſeh, von dem, den mein Herze liebt.

Fol-

---

*) Geiſtl. Blumengärtlein, 2 Büchlein, p. 204 u. 205.

Folgendes, was zu dieſer Betrachtung noch gehört, konnte ich mir gegenwärtig kaum zueignen.

Müde Seele, ſey getroſt! Gott erquickt mit tauſend Gaben:
Ja du ſelbſt noch werden ſatt, wann du ihn wirſt ſelber haben:
Nur entſink der Kreatur; ſchlaf in dieſen Tod dann ein,
Bis dein Geiſt in Gott erwacht: **) ja, der Schlaf wird ſüße ſeyn.

42. Brief.

Der Verfaſſer wird Hauslehrer: ſeine beſchwerliche Lage und leidſames Betragen in dieſer Condition. Er ſieht ein, daß ſeines Bleibens nicht länger darinnen iſt. — Seine Bekanntſchaft mit dem Prediger Otterbein.

Ich war in einem Hauſe bekannt worden, wo der Mann und die Frau der Gottſeligkeit von Herzen ergeben waren. Der Frauen Schweſter war an einen Richter verheirathet, der in dem, ungefähr 30 Engliſche Meilen von hier entlegenen Städtchen Libanon wohnte. Der Richter kam oft hieher, und ich hatte ihn in dieſem Hauſe perſönlich kennen gelernt. Wie ich nun eines Tages hinkam, und dieſer Richter auch eben wieder zum Be-

---

**) Pſalm 17, 15.

Beſuche da war, ſo gab es Gelegenheit von meinen Umſtänden zu reden, wobei ich den Wunſch äußerte, irgendwo einen Ort im Lande zu haben, wo ich mich noch einige Zeit aufhalten könnte. Hierauf ſagte der Richter, daß er noch einen Sohn hätte, der einer guten Erziehung bedürfe, und den er auch gern noch etwas mehr wollte lernen laſſen, als er dort lernen könnte. Wenn ich mich damit abgeben wollte, ſo wär es ihm lieb; und ich könnte, weil er niemand in ſeiner Kutſche hätte, gleich mit ihm nach Libanon fahren. — Ein ſolches Anerbieten konnte mir in meiner Lage nicht anders als erwünſcht ſeyn. Ich antwortete ihm, daß ich mit Hrn. Weyberg darüber ſprechen wollte. Dieſer fand dieſen Anſchlag recht gut und ſchicklich für mich, um deſto mehr, weil ich dort im Lande herum mich noch im Predigen üben könnte. Ich fuhr alſo in Gottes Namen mit nach Libanon, und bekam nun im Aeußern, in Hinſicht auf mein leibliches Auskommen und Nahrungsſorgen, wieder Erleichterung. Meine innern Leiden blieben aber, obſchon ſie erträglicher wurden, noch immer meine treuen Gefährten.

Nachdem ich in Libanon angekommen, und mit den Kindern des Richters (er hatte deren nur zwei, einen Sohn und eine Tochter) ein wenig bekannt worden war: ſo fand ich ſeine Ausſage, daß ſein Sohn eine gute Erziehung nöthig hätte, nur allzu gegründet; denn eine ſchlechtere Erziehung habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Wie ich das Benehmen der Aeltern gegen die Kinder, und dieſer gegen die Aeltern ein wenig beobachtet hatte, dachte ich: hier wirſt du nicht allein nichts ausrichten, ſondern wirſt auch, wenn du deine Pflicht nur halb thun willſt, bald genöthigt ſeyn, den Wanderſtab wieder in die Hand zu nehmen. — Gleich Anfangs that ich alles mögliche, um das Zutrauen der Aeltern zu gewinnen; bewarb mich auch, ſo viel es ohne Verletzung meiner Pflicht geſchehen konnte, um die Liebe der Kinder. Dieſe — beſonders der Sohn, der etwa zwölf Jahr alt ſeyn mochte, waren ſo verzogen und ſo frech, daß ſie den Aeltern in allem widerſprachen, ja, denſelben anzügliche und ſpöttiſche Namen gaben; und dieſe waren in ſo hohem Grade mit einer närriſchen Liebe verblendet, daß ſie dabei gleichgültig blieben, zum Erſtaunen und Aergerniß derjenigen, die es anſehen mußten. Es währete nicht lange, ſo verſuchten ſie es, auch über mich den Meiſter zu ſpielen; allein, durch den Ernſt, den ich gegen ſie beobachtete, wurden ſie doch zurück und ſo ziemlich in Ehrfurcht gehalten. — Redete ich mit den Aeltern, daß ſie ihr Anſehen beſſer gegen ihre Kinder behaupten müßten, ſo predigte ich tauben Ohren, ihre närriſche Liebe war zu groß dazu, als daß ſie auf ſolche vernünftige Verſtellungen achten ſollten; und man konnte gleich fühlen, daß man ihnen damit beſchwerlich fiel. Was ich die Kinder lehren ſollte, mußte alles ihrem eigenen Gutfinden unterworfen ſeyn. Ich ſah alſo, daß hier nichts zu machen ſey, und gab mich ſo gut drein, als ich konnte.

Der Reformirte Prediger hieſelbſt, ein Schweizer von Geburt, war im ſiebenjährigen Kriege Lieutenant unter den Amerikaniſchen Provinzial-Truppen geweſen. Er hatte in der Jugend die Theologie ſtudiren ſollen; war aber aus der Schule in Holländiſche Kriegsdienſte gegangen. Weil in dem genannten Kriege bei Errichtung der Provinzial-Armee erfahrne Officiers fehlten, und die Engländer den Holländiſchen Offiziers, mit Erhöhung ihres Standes Dienſte angeboten hatten: ſo waren natürlicher Weiſe ſehr viele dadurch angelockt worden bei den Engländern Dienſte zu nehmen. Und durch dieſen Weg war er, wie auch der Richter, welcher Major geweſen war, nach Amerika gekommen. Da aber nach Endigung des Krieges die Truppen dieſer Armee — wie gewöhnlich geſchieht — abgedankt wurden: ſo waren ſie dadurch außer Dienſt geſetzt; und dieſer Mann hatte daher, um ſich fortzuhelfen, in dieſen Gegenden das Predigtamt ergriffen, und war auch in demſelben ordinirt worden. Er erlaubte mir nicht allein, in ſeinen Gemeinden ſo vielmal zu predigen, als ich nur wollte; ſondern er drang deßwegen mehr in mich, als mir lieb war, weil er ſelbſt keine Neigung hatte, viel zu predigen.

Ich ſuchte mich indeſſen in meine Lage ſo gut zu ſchicken, als ich konnte, ſah aber wohl ein, daß in dieſem Hauſe meines Bleibens nicht lange wäre; denn, mit den Kindern war durchaus nichts zu machen, und ich bemerkte dabei auch oft, daß ihre Aeltern wünſchten, meiner auf eine gute Art wieder los zu werden; und was mich betraf, ſo wünſchte ich herzlich, daß mir der Herr eine Thüre öffnete, damit ich dieſes Haus wieder verlaſſen könnte. Aber wohin ſollte ich mich wenden? Das wußte ich nicht, und ſah auch gar keinen Ausweg für mich.

Im Frühjahre kam Herr Prediger Otterbein nach Libanon, um einen hieſigen Freund, Namens Stoy, zu beſuchen, der als Theolog mit ihm in dieſes Land gekommen, jetzt aber ausübender Arzt war. Da ich mit dem Herrn Doctor Stoy gut bekannt war, und ihn zuweilen beſuchte, ſo traf ich den Herrn Otterbein bei ihm, und lernte ihn hier zum erſten Mal perſönlich kennen. Er war ein recht leutſeliger und freundſchaftlicher Mann, und wegen ſeines frommen und gottſeligen Wandels im ganzen Lande bekannt und hochgeſchätzt. — Auch mir hat er, ſeit dem ich das Glück hatte, mit ihm in Bekanntſchaft zu ſtehen, ſehr viele Freundſchaft und Gewogenheit bewieſen, wofür ich ihm auch hier noch öffentlich meine herzliche Erkenntlichkeit bezeuge. Er iſts auch allein in dieſem Lande, mit dem ich gegenwärtig noch im Briefwechſel ſtehe. — Nachdem ich mich nun eine Zeit lang mit ihm unterhalten, und durch ſein freundſchaftliches Bezeigen Zutrauen zu ihm gewonnen hatte: ſo entdeckte ich ihm meine äuſern, und auch in etwa meine innern Umſtände. Er nahm aufrichtigen Antheil an denſelben; und weil er auch das Haus kannte, worin ich war: ſo hielt ers nicht für gut, daß ich länger darinnen bliebe, und ſagte mir, ich möchte nach ſeiner Abreiſe zu ihm nach Yorktown kommen, (wo er jetzt als Prediger ſtand) ſo wollten wir überlegen, was am beſten für mich zu thun ſey.

Meine Gemüthsumſtände konnte ich niemanden mehr ganz entdecken, denn ſie waren ſo, daß ich ſie ſelbſt nicht mehr kannte. In den vielen Stürmen hatte ich Segel und Maſten, Ruder und Compaß verloren, und mein Schiff ward auf einem ungeſtümmen Meer herum getrieben. — Allein, der Steuermann war, ungeachtet ich es ſelbſt kaum mehr ahndete, noch immer im Schiffe; und derſelbe wußte es alles ſo zu lenken und zu regieren, daß es zuletzt in den verlangten und ſichern Hafen einlief.

---

43. Brief.

Der Verfaſſer verläßt das Haus, worin er Informator war, und zieht nach Yorktown zu Herrn Otterbein; nachher zu dem Pred. Hendel in Tolpihacon, deſſen Kinder er unterrichtet und in deſſen Gemeinen er oft prediget. — Man will ihn nach Germantown als Prediger haben, und dringt deßwegen ſehr in ihn: Er ſchlagt es aber ab.

Nachdem nun Herr Otterbein abgereiſet war, brachte ich alle meine Sachen in Ordnung, nahm von dem Richter und ſeinem Hauſe einen freundſchaftlichen Abſchied, und ging nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalt von dannen nach Yorktown.

Ich war über ſechs Wochen bei dem Herrn Otterbein, und predigte zweimal in der Stadt und einmal auf dem Lande, allein, noch immer in einer leidenden Gemüthslage. Ich gab dem Herrn Otterbein zu verſtehen, daß, ſo viel ich mich kennte, ich mich jetzt noch nicht wohl ins Predigtamt begeben könnte, weil ich dazu noch keine Freiheit in mir fände. Er ſagte, daß ich mich auch, ohne völlige Gemüthsfreiheit, nicht darin begeben müßte. Er hätte gedacht, daß, wenn es Herr Hendel, Prediger in Tolpihacon, genehmigte, ich bei denſelben wohnen ginge; da wäre wohl gegenwärtig der beſte Ort für mich, weil er in einem weitläuftigen Bezirke wohne, worin er neun Gemeinen zu bedienen hätte, und da wäre Gelegenheit mich im Predigen zu üben; dabei würde er auch wohl jemand zum Unterricht ſeiner Kinder nöthig haben. — Dieſer Vorſchlag war mir ſehr angenehm, wenn nur Herr Hendel darein willigen würde. Herr Otterbein ſchrieb an ihn, und die Antwort entſprach unſerer Hoffnung vollkommen; denn er ſchrieb, daß ich nur gleich zu ihm kommen möchte.

Herr Hendel war mir ſchon, während meinem Aufenthalt in Libanon, gut bekannt; denn, weil Tolpihacon nur vier Stunden von dannen liegt, ſo hatte ich ihn von da aus ſchon beſucht. — Dieſer Mann iſt einer der beſten Prediger, die ich in Amerika habe kennen lernen. Er war ein Pfälzer von Geburt, und vor vielen Jahren als Prediger in dieß Land gekommen. Er beſaß viel Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und war von Herzen, ohne Secten- und Parteigeiſt, der Gottſeligkeit ergeben. Aus einem Briefe von Herrn Otterbein habe ich vernommen, daß er jetzt Prediger in Philadelphia iſt. — Herr Hendel hatte einige Kinder, die ich unterrichtete, welches hier beſſer ging, als in des Richters Hauſe zu Libanon, weil hier ein anderer Geiſt wehete. Dem Aeußern nach lebte ich hier ruhig und zufrieden, genoß einen vergnügten, freundſchaftlichen Umgang mit Herrn Hendel, und predigte oft in ſeinen Gemeinen. Ich dachte: Hier bleibſt du, bis es dem Herrn gefällt, deine Gemüthsumſtände zu ändern.

Während meinem hieſigen Aufenthalte ward ich an mehrere Orte zum Prediger gewählet und berufen, aber ich lehnte alles ab. Unter andern verlangte man mich auch zu Germantown, wo ich, durch die, in der Anmerkung beſchriebene Veranlaßung, gepredigt hatte. *) Da ich den Brief welchen der dortige Prediger, Herr Helfſenſtein, deßwegen an mich ſchrieb, noch in Original beſitze, ſo will ich denſelben hier wörtlich mittheilen.

"Geliebter Freund im Herrn.

"Ich habe mich vor einiger Zeit entſchloſſen, und den Beruf der Gemeine in Lancaſter, welchen ſie an mich gemacht hat, angenommen, werde auch, ſo der Herr will! in Zeit von drei Wochen

---

*) Herr Helffenſtein hatte aus dem nämlichen Hauſe in Philadelphia, wo ich den Richter aus Libanon hatte kennen lernen, die Tochter geheirathet, und daher war dieſer Richter ſein Oheim, bei welchem er, auf einem Beſuche, tödtlich krank wurde. Weil er ein werther Freund von mir war, ſo beſuchte ich ihn, von Tolpihacon aus, einige Mal in ſeiner Krankheit. Wie er auf der Beßrung war, bat er mich, doch nach Germantown zu reiten, und für ihn zu predigen. Ich erfüllte ſein Verlangen. Und daher kam es, daß ſie mich dahin haben wollten.

"chen dahin abgehen. Die Gemeine in Germantown wird alſo ohne einen ordentlichen Prediger ſeyn. Und ob ſich ſchon ein ſicherer Prediger ſelbſt angebotten, ihr zu dienen: ſo hat jedoch der vornehmſte Theil des Kirchenraths nicht auf äußere Vorzüge allein, ſondern vornehmlich dahin geſehen, daß ſie wieder einen Mann erhalten möchten, der nicht nur eine ſchöne Stimme mit einem todten Buchſtaben hören ließe, ſondern von welchem ihnen das Wort des Herrn aus einem erfahrnen Herzen, in der Kraft des Geiſtes verkündiget würde. In dieſer Abſicht haben ſie ſich auf Ihre Perſon mit einander vereinigt, und mich erſucht, im Namen des ganzen Kirchenraths bei Ihnen die Nachfrage zu thun: Ob Sie ſich entſchließen wollten, einen Beruf von der Gemeine anzunehmen? und deßwegen, ſo bald als möglich, herunter zu kommen, und zu predigen, und dann hernach das Weitere mit dem Kirchenrath zu verabreden. Sie haben hier geprediget, als es dem Herrn gefiel mich in Libanon mit einer ſo harten und langwierigen Krankheit heimzuſuchen. Sie haben Beifall gefunden, bei allen Seelen, die nur einiges Gefühl für das Gute hatten: und eben dieſes hat den Kirchenrath bewogen, mir gegenwärtigen Auftrag an Sie zu geben. Ich habe dieſes Geſchäfft um deſto williger übernommen, weil ich mich ſelbſt überzeugt hatte, daß Sie der Mann ſind, der, durch die Gnade von oben, et-

"was Gutes, zur Ausbreitung des Reichs Jeſu ſtiften kann, Sie mögen ſich übrigens ſelbſt für ſo untüchtig halten, als Sie immer wollen.

"Ich fordere Sie demnach auf im Namen Jeſu, der Ihnen durch dieſe Männer wieder eine neue Gelegenheit darbeut, mit Segen in ſeinem Weinberge zu arbeiten. Seyn Sie nicht immer der Furchtſame, der an ſich ſelbſt Verzagende; ſondern werden Sie wieder geiſtlich kühn, und lernen aufs neue etwas wagen, auf die Hülfe deſſen, der Ihnen bis dahin ſo wunderbar geholfen hat. Ich will Ihnen eben nicht rathen, ganz blindlings hinzufahren: nein! prüfen Sie die Sache genau und ſorgfältig vor dem Angeſichte des Herrn. — Allein, ſeyn Sie auch nicht zu verzagt, ſondern muthig und getroſt auf den Herrn, der helfen kann, will und wird: welches alles iſt, woran Sie bis daher im Grunde gehalten haben. Was äußere Umſtände angeht, als die Einwilligung des Coetus, die Ordination ꝛc. ſolche werden bald ihre Richtigkeit haben, wenn Sie nur in ſich entſchloſſen ſind.

"Entweder Sie, in eigener Perſon, oder ein Schreiben von Ihnen, wird hier ſo bald als möglich von Ihnen erwartet.

"Ich empfehle Sie übrigens der Gnade deſſen, der die Seinigen ſelbſt in alle Wahrheit leitet, und der Ihnen allemal zu ſeiner Zeit "gibt, was und wie Sie reden ſollen, und bin "Dero aufrichtiger Freund und Bruder in dem "Herrn

A. Helffenſtein.

"Germantown, den 5ten Jannar,
1775.

Dieſer Brief machte eine ſtarke Senſation auf mein Gemüth, und ich wußte anfänglich nicht, wozu ich mich entſchließen ſollte, nachdem ich aber mich ſelbſt und die ganze Sache vor dem Herrn geprüft, auch mit Herrn Hendel mich darüber berathen hate: fand ich es für mich am rathſamſten, nicht nach Germantown zu reiſen. Ich ſchrieb alſo an Herrn Helffenſtein: "Daß ich Ihm für ſeine freundſchaftliche Liebe dankte, und ihn bäte, "auch den Gliedern des Ehrw. Kirchenraths in "meinem Namen, für alle ihr Liebe, Achtung "und Zutrauen, meinen Dank abzuſtatten. Weil "ich aber empfände, daß meine Kräfte gegenwärtig, noch zu ſchwach wären, eine ſolche Gemeine, als die Ihrige, zu bedienen; ſo dürfte ich "Ihren geneigten Antrag nicht annehmen; hoffte "und wünſchte aber, daß der Herr Sie einen "Mann, von größern Gaben und Kräften, als "ich hätte, finden ließe, der ihnen das Wort Gottes verkündigen, und im Segen unter ihnen "arbeiten möchte." — Ich glaubte nun die Sache beendigt; allein, nach einem Monate kam einer der Vorſteher dieſer Gemeine zu mir, und ſuchte mich zu bereden, den Ruf zu ihnen anzunehmen. Ich blieb aber bei meinem einmal geprüften und gefaßten Entſchluſſe. Nun erſuchte mich derſelbe, daß ich denn doch auf Oſtern dorthin kommen und ihnen predigen möchte. Sie hätten, ſagte er, ſchon mit Herrn Weyberg abgeredet, daß derſelbe auf Oſtermontag das heil. Abendmahl bei ihnen austheilen ſollte: deſſen müßte ich auf dieſem Tag in Philadelphia (welches nur drei Stunden von Germantown, iſt) für ihn predigen. — Dieſes bewilligte ich, ritt auf die beſtimmte Zeit dahin, und predigte an beiden Orten. — Ich kam aber darüber nochmal ins Gedränge; denn es ward mir ſehr ſtark zugeredet, in Germantown zu bleiben; und Herr Weyberg war ziemlich unzufrieden mit mir, daß ich es nicht thun wollte. Aber ich hatte keine Freiheit im Gemüthe dazu; ſuchte mich ſo freundſchaftlich von ihnen los zu winden als ich nur konnte und reiſete nach Tolpihacon zurück.

44. Brief.

Der Verfaſſer wird Prediger in ſieben zerſtreueten Landgemeinen, und läßt ſich examiniren. Tragſamkeit und Sanftmuth im Umgang mit allerlei Religionsverwandten. Er beſchränkt ſich in ſeinen Vorträgen auf die Hauptſache des Chriſtenthums. — Ausgebreitete Religionsfreiheit in

Nordamerika. — Des Verfaſſers Bekanntſchaft und Umgang mit den Methodiſten. Sie haben viel Nutzen und Segen geſtiftet. — Quaker, Taucher und andere Secten: ihr erſter Ernſt hat nachgelaſſen. — Der Krieg mit den Engländern bricht aus. Des Verfaſſers Betragen unter den Parteien für oder wider die Engländer.

Nachdem ich mich etwas über zwei Jahre in dieſen Gegenden aufgehalten hatte, ward Herr Otterbein nach Baltimore berufen, welchem Rufe er auch folgte; und Herr Wagener, der in dieſem County (Grafſchaft) Prediger auf dem Lande war, wurde an Herrn Otterbeins Stelle nach Yorktown berufen. — Nun waren alſo die Gemeinen auf dem Lande ohne Prediger. Herr Wagener, mit dem ich bei meinem Aufenthalt in York, in genauer Freundſchaft gekommen war, hielt ſo lange bei mir an, bis ich mich entſchloß, dieſe Land-Gemeinen anzunehmen. Es waren ihrer ſieben, die ich bedienen mußte; alle Reiſen dahin werden aber zu Pferde gemacht. — Weil nun dieſe Gemeinen um Yorktown herum lagen, und dieſe Stadt gleichſam der Mittelpunkt davon war, ſo ſchlug ich meine Wohnung in derſelben auf. Der Cötus ward dieß Jahr in Lancaſter gehalten. Ich ging alſo dahin, um mich examiniren zu laßen. Nachdem dieſes geſchehen war, bekamen die Herren Prediger Helffenſtein und Wagener den Auftrag, mich in Yorktown zu ordiniren, welches auch, in Gegenwart der Vorſteher von den Gemeinen, die ich bedienen ſollte, und aller Gemeinsglieder, die nur dahin hatten kommen wollen, von dieſen Predigern feierlich geſchah.

So war ich denn nun ein ordinirter Reformirter Prediger, und bediente die genannten, mir anvertraueten Gemeinen, nach der mir vom Herrn geſchenkten Gnade, treu und gewiſſenhaft. Meine Gemüthsumſtände waren freilich noch immer voll Leiden; trug ich aber alles, was mir der Herr von Augenblick zu Augenblick begegnen ließ, geduldig und leidſam, ſo kam ich noch als durch alles gut hindurch. Auf das Predigt-Amt hatte ich mich auch nun ſchon ſo lange und viel vorbereitet, daß ich ſolches mit Beifall verwaltete. In meinem Umgange mit andern, war es mir durch die Gnade zur Natur geworden, mich gegen alle Menſchen liebreich, verträglich und freundlich zu betragen. Alles Harte und Störrige war durch manches und vielfältiges Feilen und Poliren der Leiden abgeſtoßen. Weil ich ein tragſames und ganz unparteiiſches Gemüth hatte: ſo konnte ich auch mit allerlei Religionsverwandten umgehen. Ich ließ einem jeden ſeinen äußern Meynungskram unangetaſtet ſtehen, und wies nur auf die Hauptſache, nämlich, in Jeſu Vergebung der Sünden, Begnadigung, und Kräfte zu einem gottſeligen Leben zu ſuchen und zu finden. Weil ich nun einem jeden ſeine beſonſondern Meynungen unangefochten ließ, und gegen ein jedes Gute, ich mochte es finden wo ich wollte, Achtung bezeugte: ſo erwarb mir dieß mein Betragen eine allgemeine Hochachtung, und ich hatte deßwegen, wann ich predigte, Zuhörer von allerlei Religionsparteien in der Kirche.

Weil in dieſem Lande die ausgebreitetſte Religionsfreiheit herrſchet: ſo waren eine große Menge ſolcher Leute, die in Europa, der Religions-Meinungen wegen, verfolgt wurden, hieher gezogen; und darum gab es hier ſo viele Menſchen von mancherlei religiöſen Meynungen; und ich hatte häufig Gelegenheit, mit ihnen umzugehen. Unter allen meinen Leiden, Elend, Armuth und Entblößungen hatte mir der Herr beſondere Einſichten und Erfahrungen mitgetheilt. Die Einſichten in die Umſtände der Gemüther waren mir, durch mancherlei Erfahrungen, ſo zu ſagen, zur Natur geworden. Ich ſah, wußte und empfand, ohne ſehen, wiſſen und empfinden zu wollen: alles lag vor den Augen meines Gemüths gleichſam offen da. Ging ich mit Menſchen von andern Parteien um, die Gutes hatten, ſo ſah ich gar nicht auf ihre beſondern Meynungen, und zeigte ihnen, daß ſie mir lieb und werth waren. Warens aber ſolche, die in ihren Meynungen hoch ſtunden, und ſich viel damit wußten: ſo ſuchte ich ſie freundſchaftlich zu überzeugen, daß das wahre Chriſtenthum darin nicht beſtünde;

de; daß derjenige, welcher ſich mit beſondern zum Weſen der wahren Gottſeligkeit nicht gehörigen Dingen und Meynungen aufhielte, nur alle Gnadenkräfte unnützer Weiſe verſchwendete, und am Tage der Noth und Prüfung ſeine Hände leer finden würde; und daß alle Kraft zum gottſeligen Wandel und zum Fortgang in der Heiligung, über dem Streit von Meynungen vor und nach verloren ginge. Ich bewies ihnen, daß der Menſch dadurch ganz und gar nicht gebeſſert, ſondern vielmehr im Guten lau und kalt würde; denn es ſeyen Dinge, die ſich unter den Händen verzehrten. Wir erreichten, über dem Aufenthalte darin, nie das Ziel, wozu uns Gott geſchaffen und ſein Sohn ſo theuer erlöſet und erkaufet hätte. — Wenn wir wahrhaft begnadigt wären, ſo müßten wir das Weſen des Chriſtenthums nur darein ſetzen, durch die Gnadenkraft Jeſu und ſeines Geiſtes uns ſelbſt mit allen unſern Bildern und Meynungen zu verläugnen, uns im Gebethe und in einem kindlichen Wandel vor ſeinem Angeſichte zu üben, und dem, der uns erkauft hat, anzuhangen, um Ein Geiſt mit Ihm zu werden. (1 Korinth. 6, 17.) Seinem Demuthsbilde ſollten und müßten wir ähnlich werden: Dieſes wäre die Hauptſache, die dem Begnadigten anläge; dieſes wäre das Ziel, der Endzweck, warum uns Gott geſchaffen und ſein Sohn, unſer Herr Jeſus Chriſtus, ſo theuer erlöſet hätte: alles andere wäre Meynung, Tand und Schein;

Schein: es hielt in Noth und Tod nicht Stand; man bliebe dabei in Leidenſchaften gefangen liegen, und Gott und die Ewigkeit blieb uns dabei fremd und unbekannt.

Ich hatte auch, beſonders wie ich noch in Philadelphia wohnte, vielen Umgang mit Methodiſten und ihrem Prediger gehabt. Dort hatte ich bereits die Engliſche Sprache ſchon ſo viel innen, daß ich ſie nicht nur gut verſtehen, ſondern mich auch verſtändlich in derſelben ausdrücken konnte. — Die gute Gelegenheit, welche ich in Philadelphia hatte, machte, daß ich mich mit dieſen Leuten und ihrem Prediger ſehr oft unterhielt. Dadurch bekam ich dann alles mit zu leſen, was ihre Stifter Weſley und Whitefield, wie auch andere, in Anſehung dieſer Geſellſchaft herausgegeben hatten. Dieſe Leute haben, nicht nur in England, ſondern auch in Amerika viel Gutes geſtiftet. *) Unter den Engländern, beſonders in Maryland und Virginien, war in Rückſicht auf das Chriſtenthum, wenig Leben zu finden. Die Methodiſten-Prediger aber, welche rechtſchaffene und thätige Männer waren, wurden ein Mittel in der Hand des Herrn, daß nicht allein unter dem rohen Haufen, ſondern auch

---

*) Wer die Methodiſten will kennen lernen, der leſe: Geſchichte der Methodiſten von J. G. Burkhardt. Deutſcher, Lutheriſcher Prediger in der Savoy-Gemeine zu London. Nürnberg in der Raw'ſchen Buchhandlung.

auch unter vielen Vornehmen, eine groſse und geſegnete Bewegung entſtand, und viele ganz verändert wurden. — Wegen der andern Parteien und Secten, die ſich hier befinden, und alle einer vollkommenen Freiheit genießen, will ich nur noch folgendes anführen.

Die Quaker in dieſem Lande, und auch beſonders in Philadelphia, waren durch ihre beſondern Meynungen von der Gottſeligkeit abgewichen, und ſo tief in den Handel verwickelt, daß ſie von dem alten Ernſte ihrer Vorgänger nicht viel mehr übrig hatten. — Die Parteien unter den Deutſchen, als Mennoniten, Taucher ꝛc. haben einen Glaubensartikel, nach welchem ſie ihre erwachſene Kinder, oder auch diejenigen, welche zu ihrer Partei übergehen, durchs Untertauchen ins Waſſer taufen. Die Ephrataer, welche ihre Abſtammung und Namen von einem Kloſter haben, das Ephrata heißt, wo auch noch ihr Hauptſitz iſt, haben den Sonntag wieder auf den Samſtag verlegt, damit ſie, nach ihrer Meynung, den eigentlichen Sabbath des Herrn feiern mögen. Außer dieſen gibt es Separatiſten, die ſich von allen kirchlichen Parteien und öffentlichen Uebungen abſondern, um ihrer Meynung nach, heiliger leben zu können. — Indeſſen hatten dieſe meiſtens alle, das Gute, welches bei Aufrichtung ihrer Partei ihren Eifer ſo ſehr belebt hatte, wieder verloren. Die mehreſten lebten ſchlechter und unmoraliſcher als diejenigen, von welchen ſie ſich, wegen unchriſtlicher Lebensart abgeſondert hatten. Die Freiheit, daß ein jeder in dieſem Lande — in Hinſicht auf Religionsbegriffe und Gottesverehrung — leben kann wie er will, und daß die kirchlichen Geſetze für niemand weiter bindend ſind, als in ſo weit ſich einer daran binden will; dieſe Freiheit hat auf die Moralität vieler Inwohner einen ſehr nachtheiligen Einfluß, ſonderlich der Mitglieder der neuen und kleinen Parteien, die noch weniger als die großen gebunden ſind. Denn da ihre Partei nichts ſonderlich Bindendes für ſie hat; da ſie durchgehends wenig Erziehung und Lebensart haben, und dabei mehrentheils wohlhabend und reich ſind: ſo vereinigen ſich alle dieſe Urſachen, um die Immoralität bei ihnen zu vergrößern. — Ich erkannte hiebei augenſcheinlich, daß äußere Ordnung, und eine gute kirchliche Verfaſſung (wobei man ohne Partei, Secten und Verfolgungs-Geiſt iſt) einen großen Einfluß auf den moraliſchen Character der Menſchen haben. Es gab indeſſen auch freilich noch viel wahre Chriſten unter den mancherlei Parteien, die mit Wemuth den Verfall ihrer Brüder beweinten und alles Mögliche beitrugen, dem Verderben zu ſteuern.

Inzwiſchen ward der mit den Engländern ausgebrochene Krieg vor und nach immer heftiger. Von Seiten Englandes, ward alles angewandt, die Provinzen wieder zu einer unbedingten Unterwerfung zu zwingen. — Die Amerikaner ihrer Seits ſtrengten nicht weniger alle ihre Kräfte an, das Joch abzuſchütteln, und ſich Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. So bald ſich die Provinzen öffentlich für unabhängig erklärt hatten, konnte wohl ein jeder, der nur einige Staats- und Menſchenkenntniß hatte, völlig einſehen, daß in Amerika die Herſtellung einer feſten Ruhe nicht zu hoffen wäre, es ſey denn, daß ſie ihren Zweck erreichten. Wäre es England gelungen, ſie zur unbedingten Unterwürfigkeit zu bringen, ſo würde keine Ruhe mehr zu hoffen geweſen ſeyn. Denn, weil die Amerikaner der Freiheit gewohnt, und nun zur Unabhängigkeit geſtimmt waren: ſo würde bei der erſten Gelegenheit, falls England in einen Krieg wäre verwickelt worden, die Revolution aufs neue ausgebrochen ſeyn; und dann würde das Elend und der Jammer kein Ende gehabt haben. Ein jeder, der nur in etwa den Gemeingeiſt in dieſem Lande, oder die allgemeine Grundſtimmung der Nation kannte, ſahe dieſes als eine gewiſſe Folge voraus. Deßwegen war auch ich, für meine Perſon, jetzt, da es ſchon ſo weit gekommen war, daß eine von beiden Parteien unterliegen mußte (denn an einen Vergleich mit gewiſſen Bedingungen und Einſchränkungen, war nicht mehr zu gedenken) mehr für die Amerikaniſche als Engliſche Partei geſtimmt. Ehe die Unabhängigkeit erklärt war, ſo wünſchte ich ſehr, und hoffte auch noch, daß die ſtreitenden Parteien ſich noch vergleichen möchten; aber, ſo bald dieſer bedeutende Schritt einmal geſchehen war, ſo ſah ich auch wohl ein, daß alle Ruhe auf immer, oder doch auf viele Jahre dahin ſey, wenn die Amerikaner ihre Unabhängigkeit nicht behaupteten. Ich war alſo ihrer Partei aus vernünftigen Gründen zugethan. Zudem hatte ich eine ſtarke Vorliebe für dieß Land, und es gefiel mir in demſelben beſſer als irgend in einem andern, wo ich geweſen war, weßwegen ich auch anders nicht dachte, als meine Tage darin zu beſchließen. Da ichs alſo nicht anders, als mein irdiſches Vaterland und lebenslänglichen Aufenthalt anſah: ſo war es ganz natürlich, daß ich wünſchte, es möchte demſelben in Zukunft wohl gehen. — Dieſe Vorliebe iſt mir beigeblieben; und wenn die Fürſehung durch beſondere Wege mich hieſelbſt nicht ſo ſehr gebunden gehalten hätte, ſo wäre ich wohl längſt wieder in dieſes Land zurück gekehret.

45. Brief.

Des Verfaſſers Gemüthsumſtände werden durch ſeine gänzliche Ueberlaßung an Gott ruhig und befriedigt. — Die Kriegsumſtände bringen ihn zu dem Entſchluß, Amerika für einige Zeit zu verlaßen.

Von meinen Gemüthsumſtänden kann und werde ich insbeſondre nicht viel mehr melden. Gott unterſtützte mich im Verborgnen, daß ich mein Kreuz und Leiden, die ich jetzt noch hatte, mit Leidſamkeit und ſtiller Geduld tragen konnte. Ich fühlte mich ſo ganz unbedingt hingegeben und überlaßen, zu allem, was dem Herrn gefallen möchte mit mir zu machen. — Mein Gemüthsſtand kam mir (um mich einer bildlichen Vorſtellung zu bedienen) oft ſo vor, als wenn mein Ganzes eine Feſtung geweſen wäre, worein ſich Stolz, Eigenliebe, anmaßliche Selbſtgröße — kurz, meine ganze Ichheit, ſo feſt verſchanzt hätte, daß ich einſah, es ſey nur einer Gottesmacht möglich, dieſe Feſtung zu zerſtören, und ſich alle dieſe Feinde unterwürfig zu machen. Indeſſen waren die Werker ſo feſt und die Mauern ſo ſtark, daß anfänglich alles daran zurück prallte; und daß ich oft (wann ich mir mit allem meinem Eigenen zu Geſichte kam) dachte: Gott wird wohl nie den Sieg über deine Eigenheit oder dein eignes Leben davon tragen; denn, je mehr er dich demüthiget, je ſtolzer wirſt du! — Allein der Stärkere kam über den Starken; er hatte ſo viel und mancherlei Belagerungsgeſchütz, daß vor und nach die Mauren anfingen zu weichen und endlich ſammt allen Befeſtigungen und Bollwerken, danieder getrümmert und zuſammen geſchoſſen wurden. Die Feinde zeigten ſich oft ſchwächer, oft auch ſtärker als jemals. — Endlich, da alles in Schutt und Trümmer zuſammen geſtürzt, und nirgend mehr Kraft zum Widerſtand war, da gab es Ruhe, es ward Friede. Der Grund, wo die Feſtung geſtanden hatte, wurde geebnet, ſo daß — weil nun kein Widerſtand mehr war — die Leidenspfeile oder Leidenskugeln über dieſen geebneten Grund ſanft hinweg ſtrichen. — Er, der das gute Werk in mir angefangen hatte, wollte es nicht ſtecken laßen: er ſetzte es fort, bis er ſich alles unterthänig gemacht, und alle ſeine Feinde überwunden hatte. Den Stolz, die Eigenliebe, deren Anmaſſungen im Gnadenwerk einer der ſchrecklichſten und ſchädlichſten Feinde iſt, konnte er nur durch Wege, die Er allein kannte, überwinden. Etwas über ein Jahr vorher, ehe ich Amerika verließ, wurden meine Gemüthsumſtände vor und nach ruhig und befriedigt. — Aeußere Unruhen und Unannehmlichkeiten bewogen mich endlich, Amerika, aber nur (wie ich damals glaubte) für einige Zeit zu verlaßen.

46. Brief.

Beſchreibung der damaligen politiſchen, ſonderlich aber kirchlichen Lage von Nordamerika. — Des Verfaſſers vorſichtiges und chriſtliches Betragen zwiſchen ſeinen königlich- und freiheitsgeſinnten Gemeinsgliedern.

Ehe ich von meiner wirklichen Abreiſe aus Amerika rede, muß ich noch ein und anderes über die politiſche und kirchliche Lage dieſes Landes ſagen, ſo wie ſie damals wenigſtens noch beſtand.

In Penſylvanien iſt keine herrſchende Kirche. Der Staat läßt einem jeden Freiheit eine ſolche religiöſe Meinung anzunehmen, als er nach ſeiner Ueberzeugung und Denkungsart gut findet. Der Staat ſchützt auch eine jede religiöſe Geſellſchaft; niemand darf ſie auf irgend eine Weiſe ſtören, noch beunruhigen; die Geſetze legen eine harte Strafe auf denjenigen, der es thut: dagegen bekümmert ſich aber auch der Staat um die Beſoldung des Lehrers irgend einer religiöſen Geſellſchaft gar nicht. Wer Kirchen oder Verſammlungshäuſer haben will, muß dafür ſorgen, daß ſie aufgebauet — wer Prediger darein verlangt, muß auch ſorgen, daß ſie unterhalten werden. Pen hat dieſes, bei Einrichtung dieſer Provinz zu einem Grundgeſetz gemacht, um allen Religionszänkereien dadurch vorzubeugen. Indeſſen ſind ſchon in Philadelphia und andern Städten von den Gemeinen verſchiedene Aenderungen in dieſen Anordnungen gemacht worden; auf dem Lande aber müßen die Gemeinen die Prediger, welche ſie bedienen, auch unterhalten. Da nun allerlei Religionsverwandte durcheinander wohnen; da ein Bauerhof einem Reformirten, ein anderer einem Lutheraner, ein dritter einem Mennoniten oder einem Mähriſchen Bruder, einem Taucher oder einem Separatiſten u. ſ. w. gehöret: ſo werden ſehr weitläufige Gegenden dazu erfordert, ehe mehrere Gemeinen von einerlei Bekenntniß zuſammen gebracht werden können, die den Aufwand von Kirche und Prediger beſtreiten. Gemeinlich haben die Reformirten und Lutheriſchen auf dem Lande die Kirchen gemeinſchaftlich aufgebauet, worin dann auch von den Predigern beider Confeſſionen, wechſelsweiſe einen Sontag um den andern gepredigt wird. — Ein Prediger muß alle Sonntage zwei Kirchen, die eine Vor- die andere Nachmittags bedienen, obſchon ſie oft zwei Stunden von einander entfernet liegen. Doch wird auch in einigen Kirchen nur alle vier- auch wohl in ſechs Wochen nur einmal geprediget. *)

Wenn ein Prediger in eine Gemeine berufen wird, ſo fordern die Vorſteher die Glieder derſelben zuſammen, und ſtellen ihnen vor, daß ein Gehalt für denſelben müßte ausgeworfen werden. Ein jeder unterſchreibt ſich dann, was er

---

*) In manchen Gegenden von Penſilvanien ſind alle Einwohner Deutſche, und reden auch keine andere als die deutſche Sprache: Auch in der kirchlichen Verfaſſung, kommen ſowohl die Reformirte als auch Lutheriſche mit der hieſigen Deutſchen überein. Die Reformirte bedienen ſich fort der nemlichen Formularen bei Tauf und Abendmal, wie hier.

für das Jahr zu dem Predigergehalt hergeben will; und dieß geſchieht alle Jahr aufs neue, weil ſich niemand länger verbindlich machen will. Wozu ſich einer verbunden hat, das muß er bezahlen; will er ſich aber der Kirche entziehen, ſo kann ihn niemand zwingen, etwas weiter zu geben. — Wenn der Prediger die ſubſcribirten Poſten durchgeſehen hat, und nachdem er die Summe für ſich zuträglich oder nicht zuträglich befindet, nachdem ſagt er ihnen zu, alle vierzehn Tage oder alle vier Wochen einmal zu predigen. — Will eine oder zwo Gemeinen einen Prediger für ſich haben, ſo müßen ſie ſo viel aufbringen, daß er beſtehen kann. — Nach den dortigen Kirchengeſetzen der Reformirten, hat ein Prediger das Recht, ſein feſtes Gehalt auf drei hundert Reichsthaler zu bringen; deßwegen nimmt er ſo viel Gemeinen an, bis dieſe Summe heraus kommt. Die Folgen von dieſem allem ſind für einen Prediger, der mit ſeinen Gemeinen in Mißhälligkeiten geräth, ſehr mißlich. Denn, wenn dieſelben aufhören, ein Gehalt für ihn auszuwerfen, ſo hat auch ſein Dienſt ein Ende. Zwar iſt dieſes ein ſeltener Fall, aber nicht ohne Beiſpiel. Wird nun der Prediger auf dem Cötus gerechtfertigt, ſo bekommen ſolche Gemeinen keinen Prediger mehr, und werden aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Sollten ſie ſich aber in der Folge beugen, und bekennen, daß ſie gefehlt hätten, mit dem Verſprechen, ſich künftig beſſer gegen ihren Prediger zu betragen: ſo werden ſie wieder aufgenommen, und erhalten einen Prediger. Hat aber dieſer ſo gehandelt, daß ihn der Cötus nicht rechtfertigen kann; ſo wählen ſich die Gemeinen einen andern, und er kann ſehen, wie er zurecht kommt. Durchgängig hab ich indeſſen angemerkt, daß, wenn ſich ein Prediger gut, und ſeinem Amte würdig beträgt, er hier ſolche Achtung hat, und ſo gut beſtehen kann als in Europa. In Anſehung des letzten Puncts muß ich aber die Zeit des damaligen Kriegs ausnehmen. Dieſer war für die Prediger, auch beſonders deßwegen, nachtheilig, weil kein anderes als Papiergeld circulirte, das vom Congreß ausgegeben ward, und von jedermann mußte angenommen werden. Es ging aber damit, wie in unſern Tagen mit den Franzöſiſchen Aſſignaten. Wenn auch eine große Summe für den Prediger aufgeſchrieben wurde, ſo war, ehe das Jahr um war (wo die Auszahlung erſt geſchah) der Werth des Papiergeldes um zwei Drittheil gefallen, ſo daß er eigentlich nur eine ſehr geringe Summe zog; dabei waren alle Kleidungsſtücke auf einem außerordentlich hohen Preiſe.

Es gab wegen dieſes Papiergeldes viele verdrießliche Auftritte. Mehr Verdruß und Verwirrung aber machte noch, daß, bei einem jeden Aufgebot, ein jeder, der nur Waffen tragen konnte, gegen den Feind marſchiren mußte, welches beſonders den Königlichgeſinnten ſehr hart fiel; und derſelben gab es eine große Anzahl; auch in zweien meiner einträglichſten Gemeinen. — Alle Prediger, ſie mochten von einer Partei ſeyn, wovon ſie wollten, mußten, nach einem Befehl der Regierung, den Eid ablegen, daß ſie den vereinigten Staaten getreu und unterthänig ſeyn wollten. Konnten oder wollten ſie das nicht thun, ſo mußten ſie ihr Amt niederlegen. Ich ſprach um dieſe Zeit mit einem Richter, mit dem ich in vertraulicher Freundſchaft ſtand, über die Angelegenheiten des Landes, und erklärte mich für daſſelbe. Als ich ihm auf Befragen, ob das mein wahrer Ernſt ſey? mit Ja antwortete: ſo ſagte er; dann könnte er mir auch einen Schein geben, daß ich den Staaten den Eid der Treue geleiſtet hätte. Da ich nun dieß Anerbieten gern annahm (weil ein jeder Prediger einen ſolchen Schein der Wohlfahrts-Committee bei Gelegenheit vorzeigen mußte) und alſo nunmehr ſo gut als durch einen Eid verpflichtet war: ſo fand ich mich auch verbunden, wo es erforderlich war, dieſen Staaten das Wort zu reden. Indeſſen betrug ich mich mit äußerſter Vorſichtigkeit, um meinen königlichgeſinnten Gemeinsgliedern nicht anſtößig zu werden. Allein, man kann, ſonderlich in der Zeit, wo der Parteigeiſt herrſchet, unmöglich lange verborgen bleiben. Viele von dieſen Leuten wollten, daß ich ſo denken ſollte wie ſie; das konnte und durfte ich aber nicht: dadurch

durch kam ich mit ihnen in Disharmonie. — Um dieſe Zeit kam ein allgemeines Aufgebot, wider den Feind zu ziehen; dadurch ward die Verwirrung äußerſt groß. Ich konnte nicht anders rathen, als ſich in gegenwärtigen Umſtänden ſo gut als möglich zu faſſen, weil man der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, in allen Fällen, die nicht wider das Gewiſſen wären, unterthan ſeyn müßte. Ich bezeugte, daß es mir ſehr nahe ginge, daß ſie ihre Familien verlaßen, und ſo vieleh Ungemächlichkeiten, ja ſelbſt der Lebensgefahr entgegen gehen müßten; daß ich aber in allen dieſen Dingen nichts ändern könnte. Die Ermahnungen, die ich ihnen oft gegeben, wären auch noch im gegenwärtigen Umſtänden dieſelben. Sie möchten ſich in allen Fällen ganz dem Herrn ergeben; ſich im Gefühl ihres Sünden-Elendes, und in allen drückenden Umſtänden, zu Jeſu, als einem Erlöſer aus allem Elende, hinwenden. Der könnte helfen, der könnte und würde ſeinen getreuen Anhängern überall ein gefaßtes und beruhigtes Herz geben, und in allen Gefahren kräftigen Beiſtand leiſten und durchhelfen.

Diejenigen, welche ihre Wuth über den Congreß ausſchütteten, waren nicht mit mir zufrieden, wenn ich ihnen hierin keinen Beifall geben wollte. Ich warnte ſie dann: "daß ſie ſich nicht "unglücklich machen möchten, weil der Congreß "gegenwärtig die höchſte Obrigkeit wäre: ſie "wüßten ja wohl, daß, wenn ſie wider deſſelben Geſetze handelten, ihr Vermögen, ja ſelbſt, nach bewandten Umſtänden, ihr Leben in Gefahr wäre. Derjenige, welcher Macht über unſer Leben hätte, führte das Schwert; und demſelben müßten wir, nach der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel, unterthänig ſeyn. Ein Chriſt — wenn er auch gern ſeine gehabte Obrigkeit behalten wollte, wäre dennoch verpflichtet, der gegenwärtigen Obrigkeit, die Gewalt über ihn hätte, unterthänig zu ſeyn. Er wäre da der leidende Theil; leiden und dulden ſey der Chriſten Pflicht: und dadurch würde er Ueberwinder von allem." — Oftmals erklärte ich ihnen, daß, wenn der König dieſes Land überwinden würde, ich dann auch von Herzen wieder ſein Unterthan ſeyn würde. Aber alles Einreden war vergebens, weil die Noth und der Druck zu hart war; und die, welche mit ihren gegenwärtigen Obern mißvergnügt waren, mußten nothwendig den Druck doppelt empfinden. — Doch ich muß dieſer Materie noch einen Brief widmen, ehe ich von meiner Abreiſe rede.

---

47. Brief.

Wuth des Parteigeiſtes in einem Manne, der in den Gemeinen des Verfaſſers viel Störung anrichtet. Der Verfaſſer ſucht vergebens, ihn mit Sanftmuth und Bitten auf beſſere Gedanken und zur

Ruhe zu bringen; er trachtet nur immer mehr, die Gemeine wider ihn einzunehmen. Dieß beſchleunigt des Verfaſſer Entſchluß, dieſes Land zu verlaſſen. Er bereitet ſich zur Abreiſe nach Europa, und übernimmt Aufträge von ſeinen Freunden.

Ein angeſehener Mann, der aus einer dieſer Gemeinen gebürtig war, aber in der Stadt wohnte, war auf eine wüthende Art königlich geſinnt, und that dadurch in dieſen Gemeinen nicht wenig Schaden. Ich nahm mir eines Tages die Freiheit, ihn zu beſuchen, und ihn zu bitten, daß er doch mehr Vorſichtigkeit brauchen möchte, weil er ſich ſonſt durch ſein Betragen unglücklich machen könnte. Allein, es war mit dieſem Manne nichts auszurichten. Er ſchimpfte und ſpottete über die Regierung dieſes Landes; und als ich ihm natürlicher Weiſe hierin nicht Beifall geben konnte, und ihn zu überzeugen ſuchte, daß dieſes nicht Recht wäre: ſo wurde er aufs heftigſte gegen mich aufgebracht. Er geht in die Gemeinen, wo er noch viel Anverwandten, auch ſonſt noch viele von ſeiner Geſinnung hatte und ſucht alles wider mich aufzubringen. Weil nun dadurch die Verwirrung den höchſten Grad erſtieg, ſo erkannte ich für mich das Beſte zu ſeyn, daß ich mich von dieſen Gemeinen losſagte. Da ſie aber die einträglichſten waren, ſo ſah ich wohl zum voraus ein, daß ich nach dieſem Schritte hier nicht mehr würde beſtehen können. Ich hatte zwar noch viele gute Freunde in denſelben, die ſolches nicht gern ſahen; allein ſie konnten auch in der Sache nichts zu meinem Vortheile thun.

Das Jahr ging nun bald zu Ende, und ſo kam der Zeitpunct heran, daß mir mein Gehalt mußte ausbezahlet werden. Dieß beſtand aus viel Tauſend Dollars. Da aber 60 bis 70 Papierne Dollars nur einen ſilbernen ausmachten: ſo konnte ich mir für alles dieſes Geld kaum eine neue Kleidung anſchaffen.

Es wurde ruchtbar, daß mir der benannte Mann ſo viel Verdruß gemacht hätte; auch war es der Wohlfahrts-Comittee, die unſere County (Grafſchaft) regierte, zu Ohren gekommen. Eines Tages kam ein Mitglied derſelben zu mir, und ſagte: daß er von der Comittee zu mir geſandt wäre, weil ſie mit Mißfallen gehört hätten, daß mir dieſer Mann ſo viel Verdruß anthäte. Daß, wenn ich bei ihnen nur Klage darüber einbringen wollte, mir alle Genugthuung verſchaffet werden ſollte. — Ich antwortete dieſem Herrn, daß, da ich mich von Herzen ein Chriſt zu ſeyn bekennete, ich ſo etwas nicht thun könnte; es ſey ſo wohl meinen Grundſätzen als meiner Neigung zuwider; und ich bäte ihn auch, die Sache auf ſich beruhen zu laßen ꝛc. — Dieß geſchahe denn auch. — Hätte ich den Mann angeklagt, und alles, was er wider mich und die Regierung geſprochen, anbringen wollen: ſo würde es ſchlecht für ihn ausgeſehen haben. Aber, Menſchen — und wären es auch meine Feinde — unglücklich zu machen, das war meiner ganzen Grundneigung zuwider. — Weil indeſſen dieſe Herren ſo viel Antheil an meinen Umſtänden genommen hatten: *) ſo fühlte ich mich

---

*) Der Verfaſſer wird mir erlauben anzumerken, daß die Theilnahme an ſeinen Umſtanden doch wohl nicht allein die Deputation an ihn veranlaßt haben mag. — Es iſt einer öffentlichen und — conſtituirten Autorität ſelbſt ſehr daran gelegen, angeſehene Widerwärtige auf die Seite zu ſchaffen. — Underdeſſen iſt hier ihre Mäßigung lobenswürdig. — In einem gewiſſen Lande würde man nicht ſo viel Umſtände mit einem Anti-Patrioten gemacht haben. A. d. R. **)

**) Dem Herrn R. will ich hierin wohl Beifall geben; muß aber noch dabei anmerken, daß manche Herren der Comittee meine Freunde waren, und daher in dieſen Umſtänden ſich meiner ſo dringend annahmen. Ueberhaupt wurden die Engliſch-Geſinnten allhier ſehr gelind behandelt; und wenn niemand über eine Handlung, die ſie gegen die Geſetze begingen, Klage führte: ſo ſahe die Regierung über alles ſehr ſchonend hinweg. — Wurden aber Klagen angebracht, ſo ward auch alles nach der Geſetzen gerichtet. — Zum Beweiſe, wie gelind die Regierung, gegen die Engliſch-Geſinnten verfuhr, kann auch noch folgendes dienen. Als der Congreß die Unabhängigkeit erklärt hatte, kam ein Befehl heraus, daß

alle

mich verpflichtet, ihnen allen noch ſchriftlich dafür zu danken. Ich ſchrib alſo an die Comittee: "Daß ich ihnen für ihre wohlwollende Sorgfalt, "in Anſehung meiner, meinen Dank bezeugte: "daß ich aber ſolche nicht dazu hätte benutzen kön-

"nen,

---

alle Bewohner der Vereinigten Staaten, der neuen Regierung den Eid der Treue ſchwören ſollten: doch ſollte denen, welche Engliſch-Geſinnt wären, und dieſen Eid nicht leiſten könnten, Freiheit gegeben werden, alles Ihrige zu verkaufen, und zu den Engländern überzugehen. Wolten ſie aber das leztere nicht thun, und könnten auch den Eid nicht leiſten: ſollten ſie auch ohne Eid bis zur ausgemachten Sache, bei dem Ihrigen gelaſſen werden; nur, daß ſie ſich ruhig verhielten, und keiner geſetzwidrigen Handlung ſchuldig machten. — Es kamen aber auch nun Geſetze heraus, die in allen Fällen auf dieſe Leute ſollten angewandt werden, wenn ſie dagegen handelten. Doch wurden dieſe Geſetze äußerſt ſelten, und nur dann in Kraft geſezt, wenn Anklage geſchah. Das Allerhärteſte war für dieſe Leute in der Folge: daß ſie entweder die Waffen gegen die Engländer ergreifen, oder ſolche Summen erlegen mußten, die nur Reiche aufbringen konnten. Denn da ſie Eigenthum zu verlieren hatten, ſo mußten ſie ſolches mit ihren vereideten Nachbarn wider die Feinde des Staats verfechten helfen. Uebrigens wurden ſie, wie geſagt, ſehr gelinde behandelt; und nur dann, wann ſie gefährliche, oder verrätheriſche Anſchläge wider den Staat, und die jezige Ordnung der Dinge machten, war keine Schonung mehr für ſie zu hoffen. Anmerkung des Verfaſſers.

"nen, den Mann bei ihnen anzuklagen, weil ich nicht allein Bekenner ſondern auch Lehrer einer Religion ſey, welche nicht nur Leiden und Dulden, ſondern auch Liebe und Vergebung gegen die Feinde anbefehle; und daß dieſe Grundſätze, durch die Kraft der Gnade mir ſo tief ins Herz geprägt wären, daß mich ihre Ausübung gar keine Ueberwindung koſte. Da aber die verehrungswürdige Comitee, in dieſen Umſtänden, ſo viel Achtung und Sorgfalt für mich bewieſen habe, ſo würde mir dieſes in einem beſtändigen hochachtungsvollen Andenken bleiben ꝛc. ꝛc.

Inzwiſchen fing ich nun an, zu überlegen, was bei ſo bewandten Umſtänden am beſten für mich zu thun ſey. Ich hatte zwar Gelegenheit, in andere Gemeinen zu kommen; weil aber, wegen des anhaltenden Krieges, die Unruhe und Verwirrung überall ſehr groß war: ſo ſtieg nun die Neigung in mir auf, dieſes Land für eine Zeit lang zu verlaßen. Da ich, wegen der Kriegsumſtände, lange keine Nachrichten aus meinem Vaterlande gehabt hatte, ſo dachte ich zwar, meine Aeltern könnten wohl geſtorben ſeyn; weil es aber doch möglich war, daß ſie noch lebeten, ſo regte ſich der Wunſch, ſie noch einmal zu ſehen, ſehr lebhaft in mir, auch wünſchte ich, meine Gemüthsfreunde noch einmal zu beſuchen. Ich glaubt und wußte, daß, wenn meine Aeltern geſtorben ſeyn ſollten, ich dann doch noch ſo viel Vermögen vorfinden würde, daß ich damit nicht nur bis zu Ende des Krieges auskommen, ſondern auch noch ſo viel übrig behalten würde, um meine Rückreiſe nach Amerika damit zu vollenden. Ju Europa zu bleiben, daran dachte mein Herz nicht: dazu gefiel mir das Land meines jetzigen Aufenthalts zu gut. Die Verdrießlichkeiten, welche ich darin gehabt hatte, waren nur Folgen eines verderblichen Krieges. Auch war ich es unter den Predigern nicht allein, dem dieſer Krieg Verdrießlichkeiten zuzog: alle meine Amtsbrüder mußten darunter leiden. Und weil ſich alles, und zwar meiſtens an den Sonntagen in den Waffen üben mußten; ſo war die Verwirrung ſo groß, daß ſich die mehreſten in eine andere Gegend wünſchten. Die Unannehmlichkeiten wegen des Papiergeldes, und der Ruin, welcher daraus für viele Familien entſtand, mußten dieſen Wunſch, natürlicher Weiſe, ſehr vermehren; dabei reichte jetzt ihre Beſoldung lange nicht zu ihren Bedürfniſſen aus.

Kein einziger von meinen Freunden, die ich unter den Predigern hatte, rieth mir von meinem Vorſatz, nach Europa zu reiſen, ab. Vielmehr waren verſchiedene, welche ſagten: Wenn ſie keine Familie hätten, ſo würden ſie mitreiſen. Herr Otterbein, der keine Familie hatte, war wirklich einmal dazu entſchloſſen; da er aber die

Gefahr bedachte, welcher dieſe Reiſe, bei gegenwärtiger Kriegszeit, unterworfen wäre, weil die Engländer mehrentheils alle, von hier abgehende Schiffe wegnahmen: ſo ſtand er von ſeinem Vornehmen wieder ab. — Obſchon ich die Gefahr eben ſo gut einſah, wie er, ſo überwog in den gegenwärtigen hieſigen Local-Umſtänden, mein Hang nach Europa zu reiſen alle Bedenklichkeiten. Mein Charakter war nun einmal ſo, daß, wenn nach dem Aeußern etwas ſollte und mußte gewagt werden, Furcht und Gefahr keinen Einfluß auf meine Unternehmungen hatten.

Als mein feſter Entſchluß, nach Europa zu reiſen, ruchbar wurde, ſo kamen manche, die mich gut kannten, zu mir, und erſuchten mich, ihnen behülflich zu ſeyn, daß ſie mit Holland in Handlungsverbindungen kämen. Sie verſprachen mir dagegen meine Reiſekoſten bis dahin tragen zu helfen. — Ich ließ mir das gefallen, und verſprach ihnen, in dieſer Hinſicht alles für ſie zu thun, was nur in meinem Vermögen ſtände. Sie vertraueten mir dazu unterſchiedliche Capitalien an. Ich erhielt über 3000 Pfund in Wechſeln auf Herrn Franklin, Geſandten der Amerikaniſchen Staaten in Paris, und einen Wechſel von 150 Pf. Sterl. auf die Engliſche Kriegskanzlei in London, ſechszig Tage nach Sicht. Weil ich viel Zutrauen genoß, ſo erhielt ich noch von manchem meiner Freunde Gelder, wofür ich ihnen nothwendige Stoffe zu Kleidungsſtücken in Holland ankaufen, und über St. Euſtach ſenden ſollte. Denn um dieſe Zeit war keine Elle Zeug zu Kleidung für Geld in dieſem Lande zu haben. Wann auch noch etwas ankam, ſo ward es gleich zum Gebrauch für die Armeen gekauft oder weggenommen.

48. Brief.

Der Verfaſſer tritt, in Geſellſchaft mehrerer Schiffe, ſeine Rückreiſe nach Europa an, und wählt den Umweg über St. Euſtach oder Euſtatius. Ein Engl. Caper ſchleicht ſich zur Nachtzeit unter ihre Schiffe, muß ſich aber wegen ihrer Bedeckungs-Fregatte davon machen. Dieſer benachrichtigt andere Caper auf St. Chriſtoph von ihrer Ankunft. — Sie werden angegriffen, retten ſich aber, mit Verluſt eines Schiffs und einiger Todten unter die Kanonen von St. Euſtach. — Des Verfaſſers ruhige Faſſung während der Action.

Nachdem ich von Anno 1770 bis 1779, und alſo neun Jahre in dieſem Lande geweſen war, mancherlei Saueres und Süßes geſchmäckt, und mancherlei, größtentheils dunkele Wege durchgewallet hatte: ſo trat ich endlich im Auguſt meine Rückreiſe nach Europa an — das iſt in dem nämlichen Monate, wie ich auch hinein gekommen war. Erſt reiſete ich nach Baltimore, von wannen die meiſten Schiffe nach Europa, oder auch nach St. Euſtach fuhren. Herr Otterbein bot mir ſein Haus bis zur Abfahrt zum Aufenthalt an; und ich mußte mich, aus Mangel an Gelegenheit noch drei Wochen bei demſelben aufhalten. Weil hier einige Schiffe lagen, welche Taback nach Frankreich einnahmen, ſo war ich einmal halb ſchlüſſig, mit einem derſelben abzufahren. Allein, meine Freunde widerriethen mir ſolches, weil dieſer Cours zu vieler Gefahr ausgeſetzt ſey. Sie ſahen lieber, daß ich erſt nach Euſtatius, und von dannen nach Europa ging. Ich ſahe ſelbſt wohl ein, daß dieſes die ſicherſte Route war; aber es kam mir hart an, mich dazu zu entſchließen, weil es ſehr weit um war, denn die Reiſe bis dahin nahm mir drei Wochen hin, und dazu war ich alsdann auch ſo viel weiter von Europa weg. Ich entſchloß mich dennoch zu dieſem Umwege, weil, wann ich einmal zu St. Euſtach angekommen war, ich nicht mehr Gefahr lief, gefangen genommen zu werden; denn die Holländer waren neutral und hatten noch Frieden. Es lagen einige Schiffe hier, die dahin fahren wollten; auf einem der beſten entſchloß ich mich, die Reiſe dahin zu unternehmen.

Ich nahm alſo von allen meinen Freunden Abſchied, und ging an Bord. Unſer waren vier Schiffe in Geſellſchaft, die zuſammen von Baltimore ausliefen, und die Cheſapeak-Bai hinab ſegelten. — Wir hatten beinahe die Mündung der Bai erreicht, als wir Schiffe antrafen, von welchen wir erfuhren, daß Engliche Capern an der Mündung lägen, welche ſie wieder zurück getrieben, und bis in die Bai verfolgt hätten. Wir müſten deßwegen halt machen, und uns in dieſer Bai — welche 300 Engliſche Meilen lang und 10 Meilen breit iſt, noch über drei Wochen verweilen, weil uns die Caper den Ausgang verſperrt hielten. — Dieſer Umſtand machte, daß vor und nach zwölf Schiffe, aus Virginien und Maryland, hieſelbſt zuſammen kamen, worunter eine Fregatte von 24 Kanonen war. Endlich kam ein Strum, wodurch die Kaper genöthiget wurden, die Küſte zu verlaßen, weil ſie ſonſt Gefahr lieſen, aufs Land geworfen zu werden.

Sobald ſich der Sturm in etwa gelegt hatte, lieſen wir in die See, und ſetzten unſere Reiſe nach Euſtach mit gutem Winde fort. Die Schiffe, welche die Amerikaner gegenwärtig zum Handel brauchten, waren nur aufs Laufen oder geſchwind ſegeln gebauet, damit ſie den Anfällen der Engländer entgehen könnten. Ein ſolches Schiff hatte ſechs bis acht kleine Kanonen, um ſich gegen die Caper zu wehren und ſie abzuhalten, falls dieſe, bei einer Windſtille, ſie mit bewafneten Ruderböten anfielen.

Wir ſegelten ohne einigen Zufall fort, bis wir eines Nachmittags die erſten Weſtindiſchen Inſeln

ſeln erblickten. Wie es Morgen ward, ſahen wir, daß unſer ſtatt zwölf, jetzt dreizehn Schiffe waren; und wie es vollends recht Tag wurde, bemerkten wir, daß das hinterſte Schiff nicht zu uns gehörte. Wir zeigten unſere Flagge, aber das Schiff beantwortete nichts. Nun gab unſere Fregatte, der wir uns alle untergeben hatten, ein Zeichen, Jagd darauf zu machen. Wie jenes Schiff (welches ein Engliſcher Kaper war) das bemerkte, ſo ſtach es ſcharf bei den Wind. Weil unſere Fregatte, die drei Maſten hatte, nicht ſo ſcharf bei den Wind ſegeln konnte: ſo fiel ſie weit unter den Wind. Das Schiff, worauf ich mich befand, war der beſte Segeler unter allen. Wir konnten noch ſchärfer und geſchwinder bei den Wind ſegeln, als dieſer Caper, und überholten ihn, ſo, daß wir eine gute Strecke über ihm lagen. Wir lößten nun und dann eine Kanone auf ihn ab; allein, er erwiederte keinen Schuß, weil ihm die weite Entfernung für allen Schaden bürgte. Wären wir ihm ſo nahe gekommen, daß er im Stande geweſen wäre, uns mit ſeinem Geſchütz zu erreichen, und an unſerm Segel- und Tauwerk Schaden zu thun: ſo hätte er uns überholen, und im Angeſicht unſerer Fregatte nehmen können; aber zuvor nahmen wir uns wohl in Acht. Wie es um Mittag war, und unſere Fregatte über eine Stunde weit unter dem Winde lag: ſo gab ſie ein Zeichen, abzulaſſen und unſern Weg weiter fortzuſetzen.

Der Caper nahm ſeinen Weg mit vollen Segeln, wie wir muthmaßten, nach St. Chriſtoph, welche Inſel den Engländern gehöret, und wo allezeit viel Caper liegen: dabei war unſerm Capitain bewußt, daß daſelbſt immer eine ſtark bewaffnete Fregatte liege. Der Weg nach Euſtach wurde mehrentheils zwiſchen dieſer Inſel und St. Chriſtoph durch einen Kanal genommen, weil man ſonſt die Rhede von St. Euſtach, wegen der Paſſatwinde, nicht anders als durch laviren erreichen konnte. Wir waren indeſſen in Verlegenheit, ſonderlich, weil einige unſerer Schiffe ſchlechte Segler waren, und wir ſie doch nicht gern im Stiche laſſen wollten. Denn, weil dieſer Caper ſo ſchnell voraus ſegelte, daß er uns ſchon des Abends aus dem Geſicht war: ſo ſchloſſen wir für gewiß, daß er unſere Ankunft den andern Engliſchen Capern anzeigen würde: und unſere Vermuthung war nur zu ſehr gegründet geweſen. — Des andern Tages gegen Abend kamen wir in die Nähe des Kanals, und hofften, im Finſtern hindurch zu kommen, um allen Anfällen auszuweichen. Allein, die durch obigen Caper benachrichtigte andern Caper hatten ſich alle hinter ein Vorgebirg auf die Lauer gelegt; und als wir eine Strecke in den Kanal hinein geſegelt waren, fing es auf einmal mitten unter uns und von allen Seiten an zu kanoniren, und die Verwirrung war außerordentlich. Es wäre, als ob ein Habicht mitten unter eine Menge Hühner ſtieße: ein jeder ſuchte ſich zu retten, ſo gut er konnte. Wir mußten uns in der größten Verwirrung wieder zurück ziehen, um die Inſel zu nehmen; wobei wir denn freilich auf die Letzt, die Rhede durch Laviren erreichen mußten. Dieſen ganzen Weg über, waren wir einem beſtändi-Kanonenfeuer ausgeſetzt. Eins unſerer Schiffe, das der ſchlechteſte Segeler war, wurde von den Capern geentert und in unſerer Nähe erobert. Wir hielten uns beſtändig an der Seite unſerer Fregatte, welcher ſich doch die Caper nicht recht zu nahen getraueten. Als wir die Nordſpitze der Inſel erreicht hatten, machten wir halt, und ſetzten uns wider die Caper. Unſere Fregatte gab ihnen Lage auf Lage, und ſie blieben uns nichts ſchuldig. Weil es aber Nacht war, ſo war damit nichts ausgerichtet.

Jetzt rief unſer Capitain der Fregatte zu, daß es nicht rathſam wäre, ſich hier länger zu verweilen, weil er glaubte, daß die Engliche Fregatte noch zurück ſey: und, wenn die ankäme, würde es ſchlecht um uns ausſehen. — Wir ſetzten deßwegen unſern Weg um ſo viel eiliger fort; aber das Forteilen konnte nicht lange mehr dauren, denn wir mußten nun anfangen zu laviren, um die Rhede zu gewinnen. Es war ſchön, helles Wetter, und man konnte ziemlich weit vor ſich weg ſehen. Wie wir nun einen Gang gethan hatten, und einen andern wieder zurück thaten; da fing der Capitain unſeres Schiffes zu rufen: By my Soul, there is't english Frigat! Helm an Lie! d. i. Bei meiner S... da iſt die Engliſche Fregatte! das Ruder an Lay! — nämlich, um durch den Wind zu gehen; ſonſt wären wir zwiſchen unſere und die Engliſche Fregatte gerathen und da hätte es gefährlich mit uns ausgeſehen. Kaum waren wir durch den Wind, ſo war auch ſchon die Engliſche Fregatte da, und rief den unſrigen zu: Where kome you from? — Wo kommet ihr her? — Der unſere antwortete: From Baltimore. — Nun rief der Engländer: Strike! d. i. Streiche die Segel! oder ergib dich! — No! No! — Nein, nein! — erwiederte der unſrige; — und gleich drauf gab im der Engländer die volle Lage, die unſere Fregatte ebenfalls mit der ganzen Lage beantwortete. (Beide Schiffe waren keine 20 Schritte weit von einander.) Während der Zeit, daß unſere Fregatte, die unter dem Winde lag, die Lage erhielt, lagen wir etwas über dem Winde von der Engliſchen Fregatte ab, welche nun die andere Lage auf unſer Schiff losbrannte. Da aber die Kanonen des Engländers, weil er unter dem Winde lag, zu hoch geſtellt waren, und wir ein niedriges Schiff hatten: ſo gingen alle Kugeln durch unſer Takelwerk, und keine einzige traf das

Schiff. Wir dachten an kein Wiederſchießen, ſondern ſuchten uns nur ſo gut zu retten als wir konnten. Die andern Schiffe (welche die Ankunft der Engl. Fregatte auch vermutheten) hatten ſich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, und uns ſchon, unter dem Gefecht an der Nordſpitze, verlaßen. — Indeſſen wendete der Engländer ſein Schiff und gab unſerer Fregatte, in der Nähe, abermal die ganze Lage. Da der Engländer Zwölf- und Achtzehnpfündner, unſere Fregatte aber nur Sechs- und Achtpfündner führete: ſo würde das Gefecht bald entſchieden geweſen ſeyn, wenn wir nicht inzwiſchen unter die Kanonen von St Euſtach gekommen wären. Dieſe fingen nun an von dem Caſtell und von den Batterien zu donnern, daß die Kugeln überall um uns herum pfiffen. Denn weil die Holländer neutral waren, ſo durften ſich die Feinde unter ihren Kanonen nicht ſchlagen; und wenn ein Schiff unter dieſem Bezirke weggenommen ward, ſo mußte es wieder los gegeben werden. — Wir gaben Feuer-Zeichen, daß wir der angreifende Theil nicht wären. — Nun hörten die Engländer auch auf zu ſchießen. — Wir lavirten nun, unter manchen Neckereien der Engliſchen Caper, die noch immer aus kleinem Gewehr feuerten, bis auf die Rehde von Euſtach, wo wir des Morgens um 3 Uhr, gegen das Ende des Septembris anlangten. Wie wir nun ſo mit den Engländern zuſammen auf dieſer Rehde lagen, ſo ſpotteten ſie unſer, daß wir ſo ängſtlich vor ihnen geflohen wären. — Da die Engliſche Fregatte der unſrigen ſo nahe geweſen war: ſo hatten faſt alle Schüſſe getroffen. Drei Mann waren todt geblieben, und fünf verwundet worden.

In allen dieſen Begebenheiten war ich mir ganz gegenwärtig, und blieb vom Anfang bis zu Ende auf dem Verdecke, weil ich hier nicht mehr Gefahr hatte, als im Schiffe, wo ich doch über dem Waſſer ſeyn, und bei jedem Schuſſe denken mußte, daß eine Kugel bei mir herein fahren würde. Ich kann aber auch ſagen, daß, bei der ganzen Action, mich keine ſonderliche Furcht anwandelte, und ich nicht einmal die Gegenwart des Geiſtes verlor. Da ich ein Paſſagier war (welches mir unſer Capitain im Nothfall hätte bezeugen müſſen:) ſo wußte ich, daß wenn unſer Schiff ſollte genommen werden — man mich nicht hätte in der Gefangenſchaft behalten können. Allein, ob mir das Meinige nicht wäre geraubt worden, iſt eine andere Frage. Doch hoffte ich auf allen Fall, noch dasjenige zu retten, was ich an meinem Leibe, den ich in ſolchen Begebenheiten mit ſchlechten Kleidern bedeckte — trug, und welches ein Beträchtliches ausmachte. Am beſten war es immer, daß ich glücklich durchkam, wofür ich auch meinem Gott mit gebeugtem Herzen dankte. Gewiß hatte ich große Urſache zum Danke; denn er hatte mich ſo viele Proben ſeiner väterlichen Huld und Bewahrung auf dieſer Reiſe ſehen und erfahren laßen, daß ich ein unempfindliches Herz hätte haben müßen, wenn ich ſolche nicht mit kindlicher Dankbarkeit beantwortet hätte.

---

49. Brief.

Abreiſe von St. Euſtach. — Dem Verfaſſer gefällt weder das Schiff noch der Capitain, der es führen ſoll. Ihm ahndet eine gefährliche Reiſe. — Erſter Sturm. — Schlechter Charakter des Capitains. Deſſen große Unwiſſenheit in aſtronomiſchen Kenntniſſen zeigt ſich bei einem guten Rath des Verfaſſers.

Weil St. Euſtatius oder Euſtach ein neutraler Ort und Freihafen war, ſo war es hier durch den Handel außerordentlich lebhaft, ja, ein ſolches Gewühl und Getümmel, als man vielleicht an keinem Ort in der Welt finden mag. Wie beträchtlich der Handel daſelbſt geweſen ſeyn müße, kann man auch daraus ſchließen, daß der Admiral Rodney, ſiebenzehn Monate hernach, bei der Einnahme dieſer Inſel, drei Millionen Pfund Sterling, das iſt, ungefähr 33 Millionen Reichsgulden erbeutete. — Weil nun durch dieſen Zuſammenfluß von Menſchen die Lebensmittel (wie es gemeiniglich ſo die Folge iſt) auſſerordentlich theuer waren, und man für eine

Mittagsmalzeit einen Spaniſchen Piaſter, d. i. einen Conventionsthaler bezahlen mußte: ſo wünſchte ich gar ſehr, mit der erſten beſten Gelegenheit wieder abzuſegeln.

Es lag ein Holländiſch Schiff auf der Rehde ſegelfertig, mit demſelben entſchloß ich mich abzureiſen, obſchon mir weder der Capitain noch das Schiff gefiel. Denn, wenn ich's nicht gethan hätte, ſo würde ich wenigſtens noch drei bis vier Wochen haben warten müſſen, ehe wieder ein Schiff nach Holland ſegelfertig geweſen wäre: ein ſolcher gezwungener Aufenthalt würde mir hart und koſtbar gefallen ſeyn. Ich ging auf das Schiff (das zwar trefflich aufgeputzt war, aber doch ziemlich alt ſchien) und beſprach mich mit dem Capitain. Er war noch ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren; aber ſein Charakter gefiel mir durchaus nicht. Wär ich nicht ſo gern von hier weg geweſen, ich würde von meinem Verhaben abgeſtanden ſeyn. Allein, wenn ich fort wollte, ſo mußte ich mich wohl bequemen, mit ihm zu reiſen. — Ich bezahlte alſo die Fracht; nahm (für vier Spaniſche Dollars) einen Paß — ohne welchen kein Capitain einen Paſſagier mitnehmen darf — und ging den 9ten October 1779 wieder an Bord des Holländiſchen Schiffes.

Ich hatte nun zwar keine Feinde mehr zu befürchten, weil Holland noch neutral war; aber dieſe Reiſe war dennoch die gefährlichſte, welche ich zur See gehalten hatte; und oft ſchiene es, daß ich nie wieder das Land würde zu ſehen bekommen. Es war jetzt im Herbſte, welches die gefährlichſte Jahreszeit für die Schiffahrt iſt, weil alsdann bis in den Winter, im ganzen Atlantiſchen Meere, die heftigſten Stürme regieren. Als wir von St. Euſtach abgeſegelt, und noch nicht ganz aus dem Inſel-Meer waren, überfiel uns ſchon ein heftiger Sturm, wobei wir unſere Stangen oder Topmaſten verloren; und unſer Schiff ward ſchon ſo leck, daß unaufhörlich gepumpt werden mußte. — Ich vernahm jetzt erſt, daß das Schiff von den Engländern gekauft; daß der Capitain Steuermann auf einem andern Schiff geweſen, und als Capitain auf dieſes geſetzt worden ſey. — Da ich ihn nun ſchon ziemlich hatte kennen lernen, wie er war, und auch ſein Schiff, als ein ſchlechtes und faſt abgenutztes Fahrzeug anſehen mußte: ſo dachte ich mit Bekümmerniß an die Fortſetzung unſerer noch langen Reiſe, und ſahe voraus, daß ſie nicht ohne Lebensgefahr ablaufen würde. Der Capitain war ein ſchlechter, niederträchtiger Menſch. Er war bei ſeinem Vater, der auch Capitain war, auf der See erzogen worden und hatte hernach auf andern Schiffen gefahren. Er und das übrige Schiffsvolk waren äußerſt abergläubiſch. Bei dieſem Sturm hatten ſie bald ein Licht geſehen, bald ein Gepolter und Spuck gehört, und was dergleichen elende Dingen mehr waren. Daher hatten ſie keinen Muth, und ihre Einbildungskraft war immer mit fürchterlichen Bildern angefüllet. Die Equipage beſtand, außer mir, in achtzehn Mann, und war hinreichend zur Führung eines ſolchen Schiffes.

Nachdem wir neue Topmaſten aufgeſetzt, und darauf unſern Weg bis ungefähr bei die Bermudes-Inſeln verfolgt hatten: ſo wurden wir von einem Caper verfolgt und eingeholt. Er hatte gehoft, eine gute Beute an uns zu machen; nachdem er aber unſere Päſſe durchgeſehen hatte, ward er ſehr unwillig, weil er ſah, daß wir neutral, und folglich alle ſeine Anſtrengungen umſonſt und verloren waren.

Einige Wochen hernach hatten wir nochmals einen heftigen Sturm, wobei das Schiff ſehr leck wurde. Das Hintertheil hatte ſich an der Seiten losgeriſſen; und wenn das Schiff von hinten tief in die See ſchlug, ſo ſpülete das Waſſer hinein. Das Schiff war ganz unten mit Zucker geladen, auf demſelben ſtanden Kaffeeballen, und zu oberſt war alles mit trocknen Häuten gedeckt. — Wir kamen in dieſem Sturme noch ziemlich gut weg, fanden aber einen ſehr widerlichen Geruch auf dem Schiffe, und urtheilten, das die Häute naß geworden, und in Fäulniß übergegangen ſeyn müßten. Als bei gutem Wetter die Lucke aufgemacht ward, da zeigte ſich, daß wir recht geurtheilt hatten. Viele Häute, die ſchon verdorben waren, wurden in die See geworfen; diejenigen aber, welche noch nicht viel gelitten hatten, wurden getrocknet, und wieder an ihren Ort gelegt. Das Gefährlichſte für uns war, daß die Emballage an den Kaffeebohnen durch die Näſſe faul ward; denn dadurch geriethen die Bohnen in die Kanäle, in denen ſich daß Waſſer ſammelt, welches aus dem Schiffe gepumpt wird. Weil ſich nun die Bohnen oft zwiſchen die Sauger der Pumpen ſetzten, ſo wurden dieſe verderben. — Wann es ſtürmiſch Wetter war, ſo ſchwamm es auf dem Verdeck voll Kaffebohnen, die aus dem Schiffe waren gepumpt worden; und der Zucker ſchmelz, ward zu Waſſer und auch mit weggepumt. — Die Oeffnungen welche wir entdeckten, und wobei wir kommen konnten, verſtopften wir ſo gut als es uns möglich war. Bei gutem Wetter konnten wir auch dem Waſſer durch das Auspumpen noch als gut Meiſter werden: dieſes belebte die Hoffnung erhalten zu bleiben. Dachten wir aber auf zukünftige Stürme: ſo fing dieſe Hoffnung wieder mächtig zu ſinken an, Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß, wie ſchlecht es auch um das Schiff ausſah, mir doch nie der Gedanke beikam, daß ich auf dieſer Reiſe umkommen würde: vielmehr lag eine, bis zur Gewißheit ſteigende Ahndung bei mir, welche mir leiſe zuflüſterte: Fürchte dich nicht! Du wirſt geſund und wohl behalten in Europa ankommen. — Daß es eine lange und beſchwerliche Reiſe geben würde, hatte ich mir ſchon zum voraus vorgeſtellt; und dieſe Vorſtellung bekam durch die ſtürmiſche Witterung, womit wir faſt beſtändig zu kämpfen hatten, täglich mehr Beſtättigung.

Folgendes mag dazu dienen, von der Unwiſſenheit unſeres Capitains eine Probe zu geben. Es wurde jetzt Vollmond, womit zugleich eine groſſe ſichtbare Mondsfinſterniß einfiel: Weil ſolche nechſt mitten in der Nacht, in Amſterdam eintraf, ſo war ſie auch im ganzen nördlichen Atlantiſchen Meer ſichtbar. Dieſe Verfinſterung hatte ich aus dem dießjährigen Amſterdamer Kalender, der auf dem Schiff war, erſehen. Da dieſer nun die Ein- und Austretung des Erdſchattens in der Mondſcheibe, auf Minuten und Secunden, ſo wie es in Amſterdam vorfiel, und ohne Zweifel richtig angab: ſo hätte man durch die Beobachtung dieſer Finſterniß, von unſerem jetzigen Standpunckt aus, den Unterſchied des Ein- und Austretens zwiſchen hier und Amſterdam gefunden, und darnach die Länge berechnen können. Deswegen ſprach ich einen Tag vorher hierüber mit dem Captain, und ſagte ihm; daß wenn den Mittag vorher die Sonne ſchien, und wir unſere Uhren ganz richtig auf Mittag ſetzten, wir alsdann, bei dem Anfang und Ausgang der

Verfinſterung, ausrechnen und ohngefähr wiſſen könnten, auf welchem Grad der Länge, und wie weit wir noch von Amſterdam wären. Allein wie viel Mühe ich mir auch gab, ihm die Sache zu erklären, ſo konnte und wollte er es nicht begreifen. Freilich hätten wir uns nicht mit mathematiſcher Gewißheit darauf verlaſſen können; weil man auf dieſe Verfinſterungen nicht ganz ſicher gehen kann; und weil es auch nicht ſicher war, ob unſere Uhren ganz recht ſtunden; und wir überdieß noch einige Grade ſüdlicher waren als Amſterdam lag.

Allein, da unſere bisherige Längenrechnung ſo gut als nichts werth war: ſo hätte man ſie doch hiedurch verbeſſern können. — Aber die Unwiſſenheit des Capitains machte, daß alle Anſtalten zu dieſer Beobachtung unterblieben. Er beſaß nicht die geringſte Aſtronomiſche Kenntniß. Er hatte nur, auf einem Inſtitute in Amſterdam und auch auf der See, etwas von der ſogenannten Steuermannskunſt gelernet; — folglich wäre doch die Aſtronomie mit ſein Fach geweſen. Allein, wenn ich ihm vom geſtirnten Himmel etwas ſagte und erläuterte: ſo bezeugte er entweder eine dumme Verwunderung, oder wollte ſolches nicht glauben, mit der Aeußerung; "Wenn er, "aber in Amſterdam käme, ſo wollte er die Herren, "welche ihm die Steuermannskunſt gelehret "hätten, fragen: ob dem auch ſo wäre? —

Das war der Capitain, der ein altes, gebrechliches Schiff nächſt zwei tauſend Meilen weit über den Ocean, mitten durch brauſende Winde und Wogen, durch Sturm und Ungewitter führete. Was würde aus uns geworden ſeyn, wenn nicht derjenige verborgen mit im Schiffe geweſen wäre, dem Wind und Meer gehorſam ſind!

Ich ſchließe dieſen Brief; werde aber im folgenden noch mehr von unſerm Capitain ſagen müßen.

50. Brief.

Fernere beſchwerliche Fahrt. — Fürchterlicher Sturm. — Närriſches und deſperates Betragen des Capitain.

Nachdem wir mit mancherlei Winden, wieder eine weite Strecke geſegelt hatten, und wir, meinem Urtheil nach etwa noch dreihundert Meilen von England entfernt waren, überfiel uns abermal ein heftiger Sturm. Er fing des Abends an, und ward mit Anbruch des Tages am heftigſten. Des Nachmittags legte ſich der Sturm, und wir freueten uns, daß wir ſo glücklich durchkamen; und da zugleich der Wind günſtig für uns ward, ſo ward unſer aller Hoffnung belebet. Weil ich die vorige Nacht nicht geſchlafen, ging ich hin und legte mich nieder, um etwas zu ruhen. Wie ich einige Stunden gelegen hatte, ſo fühlte ich, daß das Schiff wieder ſtark wankte; woraus ich vermuthete, daß der Sturm aufs neue begonnen habe. Ich ſtund alſo auf, um aufs Verdeck zu gehen. So wie ich die Treppe hinauf ging, hörete ich, wie der Capitain aus Verzweifelung am Toben und Wüthen war, und wie raſend ausrief: T... komm, und gib uns guten Wind! T... komm, und nehme das Schiff auf, und ſchmeiß es nach Amſterdam! — Ich ſagte ihm: Capitain! Capitain! wo denkt Ihr hin? durch ein ſolches Betragen benehmet Ihr dem Volk allen Muth. — Es geht euch nicht an! war die Antwort, geht in eure Kammer; da iſt euer Platz! — Ich ſchwieg; denn er war bei aller ſeiner Dummheit, ein böſer und aufgeblaſener Menſch, der überall (als ein körperliches Bild des verderbten menſchlichen Herzens) entweder einen trotzigen oder verzagten und deſperaten Charakter zeigte. Wenn es ſtürmte, oder ſonſt gefährlich ausſah, ſo legte er ſich in einen Bettkaſten, worinnen er ſich ſo einklammern konnte, daß er durch das Schwanken des Schiffes nicht von einer Seite auf die andere geworfen ward. — Es war ein Glück für uns, daß die beiden Steuermänner, ſonderlich der Oberſteuermann, noch ordentliche und verſtändige Leute waren.

Der Sturm hatte alſo, wie geſagt, wieder angefangen, und der Capitain eilte voll Unmuth wieder in ſein Loch. Es war mir nicht möglich zu ſchlafen, weil ich, in einem offenen Bette, unaufhörlich von einer Seite auf die andere geworfen wurde; ich ſtand alſo auf, und ſetzte mich auf einen feſt gemachten Stuhl zu einem befeſtigten Licht an den Tiſch, und fing an, in einem Engliſchen Buche zu leſen, wobei ich zu Zeiten als einmal laut las, um den Engliſchen Accent beyzubehalten. Um Mitternacht kam der Steuermann, und winkte mir an die Treppe zu kommen. Er bat mich weinend, daß ich doch den Herrn bitten möchte, uns noch einmal durch dieſe Nacht zu helfen; es ſchien ihm, daß wir alle zu Grunde gehen müßten. (Er hatte von dem Capitain, mit welchem ich aus Amerika kam, gehöret, daß ich ein Prediger ſey; dabei betrug ich mich ſo unter ihnen, daß ſie mich für einen beſondern Mann anſahen.) Ich ſuchte ihm wieder Muth einzuſprechen, und ſagte ihm: daß ich dem Herrn ſchon oft dieſes Anliegen vorgetragen, und ihn um unſere Erhaltung angeflehet hätte; und daß ich mein ganzes Vertrauen auf Ihn ſetzte, er werde uns noch einmal wieder ans Land bringen. Das machte ihm wieder Muth. Ich ging nun mit ihm aufs Verdeck, und ſah, daß die See voll Brecher war (d. i. ſolcher Wellen welche vom Winde gerade ab herunter fallen) die oft über das Schiff hinſtürzten. Es war ein Glück für uns, daß das Schiff von vornen noch ziemlich gut und ſtark war, ſonſt hätte es dieſe Stürme unmöglich aushalten können: da wir nun am Sturme lagen, ſo mußten ſich von dieſer Seite jetzt alle Wellen brechen. Die ganze Mannſchaft war am Pumpen, und konnten dennoch kaum dem Waſſer Meiſter werden. Da ich ſie in der Näſſe ganz ermüdet und faſt unterliegen ſah, ſo ſagte ich: daß ich ihnen gern helfen würde; weil ich aber, wie ſie wüßten, als Paſſagier, nicht eher an die Pumpe zu gehen brauchte, als bis auch der Capitain daran ginge, ſo wollte ich dieß erſt erwarten. — Auf der See iſts ein Recht, wenn die Noth ſo hoch ſteigt, daß auch der Capitain mit an die Pumpe geht, daß dann alle ohne Unterſchied, auf dem Schiffe, und wär es auch ein Fürſt, ihre Kräfte zur allgemeinen Lebensrettung und Erhaltung mit anſpannen müßen. — Indeſſen glaubte ich, daß jetzt der Sturm ſeinen höchſten Grad erreicht habe. Ich erkannte ſolches an dem Phänomen, welches ſich nun zeigte, und das ich auf meinen Oſtindiſchen Reiſen oft wahrgenommen hatte. Die Seeleute nennen es Pollux, und iſt eben das, was man auf dem Lande Irrwiſche nennet. Weil ſich nun derſelben einige zeigeten, ſo ſchloß ich, durch Erfahrung belehret, daraus, daß ſich der Sturm noch vor Anbruch des Tages legen würde. — Ich ſagte alſo noch zu dem Steuermann, daß er nur alles thun und in Acht nehmen möchte, was ihm, zur Rettung des Schiffes, möglich wäre, ſo hoffte ich mit Zuverſicht, der Herr werde uns durch alle Gefahr glücklich durchhelfen.

Ueber den Capitain waren ſie alle ſehr aufgebracht, vornehmlich aber aus einem abergläubiſchen Grunde: ſie glaubten nämlich, daß, weil derſelbe dem Teufel gerufen hätte, dieſer uns alle die Stürme zugeführt habe. Ihre Einbildungskraft war voll Geſpenſter, die uns auch noch auf die Folge (wie ſie ſagten) nichts Gutes ankündigten. — Es erfolgte indeſſen, wie ich vermuthet hatte; denn, als ich wieder einige Zeit in der Kammer geweſen war, und der Tag bald anbrechen wollte, da legte ſich der Sturm ganz, ja, dergeſtalt, daß wenig Wind mehr war. In ſolchem Falle, da das Schiff am Winde keinen Halt hat, ſchwankt es noch mehr, als im Sturme. Es geſchah alſo, weil das Schiff nicht mehr am Winde lag, daß, bei Anbruch des Tages, hinten gegen die Gallerie eine große Welle anſchlug, und die Fenſter ſammt den Läden einſtürzte, ſo daß die See zu allen Fenſterlöchern herein ſtrömete. Ich ſaß, nicht weit von den Fenſtern, an einem Tiſche, und ward über und über mit Waſſer bedeckt, und das vor mir liegende Buch wurde weggeſchwemmt. Ich eilte zur Thür hinaus, aufs Verdeck. Der Capitain, der in ſeinem Loche beinah erſoffen wäre, kam mir ſtürmend nachgelaufen. — Wie die Welle vorüber war, ſo waren auch die Fenſterlöcher wieder frei, und lagen über dem Waſſer erhoben. Es war alſo weiter keine Gefahr dabei, als daß in kurzem eine zweite Welle dahinein ſchlagen konnte. Um dieſem Unfall vorzubeugen, ward erſt von hinten her ein Seegel davor gezogen, und darauf wurden die Fenſterlöcher von innen mit ſtarken Brettern zugenagelt. Das Waſſer, welches durch die erſte Welle hinein geſtrömt war lief in die Schiffsladung, und mußte wieder hinaus gepumpt werden.

Als wir des Morgens am Kaffeetrinken ſaßen, und von dieſem Vorfalle ſprachen, ſagte der Capitain zu mir: der T.... möchte wiſſen, was ich immer für Bücher läſe. Man könnte mich kein Wort verſtehen; und er glaubte, daß ich, durch mein vieles Leſen, ihnen alles Unglück über den Hals brächte. Allein ich achtete ſeine ſinnloſen Reden nicht.

51. Brief.

Günſtiger Mond. — Fortreiſe unter beſtändigem Pumpen. Unſinniges Betragen des Capitains. Durch ein unvernünftiges Manövre bringt er das Schiff in Gefahr, während der Nacht an einer Inſel zu ſcheitern. Alles iſt in banger Erwartung. Des Verfaſſers Gegenwart des Geiſtes, in den Anſtalten ſich im Nothfall zu retten. Die Geſchicklichſchicklichkeit des Steuermanns bringt das Schiff mit Hülfe des Verfaſſers wieder in die See. — Sie erblicken die Engliſchen Küſten.

Wir bekamen nun guten Wind, und ſegelten, unter beſtändigem Pumpen fort, bis wir urtheilten, daß die Farbe des Meeres ſich in etwa geändert hätte, welches ein Zeichen iſt, daß man ſich dem Lande nähert. Unſere Längenrechnung war, wie bereits geſagt worden, ſo gut als gar nichts werth. — Wir warfen das Senkblei aus, fanden aber auf hundert Klafter noch keinen Grund. Des andern Tages fanden wir auf achtzig Klafter Grund. Des Mittags hatten wir auch Sonnenſchein, und konnten die Breite aufnehmen, die ſie, nach ihrer Rechnung, auf neun und vierzig Grade, ſechs und vierzig Minuten angaben. Wir waren alſo auf der Höhe des Engliſchen Kanals. Des folgenden Tages war ein ſo ſtarker Nebel, daß man kaum ſehen konnte, was vorn auf dem Schiffe vorging. Wir verfolgten unſern Cours mit gutem Winde. Der Nebel hielt aber mit gleicher Stärke an, und das Waſſer ward immer ſeichter, welches uns ſehr in Verlegenheit ſetzte. Der Capitain urtheilte, daß wir noch zu ſehr ſüdlich wären; da nun der Nebel gar nicht vergehen wollte, befahl er gegen Mittag, Nord-Oſtwärts zu ſteuren, um vor Abend noch England ins Geſicht zu bekommen. — Es ward Abend; allein der Nebel blieb nach wie vor ſehr ſtark; kein Land war zu ſehen, und kein einziges Schiff begegnete uns. — Bei einbrechender Nacht wurde beſchloſſen, die Nacht über beizulegen. Es wird in dieſem Falle ein Marſchſegel mit dem Winde, und das andere gegen den Wind gepraßt, und ſo läßt man ſich dann treiben, und kommt nicht weit von der Stelle. Nachdem wir zu Nacht gegeſſen hatten, ſagte der Capitain zu dem Steuermann: er wollte das eine Marſchſegel auch wieder mit dem Winde praſſen laßen; er vermuthete, daß wir dem Lande noch ſo nahe nicht wären. Der Steuermann, welcher mit ihm in Disharmonie war, und ſich oft mit ihm gezankt hatte, antwortete ihm: Capiteyn dat moet gy weeten. — Capitain, das müßt Ihr wiſſen! drauf ſagte ich, das wäre aber doch ſehr viel gewagt.— Er ſagte. Es hat noch keine Gefahr. Ich erwiederte: Capitain, wann es Gefahr hat, ſo iſt es gewöhnlich zu ſpät. — Er ſchwieg nun ganz ſtill, ging kurz hernach aufs Verdeck, und befahl, das Marſchſegel mit dem Winde zu praſſen.

Es ſchien oft, als wenn dieſer Menſch wirklich nicht recht bei Sinnen geweſen wäre. Man mußte dieß aus manchen ſchlechten und dummen Handlungen ſchließen, die er beging. — Die Eigener des Schiffes hatten auf Euſtach eine ſchöne Tafel-Service von Engliſchem Steingut auf das Schiff gegeben. Allein, gleich im Anfange unſerer Fahrt, wann wir gegeſſen oder getrunken hatten: ſo ſchlug er — war es aus Unſinn, Muthwillen oder Niederträchtigkeit, allemal einiges davon, ja oft ein halb Dutzend Teller in Stücken. Es währte nicht lange, ſo mußten wir aus hölzernem Geſchirr eſſen und trinken. Der Steuermann hielt ihm wohl einmal vor, ob er nicht wüßte, daß es ſeines Herren Gut ſey? aber, das hörete er nicht an. — Hatten wir ein Eſſen, das ihm ſchmäckte, und er befürchtete, nicht genug davon zu bekommen: ſo machte er es uns dadurch, daß er S. v. hinein ſpie u. ſ. w. zum Eckel, damit er nur alles allein auffreſſen konnte. — Solcher dummen und garſtigen Streiche machte er mehr. Allein, wie toll und unſinnig er ſeyn mochte, er war unſer Capitain, und ſeine Befehle mußten befolgt werden, es mochte daraus kommen was da wollte.

Wie das Segel mit dem Winde gepraßt wurde, dachte ich: das kann unmöglich gut gehen. Der Capitain war ſchon um eilf Uhr in ſein Loch gekrochen; ich blieb aber noch bis Mitternacht auf, und erſuchte den Steuermann, ehe ich mich niederlegte, er möchte doch, ſo bald er etwas merkte, auch mir rufen. Hierauf wickelte ich mich in meinen Mantel, und legte mich mit meinen Kleidern ins Bette, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn es Lärmen geben ſollte. — Um halb drei Uhr des Morgens kam der Steuermann in meine Kammer geſtürmt, und rief: Feuer und

und Land! Feuer und Land! Ich ſprang auf und lief aufs Verdeck, der Capitain that ein Gleiches. Wir ſahen das Feuer, welches ein Feuerback zur Nachricht der Schiffer war, aber was war in der Nacht anzufangen? — Der eine ſagte: Es iſt der Feuerback von Oveſand bei Breſt; ein anderer: Es iſt der Feuerback von Landsend von England. Der Capitain ſtand da, und wußte nicht, wohinaus er retten ſollte. Er gab Befehl, vom Lande hinweg zu ſegeln; da wir aber vor dem Wind dahin gekommen waren, ſo konnten wir den Weg, welchen wir gekommen waren, nicht gerade wieder zurück machen, und legten das Schiff an den Wind. Ich fing nun an auf Rettung zu denken, falls das Schiff ſcheitern ſollte. — Es lagen zwei halbe Maſten auf dem Verdecke, die zuſammen gebunden, und in Ringen am Schiffe befeſtiget waren. Ich lief eilends in die Kammer, holte ein großes Meſſer, und ſteckte es zwiſchen dieſe beiden Maſten, um es im Nothfalle zu gebrauchen. Ich dachte bei mir ſelbſt: "Hier bleibſt du, ſo lange noch ein Stück am Verdecke iſt, und ſchneideſt dann die Halbmaſten los, und läßeſt dich, wann alles zu Trümmern geht, mit denſelben ins Meer treiben; vielleicht werfen dich die Wellen noch ans Land." Stellete ich mir aber die Kälte vor: (denn es war beinahe um Weihnachten) ſo mußte ich denken, daß ich im Waſſer erſtarren müßte, ehe ich das Land erreichte. Alles war in banger

Erwartung, was aus uns werden würde. — Jetzt rief ein Matroſe vorn vom Schiffe: Branding voor uyt! *) O! wy ſyn verloren! — Brandung voraus! o wir ſind verloren! — Wie dieſer ſo rief, kam der Kapitain vollends aus der Faſſung, und ſchrie: O longens! het js gedaan met ons! wy ſyn verloren! — O Cameraden: es iſt am Ende mit uns, wir ſind verloren! — Und darauf fing er vor Angſt an, ſich zu erbrechen, daß er kein Wort mehr hervor bringen konnte. — Nun fing jedermann an zu jammern, zu heulen und zu wehklagen. Der eine ſchrie: Ach! meine Frau und Kinder! Der andere als wieder auf eine andere Weiſe. Was mich angeht, ſo war ich in einer ſtillen Abgezogenheit, und ergab mich ganz dem Herrn, der mich bis hieher gebracht hatte; dabei aber war ich mir ganz gegenwärtig, und dachte auf meine Rettung.

Es war nun kein Commando mehr auf dem Schiffe; aber der Mann am Steuerruder rettete uns allen das Leben; derſelbe wirft aus Angſt das Ruder an Lay, und das Schiff, welches ſonſt

---

*) Brandung kommt daher, wenn Felſen, über dem Waſſer, oder auch noch einige Klafter unter dem Waſſer liegen; woran dann die See ſich bricht, und einen unordentlichen und ſehr ſtarken Wellenſchlag gibt; den man von weitem hören und ſehen kann, und für die Schiffe ſehr gefährlich iſt, weil ſie, wenn ſie darein kommen, durchgängig ſcheitern.

ſonſt auf der See nicht gut durch den Wind gehen wollte, ging nun wie ein Pfeil durch. Der Steuermann war am entſchloſſenſten: er rief um Hülfe, ſchnitt alle Seile los, welche das Schiff aufhalten konnten, oder welche die Segel feſt hielten, die es hinderten, durch den Wind zu gehen. — Ich ergriff die große Praß, rief um Hülfe, und ſo brachten wir das Segel herum. So wie das Schiff durch den Wind war, lief ich aufs Hintertheil des Schiffes, um die Brandung zu betrachten, welche ſehr fürchterlich ausſah, und wovon wir nur etwa einen guten Steinwurf mochten entfernt ſeyn. Ehe wir noch durch den Wind waren, hatten wir uns der Brandung noch ziemlich genähert. Wären wir vollends hinein gekommen, ſo wäre das Schiff, und aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch die ganze Equipage, verloren geweſen. — Der gnädige Gott hatte uns alſo nochmal wunderbar errettet, und das Leben erhalten, wofür ich ihm mit ganz ergebenem Herzen kindlich und inbrünſtig dankte. — Wir ſegelten nun mit großer Vorſichtigkeit, und kamen, unter Furcht und Hoffnung, endlich ſo weit, daß wir das Feuer nicht mehr ſahen, auch hoffen konnten, daß wir der Gefahr völlig entgangen waren und unſer Leben gerettet hatten.

Der Capitain that nun wieder ſehr groß, hatte wieder ein Geſpenſt geſehen und gehört, und fragte mich, ob ich daſſelbe nicht oben im Maſt hätte lachen hören, da es uns ſo verführt und in Noth gebracht hätte? — Ich antwortete ihm, daß ich auf alles wäre aufmerkſam geweſen, aber nichts von ſeinem Geſpenſte gehört noch geſehen hätte. Das wüßte ich aber, wenn er geſtern Abends nicht das Marſchſegel mit dem Winde hätte praſſen laſſen, ſo hätte das Geſpenſt ſich ſatt und müde ſpuken mögen, wir würden nicht in dieſe Gefahr gekommen ſeyn. — Er wandte ſich um, und ſchwieg. Wir wußten des andern Morgens noch gar nicht, wo wir geweſen waren; denn alles Land hatten wir, weil es neblicht war, wieder aus dem Geſichte verloren. — Wir ſegelten nun mit gutem Winde öſtlich, und ſahen bald (ich weiß nicht, ob es dieſen oder den folgenden Tag war) wieder Land, weil ſich der Nebel ziemlich verloren hatte; nachdem wir uns demſelben genugſam genähert hatten, ſo bemerkten wir, daß es die Landſpitze (Landsende) von England war. Wir freueten uns ſehr, daß wir endlich einmal wußten, wo wir waren, und daß wir hoffen durften, nun bald in einem ſichern Hafen einzulaufen. — Jetzt konnten wir auch wiſſen, was für Land und Feuer das geweſen ſey, in deſſen Nähe wir eine ſo große Gefahr ausgeſtanden hatten. Es waren die Sorlingiſchen Inſeln, welche eine Strecke vom Landsende hinaus im Meer liegen, und wo beſtändig ein Feuerback unterhalten wird, um die Schiffer vor Gefahr zu warnen. Jetzt erkannten wir erſt recht, wie groß die göttliche Bewahrung über uns geweſen war! denn durch das unbeſonnene Betragen unſeres Capitains, waren wir mitten in der Nacht, in einem dicken Nebel, zwiſchen dieſe Inſeln gerathen; und es war alſo ein Wunder, daß wir hier nicht ſcheiterten und zu Grunde gingen. — Mein Herz ward, über dieſe augenſcheinliche Hülfe und Rettung, von inniger Liebe und Dankbarkeit gegen Gott durchdrungen und im unbegränzten Vertrauen auf Ihn geſtärkt.

52. Brief.

Sie laufen (durch Rodneys große Kriegsflotte von 36 Linienſchiffen) in Portsmuth ein. — Dankbare Empfindungen des Verfaſſers gegen Gott. — Grobheit und Ungerechtigkeit des Capitains gegen den Verfaſſer. Er macht ſich ganz von ihm los, und will denen nicht beitreten, die den Capitain verklagen wollen. — Er ſchließt den Accord auf Amſterdam zu fahren. — Er ſieht noch vorher die große Flotte unter dem Admiral Rodney auslaufen. —

Wir überlegten nun, in welchen Hafen wir einlaufen ſollten; denn, das Schiff konnte nicht länger die See halten, und war ſehr zu befürchten, daß es bei einem abermaligen Sturme zu Grunde gehen würde, zudem waren die Kräfte des Schiffvolks, durch das unaufhörliche Pumpen ganz erſchöpft, und ihre Herzen muthlos geworden. Nach einigem Berathſchlagen ward der Hafen zu Portsmouth zum Ausbeſſern des Schiffs erwählet. Wir kamen glücklich daſelbſt an. Wir mußten mitten durch die daſelbſt liegende große Flotte ſegeln, womit der Admiral Rodney zum erſten Mal in die See gehen ſollte. Der Lieutenant vom Admiralſchiffe kam bei uns an Bord, und fragte nach des Capitains Päſſen, die ihm gezeigt wurden. Nachdem auch ich, auf Befragen, ob ich ein Paſſagier wäre? ihm ſolches bejahet, und ihm meinen Paß vorgezeigt hatte, ſo war alles gut, und wir ſegelten weiter. Bei der Inſel Wight ließen wir, auf Gutfinden des Lootsmanns, der uns einführte, des Schiff auf den Schlamm laufen. — Da lag nun das Holz welches mich, ungeachtet aller ſeiner Gebrechlichkeit, mitten durch ſtürmiſches Meer, mitten durch brauſende Winde und Wogen in einen ſichern Hafen hatte bringen müßen! — Mit einem innig gerührten Liebe- Dank- und Beugungsvollen Herzen bückte ich darauf hin, und pries nochmal die unbegreiflich treue Bewahrung und Erhaltung meines lieben himmliſchen Vaters, der bishieher geholfen, und alles ſo gut und wohl mit mir gemacht hatte!

Das Schiff ward ausgeladen, und die Ladung durchgängig beſchädigt befunden. Nachdem es von den Schiffszimmerleuten genau unterſucht

werden

worden war, ſo erklärten ſie, daß das Schiff keiner Verbeßrung mehr werth ſey, weil der ganze Körper nichts mehr taugte. — In dieſem Hafen lagen viele Schiffe, die in den Stürmen, womit wir gekämpft hatten, ihrer Maſten verluſtig geworden, oder ſonſt übel zugerichtet waren. — Sobald wir mit dem Schiffe auf dem Schlamme ſaßen, fanden ſich manche Entrepreneurs ein, wovon ein jeder es gern zum Verbeſſern in Commiſſion gehabt hätte; weßwegen ſie dem Capitain ſchmeichelten, ihn mit ans Land nahmen, und prächtig tractirten. Um uns bekümmerte er ſich nun gar nicht mehr. Als er einige Zeit auf dem Lande geweſen war, und eines Tages wieder aufs Schiff kam, ſo ſagte ich zu ihm: daß ich mir nun auch friſche Speiſen von ihm ausbäte; denn, da ich ein ſo hohes Paſſagiergeld erlegt hätte (ich mußte ihm 250 Florin, und für die Ueberfahrt noch beſonders 50 Flaſchen Wein zur Tafel bezahlen:) ſo verlangte ich nun auch, als ein Paſſagier behandelt zu werden, und könnte mich mit der Schiffkoſt nicht länger begnügen. Oder, er ſollte mir ſo viel Geld heraus geben, als meine Reiſe nach Amſterdam, wohin er mich bringen müßte, erfoderte. — Er aber fing an zu fluchen und zu lärmen, und ſagte, ich könnte ans Land gehen, und auf meine Koſten leben, bis er einmal wieder nach Amſterdam führe, dann könnte ich mit ihm reiſen. Auf dem Schiffe würde er mir keine andere als Matroſenkoſt zukommen laßen. — Obſchon ich über ſeine Grobheit etwas empfindlich ward, ſo ſah ich doch wohl ein, daß mit einem ſolchen Menſchen nichts anzufangen ſey, und es am beſten für mich ſeyn würde, das Schiff zu verlaßen. Hiezu entſchloß ich mich deſto williger, weil keine Subordination mehr auf demſelben war, ſo daß täglich Schlägereien vorfielen, folglich vereinigten ſich alle Umſtände, mir den Aufenthalt darauf zu verleiden.

Als es an dem war, daß ich das Schiff verlaßen wollte, ſo ſprach der Steuermann noch insgeheim mit mir, und bat mich, wenn ich in Amſterdam käme, den Capitain zu verklagen, und mich auf ihn, den Steuermann zu beruffen. Er wollte mein Zeuge ſeyn, und wir wollten dann gemeinſchaftlich ſeine ſchlechten Streiche ans Licht bringen. Ich erwiederte ihm aber, daß ich mich damit nicht befaſſen könnte; ſondern, wenn ich dieſen ſchlechten Menſchen einmal verlaßen hätte, ſo würde ich mich auch weiter nicht um ihn bekümmern.

Ich fuhr mit dem gewöhnlichen Boote nach Portsmouth, um mich zu erkundigen, ob da wohl Gelegenheit nach Holland wäre; im fehlenden Falle wollte ich mit der Poſtkutſche über London nach Harwich und dann mit dem Packet-Boote dahin fahren. Ich fand in Gosport (gegen Portsmouth über) ein holländiſches Schiff, das ſeine Maſten verloren gehabt hatte, nun aber wieder ſo weit hergeſtellt war, daß es mit dem erſten günſtigen Winde nach Amſterdam ſegeln wollte. Ich beſprach mich mit dem Capitain, ward mit ihm eins, bezahlte ihm zwei und eine halbe Guinee für die Fracht bis dahin, und ließ meine Sache von dem andern Schiffe auf das Seinige bringen, welches an einer Brücke lag, ſo daß ich ans Land gehen konnte, wann ich wollte. Auf dieſem Schiffe fand ich einen Paſſagier, der mit demſelben von St. Euſtach gekommen, aber weit beſſer behandelt worden war als ich, obſchon er nur 200 Flor. Fracht bezahlt hatte: auch die ganze Zeit über, daß das Schiff ausgebeſſert wurde, hatte ihn der Capitain gut bewirthet. Beide wunderten ſich, daß mein Capitain ſich ſo ſchlecht gegen mich hätte betragen können. — Allein, ich ſollte unter demſelben nun einmal Geduld ausüben lernen.

Da der Wind jetzt öſtlich war, wir aber nicht anders als mit weſtlichem Winde nach Holland kommen konnten: ſo machte ich unterdeſſen Bekanntſchaft mit einem guten Handelshauſe, und präſentirte meinen Wechſel von hundert fünfzig Pf. Sterl. auf die Kriegskanzlei in London, ſechszig Tage nach Sicht zahlbar, und wünſchte Gelegenheit zu haben, denſelben acceptirt zu bekommen. Der Herr vom Hauſe ſagte, wenn ich das Zutrauen zu ihm hätte, ſo wollte er den Wechſel zur Acceptation nach London ſenden. Da ich gern meine Einwilligung dazu gab, ſo ſandte er den Wechſel dahin, und er kam acceptirt zurück. Nun nahm ich für den Inhalt Briefe auf Amſterdam, und freuete mich dankbar, daß alles ſo gut abgelaufen war.

Der Wind blieb noch immer, ja faſt den ganzen Winter durch, öſtlich; wenn er auch als einmal ins Weſten lief, ſo hielt es keinen Stand. Einmal waren wir, bei einer ſolchen Veränderung ausgelaufen, mußten aber wieder umkehren. — Da der Capitain allezeit auf dem Schiffe ſpeiſete, ſo hatten wir an nichts Mangel: nur die Kälte drückte uns am meiſten, weil auf Schiffen ſelten ein anderes Feuer, als zum Kochen angemacht wird.

Vor und nach ward ich hier mit manchen guten Menſchen bekannt, die ich oft beſuchte, und in deren Häuſern ich mich viel aufhielt. Unter dieſen war auch der Presbyterianiſche Prediger; der ein ſehr exemplariſcher Mann war. Seine Predigten gefielen mir auch weit beſſer, als die Predigten in den Biſchöflichen Kirchen. Die mehreſten Menſchen nahmen viel Antheil an den Umſtänden der Amerikaner, und hörten gerne zu, wenn ich ihnen Begebenheiten und Vorfälle aus dieſem Lande erzählete. Hier konnte ich frei ſagen, daß ich über Euſtach von Amerika gekommen wäre.

Gegen Neujahr gieng der Admiral Rodney mit ſeiner Flotte von ſechs und dreißig Linienſchiffen in die See, und rettete damit in dieſem Kriege noch einmal die Ehre der Engländer. Er ſchlug die Spanier, proviantirte Gibraltar; ging darauf nach Weſtindien, beſiegte dort die Franzoſen, und nahm den Admiral Graſſe gefangen. — Wer eine ſolche Flotte auslaufen ſieht, und alles, was dabei vorfällt, in etwa kennet, der wird geſtehen müßen, daß kein prächtigeres und für die Augen erhabeneres Schauſpiel kann geſehen werden. Ich ſtand an einem Vorgebirge, bei St. Helena-Rode, und ſah ſie vor mir vorbei ſegeln. — Uebrigens war hieſelbſt, wegen des Kriegs, ein erſtaunlicher Zuſammenfluß von allerlei Menſchen; und keiner, der ſo etwas nie geſehen hat, kann ſich das Gewühl vorſtellen, welches hier bei ſolchen Begebenheiten vorgeht.

53. Brief.

Des Verfaſſers Ankunft in Amſterdam. Seine dankbaren Empfindungen gegen den Herrn für alle ſeine Güte. Er freuet ſich nun über die dunkeln Wege, welche Gott ihn durchgehen ließ. — Seligkeit und Freiheit einer Seele die ganz arm und entblößt in ſich ſelbſt geworden, und allein in Gott ſtark und getroſt iſt.

Erſt im Monate März (1780) gab es anhaltend guten Weſtwind, und nun verließen wir auch dieſen Hafen, und ſegelten nach Amſterdam. In dem nämlichen Monate, worinn ich vor zehn Jahren in dieß Land gekommen war, langte ich auch jetzt wieder glücklich in demſelben an, und hatte nun keine See mehr zu bereiſen. Während dieſer langen Zeit war ich durch Gottes Güte immer geſund und wohl geweſen, außer, daß ich zuweilen einen Anfall vom Flußfieber gehabt hatte. — Mein Herz ward aufs neue von kindlichem Dank gegen meinen ſo lieben himmliſchen Vater erfüllet, der mich bis hieher ſo wunderbar, aber auch ſo liebend geführet, und mich unter ſo mancherlei Leiden und Gefahren geſchützet, erhalten, und alles ſo herrlich mit mir hinaus geführet hatte! Jetzt konnte ich mich auch, in ſtiller Anbethung mit Beugung, über alle die dunkele Leidenswege, die er mit mir eingeſchlagen hatte, herzlich freuen. Ich ſah es völlig ein, daß ich ohne dieſelben, nie ganz unter die Anordnung Gottes hätte gebracht und gebeugt werden können. Da aber nun mein göttlicher Erlöſer, mein Herz erweitert, meine Bedürfniſſe in Ihm geſtillet, und mich ganz abhängig von Ihm gemacht hatte: ſo floß auch mein Herz in ſanftem, ſtillem Dank zu dieſem Erlöſer ganz über. — Hier gibt es Dankgebethe, die in Thaten beſtehen; Worte ſind nicht hinreichend. Im tiefen Gemüthsgrunde iſt ein Tempel, worin Jeſus, der göttliche

Erlöſer, ſelbſt Hoherprieſter und königlicher Anredner iſt; hier iſt das Heiligthum, wo die Seele — aus dem äußern Vorhofe der Sinnlichkeit zurück gebracht — ſich in ſtiller Anbethung vor Gott beuget, und Thaten der Liebe und Dankbarkeit opfert, die weit erhabener ſind, als die rührendſte Worte auszudrücken vermögen.

Alle göttliche Wege laufen endlich in dem Puncte zuſammen, daß Chriſtus eine Geſtalt in uns gewinne: ſeine Aehnlichkeit iſt das Ziel der göttlichen Führung hienieden. Sein Sinn und Bild wird der Seele immer tiefer eingedrückt. Seine Tugenden und Vollkommenheiten ſind durch den Glauben die ihrigen: nur allein in Ihm beſitzt ſie dieſelbigen, in ſich ſelbſt bleibt ſie ein Nichts, arm und bloß. Die Seele ſieht in und an ſich keine andere Tugenden, als die durch Gnade erworben ſind. Sie iſt weit entfernt, ſich ſelbſt das Geringſte zuzuſchreiben; nein! Chriſtus ſelbſt, und Er allein, iſt ihre Weisheit, ihre Gerechtigkeit, ihre Heiligung und Erlöſung: zu allem dieſem war ihr derſelbe von Gott gemacht und geſchenkt worden. Er ward ihre Weisheit, als ſie, von ihm gezogen, aus ſich ſelbſt ausging, die eiteln und thörichten Dinge der Welt, ihre eigene Vernunft und Weisheit verläugnete, ſich als eine demüthige Schülerinn ihm zu ſeinen Füßen ſetzte, um ſeinen Unterricht zu hören, und durch Glauben und Gebeth in ſich zu ziehen. Er war ihre Gerechtigkeit, als ſie in dem tiefen und ſchmerzlichen Gefühl ihrer gränzenloſen Verdorbenheit, an aller eigenen, ſo befleckten, Gerechtigkeit verzagte, und im Glauben ſein vollkommenes, vollgültiges Sühnopfer ergriff; dieß geſchah im Anfang ihres Weges durch die Buße, und geſchieht im Fortgange noch immerfort durch die tägliche Abſterbung und Verläugnung alles deſſen, was das eigene Leben nährt. Jeſus wird ihre Heiligung; ohne Ihn iſt alle Heiligkeit nur Schein und in Gottes Augen ungültig; denn, weil kein andrer Name unter dem Himmel den Menſchen gegeben iſt, darin ſie ſollen ſelig werden, (Apoſt. Geſch. 4, 12.) aber ohne Heiligung niemand den Herrn ſchauen kann; (Ebrä. 12, 24) ſo folget daraus, daß niemand für heilig wird erkannt werden, als der in Jeſu erfunden wird. Jeſus wird endlich der Seele zur Erlöſung, nicht nur von der Strafe der Sünden, ſondern auch — durch die Gemeinſchaft ſeiner Leiden und ſeines Todes, von der Sünde und ihrer Quelle ſelbſt. Er bringt ſie dahin, daß ſie ſagen kann: Ich bin mit Chriſto gekreuziget und geſtorben, und mein Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott. — Sie iſt in Ihm und mit Ihm zu einem neuen Leben auferſtanden, und durch Ihn mit der Gottheit vereiniget: deßwegen lebt ſie auch nicht mehr in ſich, ſondern Chriſtus lebt in ihr. — Sie hat Chriſtum angezogen, und iſt durch ihn, und in ihm der göttlichen Natur theilhaftig geworden.— Er herrſchet in ſeinem aufgerichteten Königreich freimüthig und unumſchränkt. Er iſt nun alles in allem!

In einem ſolchen Gemüthsſtande kann nichts, was auch von außen kommen möchte, eine ſolche Seele ganz aus ihrer Faſſung bringen. Sie hat einen Grund oder ein Grund-Princip, das überall, wie ein unbeweglicher Felſen feſt ſtehen bleibt, und woran ſich alle Fluthen und Wegen des Meeres gleichſam brechen müßen. Weil eine ſolche Seele in der Ordnung Gottes zufrieden iſt, ſo kann ſie nirgend und durch keinerlei Begebenheit beweget werden: ja, wenn dieſe Ordnung erfoderte, daß ſie unter böſen Geiſtern wäre, ſo würde ſie auch da ruhig und zufrieden ſeyn können. Der gegenwärtige Augenblick in der Ordnung Gottes iſt ihr Ruheplatz, ihre Seligkeit. Es iſt wahr, daß im ſinnlichen, auch ſeeliſchen Theile, vielerlei Abwechſelungen Statt haben können, und auch wirklich haben; allein, das iſt alles oberflächig, es ſind Meereswellen, die an dieſen Grundfelſen wohl anſchlagen, aber auch daran brechen, und ihn im geringſten nicht bewegen können. Bleibt die Seele nur in der Ordnung Gottes, ſo kann weder Welt noch Hölle ihr etwas anhaben. Sollte ſie ſich aber in etwas einlaſſen, das dieſer Ordnung zuwider iſt: ſo wird ſie aller Beruhigung und Zufriedenheit beraubet ſeyn, ſie kommt in einen gewaltſamen ſchrecklichen Zuſtand; der Weg iſt ihr verzäumt und mit Dornen belegt: bricht ſie aber dennoch hindurch, ſo ſind ihre Leiden unausſtehlich, und endigen ſich nicht eher, bis ſie ſich in allem unterwirft, und ſich wieder in die Ordnung Gottes begibt.

Eine ſolche Seele handelt überall frei; denn ſie iſt nicht eingeſchränkt. Ihre Frömmigkeit beſtehet nicht im Schein, ſondern im Seyn. Sie kann ſich nicht andächtig noch fromm ſtellen: alles, was nicht mit der Lauterkeit des Sinnes, und mit der geraden Aufrichtigkeit des Herzens überein kommt, iſt fern von ihr. — Um eine ſolche Seele ganz zu kennen, muß man ſehr vertraut mit ihr ſeyn. Man würde dann freilich ſehen, daß ſie noch Menſch wäre, und, als ein ſolcher noch Fehler hätte; aber, man würde auch ſehen, daß ſie ihre Fehler nicht mit einem frommen Schein zu bedecken ſuchte. Nein! ſie wird offenherzig und aufrichtig geſtehen: "Ich habe Fehler, und begehe derſelben oft. Von Uebereilungen und Schwachheiten bin ich, als Menſch, nicht frei. Allein, das alles will ich nicht; es iſt meiner ganzen Grundneigung entgegen, und hat auch keinen Platz noch Feſtigkeit in derſelbe." — Ihre Schwäche iſt ihr ganz bekannt.— Von dem, was ſie Gutes hat und thut, weiß ſie wenig. Die Gottſeligkeit iſt ihr zu einem Habitu, zur andern Natur geworden. Manche gute und fromme Gemüther, die noch mit der, ihnen geſchenkten Gnade eingeſchränkt leben, nehmen oft Anſtoß an einer ſolchen Seele, weil ſie derſelben Zuſtand und Lage nicht einſehen, noch ihr Freiheitsprincip kennen, und ſie nach ihrem eigenen Stand und Gefühl abmeſſen. — Allein, dieß alles geht eine ſolche Seele vorbei, und läßt einen jeden von ihr urtheilen, was er will. Genug iſt es ihr, daß ſie weiß, an wen ſie glaubet; und ſie iſt gewiß, daß derſelbe bis ans Ende ihre Beilage bewahren, und ſie dann aus Gnaden völlig aufnehmen wird in ſein Friedensreich! —

54. Brief.

Der Verfaſſer höret, daß ſeine Aeltern noch leben, meldet ihnen ſein Ankunft in Amſterdam, und erhält vergnügliche Antwort. Nach Ausrichtung der Commiſſonen ſeiner Freunde in Amerika reiſet er nach Haus. Froher Empfang der Seinigen. Er findet wenig Ernſt mehr an den vormaligen Erweckten.

In meinen kurz vorher gehenden Briefen hab ich dir abermal ſo viel von Seereiſen geſchrieben, daß du, ohne Zweifel, unterm Leſen oft das Ende derſelben wirſt gewünſcht haben. Es ging mir unterm Schreiben eben ſo, und ich war recht froh, wie ich einmal damit zu Ende war. Allein, da ich dir meine Geſchichte gern etwas vollſtändig beſchreiben wollte, und ich mich in Gedanken wieder in meine damalige Lage verſetzt fand: ſo ward ich weitläuftiger, als ich Anfangs gedacht hatte, — doch, ich werde auch nun von Reiſen wenig mehr zu ſagen haben; auch bin ich ſchon lange recht ſatt und müde geweſen, von mir ſelbſt zu reden, und werde deßwegen dasjenige, was auf meine äußere Geſchichte Bezug hat, bald endigen. — Weil meine Hauptabſicht war, die Denkwürdigkeiten der göttlichen Vorſehung und Gnadenführung, in den Wegen, die er mich zu führen beliebet hat, darzuſtellen: ſo werden die Dinge, welche auf die in meiner Geſchichte vorkommenden Gemüthsſtände und Erfahrungen Bezug haben, den Hauptinhalt der noch übrigen Briefe ausmachen. — Nun wieder zu meiner Geſchichte.

Nach meiner Ankunft in Amſterdam hatte ich ſchon von bekannten Freunden vernommen, daß meine lieben Aeltern noch lebeten. Ich ſchrieb alſo an meinen Vater, und meldete ihm, daß ich wieder glücklich in Holland angekommen wäre, und hoffte, ihn, nebſt meiner lieben Mutter und Geſchwiſtern, bald noch einmal geſund und wohl wieder zu ſehen. — Mein Vater antwortete mir, daß ſie ſich noch alle wohl befänden, und ſich ſämtlich auf das Vergnügen, mich wieder bei ſich zu ſehen, freueten. — Wegen übernommener Geſchäffte konnte ich aber ſo bald noch nicht von hier abreiſen. Die Wechſel, welche ich an Franklin, Amerikaniſchen Geſandten zu Paris, mitgebracht hatte, ſandte ich dahin und ſie kamen acceptirt zurück, ſo daß ich den Werth davon in Amſterdam erheben konnte. Für die mir anvertraueten Gelder kaufte ich, nach meinem Auftrage, Güter oder Waaren, packte dieſelben in zwei Kiſten, und legte in eine jede beſonders, eine Factura über das Ganze; auch ſchrieb ich, mit andern Schiffen, meinen Freunden nach Baltimore, noch über alles Abgeſandte. Die Kiſten verſicherte ich bis nach St. Euſtach, und ſchrieb meinem Correſpondenten, jede Kiſte beſonders auf ein nach Baltimore fahrendes Schiff zu beſorgen. — Ich bekam auch in der Folge Nachricht, daß alles wohlbehalten nach St. Euſtach gekommen, und auf zwei nach Baltimore gehende Schiffe beſorgt wäre, daß aber eines dieſer Schiffe von den Engländern genommen worden ſey. — Ich bewirkte nun auch noch hieſelbſt einige Handelsverbindungen mit meinen Freunden in Baltimore; und eilte, vollends alles zu Ende zu bringen, was meinen Aufenthalt noch verlängerte.

Nachdem ich mich nun meiner Aufträge entlediget, und alles berichtigt hatte, ſo reiſete ich gegen das Ende des Monats Mai 1780 von Amſterdam ab, und kam Anfangs Junii, geſund und wohl behalten, bei meinen Aeltern an. Daß dieſes Wiederſehen und die Bewillkommung, nach einer mehr als zehnjährigen Abweſenheit für meine Aeltern und Geſchwiſter, ſo wohl als für mich herzlich und höchſterfreulich war, und daß es ohne Rührung nicht abging, kannſt du dir leicht vorſtellen. — Ich dankte meinem Gott in ſtiller tiefer Beugung und Anbethung, daß er mich bis hieher gebracht hatte.

Für einen Prediger gab ich mich nicht aus; denn ich wußte, daß derjenige, welcher nicht auf Univerſitäten ſtudirt hat, in Europa nicht dafür anerkannt noch geachtet wird. Fragte mich aber jemand, ob ich in Amerika Prediger geweſen wäre? ſo antwortete ich allezeit mit ja: denn ich hatte meinem Amte keine Flecken angehängt.

Unter den vormals hieſelbſt geruffenen oder erweckten Seelen, fand ich gegenwärtig wenig wahres Gute mehr. Einige hatten ſich mit beſondern Menſchen und Irrgeiſtern, andere mit der Alchimiſterei abgegeben — kurz, die mehreſten hatten ſolche verkehrte Sprünge gemacht, daß ſie ganz von der Spur der Wahrheit abgekommen waren, und meiſt alles Gute wieder verloren hatte: ja manche unter ihnen ſchämten ſich deſſelben, und mochten nichts mehr davon hören.

55. Brief.

Der Verfaſſer lebet zu Hauſe ſtill und eingezogen. Seine Reiſe ins Bergiſche, wo er nun überall ein willkommener, lieber Freund iſt. — Er bleibt den Winter über in ſeiner Aeltern Hauſe. Sein Vater und Mutter ſterben kurz nach einander. Seine kindliche Zeugniſſe von ihnen. Er wird in ſeinem Erbtheil verkürzt, findet ſich aber friedlich mit ſeinen Geſchwieſtern ab. Er wartet auf den Frieden, um wieder nach Amerika zu reiſen. Sein ſtarker Hang dahin. — Auf die dringende Einladung eines Vetters in E. begibt er ſich zu demſelben und wohnet bei ihm.

Ich lebte nun allhier in meinem väterlichen Hauſe ganz ſtill und eingezogen, und erwartete den Frieden zwiſchen England und den Amerikaniſchen Staaten, der aber freilich noch ſo bald nicht erfolgte, als ich mir vorgeſtellt hatte. — Mit Leſen und einſamen Spaziergängen (ſonderlich an diejenigen Oerter, wo ich in vorigen Jahren ſo manchen beſeligenden Einfluß vom Herrn erfahren, aber auch manche drückende Leidensſtunde verlebt hatte) ging der Sommer meiſt zu Ende. Im Herbſt reiſete ich nach Solingen, Wald, Mülheim an der Ruhr, Elberfeld und Barmen, um vor meiner (muthmaßlichen) Rückreiſe nach Amerika, meine Gemüthsfreunde nach eins zu beſuchen. Jetzt war ich ihnen allen wieder ein lieber willkommener Freund, und alle bezeigten mir viel Liebe und Freundſchaft. Aber, es war ihnen ken unbegreiflich, daß ich abermal nach Amerika reiſen wollte; ſie wußten nicht, was ſie von mir und meinen Reiſen denken ſollten. Doch bezeugten ſie ihr Vergnügen, mich noch einmal geſehen zu haben, und ließen mich übrigens Gott und meinem Schickſal ruhig über. — Ich reiſete alſo vergnügt wieder nach Hauſe, und gedachte, den Winter hindurch bei meinen Aeltern wohnen zu bleiben, in der Hoffnung, daß es bis gegen das Frühjahr Friede geben würde.

Im Januar 1781 gefiel es Gott, meinen lieben Vater aus der Zeit wegzunehmen. Ich beweinte ihn kindlich. Er war ein ehrwürdiger Greis, der ſein Alter in Ruhe und gottesdienſtlichen Betrachtungen endigte. — Meine liebe Mutter überlebte ihn nicht manchen Monat, denn ſie ſtarb im Mai des nämlichen Jahres: beide waren über ſiebenzig Jahre alt geworden. Der Hingang meiner Mutter ging mir beſonders ſehr nahe. Sie war allezeit eine liebe ſanfte Mutter gegen mich geweſen. Ich bewunderte die Wege der gütigen und weiſen Fürſehung Gottes, die es alſo gefügt hatte, daß ich, kurz vor dem Tode meiner Aeltern, wieder aus Amerika zurück kommen mußte, um mit bei ihrem Sterbebette gegenwärtig zu ſeyn.

In Anſehung ihrer Nachlaſſenſchaft war ich ſehr verkürzt worden. Mein Vater hatte ſchon den Stahlhammer und die mehreſten Güter nebſt Häuſern, an meine Geſchwiſter, die alle verheirathet waren, vertheilt; an mich hatte man gar nicht mehr gedacht. — Mein Vater hatte in ſeinem Alter gern ruhig leben wollen, und deßwegen ſeine Güter noch bei Lebzeiten ſeinen Kindern übergeben, welche denn die noch darauf haftenden Schulden, (die aber gegen das, was ſie erhielten, in keinen Vergleich kamen) jedes zu ſeinem Theil, mit übernahmen. Mein Vater konnte von ſeinen Einkünften als Landhauptmann, und von demjenigen, was er ſich, bei Vertheilung ſeiner Güther, noch vorbehalten hatte, gut leben. — Nach dem Sterben meiner Aeltern, erhielt ich von dem, was noch zu vertheilen war, meinen Antheil: aber, von dem, was ſchon vergeben war etwas — oder, wie es mir von Rechts wegen zukam, alles zu erhalten, würde ohne großen Streit und ohne Prozeß nicht hergegangen ſeyn. Denn, weil ich die Schulden von meinem Theil nicht hatte übernehmen können, und meine Aeltern vermuthet hatten, daß ich nie wiederkommen würde: ſo hatten ſie mich von ihrer Diſpoſition ausgeſchloſſen. *) Da ich aber gern Frieden halten, und mich lieber verkürzen laßen,

---

*) Alle Umſtände, warum mich meine Aeltern in ihrer Diſpoſition ausgeſchloſſen hatten, allhier zu melden, würde zu weitläuftig fallen, und auch zu nichts dienen: dabei ſtarb mein Vater an ei-

laßen, als mit meinen Geſchwiſtern in Streitigkeiten einlaßen wollte: ſo ließ ich zwar alles in ſo weit gut ſeyn; beſprach mich aber doch mit meinen Geſchwiſtern und Schwägern über dieſe Sache, und ſagte ihnen, daß es Unrecht ſey, daß ich von dieſer Erbſchaft ausgeſchloſſen wäre. Einige gaben mir wohl in etwa Beifall, ſagten aber doch, daß hierin nichts mehr zu ändern ſey. Ich begehrte dann etwas in Geld heraus; allein, auch das fand bei meinen Schwägern große Schwierigkeiten. — Endlich bewilligten ſie mir denn noch, eine mäßige Summa heraus zu geben. Ich begnügte mich damit, um im Friede wieder von ihnen gehen zu können; wenn es ſchon bei weitem nicht an dasjenige reichte, was mir von Rechtswegen zugekommen wäre.

Ich blieb einſtweilen in meinem väterlichen Hauſe, bei derjenigen Schweſter, welche nun darin wohnte, und ſehnte mich nach dem Frieden, um wieder nach Amerika zu reiſen; allein, da nunmehr auch noch die Holländer in dieſen Krieg verwickelt wurden, ſo war dieſer erwünſchte Friede wahrſcheinlich wieder auf lange Zeit nicht zu hoffen. — Es iſt bekannt, daß die Engländer den Holländern den Krieg erklärten. Ob ſie hinlängliche Gründe dazu hatten, will ich

andern

---

nem Schlagfluß, der ihn unerwartet hinwegnahm: anders war er willens noch manches zu meinem Vortheil zu ändern.

andern zu beurtheilen überlaßen: die Folgen haben wenigſtens gezeigt, daß es ſehr unpolitiſch gehandelt war. — Die Haupturſache war wohl dieſe, weil die Engländer aus den Papieren des Amerikaniſchen Geſandten Lawrens, den ſie in Gefangenſchaft bekommen hatten, entdeckten, daß derſelbe mit Kaufleuten in Amſterdam einen Handelsvertrag für die Amerikaniſchen Staaten geſchloſſen hatte. Sie begehrten alſo von den Holländiſchen Generalſtaaten die Beſtrafung dieſer Kaufleute. Da es aber Männer waren, die bei der Regierung mit zu ſprechen hatten; und weil der Handlungsvertrag auch eher keine Gültigkeit haben ſollte, als bis die Engländer die Amerikaner für unabhängig erklärt haben würden: ſo fand dieſe Beſtrafung natürlicher Weiſe große Schwierigkeit, und die ganze Sache ward in die Länge gezogen. Als die Engländer ſahen, daß man ſich zur Erfüllung ihrer Foderung nicht willig bezeigte, ſo erklärten ſie den Holländern den Krieg. Die Folgen dieſes ſchädlichen Krieges, welche ſich zum Theil bald, zum Theil ſpäter hin entwickelt haben, liegen der ganzen Welt vor Augen. — Der Prinz von Oranien, welcher bei der Nation bisher in großer Achtung ſtand, ward verhaßt, und mußte den Haag verlaßen, weil ihn die meiſten im Verdacht hatten, daß er mit den Engländern heimlich zuhielte. Die Begebenheiten, welche hernach gefolgt ſind, haben ebenfalls ihren erſten Grund in dieſer Kriegserklärung. — Und eben dieſelbe iſt demnach die Haupturſache, warum den Franzoſen in der Folge die Eroberung Hollands ſo leicht ward. — Wäre dieſe Kriegserklärung nicht geſchehen, ſo wäre der Prinz Statthalter bei der Nation in Liebe und Achtung geblieben, und die Franzoſen würden vermuthlich nie Holland erobert haben; — und ſo hätten ſie auch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Fortſchritte in Deutſchland nicht machen können, die ſie ſeitdem gemacht haben. — Indeſſen, die Menſchen handeln und wirken, wie ſie glauben, nach ihrem Willen und Gutdünken; aber eine höhere Macht hat das Ruder in der Hand, und regieret alles ſo, daß es ſo gehen muß, wie es ſein weiſer Rath beſchloſſen hat.

Weil ich im väterlichen Hauſe keine Geſchäffte hatte, ſo gab ich mich daran, einen Globum oder Weltkugel zu verfertigen, der im Diameter oder Durchſchnitt zwei und einen halben Fuß hielt. Im folgenden Winter vollendete ich denſelben; doch war er noch nicht ganz ſo, wie ich wünſchte. —

Ich hatte noch einen weitläuftigen Vetter in E.. der, nebſt ſeiner Gattinn, ein eingezogenes Leben führte, und der Gottſeligkeit ergeben war. Mehr aus dieſem Grunde, als aus unſerer Verwandtſchaft, war die beſondere Freundſchaft entſtanden, welche ſie gegen mich hegten, und weßwegen ich auch bei meiner letzten Reiſe nach C. in ihrem Hauſe logirt hatte. — Dieſer mein Herr Vetter war ein Handelsmann und Fabrikant, welcher mit ſeinem Schwager in Compagnie war. Ihr Bedienter, der in ihren Geſchäfften reiſete, hatte Neigung bekommen, ſein Glück in Weſtindien zu verſuchen, und ſtand im Begriff dahin abzureiſen. — Nun ſchrieb mir beſagter mein Herr Vetter, und fragte mich an: ob ich nicht Luſt hätte, die dadurch vacant gewordene Stelle bei ihnen zu übernehmen? und bot mir ſehr annehmliche Bedingungen dabei an. Allein, mich in ſo etwas einzulaßen, war jetzt meiner ganzen Denkungsart zuwider; zudem war mein Hang, wieder nach Amerika zu reiſen, ſo groß, daß derſelbe, auch bei einiger Neigung zu dieſer Stelle, das Uebergewicht würde behalten haben: jetzt ließ er vollends keiner weitern Ueberlegung Platz. Ich antwortete alſo: daß ich dieſes Anerbieten nicht annehmen könnte, weil ich feſt entſchloſſen wäre, ſo bald der Friede geſchloſſen ſey, wieder nach Amerika zu reiſen. — Gegen das Ende des Februars erhielt ich nochmal einen Brief, in welchem mich mein Herr Vetter erſuchte: "daß ich denn doch kommen möchte bei ihnen "zu wohnen; denn, weil meine Aeltern geſtorben wären, ſo würde ich doch auf meine Koſten "leben müßen. Ferner meldete er mir, daß ſein "Herr Schwager gegen das Ende des Monats "März nach Holland reiſen, und mich gern zum "Begleiter dahin haben wollte. Uebrigens könn-

"te ich ruhig bei ihnen wohnen. Und ſollte es "einmal Friede geben, und ich fände dann Vergnügen, wieder nach Amerika zu reiſen, ſo "würden ſie nichts dagegen haben; wollte ich "aber alsdann auch bleiben, ſo würde ihnen das "ebenfalls lieb ſeyn. ꝛc." Dieſes Anerbieten fand ich annehmlich, und entſchloß mich dahin zu reiſen, und bis zum Frieden daſelbſt zu bleiben.

56. Brief.

Des Verfaſſers Reiſe nach Amſterdam mit dem Schwager ſeines Vetters. Bekanntſchaft mit verſchiedenen Chriſtlichen Freunden daſelbſt. — Nach ſeiner Zurückkunft ins Bergiſche kommt er immer in nähere Verbindung mit den daſigen gottſeligen Freunden, die ihm ankündigen, daß ſie ihn durch die Liebe von ſeiner Rückreiſe nach Amerika abhalten wollen. Er macht nach Holland Geſchäfftsreiſen für ſeinen Vetter. — Zu Hauſe verfertigt er Globen oder Weltkugeln, und ſtudirt die Geſchichte. — Sein Vorhaben, wieder nach Amerika zu reiſen, fängt an zu wanken.

Im März 1782 kam ich alſo in E. an, und fand eine freundſchaftliche Aufnahme. Bald darauf reiſete ich mit meines Herrn Vetters Schwager nach Holland. Dieſer mein Herr Reiſegeſellſchafter war ein gütiger, lieber Mann, mit dem man vergnügten Umgang pflegen konnte, und der ſich eines gottesdienſtlichen Lebens befliß. Seiner Geſchäffte nahm ich mich nicht ſonderlich an, freuete mich aber, wenn ſie guten Fortgang hatten. — In Rotterdam war die Hauptniederlage ihrer Fabrikgüter, und daher mußten wir uns daſelbſt am längſten aufhalten. Vormals, als ich wie oben gemeldt, hier war, um nach Amerika zu reiſen, wagte ichs nicht, die hieſigen Freunde zu beſuchen, weil ich zu der Zeit in jenem leidenden Gemüthsſtande war, wovon ich im 33ſten und einigen folgenden Briefen gemeldet habe. Jetzt aber, da ſich meine Gemüthsumſtände geändert hatten, dachte ich darauf, ſie aufzuſuchen. Ein Freund und drei Freundinnen waren mir hier dem Namen nach bekannt; jetzt lernte ich ſie auch von Perſon kennen. Sie waren ſchon theils über die ſechszig hinaus, und recht ehrwürdige Freunde, mit denen ich in der Folge noch immer in nähere und vertrautere Bekanntſchaft kam. Nach meiner Zurückkunft nach E. beſuchte ich nochmals alle meine, in dieſen Gegenden wohnende Freunde. Jetzt bezeigte mir jeder herzliche Liebe und Freundſchaft, und es war vielen recht angenehm, daß ich in ihrer Nachbarſchaft wäre zu wohnen gekommen. War aber die Rede davon, daß ich nach erfolgtem Frieden wieder nach Amerika reiſen würde: ſo war ihnen das nicht recht, und manche ſagten: daß ſie mich ſchon ſo feſt halten wollten, daß ich nicht wieder nach Amerika laufen ſollte.

In dieſer Fabrikshandlung ward die Reiſe nach Holland gewöhnlich dreimal im Jahre gemacht. Als nun die Zeit heran kam, daß wieder gereiſet werden mußte, hatte meines Herrn Vettern Schwager gerade die Gicht, wovon er öſters Anfälle hatte. Mein Vetter hatte noch nie in Geſchäfften gereiſet; und, da er keine Kinder hatte, und auch ohne Geſchäfft beſtehen konnte: ſo würde er lieber alles aufgegeben, als ſich zum Reiſen entſchloſſen haben. Es war alſo kein anderes Mittel übrig, als daß ich mich dazu verſtünde, die Reiſe zu thun. Ich übernahm ſie alſo, und vollendete ſie zu ihrem beiderſeitigen Genügen. Von nun an reiſete ich alle Jahr dreimal nach Holland; kam ich aber wieder nach Hauſe, und hatte von meinen Geſchäfften während der Reiſe Rechenſchaft abgelegt: ſo bekümmerte ich mich weiter um nichts, und nahm an den Geſchäfften, die da vorfielen, nicht ſonderlich Theil.

Mein Herr Vetter hatte eine ſchöne Bibliothek, worin ich einen reichen Stoff zur Lektüre fand. Unter andern traf ich darin die allgemeine Welthiſtorie an, welche ich durchlas, und mir dadurch eine feſtere Kenntniß in der Geſchichte erwarb. — Da es noch immer kein Anſehen zum Frieden hatte, ſo gab ich mich nochmal an eine Weltkugel, wozu ich den Durchſchnitt von drei Fuß und einem Zoll nahm. Dieſe ward weit vollkommener als die erſte, erforderte aber auch viel Anlage, Mühe und Genauigkeit. Cooks drei Entdeckungsreiſen, nebſt allem was er und andere Nützliches zur Erdbeſchreibung geliefert hatten, war darauf angebracht. Weil die Karten auf der Kugel verfertigt werden mußten, ſo gab das ein tüchtiges Stück Arbeit. Da ich aber ohne Geſchäfftigkeit weder ſeyn konnte noch wollte: ſo fiel mir keine Bemühung beſchwerlich.

Indeſſen war ich nunmehr mit vielen Freunden wieder in ſolche Verbindung gekommen, daß ich ihnen kaum mehr ſagen dorfte, daß ich wieder nach Amerika reiſen wollte, denn ſie glaubten, es ſey der Wille Gottes, daß ich hier bliebe; derſelbe könnte mich allhier eben ſo gut zu ſeiner Ehre gebrauchen, als wenn ich auch Prediger in Amerika wäre. Es ward mir ſo oft und ſo lange zugeſetzt, daß ich endlich, ſagte: wenn mir der Herr in hieſigem Lande eine Thür zu meinem hinlänglichen Auskommen öffnete, ſo würde ich mich bequemen hier zu bleiben. Durch den Beiſtand Gottes könnte ich mir in Amerika ein ſicheres Auskommen verſprechen; aber hier ſtünde es noch immer ſo, daß ich einer ſorgenvollen Zukunft entgegen ſehen müßte. — Bei dem allem aber fing mein Endſchluß nach Amerika zurück zu reiſen, allmählig an ſehr zu wanken. Die Bande der Liebe und der Freundſchaft begonnen mich immer feſter an dieſe Gegend zu feſſeln, ſo daß ich wohl ahndete, es würde erfüllet werden, was die Freunde geſagt hatten: "Sie wollten "mich ſo feſt halten, daß ich nicht wieder nach "Amerika laufen ſollte." — Wenn mich in dieſer Gemüthsſtimmung wohl einmal eine Sorglichkeit anwandeln wollte, ſo hieß es allemal in meinem Inwendigen: "Sorge nicht! Ueberlaß dich "der Fürſehung; wann die Zeit kommt, wo es "nöthig iſt, ſoll für dich geſorgt werden." — Hiebei beruhigte ich mich, ließ dem Herrn alles über, und bat ihn: Er möchte nur alles ſo hinaus führen, wie es ſeiner Ehre und meinem Beſten am zuträglichſten wäre.

57. Brief.

Der Verfaſſer entſchließt ſich völlig, in Europa zu bleiben, und thut die jährlichen Reiſen für ſeinen Vetter nach Holland. — Seine Erfahrung, was es heiſſe, mit begnadigten Seelen ſo umzugehen, daß man ihnen förderlich und nicht vielmehr ſchädlich werde. Seine Anmerkungen dabei.

Um dieſe Zeit kam endlich der ſo lange erwartete Friede zu Stande; und die Baſis davon war, daß England die Amerikaniſchen Staaten für unabhängig erklärte. Bei dieſer Nachricht ward der, von meinen Freunden ſo oft beſtrittene und auch durch die Länge der Zeit ziemlich geſchwächte

Hang, nach Amerika zu ziehen, wieder ſehr lebhaft. — Weil aber alle meine vertraute Freunde nicht aufhöreten, mir dieſe Rückreiſe abzurathen, und feſt glaubten, daß es der Wille Gottes wäre, ich ſollte hier bleiben: ſo entſchloß ich mich endlich, ihrem dringenden Rathe zu folgen, dieſe Reiſe ganz aus dem Sinne zu ſchlagen, und ruhig abzuwarten, was Gott gefallen möchte, weiter mit mir zu machen. — Vermögen hätte ich wohl genug gehabt, die Reiſekoſten nach Amerika zu beſtreiten; aber, hier lange davon zu leben, dazu war es nicht hinreichend. Wovon ſollte ich alſo beſtehen, wann es einmal alle war? Bey der Hand ſah ich keinen andern Ausweg, als mich durch irgend ein Handlungsgeſchäft zu ernähren: und das war gerade meinem Gemüthe zuwider; dagegen hatte ich eine ſo unüberwindliche Abneigung, daß ich lieber wieder nach Amerika gegangen wäre, obſchon ich die Geſchäftsreiſen für meinen Herrn Vetter ruhig und mit willigem Herzen that. — Zwar wurde ich in ſeinem Hauſe aufs freundſchaftlichſte behandelt, und es fehlte mir an nichts; aber, ich konnte mir doch kein Rechnung darauf machen, immer in dieſem Hauſe zu bleiben. — Indeſſen war es doch meinem Gemüthe ruhig, einſtweilen noch ferner mich hier aufzuhalten, bis der Wink des Willens Gottes anders über mich disponiren würde. Ich fuhr alſo fort, die Reiſen nach Holland, wie bisher, zu thun. Wann ich aber wieder nach Hauſe kam, und die Reiſeangelegenheiten in Richtigkeit gebracht hatte: ſo nahm ich mich weiter keines Dinges an, und ſuchte meine Freiheit zu behalten. Dieſe Reiſen nahmen mir faſt die Hälfte des Jahres hinweg.

Eines Tages kam einer von unſern Predigern an unſer Haus, und fragte mich: ob ich in America Prediger geweſen wäre? Ich antwortete ja, und daß ich dazu dort ordinirt worden wäre. — Ob das denn mein Name ſey, der in dem holländiſchen Predikanten-Verzeichniß ſtünde? — Ich erwiederte, wenn in dem Verzeichniß der Name St. . . vorkäme, ſo ſey das der meinige. — Als ich darauf das Namenverzeichniß der Reformirten Prediger durchſah, ſo fand ich, daß es ſo war. Weil aber des Krieges wegen, keine Cötus-Acten aus Amerika nach Holland gekommen waren: ſo war erſt in den Jahren 1781 oder 1782, (wo ich nicht mehr Prediger in Amerika war) mein Name in dieß Verzeichniß aufgenommen worden. Ich habe niemals Urſach gefunden, mich meines Amts zu ſchämen oder ſolches abzuläugnen, weil ich demſelben, meines Wiſſens, keinen Flecken angehängt habe. Da es aber nun einmal bei mir beſchloſſen war, in Europa zu bleiben; ſo that ich auch ganz Verzicht darauf, hier jemals ein ſolches Amt zu bekleiden. Doch fand ich mich bereit und willig, mich vom Herrn da brauchen zu laßen, wo er mir Gelegenheit geben würde, etwas zu ſeiner Ehre und zu ſeines Namens Verherrlichung beizutragen.

Ich war hier nun ſchon mit vielen guten und erweckten Seelen in eine nähere Gemeinſchaft gekommen; erfuhr aber hier erſt recht, was es hieße, mit begnadigten Seelen ſo Umgang zu haben, daß man, anſtatt ihnen auf dem Wege der Gottſeligkeit fürderlich zu ſeyn, ihnen nicht vielmehr hinderlich und ſchädlich werde. Eine Seele, welche nichts als die Ehre und Verherrlichung Gottes zum Zweck hat, wird durch ihre Fehler und Gebrechlichkeit, und durch das in ihr liegende Grundprincip in der gehörigen Demut und Niedrigkeit erhalten, weil ſie dadurch überzeugt wird, daß alles, was ſie thut, ſehr gebrechlich und daß ſie zu nichts tüchtig ſey. Darum iſt es mir allezeit etwas auffallend und bedenklich geweſen, wann ich geſehen habe, daß ſich jemand als Rathgeber und Führer bei andern anpries, oder für ſo etwas angeſehen ſeyn wollte. Zwar iſt ein jeder verpflichtet, die Gnaden und Gaben, die ihm der Herr geſchenkt hat — aber erſt und beſonders zum Beſten ſeiner eigenen Seele — und dann zum Beſten ſeiner Mitglieder anzuwenden. Geſchicht dieſe Anwendung auf andere, nicht auf eine ſehr demüthige und beſcheidene Art, ſo entſtehen oft die allergefährlichſten Folgen hieraus. Gewiß gehöret viel Licht, und eine große

Gemüths- und Erfahrungs-Erkenntniß dazu, um denen, welchen man nützlich ſeyn will, nicht ſchädlich zu werden. Daß ich mich, in dieſer Abſicht, mehr paſſiv als activ verhalten habe, iſt dir, lieber Bruder, wie auch allen denen bekannt, die mich kennen. Ja, ich habe oft von manchen Brüdern Verweiſe annehmen müßen, daß ich ſo zurückhaltend wäre, und ſie forderten mich auf, mehrern und genauern Umgang mit begnadigten Seelen zu ſuchen. Allein, es iſt mir gar zu gut bekannt, daß das, was wir zu thun meynen, die mehreſte Zeit ſo lauter und Gott verherrlichend nicht iſt, als wir uns wohl einbilden. Man opfert hier oft mehr ſeinem eigenen Götzen, als dem Herrn. Diejenigen, deren Amt es mit ſich bringet, daß ſie an der Förderung der Seelen arbeiten müßen; deren Pflicht es iſt, da Rath und Unterricht zu geben, wo ihr Beruf ſie hinführt: die ſind freilich verpflichtet, bei allen vorfallenden Gelegenheiten, die Gnaden und Einſichten, die ihnen der Herr geſchenkt hat, zum Beßten ihrer Gemeinsglieder anzuwenden. Doch mögen ſich ſolche auch wohl oft vor dem Herrn prüfen, ob ihre Handlungen und Abſichten nur allein zum Zweck haben: daß Gott in Jeſu verherrlicht, und die Seelen nur allein zu Ihm mögen gebracht werden. Ich habe es nur zu oft an mir ſelbſt, und auch an andern erfahren müßen, daß unſere Abſichten oft nicht die lauterſten ſind. Bringen wir nur alle unſere Handlungen in das reinſte

Licht der Gottheit: o, wie vieles geht dann von unſern beſten Abſichten ins Beſchämende über! — Dennoch aber wäre es nicht gut, wenn man mit ſeinem anvertrauten Pfunde nicht ehender wuchern wollte, bis man ſolches rein und lauter thun könnte. Nein! das wäre auch nicht treu gehandelt. Aber das vermindert nicht die wichtige Regel: daß man bei allem, was man, und beſonders an andern, Gutes thut, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn müße; weil man ſich dabei leicht erhebet, und ſich meiſtens von dem, was man zur Ehre Gottes zu thun glaubt, allzu ſchöne Bilder macht, und dadurch dem geiſtlichen Stolze Nahrung gibt. — Mir iſt nun einmal der Gedanke, etwas von mir ſelbſt zu können, gänzlich benommen; deßwegen ſuche ich mich nur bei dem und an den zu halten, der in und durch uns nur das bewirken will, was allein zu ſeiner Ehre gereichet. Ich wollte nur gerne da wirken, handeln und Rath geben, wo man es vorzüglich von mir fodert, und ich vom Herrn dazu, als zu einer Pflicht gedrungen werde; wenn ich gleich auch da noch Unlauterkeit in meinem Thun gewahr werde. — Ich will dem Herrn nicht widerſtreben, ſondern mich gern in ſeiner Hand brauchen laßen: ich bin willig und bereit, ſeine Ehre helfen zu befördern, was auch immer daraus kommen mag. Aber, eben ſo zufrieden bin und bleibe ich in Ihm, wenn er mich auch zu nichts gebrauchen will. **Mein Gott iſt mir in Jeſu** über alle Geſchöpfe, ein allgenugſamer, ein ewig befriedigender Gott. — Ich hoffe nicht, daß man mich hiebei der Trägheit, oder des geiſtlichen Müßiggangs beſchuldigen werde: meine Geſchichte beweiſet das Gegentheil.

58. Brief.

Des Verfaſſers Bekanntſchaft und Umgang mit einer ſehr vermögenden aber erfahrnen Chriſtinn. Ihre wechſelſeitige Offenherzigkeit gegen einander. Sie erkundigt ſich genau nach ſeinen äußern Umſtänden, und ſezt ihm ein lebenslängliches Gehalt aus, wovon er beſtehen kann. — Nach ſeiner Zuhauſekunft erfährt er, daß ſein Vetter die Fabrikhandlung aufgeben will; dieſer freuet ſich, daß die göttliche Fürſehung für den Verfaſſer geſorgt hat, — welcher nun auf Kammern wohnen geht, zum Handgeſchäffte Globen verfertigt, und einigen jungen Leuten in der Geographie Unterricht gibt.

Durch meine öftern Reiſen ward ich in Rotterdam mit den chriſtlichen Freunden immer genauer bekannt. Unter denſelben war eine Freundinn, die ſich ſehr ſelten mit mir in eine Unterredung einließ; auch hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, mich mit derſelben insbeſondre zu unterhalten. — Nachdem ich ſchon zwei Jahr mit beſagten Freunden in Bekanntſchaft geweſen war, ſo gab dieſe Freundinn einem Freunde den Auftrag, mich einmal mit in ihr Haus zu bringen, damit ſie mich etwas näher möchte kennen lernen. Dieß geſchah, und wir beſprachen uns lange und herzlich mit einander. Ich fand mehr bei ihr, als ich je hätte vermuthen können und mußte mich über ihren Gemüthsſtand und über ihre beſondern Führungen wundern. Und weil ich auch nun gegen ſie offenherzig ward, ſo wunderte ſie ſich ebenfalls, über meine Aeußerungen in Anſehung der Wege der Gottſeligkeit, welche ich war geführet worden. Nunmehr kam ich mit dieſer l. Freundinn in eine genauere und vertraulichere Bekanntſchaft, und beſuchte ſie, ſo oft ich nach Rotterdam kam, wöchentlich zweimal in ihrem Hauſe. — Sie erkundigte ſich in unſern Unterredungen ſehr genau nach allen meinen Umſtänden, ließ ſich aber nie im geringſten merken, daß ſie in Anſehung meiner etwas thun wollte.

Nachdem ich beinahe vier Jahre dieſes Reiſen nach Holland getrieben hatte, und jetzt wieder in Rotterdam war: ſo kam ich eines Tages im kalten Wetter, wie ich gerade einen ſtarken Huſten und Schnupfen hatte, und mich überhaupt gar nicht wohl befand, zu dieſer Freundinn zum Beſuche. Sie ſagte, das Reiſen würde mir ohne Zweifel in Zukunft, und bei dem ſchon heran nahenden Alter beſchwerlich fallen. Ich erwiederte: daß ich meine Gedanken darauf nicht einlaßen dörfte, weil ich mich dann nur in beunruhigende Sorglichkeit und außer die Ordnung Gottes verſetzte. Wenn ich nur im Gegenwärtigen bliebe, ſo wär ich zufrieden; wollte ich aber meine Blicke in die Zukunft wenden, und überlegen, wie es dann mit mir gehen ſollte; ſo gerieth ich in eine beunruhigende, und meinen innern Frieden ſtörende Lage. — Hierauf fragte ſie mich: Wie viel ich wohl zu meinem jährlichen Auskommen nöthig hätte? — Ich gab eine mäſſige Summa an. — Jetzt erklärte ſie erſt ihre Abſicht, für meinen Unterhalt zu ſorgen, und ſagte alſo, daß ſie mir jährlich ſo viel ausſetzen und verſichern wollte, als ich nöthig hätte. — Man kann leicht denken, daß in meiner Lage ein ſolches Anerbieten mein Herz gegen Gott und dieſe liebe Freundinn mit Erkenntlichkeit erfüllen mußte. Ich antwortete ihr alſo: Wenn der Herr ſie dazu gebrauchen wollte, mir ein Auskommen zu verſchaffen, ſo würde ich dieſes aus der Hand ſeiner Fürſehung dankbarlich annehmen; aber auch ihr, als dem würdigen Werkzeuge derſelben, wär ich für dieſen außerordentlichen Beweis ihrer Güte und Gewogenheit herzlich dankbar. — Hierauf ſtellte ſie mir darüber einen, mit eigener Hand geſchriebenen Aufſatz zu; mit dem Beifügen: daß auch in dem Falle, wenn ſie vor mir zu ſterben käme, für mich geſorgt wäre. Sie bedung ſich aber die Condition aus, daß ich alle Jahr einmal hinkommen und ſie und die übrigen Freunde be beſuchen möchte. — Dieß habe ich auch jährlich gethan, bis es dem Herrn gefiel, dieſe theure Gott ergebene Seele im Jahre 1793, im ſiebenzigſten Jahr ihres Lebens in die Ewigkeit abzufodern. — Sie hatte auf den Wegen, welche ſie der Herr geführet hatte, vieles erfahren und durchgegangen, und durch manche Leiden und Prüfungen, in Jeſu einen tiefen Grund der Gottſeligkeit gelegt. Sie war, bei ihrem großen Reichthum an zeitlichen Gütern (wovon ſie auch reichlich an Arme und Nothleidende austheilte) eine wahre Nachfolgerinn Jeſu. — Sie ruht nun im Herrn — im Frieden!

Einige Tage vor Weihnachten kam ich von dieſer, mir merkwürdigſten, Reiſe wieder nach Hauſe, ſagte aber nichts von dem, was in Rotterdam zu meinem Beßten vorgefallen wäre. Um Neujahr fing mein Herr Vetter eines Abends gegen mich an, und ſagte: daß er und ſein Herr Schwager, während meiner Reiſe, übereingekommen wären, ſich zu ſepariren: daß er dem zufolge, auf künftigen Monat Mai, ſeinem Schwager die Fabrikhandlung überlaßen und dieſer ſolche allein für ſeine Rechnung treiben würde. Vermuthlich, ſetzte er hinzu, würde ich mich nicht gern bequemen, für denſelben ferner die Reiſen zu thun. — Nun entdeckte ich ihm, was in Anſehung meiner, bei der letzten Reiſe in Rotterdam vorgefallen war. Er und ſeine

Frau reichten mir ſehr theilnehmend die Hand, und wünſchten mir von Herzen Glück, daß es der Herr ſo gefüget, und für mich ſo väterlich geſorget hatte.

Im Frühjahr 1787 that ich meine letzte Reiſe in Handlungsgeſchäfften, auf welcher ich einen andern, der in dieſem Geſchäffte für Herrn R... reiſen ſollte, mitnahm, um demſelben die Handlungsfreunde zu zeigen, und ihn bei ſolchen einzuführen. — Nach meiner Zurückkunft ward ich gefragt, was ich für meine vierjährigen Dienſte verlangte? — (Wir hatten noch nicht einmal davon geredet; denn, weil ich ſelbſt noch Geld hatte, und mich nicht gern verbindlich machen wollte, ſo blieb die Sache auf ſich beruhen.) Ich antwortete den beiden Herren: daß, weil ich nur die Reiſen für ſie gethan, die übrige Zeit aber für mich behalten hätte: ſo wüßte ich nicht, was ich eigentlich fodern ſollte, und ließ es daher ganz ihrem Gutfinden über. Sie boten mir darauf eine Summe an, womit ich ganz wohl zufrieden war.

Ich zog alſo nun aus dem Hauſe meines Herrn Vetters, wo ich viele Freundſchaft genoſſen hatte, und ging bei Freunde auf Kammern wohnen. Um aber doch nicht ohne Geſchäffte zu ſeyn, fing ich noch zwei Globen an zu verfertigen, die zwiſchen neun und zehn Fuß im Umfang hatten. Hieran fand ich noch einige Jahre Arbeit; dabei gab ich noch einigen jungen Leuten Unterricht in der Geographie; übrigens brachte ich meine Zeit mit Leſen und Betrachten — beſonders aber in der Verehrung, und im Dienſte desjenigen zu, der mich ſo wunderbar, aber doch ſo gut und ſelig, bis hieher geleitet und geführet hatte.

Von meinen Gemüthsumſtänden kann und will ich nun insbeſondere nicht viel mehr ſagen. Nur will ich noch anführen, daß ich nach meinem gehabten Leidensſtand noch ſehr vieles habe durchgehen müſſen, und bin nicht ohne Leiden, ohne Fehler und Schwachheiten geweſen; aber nach meinem Grundprincip bin ich, in allem, unbeweglich geblieben. — Im Umgang mit den Menſchen hab ich noch ſehr viel erfahren. Wer in aller Aufrichtigkeit und Lauterkeit vor Gott zu wandeln ſucht, der macht im Umgange mit andern Menſchen Erfahrungen an ſich ſelbſt, aber auch an andern. — Nach meiner Grundneigung ſuche ich mich dem Wohlgefallen meines Gottes in Jeſu ganz zu überlaßen und hinzugeben, um mit mir alles zu machen, was ihm nur wohlgefällig ſeyn möchte. Dieſe groſe Wahrheit: daß Gott in Jeſu alles, und das Geſchöpf, in ſich betrachtet und ohne Ihn, ein pures Nichts ſey, iſt mir immer tiefer eingedrückt worden, und ich habe ſie durch tägliche Erfahrungen je länger je mehr erkannt. Dieſe Erkenntniß und Erfahrungen haben mich denn auch immer mehr und tiefer auf die Urquelle meines Daſeyns geführet, und meinen ewigen Geiſt erweitert, der in ſeinem Gott, welchen er in Jeſu, als ſeinen lieben Vater anſehen kann, ſelig beruhigt und zufrieden iſt.

---

59. Brief.

Des Verfaſſers Geſinnungen bei Aufſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, und deren Aufnahme vom Publico. — Er hat nur ſeine Führung aufſchreiben, keinesweges aber einen Lebensplan für andere aufſetzen wollen. — Sein Lob- und Dankgebeth zu Gott.

So hab ich dir denn, mein lieber Bruder, meine Lebensgeſchichte nach dem Innern und Aeußern dargelegt. Ich hätte zwar von meiner innern Führung noch weit mehr ſagen können; aber, wenn je meine Geſchichte allgemein bekannt werden ſollte, ſo wird ſchon mehr als zu viel geſagt ſeyn, und die Kritik wird mich, ohne die mindeſte Prüfung, in das Regiſter der Schwärmer und Fanatiker ſetzen.*) Allein, ich kann es den Herren,

---

*) Dieſe Ehre zu erlangen, brauchts heut zu Tage bei weitem noch ſo viel nicht. Man darf nur Jeſum als ſeinen Gott und Heiland bekennen, und nicht die Luſtpartieen der ſogenannten honnetten Geſellſchaften mitmachen, ſo iſt man mit dieſem Namen geſtempelt. A. d. R.

ren, die ſich in unſern Tagen ſchaarenweiſe zu Kritikern aufwerfen, gar nicht übel nehmen, weil ich nicht fodern kann, daß ſie etwas gut heißen ſollen, wovon ſie nichts verſtehen, und wovon ſie nie etwas erfahren haben: denn der natürliche Menſch vernimmt doch nichts von den Dingen, die des Geiſtes Gottes ſind: ſie ſind ihm eine Thorheit, und er kann ſie nicht begreifen. — Mir iſt es gnug, daß mein unſterblicher Geiſt auf dem Wege, den mich der gute Gott geführet, wahre und beſeligende Zufriedenheit gefunden hat. Weiß jemand einen andern Weg, worauf er dieſes unſchätzbare Gut finden kann, ſo wünſche ich ihm von Herzen eine glückliche Reiſe.

Meine Pilgerreiſe iſt zwar etwas beſchwerlich und ſtürmiſch geweſen; man wird auch wenige Reiſegefährten finden, welche durch ſolche Wege, als ich, nach dem Aeußern und Innern, habe durchgehen müßen, geführt werden; auch muß man ja nicht denken, daß ich meine Geſchichte, als den ausſchließlich richtigen, für alle Mitreiſende paſſenden und nöthigen Reiſeplan darlegen wollte. Nein! Gott führet ſeine Kinder nach ſeinem Wohlgefallen, und nachdem er es, nach ſeiner höchſten Weisheit, und nach den beſondern individuellen Umſtänden, für ihr Heil am beſten erkennet; obſchon übrigens zu der Gemeinſchaft mit Gott nur Ein Weg iſt, worin ſich alle Wege vereinigen müßen; nämlich der, welcher uns durch gründliche Buße, Glauben, Selbſtverleugnung in Jeſu und durch Jeſum angewieſen und eröffnet, worden iſt. — Ich habe nur (wie dir mein l. Br. bekannt iſt) auf das liebreiche und wiederholte Zunöthigen meiner Freunde meine Geſchichte aufgeſezt. Findet jemand etwas für ihn Anpaſſendes darin, ſo nehme er das für ſich, und benutze es durch die Gnade Gottes zu ſeinem Heil. Findet er aber nichts darin, ſo iſt es auch gut. Ich verlange niemanden, weder meine Erfahrungen und Einſichten, noch die Art meiner Führung, aufzubringen. Ein jeder ſehe nur zu, wie er wandele, und ob er auf den köſtlichen Grund, Jeſum Chriſtum, Silber und Gold, oder Holz, Häu und Stoppeln baue. — Ich habe nur den Weg beſchrieben, den Gott mich insbeſondre geführet hat; es iſt kein Weg für alle meine Mitpilger. — Nach Stillings oder ſeines Eugenius Heimweh, reiſeten nicht alle, die er auf ſeiner Reiſe antraf, mit ihm nach Egypten; manche kamen durch andere Wege, die nicht directe durch Egypten führten, in das gelobte Land, oder nach Solyma. — Inzwiſchen hoffe ich dennoch, und lebe der Zuverſicht, daß ſich hier und da noch etwas in der Beſchreibung meiner Pilgerreiſe finden werde, das dem Mitreiſenden einige Aufmunterung geben könne, auf dem Kreuzeswege den Muth nicht ſinken zu laßen, oder das Vertrauen nicht weg zu werfen. Die Seligkeit, welche wir zu erwarten haben iſt zu groß, und die Herrlichkeit,

keit, die an uns ſoll offenbaret werden, zu erhaben, als daß alles Leiden, welches über uns kommt und kommen kann, damit in Vergleichung zu ſetzen wäre.

Schon hier erfährt ein Gott ergebenes Herz, mitten unter ſeinen Prüfungen, mitten im Kreuz und Trübſal eine innere Seelenruhe, die unendlich mehr werth und tröſtlicher iſt, als die Freuden derer, die ihr Theil in dieſem Leben ſuchen. Das Stille Bewußtſeyn, unter Gottes Führung und in ſeiner Ordnung zu ſtehen und zu wandeln, gewährt einen Frieden im Gemüthe, der über alle Luſt und Vergnügungen der Sinnlichkeit geht, und den gewiß keine Seele, die das Glück hat, ihn zu ſchmäcken, dafür hingeben würde. Sie ſpricht mit jenem frommen Dichter: Unſer Sehnen, unſre Thränen, tröſten mehr als eure Freud ꝛc. — Ich kann und darf es öffentlich bezeugen: daß ich auf dem Wege, den mich mein Jeſus geführet hat, als ein Mühſeliger und mit mancherlei Gebrechen Beladener, durch ſeine Gnade und nach ſeiner Verheißung (Matth. 11.) Ruhe und befriedigende Seligkeit gefunden habe: und das iſt mir genug!

In den mancherlei Stürmen ſah es zwar oft ſehr mißlich und gefährlich um mich aus: Aber den Anker der Hoffnung und das Ruder des Glaubens hielt ich, durch den gnädigen Beiſtand meines Steuermanns dennoch immer feſt: und fand, mit ſeiner Hülfe, dadurch endlich einen Hafen der Ruhe und des Friedens, in welchem mein Anker, ja mein Alles, wie ich zu ſeiner Gnade und Güte hoffe, hier und ewig befeſtigt bleiben wird. Sollte es aber dem Herrn gefallen, mich vor meinem Hingange, durch fernere Leidens- und Prüfungswege noch bewährter zu machen: ſo hoffe ich von ſeiner Güte, daß er dann auch noch immer das Nöthige ſchenken, daß er mich feſt halten und nicht zugeben werde, daß mein glaubiges Vertrauen auf Ihn jemals — ja auch in Noth und Tod nicht wanke! — Er der treue und gütige Gott ſchenke es aus Gnaden! Amen!

Nun dir, meinem allgenugſamen, meinem ewig liebenden Jeſu! danke ich mit kindlich gebeugtem Herzen, daß du einen ſolchen Sünder geruffen, gezogen, begnadiget, und ſo wunderbar, aber doch ſo gut geleitet und geführet haſt! Du biſt der Anfänger und Vollender meines Glaubens geweſen. Auf deine Zuſage habe ich vertrauet, hab ichs gewagt — hab ich alle meine Zuverſicht geſetzt. Ach! du haſt es über alle Erwartung gut hinausgeführet! — Wenn ich nur auf alle meine Fehler und Gebrechen, und dann auf deine tragſame Liebe und mütterliche Sorgfalt faſt einen Blick zurück werfe: o! dann muß ich mit einem tief gebeugten, lieb- und dankvollen Herzen ſagen: Ja! du mein Jeſus haſt alles — alles wohl gemacht! — In deinem Verſöhnopfer hab ich Vergebung aller meiner Sünden gefunden; — aber dabei bliebs nicht; du wollteſt mich noch weiter führen. Du wareſt mir, ſchon vor meinem Daſeyn von Gott deinem Vater gemacht worden, zur Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligung — und nun biſt du mir auch noch zur Erlöſung geworden; denn du haſt mich, in Gemeinſchaft deiner Leiden, erlöſet, und meinen Geiſt in dir mit der Gottheit vereiniget! — In dieſer Vereinigung haſt du, o mein Jeſus, meinem Geiſte Ruhe und ſelige Zufriedenheit geſchenket! — Ach! was ſoll, was kann ich dir, o du Allertheuerſter! für alle deine Wohlthaten, — was für Dank, was für Erkenntlichkeit ſoll ich dir bringen! — Ach, ich habe von mir nichts, bin nichts, kann nichts! Sey du deßwegen Alles in Allem in mir! — Laß meinen Geiſt deinen untergeordneten Tempel ſeyn, worin du ſelbſt deinen Namen verherrlicheſt. — Mein Alles ſey dir dazu aufs neue hingegeben! —

Ich bin dein Erkaufter: Dein bleib ich hier und ewig!

Dir, meinem Erlöſer, ſammt dem Vater und heiligen Geiſte — meinem Dreieinigen Gott — ſey Ehre, Anbethung und Verherrlichung von mir und allen deinen Erlöſeten, dargebracht, hier und in alle Ewigkeiten Amen.

60. Brief.

Ob der Weg, welchen Gott den Verfaſſer geführet, der Weg eines wahren Chriſten, und in der h. Schrift gegründet ſey? — Hauptlehre der h. Schrift; ſie dringt auf Vollkommenheit. Es gereicht unſerer Religion nicht zur Ehre, nur bei den Anfängen des Chriſtenthums ſtehen zu bleiben.

Lieber Bruder. Die Geſchichte meines Lebens haſt du nun geleſen, und die Wege, die mich der Herr geführet hat, haſt du eingeſehen. Sie ſind wohl bald durchgeleſen, aber nicht ſo bald durchwandelt. —

Ich habe ſchon mehrmalen bezeugt, daß es Gott gefallen hat, meiner mühſeligen und mit mancherlei Gebrechen beladenen Seele, auf dieſem Wege, im Kommen zu ihm, Ruhe und Befriedigung zu ſchenken. — Ob aber dieſer Weg, (den ich, nach meiner Ueberzeugung, nicht nach eigenem Willen eingeſchlagen habe, ſondern vom Herrn geführt worden bin) der Weg eines wahren Chriſten, und in der heiligen Schrift angewieſen und enthalten ſey: darüber wollte ich mich nun, ſo viel mir der Herr Gnade, Licht und Gaben geſchenkt hat, gern etwas näher erklären.

Die heilige Schrift, oder die Sammlung der heiligen Schriften der Propheten, Evangeliſten und Apoſtel, welche wir die Bibel nennen — enthält in den erſtaunenswürdigſten und folgereichſten Geſchichten, in Briefen voll Lehren und Ermahnungen in Sprüchen und Gleichniſſen ꝛc. die Offenbarung des Willens und Anliegens Gottes an alle Menſchen. Es iſt hier weder der Ort, noch meinem Zwecke gemäß, zu unterſuchen, warum denn die heilige Schrift ſo wenig Völkern bekannt geworden ſey? — Die ewige Weisheit wird ſich darüber ſchon einſt, bei allen und jeden, ſo lichtvoll und überzeugend rechtfertigen, daß ſie Recht behalte in allen ihren Wegen und Veranſtaltungen. — Hier habe ich vorab nur diejenigen im Auge, welchen Gott dieſe Offenbarung ſeines Willens hat bekannt werden laſſen. Sie iſt alſo, nach ihrem ganzen Inhalte, noch zur Zeit, nur für uns da, die wir den Namen der Chriſten tragen; und zwar nicht nur für eine beſondere Partei oder Klaſſe derſelben, ſondern für alle und jede, weß Standes und von welchen Einſichten ſie auch ſeyn mögen. — Sie iſt alſo für den Unbekehrten ſo wohl als für den Begnadigten, für den minder oder mehr Geförten in der Heiligung ſo wohl, als für den im bibliſchen Sinn, Vollkommenen geſchrieben. Für alle dieſe muß alſo die heilige Schrift nützlich ſeyn können — und ſie iſt es auch für einen jeden, dem es darum zu thun iſt. In einer genauern Beziehung auf wahre Chriſten ſagt ſie uns: daß es Kinder, Jünglinge und Männer in der Gottſeligkeit gebe. Für alle dieſe muß Unterricht, Lehre — kurz, eine, ihrem beſondern Zuſtande und Bedürfniſſen angemeſſne Nahrung in derſelben anzutreffen ſeyn: — und ſie iſt für alle darinnen zu finden; ſie iſt eine Regel und Richtſchnur für alle und jede.

Der Hauptinhalt der Heiligen Schrift iſt folgender:

"Gott hat den Menſchen gut und nach ſeinem göttlichen Ebenbilde erſchaffen, fand aber nach ſeiner Weisheit nöthig, ihn auf die Probe zu ſtellen. Der Menſch iſt in dieſer Prüfung nicht beſtanden, ſondern hat ſich durch Ungehorſam von Gott abgewandt, und iſt dadurch unter die Herrſchaft der Sünde, und in einen jämmerlichen, elenden Zuſtand gerathen. Der liebe Gott wollte aber den Menſchen in dieſem ab-

"gefallenen Zuſtande nicht liegen laſſen. Er liebte ihn ſo ſehr, daß er ſeinen eingebornen Sohn in die Welt ſandte, um durch Ihn den gefallnen Menſchen wieder aufzurichten. Derſelbe ſollte ihn aus ſeinem tiefen Sündenelende, aus ſeinem verlornen Zuſtande wieder erlöſen; durch Ihn ſollte das verlorne Bild Gottes in dem Menſchen wieder hergeſtellt werden, und durch Ihn ſollte auch der Menſch, wenn er ihn zum Mittler und Erlöſer annähme, und ſeinem Vorbilde nachfolgte, wieder ewiges, ſeliges Leben erhalten. — Dieſer Sohn Gottes wird auch einſt ſeinen Leib wieder auferwecken, und am Ende der Welt über alle Handlungen der Menſchen Gericht halten, und das Urtheil zur Seligkeit oder Verdammniß über alle Menſchen ausſprechen." ꝛc.

Dieß iſt Hauptlehre und der Hauptgegenſtand der Bibel. Im alten Teſtamente wird dazu, durch die Verheißung des Weibesſamens der Eingang gemacht; durch fernere Verheißungen, Opfer und Vorbilder fortgeſetzt und überall darauf hingewieſen. Im neuen Teſtamente iſt dieſe Hauptlehre noch deutlicher enthalten, und alles wird in Jeſu Chriſto, dem Gottmenſchen, dem Mittelpunct aller bisherigen Veranſtaltungen Gottes, vollendet. — Was die heilige Schrift noch ſonſt enthält, ſind Geſchichten, die auf dieſe Hauptſache Bezug haben, ſind Zeugniſſe und Beweiſe ihrer Göttlichkeit: ſind Anweiſungen der Wege, welche man wandeln — der Pflichten, welche man erfüllen muß, wofern man durch dieſen göttlichen Mittler wieder aus ſeinem elenden, ſündlichen Zuſtande erlöſet werden will. — Die Anweiſungen, Belehrungen und Ermahnungen zu einem gottſeligen Leben gehen alle dahin, um den obigen Zweck zu erreichen; nämlich: den von Gott abgefallenen Menſchen, durch Chriſtum, wieder in die göttliche Gemeinſchaft zu bringen. Hieraus folget, daß, wenn der Menſch nicht von Gott abgefallen wäre, auch die Erlöſung durch Chriſtum nicht würde nöthig geweſen ſeyn. Da ſie aber nun nöthig war, ſo muß ſie auch vorzüglich dahin abzwecken, wozu ſie nöthig geworden iſt. Und dahin zielet, das verrichtet auch dieſe herrliche, wundervolle Erlöſung durch Chriſtum in dem allerausgebreitetſten Sinne. Denn, ſo an eines (nämlich Adams) Sünde viel geſtorben ſind, ſo iſt vielmehr Gottes Gnade und Gabe vielen reichlich wiederfahren, durch die Gnade des einigen Menſchen Jeſu Chriſti. Röm. 5, 15. Dieſer Erlöſer ſagt ſelbſt, daß Er der Weg, die Wahrheit und das Leben ſey, und daß niemand zum Vater kommen könne als durch ihn. Er und ſeine Apoſtel ſagen uns: daß Jeſus als ein Verſöhner der Menſchen mit Gott, und als ein Erlöſer derſelben von der Sünde und Ungerechtigkeit in die Welt gekommen ſey; aber, daß wir auch als Verſöhnte durch Ihn unſern Erlöſer, wieder in die Gemeinſchaft und Vereinigung mit Gott, unſerm lieben himmliſchen Vater, gebracht werden ſollen: damit Gott in Chriſto, nach dem Recht der Schöpfung, durch ſein Geſchöpf, wieder geliebt, verehret und verherrlichet würde. Dieſes war Zweck der Schöpfung, und iſt auch der Zweck der Erlöſung durch Chriſtum.

Wir wollen denn nun ſehen und unterſuchen, was uns die heilige Schrift für Wege anweiſet, um dahin zu gelangen, daß Gott in Jeſu von ſeinem Geſchöpfe wieder verehret, geliebt und verherrlicht werde.

Jeſus ruft als ein Verſöhner und Sündentilger (Matth. 11.) allen Mühſeligen und unter der Laſt ihrer Sünden Beladenen zu: Kommet her zu mir! Ich will euch erquicken. Nehmet nur mein Joch auf euch, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. — Die Einladung iſt alſo für alle Mühſeligen da, und der Erfolg, die Ruhe der Seelen, wenn wir zu Ihm kommen, nach ſeiner Verheißung gewiß: aber, alle Begebenheiten, alle Schritte, die dem Sünder im Kommen zu Jeſu aufſtoßen, ſind uns nicht ausdrücklich gemeldet; denn, wenn uns die heilige Schrift einen Weg, wie ihn eine begnadigte Seele oft geführet wird, ganz ausführlich, und als den einzigen Weg zur Seligkeit, dargelegt hätte: ſo würden diejenigen, welche nicht auf die nämliche Art zur Ruhe und zum Frieden gekommen wären, Urſache haben, ihren Gnadenſtand zu bezweifeln. Die heil. Schrift gibt uns nur überhaupt die Sache an; ſie ſagt uns, zu wem wir kommen, und welcher Mittel wir uns bedienen ſollen, um dahin zu gelangen; die Empfindungen, die Gefühle, die Verſuchungen und Prüfungen, die einer jeden Seele insbeſondre auf dem Wege zu Chriſto begegnen, gibt ſie nur ſo in allgemeinen Ausdrücken an: ſie ſind auch ſo ſehr verſchieden, als die Menſchen von Temperament und Eigenſchaften unterſchieden ſind. Darum mußte nach dem weiſen Plan Gottes, ſein Wort ein Zeugniß für alle und eine Schatz- und Vorrathskammer ſeyn, worin ein jeder nach ſeinen beſondern Bedürfniſſen, Unterricht, Rath, Troſt und andere Geiſtesnahrung finden ſollte. — Die heilige Schrift gibt uns nur die Hauptſache von dem Rath und Willen Gottes — aber auch ſo ausführlich an, daß wir alle, und ein jeder für ſich, alles darin finden, was uns auf Zeit und Ewigkeit befriedigen kann.

Es iſt Lehre der heil. Schrift: daß man ſich bekehren, daß man, als ein verlorner Sünder, die Sünde fühlen, ſie von Herzen bereuen, und unter der drückenden Laſt derſelben, zu Chriſto, als einem Verſöhner, und als dem Erlöſer von Sünden kommen müße; daß derſelbe Heiland den

Sünder aus ſeinem ſündlichen Zuſtand erlöſen, und bei Gott wieder in Gnaden bringen wolle. — Sie lehret aber auch, daß wir hiebei, als bei der Grundlage des Gebäudes, nicht ſollen ſtehen bleiben; nein, ſie will, daß auch nun auf dieſen Grund ein Haus oder Tempel, worinnen Gott ſeine Wohnung habe, durch den Geiſt Jeſu ſolle aufgebauet werden. Deßwegen lehret ſie auch und dringet darauf, daß: da wir ſo große Verheißungen hätten, wir uns auch nun reinigen (oder reinigen laßen) müßten von aller Befleckung des Fleiſches und des Geiſtes, und unſere Heiligung vollenden in der Furcht Gottes. Sie bezeugt: daß nichts Unreines in das neue Jeruſalem eingehen — daß nur die, welche reines Herzens ſind, Gott ſchauen ſollen; daß ohne Heiligung niemand den Herrn ſehen könne. — Paulus bittet für die glaubigen Epheſer: daß der Gott unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der Vater der Herrlichkeit, ihnen geben möge den Geiſt der Weisheit und der Offenbarung zu ſeiner ſelbſt (Gottes) Erkenntniß; und erleuchtete Augen ihres Verſtändniſſes, auf daß ſie erkennen möchten, welches da ſey die Hoffnung ihres Berufs, und welches da ſey der Reichthum ſeines herrlichen Erbes an ſeinen Heiligen; und welches da ſey die überſchwängliche Größe ſeiner Kraft an uns, die wir glauben, nach der Wirkung ſeiner mächtigen Stärke. — Wer ſieht nicht aus dieſem Spruche, daß Paulus hier etwas Großes und Erhabenes für ſeine Gläubigen im Auge habe, zu deſſen Erkenntniß ſie noch erſt kommen, zu deſſen Beſitz ſie noch erſt gelangen ſollten? Gewiß iſt der Reichthum ſeines herrlichen Erbes, und die Offenbarung der überſchwänglichen Größe ſeiner Kraft an ſeinen Heiligen etwas mehr, als die anfängliche Erleuchtung zur Buße, und die Vergebung der vergangenen Sünden. — Ferner, ſollen auch wahre Anbether den Vater im Geiſt und in der Wahrheit anbethen. — Es ſoll mit den Gläubigen dahin kommen, daß ſie mit Paulo ſagen können: Nun aber ſpiegelt ſich in uns des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſichte, und wir werden verkläret in daſſelbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geiſt iſt. — Gott will in den Gläubigen wohnen und will in ihnen wandeln. — Sie ſollen göttlicher Natur theilhaftig werden. — Wer mich liebet, ſagt Jeſus, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. — Die alſo den Herrn lieben, ihm ſo anhangen, die werden Ein Geiſt mit Ihm. — Ich lebe, ſagt der Apoſtel, doch nun nicht mehr ich, ſondern Chriſtus lebt in mir. ꝛc. Dieſe und noch eine Menge Zeugniſſe und Verheißungen mehr (die der Bibelfreund leicht ſelbſt aufſuchen und nachſchlagen kann) hat Gott für die Seinigen in ſeinem Worte aufzeichnen laßen, und ihnen damit gezeigt, wohin es mit ihnen kommen ſollte, und wohin er ſie bringen will, wenn ſie ſich, mit Verläugnung ihrer ſelbſt, und aller Dinge Ihm ſo ganz überlaßen. Aber auch zu dieſer Stuffe zu gelangen, hat uns Gott in ſeinem Worte nur einen allgemeinen Weg angewieſen; allein, ein jeder kann dennoch allezeit nach ſeinen beſondern Bedürfniſſen, Nahrung und Zurechtweiſung darin finden: Es iſt genug, daß es uns von Gott offenbaret iſt, wohin er die Seinigen bringen will; ſein Wort und Geiſt wird ſie ſchon in alle Wahrheit (wenn ſchon oft durch dunkele, unbekannte Steige) leiten. Er kennt die Wege am beſten, die er einen jeden führen muß, um das Ziel zu erreichen, und das Kleinod zu erlangen, welches er in ſeinem Worte dargelegt und verheißen hat.

Unſer Heiland und ſeine Apoſtel zeigen uns aber auch, daß der Weg, worauf wir zu Chriſto kommen, und durch Chriſtum wieder mit Gott verſöhnt, der Weg, worauf wir geheiliget und wieder zur ſeligen Gemeinſchaft mit Gott gebracht werden ſollen, ein Leidens- und Sterbensweg ſey. Jeſus unſer Heiland, der Herzog unſerer Seligkeit, hat uns dieſen Weg eröffnet, und iſt uns denſelben vorgegangen. Er hat ihn dadurch zur königlichen Heerſtraße gemacht, und befiehlt allen ſeinen Jüngern, ihm auf demſelben nachzufolgen. Durch das ganze neue Teſtament wird uns kein anderer angegeben. Es heißt überall von dieſem Wege: — Daß wir, in der Nachfolge Jeſu, uns ſelbſt verläugnen, mit Chriſto leiden, gekreuzigt werden und ſterben ſollen. Der alte Menſch ſoll ſterben und verweſen, aber der neue Menſch ſoll auferſtehen, mit Chriſto in einem neuen Leben wandeln, und göttlicher Natur theilhaftig — ja Ein Geiſt mit Gott werden. — Paulus ſagt: er wäre geſtorben, er wäre mit Chriſto gekreuziget. Er war alſo, in der Leidensgemeinſchaft mit Jeſu, ſich ſelbſt und ſeiner Ichheit abgeſtorben; deßwegen konnte er auch nun ſagen, daß nicht er, ſondern Chriſtus in ihm lebe. Dergleichen Ausdrücke bedient ſich der Apoſtel ſehr viel. Er kannte Jeſum und die Kraft ſeiner Auferſtehung und Gemeinſchaft ſeiner Leiden. Er wollte ſeinem Tode ähnlich werden, und mit ihm zu einem neuen Leben auferſtehen. Sein und der Gläubigen Leben ſollte, wann ſie ſo geſtorben wären, mit Chriſto in Gott verborgen ſeyn. Dieß iſt mit eine Hauptlehre jenes Apoſtels Pauli: dahin war er gekommen, und dahin wollte er auch ſeine Mitgläubigen gern gebracht ſehen. Hätte uns Paulus, dieß auserwählte Rüſtzeug Gottes, ſeine ganze, ausführliche Lebensgeſchichte hinterlaßen: ſo würden wir noch weit mehr von den Wegen einſehen, deren ſich der Herr bedient hat, ihn zu dem Stande zu bringen, wovon er in ſeinen Briefen an die Gläubigen hin und wieder, ſo viel Meldung thut, und darauf andringet, dieſes Ziel zu erreichen. Allein, eine Lebensgeſchichte uns zu einer Regel und Richtſchnur zu hinterlaßen, war nicht die Abſicht Gottes. Er wollte nicht, daß ſich ſeine berufenen Kinder nach einem menſchlichen Muſter auſſer Chriſto formen ſollten: (welches doch ſo viele, bei dem Anſehen eines Apoſtels und der Neigung im Menſchen zum nachbilden, würden gethan haben) ſondern ſie ſollten nur auf das Ziel ſehen, und und wegen der Mittel, dahin zu gelangen, allein auf ſeine Fürſehung und ſeinen täglichen und augenblicklichen Beiſtand vertrauen. — Gott ließ nicht zu, daß in einer Schrift, die allen Menſchen, zu allen Zeiten zur Richtſchnur dienen ſollte, etwas mehr verzeichnet würde, als was uns überhaupt, und einem jeden insbeſondre, nach ſeinen jedesmaligen Umſtänden nöthig war. Er hat uns gnug offenbaret, wohin er es durch Chriſtum mit dem begnadigten Sünder endlich bringen will; aber die Wege, deren er ſich dazu zu bedienen für gut findet, hat er ſeiner Weisheit vorbehalten. Unmöglich können ſolche auch bei allen einerlei ſeyn; denn, Erziehung, Lage, Stand und Begebenheiten des Lebens ſind immer ſehr verſchieden. Deßwegen ſind auch, natürlicher Weiſe, die Leiden, welche einer Seele auf dieſem Wege zuſtoßen, nicht einerlei. Sie ſind ſo ſehr verſchieden, als die Gemüther an

Temperament, Fähigkeiten, Geiſtes- und Leibesſtärke verſchieden ſind. — Ueberdieß haben auch die berufenen und begnadigten Seelen nicht einerlei Beſtimmung; weil alle Glieder an Einem Leibe nicht zu einerlei gemacht ſeyn können, wenn ſie ſchon von Einem Geiſte regieret werden. Hierüber hat ſich die heil. Schrift an manchen Orten auch deutlich genug erkläret: man leſe nur 1 Korinther 12. — Auch liegt in dem Gleichniß von der Austheilung der verſchiedenen Pfunden (Matth. 25, 15. bis 18.) ebenfalls in dieſer Hinſicht, ein tiefer Sinn.

Ein jeder, der in dem, was Gott von ihm fodert, Treue beweiſet, wird ſchon durch ſeinen Geiſt ſo zubereitet werden, daß er ſich für den Ort ſchickt, den Gott für ihn beſtimmet hat, und ſein Glückſeligkeitstrieb wird in dem Stande befriedigt ſeyn. So viel ich mich beſinne, hab ich in meiner Geſchichte, den Weg, welchen mich der Herr geführet, kein einziges Mal als einen allgemeinen Weg für alle Chriſten angegeben. Nein, das hab ich nicht gethan; weil mir mein göttlicher Führer Erfahrung genug gegeben hat, um zu wiſſen, daß dieſes nicht geſchehen durfte. Aber, ich finde mich verpflichtet, die Wege, welche ich geführet worden bin, ſo viel möglich ins Licht zu ſtellen, um zu zeigen, daß ſie in der h. Schrift gegründet, und mit derſelben Sinn und Zweck übereinſtimmend ſind; laſſe aber dabei gern einen jeden, der mir keinen Beifall geben will, ſeinen Einſichten und Ueberzeugungen über — und vor allen andern denjenigen, der keine Ueberzeugung annehmen will.

Der Ehrwürdige Greis De Marées ſagt in ſeinen Briefen über die neuen Wächter der Proteſtantiſchen Kirche, 10. Brief, S. 138. "Ich
"glaube, daß zu einer vollkommenen Liebe viel
"erfodert werde, und daß nur wenige, ſelbſt
"gute Chriſten dieſen Gipfel hienieden erſteigen:
"daß daher zwiſchen der untern Bank, worauf
"die Religionsſchüler ſitzen, und zwiſchen der
"oberſten, worauf die Vollkommenen in der
"Liebe gehören, noch viele Zwiſchenbäncke ſeyen."

Es iſt nicht billig, und macht unſerer allerheiligſten Religion keine Ehre, daß man nur bei den Anfängen des Chriſtenthums will ſtehen bleiben, und deßwegen die, welche einen Zug und Ruf in ſich fühlen, nicht allein Jeſum als einen Anfänger, ſondern auch als einen Vollender ihres Glaubens zu ergreifen, mit mancherlei Beſchuldigungen belegt, und ſie bei andern verdächtig machen will, als wären ſie keine Bibel-Chriſten; als gingen ſie die Verſöhnungslehre, oder Jeſum und ſein Verdienſt vorbei, und dergl. mehr. Dieß iſt Verläumdung, und macht, wie geſagt, der Religion Jeſu keine Ehre. — Wahrlich! die Abſichten Gottes bei dem Werke der Erlöſung können nicht anders als groß ſeyn. Ja, ſie ſind groß, erhaben und gewiß viel weiter reichend, als eine angehende, auch noch in etwa geförderte, Seele je vermuthen und ahnen kann.

Wir ſollen durch Chriſtum noch in einen herrlichern Stand verſetzt werden, als wir in Adam verloren haben. Denn, nachdem wir nun einmal durch den Fall in einen Zuſtand gekommen ſind, worin wir wiſſen, was gut und böſe iſt — oder wodurch das Erkenntniß des Guten und Böſen ſich durch die leidige Erfahrung in uns entwickelt hat: ſo iſt es eine weit größere Ehre und Verherrlichung Gottes, daß er ſolche Abgewichene durch Chriſtum wiederbracht hat, als wenn ſie im Stande der Unſchuld geblieben wären. Auch iſt ohne Zweifel die Freude und Seligkeit derer ungleich größer, welche nach großem Kampf, nach viel Trübſal und Elend, endlich zur vollkommenen Ruhe und Friedensgenuß gelangt ſind, als derjenigen, die in einem ununterbrochenen Zuſtande von Ruhe und Unſchuld gelebt, und nie erfahren haben, was Kampf und Leiden war: eine Bemerkung, welche ſchon viele gemacht haben, weil ſie eine Wahrheit enthält, die ſchon in der Erfahrung des menſchlichen Lebens gegründet iſt.

Man muß das Wort Gottes in ſeinem Zuſammenhange, und Chriſtum und ſein Erlöſungswerk, ſo wie er uns von Gott gemacht und gegeben worden iſt, in ſeiner ganzen ausgebreiteten Fülle annehmen; ſonſt verkleinert man dieſen göttlichen Erlöſer. Denn er iſt ein vollkommener Erlöſer, der ſeine Auserwählten wieder ganz und vollkommen, in den herrlichen, ja in einem noch weit herrlichern Stand verſetzen will, als der Stand Adams vor dem Falle war.

Es iſt mir oft auffallend geweſen, wann ich hörete, daß Prediger, welche die Religion Jeſu von Herzen bekannten, und von der Nothwendigkeit der Sinnesänderung überzeugt waren, bei Begnadigten nichts weiter als die Anfänge des Chriſtenthums wollten gelten laßen, und diejenigen auf dem Irrwege glaubten, welche ſich damit nicht begnügten, ſondern auf einen genauern gottſeligen Wandel drungen. — Es iſt zwar an dem, daß ſie in ihren öffentlichen Vorträgen dem gemiſchten Haufen ihrer Zuhörer nicht wohl viel mehr darlegen können, als die Materie von der Erkenntniß des Sündenelendes, von der Nothwendigkeit der Buße, Bekehrung und Wiedergeburt, ꝛc. in allgemeinen und bibliſchen Ausdrücken, ohne in das Detail und die Tiefe einzugehen, worin eine erfahrne Seele dieſe allgemeine Ausdrücke faſſet und ſich applicirt. Es wäre nicht weiſe gehandelt, denen, die kaum oder noch gar nicht angefangen haben, ſchon die ganze Perle, den ganzen Prozeß oder Weg der Heili-

gung,

gnung, bis zu der Vereinigung mit Gott in Chriſto vor Augen legen zu wollen. Allein, ein erfahrner Lehrer weiß auch in dieſer Rückſicht das Wort Gottes recht zu theilen, aus ſeinem Schatz Altes und Neues hervor zu langen, ſo, wie es die Bedürfniſſe einer jeden Klaſſe von Zuhörern fordern, und ſo, daß ein jeder, in ſeinen beſondern Umſtänden, daraus Unterricht, Troſt oder Aufmunterung erhält, dem Kleinod nachzujagen, wenn es ihm anders um Gott zu thun iſt.

Ein ſonſt gutmeynender, aber in den innern Wegen der Verläugnung und Abſterben noch ungeübter, chriſtlicher Lehrer, mag immerhin die Lehre der Gottſeligkeit nur ſo weit treiben und vortragen, als er ſie verſteht und faſſen kann: aber er muß uns dasjenige nicht verdächtig machen, was im Worte Gottes offenbart iſt, und uns zeiget, wohin es Gläubige in der Gnadenkraft Jeſu bringen können und ſollen; das heißt wahrlich Jeſum und ſeine Religion beſchimpfen, und ihm die Kraft abſprechen, als ob er ſeine Gläubigen nicht weiter, als eben über die erſten Gränzen der Bekehrung bringen könnte. — Das iſt eben eine große Ehre für unſere Religion, daß der Hauptgegenſtand ihres Bekenntniſſes, ja der Mittelpunct ihrer Lehre, Jeſus Chriſtus, ein vollkommener Erlöſer iſt. Das Ganze ſeines Erlöſungswerks beſchränkt ſich nicht bloß dahin, daß er unſer Verſöhner iſt; daß Gott, um ſeines Verſöhnopfers willen uns alle begangene Sünden vergeben, und uns wieder ein gnädiger Gott ſeyn will: ſondern er will uns auch noch von dem Dienſt und der Sklaverei der Sünden erlöſen; er will uns auch von dem Grundverderben, woraus alles Böſe entſteht und hervor quillt, von unſerm Stolze, von der böſen Eigenliebe frei machen, und es mit uns dahin bringen, daß wir Gott ganz wieder untergeordnet werden. Wir ſollen in der Gemeinſchaft und Vereinigung mit dem Vater in dem Sohne durch den Heiligen Geiſt, ewige Befriedigung und Seligkeit finden: dazu iſt er unſer Erlöſer geworden.

Da ſich jetzt alles wider unſere heilige Religion empört; da die Macht der Finſterniß, des Unglaubens und der falſchen Aufklärung daran arbeiten, ſie ganz zu ſtürzen: ſo glaub ich, daß Jeſus ſeinen verheißenen Geiſt ſo viel mehr und kräftiger ausgießen,*) die Geſtalt der Erde erneuen

---

*) Man erlaube mir, den Gedanken hier niederzuſchreiben, der mir eben an dieſer Stelle hierüber beifällt. — Als die erſte große Ausgießung des H. Geiſtes zur Gründung der Chriſtlichen Kirche geſchah, waren die Geſandten Jeſu alle einmüthig beieinander. Sollte dieß nicht auch bei der bevorſtehenden neuen Gründung und Errichtung der Chriſtlichen Kirche Statt haben müßen? wo nicht nach dem Orte, doch nach der Einigkeit des Sinnes, mit Verläng-

neuen, und ſich ſolche Rüſtzeuge zubereiten und ſchaffen werde, welche Vorbilder ſeiner Kirche ſind. — Und gewiß, die er ſo durch ſein Blut erkauft, erlöſet und verſöhnt, durch ſeinen Geiſt geheiligt, und durch ſich ſelbſt mit der Gottheit wieder vereiniget hat, die werden in der Stunde der Verſuchung, die ſchon angefangen hat, und in welcher, wann ſie einmal, durch die losgelaßene Macht der Finſterniß, auf den höchſten Grad getrieben iſt, auch kaum die Auserwählten vor der Verführung werden ſicher bleiben — ja, da werden ſolche mit Gott vereinigte Seelen aushalten können: ſie werden in den härteſten Proben, Jeſum als ihren Gott, Heiland und Verſöhner freimüthig bekennen, ſollten ſie auch ihr Bekenntniß mit Marter und Tod verſiegeln müßen.

Ich wollte deßwegen diejenigen meiner Leſer, ſie mögen von einer Partei ſeyn, von welcher ſie wollen, welche unſerer allerheiligſten Religion als Lehrer vorſtehen, und von Herzen be-

ken-

läugnung aller beſondern Meinungen in Religionsſachen? Und haben wir nicht ſchon davon ein liebliches Vorſpiel in der brüderlichen Vereinigung der Engliſchen Miſſionsſocietät, die ſich aus allen Parteien zu einem Zweck ſo ganz brüderlich vereinigt hat? — Es ſcheint ſo gar, daß die falſche Toleranz, die Aufklärung, der ächten Toleranz — der Tochter der Erleuchtung hierin hat vorarbeiten müſſen. — Anmerk. des Redact.

kennen, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes und der Erlöſer der Menſchen ſey; — auch alle die nicht Lehrer ſind, und dieß alles doch von Herzen glauben: ich wollte, ſage ich, dieſe alle brüderlich bitten, daß ſie das, was ſie ſelbſt noch nicht eingeſehen und erfahren haben, nicht ſo ganz ohne genugſame Prüfung verwerfen möchten. Wer in Wahrheit ein Glied am Leibe Chriſti iſt, der hat auch Theil an allen Vorzügen der andern Gliedern an demſelben Leibe. Wir müßen da nicht aus Eigenliebe, und eitler religiöſer Rechthaberei, das Gute, welches andere haben — wenn wir es ſchon nicht ganz durchſehen können — verwerfen, und den Rock Jeſu, der doch nicht getheilt werden ſollte, theilen wollen.

61. Brief.

Der Verfaſſer gibt ſich nicht für einen Lehrer aus. — Der Gott der heutigen Philoſophen iſt nicht der Gott der Bibel, ſondern ein bloßer Natur-Gott. — Anerſchaffnes Bedürfniß und Glückſeligkeitstrieb im Menſchen. Der Menſch iſt nicht mehr unter der Ordnung Gottes; ſein Glückſeligkeitstrieb kann nur durch Rückkehr unter dieſe Ordnung, durch Abſterbung und Vernichtigung des Stolzes und der Eigenliebe befriedigt werden.

Durch alles, was ich im Vorhergehenden geſagt habe, wollte ich mich ja nicht für einen Lehrer

rer ausgeben; nein! ich wollte nur brüderlich bitten. Ich bin kein Lehrer, und noch viel weniger ein Gelehrter: für ſo etwas geb ich mich gar nicht aus. Aber, da mir Gott doch einige Fähigkeiten gegeben hat, dasjenige, was ich ſehe, höre und leſe, in etwa zu beurtheilen; da ich ferner auch eine geraume Zeit in die Schule Jeſu gegangen bin, und unter ſeinem Kreuze manches gelernt und erfahren habe, was man eben auf den hohen Schulen dieſer Welt nicht lernen und erfahren kann: ſo darf ich mich doch, dem Anfange nach, für einen Schriftgelehrten zum Himmelreich gelehrt, ausgeben. — Zwar ſind meine geringen Gaben und Talente nicht ſo ausgebildet worden, daß ich auf das Verdienſt eines Schriftſtellers Anſpruch machen könnte; und wenn man nicht in mich gedrungen hätte, meine Lebensgeſchichte aufzuſetzen, ſo wäre wohl niemals eine Zeile von mir im Druck erſchienen. Allein, da es die Fürſehung ſo gefüget hat, daß ich häufige Gelegenheiten gehabt habe, vieles in der Welt, und, durch Gottes Führung an mir ſelbſt zu erfahren: ſo habe ich dafür gehalten, es ſey meine Pflicht, den liebreichen Zunöthigungen meiner Freunde nachzugeben, in der demüthigen Hoffnung, daß heilsbegierige Seelen doch noch hin und wieder etwas zu ihrer Belehrung und Aufmunterung in meiner Pilgerreiſe finden werden. Sie liefert Thatſachen und Erfahrungen, freilich nur in ein ſchlechtes, gerades Gewand gekleidet. Fehlt daher meiner Schrift gleich der Schmuck, womit ein ſchriftſtelleriſches Genie ſeine Werke dem größten Theile ſeiner Leſer intereſſant macht: ſo iſt ſie doch auch frei von dem Gifte, welches in dieſen oft ſo häufig verſteckt liegt, und von vielen ſo begierig eingeſogen wird.

Einen großen Theil der in unſerm Jahrhundert herausgekommenen Schriften hab ich geleſen, und in manchen viel Gutes gefunden. Ich darf, mit jedem vernünftigen Manne, der ſich mit der Betrachtung dieſer Producten des Geiſtes etwas abgegeben, die fortſchreitende Cultur und Aufklärung in den Künſten und Wiſſenſchaften nicht verkennen: ich will auch nicht läugnen, daß die Philoſophie manche Vorurtheile und Albernheiten des Aberglaubens weggeräumt hat. Aber leider! iſt ſie dabei nicht ſtehen geblieben; ich habe gefunden, daß, unter dem Vorwande, alte Jüdiſche Vorurtheile wegzuräumen, und den Aberglauben zu ſtürzen, ſie den Glauben der Chriſten ſelbſt untergraben will; und ſichtbare traurige Folgen haben nur gar zu deutlich bewieſen, wie ſehr dieſe Bemühungen gelungen ſind.

Die Philoſophie unſerer Zeit ſucht alles, was nur einen Bezug auf die Religion Jeſu hat, niederzureißen und zu zertrümmern. Sie will uns für den Gott der Bibel, einen Natur-Gott, oder vielmehr gar keinen Gott, an die Stelle geben: denn, wenn ſie auch noch einen Gott läßt, ſo iſt es doch ein ſolcher, der mir nicht helfen, noch für alle meine Bedürfniſſe Befriedigung geben kann; und ein ſolcher Gott iſt mir nicht brauchbar noch nütze. Wem dieſer Gott genüget, und ſich von dem in der Bibel geoffenbarten wahren Gott nicht überzeugen laßen will, dem will ichs gern laßen, und hab ihm weiter nichts zu ſagen. — Aber, indem ich den Urſachen aller der Verirrungen der menſchlichen Vernunft nachforſchte, hab ich erkannt, daß ihr Stolz die Haupturſache iſt. Ich habe eingeſehen, daß der Menſch von dem erſten und berühmteſten Philoſophen an, bis zum dümmſten Adamskinde voll Stolz, Eigenliebe und Rechthaberei iſt.. Und leider! beleben dieſe, allen Frieden und Seelenruhe zerſtörenden Eigenſchaften oder Leidenſchaften unter allen Geſchöpfen vorzüglich den Menſchen! — Dieſes Emporſtreben, welches ſeine Seelenkräfte in demüthiger Abhängigkeit und Unterwerfung unter Gott ſeinen Schöpfer, und in deſſen Ordnung, zur Gottähnlichkeit hinaufadeln ſollte: dieſes Emporſtreben, ſage ich, hat bei dem Menſchen durchgehends eine ſchiefe und verkehrte Richtung genommen. Alles ſucht er auf ſich zu bezwecken, und raubet Gott was ſein iſt. Der Stolz ſeiner Vernunft, wollte ſich wohl alle Geſchöpfe, ja Gott ſelbſt unterordnen. Alles ſoll ſich nach ihm richten, alles auf ihn Bezug haben. Hiebei bleibt er ein unglücklicher, und an ſich ſelbſt gefeſſelter Sclave, ſo wohl in der göttlichen als weltlichen Regierung. Wer aber der Offenbarung Gottes in der Bibel folgt, und mit aller Treue zu thun ſucht, was ſie uns zu thun anweiſet; dabei aber vor allen Dingen Jeſum Chriſtum zu ſeinem einigen Erlöſer, und für alles das annimmt, wozu er uns geſchenkt, und in Gottes Worte angewieſen iſt: der wird ein ganz freier Menſch; (weil ihn der Sohn Gottes frei macht) er iſt nicht allein frei unter der göttlichen Regierung, ſondern er würde ſich auch unter einer jeden menſchlichen Regierung frei fühlen, wenn er gleich unter der Botmäßigkeit des Marokkaniſchen Fürſten leben müßte.

Der Menſch wird mit dem Bedürfniß, glücklich zu werden, geboren; er hat einen anerſchaffenen Glückſeligkeitstrieb, und ſein natürliches Beſtreben geht unaufhörlich dahin, ihn zu befriedigen. In dieſem Glückſeligkeitstrieb beſteht ſeine Exiſtenz, ſeine ganze Ichheit. — Der Menſch, durch dieſen Trieb geſpornt, ſucht ſich überall empor zu ſchwingen, ſich gern Ehre und Anſehen und die Mittel dazu in der Welt zu verſchaffen. Wer dieſes nun in gehöriger Ordnung thut, ſich keine krumme Wege dabei erlaubet und keine Ungerechtigkeit damit verknüpft, den kann man als einen rechtſchaffenen Mann in der Welt anſchauen, denn er benutzt ſeine Fähigkeiten, bilder dieſelben zu einem guten Weltbürger aus, und kann daher, durch ſeine Talente, zum gemeinen Beßten vieles beitragen: dieſes iſt in ſeinem Fache nicht gering zu ſchätzen. Aber er mag in der Welt ſo hoch ſteigen als er will, ſo viel weltliche Güter erhalten, als er gewünſcht, ſeine Sehnſucht wird nicht geſtillt, ſeine Bedürfniſſe werden nicht befriediget. Es liegen Glückſeligkeitstriebe im Menſchen, die kein geſchaffenes Weſen auf eine bleibende Weiſe befriedigen kann. Hat er einmal die Stuffe erſtiegen, worauf er vor Erreichung derſelben, glaubte, glücklich zu ſeyn: ſo ſchwindet ihm das geträumte Glück unter den Händen weg, ſo bald er ſie erreicht hat. Sein Hang, ſeine Sehnſucht und Beſtreben geht immer weiter; ſeine Bedürfniſſe werden nach dem Maße immer größer, als er höher ſteigt. Und je mehr Bedürfniſſe ein Geſchöpf hat und fühlt, je größer iſt auch ſeine Anlage zur Glückſeligkeitsfähigkeit! — aber auch deſto unzufriedener und unſeliger iſt ſein Zuſtand, weil dieſe Triebe nicht in die Quelle zurück geführet werden, woraus ſie gefloſſen ſind, und worin ſie allein können geſtillet werden.

Dieſe Bedürfniſſe, dieſe Glückſeligkeitstriebe mußten dem Menſchen als einem vernünftigen Geſchöpfe, von ſeinem gütigen Schöpfer anerſchaffen werden; ſonſt würde er ein unthätiges, klotzartiges Ding geblieben ſeyn. Aber durch das Abweichen des Menſchen von ſeinem Schöpfer, durch den Ungehorſam gegen deſſen Befehle, iſt der Glückſeligkeitstrieb verderben und verſchoben und die eigentliche Natur ſeiner Bedürfniſſe verkannt — folglich auch dieſelben auf die verkehrte Art zu ſtillen geſucht worden. — Wie das alles noch in der Ordnung Gottes ſtand, da war auch alles noch in der Harmonie mit Gott, geſtillt und befriedigt. Da aber der Menſch nicht mehr in dieſer Ordnung iſt, ſo ſucht er dieſe Triebe in Sachen zu ſtillen, worinnen ſie niemals befriedigt werden können. Der Ausſpruch des Lügengengeiſtes: Ihr werdet ſeyn wie Gott — hat ihn (nach der Abſicht dieſes Geiſtes) ganz eingenommen. Er hat ſich überall und in allem nur ſelbſt im Auge. Er will haben, will ſeyn, will nur für ſich genießen: Kurz, alles ſoll Bezug auf ihn haben. Er wollte wohl Gott meiſtern: Gott ſoll ihm alles geben und thun, was er nach ſeinem verkehrten Stolz und Eigenliebe haben will.

Kommt aber der Menſch einmal dahin daß er höhern Gefühlen Raum gibt; wird er einmal gewahr, daß er in der ganzen weiten Welt nirgend ſeinen Trieb nach Glückſeligkeit befriedigen, nirgend ſeine Bedürfniſſe der Seelenruhe ſättigen kann, und wendet ſich dann an die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, um da Rath und Hülfe zu ſuchen: ſo entdeckt ihm dadurch das gött-

liche

liche Gnadenlicht, daß er ein ſtolzer Sclave ſeiner ſündlichen Lüſte und Begierden ſey, der anders nicht, als durch die Macht eines höhern Weſens aus dieſer Sclaverei erlöſet, und zur wahren Befriedigung gebracht werden könne. Folget er nun dieſer Anweiſung; gibt er dem Geiſte Jeſu Raum, und ſuchet von Herzen und mit Ernſte auszurichten, was derſelbe durchs Wort von ihm fodert? ſo verheißt er ihm auch, durch ſeine innere Ueberzeugung, daß er Ruhe und Befriedigung für ſeine Seele finden ſoll. Aber die Wege, die zu dieſer, dem Volke Gottes verheißenen Ruhe führen, ſind der Sinnlichkeit gerade entgegen. Hier muß man denn mit Paulo kämpfen, um dieſe Friedenskrone zu erlangen; hier muß man in allen Stürmen gläubig aushalten: Ohne Kampf *) gibt es keinen Sieg, und ohne geſiegt zu haben, wird man nicht gekrönet. Wer nur von Herzen will, der kann auch

in

---

*) Ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennt er die Kluft nicht, die in unſerem Inwendigen zwiſchen wollen und ſeyn, zwiſchen Edel und Gut, befeſtiget iſt, und kann ſie, nicht kennen.

"Die auf dem Meer fahren, die ſagen von ſeiner "Fährlichkeit. — daſelbſt ſind ſeltſame Wunder, "mancherlei Thiere und Wallfiſche: durch dieſelbe ſchiffet man hin."

Erfahin der Gnadenkraft Jeſu ein Ueberwinder werden. Die Feinde — die Leidenſchaften, ſonderlich der Stolz und die Eigenliebe fallen wohl nicht auf einen Hieb zu Boden; aber ſie können und ſollen durch die Kraft der Gnade dennoch überwunden werden, und wer Treue beweiſet, wird dieſe Ueberwindung zu Stande bringen. Er, der das gute Werk angefangen hat, der ſetzt es auch fort, ja er vollendet es, und bringt alles in die Ordnung, worin die Geiſtesbedürfniſſe und Glückſeligkeitstriebe geſtillet werden. Das leidenſchaftliche Theil, wo Stolz und Eigenliebe den Vorſitz haben, geht vor und nach in den Tod, wird vernichtet und geht verloren — Gott lebt alsdann durch Chriſtum in der Seele.

Erfahrung macht den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Defileen und Labyrinthen jener groſſen Kluft verſucht, und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens, gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen: ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat! Und es wäre ſehr luſtig zu ſehen, wenn ein Stuben-Zeichner einen ſolchen edlen Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden iſt, aus ſeinen Landkarten zurecht weiſen und eines beſſern belehren wollte. — Dieſes ſagt der edle Asmus in ſeinem 6ten Stück des Wandsbecker Bothen pag. 177 und 178.

Es iſt ſchon oft und viel gegen das Sterben, Vernichtigen, Verlieren unſer ſelbſt, unſerer Ichheit — ſo wohl was die Sache als den Ausdruck angeht, geredet und geſchrieben worden, und man hat viel falſcher Schlüſſe darüber gemacht. Freilich iſt nicht zu läugnen, daß auch manche gute, fromme Seelen, (entweder aus Mangel gnugſamer Erfahrung der Sache, oder aus Unkunde der Sprache) durch unſchickliche Ausdrücke hiezu Anlaß gegeben haben; allein, die Hauptſache, warum dagegen geredet und geſchrieben wird, iſt der fleiſchliche Sinn, die alte verderbte Natur, die ſich wider den Tod ſträubet. — Ich will mich darüber erklären, ſo viel mir der Herr Erfahrung, Licht und Vermögen geſchenckt hat.

Der Egoismus (die Ichheit oder Selbſtſucht) iſt ſchon im Natürlichen, wenn er über ſeine Schranken geht, verhaßt und verachtet. Der Egoismus iſt durchgängig die Triebfeder von allen, ſo wohl guten als böſen Handlungen der Menſchen. Ohne denſelben wäre der Menſch nicht Menſch, ſondern würde nur eine unthätige Maſchine ſeyn. — Wäre nun der Menſch noch in der Ordnung Gottes: ſo würde dieſer Egoismus, ſeine ganze Ichheit Gott untergeordnet ſeyn, und der Menſch würde mit Gott in derjenigen Harmonie ſtehen, worin das Geſchöpf mit ſeinem Schöpfer ſtehen muß. Es wäre alſo ſeine erſte und höchſte Pflicht, dieſes Recht der

Schöpfung zu erfüllen, und ſich ganz unter Gott und deſſen Ordnung zu geben. Aber dieſe Ordnung iſt im Menſchen ganz umgekehrt worden. Er iſt von Natur nicht mehr in dem Stande der Verhältniß auf Gott: ſondern ſucht ſich nun in allem ſelbſt, ſeine eigene Größe iſt das höchſte Ziel ſeines Dichtens und Trachtens; und die ihm anerſchaffene Triebe zur Glückſeligkeit, welche in Gott ſelbſt, der Urquelle der Seligkeit befriedigt werden ſollten, führt der von dem Egoismus betrogne Menſch in die Kreatur ein, und kehrt alſo die göttliche Ordnung ganz um. — Und hierin liegt der ganze Grund ſeiner Unzufriedenheit und Unſeligkeit.

Weil nun unſere Bedürfniſſe und Glückſeligkeitstriebe in nichts, als in der Urquelle aller Glückſeligkeit können geſtillet werden: ſo hat es auch Gott, nach ſeiner unendlichen Güte, gefällen, Mittel und Unterricht zu geben, wie und auf welche Art der Menſch zu dieſer Befriedigung gelangen kann. Wer nun, mit Entſagung alles ungöttlichen Weſens dieſe Mittel anwendet, und denjenigen gläubig annimmt, der ihn von Sünden erlöſen kann: der iſt auf dem Wege, der dahin führet, wo Gott wieder die Oberherrſchaft über ihn erhält, und ſeine Geiſtes-Bedürfniſſe befriediget werden. Aber er iſt noch erſt auf dem Wege dahin. Es iſt noch vieles zu überwinden, noch vielem abzuſterben, was nicht mit der

Gemeinſchaft eines heiligen Gottes beſtehen kann. Vor allen bleibt hier der Egoismus, die Selbſtſucht oder Eigenliebe — immer der ſchlimmſte und hartnäckigſte Feind. Wer mit ſeinem eigenen Herzen und mit den Wegen bekannt iſt, die uns die Offenbarung anweiſet; wer auch diejenigen Pilger beobachtet, welche mit ihm den Weg der Gottſeligkeit in aller Treue zu bewandeln ſuchen, der entdecket in ſich und in andern noch immer dieſen Feind, bald in dieſer, bald wieder in einer andern Geſtalt. Die verſchlagene Eigenliebe menget ſich noch ſtäts, auch unter dem heiligſten Schein, in alle gute Handlungen, ſelbſt unter den ſchmerzhafteſten Gefühlen des ſündlichen Verderbens, und wider den Willen der Begnadigten mit ein. Ja es gibt viele Beiſpiele, daß Seelen, die beſondere Gnaden und Gaben von dem Herrn empfangen hatten, ſich mit dieſen Gnaden und Gaben ſo verſtiegen, und ſo ſtolz wurden, daß der Herr gleichſam gezwungen ward, ſie los und an ſich ſelbſt zu überlaßen, wodurch ſie denn zum Fall kamen. Dieß war aber das einzige Mittel, ſie von ihrem geiſtlichen Stolze zu demüthigen, und ſie handgreiflich von ihrem gefährlichen Zuſtande und von der Nothwendigkeit der Beſſerung zu überzeugen, und ſie noch zu beſſern.

Welche Zänkereien, Verläumdungen, ja Verketzerungen, ſind nicht oft, zum großen Aergerniß und Wehmuth anderer Frommen, unter denen geweſen, welchen man Gnade und gute, chriſtliche Geſinnungen nicht abſprechen konnte.*) Die geiſtliche Rechthaberei, dieſe ſchädliche Frucht des eigenliebiſchen Baumes, iſt von jeher eine Hauptwurzel dieſer traurigen und ärgerlichen Zänkereien geweſen: und wie oft läßt ſich der Begnadigte nicht noch davon hinreißen! — Sollte es nicht auch zum vollkommenen Erlöſungswerk unſeres vollkommenen Erlöſers gehören, uns auch noch von dieſen Wurzeln, woraus alles Böſe hervor ſchießt, völlig los zu machen? Sollte wohl ſeine vollkommene Erlöſung nicht kräftig genug ſeyn, die völlige Ausrottung dieſer Warzeln zu bewerkſtelligen? — Ich glaube von Herzen, daß er es, als ein vollkommener Erlöſer thun kann und auch thun will. Aber die Wege, deren er ſich hiezu bedienet, ſind unſerer Eigenliebe nicht angenehm, und können es auch nicht ſeyn, weil ſie darauf ſterben ſoll. Deßwegen ſträubet ſie ſich auch aus allen Kräften dagegen, und will von dieſen Wegen bei dem Erlöſungswerke durchaus nichts wiſſen. Unſer Heiland und ſeine Apoſtel haben uns aber doch keinen andern Weg angegeben, keinen andern vorgegangen. Dieſe Wege ſind aber, wie ſchon öfters bemerkt worden, bei allen nicht einerlei. Jeſus Chriſtus iſt ein ſo weiſer Arzt, daß er allein die Medicamenten am beſten kennt, die ſich für einen jeden ſeiner Kranken ſchicken, und wodurch er ſie von ihrer Krankheit geneſen und befreien kann und will. Ihm hierin Vorſchriften machen wollen, wären Eingriffe in ſeine Majeſtätsrechte. Dem Kranken kann es gnug ſeyn, daß er wiſſe: er ſey tödtlich krank geweſen, nun aber durch dieſen weiſen Arzt geſund gemacht worden.

---

*) Wer die Kirchengeſchichte nur in etwa kennt und unparteiiſch geprüft hat, der wird davon genugſam überzeugt ſeyn. Aus dieſem Grunde des menſchlichen Stolzes und ſeiner Eigenliebe ſind alle ſogenannte Religionsſtreitigkeiten, Trennungen ꝛc. entſtanden: gerade gegen die friedliche ſanfte Grundſätze der Religion Jeſu, die allen ihren Bekennern Liebe, Tragſamkeit und Duldung anbefiehlt. — Doch iſt in der gegenwärtigen Lage der Menſchheit etwas, das die Menſchen treibt, ſich mehr als je an- und wider einander zu drängen und zu treiben: es wird eine Scheidung von Licht und Finſterniß ſichtbar, und ein mehr als gewöhnliches Zuſammenhalten der Glieder eines jeden dieſer Principien. Dieſes muß vielleicht vorher gehen, um in der Lage der Dinge, nach der weiſen Anordnung des Schöpfers, zu der von ihm beſtimmten Zeit — die vielleicht nicht ſehr weit mehr iſt — ein gutes, harmoniſches Ganzes hervor zu bringen.

62. Brief.

62. Brief.

Fortſetzung dieſer Materien. — Daß Gott alles, der Menſch aber in ſich nichts ſey. — Der neue Menſch, oder die neue Geburt durch den Geiſt Gottes im Menſchen, iſt ein Grundprincip. — Begriff der wahren Chriſtlichen Vollkommenheit und der wahren Freiheit.

Noch einmal, mein lieber Bruder! ſetze ich die Feder an, um mich mit dir über die im vorigen Briefe enthaltene Materien noch etwas zu unterhalten; und dieß wird in dieſer Briefreihe, wie ich nicht anders denke, das letzte Mal ſeyn. Du wirſt aber hier eben ſo wenig Syſtematiſches zu erwarten haben als im vorigen. — Ich verſprach, nach dem mir geſchenkten Licht und Erfahrung mich, über die (vielen Menſchen anſtöſſigen) Redensarten: Sterben, Vernichtigung, Verlieren ꝛc. zu erklären; ſehe aber, daß, obſchon dieſe Materie berührt worden iſt, ich ſolches doch ſo eigentlich nicht gethan habe. Ich hole es alſo hier kürzlich nach.

Das Sterben an ſich ſelbſt, die Vernichtigung, das Verlieren unſerer Eigenliebe des Eigenwillens und Stolzes, ſind Benennungen, mit welchen man eine Sache ausdrücken will, wozu man eben keine ſchicklichen Worte findet. Sie wollen eben das ſagen, was unſer Heiland durch ſeine Seele verlieren (Lucas 17, 33) ausdrücken will. — Wenn nur die Sache geſchieht, ſo kommt es auf die Worte nicht an. Es iſt auch überhaupt ſehr ſchwer, Dinge durch Worte zu bezeichnen, welche nicht durch die Sinne, ſondern durch eine tiefe Erfahrung wollen erkannt werden.

An und für ſich ſelbſt kann unſere Seele und ihre Subſtanz nicht vernichtiget werden. Aber der Grund der Verderbenheit, der in der Seele des Menſchen liegt, ja ſo ſehr mit derſelben verwebt iſt, daß er, ſo zu ſagen, mit derſelben Ein Ding ausmacht — dieſer Grund der Verdorbenheit, wird durch Veranſtaltungen und Wege, die der gute Gott für eine jede Seele als die beßten kennet, weggeräumet oder vernichtiget; oder, nach dem Ausdrucke der H. Schrift: man ſtirbt dem alten Menſchen ab; und wenn derſelbe geſtorben und verweſet iſt, ſo kommt vor und nach ein ganz neuer Menſch an deſſen Stelle. Dieß iſt der neue Menſch, der nach Gott geſchaffen iſt, in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, welchen die gläubigen Epheſer, nach der Ermahnung Pauli noch erſt anziehen ſollten. Epheſ. 4, 24. Dieſer neue Menſch iſt und wird immer mehr verneuet, nach dem Ebenbilde deß, der ihn geſchaffen hat. Col. 3, 10. Wenn dieſer neue Menſch angezogen iſt, ſo iſt der Menſch wieder unter die Ordnung Gottes gekommen. Durch demüthigende Leidens- und

Kreuzeswege iſt der alte Menſch, der alte, Gott widerſtrebende ſtolze Sinn geſtorben und vernichtigt, und dieſer neue, der ganz unter Gott gebeugt ſtehet, lebt dagegen auf. Durch die Erlöſung durch Chriſtum iſt der Menſch nun wieder in die verlornen Rechte der Schöpfung eingetreten: in Chriſto iſt er eine neue Kreatur geworden. — Ueber dieß Sterben und Leben drückt ſich Paulus häufig und anmerklich aus, ſonderlich in den Stellen: Ich lebe; doch nun *nicht mehr* ich, ſondern Chriſtus lebt in mir. — Ich *bin geſtorben*, und mein Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott.

Im Stande der Natur iſt der Menſch, wie mehrmalen geſagt worden, außer der Ordnung Gottes. Durch die Bekehrung kommt er in den Stand der Gnaden, und wieder in die Ordnung, die ihm Gott zu ſeinem Heile verordnet hat. Nach den Erforderniſſen dieſer göttlichen Ordnung muß der Begnadigte ſich ſelbſt verläugnen, ſeinen Lüſten und Begierden abſterben und Jeſu nachfolgen. Da er aber dieſes aus eigenen Kräften nicht kann, ſo wird ihm, durch den verheißenen Geiſt Jeſu, Kraft und Unterſtützung dazu verliehen. Allein, bei aller Treue und Arbeit des Menſchen in der Verläugnung und Abſterbung — ſelbſt mit und durch dieſe von oben geſchenkte Gnadenkraft unterſtützt — ſtrebt dieſes ſtolze und eigenliebiſche Theil wider den Willen, und zum großen Schmerz des Begnadigten, dennoch immer empor, und zeigt ſich oft abſcheulicher als es vorher nie war geſehen worden. Da nun der Begnadigte allgemach einſiehet, und vom Geiſt Jeſu völlig überzeugt wird, daß es ihm unmöglich iſt, dieſes Theil, mit allem ſeinem Verläugnen und Kreuzigen in den Tod zu bringen: ſo giebt er ſich nun dem Herrn ganz über, und opfert ſich ihm auf, daß er dieſes bösartige Theil, dieſe Wurzel des Verderbens durch ſeine Gottesmacht in ihm ausrotten möchte. Dieſe Uebergabe und Aufopferung nimmt Gott an, ſetzt nun ſein Gnadenwerk ganz allein fort, und vollendet es auch. Er führt den Begnadigten ſolche Wege, worauf er in Wahrheit allein aus Gnaden ſelig werden ſoll. Dieſe Wege laufen mehrentheils ſeinen Begriffen und Denkungsart ganz zuwider. Gott führet ihn ſelbſt ſo, daß er alles Heil in ſich verliert; aber — durch die völlige Ueberlaßung — findet er in Gott durch Chriſtum aufs neue Heil, Leben und Seligkeit. — Nachdem er durch die von Gott veranſtaltete Wege endlich wieder ganz in die göttliche Ordnung gekommen iſt: ſo erlangt er ein wahrhaft freies Leben. Seine Gottſeligkeit hat nichts Eingeſchränktes mehr. Geradheit, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Unſchuld und Wohlwollen, werden die Hauptzüge ſeines Charakters, ja die natürliche Eigenſchaften ſeines Weſens. Er iſt umgekehrt, und wieder ein Kind geworden. Jeſus ward ihm Weg und Wahrheit: nun iſt er auch ſein Leben geworden. In einem ſolchen Begnadigten iſt Gott durch Chriſtum, alles in allem. — Der neue Menſch, der nach Gott, in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit geſchaffen iſt, ſieht durch Chriſtum mit Gott in Gemeinſchaft und Vereinigung. — Dieſer neu geborne Menſch iſt das Grundprincip ſeines Weſens geworden; der hat nun die ganze Herrſchaft über die vernünftige Seele, welche dieſem Grundprincip ganz untergeordnet iſt: ihr natürlicher Stolz, ihre Eigenliebe iſt zerbrochen, vernichtet, verloren. Das Grundprincip bleibt Herr und Meiſter, gränzt an Gott und Ewigkeit — und iſt allein Gott in Chriſto untergeordnet.

Hier hat der Menſch, als Menſch, kein Gutes mehr in ſich ſelbſt; oder, mit andern Worten, er ſiehet das Gute nicht mehr als das Seinige an. Hier verſteht er die Worte unſers Heilandes erſt recht, wenn er ſagt: **daß niemand gut ſey, als der einige Gott.** Vom Seraph bis zum geringſten Geſchöpfe iſt, im ganzen Univerſo, außer Gott nichts gut. Alles Gute, das die Schöpfung hat, fließt von Gott aus — muß aber auch wieder zu Ihm zurück fließen. — Sobald aber das Geſchöpf ſich ſolches zum Eigenthum machen will, tritt es aus der Ordnung Gottes, und iſt auf dem Wege ein Luzifer zu werden. — Ach! wie freue ich mich; daß nur mein Gott ganz allein gut, daß er mir in Jeſu alles in allem iſt! und daß ich, in Vergleichung mit Ihm, arm und bloß bin, ja ein pures Nichts ſeyn ſoll! und daß ich Ihm eben dadurch allein untergeordnet bin! Dieſe meine Armuth, Leere und Blöße, dieſes Nichts-ſeyn findet in Dir — o du Urquelle alles Guten, alles Lichts und aller Seeligkeit! — Alles, was meine Bedürfniſſe und Glückſeligkeitstriebe befriedigen kann.

Man ſtreitet oft über Vollkommenheit, und fragt: ob der Menſch hier vollkommen werden, oder die Vollkommenheit erreichen können? — Nach dem was vorhin geſagt worden, folget: daß nur da, wo alles Gute iſt, auch nur allein alle Vollkommenheit ſeyn könne. Das Geſchöpf iſt und bleibt (wie ich wenigſtens, nach meiner Einſicht und Erfahrung, glaube) ſeinem vernünftigen, ſeeliſchen Theile, nach, gebrechlich und unvollkommen. — Hätte das Geſchöpf Vollkommenheiten in ſich, die es die ſeinigen nennen könnte: ſo würde es Gott nicht mehr untergeordnet ſeyn; es hätte für ſich etwas Eigenes, und würde auf daſſelbe ſtolz ſeyn. Iſt aber der Menſch wieder in der Ordnung Gottes, ſo hat er an allem Guten, an allen Vollkommenheiten Gottes

Theil *). Er kann Ihn in Jeſu allezeit, als ſeinen lieben himmliſchen Vater anſehen, und Theil an ſeiner Seligkeit nehmen. Allein, ſo wie alles Gute, alle Seligkeit aus Gott, der Urquelle, in das Geſchöpfe fließet; ſo muß es auch von demſelben in Gott wieder zurück fließen. So bald ſich das Geſchöpf etwas zu eigen machen will, weicht's von Gott ab; es kommt aus der Harmonie mit ihm, und wird unſelig.

Nach dieſem Grundprincip iſt eine ſolche Seele Einheit; nach ihrem vernünftigen, ſeeliſchen Theil iſt und bleibt ſie mannigfaltig: aber alles iſt dem Grundprincip untergeordnet — und ſo iſt und bleibt der Menſch in und unter der Ordnung Gottes. Hier iſt, wie ſchon geſagt worden, Freiheit und Weite ohne Eingeſchränktheit; und die, welche der Sohn Gottes alſo frei gemacht hat,
die

---

*) In dieſem Sinn und auf dieſe Art ſollen Nachfolger Jeſu vollkommen ſeyn, wie ihr Vater im Himmel vollkommen iſt. Matth. 5. v. 48. In der Gemeinſchaft Gottes iſt das Geſchöpf, nach dem neuen Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, vollkommen, weil es nach dieſer neuen Eigenſchaft durch Chriſtum mit Gott vereiniget iſt: außer dieſem kann der Menſch nie vollkommen werden, ſonſt würde er Gott gleich, und demſelben nicht mehr untergeordnet ſeyn.

die ſind recht frei, ſo wohl unter der göttlichen als weltlichen Regierung.

Siehe, mein Bruder! dahin kann, dahin will es Jeſus, als ein vollkommener Erlöſer mit ſeinen Auserwählten bringen. Es war der Zweck ſeines Kommens in dieſe Welt, und ſeines ganzen Erlöſungswerks — Und der Zweck Gottes bei Erſchaffung des Menſchen iſt hier, durch die Erlöſung, erfüllet und ausgeführet worden.

Inhalt der Briefe.

1. Brief.

Veranlaßung des Verfaſſers, ſeine Lebensgeſchichte aufzuſetzen.

2. Brief.

Seine Geburt, erſte Jugend- und Schuljahre; Ausgelaßenheit und Spiele; ſeine Erziehung unter einem ſtrengen Vater; widrige Wirkung derſelben auf ſeinen furchtloſen Charackter. Erſte Keime ſeiner Wißbegierde nach Länder- und Völkerkunde.

3. Brief.

Des Verfaſſers erſte merkliche Gnadenrührungen, und Entdeckung ſeines ſündlichen Zuſtandes. Reue und Bekümmerniß darüber; gute Vorſätze, ſonderlich bei der Confirmation und dem erſten Genuß des heil. Abendmahls Rückfall ins eitle Weſen und Beſtrafungen des Gewiſſens. Die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlechte erwacht bei ihm, bleibt aber in tugendhafter Geſinnung auf einen einzigen Gegenſtand geheftet.

4. Brief.

Der Verfaſſer empfindet einen neuen und ſtärkern Gnadenruf. Er fängt ernſtlich an ſich zu beſſern. Abermaliger Rückfall durch Verführung ſeiner Geſellſchafter. Seine ſchreckliche Ausgelaßenheit, und wildes Weſen. Er ſucht, durch Vermehrung der

Ausgelaßenheit, die Beſtrafungen im Gewiſſen mit Gewalt zu unterdrücken, welches ihm aber nicht gelingen will.

5. Brief.

Wankender und abwechſelnder Zuſtand des Verfaſſers zwiſchen dem Guten und Böſen. Nochmalige ſtarke Erweckung durch einen Traum vom Ende der Welt. Der tiefe Eindruck deſſelben vergeht wieder, weil der Verfaſſer vor dem Gedanken zurück ſchreckt, daß er auf dem Wege der Gottſeligkeit alles verläugnen müße. Er hält es faſt für unmöglich, den Gegenſtand ſeiner Liebe dran zu geben.

6. Brief.

Eine muſikaliſch-fromme Geſellſchaft erregt den Eifer und die Verfolgung des Predigers, der ſie für Sectirer hält. Auch der Verfaſſer wird gegen ſie mit Abſchen eingenommen. — Sein Vater ſendet ihn in Geſchäfften zu einem Vetter, der ein Mitglied derſelben iſt. Dieſer wird die Veranlaßung zu ſeiner gründlichen Bekehrung. Ganzer unwiderruflicher Vorſatz des Verfaſſers, ſich Gott zu ergeben. Harte Behandlung von ſeinem Vater, bei ſeiner Zurückkunft nach Hauſe. Schwere Bußkämpfe.

7. Brief.

Alles ſteht wider den Verfaſſer auf, ſeinen Entſchluß wankend zu machen. Seine innere ſchreckliche Kämpfe und Verſuchungen. Er fühlt das Urtheil der Verdammniß. Sein Ringen und Flehen um Gnade. Aufmunterung eines Freundes zum Ausharren. Er bleibt ſtandhaft.

8. Brief.

Sein verlorner, troſtloſer Zuſtand. Schreckliche Verſuchung des Feindes zur Gotteslaſterung; deſſen Eingebung, als ob er die Sünde in den heil. Geiſt begangen hätte. Hoher Grad der Empfindung ſeines Elendes. Herrliche und plötzliche Erlöſung aus demſelben, durch die wonnevolle Offenbarung der Gnade Gottes in Chriſto. Sein Herz und Mund fließen nun von Dank und Lob über.

9. Brief.

Anmerkungen des Verfaſſers zu ſeiner Bekehrungsgeſchichte.

10. Brief.

Seliger Zuſtand ſeines Gemüths. Sein ſtiller, eingezogener Wandel, und Treue in den äußern Berufsgeſchäfften. Seine Aeltern werden verlegen über ihn, und ſuchen durch Güte und Strenge vergeblich, ſeinen Geſchmack an ſeiner vorigen Geſellſchaft wieder zu erwecken. — Der (ſonſt gute und orthodoxe) Prediger fährt fort in ſeinen öffentlichen Vorträgen wider die vermeyntlichen Irrgeiſter, die fromme Geſellſchaft, loszuziehen. Des Verfaſſers Bemerkungen darüber.

11. Brief.

Die Bibel und Jac. Böhms Weg zu Chriſto ſind ſeine einzige Lectüre fürs Herz. Seine Reſignation, alles, auch ſelbſt den Tod um Chriſti willen mit Freuden zu leiden. — Muthvolles und muſterhaftes Betragen, in der völligen Beſiegung ſeiner Leidenſchaft der Liebe. — Er wird den Seinigen unerträglich.

12. Brief.

Sein Vater beobachtet ihn im Stillen, und entdeckt ſeinen geheimen Umgang mit den verhaßten Gliedern der gemeldten Geſellſchaft. — Er findet Jac.

Böhms Büchlein bei ihm, ſchlägt ihn grauſam, und zwingt ihm das Verſprechen ab, nicht mehr mit den verdächtigen Leuten umzugehen. — Dieß erweckt ſeinen Entſchluß, ſein Vaterland insgeheim zu verlaßen.

13. Brief.

Der Verfaſſer führt ſeinen Entſchluß, im Vertrauen auf die göttliche Fürſehung, glücklich hinaus. Er kommt zu Köln an, und findet daſelbſt gleich Gelegenheit, mit einem Schiffe nach Holland abzufahren. Seine Ankunft in Amſterdam. Vergebliche Mühe, daſelbſt in Arbeit zu kommen. Die Noth zwingt ihn, auf einem Oſtindiſchen Schiffe Dienſt zu nehmen.

14. Brief.

Erſte Reiſe nach Oſtindien. Traurige Gedanken des Verfaſſers bei der Ankunft auf dem Schiffe, und dem Anblick des wilden Schiffvolks. Innerer Troſt. — Ankunft an dem Cap, oder Vorgebirge der guten Hoffnung.

15. Brief.

Der Verfaſſer übt ſich mit Erfolg in den Kenntnißen eines Seemannes. Abreiſe vom Cap. Sturm und gefährliche Lage des Schiffes. — Glückliche Ankunft in Batavia. — Laſterhaftes Leben in Indien. Der Verfaſſer hält ſich abgeſchieden. Göttliche Gnade und Bewahrung. — Abreiſe nach Canton in China.

16. Brief.

Schreckliche Folgen der Wut über einen Diebſtahl. — Ankunft in Canton; Wohlfeile daſelbſt. Des Verfaſſers Gedanken über die Einführung des Chriſtenthums in China. — Fürchterliches Gewitter. Der Bliz zündet den Maſt an. Sie halten ſich alle für verloren. Zween Matroſen blieben todt. — Der Brand wird gelöſcht, und die Gefahr iſt vorüber. Wirkung der Noth auf die rohen, laſterhaften Menſchen

ſchen; ihr Betragen, nachdem ſie vorüber war. — Zurückkunft auf dem Cap — und endlich in Holland.

17. Brief.

Der Verfaſſer war auf der ganzen Reiſe immer geſund. Sein unverrücktes Anhangen an Gott. — Er meldet ſeinen Aeltern ſeine Ankunft in Holland, kann ſich aber noch nicht entſchließen, zu ihnen zu reiſen. Er reiſet nach Hamburg und Altona. Sein Wunſch, gottſelige Menſchen, und durch ihre Hülfe Arbeit und Unterhalt zu finden, bleibt unerfüllt. Er geräth darüber in große Verlegenheit und ſieht abermal keinen andern Ausweg, als auf die See zu gehen. — Er meldet ſeinen Aeltern ſein Vorhaben, mit Beifügung ſeiner Adreſſe in Amſterdam.

18. Brief.

Der Verfaſſer ſchiffet ſich im Texel ein, um mit nach Bengalen zu fahren. Vor der Abfahrt erhält er ein Packet Briefe vom Haus, voll der zärtlichſten Geſinnungen gegen ihn. Dieß macht ſeinem Herzen viel zu ſchaffen, und erregt aufs neue ſeine ganze Liebe gegen die Seinigen. — Herrſchende Fieberkrankheit und häufiges Sterben auf dem Schiffe. — Krankheit und Wiedergeneſung des Verfaſſers.

19. Brief.

Beſchwerliche Fahrt. Das Schiff läuft in den Hafen von Portsmouth ein. — Fortwährendes Sterben.— Laſterhafte und ſchamloſe Lebensart der Matroſen: des Verfaſſers Abſcheu, und Betrachtungen darüber. Nach einer außerſt mühſeligen Fahrt kommen ſie auf dem Cap an. — Erneuerte Uebergabe an Gott. — Fortſetzung der Reiſe nach Bengalen; Ankunft an dem Gangesfluſſe. Achtung des Capitains und der Officire gegen den Verfaſſer. Seine einſame Spaziergänge und Unterhaltungen mit Gott. Er bekommt das kalte Fieber. Reiſe nach Nagopatnam. Das Fieber hält noch an.

20. Brief.

Beſchreibung einer Hindoſtaniſchen Prozeſſion, oder eines feyerlichen Umgangs der Braminen mit ihrem Götzen. Des Verfaſſers Gedanken und Bemerkungen dabei.

21. Brief.

Reiſe nach Trinconemale auf der Inſel Ceylon. Des Verfaſſers endliche Geneſung vom kalten Fieber, durch den Gebrauch einer Waſſerquelle und der Cocosnüſſe. Er hat das Zutrauen und die Hochachtung aller, die mit ihm umgehen. — Beſchreibung, wie durch zahme Elephanten die wilden gezähmt werden. — Des Verf. einſame Wanderungen und Sehnſucht nach Gott. Fahrt nach Batavia und Ankunft daſelbſt.

22. Brief.

Aufenthalt in Batavia. Des Verf. Herzensergüſſe und Gelübde vor dem Herrn. Des Thomas von Kempis Büchlein von der Nachfolge Chriſti fällt ihm, zu ſeiner Freude in die Hände. — Er ſehnet ſich nach ſeinem Vaterlande. — Er geht an Bord, kommt an dem Cap, und endlich glücklich in Amſterdam an. Seine dankbaren Empfindungen und erneuerte Uebergabe an ſeinen Erlöſer. Er reiſet zu ſeinen Eltern. Froher und rührender Empfang bei den Seinigen.

23. Brief.

Häufige Beſuche von Hohen und Niedern, denen der Verf. von ſeinen Reiſen erzählen muß, und dadurch in Zerſtreuungen kommt. Er merkt, daß ihm der wahre Friede des Herzens noch fehlt. — Seine vormaligen Gemüthsfreunde ſind für das Gute wieder ziemlich erkaltet und weltförmig geworden. — Neuerweckte; der Verf. ſucht durch ihr Beiſpiel ſeinen eigenen Ernſt wieder zu erwecken. Vergebliche Anſtrengungen. Er fühlt einen innern Zug zur Stille. Seine Bemerkungen über die Gränzen der Wirkſamkeit.

24. Brief.

Neue Gnade, verpaart mit tiefern Einſichten in die Wege der Gottſeligkeit. Dem Verfaſſer entfällt alles Harte; er wird ſanft und duldſam, und hält ſich zur Kirche und zum heil. Abendmahl. — Die Liebe Gottes erfüllt ſein Herz, und erzeugt in ihm unaufhörlich Thaten des Glaubens und der Anbetung. — Sein friedevoller und beſeligender Zuſtand. Er findet denſelben in einem Liede des ſel. Terſteegens (über den Stand der Beſchaulichkeit oder des ſchmackhaften Glaubens) treffend ausgedrückt.

25. Brief.

Der Verfaſſer findet in Jac. Böhms Schriften keine Nahrung mehr. Seine Gedanken über dieſen Autor, wie auch vom Stein der Weiſen. Warnendes Beiſpiel für ſolche, die ſich mit dem Suchen desſelben abgeben.

26. Brief.

Der Verfaſſer wird aus dem beſchaulichen Zuſtande in den Stand des dunkeln Glaubens geführet. Scheidung des ſinnlichen Theils von dem Grunde des Gemüths. Schwere Prüfungen und Verſuchungen in dieſem Stande. Mitten unter den Zerſtreuungen, Dürre und Dunkelheiten, hält der Grund feſt an Gott. Nähere Beſchreibung der Eigenſchaften dieſes Gemüthszuſtandes.

27. Brief.

Der Verfaſſer reiſet nach Mühlheim an der Ruhr zu Terſteegen, von welchem er liebreich aufgenommen, getröſtet und aufgerichtet wird. Sein Andenken bleibt ihm geſegnet. — Freimüthige Erklärung gegen ſeinen Vater, daß er nicht heirathen werde. — In Gemeinſchaft mit einem, dem Guten ergebenen

Vetter, und einem dritten, der die Waare verhandeln ſoll, fängt er an, auf Schnürriemen-Maſchinen zu arbeiten — Sein inniger abgeſchiedener Wandel und Liebesgemeinſchaft mit Gott.

28. Brief.

Des Verfaſſers lautere Geſinnungen bei den Mittheilungen der Gaben und Gnaden Gottes. Er will den Geber und nicht die Gaben feſt halten. Seine kindliche Ueberlaſſung an Gott. Die Gnade rüget ſeine Fehler ſcharf, und iſt ſonderlich ſtrenge gegen die ſtolze Eigenliebe: auch des Verfaſſers ganzer Wille geht dawider an. — Er bittet um Erweiterung des Herzens, um die Wirkungen der göttlichen Liebe ertragen zu können, die im Innern brennet.

29. Brief.

Bemerkungen des Verfaſſers über das Werk der Erlöſung durch Chriſtum, und über die Wiederherſtellung des gefallenen Menſchen, welche verdienen geleſen zu werden.

30. Brief.

Fortſetzung des vorigen.

31. Brief.

Beſchluß des vorigen.

32. Brief.

Die Verſchiedenheit der Wege Gottes ſoll niemand Anſtoß noch Scrupel erwecken. — Abermaliger Beſuch des Verfaſſers bei Terſteegen. — Erhabener Gemüthszuſtand, der ganz vom Sinnlichen geſchieden iſt. — Sehr geiſtige Mittheilungen. Die Grundverdorbenheit wird dadurch immer mehr und gründlicher aufgedeckt. Schreckliche Tiefen der Eigenliebe, die ſich auch in alles Gute miſcht. — Ganz unbedingte Uebergabe.

33. Brief.

Gott allein kann die tief eingewurzelte Ichheit zerſtören — Der Verfaſſer wird von allen Mittheilungen entblößet, und ſchweren innern Verſuchungen Preis gegeben. Sein Kämpfen und Ringen mit Gott. — Nichts bleibt ihm übrig, als unbedingte Ueberlaſſung und Leiden.

34. Brief.

Auf Andringen des dritten Compagnons, ſieht der Verfaſſer und ſein Vetter ſich genöthigt, ihr Geſchäft zu erweitern. Viele Unannehmlichkeiten dabey; Disharmonie mit ſeinem Vetter. — Reiſe nach E.... Seine chriſtlichen Freunde können ſich, wegen ſeines leidenden Zuſtandes nicht mehr in ihn finden; und glauben, er ſey vom rechten Wege verirret. — Seine Leiden und Beſchämung. Er iſt im Innern wie betäubt und im Dunkeln; kann aber im Aeuſſern ſeinen Verſtand recht gut brauchen. Sein ganzes Thun beſteht im Hingeben und Ueberlaſſen.

35. Brief.

Der Verfaſſer kommt in Umgang mit einem Freunde, der in einem Stande empfindlicher Gnadenmittheilungen ſteht, und ihn überzeugen will, daß er nicht mehr auf dem rechten Wege ſey. — Er nimmt die Verantwortung des Verf. nicht an. Sie harmoniren nicht, und können ſich doch nicht dran geben. Der Freund bietet ihm die Hälfte ſeines Einkommens an, wenn er mit ihm einſam leben will. Der Verfaſſer lehnt es ab. Er fürchtet, daß es mit dem Freunde kein gutes Ende nehmen werde. Die Folge beſtätigt ſeine Furcht. — Sie trennen ſich. Des Verf. ſchmerzhafte Seelenleiden halten an. — Neues Project zu Geſchäften. Es zerſchlägt ſich. Er kommt darüber in große Verlegenheit.

36. Brief.

Der Verf. iſt ohne Geſchäfte. Seine Demüthigun-

ge:

gen und Leiden halten an. Er ſucht ein neues Geſchäfte, um ſich fortzuhelfen: nichts will ihm gelingen. Seine chriſtlichen Brüder halten ihn für einen Weltmenſchen, und geben ihm Ermahnungen. Ein Brief zum Beweiſe. Er weiß ſich nicht mehr zu rathen noch zu helfen, und findet keinen Freund, dem er ſich entdecken darf. Bei ſeinem unausſprechlichen Schmerz geht ſein ganzes Beſtreben allein dahin, nur für Gott zu leben.

37. Brief.

Einige Erläuterungen des Verfaſſers über ſeinen dermaligen leidensvollen Zuſtand. — In ſeiner Rathloſigkeit fällt ihm ein, daß vielleicht in Nordamerika ein Platz für ihn ſey, wo er ſich forthelfen könnte. — Er entſchließt ſich dahin zu reiſen. Er reiſet nach Rotterdam und von dannen nach London, von wannen er, nach einem zwei monatlichen (gezwungenen) Aufenthalt nach Philadelphia abſegelt. Erzählung der Seereiſe.

38. Brief.

Des Verfaſſers Ankunft in Philadelphia. Uebergabe an ſeinen Erlöſer und deſſen alleinige Führung. Er findet einen Landsmann und Freund in einem daſigen Schullehrer. Er verfertigt Schnürriemen-Maſchienen, und arbeitet darauf, kann aber nicht davon beſtehen. — Erweckung in Philadelphia durch einen Methodiſten Prediger aus England. — Der Verfaſſer wird mit den zween rechtſchaffenen Proteſtant. Predigern bekannt. Er bemüht ſich vergebens, bei einem Kaufmann in Geſchäfte zu kommen.

39. Brief.

Der Reform. Prediger, Hr. Weyberg, räth dem Verfaſſer, ſich dem Predigtamte zu widmen: dieſer hält ſich dazu für ungeſchickt; nimmt ſich aber Bedenkzeit, und trägt dem Herrn die Sache vor.

40. Brief.

Der Verfaſſer wird mit vielen Frommen bekannt. Seine Prüfungsgabe. Nähere Bekanntſchaft mit dem evang. Lutheriſchen Prediger, welchem ſein Vorurtheil gegen Terſteegen benommen wird. — Der Verfaſſer muß, ohne irgend eine wahrnehmliche Stütze, im entblößten, nackten Glauben, ſeine Leiden tragen.

41. Brief.

Der Verfaſſer entſchließt ſich endlich, Prediger zu werden. Seine Vorbereitung zu dieſem Amte, und erſte Predigt während derſelben. — Hr. Weyberg räth ihm, ſich examiniren zu laſſen; er kann ſich aber noch nicht dazu entſchließen. — Tiefes Gefühl ſeiner Armuth und ſeines verlaßnen innern Zuſtandes.

42. Brief.

Der Verfaſſer wird Hauslehrer; ſeine beſchwerliche Lage und leidſames Betragen in dieſer Condition. Er ſieht ein, daß ſeines Bleibens nicht länger darinnen iſt. — Seine Bekanntſchaft mit dem Prediger Otterbein.

43. Brief.

Der Verfaſſer verläßt das Haus, worin er Informator war, und zieht nach Yorktown zu Herrn Otterbein; nachher zu dem Prediger Hendel in Tolpiſacon, deſſen Kinder er unterrichtet, und in deſſen Gemeinen er oft prediget. — Man will ihn nach Germantown als Prediger haben, und dringt deswegen ſehr in ihn: Er ſchlägt es aber ab.

44. Brief.

Der Verfaſſer wird Prediger in ſieben zerſtreueten Landgemeinen, und läßt ſich examiniren. Tragſamkeit und Sanftmuth im Umgang mit allerlei Religionsverwandten. Er beſchränkt ſich in ſeinen Vorträgen auf die Hauptſache des Chriſtenthums. — Ausgebreitete Religionsfreiheit in Nordamerika. — Des Verfaſſers Bekanntſchaft und Umgang mit den Methodiſten. Sie haben viel Nutzen und Segen geſtiftet. — Quäcker, Taucher und andere Secten: ihr erſter Ernſt hat nachgelaſſen. — Der Krieg mit den Engländern bricht aus. Des Verf. Betragen unter den Parteien für oder wider die Engländer.

45. Brief.

Des Verfaſſers Gemüthsumſtände werden durch ſeine gänzliche Ueberlaſſung an Gott ruhig und befriedigt. Die Kriegsumſtände bringen ihn zu dem Entſchluß, Amerika auf einige Zeit zu verlaſſen.

46. Brief.

Beſchreibung der damaligen politiſchen, ſonderlich aber kirchlichen Lage von Nordamerika. — Des Verfaſſers vorſichtiges und chriſtliches Betragen zwiſchen ſeinen königlich- und freyheitsgeſinnten Gemeindgliedern.

47. Brief.

Wuth des Parteigeiſtes in einem Manne, der in den Gemeinen des Verfaſſers viel Störung anrichtet. Der Verf. ſucht vergebens ihn mit Sanftmuth und Bitten auf beſſere Gedanken und zur Ruhe zu bringen; er trachtet nur immer mehr, die Gemeine wider ihn einzunehmen. Dieß beſchleunigt des Verf. Entſchluß, dieſes Land zu verlaſſen. Er bereitet ſich zur Abreiſe nach Europa, und übernimmt Aufträge von ſeinen Freunden.

48. Brief.

Der Verf. tritt in Geſellſchaft mehrerer Schiffe ſeine Rückreiſe nach Europa an, und wählt den Umweg über St. Euſtach oder Euſtatius. Ein Engliſcher Caper ſchleicht ſich zur Nachtzeit unter ihre Schiffe, muß ſich aber wegen ihrer Bedeckungs-Fregatte davon machen. Dieſer benachrichtigt andere Caper auf St. Chriſtoph von ihrer Ankunft. — Sie werden

den angegriffen, retten ſich aber mit Verluſt eines Schiffs und einiger Todten unter die Kanonen von St. Euſtach. — Des Verfaſſers ruhige Faſſung während der Action.

49. Brief.

Abreiſe von St. Euſtach. — Dem Verf. gefällt weder das Schiff noch der Capitain, der es führen ſoll. Ihm ahndet eine gefährliche Reiſe. — Erſter Sturm. — Schlechter Charakter des Capitains. Deſſen groſſe Unwiſſenheit in aſtronomiſchen Kenntniſſen zeigt ſich bei einem guten Rath des Verfaſſers.

50. Brief.

Fernere beſchwerliche Fahrt. — Fürchterlicher Sturm. Närriſches und deſperates Betragen des Capitains.

51. Brief.

Günſtiger Wind. Fortreiſe unter beſtändigem Pumpen. Unſinniges Betragen des Capitains. Durch ein unvernünftiges Manöver bringt er das Schiff in Gefahr, während der Nacht an einer Inſel zu ſcheitern. Alles iſt in banger Erwartung. Des Verf. Gegenwart des Geiſtes, in den Anſtalten ſich im Nothfall zu retten. Die Geſchicklichkeit des Steuermanns bringt das Schiff mit Hülfe des Verfaſſers wieder in die See. Sie erblicken die Engliſchen Küſten.

52. Brief.

Sie laufen (durch Rodneys groſe Kriegsflotte von 36 Linienſchiffen) in Portsmouth ein. — Dankbare Empfindungen des Verf. gegen Gott. — Grobheit und Ungerechtigkeit des Capitains gegen den Verfaſſer. Er macht ſich ganz von ihm los, und will denen nicht beitreten, die den Capitain verklagen wollen. — Er ſchlieſt den Accord auf Amſterdam zu fahren. — Er ſieht noch vorher die groſe Flotte unter dem Admiral Rodney auslaufen.

53. Brief.

Des Verfaſſers Ankunft in Amſterdam. Seine dankbaren Empfindungen gegen den Herrn für alle ſeine Güte. Er freuet ſich nun über die dunkeln Wege, welche Gott ihn durchgehen ließ. — Seligkeit und Freiheit einer Seele, die ganz arm und entblößt in ſich ſelbſt geworden, und allein in Gott ſtark und getroſt iſt.

54. Brief.

Der Verfaſſer höret, daß ſeine Aeltern noch leben, meldet ihnen ſeine Ankunft in Amſterdam, und erhält vergnügliche Antwort. Nach Ausrichtung der Commiſſionen ſeiner Freunde in Amerika reiſet er nach Haus. Froher Empfang der Seinigen. Er findet wenig Ernſt mehr an den vormaligen Erweckten.

55. Brief.

Der Verfaſſer lebet zu Hauſe ſtill und eingezogen. Seine Reiſe ins Bergiſche, wo er nun überall ein willkommener, lieber Freund iſt. — Er bleibt den Winter über in ſeiner Aeltern Hauſe. Sein Vater und Mutter ſterben kurz nach einander. Seine kindliche Zeugniſſe von ihnen. Er wird in ſeinem Erbtheil verkürzt, findet ſich aber friedlich mit ſeinen Geſchwiſtern ab. Er wartet auf den Frieden, um wieder nach Amerika zu reiſen. Sein ſtarker Hang dahin. — Auf die dringende Einladung eines Vetters in C. begiebt er ſich zu demſelben und wohnet bei ihm.

56. Brief.

Des Verfaſſers Reiſe nach Amſterdam mit dem Schwager ſeines Vetters. Bekanntſchaft mit verſchiedenen Chriſtlichen Freunden daſelbſt. — Nach ſeiner Zurückrückkunft, ins Bergiſche kommt er immer in nähere Verbindung mit den daſigen gottſeligen Freunden, die ihm ankündigen, daß ſie ihn durch die Liebe von ſeiner Rückreiſe nach Amerika abhalten wollen. Er macht nach Holland Geſchäfftsreiſen für ſeinen Vetter. — Zu Hauſe verfertigt er Globen oder Weltkugeln, und ſtudirt die Geſchichte. — Sein Vorhaben, wieder nach Amerika zu reiſen, fängt an zu wanken.

57. Brief.

Der Verfaſſer entſchließt ſich völlig, in Europa zu bleiben, und thut die jährlichen Reiſen für ſeinen Vetter nach Holland. — Seine Erfahrung, was es heiſſe, mit begnadigten Seelen ſo umzugehen, daß man ihnen förderlich und nicht vielmehr ſchädlich werde. Seine Anmerkungen dabei.

58. Brief.

Des Verfaſſers Bekanntſchaft und Umgang mit einer ſehr vermögenden aber erfahrnen Chriſtinn. Ihre wechſelſeitige Offenherzigkeit gegen einander. Sie erkundigt ſich genau nach ſeinen äußern Umſtänden, und ſezt ihm ein lebenslängliches Gehalt aus, wovon er beſtehen kann. — Nach ſeiner Zuhauſekunft erfährt er, daß ſein Vetter die Fabrickhandlung aufgeben will; dieſer freuet ſich, daß die göttliche Fürſehung für den Verfaſſer geſorgt hat, — welcher nun auf Kammern wohnen geht, zum Handgeſchäffte Globen verfertigt, und einigen jungen Leuten in der Geographie Unterricht gibt.

59. Brief.

Des Verfaſſers Geſinnungen bei Aufſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, und deren Aufnahme vom Publico. — Er hat nur ſeine Führung aufſchreiben,

keines=

keineswegeſ aber einen Lebensplan für andere auſſeren wollen. — Sein Lob- und Dankgebeth zu Gott.

60. Brief.

Ob der Weg, welchen Gott den Verfaſſer geführet, der Weg eines wahren Chriſten, und in der h. Schrift gegründet ſey? — Hauptlehre der h. Schrift; ſie dringt auf Vollkommenheit. Es gereicht unſerer Religion nicht zur Ehre, nur bei den Anfängen des Chriſtenthums ſtehen zu bleiben.

61. Brief.

Der Verfaſſer gibt ſich nicht für einen Lehrer aus. — Der Gott der heutigen Philoſophen iſt nicht der Gott der Bibel, ſondern ein bloßer Natur-Gott. — Anerſchaffnes Bedürfniß und Glückſeligkeitstrieb im Menſchen. Der Menſch iſt nicht mehr unter der Ordnung Gottes; ſein Glückſeligkeitstrieb kann nur durch Rückkehr unter dieſe Ordnung, durch Abſterbung und Vernichtigung des Stolzes und der Eigenliebe befriedigt werden.

62. Brief.

Fortſetzung dieſer Materien. — Daß Gott alles, der Menſch aber in ſich nichts ſey. — Der neue Menſch, oder die neue Geburt durch den Geiſt Gottes im Menſchen, iſt ein Grundprincip. — Begriff der wahren Chriſtlichen Vollkommenheit und der wahren Freiheit.

Verbeſſerungen.

Seite 4. Zeile 18. ſtatt Morgen, ließ Morgens
S. 24. Zeile 2. v. u. ſtatt überzugt, l. überzeugt
S. 28. Zeile 8. ſtatt zuſamm, ließ zuſammen
S. 42. Zeile 10. v. u. ſtatt Im, ließ In
S. 79. Zeile 14. ſtatt Welken, l. Wellen
S. 85. Zeile 17. ſtatt Fieſer, ließ Fieber
S. 89. Zeile 6. v. u. ſtatt Pril, ließ Peil
— — Zeile 2. v. u. geprilt, ließ gepeilt
— — Anmerkung. ſtatt Pril, ließ Peil
S. 100. Zeile 7. v. u. ſtatt allen, ließ allein
S. 101. Zeile 9. v. u. ſtatt Ferunde, l. Freunde
S. 107. Zeile 11. v. u. ſtatt ſteſten, l. ſtehen
S. 109. Zeile 16. ſtatt kriegen, ließ kriechen
S. 112. Zeile 11. ſtatt wnrde, ließ wurde
S. 120. Zeile 10. ſt. die Capitain, l. der Capitain
— — — ſt. übrigrn, l. übrigen
S. 138. Zeile 3. v. u. ſtatt dieſen, l. dieſem
S. 150. Zeile 10. ſtatt daß, ließ das
S. 154. Zeile 13. ſtatt Kopſt, ließ Kopfe
— — Zeile 5. v. u. ſtatt daß, ließ das
S. 168. Zeile 6. ſtatt Hanſes, ließ Hauſes
— — Zeile 4. v. u. ſt. auſgehalten, l. aufgehalten
S. 190. Zeile 15. ſt. verhanden, l. vorhanden
S. 194. Zeile 1. ſtatt konnte, ließ könnte.
S. 216. Zeile 4. ſt. anomodiren, l. accomodiren
S. 247. Zeile 4. ſtatt bewahre, l. bewahrte
— — Zeile 12. ſtatt erſchienen, l. erſcheinen
S. 283. Zeile 11. ſtatt Wollte, l. wollte
S. 334. Zeile 2. v. u. ſtatt das, l. daß
S. 422. Zeile 6. v. u. ſtatt Edel, l. Ekel

Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Erſtes Bändchen.

1127

Frankfurt und Leipzig,
1814.

A 140 1456

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stillings

Freunden

gewidmet.

Vorrede.

Faſt ſchäm' ich mich, dieß Wort niederzuſchreiben, da von einer Schrift meines Freunds Jung-Stilling die Rede iſt. Er könnte weit eher zu Einem meiner Bücher eine Vorrede machen, um es dem Publikum zu empfehlen, als ich zu einer Schrift von ihm; da er ſich ſelbſt dem Publikum hinreichend empfohlen hat. Indeß find' ich mich durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden dazu verpflichtet, die nicht vor das Publikum gehören. Und ſo ſey denn dieſe Sammlung gemüthlicher, einfacher, das Gepräge reiner Religioſität unverkennbar auf ſich tragender Erzählungen, Stillings großem Publikum von mir übergeben, wie ein Freund, den Freunden, von einem abweſenden Freund, ein wohlthätiges Geſchenk mitbringt, ohne eine andere Anmaaßung, als daß er es mitbrachte, und ſich freut der Freude aller Empfänger.

Es ſind mehrere neue Erzählungen in dieſer Sammlung; die übrigen ſind in Taſchenbüchern und anderen Sammlungen zerſtreut. Erndet dieſe Sammlung Beifall; ſo kann noch Ein Bändchen, höchſtens zwei folgen.

Karlsruhe, im Februar 1813.

Johann Ludwig Ewald.

Verzeichniß der Erzählungen.

Seite

1. Auch eine heilige Familie . . 1
2. Die beiden Brüder . . . 17
3. Geſchichte eines Mannes, welcher lernte warum er in der Welt war 33
4. Der Nachtwächter und ſeine Tochter 51
5. Der goldene Vogel 78
6. Die edlen Jünglinge . . . 90
7. Der Weg zum Thron . . . 97
8. Adelheid von der Heeß, oder das Vehmgericht 112
9. Konrad der Gute . . . 134
10. Der Emigrant 201

1.

Auch eine heilige Familie.

Ich habe oft von Männern, die am Chriſtus-Eckel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jeſu viel nütze, und genützt habe? — Die europäiſchen oder chriſtlichen Nationen ſeyen ja doch in Anſehung ihrer ſittlichen Vervollkommnung keinen Grad beſſer, als von jeher auch andre gebildete Völker geweſen sind.

Im Ganzen genommen iſt freilich etwas dran: die Staatspolitik iſt noch immer eben ſo pfiffig als ſie bei den Aſſyriern, Babyloniern, Perſern, Griechen und Römern war; und unſere Kriege haben durchgehends ſo wenig chriſtliches, daß man eine europäiſche Armee wohl ſchwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelweiſe betrifft, würde unterſcheiden können. Was vollends den phyſiſchen und moraliſchen Lux angeht, ſo geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber ins Einzelne gehen, und die Volksmaſſe von Haus zu Haus, und von Familie zu Familie prüfen; ſo ſindet der ruhige und Gottliebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum deſto reinere Gute; — einen Fortſchritt in der Heiligung, den man außer der Chriſtenheit, in dem Grade, vergebens ſucht. Man trifft allerdings unter Juden, Mahomedanern, und Heiden auch einzelne edle Menſchen an; aber bei weitem nicht in der Menge, und in dem hohen Grade der Menſchengüte als unter den Chriſten.

„Das Reich Gottes iſt einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm, und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgeſäuert ward.“ Noch immer iſt der Teig nicht geſäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird ſchon daraus machen, was daraus werden ſoll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Wiſſen zum Beobachten haben, ſo können ſie Wirkungen der Religion, beſonders unter dem gemeinen Volke entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein trefliches Beiſpiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin ſtark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unſeres Herrn ſchläfrig, und es giebt der muthwilligen Knaben ſo viele, die immer darüber aus ſind, einem das, ohnehin ſo ſchwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublaſen, welches ſie aufklären wollen; ſo daß es höchſtnöthig iſt, ſich untereinander wachend zu halten: Und da iſt bekanntlich nichts beſſer, und zweckdienlicher als wenn man ſich etwas Hübſches erzählt. Nun Kinder, ſeyd aufmerkſam! — Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens, und haltet die Hand um das Flämmchen! —

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwand-Fabriken in einem hohen Grade; von Oſten gegen Weſten zu, zwei Stunden lang, ſieht der ganze Grund einem Luſtgarten voller prächtiger Landhäuſer ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute, und wohlhabende Fabrikanten zerſtreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um ſich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer ſtaunt der Wanderer aus der Ferne die großen prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie ſich der Schnee mit ſchwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, ſo entdeckt er erſt, daß ſie über und über mit ſchneeweißem Garn belegt ſind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da, wo ein kleiner Bach ſich durch ein enges Thälchen herabſchlängelt, und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner einſamer Schornſtein aus einem Obſtgebüſche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es iſt einem ſo, als wenn da der Blitz nicht einſchlagen könnte. Tauſende reiten, fahren und gehen die nur eine Viertelſtunde entfernte Straße, und ſchwerlich bemerkt einer die niedrige Hütte; aber deſto beſſer kennen ſie die unſichtbaren Geſandten, die dienſtbaren Geiſter, die denen zum Dienſt thätig ſind, die die Seeligkeit ererben ſollen.

In dieſer Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe, mit einer einzigen Tochter; ſie ernährte ſich mit Baumwollenſpinnen, und Garnſpuhlen und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe erzog ſie ſich die ärmliche Nahrung für ſich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte ſie die Nachbarſchaft nur von Angeſicht; der Kaufmann für den ſie arbeitete, ſagte von ihr, ſie ſey eine arme, aber fleißige und treue Frau: aber da ſie nie in ihrem Leben außer Gott jemand ihre Leiden klagte: ſo dachte auch Niemand weiter an ſie; ſie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenſtand, von dem man weder Gutes noch Böſes ſprach, eine Nulle in der menſchlichen Geſellſchaft, die aber gemeiniglich ſehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor ſie geſetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen ſonſt wohl arme gute Menſchen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Dieſe Frau äußerte ſich auch in Anſehung ihrer Empfindungen und Kenntniſſe nicht; man hielt ſie für dumm, unwiſſend und gefühllos; und ſo bekümmerte ſich Niemand um ſie. Immer hatte ſie gekränkelt, und ihr Leben war eine Kette von Jammer geweſen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte ſie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübſch und beſcheiden ins Auge, aber ſie hatte im geringſten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Koſtbarkeiten hing ſie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr ſuchte.

Endlich wurde es ſchlimmer mit der Frau; ſie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend beſtürmten ſie unaufhörlich, und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundſatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kams denn, daß kein Menſch auf der Welt von dieſen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieſes Elend mogte ohngefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergeſellen, von welchen der eine Johannes Langendorn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geſchäftig waren. Ob ſie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet, und ſich nie um das Häuschen und ſeine Bewohner bekümmert hatten, ſo wurden ſie doch jetzt dadurch aufmerkſam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthüre gelaufen kam, und die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlug, dann im Hofe herum lief und wehklagte.

Beide Bleichergeſellen durften nicht zugleich vom

Garn gehen, ſie wurden alſo einig, daß **Langenborn** hinlaufen und nachſehen ſollte, was das zu bedeuten habe: dieſer war aber auch der rechte Mann zu dieſer göttlichen Geſandtſchaft, und er war der Ehre werth, Engeldienſte zu übernehmen. Er lief was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er ſchon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was iſt? — was fehlt Dir?“ — „**Johannes**,“ antwortete ſie ängſtlich: „komm und ſiehe es!“ —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und ſiehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und ſchien todt zu ſeyn. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief: ſo hielt er ſie mit Recht noch nicht für todt. Er wuſch ſie alſo mit kaltem Waſſer und Eſſig, und brachte ſie wieder zurecht; ſie konnte vor Schwäche zwar noch nicht reden, aber ſie lächelte himmliſch und ſtreichelte ſeine Wangen.

So eigenſinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß ſie auf **Langenborns** liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten ſollen; er erfuhr alſo den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die, ſonſt ſtarke Natur der guten Frauen unterliegen mußte. Er ſuchte alſo ſeinen Sparpfennig hervor, begab ſich ſeiner Bleichergeſchäfte, und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das in ein ärmliches Gewand, und in der niedern Hütte verſteckt war, recht kennen, und er glaubte die größte irrdiſche Belohnung für ſeine Dienſte ſey **Catharinens** Beſitz; das glaubte er, und er betrog ſich nicht. Eben ſo hielten auch Mutter und Tochter ihren **Johannes** für den größten Schatz, den ſie in dieſem Leben erringen konnten, und auch ſie betrogen ſich nicht. **Langenborn** und **Catharine** heiratheten ſich am Krankenbette der Mutter; im Himmel war Freude über dieſe Verbindung, auf Erden aber beſorgte man, durch dieſe Heirath würde nun eine Familie entſtehen, die mit der Zeit durch Betteln, und durch ihre Bedürfniſſe dem Armenfond zur Laſt fallen könnte; allein dieſe Sorge war unnöthig: denn **Johannes** ernährte ſich, ſeine Frau, und nachher ſeine Kinder recht ordentlich, er war allgemeinerer Wohlthäter als alle, die für den Armenfond beſorgt geweſen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde ſo lange auf den Händen getragen, bis ſie von den Engeln in Abrahams Schoos getragen wurde. In ihren letzten Tagen beſuchte ſie der Prediger; dieſer erfuhr nun, welch eine koſtbare Seele er in der Nähe gehabt hatte, ohne ſie zu kennen. Er bedauerte laut und öffentlich dieſen Verluſt, und zog den großen Nutzen daraus, daß er von nun an die Hütten der gemeinen Mannes fleißiger beſuchte, und die daſelbſt wirkenden Geiſter genauer prüfte; er hielt der abgeſchiedenen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jeſ. 57, v. 1. 2. „Aber der Gerechte kommt um. Und Niemand iſt, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden aufgerafft, und Niemand achtet darauf: denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück, und die richtig für ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“

Johannes Langenborn und ſein Weib Catharine hielten nun lange und viele Jahre im Seegen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muſter für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde alſo auch nicht damit verſchont. Indeſſen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen, und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erſt ſtarben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei älteſten Töchter/darauf bekam Langenborn einen Zufall ans rechte Knie, ſo, daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlaſſen konnte, ſo war das Knie ſo krumm gewachſen, daß er ein hölzernes Bein anſchnallen, und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig, mit Bleichen ſein Brod zu erwerben; er ſah alſo, wenn er blos ſeine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein er war ein Chriſt, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, ſey es auch das niedrigſte, geringſte und verächtlichſte, bereit, ſobald es ihm die Vorſehung anwies, ſich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, ſo bekam er ein Geſchäfte, womit er ſich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte: es wurde nämlich eine Maſchine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geſchehen war, in großer Geſchwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verſchaffte dem lahmen Johannes eine ſolche Maſchine; nun konnte er ſich dabei ſetzen und wenigſtens das trockene Brod verdienen, ſeine Frau und beiden Töchter ſpannen und ſpulten dazu, und ſo brachten ſich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis ſoweit findet der Menſchenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieſer Familie vorzugsweiſe den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch dieſe vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anſpruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß ſie aber bei ihrer Armuth aus reinem und lauterm Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken, und eine Zuflucht der Verlaſſenen waren, das iſt ſchon etwas Erhabenes. Dazu kommt denn noch, daß ſie alle die einen ſo hohen Grad der Erleuchtung und der ſittlichen Kultur erſtiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Chriſten erſteigen. —

In dieſem Zuſtande war dieſe Familie, als der Doktor Stilling nach Schönenthal kam; er hörte zwar zuweilen etwas von dieſen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da ſie arm und gering waren, ſo ſchätzte man ihre Handlungen nicht nach ihrem wahren Werth. Das Gerücht ſagte daher immer viel zu wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geſchichte, noch ihre ausgezeichnet edle Thaten. Bis er ſie endlich bei folgender Gelegenheit ſelbſt kennen lernte.

In der Nachbarſchaft des Langenborniſchen Hauſes wohnte ein reicher Mann; dieſer hatte über zwanzig Jahre eine Magd gehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienſt, und durch ihre Chriſtliche Aufführung als eine fromme und brave Perſon, wenigſtens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die das wahre Verdienſt allenthalben, auch da ſchätzten, wo es nicht mit äußerem Glanz umgeben iſt, bekannt war. Dieſe gute Seele mußte viele Jahre lang mit Engbrüſtigkeit kämpfen, die ihr ihren Beruf öfters äußerſt beſchwerlich machte. Endlich bekam ſie am Beine eine Geſchwulſt und zugleich verlor ſich ihr kurzer Odem, und die Bruſt wurde frei; jetzt aber konnte ſie nicht mehr fortkommen, ihr Dienſt wurde ihr alſo ſehr ſauer. Anſtatt nun, daß ihr Dienſtherr ſie hätte verpflegen und für ihre Geneſung ſorgen ſollen, verfuhr er mit ihr nach der gewöhnlichen Weiſe, ſo wie es die Geſetze der Dienſtordnung mit ſich bringen; er kündigte ihr alſo an, daß ſie aus dem Dienſt gehen müſſe, bis ſie von ihrem Uebel geheilt wäre.

Die arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein; ins Hoſpital konnte ſie nicht aufgenommen werden, denn ſie war keine Bürgerstochter, und Geld hatte ſie auch nicht, um ſich verpflegen, viel weniger um ſich kuriren zu laſſen. Sie ſchleppte ſich alſo mit ihrem Jammer, und arbeitete über Vermögen. Unter der Hand bemerkte ſie nahe am Schienbein, einwärts gegen den Waden zu, an ihrem braun angelaufenen und geſchwollenen Bein einen ſchwärzlichen Flecken. Dieſe Erſcheinung machte ihr Angſt, und nun ſehnte ſie ſich nach einem Arzt, den ſie auch an einem Leinweber zu finden hoffte, der zwei Stunden weit in einem Flecken wohnte, und durch ſeine Kuren berühmt war. Da ſie nun nicht ſelber dahin gehen könnte, ſo erbarmte ſich ein Webergeſelle über ſie, der an einem Sonntage hinging, und den Doktor Leinweber ihrenthalben konſultirte; dieſer erklärte gleich das Uebel für gefährlich, und gab den Flecken für den kalten Brand aus; er verordnete alſo ſeiner Meinung nach eine ſehr kräftige Arznei: denn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck geſtreuet werden ſollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des Afterarztes, ſie ſtreute das Pulver auf den ſchadhaſten Ort, das Pulver fraß um ſich, und verurſachte ihr unleidliche Schmerzen, wobei ſie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Jetzt mußte ſie alſo das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerſt ungeduldig, er fuhr ſie an, und ſagte: wenn ſie nicht machte, daß ſie aus dem Hauſe käme, ſo würde er ſie hinaustransportiren und auf die Straße werfen. Dieſe Unbarmherzigkeit ſchnitt Wunden in ihr Herz, und ſie rief mit unausſprechlichem Weinen in ihrem troſtloſen Zuſtande Gott um Hülfe an, der ſie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erſte war, der ſo etwas erfuhr, ward auch bald den Zuſtand der bedaurungswürdigen Dienſtmagd gewahr; flugs nahm er ſeine Krücken unter den Arm und ſtolperte nach dem undankbaren Hauſe. Gleich bei dem Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der ihn anfuhr und fragte, was er wolle? — Mit dem erhabenen Ernſt des Chriſten antwortete Johannes: „ich will ihre Magd abholen und zu mir nehmen.“ „So?“ antwortete der Kaufmann; „Ihr habt ja ſelber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzueſſen!“ — Mit ſanftem Lächeln verſetzte Langenborn: „O ja! ich hoffe bei dem lieben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und dann freilich auch von dem, was Er beſcheert mitzueſſen!“ aber, ſetzte er entſchloſſen hinzu: „bei Menſchen habe ich noch nie gebettelt, und wenns ja dazu kommen ſollte, ſo würde ich doch einem ſo ſehr armen Mann, wie Sie ſind, niemals beſchwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müſſen wohl blutarm ſeyn, weil ſie nicht einmal vermögend ſind, Ihren kranken Dienſtboten die Koſt zu geben, wenn ſie nichts verdienen können."

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes hockte hinauf auf die Kammer. Hier war er nun freilich kein hinkender Bote, ſondern ein Engel des Herrn, der Heil verkündigt. Mit einem Wort; noch in der nämlichen Stunde trugen einige Geſellen und Knechte die fromme Dulderin in Langenborns ſeegenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten im Haus. In der Stube ſchlieſen Vater und Mutter, und in der Kammer beide Töchter, allein die Liebe findet allenthalben Auskunft; die Kranke wurde ins beſte Bett, in die warme Stube gelegt; der gebrechliche Vater, und die ſchwächliche Mutter ſchlieſen in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei der Kranken in der Stube auf der Erde auf bloßem Stroh, um immer bei der Hand zu ſeyn. Jetzt war nun die Magd zwar in ſoweit verſorgt, aber deswegen war ihr Bein doch immer nicht beſſer. Sie ſtreute das Pulver und duldete die fürchterlichſten Schmerzen, indeſſen wurde das Loch am Waden immer größer; Langenborns älteſte Tochter lief alſo wieder zum Arzt, der aber befahl, immer mit dem Pulverſtreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde dieſer Rath unter unſäglichen Schmerzen noch fortgeſetzt; allein nun fing die Sache an, gefährlich zu werden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte das Anſehen, als ob das Bein verlohren gehen würde.

Endlich fiel dem guten Langenborn ein, daß er von dem neuen Dokter Stilling gehört habe, er ſey ein guter Mann, der den Armen nichts abnähme, er wollte alſo ſelbſt zu ihm gehen, und ihn erſt einmal ausforſchen, ob dem Ding auch wohl ſo wäre, und was er zu dem Umſtand ſagen würde.

Stilling ſaß eben auf ſeiner Studierſtube und arbeitete, als er ein dreifüßiges Weſen, einen hölzernen Fuß, eine Krücke, und einen natürlichen Fuß die Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die Thür, und führte den edlen Langenborn, den er jetzt zum erſtenmale ſah, herein. — Das iſt wahr, ein ſolch apoſtoliſches Geſicht hatte er in ſeinem Leben noch nicht geſehen. Ehrfurcht und Liebe durchſchauerte ihn, bei dem Anblick dieſes ärmlich, aber ſehr reinlich gekleideten Mannes; er ließ ihn ſitzen, und ſeine Kappe aufſetzen: denn wahrlich! Langenborn war ein vornehmerer Mann als er. Auch Stilling mußte dem ſcharfblickenden Geiſt ſo ziemlich behagen; denn er floß alſofort von Zutrauen und Leutſeeligkeit über, und bedauerte, daß er den Herrn Doktor nicht eher gekannt habe. Stilling freute ſich ebenfalls über dieſen neuen und würdigen Freund, und fragte ihn dann was ſein Begehren wäre. Jetzt erzählte Längenborn nun die ganze Geſchichte mit der Magd ſo umſtändlich als ich ſie hier erzähle, und im Augenblick machte ſich Stilling bereit, und eilte zu der Kranken.

Nie in ſeinem Leben wird er das Leidensbild vergeſſen, das er hier zwiſchen den dienenden Chriſtinnen antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine, lag ſie da — jede Miene war Ausdruck der ſchrecklichſten Schmerzen, und jeder Odemzug war ein himmelanſteigender Seufzer um Erbarmung. Dieſer Anblick trieb dem Arzt häufige Thränen aus den Augen, die Wangen herab; er eilte alſo zur Linderung. Aber großer Gott! — welch ein Anblick! — er fand das Schienbein faſt vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte ſich abgelöſt, und hing nur noch vermittelſt der Haut und ein paar Muskeln mit dem Bein zuſammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieſer ungeheuren Wunde verbergen.

Stilling nahm alſo die ſchleunigſten Maasregeln zur Hülfe; die älteſte Tochter Langenberns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzel (chelidonium majus) zu ſuchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Scharpie. Als nun alles bei der Hand war, ſo wurden die Wurzeln und Stengel der Goldwurzel in einem Mörſer geſtoßen, und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieſes Saftes miſchte Stilling eben ſoviel Honig, tauchte dann Büſchlein von Schar-

[illegible]

pie in dieſes Gemiſche, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus: dann legte er den beinah abgelöſten Waden wieder an ſeinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieſes Arzneimittel und durch dieſe Methode nebſt der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, ſo daß die gute Perſon hernach wieder bis an ihr Ende in Dienſte gehen konnte. Daß ſie ihrem vorigen Herrn dieſe Ehre nicht erzeigte, verſteht ſich von ſelbſt.

Während dieſer Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten ſich ihre Schickſale, und wenn der Erſte zuweilen in ſeinen ſchweren Prüfungen ſich erholen wollte, ſo ging er zu ſeinem Freund Langenborn dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus ſeiner Fülle reichlich zu tröſten wußte.

Endlich zog Stilling bekanntlich als Profeſſor der Staatswirthſchaft nach Rittersburg, er nahm auch bei Langenborn Abſchied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präſent, das der erhabene Streiter ſeinem Freunde mitgab, beſtand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, ſondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen.“

Jezt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er ſeine Krücke und ſein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern ſeines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradieſe Gottes, und genießet was ſeine Thaten werth ſind. —

2.

2.

Die beiden Brüder.

(Eine arabiſche Erzählung.)

Dort wo das wüſte und glückliche Arabien an einander gränzen, wohnte ſeit Jahrhunderten eine anſehnliche Familie, die ſich nie durch Raub und Plünderung, ſondern blos von ihren Heerden nährte; Gott ſegnete ſie auch mit Wohlſtand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um ſie her fand ſich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von ſeinem Weibe wäre erquickt und getröſtet worden.

Vorzüglich aber ſchien **Alreddin** in der ganzen Reihe ſeiner Vorfahren der glänzendſte und weiſeſte zu ſeyn; wer in einer ſchweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir **Alreddin**; wo Streit war, da ſtiftete ſein Anſehen und ſeine Gerechtigkeitsliebe Frieden, wer arm war, der flehte ihn nicht vergebens und aus ſeinem Vorrath von Arzneimitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und ſein Weib (er hatte nur eine, aber ſehr geliebte Gattin) genoſſen bei allem dem ihr Glück nur halb; denn ſie hatten keine Kinder, und es ſchien als wenn mit ihnen ihr vortreffliches und edles Geſchlecht ausſterben ſollte; je älter ſie wurden, deſto mehr ſtieg ihr Kummer, und es hatte das Anſehn, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinſt trübe untergehen würde.

An einem Frühlings-Abend als Alreddin über Feld geritten war, und erſt ſpät wiederkehren wollte, ſaß Machpelach ſeine Gattin vor ihrem Zelt, und ſah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berg untergehen, und hinter ihr ſchimmerte der Vollmond ſafrangelb zwiſchen den Cederſtämmen durch. Indem ſie nun den trüben Blick von der abgeſchiedenen Sonne ſeitwärts wandte, ſahe ſie ein altes krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langſam durchs Gebüſch heran kriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offnen Armen entgegen, und ließ ſie neben ſich auf den Blumenraſen ſitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit zu Odem zu kommen, und fragte ſie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit ſie ſie erquicken könne? — Gott belohne dir dieſe Frage! verſetzte die Alte; gieb mir etwas Honig mit Rahm gemiſcht, und ein Stück Brod! — Machpelach lief ins Zelt, holte das Verlangte, und ſetzte es ihr in einer Schüſſel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläſchchen mit einem koſtbaren Balſam aus ihrer Taſche, deſſen Wohlgeruch die Luft umher erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speiſe und ſagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felſengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menſchen, und habe vom Vater aller Weſen die Gnade empfangen, die billigen Wünſche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt, und ich habe in dieſer armen Hülle die Wahrheit dieſes Gerüchts erfahren, bitte alſo von mir, was ich dir thun ſoll!

Machpelach erſtaunte; ſie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jezt freute ſie ſich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete ſie: ich habe nichts zu wünſchen als einen Sohn, der ſeinem Vater ähnlich iſt.

Dein Wunſch iſt billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieſer wohlthätigen Speiſe, und du wirſt innerhalb Jahresfriſt zween wohlgebildete und geſunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speiſe begierig, und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte ſie den lezten Mundvoll genommen, als ſich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete, Elfagor wurde in ein Kind von engliſcher Schönheit verwandelt, ſie ſtieg auf dieſes Wölkchen, und ſchwang ſich dann langſam empor: aber im Hinſchwinden hauchte ſie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sey reines Herzens Machpelach! — damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib gieng nun in ihre Hütte, und dachte der ſeltſamen Erſcheinung nach, die ſie auch Alreddin gleich nach ſeiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte ſich und ſagte: Söhne die vom Himmel angekundigt, und von unfruchtbaren Weibern gebohren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachſen. Gottes Wille geſchehe!

Das Verſprechen der Fee wurde erfüllt, Machpelach gebahr zween Söhne auf einmal, und während dem Gebähren ſchwebte eine ſchneeweiße Taube mit einem Purpurhals um ſie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, ſo ſchwang die Taube ihre Flugel über ihnen und verſchwand.

Die anweſenden Frauen wahrſagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchſen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte ſie zur Arbeit, und Machpelach lehrte ſie Gott fürchten und die Menſchen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen groß zu werden, ſo fingen auch die Eltern an zu wünſchen; darinnen kamen ſie beide überein, daß ſie tugendhafte und rechtſchaffne Männer werden möchten, aber Alreddin hatte ſich große Dinge in den Kopf geſetzt, und das darum weil ihm ſeine Söhne auf eine außerordentliche Weiſe angekündigt worden; Machpelach aber wünſchte nichts weiter, als daß ſie beide nur das Glück ihrer Väter genieſſen möchten.

Dieſer friedfertige Zwieſpalt beider Eheleute brachte ſie endlich auf den Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünſche zu entdekken, und ſie dann entſcheiden zu laſſen, ſie gingen alſo zuſammen in einer mondhellen Nacht ins Thal Bukraim; da wo dieſes Thal ein Becken von einer Viertelſtunde im Durchmeſſer bildet, das rund umher mit hohen Cypreſſen und Terebinthbäumen, die einen ſchönen Raſenplatz in der Mitte frei laſſen, bekränzt iſt, klingelt eine waſſerreiche Quelle, an dem Eingang einer tiefen und weiten Felſenhöhle zwiſchen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Aeſtchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der ſprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypreſſen-Wipfeln herüber, und verbreitete einen ſilbergrauen Schimmer über das bethaute, und mit Mettenfädlein und Geweben überſponnene Grün des Raſenbodens.

Alreddin und Machpelach ſchritten langſam und mit heiligem Schauer erfüllt, der Quelle entgegen, deren Chryſtall mit ſchmelzendem Gold im Mondesſchimmer gemiſcht ſchien, und deſſen Widerſtrahl, oben im Gewölbe der Grotte, auf den Kieſelſpitzen des grauen Geſteins ein leuchtendes Gewimmel verurſachte. Hier neben den Brunnen ſtellte Machpelach ihr Opfer, das ſie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod beſtand, auf einen breiten Stein nieder, und rief dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elſagor! Wenns dir Gott erlaubt, unſre Wünſche zu erfullen, ſo erſcheine uns und höre ſie! — allmälig ſchien ein zweifelhaftes Geliſpel aus der dunkeln Tiefe der Grotte, die horchenden Ohren aufmerkſamer zu machen, und zu gleicher Zeit ſchwirrte ein Haufen ſchwarz und ſilbergrau geſprenkelter Nachtſchmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts, gegen die Quelle zu; ſie waren an graue Mettenfaden geſpannt, mit denen ſie einen Muſchelwagen zogen, der aus einer Straußen-Eierſchale verfertigt, und mit leuchtenden Johanniswürmchen ſtatt der Juwelen beſetzt war. Vier große dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muſchelwagen ſchwebend, ein paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elſagor auf einem Polſter von Bienenhärchen ſaß, ſie war etwa Fingerslang, und hatte die vollkommenſte weibliche Geſtalt: ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelſteinen, und ihr feines lockiges Haar wallte wie ein goldnes Wölkchen den zarten ſchlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal ſchwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte ſich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der mitgebrachten Speiſe, und fragte nun, was begehrſt du Machpelach? —

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe gute Elſagor! mein Mann und ich haben verſchiedene Wünſche; du weißt, daß wir zwei wackere und liebenswurdige Söhne haben; nun geht unſer erſtes und flehentliches Bitten dahin, daß ſie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünſcht Alreddin Ruhm, Ehre und Anſehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter als ein ruhiges, ſtilles und höchſt wohlthätiges Leben für unſre beiden Kinder. Jetzt ſind wir nun deßhalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünſche du erfüllen willſt?

Die Fee lächelte heiter und froh, und erwiederte: ich will Eure beiden Wünſche erfüllen, und zwar ſo: der älteſte ſoll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und anſehnlich in der Welt werden, und der jüngſte ſoll nach deinem Begehren, ein ſtilles, unbekanntes aber höchſt wohlthätiges Leben fuhren. Zeit und Erfahrung wird Euch dann am Ende belehren, wer am beſten gewünſcht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balſam auf das Uebrige und ſagte: da nimm dieſe Speiſe wieder mit zurück, Machpelach! und gieb ſie deinen beiden Söhnen zu genießen, ſo werden ſie beide einen unauslöſchlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtſchaffenheit bekommen; dann ſchwebte ſie über den Raſen hin, und holte zwei verſchiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab ſie dem Vater, und ſprach: dieſes Kräutchen laß deinen älteſten Sohn ohne ſein Wiſſen in irgend einer Speiſe genießen, ſo werden ihn alle gute Menſchen lieben und ehren, die böſen fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andre aber gab ſie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngſten in einen Oelkuchen und laſſe es ihn, aber auch ohne ſein Wiſſen genießen, ſo wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verſchwand die Fee mit ihrem ganzen Zug vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speiſe und jeder ſein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hauſe.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alreddins älteſter Sohn Ali bekam ſeinen Theil vom Speiſeopfer und ſein ihm zugehöriges Kräutchen, und Haſſan der jüngſte, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchſen heran, und wurden bald mannbar; Ali konnte ſich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefeſt, oder ſonſt eine öffentliche Feierlichkeit angeſtellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erſte. Haſſan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagereiſe umher: er beſorgte die Heerden ſeines Vaters mit unbeſchreiblicher Treue, und mit überſchwenglichem Segen. Alles was trächtig war, verpflegte er ſo, daß alles neugebohrne Vieh viel vollkommner war und ward, als ſonſt jemals; er vertilgte alle reißende Thiere in der ganzen Gegend, ſo daß auch die Heerden der Nachbarn ſicher weiden konnten, allein er rühmte ſich nie ſeiner Thaten, und niemand erfuhr, daß Haſſan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine ſeiner Thaten bekannt wurde, ſo lag doch die Hülle ſeiner Beſcheidenheit ſo darüber her, daß man das Mehreſte dem Zufall zuſchrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave rechtſchaffene Haſſan, der gute ſorgfältige Hirte.

Indeſſen verbreitete ſich der Ruhm Ali's immer weiter: und da der Baſſa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrühreriſchen Baſſa von Bagdad verlangte, und dieſe ihm verwilligt wurden, ſo wurde Ali zum Anführer von zweitauſend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt ſich ſo tapfer, daß ihm die erhabene ottomanniſche Pforte den vorzüglichſten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam alſo mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großſultan zu Conſtantinopel beſchenkte ihn nicht nur, ſondern verlangte ihn auch in ſeine Dienſte, die aber Ali nicht annahm.

Haſſan führte indeſſen in dem Hauſe ſeines Vaters ſeine Heerden wie vorher, und wenn ſein Vater über den Ruhm ſeines Sohnes entzückt war, ſo freuten ſich Machpelach und Haſſan mit ihm, aber nie ſtieg dieſem auch der leiſeſte Wunſch auf, zu ſeyn, was ſein Bruder war; im Gegentheil, er freute ſich ſeines unbemerkten Lebens, und des guten Fortgangs ſeiner wohlthätigen Anſtalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er ſelbſt der Lehrer war; er verſammelte Knaben um ſich her, die er in allem Guten unterrichtete, und ſie die große Kunſt lehrte, gute Hausväter und fromme Menſchen zu werden. Dann las er auch die Schriften der beſten Aerzte, ſammelte die kräftigſten Kräuter und verfertigte daraus Arzneimittel, womit er unentgeldlich die armen Kranken heilte. Das alles brachte ihm keinen groſſen Ruf zuwege, jedermann ſahe ſeine Aufführung als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtand, und die nichts als Erfüllung ſeiner Pflichten war; indeſſen hieß er immer der gute, der rechtſchaffene Haſſan.

Nun erſcholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam ſandte einen Großen ſeines Hofes an ihn, und ließ ihm die Stelle eines Weſirs antragen; Ali nahm dieſen glänzenden Poſten an, und ſtund ihm auch ſo vor, daß ſowohl der Imam, als auch alle Rechtſchaffenen, Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er ſehr glücklich lebte, aber keine Kinder zeugte; Haſſan heirathete auch ein frommes ſtilles Mädchen aus der Nachbarſchaft, das ſich für ihn, und ſeine Heerden ſchickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenſchaft.

In dieſen Verhältniſſen lebten beide Brüder viele Jahre. Ali ſtand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nun nicht ſteigen, und des Genuſſes gewohnt, fing er an Langeweile zu ſpüren, dieſer Plagegeiſt quälte ihn ſo, daß er von Tag zu Tage unglücklicher wurde, und nun einſahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben, und ihren unerſättlichen Hunger nicht ſtillen können. Haſſan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunſch hatte als wohlzuthun und ſich täglich zu vervollkommnen, ſo fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich ſtarben Machpelach und Ali's Weib ohngefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte ſehr um ſeine vortreffliche Gattin, und wünſchte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod ſeiner Schwiegertochter, und die Unzufriedenheit ſeines Sohns Ali vernahm, ſo ſeufzte er tief, und beklagte ſeine ehemaligen eiteln Wünſche; jetzt ſahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte: er ging einſam umher und wehklagte in der Stille; dieſes mattete ſeinen Körper ſo ab, daß er ſich allmälig dem Tode näherte: er ließ dieſes ſeinem Sohn Ali ſagen, der denn auch unverzüglich kam, um ſeinen Vater noch einmal zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir ſeine beiden Söhne zu ſich rufen, dann bat er ſie, ſie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen: denn er möchte ihren Untergang gerne noch einmal ſehen. Die Söhne gehorchten; als er nun da im Grünen ſaß, und die Sonne ſein ehrwürdiges Antlitz und ſeinen langen eisgrauen Bart beſtrahlte, ſo ſchaute er ſie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, ſeufzte dann tief, und ſprach: ſetzt Euch nahe meine Söhne, ich hab Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Haſſan ſetzten ſich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmt die letzte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre ſind nicht die Güter die der Menſch ſuchen muß, ſondern die ſtille und unbemerkte Tugend der Gottes- und Menſchenliebe, dieſes habe ich ſchon eine geraume Zeit eingeſehen aber erſt vor einigen Tagen in einem Traumgeſicht ſehr lebhaft, empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit, die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden die ich an den Schickſalen meines Ali, und an dem häuslichen Segen meines Haſſan genoſſen habe, ſchwebten mir, wie Engel in aller ihrer Herrlichkeit vor der Seele, dann ſchwanden ſie weg und ließen mich im dunkeln und öden Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen Blick in die Zukunft, aber dieſe war in undurchdringliche Nacht verhüllt.

Endlich ſchlief ich unter dieſen quälenden Vorſtellungen ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der Gegend um Jeruſalem erinnern, die wir ehemals mit ſo vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf dem Gebirge Carmel beſucht hatten. Hier befand ich mich in meinem Traum; es war mir als wenn ich durch das Thal Joſaphat am Bach Kedron hinauf wandelte, rechter Hand ſchaute ich nordoſtwärts den Oelberg hinan, und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon; ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anweſenheit in dieſer denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wanderte ich fort, und bald ſah ich den felſigten Abhang des Berges Zion nordweſtwärts vor mir. Es währte nicht lange, ſo erſchien mir auch die prächtige Kuppel der Moſchee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun ſo mit Staunen vorwärts ſchritt, und mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen ſeyn möchte: denn es war mir gar nicht ſo als wenn ich träumte, ſo befand ich mich auf einmal am Fuße des Berges Zion, und zwar an ſeiner ſüdöſtlichen Ecke, auf welcher ehemals die königlichen Gärten geweſen ſind; linker Hand lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felſenwänden des Zion fort, und rechter Hand ſchaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwiſchen dem Oelberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entſtand der Gedanke in mir, wie kommſt du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf, bis an das Schaafthor zu gehen, das war mir zu weitläuftig, und dahin zu klettern ſchien mir unmöglich und doch däuchte mir es mußte ſeyn; ich verſuchte es alſo, und ſo wie ich mich anſtrengte hinauf zu ſteigen, ſo fühlte ich, daß ich über die Erde erhaben war, und ſo hinſchwebte. Dies verurſachte eine freudige Beſtürzung in mir: denn ich konnte nicht begreifen, wie ich das Fliegen gelernt hatte, da ich mich doch wohl beſinnen konnte, daß ich nicht geſtorben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, daß ich im leichten Hinaufſchweben, zur linken den Brunnen und den Teich Siloah, und zur rechten die uralten Grundmauern des ehemaligen Tempels zwiſchen den Felſen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch ein Anblick! — hier war das wüſte öde jetzige Jeruſalem nicht mehr, ſondern ich fand eine Stadt, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Links ſtand eine Burg, die gewiß alle Pracht der Palläſte Davids und Salomons übertraf, ſie nahm die ganze Breite des Zions ein, und rechts, war auch nun die Moſchee auf dem Moriah nicht mehr, ſondern es ſtand da wieder ein Tempel, deſſen Herrlichkeit nicht beſchrieben werden kann; und da ich meinen Blick auf den gegenüber liegenden Oelberg warf, ſo fand ich ſeine ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenhäuſern überſäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche hinab, lag eine neue Stadt, die unüberſehbar weit hin, aus lauter Palläſten zu beſtehen ſchien, und überall wimmelte es von Menſchen, die aus allen Nationen des Erdbodens ſchienen dahin gezogen zu ſeyn. Allenthalben aber herrſchte eine ſo friedfertige und frohe Stille, als wenn ſie alle zuſammen nur eine Familie ausgemacht hätten.

Indem ich nun ſo da ſtand, und mich an dem erſtaunlichen und frohen Anblick weidete, fiel mir endlich ein, in den Tempel zu gehen: denn ich ſahe das ſüdliche Thor offen, und viele Menſchen da ab- und zugehen; ich wandte mich alſo gegen Nordoſten, und ſtieg in das flache Thal hinab, das zwiſchen dem Zion und dem Moriah liegt; allenthalben fand ich ſchöne Häuſer und Gärten: nun ſtieg oder ſchwebte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan, und ging durch das Thor in den Tempel hinein. Hier war alles voll froher Menſchen, die aber im geringſten kein Getümmel machten, ſondern ſich freundlich unterredeten, auch wurde da gebetet, geopfert und gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angeſehen hatte, ſo bemerkte ich einen ſchönen jungen Mann, der mir vornehmer zu ſeyn ſchien, als alle andere; freundlich nahm er mich an der Hand, und führte mich in ein überaus ſchönes Zimmer, wo eine große beſchriebene Rolle auf einem Tiſche lag; jetzt ſprach er zu mir: Alreddin, deine Wünſche und deine Bekümmerniſſe ſind mir bekannt:

willſt du die Lebensrechnungen deiner beiden Söhne ſehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch auseinander, und zeigte mir erſt die Rechnung meines Sohns Ali: die eine Seite herab ſtanden alle guten Handlungen ſeines Lebens: ihrer waren viel, aber ihr innerer Gehalt war ſchwach, die Totalſumme bis dahin, war nach der Größe ſeines Standes gar nicht beträchtlich. Auf der andern gegenüberſtehenden Seite aber, fand ich den ganzen Genuß ſeines Lebens berechnet. — Ach Gott! wie groß war der, gegen das was er geleiſtet hatte? — mir brachen die Thränen häufig aus den Augen hervor, und ich bat für meinen armen Sohn Ali. — Der göttliche Jüngling aber tröſtete mich und ſagte: laß ihn in ſeines Bruders Fußſtapfen treten, ſo kann er das Verſäumte noch einbringen. Jetzt entwickelte er mir auch Haſſans Rechnung: da fand ich nun gerade das Gegentheil: groß und vollwichtig war die Summe des Guten, und klein der Betrag des Genuſſes.

Nachdem ich das geſehen hatte, erwachte ich aus meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt dem Rathe Eures ſterbenden Vaters: zieht von hinnen! und du Ali ſey von nun an Haſſans Hirte! thue wie er gethan hat, damit du deine Rechnung ausgleichen mögeſt!

So redete Alreddin und bald darauf verſchied er.

Z.

3.

Geſchichte eines Mannes, welcher lernte warum er in der Welt war.

Bertram der arme Bettelknabe war noch ſechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen Abend, einen hohen Bergrükken herab wandelte; um drunten in einem Dörfchen ſein Abendbrod zuſammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheuer ſein Nachtlager zu ſuchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott ſeine Lebensart gefiel! — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er auch irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die ſchön untergehende Sonne, und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüſſelchen ſauere Milch mit einem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder ſich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre ſaß, und ſich in ſeinem ſchönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechaniſch, ohne etwas dabei zu denken, ſagte er: Gebt mir doch etwas um Gotteswillen! Der Alte ſahe ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: Geh ich geb dir nichts; du biſt geſund und ſtark, du muſt arbeiten, und dein Brod verdienen. Bertram verſetzte: Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner giebt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.

Der Greis bedachte ſich ein wenig, und ſagte zu ſich ſelbſt: es iſt doch auch wahr, was der Junge da ſagt; ein jeder wirft ihm vor er ſoll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anfuhren. Setz dich da Junge, ſprach er zu Bertram und rief dann ſeiner Tochter, welche Frau im Hauſe war, zu, ſie ſollte dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe ſetzte ſich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott ſo wunderlich mit den Menſchen verführe? Dieſer geſunde wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden, und ſey überflüſſig; dagegen viele andere Menſchen, die ſo nöthig wären, ſtürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Beruf unfähig. Der gute Alte hätte faſt geſtrauchelt wie Aſaph, und den lieben Gott gemeiſtert.

Indeſſen hatte Bertram ſein Butterbrod gegeſſen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter auf ein Dorf gehen, wo er ein beſſeres Nachtlager zu finden hoffte als hier. Indem er nun ſo längs die Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke ſaß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete, Bertram ſahe das, es ging ihm ans Herz, er trat zu ihm, und ſahe nun, daß der arme alte Mann blind war. Was weint ihr alter Vater? — fragte er. Ach ſagte der Alte, ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben der mich leitete, und der iſt mir vorhin entlaufen. Da ſitz ich nun und weiß mir nicht zu helfen. Bertram freute ſich; er dachte, den Mann willſt du führen, dann wirſt dir Niemand mehr das Arbeiten vor. Guter Alter! ſagte er, ich bin auch ein Bettelknabe, ich will euch führen, und euch nie entlaufen. Der Blinde kniete nieder auf den Raſen, und ſagte: Ich danke dir lieber Vater im Himmel, daß du mich erhöret haſt. Bertram ſahe und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von ſeinem Vater wußte er nichts, und ſeine Mutter hatte er im ſechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl geſehen, daß die Leute Morgens und Abends vor dem Eſſen und nach demſelben die Hüte oder Mützen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte ſagten, er wußte auch daß das Beten hieß, aber ſo beten, wie da der Blinde, das hatte er nie weder geſehen noch gehört. Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her, und führete ihn dem Dorfe zu woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie ſie gingen fragte ihn Bertram, was er da geſagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erſtaunte über dieſe Frage. Er erkundigte ſich nach Bertrams Alter, wo er her wäre und wie er gelebt habe, und hörte nun alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und ſeinem Wort nichts wüßte, er ſagte alſo: Mein Sohn Bertram! Du biſt doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du zu mir gekommen biſt, denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tod ewig glücklich werden kannſt. Bertram freute ſich das zu hören, denn er war im Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihm an Erziehung. Er kam alſo mit ſeinem alten Blinden ins Dorf; der alte Greis ſaß noch vor ſeiner Thüre, und ſah die beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an, und ſagte: da bin ich wieder. Der Alte aber dachte weiter, er war noch am Grübeln wie es doch käme, daß unſer Herr Gott Leute, die zu nichts zu brauchen ſeyen in der Welt, leben ließe, und dagegen ſo viele nützliche und nöthige Leute ſterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da braucht ja unſer Herr Gott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, iſt das nun nicht Berufs genug? — iſts nicht genug, daß er einen Menſchen ernährt? — Nun ſchämte ſich der Alte ſeines ſchnellen und kurzſichtigen Urtheils und war neugierig zu wiſſen, wie Bertram zu dem blinden Mann gekommen war;

er rief ihn alſo zu ſich, gab ihm ein Almoſen und fragte: wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er ſey von ſeinem Führer verlaſſen worden, er habe einſam da geſeſſen, und zu Gott gebetet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt. Der alte Paul hörte den Mann ſo fromm reden, das gefiel ihm, er fing alſo ein Geſpräch mit ihm an, und hieß ihn bei ſich ſitzen und Bertram auch; ſie ſaßen unter einer Linde auf einer ſteinernen Bank. Nun erzählt mir, ſagte Paul, euere Geſchichte; der Knabe da, der euch führt, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte ſo meine Gedanken darüber, warum doch Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da ſie ſo wohl zu entbehren wären, und ſo viele nützliche und wohlthätige Menſchen ließ er ſterben, das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch ſo nachdachte, ſiehe, da kommt er, und iſt euer Führer geworden, da ſchlug mir das Herz, und ich dachte: da ſieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann; der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand, und ſprach:

Gott ſey gelobt! lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denket, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott ſo gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen konne. Ich habe eben ſo gedacht wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hort mir zu, ich will Euch erzählen wie es mir gegangen iſt.

Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorf, der ordentlich ſein Brod hatte, auch ſonſt ein guter Mann war. Meine ſelige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, ſie war aber kränklich; ich war ihr erſtes und einziges Kind, ſie wurde dann drei Jahre bettlägerig, und ſtarb an der Auszehrung; ich war immer um ſie, wartete ihr auf, auch ich war ſchwächlich und voller Flüſſe, doch war mir dieſe Zeit ſehr nützlich, denn meine Mutter ſprach immer von Chriſtenthum mit mir, und pflanzte mir wahre Gottſeligkeit ein, ſie ſtarb auch ſo freudig als wenn ſie zur Hochzeit gegangen wäre.

Ich blieb noch immer kränklich, ſo daß ich faſt beſtändig das Bette hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut ſahe; er bekam auch eine reiche Frau, aber ſie wußte es auch, und ließ es ihn täglich bitter fühlen; ſie machte ihm das Leben ſo ſchwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit ſchlimmer. Kaum bekam ich ſo viel Brod, daß ich den Hunger ſtillen konnte, und Waſſer mußte ich mir ſelbſt holen; oft ſchickte ſie mir wohl etwas gewärmtes Gemüſe, das aber ſo ſauer geworden war, daß ich es nicht eſſen konnte.

So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette und flehte zu Gott um meine Auflöſung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß Er mir eine ſo böſe Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.

Nun hatte meine ſelige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als ſie, hatte auf ſeinem Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich ſchon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreißig Jahre alt und wollte ſich nun auf ſein Handwerk ſetzen. Dieſer beſuchte uns, und ſahe bald was zu thun war; er kam zu mir und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht laſſen, ich mußte ihm ſagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden ſey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verſtand es beſſer, er antwortete mir: du verſündigſt dich ſehr Vetter Leonhard! wie kannſt du wiſſen, warum du in der Welt biſt und wozu dich unſer Herr Gott noch brauchen will? durch deine lange Kränklichkeit wirſt du in der Geduld geübt; du lernſt da beſſer Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienſt du zur Probe; ſie verſündigt ſich an dir, ſie wird aber noch zur Erkenntniß kommen, und ſich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dies Kreuz haben, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und dich verpflegen, und verſuchen ob du nicht curirt werden kannſt.

Das gefiel mir ſo wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er ſprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und ſie waren beide wohl zufrieden daß er mich zu ſich nahm; es währte auch nicht lange, ſo holte er mich ab.

So bald ich bei ihm war, befand ich mich beſſer, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahr konnte ich anfangen bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

Mein Vater ertrug indeſſen ſein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und ſtarb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was ſie an uns verſchuldet hatte, er ſchlug ſie täglich; wenn er betrunken nach Hauſe kam, mußte ſie ihm wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er ſie; auch durfte ſie ſich nicht ſatt eſſen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam ſie zu uns; ſie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn ſie fühlte ſelbſt, daß ſie ſich an meinem Vater und mir verſündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Troſt.

Endlich da ich mein Handwerk recht wohl verſtand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter, und etwas Geld hatte; dabei war ſie recht fromm und brav, ſie willigte in meinen Wunſch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten, ich ging alſo hin und holte ſie ab. Es war aber auch hohe Zeit; denn ihr Mann hatte alles durchgebracht; und ſie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße ſo kränklich geworden, daß ſie bei uns drei Jahre zu Bette lag, und endlich ſtarb, wir ließen ſie ihr Unrecht nicht entgelten, ſondern wir pflegten ſie ſo gut wir konnten.

Während dieſer Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir übels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht ſelbſt gedrückt worden wäre.

Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten es würde nun immer ſo fort gehen. Mein älteſter Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich ſahe gerne, daß er auf die Wanderſchaft ging; er reiſte auch fort, ſchrieb mir die erſten Jahre einige Mal: aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch geſehen; er ſoll auf die See gegangen ſeyn.

Die mittelſten drei Kinder ſtarben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich, ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und meine Sachen gingen allmälig hinter ſich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und ſo wurde ich bald auch arm.

Wie ernſtlich ich während der Krankheit meiner guten Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte mir ſie doch am Leben laſſen, das könnt Ihr nicht glauben, aber er erhorte mich nicht. Genug meine Frau ſtarb, und hinterließ mir ein Kind, von anderthalb Jahren.

Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun ſpürte ich daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geſchickten Wundarzt um Rath, und dieſer ſagte mir ich hätte den grauen Staar. Ich erſchrak als wenn mich jemand vor den Kopf geſchlagen hätte, aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Haabe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde ins Hoſpital gebracht, und darinnen erzogen, dies Mädchen iſt recht brav, ſie dient jetzt bei ehrlichen Leuten, und hat gut haushalten gelernt.

Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich betete wieder, unſer Herr Gott möchte mich doch aus der

Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einſehen, warum.

Anfänglich konnte ich noch ſo viel ſehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünſchte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz ſonderbar.

Lange konnte ich keinen ſolchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden ſollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: ſolche Kinder ſeyen in der Welt verlaſſen, und würden geſcheuet und verachtet; ich wollte alſo die Kinder annehmen, ſie mit mir herum fuhren und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewiſſen braven Mann, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und ſagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab ſich Mühe die Kinder aufzuſuchen, fand ſie, und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich ſie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete ſie in allem Guten, und damit ich's kurz mache, erzog wackere Burſche aus ihnen. - Ich hatte ſie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte ſich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer heirathete endlich, und iſt nun ein rechtſchaffener

Mann, der ſich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt ſich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich ſehr Unrecht gehabt hätte mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht ſo viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann ſuchte ich mir wieder einen Buben der mich führte, und dieſen fand ich ſo: als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch ſo lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte, und ſagte, ſie könne mir nichts geben, ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete ſie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann iſt geſtern begraben worden; und ich ſitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für ſie. Wie alt ſind die Kinder? fragte ich, der älteſte iſt ſechzehn Jahre alt; zwei Mädchen ſind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehen, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden kleinſten Knaben überlaſſen? ich will ſie erziehen. Da ſey Gott für! verſetzte die Frau, daß meine Kinder betteln ſollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich ſtellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich ſchon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müſſen, und ſo ließ ſie ſich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch ſie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen ſich ehrbar und chriſtlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu ſeyn will, ſo kann auch er brav und glücklich werden. — Bertram hatte dieſe Erzählung recht aufmerkſam angehört, er weinte auch bisweilen dazwiſchen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfſt du; ich will dein Vater ſeyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo ſeyd Ihr her? — er antwortete, von Diesburg, ſechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott beſcheert mir immer ein Plätzchen, bald hier bald da; ſonſt gehts mir wie unſerm Heiland, ich habe keinen eignen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging ins Haus, und ſprach mit ſeiner Tochter und Eidam, dieſe ließen ſich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit ſeinem Knaben eine Kammer, und ein Bette, worin ſie beide ſchlafen konnten. Leonhard ſchaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun ſeine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und ſeinen Kindern gewohnt, als ihn dieſe gar nicht mehr entbehren konnten. Denn ſein Umgang war ausnehmend gefällig und erbaulich: auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Bertram leiſtete, wenn er ſeinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienſte.

Dies mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgeleſen wurde: wer da wüßte, wo ſich der blinde Schuhmacher **Leonhard** aufhielte, der ſollte es zu Diesburg bei dem Amtmann melden. Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte ſich, was das wohl bedeuten möchte? ihm war heimlich bange, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hauſe erzählte er es Leonhard, dieſer erſtaunte auch, aber er blieb ruhig und bat Pauls Eidam, doch nach Diesburg zu gehen und ſich zu erkundigen, warum man ihn aufſuche, da er ſelbſt jetzt nicht ſo weit gehen könnte; doch dazu kams nicht: denn nach dem Mittagseſſen, als ſie Alle in der Stube beiſammen ſaßen, und Paul eben im Begriff war eine Predigt aus der Hauspoſtille vorzuleſen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er ſtieg ſchleunig ab, und kam in die Stube. Er ſchaute den alten Leonhard ſtarr an, ging auf ihn zu. Doch bedachte er ſich wieder, und ſetzte ſich hin.“ Paul und ſeine Leute verwunderten ſich ſehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt ſich aber ſtill und ſagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: Seyd Ihr der Schuhmacher Leonhard der in Diesburg gewohnt hat? Ja! antwortete der Blinde. — Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen iſt? Leonhard verſetzte: Leider ja! allein ich habe in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört. Dem Fremden lieſen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: Wie habt ihr denn die Zeit her gelebt? guter alter Vater! Leonhard erwiederte: ich habe mein Brod leider! vor den Thüren ſuchen müſſen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, ſo daß ich nicht klagen kann. Der Fremde weinte noch mehr und fuhr fort: ich habe wohl gehört, daß Ihr ein frommer braver Mann ſeyd; allein jetzt hat auch all euer Elend ein Ende, denn Euer Sohn hat ſich wieder gefunden, er iſt ein ſehr reicher Mann, ich ſoll euch von ihm grüßen. Leonhard wurde ganz beſtürzt und blaß vor Freude; er ſtand auf als ob er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte ſich nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut, und ſagte: Ich bin Euer verlorner Sohn, liebſter Vater! Ich bin Euer verlorner Jakob!

Der Alte klammerte ſich an ſeinen Jakob an, weinte ſchluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und ſeine Leute weinten, Bertram aber lachte.

Nachdem dieſer rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an nach tauſend Sachen zu fragen: Jakob aber erzählte ihm wie er durch Seelenverkäufer vor achtzehn Jahren ſey weggenommen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgeſtanden, wie er endlich in Oſtindien glücklich geworden ſey, und eine Frau mit fünfzig tauſend Gulden Vermögen geheirathet habe, und nun mit ihr in Amſterdam wohne, und jezt hierher gereiſt ſey, um ſeinen Vater und Freunde aufzuſuchen, und ſie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit, und ließ ihn auf einem Wagen nach Dietburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver treuer Knabe ſey, der ſeinem Vater treu gedient habe, ſo nahm er ihn auch mit, und verſprach ihm, wenn er ſich gut aufführen würde, ſo wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Pauls Hauſe wegging, weinten ſie Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und ſagte: in der Ewigkeit ſehen wir uns wieder! ja, antwortete Leonhard, wer chriſtlich gelebt hat, der kann ſich darauf freuen; aber jezt möchte ich wiſſen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird. Paul fuhr fort: darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler ſo viel Gutes geſtiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, wenn Euch unſer Herr Gott glücklich macht. Jakob verſprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und ſein Vater reiſten nun ab und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten, und ſpendete es ſeinem Vater. Dann verſprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu ſchicken, mit der er zum Beſten der Menſchen ſchalten und walten könnte, Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen, und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard ſeine Tochter zu ſich, die ſeine Haushaltung beſorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten ſeine Blindheit doppelt, er hätte doch auch ſeinen Sohn gern geſehen. Dafür aber hatte dieſer auch ſchon geſorgt; denn da er den grauen Staar hatte, ſo wurde ein geſchickter Mann verſchrieben, der ihn glücklich operirte. Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiſte nach Holland zurück und ſchickte jährlich die verſprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend wurde.

Nun wurde aber auch der alte Paul mit ſeiner Familie nicht vergeſſen. Er hatte nur ein kleines Gütchen, dies mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres; wohin der fromme Alte mit ſeinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen beſuchten ſich oft, und lobten Gott für ſeine heiligen Führungen. Paul ſtarb zuerſt, Leonhard betrauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram ſein Gehülfe und nach ſeinem Tode Erbe des Hauſes und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband und als ein frommer wohlthätiger Mann lebte und ſtarb.

4.

Der Nachtwächter und ſeine Tochter.

Konſtantine, laß' uns hier ein wenig ſitzen, ich habe Blaſen an den Füßen, und kann nicht weiter fortkommen, ſagte der alte Burkhard, und ſetzte ſich dahin an den Weg auf den Raſen. Konſtantine ſetzte ſich neben ihn und weinte. — Weine nicht Tinchen, fuhr der Alte fort, und ſeine Stimme zitterte; weine nicht, Konſtantine, ſondern ſey beſtändig! Sieh, mein Kind; wie ſich der Himmel von Weſten her aufheitert: das Gewitter iſt vorüber. — Haſt du wohl je beſſer geruht, als in der Hütte des Kohlbrenners, auf dem Mooslager nebeſt deinem Vater? Du wirſt dereinſt noch beſſer ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber iſt, deſſen Donner jetzt um uns her brüllt.

„Vater; lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie —“

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie — gar nicht brauchen dürfen, eben ſo wenig als unſre wahre Namen.

„Gut. Seht dann, liebſter Vater, meine Füße bluten; Schuh und Strümpfe ſind zerriſſen; allein ich dulde das gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr dies hauptſächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz.“

Linchen! ſieh' dort gegen Weſten in die Ferne; welches ſchöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weswegen man die kleinen, ſanften blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das!

„Ei, lieber Vater, weil ſie die Farbe des Himmels haben!“

Siehſt du; die Leibfarbe des Himmels iſt: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur iſt: Er wird mein nicht vergeſſen! Grün iſt die Farbe der Hoffnung.

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, was meine gute, ſelige Mutter ſagte. Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab, ſprach ſie; und ſehnſuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — dieſe beiden balſamiren die Luft zum frohen Athmen.“

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachſen und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch oft Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde. — Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether; lächelt und ſtrahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der ſiebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an!

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noahs Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in unſrer letzten Sündfluth keine Schande gemacht.“

Nein, Konſtantine, das haben wir nicht. Allein es iſt Zeit weiter zu pilgern. Haſt du nicht ein Stückchen Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?

„Das Gott erbarm!“ ſeufzte das holde Mädchen, und heiße Thränen entſtürzten ihren großen blauen Augen. Sie ſuchte und fand, und gab's ihrem Vater; dann ging ſie ſchweigend voraus; krumm und mühſam ſtieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein ſchöner, junger Mann, auf einem prächtigen, iſabellfarbenen Roſſe entgegen. Konſtantine ſah ihn ſchon in beträchtlicher Entfernung, und ſchlürfte in das Gebüſch. Sie winkte ihrem Vater, dieſer bemerkte es nicht und ging ruhig fort. Sein Geſicht war kurz; er ſah den Reiter nicht eher, bis er ihm nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erſchrack und ſeufzte: „Gott halt ihm die Augen, damit ſie meine Verkleidung nicht durchſchauen.“ Der Reiter ſchien auf den armſeligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt haſtig vorbei. Konſtantine ſchlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm und zog ihn ſeitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Ein Kirchthurm ragte links in einem Nebenthälchen hinter einem Hügel über die grünen Bäume hervor. Konſtantine ſah ihn und ſagte: „Lieber Vater, dort linker Hand iſt ein Kirchdorf. Der Thurm glänzt in der Abendſonne, und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen ſoll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.

Wenn wir nur ſchon da wären! entgegnete der Alte. Seine Tochter half ihm fort auf dem etwas ſteilen Fußpfade. Endlich kamen ſie an das Dorf. Schon auf dem Wege hatten ſie gehört, daß für jetzt in dieſem Bezirke kein franzöſiſches Militär liege; die Truppen hätten ſich alle näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele Freude! mit neuem Muthe traten ſie in das Dorf. Groß, ſchön und reinlich ſtanden die Häuſer da. Die Männer ſaßen vor den Thüren, und ruhten nach überſtandener Tageslaſt und Hitze; Knaben und Mädchen ſpielten vor ihnen herum; und die Weiber fütterten, und molken ihr Vieh.

„Nun Tinchen! fing der Alte an: Wer in dem Schutz des Höchſten iſt. Ich weiß es, hier giebt es Ohren fürs Singen.“ Konſtantine trat vor das erſte, beſte Haus, und ſang mit einer unbeſchreiblich reinen und melodiſchen Stimme; Vater Burkhard begleitete ſie mit einem kräftigen Baß. Ein ſo ſchöner Geſang war hier noch nie gehört worden. Alles ſtrömte herzu, und bei dem dritten oder vierten Hauſe waren ſchon alle Einwohner des Dorfs verſammelt. Allmälig nahte ſich auch ein ſechzigjähriger Mann; häusliche Leiden und Amtsſorgen hatten ſein lockiges Haar ſilberweiß gebleicht, und die lange Ausübung der Religion, welche er lehrte, hatten des Erlöſers Phyſionomie in ſein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit ſprachen aus allen ſeinen Zügen. Er war, eben ſo wie Burkhard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Einfalt der Sitten und Wärme für die Religion waren die Hauptbeſtandtheile ihres beiderſeitigen Charakters. Darum floſſen ihre Seelen auch ſo ſchnell in einander. Der biedere Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Geſange; ſeine Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von ſeiner grauen Wimper. So geht es gefühlvollen Seelen oft, wenn ſie gewahr werden, daß ein höherer Geiſt die Töne belebt.

Man gab den Sängern reichlich, und jeder ſtürmte in ſie mit der Frage: Wer ſeyd ihr? wo ſeyd ihr her? — „Ich bin von Unglückshauſen in der Grafſchaft Frechenburg,“ ſagte Burkhard ernſt und männlich. — Wie ſagt er? fragte einer den andern. Unglückshauſen? davon haben wir nie etwas gehört. Der Pfarrer unterbrach ſie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene ſagte: „Unglückshauſen iſt wohl ein großer Ort, und ſtark bewohnt?“ Sogleich faßte er den alten Burkhard bei der Hand und führte ihn nebſt ſeiner Tochter weg in ſein Haus. — Gern ſahen das die Bauern nicht, aber ſie ehrten alles, was ihr Pfarrer that. Viele ſchlichen hinterdrein, und der Schulz mit ein Paar der Meiſtbeerbten überlegten, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könne? Die Sache wurde ernſt, und man beſchloß alſofort ihn zu fragen, ob er jenen Dienſt zu Buſendorf wohl übernehmen wolle? — Eigentlich war ſeine ſchöne Stimme die Urſache dieſer Wahl: denn ob Burkhard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er ſtark genug wäre, im Nothfall einen Dieb feſtzuhalten? Dies alles kam dabei nicht in Anſchlag. Genug, er ſang ſchön.

Der Schulz ging alſo mit noch zwei Männern in das Pfarrhaus, wo ſie zuerſt dem Pfarrer ſagten, was ſie vorhätten; und als er damit zufrieden zu ſeyn ſchien, ſo machte der Schulz den Antrag, und ſagte: „Hört einmal, Altvater! unſer Nachtwächter iſt vor einigen Tagen geſtorben; wollt ihr wohl die Stelle übernehmen?“ Mit unbeſchreiblicher Empfindung, die den tiefſten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete **Burkhard**: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit Dir wachen!

Mit offenem Munde ſtarrte ihn der Schulz an: „Wie ſoll ich das verſtehen?“ Freundlich verſetzte der Alte: daß ich euer Nachtwächter werden, und dies Amt nach meinen beſten Kräften verwalten will. „Nun das freut mich, fuhr der Schulz fort; ſogleich ſoll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorfe herum; morgen fangt ihr bei mir an. Dieſe Nacht könnt ihr ſchlafen, und am nächſten Abend euer Amt beginnen. Beim Hirten habt ihr ein Stübchen zur Wohnung. Das Mädchen da kann euch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu ſchwerer Arbeit ſcheint es nicht gemacht zu ſeyn. Ich hab' zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der Herr Pfarrer etwas wollen, ſo geſchieht's.“ Er ergriff hierbei dem würdigen Manne die Hand, ſchüttelte ſie, und ſagte lächelnd: nicht wahr? Der Pfarrer antwortete: Gott Lob! daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünſchte nichts mehr, als daß der Schulz und die beiden Bauern ſich entfernen möchten. Der Bettler und ſeine Tochter waren ihm ein Räthſel, bei deſſen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahndete. Kaum waren alſo die Bauern fortgegangen, ſo reichte er dem Vater die eine, und der Tochter die andre Hand, und ſagte: „Seyd mir willkommen! dieſe Nacht ſollt ihr bei mir bleiben! Gaſtfrei zu ſeyn, ſagt die Bibel, vergeſſet nicht: denn durch daſſelbe haben etliche, ohne ihr Wiſſen, Engel beherbergt.

Lieber Herr Pfarrer, ſagte Burkhard, das ſind wir nun zwar nicht, aber chriſtliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieſer hat unſer Herr und Meiſter einen großen Lohn geſetzt. Ich glaub' es gilt von Ihnen, was zu jenem Biſchof von Smyrna geſagt wurde: Ich weiß deine Werke und deine Trübſale und deine Armuth;

du aber biſt reich. Ihr Kapital in der himmliſchen Bank iſt wohl nicht klein.

Den redlichen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er konnte ſich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küſſen. „Wahrlich, ja, ſagte er, ich beherberge Engel."

Konſtantine (ſanftlächelnd): die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre ſchützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an ſich halten; er war überzeugt, daß dieſe Menſchen etwas ganz anderes waren, als ſie unter ihrer ſchlechten Hülle ſchienen. „Darf ich um Euer Geheimniß wiſſen?" Burkhards Miene wurde ernſt. Darf ich einmal mein Stillſchweigen brechen, entgegnete er, ſo ſollen Sie der Erſte ſeyn, gegen den ich dies thue. — Dabei blieb es für dieſen Abend. Man ſetzte ſich zu Tiſche, und verzehrte eine einfache, aber ſchmackhafte Mahlzeit.

Die brave Gattin des Pfarrers, welche ſchon lange an der Gicht darnieder lag, beſchenkte Konſtantinen mit Wäſche und Kleidern; der Pfarrer that eben das an ihrem Vater. Der gute Seelſorger hatte genug, aber auch nichts übrig. Was er entbehren konnte, das legte er alles in der himmliſchen Bank an.

Burkhard trat alſo abgeredeter Maßen am folgenden Tage ſein Amt an. Konſtantine nähte und ſtrickte im ärmlichen Nachtwächterſtübchen; und des Abends, wenn der Vater ſeinen erſten Umgang hielt, dann begleitete ihn ſeine Tochter, und beide ſangen durch das Dorf ein ſchönes geiſtliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies dermaßen, daß ſie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten ſo viel zutrugen, als ſie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedurften. Vater **Burkhard** wurde von allen geehrt, und **Konſtantine** mit voller Zärtlichkeit geliebt. Eine unbeſchreibliche Heiterkeit und Sanftmuth war über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen; ihre ſtille Frömmigkeit gab dem ohnehin ſchönen Geſicht einen überirdiſchen Reiz; die reinliche, ungekünſtelte, ländliche Kleidung machte ihren vortheilhaften Wuchs doppelt bemerkbar. Man glaubte eine Schäferin der Unſchuldswelt zu erblicken. Das gute Mädchen fand außerordentlichen Geſchmack am Umgange mit der leidenden Frau Pfarrerin; und dieſe faßte eine ſo warme Zuneigung zu **Konſtantinen**, daß ſie faſt immer um und bei ihr ſeyn mußte. Demohngeachtet verſäumte ſie aber doch des Abends den Umgang durch das Dorf nie; denn es lag ihr viel daran, die Bauern bei gutem Willen zu erhalten.

Dies währte ein Vierteljahr, bis in den September, ruhig fort. **Burkhard** und ſeine Tochter lebten zufrieden, und harrten in der Stille dem Umſchwung ihres Schickſals entgegen. Als ſie aber einmal, in der Mitte des genannten Monats, bald nach zehn Uhr des Abends ihren erſten

Gang durch das Dorf machten, bemerkte Konſtantine, daß ihnen ein Mann von ferne nachſchlich, und dem Singen zuhörte. Er hatte ſich in einen weißen Mantel gehüllt, und den runden Hut tief in die Augen gedruckt. Wenn ſie ſtanden und ſangen, dann ſtand er auch; gingen ſie aber weiter, ſo folgte er ohne alles Geräuſch. Konſtantine ſagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen; ihr war nicht recht wohl bei der Sache, doch dachte ſie, es könne vielleicht ein Reiſender ſeyn, der dieſe Nacht im Dorf herberge, und dem ihr Singen gefalle. Als endlich der Umgang beendigt war, und ſie nach ihrer Wohnung zurückkehren wollten, kam der Fremde haſtig auf ſie zu, und blieb dicht vor ihnen ſtehen. Burkhard erſchrack, faßte ſich aber bald, und hielt dem Fremden die Leuchte vors Geſicht; Thränen perlten auf demſelben; Burkhard gewahrte ſie, und ſprach: „Sie weinen?" „Nun auch die Thränen ſind Ausſaat zur Freudenärndte." Konſtantine ſah dem Fremden in ſein großes ſchönes Auge; und unwillkührlich drängten ſich Thränen hinauf in das ihrige. Sie ſuchte dieſelben zwar mit ihren zarten Fingern zu zerdrücken; allein der Fremde bemerkte ſie, ſchlug ſeinen Mantel auseinander, und ergriff zugleich die Hand des Vaters und der Tochter. „Guter Vater, ſprach er mit weicher Stimme zum alten Burkhard, ſeyd ihr ſchon lange hier Nachtwächter geweſen?" Burkhard antwortete:

Mein Herr, es giebt Dinge, die auch nicht den leiſeſten Ton erlauben. Ich traue ihren Thränen, ſonſt ſagte ich auch das nicht. Haben Sie Zeit, ſo beſuchen Sie doch morgen unſern Herrn Pfarrer. — Noch einmal ſah der Fremde beiden ins Geſicht, drückte ihnen die Hand, und ging fort.

Die Nacht verbrachte er faſt ſchlaflos, ſo früh als es mit Anſtand geſchehen konnte, wanderte er zum biedern Pfarrer. Dieſer nahm ihn, nach ſeiner Gewohnheit, mit freundlicher Würde auf; und bat ihn ſich niederzulaſſen.

Der Fremde. Herr Pfarrer, ich bin ein Reiſender, der ſich geſtern hierher verirrte; nun hörte ich des Abends über Tiſch im Wirthshauſe, wo einige Bauern ſaßen, ſo viel Gutes und Sonderbares von dem hieſigen Nachtwächter und ſeiner Tochter, daß ich neugierig ward, die Leute ſelbſt kennen zu lernen. Man ſagte mir, ich müßte ſie ſingen hören; das iſt geſchehen. — Aber, Herr Pfarrer — ich habe ſie ſingen geſehen, nicht blos gehört. Ich habe ſie ſingen geſehen! das will mehr ſagen. Dieſer Nachtwächter und ſeine Tochter ſind mir äußerſt merkwürdig; ich fühle mich auf eine, mir ſelbſt unerklärliche Weiſe zu ihnen hingezogen. Wiſſen Sie nicht etwas Näheres von dieſen Leuten?

Der Pfarrer. Ich weiß wenig von ihnen, aber doch genug um verſichern zu können, daß der Vater einer der edelſten Männer, und die Tochter ein Engel in Menſchengeſtalt ſey. Sie ſind erſt vor einem Vierteljahr hier angekommen, und man hat bis jetzt noch nicht das Mindeſte von ihren vorigen Verhältniſſen erfahren können. Ich vermuthe aber, daß es vornehme Leute ſind, welche durch den Krieg und die gewaltſame Revolution unſeres Rheinufers unglücklich und des Ihrigen beraubt worden ſind. Beſondere Gründe müſſen ſie beſtimmen, dies alles äußerſt geheim zu halten. Daß ſie aber vornehmen Standes ſind, dies ſah ich vorzüglich an der außerordentlichen Bildung der Tochter. Ein ſo vollendetes Meiſterſtück der Schöpfung und der Erziehung habe ich noch nie gefunden. Die lauterſte, erhabenſte Frömmigkeit vermehrt ihre Reize. Sie iſt täglich bei meiner Frau und pflegt ihrer mit kindlicher, zärtlicher Sorgfalt. Ich habe alsdann Gelegenheit, ſie zu beobachten: mit jeder Stunde wird bei mir der Wunſch lebhafter, ſie auf immer meiner Familie einverleiben zu können. Hätt' ich einen Sohn, und er wäre ihrer werth — o wie gern nennte ich ſie Tochter!

Der Fremde. Sie haben alſo keinen Sohn, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott! — Ich hatte einen ſo braven hoffnungsvollen Sohn — —

Der Fr. Nun? was wurde aus ihm?

Der Pf. Ach! ich ſchickte ihn in ſeinem achtzehnten Jahre nach Halle auf die Univerſität. In den Ferien reiſte er mit einem guten Freunde nach

Hamburg — und ſeitdem — Verzeihen Sie, lieber Herr, weiter kann ich nie erzählen.

Der Fr. Und von der Zeit an haben Sie weiter nichts mehr von ihm gehört?

Der Pf. Nein! er ſoll unter die Seelenverkäufer — Schonen Sie meiner!

Der Fr. Wie heißen Sie, lieber Herr Pfarrer?

Der Pf. *Kühlenborn.*

Der Fr. Waren Sie hier immer Pfarrer?

Der Pf. Nein, ich ſtand damals zu *Heiligenkirchen.*

Sehr bewegt erhob ſich der Fremde, und der Pfarrer auch. Männlich und ſtark, aber bebend ſprach der Erſte: „Herr Pfarrer — Sie ſollen Ihren Sohn wiederſehen." Der ehrwürdige Mann fuhr zurück, faßte ſich aber bald, und verſetzte: O ja, das werde ich — jenſeits dem Grabe.

Der Fr. Wären Sie aber auch ſtark genug, ſeinen Anblick *noch hier* zu ertragen?

Der Pf. Wie wird mir? — dunkle Erinnerungen ſolcher Züge im Angeſicht! *O du großes Erwachen an jenem Tage — und dieſer Augenblick! Bernhard! Bernhard!* ja du biſt's.

Bernhard hing ſprachlos an ſeinem Halſe; er war's! Zwei unausſprechliche, unbeſchreibliche Stunden flohen vorüber. Die Mutter verjüngte ſich, und das ganze Dorf jauchzte, und ſammelte ſich um den verloren geweſenen Sohn. *Konſtantine* war Zeugin der Erkennungsſcene geweſen; ihr Vater hatte es nur vom Hörenſagen. Er kam alſo auch, drängte ſich durch die Dorfbewohner in das Haus, ergriff den Fremden bei der Hand, und ſagte: „Das war ein Nachtwächters Geſang! nicht wahr?“ Der Fremde fiel ihm um den Hals, und antwortete: Es war ein Geſang der Weiſſagung froher Tage. — „Für mich nun wohl nicht, entgegnete Burkhard: in dieſem Leben ſollen wohl keine Freuden mehr auf mich warten. Mein froher Tag dämmert jenſeits.“

Der Hauſe verlor ſich, und der Pfarrer war, wonach er ſich geſehnt hatte, mit ſeinem Sohn wieder allein.

Der Pf. Lieber Bernhard, ich ertrage kaum die Wonne des Wiederſehns; aber laß mich deine Geſchichte hören.

Der Sohn. Zur ruhigen und vollſtändigen Erzählung derſelben iſt's jetzt nicht Zeit; aber die Hauptſachen ſollen Sie erfahren. Ich gerieth in Hamburg ohne mein Verſchulden, blos aus Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, mit meinem Freunde in die Geſellſchaft einiger, dem äuſern Anſchein nach ſehr biederer und bemittelter Leute. Dieſe luden uns zu mehreren Luſtparthieen ein, und lockten uns endlich auf ein nach Holland ſegelfertig liegendes Schiff. Plötzlich lichtete dies die Anker; wir ſahen, daß wir betrogen waren: alles unſer Bitten, all unſere Thränen waren vergeblich. Wir wurden nach Amſterdam gebracht, und da Holland eben in den amerikaniſchen Krieg verwickelt worden, ſogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug abgegeben. Mein Freund wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt, und auf einen Oſtindienfahrer verſetzt. Er ſtarb, wie ich ſpäterhin erfuhr, auf dem Hoffnungskap im Lazareth. Ich kam mit meinem Schiff nach Surinam. Hier wurde ich einem rechtſchaffenen deutſchen Pflanzer bekannt, welcher mich für eine beträchtliche Summe vom Matroſendienſte befreite, und zu allerlei Geſchäften in ſeinem Hauſe gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath ſehnte, ſo gab er mir endlich die Erlaubniß abzureiſen. Um die Unkoſten der Ueberfahrt zu beſtreiten, trat ich bei einem Schiffskapitain in Dienſt, der nach Europa ſegeln wollte. Zum Unglück wurde unſer Schiff von einer engliſchen Fregatte weggenommen, und ich ſamt der übrigen Equipage nach Irrland in enge Gefangenſchaft gebracht. Dieſer Zuſtand war mir unerträglich. Ich entſchloß mich deßwegen, auf einem engliſchen Oſtindienfahrer Dienſte zu nehmen; meine Kenntniſſe verſchafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reiſe nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in London einem vortrefflichen deutſchen Prinzen bekannt; dieſer fand Geſchmack an mir, und machte mich fürs erſte zu ſeinem Kammerdiener. Durch meine Treue und wenigen Kenntniſſe erwarb ich mir bald ſeine innigſie Freundſchaft; ich wurde geheimer Sekretair und machte in dieſer Eigenſchaft mit ihm eine Reiſe durch die nordiſchen Reiche. Gleich darauf ſtarb der Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen Zeiten an meine Eltern ſchreiben können; allein der Gedanke, ſie perſönlich zu überraſchen, war mir viel zu lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der franzöſiſchen Heere machten dies unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, verſah mich mit preußiſchen Päſſen, und ging über den Rhein, um meine Eltern zu beſuchen, wenn ſie noch lebten; oder, wenn ſie entſchlafen wären, Thränen der Dankbarkeit auf ihr Grab zu weinen. Mein Zweck war, nach Heiligenkirchen zu reiſen: der Zufall führte mich hierher. Ich danke Gott für dieſen Zufall, noch mehr aber dafür daß ich meine guten Eltern noch am Leben finde. — Hier fiel Kühlenborn ſeinem Vater wieder um den Hals, und weinte; der Pfarrer ſchloß ihn mit heißen Thränen an ſeine klopfende Bruſt. Nach einigen Augenblicken des ſtillen Gefühls ſagte der Pfarrer: Lieber Sohn, ich bin Prediger; ich bin es aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie ſteht's mit deiner Religion? Biſt du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu ſeyn, beſter Vater, um darnach zu fragen.

Die Frage ſcheint mir ſo natürlich und doch ſo wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntniſſe und der Lehre treu geblieben, welche Sie einſt mit ſolcher zärtlichen Sorgfalt in meine Bruſt pflanzten. Wer die Schickſale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und böſen Tagen verlaſſen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöſer theuer und wichtig. Ich bin dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommenſten Sinn des Worts, ein Chriſt, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeſchreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete ſeine Hände, und ſagte: „Auch die Erde hat noch vollkommne Freuden!“ Er und ſein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr ſagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt ſich der Geheimerath bei ſeinen Eltern auf; jetzt nahte die Zeit ſeiner Abreiſe. Er hatte Konſtantinen beobachtet; ſeine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachſen; noch hatte er ihr aber dieſelbe mit keinem Laute zu verſtehen gegeben: denn ihre Verhältniſſe waren ihm unbekannt, und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und ſeine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schickſal ſprechen zu können: ſie überlegten deßhalb mit einander, ob ſie ſich nicht, ohne allen Rückhalt — dem Pfarrer und ſeinem Sohne, (aber unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit) anvertrauen ſollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als ſie ſich vorſtellten.

Am nämlichen Abend ſang der Nachtwächter mit ſeiner Tochter, wie gewohnlich, den Zehnuhrgeſang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber, und der Herbſtſturm entblätterte den Forſt. Die Novemberwolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Sauſen des ſchaurigten Windes — während dem *Burkhard* und *Konſtantine* ſanft und feierlich das ſchöne Lied anſtimmten: *Was Gott thut, das iſt wohlgethan.* Jetzt gingen ſie zwiſchen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu ſingen und zehn Uhr zu blaſen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke ſprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. *Nur keinen Laut!* herrſchte ihnen der Eine zu, *oder ihr ſeyd beide auf der Stelle des Todes.*

Gott! Gott! hilf uns! ſtöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kamen in demſelben Augenblicke des Weges gegangen: jeder packte ſeinen Mann an der Kehle, und rief Nachbarshulfe. Schnell wie der Wind flog *Konſtantine*, um dieſe Hulfe zu beſchleunigen. Als der dritte dieß ſah, zückte er ſein Jagdmeſſer, und ſtieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit ſeinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, riſſen ſich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entſeelt. Konſtantine kam mit ihrer zu ſpäten Hülfe, und ſah den Jammer, beim dunkeln Schimmer, in ſeiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und ſtand mit geſenktem Haupte und mit gefaltenen Händen, ſtumm und ſchweigend da, während dem man ſich bemühte, den edeln Greis wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, und ſeine Wunde für dem Verbluten zu ſchützen. Dann trug man ihn fort. Konſtantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer ſtumm und ſchweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und ſein Sohn begegneten dem Zuge, und befahlen den Verwundeten ins Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er ſo lange auf Bettwerk auf den Boden gelegt, bis man ein, für ihn ſchickliches Lager bereitet hatte.

Konſtantine ſtand mit gefalteten Händen daneben; ihr Buſen flog; ihr ganzes Weſen arbeitete. Endlich fingen ihre Lippen an ſich zu bewegen, ihre Augen floſſen über: ſie heftete den naſſen Blick zum Himmel. — „Vater! ſprach ſie, er gab mir das Leben — er läßt das ſeinige für mich. — O nimm dies große Opfer doch jetzt noch nicht an!“ — Sie begann zu wanken; ihr zarter Körper drohte der Anſtrengung zu erliegen; der Geheimerath unterſtützte ſie, und drückte zum erſtenmal ihre ſchöne Hand. Noch wand ſich aber kein Wort von ſeiner Zunge los.

Während dem allem ſetzten die Bauern den Mördern nach; andre waren ſonſt geſchäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der zweite lief in den nahgelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er ſelbſt nicht, was er mitbringen ſollte. — Wein? — Nun den hat der Herr Pfarrer ſelbſt. — Alſo? Anisbranntwein! — von dieſer köſtlichen Herzſtärkung brachte er einen Schoppen mit. So that jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte ſich inzwiſchen wieder; er kam zu ſich ſelbſt, und ſein erſter Blick fiel auf Konſtantine. „Du biſt gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiſer Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das iſt meines Lebens werth!“

Konſt. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun kniete der Engel neben den Vater hin, küßte ſeine Hand, und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuverſicht habe, daß Gott es erhoren werde. Ich bin überzeugt; Ihr werdet nicht ſterben, ſondern geneſen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn, und glaubte, der Stich ſey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung, und niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, ſeinem Sohne und Konſtantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herrn, ich kenne Sie als redlich, treu und verſchwiegen; deswegen war ich entſchloſſen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen iſt, und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, ſondern weiter fliehen muß, ſo iſt auch Verſchwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konſtantine, erzähle weiter.

Alles ſtaunte. Konſtantine fuhr fort: Sie wiſſen vermuthlich, meine Herrn, daß der Fürſt von Bolzendorf in fremden Dienſten ſtarb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes, und beſorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das iſt genug; hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch ſo viel mußteſt du nicht ſagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konſt. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichſte Sorgfalt wurde mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; ſie erzog mich nach den trefflichſten Grundſätzen. Und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs, und wurde der Gegenſtand einer wüthenden Leidenſchaft, welche ein junger Menſch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerſte Vorſicht konnte mich vor ſeinen Nachſtellungen retten.

Burkh. Aber du entgingſt ihnen glücklich. Gott ſey dafür gelobt!

Konſt. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim erſten Vorrücken der franz. Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oeſtreicher und Preußen ſchafften uns, nach einigen Monaten, wieder freie Luft. Der Revolutionsgeiſt hatte in unſerm Lande inzwiſchen tiefere Wurzel geſchlagen; mein Vater ſah ſich genöthigt, ernſthafte, ja ſtrenge Maaßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsſchwärmer in einem hohen Grade; ſie ſchwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigſten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzoſen begünſtigte ihre Plane nur allzuſehr.

Die fränkiſchen trieben die deutſchen Streiter unaufhaltſam vor ſich her bis an den Rhein, und ſogar über dieſen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte ſich dazu nicht entſchließen; er wollte das Schickſal ſo vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in ſeinem Alter nicht verlaſſen. Wirklich begegneten auch die Franzoſen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend ſo leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Urſach, unſern Entſchluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte ſich an das Ruder unſers Landes zu ſchwingen gewußt; mein Vater war der Gegenſtand ſeiner teufliſchen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch Liſt nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was ſoll ich Sie mit einer detaillirten Geſchichte derſelben unterhalten! Ich will mich kurz faſſen: wir kamen um alles, bis auf den letzten Heller. Nur unſre Unſchuld blieb uns, eine höhere Macht ſchützte mich, und auch nicht der leiſeſte Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich ſetzte mein Verfolger ſeinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte ſich an einigen Orten unſers Landes Gewaltthätigkeiten gegen die franzöſiſchen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Böſewicht als Urheber der Empörung angegeben; die franzöſiſche Behörde ließ ihn deswegen ſogleich verhaften, und befahl ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes beſonders in ein ſchreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergeſſen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entſchlief. —

Hier litten wir in jeder Rückſicht unausſprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, ſo gut wir konnten, vertauſchten unſere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unſere ehmalige Grenze. Nun verſchafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben ſey, den geheimen Rath Lautenheim und ſeine Tochter anzugreifen, wo man ſie irgend finde. Dadurch wurde unſre Flucht vermehrt; wir verließen unſeren bisherigen Weg, und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieſer Strom war dicht mit franzöſiſchen Poſten beſetzt, und an einem Paſſe fehlte es uns. Wir glaubten alſo ſicherer zu ſeyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geſchäften eine Reiſe zum franzöſiſchen Oberkommiſſair nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit ins Gebüſch zu ſchlüpfen; mein Vater war für ihn durch ſeine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unſer ausgeſtandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verſchaffen, und niemand unter derſelben einen geheimen Rath vermuthen werde — dies beſtimmte meinen Vater, jenen Dienſt hier im Dorfe anzunehmen.

Aber auch hier muß uns unſer Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen beſondern Grund haben, daß er ſich, in eigner Perſon, an dieſes Bubenſtück wagte. Dem ſey wie ihm wolle; wir müſſen fort, und doch weiß ich nicht wie und wohin. — Ach! ich beſorge, daß uns das größte Unglück noch bevorſteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache ſogleich an den biedern, in dieſer Gegend kommandirenden Diviſionsgeneral * * bringen. Mein Fürſt hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er ſich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dieß und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pauſe) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand ſich denn niemand, der Sie unterſtützte? hatte ſich in Ihren Glücksumſtänden noch niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigeſtanden hätte?

Konſt. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand, dem ich ſie mit Zuſtimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich ſtand Kühlenborn auf; ſein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltſam riß es ſich von ſeinem Herzen los: „Gott! darf ich ſie mir von dir erbitten?"

Bei dieſen Worten erhob ſich der alte Burkhard etwas im Bette, ſtemmte ſich auf den linken Ellenbogen, ſtreckte die Rechte gegen Kühlenborn aus, und verſetzte: „In dieſem Falle kann ich Sprecher des Menſchenvaters ſeyn." Ja Sie dürfen! Gott ſey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränenſaat herrlichere Früchte!

Der Pf. Wahrlich, ja! das iſt auch mein Fall.

Konſtantine ſtand indeſſen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düſſeldorf. Sie fühlte nie empfundne Wonne und — ſchwieg.

Kühlenborn ſah ſie zärtlich an, und fragte: „Konſtantine, kannſt Du die Meine werden!" Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angeſicht, antwortete ſie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele ſo laut aus allen Zügen ſpricht, da bedarfs wohl keiner weitern Sprache. — Sie ſanken einander in die Arme, und umſchlangen ſich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter ſtreckte ſeine Arme aus, und rief: „Ich ſegne Euch, meine Kinder, ich ſegne Euch mit Joſephs Segen!"

Lautenheim wurde wieder geſund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konſtantinen, und reiſte mit ihr und ſeinem Schwiegervater nach dem Ort ſeiner Beſtimmung ab. Letzterer wurde daſelbſt in ſeiner vorigen Würde wieder angeſtellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Konſiſtorialrath.

Der Sturz Robespierre's und ſeiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen franzöſiſchen Staatsverwaltung eine heilſame Aenderung hervor. Auch Konſtantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kaſſirt.

Die Buſendorfer Bauern kratzten ſich hinter den Ohren, und ſagten zu einander: Nein, ſolch einen Nachtwächter bekommen wir unſer Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! verſetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu ſuchen; ſie waren arm, und hatten nur wenig Zehrgeld bei ſich. — Sie ſtanden alſo des Morgens früh auf, und begaben ſich auf die Reiſe; der Morgen war ſchön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitſcherten im Wald; kein Wölkchen ſchwebte unter dem Laſur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten ſtill in den Thälern, ſie wanderten alſo fort, und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde ſie auch nicht ohne Nahrung laſſen. Endlich kamen ſie auf eine Höhe, wo ſie weit um ſich her ſchauen konnten, und nun ſtrahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Weſen wurde geſtärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg ſo fort pilgern, antwortete Hermann, unſer Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, zu Brod zu kommen. Bald kamen ſie in einen großen dunkeln Wald, hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen ſangen aufs lieblichſte. Wilhelm wünſchte hier ein Weilchen zu ruhen: auch waren hier zween Wege, der eine führte zur Rechten, der andre zur Linken; ſo daß ſie nun überlegen mußten, welchen ſie gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu ſitzen und zu ruhen, ſondern ſagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten ſeyen die ſicherſten; Wilhelm verſetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen. ich ſetze mich einmal ein wenig unter dieſen Baum, damit ſaß er nieder. Hermann aber ſtand und bedachte ſich.

Nach einer Weile kam ein altes krummes Mütterchen daher gekrochen; ſie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß Euch, fing ſie an wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten ſich der alten Frauen, und antworteten: Mütterchen! wir ſind arme Burſche, wir reiſen in die weite Welt, unſer Brod und unſern Unterhalt zu ſuchen. So! ſagte das Mütterchen, nun ſo will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr ſeyd jung und ſtark, und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lang leben, und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch ſagen wie das geſchehen ſoll: wer mich heurathet, bekommt ein ſchönes großes Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann und zwar vom vornehmſten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, ſo will ich Euch ſagen wie ich heiße, und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr ſchon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge ſahen ſich an, und Hermann ſagte: Wilhelm das iſt eine ſchöne Gelegenheit für unſer einen. Wilhelm verſetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht ſo alt und häßlich wäre. So bedachten ſich die Beiden ein wenig, endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun Mütterchen! wenn man Euch heirathet? ſie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweiſe, mußt du hübſch rein, und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächſe wachſen, dafür biſt du dann auch mein Mann, und ich gebe dir was du nöthig haſt.

Höre Wilhelm! die Sache gefällt mir: ich kann da mein Glück machen; ich habe ſo oft von der alten Fräulein Sophie gehört, daß ſie eine gar liebe, ſanfte und tugendhafte Perſon ſey; laß ſie nun auch alt und häßlich ſeyn, das macht nichts: man gewöhnt ſich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch ſo redete, kam ein

ſchönes artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, ſie ſang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm, und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an: auch ſie lächelten ihr entgegen, und fragten ſie, wer ſie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeſchickt, daß ich mir einen Mann ſuchen ſoll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willſt du dann von dem haben, der dein Mann werden ſoll? — Ich heiße Fräulein Roſette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldnen Vogel ſuchen.

Was iſt das für ein Vogel? fragte Wilhelm; Roſette antwortete: hier im Wald hält ſich ein kleines goldnes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt: wer dieſe Eier hat, der iſt reich genug: denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes iſt hundert Gulden werth: und wenn man das Vögelchen brüten läßt, ſo bekommt es Junge, die auch goldne Eier legen, und ſo kann man ſo reich werden wie ein Kaiſer. Wilhelm hüpfte vor Freude, und ſagte: Hermann nimm du dein altes Mütterchen, ich ſuche den Vogel und nehme Roſetten. Hermann ſah traurig zur Erde nieder, und ſcharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoſte ihn, ſo daß er ganz von ihr bezaubert wurde, doch fragte er: kann ich aber auch den goldnen Vogel fangen? ſie antwortete: das koſtet freilich Mühe; aber es iſt doch ſo ſchwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannſt du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Roſette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und ſagte: Herr lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da iſt eine ſchlechte Kreatur; ſie hat ſchon manche mit ihrem goldnen Vogel unglücklich gemacht; überdem iſt ſie bettelarm, ihr Vater iſt mir ſein Haab und Gut ſchuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und ſeine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Roſette wurde roth und blaß, ſie hatte die alte Matrone nicht erkannt; ſie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; ſie wandte daher Wilhelm auf die Seite und ſagte: hör lieber Bräutigam! kehre dich an das alte Weib nicht, es währt noch ſehr lange, bis mein Vater ſeine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannſt du ein ſehr reicher Mann, und ein großer Herr werden. Und dann iſt es noch nicht ſo gewiß, was die Alte da ſagt: mein Vater hat mich oft verſichert, ſein großes ſchönes Gut ſey ſein Eigenthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau ſeyen unrichtig, und er würde zu ſeiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einſtweilen zu einem großen Herrn, und ſobald du den goldnen Vogel haſt, wirſt du auch mein Mann, gieb dich alſo wacker ans Suchen. Sie liebkoßte ihn darauf ſo feurig, daß er ganz hingeriſſen wurde, und ihr alſofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück, und ſagte: Höre mein Lieber! du verſiehſt dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich ſchöner ſeyn werde, als die liederliche Dirne; jetzt zog ſie ein kleines Gemälde aus der Taſche, und ließ es Hermann ſehen, es war eine himmliſch ſchöne Jungfrau jung und blühend. Siehe mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das iſt meine wahre Geſtalt; ich habe mich jetzt nur ſo verkleidet, um zu verſuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannſt; komm du mit mir, und mache deinen Garten fertig, wenn er dann recht fruchtbar iſt, und mir gefällt, ſo hole ich dich in meinen Pallaſt, dort ſollſt du mich dann als deine Braut in aller meiner Schönheit ſehen und beſitzen. Hermann freute ſich, er ergab ſich geduldig in ſein Schickſal, und folgte der Alten nach; ſie brachte ihn auf einen ſchönen grünen Platz; hier wies ſie ihm den Garten an, und lehrte ihn, wie er ihn bauen und pflegen ſollte: dann verließ ſie ihn, doch beſuchte ſie ihn zuweilen und tröſtete ihn, wenn es ihm ſauer wurde, und die Arbeit nicht recht fort wollte. Er baute ſich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nur vor Regen und Kälte ſchützte: denn, ſagte er immer: wozu brauch ich ein koſtbares ſchönes Haus; da ein großer und ſchöner Pallaſt meiner wartet? Seine alte Sophie ſchickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit ſchwärmte Wilhelm herum und ſuchte den goldnen Vogel: wo er nur ein gelbes Fleckchen ſahe; da lief er hin, und hoffte ihn da zu finden. Roſette kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, baute ihm hier und da ſchöne Luſthäuschen, und beſchenkte ihn mit allerhand Leckerbiſſen: auch half ſie ihm oft ſelbſt den goldnen Vogel ſuchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er hätte gewünſcht, daß es immer ſo fortgehen möchte: aber den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt: denn er ſahe wohl ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf ſeyn würde, wenn er die goldnen Eier nicht bekäme: und er wußte wohl, daß ihm Roſette nichts geben, und ihn nicht ernähren konnte. Daher nahm er ſich vor, recht ernſtlich zu ſuchen. — Indem er nun ſo den Wald durchſtrich, kam er zu einem Kohlbrenner, der da in ſeinem Hüttchen ſaß, und in einem Buche las. Was lieſeſt du Kohlbrenner? fragte Wilhelm.

er antwortete: ich leſe ein Buch worin ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor! verſetzte **Wilhelm**, warum ſuchſt du den goldnen Vogel nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlbrenner, da thät ich etwas rechts. Der Fürſt, dem dieſer Wald gehört, hat befohlen, daß jedermann etwas Nützliches thun ſoll, er iſt jetzt auf der Reiſe, und wenn er wieder kommt, will er ſtrenge Rechenſchaft fordern, und alle, die nicht etwas Gutes geſtiftet haben, ſollen ſchrecklich beſtraft werden; und beſonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben, die dem goldnen Vogel nachlaufen. Was ſagſt du da? rief **Wilhelm**, iſt das wahr? Ja freilich iſt es wahr, fuhr der Kohlbrenner fort: weißt du auch, was es mit dem goldnen Vogel für eine Bewandniß hat? — Nein, nun ſo will ich dir es erzählen: ſchau ich bin ſchon ein alter Mann, und weiß die Geſchichte gar wohl: dieſer ganze Wald gehört der **Sophie von Himmelburg** und ihrem Bruder, der der eigentliche Herr deſſelben iſt: drüben jenſeits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landſchaft; dort ſollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im Wald recht viel Gutes geſtiftet haben, der ganze Wald ſoll zu lauter Gärten, Aecker und Wieſen umgeſchaffen werden; wer da nun rechtſchaffen gearbeitet, und etwas rechts geleiſtet hat, der wird auch nach dem Verhältniß ſeiner Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von **Himmelburg** einen vornehmen Diener, der wurde ſtolz, und wollte ſelber ein Herr werden, darum jagte ihn ſein Herr fort: dieſer kam nun, und baute ſich da vor den Wald ein prächtiges Haus, worin er mit ſeiner Frauen und Tochter wohnt. Er heißt Herr von Eitel, und iſt ein böſer nichtswürdiger Mann: er thut alles was er kann, die Arbeitsleute des Herrn von Himmelburg und ſeiner Schweſter Sophie zu hindern, denn er iſt gar neidiſch und gönnt niemand ſein Glück, weil er ſelbſt durch ſeine Schuld unglücklich geworden iſt. Da haben nun ſeine Frau und Tochter einen Schelmenſtreich erfunden, indem ſie einen gelben ſchönen Kanarienvogel, der ſich im Wald aufhält, für einen goldnen Vogel, und ſeine Eier ebenfalls für Gold ausgeben; und damit lockt nun die gottloſe Tochter die jungen Leute, damit ſie nicht arbeiten, und dem Herrn von Himmelburg nicht dienen mögen.

Iſt die Sache ſo bewandt, ſeufzte Wilhelm, ſo behüte mich Gott, daß ich dem Vogel länger nachlaufen ſollte, ſage mir nur, was ich denn arbeiten ſoll? — Da wo ich das Kohlholz weggeſchafft habe, antwortete der Kohlbrenner, da mache du nun einen guten Acker hin, ich will dir helfen, daß du während der Zeit Brod bekommſt: wenn dann die Diener des Herrn kommen, ſo will ich für dich anhalten, daß ſie dir helfen, damit du noch etwas rechts zu Stande bringſt, ehe der Herr von der Reiſe wiederkehrt. Wilhelm war damit zufrieden, und gab ſich ans Arbeiten.

Kaum war er aber recht am Schaffen, da wurde er ſchon müde, und er dachte wieder nach, wie gut ers gehabt hätte, als er dem Vogel im Wald umher nachlief, und mit dem hübſchen Mädchen Umgang pflegte; dann legte er die Hacke hin, und ſetzte ſich nieder; jetzt kam Roſette mit ihrem Körbchen wieder daher gehüpft, ſie lächelte ihn an, und drehte mit dem Finger; Wilhelm ſah vor ſich auf die Erde, und ſchämte ſich, ſie aber kam zu ihm, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, und weinte ihm ein Stückchen vor, daß er ſie ſo lange verlaſſen hätte; er erzählte ihr, was ihm mit dem Kohlenbrenner begegnet war und was er ihm geſagt habe: nun lachte ſie ihn recht aus, und verſicherte ihn, daß das lauter Betrügereien von dem Herrn von Himmelburg ſeyen: der Wald gehöre ihrem Vater und die alte Sophie mit ihrem Bruder hätten da nichts zu befehlen; er ſolle nur kein Thor ſeyn, und ſich umſonſt plagen, denn am Ende danke ihm doch kein Menſch dafür, und er habe nichts als Mühe und Arbeit davon. Dies alles wußte ihm Roſette ſo glaubwürdig zu machen, daß er ihr feſt verſprach ſich nie mehr um den Herrn von Himmelburg und um ſeine Arbeit zu bekümmern; er ſtrich alſo mit Roſetten fort, und ſuchte den goldnen Vogel.

Ueber dem Suchen kam er auch an den Ort, wo Hermann den Garten anlegte; da ſtellte er ſich nun vor ihn hin, und lachte herzlich ſeinen alten Kameraden aus: O du Thor! rief er, warum plagſt du dich ſo vergeblich? Hermann antwortete weiter nichts als: das Ende wird entſcheiden.

Auf einmal entdeckte Wilhelm den goldnen Vogel, er jauchzte in ſich ſelbſt, ſchlich hinzu, aber der Vogel hüpfte weiter. Nun wollte er ihn aber nicht mehr aus den Augen laſſen, er fing an Stricke zu legen, und mit dem Pfeifchen zu locken, und ſiehe da! der Vogel kam, hüpfte auf den Stricken herum, und fing ſich endlich. Wilhelm lief frohlockend hinzu, und nahm den gefangenen Vogel; ſo wie er ihn hatte, legte er ihm ein Ei in die Hand, und indem er daſſelbe einſteckte, entwiſchte der Vogel und flog auf einen Baum.

Wilhelm ärgerte ſich darüber, doch merkte er ſich die Gegend wohl, wo der Vogel war; geſchwind lief er nun zu einem Wirthshaus im Walde, um das Ei zu verkaufen; er bekam auch ein hübſches Stück Geld dafür, denn der Herr von Eitel hatte befohlen, daß Jedermann im Walde die Eier für einen beſtimmten hohen Preis annehmen und bezahlen ſollte, für dieſen Preis kaufte er ſie dann ſelbſt wieder ein, und ließ ſie ausbrüten.

Wilhelm freute ſich hoch über das viele Geld, und ſchwur nicht zu ruhen, bis er den goldnen Vogel gefangen hätte, er bekam ihn aber nur ſelten zu ſehen. Doch fand er oft ein Ei, das er verkaufte, und alſo eine ziemliche Summe Geld ſammelte; übrigens vertändelte er die Zeit mit Roſetten.

Auf einmal ehe er ſichs verſahe, und eben bei Roſetten ſaß, kam ein Jäger von Himmelſburg daher geſchlichen, faßte ihn am Arm, und ſagte: Höre du Mußiggänger, der Herr v. Himmelburg fordert dich vor ſein Gericht! Wilhelm erſchrack daß er blaß wurde, und wollte ſich entſchuldigen, aber es war nun zu ſpät: er rief Roſetten, welche ſpornſtreichs davon lief, um Hülfe, aber umſonſt. Der Jäger führte ihn nun an das Ende des Waldes in einen herrlichen Pallaſt. Hier fand er Hermann in fürſtlicher Pracht, und mit hoher Freude erfüllt; ſein altes Mütterchen war nun eine himmliſch ſchöne Königstochter geworden, wogegen ſeine Roſette eine elende Bettlerin war.

Jezt mußte Wilhelm mit eignen Augen ſehen, was er verſcherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil geſprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Waſſer und Brod in einen finſtern Thurm geſperrt werden ſollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies iſt das Schickſal aller derer, die der Wolluſt fröhnen, die himmliſche Tugend verſchmähen, und dem goldnen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei erſten Jahre, welche Stilling als Profeſſor der Kameralwiſſenſchaften in Lautern verlebte, waren unter vielen ſchweren Prüfungen verfloſſen, die neunwöchige Krankheit und der darauf folgende Tod ſeiner erſten Gattin hatten ſeinen Körper erſchüttert, und ſeine Seele mit Schwermuth erfüllt; er ſchmachtete nach Troſt, wie der müde, lechzende Wanderer in ſchwüler Gewitterhitze, nach einem Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Penſion gethan, und ſeine Haushaltung aufgegeben, er ſaß alſo allein in ſeinen weiten öden Zimmern. Ihn durchſchauerten die Scenen der Vergangenheit; der hohe Gang, den ihn die Vorſehung leitete, erfüllte ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, und ein tief verborgener Geiſt des Friedens wehte ihm aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Nachmittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Charakter verkündigenden Geſichte in ſein Zimmer trat. Stilling ſtand auf und trat ihm ebenfalls mit heiterer Miene entgegen. Nach wechſelſeitiger Begrüßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dekanus, ich komme hierher, um die Kameralwiſſenſchaften zu ſtudiren, und will mich deßhalb bei Ihnen einſchreiben laſſen.

Stilling. Das iſt uns angenehm; wo ſind Sie her, und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsſtadt Althauſſen und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber ſo haushalten, daß ich auskomme (Er zog ſein Stammbuch aus der Taſche, und ſchlug eine Stelle auf, die ſo lautete: Der Herr wirds verſehen. Dieſen Wahlſpruch Stillings nebſt ſeinem Vertrauen auf Gott empfiehlt dir, liebſter Bruder! deine treue Schweſter Amalie von Bilden.) Sehen Sie Herr Profeſſer! dieſer Kaſſe mangelts nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften geleſen?

Stilling. O ja! ich kenne ſie ſehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, ſein Herz zu ergießen. Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn alſo und fragte: Herr von Bilden! wiſſen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals ſein häusliches Leben noch nicht geſchrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft ſehr gewünſcht, den Mann zu kennen, und den Ort ſeines Aufenthalts zu wiſſen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiſte zu ihm, es mög' auch ſo weit ſeyn, als es wollte.

Stilling. Dieſe Reiſe iſt gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden ſtand da, ſtarrte und ſtaunte den Profeſſor an, dieſer aber lächelte ihm Freundſchaft entgegen. Endlich erholte ſich der Jüngling, und ſagte: „Iſt das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten ſie ſich; Bilden wurde immatrikulirt, ſtudirte fleißig, und ſeine Aufführung war ein erhabenes Beiſpiel des edelſten Betragens. Dieſer Vorfall trug ſich im Herbſt zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; dieſe beiden Brüder erſuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern ſtudiren ſollte, in ſeine Aufſicht und Führung zu nehmen. Er war ihrer Schweſter Sohn, und ſeine Eltern waren ihm beide geſtorben. Stilling übernahm dieſen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen ſtudirt hatte, und ſie beide Herzensfreunde waren, ſo machte er die Einrichtung, daß ſie Koſt und Logis beiſammen bekamen: um aber auch hier eine angenehme Ueberraſchung zu veranſtalten, gedachte er der Anweſenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er ſchrieb nur: daß der Baron Rothenburg ſein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiſte Stilling nach Zweibrücken zu ſeinen Kindern: während der Zeit traf ſein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein, und fand ſeinen Bilden zu ſeinem größten Vergnügen in ſeinem eignen Quartier.

Beide Jünglinge beſchloſſen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen: ſie ließen anſpannen und überraſchten ihn, gerade als er Willens war, mit der Poſt wieder abzureiſen. Die Aufführung dieſer beiden jungen Männer war ſo ungewöhnlich rechtſchaffen und wohlthätig, daß jedermann aufmerkſam auf ſie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas drolligtwitziges in ſeinem Charakter; Rothenburg aber bei dem beſten Herzen viel Geiſt und Kraft. Den folgenden Herbſt heirathete Stilling ſeine Selma, und v. Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieſer Gelegenheit veranſtalteten. Ueberhaupt machten ſie die Häupter unter ihnen aus: denn jedermann liebte und verehrte ſie, ohne daß ſie dieſe Ehre ſuchten.

Unter ſo vielen edlen Handlungen, womit dieſe vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich ſchön: Der franzöſiſche Sprachmeiſter zu Lautern war ein alter und ſehr kränklicher Mann, ſo daß er nun nicht mehr in die Häuſer gehen, und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch ſeine Gattin war abgelebt und ſchwach: ſie hatte ſonſt für Lohn genäht und geſtrickt, das konnte ſie aber nun nicht mehr: Kinder hatten ſie nicht: folglich war auch von dieſer Seite keine Hülfe zu erwarten: ſie litten alſo heimlich Hunger, weil ſie zu honnet und von zu feiner Lebensart waren, jemand um etwas anzuſprechen. Rothenburg, der ſich von Chatillon im Franzöſiſchen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beſchloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er ſich folgenden Mittels: der Sprachmeiſter hatte in ſeinem Alter noch gelernt, Hemderknöpfe und weißen Zwirn zu machen. Hiermit beſchäftigte er ſich in den Stunden, die ihm von ſeinen Informationen übrig blieben. Da aber dieſe Waare ſchlechten Abgang gefunden hatte, ſo hatte ſie ſich dergeſtalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zuſtand dieſer armen, braven Leute auskundſchaftete, entdeckte auch dieſen Waarenvorrath; er nahm ihn zu ſich, und theilte ihn mit ſeinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten, hauſirende Krämer; ſie theilten die Stadt unter ſich, ſo daß jeder eine Parthie Häuſer bekam, in denen er die Hemderknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liſte gerathen: dieſer kam alſo an einem Morgen früh ins Wohnzimmer hereingeſchritten, und ſagte: „Frau Profeſſorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie ſich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen.“ (Hier zog er ſeinen Vorrath von Hemderknöpfen aus der Taſche.) „Der Fabrikant bedarf Abſatz, und unſer einer braucht viel.“ Daß ich alſo meine

Waare nicht wohlfeil geben kann, verſteht ſich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht, und wie weiß und ſolid das alles iſt!" Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, ſondern fuhr fort, gleich dem beſten Tabuletkrämer, ſeine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beſchaffenheit ſeines Handels mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit ans Licht, und nun floſſen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil ſeiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber ſpaßhafter, als die drollige Art, mit der ſich von Bilden bei der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über ſeine Hauſirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, ſeine Waare los zu werden; und oft ſchlich er auch in die Häuſer, in denen ſein Freund ſchon geweſen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemderknöpfe los, und pries dagegen die Seinigen über alle Maßen an. Kurz: die beiden Krämer löſten über fünfzig Gulden, aus einem Vorrath der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menſchen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge; das Alles zuſammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seeligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute verſorgt; denn mehrere Familien vereinigten ſich, ſie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgeſetzt wurde.

Nach zwei mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren, hatten nun dieſe vortrefflichen jungen Männer ihre akademiſche Laufbahn vollendet: ſie zogen miteinander ab, und der Tag ihrer Abreiſe zeichnete ſich eben ſo ſehr von ſeines Gleichen aus, als es die Edeln ſelbſt von ihren Mitſtudirenden gethan hatten. So wie ſie in ihren Wagen ſtiegen, fingen die Stadtmuſikanten an, vom Thurm herab Abſchiedslieder zu blaſen: auf dieſes Signal lief alles an die Fenſter und Thüren, aus allen Ecken erſchollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielſtimmig, und dieſes währte ſo lange, bis ſie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender als der Anblick ſo vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausſtreckten, und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch die vortrefflichen Männer; Jeder ſteht in einem ihm angemeſſenen Wirkungskreis, und der Fortſchritt ihrer Veredlung geht im Stillen ſeinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den Gottliebenden Menſchenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menſchheit und vorzüglich Teutſchland noch ſo reichlich mit Salz verſehen iſt! —

7.

Der Weg zum Thron.

Eine von Emir Abukars Erzählungen.

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erſtreckt ſich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieſes Land hinein, welches dort Gebel El Areb genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieſes Gebirges lebte ehemals ein Einſiedler, der durch ſeine Heiligkeit und Wunderthaten ſehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in ſonſt einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der beſuchte den Einſiedler Caſſem, und nie ging einer ungetröſtet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geiſtes bekannt war, den man als den Schutzgeiſt des ganzen mittägigen Arabiens anſahe, und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Caſſem mit dieſem Weſen in vertrauter Bekanntſchaft ſtünde, und alle ſeine Kenntniſſe und Wunderkräfte von demſelben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereiſen weit vom Fuß des Gebirges El Ared liegt die Stadt Saada, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der ſich mit ſeinem Weibe und vielen

Kindern ſehr mühſam durchbringen mußte; man nannte ihn auch deßwegen nicht anders als den armen Jachſeb. So bald er des Morgens erwachte, betete er mit ſeiner ganzen Familie ſehr ernſtlich zum großen Gott um Seegen und Nahrung für dieſen Tag, und nicht einen Abend legte er ſich ſchlafen, ohne vorher dem höchſten Weſen für den Genuß des verfloßnen Tages gedankt und ſich mit den Seinigen deſſen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachſebs that ſich ein zwölfjähriger Knabe Namens Manzuel beſonders hervor: wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, ſo ging er gewöhnlich in eine Ecke allein, und betete noch eine Weile für ſich; immer gehorchte er zuerſt des Vaters Befehlen, und wenn dieſer abweſend war, ſo maaßte er ſich die Führung ſeiner übrigen Geſchwiſter an, ob er gleich nicht der älteſte Sohn war. Jachſeb und ſein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn ſie ſahen, wie ſich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, ſo war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekutſchen Henne, die unwiſſend mit ihren Eiern ein Adlerkei ausgebrütet hat, zu Muth ſeyn würde, wenn ſie Vernunft hätte; anfänglich achtet ſie auf den jungen Adler nicht, ſie hält ihn für ein Küchlein ihres Geſchlechts, ſo wie aber nach und nach ſein Schnabel und ſeine Klauen krümmer und ſtärker, ſeine Augen größer und feuriger werden, ſo fängt ſie an ſich zu verwundern und ihr außerordentliches Kind anzuſtaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit ſtrotzendem und rauſchendem Gefieder entgegen, und gackſt ihn an, um ihn in Furcht zu ſetzen, allein der kleine Adler hebt ſich majeſtätiſch in die Höhe, und blitzt mit ſeinen Sonnenaugen dergeſtalt herunter, daß dem armen Hahn ſein winziges Rädchen wie ein Fächer zuſammenfällt, und ſich alle ſeine Federn ganz demüthig an die Haut anſchmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten ſich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachſebs Nachbarn, und die Vornehmſten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem beſtimmt ſeyn müſſe; damit nun in ſeiner Erziehung nichts verſäumt werden mögte, ſo riethen ſie dem Vater, mit ſeinem Sohn zu dem heiligen Einſiedler zu reiſen, um von ihm zu erfahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schickſals Genüge zu leiſten.

Jachſeb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geſchenk, ſo wie es ſein geringes Vermögen erlaubte, nebſt Speiſe für etliche Tage auf einen Eſel, nahm dann ſeinen Knaben mit ſich, und ſo reiſten ſie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten ſie zur Höhle des Caſſem; hier fanden ſie auf der grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten ſich der heilige Mann nährte, und ein kryſtallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß ſanft in mannigfaltigen Krümmungen zwiſchen den Baumſtämmen durch. Der Alte ſaß vor dem Eingang in der Abendſonne, und ſchaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen iſt, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachſeb mit Ehrfurcht gegrüßt, und ihm ſein Geſchenk zu Füßen gelegt hatte, ſo fing er an ihm ſein Anliegen zu entdecken; Caſſem hörte ihm aufmerkſam und nachdenkend zu, und als er ausgeredet hatte, befahl ihm der Einſiedler über Nacht da zu bleiben, und morgen von ihm zu vernehmen, was Gott über ſeinen Sohn beſchloſſen habe? — Die beiden Reiſenden wurden dann in eine Hütte zur Seite des Felſen gewieſen, wo ſie bis an den Morgen ausruhen, und ſich von ihrer Reiſe erquicken ſollten.

Kaum äugelte der Morgenſtern über die Wipfel der Palmbäume herüber, als Caſſem in Jachſebs Hütte trat, und ihn mit ſeinem Sohn abholte. Er führte ſie erſt in ſeine Höhle, wo er ſie mit einem koſtbaren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe der Höhle hinein, und befahl ihnen ihm zu folgen.

Nachdem ſie nun verſchiedene dunkle und labyrinthiſche Gänge durchwandert hatten, ſo kamen ſie endlich aus dem Berg heraus und auf einen geräumigen grünen Platz, der mit hohen Bäumen von mancherlei Art und Gattung umkränzt war. Gerad vor ſich hin, etwa ein Paar Feldwegs weit, gegen Oſten, bemerkten ſie einen ſteilen Hügel, auf demſelben einen prächtigen Tempel, und in dieſem einen Thron, auf dem aber niemand ſaß. Ueber Hügel, Tempel und Thron her glänzte der herrlichſte Morgen.

Nachdem Jachſeb und Manzuel ihre Augen eine Weile an dieſem prächtigen Anblick geweidet hatten, ſo machte ſie Caſſem auf einen Jüngling aufmerkſam, den ein anſehnlicher Mann von der Seite herzuführte; ihm dann den Tempel und den Thron zeigte, und nun fragte: willſt du jenen Thron beſteigen? — Freudig antwortete der Jüngling Ja! nun ſo eile dann auf dieſem Wege dem Tempel entgegen, fuhr der Mann fort, und blieb ſtehen um ihn zu beobachten.

Jetzt ſahen ſie, wie der Jüngling muthig ſeinen Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein ſtarker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief, und ſeine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele gewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwerdtern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu ſeinem Führer zurück, und ſagte mit Weinen: Vater ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als dieſen Thron beſteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren!

Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Caſſem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachſeds, nur eins freut mich, daß er den Thron für mich unbeſetzt gelaſſen hat.

Der Einſiedler ſahe den Vater bedeutend an, und verſetzte: nun wir wollen ſehen! — jetzt wendet euer Angeſicht auf die andre Seite! ſie kehrten ſich dahin um, und ſiehe ein andrer junger und ſtarker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwerdt in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte ſich der Laufbahn; von ſeinem Begleiter aufgefordert, ging er einſam, mit feſten Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm, und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er ſchlug ſich durch: über Leichen hin, nahte er ſich dem Tempel, und alle die ihn in ſeinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefeſſelt, verwundet, oder getödtet; über und über mit Blut beſprützt, ſchwang er ſich hinauf und ſetzte ſich auf den Thron; da ſaß er nun ſiegprangend, und blickte mit Vergnügen von ſeiner Höhe auf alles herab.

Hier ſchaute der Einſiedler ernſt und forſchend den Knaben an und fragte: Was ſagſt du denn zu dieſem Eroberer?

Manzuel ſahe weinend vor ſich nieder und ſchwieg eine Weile, endlich richtete er den Blick in die Höhe, und antwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem Blut meines Nebenmenſchen mag ich mir keinen Thron erkaufen, wenn er gleich nun für mich verloren iſt.

Caſſem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel hin, und fuhr fort: nun ſo gib ferner acht, mein Sohn!

Nicht lange hatte der Eroberer auf dem Thron geſeſſen, und ſich ſeiner Hoheit gefreut, als ſich auf einmal die Morgenröthe verdunkelte, und ein ſchweres Gewitter hinter dem Hügel emporſtieg; es blitzte und donnerte ſchrecklich, der Sturmwind raßte im Wald und die Erde bebte ſo, daß der Tempel erſchüttert wurde; auf einmal traf der Blitz den der auf dem Thron ſaß, er fiel herunter, und es traten einige hinzu, die ihn hinwegſchleppten, und an der Seite des Hügels den ſteilen Felſen hinabſtürzten. Jetzt war der Thron wieder leer, und Manzuel ſagte: der hat ſeinen Lohn richtig empfangen.

Als ſich Sturm und Ungewitter gelegt hatten, und der Himmel nur noch mit Gewölke überzogen war, ſo machte Caſſem den Jachſed und ſeinen Sohn auf einen andern Jüngling aufmerkſam, der an der Seite eines ehrwürdigen Greiſes, hinter ihnen neben dem Felſen heranſtieg. Oft ſtand er ſtill, und unterredete ſich mit dem Alten, als wenn er ſehr begierig von ihm lernen, und ſeinem Herzen Geheimniſſe entlocken wollte. Endlich kamen ſie näher, und nun richteten auch dieſe ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte ſeinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, ſo ging dieſer mit langſamen und feſten Schritten vorwärts. Auch dieſem ſprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held ſtand, und erwartete ihn feſten Fußes, und als die grimmige Beſtie mit aufgeſperrtem Rachen ſich gegen ihn aufrichtete, ſo liebkoſte er ihr, und ſtreichelte ſie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig ſo beſänftigt, daß er ſich zu ſeinen Füßen legte.

Jetzt ſetzte der Jüngling ſeinen Stab weiter, und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, ſo erſchien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen ſuchten, er aber ſtand mannhaft da, und ſahe ſie an, auch der Löwe machte ihnen ein erſchreckliches Geſicht, ſo als wenn er ihn beſchüzzen wollte. Die Männer ſchienen indeß den jungen Held aufmerkſam zu betrachten; endlich erkannten ſie ihn, und nun rief einer unter ihnen: iſt das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unſer ganzes Land ſo viel zu verdanken hat? — er ſchüzte unſre Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unſre Nackenden, und ſpeiſte die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den Reichen; wo niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und wer ihm folgte, dem gings wohl; Brüder! er ſey unſer König, niemand verdient den Thron mehr wie er! — Darauf erzeigten ſie ihm Ehrerbietung und zogen ſich dann in den Wald zurück.

Männlich, und vom Löwen begleitet, ſtieg nun der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anſtatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er ſich ruhig um, und ſchaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er ſeine Hand aus, und rief: derjenige der dort kommt, iſt des Throns würdiger als ich; Zachſeb und Manzuel ſahen ſich um, und ſiehe! noch ein junger Mann kam an der Seite ſeines Führers neben dem Felſen herauf, und der Laufbahn entgegen; auch dieſer wurde von den Bewaffneten angegriffen, allein als ſie ihn erkannten, ſo ſagten ſie: auch der iſt des Throns würdig, und zogen ſich zurück. Dieſer zweite Jüngling nahte ſich dem am Hügel, und ſie umarmten und küßten ſich freundlich. Indem aber traten verſchiedene ſehr anſehnliche Männer neben dem Tempel hervor. Der Vornehmſte unter ihnen rief die beiden Jünglinge hinauf, und ſprach zu ihnen:

Ihr ſeyd beide des Throns würdig, aber nur einer kann ihn beſitzen; nun iſt aber der Wille des groſſen und erhabenen Gottes, daß einer unter Euch für das Vaterland ſterben, und der andre dann den Thron beſteigen ſoll, jezt kann jeder wählen was er thun will? —

Indem nun beide Jünglinge da ſtanden und ſich bedachten, fragte Caſſem den Manzuel, was er thun würde?

Manzuel antwortete dem Einſiedler: Ein Thron im Paradies iſt glorreicher und beſtändiger als dieſer; ich wähle den Tod fürs Vaterland. Caſſem herzte und küßte den Knaben, und Jachſed vergoß Thränen der Freude.

Indeſſen hatten auch die Jünglinge am Hügel gewählt, der erſte entſchloß ſich zu ſterben, und nun ſagte der andre: ich habe nicht Muth genug den Tod zu wählen, ich bin alſo auch nicht werth zu regieren. Mit triumphirenden Mienen nahmen die Männer den Erſten und ſezten ihn auf den Thron, und der Andre wurde ihm als Weſir zugeſellt. Jezt führte Caſſem die beiden Fremdlinge wieder zurück in ſeine Höhle; bei dem Weggehn aber ſagte Manzuel mit Thränen: nun iſt der Thron beſezt! — Der Einſiedler lächelte und verſezte: es giebt noch mehrere Throne als dieſen! ehe er nun Jachſed und ſeinen Sohn verabſchiedete, ſprach er zu dem Vater des Knaben: Höre mich, mein Bruder! bewahre deinen Sohn in der Demuth, und vertraue ihn den frommen Männern, die zu Saada gutartige Jünglinge Weisheit und Tugend lehren, die Vorſehung wird ihn ſelbſt leiten, er hat meiner Führung nicht nöthig. Jachſed reiſte nach Haus, und folgte Caſſems Lehren. Manzuel aber nahm mit den Jahren zu, an Erkenntniß und wahrer Frömmigkeit, ſo daß er bald als das Muſter eines edlen jungen Mannes allgemein bekannt wurde.

Dieſes Gerücht erſcholl auch endlich bis zu den Ohren des Imam Manſors Königs von Yemen, er ſchickte alſo nach Saaba und ließ den Manzuel an ſeinen Hof holen. Hier betrug er ſich nun ſo weiſe, daß ihn jedermann hochſchätzte, und ſelbſt der König liebte ihn dergeſtalt, daß er beſtändig um ihn ſeyn, und ihm in allem ſeinen Rath ertheilen mußte.

Imam Manſor hatte aber keinen Sohn, ſondern nur eine einzige Tochter, die er nebſt ſeinem Thron dem Jüngling zugedacht hatte, der allgemein für den edelſten und weiſeſten gehalten, und der es auch wirklich ſeyn würde. Zu dem Ende hatte er auch an ſeinem Hof eine ziemliche Anzahl junger Männer geſammelt, um ſie zu prüfen, und ſich dann aus ihnen einen Schwiegerſohn und Thronerben zu wählen; allein unter allen war nur einer, der mit dem Sohn Jachſeds um den Vorzug ſtritte: Fartach ein junger Araber aus der Reſidenzſtadt Sana war ihm in Anſehung ſeiner Tugenden und Weisheit ähnlich, daß es dem Imam unmöglich war, unter beiden zu wählen. Die Großen ſeines Hofes riethen ihm alſo, den Einſiedler Caſſem zu beſuchen, und ſich ſeines weiſen Raths zu bedienen. Manſor folgte dieſem Rath, und von ein Paar ſeiner Vertrauten begleitet, reiſte er zum Gebirge El Ared, und zur Höhle des heiligen Mannes. Caſſem ſahe den Imam von weitem kommen, und ſein ſcharfes Auge erkannte ihn. Er ging alſo dem König entgegen und empfing ihn ehrerbietig am Eingang ſeines Palmenwäldchens, führte ihn dann in ſeine Höhle, und fragte womit er ihm dienen könne? Der Imam trug ihm ſeine Sache vor, und bat ihn zu entſcheiden. Jetzt erinnerte ſich der Einſiedler des Sohns Jachſebs; König der Gläubigen! — fing er alſo an: Gott ſchenke dir den würdigſten aller Menſchen zum Schwiegerſohne und Thronerben, und da ich nicht zweifle, daß dein helles Auge zween der edelſten auserſehen habe, ſo lege beiden folgende Probe vor: Stelle dich ſehr traurig, rufe eine allgemeine Faſten in deinem ganzen Reiche aus, und laß bekannt machen, daß Gott über deines Volkes Sünden ſo ſehr erzürnt ſeye, daß Er den edelſten Jüngling zum Opfer fordere.

Dann laß deine beiden Lieblinge, in Gegenwart des ganzen Hofs und aller Großen des Reichs vor deinen Thron kommen, und ſage ihnen: einer von ihnen müßte für das Volk ſterben, und der andre ſolle dann deine Tochter haben, und der Erbe deines Königreichs werden. Derjenige nun, der das Opfer wählt, iſt der Würdigſte.

Du haſt recht! antwortete Manſor, er beſchenkte den Caſſem königlich, um die Armen damit zu erquicken, und reiſte dann vergnügt nach Sana zurück.

Jetzt eilte der Imam mit der Probe, er ließ eine ſtrenge Faſten und ein Bußfeſt von drei Tagen ankündigen, und verfuhr in allen Stücken genau ſo, wie ihm der Einſiedler gerathen hatte; als nun der König am dritten Tage des Abends auf ſeinem Throne ſaß, und ſein ganzer Hof nebſt allen Großen des Reichs um ihn verſammelt waren; ſo wurden nun auch die beiden jungen Männer vorgefordert, ſie kamen, und ſtanden in der Ferne dem Throne gegenüber.

Kommt her meine Söhne! rief der Imam freundlich, und tretet dahin in die Mitte! — Jeder war neugierig, was dieſer Auftritt zu bedeuten haben würde: denn Manſor hatte ſeinen Vertrauten bei Lebensſtrafe verboten, nicht das geringſte von Caſſems Rath zu entdecken. Als ſie nun da ſtanden, und jedermanns Auge mit Liebe und Wohlwollen auf ſie geheftet war, fuhr der König fort: Höret mich meine Söhne! die über mich und mein Volk erzürnte Gottheit will, daß Einer von euch zum Sühnopfer, und der Andre zum Gemahl meiner Tochter, und zum Erben meines Throns beſtimmt werden ſoll, da mir nun einer ſo lieb iſt wie der andre, ſo wählt ihr ſelbſt zwiſchen beiden.

Der Imam ſchwieg, und jeder Zuhörer war ganz Ohr.

Zartach war äußerſt beſtürzt über dieſen Antrag, Manzuel aber nicht, denn er erinnerte ſich ſeines ehmaligen Geſichts hinter der Höhle des Einſiedlers; mit ruhiger und heiterer Miene redete er alſo ſeinen Freund Fartach an: Bruder! Du biſt älter und länger in Dienſten als ich, entſchließe dich zuerſt, was du thun willſt. Fartach verſetzte mit äußerſt traurigem und niedergeſchlagenem Gemüth: Mächtigſter Imam! hier kann ich nicht wählen, entſcheide du ſelbſt, oder laß das Loos entſcheiden! Der König antwortete: weder ich noch das Loos kann das Opfer beſtimmen, es muß durch freie Entſchließung geſchehen; was wählſt du Manzuel!

Großer König der Gläubigen! erwiederte der Sohn Jachſeds: in meinen Knabenjahren führte mich mein Vater zum Einſiedler Caſſem, um deſſen Rath über meine Erziehung zu hören, dieſer zeigte mir nun in einem Geſicht einen Thron in einem Tempel, den verſchiedene Jünglinge zu beſteigen ſuchten; der erſte wich den Gefahren aus, der zweite eroberte ihn durch Blut und Tod, der dritte aber nahte ſich ihm durch Weisheit und Tugend. Als ſich nun noch ein Vierter zeigte, der auch des Throns würdig war, ſo legten beiden einige anſehnliche Männer die nämliche Probe auf, die du uns auch aufgelegt haſt; da ich nun vermuthe, daß du dem, der das Opfer wählt, deine Tochter und deinen Thron beſtimmen willſt, ſo würde ich ſehr ungerecht handeln, und mich an dieſem meinem Freund ſchwer verſündigen, wenn ich das Opfer wählte, findeſt du alſo Fartach deiner Beſtimmung würdiger als mich, ſo geſchehe dein Wille, ich verlange dann nichts weiter als dir und deinem Reich ferner nützlich und angenehm zu ſeyn.

Mit freudiger Beſtürzung erzählte nun der Imam die Geſchichte ſeiner Reiſe nach dem Gebirge El-Areb nebſt dem Rath des weiſen Taſſems, und fragte dann, welcher nun unter beiden der Würdigſte ſey!

Alle gaben mit hohem Erſtaunen über die Redlichkeit, Treue und Gewiſſenhaftigkeit des Manzuel dieſem einhellig ihre Stimmen, ſelbſt Fartach umarmte ihn und ſagte: Du übertriffſt mich ſo weit an Tugend und Edelmuth, als der Himmel die Erde, gönne mir nur die Ehre und das Vergnügen dein Freund zu ſeyn. Manzuel ſchwur ihm ewige Treue.

Nun wurde der Sohn Jachſebs der Eidam Manſors und ſein Nachfolger im Reich, und noch immer bleibt des Imam Manzuels Andenken beim Volke im Seegen.

8.

Adelheid von der Heeß,

oder:

das Behmgericht.

In den Gebirgen des Weſterwaldes ragt eine Bergſpitze über alle andern empor; man ſieht ſie allenthalben, ſo bald man aus den Thälern die buſchigten Bergſeiten hinanſteigt. Wie dieſer Berg den Namen die hohe Seelbach bekommen, das iſt mir unbekannt; vermuthlich haben die Baronen dieſes Namens, der nunmehr gänzlich ruinirten Burg, die auf der Spitze ſtand, denſelben beigelegt, obgleich niemals ein Bach da gefloſſen, noch einer daſelbſt entſtanden iſt. So oft ich in meiner Jugend das Schloß Geiſenberg beſuchte, ſahe ich dort gegen Südweſten die hohe Seelbach, und träumte mich dann in die graue Vorzeit zurück.

Dort wohnte ehmals der Junker Hans Diedrich Bohner von Hohen Seelbach. Er hatte ein Fräulein von der Heeß geheirathet. Sie hieß Adelheid, und war durch ihre Tugend, Frömmigkeit, Klugheit und Mildthätigkeit weit und breit berühmt. Ihr Gemahl gehörte unter die Klaſſe Menſchen, von denen man weder Gutes noch Böſes ſpricht; er pflegte das edle Weydwerk, erzog und dreſſirte Hunde und Pferde, und leerte bei ſeinen adlichen Nachbarn die Bierhumpen, die ihn dann auch wieder beſuchten und weidlich mit ihm zechten. So verfloſſen ſeine erſten Ehſtandsjahre ruhig, und Junker Hans Diedrich hatte keinen Wunſch mehr, als daß er dies Leben ſo bis ins höchſte Alter möchte fortſetzen konnen; für jenes Leben war auch reichlich geſorgt; denn er hörte fleißig die Meſſe, ſo oft es wenigſtens ſeine Jagdgeſchäfte erlaubten, beichtete oft, und befolgte treulich, was ihm zur Abſolution auferlegt wurde.

Seine Gemahlin Adelheid beſorgte indeſſen ihre Haushaltung gewiſſenhaft, und erzog ihr einziges Kind, den jungen Albert mit allem Fleiß zur Tugend und einem wahrhaft chriſtlichen Wandel.

Zwölf Jahre hatte ihr Ehſtand gewährt und ihr Sohn Albert war zehn Jahre alt, als die fromme Adelheid ſtarb, und in dem Kloſter Markheim in der Gruft der Baronen von Hohen Seelbach beigeſetzt wurde. Hans Diedrich trug die ſchwarzen Kleider ſo lange als es der Wohlſtand erforderte; dann vermählte er ſich mit Brigitten von der Hube, welche genau das Gegentheil von der ſeeligen Adelheid war. Der junge Baron Albert litte am meiſten bei dieſer Veränderung: denn er wurde zum Gegenſtand des tödtlichſten Haſſes ſeiner Stiefmutter, und ſein Vater bekümmerte ſich nicht um ihn. Dieſer Haß vermehrte ſich noch um vieles, als Brigitte ſelbſt einen Sohn bekam, und nun keinen größeren Wunſch hatte, als den jungen Albert aus der Welt zu ſchaffen, damit ihr kleiner Walther Erbherr werden möchte. Ob nun ihr Bißchen Gewiſſen, oder die Furcht entdeckt zu werden, oder vielmehr die Obhut des Schutzengels die Urſache war, daß Alberts Leben unangetaſtet blieb, das iſt nur allein dem Allwiſſenden bekannt. In dieſer Kreuzſchule duldete und kämpfte Albert vier Jahre, als ſich ſein Schickſal auf einmal änderte. Gottfried, ein alter treuer Bedienter ſeiner ſeeligen Mutter, entdeckte, daß man Albert nach Trier in ein Kloſter bringen, und dort zum geiſtlichen Stand zwingen wollte. Dies war nun dem ehrlichen frommen Alten in den Tod zuwider, denn er kannte das Weſen der wahren Chriſtusreligion; ſeine ſeelige gnädige Frau liebte ihn, und da ſie ein offnes treues Herz fand, ſo machte ſie ihn mit ihren Geheimniſſen bekannt; ſie konnte ſie ihm auch anvertrauen, denn er war äußerſt verſchwiegen, und ſeiner Herrſchaft von Herzen ergeben; in damaliger Zeit war bei der äußerſt verdorbenen Geiſtlichkeit das Bekenntniß des wahren praktiſchen Chriſtenthums der Weg zum Scheiterhaufen. Dann war es Gottfried auch ein Gräuel, daß man Albert auf dieſe Weiſe von ſeinem väterlichen Erbe verdrängen, und den jungen Walther, in dem ſich ſchon die Keime ſeiner ſchlechten Erziehung zeigten, an ſeine Stelle unterſchieben wollte. Er bemerkte ſchon von weitem die Anſtalten, den jungen Baron nach Trier zu bringen, als er ſchleunig auf Mittel, ſann ihn zu retten. Dies war aber äuſerſt ſchwer, er flehte zu Gott um Licht in dieſer wichtigen Angelegenheit, und dies leuchtete ihm auch auf ſeinem ſchmalen, dunkeln und gefährlichen Wege: zuerſt ſuchte er Gelegenheit mit ſeinem jungen Herrn unbemerkt allein zu reden, und dieſe fand er, als ſich beide auf einem einſamen entfernten Gang im Schloß begegneten. Hier entdeckte nun Gottfried dem jungen Albert was man mit ihm vorhabe. Der gute vierzehnjährige Jüngling wurde todtenblaß vor Schrecken, aber der treue Alte tröſtete ihn, und rieth ihm jetzt auf der Stelle weg, und auf unbekannten Nebenwegen nach dem Kloſter Keppel zu gehen, wo die Schweſter ſeiner ſeeligen Mutter Wallpurgis von der Heeß Aebtiſſin war. Albert entfloh auf der Stelle; er hatte nur wenige Stunden zu gehen, und des nämlichen Abends in der Dämmerung kam er in gedachtem Kloſter an. Er ließ ſich als ein Fremder melden, der etwas ſehr Dringendes mit der Frau Aebtiſſin zu ſprechen habe, wurde vor das Gitter gelaſſen und gab ſich ihr zu erkennen, er ſchilderte ihr rührend ſeine Lage, und die Urſache ſeiner Flucht aus dem väterlichen Hauſe, und die Aebtiſſin hörte ihm mit Mitleid und Erſtaunen zu; endlich ſprach ſie: Lieber Vetter! ich kann dir keinen Schutz verſchaffen, ich kenne die Verhältniſſe, inwelchen dein Vater gefeſſelt iſt; der Abt zu Markheim und die Familie von der Hube haben ein Komplot geſchmiedet, dem zu widerſtehen ich zu ſchwach bin. Albert traten Thränen in die Augen und ſeine Tante weinte mit ihm. Nach einigem Beſinnen ließ ſie ihren Förſter rufen, ſie kannte ihn als einen treuen und bewährten Mann, daher ſprach ſie zu ihm: Bertram! dieſer mein Vetter iſt in der äußerſten Gefahr, bringe ihn an einen ſichern Ort, aber ich mache dir zur Pflicht mir nicht zu ſagen, wo er iſt, damit ich nöthigen Falls einen Eid ſchwören kann, daß ich ſeinen Aufenthalt nicht weiß. Bertram nahm den Junker zu ſich, und verbarg ihn die Nacht an einem ſichern Ort, und des andern Morgens vor Anbruch des Tags ging er mit ihm auf das Schloß Geiſenberg, welches nur anderthalb Stunden von Keppel auf einem hohen Berg an der Abendſeite des Gillers liegt. Dieß Schloß gehörte damals den Grafen von Naſſau-Siegen, und wurde jetzt nur von einem Förſter bewohnt, der Bertrams Bruder war und Siegfried hieß. Dieſer nahm Albert willig auf, und verſprach ihn ſo zu verſtecken, daß ihn niemand hier ahnen ſolle. Geiſenberg war aber ein Verſammlungsort des fürchterlichen Vehmgerichts, und Siegfried ein geheimer Diener deſſelben; dieſer war der rechte Mann den guten Junker zu verbergen, er brachte ihn an einen Ort im Schloſſe, wo ihn gewiß niemand ſuchen, geſchweige finden konnte. Auch verſahe er ihn mit Speiſen, wozu er von ſeinem Bruder das nöthige Geld bekam.

Auf Hohen Seelbach aber entdeckte man nun bald Alberts Abweſenheit; alles gerieth in Allarm; Gottfried hielt ſich ganz ſtille, und verſahe ſeinen Dienſt als wenn ihn das alles nicht anginge, auch hatte er ſich immer ſo vorſichtig betragen, daß niemand einen Verdacht auf ihn haben konnte. Junker Hans Diedrich war äuſerſt aufgebracht, er lief im Schloſſe umher, fluchte und ſchimpfte, und gab jedem die Schuld der ihm begegnete; allein was war da zu machen? Viel wurde beſchloſſen und wieder verworfen, und am Ende bliebs dabei, daß man nichts that, man beruhigte ſich allmählig, und Albert wurde vergeſſen. Frau Brigitte aber ängſtete ſich in ihrem Herzen, denn Albert war nun aus ihrer Gewalt, und ſie befürchtete nicht ohne Grund, daß er wohl dermaleins wiederkommen und ſchwere Rache an ihr nehmen könnte.

Aber auch Gottfried war nun nicht mehr ruhig, er beſchloß daher, ſeinen Abſchied zu nehmen, und ſeinen Junker aufzuſuchen, damit er ihm dienen und mit Rath und That an die Hand gehen könne. Er kündigte demnach ſeinem Herrn an, daß er ſein nun noch übriges Leben Gott widmen, und ein Waldbruder werden wolle. Hans Diedrich hatte nichts darwider, und nachdem er Gottfried ſeinen Abſchied ertheilt, ſchaffte ſich dieſer ein Eremitenkleid an, nahm ſeinen Stab in die Hand und ein Gebetbuch, das noch ein Andenken ſeiner ſeeligen gnädigen Frau war, in den Sack, und wanderte in Gottes Namen fort und nach Kerpel, wo er als Eremit bald Zutritt bei der Aebtiſſin erhielt, ſich ihr entdeckte, und ihr dann den ganzen Hergang mit Albert erzählte, wobei er ihr noch vieles vertraute, das ihr bis dahin unbekannt geblieben war. Die Aebtiſſin hatte ihn oft bei ihrer Schweſter geſehen, und ihn von ihr rühmen hören, ſie dankte ihm alſo herzlich für ſeine Treue, verſicherte ihm aber, daß ſie Alberts Aufenthalt nicht wiſſe, auch nicht wiſſen dürfe, doch wies ſie ihn an Bertram, dem ſie einen Wink gab, nach welchem ihn dieſer in ſein Haus aufnahm. Unſer Eremit legte ſich nun den Namen Benedikt bei, und folgte Bertram des folgenden Morgens zu ſeinem Bruder auf den Geiſenberg, und am Abend ſpät wurde er zu Albert geführt, der ſich höchlich über ſeine Gegenwart freute, ihm aber auch zugleich klagte, daß er es nicht lange in dieſer Einſamkeit aushalten könne, denn er habe nichts zu thun, und die lange Weile plage ihn erbärmlich. Benedikt tröſtete und ermahnte ihn fleißig zum Erlöſer zu beten, und ſich ganz deſſen Führung zu übergeben, ſo würde er Ruhe in ſeinem Herzen finden, und erfahren, wie herrlich nach vielen Prüfungen der Ausgang ſeyn würde. Dieſe Rede war Balſam auf das wunde Herz des guten Jünglings, und er gab ſich zufrieden.

In den engen Thälern zwiſchen dem Geiſenberg und dem Giller, baute ſich Benedikt eine Zelle, ſie wurde aber nicht fertig, denn nun trat ein anderer Mann auf den Schauplatz: an einem Morgen früh kam ein Ritter mit geſchloſſenem Helm und einigen Reitknechten auf dem Geiſenberg an. Dieſer gab Siegfried ein Zeichen, woran er erkannte, daß er zum Vehmgericht gehöre; aber nun kam der gute Mann in Verlegenheit, denn er fürchtete etwas gefragt zu werden, das er nicht ſagen dürfe und doch als Diener des Vehmgerichts ſagen müſſe. Doch der Ritter kam ihm zuvor, denn er vertraute ihm, daß er entſchloſſen ſey Albert zu retten und ihn zu ſeiner Beſtimmung zu führen, dies verſpräche er ihm auf Ritterehre; wenn er alſo den Junker in Verwahr habe, oder wiſſe wo er wäre, ſo ſolle er es ihm bei ſeinen Vehmpflichten anzeigen. Benedikt kam auch herzu, der Ritter mit dem verſchloſſenen Helm kannte ihn und verſicherte ihm das Nämliche. Daher alſo auch Beide keine Schwierigkeiten machten, Alberts Aufenthalt zu entdecken. Hierauf fragte der Ritter Benedikt, ob er reiten könne und ſeinen jungen Herrn und ihn begleiten wolle? Benedikt erwiederte: ich habe lange meinem gnädigen Herrn als Reitknecht gedient, und nun deswegen meinen Abſchied genommen, meinem Junker Albert zu dienen, ſo lang mir Gott das Leben friſtet; jetzt ſchickte der Ritter ſeine Knechte nach Haus, und behielt nur zwei Pferde nebſt Zubehör für Albert und Benedikt zurück, dann verfügte er ſich zu dieſem, doch immer mit geſchloſſenem Helm und ſprach: Junker Albert! Ihr müßt jetzt einen andern Namen annehmen, und mir an einen Ort folgen, wo Ihr in allem unterrichtet werden ſollt, was einem edlen Ritter geziemt; Ihr heißt von nun an Philibert von der Roſe, und Euer treuer Benedikt wird Euch begleiten; ſeyd getroſt, fürchtet Gott, und ſeyd im ſtrengſten Sinn des Worts verſchwiegen in allem was Eure Familie betrifft, dies müßt Ihr mir auf Rittertreue ſchwören, dann wird es Euch noch wohl gehen. Albert freute ſich höchlich und ſchwur gerne. Sobald es Nacht geworden war, begaben ſich Alle drei auf den Weg, der ſie über Attendorn in Weſtphalen nach Münſter führte. Der Ritter öffnete nie ſeinen Helm, auch äußerte er mit keinem Worte, wer er war.

In Münſter übergab er den Albert mit ſeinem Bedienten einem Freiherrn von Buchholz in treue Pflege und verließ ihn dann. Hier war es ihm wohl, er wurde mit allem Nöthigen verſorgt, und ſeine Studien und ritterlichen Uebungen ſo geleitet, daß er innerhalb drei Jahren ein vollendeter Edelmann genannt zu werden verdiente. In der Hauptſache des Chriſtenthums war und blieb aber Benedikt ſein wichtigſter Lehrer; er unterrichtete ihn, wie er die Gebräuche und Ceremonien ſeiner Kirche nützlich auf ſein Herz anwenden, übrigens aber ſeine Grundſätze nur in ſeinem Wandel zeigen, und ſie in Worten nur dann äußern müſſe, wenn Schweigen Verläugnung ſeyn würde. Uebrigens empfahl er ihm die klügſte Vorſicht, um ſeiner Kirche keinen Anlaß zum Verdacht der Ketzerei zu geben.

Albert war nun achtzehn Jahr alt, und nicht blos ein vollkommner Ritter, ſondern auch, wenigſtens nach damaligen Begriffen, ein gelehrter junger Mann; in ſeinem Wandel aber der tugendhafteſte Jüngling ſeiner Zeit. Der Herr von Buchholz fand ihn alſo geſchickt, ſeinen fernern Plan, ſo wie er ihm von dem Ritter mit dem geſchloßnen Helm war aufgetragen worden, mit ihm auszuführen. Daher fing er einſtmals in einem traulichen Geſpräch an: Junker Philibert! es iſt nun Zeit, daß Ihr euch in die Welt und auf Reiſen begebt, alles iſt dazu vorbereitet. Euer alter treuer Benedikt nebſt noch zween Reitknechten werden Euch begleiten. So lang Ihr auf der Reiſe ſeyd, müßt Ihr den Namen, den Ihr jetzt führt, beibehalten, und Euch nie öffentlich unter Unbekannten mit offnem Helm ſehen laſſen. Ihr reiſt jetzt nach Sankt Gallen in der Schweiz, und meldet Euch bei dem Abt, welcher Euch wohl empfangen und ferner rathen wird.

Philibert freute ſich auf die Reiſe, er verſprach alles treulich zu befolgen, was ihm empfohlen worden, und begab ſich mit ſeinen Leuten auf den Weg. Um ſein Vaterland zu meiden, nahm er ihn über Coblenz, Mainz, Stuttgardt und Conſtanz nach St. Gallen, wo er ohne den geringſten Zufall ankam. Der Abt empfing ihn freundlich, und nach einigen Tagen, in denen er ſich nach Genüge ausgeruht hatte, gab er ihm ein verſiegeltes Billet an die Priorin eines benachbarten Kloſters, welches er nur von Benedikt begleitet, ſelbſt überbringen ſollte. Philibert befolgte dieſen Auftrag auf der Stelle, und ritt mit einem Wegweiſer und ſeinem treuen Benedikt nach beſagtem Orte hin, wo er das Billet der Pförtnerin übergab, und ſie bat, ihn bei der Frau Priorin zu melden; er wurde von ihr über einen langen Gang in ein abgelegnes Zimmer geführt und da mit Benedikt allein gelaſſen. In wenigen Minuten trat eine Dame herein, bei deren Anblick Philibert und ſein Begleiter wie ſteinerne Bildſäulen da ſtanden, ſie näherte ſich Albert, ſchloß ihn in die Arme und rief im höchſten Affekt: Gelobt ſey der Herr mein Gott, der uns nach ſo ſchweren Prüfungen einander wiedergegeben hat! Benedikt fing laut an zu weinen, und ſchluchzte die Worte hervor: jetzt will ich gern ſterben, nachdem ich dies Wunder erlebt, und meine liebe gnädige Frau, wie vom Tode erſtanden, wiedergefunden habe. Die Rührung zwiſchen Mutter und Sohn und das Erſtaunen des letztern war unausſprechlich. Beide bedurften der Erholung, daher wünſchte Adelheid, Albert möchte mit ſeinem Diener zu dem Schaffner gehen, dort ein Mittagbrod einnehmen, und dann Nachmittags wieder zu ihr kommen, doch empfahl ſie ihnen von ihrer Entdeckung nicht das geringſte merken zu laſſen; dieſe Sorge war unnöthig, denn beyde hatten ſo viel zu denken, daß ihren das Reden verging, ſie gehorchten alſo und verließen Adelheid in einer Art von Betäubung; der Zwiſchenraum von hier bis zur feſtgeſetzten Stunde ſchien ihnen eine Ewigkeit zu ſeyn, und als dieſelbe herannahte, eilten ſie mit beflügelten Schritten ins beſagte Zimmer zurück. Adelheid hatte ſich nun wieder erholt, und nach vielen wechſelſeitigen Umarmungen und heißen Küſſen zwiſchen Mutter und Sohn, und den freundſchaftlichſten Ergießungen gegen den treuen Gottfried, fing ſie folgender Geſtalt an: Mein Leben und meine Führungen ſind ſo merkwürdig, daß ſie wohl verdienen bekannt gemacht zu werden; nur jetzt iſt es noch zu früh, denn der Bosheit iſt ihre Macht noch nicht gelähmt, und das Maaß muß erſt voll werden. Der Abt Cyrillus zu Markheim iſt das Werkzeug der allerabſcheulichſten Verbrechen. Gleich nach meiner Verheirathung mit deinem Vater fingen ſeine öſteren Beſuche an; und da er meine religiöſen Geſinnungen bemerkte, ſo verkleidete ſich dieſer Böſewicht in einen Engel des Lichts, er ſprach mir viel von der Myſtik, lobte mich ſehr, daß ich die Schriften des Johannes a cruce, der heiligen Katharina von Genua, von Siena, des Franziskus von Sales und andre mehr zu meiner Erbauung gewählt hatte; kurz er wendete alle, auch die feinſten Mittel an, mich zu einem verbotenen Umgang mit ihm zu verführen, allein ich widerſtand ihm unter Gottes Beyſtand feſt und entſchloſſen, und als er endlich einſtmals ſehr zudringlich war, ſo trat ich ſehr ernſt vor ihn hin, und ſagte: Herr Abt! Ihr ſeyd kein Prieſter Gottes unſeres Erlöſers, ſondern ein Prieſter des Teufels, entfernt Euch im Augenblick und kommt mir nie wieder vor die Augen! Nun entfernte er ſich, aber mit einem Geſicht, in welchem die ganze Hölle drohte.

Als ich nachher ruhig überlegte, wie ich den Abt behandelt hatte, ſo bebte mein Herz, denn ſeine anſehnliche Verwandtſchaft, und ſeine Konnexionen in Rom und andern geiſtlichen Höfen, nebſt ſeiner ſchlauen Gewandtheit, ſich in alle Formen zu ſchmiegen, konnten mich für die ſchrecklichſten Folgen meiner Unbeſonnenheit zittern machen, indeſſen ich verließ mich auf Gott, und flehte zu Ihm um Schutz und Bewahrung.

Bald nachher beſuchte uns der Bruder meines Mannes, der Maltheſer-Ritter Pharamund von Hohen Seelbach, der edelſte Mann, der größte Held, und der erleuchteſte Chriſt, ein Ritter ohne Gleichen. Dieſer vortreffliche Mann durchſchaute alſofort mein Herz, meine Lage, und meine Verhältniſſe, und ich empfand im Augenblick die Sympathie unſerer Seelen, daher vertraute ich ihm auch, was zwiſchen mir und dem Abt vorgefallen war. Sehr bewegt ſagte er mir: Gott ſtehe Euch bei! liebe Schweſter! es ſtehen Euch große Prüfungen bevor, aber beharrt im Wandel vor Gott, und im innern Gebet, ſo wird der Lohn Eurer Treue herrlich und groß ſeyn. Ich vertraue Euch ein Geheimniß an, das Vehmgericht iſt dem Abt auf der Spur, er ſteht im verbotenen Umgang mit Brigitten von der Hude, zwei Früchte deſſelben ſind gemordet worden, einer ſeiner Mönche iſt eingemauert, weil er die Schandthaten des Abts entdeckte, und ihn darüber zur Rede ſetzte, kurz, ſeine Verbrechen ſchreien gen Himmel, ſeiner Plane, die ins Große gehen, mag ich gar nicht gedenken. Das heimliche Gericht ſammelt alle Beweisgründe, und wenn es ſie hat, dann wehe dem Abt! darum ſeyd vorſichtig, liebe Schweſter! ich werde im Verborgenen in der Nähe bleiben, den Abt genau beobachten, und zu Eurem Schutz immer bei der Hand ſeyn. So ſprach der große Mann, und verließ mich. Albert unterbrach hier ſeine Mutter, und fragte: ob das auch wohl der Ritter mit dem verſchloſſenen Helm geweſen ſey, der ihn vom Geiſenberg abgeholt und nach Münſter gebracht habe? Allerdings, der war derſelbe, fuhr Adelheid fort.

Der Alte ließ mich von der Zeit an in Ruhe, er war mir immer höflich, und am Ende freundſchaftlich, doch traute ich ihm nie, denn meines Schwagers Entdeckungen hatten mich zu tief in ſein Gräuelherz blicken laſſen. So verfloſſen die Jahre meines ohnehin traurigen Eheſtandes; endlich wurde ich krank, meine Kräfte ſchwanden dahin, und ich verlor endlich mein Bewußtſeyn; als ich aus dieſem Zuſtand erwachte, befand ich mich in einem engen Kerker, der nur ein kleines vergittertes Fenſter hatte, ich wußte nicht wo ich war, und fühlte mich äußerſt ſchwach und elend, verlarvte Perſonen brachten mir Brod und Wein, von denen ich aber, all meiner Klagen und Bitten ohngeachtet, kein Wort heraus bringen konnte, das mich hätte beruhigen können. In dieſer Lage war ich zwei Tage; am dritten aber bemerkte ich, daß zur Seite hinter der Wand gearbeitet wurde, bald brach man die Wand durch, und nun, erfuhr ich mit tödtlichem Schrecken, wozu ich beſtimmt war, ich rief aus der Tiefe zu Gott und empfand hierauf eine ſeelige Ruhe, einen Frieden der ſich durch mein ganzes Weſen verbreitete. Ich wurde eingemauert; betäubt harrte ich meiner Auflöſung entgegen, als ich wieder Arbeiter von Außen vernahm, man brach die Wand abermals durch, zog mich aus meinem Kerker hervor, und mauerte das Loch wieder zu, dann wurde ich durch einen verborgenen unterirdiſchen Gang an die freie Luft gebracht und von zwei vermummten Männern in einen im

Wald wartenden Wagen getragen, ein Ritter mit geſchloßenem Viſir hielt daneben, und in ihm erkannte ich meinen edlen Schwager, der mir Erfriſchungen im Wagen mitgebracht hatte, und mich dann hieher führte. Er hatte zween treue Männer unter den Kloſtergeiſtlichen, die dem Vehmgericht ins Geheim verpflichtet waren, und zugleich das Zutrauen des Abts beſaßen, durch dieſe war das Einmauern und zugleich meine Befreiung bewerkſtelligt worden. Es kam nun alles darauf an, daß man mich allgemein todt glaubte: denn der Schirmvogt des Kloſters, Gerlach von der Hube iſt ein ſehr mächtiger Ritter, der mit Fürſten und Großen im Bündniß ſteht, und da er den Umgang des Abts mit ſeiner Schweſter wußte, ſo wünſchte er ſie zu verheirathen; dazu verſtand ſich aber nicht leicht ein rechtſchaffner Ritter, nur dein Vater war ſchwach genug, ſich hintergehen zu laſſen; aber auch er fängt nun an die fürchterlichen Gräuel zu durchſchauen, er wehklagt und nimmt nun zu ſpät ſeine Zuflucht zu ſeinem edlen Bruder, der ihn tröſtet, und zur rechten Quelle aller Beruhigung leitet.

Albert und Gottfried ſchauderten bei der Erzählung ſo vieler Verbrechen und der Leiden der geliebten Adelheid, aber ſie dankten auch Gott von Herzen, für ſeine gnädige Leitung, und empfahlen ſich ferner in ſeinen allmächtigen Schutz. Mutter und Sohn blieben nun einige Zeit zuſammen, dann machte Albert eine Reiſe durch die Schweiz und Vorder-Italien, und kehrte darauf wieder zu ſeiner Mutter zurück.

Endlich war denn auch die Zeit gekommen, wo die Verbrecher reif zum Gericht waren. Ritter Pharamund kam und brachte die Kundſchaft, Adelheid und ihrem Sohne, daß ſie nun bald wieder nach Hohen-Seelbach kommen und die langentbehrten Rechte in Ruhe genießen würden, aber ſie mußten ohne weitere Fragen ihm unverzüglich folgen. Adelheid wurde in einem rundum bedeckten Wagen in einen dichten Schleier gehüllt weggeführt, und die Ritter Pharamund und Albert von Gottfried begleitet, ritten neben dem Wagen her.

Nachdem ſie ſo das Würtembergiſche und Hohenlohiſche durchreiſt hatten, gelangten ſie endlich an ein einſames Haus im Wald, hier hielten ſie ſtill, und Pharamund wies ſeinen Begleitern ein Zimmer an, und empfahl ihnen ſich ganz ſtille zu halten, bis er um 9 Uhr Abends wiederkehren und ihnen ſagen werde was ferner zu thun ſey. Albert und Adelheid waren voller Erwartung der Dinge die da kommen ſollten. Gottfried aber beſorgte im Stalle ſeine Pferde.

Zur beſtimmten Stunde erſchien Pharamund wieder und ſprach: Jetzt meine Lieben! werdet Ihr einem Auftritt beiwohnen, wobei Schrecken und Entſetzen ſich Eurer bemächtigen wird, aber habt Muth, es wird Euch kein Haar gekränkt, und Eure Leiden werden herrlich legitimirt werden. Ihr werdet mit verbundenen Augen an einen Ort und wieder zurückgeführt werden, von dem Ihr nach Eurer Rückkehr nie ein Wort entdecken dürft, ſonſt droht Euch Verluſt des Lebens. Hierauf kamen acht verlarvte ſchwarzgekleidete Männer herein, verbanden ihnen die Augen und trugen ſie dann in Sänften fort; ohngefähr nach einer halben Stunde ſtiegen ſie aus, und wurden durch krumme Gänge und Treppen hinab an einen Ort gebracht, wo ihnen die Binde von den Augen gelöſt ward; zwanzig ſchwarzgekleidete verlärvte Männer ſaßen hier an den Wänden herum auf ſteinernen Bänken, einige Kerzen beleuchteten matt die Gegenſtände, und überall herrſchte Todtenſtille! — Endlich ſprach ein Ritter, der oben an ſeinen Platz hatte: bringt den Baron Hans Diedrich von Hohen-Seelbach herein, er muß ſehen, unter welchem Schlangengezüchte er gelebt hat, und wie die göttliche Gerechtigkeit Verbrechen beſtraft! Er erſchien und man löſte ihm die Binde. Todtenbläſſe überfiel den Ritter, allein der Richter ſprach ihm zu, verſicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe und hieß ihn ſich niederſetzen. Nun wurde das Gericht eröffnet und die Verbrecher hereingeführt, nämlich der Schirmvogt des Kloſters Markheim, Gerlach von der Hube, dann der Abt, und endlich Brigitte von Hohen-Seelbach; auch ihnen wurden die Augen wieder geöffnet, und nun bemächtigte ſich tödtlicher Schrecken der Unglücklichen, ſie ſchwankten wie Trunkene und vermogten ſich kaum aufrecht zu halten. Aber ihr Ankläger trat auf, und las ihnen ihre Verbrechen vor. Schreckliche Dinge kamen hier zum Vorſchein. Meuchelmorde, Kindermorde in Menge, Giftmiſchereien und gotteslästerliche Handlungen ohne Ende: auch daß Adelheid von Brigitten ein Bleipulver und bald darauf ein betäubendes Gift bekommen, welches ihr das Lebenslicht ausblaſen ſollte, daß ſie aber in der Gruft wieder erwacht, welches von Mönchen bemerkt, und worauf beſchloſſen worden, ſie einzumauern. Nachdem dies fürchterliche Regiſter den Verbrechern vorgeleſen war, ſo ſprach der Richter: Alle dieſe Schandthaten und Verbrechen ſind Wahrheit, die ihr nicht leugnen könnt. Alles iſt durch Zeugen bewährt und gründlich unterſucht. Brüder entſcheidet! — Jetzt erhoben ſich alle ſchwarzen Männer und ſprachen ein dumpfes Wehe! Wehe! Wehe! über den Abt Cyrillus, über Gerlach von der Hube und über ſeine Schweſter; alle drei wurden weggeführt und in einem Nebenzimmer hingerichtet. —

Adelheid, Albert und Hans Diedrich führte man, nachdem ſie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einſame Haus. Als ſie in ihrem Zimmer waren, und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich ſeine Gemahlin und Albert, er war noch außer ſich vor Schrecken und verſtummte nun vor Erſtaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu ſeyn, ſein Bruder aber, der auch wieder herzukam, trat vor ihn hin und ſagte: Siehe mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das iſt die Frucht unſers Gebets für dich. Du lebteſt bisher deinen ſinnlichen Lüſten und empfandeſt nicht die Pflichten, die dir als Senior unſers Hauſes, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt ſeyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloſes Weib in einer verbrecheriſchen Verbindung ſtanden, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungeſtört abwarten konnteſt, ſo war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen ſeufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Kloſtergeiſtlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmeſſen bis aufs Blut ausgeſogen. Du hätteſt ſie ſchützen, und als ihr Herr chriſtlich regieren ſollen, dies haſt du aber nicht gethan, ſondern, wenn du deine Frohndienſte und Steuern bekamſt, warſt du zufrieden, alles andre ging dich nicht an. Du haſt wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hulfe und Schuz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehetzt, wenn ſie gerade nicht recht kamen, oder du durch ſie in einer Liebhaberei oder einem ſinnlichen Genuß geſtört wurdeſt: du ſaheſt die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörteſt ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachteſt und ſpötteteſt wohl noch darüber, und ſaheſt nicht einmal recht zu, als man dir ſagte, dein gutes Weib ſey geſtorben: im Grunde war es dir lieb, denn dein thieriſcher Sinn war durch den Abt ſchon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du biſt ein Mann von Verſtande und konnteſt wiſſen, daß ein ſolcher ſataniſcher Böſewicht, wie der Abt, keine Sünden vergeben könne, und doch gründeteſt du deine Seligkeit auf ſeine Abſolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte! Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, ſo lange das Herz nicht geändert wird und zu ſündigen aufhört. Du weiſt, kannſt es wenigſtens wiſſen, wie kläglich es im heiligen römiſchen Reich ausſieht — Wer ſoll die herrſchenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geiſtlichkeit ſtrafen? — Dem Kaiſer ſind die Hände gebunden, der Pabſt und die hohe Geiſtlichkeit mögen nicht, denn ſie ſind größtentheils ſelbſt Verbrecher, und ſie finden ihre Rechnung bei dieſer traurigen Verfaſſung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das ſtrenge heimliche Gericht ſtiften, um an Gottes Statt dem Laſter Einhalt zu thun, und die Unſchuld zu retten. Du haſt nun ſein Verfahren geſehen, und haſt große Urſache dieſen Männern zu danken, daß ſie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhalten haben. Beide haſt du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wieſern dein zukünftiges Leben ruhig und geſegnet werden ſoll.

Hans Diedrich war durch das unterirdiſche nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Perſonen ſo erſchüttert werden, daß er zitterte und bebte, und dieſe Rede ſeines Bruders hatte ihn vollends ſo weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinſank, und zu Gott, ſeiner Frau, ſeinem Bruder und ſeinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, ſicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit der zärtlichſten Liebe. Von dieſem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichſte Gatte, der beſte Vater, der beſte Regent, und ein wahrer Chriſt. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach; nach wenigen Wochen reiſte er zwar wieder fort, doch beſuchte er ſie zuweilen, und freute ſich ihres Glücks. Das Verſchwinden der drei Perſonen machte freilich Aufſehen, aber niemand rührte ſich, weil Jedermann die Ahndung des Vehmgerichts fürchtete.

Es giebt kein Vehmgericht mehr, wir bedürfen aber auch keins, denn der Richter hat ſich aufgemacht um ſelbſt zu richten. Die Füße des Keltertreters von Bozea ſehen ſehr blutig aus. Menſchen! Brüder! macht Frieden mit Ihm.

9.

Konrad der Gute.

„Nun hör' Konrad! ſagte der alte Vinzenz, und warf einen Gürtel mit Geld auf den Tiſch — ſieh, da haſt du zweihundert Thaler. Laß dich aber nicht übers Ohr hauen! Gieb wohl acht, daß der Gaul nicht dämpfig iſt, nicht die Mauke oder die Gallen hat. Du mußt das doch nun verſtehen; du biſt ſchon fünf und zwanzig Jahr alt. Ja, wie ich ſo alt war . . . Aber hör', den Doggen, den Sultan nimm mir mit. Am Seil, verſtehſt du? Und dann Morgen um zwei Uhr fort.“

Konrad hörte das dienſtwillig an. Gut, Vater — erwiederte er: ich werde thun, was ich kann. Auch werdet ihr deshalb, wie ich hoffe, keine Sorgen haben.

„Nun ja, ja! brummte der Alte. Man weiß wohl, wie das mit euch jungen Leuten iſt. Gar früh wollt ihr alten Verſtand haben, und dann fehlt es doch immer noch ſehr. — Als ich ſo war wie du — ja da!“ —

Konrad ſchwieg, nahm den Gürtel, ging, und legte ſich ſchlafen. Um ein Uhr ſtand er auf und weckte die Küchenmagd, welche ihm eine kräftige Bierſuppe kochen und einen tüchtigen Pfannenkuchen dazu backen mußte: denn ſo hatte es die ſorgſame Mutter Abends vorher verordnet. Er ließ es ſich wohl ſchmecken, ſchnallte den Gürtel um, nahm ſeinen Sultan an die Leine und ſtieg nun fröhlich den Berg hinan.

Konrad war einer von den wirklich ſeltenen Bauernſöhnen, die Organe für das Schöne und Große in der Natur haben. Er war ſo glücklich geweſen, dem Hauslehrer der jungen Herrſchaft zu gefallen, deren Güter ſein Vater in Pacht hatte: und dieſer vortreffliche Mann bildete ſeine vielverſprechenden Anlagen ſorgfältig, aber mit beſtändiger Rückſicht auf ſeinen Stand und ſeine muthmaßlichen künftigen Verhältniſſe aus. Konrads Augen ſahen allenthalben in der Schöpfung die Hand des ewigen Vaters; ſeine Ohren hörten den leiſen Fußtritt der wandelnden Gottheit; ſein Herz bebte von Wonnegefühlen, wenn der Allliebende aus jedem ſeiner Werke zu ihm redete. Sein ganzes Weſen war noch unſchuldig, ſeine Einbildungskraft noch unvergiftet. Ans Heirathen hatte er bis jetzt nie ernſtlich gedacht; er wußte, daß ihm dies wenig helfen würde, denn ſein Vater hatte ihm ein für allemal geſagt: er brauche ſich deſſen nichts einfallen zu laſſen, bis er ihn dazu auffordere. Konrad war zwar feſt entſchloſſen, ſich keine Frau aufdringen zu laſſen, aber auch keinem Mädchen die Ehe zu verſprechen, wofern ſeine Eltern nicht ihre völlige Zuſtimmung gäben. Dieſem Vorſatz war er bis dahin treu geblieben.

Der Morgen, an welchem Konrad auf den Pferdehandel ausging, war einer der ſchönſten, die der junge Mai in all ſeiner Fülle hervorzubringen vermag. Und Konrad — war einer der ſchönſten Jünglinge ſeiner Gegend. Aufgeſchoſſen wie die Tanne herrſchte in allen Gliedern das vollkommenſte Ebenmaaß; die Farbe der Geſundheit blühte auf ſeinen Wangen; blondes ſtarkes Haar kräuſelte ſich um ſeine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zuſammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, ſtieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenſtern über und zwiſchen dem ſanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen ſangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Merzamſel fiel zuweilen mit ihrem Baß in daſſelbe ein. Hinter ſich, gegen Abend, ſah unſer Wanderer über den Nebelſtrom hin, der weit und breit, als ein feines Gewebe, durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann ſagt — auch der rechte Backen zu ſchwellen anfing, ſank eben hinter einen Felſenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Geſteines hindurch, und hauchte Konrad, gleichſam noch in der

Thür, eine glückliche Reiſe zu, womit er dann vollends ſeinen ſtillen, traulichen Nachtweg fortſetzte.

Unſer Freund empfand dies alles tief; ſeine Bruſt wurde dadurch erweitert; ſein ganzes Weſen gehoben. Freudig ſchritt er vorwärts über die Höhe des Berges, und fing ſchon an ins nächſte Thal hinab zu ſteigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten ſich die Spuren der erwachenden Geſchäftigkeit. Hier langſam und gebückt einherſchleichende Ochſen, die einen Pflug oder eine Egge ſchleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an ſeinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und ſchäckigter Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die Weide zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von thätigen Händen in Feld und Gärten; dann — brückende Hitze, Mittag, Labung im ländlichen Wirthshauſe, Fortſetzung des Weges, und endlich — Konrad ging irre im Walde, ohne daß es ihm möglich war, ſich wieder zurecht zu finden. Die obern Gegenden ſeines Vaterlandes beſtehen aus einem holzreichen Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne kleine arme Dörfer zerſtreut liegen, die lediglich von Kohlbrennern bewohnt werden. An der Morgenſeite dieſes Gebirges iſt eine Stuterei, welche das Ziel von Konrads Reiſe war. Nun hatte man ihm einen geradern Weg gezeigt, als der war, den er wußte. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten ſich ſo viele Wald- und Holzwege, daß er den rechten verfehlte und zu viel links in die Berge gerieth. Der gute Jüngling lief hin und her, der Tag begann ſich zu neigen und keinem ſeiner Sinne zeigte ſich auch nur die mindeſte Spur von einem bewohnten Orte. Es fehlte ihm ſonſt zwar nicht an Herzhaftigkeit, aber doch wurde es ihm etwas unheimlich, und das wohl hauptſächlich um der ſchönen Summe Geldes willen, die er bei ſich führete. Auch iſt es eben kein Vergnügen, unter oder auf einem Baume die Nacht über herbergen zu müſſen, wenn man ſich müde gegangen hat und Hunger und Durſt empfindet. Solche kleine Zufälle aber müſſen in der Hand der Vorſehung oft Mittel zu einem großen Zwecke werden. Und das geſchah auch hier, wie die Folge lehren wird. Konrad gerieth, da es eben anfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der nach und nach gangbarer wurde, und ihn endlich vor ein Dörfchen brachte.

So wie er daſſelbe erblickte, wurde er wieder heiter, und muſterte die wenigen Häuſer der Reihe nach. Unwillkührlich ruhte ſein Blick auf einem, das zunächſt rechter Hand unter einem Hügel ſtand. Dorthin beſchloß er zu gehen, und um eine Nachtherberge zu bitten. Dem gemäß trat er durch den Hof in die Hausthüre, fand alles zwar ärmlich, aber in hohem Grade rein und ordentlich. Da ſich niemand meldete, ging er weiter und öffnete die Stube.

Auf der Schwelle blieb Konrad ſtehen und ſtarrte hin. Der Anblick, welcher ſich ihm darbot, traf ſein Innerſtes. Thränen der Rührung füllten ſeine Augen; er ſtand unbeweglich und ſeine Stimme verſagte ihm ſchier ihre Dienſte. Endlich konnte er im weichſten Tone hervorbringen: „Guten Abend! Gott ſey mit euch!“

Ein faſt ſterbender langer, hagerer Greis ſaß dort gegenüber in einem alten gebrechlichen Lehnſtuhl zwiſchen Kiſſen. Alle ſeine wenigen noch übrigen Kräfte mußte er anſtrengen, um eine Handvoll Luft in ſeine faſt zerſtörte Lunge hinab zu arbeiten. Seine Füße waren, bis an die Kniee hinauf dicht umwunden; aber auf ſeinem Antlitz ruhte Morgenglanz der Ewigkeit. Aus ſeinen Augen ſtrahlte hoher Gottesfrieden, und das Lächeln ſeiner Lippen zeugte von Ahnung künftiger Glückſeeligkeit. Dies war der Anblick, der ſo tief auf unſern Konrad wirkte. Es kamen aber noch zwei intereſſante Figuren hinzu, welche das Gemälde ungemein erhöhten. Auf der linken Seite des ſterbenden Kohlenbrenners nämlich ſaß ein ältlicher, ſauber doch nur bürgerlich gekleideter Mann, der mit ruhiger, aber feierlicher Miene den Puls des Kranken beobachtete. Konrad war zwar kein Kenner von Phyſionomieen, dennoch fand er in den Zügen dieſes Unbekannten etwas Erhabenes, Ehrfurcht einflößendes, das er bis dahin noch in keines Menſchen Angeſicht bemerkt zu haben glaubte. — Auf der andern Seite des Greiſes ſtand ein junges, ländlich aber ſehr rein gekleidetes Mädchen, von etwa zwei und zwanzig

Jahren. Sie war das einzige Kind des Sterbenden, und ſeine treue Pflegerin. Mit einem ſanften, leidenden Blick ſtand ſie über den Vater hergebückt, ſo daß ſein Kopf an ihrer Bruſt ruhte. Mit der rechten Hand hielt ſie ſeine Stirne, mit der linken ſein kahles Hinterhaupt, um dadurch die Kopfſchmerzen zu lindern, welche ihm das beſtändige Huſten verurſachte. Das Geſicht des Mädchens war nicht vollendet ſchön, dagegen trug es das deutliche Gepräge von Sittſamkeit, Tugend und Verſtand. Sein Wuchs war ſchlank, voll und gerundet.

Konrad wurde, wie geſagt, vom Rührenden der Gruppe getroffen. Seine innere Bewegung malte ſich in ſeinem ganzen Weſen. Dies und der Ton ſeines Grußes, machte die drei Perſonen im Zimmer aufmerkſam; ſie dankten ihm freundlich und die Tochter fragte: „Was iſt Euer Begehren?“ — Konrad erwiederte mit kurzen Worten: er ſey vom rechten Wege ab, und durch einen Zufall in dies Dorf gekommen. Er ſuche ein Obdach für dieſe Nacht; habe deßhalb bei ihnen anfragen wollen; finde ſie aber in ſolchen Umſtänden, daß dieſe Frage ſchon zu viel wäre.

Der Kranke richtete einen freundlichen Blick auf Konrad und ſtöhnte heiſer die Worte hervor: „Wer ſo fühlt und — grüßt — wie — wie ihr, der — der bleibt in — meiner Hütte, wenn . . . . . .“ Weiter konnte er nicht. Die

Tochter nahm das abgebrochne Wort auf und fuhr fort: „wenn er mit einem guten Strohlager, mit einer Schüſſel Milch, mit Kartoffeln und einem Butterbrod zufrieden iſt.“

Von Herzen gern! verſetzte Konrad. Aber Ihr guten Leute ſeyd doch jetzt in einer Lage, wo man Euch nur allzuleicht beſchwerlich wird. Der Kranke ſchüttelte den Kopf; die Tochter ſagte: „ganz und gar nicht;“ und der Mann zur Linken fügte lächelnd hinzu: wir beiden Gäſte quellen die Kartoffeln ab, während die Jungfer das Uebrige bereitet. Wir laſſen es uns ſchmecken; legen uns zeitig auf die Streu, ſind dann niemand im Wege, und konnen dieſen redlichen Leuten vielleicht ſelbſt noch hülfreiche Hand leiſten. Konraden behagten dieſe Aeußerungen. Es fing ihm an heimathlich zu werden. Das geſchieht ſo leicht, wenn Seelen von einerlei Stimmung, Menſchen von gleicher Denkweiſe zuſammentreffen. Es bedarf keiner weitläufigen Erklärung; ſie ahnen, fühlen, verſtehen ſich. — Konrad nahm alſo, ohne fernere Umſtände auf einem dreibeinigen Stuhl, ohne Lehne, Platz, der neben dem Ofen ſtand.

Indem ging der Paroxismus des alten Reinhards vorüber. Seine Tochter Hildegard konnte alſo ſelbſt die nöthigen Anſtalten zur Bewirthung ihrer Gäſte machen. Sie that das mit der ihr eignen Freundlichkeit, Munterkeit, Gewandheit. Konrad merkte auf jede ihrer

Bewegungen, und geſtand es bei ſich ſelbſt, er habe nie ein Landmädchen geſehn, das Hildegard in ſeinem Betragen gleich kam. Je mehr er ſie betrachtete, deſto lebhafter wurde in ihm der Gedanke: wie glucklich wärſt du, wenn eine ſolche Hildegard deine Frau würde! Aber, ſagte er bei ſich ſelbſt, dein Vater wird es nie zugeben, daß du eines Kohlbrenners Tochter heiratheſt und ſie in ſein Haus bringſt. Dagegen fiel ihm wieder ein: mein Vater iſt nur ein Pachter; er würde mich alſo auch leicht bei ſich ins Haus verheirathet wiſſen wollen. Folglich kann es ihm auch ziemlich gleichgültig ſeyn, welche ich nehme. Ich brauch' im Grunde wohl nicht ſo gar viel nach ihm zu fragen. — Doch klopfte er dieſer Schlange, gleich beim Hervorgucken, auf den Kopf, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Konrad, du biſt ein Narr! Weiſt du doch gar nicht einmal, ob das Mädchen dich haben möchte, oder ob es nicht vielleicht ſchon verſprochen iſt?" Inzwiſchen war das Abendeſſen fertig geworden, und die dampfenden Schüſſeln unterbrachen das Selbſtgeſpräch des guten Jünglings.

Reinhard, der kranke Köhler, befand ſich dieſen Abend ſo wohl, und war ſo heiter, daß die drei Menſchen, welche jetzt um ihn waren, ſich herzlich daruber freuten. Sie würzten ihr frugales Mahl mit einem angenehmen Geſpräch, zu welchem insbeſondere der fremde Mann viel beitrug. Als gegeſſen und Hildegard, zu Beſorgung einiger häuslichen Geſchäfte, hinausgegangen war, begann der Kranke: Herr Doktor! zwiſchen uns beiden iſt es alſo ausgemacht, daß ich keine vier und zwanzig Stunden hienieden mehr leben werde. Ich freue mich unausſprechlich auf den Willkomm in der Heimath dort oben, wo ich meine gute Frau und acht meiner Kinder wiederfinden werde. Seit funfzig Jahren hab' ich mich ernſtlich bemüht, auf den Wegen Gottes zu wandeln. Doch bin ich weit von der Behauptung entfernt, daß ich es zur chriſtlichen Vollkommenheit gebracht hätte. Aber Gott und mein Erlöſer werden mir gnädig ſeyn in der ernſten Stunde. Des feſten Glaubens bin ich, und darum freu' ich mich meiner Auflöſung. Nun hab' ich aber noch meine Hildegard. Sie iſt brav und fromm, hält ſich zu Gott, und Der wird für ſie ſorgen. Inzwiſchen möcht' ich auch das Meinige für ſie thun, eh und bevor ich ſie ſo ganz allein zurücklaſſe. Sehn Sie Herr Doktor! Das Mädchen iſt alt genug zum Heirathen; ſie muß es auch, um ihrer Lage willen, bald thun. Gehn Sie ihr dabei mit Ihrem guten Rath zur Hand, und ſorgen dafür, daß der Burſche, den ſie nimmt, ein ſtiller, ordentlicher Menſch und ein guter Wirth ſey. Hildegard erbt dies Haus und dabei ein Gütchen, auf dem acht bis zehn Stück Vieh gehalten werden können. Dies alles iſt völlig ſchuldenfrei, aber auch kein Heller Geld vorräthig. Ich bin ſo lange krank geweſen, daß mein Sparpfennig darüber aufgezehrt iſt. Nur ſo viel wird noch da ſeyn, daß meine morſche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben ſich an mir als Bruder bewieſen: ſeyn Sie der Vormund meiner Hildegard!

Der Dokter reichte ihm die Hand und ſagte: Reinhard mein Bruder! Hildegard iſt von jetzt an meine Tochter.

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er ſeinen Dank aufwärts ſandte, war des Pinſels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen bald den Andern; Thränen perlten an ſeinen Wimpern; und gern hätt' er ein Wörtchen mitgeſprochen. Der Dokter hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und ſehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in ſeiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte ſich deßwegen theilnehmend nach ſeiner Heimath, nach ſeinen Eltern, nach ſeiner Denkweiſe u. ſ. f. Konrad entfaltete, in ſeinen Antworten, ein ſo edles Herz, einen ſo geſunden Verſtand, ſo viel offne Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm, mit ſichtbarer Rührung die Hand drückte; der alte Reinhard aber ſein Silberhaupt einmal über das andre, beifällig vorwärts neigte. Unſerm Freunde hingegen war gerade ſo zu Muthe, als ob er in der wilden Fremde ein paar ſehr liebe Verwandten getroffen hätte; und ſchon überlegte er bei ſich ſelbſt, ob er ihnen nicht die innerſten Gefühle ſeines Herzens anvertrauen ſollte? Doch hielt ihn der Gedanke einer Unſchicklichkeit zurück. Es kam ihm ſo vor als wenn es ſich nicht ziemte, in der Seele eines Sterbenden ſolch eine neue, intereſſante Ideenreihe anzuknüpfen. Dieſe Worte dachte er freilich nicht, aber wohl die Sache. Er ſchwieg daher, und that gut daran. — Hildegard war inzwiſchen fertig geworden. Der Altvater wurde in die Kammer und auf ſein Bett gebracht. Hildegard hatte ſich vor demſelben eine Ruheſtätte bereitet; und die beiden andern empfing in der Stube ein duftendes Strohlager, mit ſchönen Betttüchern beſpreitet und durch Kiſſen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht, und die Uebrigen mit ihm. —

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieſer Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe ſeines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur beſtimmten Stunde wieder eintraf. Er aß alſo des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und ſeiner liebenswürdigen Wirthin eine ſüße Milchſuppe, ging dann in die Kammer und drückte, mit ſtiller Rührung, dem eben erwachten Greiſe die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und ſagte: „Lieber, junger Mann, es iſt etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib fromm und gut, damit ich Dich einſt am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann.“ Konrad erwiederte: das war immer mein Vorſatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hauſe iſt er aufs neue befeſtigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben ſeyd. —

Reinhard lächelte und fing wieder an zu ſchlummern.

Konrad eilte an die Thüre.

Doktor. Weiſt Du auch den Weg?

Konrad. Nein; ich will aber ſchon im Dorfe jemand fragen.

Doktor. Das iſt unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannſt.

Wem dies gefunden war — das war unſer Freund. Sogleich beſchloß er ſeinem Herzen Luſt zu machen. Sie traten die Wanderſchaft an.

Konrad. Das ſind denn liebe Leute dort im Hauſe! Ich freu' mich ſehr, daß ich mich geſtern Abend verirrt habe.

Doktor. Es ſind vortreffliche Menſchen. Die Lebensgeſchichte des alten Kohlbrenners iſt ein Zuſammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Chriſtentugend. Ich kenne wenige ſeines gleichen. Dabei liegt unter ſeiner äußern Einfalt ein ſolcher Schatz von Erkenntniß, von wahrer Erleuchtung verborgen, daß ich mich oft darüber verwundert habe. Mit ſeiner Tochter iſt es nach

Verhältniß ihres Alters und Geſchlechts der nämliche Fall.

Konrad. (der nicht länger an ſich halten kann) Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken? Sie ſind ja ihr zweiter Vater......

Doktor. (ſehr freundlich) O ja!

Konrad. Ich muß Ihnen geſtehen, Herr Doktor, daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hildegard mein Weib nennen dürfte. Es iſt freilich wahr, ich kenne ſie erſt ſeit wenigen Stunden, allein ſie hat in dieſem kurzen Zeitraum einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Weſen, das ich nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohne bittres Heimweh trennen kann. Es iſt etwas, das Eheleute auch dort noch zuſammenbindet, wo es keine Ehen mehr giebt.

Doktor. Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu empfinden fähig biſt! Du biſt meiner Hildegard würdig. Aber — was willſt Du treiben? womit wollteſt Du euch ernähren?

Konrad. Ueber dies Hügelchen wollten wir bald weg ſeyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erſtiegen wär'. Aber mein Vater giebt es nicht zu, daß ich eines Köhlers Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch baares Geld hat.

Doktor. So! — das ſteht alſo im Wege. Iſt denn Euer Vater ein ſo abſcheulich reicher Mann?

Konrad. Behalten Sie doch ihr bisheriges: Du! bei, Herr Doktor! So ſehr reich iſt mein Vater nun wohl nicht; aber er möchte es gerne werden.

Doktor. Wie hoch ſchlägt er Dich denn ohngefähr an!

Konrad. Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden.

Doktor. Brav, ſehr brav, junger Menſch! — Vergieb, es war Uebereilung. Aber mein Innerſtes empört ſich jedesmal, wenn ich nur an dieſen Schlag von Menſchen erinnert werde, weil.... Ich darf nicht weiter. — Deine Hand, Konrad!

Konrad. Sie beſchämen mich. — Aber Sie wollten gern wiſſen, was ein Mädchen wohl haben müſſe, das ich nehmen dürfte? Eigentliches kann ich davon nicht ſagen. Mein Vater hat ſich nie beſtimmt darüber gegen mich ausgelaſſen.

Doktor. Ich will Dir einen Rath geben. Erzähl' ſobald Du nach Hauſe kommſt, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geſchichte. Sag' ihm, Hildegard ſey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären geſtorben (wenn Du zu Hauſe biſt, kannſt Du dies getroſt behaupten), ſie beſitze ein ſchuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden: und das will in dieſer rauhen Gegend viel ſagen; zudem habe ſie noch baares Vermögen, Du wüßteſt aber nicht, wie viel.

Konrad. Baares Geld! **Reinhard** ſagte ja, er hinterlaſſe keines.

Doktor. Ganz recht. Er und ſeine Tochter wiſſen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgender Geſtalt zuſammen. Der alte **Reinhard** hat einſt einem wohlhabenden Manne einen ſehr, ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet. Dieſer will nun der Tochter, wenn ſie heirathet, eine hübſche Summe zur Ausſteuer geben.

Konrad. Das iſt edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen geſtehen, daß, wenn ich alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann! Er darf aber auf keine Weiſe gewahr werden, daß es *mein* Anſchlag iſt. Vielleicht *beföhl'* er mir dann ohne weiteres, **Hildegard** zu heirathen. Er hat von Natur eine etwas finſtere und ſtrenge Gemüthsart, und ſein ehemaliger Sergeantendienſt hat ſeine Begriffe von Subordination und Gehorſam noch um vieles vergrößert. Nach ſeiner Denkweiſe muß kein junger Menſch es ſich herausnehmen wollen, ſelbſt ſeine Gattin zu wählen, ſo lange er noch Eltern hat, die dies für ihn thun können. *Die* gehen, wie er ſagt, mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke, während die

Jugend nur auf Leidenſchaft und Sinnlichkeit hört.

Doktor. Ich begreife Dich. Nun, ſey ruhig. In weniger als acht Tagen befiehlt Dir dein Vater, die Hildegard zu heirathen. Ich kenne den Mann ſchon ganz.

Konrad. Beſter, liebſter Herr Doktor! mein ganzes Leben lang will ich Ihnen dafür danken. Aber — da fällt mir wieder ein ſchwerer Stein aufs Herz. Es iſt ja noch eine große Frage, ob mich Hildegard haben will?

Doktor. Das iſt gar keine Frage. Ich ſtehe Dir dafür. Aber auf mein erſtes Pünktchen muß ich zurückkommen. Womit willſt Du Dich und dein Weib ernähren?

Konrad. Mit der verbeſſerten Landwirthſchaft. — Und nun begann unſer Freund einen längſt im Stillen entworfenen Wirthſchaftsplan mit ſolcher Begeiſterung und ſo lichtvoll zu detailliren, daß der Doktor darüber erſtaunte und mit Gewißheit ahnete, Konrad werde in dieſem Fache für ſeine Gegend Epoche machen, und ein bedeutender Mann in ſeinem Vaterlande werden. Er ließ ihn dies merken, verſprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beiſtehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer geſunken. Dieſer merkte ſogleich, daß die Stunde der Auflöſung da wäre.

Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und ſchwieg. Endlich ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie ſind mein Vater .... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, ſehr lieb, und auch gewiß mit ihm glücklich ſeyn. Führen Sie in Gottes Namen daßjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben." Eben gab er ihr die Hand darauf, als Meinhard eine ſchwache Bewegung machte. Der Doktor ſah ſich nach ihm um und ſprach: „Hildegard, dein Vater ſtirbt!" Sie fing bitterlich an zu weinen, und ſank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jeder ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm dieſen deinen, durch Jeſum erlöſten Knecht zum ewigen Frieden auf!" Er hob ſich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe, und ſtand lange da innigfeiernd vor der nahen Majeſtät des unſichtbaren Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Ausſicht der neuen Verſorgung war gleichfalls ein lindernder Balſam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor ſorgte vor allem dafür, daß, bis Hildegards Lage ſich änderte, eine treue, erfahrne Freundin zu ihr ins Haus zog. Er traf die nöthigen Anſtalten zur Beerdigung ihres vollendeten Vaters, und ging an den jeßigen Ort ſeines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwiſchen munter fortgewandelt. Er fühlte ſein ganzes Weſen erhöht: jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorſehung; voller Zuverſicht übergab er ſich ihrer ferneren Leitung. So geſtimmt verrichtete er ſeinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte ſeinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis; ſetzte ſich darauf und ritt nach Hauſe. Als der alte Vincenz hörte, ſein Sohn ſey wieder da — ging er in den Hof und unterſuchte das Pferd aufs Genaueſte, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: Konrad, was haſt du dafür bezahlt? — „Achtzig Thaler.“ Na, na, fuhr der Alte fort, man muß halt zufrieden ſeyn, bis es beſſer wird. Du wirſt ja wohl endlich wirthſchaften lernen. Das hieß in ſeiner Sprache ſo viel als: Konrad, ich bin ſehr wohl mit dir zufrieden. Und Konrad verſtand die Sprache ſeines Vaters.

Jetzt mußte unſer Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat beſorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einſt noch ſpäter zurück kam, als gewöhnlich, fand er ſeinen Vater überaus geſpannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch geſpannt. Er vermuthete wohl, was es ſeyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge, die da kommen ſollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tiſch endlich erfuhr er die Geſchichte des Tages, welche folgendergeſtalt ſich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menſchen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirſch! Die Abſicht, warum ich frage, iſt gut. Der Burſche gefiel mir; er iſt ein braver Kerl, und verſpricht ein ganz vortrefflicher zu werden. Ich hab' eine Baſe, die auch keineswegs zu verachten iſt: und da wollt' ich einmal hören, ob wir beide nicht eine Heirath ſchmieden könnten. Freilich ſollte man die jungen Leute erſt fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geſchehen.

Vincenz. Ich ſollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm beſtimme? Schweigt mir davon ſtill! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch ſorgen. Mit meiner Baſe will ich dann ſchon fertig werden. Sie iſt eine einzige Tochter, hat ein ſchönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter ſind todt, und ein Freund hat ihr zweitauſend Gulden vermacht, die ihr, ſobald ſie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt ſich endlich hören. Kann man ſich aber auch darauf verlaſſen, daß das alles wirklich ſo iſt, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das verſteht ſich. Euer Konrad iſt an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Baſe?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldſcheidt; ſie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das iſt ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es iſt einerlei, wo man ſein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad ſprechen.

Vincenz. Der iſt auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen iſt Sonntag, dann ſoll er nach Waldſcheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unſre Sache in Ordnung. Es bleibt dabei!

Vincenz. Das verſteht ſich. Hier iſt meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gaſtfrei. Er nöthigte alſo auch den Fremden nicht zum Dableiben, wie wohl ſeine Schuldigkeit geweſen wäre. Vielmehr freute er ſich, das Abendeſſen ſparen zu können. Was ihm aber am beſten gefiel, war, das man bei der Heirath keine Mitgift von ihm verlangte. Dieſer Punkt war bisher der Hauptgrund geweſen, weswegen er für ſeinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt — ſo war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leſer in ihm den Doktor vermuthen, ſo irrt er. Der war es nicht.

Konrad ſand, wie ſchon geſagt, ſeinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte ſprach ſchier kein Wort. Als ſich aber nach Tiſche das Geſinde entfernte, und er ſich eine Pfeiſe geſtopſt hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du ſollſt heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Vincenz. Da zu Waldſcheidt iſt ein Mädchen, die heißt Hildegard Kron, die ſollſt du nehmen. Heute war ihr Vetter hier, dem hab' ichs verſprochen.

Konrad. Aber, Vater!... wer weiß, ob mich das Mädchen haben will? Es gehören zwei zum Kauf.

Vincenz. Haben will? Man wird das Jüngferchen erſt fragen?!

Konrad. Sie iſt ja ihr eigener Herr; ſie hat keine Eltern' mehr.

Vincenz ſah ſeinen Sohn ſtarr an. „Wie, fuhr er heraus, du kennſt die Hildegard? — Burſche, he? Konrad fühlte, daß er ſich verſchnappt hatte; er wurde über und über roth, doch faßte er ſich wieder. „Ich habe es zufällig auf meiner Reiſe gehört, daß ſie eine einzige Tochter iſt und keine Eltern mehr hat: und eben deswegen beſorg' ich, daß ſie nicht ſogleich einem wildfremden Menſchen ihre Hand geben wird."

Vincenz. Hör' Junge! Du weißt, daß ich keinen Widerſpruch leide. Uebermorgen gehſt du nach Waldſcheidt, und verſprichſt dich mit der Hildegard. Konrad! du kennſt mein altes ſpaniſches Rohr. Wehe deinen Knochen, wenn du wieder kommſt, und haſt es nicht zu Stande gebracht.

Konrad. Ich gehorch' Euch, Vater! und will thun, was ich kann.

Was der gute Jüngling fühlte und dachte, das äußerte er nicht. Er wünſchte vielmehr ſeinem Vater gute Nacht, eilte auf ſein Kämmerchen und dankte Gott mit Inbrunſt für die gütige Lenkung ſeines Schickſals. Kaum konnte er vor lauter Freude die Augen ſchließen. Am andern Morgen ging alles doppelt raſch von der Hand. Das Geſinde, welches Konrad eben ſo ſehr liebte, als es ſeinen Vater fürchtete, bemerkte die Heiterkeit unſers Freundes und nahm innigen Antheil daran. Gern hätte er ſeiner Mutter die eigentliche Begebenheit der Sache entdeckt: er kannte aber die despotiſche Art ſeines Vaters allzugut, mit welcher er der nachgebenden Mutter jedes Geheimniß abpreßte.

Kaum graute der Sonntag herauf — da verließ Konrad ſein Lager, warf die zurechtgelegten Kleider über, und durchwanderte einen noch ſchönern Morgen, als letzthin. Sein inneres Empfindungsorgan war zur reinſten Harmonie geſtimmt. Dies beflügelte ſeine Schritte vollends, ſo daß er des Nachmittags zeitig bei ſeiner Hildegard in Waldſcheidt anlangte, welche ihm in ihrem Traueranzuge noch einmal ſo ſchön, noch einmal ſo achtungswürdig vorkam.

Mit den Geſprächen, welche zwiſchen ihnen vorfielen, halte ich meine Leſer nicht auf. Bei ſolchen ſchuldloſen Naturkindern, die zugleich wahre Chriſten ſind, redet das Herz zum Herzen. Konrad und Hildegard waren bald ganz auf dem Reinen. Sie ſanken einander, voll Gefühl überwältigt, in die Arme. Ihre Blicke erhoben ſich, in Freudenthränen ſchwimmend, zum Urquell der ewigen Liebe.

In der Abenddämmerung, als die beiden Verlobten ſammt Hildegards Freundin, ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten, trat der Vetter, welcher vor ein paar Tagen beym alten Vincenz geweſen war, in das Zimmer. Der gute Mann freute ſich herzlich über das Gelingen ſeines Unternehmens, und erzählte Konraden das Geſpräch, welches er mit deſſen Vater gehabt hatte. Sein Hauptzweck aber war, den Liebenden bekannt zu machen, daß die zweitauſend Gulden, welche ein Freund Hildegarden zur Ausſteuer beſtimmt habe, bei ihm zum Empfang bereit lägen. Das holde Mädchen konnte es durchaus nicht begreifen, wie ein Unbekannter dazu komme, ſich in dem Grad für ſie zu intereſſiren. Sie drang deßhalb in ihren Vetter: dieſer war aber nicht ſo offenherzig, als ſie es wohl wünſchte. Er begnügte ſich mit der Antwort: „Dein ſeeliger Vater hat einſt einem reichen Mann einen wichtigen Dienſt geleiſtet, der auf dieſe Weiſe ſeine Dankbarkeit an den Tag legt.“ Dadurch wurde das Räthſel für Hildegard noch dunkler.

Konrad rieth bei ſich auf den Doktor, doch hielt ihn ſein Zartgefühl zurück, dies zu äußern. Aber etwas Näheres mußte er von dieſem, ihm ſo merkwürdigen Manne wiſſen. Er fing alſo an, ſich nach demſelben zu erkundigen. Allein weder der Vetter, noch Hildegard konnten ſeine Neugierde ſo befriedigen, wie er es wünſchte. Nur ſoviel erfuhr er, daß dieſer Mann ſich ſeit einem halben Jahre in der Gegend aufhalte, ſehr eingezogen lebe, und nur mit einigen wenigen ſtillen, frommen, guten Menſchen Bekanntſchaft gemacht habe. Er gebe ſich für einen Arzt aus; habe vielen geholfen, von Niemand aber das Mindeſte genommen; im Gegentheil noch für manchen Armen die Arznei bezahlt. Auch ſonſt ſey er der allgemeine Wohlthäter des ganzen Bezirks, und habe in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts unzählige Edelthaten geübt. Wo er aber her ſey, wie er eigentlich heiße, wo er ſich jedesmal befinde, (denn er änderte ſeinen Wohnort ſehr oft), darüber konnten ſie keinen Beſcheid geben. Die allgemeine

Rede wär', er ſey ein vornehmer Herr, der von ſeinen Verwandten bitterlich gehaßt und verfolge würde. Darauf könne man aber nicht bauen. Hätte er zuweilen ſeinen Namen ſchreiben müſſen, ſo habe er ſich allemal Dr. Chriſtian Berenborg unterzeichnet, doch ſey dies ſchwerlich ſein wahrer Name.

Das Wenige, was Konrad erfuhr, diente nur dazu, ſeine Aufmerkſamkeit noch höher zu ſpannen. Er nahm es ſich feſt vor, das Zutrauen des Doktors zu gewinnen. Indeß ging er, als es zehn Uhr ſchlug, mit dem Vetter, um in deſſen Hauſe zu übernachten. Dieſer wohnte in einem Dörſchen, welches eine Viertelſtunde von Waldſcheidt ab lag, und in dem er Vorſteher war. Des andern Morgens kehrte er zu Hildegarden zurück; und beſah nun in ihrer Geſellſchaft das Gut, welches ſie ihm zubrachte. Er ſtaunte über die groſſen Felder und Wieſen; denn es hielt mehr als ſechzig Morgen. Doch lag es gröſtentheils brach. In der dortigen Gegend hing nämlich Jedermann am Kohlbrennen, und verſäumte darüber die Landwirthſchaft. Daher kam es denn auch, daß Alles arm und unkultivirt war. Indem ſie ſo Hand in Hand dahin wandelten, entfaltete ſich in Konrads Seele der herzerhebende Gedanke, der Wohlthäter, der Reformator dieſer Gegend zu werden. Die Vorſtellung davon wurde ſo lebhaft, ſo mächtig, daß ſein Herz faſt hörbar pochte, und ſeine Wange von der höchſten Röthe feuerte.

Solche Entſchlüſſe, ohne thörigten Eigendünkel gefaßt, ſind Winke der Verſehung. Sie tragen ihren Segen in ſich; ſie ſind Saamenkörner, welche zum Wohl der Menſchheit aufgehen, Früchte bringen und auf Jahrhunderte hinaus wuchern.

Seiner Hildegard theilte er den Plan im Allgemeinen mit. Sie freute ſich deſſelben und verſprach ihm, auch in dieſem Stücke ſeine treue Gehülfin zu ſeyn.

Vier glückliche Tage verſtrichen. Alle Abend kam der Vetter und holte Konrad ab: der Doktor hingegen ließ ſich auch nicht ein einziges Mal ſehen. Endlich mußte an's Scheiden gedacht werden. Vorher aber nahm man noch die Abrede, daß das Brautpaar an den drei nächſten Sonntagen aufgeboten werden, und in der vierten Woche die Hochzeit ſeyn ſollte. Da alles in Ordnung war, trat unſer Freund den Rückweg an, wobei ihn Hildegard eine Strecke begleitete. Mit fröhlichem Muthe nahte er ſich gegen Abend dem väterlichen Hauſe, in welchem mittlerweile Dinge vorgefallen waren, die den alten Vincenz völlig umgeſtimmt hatten.

Der gnädige Herr nämlich, deſſen Güter er gepachtet hatte, und der mit ihm von gleichem Alter war, hatte eine eben ſo ſchöne als leichtfertige Köchin. Mit ihr hatte der Edelmann ſeit einiger Zeit auf allzuvertrautem Fuße gelebt. Eben jetzt hatte ſie ihm eine Sache entdeckt, die den alten Sünder ſeiner Gemahlin und Kinder wegen bewogen, ſie ſo bald als möglich unter die Haube zu bringen. Ein Paar tauſend Thaler wollte er gern daran wagen. Niemand ſchien ihm dazu tauglicher als unſer Konrad, den Adelgunde — ſo hieß die Dirne — obendrein, wie er wußte, gern ſah. Er that alſo in deſſen Abweſenheit dem alten Vincenz den Vorſchlag zu dieſer Heirath, wobei er eine Leidenſchaft ſeines eignen Sohnes vorſchützte, die er durch dieſe Verbindung auszurotten hoffe. Zugleich verſprach er, daß die Pacht, welche wirklich vortheilhaft war, noch auf eine größe Reihe von Jahren verlängert werden ſollte. Heimlich aber ſann er nur darauf ſeinen Umgang mit Adelgunden noch ferner fortſetzen zu können. Vincenz nahm zwar nicht alles für baare Münze; doch dachte er ſich auch die Sache nicht ſo ſchlimm, wie ſie wirklich war. Sein Geiz kam dazu, und ſchilderte ihm die Verbindung ſo erwünſcht, ſo vortheilhaft, daß er es dem Edelmann feſt verſprach, die Heirath ſolle gewiß und in längſtens drei Wochen vor ſich gehen. Ein Vorwand mit Hildegardens Vetter zu brechen, ſollte ſich, wie er meinte, leicht finden.

Als daher Konrad zur Stube herein trat, fing Vincenz ſogleich an: „Hör'! aus deiner Heirath mit dem Kohlbrennermädel wird nichts. Du ſollſt nun die Adelgunde aus dem Schloß zur Frau nehmen.“ Konrad, der ſeinen Vater kannte, erwiederte ganz ruhig: So!! — Der Alte fuhr eifrig in ſeiner Rede fort, und beſchrieb alle Vortheile, welche aus dieſer Heirath entſtehen würden: wie dadurch für Kinder und Kindeskinder geſorgt werde u. ſ. w. Konrad wußte, daß Widerſprechen nichts half, ſondern dadurch ubel nur noch ärger gemacht würde. Er ſchwieg alſo; ging, als alles ſchlief, zur Thüre hinaus, und wanderte noch dieſen Abend, eine ſtarke Meile Weges zu einem guten Freunde. Dieſen klopfte er auf: erzählte ihm ſeine Geſchichte, und blieb die Nacht über bei ihm. Des Morgens ganz fruh ſetzte er ſich hin, und ſchrieb folgenden Brief:

„Lieber Vater!

Es iſt jetzt das erſtemal in meinem Leben, daß ich Euch ungehorſam bin, und natürlicherweiſe werden muß. Sagt mir, wie es Euch, als einem vernünftigen Manne möglich iſt, Euern Sohn an eine liederliche feile Dirne zu verkaufen? — Wenn ich auch nicht der Bräutigam eines der edelſten Mädchen unter der Sonne wäre, ſo würde ich doch mit Abſcheu einen ſolchen Antrag verwerfen. Glaubt es mir, Vater! ich will weit lieber Taglohner werden, als der Hehler eines immerwährenden Ehebruchs ſeyn. Jetzt vollends, da ich auf Euern eignen Befehl mich mit Hildegard feierlich und vor

Gottes Angeſicht verlobt habe — jetzt bewegt mich keine menſchliche Gewalt, ſelbſt nicht die Ehrfurcht gegen meinen Vater, der guten Seele meinen Eid zu brechen, Fluch und Verdammniß auf mich zu laden. Lebt wohl, Vater, und beſinnt Euch! — Grüßt meine Mutter und die kleinern Geſchwiſter! — Mich ſeht Ihr nicht eher wieder, bis es mir andre und billigere Geſinnungen Eures Herzens befehlen. Ich bleibe immer

Euer treuer Sohn,
Konrad Wildenbach."

Dieſen Brief ſchickte er nun durch einen Expreſſen an ſeinen Vater, welcher bei deſſen Empfang ſchäumte, wüthete und fluchte. Aber freilich war das, wie er ſelbſt einſah, ganz umſonſt; denn Konrad war außer ſeiner Gewalt. Wie er mit ſeinem gnädigen Herrn zurecht gekommen? dafür laſſen wir ihn ſorgen. Auch darum bekümmern wir uns nicht, wie ſich der alte Sünder aus der Noth geholfen habe. Wir wollen uns nach beſſern Menſchen umſehn, und vorzüglich nach Konrad.

Dieſer wußte denn doch nicht recht, wohin er ſich vor der Hand wenden ſollte. Zu ſeiner Braut zu gehen? das fand er nicht recht ſchicklich. Seinem neuen Vetter in Leitbach ſo lang auf dem Hals zu liegen? auch das ſtritt mit ſeinem feinen Gefühl. Endlich fiel ihm ein, er wolle den Paſtor in Kornhauſen beſuchen, wohin Waldſcheidt und Leitbach eingepfarrt ſind. Dieſen hatte er als einen apoſtoliſchen, aber auch, als einen ſehr klugen Mann rühmen gehört. Ihm wollte er ſeine jetzige Lage erzählen und ihn um ſeinen Rath bitten. Dieſer Gedanke bemächtigte ſich unſers Freundes ſo ganz, daß er ihn auf der Stelle ausführte, und noch des nämlichen Abends, aber ſpät, zu Kornhauſen anlangte. Sein erſter Gang am folgenden Morgen war zum Pfarrer Salzheim. Er hatte ſich freilich einen liebreichen Empfang verſprochen; aber ſeine Aufnahme übertraf doch noch bei weitem ſeine Erwartung. Denn kaum hatte er ſeinen Namen genannt, ſo umarmte ihn der Pfarrer, und ſagte ihm mit dem wärmſten Händedruck: „Lieber Konrad! ich kenne Euch von Jugend auf, ohne Euch je geſehen zu haben. Mein ſeliger Freund Arnberg, der Hofmeiſter bei Eurer jungen Herrſchaft war, hat mir, ſo lang er lebte, viel von Euch erzählt. Nachher hab' ich mich oft nach Euch erkundigt, und mich herzlich gefreut, als ich in dieſen Tagen erfuhr, daß Ihr des ſeligen Reinhards Kron brave Tochter heirathen würdet. Mit der werdet Ihr gewiß glücklich ſeyn."

Nun erzählte ihm Konrad ſeine Geſchichte, der Pfarrer billigte dasjenige, was er gethan hatte, vollkommen, und bat ihn, bis zur Hochzeit bei ihm zu bleiben, und ihm ſeine Feldarbeit zu beſorgen, damit er ſeinem Knecht die Erlaubniß geben könne, einmal ſeine Eltern zu beſuchen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hätte. Konrad willigte mit Vergnügen in dieſen Vorſchlag, beſuchte am Nachmittag in Geſellſchaft des Paſtors ſeine Hildegard, welche ſich freute, ihren Erwählten nun ſo in der Nähe zu haben, und begann ſodann die Arbeit ſeines neuen Freundes. Doch währte dies nicht lange, denn bald bekam er wichtigere Verrichtungen.

Konrad war erſt ſeit vier Tagen in der Pfarrwohnung, wo er als Kind vom Hauſe gehalten wurde, als ihn der Paſtor des Abends vor dem Schlafengehen bei Seite nahm, und ihm mit bedeutender Miene ſagte: „Mein Freund! ich habe ein wichtiges Geheimniß in meinem Hauſe. Nicht wahr, Ihr könnt ſchweigen?“ Konrad legte die Hand aufs Herz und ſagte: Ja, das kann ich! — „Gut, ſo folgt mir.“ Nun gingen ſie mit einander in ein abgelegenes, nicht leicht zu entdeckendes Kabinetchen in einem Hintergebäude des Pfarrhauſes. Mit freudigem Staunen fand Konrad da den lieben Doktor, den er am erſten Abend beim ſterbenden Reinhard getroffen hatte. Beide bewillkommten ſich herzlich und mit inniger Rührung.

Konrad mußte dem Doktor gegenüber Platz nehmen, und dieſer redete ihn nun folgendergeſtalt an: „Lieber Freund! Ich befinde mich ohne mein Verſchulden in einer traurigen Lage. Ich habe eben ſo mächtige, als boshafte Feinde, welche mir nach dem Leben trachten. Euer ſeliger Schwiegervater hat mich einmal der augenſcheinlichſten Todesgefahr entriſſen, als ich nahe bei ſeiner Köhlerhütte im Walde überfallen wurde. Er beſorgte nachher, ehe er erkrankte, mehrere Aufträge für mich. Jetzt weis ich niemanden als Euch, den ich in ähnlichen Fällen gebrauchen könnte. Eure übrigen Eigenſchaften, die ich bereits kennen gelernt habe, laſſen mich mit Grund auch verſchwiegene Treue bei Euch erwarten. Ich bitte Euch deswegen, mir einen großen Dienſt zu erweiſen. Eure Mühe wird reichlich belohnt werden. Ihr ſollt eine Reiſe für mich machen, die wenigſtens vierzehn Tage dauern wird. Der Poſt darf ich keine Briefe vertrauen; darum ſollt Ihr mir ein Schreiben an eine gewiſſe Dame tragen, und mir ihre Anwort zurück bringen. Sie wohnt zu Z** im .....rlande, und heißt ***. Ihr müßt aber höchſt vorſichtig ſeyn, und den Brief auf das allerſorgfältigſte verbergen; denn es wäre wohl möglich, daß man auf den Gedanken käme, Ihr wäret von mir geſchickt, und Euch deshalb genau unterſuchte. Die Umſtände heiſchen, daß Ihr Euch augenblicklich auf den Weg macht. Bis Ihr wiederkommt, werde ich mich hier verborgen halten, dann aber muß ich dieſe Gegend auf immer verlaſſen. Gott ſey mit Euch! Gefahr iſt bei dieſer Reiſe nicht, wenn Ihr nur vorſichtig und verſchwiegen ſeyd.

Konrad war ſogleich fertig; nur bat er, ſeiner Hildegard den nöthigen Aufſchluß über ſeine ſo plötzliche und lange Abweſenheit zu geben. Dies wurde ihm zugeſagt, und nach einigem Unberlegen fand man, um auch dem leiſeſten Verdacht auszuweichen, für's beſte, dies ihrem gemeinſchaftlichen Freunde und Konrads neuen Vetter, dem Vorſteher Warnefeld in Leitbach zu übertragen. So war denn Alles beſorgt und Konrad wanderte gegen Mitternacht aus dem Pfarrhauſe. Ohne den mindeſten Anſtoß kam er an Ort und Stelle, übergab ſeinen Brief und brachte am fünfzehnten Tage eine Antwort zurück. Noch war der Doktor in der Pfarrwohnung zu Kornhauſen. Konrad überreichte ihm den Brief. Haſtig öffnete er denſelben, durchlief ihn und ſagte: „Wahrlich, hier zeigt ſich Gottes Finger. Nie hätt' ich dasjenige für möglich gehalten, was dieſes Schreiben ankündigt. . . . . Ich hoffe, wir ſehen uns wieder; jetzt aber muß ich auf der Stelle fort.

Salzheim und Konrad blickten ihn traurig an, halfen ihm jedoch, ohne das Mindeſte gegen ſeinen Entſchluß einzuwenden, das herbeigeholte Felleiſen packen. Noch wurde ein Bote abgefertigt. Mit der Dämmerung fand ſich ein wohlgekleideter junger Menſch nebſt zwei Pferden ein. Der Mantelſack wurde aufgeſchnallt und mit dem Schlage zehen die Reiſe angetreten. Schon ſaß der Doktor zu Pferde — da reichte er ſeinen beiden Freunden noch einmal die Hände und ſagte mit feſter Stimme: „Mein Weg iſt rauher, als der Eurige. Doch werden ſie noch einmal zuſammenlaufen, und dann — ſehen wir uns wieder.“

Er bog um die Ecke: die Zurückgelaſſenen aber redeten noch lange von ihm, und oft glänzte dabei eine Thräne in ihren Augen.

Das Nöthigſte, was Konrad am folgenden Morgen zu thun hatte, war — ſeine Hildegard zu beſuchen.

Er fand ſie heiter, und ſeiner Ankunft innig froh. Sie blühte wie eine Roſe im Frühthau, wenn der erſte Sonnenſtrahl ſie küßt, und würziger Duft ihrem Kelche entſteigt. Der Athem der reinſten jungfräulichen Liebe wehte dem Erſehnten entgegen. Eben arbeitete ſie an ihren Hochzeitkleidern, wobei ihre Freundin treulich half. Dieſe ſollten ſie bis an ihr Ende bei feſtlichen Gelegenheiten und an Kommuniontagen ſchmücken. Noch war in dieſer Gebirgsgegend jene thörigte Modeſucht nicht eingeriſſen, welche, zumal ſeit einigen Jahren, auch die Weiber und Töchter des Landmanns angeſteckt hat, und den Wohlſtand der Familien vollends zu zerrütten droht. Alles wurde eben ſo feſt und dauerhaft, als fein und ſauber gearbeitet. Die dortige Tracht hat etwas Eigenthümliches, aber höchſt Gefälliges. —

Konrad und Hildegard ſaßen bei einander, ſprachen von ihrem Finden, von ihrer Liebe, von ihren Planen für die Zukunft. Eine Stunde verfloß nach der andern. Als er endlich wieder weggehen wollte, erbot ſich Hildegard, ihn eine kleine Strecke Weges zu begleiten. Traulicher öffneten ſich ihre Herzen; ſie beſtimmten den

Tag ihrer ewigen Vereinigung, und beredeten ſich über die Anſtalten zu demſelben. Jetzt aber mußte man ſcheiden. Konrad wandelte langſam auf dem wenig betretenen Fußpfad dahin, freute ſich ſeiner Braut und ſeines neuen Wirthſchaftsplans, über deſſen zweckmäßigſter Ausübung er brütete. Ach! er dachte nicht daran, wie oft unſre menſchlichen Freuden vergällt, unſre beſten Entwürfe vereitelt, wenigſtens auf ſpätere Zeiten hinausgeſchoben werden. Schon trat er in das Thor des Pfarrhofes, und wollte Salzheim, der mit verſchränkten Armen und zweifelhafter Miene da ſtand, einen freundlichen guten Abend! bieten, als dieſer haſtig auf ihn zuſchritt, und mit einem halbſtrafenden Tone zu ihm ſagte: „Konrad, Konrad, was hab' ich hören müſſen! Die Köchinn Eures väterlichen Pachtherrn hat auf Euch bekannt. Heut Mittag habe ich einen Befehl vom Oberkonſiſterium erhalten: ich darf Euch nicht kopuliren." Konrad wankte, ward blaß und ſank auf einen Stuhl, an dem des Pfarrers Kinder geſpielt hatten. Einige Augenblicke ſaß er ſchweigend; ſeine Bruſt arbeitete; er ſchien von einem Fieberfroſt geſchüttelt zu werden. Plötzlich überzog hohe Röthe ſein Angeſicht; er ſprang auf und rief: „Nein, das iſt zu arg! — Solch eine Bosheit! — Ich muß fort, und . . . ." Schon war er zum Thore hinaus. Salzheim lief ihm nach, ergriff ihn beim Arm, und ſagte bewegt: Freund! übereilt Euch nicht. Bleibt hier! Wenn Ihr unſchuldig ſeyd. . . . . . „Unſchuldig?“ rief Konrad eben ſo laut, als haſtig. „Unſchuldig? und daran zweifeln Sie?“ — Ruhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr ſeyd von Euch ſelbſt.

Konrad. Da ſollte auch jemand gelaſſen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrſcheinlich kam mir die Ausſage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Perſon zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir ſind Menſchen, die Gelegenheit . . . . .

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verſtand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menſchen zu ſolch einem Fehltritt verleiten. Verſpricht er ſich dann aber noch mit einer Hildegard — dann iſt er kein Menſch mehr, ſondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr ſeyd unſchuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unſchuldig. . . . . Nur die arme Hildegard! wenn ſie es erfährt! und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird ſchon zu retten ſeyn. Traut auf Gott, und ſeyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unſerm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar

Meilen von hier in einem Gaſthofe geſchrieben und bittet mich, an ſeiner Stelle **Hildegards** Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu ſagen vergeſſen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geſchichte auf das Glimpflichſte beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unſer Freund war nun ruhiger und geduldete ſich. Aber kein Schlaf kam in ſeine Augen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, da wandelte er ſchon unter den Linden vor dem Pfarthauſe auf und ab. Auch **Salzheim** hatte der Ruhe wenig genoſſen: Auf Rettung ſeiner Lieblinge hatte er gedacht; mehrere Mittel dazu waren an ſeinem hellen Verſtande vorübergegangen; nur wollte keines derſelben ihm völlig genügen. Beide machten ſich indeſſen auf, und gingen, unter dem Geläute der Frühglocke, Waldſcheidt zu.

Hildegard reinlich, leicht und züchtig gekleidet, ſtand eben an der Quelle, welche in ihrem Hofe unter alten, hohen Eichen mit lautem Geplätſcher hervorſprudelte. Das klare, kalte Waſſer ſchien ihre Reize erhöht zu haben. Heiter, wie der Maimorgen, hüpfte ſie den Beſuchenden entgegen, umarmte ihren Bräutigam, und drückte dem lieben Herrn Pfarrer, mit einem freundlichen Willkommen! die Hand. Dann trat ſie lächelnd vor **Konrad** hin, ſtrahlte den hellſten braunaugigten Blick in ſeine blaue Thränenaugen, und ſagte mit ruhiger Stimme: „Wie, Lieber! Du weinſt! Haſt Du auch ſchon von der tollen Geſchichte gehört? Komm!“ Sie nahm ihn unter dem Arm. — Wir wollen in's Haus gehen; unter Gottes ſchönem Himmel muß man von ſo garſtigen Sachen nicht reden, er möchte roth darüber werden. — Kommen Sie, Herr Paſtor! Der Vetter von Leitbach iſt auch dieſen Morgen ſchon gekommen und in der Stube.“

Alle drei gingen Hand in Hand. Unter der Hausthüre trat ihnen der Vetter entgegen, die graue wollene Müze, welche er zu tragen pflegte, in ſeiner Rechten. „Guten Morgen, Herr Prediger! — Ei guten Morgen, Vetter Konrad! fuhr er im wohlwollendſten Tone fort: ſey geſcheut und laß es bei Einer!

Konrad. Vetter, Vetter! keinen Spaß! — Mit ſo etwas läßt ſich nicht ſcherzen. Wie ich merke, wißt Ihr um die abſcheuliche Verläumdung. Bei all' meiner Unſchuld aber, begreife ich nicht, wie Ihr und Hildegard ſo ruhig, ſo gleichgültig davon ſprechen könnt.

Hildegard. Konrad! hätte ich Dich nicht am Sterbebette meines guten Vaters geſehen, — ich würde es nicht können. Dort aber hätteſt Du nicht mit jener Seelenruhe ausgehalten, wenn Dein Gewiſſen Dir wegen eines ſolchen Vergehens Vorwürfe gemacht hätte: das weis ich.

Der edle Jüngling fiel ſeiner Braut um den Hals und ſagte: Hildegard! Du biſt ein Engel! Wär' ich ſchuldig, und hätt' ich Dich auch bis auf dieſen Augenblick betrogen — von jetzt an könnt' ich es nicht mehr." Hildegard richtete ſeinen Kopf ſanft empor, ſtrich ihm ſein blondes, lockigtes Haar von der Stirne, und berührte ſie mit ihrem ſchönen Munde. Paſtor Salzheim ſtand da; ſeine Augen wurden feucht; er klopfte dem Vetter auf die Schulter, und beide richteten ihre Blicke zum Himmel.

Mittlerweile war Hildegard in die Kammer geſprungen; ſie kam mit zwei Briefen zurück, wovon der eine erbrochen, der andere noch verſiegelt war. Beide gab ſie Konraden und ſagte: „Da, Lieber, lies, und ſey ruhig!"

Konrad las den aufgebrochenen zuerſt. Er lautete alſo:

Lieber Konrad, gute Hildegard!

Durch einen Zufall erfahre ich ſo eben ein Bubenſtück, das die Hölle nicht giftiger ausſinnen konnte. Man will Euer Glück zerſtören. Seyd aber nur ruhig, und geht mit Ueberlegung zu Werke. Gott wird — wie ich feſt glaube — die Ränke der Bosheit öffentlich zu Schanden machen. Vor allen Dingen, lieber Konrad! erbiet' Dich nicht zum Eide. Von Deiner Unſchuld würdeſt Du dadurch die Welt nicht überzeugen, Du kämſt wohl gar in den Verdacht, falſch geſchworen zu haben. Thut, was Euch die Vorſehung an die Hand giebt, und berathet Euch in allen Stücken mit unſerm lieben Paſtor Salzheim.

Ewig Euer Freund

Dr. Chriſt. Verenborg.

Mächtig wirkten dieſe Zeilen auf Konrad. Er reichte den Brief dem Pfarrer, erbrach den andern, und las auch dieſen laut vor, ohne jedoch die Fehler deſſelben bemerkbar zu machen:

„Keſtallten du ein Gottloſer, ungeſchammer und litterlicher Kerl biſt, und mit der Gundel zu thun haſt, und immer kſcheiter und frömmer ſeyn willſt, als dein Fatter, ſo will das Konſchdorium dich mit der Kolerſchen nicht kobbeliren, und du ſollſt nu die Gundel heuraden. Mach nur nit, daß ich dich mit dem Spanſche Rohr holen thue.

Vincenz W.“

Konrad war ein guter Sohn. Er ſpottete ſeines Vaters nicht, wie ſo mancher es thut, der den ſauren Schweis ſeiner Eltern auf der hohen Schule verpraßt. Er ſteckte den Brief in die Taſche, lies ſich Papier und Dinte geben, und antwortete:

Lieber Vater!

„Da ich überzeugt bin, daß Ihr Euch einſt von Herzen darüber freuen werdet, wenn ich jetzt meine Hildegard, und nicht die Adelgunde heirathe; ſo halt' ich es für meine Pflicht, Euch diesmal nicht zu folgen. Ich erſpar' Euch dadurch bittere Reue, welche gewiß nicht ausbleiben würde, und bereit' Euch zugleich, wie geſagt, eine große Freude. Ihr werdet hieran erkennen, daß ich wirklich bin

Euer

liebender Sohn
Konrad W.“

Das Billet wurde geſiegelt, und der Vorſteher Warnefeld übernahm die Beſorgung. Er wollte ſelbſt, wie er ſich ausdrückte, an Ort und Stelle kundſchaften, wie die Sache eigentlich ſtehe, und wie man es am beſten anzufangen habe, um den boshaften Plan zu vereiteln. Konrad blieb die Zeit über beim Pfarrer; Hildegard aber ſetzte mit fröhlichem Sinne die Arbeiten fort, welche ihr neuer Stand erforderte.

Der Vetter von Leibach — denn ſo nenn' ich ihn am liebſten — zog, ſobald er nach Hauſe kam, ſeinen ſchönen, blauen Rock an, warf einen feinen, ſchneeweißen leinenen Kittel darüber, ſetzte ſeinen runden zierlichen Hut von einem Sammtbändchen mit blitzender Steinſchnalle umgürtet, auf das ſchwarze, krauſe Haar, ſtopfte ſeinen großen, maſernen Pfeifenkopf mit ächtem Wilhelm-Stein-Taback; nahm dann ſeinen ſchwarz und gelben Dornenſtab, und wanderte das Thal hinab, dem Ritterſitze Haſenſtein zu. Gegen Abend langte er dort an, und kehrte — nicht bei Vincenz dem Pachter, ſondern in einem einſamen Kruge an der Landſtraße ein. Dieſer lag ohngefähr zwei Büchſenſchüſſe von der Burg entfernt. Einige Bauern unterhielten ſich, bei einer Kanne Bier, von den Neuigkeiten der Gegend. Der Vetter merkte bald, daß es nicht ſchaden könnte, wenn er fleißig zuhörte. Er ließ ſich alſo auch einen Trunk reichen, ſetzte ſich an einen andern Tiſch allein, und blies Wolken aus ſeiner Pfeife. Dem Anſchein nach bekümmerte er ſich nicht im Geringſten um dasjenige, was von der übrigen Geſellſchaft verhandelt wurde.

„Haſt Du nichts davon gehört, Chriſtoph? Die Köchin ſoll ganz melankoliſch ſeyn.“

Chriſtoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es iſt aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr iſt, daß ſie ſchon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — iſt der alte Vincenz vollends toll und raſend geworden, daß er ſeinem braven Konrad eine ſolche ſchlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menſchen! Der thut alles was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seeligkeit verkauft er um eine Linſenſuppe. — Wär' ich aber Konrad: ich wüßte, was ich thät'.

Chriſtoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ ſie ans Gericht zitiren, ſtellte mich ihr dann dicht gegenüber und ſagte: Gundel! ſieh' mich einmal ſcharf an, ſo recht in meine Augen, und gieb Acht, denn ich will dich kat'cheſiren. Ich wette, ſie könnte kein Aug' aufſchlagen. Leichtſinnig iſt ſie, aber nicht frech.

Chriſtoph. Nein, das iſt ſie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm ſeyn: denn, wenn unſer Paſtor in der Zueignung ſo recht keift und auf die Kanzel ſchlägt — dann weint ſie oft, daß ſie ſchluchzt. Unbegreiflich aber iſt es mir, warum der Konrad ſo ſtille ſitzt.

Hanspeter. Er mag ſeine Urſachen haben; denn geſcheit iſt er. — Sollte es aber wohl wahr ſeyn, daß ſie ſchon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weis ich nicht.

Chriſtoph. Nun, den weis ich eben ſo wenig. Aber denk'! Vor Kurzem hat ſich etwas ſonderbares zugetragen. Hier im Hauſe logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen, und die wollte ſie beſuchen. Dort iſt ſie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte, unter andern: ſie ſey einmal des Nachts, mit verbundenen Augen, in einer Kutſche weit weggeholt worden. — Sie iſt eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da ſey ſie in einem ſchönen Zimmer, und bei einer jungen Frauensperſon geweſen, die da niederkommen ſollte. Sie habe ihr treulich beigeſtanden, und als es vorüber geweſen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Bruſt gedrückt. In der folgenden Nacht ſey ein Herr gekommen, hätte das Kind vom Bett genommen, ſey damit in ein andres Zimmer gegangen — und . . . . . .

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich ſchaudert.

Chriſtoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geſchrei erhoben . . . . . .

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Chriſtoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht ſie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obſt für ihre kleinen Enkel zu kaufen, und ſieht da — **Ihn** und **Sie.**

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der **Adelgunde** im Kopf herum geht.

Chriſtoph. Biſt ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort geſagt. Und jene Beiden waren ſo ſehr in ihr Geſpräch vertieft, daß ſie die Fremde gar nicht einmal zu bemerken ſchienen.

Hanspeter. Aber doch außer dem Garten hat die Frau etwas geſagt, ſonſt wüßteſt Du es nicht. Und das hat **Gundel** gewiß wieder erfahren. **Sie** hat denn doch das Kind nicht umgebracht, ſondern **Er.**

Chriſtoph. Ja ſo! das wohl. — Es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Hanspeter. Nein, Chriſtoph, das

thut es nicht. Die arme Gundel dauert mich. Sie war immer ſo hübſch, ſo freundlich, ſo ganz ohne Stolz bei ihren ſchönen Kleidern. Sie gab jedem Armen der ſie anſprach. Aber der alte, tückiſche Sünder . . . . . .

Jetzt glaubte der Vetter von Leitbach genug zu wiſſen. Er ſtand auf, zog ſeinen leinenen Kittel aus und ging in die Burg, wo man bereits geſpeiſt hatte, und alles ſtille war. Er fragte nach Adelgunden, wurde in die Küche gewieſen, und traf ſie bei einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich grüßte er ſie und ſagte: „Liebe Adelgunde! ich wollte wohl gerne ein Wörtchen allein mit ihr reden."

Adelgunden kam Geſicht und Stimme des Fremden bekannt vor, doch wußte ſie ſich ſeiner nicht deutlich zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte ihn in ihr Zimmer, und hob dort den müden, rothgeweinten Blick mit ſchüchterner Miene zu ihm auf.

Der Vetter. Ich bin der [illegible] Warnefeld von Leitbach, und habe ehedem den ſeligen Hofmeiſter der jungen Herrſchaft ein paarmal beſucht.

Adelgunde. Der gute, gute Mann! — Ach ja, ich erinnere mich, Ihr ſeid auf dem Schloß geweſen. Aber — was [illegible] Ihr mir?

Der Vetter. Ich bin ein naher Verwandter von Konrads Braut, der Jungfer Hildegard Kron zu Waldſcheidt. Du haſt beiſeiner Heirath Einſprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung ſagen: mir dünkt Du hätteſt ſchon genug auf Deinem Gewiſſen, und brauchteſt ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allem nicht Schuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geſchöpf thun. (Bitterlich weinend) Hätte ich nur jemand, der ſich meiner annähme!

Der Vetter. Was wollteſt Du dann?

Adelgunde. Immer ſchwebt mir der Tod vor den Augen. Es iſt mir als ob ich bald ſterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht beſtehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür iſt noch Rath. Du mußt aber vorerſt thun, was an Dir iſt.

Adelgunde. Ach ſagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Iſt etwas an der Geſchichte, welche die Hebamme in hieſiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blaſſem Entſetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; faſt bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte alſo auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren an einem gewiſſen Ort einer gewiſſen Perſon in der Noth beiſtand. Ein gewiſſer Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer ....

Laut auf ſchrie Adelgunde; krampfhaft faßte ſie den Arm des Vorſtehers. „Gott im Himmel!“ keuchte ſie. „Ich muß fort — fort! Ich muß — alles ſagen, was ich weiß. — Wo iſt die Fremde? ich muß zu ihr.“

Der Vetter gerieth in Angſt; er war bang vor Aufſehn, vor Lärm im Schloſſe. „Sachte, ſachte, Adelgunde!“ erwiederte er, und drückte ihr liebreich die Hand. „Wir müſſen das Ding klug anfangen. Du mußt gleich, aber in aller Stille, fortgehen. Du kennſt die hohe Hecke, welche aus dem Felde auf das Wirthshaus zuläuft. Dort verſtecke dich. Ich will derweil ins Wirthshaus gehen und mich erkundigen, wo die Frau iſt. Wir ſuchen ſie dann noch in dieſer Nacht auf, und .....

Adelgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus dieſer Hölle! Es brennt mir unter den Füßen.“ Sie trieb ihn weg.

Der Vetter mußte an Vincenz Wohnung vorbeigehn. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu beſtellen hatte. Der Alte ſtand in der Hausthüre und rauchte ſeine Pfeife; er machte große Augen, als er den Mann ſah.

Der Vetter. Guten Abend, Vincenz! Da iſt ein Brief von Eurem Konrad.

Vincenz (indem er ihn annimmt). Nun, was macht Ihr denn hier? Warum ſchickt Ihr mir den Konrad nicht? — Aber ich will ihn wohl herbringen.

Der Vetter. Mit dem Herbringen hat es eben keine Noth. Wo man aber den Einen oder den Andern hinbringen wird? das iſt wohl jetzt die Frage. — Gute Nacht, Vincenz! —

Bei aller Ruhe und Feſtigkeit, welche der Vetter von Leitbach äußerlich zu zeigen bemüht war — klopfte ihm gleichwohl das Herz wie ein Hammer; doch, was wollte er machen? Er ging alſo in den Krug, erkundigte ſich behutſam, und ohne Verdacht zu erregen, nach dem Aufenthalte der fremden Hebamme, und als er den wußte, bezahlte er, eilte zur Hecke, faßte Adelgunden beim Arm und wanderte nun mit ihr in der ſtillen, heitern Sommernacht dem Walde zu.

Nach und nach wurden beide ruhiger und überlegten, was zu thun ſey? Zur Hebamme zu gehn — war nicht rathſam. Würde Adelgunde auf der Burg vermißt, ſo erinnerte man ſich — dies war voraus zu ſehn — des Vetters von Leitbach; man fragte im Wirthshauſe nach ihm; man erfuhr, daß er ſich nach der Hebamme erkundigt habe, und was dann der gnädige Herr alles wagen würde, das ließ ſich mit Gewißheit aus ſeinem Charakter ſchließen. Das arme Mädchen zitterte bei der bloßen Vorſtellung.

Beide kamen alſo darin überein ſich nach Harſchefeld, an das dortige fürſtliche Oberamt zu wenden und bei ihm Schutz zu ſuchen. W[illegible]efeld kannte den daſigen rechtſchaffenen Beamten. In einer Stunde waren ſie an Ort und Stelle. Adelgunde fürchtete ſich im Gaſthofe zu bleiben; ſie gingen alſo, wiewol es bereits Mitternacht war, nach dem Amthauſe. Der Oberamtmann hörte ſtark ſchellen, befahl ſeinem Bedienten, zu öffnen, warf ſich, als er des Vorſtehers Namen erfahren hatte, in den Schlafrock und kam herunter. Mit Unwillen und Erſtaunen vernahm der Biedermann des Vetters gedrängte Erzählung, welche Adelgunde unter einem Strom von Thränen bekräftigte. Er ließ etwas zu eſſen reichen, und ſodann jedem ein Zimmer anweiſen, um den Reſt der Nacht auf demſelben zu verbringen. Zugleich aber mußte der Amtsbote auf der Stelle wegreiten, und die Hebamme abholen. Hinter ihm auf dem Pferde ſitzend, kam ſie des Morgens gegen fünf Uhr ſchon an. Eine Stunde ſpäter ſaß der wackere Beamte mit dem Gerichtsſchreiber auf der Verhörſtube. Da ſtand der Vetter aus Leitbach mit Adelgunde und dort — trat die Hebamme herein. Daß die beiden Frauensperſonen ſich kannten, verrieth der erſte Augenblick. Sie erzählten, jede einzeln, und in Abweſenheit der Andern, die ſchreckliche Geſchichte mit der genaueſten Uebereinſtimmung. Adelgunde betheuerte dabei feierlich, daß ſie nie, auch nur einen entfernten

Umgang mit **Konrad** gehabt habe. Ihr Herr ſey es ganz allein, der ſie in dies Unglück geſtürzt hätte. Durch Verſprechungen und Drohungen habe ſie dieſer, unter Vincenzens Beiſtand, dahin gebracht, **Konraden** anzugeben.

Dies Protokoll lößte der Vetter aus. Der Oberamtmann aber verſprach ihm, dafür zu ſorgen, daß das Kopulationsverbot ſogleich vom Konſiſtorium aufgehoben würde.

Die Freude beflügelte **Warnefelds** Schritte. Auf ſeiner einſamen Wanderſchaft dankte er Gott, daß ſein Plan gelungen war, ein Plan, den er raſch entworfen, aber — wie er ſich ſelbſt geſtehen mußte — nicht hinlänglich geprüft hatte. So wenig Ruhe gönnte er ſich unterwegs, daß er noch zeitig genug in Waldſcheidt eintraf, um ſeine Nichte, noch dieſen Abend, mit der frohen Nachricht zu überraſchen. Von hieraus wurde, auf der Stelle, ein Bote nach Kornhauſen geſandt, mit dem der Paſtor **Salzheim** und **Konrad**, durch die Kühle des Abends, herüberwandelten. Das ſchöne Gefühl, welches dieſen kleinen Kreis guter Menſchen beſeelte, würde durch jede Beſchreibung entweiht werden. Kurz; Alles kam wieder in ſein voriges Gleis: das Konſiſtorium hob ſein Verbot auf, **Konrad** wurde mit ſeiner **Hildegard** auf ewig verbunden, und fühlte ſich in ihrem Beſitz namenlos glücklich. — Der gnädige Herr zum **Haſenſtein** wurde von der Gerechtigkeit verfolgt und geängſtigt. Bald ſah er keinen andern Weg, ihrer Rache und der damit verbundenen Schande zu entgehen, als indem er das Recht über Leben und Tod an ſich ſelbſt ausübte. Er wählte ihn, und erhenkte ſich in dem nämlichen Zimmer, wo er Adelgundens Tugend, und ſein Kind gemordet hatte. Vincenz blieb noch eine Weile, was er geweſen war, nur mußte er die Gewalt des ſpaniſchen Rohrs allein auf ſeine arme, geduldige Frau einſchränken. Doch nicht lang überlebte ſie die, eben erzählten Begebenheiten. Nach einem halben Jahr wurde ſie durch eine kurze Krankheit aus dem Joche geſpannt, welches ſie mit eben ſo viel Sanftmuth, als Standhaftigkeit getragen hatte. Der einzige Wunſch, den ſie hegte, war der, ihren Sohn und ſeine Gattin zu ſehen, und vor ihrem Abſchiede zu ſegnen. Vincenz verweigerte es mit ſtürmiſcher Hartnäckigkeit. Der junge Herr von Haſenſtein hatte nur den Tod des Biederweibes abgewartet; jetzt aber ſchleuderte er Blitz auf Blitz auf Vincenzens grauen Scheitel. Der Gründe und Urſachen fand er nur allzuviele, den alten Starrkopf mit leerem Beutel, und von Allem entblößt, von ſeinem Gute fortzujagen. Vincenz verlor ſich; alle Mühe ſeines braven Sohnes und der Obrigkeit war vergebens; nirgends konnte man ihn ausſpüren. Lang währte Konrads Trauer. Mit offnen Armen hätte er ſeinen Vater empfangen, ſelbſt wenn er mit aufgehobenem Rohr zu ihm gekommen wär! — **Adelgunde** beharrte in ihrer Reue, und verbrachte die Tage in ſtiller Wehmuth. Hierauf wurde Rückſicht genommen. Man führte ſie in ein Stift, wo ſie gut aufgehoben war; bald aber ging ihre Ahndung in Erfüllung. Sie ſtarb und das Kind der Schmerzen folgte ihr in wenigen Stunden nach. Man legte es im Sarge ihr in den Arm, an das Herz, das um ſeinetwillen von ſo manchem peinlichen Gefühl war beſtürmt worden. Jetzt waren ſie beide geborgen, und der Ewige wirth noch erbarmender gerichtet haben, als die Menſchen.

Ich erzählte dies Alles in einer Folge, um mich nun lediglich mit **Konrads** neuem Wirkungskreiſe beſchäftigen zu können.

Schon ſeitdem er mit **Hildegard** verſprochen geweſen war, hegte er den ächtpatriotiſchen Gedanken, durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft — er kannte ſie aus dem Grunde, und liebte ſie leidenſchaftlich — dem ganzen obern Theil des Herzogthums eine neue Quelle des Wohlſtandes und des Glückes zu öffnen. Er ſelbſt wollte mit einem guten Beiſpiel vorgehen, und die Uebrigen dadurch, um ſo ſicherer, zur Nachfolge reizen. Den Anfang machte er damit, daß er ſeine Wieſen in den beſten Stand ſetzte, und ihnen, auf dieſem Wege, doppelten Ertrag abgewann. Seine entfernten, wüſtliegenden Brachäcker beſäete er, nach und nach, mit nützlichen Futterkräutern, theils mit Esparſette, theils auch mit Brenneſſeln. Ueber Letzteres ſpöttelten ſeine Nachbarn; er aber achtete deſſen nicht, ging ſeinen Gang fort, und war überzeugt, daß ſie ihm dereinſt folgen, und ihm danken würden.

Sobald er reichlich mit Futter verſehen war, ſuchte er Schweizervieh zu bekommen. In ein paar Jahren hatte er einen Stall voll Viehes, der im ganzen Herzogthum ſeines Gleichen ſuchte. Ueberhaupt brachte er es in wenigen Jahren ſowohl im Ackerbau als in der Viehzucht zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß auch allmälig die Spöttereien der Nachbarn verſtummten. An den Sonntagen gingen ſie nach Konrads Wieſen und Feldern, beſahen ſie, und kratzten ſich dann hinter den Ohren. Unſer Freund hielt ſich ſo lange ganz ſtill, bis er merkte daß die Spannung auf's Höchſte geſtiegen war. Nun erſuchte er, an einem Sonntage; ſämmtliche Hausväter der Gemeinde, ſich in ſeiner Wohnung einzufinden. Sie kamen, bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung, welche allenthalben herrſchte, und äußerten laut den Wunſch, daß ihre Wirthſchaft doch auch auf einen ſolchen Fuß kommen möchte. Als die erſte Aufwallung vorüber war, hielt ihnen Konrad eine kurze, aber warme und herzliche Rede. Er ſagte ihnen: „ſie könnten nun an ſeinem Beiſpiel ſehen, was beſſere, vernünftige Landwirthſchaft wirke; ihnen allen ſey das Nämliche zu erreichen möglich, was ihm, unter Gottes Beiſtand gelungen ſey. Gern wolle er ihnen ſeinen Rath ertheilen, wenn ſie denſelben nur zu befolgen geneigt wären.“ Ein allgemeines, freudiges: Ja! war die Antwort. Konrad empfand darüber das reinſte Vergnügen, äußerte es, und that den Vorſchlag, ſich alle Sonntage, nach geendigter Predigt zu verſammeln. Man wollte ſich alsdann über Wirthſchaftsgegenſtände unterreden, und er werde dabei einem jeden mit ſeinem beſten Rath an die Hand gehen.

Herrliche Früchte trug dieſe Einrichtung. Alles freute ſich auf den Sonntag, und die Woche hindurch bemühte man ſich, das Gehörte anzuwenden. Groß und Klein wurde von einer ſolchen Thätigkeit, von einem ſolchen Wetteifer belebt, daß das ganze Dorf nebſt ſeiner Gemarkung, ſchon in ein paar Jahren, auf dem Wege war, in ein Paradies verwandelt zu werden.

Es war nicht anders möglich, auch die umliegenden Ortſchaften mußten auf Konrad und ſeine Waldſcheidter aufmerkſam werden. Bald fand ſich dieſer, bald jener in den ſonntäglichen Zuſammenkünften ein, hörte den Unterredungen zu, und beſah ſodann die Ställe und Aecker, wo er alles dasjenige verwirklicht fand, was man als zweckmäßig und vortheilhaft anpries. Selbſt in ziemlicher Ferne ſehnte man ſich nach Konrads Unterricht.

Nach mancherlei Berathſchlagungen der Dörfer unter ſich, wurde der Entſchluß gefaßt, daß jedes einzelne, Sonntag für Sonntag, einen verſtändigen Mann nach Waldſcheidt ſchicken ſollte, der dann das Abgehandelte ſeinen Nachbarn wieder mittheilen könnte. Dies geſchah. Man hätte glauben ſollen, eine neuer, guter Geiſt beſeele alle Einwohner des Oberlandes. Viel trug dazu der Umſtand bei: Konrad würzte ſeine Rathſchläge zum öftern mit religiöſen Ermahnungen, wobei ihm der treffliche Paſtor Salzheim, der, ſo oft er irgend konnte, den Zuſammenkünften beiwohnte, treulich an die Hand ging. Ein ſolches Wort, unter dieſen Verhältniſſen, und in dieſer Hinſicht geredet, machte gewöhnlich einen tiefen und bleibenden Eindruck. Die Bauern fingen an zu glauben, ein ächtchriſtliches Leben, Wohlthätigkeit, und Gerechtigkeit ſey zum Emporkommen ihrer Wirthſchaft eben ſo nöthig, als verbeſſerter Landbau. Sie ſahen dies alles an Konrad und an Salzheim, und beide beſtärkten ſie, mit vollem Rechte, in dieſer heilbringenden Ueberzeugung.

Erlaubten es die Geſchäfte, ſo beſuchte Konrad auch von Zeit zu Zeit das oder das andre Dorf. Wußte man, daß er da war — flugs ſammelte man ſich zu ihm. Seine Erſcheinung war allemal das Zeichen zu herzlicher, ungeheuchelter Freude. Hildegard wirkte, in ihrem Theile, mit derſelben Uneigennützigkeit, mit demſelben Wohlwollen. Sie unterrichtete ihr Geſchlecht, und beſonders die heranwachſenden Mädchen, in den häuslichen Geſchäften, und las ihnen dabei nicht ſelten aus einem guten, Herz und Verſtand bildenden Buche vor. Mit einem Wort; dies edle Paar hatte das ſeltne Glück, Engel des Segens, nicht blos für die umliegende Gegend, ſondern für das ganze Oberland zu werden. Und was beinahe ſeltner iſt, ſie wurden als ſolche geſchätzt, geliebt. Das Größte von Allem aber war dies: ſie blieben einfältig, demüthig bei ihrem Glück. Keine Spur von Luxus war um und an ihnen zu ſehen. Höchſte Reinlichkeit war ihre Mode; die Thränen des Unglücks, welche durch ſie getrocknet wurden, waren ihr Schmuck.

Als Konrad den Wohlſtand ſeiner Freunde begründet ſah, trat er mit einem Plane hervor, der ſeine Seele ſchon lang, der ſie in ihren ſchönſten Stunden beſchäftigt hatte. Dies war — Verbeſſerung der Schulen. Sie waren zu Waldſcheidt in einer eben ſo traurigen Verfaſſung, wie dies in den mehrſten kleinen, armen Ortſchaften der Fall iſt. Unſerm Konrad wurde alles leicht, denn er beſaß das unumſchränkte Zutrauen ſeiner Mitbauern. Die Mittel zur Schulverbeſſerung fand er in den Gemeinweiden. Da die Stallfütterung allenthalben eingeführt war — ſo blieben dieſe weitläuftigen Triſten unbenutzt liegen. Konrad ſchlug daher, in öffentlicher Verſammlung, vor, dieſelben Stückweiſe zu verpachten, und mit dem Ertrag die Schulen zu fundiren. Er ſelbſt erbot ſich, einen beträchtlichen Theil derſelben zu übernehmen; der Vetter von Leitbach und andre große Eigenthümer folgten ſeinem Beiſpiel. In Zeit von einer Stunde war alles an Mann.

Nun berief man ſtehende geſchickte Lehrer; die Kinder beſuchten die Schulen eben ſo wohl im Sommer als im Winter. Der Nutzen, welcher noch jetzt dadurch geſtiftet wird, iſt unbeſchreiblich.

Etwas ſpäter wurde auch eine beſſere Armenverſorgung zu Stande gebracht. In der ganzen Gemeinde ſah man keinen Bettler mehr. Ein paar alte gebrechliche Perſonen wurden in ein Haus zuſammengethan, und von den Bauern, der Reihe nach, mit Eſſen verſorgt. Der Küſter, ein ſehr biederer Mann, war Aufſeher der kleinen Anſtalt.

Der Beamte dieſer Gegend hatte **Konrads** und ſeiner Gattin Thun mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als Wohlgefallen beobachtet, auch von Zeit zu Zeit deshalb an die Landesregierung berichtet. Ungefähr zehn Jahre mochte unſer Freund gewirkt haben, als er unvermuthet vom regierenden Fürſten den Befehl erhielt, in der Reſidenz zu erſcheinen. Sie war fünfzehn Meilen von Waldſcheidt entfernt. Sogleich machte er ſich auf, und zwar zu Fuß, weil er dieſe Art zu reiſen allen andern vorzog. Am Abend des dritten Tages langte er an, trat in einem guten Wirthshauſe ab, und meldete ſeine Ankunft. Bald nachher kam ein Bedienter von Hofe, der dem Wirth ſeinen Gaſt zur beſten Behandlung empfahl, und dabei erklärte, Seine Durchlaucht werde alles vergüten. Konrad aber brachte er den Befehl, ſich am andern Morgen, zu einer beſtimmten Stunde, im Schloſſe einzufinden.

Unſerm Freunde wurde denn doch etwas beklemmt, er wußte nicht, wo es hinaus ſollte. Daß man nichts Böſes mit ihm vorhabe, begriff er freilich. Und zudem — machte ihm ſein Gewiſſen keine Vorwürfe, welches in zweifelhaften und bedenklichen Lagen eigentlich die Hauptſache iſt.

Zur feſtgeſetzten Stunde ging Konrad, am andern Morgen, in's Schloß, und wurde ſogleich in den Audienzſaal geführt. Der Flügelthüre gegenüber ſtand der Fürſt, bekleidet mit Ordensband und Stern, von ſeinem ganzen Hofſtaat umgeben. Er war noch ein junger Herr, zählte etwa acht Jahre weniger als unſer Freund und hatte in ſeiner Figur ſo wie in ſeinem Anſtand und Benehmen etwas ungemein edles. Konrad war kaum über die Schwelle, — da trat ihm der Fürſt einige Schritte entgegen und ſagte mit freundlichem Lächeln: „Kommt näher, mein Freund! ich muß mich doch endlich einmal für die großen Dienſte erkenntlich bezeigen, welche Ihr dem Vaterlande, und folglich auch mir geleiſtet habt."

Konrad wollte antworten, aber der Hof ſchloß einen Kreis um ihn und um den Fürſten. Zugleich überreichte der Hofmarſchall Letzterem eine große, goldne Medaille, welche an eine goldne Kette befeſtigt war. Auf der einen Seite ſah man das, ſehr ähnliche Bruſtbild des Fürſten; auf der andern ſtanden die Worte: „Konrad „dem Guten, des Vaterlandes edel„ſtem Sohne gewidmet vom Landes„vater.“ Der Fürſt nahm die Kette, hing ſie Konrad um den Hals und ſagte: „Konrad der Gute! Herzlich dank' ich Euch für alles dasjenige, was Ihr zum allgemeinen Beſten thatet und wirktet. Euch belohnen kann ich nicht. Das wird dort geſchehen, wo jede Edelthat ihre Vergeltung findet. **Konrad** war ſo erſchüttert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich rollten Thränen aus ſeinen Augen, und er erwiederte mit zitternder Stimme: „Gnädigſter Herr! es fehlt mir an Ausdrücken. Nehmen aber Ew. Durchlaucht das Gelübde zum Dank an, daß ich auch ferner, mit Freuden, Alles thun werde, was irgend in meinen geringen Kräften ſteht.“ — Er wurde nun am Hofe bewirthet, und ſodann in Gnaden entlaſſen.

Wir müſſen es als einen ſchönen, bemerkenswerthen Zug in Konrads Charakter anführen, daß die große, ihm zu Theil gewordne Ehre ſeinen einfachen, demüthigen Sinn auch nicht im geringſten veränderte. Er blieb, wie er geweſen war, und dankte der Vorſehung, daß ſie ihn würdig gefunden hatte, ein Werkzeug in ihrer Hand zu ſeyn. Allenthalben ſprach man von der, ihm widerfahrnen Auszeichnung; man ſand, daß ſie für den Fürſten eben ſo rühmlich ſey, als für unſern Freund. — — — —

Drei Wochen waren ſeit Konrads Rückkehr aus der Hauptſtadt verfloſſen — da ſah er, als er Abends, ziemlich ſpät, aus dem Felde kam, einen Mann vor dem Dorf am Wege ſtehn, deſſen ganzes Weſen den Stempel des fürchterlichſten Elends an ſich trug. So wie Konrad ſich ihm näherte begann der Greis zu zittern. Endlich ſagte er mit bebender Stimme: „Unſer Erlöſer hat kein Gleichniß von einem verlornen Vater erzählt. Aber doch wag' ich es, komme zu Dir und ſage: Konrad, mein Sohn! — ich bin nicht werth Dein Vater zu heißen! Mache mich nur zu einem Deiner Tagelöhner!!" — Wahrlich, es bedarf keines hohen Grads von Empfindſamkeit, um unſerm Freunde das Erſchütternde dieſes Auftritts nachzufühlen. Er ſtürzte ſeinem Vater an den Hals, weinte laut, und ſprach: „Ach Gott! warum ſeyd Ihr ſo lange geblieben? Warum habt Ihr es ſoweit kommen laſſen?" — Mit Gewalt riß ſich der alte Vincenz aus ſeinen Armen, und verſetzte: „Rühre mich nicht an! ich bin ſehr unrein. — Ich konnte nicht eher kommen, gönne mir nur eine Nachtherberge in einem Deiner Ställe; dann will ich Dir alles erzählen." — Konrad vermochte, vor Schluchzen, kein Wort mehr zu ſagen; aller Unreinigkeit ungeachtet, nahm er ſeinen Vater am Arm, und führte ihn in ſein Haus.

Als dort der Alte das edle Weib, ſeine Schwiegertochter, die rothwangigen Knaben und Mädchen, ſeine Enkel, und all' den blühenden Wohlſtand ſah — da konnte er ſich nicht mehr aufrecht halten; er ſank — in Konrads Arme? — nein! in die Kniee und wimmerte: „Nieder! nieder in den Staub! Laßt mich dem danken, der mir meine Schuld vergeben hat!" Er konnte nicht weiter, und wurde ohnmächtig. Seine Kinder erquickten ihn; er wurde gereinigt, mit hinlänglicher Wäſche und Kleidern verſehn, und ihm nun ſein Platz oben am Tiſch im Lehnſtuhl angewieſen. Vincenz war ein andrer Menſch geworden; er war die Freude ſeiner Familie, und blieb es bis an ſein Ende.

Wie aber dieſe Umwandlung geſchehen ſey? das werden meine Leſer zu erfahren wünſchen. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen.

Vincenz wurde, wie oben geſagt, durch den jungen Herrn von Haſenſtein von Haus und Hof vertrieben. Nichts blieb ihm übrig, als was er auf dem Leibe trug, und dann ein — ſpaniſches Rohr, welches ihm der Edelmann aus Gnaden ließ, das er aber an niemand mehr gebrauchen konnte. Betäubt wanderte er fort, ohne zu wiſſen was er anfangen ſollte. Die paar Heller, welche er aus dem Sturm gerettet hatte, waren bald verzehrt. Soldat konnte er nicht wieder werden, denn dazu war er ſchon zu alt. Aus eben dem Grunde wollt' ihn niemand in

Dienſte nehmen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als — zu betteln. Erſt verkaufte er noch ſein vielgebrauchtes Rohr, und ſchnitt ſich einen Bettelſtab aus den Hecken. Oft fiel es ihm wohl ein, zu ſeinem Sohn zu gehen: aber Stolz und Schaam ließen es nicht zu.

Ich übergehe die zahlloſen Demüthigungen, den vielfältigen Jammer, welchen der arme Mann erdulden mußte und berühre nur dasjenige, was ſeinem Schickſal den Ausſchlag gab. Als er nämlich einſtens in einem Dorfe durchaus keine Herberge bekommen konnte und vom Bettelvogt hinaus geprügelt wurde — da trieb ihn wüthende Verzweiflung und nagender Hunger in die nahliegende Waldung. Heidelbeeren ſollten ihn ſättigen; unter einem Strauche wollte er ruhen. Eine ziemliche Weile war er fortgegangen, hatte nichts gefunden, und konnte nichts mehr finden, weil es ſchon zu dunkel geworden war. Jetzt entdeckt er eben in einer engen Schlucht den Schimmer eines Feuers. Ohne die möglichen Folgen zu überdenken, eilt er dahin, und findet mehrere Männer, dem Anſehn nach Landſtreicher, welche ſich Wein, Schinken und Brod wohlſchmecken ließen. Als ſie die Füße des alten Bettlers im Laube raſcheln hören, fahren ſie auf und rufen ihm zu: „Steh', oder du biſt des Todes!" Vincenz ſtand, fleh'te um ſein Leben, um etwas Eſſen. Die Bubenrotte merkt, wen ſie vor ſich hat, ladet ihn ein, ſich zum Feuer zu ſetzen, giebt ihm Speiſe und Trank; einer öffnet ſeinen Bündel, und reicht dem Alten einen guten braunen Oberrock. Haſtig greift dieſer zu, denn ſeine Lumpen reichen kaum hin, die Blöſſe zu bedecken.

Nun aber hört Vincenz mit Entſetzen, daß die Kerls im Dorfe ſtehlen, und es ſodann anzünden wollen, weil auch ſie aus demſelben weggejagt worden ſind. Er ſchweigt und zittert. Als ſie ihm aber befehlen mit zu gehn — legt er ſich aufs Bitten, und fleht, ihn zurück zu laſſen. „Nein alter Hund!“ donnern ſie; „du ſollſt uns nicht verrathen. Fort, wenn dir dein Leben lieb iſt!“ Kurz; er mußte mitgehen, oder ſterben. Er war ſchwach genug, das Erſtere zu wählen.

Es wurde geſtohlen und Feuer angelegt. Doch kaum zeigten ſich die Flammen — da gab es Lärm, die Mordbrenner flohen; man gewahrte ihrer; ſetzte ihnen nach; und Vincenz, der alt und ſchwach war, wurde eingeholt. Man erkannte den braunen Rock; er war erſt kurz vorher im Dorfe ſelbſt geſtohlen worden. Vergebens alle Thränen, alle Betheurungen. Man hatte ihn des vorigen Abends im Dorfe geſehen; er wurde gebunden, der Obrigkeit überliefert, und ins Gefängniß geworfen.

Hier kam Vincenz aus dem Traum ſeines Lebens zu ſich. Furchtbar war ſein Erwachen; ſchrecklich die Ausſicht in die nähere und fernere Zukunft. Gleich einem gähnenden Abgrund voll endloſen Jammers lag ſie vor ihm. Er blickte auf ſeinen zurückgelegten Lebensweg, und fühlte ſich bei dieſer Prüfung jeder Strafe würdig. Doch konnte er in allen Verhören nicht mehr ſagen als er wirklich wußte. Vermuthlich hätte man ihn laufen laſſen, wenn man nicht noch mehrere von der Bande einzufangen gehofft hätte, mit welchen man ihn dann zur Konfrontation gebrauchen könnte. Deshalb ſaß er einige Jahre im Kerker. Dieſe Jahre aber gereichten zu ſeinem ewigen Heil; er änderte ſeine ganze Sinnesart. Endlich wurden zwei jener Mordbrenner verhaftet. Durch ſie kam Vincenzens Unſchuld vollends an den Tag; er wurde auf freien Fuß geſtellt. Sein Stolz war verſchwunden: er bettelte ſich den weiten Weg von zwei und dreißig Meilen durch, bis er, wie ſchon erzählt, zu Waldſcheidt ankam.

Wohl dem Verirrten, welchen der Allwiſſende der Leiden werth achtet!! — Konrad freute ſich mit ſolchen Gefühlen über ſeinen wiedergefundenen Vater, wie die Engel, dem Wort unſers Meiſters gemäß, ſich über die Beſſerung eines Sünders freuen. — — —

Aber immer fehlte noch eine Perſon, deren Schickſal unſern Freund und ſeine Hildegard ſehr oft beunruhigte. Dies war der Dokt. Berenborg. Seit dem Tage ihrer Heirath hatten ſie auch nicht das Geringſte von dieſem herrlichen Manne gehört. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß er, troz aller Vorſicht, ein Opfer ſeiner boshaften Verfolger möchte geworden ſeyn. Doch — auch dieſes Geheimniß klärte ſich auf.

Ungefähr ein Jahr nach **Vincenzens** Ankunft in Waldſtadt, erhielt Paſtor **Salzheim** einen Brief von dem ſo lang erſehnten Manne. Er war aus der Reſidenz des Fürſten von ***. **Berenberg** befand ſich nicht ganz wohl, und wünſchte, daß ſeine ehemaligen Freunde, **Salzheim** und **Konrad**, ihn beſuchen möchten. Mit hoher Freude eilte der würdige Pfarrer auf der Stelle nach Waldſtadt. **Konrad** und **Hildegard** jauchzten. Schon am andern Tage ward die Reiſe angetreten. Sie fanden den edlen Mann ſehr verändert. Faſt die ganze Zeit über war er in einem entlegenen ruſſiſchen Städtchen geweſen, und erſt vor Kurzem nach Deutſchland zurückgekehrt. Sorgen und Strapazen hatten ſeine Geſundheit untergraben. Seine Feinde aber waren geſtorben, und er konnte nun ſeine Tage in Ruhe und mit Wohlthun hinbringen.

Gern würde ich die Leſer mit dem Leben und den Schickſalen dieſes erhabenen Biedermanns näher bekannt machen. Allein dies Vergnügen iſt mir nicht gegönnt. Nur ſo viel darf ich ſagen: der Doktor war eine vornehme Standesperſon, und Zeuge unerhörter, laut von ihm gemißbilligter Gräuel. Und eben dieſes Zeugens wollte man ſich gern entledigen. Doch Gott iſt mächtiger als der größte Monarch; er kann den Guten ſchützen und den Rath der Böſen zu Schanben machen. Den alten . . . . Fürſten hatte der Tod vom Throne geſtoßen: ſeinen älteſten Prinzen und Nachfolger beſeelte ein ganz anderer Geiſt. Er wußte um den Aufenthalt des Doktors, rief ihn zurück und bat ihn, ſein Leben vollends bei ihm zuzubringen. Der Biedermann that es um ſo lieber, da er noch ein weitläuftiger Verwandter der fürſtlichen Familie ſelbſt war. Seine Geſundheit kehrte wieder, und um eine angenehme Beſchäftigung mehr zu haben, kaufte er das adliche Gut zum Haſenſtein, welches in Konkurs gerathen war. Der junge Herr, welcher in Kriegsdienſten ſtand, war in einem Scharmützel geblieben; ſeine Schweſter im Auslande verheirathet: das Gut aber ziemlich verſchuldet. Manchen Tag verbrachte unſer Freund im Schooße ſeiner Heimath, und genoß die Freuden ſeiner Jugend in der Erinnerung zum zweitenmal. —

Konrad der Gute wurde alt; er ſah Kindeskinder. Seine Hildegard ging ihm voraus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Er ſelbſt entſchlummerte den Tod des Chriſten, beweint von allen, die ihn kannten. Sein Erwachen zum großen Tage kann nicht heiterer ſeyn, als ſein Einſchlafen zur langen Nacht es war.

10.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrißnen Schuhen und Strümpfen, ſtieg Grignon den ſteilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick ſank er in die Kniee, ſeine Schenkel wankten, und wollten ihn nicht mehr tragen, und in ſeiner Taſche war nichts mehr als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln ſchützen konnte. Hinter ihm ſenkte ſich die Sonne ins Hochgewäld nieder; vor ſich überſchaute er ein weites Gefilde voller Städte und Dörfer, zwiſchen denen der Rhein wie ein breites nachläſſig hingeworfenes Silberband hervorſchimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigſten Flor ſtehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wieſen, verkündigten ihm eine paradieſiſche glückliche Landſchaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel laſurblau, an welchem ſich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle erquickende Luft, die nach einem ſchwülen Tage ſein ganzes Weſen ſtärkte. Er ſetzte ſich am Fuß einer Maibuche nieder; die milde Natur um ihn her, ſtimmte ſeine unter den Thränenpunkt herabgeſunkene Trauer ſo weit wieder hinauf, daß er weinen konnte: nun floſſen ſeine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwiſchen ſeinen Knieen, ſein Herz öffnete ſich, und brünſtige Seufzer ſtiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte er wieder aufſtehen, denn er hatte bisher durch unwegſame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war alſo unbeſchreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, deſſen Sprache er nicht verſtand, und deſſen Religion er nicht bekannte, die er ſogar verabſcheute, weil ſie ihm von ſeinem Beichtvater als die abſcheulichſte Ketzerei beſchrieben worden war. Indeſſen war nun kein andrer Rath, er mußte bei dieſen Ketzern Zuflucht ſuchen: mühſam erhob er ſich von ſeinem weichen Moosſitze, faßte ſeinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke geſchnitten hatte, ſtreckte ſich, ſeufzte tief und ſchritt vorwärts. In dem Augenblick kam ein Mann mit einem Eſel den Berg herab, er betrachtete den ſchwermüthigen Fremdling, ſeine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten ſie in die Augen und mit freundlicher Miene nahte er ſich mit ſeinem Thiere dem Wanderer, und bat ihn auf ſeinen Eſel zu ſitzen; Grignon verſtand nicht deutſch, als aber der freundliche Mann die Bitte in ſeiner Mutterſprache wiederholte, nahm er das für ihn ſo wohlthätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun gings die Höhe hinunter. Indeſſen erkundigte ſich unſer Emigrant nach allem, was ihm am nächſten anlag, ob in dem Dorf daunten am Berg kein katholiſcher Wirth ſey? ob man wohlfeil da logiren könnte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Menſchenfreund gab ihm auf alles Beſcheid, ſagte ihm, daß in dem Dorfe lauter Proteſtanten wohnten, die ihn aber höflich und chriſtlich behandeln würden. Grignon ſeufzte, und ergab ſich in ſein Schickſal. Sein Begleiter führte ihn vor das Wirthshaus hin, verließ ihn dann mit ſeinem Thier und ſchlug die kleine Belohnung aus, die ihm angeboten wurde. Die Wirthin, eine junge freundliche reinliche Frau, ſaß vor der Thür und belas einen Salat; ein paar frohe liebliche Kinder ſpielten um ſie her, und ein Hündchen belferte ihn an, und ſchien ihn mit zweifelnden Blicken zu fragen, ob es wohl an ihm hinan ſpringen dürfe? — Dies alles wirkte ſo ſtark auf unſern guten Pilger, daß er ohne ein Wort ſagen zu können auf die Bank hinſank. Die Wirthin ahnete bald was für eine Bewandniß es mit dem Gaſt haben möchte, ſie lud ihn daher freundlich ein bei ihnen zu bleiben, ſo lange, bis er ſich vollkommen erholt habe; dann eilte ſie, holte Wein, Brod und Salz und ſetzte es ihrem Fremden vor. Grignon verbat es ſich, indem ſeine Baarſchaft ihm nicht erlaubte eine ſolche Erquickung anzunehmen, aber das edle Weib bat ihn freundlich deſhalb ruhig zu ſeyn, und ſetzte hinzu: wenden Sie ſich nur an den Vater im Himmel, der läßt niemand unverſorgt, der ſich von Herzen und mit kindlichem Zutrauen Ihm naht, und um das Nöthige bittet. Bei dieſer chriſtlichen Rede machte Grignon große Augen, und verſetzte: ſind Sie katholiſch Madame! Nein war die Antwort, ich bin lutheriſch. Das konnte er nicht begreifen, doch ſchwieg er, und freute ſich bei Leuten zu ſeyn, die doch im Grunde katholiſch dächten.

Bald darauf kam auch der Wirth mit Knechten und Pferden vom Felde, er ſah ſo ernſt und ſo trocken aus, daß unſer Gaſt ſich zu fürchten begann; blöde folgte er in die Wirthsſtube, und ſetzte ſich dort hinten ganz ſtill in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, ſein Gram verwandelte ſich in eine kindliche Klage, die er ſeinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig in einem innern Herzensgebet vortrug und ihn um ſeine Fürbitte anflehte.

Nun fand ſich noch ein Fremder ein der in K..... einige Stunden von da wohnte, eine Indienne Fabrik hatte, zu welcher in daſigen Gegenden Baumwolle geſponnen wurde, und ſonſt auch ein Verwandter des Wirths war; endlich kam auch der Prediger des Dorfs, der Wirthin Vater, dazu, der Tiſch wurde gedeckt und die Speiſen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der

Pfarrer und der Kaufmann ſetzten ſich, und nun war noch ein Couvert übrig und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte ſich, bis endlich der Wirth aufſtand, ihn ſtark am Arme faßte, und an den Tiſch führte, mit den Worten: Eſſen Sie ſich ſatt, für die Bezahlung ſorgen Sie nicht, ich weiß einen der für Sie bezahlt. Tief erſchüttert und mit Dank gegen Gott und den heiligen Ludwig nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während dem Eſſen adreſſirten ſich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünſchte beſcheiden, ſeine Geſchichte zu erfahren; Grignon gerührt durch alle dieſe höfliche Theilnahme, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gerne, und erzählte folgendergeſtalt:

Ich bin ein Landedelmann aus der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter beſaß; ich fand die Tochter eines Nachbarn unſres Standes liebenswürdig, und unſre beiderſeitige Eltern, die ſich unſerer Verbindung freuten, willigten ein; wir heiratheten uns, und mein Vater gab uns ein ſchönes Gut in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in ſeeliger Zufriedenheit verlebten. Mein Vater war ein ſehr frommer Mann, ſeine Grundſätze erlaubten mir nicht, in Paris und auf Reiſen meinen Geiſt auszubilden, aber ich ſuchte durch Lektüre das zu erſetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menſchenkenntniß abging, dabei verwaltete ich meine Güter gewiſſenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andre meines Gleichen, ſondern bemühte mich, ihre Laſten zu erleichtern und ihnen wohlzuthun wo ich konnte: aber ſie haben es mir ſchrecklich vergolten: denn als die Schreckenszeit begann, ſo kamen ſie unter der Anführung eines wüthenden Sansculotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans. Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unſre beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vor unſern Augen — hier ſtockte dem guten Mann die Rede, Thränen mußten der Zunge Luſt machen, dann ſtammelte er weiter: — mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen noch ihre Händchen nach mir ausſtreckten, als die Dolche in ihre zarte Bruſt drangen — weiter konnte er nicht reden, die Wirthin ſchluchzte, der Wirth wiſchte die Augen, der Prediger und der Kaufmann blickten in die Höhe und falteten die Hände.

Grignon erholte ſich wieder und fuhr fort: Zehn Wochen ſaß ich in einem ſchrecklichen Gefängniß, und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich ſchauderte jedesmal zuſammen, aus Furcht zu hören, meine theure Gattin ſey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einſt unſer Gefangenwärter mit einem grinſenden Gelächter, und ſchnaubte unter ſeinem gräßlichen Schnurbart die Worte hervor: Verdammter Ariſtokrat! nun iſt morgen die Reihe an Dir, heute iſt Dein Weib guillotinirt worden. Ohnmächtig ſank ich nieder, und als mein Bewußtſeyn zurückkam, befand ich mich gänz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich beſinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher haſtig herein ſchritt, mich am Arm ergriff und mich mit den leiſen Worten Fort! fort! zu einer Hinterthür hinaus führte; dort war die Schildwache entlaufen, wir ſchlichen längs die Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen. So betäubt und ſo tief ich auch in Trauer verſunken war, ſo trieb mich doch die Lebensluſt inſtinktmäßig fort; ich durchſtrich die abgelegenſten Oerter, fand aber immer mitleidige Menſchen, die ſich meiner annahmen, und ſo kam ich unter mancher Angſt und Beſchwerlichkeit endlich hierher. Aber nun bin ich wieder in der äußerſten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven Bauern ſind bis auf den letzten Thaler zuſammen geſchmolzen.

Das Wohlwollen der Tiſchgeſellſchaft ſtrömte über, und der gute Grignon fühlte ſich wie unter Engel verſetzt; ſein ganzes Weſen thaute auf, er wurde ſogar nach und nach geſprächig und munter.

Lieber Herr und Freund! fing nun der Pfarrer an, ſo ſchrecklich auch Ihre Schickſale ſind, ſo hat doch der liebe Gott väterliche Abſichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren, und in der Heiligung befördern, nehmen Sie das alles mit Dank von ſeiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebet zu Ihm, ſo wird Er Sie mächtig tröſten durch alle Gefahren hindurchführen, und vielleicht noch recht glücklich machen. Grignon ſtaunte über dieſer Rede, ergriff den frommen Prediger bei der Hand, und ſagte: aber lieber Herr Pfarrer! Sie ſprechen ja wie ein ächter Katholik?

Der Pfarrer. Ich merke wohl man hat Ihnen unrichtige Begriffe von uns Proteſtanten beigebracht; Sie werden uns beſſer kennen lernen. Begeben Sie ſich nun zur Ruhe! Der Herr ſegne und beſchütze Sie! denn noch ſind Sie in Gefahr bis Sie über den Rhein ſind; hier fiel der Kaufmann ein, und ſagte: dafür ſorge ich, ich nehme ihn mit, und ſchaffe ihn ſicher auf das linke Ufer. Grignon war ſo gerührt, daß er ſeinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte. Man ging nun zur Ruhe, und Niemand ſchlief wohl ſanfter als unſer Flüchtling. Des Morgens weckte ihn früh der Kaufmann Herr S...., befahl ihm Stille und Vorſicht und bat ihn, ſich reiſefertig zu machen. Grignon war bereit und forderte nur noch die Rechnung von ſeinem Wirth, ſie betrug einen Gulden und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drei Louisd'or zurück erhalten. Unter vielen Thränen des Erſtaunens und des Dankes trennte ſich der gerührte Wandrer von den edlen Menſchen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Cariol bei ſich hatte, ſeine Reiſe wieder an. Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo ſie in einem Weidengebüſche abſtiegen, einen Nachen mit zween Schiffern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten und dann auf die linke Seite hinüberfuhren. Nun ſind Sie ſicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann ſehen, wie es weiter werden wird, unſer Herr Gott wird für Sie ſorgen. Grignon ſank auf die Kniee und dankte Gott für ſeine Errettung, und folgte dann Herrn S.... in ſeinen Wohnort. Er wurde der Hausfrau vorgeſtellt und ſehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her, und forſchten lächelnd mit ihren hellen Augen, ob ihm auch wohl zu trauen ſey? und als dieſer ſie herzte und küßte, und jedem ein freundliches Wörtchen ſagte, näherten ſie ſich mit Zutrauen und Liebe.

Grianon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder; wo er dienen konnte, war niemand williger als er, mit der größten Aufmerkſamkeit bemühte er ſich, dem Herrn C.... nützlich zu ſeyn, und bald freute ſich dieſer, einen Mann gefunden zu haben, der ihm ſo viel Erleichterung im Handel wie in der Haushaltung verſchaffte, und auf deſſen Thun immer Segen ruhte.

Unſern Fremdling freute und beruhigte beſonders der Umſtand, daß in dem Städtchen K.... eine katholiſche Gemeinde war, er machte ſich mit ihrem rechtſchaffenen Pfarrer, ſeinem künftigen Beichtvater, bekannt, der ihm bald die verhaßten Vorurtheile benahm, die er gegen die Proteſtanten gefaßt hatte. So vergingen Tage, Wochen und Monate: und ſo wie die Angſt vor der Guillotine, und die Furcht an den Bettelſtab zu gerathen, verſchwand, ſo fingen die ſeeligen Tage, die er an der Seite ſeiner Concorde in Ruhe und Wohlſtand verlebt hatte, an, vor ſeiner Seele vorüber zu gehen. Dieſe Wonnegeſtalten wirkten auf ihn, wie die Rückerinnerung eines abgeſchiedenen Sünders, wenn er die in ſeinem Erdenleben genoſſenen ſinnlichen Vergnügen durchdenkt: eine tiefe unheilbare Schwermuth lagerte ſich auf ſein Herz. Sein Beichtvater tröſtete ihn mit den kräftigſten Gründen der Religion, und hielt dadurch ſein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angſt-[illegible]

Wenn er über Feld ging, und die blühende, vom Sonnenlicht vergoldete Natur vor ſeinen Augen glänzte, ſo ſtellte ſich immer das Bild ſeiner Concorde mit ihren Kindern in den Hintergrund, er dachte ſie ſich dort in den Schatten einer Ulme: ſie ſahen ihn kommen; mit offenen Armen eilten ſie ihm entgegen, und ſiehe! es war nichts, es war ein Phantom, das ihn zu necken ſchien; und nun verſank er in thränenloſen Kummer, doch verbarg er ihn ſo ſehr er konnte, und verſahe ſeine Geſchäfte mit aller möglichen Treue.

So verbrachte der gute Grignon ein paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten, aber nun änderte ſich auf einmal die Scene: die Franzoſen wurden auf dem linken Rheinufer Sieger, und Grignon ſah ſich wieder genöthigt, über Hals und Kopf zu flüchten. Herr S.... und ſeine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt zweyhundert Gulden Reiſegeld und den wohlmeinenden Rath, ins nördliche Deutſchland zu gehen, wo er vollkommen ſicher ſeyn würde. Mit ſchwerem Herzen und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünſche von der andern Seite verließ unſer Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach ſo vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; raſch ſetzte er ſeinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwald fort, fuhr über den Main und ging dann durch das Fuldiſche und Heſſiſche nach Arolſen, wo der Fürſt von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An dieſe ſeine Landsleute ſchloß er ſich an, aber es währte nicht lange, ſo fand er, daß die Mehreſten unter ihnen grundverdorbene und ſittenloſe Menſchen waren, daher verließ er auch dieſen Ort bald wieder, ohne jemand vorher etwas von ſeinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer in Weſtphalen hinein.

Aber nun entſtand bald wieder die ſorgliche Frage in ihm, womit er ſich in Zukunft ernähren ſollte? denn ſein Reiſegeld ſchmolz zuſammen und ſehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn dieſe Vorſtellung mächtig ergriff. Jetzt fühlte er Zuneigung, zum Vater der Menſchen zu beten; er ſchlich ſeitwärts hinter ein dunkles Gebüſch, und ſchüttete ſein Herz mit milden Thränen vor ſeinem Erlöſer in eben der Seelengeſtalt aus, in welcher der verlorne Sohn vor ſeinem Vater erſchien; er gab ſich ihm auf Gnade und Ungnade hin, und überließ ſich willenlos ſeiner Führung. Dies war nun genau die Stimmung, welche die Vorſehung bisher durch alle die ſchweren Wege bei ihm bezweckt hatte: daher empfing ihn auch nun ſein himmliſcher Führer wie der Vater den verlornen Sohn. in ſeinem Innern eröffnete ſich eine Quelle des Friedens und der Seelenwonne, von der ihm in ſeinem Leben nichts geahnet hatte: dankend und jauchzend ging er fort bis zum Ende des Waldes. Jetzt erſchien ihm die Natur in einem ganz andern Licht, die Sonne neigte ſich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergang, die ganze Landſchaft vor ihm hatte etwas ernſtes und feierliches, aber nicht den üppigen Flor des Elſaſſes, die Natur ſympathiſirte hier mit ihm: ihm war wohl. Indem er ſo fortwandelte und um eine Bergecke herum kam, fand er ein ſchönes Wieſenthal vor ſich; in der Mitte deſſelben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor: noch glänzten die Spitzen ihrer Thürme im letzten Sonnenſtrahl, und Grignon beſchloß dahin zu gehen und zu verſuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große altfränkiſche, aber wohl erhaltene Burg umfloß ein breiter Waſſergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang geſtattete, und vor dieſer ſtand ein anſehnliches Haus, welches ein Pachter bewohnte. Hier kehrte Grignon ein und erkundigte ſich freundlich und beſcheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne? Der Pachter forſchte genau nach allen Umſtänden des Reiſenden, und erſuchte ihn dann, in der Stube ſich nieder zu ſetzen: er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe? Bald kehrte er zurück und kündigte Grignon den Wunſch ſeiner Herrſchaft an, ihn zu ſprechen, führte ihn ſodann über die Zugbrücke durch einen gewölbten Gang eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen großen Saal mit rundſcheibigten Fenſtern und an den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Cabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodiſchen Großvaterſtuhl ſaß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes ſprach aus den ehemals ſchönen Zügen und die Würde der Religion in ihrer Miene gebot Achtung jedem, der ſich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühl durchdrungen: mit Ehrerbietung näherte er ſich und küßte ihre Hand. Sehr freundlich bewillkommte ihn Frau von W...., und nachdem Grignon ſich niedergelaſſen und der Pachter ſie verlaſſen hatte, bat ſie ihn, ſeine Geſchichte zu erzählen. Grignon that dies mit ſo vieler Wärme und beſcheidener Anmuth, daß die Dame ſtaunte. Aufmerkſam horchte ſie der Erzählung, und oft floſſen ihre Thränen: zuweilen unterbrach ſie ihn auch durch weiſe Bemerkungen und bei Concordens trauriger Geſchichte ſagte ſie tief gerührt: Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß ſich ein Freigeiſt, in deſſen Kopf ſich mit dem Leben auch das Daſeyn endigt, nach einem ſolchen Verluſt eine Kugel vor den Kopf ſchießt, aber der Chriſt — hier ſtrahlte ihr Geſicht, und die verborgene Majeſtät einer Gottgeweihten Seele trat in ihre Liniamente hervor — ſchaut hinüber ins Reich des Friedens: dort ſieht er ſeine abgeſchiedene, heimgegangene Gattin im Geiſt: nun beſtrebt er ſich erſt, recht Gottgefällig zu leben und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit der Geliebten auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie ſich alſo, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinſt wiederſehen, und keine Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen.

Grignon befand ſich wie zu Hauſe, die Wonne der Wehmuth war ihm wohlthätig, er wurde zutraulich, und die Ausflüſſe aus der edlen Seele der Frau von W.... waren ein kühlender Balſam auf ſeine brennende Herzenswunde.

Nun wurde das Abendeſſen aufgetragen, zu welchem ſich auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W.... einfand: er trug das St. Ludwigs-Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in franzöſiſchen Dienſten geweſen, war verwundet worden, und ging auf einer Krücke.

Der Anblick dieſes Mannes ergriff Grignon wunderbar: denn ſeine Uniform und das Ludwigs-Kreuz verſetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene ſeelige Zeiten. Daß unſer Emigrant dem Herrn Hauptmann ein ſehr willkommner Gaſt war, das läßt ſich leicht denken. Denn mit ihm konnte er nun alle ſeine Kriegsſchickſale wieder einmal recapituliren, mit ſeiner Schweſter war dies bis zum Ueberdruß geſchehen.

Nach der Mahlzeit wurde unſerm Wanderer ſeine Schlafſtätte angewieſen, auf welcher er bis zum hellen Morgen ſehr ſanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühſtück einlud: er kleidete ſich alſo flugs an und begab ſich in ihr Cabinet. Freundlich und traulich wurde er von Frau von W.. . begrüßt, dann faßte ſie ihn an der Hand und ſagte: Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ſind nicht mehr bei mir. Letztere iſt hier in der Nahe glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienſte genommen: ich habe alſo meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib und kann ſelbſt nicht überall nachſehen. Sie waren Gutsbeſitzer und werden die hieſige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in dieſem Geſchäft ſo lange an die Hand gehen, bis Sie die Führung der Vorſehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet? — Kein Anerbieten konnte Grignon in gegenwärtiger Lage angenehmer ſeyn: mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Capitain mit ſeiner Krücke dazu, um am Frühſtück Theil zu nehmen, und fing nun wieder da an, wo er geſtern aufgehört hatte: er erzählte, wie er in Frankreich umhergereiſt, wo er als logirt habe und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W.... unterbrach: Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns, Du kannſt Dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirſt Du mir erlauben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede. Der Capitain bückte ſich höflich, erhob ſich und wollte weggehen, allein ſeine Schweſter hielt ihn und ſagte: Bleib, wir haben nichts Geheimes vor Dir; dann fing ſie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen welche Geſchäfte ſie ihm gern anvertrauen möchte, und in allem verſprach Grignon nach ſeinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während dieſen Geſprächen ließ ſich ein benachbarter Edelmann mit ſeiner Gemahlin und Kindern anmelden. Frau von W.... ſagte zu, wendete ſich dann zu Grignon und ſprach: Sie werden da ein paar vortreffliche Eheleute kennen lernen, haben Sie die Güte, einſtweilen in den Garten zu gehen, ihn zu beſehen, und wo Sie etwas zu verbeſſern finden, darüber nachzudenken, dies giebt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beide.

Grignon ging, aber in ſeiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein paar vortreffliche Eheleute — hatten ihn wie ein Pfeil ins Herz getroffen; auch ich hatte einſt eine vortreffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach Gott! wie glücklich waren wir zuſammen! und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwiſchen Palmen- und Lebensbäumen im Paradies; ihr iſt wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte ſein Selbſtgeſpräch, doch ermannte er ſich wieder, und ſuchte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände zu heften, die ihn zunächſt umgaben. Etwa eine Stunde mochte er, in Schwermuth verſunken, zwiſchen Bäumen, Blumen- und Gemüßbeeten umhergewandelt haben, als er einen ſtattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern unter Begleitung der Frau von W.... zum Garten hereintreten ſah; er ging ihnen alſo entgegen um ihnen ſein Compliment machen. Der Herr von G.... ſchritt voraus und die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von G.... hatte einen Schleier über dem Geſicht hangen, ſie lüftete ihn, ſtrebte vorwärts, ſtreckte die Arme aus, rief: Louis! — o mein Gott! und ſank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare ſträubten ſich, ſeine Augen ſtarrten, ſein ganzes Weſen war der Auflöſung nahe. Mit dem Ausruf: Meine Concorde! ſchwankte auch er nieder. Die Geſellſchaft wurde mächtig erſchüttert; man gab ſich alle Mühe, beide durch Erquickungen wieder zu ſich zu bringen, welches endlich auch gelang, aber die Scene, die nun folgte, kann kein Pinſel malen und keine Feder beſchreiben, eine Umarmung löſte die andere ab, und Wonne der Seeligen blühte unter ihren Schritten auf.

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängniß gerettet hatte, holte auch Concorde von der Guillotine weg. Dann hatte ſie ſich bei Bekannten verborgen gehalten, mit denen ſie emigrirte und nach Weſtphalen ging. So lange dieſe Freunde etwas hatten, lebte ſie mit davon, hernach nahm ſie die Frau von G.... als Geſellſchafterin zu ſich. Dieſes Zuſammentreffen und Wiederſehn machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Geſellſchaft; die Herzen waren geſchmolzen, und floſſen alle zuſammen in Eins; ſo vereinigt ſtiegen ihre Dankſeufzer hinauf zum Altar vor dem Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte ſie dem Herrn zu einem ſüßen Geruch.

Die würdige Frau von W.... nahm nun das glückliche Paar zu ſich; Grignon verſahe ihre Geſchäfte mit Munterkeit, und die herrliche, ſchwergeprüfte Concorde wurde bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. Einige Jahre verlebten ſie glücklich in dieſem Hauſe, dann ſtarb die Frau von W....; in Frankreich änderte ſich vieles, ſie konnten in ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen ſie ſo viel von ihren Gütern wieder, daß ſie nothdürftig leben konnten.

Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Zweites Bändchen.

Frankfurt und Leipzig,
1814.

Urſachen, die mir nicht unwichtig ſeyn können, bewegen mich, öffentlich zu erklären, daß dieſe Erzählungen nicht von meinem Freund, dem Herrn Geheimen Hofrath Jung, ſondern von einer andern Perſon, jedoch nicht gegen ſeinen Willen, zu einem guten Zweck, herausgegeben worden ſeyen.

Karlsruhe im April 1814.

Johann Ludwig Ewald.

Verzeichniß der Erzählungen.

	Seite
1. Die Mineralogen	1
2. Maria	46
3. Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft	95
4. Die Königstochter	104
5. Der arme Leinweber	131
6. Leonhard und Bernhardine	141
7. Gotthard und ſeine Söhne	177
8. Theodor	191

Die Mineralogen.

Der thätige, vielumfaſſende Geſchäftsmann, dem das allgemeine Beſte am Herzen liegt — er bedarf eines einſamen Ruheplätzchens, wo er ſich zuweilen erholt, und neue Kräfte zum Wirken ſammelt. Für dieſes Bedürfnis hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürſt von Tſchernsheim ſowohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als auch ſeiner beiden Lieblinge — eigentlicher: ſeiner Freunde — geſorgt. Dies waren: der Geheime Staatsrath Theobald und der Generalſuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen-Mittag hinſtreicht, und von einem mäßigen Fluße durchſchlängelt wird, liegt, ungefähr in der Mitte, und von einem groſen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Reſidenzſtadt Klarenborn. Wahrſcheinlich gab ihr ein heller, munterer Bach, der durch mehrere ihrer Gaſſen rauſcht, dieſen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt, an der Abendſeite des Stroms, und auf einem hohen, ſchroffen Felſen die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürſtlichen Familie. Die Luft iſt rein und geſund; die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön. Die waldichten Hügel, die dazwiſchen hinſtreichenden, fetten Wieſen, die fruchtbaren Aecker, die gut unterhaltenen Bauerwohnungen, welche allenthalben, und in maleriſcher Unordnung, halbgeſehen, aus dichten Obſtbaumgruppen hervorgucken, das Geklingel weidender, ſtarkbeleibter Viehheerden — dies alles zuſammen macht ein Ganzes aus, in dem es jedem ermüdeten, ruheſuchenden Herzen wohl werden muß; wenn es anders nicht wurmſtichig iſt, wenn es keine Nattern mit ſich herumträgt, deren Nagen einem ſogar den Himmel verleiden würde.

Mit dem Fürſten Chriſtian Friedrich von Tichertsheim war das nun aber der Fall nicht. Denn der ſorgte jeden Morgen, und beim erſten Erwachen, dafür, daß kein feindſeliger Dämon ſich in ſein Inneres hineinſchlich; ihm, unvermerkt, in irgend einen Winkel Wurmſaamen ſtreute. Am Abend muſterte er die Geſchäfte, die Handlungen des Tages. Für dasjenige, was nach den Geſetzen der Gottes- und

Menſchenliebe die Probe hielt, dankte er dem Vater dort oben; was ſie nicht hielt, das ſpornte ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann auf die Generalrechnung, welche der große, in unſern Zeiten ſo oft verkannte Bürge der Menſchheit, wenn anders Redlichkeit uns deſſen werth machte, gütevoll durchſtreichen wird.

Mit ſechs Rappen, oder Falben konnte der Fürſt freilich den Felſen, den ſeine Vaterburg krönte, nicht hinauffahren; aber darum hatte er ſich doch kein Monbijou, kein Sansſouci, oder ſonſt etwas Franzöſiſches unten in der Ebene erbaut. Mit Weib und Kind, — denn ſo ſagt man, wenn's zu Fuße geht; ſonſt heißt es Gemahlin und Prinzen — ſtieg er den ſchmalen, jähen Klippenpfad hinan. Eben ſo wenig war im Schloß auch nur ein einziges von den hundert Gemächern, die auf und ab, kreuz und quer, heraus und herein, ſo konterbunt durcheinander lagen, daß es ſelbſt einem Newton ſchwer fallen würde, ihre eigentliche Lage, und ihre Verhältniſſe zu einander heraus zu kalkuliren — mit einer Hauteliſſe, oder überhaupt mit irgend einer Tapete bekleidet. Nein! die weißgetünchten, oder mit ſchwarzgrauen eichenen Brettern getäfelten Wände hingen voll von den alten Familienporträten des fürſtlichen Hauſes; und die langen, ſchmalen Gänge ſtrotzten von vielen dichten Hirſchgeweihen und andern Jagdtrophäen, welche, in vorigen Jahrhunderten von den Helden des edlen

Waidwerkes zum ewigen Ruhm und Gedächtniß daſelbſt aufgeſtellt worden waren.

Das alles ließ Fürſt Chriſtian Friedrich gerade ſo, wie es von jeher geweſen war, und fleißig ſorgte er dafür, daß es in demſelben haltbaren Zuſtand bleiben möchte. „Es iſt ein altgothiſches Ganze,“ pflegte er zu ſagen, „an dem alles zuſammen paßt, und nichts geändert werden darf. Nur hier fühl' ich mich daheim, und als Kind im Hauſe. Unten, in Klarenborn, bin ich blos auf Kommiſſion. Dieſe Ahnenluft ſtärkt; ſie giebt Kraft und Richtung, Gutes zu wirken.“

Eine kleine Viertelſtunde von Tichertsheim, oben am Ende eines engen Thälchens zwiſchen zwei mäßigen Hügeln an einer Waldecke — liegt ein ſchönes Landgut von mittler Größe, welches dem Geheimen Staatsrath Theobald gehört, und dem er den Namen Ruhebach gegeben hat. Noch ein Viertelſtündchen weiter, und etwas mehr nach Norden, hat auch der Generalſuperintendent Schönemann einen kleinen Landſitz, welcher der Vorhof heißt. Gewöhnlich verbrachten, in jüngeren Jahren, beide Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einemals — es war ein heiterer Maimorgen — erwachte Theobald in ſeinem Ruhebach früher als gewöhnlich: eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Nachtigall flötete im Gebüſch vor ſeinem Fenſter; ſie ſang eine wahre Bravourarie. Dies machte ihn ſo munter, daß er nicht mehr im

Bett bleiben konnte. Auch ſeine Amalie erwachte, und hüpfte vom Lager. Er führte ſie ans Klavier; ſie akkompagnirten die Nachtigallen in einem Frühpſalm. Die holde Gattin ſchlug einen Spaziergang ins Grüne vor: Theobald ſtimmte bei; und man warf ſich in die Kleider. Unter den zarteſten Ausdrücken des gegenſeitigen Wohlwollens, unter den lebhafteſten Empfindungen der göttlichen Güte. — wandelte das edle Paar den Wald hinan, um auf einem ſteilen Felſengipfel den kühlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß der Himmelskönigin zu empfangen.

Verlohren in ſeligen Gefühlen, vergaßen die Guten ſich ſelber, bis ſie ein zottiger, freundlich um ſie herum wandelnder Pudelhund aufmerkſam machte. Kaum vermochte man ſeine röthliche Augen zwiſchen den weißen gekräuſelten Locken zu entdecken; was man aber ſah, war — Gutmüthigkeit. Jetzt lief er vorwärts, kam wieder und ſtand Schildwache; dann machte er einen Purzelbaum, legte ſich nieder, ſprang und ſchnappte nach einem Vogel, und das alles in einer Minute.

„Ein artiges liebenswürdiges Thier!“ ſagte Amalie. — Ja wohl, verſetzte Theobald; es thut was es kann, um uns zu gefallen. Von den Hunden, und überhaupt von allen Thieren läßt ſich vieles lernen, wenn man nur ihre Spraere ſtudiert hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man verſteht ſie leicht, lieber Theobald; nur muß man in der Schule des Vaters aller Weſen ſich einmal das A B C recht bekannt gemacht haben.“ — Du haſt Popen's Gebet im Sinn; antwortete Theobald. Es iſt ſehr ſchön.

Inſtinktmäßig waren ſie dem Hunde gefolgt, und fanden ſich endlich an einem Orte, an den ſie keineswegs gedacht hatten, nämlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachſenen Eingange ſtehen; der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, ſah ſeine neuen Freunde flehentlich an, legte ſich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann aufs neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fing er an; da geht etwas Beſonderes vor. Ich muß die Sache prüfen; dem Hunde wenigſtens einige Schritte folgen.“ — Es möchte aber gefährlich ſeyn, verſetzte die ſorgliche Gattin. Muß es jedoch geſchehen; ſo begleit' ich dich. Theobald ſchritt voran; Amalie an ſeiner Hand hinter ihm. Kaum hatten ſie hundert Schritte zurück gelegt, als ſie, in dunkler Dämmerung, vor ſich zween Männer hingeſtreckt ſahen, und rechter Hand den Eingang zu einer Höhle oder alten Zeche gewahrten, aus welcher ein betäubender Duft heraus dünſtete. Theobald bedachte ſich nicht lang, denn er kannte dies Uebel. Raſch faßte er den Erſten am Arm; Amalie half, und ſo brachten ſie beide heraus, an die friſche Luft. Durch Reiben, Waſchen und andere Reizmittel kamen die Erſtickten wieder zu ſich ſelbſt: doch waren ſie ſo ermattet, daß ſie nur langſam fortſchleichen konnten. Theobald führte ſie in ſein Haus, und Amalie pflegte ſie ſo gut, daß ſie, in wenigen Tagen, vollkommen genaſen.

Es waren zwei junge, reiſende Mineralogen, welche Erzſtufen, Verſteinerungen, Steine und Erdarten, für ihre Kabinette ſammelten. Dies hatte ſie denn auch in das alte Bergwerk getrieben, wo ſie aber ohne Theobald und ſeine Amalie, und vorab, ohne den Pudel, ihr Grab würden gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehmen, und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntniſſe dieſer Männer, von denen der eine Malinuti, der andere Güſenheim hieß, bewogen Theobalden und ſeine holde Gattin, ſie zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern wollten ſie, ſo lang die Ferien dauerten. In dieſer Zeit lernte Theobald vieles von ihnen, was ihm, in Anſehung des Berg- und Hüttenbetriebes, von großem Nutzen war. Und obgleich Freund Schönemann, in ſeiner Sphäre, gar nichts mit dergleichen Dingen zu thun hatte: ſo gefiel ihm doch dies Steckenpferd. Er hatte ſchon aus Büchern ſo viel gelernt, daß er ein Wörtchen entſprechen konnte, und da nun Theobald, von Zeit zu Zeit, mineralogiſche Wanderungen ins Land machte, ſo begleitete ihn Schönemann, ſo oft er Muſe hatte. Beide ſammelten ſich, auf die Weiſe, recht artige Mineralienkabinette, welche freilich nur Einländiſches enthielten.

Eine von dieſen Wanderungen war beſonders merkwürdig, und ſie iſt deshalb auch der Hauptgegenſtand meiner Erzählung.

Gegen Nordweſten hin iſt das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner ſind, wie das in ſolchen Gegenden gewöhnlich iſt, zwar nicht ſo fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, — dagegen aber ſind ſie bieder, redlich, von altem ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe beſteht vorzuglich in der Viehzucht. Der Getraidebau iſt gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeſchlagen; allein ſie bedürfen deß auch wenig; beſonders, da ihnen die fürſtliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb ertragen kann.

Theobald und Schönemann beſchloſſen dieſen ganzen anſehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten ſich auf mehrere Tage vom Fürſten und von Amalien. Um alles deſto ruhiger und ſorgenfreier unterſuchen zu können, beſtimmten ſie ihre Rückkehr eigentlich nicht genau. Ich brauch' es wohl nicht erſt zu erinnern, daß ſie die Reiſe zu Fuß machten: das verſteht ſich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von ſelbſt.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um vier Uhr. Wenig bekümmerten ſie ſich um die Heerſtraßen; ſie folgten lediglich der Richtung gegen Nordweſten. Daher geriethen ſie denn auch bald in einſame, bezaubernde Gegenden, in denen ſie minutenlang verweilten, und ſich an ihrem Anſchauen weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur, in düſtern Hochwäldern, ein ernſtes feierliches Geſicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, ſondern mütterlich-liebend, ſo wie das bei den Menſchen immer der Fall iſt, die mit dem Herrn der Natur in Friede leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten ſie zurückgelegt haben, als ſie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was ſich ihren Augen bisher dargeboten hatte. Nicht die Weite, oder die Ausſicht war es, die ihre Aufmerkſamkeit an ſich zog, und ſie ſo ganz hinriß, nein! der eigene, und faſt überirrdiſche Charakter der Gegend ſchien einen unſichtbaren Genius zu verrathen, der alles belebte, und dem reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflüſterte. Theobald und Schönemann waren keine Empfindler, aber dieſe Sprache verſtanden ſie vollkommen: denn es war ihre Mutterſprache, welche ſie noch nicht verlernt hatten. Unſre beiden Freunde fanden ſich alſo wie daheim. Sie ſetzten ſich, und genoſſen ein Seelenſtärkendes Frühſtück, unmittelbar aus der Hand der unentweihten Tochter ihres himmliſchen Vaters.

Ich muß doch verſuchen, meinen Leſern eine wenigſtens erträgliche Schilderung dieſes paradieſiſchen Orts zu entwerfen. — Der ganze Platz iſt eine Ebene, die etwa drei Viertelſtunden lang, und eine halbe Stunde breit ſeyn mag. Sie erſtreckt ſich von Morgen gegen Abend, und iſt über und über mit dem ſchönſten und feinſten Raſen, wie mit einem grünen Sammet, bedeckt. Hin und wieder ſtehen Gruppen von Bäumen und Geſträuchen in der regelmäßigſten Unordnung, wie von Menſchenhänden gepflanzt. Zwiſchen ihnen öffnen ſich die mannigfaltigſten perſpektiviſchen Ausſichten. Beſonders aber ſteht ein ſeltenes Gewächs in der Mitte, nämlich ſieben Mannsdicke Maibuchen, die im Kreiſe, aus einer Wurzel hervorgeſproſſen ſind. Sie bilden zwiſchen ſich eine natürliche Laube, die wenige ihres Gleichen hat. Wilde Roſen und Geisblatt gucken aus allen Gruppen hervor, und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch. Es däucht einem, als ob allenthalben unſichtbare Weſen im Dunkel der Gebüſche lauſchten, und den Verehrer des Schöpfers anlächelten; oder, als wenn muntre Genien mit den hier wandelnden Menſchen Verſtecken ſpielen wollten.

Nach Weſten hin begränzt dieſes Eliſium ein dunkler Buchenwald, der ſich, ſteil hinab, in ein wildes Felſenthal ſenkt, und jenſeits ſteigt dann wieder eine fruchtbare, mit Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die alſo gegen Abend den Horizont ſchließt. Nach Norden erhebt ſich dieſes Tempe plötzlich in einen felſigten Hügel, an deſſen Fuß ſich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine Silberquelle hervorrieſelt, deren Bächlein ſich auf den Raſen verliert, und ihn mütterlich tränkt. Auch dieſer Hügel iſt mit einzelnem Geſträuche beſetzt, und oben auf der Spitze befindet ſich eine knorrigte Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felſenſitze ausruhen, den ganzen Naturgarten überſehen, und dann ſeine Augen an der fernen Ausſicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich ſchlängelt ſich ein enges, waldumgränztes Wieſenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landſchaft durch einen zuckerhutförmigen holzreichen Berg geſchloſſen.

Hier ſpazierten unſre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen ſo wohl, als ob ſie in Edens Gefilden luſtwandelten. Sie ſprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann ſtiegen ſie auch auf den nördlichen Hügel, und ſetzten ſich unter den alten Eichbaum, wo den guten Schönemann — Siona anhauchte: Er nahm Taſchenbuch und Bleifeder und ſchrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!

Hier ſchwingt ſich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir
An Ausdruck, Deine Huld zu preiſen;
Kein Seraph ſingt nach Würden ſie,
Ihr tönt, in allen Himmelskreiſen
Des Harfendonners Harmonie.

Hier ſtrömen Funken aus dem Feuer
Des unerſchaffnen Urlichts her;
Hier ſcheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär;
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung,
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
Ergreifen zur Begeiſterung.

Hier ſchmettern nimmer Mordgewehre!
Kein Plätzchen werd' vom Blute roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
Im Paradies giebts keinen Tod.
Durch keine Axt werd' hier entweihet
Der Haine ſtilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen ſey befreiet;
Nicht eines komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht von dem hohen Lichtquell her:
Der Morgenröthe holdes Lächeln
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
Der Himmel ſeine Braut, Natur;
Und hier entlockt er kühn und freier,
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies ſollte nicht den Geiſt beflügeln
Zum Aufſchwung bis zum Thron des Lichts?

Hier ſollte mich die Trägheit zügeln?
  Entſteig der Laſt des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
  Schweb' Lerchen gleich — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
  Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In dieſem hehren Tempel feiern
  Natur und wir ein heilig Feſt;
Verſöhner! — Siehe wir erneuern
  Den hehren Bund, daß wir den Reſt
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen
  Mit feſtem Muth entſchloſſen ſtehn,
Bis in der Palmenträger Reihen
  Wir jubelnd einſt Dein Antlitz ſehn!

Theobald und Schönemann ſangen dies Lied unter der Eiche, aus voller Bruſt, und zwar nach der bekannten Hillerſchen Melodie: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Mit den letzten Worten ſtanden ſie auf, reichten ſich die Hände, und ſanken dann einer in des andern Umarmung. — —

Sie wandten ſich weſtwärts, gegen den Wald, durch welchen der Holzweg führte. Sie folgten demſelben ſchief abwärts. Er ſchlängelte ſich in das dunkle, enge Felſenthal.

Kaum mochten ſie hundert Schritte zurückgelegt haben, als ſie auf einen ſteinalten Greis trafen, der am Wege auf einem Stumpfen ſaß, und einen Bündel Zündſchwamm neben ſich liegen hatte. Es war ein langer anſehnlicher

Mann mit einer Glatze und ſchneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug verrieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis ſtand mühſam auf als er ſie erblickte; nahm ſeinen Hut ab, und ſagte mit hohler heiſerer Stimme: Gott gebe ihnen einen guten Morgen, meine Herren!

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg iſt ſteil, und Ihr ſcheint mir engbrüſtig zu ſeyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war ſteil; indeſſen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wohl wahr ſeyn. — Laßt euch doch nieder, und ſetzt euern Hut auf! Es iſt kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unſere Reiſende griffen nach ihren Börſen um ihm etwas zu geben

Der Alte. Verſchonen Sie mich, meine Herrn! — Allmoſen hab' ich bis dahin nicht genommen; wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es verſteht ſich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen beide zu Zeiten eine Pfeife Tabak, und wenn euer Schwamm gut iſt, ſo kann jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut iſt er! — ich ſuche und bereite ihn ſelbſt. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei ſich haben.

Theob. Das iſt nicht nöthig! Wir glauben Euch. Wo ſeyd Ihr her?

Der Alte. Das iſt eine ſchwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte! Das hätt' ich beſſer beantworten können.

Theobald und Schönemann ſahen ſich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheimanziehendes. Sie ſetzten ſich ihm gegenüber, und fragten im ſanfteſten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich verſäume nichts — wenn ich heut' nur ſo viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir ſchon ſorgen. Habt ihr denn Niemand, der Euch in Eurem Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einſam — bis ich meine Theuern Alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort ſind ſie Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure Geſchichte! Es iſt kein unedler Vorwitz, der uns dies wünſchen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das iſt keine angenehme Arbeit. — Indeſſen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und laſſe michs gern etwas koſten, Ihnen gefällig zu ſeyn.

Mein Name iſt Dumand. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wurde unter Ludwig dem Vierzehnten der Religion willen, mit Zurücklaſſung ſeines ganzen Vermögens, des Landes verwieſen. Mit Frau und ſechs kleinen Kindern wanderte er alſo aus, ohne zu wiſſen, wohin? und — woher er Brod ſchaffen ſollte? Allein er traute Gott, und verließ ſich ganz auf deſſen vaterliche Hulfe. Seine erſte Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Comtoir diente. Meine Mutter ſuchte, an ihrer Seite, durch feine Näherei und durch Waſchen etwas zu erwerben. Auf dieſe Weiſe konnten meine Eltern, bei gehöriger Sparſamkeit, ordentlich leben.

Es vergingen ſechs Jahre, bis 1700, da ich geboren ward. — Jetzt ſchien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübſale bis auf die Hefen austrinken ſollte: denn — meine Mutter ſtarb in den Wochen, und hinterließ unſrer ſieben Kinder, von denen das älteſte kaum ſechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Waſſer geträhkt, war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nämlichen Zeit fallirte auch das Comtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in die mißlichſte Lage, weil gerade niemand zu finden war, der ſeiner Dienſte bedurfte.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß er nach Amerika zu gehen, und dort ſein Glück zu verſuchen. Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reiſegeld zu bekommen, und begab ſich im Jahr 1701 auf ein Schiff, das nach Penſylvanien ſegelte. Nach einer der ſchrecklichſten Seereiſen kam das Schiff endlich in Dalaware, bei der, damals erſt entſtehenden Stadt Philadelphia an; und die Vorſehung ſorgte dafür, daß mein Vater mit ſeinen ſieben Kindern ſchnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, ſo reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quacker behülflich war. Er zog alſo einige hundert engliſche Meilen nordwärts von Philadelphia, und fing dort, in der Entfernung von allen Menſchen, wieder ſeine eigene Haushaltung an. Die nächſte Familie, eine deutſche, aus dem Würtembergiſchen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit dieſen Leuten hatten wir, von Zeit zu Zeit, Umgang, ſo viel als es die Verſchiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein früheſter Gedanke iſt ein ſchrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unſer Haus ſtürmten, und uns alle umbringen wollten; aber, durch eine beſondere göttliche Fügung kamen uns einige engliſche Soldaten zu Hulfe, und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir in unſerer Einöde ſehr zufrieden. Meine alteſte Schweſter, die mir an Mutterſtelle war, verſah das Weibliche in der Haushaltung, und die Andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine ſelige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her ſchwebten, und ſich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. Er hielt, regelmäßig, alle Sonntage Gottesdienſt mit uns; er erklarte uns die Bibel, und unterrichtete uns, nach derſelben, in der Religion; dann aber auch dergeſtalt im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geſchichte u. ſ. w. daß wir gewiß keinen Bürgerkindern, in irgend einer europäiſchen Stadt, etwas nachgaben.

Dies patriarchaliſche Leben währte bis 1712. In dieſem Jahr wurden wir mit einer peſtartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von ſpaniſchen Landſtreichern aus Florida, die bei uns ſtarben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle ſchwer darnieder, und die fünf mittelſten entſchliefen nacheinander, innerhalb vierzehn Tagen.

Meine älteſte Schweſter aber und ich, wir kamen davon. Allein jetzt legte ſich auch unſer Vater; wir beiden Kinder glaubten zu verſinken, als wir ſahen, daß es mit ihm zu Ende ging.

Er tröſtete uns indeß ſehr freudig, und befahl uns, ihn bei ſeinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia, zu dem vorhin gedachten Quacker, zu gehen, der uns weiter rathen wurde, was wir thun ſollten.

Wir pflegten den theuern lieben Vater, ſo gut wir konnten, er ſtarb ruhig in unſern Armen, und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die wenigen Tage, von ſeinem Tode bis zu ſeinem Begräbniß, waren die traurigſten meines Lebens, ſo ſchreckliche Perioden ich auch nachher durchkämpfen mußte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unſers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen; ſo mußte ich zu der würtembergiſchen Familie reiſen, von welcher einige Glieder mit mir gingen, und uns das traurige Geſchäft verrichten halfen. Ich, und meine Schweſter nahmen nun das Nöthigſte, was wir brauchten, zu uns; ſchloſſen das Haus ab, und wanderten ſodann mit den Würtembergern, welche uns einen Boten verſchafften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herrn! das Erzählen macht mich müde, ich faſſe mich alſo kürzer. Wir verkauften unſre Plantage; meine Schweſter heurathete in Philadelphia und ſtarb im erſten Wochenbette. Ich kam nach Boſton auf ein Comtoir, wo ich, bis in mein zwei und zwanzigſtes Jahr, unter den beſten Menſchen die glücklichſten Tage verlebte. Nun ſollte ich eine Handelsreiſe nach England machen. Ich ging zu Schiff; wurde von einem falter Korſaren gefangen, und erduldete fünf Jahre lang die Leiden der ſchrecklichſten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan, und kein Menſch war. Ich ſchrieb nach Boſton, und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verlohren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand ſich ein eben ſo frommer, als edler deutſcher Kaufmann, der mich außerordentlich lieb gewann, mich mit ſich loskaufte, und mit in ſeine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward, in der Folge, mein Weib, er nahm mich in Kompagnie, und ſo handelten wir viele Jahre mit abwechſelndem Glücke fort. Endlich ſtarb er, und ich führte nun die Geſchäfte allein. Von jetzt an verfolgte mich aber Trübſal und Unglück von allen Seiten. Mehrere große Unternehmungen ſchlugen fehl; Frau und Kinder ſtarben mir alle weg, bis auf meine jüngſte Tochter, die mir im ſechsundfünfzigſten Jahre meines Alters gebohren wurde. Ich befriedigte meine Gläubiger, ſo gut und redlich, als ich es vermochte; behielt aber nichts mehr als ein ruhiges Gewiſſen, mich ſelbſt und mein Kind. Weder Leichtſinn, noch Verſchwendung, ſondern allein der unerforſchliche Rath Gottes iſt Urſach von meinen Widerwärtigkeiten.

Theod. Sie haben viel erfahren, Herr Dumond! — Sie gehören unter die Zahl derer, von denen es einſt heißen wird, daß ſie aus groſſer Trübſal kamen. Sie ſagten aber vorhin, Sie wären einſam, und nun hören wir gleichwohl, daß ſie noch eine Tochter haben? —

Dumond ſeufzte tief, und antwortete: „ich hab' ſie, und bin doch einſam. Die Sache hängt ſo zuſammen; als ich von Allem entblößt war, da mochte ich in B... nicht mehr bleiben. Ich ging alſo mit meiner Tochter hieher, auf ein Dorf, deſſen Pfarrer mein vieljähriger, ſehr guter Freund iſt. Dieſer wahrhaft apoſtoliſche Mann iſt mir bis dahin alles geweſen, was ein Menſch dem andern nur ſeyn kann. Da er aber das Unglück hatte, daß ſeine Frau, vor vier Jahren, von der Gicht ganz kontrakt wurde; ſo hielt ichs für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühſeliges ſchweres Amt hat, und ſelbſt arm iſt, ihm meine Tochter zu überlaſſen, die ihm in ſeinem hohen Alter aufwartet, und ſeine Frau wie ein Schooßkind hebt, ſtützt und pflegt. Aber, ach Gott! wär' das arme Kind nur nicht ſelbſt unglücklich! —

Schönem. Wie ſo? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken mich vollſtändig zu erklären. Sie ſah einen Mann an ehrwürdiger Stelle, und in einem heiligen Geſchäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ſie, ſeitdem, von innern Leiden gleichſam verzehrt wird, und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme ſich ihrer! — Sie iſt ein ſehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, ſie wird dem ſchweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter iſt, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther, und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort iſt Ellerthaliſch, und ich hab' ſehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn beſuchen.

Theod. Der Zweck unſerer Reiſe leidet nicht darunter. Wir wollen hingehn. Herr Dumond begleitet uns wohl! Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben, und langſam fort wandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünſchen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wiſſen, wer Sie ſind?

Schönem. Dieſer Herr iſt der Geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond ward heftig erſchüttert; die faſt vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal ſeine Augen, er ſtrebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen verſetzte unſere beiden Wanderer in tiefes Staunen. — Wie aus einem Munde riefen ſie: Großer Gott! was iſt das? — Warum nicht?

Ganz ermattet ſank der Alte wieder auf ſeinen Sitz zurück, ſchüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht ſagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greiſe ſo lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun ſo ſey's denn! fing er an. Du großer Vater im Himmel wirſt es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenborn — in der Kirche — und — ach Gott! verzeihen Sie, meine Herren! das arme Mädchen hörte und ſah den — Herrn Generalſuperintendenten. — — Jetzt wiſſen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus ſeinen Augen. Endlich erholte er ſich, trat zum Greiſe, drückte ihm die Hand, und ſagte gerührt und mit ſanfter Stimme: Vater Dumond! jetzt erſt iſts meine höchſte Pflicht nach Bornhofen zu gehn, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond ſtand ſtark auf; trat vor Schönemann hin, und ſprach feſt und männlich: Ehrwürdiger Mann! das iſt keine Kleinigkeit. — Es giebt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung: handeln Sie weiſe! — Ich bin Vater — gebückt unter der Laſt der Leiden: nur noch ein leiſer Stoß, ſo fällt die morſche Hütte zuſammen: und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, ſo zu reden. — Aber laſſen Sie mich jetzt nur machen! Ich verſichere es Ihnen, ich werde wenigſtens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, ſondern, wenn es der Wille Gottes iſt, ſie vermindern. Kommen Sie nun, und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm ſeine Sachen zu ſich, und machte ſich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging voran, dann folgte Theobald, und Schönemann ſchlich, in tiefen Gedanken, hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben ſo wenig Luſt viel zu ſprechen; einzelne Silben und Worte zur höchſten Nothdurft, war alles, was man auf dem Wege von einer Stunde, aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete ſich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er in Anſehung Eleonorens ſeinen Plan anlegen und ausführen wolle. Die beiden Letztern ſollten ſich ins Pfarrhaus begeben, ſeiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte ſo lang ins Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte: was es mit der guten Leidenden für eine Bewandniß habe? — Dumond billigte dieſen Vorſchlag von ganzem Herzen; er wies dem Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den Geheimen Staatsrath zum Paſtor Walther.

So wie Theobald ins Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erſter Anblick nahm ganz für ſie ein. Sie war ſchön und wohlgewachſen, ſchien ohngefähr ſechs und zwanzig Jahr alt, und, ob ſie gleich blaß und etwas eingefallen ausſah, ſo verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß ſie mit Feuer und Geiſt getauft war. Theobald hätte ſogleich umkehren, und ſeinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos ſeinem Herzen, ſondern auch ſeiner Vernunft Gehör geben. Außerdem litten es auch die Umſtände noch nicht. Ihren Vater grüßte ſie mit einem Kuß und Händedruck, und dieſer machte ihr bekannt, was für einen Gaſt ſie bekommen hätte.

Es giebt gewiſſe ſtille Winke — oder beſſer — die Naturſprache hat gewiſſe Akzente oder Unterſcheidungszeichen: wer dieſe kennt, der trifft ihren Sinn beim erſten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jetzt nicht ängſtlich wegen ihrer Küchenbeſtellung that, ſondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal ſagte: Der Herr Geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das war ihm Beweis ihrer höheren Denkungsart, ſo wie davon, daß ſie ſich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand, und ſprach: Sie ſind mir theuer, lieb-

Freundin! — Nehmen Sie dieſen Ausdruck im ganzen Umfange ſeiner Bedeutung, und in ſeiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und verſetzte: Können Sie denn ſchon eines Menſchen Freund ſeyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle ſeines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele ſo laut aus dem Angeſicht ſpricht, wie bei Ihnen! — Sie ſchwieg, und führte ihn in den Garten; da iſt der Herr Pfarrer, lieber Vater ſeyn Sie ſo gütig und führen Sie den Herrn Geheimen Staatsrath zu ihm hinein! —

Dumond ging voraus, und Theobald folgte ihm durch den mit Kuchenkräutern reichlich verſehenen und auch mit einigen ſchönen Blumen prangenden Pfarrgarten, wo ihnen aus einer dichten hainbuchenen Laube der Herr Paſtor langſam aber feſt entgegen ſchritt. Theobald grüßte ihn ſchon von ferne; er wurde durch ſeinen Anblick tief gerührt. Walther war ein langer, hagerer, ſehr freundlich ernſter Mann, jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger, auf alle Weiſe geübter Lehrer der fröhlichen Botſchaft vom Erlöſer ſey: und der feine Faltenkreis um ſeine Augen, überzeugte den Menſchenkenner bald, daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weisheit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gaſt mit Anſtand und Würde. Schon längſt kannte er ihn, durchs Gerücht, von einer höchſt vortheilhaften Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein paarmal geſehn, aber nie geſprochen. —

Dies Kennen war dem guten Theobald ſehr lieb: denn es ging ihm wie allen beſſern Menſchen; ſie freuen ſich, wenn ſie beim erſten Zuſammentreffen einem nicht fremd ſind.

Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers. Sogleich fing er an, vom neuen Kirchengeſangbuche zu reden. Theobald befand ſich in der nehmlichen Lage. Sein Freund, Eleonore und Dumond füllten ihm das Herz, ebenfalls bis oben an, drängten ſich zur Zunge und Lippen. Ueberdies glaubte er, daß dieſe Sache, im gegenwärtigen Augenblick, wichtiger ſey, als jene. Er unterbrach alſo den Greis, und ſagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen, ohne weitere Umſtände, mein Anliegen eröffne. Es iſt dringend. Hernach wird es mir dann auch ſehr lieb ſeyn, zu hören, was Sie als ein alter, bewährter Lehrer der Religion, über die Einführung des neuen Geſangbuchs urtheilen.

Der Pfarr. Verzeihen Sie, daß ich ſo verlaut war, und haben nur die Güte, mir ihr Anliegen zu vertrauen.

Theob. Um einmal von Amtsgeſchäften auszuruhen, und uns auf eine nützliche Art zu zerſtreuen, gingen wir, der Generalſuperintendent Schönemann und ich, dieſen Morgen früh von unſern Tuskulanen bei Tichertsheim hieder in's Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umſehen.

Der Pfarr. Wo iſt Herr Schönemann? — doch wohl nicht in meinem Hauſe?

Dumond. Beruhigen Sie ſich, mein Freund! der Plan iſt weislich angelegt.

Der Pfarr. Gott ſey Dank!

Theod. Nach einigen Stunden trafen wir dieſen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns, im erſten Augenblick, merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns ſeine Lebens- und Leidensgeſchichte zu erzählen; er thats, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beſchloſſen deßhalb, Sie zu beſuchen. Da aber Herr Dumond auf eine beſonders ängſtliche Art dagegen proteſtirte, und dies uns, natürlicher Weiſe, höchſt auffallend ſeyn mußte, — ſo preßten wir ihm ſein Geheimniß, in Betreff ſeiner Tochter, ab; und fanden nun, daß es unſre heilige Pflicht ſey, die theure Leidende zu beruhigen.

Der Pfarr. Können Sie das? — oder vielmehr kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theod. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon ſprechen. Es iſt aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihn beinahe ſo gut als mich ſelbſt. In ſeiner früheren Jugend haben ſich, ganz in ſeiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungstafel im Umgang mit Frauenzimmern geworden ſind. Darum hat er ſich auch noch nicht zum Heirathen entſchließen können, ſo oft ich ihm auch dazu gerathen habe, indem er ſchon ſechs und dreißig Jahre alt iſt. Immer gab er mir zur Antwort: Ja, ich will heirathen, der Eheſtand iſt Bedürfniß für mich. Aber nicht eher will ich es thun, bis michs mein Gott heißt, und keine andre Perſon, als die, welche Er mir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er unter Gottes Befehl, und unter ſeiner Anweiſung verſtehe? Darauf war immer ſeine Antwort: Das könne er mir nicht ſagen; ſo viel würde ich ihm aber doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch Schwärmerei mit einmiſche; und wenn ſich einmal der Fall ereignete — ſo würde ich dann aus ſeinem Betragen erkennen, was er unter Gottes beſonderem Geheiß und Anweiſung verſtehe. Jezt iſt ſein Herz gerührt, und aus den wenigen Worten, die er zu Herrn Dumond ſagte, ſchließe ich, daß er Eleonoren heirathen will, wenn anders in ſeinem Innern kein hoherer Befehl es verbietet.

Der Pfarr. So viel ich mich auf göttliche Führungen verſtehe, wird kein höherer Befehl da ſeyn; es wäre denn, daß der Herr Superintendent in Verhältniſſen ſtehe, die ihn überhaupt an einer Verbindung der Art, oder beſonders daran verhinderten, gerade Eleonoren zu wählen.

Theod. Daß keine ſolche Verhältniſſe Statt finden, weiß ich beſtimmt.

Der Pfarr. Gott! wie würd' ich dir danken! Freund Dumond! nun wird hoffentlich auch Ihr letzter Feind aufgehoben; es wird Ihnen am Abend noch licht werden. Hören Sie, Herr Geheimer Staatsrath! ich bin nahe am Grabe; von jeher war ich ein ſtrenger Freund der Wahrheit: und werde Ihnen alſo jetzt nicht noch, und beſonders in einer ſo wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und noch dazu die Ehe eines Geiſtlichen iſt, etwas vorheucheln. Eleonore iſt des höchſten Glücks dieſes Erdenlebens, des vortrefflichſten Mannes werth — inſofern nämlich Menſchen irgend einer göttlichen Wohlthat werth ſeyn können. Sie wiſſen ſchon, wie ich das verſtehe. Ich übertreibe nichts — ich ſehe durch keine Freundſchaftsbrille. Nein! meine Worte ſind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Aeßchen zu ſchwer noch zu leicht. Herr Schönemann iſt, nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein großer, edler Mann, der Biſchofsverſtand und ein Kinderherz hat: der das ſeligmachende Wort von Jeſu eben ſo herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Und das iſt keine Kleinigkeit. Herr Schönemann iſt einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unſerer Eleonore werth iſt. Sie hat auf der hohen Schule der Leiden ausſtudiert, und promovirt. Sie kann alſo ein biſchöfliches Weib werden. Oft kam's mir ein; ich müſſe dieſer Sache wegen an Schönemann ſchreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich ſeine Verhältniſſe nicht kannte.

Theod. So viel weiß ich beſtimmt, daß es in dieſer Sache auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann ſeyn werde? — Und da nun auch dieſe Schwierigkeit mir gehoben zu ſeyn ſcheint — ſo ſteht, hoffentlich, nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmählig auf dieſen, für Beide ſo wichtigen Beſuch, vorbereitet werden.

Der Pfarr. Das kann füglich während dem Eſſen geſchehen.

Dumond. Gott gebe, daß alles gut gehe!

Niemand dünkte die Zeit lang, außer Schönemann in ſeinem einſamen Wirthshauſe. Gedanken drängten ſich in ſeiner Seele, und ſein ganzer Geiſt war Erhebung und kindliches Gebet um väterliche Führung. Möglichſt waffnete er ſich mit Geduld, und erwartete die beſtimmte Stunde.

Im Pfarrhauſe kam es inzwiſchen zum Eſſen. Die drei Männer waren hoch geſpannt, und der Pfarrer ſollte, der Abrede gemäß, den Faden anknüpfen. Als daher Alles in Ordnung war, und Eleonore nicht mehr hin und her zu gehen, und dies und jenes zu holen hatte, ſo fing der ehrwürdige Mann an:

Ich bin dieſen Morgen davon überzeugt worden, liebe Tochter! daß es dem guten himmliſchen Vater ein leichtes iſt, die Urſachen unſerer Leiden auch dann zu heben, wenn es uns Menſchen unmöglich ſcheint.

Eleon. Davon ſind Sie wohl ſchon längſt überzeugt. — Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoffnung erhalten, daß unſerer lieben Frau Pfarrerin noch geholfen werden könnte?

Der Pfarr. Wenn's ſeyn ſoll, ſo iſt das Gott ein Kleines. Jetzt iſt aber davon die Rede nicht. Dieſer Herr da kann einen ſehr wichtigen Knoten löſen — er kann dich glücklich machen, meine Eleonore!

Eleonore wurde roth — erblaßte — wurde wieder roth; es begann ihr wehe zu werden.

Der Pfarr. Stärke dich, meine Tochter! ſtärke dich mit hoher Freude; die Wahrſcheinlichkeit tritt, wie ein Engel Gottes, in unſre Mitte, und haucht dir tief in die Seele: dein Wunſch kann erfüllt werden.

Eleonore ſtaunte, und ſtarrte vor ſich hin.

Der Pfarr. Noch einmal: ermuntere dich, meine Tochter! die Vorſehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeſchlagen, und es ſo geordnet, daß dieſer unſer werther Gaſt — ein Freund Gottes und der Menſchen — deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt ſeyn, und, nächſt Gott, dich heilen.

Eleonore war ſo innig bewegt, ihr ganzes zartes Weſen war ſo ergriffen, daß ſie ohnmächtig dahin ſank. Nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich. Jetzt aber wurde von etwas

Anderm geſprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu laſſen. Die Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünſchte Wirkung. Ihre Bruſt hob ſich höher: ihre Augen gingen über. Sie weinte ſo daß eine Thräne die andere ſchlug.

Der Pfarr. Gott Lob! das haſt du lange nicht gekonnt! — Ich ſehe, deine Natur iſt noch nicht zerrüttet.

Eleonore ſchwieg, und man ſah, daß ſie im innern Heiligthume ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Geſpräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit ſeyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieſer blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuſchung. Der Gedanke war zu groß für ſie, als daß ſie ſeine Erfullung ſo ganz und auf einmal hätte glauben konnen. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Buſen und auf ihrem Geſichte, bis ſie endlich dieſen Zweifel äußerte, und ſagte: Vater Walther! ich ſchwebe zwiſchen Himmel und Abgrund. — Setzen Sie mich auf feſten Boden; ſo kann ich es nicht aushalten: in dieſer Lage wird mein ganzes Daſeyn aufgelößt.

Der Pfarr. Gerne meine Tochter! von Herzen gern! Unſer Gaſt iſt **Schönemanns** genauſter Freund. Du haſt ja wohl den Herrn Geheimen Staatsrath Theobald nennen gehört?

Eleon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von ihm gehört. Ach mein Vater, ich vergehe vor

Schaam, daß ich meine Augen, mein Herz nicht beſſer bewachte! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Gefühl ſo viel Macht über mich einräumte! daß ich mich ihm ſo gern, ſo ganz überließ! aber ach! wie ſchwer hab' ich dafür büßen müſſen.

Der Pfarr. Ueber den Punkt haben wir ja ſchon längſt abgeſprochen. Du haſt dafür gelitten; und der gütige Vater dort oben, der deine Seele ſo innig fühlend ſchuf, wird es dir nicht als Schuld anrechnen. Jezt iſt von nichts weiter die Rede, als von — Erfüllung deiner Wünſche.

Eleon. Heben Sie meinen Zweifel, und erklären Sie mir, wie das möglich iſt!

Der Pfarr. An Ihnen iſt nun die Reihe, Freund Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich Sie ſo nennen darf!

Theobald umarmte den apoſtoliſchen Mann und ſagte: die Benennung gilt mir mehr als ein Adelsbrief. — Dann wandte er ſich zu Eleonoren, umarmte auch ſie, und ſprach: Schweſterliche Freundin! ich glaube Ihnen in die Seele meines Freundes verſichern zu können, daß Sie für Ihre bisherigen Leiden überſchwänglichen Erſatz finden werden. Nun erzählte er ihr den ganzen Zuſammenhang der Sache und die Geſchichte dieſes Morgens mit Wärme und Zartheit. Das herrliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blicke eines Engels ſchaute ſie auf zu Gott, und ſprach, nur dem Himmel hörbare, Töne aus.

Während allem dieſem ſaß Dumond und beobachtete ſeine Tochter mit einem forſchenden Blick, der Beſorgniß verkündete. Mit freundlicher, aber ernſter Miene ſagte er höchſt nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — ſieh' vor deine Füſſe, damit du nicht ſtrauchelſt!! —

Durch dieſe Worte gleichſam geſchreckt, ſtand ſie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte ſeine Hand, und erwiederte: Vater! ich werde mit Gottes Hülfe, auch in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, Ihrer Erziehung, der Menſchenwürde, und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erſtaunte; er glaubte Weſen aus einer beſſern Welt zu ſehen. Herzlich aber freute er ſich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachſen zu können. Selbſt beſſere Menſchen fühlen neben dem Schwammkrämer und ſeiner Tochter, wie klein ſie noch ſind.

Dem Pfarrer Walther aber war das alles ſo ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und geſammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes ſind, ſchon gewohnt. Ich möchte ſehen, ob ein Frauenzimmer von modiſcher Erziehung, zwar nicht reich aber nett und höchſt reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandſchaft die Hand küſſen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich! und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt iſt, in dem ſelbſt die heiligſten, die ſchönſten Bande locker geworden ſind. Aber ein ſolcher Kuß erwärmt das Herz, welches ſich, ſchier krampfhaft, im ſchneidenden Froſte der Eitelkeit, der Selbſtſucht, und wie die übrigen Gebrechen unſers Zeitalters heißen — zuſammenzieht. —

Jetzt war es, nach gerade, Zeit, auch mit der zweiten Hauptperſon zu ſprechen. Schönemann zählte, in ſeiner bangen Einſamkeit, die Minuten; ihn drängte die Ungewißheit ſeines Schickſals, aus der er aber ſchnell herausgeriſſen werden ſollte.

Theobald trat nämlich mit einer Miene ins Zimmer, die ſeinem Freunde den Himmel auf Erden verkündigte; und Schönemann nahm dieſen Himmel in ſeine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, nicht kaltblütig zu überlegen. Theobald ſagte nur: Komm und ſiehe!

Für Eleonoren war die Viertelſtunde, die ſie in der Einſamkeit zubrachte, höchſt wohlthätig. Noch feſter lehnte ſie ſich an dem, der unſere Schickſale lenkt. Und — ehe ſie ſich's verſah, trat das Original ihres geliebten Bildes, das ſie ſo lang in ihrem innerſten Gemüth bewahrt, und mit ſich herumgetragen hatte, in's Zimmer.

Der, ſonſt mit überſtrömender Beredſamkeit begabte Mann, verſtummte im Hineintreten. Eine ſchweigende Verbeugung an die beiden Greiſe, und ein ſeelenvolles Hinblicken auf den großen Gegenſtand ſeiner Zukunft war Alles. Langſam ſchritt ihm Eleonore entgegen und ſprach: Vergebung!

— Herr Generalſuperintendent! nicht Erbarmen! — Ich hab' in jener entſcheidenden Stunde meines Lebens — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich habe nicht den Worten des Geiſtes der durch Sie redete, ſondern den Worten des ſchönen, edlen Mannes gehorcht, und mit dem Horchen ſchlich ſich die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte ſeiner nicht mehr Meiſter werden, als ich es gern wollte — hat mich unſäglich viel gekoſtet. Nun hüten Sie ſich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erſt vergeben Sie mir, daß ich Sie, durch meine Unvorſichtigkeit, in dieſe peinliche Lage verſetzt habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, ſo lange und ſo unpartheiiſch, als es die Klugheit, und beſonders die ſo nöthige Behutſamkeit eines Lehrers der beſten und erhabenſten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensgang mit Ihnen hinab zu wallen: ſo bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeſte dagegen einzuwenden: ſo beſchwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, ſondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmliſchen Vaters zu überlaſſen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein größeres Opfer bringen konnte, als die ſtille und freiwillige Verzichtleiſtung auf das höchſte Glück meines Lebens.

Hold und heiter ſtand die Engelsſeele da, wie der Kämpfer, der ſich am Ziele ſeiner Laufbahn fühlt, und das Kleinod gewinnt.

Jetzt aber hielt ſich Dumond nicht länger; mit dem höchſten Ausdruck der Freude in ſeinen Zügen, und mit Wonnethränen im Auge, wankte er zu ſeiner Tochter, umarmte ſie mit Inbrunſt, und ſagte: Segen über dich, mein Kind! Dieſe Vaterfreude iſt Erſatz für alle meine Leiden!

Und auch Pfarrer Walther trat mit Himmelsglanz im Blicke zu der erhabenen Jungfrau, und ſprach mit heißer Umarmung: Der Herr ſegne Dich, meine Tochter! Er vollende ſein Werk an Dir!

Und was thaten dann Theobald und Schönemann? — Sie ſtanden, ſtaunten, und hatten naſſe Augen. Endlich brach Schönemann das Stillſchweigen; mit Sehnſucht blickte er ſeinen Freund an, und ſagte: Was ſoll ich Schüler nun thun? — Lächelnd verſetzte Theobald: Ei, was anders, als die Lektion aufſagen! — Mit einem tiefen Seufzer erwiederte jener: Ja, wer das ſo könnte! Plötzlich fiel ihm aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißverſtehen könnte; er faßte alſo Muth, näherte ſich ihr, faßte ihre Hand und ſagte:

Ich hab' die Gefährtin meines Lebens von der Vaterhand Gottes erwartet, und daher auf ſeinen Wink gemerkt. Dieſen ſeh' ich jetzt mit vollkommner Ueberzeugung.

Eleon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich in einer Sache, die mich ſo viel gekoſtet hat, gern jede Uebereilung vermieden ſähe. Sie ſind ein guter, edler Mann, aber auch ein ſolcher kann überraſcht werden. Geſetzt auch, meine Perſon mißfiel Ihnen nicht; Sie wurden vielleicht durch mein jetziges Betragen von meinen guten Geſinnungen überzeugt; ſo könnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir haben, deren jede Sie höchſt unglücklich machen würde. — Ich könnte unordentlich und unreinlich, nicht wirthſchaftlich, mit Unverſtand wohlthätig, launigt, oder ſchwatzhaft ſeyn. Was aber würde aus Ihnen, aus mir werden, wenn Sie einen ſolchen Fehler dann erſt an mir entdeckten, wenn es ſchon zu ſpät wär?

Walther konnte faſt nicht ſo lange warten, bis Eleonore ausgeredet hatte. Er drängte ſich an Schönemann hin, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: Herr Superintendent! ſind Sie noch in einem von dieſen Punkten ungewiß, ſo nehmen Sie das Zeugniß Ihres, am Rande des Grabes wankenden Amtsbruders, als gewiſſe Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieſer Fehler an ſich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn Geheimen Staatsrath geſagt habe. Sie iſt des höchſten Glücks in dieſem Erdenleben, des vortrefflichſten Mannes werth, inſofern nämlich Menſchen einer göttlichen Wohlthat würdig ſeyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonorens Hand ſeine Wallfahrt zurücklegt, wird, dieſſeits des Grabes, ſchon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeſchlichen, und blieb ſo lang, daß man ſich eben nach ihr umſehen wollte, als ſie mit rothgeweinten Augen wieder in's Zimmer trat. Während ihrer Abweſenheit hatte denn auch Dumond ſeinen väterlichen, aber höchſt beſcheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemanns Gemüth wurde allmählig ruhiger. Das Ungeſtüme der Empfindungen legte ſich; ſtille, tiefempfundene Freude füllte ſein ganzes Weſen, ſtrahlte aus allen ſeinen Zügen, er zog Eleonoren neben ſich auf einen Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fing er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf, in Anſehung Ihrer, keine Probezeit; ob Sie aber, in Anſehung meiner, keine bedürfen? das iſt eine andre Frage.

Eleon. Guter, mir längſt ſo lieber Mann! Der Unvorſichtigkeit, deren ich mich, in Betreff Ihrer, ſchuldig machte — hab' ich mich vorhin ſchon ſelbſt angeklagt. Sehr, ſehr theuer iſt ſie mir zu ſtehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von allen Unarten frei, die den unglücklich machen könnten, der ſein Schickſal an das meine knüpft. Die Erklärung, welche ich that, geſchah nicht um meinetwillen, ſondern Ihrentwegen. Von einem ſolchen Manne möcht' ich nicht aus Uebereilung, oder aus Mitleid, ſondern aus freier, ruhiger, auf Vernunft und Neigung gegründeter Liebe gewählt ſeyn.

Schönem. Reine, ſchöne Seele!

Dumond. Legen Sie, ich bitte, meiner Tochter dieſe Aeußerungen nicht für Stolz aus! — Ein Mädchen, wie ſie, die im äußerſten Grad arm iſt, muß mit einem gewiſſen Maas von Eiferſucht und mit hoher Vorſicht ihre Würde, ihre Tugend behaupten: und ſich gleichſam, auf alle Fälle, proteſtando verwahren. Geſetzt auch, dies wär' in Beziehung auf Ihre Perſon unnöthig: ſo iſt doch Eleonore, um ihrer ſelbſt willen, dazu verpflichtet. Dem allem ungeachtet, iſt ihre Erklärung, wie ich gewiß bin, nicht Ziererei, ſondern Sprache des Herzens.

Eleonorens Augen füllten ſich wieder mit Thränen. Zärtlich wehmüthig verſetzte ſie: So recht Sie haben, lieber Vater! ſo könnten doch Ihre Worte bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken, ich wollte mit hoher Tugend und Weisheit prangen, und unter dieſem Glanz meine Blöße verſtecken. Es bleibt nichts anders übrig, als noch ein oder zwei Jahre Probezeit, um mich, mittlerweile, nach der Wahrheit kennen zu lernen.

Walther. Ihr Leute treibt denn doch die Sache ein bißchen zu weit. Herr Superintendent! liegt in Ihrer Seele noch ein entfernter Keim zu Bedenklichkeiten!

Schönem. Bei Gott! Nein! — Ich kann nur nicht zum Wort kommen. Eleonore iſt das Weib, das Gott ſelbſt für mein Herz auserkohr. Schon jetzt bin ich unvermögend mein Glück zu überſehen.

Walther (indem er Beide umarmt und ihre Hände in einander legt). Nun, ſo ſegne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — Dumond umſchloß ſie ebenfalls, und gab ihnen aus der Fülle ſeiner Seele den väterlichen Seegen.

Damit war die Hauptſache entſchieden. Zugleich wurde beſchloſſen, das ſchöne Band ſo bald als möglich, zu knüpfen.

Dem guten Pfarrer Walther war eine Haushälterin vonnöthen. Theobald kannte eine brave Wittwe, die ſich vollkommen zu dieſer Stelle ſchickte. Er übernahm es die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorſtellung, daß ſie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu ſich nehmen, und ihm ſeine letzten Lebenstage verſüßen könnten. Sie äußerten auch dieſen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und ſprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das ſeh ich wohl ein, daß mein jetziges ärmliches Gewerbe nicht mehr ſchicklich iſt. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen. — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich ſo freudig diene, ſoll mich nicht blos wachend, ſondern auch thätig finden, wenn er kommt. Es wird ſich ja wohl noch ein Poſten finden, der ſich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden ſchickt.

So wenig Schönemann und Theobald jetzt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Geſangbuch zu ſprechen: doch mußten ſie dem alten Pfarrer nachgeben: da ſichs dann fand, daß auch er, in Anſehung der allmähligen Liederverbeſſerung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er ſich darüber, und fühlte ſich dadurch noch näher zu ſeinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben ſich die beiden Steinſucher ins Wirthshaus, wo ſie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem Pfarrhof beſuchten, und dann den Rückweg antraten.

Amalie wunderte ſich höchlich, als ſie die Reiſenden ſo bald wieder umwandern ſah. — Gott Lob und Dank! ſagte ſie; es ſcheint, das Steinſuchen behagt Euch nicht ſo ſehr, als den Malinuti und Güſenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelſtein unſer Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüſſig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geſchichte, wie ſie ſich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute ſich herzlich über dieſe Vermehrung ihres freundſchaftlichen Zirkels, und wünſchte dem edlen

Schönemann von ganzer Seele Glück, zu einer ſo unerwarteten, aber ſo trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb dieſe Nacht in Ruheboch, weil man beſchloſſen hatte, am andern Morgen dem Fürſten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erſtatten.

Dies geſchah. Sie fanden den erhabenen Biedermann in ſeinem Kabinet, und in Geſellſchaft zweier Geheimſchreiber, beſchäftigt. Er freute ſich, ſie ſo bald wieder zu ſehn; und das auch deswegen, weil ſie ihm in ſeinen Regierungsangelegenheiten beinah unentbehrlich geworden waren. Der Fürſt beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug ſeine Heirathsgeſchichte vor. Die Sache gefiel dem Fürſten ungemein, und da nun auch die Verſorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, ſo beſchloß der Fürſt auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kaſtellän des Schloſſes Tichertsheim zu machen, und ihm eine anſtändige Beſoldung zu geben. Er äußerte ſich darüber ſehr aufgeräumt, indem er ſagte: der alte Dumond wird ſich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim paſſen, indem beide einerlei Koſtüme haben. Laſſen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigſtens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er ſtirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu ſagen, als daß, innerhalb vier Wochen, beide Plane ausgeführt wurden. Schonemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war ſehr licht, und er wurde im Frieden zu ſeinen Vätern geſammelt.

2.

Maria.

Das Bild einer edlen Jungfrau.

Wenn Sturm und Ungewitter dem müden Wanderer das Heimweh wecken, und wenn auf blutbedeckten und verheerten Fluren der hohläugigte Hunger aus jedem Antlitz um Erbarmen fleht und keines findet, und man fühlt ſich dann in einem ruhigen Winkel der Erde ſicher und geſchützt für Sturm, Ungewitter und Hunger; und wenn der dankbare Chriſt emporblickt zu dem der ihn ſo gnädig beſchirmt, und dann tief empfindet, wie ſo wenig er dieſe Gnade verdient, und wie er ſo gar keine Vorzüge für denen habe, die im tiefſten Jammer ſeufzen; ſo erhebe ſich ſein dankbares Herz auf den Schwingen der Andacht empor, und wenn er mit Jahren belaſtet, unter ſeinem ſilbergrauen Scheitel Erfahrungen geſammelt und benutzt hat, die für ſeine junge Zeitgenoſſen belehrend ſeyn können, ſo iſt er dann am beſten dazu geſtimmt. Dies iſt auch jetzt mein Fall: Ich will meinen jungen Freundinnen eine Geſchichte erzählen, die ihnen hoffentlich nützen und ſie auch erfreuen ſoll. Mein Freund Selmar theilte ſie mir in einer ruhigen Feierſtunde mit; er ſprach:

Ich reiſte einſt durch die weſtphäliſchen Provinzen, um in Bremen gewiſſe Geſchäfte auszurichten; unterweges hörte ich von einer Edeldame ſo viel rühmliches aller Art, und man erzählte ſo vieles von ihrer Religioſität und vielſeitigen Tugend, daß in mir der heiße Wunſch aufſtieg, dieſes ſeltſame Kleinod der Menſchheit kennen zu lernen; und da der Ritterſitz nicht weit aus meinem Wege lag, ſo beſchloß ich dieſen kleinen Abſtecher zu machen; um ſo mehr, da jetzt ein ſchöner Frühlingstag jede Reiſe und jeden Spaziergang mit innerem Frieden und Wonnegenuß ſegnete. Ich machte dieſen Weg zu Fuß, der mich über einen fruchtbaren Hügel in ein angenehmes Thal führte. Das häufige Nachtigallengeflöte, der Reichthum der üppigen Natur, der heitre Himmel, das kühlfächelnde Oſtlüftchen, und vorzüglich die fröhlichen Geſichter reinlich und wohlgekleideter Bauern, Weiber und Kinder, weckten ein ſeliges Gefühl in mir; ich ahnete, daß in der ganzen Gegend kein feindſeliger Geiſt wehte, ſondern daß wohlthätige Engel daſelbſt walteten. Indem ich ſo fürbaß fortwanderte, ſo ſehe ich vor mir hin einen ehrwürdigen alten Mann, der ſich zuweilen nach mir umſah und deshalb langſamer zu gehn ſchien. Er dünkte mir ein Geiſtlicher zu ſeyn, ich eilte zu ihm und fand meine Vermuthung richtig. Er erkundigte ſich mit höflicher Beſcheidenheit nach mir, und meinem jetzigen Zweck, ich beantwortete ihm alles nach der Wahrheit; ſobald er aber hörte, daß ich den Umweg blos deswegen machte, um die Frau von Goldenbeck kennen zu lernen, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, er drückte mir die Hand, ſahe mich freundlich an, und ſagte: Kommen Sie mit mir, lieber Freund! Niemand in der Welt kann Sie beſſer mit dieſem menſchlichen Engel bekannt machen als ich. Unter allerhand angenehmen Geſprächen, die ſich immer um den wohlthätigen Wirkungskreis der Frau von Goldenbeck drehten, ſahen wir bald zur rechten auf einem mäßigen Hügel, vor einem hohen waldigten Berg, das alte Schloß Goldenbeck grauröthlich im Glanz der Mittagsſonne ſchimmern; und am Fuß des Hügels blickten die Giebel und Dächer der Bauernhäuſer zur Hälfte zwiſchen den Bäumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu Muth, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei dem Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, ſo lange ich für gut fände, in Goldenbeck zu verweilen. Zwei blühende Frauenzimmer kamen uns im Pfarrhof entgegen, um ihren Vater zu bewillkommen, auch mich empfingen ſie offen und herzlich, nachdem ſie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon während dem Mittageſſen fand ich, daß ich mich im Wirkungskreiſe der Frau von Goldenbeck befand: denn ſie war die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauenzimmer und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie hatte alſo auch die Töchter des Predigers gebildet. Das Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und reinlich; die Speiſen waren frugal, aber ſo gut zubereitet, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch ſeyn mochte, ohne Anſtand mit eſſen konnte. Ueber-Tiſch wurde allerlei geſprochen; die Töchter ſchwiegen nicht verlegen, ſondern ſprachen beſcheiden und freundlich, wenn es für ſie, zu reden ſich ſchickte, aber ſie ſuchten noch weniger zu glänzen und ihre Kenntniſſe auszukramen. Sie waren ſehr einfach und reinlich aber mit Geſchmack gekleidet, ſo daß ich auch nach Tiſch unter vier Augen dem Pfarrer meinen Beifall nicht verbergen konnte. Das alles iſt die Frucht der Erziehungsmethode der gnädigen Frau, erwiederte er, und da Sie doch deswegen hier ſind um ſie kennen zu lernen, ſo bitte ich Sie einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eignen Augen anzuſehen, was dieſe würdige Dame in ihren Anſtalten wirkt und leiſtet. Mir war dies Anerbieten äußerſt angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an und blieb ein paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber ſie lag ſeit eilf Jahren beſtändig im Bett an der Gicht: ſie litt viel Schmerzen und man mußte ſie heben und tragen, wohin man ſie haben wollte. Wir waren eben vom Tiſch aufgeſtanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hineintrat. Welch eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber ſie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majeſtät, Anſtand und Würde vom Haupt bis zu den Fußſohlen. Sie war eine Fürſtin von Natur. Sie war ſehr ehrbar und doch ſo geſchmackvoll gekleidet, daß ſie Jedermann gefallen mußte; ſie trug ein violettſeidenes Gewand und eine einfache Perlenſchnur mit einem perlenmutternen Kreutz mit fünf Diamanten beſetzt um den Hals; ſie ſah ſehr geſund und blühend, ſehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Paſtor ſtellte mich ihr vor, und ſagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf ſie ſehr beſcheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die ſie faſt täglich beſuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam ſie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte ſie ſich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrſchaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben zeigte ſich der Edeldame Verſtand und Geſchmack. Am Abend gingen wir ins Schloß und wohnten einer Lehrſtunde bei, die die Frau von Goldenbeck den jungen Mädchen gab, worin ſie ſie in allem, was dem weiblichen Geſchlecht nützlich und nöthig iſt, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr ſpeiſen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntniſſe, ihren Verſtand und weit geförderte Religioſität zu bewundern. Jeſus Chriſtus war ihr Alles. Sie ſagte, ſie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was ſie ſprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder, ihr Gemahl war ſchon im erſten Jahr ihres Eheſtandes geſtorben. Des andern Tages beſah ich das Arbeitshaus und die Armenanſtalt, welche ſo zweckmäßig und ſchonend eingerichtet waren, daß auch der ſchamhafte Arme ohne Anſtand verſorgt wurde. Doch ich eile zur Geſchichte dieſer merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was ſie that und wirkte, beſchreiben wollte, ſo würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte ſie mir folgendergeſtalt:

Im Jahr 1760, alſo während dem ſiebenjährigen Krieg, geht ein junger Menſch von G . . . im Fürſtenthum L . . . . über Land, um ein Geſchäft auszurichten; unterweges findet er eine wohlgekleidete aber todte Frau neben dem Wege auf dem Raſen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit ſeinem Köpfchen auf der Bruſt der todten Frau. Der junge Mann kehrt ſchnell wieder um und zeigt an, was er geſehen hatte. Nun wurden von Obrigkeitswegen die gewöhnlichen Anſtalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringſte bei ihr, weder an Geld, Koſtbarkeiten oder Nachrichten, und eben ſo wenig eine Spur, woraus man hätte ſchließen können, ſie ſey ermordet worden. Man vermuthete, daß ſie an einem Schlagfluß plötzlich muſſe geſtorben ſeyn. Aus ihrem Anzug aber und der Kleidung des Kindes ſchloß man mit Recht, daß ſie von anſehnlichem bürgerlichen Herkommen ſeyn müſſe: ſie wurde alſo auf dem Kirchhof zu G . . . . chriſtlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß ſie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D . . . . gekommen ſey, dort habe ſie im Wirthshauſe übernachtet; des Morgens früh ſey ſie weiter gegangen, und der Knecht habe ſie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer ſie ſeyen, woher ſie kämen und wohin ſie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter ſey und Mariechen heiße. Dabei bliebs nun; dieſen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptſchwierigkeit zu beſeitigen, was man mit dem Kinde anfangen ſollte, welches kläglich weinte und zu ſeiner Mutter wollte? Der Pfarrer predigte zwar ſehr fleißig von Menſchenliebe, aber er war ſchon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umſonſt halten müſſen; daher war er auch über das Kind unwillig, und hielt ſich in der Sache entfernt. Der Bürgermeiſter des Städtchens forderte zwar die Bürgerſchaft auf, ob nicht jemand das Kind aufnehmen wollte, es ſollte für Koſtgeld und Erziehung collectirt werden! allein niemand meldete ſich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren möchte nicht viel heraus kommen, oder es möchte gar ins Stecken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es ihr endlich gar auf dem Halſe laſſen, daher ſchalt ſie gewaltig über Mangel an Menſchenliebe. Nun war aber die Wittwe des vorigen Predigers mit ihren zwo Töchtern noch in der Stadt: ſie wohnten in einem kleinen Häuschen, und ernährten ſich mit Nähen und Kleidermachen. Dieſe gute Frau Pfarrerin dachte ganz anders. Sie glaubte, der große Kinderfreund würde ſie auch im Zeitlichen ſegnen, wenn ſie Mariechen zu ſich nähme und erzöge, und da ihre Töchter eben ſo dachten, ſo eilte ſie zum Bürgermeiſter, und kündigte ihm an, daß ſie das Kind als ihr eigenes annehmen und erziehen wolle; ſie verlange auch keine Unterſtützung, denn ſie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur Laſt fallen. Der Bürgermeiſter wurde ſo verwirrt durch dieſes Anerbieten, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte. Sein Gewiſſen überzeugte ihn, daß er dies Werk der Liebe, ohne ſich im geringſten weh zu thun, beſſer unternehmen könnte, als die Frau Pfarrerin: aber ſein Herz war zu kalt und ſeine Weltliebe zu groß. Dieſer Streit in ſeinem Innern machte ihn ärgerlich, er fuhr alſo die Frau Pfarrerin an und ſagte: Ich dächte doch, Sie hätten genug mit ſich ſelbſt zu thun um ſich und ihre Kinder durchzubringen, und wenn Sie ja etwas übrig haben, ſo ſammeln Sie ſich ein Kapital, damit Sie im Alter etwas haben, und der Gemeinde nicht zur Laſt fallen. Dafür ſorgen Sie nicht, verſetzte die edle Frau, denn mein ſeliger Mann und ich wir haben ein Kapital in der engliſchen Bank, das uns für Allmoſen ſichert. — Meine Leſer werden errathen, was für eine engliſche Bank ſie meinte. — Der Bürgermeiſter ſtutzte und wollte mehr wiſſen, allein die Frau Pfarrerin ſchwieg und empfahl ſich. Indeſſen dachte er immer der Sache nach, er fühlte die Pflicht, für das Intereſſe der Stadt zu ſorgen; die Frau Pfarrerin bekam ein Dekret, ihr Vermögen anzugeben, damit man ihr die ihr zukommende Steuer beſtimmen könnte, allein ſie gab zur Antwort, die Stadt ſey verpflichtet, das gefundene Kind zu verpflegen und zu erziehen. Dieſe Pflege und Erziehung ſey alſo die Vermögensſteuer, die ſie der Obrigkeit entrichten wollte; ſie hoffe, man werde ſich damit begnügen. Dies geſchah auch, es war forthin keine Rede mehr davon, nur konnte man nicht begreifen, warum ſich die Frau ſo kümmerlich nähre, wenn ſie ein Kapital in der engliſchen Bank hätte — die wahre engliſche Bank war den Bürgern in G.... nicht bekannt.

Die Frau Pfarrerin Rooſe nahm nun Mariechen zu ſich und erzog ſie vortrefflich. Es iſt hier mein Zweck nicht, meine Grundſätze über Mädchenerziehung auszukramen, ſondern ich bemerke nur im Allgemeinen, daß ſie das Kind mit liebevollem Ernſt behandelte, es mit Liebe zum ſtrengſten Gehorſam anhielt, mit Liebe züchtigte, mit Liebe belohnte, und ihm den Erlöſer als den liebenswürdigſten Gottmenſchen anprieß, zu dem es in allen großen und kleinen Angelegenheiten durchs Gebet ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Sie unterrichtete Marien ſelbſt in der wahren Herzensreligion, und dann auch nebſt ihren Töchtern in allen weiblichen Arbeiten. Da nun Maria vortreffliche Anlagen hatte, ſo zeichnete ſie ſich bald vor andern Frauenzimmern aus, wodurch denn der Neid rege wurde, und man ſie nur den Fündling nannte: dies kümmerte ſie aber gar nicht, ſondern ſie pflegte zu ſagen: Wie froh bin ich, daß mich mein Erlöſer und gute Menſchen gefunden haben.

So wuchs dieſe edle Seele heran; die Frau Pfarrerin Rooſe wünſchte nun auch, daß ſie von einem gottſeligen Prediger unterrichtet und confirmirt werden möchte. Da ſie ihren Schwager als einen ſolchen kannte, ſo ſchickte ſie Maria zu ihm nach F.... Der Pfarrer nahm ſie zu ſich ins Haus, ſie half bei den häuslichen Geſchäften und er unterrichtete ſie im Chriſtenthum. Dann wurde ſie confirmirt und von da an eine wahre Chriſtin im eigentlichſten Sinn. Jetzt kehrte ſie wieder zu ihrer Pflegemutter der Pfarrerin Rooſe zurück.

Ein paar Stunden von G.... wohnte ein reicher Edelmann, der Baron von X.... Seine Gemahlin war eine ſehr gebildete, für alles Gute und Schöne empfindſame Frau: ihre Religion war aber blos äſthetiſch. Dieſe ließ alle ihre Putzſachen bei der Frau Pfarrerin Rooſe verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, ſo wurde ſie nach Bennhofen geſchickt, um der Frau von X.... eins und das andere zu bringen. Der Anſtand des Mädchens, der ſchöne Wuchs und das Geiſtvolle in ihrem Angeſicht, überhaupt ihr ganzes Weſen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, ſie ſagte: Setze ſie ſich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich ſtehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, ſie ſoll ſich zu mir ſetzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr fort: Hat ſie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das iſt doch ein hartes Schickſal, ſie dauert mich gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin ſehr zufrieden mit meinem Schickſal: denn es iſt Gottes Führung und dieſe iſt ja immer die beſte.

Die Dame. Sie ſpricht ſchön mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, ſie zu kennen, ſie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, iſt etwas Großes, das ſie doch entbehrt.

Maria. Dieſe Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich ſeyn, denn Gott will ja unſer Beſtes. Er wird mich meine Eltern jenſeits wiederfinden laſſen, und dann ſo iſt es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte ſie nicht Luſt als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria.. Ew. Gnaden ſind ſehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen, darin kann auch nur das beſtehen, was Sie Freundſchaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat ſie viel geleſen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch ſolche, die den Geiſt eines Mädchens bilden, und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X. ſtand auf und ſchloß das Geſpräch mit den Worten: ich will und muß ſie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte ſich, und nahm Abſchied.

Die Frau Pfarrerin freute ſich des Glücks ihrer Pflegetochter, dieſe aber blieb ganz gleichgültig; ſie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X . . . . die ſich bald ganz in ſie verliebte und ſo unklug war, daß ſie ſie allen übrigen Bedienten vorzog, und ſie immer bei ſich und um ſich haben wollte.

Maria, die ſich beſſer kannte, fühlte tief, daß ſie dieſen Vorzug nicht verdiente, und dann ſah ſie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerſchaft ſie am Ende unglücklich machen könnte; ſie drängte ſich alſo niemals hervor, ſie ſuchte immer den niedrigſten Platz und war auch gegen den Geringſten demüthig, freundlich und dienſtfertig. Dies Betragen zog die Frau von X . . . . noch ſtärker zu ihr hin, und ſie fing nun an, Marien ernſtlich um ihre Freundſchaft zu bitten. Dieſe aber blieb in ihren Schranken der Beſcheidenheit, doch zeigte ſie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter dieſen Verhältniſſen mehr, als die Frau Amtmännin: dieſe hatte viel geleſen, ſie hatte Welt, tanzte ſchön, ſang vortrefflich, ſpielte das Clavier meiſterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorleſen hatte etwas vorzügliches. Daher war ſie faſt täglich bei der gnädigen Frau geweſen; jetzt aber wurde ſie vernachläßigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit ſolider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu ſeyn; ſie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, ſie das Tanzen lernen zu laſſen und ſie fand es auch ſelbſt nicht nöthig, aber es war kein Glied an ihrem Körper, das ſich nicht mit edlem Anſtand bewegte, dafür war geſorgt worden. Sie ſang geiſtliche Lieder und Arien entzückend ſchön, und ſpielte den Choral meiſterhaft: denn die Jungfern Rooſe hatten ſie darin unterrichtet, und wer ein richtiges Gefühl hat, dem muß ein ſchöner Choral alle Muſik, auch die künſtlichſte, übertreffen. Wenn ſie der gnädigen Frau etwas vorlas, ſo hatte dieſe faſt immer Thränen in den Augen: denn Maria empfand, was ſie las. Daher las ſie natürlich und nicht theatraliſch. Dies Alles zog die Frau von X . . . . ſo an, daß ſie anfing ſich nach Marien zu bilden; ſie fand Geſchmack am Weſentlichen der Religion und alles fade und gezierte Weſen wurde ihr zum Ekel. Daher kam es nun, daß die Frau Amtmännin ſo wie alle Bedienten Marien tödtlich zu haſſen anfing. Man entwarf ins Geheim Pläne, ſie zu ſtürzen, aber jeder Verſuch mißlang, denn die Frau von X . . . . war in dergleichen Fällen ſehr bewandert, und wußte jeden

Keim von der Art auf der Stelle zu erſticken. Maria war etwas über ein Jahr im Dienſte der Frau von X . . . . geweſen, als ihr Gemahl ſchrieb, daß er kommen würde; denn er war anderthalb Jahr in Geſchäften an einem entfernten Hofe geweſen. Dieſe Nachricht beſchaftigte nun alle Kopfe, Hände und Fuße, um alles auf dieſen Empfang vorzubereiten. Der frohe Tag kam, und der Baron von X . . . . wurde von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Bedienten und von allen Unterthanen mit lautem Jubel empfangen.

Nach einigen Tagen, als die erſten Wallungen der Freude vorbei waren, wurde der Baron aufmerkſam auf Marien; er ſah wie vertraut ſeine Gemahlin mit ihr umging; er beobachtete ſie, und bemerkte bald, daß dies Frauenzimmer kein Mädchen von gemeinem Schlage wäre. Er nahte ſich ihr und ſprach freundlich und vertraut mit ihr. Je mehr aber dies geſchah, deſto tiefer verneigte ſich Maria und deſto ernſter und zurückhaltender wurde ſie; aber deſto zudringlicher wurde auch der gnädige Herr. Die Frau Amtmännin, die das gute Mädchen auf allen Tritten und Schritten beobachtete, glaubte ein bequemes wirkſames Mittel gefunden zu haben, Marien zu ſtürzen und aus dem Wege zu ſchaffen; ſie ſuchte alſo Gelegenheit, die gnädige Frau allein zu ſprechen, und fand ſie. Es thut mir leid, „fing ſie an“ Ihro Gnaden etwas Unangenehmes ſagen zu müſſen, allein meine Sorge für Ihre Ruhe und Ihr eheliches Glück macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie keine Schlange in Ihrem Buſen erziehn mögen. Die Frau von X. ſah ſie verwundert an, und fragte, was ſie damit ſagen wollte? Jene erwiederte mit ſehr bedeutender Miene, Maria ſucht dem gnädigen Herrn zu gefallen, und — kein Wort mehr! rief die Frau von X. und entfernte ſich. Da ſtand nun die boshafte Verläumderin wie vom Donner gerührt, ſie ſchlich fort und von nun an war ſie aus dem Herzen ihrer Gebieterin ganz weggetilgt. Durch dieſen Auftritt war das Herz der Dame erſchüttert: es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gemahl zutraulicher gegen Maria ſey, als es ſich für ihn ſchicke; ſie hatte aber mit Freuden bemerkt, wie geziemend ſich das Mädchen dabei benahm. Ihr erſter Gang war alſo auf Mariens Zimmer, um ſich mit ihr zu bereden, was in dieſer delikaten Sache anzufangen ſey; aber wie erſtaunte ſie, als ſie das Zimmer leer, und auf der Toilette folgendes Billet fand!

„Mit blutendem Herzen verlaſſe ich ein Haus und eine Gebieterin, die meinem Herzen ſo nahe und meiner Bildung ſo nützlich war, aber unbedingte Pflicht befiehlt mir, mich zu entfernen. Spüren Sie der Urſache nicht nach, gnädige Frau! ich allein bin Schuld, daß ich dieſen Schritt thun muß. Leben Sie wohl, ewig und unveränderlich Ihro Gnaden unterthänige und innigſt ergebene Maria!“

Zugleich bemerkte auch die Baronin, daß das gute Mädchen alle Geſchenke, die ſie von ihr bekommen, beiſammen auf die Kommode gelegt und nicht mitgenommen hatte; ſogar hing noch ein Kleid da, was ſie ihr vor ein paar Tagen geſchenkt hatte, aber noch nicht zurecht gemacht war. Stillweinend nahm ſie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, was geſchehn war. Der Baron wurde roth, ſehr beſtürzt und ſagte: Beruhige dich, meine Liebe! du ſollſt Marien wieder haben, und ich ſtehe dir dafür, daß ſie dir nicht wieder entläuft; ſie verſetzte: du irrſt lieber Mann! ich kenne Maria beſſer. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; ſie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für deſſen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Mooſe arbeitete. Dieſem ſehr rechtſchaffenen Manne vertraute ſie ihr Geheimniß und bat um die ſtrengſte Verſchwiegenheit, auch in Anſehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab ſich dieſer Kaufmann, welcher Nulemann hieß, alle Mühe die Maria anſtändig unterzubringen; dieſe Mühe war auch nicht vergebens; denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Nahmens Bertram, ein Teutſcher von Geburt und ein Proteſtant, der ſich dort verheurathet hatte, und eine teutſche gottesfürchtige Erzieherin für ſeine Kinder zu haben wünſchte. Dieſem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und ſie reiſte unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde ſie wie eine nahe Verwandte aufs zärtlichſte empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte ſchon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre perſönliche Erſcheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menſchen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böſe hingegen kroch in ſein Schneckenhäußchen zurück.

Maria ſchien für dieſen neuen Wirkungskreis geboren zu ſeyn, und ihre Rocheller Freunde dachten ſchon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Inſtitute zu verhelfen, ſobald ſie in Bertrams Hauſe fertig ſeyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, ſie dachte: Wenn es der Wille der Vorſehung iſt, ſo bin ich mit dieſem Wirkungskreiſe wohl zufrieden; indeſſen befliß ſie ſich die franzöſiſche Sprache nicht allein geläufig und ſchön zu ſprechen, ſondern auch grammatikaliſch zu erlernen und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In dieſem angenehmen Verhältniß verfloſſen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erſchien; er hatte Herren Bertram einen Wechſel zu präſentiren, um Geld zu einer Reiſe nach Italien zu empfangen; er hieß Corshill. Da nun Herr Bertram mit ſeinem Vater in Verbindung ſtand, ſo behielt er ihn zum Eſſen. Corehill warf ein Auge auf Maria und ihr ganzes Daſeyn feſſelte ihn dergeſtalt, daß er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm ſich zu entfernen, denn Maria ſey keine Parthie für ihn, und ſein Vater würde nie ſeine Einwilligung zu einer ſolchen Verbindung geben. Corehill ſchien dieſen Ermahnungen auch Gehör zu geben, und blieb aus dem Hauſe weg, aber Rochelle verließ er nicht, ſondern er blieb im Geheim da, und brütete über einen Plan Maria zu entführen, der ihm in kurzem leider auch gelang: denn als ſie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, ſo bemerkte ſie Corehill, der auf ſolchen Fall die gehörigen Anſtalten getroffen hatte; er ließ ihr alſo durch zween ſeiner gutbezahlten Helfers-Helfer aufpaßen, dieſe ergriffen ſie in einer engen Gaſſe, ſetzten ihr den Dolch auf die Bruſt mit der Drohung, ſie auf der Stelle zu tödten, wenn ſie einen Laut von ſich geben würde, dann ſchleppten ſie ſie in ein abgelegenes Haus, deſſen Beſitzer ebenfalls in Corehills Dienſt waren. Dieſer ließ ſich aber vor Maria nicht ſehen, daher wußte ſie auch nicht, wer der Böſewicht ſey, der ſie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte ſie mit tauſend Thränen zu Gott ihrem Erlöſer um Schutz und Rettung ihrer Ehre: denn ſie fing an, aus allen Umſtanden zu vermuthen, daß ſie in ein verdächtiges Haus gebracht worden ſey. Sie bewohnte oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo ſie niemand ſehen und hören konnte, übrigens fehlte es ihr an Eſſen und Trinken nicht, es wurde ihr auch nichts Unanſtändiges zugemuthet. Daß Herr Bertram alle Muhe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundſchaften, das läßt ſich denken, aber alle Anſtalten waren vergebens, und ſie wurde ſehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, ſo wurde ſie von den nämlichen Böſewichtern und unter denſelben Drohungen wieder abgeholt; man trachte ſie durch Seitenwege auf ein Schiff, und überantwortete ſie dem Kapitän, der ſie in Empfang nahm, und in eine Kajüte einſchloß, die mit einer Wache verſehen war, damit ſie nicht ohne Erlaubniß ausgehn konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn ſie hoffte nun, daß ſie gegen unerlaubte Zumuthungen geſichert ſeyn würde, doch blieb ſie in beſtändigem Andenken an Gott und im inneren unabläßigen Gebet um ſeine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Corehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erſchrak als ſie ihn ſah und nun erfuhr ſie wer ſie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, ſagte ſie ihm mit gelaſſener Miene aber feſtem Ton: Mein Herr! Sie haben ſich viele vergebliche Koſten meinetwegen gemacht, denn ich verſichre Ihnen heilig daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die

Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenſeitige Liebe erfordert, und dieſe haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen iſt, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Abſichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, ſo wiſſen Sie, — bei dieſen Worten ſtund ſie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — ſo wiſſen Sie, daß die Allmacht mein Schutz iſt, und daß Satan ſelbſt, vielweniger ein ſo ſchwacher Menſch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unſchuld nicht überwältigen kann. Dies iſt meine erſte und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlaſſen Sie mich.

Die Würde, der Ernſt und Anſtand, mit denen Maria ſprach, feſſelten den verzognen, leichtſinnigen und wollüſtigen Jüngling an den Boden. Bei allen ſeinen Verſuchen und Abentheuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein ſolches Weſen war ihm noch nie vorgekommen, am mehreſten erſchreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria ſprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entſchloſſenheit auf felſenfeſten Grundſätzen beruhte, die er zu erſchüttern nicht vermögend war. So ſtand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abſchied: Ich verſichre Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl ſeyn; nur die nicht, die dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerſpricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe, aber nun gab es Gelegenheit, an etwas andres zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, ſo entſtand ein ſchrecklicher Sturm aus Weſten; der Wind heulte, und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihrer Hangematte liegen und ergab ſich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entſtand aber ein Seelzagendes Geheul, ein ſchreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hangematte und machte die Thüre auf. Da ſie merkte, daß ihre Wache fort war, ſo ging ſie heraus, und nun erfuhr ſie, daß ein Schiffbruch unvermeidlich ſey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felſigtes Land, von wannen her man ſchon die Brandung furchtbar donnern höre; ſie ging alſo wieder in ihre Kajüte und erwartete kniend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und ſah ſie nichts. Auf einmal, des Morgens als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felſen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb ſitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erſt recht an. Alles ſtürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menſchen überladen und nicht fern vom Schiff ſchlug es um, ſo daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter dieſen befand ſich auch der bedaurenswürdige Corehill, der ſeinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

Mariens Kajute war gerade über dem Leck und mit dieſem ſaß das Schiff feſt auf dem Felſen, der Sturm ließ nach, das Waſſer ſtieg nicht mehr. Im Gegentheil, weil die Fluth aufhörte und die Ebbe anfing, ſo leerte ſich das Schiff bis auf den untern Raum vom Waſſer aus, der Schiffspatron nebſt noch einigen Matroſen und Paſſagieren waren zurückgeblieben, dieſe verſammelten ſich im Hintertheil bei Maria und erwarteten die fernere Rettung von der Vorſehung, die nun auch nicht lange ausblieb.

Das Land, von welchem ſie kaum eine halbe Stunde entfernt waren, war die engliſche Inſel Guernſey. Nicht weit vom Ufer auf einem Hügel ſtand ein ſchönes Landhaus mit anmuthigen Gärten und Gefilden umgeben; von da her ſahen ſie bald einige Männer herab laufen, die einen Kahn vom Ufer los machten, ſich ihnen näherten, in zween Fahrten ſie alle retteten und ans Land brachten, dann wurde auch alles aus dem Schiff geholt, was noch brauchbar war. Der Kapitän und ſeine Leute nebſt den Reiſenden gingen alſofort nach der Stadt St. Peters, Maria aber konnte nicht weiter, ſie war von dem vielen Schrecken und durch die ausgeſtandene Gefahr matt und müde geworden. Zudem ſpürte ſie einen Anfall von Fieber. Die Männer, welche ſie gerettet hatten, waren ſehr freundlich, ſie fahrten ſie in das ſchöne Haus auf dem Hügel, und gerade zu der Herrſchaft, welche aus einem ſehr anſehnlichen Herren von etwa 50 Jahren und ſeiner Gemahlin einer Dame von 42 Jahren beſtand.

Beide ſtammten aus der Normandie her, und waren Hugenotten. Ihre Verfahren ſchrieben ſich Remond de la belle Roſe. Dieſe edlen Menſchen nahmen Maria auf das liebreichſte und freundlichſte auf, ſorgten auch dafür, daß ſie von einem Arzt bedient und gehörig verpflegt wurde, wodurch ſie ſich bald wieder erholte und dann nach Rochelle an Herrn Bertram ſchrieb, wie es ihr ergangen, und wo ſie ſich befände, ſie erbot ſich auch wieder zu kommen, ſobald ſich Gelegenheit fände. Allein aus dieſer Rückkehr wurde nichts, denn es gingen große Veränderungen im Bertramſchen Hauſe vor, die eine ganz andre Einrichtung nöthig machten. Maria paßte aber auch ganz für das Remondiſche Ehepaar, die drei Herzen zogen ſich wechſelſeitig ſo ſtark an, daß an keine Trennung mehr zu denken war; und da die guten Leute keine Kinder hatten, auch einſam wohnten, und wegen ihrer hochreligiöſen Denkungsart ſehr wenig Umgang hatten, ſo war ihnen Maria ein Kleinod, das ſie um keinen Preis entbehren mochten. Sie wurde wie ein Kind gehalten, und mit allem nöthigen reichlich verſehen. Dagegen bediente ſie denn auch ihre Herrſchaft mit aller Treue. Zur die Madam Remond machte ſie alle Kleider und Putzſachen, dann las ſie beiden täglich eine Stunde vor.

Dieſer glückliche Zuſtand währte etwas über zwei Jahre, nun entſtanden aber hohe Prüfungen in dem kleinen Kreiſe dieſer edlen Menſchen. Madam Remond fing an bedenklich zu kränkeln und ihrem Gemahl ſuchte man Schwierigkeiten wegen ſeiner groſſen und anſehnlichen Wollentuchmanufaktur zu machen, die er auf ſeinem Rittergute angelegt hatte. Einige reiche Kaufleute waren die Triebfedern in dieſer Kabale, ſie bedienten ſich der gewiſſenloſeſten und ränkevollſten Advokaten, um den frommen und guten Remond endlich müde zu machen, und ihn zum Verkauf zu bewegen.

Während dieſem Kreuz und Kummer von außen ſtieg auch das innere häusliche Leiden immer höher; denn man fing nun an, des baldigen Heimgangs der Madame Remond gewiß zu werden. Hier betrug ſich nun Maria wie ein Engel der Hülfe, die weder Tag noch Nacht von der Kranken wich, ſie geiſtlich und leiblich erquickte durch chriſtliches Zureden, und durch himmliſche Tröſtungen in Anſehung der nahen Zukunft. Die liebe Kranke wurde dadurch ſo hoch begeiſtert, daß, ſie den Vorgeſchmack des ewigen Lebens empfand, und alle drei geriethen oft in einen Zuſtand, der dem der Seligen nahe kam.

Einſtmals als Remond allein bei ſeiner Gattin ſaß, und ſie in ſeinen Armen eingeſchloſſen hielt, ſagte ſie zu ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, deſſen ich mich entledigen muß: du kannſt und darfſt dich von unſerer Maria nicht trennen. Sie iſt uns mit ihrem ganzen Daſeyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anſtand und Würde kannſt du ſie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen läſſeſt. Du biſt zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt ſind, aber Maria iſt eine weitgeförderte Chriſtin; ihr werdet ein himmliſches Leben zuſammen führen; wir werden uns Alle drei wiederſehen, und dann ewig vereinigt ſeyn. Remond drückte ſie an ſein Herz, ſeufzte und ſchwieg.

Nach einigen Tagen ſchlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die ſeligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeſchäfte vorüber waren, ſo ſagte Remond zu Marien: Meine theuerſte Freundin! wir können nun nicht länger beiſammen bleiben, ſondern wir müſſen uns trennen. Sie können denken, wie weh es mir thut, allein der Wohlſtand und unſere Ehre erfordern es. Indeſſen haben uns aber Religion und Freundſchaft ſo innig verbunden, daß keine Macht dieſe Verbindung, die zwiſchen unſern Herzen beſteht, auflöſen kann. Einſam kann ich hier, wo ſo viele Erinnerungen die Wunden meines Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde alſo auf Reiſen gehn: Sie können eben ſo wenig hier bleiben, denn ich bin Willens, dieſes Gut zu verkaufen, und mich anderswo niederzulaſſen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wiſſen wie Ihre Sachen ſtehn, ſo überreiche ich Ihnen hier mein Teſtament, worin ich Sie zu meiner einzigen Univerſalerbin eingeſetzt habe. Nahe Verwandte hab ich nicht, eben ſo wenig meine ſelige Frau, und die entfernten ſind reich. Sie werden auch in dieſen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, ſo wie aller Mobilien finden. Dies alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und geſetzmäßig ausgefertigt, und gebe es jetzt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieſer Reiſe über mich gebieten ſollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Beſtimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechſeln, und Ihnen immer ſchreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch ſicher antworten können. Ich habe in London eine ſehr fromme und vertraute Freundin die Lady Stonbury, dieſer habe ich Ihretwegen geſchrieben, dahin werden Sie nun reiſen und ſich ſo lange bei ihr aufhalten, bis die Verſehung Ihnen einen beſtändigen Aufenthalt anweiſt.

Maria war über das Alles ſo gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken: daher antwortete ſie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf dieſen Ihren Antrag kann ich erſt nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen ſie felſenfeſt auf Alles, was Gehorſam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiſte Maria mit ſicherer Begleitung nach London und wurde aufs freundſchaftlichſte empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und ſeine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der engliſchen Bank niedergelegt.

Die Lady Stenbury lebte ſtill und eingezogen in der großen und geräuſchvollen Stadt. Sie war mit den Methodiſten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserleſenen Freunden und Freundinnen aus dieſen Geſellſchaften hatte ſie durchaus keinen Umgang. Maria ſchickte ſich gut in dieſe Zirkel; es war ihr wohl unter Menſchen, die wahrhaft Gott fürchteten. Die chriſtliche Liebe äußert ſich da, durch gegenſeitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter dieſen frommen Perſonen befand ſich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hauſe war. Dieſer wachte nicht über ſein Herz und ſo ſchlich ſich die Liebe zu Maria in daſſelbe ein. Er ſuchte immer ihre Geſellſchaft und auch ſie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonburn bemerkte dies noch zu rechter Zeit, ſie nahm alſo Maria allein und ſagte: Freund Remond hat Ihnen ſein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingniſſe vorgeſchrieben?

Sie. Ja! er ſagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Beſtimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Verſprechen wirklich gehalten habe.

Maria erſchrack, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerkſam, nicht wachſam auf mich, ſuchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond ſchreiben, es fände ſich da Gelegenheit zu einer anſtändigen Verſorgung?

Maria bedachte ſich ein wenig, dann antwortete ſie: es ſteigen ſo dunkle Ideen und Ahnungen in mir auf: Herr Remond kann mir doch ſein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute ſchuldloſe Seele! fällt Ihnen das jezt erſt ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannsperſonen zu meiden, und ſich ganz der Führung des himmliſchen Vaters zu überlaſſen.

L. St. Vortreflich, mein Kind! Machen Sie ſich das zum unverbrüchlichen Geſetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott wie nöthig iſt das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte ſie, und verſetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in dieſem ruhigen und frommen Hauſe vergnügt zugebracht, und fleißig mit Remond Briefe gewechſelt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; ſie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf ſchrieb er ihr ſehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...ſchen gekauft; er habe ſie beſucht und beſehen, er hoffe, dieſe künftige Herberge fürs Erdeleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von dieſem Gut annehmen. Maria dankte Gott, freute ſich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Bald hernach kam Remond nach London, aber er befand ſich in traurigen Umſtänden; eine Leberentzündung, und darauf folgende Verhärtung und Verſtopfung dieſes edlen Eingeweides, hatte ihn elend gemacht. Sobald er kam, mußte er ſich zu Bette legen. Das erſte was er nun vornahm, war, daß er ſich mit Maria trauen ließ, und noch einen Anhang zu ſeinem Teſtament machte, worin er Maria auch als Erbin zu der Baronie Goldenbeck einſetzte. Jetzt war ſie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wurde ihr ſehr ſchwer ſich mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes zu fügen; ſie ſchwamm beſtändig in Thränen und flehte zu Gott um Remonds Geſundheit; er erholte ſich auch wieder in ſo fern, daß er mit ihr nach Teutſchland reiſen konnte; hier in Goldenbeck lebte er nur ein halbes Jahr; er ſtarb den Tod des Chriſten und ſeine Gemahlin ertrug ihn heldenmüthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten Adel das Geſpräch laut, Marie ſey nicht allein nicht von Adel, ſondern auch von ungewiſſem Herkommen, ſie könne und dürfe kein freiadliches Gut beſitzen, es müſſe ſich jemand finden, der ihr den Kaufpreis wieder gäbe, und dann könne ſie gehn, wohin ſie wolle. Maria erfuhr dies Geſchwätz; um ſich ſicher zu ſtellen, reiſte ſie an den Hof, erkundigte ſich bei dem Lehnhof nach allen Rechten des Adels und erfuhr nun, daß ſie ganz ruhig ſeyn konnte, denn ihr ſeliger Gemahl habe alles geleiſtet und berichtiget, ſie ſey die eigentlich wahre Beſitzerin und in allem Betracht Freifrau von Goldenbeck. Wenn ſie aber wieder heurathen wollte, ſo würde ſie wohlthun, wenn ſie einen Herrn von Adel wählte. Maria reiſte mit herzlichem Dank gegen Gott wieder nach Goldenbeck zurück, und fing nun an, die vortreffliche Erziehungsanſtalt zu ſtiften, die Sie jetzt in ihrer ganzen Blüthe ſehen; nur erhöhte ſie die Beſoldung auf 2000 Gulden, dann ſtiftete ſie ein Kapital von 24,000 Gulden zum Schulfond für das Dorf Goldenbeck und machte dann die Verordnung, daß der Schullehrer 1000 Gulden nebſt freier Wohnung mit einem Garten haben ſollte, das Haus baute ſie ihm, und einen Garten kaufte ſie dazu, übrigens war dann die Schule frei, Schulgeld wurde nicht geſtattet. Um aber auch für die Armen zu ſorgen, ſo baute ſie ein Arbeitshaus, in welchem Wolle, Flachs und Baumwolle geſponnen wurde: um das alles zu verarbeiten, ſuchte ſie Fabrikanten auf, die ſich in Goldenbeck niederließen, wodurch nun alles unter Gottes Segen ins Blühen und Gedeihen gerieth. Der Grund von allem aber war, daß ſie nie, weder in ihre Dienſte noch zum Wohnen auf ihrem Rittergut jemand annahm, der nicht die Religion liebte, ſchätzte und auch ausübte.

Zu ihrem täglichen Umgang hat ſie eine Predigerwittwe von reifem Alter, die durch viele Leiden geprüft und arm iſt, aber große Erfahrungen im Chriſtenthume und Weltkenntniß hat. Dieſe unterſtützt ſie auch in der Mädchenbildung, die ſie unternommen hat. Zu ihrer Bedienung hat ſie ein Kammermädchen und einen Kutſcher, der auch die Bedientenſtelle vertritt; dann einen Hausmeiſter, der mit ſeiner Frau, die zugleich die Küche beſorgt, die ganze Haushaltung führt; ferner einen Rentmeiſter und einen Beamten der ein Rechtsgelehrter iſt.

Zu gewiſſen Zeiten giebt ſie allen Armen eine Mahlzeit; wer dabei erſcheint, muß durchaus reinlich und nicht zerriſſen gekleidet ſeyn: denn beides kann auch der Aermſte beſorgen, und wer es nicht kann, für den ſorgt ſie. Bei ſolchen Mahlzeiten ſcheint die gnädige Frau recht in ihrem Element zu ſeyn. Sie macht die Wirthin, dient allen mit zuvorkommender Freundlichkeit und ißt mit ihnen, und zwar nicht beſſer als ſie es auch haben. Demuth und Liebe ſind ihre hervorſtechenden Tugenden. Daher rührt nun auch der hohe Grad von Sanftmuth, den ſie bei allen Gelegenheiten blicken läßt, ſo weit ihre Pflichten es erlauben; unter vielen Beiſpielen nur eins: Nicht weit von hier wohnt eine ſehr ſtolze adliche Dame, die ich einſtweilen Frau von Ypſilon nennen will. Dieſe kam vor ein paar Jahren mit einem paar Lakaien hier aufs Schloß gefahren. Maria ging ihr bis vor die Pforte freundlich entgegen: der Willkommen hieß: guten Morgen Madam Remond, dann rauſchte ſie vorbei und nahm den Arm nicht an, den ihr die gnädige Frau anbot, ſie ging alſo ruhig hinten nach. Die Dame Ypſilon marſchirte ohne weiteres in den Saal, die Bedienten aber blieben draußen als ob ſie Schildwache ſtehen wollten. Maria folgte ihr in den Saal, verneigte ſich freundlich und fragte, was die gnädige Frau zu befehlen hätten? Die Dame ſpazierte auf und ab, ſpielte mit dem Fächer und antwortete: das will ich Ihnen ſagen, Madam Remond! Ich bin hergekommen, um Ihnen ein für allemal zu erklären, daß ich Ihre Behandlung der Wildbahn nicht länger dulden will.

Maria. Wie ſo, grädige Frau?

Die Dame. Sie laſſen auf Ihrer Wildbahn alles niederſchießen was ſich von Wildpret nur blicken läßt. Alles was nur von meiner Baronie in Ihre Waldung hinuber wechſelt, das iſt für mich verlohren, aber ich laſſe Ihrem Jäger eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er ſich auf der Gränze blicken läßt. Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich auf den Sopha, Maria gegenüber auf einen Stuhl und erwiederte: Meine Unterthanen —

Fr. v. Ypſil. (leiſe und verächtlich). Meine Unterthanen —

Maria. Meine Unterthanen haben das Recht, das was ſie mit ſaurer Mühe geſäet und gepflanzt haben und wovon ſie Schatzung und Steuer bezahlen, auch ganz und ruhig zu genieſſen und es iſt meine Pflicht, ſie dabei zu ſchützen.

Fr. v. Ypſil. (ſpöttiſch). Sie ſtehen aber auch in einem nähern Verhältniß mit Ihren Unterthanen als ich.

Maria. Ich verſtehe Sie, gnädige Frau! ich danke Gott herzlich für dieſes Verhältniß. Die wechſelſeitige Liebe zwiſchen mir und meinen Unterthanen wird mich einſt ſehr glücklich machen, wenn von Stand und Adel nicht mehr die Rede ſeyn wird.

Die Frau von Ypſilon war betroffen und verwirrt, dann fuhr ſie fort: ich muß Ihnen ſagen, daß ich vielen Schaden an meiner Wildbahn dadurch leide, daß Sie alles niederſchießen laſſen.

Maria. Das kann ich nicht ändern, laſſen Sie Ihre Waldungen einzäunen, gnädige Frau!

Fr. v. Ypſil. Einzäunen? Wovon ſoll das Wild denn leben?

Maria. Das kommt auf die Entſcheidung an, ob das Wild mehr Werth hat, als die Unterthanen. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie ſpeiſen doch auch wohl mit Unadelichen. Gönnen Sie mir die Ehre und nehmen Sie dieſen Mittag vorlieb mit mir.

Die Frau von Ypſilon fühlte ſo ſehr die feurigen Kohlen auf ihrem Kopf, daß ſie ſich nicht zu helfen wußte; ganz entwaffnet ſagte ſie gerührt und betroffen: Für diesmal muß ich mirs verbitten, dann ſtund ſie auf und eilte fort; ſeit der Zeit haben wir Ruhe von der Seite.

Ein andermal kam ein junger Baron in vollem Gallop in den Schloßhof, ſchoß einen Hund mit einer Piſtole todt und mit der andern ein Loch in das Wappen über dem Portal. Der Amtmann arretirte den jungen Brauſekopf, und Maria ſchrieb an ſeinen Vater einen ſehr höflichen Brief, worin ſie ihn um Verzeihung bat, daß ſie ſeinen Sohn in Verwahrung genommen habe; ſie fürchte, er habe den Verſtand verlohren, denn er habe ihr ohne Veranlaſſung einen Hund todt, und ein Loch in ihr Wappen über dem Thor geſchoſſen; er möchte alſo den bedaurenswürdigen Menſchen durch ein paar handfeſte Reuter abholen laſſen. Der Vater ſchämte ſich, ſchickte einen Reitknecht, mit dem der Junker wieder abzog.

Maria ſpricht immer freundlich und liebevoll mit ihren Unterthanen, ſie läßt nie merken, daß ſie ihre Gebieterin iſt, aber ſie ſcherzt auch nicht niedrig mit ihnen; ſie macht ſich nicht gemein, aber ſie iſt auch unerbittlich ſtreng gegen boshafte oder muthwillige Verbrecher. Dieſe begnadigt ſie nie; aber ſie erzeigt auſer dem auch ſelbſt dem Verbrecher alle mögliche Liebe. Sie prägt jedermann Ehrfurcht und Liebe ein, ſobald man mit ihr umgeht, daher geſchieht es ſelten, daß ſich jemand mit Worten oder Handlungen gegen ſie vergeht, und wenn es geſchieht, ſo putzt ſie niemand aus, ſie giebt ſich kein gebietendes Anſehn, aber ſie weiß einen ſo mit Sanftmuth nieder zu donnern, daß er ſich beſchämt und ehrfurchtsvoll wegſchleicht. Eben das geſchieht auch, wenn irgend Jemand in ihrer Gegenwart zweideutig ſcherzt, oder über religiöſe Materien ſpöttelt. Bei ſolchen Gelegenheiten iſt ſie in treffenden Einfällen unerſchöpflich. Hier endigte der Paſtor Rittberg ſeine Erzählung, ich dankte ihm verbindlich, und meine Ehrfurcht gegen die Frau von Goldenbeck war nun noch um vieles vermehrt worden. Ich ſah und ſprach ſie noch ein paarmal; und fragte dann den Pfarrer Rittberg, ob dieſe herrliche Dame nicht wieder heurathen würde? Er antwortete: Nein! darüber hat ſie ſich beſtimmt erklärt. Ich fragte ferner: was denn aus ihrem Rittergut werden ſollte? er erwiederte: auch darüber hat ſie noch keine Sylbe geäußert. Jezt nahm ich von dieſem ehrwürdigen Manne und ſeiner Familie Abſchied, und reiſte dann nach Bremen.

Ich hatte mit dem Pfarrer Rittberg die Abrede genommen, daß er mir von Zeit zu Zeit von dem Leben und Wirken der Maria von Goldenbeck Nachricht geben möchte: als ich nun einige Wochen von meiner Reiſe wieder zurückgekommen war, ſo erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Staunen, die Hand auf den Mund legen, Anbeten und Danken, füllt jezt jede Minute meines Lebens aus; ſtellen Sie ſich den Auftritt vor, der mir geſtern begegnete: Ich ſaß Vormittags um neun Uhr in meinem Studierzimmer und arbeitete an der Predigt auf nächſten Sonntag; plötzlich ſtürmte Maria mit offnen Armen herein. Hohe Freude ſtrahlte auf ihrem Geſicht, ſie flog mir um den Hals, und rief: mein Vater! mein Vater! ach Gott mein Vater! — Da ſtand ich wie an den Boden geheftet. Vor ihren Küſſen und Umarmungen konnte ich nicht zum Wort kommen, aber ich wußte auch nicht, was ich ſagen ſollte, ich war der Ohnmacht nahe. Von mir lief ſie zu meiner Frau; jetzt fiel mir ein, daß dieſe Ueberraſchung der lieben Kranken ſchaden könne, ich eilte ihr alſo nach, allein ich ſah, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn ſie fing ſehr behutſam an, ihr nach und nach beizubringen, daß ich ihr Vater und ſie ihre zweite Mutter ſey; dann kam es wieder zum küſſen und umarmen. Dieſe Freude iſt meiner Frau ſehr wohlthätig, und ich habe wirklich Hoffnung, daß ſie nach und nach, wenigſtens zum Theil geneſen wird.

Sie werden nun begierig ſeyn, zu erfahren, wie ſich dieſer Knoten entwickelt. Ich wurde als Candidat nach Amerika in eine Gemeinde berufen, die aus vertriebenen Salzburgern beſtund, dort arbeitete ich im Segen, und heurathete ein frommes und angenehmes Mädchen aus meiner Gemeinde. Ihr Vater hatte eine Pflanzung angelegt und war ein angeſehener wohlhabender Mann. Nun entſtand der ſiebenjährige amerikaniſche Krieg; alle Mannsperſonen wurden aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, und ich ſelbſt war davon nicht ausgenommen. Da nun dieſes meiner Ueberzeugung zuwider war, und meine Gemeinde ſich ohnehin gänzlich zerſtreute, ſo beredete ich mich mit meiner Frau, und wir beſchloſſen, daß ich wieder nach Teutſchland gehn und ſie ſo lang mit ihrem Kinde bei ihrem Vater bleiben ſollte, bis ſie eine ſichere Gelegenheit finden würde, mir zu folgen. Dann beſtimmte ich ihr auch einen Ort und ein Haus, wo ſie mich entweder ſelbſt, oder doch Nachricht von mir antreffen könnte. So reiſete ich her, und bekam auch bald eine gute Pfarrerſtelle. Ich ſchrieb dies nach Amerika an meine Frau, bekam aber keine Antwort, ich ſchrieb wieder, aber auch vergebens; endlich ſchrieb ich an meinen Freund nach Neujork, und bat ihn, ſich nach den Meinigen zu erkundigen; aber wie erſchrack ich, als ich durch ſeine Antwort erfuhr, daß meine Gemeinde von den Wilden verheert, verbrannt, und alles entweder gefangen genommen oder ermordet ſey. Ich beweinte und betrauerte lange meine arme Frau und mein Kind; ich ſchrieb hernach noch oft dorthin, um gewiſſe Nachricht von ihr einzuziehen, habe aber nie das geringſte von ihr erfahren können, bis mir jetzt Maria den ganzen Hergang erzählt hat. Ich wartete achtzehn Jahre lang, und dann heurathete ich meine jetzige Frau. Meine ſelige Betty hatte nicht lange nach meiner Abreiſe eine ſichere Gelegenheit gefunden, nach Holland zu kommen; nun hatten wir einen jungen Menſchen auch von teutſcher Herkunft, in Dienſte genommen, dieſen nahm ſie mit, damit ſie unterweges jemand zur Bedienung hätte. Mit dieſem Menſchen kam ſie glücklich nach Rotterdam, wo ſie einen Wechſel von tauſend Gulden einkaſſierte, dann ſetzte ſie ſich auf den Poſtwagen und fuhr bis C.... von wannen ſie nur noch drei Stunden bis zu dem Ort ihrer Beſtimmung hatte. Da ſie nun des Fahrens in den ſchrecklichen Wegen herzlich müde war, ſo beſchloß ſie die drei Stunden zu Fuß zu gehen. Der Knecht trug ihren Bündel und das Kind, aber ungefähr auf der Hälfte des Weges ſtirbt ſie plötzlich. Der Knecht nimmt ihr nun das Geld, die Briefſchaften und was ſie koſtbares bei ſich hat, und geht fort. Zu B....hat er hernach geheurathet, jetzt nach 38 Jahren kommt er aufs Sterbebett und zur Erkenntniß ſeines Verbrechens: er läßt nun Notarius und Zeugen nebſt dem Prediger zu ſich kommen, erzählt die ganze Geſchichte und bittet, daß man ſie der Frau von Goldenbeck ſchicken und daß ſie ihm verzeihen möchte, er habe ihr ungefähr 1200 Gulden an Geld und Geldeswerth entwendet, ſo viel habe er zwar nicht im Vermögen, aber was er nachlaſſe das gehöre ihr zu.

Maria wird es aber den Seinigen, und ſo wie ich ſie kenne, noch mehr dazu ſchenken. Dann bemerkt der Sterbende auch noch in ſeiner Erzählung, daß ich der Mann der ſeligen Betty geweſen, und der Vater der gnädigen Frau ſey. Da ich der Frau von Goldenbeck oft meine

Geſchichte erzählt hatte, ſo kam die Sache nun ins Klare und zur vollkommnen Gewißheit. Sie können ſich vorſtellen, theurer Freund, welches Vorgefühl des Himmels wir jetzo empfunden. So weit der Herr Pfarrer Rittberg.

Ungefähr ein Jahr darauf erhielt ich wieder einen Brief von ihm, folgenden Inhalts:

Maria iſt nicht mehr hienieden, ſie wandelt unter den Lebensbäumen in Jeruſalems goldenen Gaſſen, genießt ihre Früchte, und mit ihren Blättern erquickt ſie die Heiden. Meine Thränenquellen waren in meinem 74ſten Lebensjahre längſt vertrocknet, aber noch einmal goß der Erndteengel von ſeiner Silberwolke Himmelsthau in meine Augen, ich konnte durch den Thränenbach der verklärten Seele nachblicken wie ſie gen Himmel fuhr. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich Ihnen ihre lezte Lebens- und dann Sterbensgeſchichte erzählen darf.

Die Entdeckung, daß ſie meine Tochter war, gab ihr und uns allen neues Leben. Sie wünſchte, daß ich mit meiner Frau und beiden Töchtern nun zu ihr ins Schloß ziehen möchte, allein ich redete ihr das aus und ſie billigte auch meine Gründe. Die Verhältniſſe blieben alſo im Aeußern wie vorher, aber im Innern waren ſie herzerhebend; wir ſpeiſeten oft auf dem Schloß mit ihr, und ſie auch oft im Pfarrhaus mit uns. War ſie bisher uns ſchon ein Engel des Segens geweſen, ſo war ſie es nun meinen Töchtern noch weit mehr. Sie ſuchte ſie mit aller Macht der Beredſamkeit und der Religion ſo zu leiten, daß ihr Sinn von allem Irrdiſchen, von allen ſinnlichen Genüſſen und von weltlicher Große abgeleitet, auf das Himmliſche allein gerichtet werden mußte; dann bediente ſie ſich beſonders meiner älteſten Tochter Caroline in allen ihren Geſchäften, und führte ſie ſo an, daß ſie auf den Fall ihres Todes ihre Stelle vertreten konnte. Ich ahnete etwas, aber weder ich noch meine Frau wagten es aus Zartgefühl nicht, etwas über unſre Ahnung zu ſprechen.

Im verwichnen Auguſt kam ich gegen Abend zu ihr, ſie beſchäftigte ſich im Garten mit den Herbſtblumen; ſie bewillkommte mich ſehr heiter und freundlich, aber ich bemerkte in ihrem Angeſicht eine Veränderung, etwas Erhabenes, Fremdes, das ich nicht zu nennen weiß, es war das Siegel zum Uebergang ins ewige Leben. Ich verbarg meine Empfindung, aber es wurde mir wehmuthig ums Herz! Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände? Sie antwortete: ſehr wohl theurer Vater! dann faßte ſie mich am Arm und wir wandelten im Garten umher. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen fing ſie ganz gerührt an: Ich hab' in der verwichnen Nacht, oder vielmehr dieſen Morgen vor dem Erwachen einen merkwürdigen Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen muß: Ich träumte, es wäre frühe Morgendämmerung und zwar im Frühling; denn alle Gewächſe ſtanden in voller Blüthe. Ich befand mich in einem ſtillen angenehmen Thal am Fuß eines waldigen Berges, über deſſen Gipfel her die Morgendämmerung glänzte. Mir war unbeſchreiblich wohl, und indem ich mich ſo umſah, fühlte ich mich leicht, ich konnte mich erheben und hinſchweben wohin ich wollte. Nun wünſchte ich oben auf dem Berge zu ſeyn, und ſo wie ich das wünſchte erhob ich mich, und ſchwebte ſanft zwiſchen den Gipfeln der Bäume hin; die Seligkeit meiner Empfindung läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Nun kam ich oben auf die Höhe; nein den Anblick kann kein Mund ausſprechen, und keine Feder beſchreiben. Ich ſah ein paradieſiſches Land vor mir, aus welchem mir ein Lüftchen entgegen wehte, das mein ganzes Weſen durchdrungen hat, und noch durchdringt; es macht mich reif zum ewigen Leben. Ich wollte in dies herrliche Land hinüber ſchweben, aber ich konnte mich in der reinern Luft nicht erheben, ich ergötzte mich alſo von weitem an der Ausſicht. Indem ich ſo da ſtand und ſtaunte, ſah ich von weitem eine hellſtrahlende Figur mir ſich nahen, ich erkannte ſie, es war mein ſeliger Remond. Mit himmliſcher Zärtlichkeit ſagte er zu mir: Mache dich drunten fertig Maria! Du wirſt in kurzem bei uns ſeyn; in dem Augenblick erwachte ich. Seitdem iſt mir ſo heimwehartig, und ich fühle in meinem Körper etwas Fremdes, Unnennbares, welches wohl der Elias-Wagen ſeyn wird, der mich hinaufbringen ſoll.' Sie glauben nicht, wie mir zu Muth ward bei dieſer Erzählung; es war freilich nur ein Traum, aber er kam mir doch ſo bedeutend, ſo ahnend vor, daß er eine traurige Wirkung auf mich machte. Doch ſuchte ich ihr ihre Ahnung auszureden, und erinnerte ſie, daß es ja nur ein Traum ſey, der vielleicht im Innern oder im Nervenſyſtem ſeinen Grund habe; ſie möchte dem Gedanken nicht ſo ſehr nachhängen, denn das könnte ihrer Geſundheit ſchaden, oder auch wohl gar den Traum wahr machen. Sie antwortete: dem ſey wie ihm wolle, es kann auf keinen Fall ſchaden, wenn ich mich hienieden fertig mache, ich will Ihnen alſo ſagen, wie ich meine Dispoſition, ſo Gott will, morgen am Tage machen werde: Sie beſter Vater, ſind natürlicherweiſe mein Univerſalerbe nach meinem Tode. So, wie ich Sie kenne, werden Sie den Baron nicht verſtellen wollen, daher gedenke ich das Gut meiner Schweſter Caroline zu beſtimmen; der Werth des Guts, den ich feſt ſetzen werde, mit den Kapitalien die in der engliſchen Bank ſtehen, machen eine Summe, mein ganzes Vermögen aus. In dieſes theilen ſich meine zwei Schweſtern. Die Theodore bekommt denn ihren Antheil an baarem Geld und die Caroline das Gut und was ihr vom Kapital noch zukommt. Nun noch Eins: Sie kennen den armen Baron von Friedenau. Dieſer wird unſere Caroline glücklich machen, ich habe beide ſondirt und gefunden, daß keins an dem andern etwas auszuſetzen hat. Ihre Charaktere ſtimmen zuſammen, und ſie werden ſich gewiß lieben, ſobald ſie ſich genauer kennen lernen. Es iſt doch beſſer, wenn man das Gut wieder in adeliche Hände zu bringen ſucht, als wenn man ſie den ewigen Neckereien der Nachbarn ausſezt. Ich fand dieſe Erklärung vortreflich, und dankte Gott und meiner herrlichen Tochter von Herzen. Sie eilte nun mit ihrem Teſtament und machte es rechtskräftig.

Wir hofften immer, der Eindruck, den der Traum meiner lieben Maria gemacht hatte, würde nach und nach wieder verlöſchen, aber es geſchah das Gegentheil. Sie fing an zu kränkeln, und wurde immer ſchwächer. So oft ſie uns beſuchte, oder wir zu ihr kamen, ſprach ſie immer mit Sehnſucht von ihrem himmliſchen Vaterland; ſie hatte das wahre Heimweh nach dem Paradies, das ſie im Traume ſah. Als ſie nun immer ſchwächer wurde, verordnete ſie am 15ten September, daß alle Vorſteher und Beamten, die vornehmſten Unterthanen und Bewohner ihrer Herrſchaft auf dem Schloß zuſammen kommen mußten, auch ich wurde mit meinen Töchtern dahin eingeladen. Nachdem wir alle beiſammen waren, ſo kam Maria und hielt folgende kurze Rede an uns.

„Meine Herren und lieben Freunde, ich habe euch hier her kommen laſſen um euch anzuzeigen, daß das Ende meiner Wallfahrt nahe iſt. Ich fühle wie nach und nach meine Kräfte ſchwinden, und eine Empfindung von der Nähe meines Todes, die mir untrüglich ſcheint, macht mirs zur Pflicht euch bei Zeiten meinen Willen und meinen Wunſch bekannt zu machen. Mein ehrwürdiger Vater, der hier gegenwärtig, und euer vieljähriger treuer Lehrer iſt, iſt mein Univerſal-Erbe. Er will aber nicht euer Herr, ſondern wie bisher euer Führer auf dem Lebenswege ſeyn. Daher ſtelle ich euch hier meine Schweſter Caroline als eure von heute an gebietende Frau vor und verlange, daß ihr derſelben jezt den Eid der Treue ſchwört: denn geſezt auch ich würde noch länger leben, ſo werde ich mich doch um irrdiſche Geſchäfte nicht mehr bekümmern, ſondern mich blos allein mit dem einzig Nöthigen beſchäftigen. Ich danke euch alle für die Liebe und Treue die ihr mir erwieſen habt, und ſollte ich den einen und den andern unwiſſend beleidigt haben, ſo bitte ich herzlich um Verzeihung; wiſſentlich iſt es gewiß nicht geſchehen. Nun nahm ſie Carolinen an der Hand, welche zitterte, weinte und ſchluchzte. Wir andern ſchwammen auch in Thränen, und alle leiſteten nun den Eid der Treue in Carolinens Hände. Nachdem dies geſchehen war, ſo ſprach dieſe: Ich kann vor Weinen und ſtarker Empfindung kein Wort mehr hervorbringen, meine verehrungswürdige Schweſter ſoll nächſt meinem Erlöſer mein Vorbild ſeyn: ſo hoffe ich, daß ſie alle mit mir zufrieden ſeyn werden.

Stillweinend ſchweigend und trauernd ſchieden wir alle voneinander. Maria entfernte ſich und bat auch mich ſie allein zu laſſen. Meine Caroline mußte von nun an ins Schloß ziehen und die ganze Haushaltung übernehmen. Theodore aber blieb bei uns Eltern, damit wir nicht auf einmal unſerer drei Töchter beraubt würden.

Den 28ten September des Morgens früh ſchickte meine Tochter Caroline zu mir, ich möchte doch alſofort aufs Schloß kommen, es ſey mit Maria eine große Veränderung vorgegangen. Ich eilte hinauf und fand ſie auf dem Bette, ſie lag auf dem Rucken mit gefaltenen Händen, ihr Geſicht ſah heiter und himmliſch aus; ſie ſtarrte mit offenen Augen zum Himmel und bewegte den Mund, ich konnte aber nicht verſtehen was ſie ſagte. Ich rief ihr zu, ſuchte ſie zu ermuntern, aber vergeblich. Endlich ſchloß ſie die Augen und fing an zu ſchlafen: ungefähr nach einer Stunde erwachte ſie, ſah mich freundlich an und drückte mir die Hand. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände? Sie antwortete leiſe: außerordentlich ſchwach, meine Kräfte nehmen zuſehens ab, ich fühle daß mein Ende nicht mehr fern iſt. Ich faßte mich und erwiederte: wie glücklich biſt du nun, meine Tochter! daß du in unſerm Erlöſer Ruhe, Frieden und Vergebung gefunden haſt.

Sie. Ja wohl! Die Welt und vielleicht alle die mich kennen, glauben, welch eine große Heilige ich ſey, und wahrlich! ich finde auch nicht das geringſte Gute an meinem ganzen Leben, das ich mir zuſchreiben könnte; Alles iſt Folge Seiner erbarmungsvollen Gnade und — hier ſtockte die Rede, ſie blickte wieder freundlich in die Höhe und war in demſelben Zuſtand wie vorher. Jetzt kam der Arzt; dieſer alte und erfahrne Mann erklärte mir Mariens Krankheit, er ſagte, die Nerven hätten ihre Wirkſamkeit verlohren, und es ſey keine Möglichkeit ſie zu retten, ſie ſtürbe an der Entkräftung und zwar bald; indeſſen müſſe man ihr herzſtärkende Mittel geben, um ſie zu erhalten ſo lang es möglich wäre. Er verordnete einen ſtärkenden Liquor und einige Tropfen Zimmetöl, blieb noch ein paar Stunden und ritt dann wieder fort.

Diesmal blieb Maria einige Stunden in dem erſtarrten Zuſtand. Als ſie wieder erwachte, war die Schwäche ſo groß, daß wir ſie mit Cölniſchem Waſſer und etwas ſüßem Wein erquicken mußten; als ſie ſich etwas erholt hatte, ſagte ſie: Ich habe in den Urgrund der ewigen Liebe geblickt; ach meine Lieben (meine beiden Töchter waren auch zugegen) ach meine Lieben, das Paradies, welches ich im Traume erblickte, iſt ein ſchwaches Bild gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden. Ach wenn es die Menſchen nur wüßten, aber das wäre nicht gut; denn auf dem Glauben ohne Schauen beruht alles. Nach einer Weile ſagte ſie: Wenn doch auch die Mutter hier wäre! ich verſetzte: wir könnten ſie wohl in einer Sänfte herauftragen laſſen; [illegible]n ihr nur die ſtarke Gemüthsbewegung nicht ſchadet. Maria lächelte und ſchwieg; den Augenblick kam ein Bote aus dem Pfarrhaus, der uns verkündigte, die Frau Pfarrerin wünſchte ſo ſehnlich bei ihrer Tochter Maria zu ſeyn — dieſe lächelte und ſagte leiſe: das wußte ich wohl! ich ſtaunte und ahnte Engel um uns her, die hier geſchäftig waren. Alſofort ließ ich ſie in einer Sänfte holen; wir ſetzten ſie in einen Stuhl dicht an das Bett. Maria wollte es ſo. Meine Frau war ſo ruhig als ob nichts ſonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, ſah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte ſie: Sie kommen! drehte ſterbend das Geſicht zu meiner Frau und ſagte: der Herr kommt! — dann faßte ſie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verſchied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein ſtarkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohn. Ich kann Ihnen, beſter Freund, nicht beſchreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Oſten fühlten wir ſo ſtark, und die engliſchen Umgebungen um uns her wirkten ſo ſtark um uns, daß wir alle auf den Knien lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adliche Gruft beigeſetzt werden, ſondern auf dem Kirchhof zwiſchen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ alſo die beiden Leichen in ein Grab zuſammen legen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häupten iſt eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

3.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der ſich mit Bücher-Einbinden und der Kleinuhrmacherkunſt ernährte. Dieſer rechtſchaffne Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn jemand in ſeinem Hauſe unpäßlich war, ſo bediente er ſich ſeines Raths und ſeiner Hülfe. Nun war einmal ſeine Gattin krank geworden; er ſchrieb alſo an ſeinen Arzt; Stilling eilte, ſetzte ſich zu Pferde, und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war alſo genöthigt, bei ſeinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor ſeine Patientin gehörig beſorgt, und ſich bei dem freundſchaftlichen Mahl nach Leib und Seele erquickt hatte, ſo führte ihn der Buchbinder in ſein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Conſol-Tiſchgen ſtellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt, und ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder: denn er bemerkte etwas Furchtbares, das ſich vor ſeinen Augen immer mehr und mehr entwickelte, je länger er es anſah. Ob er ſich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erſtaunlichen Eindruck auf ihn machten, ſo fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, ſondern das, was ein ſolches tief ergreifendes Entſetzen verurſachte, war Wirkung des Ganzen; dieſe ward aber bei Stilling ſo ſtark, daß er nöthig hatte, an ſeine Vernunft zu appelliren, um dieſe Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ohngefähr von der Größe eines Quartblattes, und das Bruſtbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Koſtüm des vierten Jahrzehends unſers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Jemehr ers anſchaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?“ Dieſer verſetzte: Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, — ich ſehe da ein Meiſterſtück der Malerei, das Bild eines überaus ſchönen Mannes, und doch prägen mir dieſe ſo äußerſt regelmäßigen Züge ein geheimes Entſetzen ein, deſſen eigentliche Urſache ich nicht ausfindig ausfündig machen kann. Es iſt nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, ſondern der Eindruck iſt demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines ſchönen Mannes da vor mir ſtände.

Der Buchbinder verwunderte ſich, und ſagte: Alle die das Portrait geſehen haben, finden etwas fremdes und ſchauervolles darinnen; allein Sie ſind doch der erſte, auf den es ſo ſtark gewirkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und ſchläfrig ſind, ſo will ich Ihnen die äußerſt merkwürdige Geſchichte erzählen, der ich dieſe Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war ſo bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; beide ſetzten ſich alſo zuſammen, und ſein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiſte mein ſeliger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gaſthof ein, wo er in der Wirthsſtube, wie gewöhnlich, verſchiedene Männer allerlei Standes an Tiſchen ſitzen fand, die Wein tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, deſſen verzweiflungs- und ſchwermuthsvolle Miene alſofort ſeine Aufmerkſamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte ſich deßfalls bei dem Wirth, wer der Mann ſey, und erhielt die Antwort: dieſer Fremde ſey ein reiſender Maler, der erſt vor ein paar Tagen angekommen, aber äußerſt melancholiſch ſey; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger: er nahm alſo einen Stuhl, und ſetzte ſich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieſer ſonderbare Mann mit einer entſetzlich furchtſamen Miene zuweilen hinter ſich blickte, dann gleichſam zuſammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor ſich hin ſchaute.

„Das mußt du heraus haben!" dachte mein Vater; „es mag auch koſten, was es will." Er rückte alſo noch näher, um leiſe mit dem Maler ſprechen zu können; dann fing er in ſeinem freundlichen und traulichen Ton an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie ſind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden lindern."

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man ſeiner ehrwürdigen und leutſeligen Miene und Art zu reden nicht widerſtehen konnte; der Fremde heiterte ſich auf, und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schickſal nehmen: allein es iſt von der Art, daß weder im Himmel noch auf Erden eine Macht groß genug iſt, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion ſey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott, und Zutrauen zum Erlöſer habe.

Indeſſen half alles Zureden nicht; der Fremde war und blieb kalt, ſeine Seele war keines Troſtes fähig: doch ſchloß er ſich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn, und hielt ſich zu ihm.

Mein Vater gab deswegen die Hoffnung nicht auf, ſein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Troſtgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieſes war nun zwar beſetzt, aber auf dem Zimmer des Malers ſtanden zwei Betten; mein Vater wählte alſo mit Zuſtimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die beiden nach dem Abendeſſen auf ihrer Kammer allein waren, und zuſammen ſprachen, ſo wurde der Maler nach und nach ſo offenherzig, daß er meinem Vater ſein ganzes Herz eröffnete. Sein ſchreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher ſich folgendergeſtalt zugetragen hatte.

Er war am D......n Hofe Hofmaler geweſen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewiſſer Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm ter dem Nachhauſegehen an einem dunkeln einſamen Ort auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib, und entflieht. Nachdem er ſich nun in Sicherheit befindet, und die kochende Leidenſchaft der Rache abgekühlt iſt, ſo folgt eine tiefe Reue, und mit dieſer die raſendſte Verzweiflung. Die ganze Laſt ſeines Verbrechens lagert ſich wie ein Gebirge auf ſeine Seele hin: er fühlt nichts, als Verdammniß: die ganze Hölle wütet in ihm, und jeder Gedanke des Troſtes iſt wie ein Waſſertropfen, der in eine Gluth fällt, und im Augenblick verrauſcht. Allmählig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter ſich den ermordeten Edelmann mit ſchrecklichdrohender Miene zu ſehen; dieſer fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor ſeinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter ſich ſah, ſtand der Quälgeiſt in ſeiner vollkommenen natürlichen Geſtalt, ſo wie er auf dem Ball gekleidet geweſen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da: und es war ihm zu Muth, als wenn dieſer Bluträcher alſofort über ihn herfallen wollte. Dieſe ſchreckliche Erſcheinung war es, die den armen Maler peinigte, ſo daß er weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung ſeiner Blutſchuld kam, die den armen Geiſt zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er ſuchte alſo alle Troſtgründe der Medizin hervor, und wendete ſie auf ihn an; aber ſie hafteten ganz und gar nicht. Endlich ſchlug er ihm vor, wieder umzukehren, und ſich der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das ſchlug er aus; mit einem Wort: alles was mein Vater anwendete ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er ſich angekleidet hatte, zog er aus ſeinem Coffer jenes Gemälde hervor, ſchenkte es meinem Vater, und ſagte: „Dieſes Portrait meines ſchrecklichen Verfolgers, das ich erſt vor ein paar Tagen geendigt habe, ſchenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme: erinnern Sie ſich dabei eines ewigverlohrnen Menſchen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne.“

Mein Vater nahm das ſchauervolle Geſchenk mit Vergnügen an, und verſuchte noch einmal alles Mögliche, um ſein Herz zu erweichen, und ihm mit Troſt beizukommen, aber vergeblich. Der Maler ſchlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch: daß ihm ſchlechterdings nicht zu helfen ſey. Hierauf empfahl er ſich meinem Vater, indem er ſagte, er habe einige Geſchäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erſcheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieſes Menſchen zu Rathe zu ziehen, erſcholl das Gerücht, er ſey in den Strom geſprungen, und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor! das iſt die merkwürdige Geſchichte dieſes Gemäldes.

Stilling ſtellte ſich aufs neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Intereſſe; es war ihm, als wenn er das drohende Phantom ſelber geſehen hätte, er ſchlief in der Nachbarſchaft deſſelben wenig, und ritt des andern Morgens ganz mit den Ideen dieſer gräßlichen Geſchichte erfüllt, nach Haus.

Dieſe Erſcheinung iſt für den Pſychologen deswegen wichtig, weil der Maler, oder beſſer der Patient, das Bild nicht beſtändig vor Augen hatte, ſondern es nur dann ſah, wenn er hinter ſich ſchaute. Man hat mehrere Fälle dieſer Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen ſah, ſobald er ſie nur öffnete. Dieſes iſt begreiflich; aber daß einer eine ſolche Geſtalt nur dann ſieht, wenn er zurückſchaut, iſt etwas ſeltenes. Eben dieſe Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geſchichte erzählte, bewogen zu glauben, daß der Geiſt des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der ſieht ein, daß es weit leichter ſey, die ganze Sache aus der Natur der Phantaſie, als aus Wirkungen des Geiſterreichs zu erklären, beſonders da man bei der leztern Methode ſo gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man ſich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

4.

Die Königstochter.

Eine arabiſche Erzählung.

Einſt lebte ein König von Fartach, Abulmalek war ſein Name, der regierte gut, und war Gott und Menſchen angenehm; von allen ſeinen Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, die ihn in ſeinem Alter tröſtete, und nach ihm Erbin ſeines Reichs ſeyn ſollte. Fatime hieß die Königstochter; ſie war ſchön und reines Herzens, und wenn aus dem Dunkel herauf ein Auge in unreiner Luſt gegen ſie entbrannte, und ihr Blick begegnete dieſem giftigen Feuerſtrahl, ſo kehrte er zurück, und verzehrte ſich in ſich ſelbſt.

Fatime hatte viele Liebhaber, und ihre Erbſchaft auch: um ihrentwillen zogen viele vornehme junge Araber an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben ſich umſonſt um die ſchöne Fatime, denn es gefiel ihr keiner, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wurden ſanft und geſittet, und die es nicht wurden, ſchienen es doch zu ſeyn.

Aber der alte König wünſchte doch ſeinen Nachfolger zu wiſſen, und die Tochter ihrer würdig vermählt zu ſehen, es quälte ihn zu denken, daß die wichtigſten Gegenſtände, die ſeine Seele liebte, ſein Reich und ſeine Erbin in ſchlimme Hände gerathen ſollten. Als er daher einſt, Fatime mit ihren Geſpielinnen unter den Bäumen ſeines Gartens luſtwandeln ſah, rief er ſie zu ſich, führte ſie auf einen Hügel, wo man die ganze Gegend überſehen konnte, und ſetzte ſich mit ihr auf eine Raſenbank nieder, dann ſprach er folgender Geſtalt:

Siehſt du, meine Tochter! die Sonne, wie ſie ſich ſo ruhig und unvermerkt am heitern unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — ſie hat die ganze weite Gegend dieſen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; dieſem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm, und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, ſo wie mir ihn die Vorſehung ausgezeichnet hat, eben ſo weit vollendet, wie jezt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irrdiſchen Glanz bedecken ſoll.

Aber Fatime was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du biſt ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wiſſen, der nach mir über meinem Horizont glänzen ſoll. Ach wenn er eine ſtechende brennende Sonne wäre, die alles verſengte und verdorrte, die ſchwüle feuerſangende Dünſte, aus dem Meer, aus Sümpfen und Moräſten herausſöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinſchleuderten! — Ach Fatime erbarme dich deines Vaters und hilf mir dieſen Jammer verhüten! —

Fatime ſeufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen! Nein! antwortete ſie: Nein mein Vater und mein König! eine ſolche Sonne ſoll nie aufgehen, ich würde ihren erſten Morgenblick mit einem Schleier bedecken, und ihr dann mit ſtarker Hand den Weg zeigen, den ſie gekommen wäre; aber befiehl mir was ich thun ſoll!

Haſt du noch nie, fragte der König, einen Jüngling geſehen, an den ſich dein Herz anknüpfte?

Nein, ſprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht, und jede Vorſtellung eines Mannes abgewieſen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menſchen will.

Abulmalek küßte ſie und ſagte: aber doch iſt es Zeit, und unſere Pflicht, zu erforſchen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Vater ſeyn ſoll; meiner Tage ſind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern geſammelt werden, wenn ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich alſo fertig auf Morgen, und wähle eine vertraute und verſchwiegene Jungfrau unter deinen Geſpielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Gomar Ibn Jaſuf beſuchen, er ſteht in dem Rufe nähern und gemeinſamern Umgang mit Gott zu haben als andre Menſchen, er ſoll uns ſagen, was wir thun ſollen. Aber mache daß niemand erfährt, wohin wir reiſen, und was der Zweck unſerer Reiſe iſt!

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh, waren ſie ſchon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsſtadt Tdhafar entfernt, der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und ſeine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag, näherten ſie ſich dem Djäbel Minar, ſie ſahen dies Gebirge ſchwarzgrün vor ſich liegen, und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unſichtbar entgegen kämen und ſie in der Sprache der Geiſter bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Raſen, und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speiſe bereiteten, wandelte der König mit ſeiner Tochter ins Geſpräch vertieft, zwiſchen den Bäumen hin; beide hatten nichts an ſich, das ihren Stand verrieth, denn ſie waren wie Reiſende gekleidet. Indem ſie ſich allmählig von der Geſellſchaft entfernten, ſahen ſie nahe vor ſich eine Weide, die rund um mit Bäumen umkränzt war: an der einen Seite dieſer Bäume ruhte eine Heerde Schaafe im Schatten, und ihr Hirte nicht weit von ihr auf einem Raſenhügel. Abulmalek und ſeine Tochter näherten ſich dieſem Hirten, der nun aufſtand, und ihnen entgegen ging.

Hoch und männlich ſchritt der Jüngling einher, er war wie David Ibn Iſai, bräunlich und ſchön, ſein Angeſicht ſah aus, als wenn der Prophet Gottes bald kommen, und ihm das heilige Salböl auf den Scheitel gießen könnte.

Mit einem reinen und männlichen Ton redete er die Beiden an und ſprach:

Wenn ihr Fremde ſeyd, die Erquickung bedürfen, oder ſich verirrt haben, ſo will ich Euch hier in der Nähe in die Wohnung meines Vaters führen, und Euch Milch, Honig und Brod vorſetzen, damit ihr euch laben könnt, und dann will ich Euch wieder auf den rechten Weg führen.

Freundlich antwortete Abulmalek: wir danken dir edler Hirte! wir haben Speiſe und Trank bei uns: hier in der Nähe halten unſere Kameele, wir gingen nur ein wenig ſpazieren, auch werden wir den Weg wohl finden, den wir ziehen wollen. Aber wie heißeſt du mein Sohn, und wer iſt dein Vater?

Mein Vater iſt ein Landmann, den Gott mit Gütern geſegnet, weil er Ihn liebte, Ihm vertraute, und ſeinen Knecht Abulmalek auch liebte, und ſeinen Geſetzen gehorchte; er heißt **Alberith** und mein Name iſt Habar.

Abulmalek konnte den Hirten nicht genug anſehn, er gefiel ihm in ſeinem Herzen, und Fatime hatte auch für diesmal den Eingang zu ihrem Herzen nicht bewacht: denn die Verſtellung des Hirten war bis in den innerſten Winkel hineingeſchlüpft. Immer eilte ihr Auge zu den Blicken des Jünglings, die auch den ihrigen immer begegneten. Die Natur ging hier ihren freien Gang; ſie kennt die Verhältniſſe der Königstochter und des Hirten nicht, und fordert nur ihre Menſchenrechte.

Der König fragte ferner: kennſt du den frommen Gomar, und weißt du den Weg zu ſeiner Wohnung?

O ja! verſetzte freundlich der Hirte: er iſt mein Freund und mein Lehrer; wenn Ihr ihn beſuchen wollt, ſo will ich Euch zu ihm führen.

Abulmalek freute ſich, und Fatime noch mehr. Wohlan! fuhr der König fort, wir wollen dort unter den Bäumen ausruhen, in zwei Stunden komme zu uns, und führe uns dann den Weg den wir wandeln müſſen.

Jetzt wandten die beiden Reiſenden ihr Geſicht und kehrten wieder zurück. Auf dem Wege ſprach Abulmalek kein Wort, ſeine Seele brütete auf dem Geheimniß der Zukunft, er ahnete etwas, aber er konnte von der Schrift des Schickſals, die vor ſeinen Augen wehte, keinen Buchſtaben leſen. Fatime ſchwieg auch, ſie konnte die Schrift wohl leſen, aber nicht das Räthſel enthüllen, das ſie enthielt, beide hofften auf die Auflöſung die ihnen Gomar geben würde.

Zur beſtimmten Zeit kam Habar der Hirte, er ritt auf einem edlen arabiſchen Roſſe, in einiger Entfernung ſtieg er ab, und kam zur Geſellſchaft.

Nun begann der Zug bald gegen das Gebirge zu, das ſie in zwo Stunden erreichten; ſie ritten durch ein enges Thal hinauf, welches ſie endlich auf eine erhabene Fläche brachte, die rund um mit waldigten Hügeln umgeben, und mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt war, unter welchen Gomar in den ſanften Strahlen der Abendſonne umherging.

Der Einſiedler kannte den König und ſeine
hter; da er aber mit Rechte vermuthete, daß
n Gegenwart des Hirten nicht erkannt ſeyn
te, ſo empfing er ihn mit Würde als einen
kannten, und grüßte dann auch ſeinen jungen
d Habar. Dieſer ſchaute ihn ſehnſuchts-
n, und fragte: Vater Gomar! wann
ich zu dir kommen? Morgen wenn du willſt,

verſetzte der Alte. Flugs ſchwang ſich der Hirte auf ſein Pferd, und eilte wieder fort zu ſeiner Heerde.

Als nun Abulmalek und ſeine Tochter Fatime mit dem einſamen Weiſen allein waren, ſo führte dieſer die beiden Gäſte in ſeine Hütte, und fragte nun mit geziemender Ehrfurcht, was ihm ſein König zu befehlen habe?

Der König antwortete: Wenn du mich kennſt Gomar, ſo wirſt du auch vermuthen, daß dieſe Jungfrau meine Tochter Fatime iſt; und eben dieſe bewegt mich, mit ihr zu dir zu reiſen, um mich bei dir nach dem Willen Gottes über ſie zu erkundigen.

Gomar erwiederte: Der König, mein Herr, ſage mir, ſeinem Knecht, ſein Anliegen, ſo will ich dann antworten, was mir der Geiſt Gottes eingeben wird.

Du weißt, verſetzte Abulmalek, daß meine Tochter Fatime mein einziges Kind, folglich auch die Erbin meines Reichs iſt; du weißt auch, daß ein Weib nicht regieren kann, ohne regiert zu werden, ſie mag heurathen oder nicht; nun würde meine Seele in ein ewiges Trauern verſinken, wenn ſie nicht heurathete, und alſo mein Stamm mit ihr erlöſchte, und dann Fremde meine lieben Unterthanen beherrſchen, und vielleicht verderben ſollten; aber auch dann würden meine Gebeine im Grabe nicht ruhig ſchlummern, und meine Seele die Freuden des Paradieſes nicht ermeſſen können, wenn ſich etwa ein Tyrann meiner Tochter und meines Volkes bemächtigte: oder wenn ein Schwachkopf über ihr Herz ſiegte, der dann hernach durch ſeine Günſtlinge den Jammer anrichtete, den er ſelbſt aus Ohnmacht nicht anzurichten vermag.

Gomar heiterte ſeinen Blick, er ſchaute gen Himmel, dann auf ſeinen König und deſſen Tochter hin, und ſagte:

Der Diener und Stellvertreter Gottes Abulmalek ſpricht wie er ſprechen ſoll, und ſeine Worte ſind wie die Worte eines Engels; aber was willſt du nun, daß ich thun ſoll?

„Du ſollſt Gott für uns anrufen, daß Er uns einen Mann zuführen möge, der mein Volk und meine Tochter glücklich macht; einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.“

Der Einſiedler antwortete: Gott wird das Gebet ſeines armen ſündigen Knechts um der Tugenden des Königs und ſeiner Tochter, und um ſeines Volks willen, erhören. Ich will alſo thun, was du befohlen haſt. Aber verzeihe mir, mein Herr und mein König, daß ich mich unterſtehe deine Abſichten zu prüfen: denn wenn ſie nicht ganz rein und lauter wären, ſo würde mich Gott nicht erhören: es kommt vornehmlich darauf an, ob du der Vorſehung Bedingungen vorſchreibſt, die ſie erfüllen muß, wenn du ihr folgen ſollſt?

Abulmalek und Fatime ſtarrten Gomar an, und faſt unwillig ſagte der König:

was ſprichſt du? — kannſt du nur wähnen, daß ich vermeſſen genug wäre, dem Allerhöchſten Bedingungen vorzuſchreiben? — — Ich, der ich ja ein Laubblatt im Winde, und ein Strohhalm in der Glut bin? —

Der König zürne nicht über ſeinen Knecht, fuhr der Einſiedler fort, denn ich weiß was ich rede.

Wie wenn nun die Vorſehung einen gemeinen geringen Jüngling zu deinem Nachfolger und Fatimens Gemahl beſtimmt hätte? Darauf verſetzte der König: die Vorſehung hat mich einmal dazu verordnet, daß ich, ſo viel an mir iſt, verhüten ſoll, daß meine Fatime und mein Volk nicht durch eine mißlungene Wahl meines Nachfolgers unglücklich gemacht werden; nun hängt aber dieſes Unglück nicht vom gemeinen und geringen Stand, ſondern vom böſen Herzen und ſchwachen Verſtand ab; wenn mir daher Gott einen Mann anzeigt, der edel, tugendhaft, weiſe, und ein Freund des Höchſten und Heiligſten, und ſeiner Geſchöpfe iſt, ſo ſey er der Sohn eines Königs, oder eines Bettlers!

Gelobt ſey Gott! rief Gomar mit Thränen der innigſten Rührung; aber denkt auch die edle Königstochter eben ſo?

Fatime legte die Hand aufs Herz, richtete den Blick in die Höhe, und ſagte: Ja!

Nun ſo vergönne mir ſieben Tage Zeit, fuhr Gomar fort, damit ich mich auf eine Antwort gebührend anſchicken könne, hernach will ich kommen, und dir ſagen, was mich Gott ſagen heißt. Darauf ſetzte er dem Könige und ſeiner Tochter köſtliche Früchte aus ſeinem Garten vor, ſie genoſſen davon, beſchenkten den Einſiedler, und zogen dann des Morgens wieder ihres Weges.

Fatime war aber auf dieſer Rückreiſe ſtille, gedankenvoll und traurig; dies kränkte ihren Vater, er forſchte alſo lange, von ihr zu erfahren, was ihr fehle! allein ſie war zu ſchamhaft, es zu geſtehen, als er ſie aber beſchwur, ihm ihre Gedanken zu entdecken, ſo verrieth ſie ihm, daß ſie nicht wachſam genug geweſen, und daher das Bild des Hirten in ihr Herz geſchlichen ſey, und ſie könne ſeiner nicht wieder los werden.

Ich bin kein Weib, antwortete **Abulmalek**, und doch iſt er auch in mein Herz ſo tief hinein geſchlichen, daß ich ſeiner nicht mehr vergeſſen kann; allein höre die Stimme deines Vaters, und merke wohl auf das was ich dir ſage! wir haben die ganze Sache der Vorſehung überlaſſen, jetzt dürfen wir in ihre Führung unſern eignen Willen nicht einmiſchen; iſt nun unſere Neigung zum Hirten **Habar** von ihr, ſo wird ſie ihn zu uns führen, und unſre Wünſche erfüllen, wo nicht, ſo iſt es ihr Wille nicht, und wir müſſen unſre Neigung bekämpfen, und ihrem Befehl gehorchen.!

Fatime erkannte die Wahrheit deſſen was ihr Vater ſagte, und ſie verſprach, dem Willen der Vorſehung zu folgen. In dieſer, frommen Geſinnung kamen beide in Tbhafar an, und erwarteten nun den Ausgang der ſieben Tage.

Habar der edle Hirte hatte aber auch ſeine Ruhe verlohren, das Bild der fremden Jungfrau ſchwebte ihm immer vor Augen und er eilte des andern Tages um ſeine Herzensangelegenheit in den Schooß ſeines Freundes Gomar auszuſchütten.

Der Einſiedler empfing ihn freundlich, denn er kannte ihn von Jugend auf, und hatte ſeinen Trieben die gehörige Richtung gegeben. Da er nun Unruhe in den Augen des Jünglings bemerkte, ſo befahl er ihm, offen zu ſagen, was er auf dem Herzen habe.

Ach Vater! fing Habar an, ich kannte die Liebe noch nicht, ich war noch unbewaffnet gegen ſie, daher hat mich geſtern der Anblick der fremden Jungfrau bezaubert, ich liebe ſie, und ſehe ſie vielleicht nie wieder; ich war auch zu blöde, um ihr etwas zu entdecken, ich habe ſogar nicht einmal gefragt, wer ſie iſt, und wo ſie her ſey?

Gomar ſtaunte, und merkte den Weg, den ihm Gott zeigte. Er antwortete daher dem Jüngling und ſprach: Höre mich mein Sohn Habar, und merke wohl auf das was ich dir zu ſagen habe! wenn die fremde Jungfrau dir von Gott zur Gattin beſtimmt iſt, ſo wird Er ſie dir zuführen, und du wirſt ſie alſo zur rechten Zeit wieder finden; iſt ſie dir aber nicht beſtimmt, ſo mußt du dich geduldig in den Willen der Vorſehung ſuchen. Eins aber weiß ich, das dir von Gott zur Pflicht aufgelegt iſt, nämlich den großen Trieb, den Er in deine Seele ſchuf, auf viele Menſchen zu ihrem Beſten zu wirken, nunmehr beſſer auszubilden, und dich zu dieſem großen Beruf geſchickt zu machen; findeſt du nun auf dieſem Wege deine Jungfrau wieder, ſo iſt deine Liebe von Gott, findeſt du ſie aber auf dieſem deinem Wege nicht, ſo mußt du die Neigung bekämpfen, und dein Sieg wird Gott wohlgefällig ſeyn. Hadar ſeufzte zwar, aber ſein Vorſatz war feſt, dieſem väterlichen Rath, den er für richtig erkannte, treulich zu folgen; er hätte zwar gerne gewußt, wer die Geliebte ſeines Herzens ſey? aber davon erfuhr er nicht den leiſeſten Wink. Nun trug ihm noch Gomar auf, ſeinen Vater zu grüßen, und morgen mit ihm zu ihm zu kommen und entließ ihn.

Des andern Morgens machte ſich alſo Alberith mit ſeinem Sohn Hadar früh auf, und beide gingen zu Gomar ins Gebirge; als ſie der Einſiedler von weitem kommen ſah, ſo ging er ihnen entgegen, grüßte ſie freundlich, und führte ſie dann in ſeine Hütte, wo er ihnen ein erquickendes Frühſtück vorſetzte.

Nachdem ſie dieſes genoſſen hatten, ſo fing Gomar an: du weißt Alberith! daß mich dein Sohn von Jugend auf beſuchte, und ſich meiner Führung anvertrauet hat: ich habe ſeine Seele ausgeforſcht, und in ſeinem Geiſt große Anlagen zur Beglückung der Menſchen gefunden; derjenige der dieſe Anlagen in ihm ſchuf, der will auch, daß er ſie brauchen ſoll; überlaſſe mir nun dieſen deinen Sohn, ich will ihn auf die rechte Bahn ſeiner Beſtimmung leiten, damit der Wille Gottes an ihm erfüllet werde.

Alberich erwiederte: nichts kann mir lieber ſeyn, als wenn mein Sohn zum Werkzeug der Verſehung wird, wodurch ſie Menſchen glücklich macht. Du biſt ein Freund Gottes, ich übertrage dir mein väterliches Recht, der Leitung und Führung, und behalte mir nichts vor als meine Liebe zu ihm. Sollteſt du Unterſtützung an Geld und Gütern bedürfen, ſo fordre nur, Gott hat mich geſegnet.

Hierauf machte Gomar Anſtalt zu ſeinem Vorhaben, und da er noch erſt zum König reiſen mußte, ſo beſtellte er, daß Habar erſt nach Verlauf von vierzehn Tagen, und zwar reiſefertig bei ihm erſcheinen ſollte: Unterſtützung an Geld verlangte er aber vor der Hand noch nicht.

Nachdem nun alles verabredet war, ſo ging Alberich mit ſeinem Sohn wieder nach Hauſe, Gomar aber zog zur beſtimmten Zeit die Straße nach Ibahſar.

Als er dort angelangt war, ſo ging er zum König. Dieſer empfing ihn ſehr freundlich, und führte ihn in ein abgelegenes einſames Zimmer, wohin ſich Fatime ſchon voraus begeben hatte. Dieſe dachte nun Tag und Nacht nichts anders als Gott und den Hirten, und ſie hatte nach langem Rathſchlagen mit ihrem Vater es endlich dahin gebracht, daß er ihr, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, erlaubte, mit dem heiligen Mann von Habar zu reden.

Was bringſt du uns für eine Antwort? fing Abulmalek mit Sehnſucht an.

Gomar antwortete: Gott hat mir einen Mann gezeigt, der dein Volk und deine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.

Der König und ſeine Tochter konnten ſich nur halb freuen, weil ſie den Hirten im Auge hatten; doch fragte der Konig mit frohem und forſchenden Blick: kennen wir denn auch dieſen Mann?

Zürne nicht, mein König! verſetzte Gomar, wenn ich dir dieſe Frage nicht nach Wunſch beantworten kann; ſowohl du und deine Tochter, als auch dein Nachfolger, ihr mußt alle durch Prüfung, Gelaſſenheit und Ergebung in den Willen Gottes, Euch Eures Schickſals würdig machen, daher dürft Ihr alle nichts erfahren, bis Ihr Euch am frohen Tage der Erfüllung ſeht. Ihr wißt, daß Gott die Zukunft aus weiſen Urſachen vor unſern Augen verbirgt.

Aus dieſer Rede hätte nun Fatime wohl ſchließen können, welche Antwort ſie auf ihre Frage erhalten würde, allein ſie fragte dennoch.

Mir hat der Hirte Habar ſo wohl gefallen, fing ſie an: ich wünſchte, daß mir ihn die Vorſehung zuführen möge.

Daß Gomar in dieſem Augenblick das Gelingen ſeines Gott wohlgefälligen Plans voraus ſah, und daß er ſich höchlich freute, das läßt ſich leicht denken, doch ließ er ſich nichts merken, ſondern ſagte: wenn deine Neigung von Gott iſt, ſo wird Er ſie gewiß erfüllen, aber eben dieſe Ungewißheit, o Königstochter! iſt das Reinigungsfeuer, wodurch ſie geläutert werden muß; übergieb alſo deine Neigung zum Hirten Hadar in die Hand der Vorſehung, und mache deinen Willen ganz von dem ihrigen abhängig, ſo wirſt du zufrieden ſeyn, der Hirte mag dein Gemahl werden oder nicht.

Sowohl dem König als ſeiner Tochter, blieb nun nichts anders übrig, als Gott zu vertrauen, und alle ihre Wünſche ſeinem Willen aufzuopfern.

Nun fügte noch Gomar die bedenklichen Worte hinzu:

Heut' übers Jahr, bring ich, wenn Gott will! den Erben des Königreichs Fartach und den Gemahl der Königstochter Fatime hieher, und übergebe ihn in Eure Hände; ſo viel weiß ich, daß dann die Seele meines Königs und ſeiner holden Tochter ſo zubereitet und geſtimmt ſeyn werden, daß ihnen gerade derjenige, den ich bringe, recht ſeyn wird.

Abulmalek und ſeine Tochter faßten Muth, und beſchloſſen feſt, ganz willenlos den geſetzten

Zeitpunkt abzuwarten; nachdem ſich nun Gomar zur Rückreiſe hinlänglich geſtärkt hatte, ſo zog er wieder ſeine Straße.

Nun rüſtete er ſich auch zur Abreiſe auf ein Jahr, übertrug einem alten treuen Freund die Aufſicht auf ſeine Einſiedelei, und erwartete ſeinen Zögling Hadar, der auch zur geſetzten Zeit, mit ſeinem Vater erſchien, welcher ihm noch bis hieher das Geleit geben wollte. Jiberith hatte ein unumſchränktes Zutrauen zu Gomars Weisheit und Frömmigkeit, daher forſchte er auch nicht nach dem Ziel ihrer Reiſe, nur ſo viel erfuhr er, daß nach Verlauf eines Jahres die beiden geliebten Perſonen zurückkehren würden, dann nahm er einen thränenvollen Abſchied und kehrte nach ſeiner Heimath zurück.

Des folgenden Morgens früh, ſattelten beide Reiſende ihre Kameele, und nahmen noch ein drittes mit einem Knechte dazu, das ihre Sachen trug, und zogen nun die Straße, die gegen Mitternacht hinführt.

Am fünften Morgen ihrer Reiſe eröffnete erſt Gomar dem Guten ſeinen Zweck, in ſo fern er ihm jezt zu wiſſen nöthig war. Er nahm ihn allein und ſprach: Höre mich, mein Sohn, und merke auf meine Rede! Wir gehen nach Sanna an den Hof des großen und weiſen Imam Ibrahim, von dem du wohl gehört haſt, daß er in einem Geſichte ſeinen Vater in der Hölle geſehen habe. Dieſer König iſt ein heiliger Mann und der beſte Regent in der Welt; an ſeinem Hof kannſt du alles lernen, was du bedarfſt, er iſt die beſte Schule für dich; allein du darfſt weder deinen noch meinen wahren Namen nennen. — heiße mich Vater Mirza, ich nenne dich Dalec; daß wir Fartacker ſind, können wir um der Sprache willen nicht läugnen, übrigens aber ſey geheim und verſchwiegen.

Auch dem Knecht wurde Verſchwiegenheit anbefohlen und die neuen Namen bekannt gemacht.

Nach ihrer Ankunft in Sanna meldete ſich Mirza mit ſeinem Sohn Dalec bei dem Imam, der ſie auch alſobald vor ſich kommen ließ; ſie fanden an ihm einen ernſthaften freundlichen Fürſten, der jedoch immer eine drückende Traurigkeit verrieth: alle Großen ſeines Reichs, die ihn umgaben, ſchienen lauter fromme Weltweiſen zu ſeyn, und warens auch; ſolch einen vortrefflichen Hof hatte ſich Mirza nicht vorgeſtellt, es war ihm nicht anders, als wenn er da zu Hauſe wäre, auch Dalec fühlte das Wehen eines göttlichen Geiſtes, in dem es ihm wohl war.

Eigentlich war auch Ibrahims Hof eine Regierungsſchule, ſo wie billig jeder Hof ſeyn ſollte; jede Angelegenheit, jede Gerichts- oder Staatsſache ward zur Frage gemacht, die jeder, der zu des Königs Räthen gehörte, für ſich beantworten mußte; aus allen dieſen Antworten wählte dann der Imam diejenige aus, die das Glück des Ganzen am meiſten beförderte.

Auch waren viele junge Leute da, denen eben dieſe Fragen vorgelegt wurden, an deren Beantwortung ſie ſich üben mußten; unter die Zahl dieſer Schüler ward nun auch Dalec aufgenommen.

Es währte nicht lange, ſo bemerkte der Imam die ganz vorzüglichen Talente dieſes Jünglings, er würdigte ihn alſo ſeines vertrautern Umgangs, und nach und nach auch ſeiner innigſten Freundſchaft. Da aber nun das Zutrauen eines ſolchen großen Monarchen auch die größte Erkenntlichkeit zur Pflicht macht, ſo wurde es Dalec unleidlich dem Imam ſeine Herkunft nicht entdecken zu dürfen — zu Zeiten ſchien es auch letzterem wehe zu thun, daß ſein junger Freund nicht recht offenherzig gegen ihn war: Mirza war alſo hier der einzige Mann, der Rath ſchaffen konnte, an dieſen wendete ſich Dalec und bat ihn, ihn dieſer Pein zu entledigen.

Mirza verſprach mit dem Ibrahim ſeinetwegen zu ſprechen, und ſie beide vollkommen zu beruhigen.

Der fromme Einſiedler erſchien wenig am Hofe, nur zu Zeiten ſahe er nach ſeinem Pflegeſohn, und beobachtete ihn die übrige Zeit aus einſamer Ferne: er war alſo da, nur nach dem Anſehn, und als Vater des jungen Dalec bekannt. Als er daher jetzt um Audienz bei dem Imam, und zwar ohne Beiſeyn eines Menſchen hat, ſo wunderte ſich jeder, was doch wohl der Alte vorzutragen haben möchte; ſelbſt **Ibrahim** vermuthete nichts anders als etwa eine einfältige Bitte zum Beſten ſeines Sohnes, er geſtattete ihm gerne ſein Verlangen, und empfing ihn in ſeinem Cabinet.

Was bringſt du mir **Mirza**? fragte der König den hereintretenden Alten. **Mirza** antwortete mit dem Anſtand und der Würde eines Mannes, der gewohnt iſt mit dem Herrn aller Herrn umzugehn: Großer König der Gläubigen! du haſt meinen Pflegeſohn deiner beſondern Gnade gewürdigt, dafür ſegne dich der große und erhabene Gott! — damit du aber auch wiſſen mögeſt, wer der Jüngling iſt, den du liebeſt, ſo will ich dir das, was ich von ihm ſagen darf, entdecken: **Daler** iſt ſeiner Herkunft nach ein gemeiner Hirte, aber ſeinem Beruf nach, zur höchſten Menſchengröße beſtimmt, und mich, einen armen Einſiedler, hat der einige wahre Gott, dem ich diene, gewürdigt, das Werkzeug ſeiner erhabenen Führung zu ſeyn; ich weiß, daß der Imam, der Vater der Gläubigen Gott fürchtet, und auch eben deßwegen das Geheimniß der Zukunft ehrt, ohne es vor der Zeit enthüllen zu wollen; habe alſo die Gnade gegen mich deinen Knecht, und ſuche nicht weiter zu erforſchen, was ich, ohne die Verſehung zu beleidigen, nicht ſagen darf.

Der Imam wunderte ſich, den bisher ſo unbedeutenden Mann ſo reden zu hören, er antwortete alſo:

Mirza! ich ehre das Geheimniß der Zukunft, aber du kannſt auch leicht meine Pflichten erkennen, und du mußt ſie ebenfalls ehren — wie wenn Ihr Beide, du und Dalec nun Kundſchafter wäret, und ſchlimme Abſichten gegen mich und mein Reich hättet? — Du ſiehſt alſo leicht ein, daß ich fordern kann, genau und beſtimmt eure Abſicht zu wiſſen.

Großer König! verſetzte Mirza, ſchlimme Abſichten kann auch der haben, von dem du Alles weißt, was du von ihm wiſſen willſt; ein Regent aber, der wie du, Gott fürchtet, die Tugend liebt, und weiſe regiert, darf keine Kundſchafter fürchten.

Wenn ich meinem Dalec ſeine künftige Beſtimmung ſage, ſo wird er nicht ſo fähig dazu werden, als wenn er ſie gar nicht weiß. Wirſt du ſie erfahren, ſo kannſt du ihm nicht das große und göttliche Muſter ſeyn, dem er ſich nachbilden ſoll, und würden es auch die wiſſen, mit denen er dereinſt in Verbindung treten ſoll, ſo würden auch ſie dem großen Zweck nicht entſprechen. Du ſiehſt alſo, würdiger Imam! daß wir mit Recht das Geheimniß der Zukunft ehren, und daß der Weiſe, dem große Dinge anvertraut werden, auch in dem Stück Gott ähnlich werden müſſe, daß er alles verſchweigt, was nicht nothwendig geſagt werden muß.

Sey du wachſam, und wenn du uns verdächtig findeſt, ſo unterſuche, findeſt du uns ſtrafwürdig, ſo ſtrafe, und findeſt du uns liebenswürdig, ſo liebe uns!

Ibrahim ſtaunte über die Weisheit dieſes Mannes, und lud ihn ein, am Hof zu bleiben, allein Mirza ſchlug dies gnädige Anerbieten mit den Worten aus: ich habe mich gewöhnt, in der Einſamkeit mit Gott umzugehn, dies iſt mir zur Nothdurft geworden, daher bin ich im beſtändigen Umgang mit Menſchen nichts nütze. Der Imam beſchenkte nun noch Mirza, und ließ ihn dann mit dem Verſprechen, ſein Geheimniß nicht zu erforſchen, in ſeine Einſamkeit zurückkehren.

Dalec lernte bald, [illegible] zu lernen nöthig hatte; er bildete ſich nach dem Imam Ibrahim, ohne nur den Gedanken zu haben, daß ihm dieſe Bildung etwas helfen könne; der verborgene Trieb in ihm drängte ihn zur Nachfolge dieſes königlichen Muſters.

So verliefen Tage, Wochen und Monathe, und bald, ehe man ſichs verſahe, war der Termin verfloſſen. Jetzt machten ſich nun Mirza und Dalec zur Abreiſe bereit; ſie beurlaubten ſich von dem Imam, der um ihren Abſchied trauerte, und Dalec auftrug, ihm Nachricht zu geben, wenn ſich das Räthſel ſeiner Beſtimmung entwickelt hätte.

Mirza und ſein Pflegeſohn kehrten nun mit ihren Kameelen und mit ihrem Knechte wieder zuruck in ihre Heimath, wo ſich Alberith des Sohnes freute, aber nicht begreifen konnte, wie er ein ſo großer Herr geworden ſey? — Noch unbegreiflicher war ihm die Urſache, und wozu das nützen könnte? Gomar aber, der nun nicht mehr Mirza war, verwieß ihn aufs harren, ſo wurde er alles erfahren; damit konnte Alberith für diesmal nach Hauſe gehn, Hadar aber blieb bei dem Einſiedler.

Als der beſtimmte Tag heran nahte, ſo ſprach der Greis zu Hadar: der Zeitpunkt iſt gekommen, an welchem dein großes Schickſal entſchieden werden ſoll; mache dich fertig, morgen werden wir nach Tdhafar reiſen!

Große und ungewohnte Empfindungen beſtürmten das Herz des Jünglings, und hohe Ahnungen, deren Flammenzüge er aber nicht leſen konnte, wehten ſeinen Augen vorüber! — Aber Vater Gomar! — fing er an: was wird aus meiner Liebe? ein Königreich iſt mir nicht Erſatz für den Verluſt der geliebten Unbekannten.

Sey ruhig mein Sohn, erwiederte Gomar, und folge dem Wink der Vorſehung, du wäreſt eines Konigreichs nicht würdig, wenn du es eintauſchen möchteſt, gegen eine reine lautere Neigung; ſcheint auch die göttliche Führung deinen Wünſchen entgegen, am Ende wirſt du mit hoher Freude erkennen, daß ſie heilig und gut war.

Habar ſchwieg und ergab ſich gern in den Willen Gottes; am folgenden Morgen verließen beide das ſtille Thal, und gelangten nach drei Tagereiſen in der Hauptſtadt Idhafar an.

Hier ließ nun der weiſe Mann den Jüngling zurück in der Herberge, und befahl ihm, ſich ſtille zu halten, nicht vor die Thüre zu gehn, auch mit Niemand zu reden, und begab ſich ſodann in den Pallaſt des Königs. Abulmalek und ſeine Tochter freuten ſich hoch der Ankunft des Einſiedlers, beiden, beſonders aber Fatimen pochte das Herz ob der großen Entwickelung ihres Schickſals. Sie eilten in ihr geheimes Cabinet, und Gomar enthüllte ſein Geheimniß folgender Geſtalt:

Gott verleihe dir, mein König! und dir du holde Königstochter! Glück, Heil und Segen! — Mein Geſchäft iſt glücklich vollendet; der Mann, den die Vorſehung zum Nachfolger Abulmaleks und zum Bräutigam ſeiner Tochter Fatime beſtimmt hat, iſt hier in Idhafar: er heißt Dalec, und iſt ein würdiger Schüler und Freund des großen Imams Ibrahim von Yemen.

. Der König und Fatime erblaßten, doch erholte ſich Abulmalek bald und ſprach: Gott ſegne den Imam Ibrahim, er iſt ein frommer König, und Dalec ſey mir als Nachfolger und Schwiegerſohn willkommen! Die Wege Gottes ſind anbetungswürdig und weiſe!

Noch ſchwieg Fatime, doch da auch ſie reden mußte, ſo ſprach ſie: auch mir ſey Dalec willkommen, weil es Gott ſo haben will — gerne hätte ich gegen die Hirtenhütte mein Königreich vertauſcht, wenn es meine hohe Pflicht erlaubte! — Ich verehre den Willen des Erhabenen, denn Er will immer das Beſte.

Freudig erwiederte Gomar: große und edle Jungfrau! du würdeſt ohne dieſe Geſinnung nicht verdienen Königin zu werden. Aber nun erlaubet mir meinen Dalec zu holen!

Gomar eilte zur Herberge. Habar, ſo ſprach er, der Zeitpunkt iſt da, wo die Vorſehung dein Schickſal enthüllt, verehre ſie in tiefer Demuth, und verherrliche ihren erhabenen Gang durch Gottähnliche Handlungen! — Du biſt der Nachfolger Abulmaleks Königs von Fartach, und der Bräutigam ſeiner Tochter Fatime!

Habars Empfindungen mit Worten ausdrücken zu wollen, wäre eine eben ſo vergebliche Mühe, als wenn ein Gefangener, der lang' im Finſtern geſchmachtet hat, bei ſeiner Ankunft der freien Luft, alſofort mit offnen Augen de Himmels Klarheit anſtarren wollte. Erſt nach und nach gewöhnte ſich Habar an dieſen großen vielumfaſſenden Gedanken, allmählig konnte er einen Theil des Gemäldes nach dem andern betrachten, und endlich das Ganze ruhig in einen Blick faſſen, doch es fehlte der alles belebende

Geiſt ſeiner geliebten Unbekannten — er wiederholte ſeine ehemalige Aeußerung: Vater! fing er an: die Vorſehung erhebt mich auf eine Stufe, auf der mir ſchwindelt, aber deine Weisheit hat mich ſo geleitet, ſo geſtärkt, daß ich dieſe Bürde auf meine Schulter nehmen und ſie mit Gottes Hülfe tragen kann; nur das, was meine Seele liebt, fehlt mir — ich werde auf dem Thron in den Mittelpunkt meines Herzens ſchauen, und da eine dunkle Leere finden, die Fatime nie ausfüllen wird.

„Höre mich Hadar! Wenn uns Gott den Becher der Freuden voll ſüßen Weins ſchenkt, ſo miſcht Er immer etwas Myrrhen darunter, damit er uns wohl bekomme, und wir uns daran den Magen nicht verderben mögen. Gehorche ſeinem Befehl und folge mir nun zum König!“

Ich gehorche, antwortete Hadar, Gottes Wege ſind heilig und gut, und nie ſoll Fatime erfahren, daß ein andres Bild in meiner Seele lebt.

Sie gingen nun nach dem Pallaſt und in das Cabinet des Königs, wo Abulmalek und ſeine Tochter ihrer warteten; — da ſtanden beide Menſchenpaare gegen einander über; — hier Gomar und Hadar, dort Abulmalek und Fatime — überall den Himmel im Auge! Gomar, rief endlich der König: das war ein Meiſterſtück! Wer die Wege der Vorſehung Jahre lang ſtudiert, antwortete der Weiſe: und dann ſo ſchweigen kann, wie ſie; der vermag unter ihrer Leitung ſolche Meiſterſtucke; lebt nun lange glücklich, fürchtet Gott, und wandelt treulich ſeine Wege, ſo wirds Euch wohlgehn! —

Hierauf kehrte Gomar wieder in ſeine Einſamkeit zurück, und Habar ward ein frommer weiſer und glücklicher König.

5.

Der arme Leinweber.

Eine wahre Geſchichte.

In einem, von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtſchaffen, aber arm. Seine Frau, eben ſo fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnſpulen vom Morgen bis an den ſpäten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber ſie waren glücklich, denn ſie liebten ſich, und hatten ein gutes Gewiſſen. Der liebe Gott hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geſchenkt, die ſie mit Sorgfalt erzogen, und zu allem Guten anleiteten; wer zu den braven Leuten kam, der freute ſich ihres Frohſinns und ihres liebevollen Umgangs und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um ſich zu laben an den chriſtlichen Geſprächen des jungen Paares.

Einſtmals an einem ſchönen Sommerabend kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber;

er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat ſie, ihm nicht ubel zu nehmen, daß er noch ſo ſpät ſie ſtöre: ich mache eine Fußreiſe nach Weinsheim, ſprach er, und kenne den Weg nicht, wollt Ihr wohl ſo gut ſeyn, und mich eine Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl ſelber finden, ich will Euch reichlich dafür belohnen. Flugs ſprang der Weber von ſeinem Stuhl, zog ſeinen abgetragenen aber ſauber geflickten Rock an, und ſchritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs ſprachen die beiden von allerhand Sachen; und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finſter geworden war, ſtand der Unbekannte auf einmal ſtill, zog ein Pfeifchen aus der Taſche, und pfiff ſo durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr: in dem Augenblick ſtürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Geſträuche hervor, und beſprachen ſich dann mit dem Fremden der ihr Hauptmann war, uber den Einbruch einer nahen Muhle, den ſie in der kommenden Nacht vorhatten. Der Anfuhrer ſtellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neuangeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtſam ſey, welches ſich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf ſeine Kniee und flehte um Erbarmen, aber der Räuber ſetzte ihm die Piſtole auf die Bruſt, und brullte: entweder gehe mit, oder ſtirb! dann faßten ihn zwei zwiſchen ſich, und ſchleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten ſie bei der Mühle an, es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber nebſt noch einem Andern mußten Schildwache ſtehen. Allein man war dieſen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war ihr Maas voll, der Hauptmann, der Leinweber, und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hauſe an zu ſorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und als er am Morgen noch nicht zurückkehrte, ſo wurde ihre Angſt unausſprechlich; die Nachbarn gingen aus, ihn zu ſuchen, aber ſie hörten und ſahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war troſtlos, und noch wußte ſie nicht einmal, welche Schreckenspoſt ſie erhalten ſollte. Gegen den Abend erſt erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich daß der Leinweber mit dabei geweſen, nebſt dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß ſitze. Jetzt ließ ſich die Arme nicht mehr halten, ſie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief was ſie laufen konnte nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag; ihr erſter Gang war zu dem Amtmann, dem ſie den Hergang der Sache erzählte ſo gut ſie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Amtmann, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Rechten ausgemacht werden, doch erlaubte er ihr, ihn zu beſuchen.

Unbeſchreiblich iſt der Auftritt, der nun erfolgte, die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott dem Retter der Unſchuld, dann ſuchte der Mann ſeine arme Frau zu beruhigen, und bat ſie, ſich feſt an Gott zu halten, der ſie gewiß in dieſer ſchrecklichen Noth nicht verlaſſen würde, denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen ſollen, anſtatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, ſo ſey doch auch dem Allwiſſenden bekannt, daß er nur um ſeiner Familie willen den Tod geſcheut, und aus Liebe zu ihnen ſchwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der ſeine Unſchuld wiſſe, werde ihn aus dieſer Noth erretten. Dann trennten ſich die guten Leute, geſtärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmliſchen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück, doch beſuchte ſie ihren Mann oft, und bei jeder Zuſammenkunft ſtärkten ſie einander im Glauben und im gemeinſchaftlichen Gebet.

Aber die Obrigkeit war durch viele aufeinander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Geſetze zu ſchärfen, und nach dieſen hatte auch der arme Leinweber den Strang verdient, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmſte war, der Räuberhauptmann hatte mit ſeinen Kameraden verabredet, ſie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge koſten was es wolle; demnach waren ſie untereinander einverſtanden. was jeder bei dem Verhör ſeinetwegen ausſagen ſollte. Der Anführer behauptete, er ſey ſchon bei mehreren Einbrüchen geweſen, und gab dann die Orte an, und mit dieſer Ausſage ſtimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Amtmann Alle zuſammen verhörte, und der arme Leinweber ſeine Unſchuld betheuerte, ſo wußten die Räuber ihre Behauptung ſo wahrſcheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, ja ſie konnten ihm ins Angeſicht ſagen, ob er ſich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er ſo läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unſchuldige Leinweber hatte keine Vertheidiger als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geſchloſſen, und dem Blutgericht übergeben; dies verfaßte nun kaltblütig das Urtheil, der Leinweber ſollte zuerſt gehangen werden, und ſodann auch die Uebrigen, nachdem ſie die Hinrichtung des Erſten mit angeſehen hätten; nur mit dem Unterſchied, daß ihre Leichname geviertheilt und aufs Rad geflochten würden. Nachdem der Fürſt dies Urtheil unterſchrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch beſtimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden ſollte.. Das Mitleiden mit dem Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn jedermann hielt ihn für unſchuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen ſollen, war die allgemeine Stimme. Der Pfarrer, der ihn copulirt hatte, beſuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigſten Umſtänden; er ſuchte, ihn durch Troſtgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendſte Weiſe, ſo daß der gute Mann endlich Muth faßte, und ſich in die Vaterarme ſeines Gottes kindlich übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief ſie ſo wie ſie ging und ſtand, mit fliegenden Haaren nach der Reſidenz, und verlangte mit der Fürſtin zu ſprechen. Nun traf es ſich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geſchichte war erzählt worden, von einem armen Hausvater, der unſchuldig ſey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben auch von dem gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hof bekannt, und der Fürſt darüber bedenklich geworden. Die Frau wurde augenblicklich vorgelaſſen. Ihr ehrliches liebenswürdiges Geſicht und ihre Wehmuth ſprachen ſo laut, daß der Fürſtin ſogleich die hellen Thränen über die Wangen liefen, und ſie von der Unſchuld ihres Mannes überzeugt wurde; ſie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürſten: auch er wurde zu Thränen gerührt, und ſagte: gute Frau! euer Mann ſoll leben; ich will ſogleich jemand abſchicken, der dem Amtmann dieſen Befehl überbringt. Das war aber auch hohe Zeit, denn es war

Abend, und den andern Morgen um neun Uhr ſollte der Leinweber zum Galgen geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürſtin ließ darauf die Frau erquicken und dann eilte dieſe mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort: allein ſie hatte kaum zwei Stunden gelaufen, ſo konnte ſie nicht weiter, ſie mußte alſo einige Stunden ausruhen, ſo daß ſie erſt am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen ſollte, ſtürzte mit dem Pferd, und hatte einen Fuß verrenkt, ſo daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bei einer Poſtſtation, er blieb alſo da, und übergab dem Poſthalter den Gnadenbrief, der ihn dann durch einen Poſtillon weiter ſchickte: dadurch wurde das Ueberbringen um etliche Stunden verſpätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben ſo wenig. Die Glocke ſchlug neun, und das arme Sündergeläute tönte ſchauerlich in einzelnen Schlägen, die Schulknaben kamen mit ihren Lehrern und ſangen Todtenlieder, dann kam der Leinweber von ſeinem Pfarrer begleitet, dann der Räuberhauptmann neben den übrigen Gefangenen, und endlich der Scharfrichter mit ſeinen Knechten. Eine Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend folgten dem Zug, der ſich, von einer Compagnie bewaffneter Bürger begleitet, langſam dem Hochgericht näherte. Der Leinweber ſprach nichts, ſein Kummer hatte weder Thränen noch Sprache, aber man ſahe, daß er von dem Räuberhauptmann unaufhörlich beobachtet wurde. Nun kam der Zug am Galgen an, und der Leinweber wurde zur Leiter geführt; — in dem Augenblick kam ein Poſtillon geſprengt, und überreichte dem gegenwärtigen Amtmann einen großen Brief; er riß ihn haſtig auf, und rief Gnade! Gnade! für den Leinweber. Nun entſtand ein Jubel unter den Tauſenden, der kein Ende nehmen wollte.

Aber der Räuberhauptmann bat ſich vom Amtmann die Erlaubniß aus, zum Volk reden zu dürfen; und nachdem es ihm geſtattet war, trat er auf das Blutgerüſt und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, ſo daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: *es iſt ein Gott! und dieſer Gott iſt gerecht!* — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch oft in meinem ſündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es ſey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wiſſen, und dachte, wenn ich einen durchaus unſchuldigen frommen Menſchen zu meiner Geſellſchaft brächte, und ihn *zwänge*, an allen unſern Verbrechen Theil zu nehmen, ſo könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen giebt, unmöglich zugeben, daß einſolcher unſchuldiger Menſch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jezt wirklich geſchehen iſt: denn der Leinweber iſt vollkommen unſchuldig, und ein frommer rechtſchaffner Mann. Mit ihm hab' ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja wahrlich! es iſt ein Gott, und ein gerechter Gott! — Und nun bat er um die Gnade, wieder ins Gefängniß gebracht zu werden, indem er verſicherte, er habe noch wichtige Geſtändniſſe zu machen. Er wolle alsdann ſeine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde ſeine Bitte gewährt; er und ſeine Gefährten wurden wieder zurückgeführt und in Ketten geſchloſſen.

Unterdeſſen hatte man den Leinweber erquickt und geſtärkt, und ſo, wie man ihn aus dem Kreis brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Stadt; andere ſammelten Geld für ihn, ſo daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Straße herauf trug, kam ſeine Frau von ihrer Reiſe in die Stadt: ſie ſahe das Zuſammenlaufen der Leute, und hörte das Rufen: ſie bringen den Leinweber! er hat Gnade bekommen! und zugleich erblickte ſie ihn auch von ferne, wie er mit Freudengeſchrei auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte ſie dem Zug ins Wirthshaus. Der Willkomm der beiden Eheleute läßt ſich nicht beſchreiben. Sie wurden in einer Kutſche nach Hauſe gefahren, denn die ſchweren Leiden hatten ſie ſo angegriſſen, daß ſie nicht gehn konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er ſich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm: wenn er noch lebt, ſo kann er ein Greiß von faſt ſiebzig Jahren ſeyn.

Die Geſchichte trug ſich zu, im Jahr 1788.

6.

Leonhard und Bernhardine.

„Was iſt dir, lieber Leonhard? Warum biſt du ſo traurig? Warum weinteſt du ſo ſtill bei dir ſelbſt, indem du längs dem Bache hin gingſt? . . . . Ich ſah es wohl und es that mir wehe. Kannſt du deinen guten Vater noch immer nicht vergeſſen? Wenn dir ſonſt etwas übels begegnete, konnte dich Bernhardine, wie du ſelbſt ſagteſt, jederzeit tröſten; aber nun.... Ich glaube, du willſt deinen Schmerz ewig machen, und das iſt doch nicht recht.“

Liebe, gute Bernhardine! du weiſt nicht, wie mir zu Muthe iſt; ich kann's dir auch nicht ſagen. Du warſt meine einzige, meine beſtändige Jugendfreundin. Du ſtillteſt ſo manchen Sturm meiner Seele. Gewiß, es thut mir herzlich leid, daß ich dich, gutes Mädchen, betrübte. Aber ich kann nicht anders. Oder ſag' mir: wie ſoll ich's anfangen, wieder froh zu werden?

„Wünſcheteſt du das wirklich, mein Leonhard? — Gut. Sieh — hier tret' ich dir in den Weg der Schwermuth . . . . Schon wieder heftet ſich dein

Blick auf die Trauerweiden des Ufers. Wende ihn davon ab! Sieh dort blühen Roſen und Lilien; mit ſtillem Jubel feiern ſie ihrem Schöpfer. So ſollte Leonhard Kronhelm ihm auch feiern."

Ja das ſollt' ich. Kann ich es aber? o wie gerne thät' ichs! Mit glühenderm Dank als dieſe Roſen wollte ich ihm feiern — wenn — Bernhardine . . . . .

„Nun?"

Ich kann das Wort nicht ausſprechen.

„Aber doch denken. Und was du denken darfſt, das darfſt du mir auch ſagen. Ich dachte, das wüßteſt du doch."

Ja meine Freundin, ja! und ſo höre denn; — — Aber höre auch du, Vater der jungen Raben! meine Mutter und meine kleinen Geſchwiſter leiden Noth — ſie — hungern!

„Leonhard! .... Die Sonne hat es gehört; ſie wirft einen Schleier über ihr Angeſicht; ſie weint. Sieh, ihre milden Tropfen ſind auf meine Hand gefallen. Fühlſt du ſie nicht auch? — Ja, ſie weint. Der Gedanke thut mir wohl. — Komm, Leonhard, wir ſind allein; wir wollen hier neben einander knieen, und den großen Vater um Brod bitten. Unſre Schweſter, die Sonne, betet mit uns. Auch meine Mutter, auch meine kleinen Geſchwiſter drückt der Mangel."

Leonhard ſtarrte bei dieſem Geſtändniß Bernhardinen an, preßte ſeine Lippen aufeinander und ſuchte ſeiner Empfindung Herr zu werden. Umſonſt; ein Strom von Thränen brach aus ſeinen Augen. Das holde Mädchen blickte heiter, trocknete Leonhards Wangen, und zog ihn nieder auf den Raſen. Das ſchuldloſe Paar kniete zwo unausſprechliche Minuten, ſchweigend, im dunkelſten Gebüſche des fürſtlichen Gartens, nahe am ſilberhellen Bach, der die tiefe Stille nur durch ſein leiſes Murmeln unterbrach. Ob ſie der, welcher das Ohr gemacht hat, gehört habe — das kann derjenige beantworten, der wirklich aus der Fülle des Herzens zu beten verſteht; aber auch der, welcher dieſe meine Erzählung lieſt, und ſie für das nimmt, was ſie iſt — Wahrheit.

Jetzt ſtanden ſie auf, und empfanden jenen tiefen, innern Frieden, deſſen nur die beſſern und reinern Seelen ſich erfreuen, indem ſie dem Urquell alles Lichts, aller Güte und aller Vortreflichkeit ſich nahen.

„Mir iſt ſo leicht, ſagte Bernhardine: es kommt mir vor, als ſey unſer Gebet erhört. Ich fühl' mich ſo ruhig, ſo heiter, als wenn wir alles genug hätten. Wie iſt's dir, Guter!

Eben ſo. Das Hungern ſcheint mir jetzt eine Kleinigkeit. Aber da fällt mir wieder etwas ein, liebe Bernhardine, das mir die Zeit her öfters in den Sinn kam. Ich ſchlug mir's allemal aus dem Kopf, denn es fehlte mir an Muth zur Ausführung. Jetzt fühl' ich, daß ich ihn habe. Mein guter Vater wollte mich, wie du weißt, ſtudieren laſſen. Er hätte es auch gekonnt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Nun aber fehlt das Geld, obwohl ich alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht, und ſämmtliche Claſſen des Gymnaſiums durchlaufen habe. Freilich geht auch meine Neigung vorzüglich auf die Wiſſenſchaften: aber es kann nicht ſeyn. Gut — ſtatt deſſen will ich jetzt geſchwind ein Handwerk lernen. Ich bin jung, geſund, ſtark und begreife leicht etwas.

Das Lehrgeld kann ich aus meinen Büchern beſtreiten. In ein paar Jahren bring' ich es ſoweit, daß ich meine Mutter und Geſchwiſter hübſch ordentlich ernähren kann. Ich werde fleißig ſeyn und mich der Arbeit nicht ſchämen. Vielleicht, liebe Bernhardine, ſegnet mich die Vorſehung gar ſo viel, daß ich (ihre Hand mit Wärme ergreifend) dich mit verſorgen kann. Willſt du dann ganz die Meine ſeyn wollen? — Deine Mutter und deine Geſchwiſter ſollen es auch gut haben.

Bernhardinens Wangen erglühten höher; ſie ſchlug das liebevolle, freundliche Auge nieder und lispelte ein leiſes Ja! Leonhard wollte ſie umarmen, aber heilige Ehrfurcht vor dem reinen, himmliſchen Weſen hielt ihn zurück. Jetzt hefteten beide den dankvollen Blick in die Höhe, ihre Hände ruhten in einander, aber ihre Gefühle konnten keine Worte finden. Warm und mild ſtrahlte die Sonne vom heitern Frühlingshimmel auf die

Liebenden herab, ſie hatte ihren Schleier weggelegt und ihre Thränen getrocknet. Der Hain ſchien verklärt, und göttlicher Friede rauſchte faſt hörbar herab von den ewigen Hügeln auf das junge Grün der Blätter.

Endlich unterbrach Bernhardine das Schweigen. „Lieber Leonhard, ſagte ſie, ich hab' einen andern Einfall. Er kommt mir plötzlich, und, glaub' ich, nicht von ungefähr. Du weißt, ich bin nicht ungeſchickt im Putzarbeiten, es geht mir von der Hand; an Geſchmack fehlt es mir auch nicht, und unſere beiden Mütter verſtehn von der Sache gleichfalls etwas. Meine Schweſter kann ich auch ſchon zuziehn. Was meinſt du? ich will arbeiten, die andern helfen ſo viel ſie können, und du veräußerſt dann dasjenige, was wir verfertigen; du gehſt damit in die Häuſer und ſtehſt damit auch auf den Jahrmärkten aus. Mag unſer Verkehr und unſer Abſatz im Anfang immer klein ſeyn; es wird ſich ſchon beſſern. Vielleicht hilft uns Gott, daß wir auf die Art unſere beiden Familien ernähren können, ja wohl am Ende ſo viel vor uns bringen, daß du einen ordentlichen mit wenigern Beſchwerden verknüpften Handel führen kannſt. Und das wäre, nach meiner Meinung, noch beſſer als wenn du ſtudierteſt.“

Braves, gutes Mädchen, ſagte Leonhard nach einigem Bedenken, dein Plan iſt recht hübſch: er gefällt mir, nur eins iſt dabei zu erinnern.

„Und das wäre?“

Du haſt nicht überlegt, daß wir ein ſchönes Stück Geld zum Einkauf der Waaren brauchen. Denn welcher Kaufmann, oder Krämer wird dir borgen? Doch" — meine Bücher können auch hier aushelfen.

„Nein, für's erſte ſollſt du ſie wenigſtens noch behalten. Sie ſind dir ſo lieb; wir wollen ſie nicht eher veräußern, bis wir gewiß wiſſen, es giebt kein anderes Mittel. Noch weiß ich deren keins; aber ich fühle, es wird gut gehen. Morgen wandere ich zum hieſigen Kaufmann Ringberg, und bitte ihn, daß er mir für den Anfang etwas borgt."

Mit dieſen Worten traten ſie aus dem Gebüſche hervor; Ruhe und Heiterkeit ſtrahlte von ihrem Angeſicht; alles war Leben und rege Wonne um ſie her, und über ihnen lief die Sonne ihren Weg wie ein Held, und begann ſich von ihrer Höhe herab zu ſenken, um auch entfernten Nationen Wärme, Licht und Freude zu bringen. —

Unbefangen wandelte das holde Paar Hand in Hand, am Saume des Gebüſches hin. Das Winken, das Wiſpern, das zweideutige Lächeln der übrigen Spaziergänger, welche ſie aus dem Dunkel des Hains hatten kommen ſehen, kümmerte ſie wenig; ſie merkten nicht einmal darauf. Als aber nach einigen Schritten ein Freund ihrer ſeligen Väter ihnen begegnete, und ihnen die Erinnerung gab: „Junge Leute mögen noch ſo unſchuldig ſeyn, ſie müſſen ſich auch keinem Verdacht ausſehen“ — da wurden ſie beſtürzt. Inzwiſchen ſammelten ſie ſich bald, beantworteten die Warnung mit gebührendem Dank, und Leonhard ſetzte hinzu: Wenn man zu Gott um Brod bittet, dann iſt aller Verdacht der Art ungegründet.“ Bernhardine ſchlug blos die Augen auf: eine große Thräne zitterte in denſelben, und durch dieſe ſtrahlten Sittſamkeit und Herzensreine ſo überzeugend, daß der gutmeinende Freund es aufrichtig bereute, dem Zartgefühl dieſer ſchönen Seele nur durch einen Laut zu nahe getreten zu ſeyn. Beiden drückte er mit inniger Theilnahme die Hand und ſagte: „Guten Kinder! Gott weiß es; es geht mir nicht beſſer als euch auch!“

Schnell entfernte er ſich, die jungen Leute blickten ihm mit ſtaunendem Mitleid nach, und ſchritten langſam weiter. Schrecklich! — ſagte Leonhard, ſchrecklich! auch der ehrwürdige Rath Isbrand leidet Noth, Gott! wie vielen und großen Jammer kann ein einziger Menſch anrichten. Wehe dem Lande, deſſen Fürſt ein Kind iſt! das kann man bei uns mit Recht ſagen. Aber auch: wehe dem Vormund, wenn der Prinz einſt volljährig wird! — „Ja wohl, entgegnete Bernhardine; dein Vater bei der Regierung, der Meinige an der Kammer, und Isbrand bei der Juſtizkanzlei — alle drei waren von jeher dem Miniſter ein Dorn im Auge. Ich glaubte aber doch, der Rath hätte eigenes Vermögen. War das nicht der Fall, ſo hätte er auch ſein

Amt nicht niederlegen ſollen.“ ..... Liebe Bernhardine, fiel Leonhard ein, du urtheilſt zu voreilig, ohne reife Ueberlegung. Sag' ſelbſt: ſoll ein ehrlicher Mann lieber Unrecht thun, als Mangel befürchten: oder lieber Mangel befürchten, als Unrecht thun? denn beim ehrlichen Manne bleibt es beim Befürchten, höchſtens kommt es zu einigen dunklen Prüfungsſtunden, zum Verhungern gewiß nicht. Wie viel Muth, welches Vertrauen äuſſerteſt du ſelbſt nicht vor wenigen Augenblicken? Du wieſeſt mich zurecht; ich dank' dir dafür; muß dich nun aber ſelbſt darauf zurück führen.

Eine leichte Schaamröthe überflog Bernhardinens Wangen, ſie drückte ihrem Geliebten die Hand und ſagte: „verzeih' mir, Leonhard, das liebloſe Urtheil! Gott iſt mein Zeuge, ich will nicht wieder ſo vorſchnell ſeyn..... Aber hör' einmal; wir kommen nahe bei Paſtor Huldmanns Hauſe vorbei: ſollen wir ihn nicht eben beſuchen? Er hat ſo ganz mein Vertrauen, und über unſern vorher gefaßten Entſchluß möcht' ich gerne mit ihm ſprechen. — Es waren doch ſchöne Tage, als er Hauslehrer unſerer beiden Familien war; durch ihn machten wir nur ein Ganzes aus. Er bildete unſern Kopf, noch mehr aber arbeitete er auf unſre Herzen hin. Ohne ihn hätten wir ſchwerlich heute die ſchöne Stunde im Garten gehabt.“

Du haſt Recht, meine Gute! Aber von unſrer Liebe, und daß du ganz die Meine werden willſt—

davon wollen wir ihm nichts ſagen: er möchte das zu voreilig finden.

„Nein, davon wollen wir ſchweigen; die Freude wollen wir noch für uns behalten.“

Sie wandten ſich nach dem Pfarrhauſe; Huldmann ſtand am Fenſter und ſah, wie ſie ſich an der Hand führten, wie ſie ſeiner Thür raſch und freudig zueilten. Er ahnete etwas neues, und da er die jetzigen Umſtände beider Familien genau kannte, ſo lief er ihnen entgegen und ſagte: „Kinder! ihr ſeyd ja ſo traulich, ſo freundlich; was giebts? Leonhard erwiederte: Lieber Herr Paſtor, ſie wiſſen um unſere gewiß nicht angenehme Lage. Um meine Schwermuth aufzuheitern, ging ich in den fürſtlichen Garten. Ich wandelte einſam am Bache, da kam mir Bernhardine entgegen. Wir klagten einander unſre Noth; unſere Herzen waren voll; wir knieten im Dunkel des Gebüſches nieder, und ſchütteten unſer Anliegen vor dem aus, den Sie uns als den beſten, liebevollſten Vater haben kennen gelehrt. Dadurch fanden wir uns wunderbar geſtärkt und getröſtet; in uns beiden regte ſich ein lebhafter Trieb, irgend etwas anzufangen, um unſre Familien dadurch zu ernähren. Bernhardine will Putzarbeit machen, und ich will durch das Land reiſen, um ſie zu verkaufen.

„Liebſter, liebſter Herr Kronhelm! ... Doch — ich will Ihnen keine Einwendungen, keine Schwierigkeiten machen. Sie haben gebetet, und darauf iſt Ihnen dieſer Entſchluß geworden. Gottes Wege gehen oft durch Gegenden der Unwahrſcheinlichkeit am nächſten zum Ziele. — Aber wie bleibt's nun das Studium!"

Es thut mir leid genug, es aufgeben zu müſſen — aber wo ſollt' ich das Geld dazu hernehmen? Und wenn das auch nicht wäre, wie lange würde ich auf ein Amt warten müſſen! Wie lange würd' es dauern, bis ich meine Mutter und Geſchwiſter ernähren könnte! Wenn aber auch alles gut ging .... Leonhard ſtockte und wurde roth; Bernhardine ſah den Prediger von der Seite verlegen und ſchamhaft an. Der gute Huldmann merkte, was dahinter ſteckte, fuhr aber fort: „Nun was denn noch mehr?"

Stotternd verſetzte Leonhard: Nun ja! ſo iſt denn doch die liebe Lindheimiſche Familie noch nicht verſorgt. Dazu iſt Bernhardine als Frauenzimmer zu ſchwach. — „Gott ſegne euch, meine Kinder! Behaltet euch einander nur recht lieb, und betragt euch ſo brav wie bisher. Der Herr wirds verſehen. Redet recht oft mit Ihm, ſo wie ihr es heute gethan habt."

Nun brachte auch Bernhardine ihr Anliegen vor. Sie fürchtete, Herr Ringberg möchte ihr nicht borgen, daher bat ſie den Prediger, zu ihm hin zu gehen, und ein gutes Fürwort für ſie einzulegen. Er verſprach es. Mit leichtem Herzen ſagte ihm das edle Paar Lebewohl, und jedes von ihnen ging mit freudiger Zuverſicht nach Hauſe.

Hier wurde die Sache, gleich in der erſten Wärme, den beiden Müttern vorgetragen. Mit Thränen in den Augen erkannten dieſe die gute Meinung ihrer Kinder; allein die abhärmende Schwermuth iſt ein Fieber, in welchem auch die koſtbarſten Speiſen bitter ſchmecken. Die Mutter zweifelten beide gar ſehr am glücklichen Erfolg, doch legten ſie den jungen Leuten keine Hinderniſſe in den Weg. Dieſe blieben feſt und ſagten, was Huldmann ihnen ſo oft eingeprägt hatte: „Dem Glauben iſt alles möglich.“

Bernhardine konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Sobald ſie glaubte, Herr Ringberg ſey aus den Federn, lief ſie hin und machte ihren Antrag. „Herr Ringberg, ſagte ſie, Sie wiſſen wie unſere Umſtände ſind. Gerne möcht' ich nun mit Nähen, Sticken und Putzmachen etwas verdienen: aber dazu muß ich allerlei Sachen haben, die man alle bei Ihnen bekommen kann; nur fehlt es mir an Geld. Wollen Sie mir wohl borgen? — So wie meine Arbeit verkauft iſt, bezahl' ich Sie redlich.“ Nur ſtotternd und kaum hörbar brachte ſie dieſen Vortrag über ihre Lippen; auf ihren Wangen wechſelte die Farbe jeden Augenblick. Mit weicher gerührter Stimme antwortete Ringberg: Mamſell Lindheim! Holen Sie, was, und wie viel Sie brauchen. Sie haben vollkommen Kredit bei mir.

Bernhardine trat einige Schritte näher, und ſagte mit naſſen Augen: Herr Ringberg! Gott belohne dieſe That; ich kann es nicht.

„Wenn er das thut, mein gutes Kind, ſo kommt mir der Segen nicht zu ſtatten. Sie haben einen andern Wohlthäter, der aber durchaus unbekannt bleiben will.“

Bernhardine ſtutzte über dieſe Aeußerung, und grübelte ein paar Augenblicke darüber nach. Bald aber ſah ſie von dem Werkzeug ab empor zu dem, der ihr Gebet ſo gnädig erhöret hatte, und ihr jetzt gleichſam ein Unterpfand davon gab, daß alles gut gehen werde. Beſcheiden nahm ſie nur ſo viel aus, als ſie zum Anfang ſchlechterdings gebrauchte. Sie brachte es voller Freude nach Hauſe und gab ſich unter Lächeln und Scherzen an die Arbeit. Jeder der helfen konnte, half. Der Kreis war ſo traulich: die Stimmung war ſo heiter; doppelt raſch ging es von der Hand.

Auch die edelſten Seelen gucken gerne durch das Schlüſſelloch, was der Vater im Kabinet doch wohl mache? Auch Bernhardine, und alle, die Theil an ihrem Schickſal nahmen, hätten gerne gewußt, wer jener großmüthige Wohlthäter ſey? Anfangs riethen ſie auf den Paſtor Huldmann, allein der hatte ſelbſt nur ein nothdürftiges Auskommen: und Ringberg war, bei aller ſeiner Rechtſchaffenheit, doch ſo ſehr Kaufmann, daß er da nichts borgte, wo er keinen reellen Grund zur Erſtattung wußte. Alles Gucken half alſo nichts:

man mußte ſich zufrieden geben, und jenen Edlen im Dunkel laſſen, in welches er ſich ſelbſt eingehüllt hatte. — Leonhard machte ſich inzwiſchen zu ſeiner erſten Handelsreiſe fertig, damit er, ſobald Bernhardine einen Transport bereit hätte, ihn ſogleich aufpacken, und ſeinen neuen Beruf antreten könnte.

Endlich war es ſo weit. Der gute Jüngling that ſeine Putzſachen ſorgfältig in einen dazu gemachten Kaſten, und Bernhardine ſetzte ihm den Preis jedes einzelnen Stücks in ſeine Schreibtafel. Seine Mutter weinte laut, als er den Kaſten auf den Tiſch ſtellte, und ſeine Arme durch die Tragriemen ſchob. Er mußte ihn nämlich der Größe wegen auf den Rücken nehmen. Auch ihm ſtanden Thränen in den Augen, aber er ermannte ſich, und ſagte: „Liebe Mutter, wären Sie doch geſtern bei unſerm guten Huldemann in der Kirche geweſen! Er predigte darüber, wie man den Simon von Cyrene zwang, unſerm Herrn das Kreuz nachzutragen. Da fiel ich ſelbſt mir ein. Machen Sie doch nicht, daß man mich auch zwingen muß. Das Studieren wäre mir freilich weit angenehmer; aber es iſt nun einmal ſo. Und gewiß, Mutter, es wird gut gehen.“ Er reichte ihr die Hand, küßte ſeine kleinen Geſchwiſter, und wanderte fort. Als er bei Bernhardinens Wohnung vorbei ging, ſtand das holde Mädchen in der Thür. Leonhard trat zu ihr, ſie ſprachen ein paar

Augenblicke miteinander, dann drückte er ſchnell einen leiſen Kuß auf ihre Wangen und ſchied mit einem herzlichen Lebewohl von der zärtlich geliebten Geſpielin.

Mit geflügelter Eile verfolgte unſer Freund ſeinen Weg. Noch war alles ſtill auf den Straßen. Sobald er zum Thore hinaus, und in Gottes freier Natur war, wurde es ihm vollends leicht um das Herz. Indem er zwiſchen den Saatfeldern hinwanderte, ſang er ein tiefempfundenes Morgenlied, welches der gute Paſtor Huldmann erſt vor kurzem gemacht hatte.

Eben dieſer hatte ihm den Rath gegeben, er ſollte nach Doſenburg reiſen, und ſich dort im Nußheimiſchen Laden melden. Dieſer Kaufmann handle ins Große mit allen Arten von Galanterie- Bijouterie- und ähnlichen Waaren; habe immer eine Menge Menſchen in Arbeit, und könne doch oft noch nicht alle Nachfragen befriedigen. Vielleicht kaufe er ihm den ganzen Vorrath ab, ſo daß er des läſtigen Hauſirens überhoben würde. — Dieſen Rath befolgte der junge Krämer; er hielt den Weg nach Doſenburg. Sein Kaſten war zwar nichts weniger als ſchwer, aber ſeinem Rücken war er ungewohnt. Leonhard ſah' ſich deswegen genöthigt, öfters zu raſten, und ehe zwei Stunden vergingen, war er lebhaft von dem Satze überzeugt: es ſey ganz etwas anders, im Garten, im Wehen des Frühlings und an der Seite einer liebenswürdigen Braut Plane zu machen, als ſie nachher in der Schwüle des Sommers, oder in Regen und Wind mit dem Rücken und den Schultern auszuführen. Das fühlte er lebhaft, aber wankend wurde er deswegen nicht.

Von Birkenhain, wo Leonhard zu Hauſe war, bis nach Doſenburg, ſind ſechs ſtarke Stunden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges bemerkte er in einiger Entfernung einen ſehr modiſch gekleideten Reuter auf einem prächtigen Pferde daher traben; ein Reitknecht folgte. Bald erkannte er ihn für denjenigen, der er wirklich war, und machte ſich gefaßt, neben ſeinem Kaſten auch eine tüchtige Tracht Spottreden aufpacken zu müſſen. Es war nämlich der junge Baron von Landwurm, der Sohn des Miniſters, der jetzt während der Minderjährigkeit des Prinzen Ferdinand von Birkenhain, das Fürſtenthum mit Schröpfköpfen regierte. Obendrein hatte er ein paar Dutzend Blutigel in ſeiner Familie, die er neben die Schröpfköpfe anzuſetzen pflegte. Denn er behauptete den ſehr einträglichen Satz: „Der Bauer iſt nie fleißiger, und betriebſamer, als wenn ſein Beutel leer iſt;“ — ein Satz, den alle türkiſche Baſſen, alle perſiſche Satrapen und Archiſatrapen, oder auch viele andre Machthaber aus dem Grunde ſtudiert und praktiſch anzuwenden gelernt haben.

Kaum erblickte der junge Baron unſern Leonhard, als er, voll Erſtaunen, dicht an ihn heran ritt. „Der Henker! rief er; was fangen Sie an? Was iſt aus Ihnen geworden? Was haben Sie auf dem Rücken? .... Vielleicht ein Guckkaſten? Oder eine Zauberlaterne? .... Oder gar ein Murmelthier? ....“

Nichts von alle dem, Herr Baron. Es iſt ein Krämerkaſten, in welchem ich Waaren zum Verkaufe herum trage. Ich möchte gerne etwas verdienen, damit meine Mutter und Geſchwiſter Brod haben, an dem es uns die Zeit her manchmal gefehlt hat.

„Ei, ei! das nenn' ich brav; das iſt ſchön! Und wenn man mit hübſchen Mädchen ſo in den Sträuchen herumkriecht — das hat man nicht umſonſt. Solche Freuden koſten Geld.“

Herr Baron! Ihr Spott iſt ſehr giftig, er iſt Otterngift. Aber ich hab' in meinem Herzen ein unfehlbares Gegenmittel.

„Pah! das iſt mir ſehr gleichgültig; ich verſteh' gar nicht einmal was Sie damit ſagen wollen.“

Das glaub' ich ſehr gerne. Wem die Materie von ſchlechten Dirnen und Sträuchen geläufig iſt, der verſteht nichts von den Gefühlen eines ſchuldloſen und unbefleckten Herzens.

„Hol mich der ...... wenn ichs begreife!“

Wie's gefällig iſt!

Der Baron ließ ſein Pferd noch ein paarmal kourbettiren, muſterte Leonharden vom Kopf bis zu den Füßen, ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf und ſprengte davon.

Leonhard ſetzte ſeinen Weg gleichfalls fort; aber er weinte, daß er ſchluchzte. Das Otterngift des Barons brannte in allen ſeinen Nerven; ſein Blut kochte, und das Gegengift wollte lange nicht wirken. Der Gedanke: „Gott räche mich und Bernhardinen mit blutiger Rache!“ ſchwebte auf ſeiner Zunge. Zu wiederholten malen wollt' er ihn ausſprechen, aber er fühlte das Unrecht deſſelben. Erſt nach einer Stunde legte ſich die Heftigkeit. Er erinnerte ſich daran, wie oft und ſehr ihm Huldmann Verſöhnlichkeit zur Pflicht gemacht habe, und endlich ſagte er: „Nein, Vater, räche mich nicht, ſondern vergieb ihm. Der bedauernswürdige Menſch iſt übel genug dran, er weiß nicht, was er thut, was er treibt.“ — Leonhards Seele wurde wieder ganz ſtill und heiter; die ewige Gottheit ſpiegelte ſich in derſelben, wie die Sonne ſich in kryſtallenem Waſſer ſpiegelt. Sein Kaſten dünkte ihm leichter, früh am Nachmittag hielt er damit ſeinen Einzug in Doſenburg.

Nachdem er ein wenig ausgeruht und eine kleine Erquickung zu ſich genommen hatte, ließ er ſich das Nußheimiſche Haus zeigen. Er trat in eines der großen Waarenlager, und bewunderte die Menge und Koſtbarkeit der Gegenſtände, welche von allen Seiten ihm entgegen blitzten; ſo wie die große Zahl der Bedienten und der Käuſer. Faſt reute es ihn, daß er mit ſeinem Wenigen dahin gegangen war. Indeſſen — er war einmal da, und eine geheime Ahnung ſagte ihm, daß er nicht umſonſt gekommen ſey. Er fragte nach Herrn Rußheim, gab zugleich ſeinen eigenen Namen an, und einer von den Bedienten ging, ihn zu melden. Augenblicklich kam er zurück, und führte Leonharden in ein ſchönes, ſehr elegant möblirtes Zimmer. Madame Rußheim ſaß der Thüre gegenüber auf einem Sopha und ſtrickte; ihr Gatte aber ſtand mit einem ältlichen, dem Anſehn nach ſehr vornehmen Herrn am Fenſter, und war mit demſelben in ein ernſtes Geſpräch vertieft. So wie der gute Jüngling zur Thüre hinein trat; heftete Madame Rußheim einen höchſt bedeutenden Blick auf ihn. Leonhard wär' dadurch beinah in Verlegenheit gerathen; allein er bemerkte, daß plötzlich eine Thräne in das offene große Auge des edlen Weibes trat, und dies gab ihm ſeine Faſſung wieder. Auch die beiden Herrn brachen ſogleich ihre Unterredung ab, und richteten ihre Aufmerkſamkeit auf Leonhard. Zitternd und von einer lebhaften Röthe überflogen, brachte dieſer ſein Anliegen vor. Man ließ ihn ſeine Sachen auspacken, und in wenigen Minuten war der ganze Handel beendigt. Madame Rußheim kaufte ihm alles in Bauſch und Bogen ab, und zwar zu einem ſo hohen Preiſe, daß Leonhard ſich nicht genug darüber freuen und wundern konnte. Aber des Freuens und Wunderns ward noch mehr, als Herr Rußheim nun auch von einem ganz andern Handel mit ihm zu reden begann.

„Lieber Kronhelm, ſagte dieſer, ich weiß von Paſtor Huldmann, aber auch noch aus andern Quellen, wozu Sie zu gebrauchen ſind. Ich habe einen Sohn, der künftigen Herbſt auf die Univerſität ziehen, und die Rechtsgelahrtheit ſtudieren ſoll. Sie ſind ungefähr zwanzig, und mein Sohn iſt bald achtzehn Jahre alt. Sie können ihm nicht blos zum Geſellſchafter, ſondern ſchon zum Führer dienen. Dazu wähle ich Sie, lieber Kronhelm, und ich hoffe, Sie werden dieſe Stelle nicht ausſchlagen.

Wer beſchreibt, was in dieſen Augenblicken in Leonhards Seele vorging! — Als die erſte Beſtürzung vorüber war, entgegnete er: „Herr Rußheim, der Antrag, den Sie mir machen, iſt ſo erwünſcht, und Ihre Meinung von mir iſt ſo vortheilhaft, daß ich auf beides zu antworten nicht im Stande bin; ſondern nur durch mein eifrigſtes Streben für das Erſte danken, und das Zweite durch Gottes Hülfe bewahrheiten kann. Mit inniger Freude ergreife ich Ihren ehrenvollen Vorſchlag; nur eine Bedenklichkeit ſteht mir im Wege. Ich verhehl' ſie Ihnen nicht. Was würde in dem Fall aus der Lindheimiſchen und aus meiner Familie! Beide bedürfen meiner: ich bin mich ihnen ſchuldig.“

Für die iſt geſorgt, lieber Kronhelm; jeder iſt eine Penſion von 400 Thalern bewilligt. Die Reſcripte ſind ſchon ausgefertigt.

Das war dem guten Jüngling zu viel; er wankte und mußte ſich an einen Tiſch halten. Gerne wäre er auf die Kniee geſunken — aber das ging nicht an: denn ſo etwas gehört ins dunkle Gebüſch, oder ins Kämmerlein, wo man die Thüre hinter ſich zuſchließt. Ein Strom von Thränen ſchaffte ſeinem vollen Herzen Luft.

Nachdem er ſich erholt hatte, ſagte er: Gott vergelte es dem, der dieſe Wohlthat für unſere Familien auswirkte! Wie war das aber nur beim Herrn Miniſter möglich?

„Der iſt dabei gar nicht gebraucht worden. Danken Sie Gott, und überlaſſen dem die Belohnung Ihrer Wohlthäter: denn die wollen durchaus nicht bekannt ſeyn.“

Der Fremde, welcher bisher kein Wort geſagt hatte, ſetzte mit ſanfter, aber eindringender Stimme hinzu: „Fahren Sie fort, ſo redlich zu denken und zu handeln, wie Sie bis jetzt gethan haben. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben.“

Nun machte Herr Nußheim Leonharden mit den Pflichten bekannt, die er in ſeiner künftigen Stelle zu erfüllen, ſo wie mit den Vortheilen, welche derſelbe zu genießen haben ſollte. Sie beſtanden hauptſächlich in folgendem: Er ſollte mit dem jungen Nußheim alle nothwendige Köl-

Kollegien beſuchen, und zu Hauſe das Gehörte mit ihm wiederholen: er ſollte die Kaſſe führen, und alle Ausgaben genau berechnen; er ſollte dafür ſorgen, daß der religiöſe und moraliſche Sinn des ihm anvertrauten Jünglings vervollkommnet, und dieſer überhaupt zu einem gelehrten, rechtſchaffenen und brauchbaren Manne gebildet werde. Dagegen hatte er eine vollkommen freie Station, jährlich dreihundert Gulden Gehalt, und nebenbei noch von Zeit zu Zeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Leonhard fand dies, bei ſeinem einfachen, genügſamen Charakter, mehr als reichlich. Von Herzen war er mit allem zufrieden, bezeugte dieſes Herrn Rußheim, und ſehnte ſich nun in die Einſamkeit, um den Gefühlen ſeines Innern ungeſtört nachzuhängen. Deswegen wollte er ſich beurlauben, ſeinen Kaſten aufpacken, und noch dieſen Abend den Rückweg nach Birkenhain antreten. Allein Herr und Madame Rußheim baten ihn, heute und morgen zu verweilen, und Erſterer fügte hinzu: „Vermuthlich kommt mit der morgenden Poſt das Reſkript, wegen den Penſionen für beide Familien, vom Obervormund, dem Herzog von Bellar unterzeichnet. Sie können dann die frohe Nachricht Ihren Lieben um ſo viel gewiſſer überbringen.“ — Leonhard ließ ſich bereden; vorzüglich auch darum, weil ihn die Seinen noch nicht ſo bald erwarteten. — — Jetzt lernte er die treffliche Familie, mit der er in nähere Verbindung treten ſollte, genauer kennen. Nach wenigen Stunden war er in ihrer Mitte völlig wie zu Hauſe. Sein künftiger junger Freund vereinigte viele der ausgezeichnetſten Eigenſchaften in ſich: ſein Herz war eben ſo bieder, als ſein Kopf offen. Leonhard empfand darüber die reinſte, lauterſte Freude. Herrn Nußheim gab er es zu wiederholten malen zu verſtehen, daß er ihn und keinen andern für ſeinen eigentlichen Wohlthäter hielte; allein dieſer Mann dachte viel zu edel, als daß er ihn nur einen Augenblick in dieſem Irrthum hätte laſſen ſollen. „Lieber Kronheim, ſagte er, ich habe an allen jenen Wohlthaten nur einen ſehr geringen Antheil. Forſchen Sie nicht weiter; es wäre vergeblich. Ich muß es Ihnen wiederholen: Ihre Freunde wollen ſchlechterdings unbekannt bleiben.“ Heiter und traulich verfloß der Abend. Ehe Leonhard ſeine Augen ſchloß, ſandte er die feurigſten Wünſche zum Allvergelter für diejenigen, die ihn und ſeine Theuern unvermuthet und ungebeten ſo überſchwänglich glücklich gemacht hatten.

Was man vermuthet hatte, geſchah. Des andern Morgens langten die Reſkripte zu Doſenburg an. Bei wem? — das wird ſich zu ſeiner Zeit ausweiſen. Genug; Nußheim erhielt ſie, und zugleich die Nachricht, daß der Miniſter von Landwurm den gemeſſenen Befehl bekommen habe, die Reſkripte ſträcklich zu befolgen.

Leonhard ſchickte ſich nun zur Abreiſe; den Kaſten aber mußte er zurück laſſen, denn der ſollte im Nußheimiſchen Hauſe, als ein Denkmal kindlicher Liebe, aufbewahrt werden. Der genommenen Abrede gemäß, ſollte übrigens Leonhard in ſechs Wochen ſein neues Amt antreten, und dann noch ein paar Monate in Doſenburg verweilen, um ſich nebſt ſeinem jungen Freunde mit Muſe auf die Akademie vorbereiten zu können. Er verſprach dies nochmals; ſteckte ſeine beiden Reſkripte zu ſich, nahm ſeinen Wanderſtab, empfahl ſich der trefflichen Familie, in deren Kreiſe ihm ſo wohl geweſen war, und ging nun, voll der ſeligſten Empfindungen, auf Birkenhain zu. Während des Gehens rief er alle gute Vorſätze, die er je gefaßt hatte, in ſeine Seele zurück. Er gelobte es ſich ſelbſt, treu zu ſeyn in ſeinem bevorſtehenden Beruf: ſeine Zeit wohl anzuwenden, und all' ſeine Kräfte dahin zu vereinigen, daß er dereinſt dem Staat und ſeinen Nebenmenſchen, als ein rechtſchaffner und brauchbarer Mann nützlich werden könne. Seine guten, frommen Gefühle verwandelten ſich in ein herzliches Gebet: er blieb ſtehen, nahm ſeinen Hut ab, und heftete einen Blick voll Klarheit und Andacht zum Himmel.

In dieſer edlen Stellung, ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, bemerkte er nicht, was um ihn vorging; bemerkte nicht, daß jener verdrießliche Reuter, der junge Landwurm, ihm abermals entgegen kam. Plötzlich war ihm dieser auf dem Leibe; auszuweichen war nicht mehr möglich; offen und unbefangen ging er alſo dem Baron entgegen. Dieſer ſtürmte ſogleich auf ihn los und rief ihm mit lachender Wuth zu: „Nun Kerl, wo haſt du deinen Bettelkaſten gelaſſen? Vermuthlich irgendwo im Gebüſch?“.....

Herr Baron, mäßigen Sie ſich! Ihre Frage verdient keine Antwort.

„Was? Du ....Kerl! donnerte der Baron, kehrte ſeine ſtarke, ſchwerbeſchlagene Reitpeitſche um, und verſetzte mit dem dicken Ende derſelben dem guten Leonhard einen gewaltigen Hieb über den Kopf. Taumelnd ſank dieſer in den Graben neben der Chauſſee; jener gab ſeinem Pferde die Sporen und beſchloß mit einem fürchterlichen Fluche den empörenden Auftritt.

Leonhard kam inzwiſchen wieder zur Beſinnung, und kroch aus dem Graben heraus. Eben hatte er den Fußweg betreten, und ſich in die Höhe gerichtet, als ein Phaeton daher rollte, und ihm zur Seite ſtill hielt. In demſelben ſaß ein ältlicher und ein junger Herr; beide betrachteten Leonharden ſehr aufmerkſam. Dieſer erkannte ſofort in dem ältern Herrn denjenigen, der bei Außheim am Fenſter ſtand, der an ihm und ſeinem Schickſal ſo liebreichen Antheil genommen und ihm eine ſo väterliche Ermahnung gegeben hatte.

Mein Gott, lieber Kronhelm! ſagte der Aeltere. War das nicht der junge Landwurm, der Sie ſo mißhandelte? Wir ſahen es von ferne.

„Ja meine Herrn, der war's.“

Was haben Sie denn mit ihm? Wie kam er dazu?

„Nie in meinem Leben hab' ich einen Wortwechſel, vielweniger eine Streitigkeit mit ihm gehabt. Vor ein paar Tagen, als ich mit meinem Kaſten nach Doſenburg ging, begegnete er mir faſt auf dieſer Stelle und ſpottete meiner auf eine bittre, niederträchtige Weiſe. Ich antwortete ihm in einem ſanften Tone, und es blieb dabei. Jezt machte er es eben ſo grob, und als ich ihm ſagte, er ſollte ſich mäßigen, ſo erwiederte er das mit einem pöbelhaften Fluche, und mit einem derben Hieb über meinen unbedeckten Kopf.“

Wenn er Ihnen nur keinen Schaden gethan hat. Sie müſſen die Sache von einem geſchickten Wundarzt unterſuchen laſſen, und dann — den wilden Böſewicht verklagen.

„Das Erſte werd' ich thun, ſobald ich nach Hauſe komme; aber in Anſehung des Zweiten werden Sie mir erlauben, meinen Grundſätzen und meiner Ueberzeugung zu folgen.

Das heißt vermuthlich, Sie wollen nicht klagen. Aber warum nicht?

„Einmal, weil es nichts helfen würde: denn er iſt der Sohn des Miniſters; und dann, weil ich mir es zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht habe, nie Selbſtrache zu nehmen.“

Soll denn aber jeder Taugenichts Sie ungeahndet beleidigen und mißhandeln dürfen?

„Dagegen wird mich derjenige ſchützen, auf deſſen Befehl ich mich der Selbſtrache enthalte.“

En verité, ſagte jetzt der ältere Herr, indem er ſich zum Jüngern wandte, je vous dis, que jamais je n'ai trouvé foi pareille. Der Jüngere beantwortete dies mit einem freundlichen zuſtimmenden Kopfnicken, reichte Leonhard die Hand, und nöthigte ihn ſehr verbindlich, den leeren Platz im Wagen einzunehmen. Leonhard that es nach einigen beſcheidenen Weigerungen. Er würde es ſtandhaft ausgeſchlagen haben; allein der Kopf ſchmerzte ihn, und er befürchtete nicht ohne Grund, daß er ſich im Gehen erhitzen, und dadurch die Folgen ſeiner Quetſchung verſchlimmern möchte. Die Unterhaltung betraf während des Weges gleichgültige Gegenſtände: denn als die beiden Fremden erfuhren, daß Kronhelm das Franzöſiſche und Engliſche nicht blos verſtand, ſondern auch fertig redete, ſo konnten ſie freilich von ihren eigentlichen Geſchäften nicht ſprechen. Doch fehlte es Leonhard deswegen gar nicht an Gelegenheit, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe, und ſein edles Herz, auch ungeſucht, im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Seinen Begleitern blieb dies nicht unbemerkt: ihr Wohlgefallen an ihm und ſeiner Denkweiſe wurde mit jeder Stunde ſichtbarer.

Hätte Leonhard, als er dem jungen Baron begegnete, ſeinen Hut aufgehabt, ſo würde der ihn geſchützt haben; wenigſtens wäre die Gewalt des Schlags gar ſehr dadurch gebrochen worden. Jetzt aber ſchwoll ſein Kopf zuſehends, und zwar ſo, daß er, ehe ſie Birkenhain erreichten, kaum mehr aus den Augen ſehen konnte. Seine Begleiter erſchöpften ſich in herzlicher Theilnahme an ſeinem Unglück; verſicherten ihn dabei aber auch ſehr bedeutend „daß Ahndung und Strafe gewiß nicht ausbleiben würden.“ — Vor dem Thor wollte der beſcheidene Jüngling abſteigen; dies litten die beiden Fremden durchaus nicht. Sie ließen vor der kleinen Wohnung vorfahren, welche ſeine Mutter nach dem Tode ihres Mannes bezogen hatte. Leonhard dankte ihnen aufs gerührteſte. Ehe er noch ausreden konnte, eilten jene weg, und kehrten in einem benachbarten angeſehenen Gaſthofe ein.

Leonhards geſchwollner Kopf ſetzte, beim Hereintreten, Alles in Beſtürzung, und der Unwille war, als er den Vorfall erzählte — wie man leicht denken kann — nicht gering. Als aber ein Wundarzt den Schaden unterſuchte, die liche Hoffnung' erfüllen, und auch Leonhard seine frohe Nachrichten mitgetheilt hatte — da verſchlang die Freude jeden Kummer. Die beiden Mütter (denn Madame Lichtheim war eben bei ihrer Freundin zum Beſuch) waren für Entzückung faſt außer ſich. Alle Noth hatte jetzt plötzlich ein Ende. Die Schulden waren [illegible] berichtigt, und konnten nun mit Hülfe ihrer Söhne ihren jüngern Kindern eine [illegible] Erziehung geben. Wer ſchildert die Ergüſſe ihrer edlen, überglücklichen Seelen?

Das Erſte, wornach Leonhard ſich erkundigte, war Bernhardine. Man erzählte ihm, ſie ſey unvermuthet zu einer vornehmen Dame auf das Land geholt worden; dort ſolle ſie mehrere Putzarbeiten verfertigen, und werde erſt in einigen Tagen zur Stadt zurückkehren. Da man ſeine Fragen, die er in Abſicht ihrer that, beſtimmt und ſchnell beantwortete, ſo gab er ſich zufrieden. Hätte man ihm die reine Wahrheit geſagt, er würde dadurch in die ſchrecklichſte Unruhe verſetzt, und ſeine Kopfwunde verſchlimmert worden ſeyn. Deswegen warnte man auch jeden, der ihn beſuchte, mit keinem Laut Bernhardinens Schickſals zu erwähnen. Mit dieſer hatte es aber [illegible] folgende Bewandtniß.

Das holde Mädchen, welches in der ganzen Fülle und Friſche der Jugend blühte, hatte längſt die verliebten Blicke des jungen Landwirths auf ſich gezogen; aber nie hatte er Gelegenheit geſanden, Bernhardinen ſeine Leidenſchaft zu erklären, denn dieſe vermied es von jeher ſorgfältig, mit dem wilden, ausſchweifenden Menſchen in nähere Bekanntſchaft zu kommen. Der Baron wußte außerdem, nach welchen ſtrengen Grundſätzen der Kammerrath Lindheim ſeine Kinder erzog, und mit welcher Sorgfalt der Biedermann über jeden ihrer Schritte wachte. Er durfte dagegen nicht hoffen, ſeine unreinen Abſichten ſo leicht zu erreichen und einen Anſchlag auszuführen, durch den er die Zahl jener Familien vermehrte, in welchen man ihn als den Räuber der häuslichen Ruhe, als den Zerſtörer der Unſchuld verwünſchte. — Jetzt war er einige Zeit abweſend geweſen, und hatte über andern Eroberungen, in ſeiner Manier, Bernhardinen und ihre Reize vergeſſen. Zum Unglück befand er ſich aber eben im fürſtlichen Garten, als Leonhard mit dem liebenswürdigen Mädchen, wie oben erzählt, aus dem Gebüſche hervor trat. Heftiger loderte bei dieſem Anblick die unreine Flamme in ſeinem Herzen empor; mit gierigen Augen verſchlang er die liebliche Geſtalt, durch ihr Alleinſeyn im Dunkel des Gebüſches mit Leonhard glaubte der Wollüſtling ſich berechtigt, ihre ſtrenge Sittſamkeit als ſehr ſchwankend zu glauben, und die Hoffnung nähren zu dürfen, jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, ſchneller zum Ziele zu gelangen. Die Dürftigkeit der Familie brachte er mit in Anſchlag; auf eine Hand voll Geld kam es ihm nicht an: er beſchloß mit erſtem ſeinen verderblichen Entwurf auszuführen.

Gerade brütete er über demſelben, als Leonhard ihm zum erſtenmal auf dem Wege nach Doſenburg begegnete. Als dieſer ſeine Stachelreden ſo kalt beantwortete — ſchwur er bei ſich ſelbſt hoch und theuer, daß er ihn noch am nämlichen Tage um Bernhardinen, oder wenigſtens um ihre Tugend betrügen wolle. Die Ausführung ſchien dem Baron leicht, denn das Putzmachen gab ihm den ſchönſten Vorwand, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Er war übrigens feſt entſchloſſen, alles zu wagen, um ſeine Luſte zu befriedigen.

Spät am Nachmittage kam dem zu Folge ein Dienſtmädchen zu Bernhardinen, und erſuchte ſie, im Namen ihrer Gebieterin, ſich in ein beſtimmtes Haus zu bemühen, woſelbſt eine vornehme Dame aus N. angekommen ſey — die gerne einige Putzarbeiten gemacht haben wolle, und bei der Gelegenheit Mamſell Linkheim, von der ſie ſoviel Gutes gehört hätte, perſönlich kennen zu lernen wünſche. Bernhardine verſprach zu kommen, und das um ſo bereitwilliger, da jenes Haus nicht anders als unter einem guten Rufe bekannt war.

Arglos folgte das gute Mädchen der Führerin, die ſie an die beſagte Wohnung auf ein artiges hinteres Zimmer brachte, wo ſie ſie bat eine Viertelſtunde zu verweilen, indem ihre Dame zu einer Freundin gefahren ſey, — aber binnen dieſer Zeit zurückkehren werde. Bernhardine ließ ſich dies gefallen, ſetzte ſich hin, und las in einem Buche, welches aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag. Plötzlich öffnete ſich die Thüre, und der junge Landwurm trat herein. Bernhardine erſchrack, ein geheimer Schauder überlief ſie; der junge Baron aber ſuchte ſie zu beruhigen und verſicherte, die fremde Dame ſey nahe mit ihm verwandt, und er ſey hier, ihr ſeine Aufwartung zu machen. Bernhardine wollte ſich deßhalb beurlauben, und bat den Baron, ſie bis morgen bei der Dame zu entſchuldigen. Dieſer aber verwickelte ſie immer aufs neue in ein Geſpräch, und wußte ſeine Unterhaltung ſo intereſſant zu machen, daß Bernhardinens Widerwille ſichtbar ſchwand. Jetzt trat ein Bedienter herein, brachte Wein und Konfekt; der Baron nöthigte Bernhardinen von dem lieblichen aber ſtarken Getränke etwas zu genießen; ſetzte ſich traulich neben ſie, und begann allmählich mit ſeinen eigenen Wünſchen hervor zu rücken. Was er ſagte, war in glatten Worten eingekleidet, und Bernhardine begriff in ihrer Unſchuld nicht, was er im Grunde damit meinte. Sie ſchwieg; und dieſem Schweigen gab Landwurm eine, für ſich günſtige Erklärung; er fing an deutlicher zu reden. Das Angeſicht des holden Mädchens erglühte; eine Thräne floß über ihre

Wange herab. Das Gefühl der tiefſten Kränkung erpreßte ſie. Der Baron nahm es für den letzten Kampf der fallenden Tugend: warf mit Ungeſtüm ſeinen Arm um die kämpfende Jungfrau, und ein glühender Kuß brannte auf den nie entweihten Lippen. Wie ein geſcheuchtes Reh ſprang ſie von ihrem Sitze auf, rief mit lauter Stimme: „Herr Baron, ich verachte Sie; ich verachte Sie von ganzer Seele!“ — und ſprang gegen die Thüre, aber Landwurm ſtellte ſich ihr entgegen, und auf ſeinen Ruf erſchien derſelbe Bediente wieder. Jetzt ſtand der guten Seele die volle Schrecklichkeit ihrer Lage glühend vor den Augen. „Gott! rief ſie, wie ſchändlich bin ich verrathen! Hülfe, Hülfe!“ — Und Gott hörte das Schreien der kämpfenden Unſchuld — und ſandte Hülfe. — Ein benachbarter Bürger hatte den Angſtruf gehört, und war herbei geeilt, in dem Augenblick der größten Noth erſchien er als rettender Engel, und führte die Jungfrau aus den Klauen des Böſewichts in die Arme der Ihrigen zurück. Nur die Auftritte, die während dem in dem Hauſe, welches die Gerettete verließ, vorgingen, übergehe ich: genug der Baron wüthete, und brauchte fürchterliche Flüche. Bernhardine aber verfiel nun in ein hitziges Fieber und lag noch in demſelben, als Leonhard von Dalenberg zurück kam, und der junge Landwurm ſeinen Ingrimm über den mißlungenen Plan an ihm dem Unſchuldigen ausließ.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſem Taugenichts die Rache nicht ſchwer wurde, da ihm ſein Vater mit all' ſeiner Macht zu Gebote ſtand. Das junge Paar ſollte ſie zuerſt fühlen und dann wollte er aber auch ſeinen Muth mit Herzensluſt an dem Biedermann kühlen, der die Ausführung ſeines ruchloſen Zwecks verhindert hatte. Einige Tage verſtrichen darüber, und Leonhard ſo wie Bernhardine wurde in der Zwiſchenzeit wieder hergeſtellt. Sie ſchwiegen, und hofften, Landwurm werde das nämliche thun, und damit die ganze empörende Geſchichte beendigt ſeyn. Allein — es ſollte anders kommen. Ungefähr acht Tage nachher erſchien der Amtsbote, und citirte Leonhard und Bernhardinen vor den Polizeibeamten. Sie erſchienen, und mit ihnen ein Gerichtsdiener, der ſie anklagte, und auf Pflicht und Gewiſſen bezeugte, „er habe dieſe beiden jungen Leute im fürſtlichen Garten auf eine höchſt ungeziemende Weiſe zuſammen angetroffen.“ Mit Abſcheu und Entſetzen fuhr ſie der ſcheinheilige Richter an, und machte ihnen über ihre ärgerliche ſittenloſe Aufführung die bitterſten Vorwürfe. Bernhardine brach in einen Strom von Thränen aus; Leonhard wollte antworten, allein das Unerwartete dieſes Auftritts, ſo wie eine gewiſſe natürliche Furchtſamkeit, deren er ſich nie ganz ermächtigen konnte, machten daß er ſtotterte und gleichfalls ſein thränendes Auge zum Himmel empor hob, gleichſam als wollte er von dort einen

Zeugen ihrer Unſchuld herab rufen. Man ſtellte ſich, darin das Bekenntniß ihres Vergehens zu finden, und der von lauter Gerechtigkeit brennende Richter donnerte ihnen das Urtheil entgegen, „daß ſie alſofort eine Stunde öffentlich an den Pranger ſollten geſtellt werden.“

Noch ſprach er, da rollte ein Wagen vor das Haus; die Thüre des Gerichtsſaals öffnete ſich, und die beiden Fremden, der ältliche und der junge Herr traten herein. Der Beamte ſtutzte; ihm ſchwanete etwas. Doch faßte er ſich gleich wieder und ſagte:“ Was berechtigt Sie, ungefordert hier herein zu kommen? „Der Aeltere antwortete ziemlich gelaſſen: „die Unſchuld dieſer beiden jungen Leute. Ich weiß, weſſen Sie beſchuldigt werden. Sagt mir, Polizeidiener, wann habt ihr die Beklagten geſehen?“ Der Kläger gab die Zeit richtig an. — „Gut, fuhr jener fort, auch ich war damals im fürſtlichen Garten, und ſaß auf einer Bank am Rande des Gebüſches. Als ich dieſe jungen Leute ſo angelegentlich mit einander reden hörte, ſchlich ich näher und behorchte ſie von Anfang bis zu Ende. (Mit erhöhter Stimme:) Was dieſe edlen Seelen dort verrichteten, das iſt wohl nie irgend einem von dem ganzen Landwurm'ſchen Ottergezüchte in den Sinn gekommen.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich zu ſeinem jungen Begleiter, und ſagte „Ew. Durchlaucht verzeihen gnädigſt, daß ich Ihnen in der Eile vergriff. Der Eifer übermannte mich.“

Mit hohem Anſtand und edler Würde trat jetzt der, vor wenig Tagen für volljährig erklärte Fürſt Ferdinand hervor, reichte Leonhard und Bernhardinen, die wie verſteinert da ſtanden, ſeine beiden Hände, und ſagte: „Ihr habt Angſt ausgeſtanden; früh ſeyd ihr durch Leiden bewährt worden. Geht jetzt im Frieden nach Hauſe. Ich werde Eurer nicht vergeſſen; vergeßt auch meiner nicht. Und wenn Ihr wieder betet, und ſo oft Ihr es thut — ſchließt mich in Euer Gebet ein.“ Das junge Paar wollte in ſeinem Entzücken dem Fürſten die Hände küſſen; dieſer verhinderte es, drückte die ihrigen, und hieß ſie zu ihren Müttern eilen. — Der Beamte hatte ſich inzwiſchen an die Wand in eine Ecke retirirt, und bat von dort aus um Gnade. Fürſt Ferdinand würdigte ihn keiner Antwort, ſondern rief: „Unteroffizier!“ Ein Sergeant und zwei Grenadiere, mit geſchultertem Gewehr traten herein. „Da, den Beamten nehmt in Verhaft, und führt ihn zu den Landwurms, oder in ein beſonderes Zimmer. Ihr kommt dann hierher zurück.“ —

Wie ein Wetterſtrahl das dunkle Gewölke des Himmels durchzuckt, ſo fuhr die frohe Nachricht in alle, auch die entfernteſten Winkel der Stadt: „Der Erbprinz iſt da; er iſt regierender Herr geworden; die Landwürme, und ihr ganzer Anhang ſind gefangen; ſie werden ihren verdienten

Lohn bekommen: der Geheimerath von Preiswerk, der den Fürſten erzogen, und auf allen ſeinen Reiſen begleitet hat, iſt erſter Miniſter geworden.“ Dies erzählte einer dem andern, und der Taumel der Freude war allgemein.

Leonhard und Bernhardine beruhigten ihre bekümmerten Mutter, und flogen dann zu dem dunkeln Tempel der Natur, in jenes Gebüſch, wo ſie vor kurzem ihre Sorgen ausgeſchüttet, und den Bund der reinen ewigen Liebe beſchworen hatten. Thränen des Danks und der Freude ſtrömten über ihre Wangen; eine heiſſe Gluth durchdrang ihr ganzes Weſen; ihre frommen Wünſche wurden eben ſo viele Gebete für den ächt menſchlichen Fürſten, und deſſen trefflichen Miniſter.

Wer die Geſchichte des jungen Paares hörte, der bekannte: Glauben und Vertrauen haben ihren großen, ihren ſichern Lohn!

Dir aber, lieber Leſer, der du an Leonhard und Bernhardinen Theil nimmſt, erzähl' ich vielleicht in Zukunft noch mehr von ihrer Geſchichte. —

7.

Gotthard und ſeine Söhne.

Eine wahre Geſchichte.

In einer abgelegenen Gegend in Baiern, abgeſchieden von der großen und glänzenden Welt, umgeben von blühenden Auen, volkreichen wohlhabenden Dörfern, voller glücklicher Landleute, und nicht ſo weit von den ſüdoſtwärts liegenden himmelhohen Tyroler Gebirgen entfernt, daß ſich ihre gähen Abgründe und zackigten Spitzen dem ſtaunenden Auge entziehen könnten, wohnte Gotthard, ein Landbeamter in einer uralten beinahe verfallenen Burg. Er hatte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zartes Gewiſſen und gar keine Schulden; wenn er ſich am Abend ſchlafen legte, ſo war ſein Hauptkiſſen ſanft, und beim Erwachen am Morgen konnte er ruhig über das glückliche, weite Thal hinſchauen; denn jeder Gegenſtand brachte ihm Erinnerungen, die wie Engel Gottes ſeiner Seele hohen Frieden zuflüſterten.

Gotthard hatte drei Söhne; Franz war der älteſte, Benedict der zweite, und Max der dritte. Alle drei wuchſen heran. Der älteſte war völlig reif, auf die Univerſität zu gehn; die beiden andern beinahe; die ganze Familie war katholiſch; Niemand verſäumte Religionspflichten, Alle aber hatten auch proteſtantiſche Schriften, beſonders Stillings Leben, und Sophiens Reiſen geleſen. Alle dachten rein aufgeklärt, und Alle waren weiſe genug, den Schatz der Wahrheit zu bewahren, und ſo wirken zu laſſen, daß er Niemand durch ſeinen Glanz in den Augen wehe that; zudem waren die Söhne von einem rechtſchaffnen Kaplan unterrichtet und zu der Univerſität vorbereitet worden.

An einem ſchönen Nachmittag im Auguſt, ließ der Amtmann ſeine drei Söhne in ſeine Schreibſtube kommen. So wie ſie hereintraten, wendete ſich der Vater auf ſeinem Armſeſſel herum; er ſah ſie mit naſſen Augen an und ſagte: Kinder ich habe zu Gott geweint — „Du Franz mußt nun dieſen Herbſt nach Ingolſtadt auf die Univerſität ziehen, deine Mutter wird dich mit nöthigen Kleidern und Wäſche verſehen, und ich mit Büchern: aber — Geld! — lieber Gott! das hab' ich nicht; ich habe Gott vertraut. Er hat mir geholfen. Nie hab' ich Jemand gedrückt, und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommiſſionen nebenher nichts mehr verdienen, und Ihr müßt doch alle drei etwas lernen, damit Ihr euch einſt ernähren könnt. Mache du es jetzt wie Stilling; gehe im Namen Gottes mit dem wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Univerſität: dann bet' und trau auf Gott. Wir wollen das hier auch thun, und ſo weiß ich, Er wird uns nicht verlaſſen."

Den drei Jünglingen ſtanden die Thränen in den Augen, ſtillſchweigend gingen ſie wieder hinaus und Franz winkte den beiden ins Feld: „Wir wollen ſpazieren gehen" ſagte er, „und nachdenken über das, was uns der Vater geſagt hat." — In einer ſchwermüthigen Seelenſtimmung wandelten ſie zwiſchen den in der Erndte ſtehenden Getraidefeldern hin. Jeder dachte für ſich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillſchweigen unterbrach und ſagte: „Seht Ihr, Brüder! alle dieſe Aehren da, wie ſie ſich oben herüber, gegen die Erde bücken? — Die da ſo gerad' empor ſtreben, ſich über die Andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine oder doch ſehr magre Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die ſind gar reich an Nahrung für Menſchen und Vieh. So eine Aehre iſt unſer guter Vater — möchte nur der Halm unter der Laſt der Früchte nicht knicken! — Wir drei ſind Aehren, die erſt anfangen zu blühen. Ach!" — Thränen erſtickten die Worte; er ſchwieg, und die Anderen beiden weinten ſtille mit ihm. Nach einer kleinen Weile trocknete Franz ſeine Augen; er ſtärkte ſich, trat ſeinen Brüdern in den Weg und ſagte: „Hört Brüder! ich hab einen Entſchluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß miteinander ſchließen, daß wir alle drei ordentlich ſtudiren wollen, ohne von unſerm Vater einen Heller zu begehren, und ohne ihn das Geringſte zu koſten. — Seht, wir ſingen alle gut, verſtehn alle Muſik und Jeder ſpielt ſein Inſtrument ohne große Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun nach der Univerſität, ich werde ſuchen, bei der Kirchenmuſik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenns Noth thut, Waſſer und Brod genießen und damit zufrieden ſeyn. So werde ich Euch mit einem guten Beiſpiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf, und ſchwört mir, daß Ihrs auch ſo machen wollt.“ Beide freuten ſich über dieſen vortrefflichen Vorſatz; beide ſchwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menſchenvaters. Unüberwindlich geſtärkt kehrten ſie auf der Stelle um, und eilten nach Haus, um dem Vater zu ſagen, was ſie ſich untereinander vorgenommen und beſchworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter ſtehen, die gerade Salatköpfe ausſtach. Freudig erzählten ſie beiden, was geſchehen war, und baten um die Beſtätigung ihres Vorſatzes. Gotthard und ſeine Gattin ſahen ſich an, ſtaunten, Thränen rollten ihnen die Wangen herab; ſie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard ſowohl an der Beſtändigkeit ihres Vorſatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, ſo wollte er doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er ſchwieg alſo und ſagte: „Gott begleite Euer Vorhaben mit ſeinem reichen Segen!“ — Franz ging nun auf die hohe Schule: er hielt Wort, ſein Vater braucht' ihn nicht zu unterſtützen. Er ſtudierte die Theologie und ward bald Kaplan bei einem großen Fürſten.

Benedict folgt' ihm das folgende Jahr nach; er ſtudierte die Rechte. Auch er hielt Wort, er koſtete ſeinem Vater nichts, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolſtadt, um die Rechte zu ſtudieren. Freudig trat er in die Fußſtapfen ſeiner Bruder, ſo daß er ſich mit Singen und mit der Muſik durchbrachte. Indeſſen kam ihm die Luſt an, ein Cameraliſt zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Univerſität zu ziehen, wo damals Stilling Lehrer der Staatswirthſchaft war. Er kam im Herbſt dahin, und bald in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts legt' er ſeinen erſten Beſuch an einem Abend in Stillings Hauſe ab. Er gefiel im erſten Augenblick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, ſeine beſcheidene und angenehme Art zu reden, ſeine feine, ungezwungene Lebensart, die nichts an ſich hatte, das eine ländliche Erziehung, aber auch nichts Geſchmucktes, Städtiſches verrieth, verbunden mit ſo viel Entſchloſſenheit, die einen Hauptzug des Baieriſchen Nationalcharakters ausmacht, Brod und ein Paar Fiſchlein ſpeiſteſt, erbarme Dich mein! aber hier iſt leider nichts, was Du ſegnen, und mich damit ſättigen konnteſt, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt ſich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seiten her, und ſprach mit heiſcherer Stimme: es ſind doch noch Krümchen Brod, und Quellen in der Nähe, die Er ſegnen kann, komm mit mir und ſiehe es. Theodor erſchrack wie vor einer Erſcheinung aus der Geiſterwelt, er fuhr auf, ſchwieg und ſtaunte; er ſahe da vor ſich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne ſahe man die Trophäen Sieggewohnter Kämpfe, in ihren Augen ſpiegelte ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht, und um ihren Mund her ſpielte die himmliſche Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich dieſe Sprache noch nicht leſen, aber doch empfinden; er fing laut an zu weinen, und rief: O Herr Gott ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt ſie einen Krückenſtab, auf den ſie ſich ſtützte; nun komm du Engel! ſagte ſie lächelnd, und ſtieg dann krumm und mühſam vorwärts; Theodor folgte mit den Wor-

ten:

licher Anmuth einige Romanzen von ihm ſelbſt ſehr ſchön componirt; kurz Max gewann alle Herzen. Sein Mitſänger war einer ſeiner Landsleute, ein junger Baron auch von dem edelſten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beider Häuſer angeſehen; doch kam er ſelten, auch ließ er ſich nie zum Eſſen einladen, überhaupt hielt er ſich von allen Geſellſchaften entfernt, und ſtudierte mit beiſpielloſem Fleiß.

Abermals ein paar Wochen hernach, ließ er ſich im Konzert hören; er ſang ſo, daß des Klatſchens kein Ende war, und Jedermann für den edlen jungen Mann und ſeinen entzückenden Geſang eingenommen war. Kurz darauf beſuchte er Stilling und Selma; er wünſchte mit ihnen allein zu ſeyn, und nun erzählt' er ſeine Geſchichte, und ſeine Lebensart in Heidelberg. Beide erſtaunten und bewunderten den entſchloſſenen Muth dieſes vortrefflichen jungen Mannes. Sie erboten ſich alſofort ihm wöchentlich einen Tag den Mittags- und Abendtiſch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben ſo viel Feſtigkeit ſagte er: „Haben es der Herr Profeſſor in Straßburg auch ſo gemacht? — Nein! — Ich folge Ihrem Beiſpiel und dem Beiſpiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, ſo lang es nur immer möglich iſt, ja niemand zur Laſt fallen; und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt laſſ' ich mir auf mein Zimmer an Speiſe und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich ſehe da nur auf das, was mir ſchmeckt, ſondern auf das, was mich nährt und geſund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speiſen und Wein genoſſen hätte, und morgen muß ich dann wieder zu meiner magern Mahlzeit zurückkehren, ſo würde mir das Leiden machen, die ich jetzt ſehr leicht vermeiden kann: und vielleicht würde ich nicht einmal dieſe Probe beſtehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundſchaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie ſich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! wollen Sie nicht die Güte haben, und mit Herrn A. R. M. reden! Sie ſind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der H. G. Kirche werden, jetzt iſt gerade eine Stelle vakant, denn der ..... iſt geſtorben.“ Stilling verſprach ihm das, und ſäumte auch nicht, mit dem Herrn M.... zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Mit einem Wort, Max ward Sänger, und dieſes Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im Geringſten an ſeinen Studien zu ſchaden. Er brachte ſich zwei Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortrefflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Urſache, daß ihn jeder verehrte, und ihm mit Grund eine baldige Verſorgung weiſſagte.

Zu eben der Zeit ſtudierte auch ein Bairiſcher Graf von L.... in Heidelberg. Dieſer beſuchte Stillingen auch zuweilen, wo dann er und Selma oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich ſagte er im Vertrauen: er ſtände jetzt noch unter der Gewalt ſeines Hofmeiſters und ſeiner Vormünder; in einem Jahr werd' er majorenn, und dann ſollte Max in ſeine Dienſte treten, und bald Amtmann auf einem ſeiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterſtützung angeboten, aber er könne nichts bei ihm anbringen. Indeſſen möchte man ihm ja nichts von ſeinem Vorhaben ſagen. Auch dieſer vortreffliche junge Mann machte Stilling Freude; überhaupt hat die Baieriſche Nation ungemein viel edles, und keine iſt zur wahren Aufklärung fähiger, als ſie.

Daß Stilling viel mit Staaroperationen zu thun hat, die er unentgeldlich verrichtet, iſt aus ſeiner Lebensgeſchichte bekannt. Dies bemerkte auch unſer junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu Stilling. „Herr Hofrath, fing er an: durch Ihre Hülfe werden ſo viele Leute ſehend; beſonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie ſeiner Familie wieder geſchenkt hat, und der nun ſeine Dankbarkeit nicht anders zu äußern wuſte, als daß er bei trockenem Brod und Waſſer für Sie nach Wallthüren wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war doch gut — und ſein Opfer iſt gewiß Gott angenehm geweſen. Solche Fürbitter möcht ich mir auch erwerben; es iſt doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle ſind, dereinſt Bürger finden, die uns in ihre ewige Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?"

Stilling drangen Thränen in die Augen. „Ja!" ſagte er: „ich will Sie darinn unterrichten." Jezt wurd' auch dieſe Sache vorgenommen. Stilling nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtet' ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälberaugen ſo lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf ſo viel ankommt. Max war voller Freude und Munterkeit, daß ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er ſich auch alle Inſtrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu erſparte er ſich aus ſeinem kleinen Gehalt.

Die Zeit ſeiner Abreiſe war auf den Herbſt 1786 beſtimmt, wo in der erſten November-Woche das bekannte Univerſitäts-Jubiläum zu Heidelberg gefeiert wurde. Max wäre gerne vorher abgereiſt, allein aus Mangel an Reiſegeld konnt' er nicht. Er mußte erſt ein Quartal ſeiner Beſoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über, und noch ein paar Wochen länger da bleiben: jezt gerieth er in Verlegenheit. Die Menge der Menſchen, welche zuſtrömten, machte die Zimmer außerordentlich theuer; ſein Wirth gebot ihm auszuziehen, weil er doch den Winter nicht dableiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee, und es wurde ſehr kalt. Jetzt kam er zu Stilling, und flehte um Rath. Selma lächelt' ihn an, und ſagte: „Getroſt Freund! ich habe das Haus voller Fremde, alſo kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieſer Sopha ſoll Ihr Bett ſeyn.“ Mit tiefer Rührung küßt' er ihr die Hand. „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verſchonen Sie mich mit Ihrem Tiſch, ich kann nicht mit Ihnen ſpeiſen.“ — Aber iſt das nicht Eigenſinn? — fiel Stilling haſtig ein; „Nein! es iſt nicht Eigenſinn, verſetzte Max ruhig, ich bin durch hohe Pflichten gebunden, ſo zu handeln.“ Stilling verehrte dieſe Pflichten, und ſchwieg.

Der junge Gotthard ward alſo drei Wochen lang Stillings Hausgenoſſe. Als nun ſeine Abreiſe herannahte, ſo machte er ſich dazu geſchickt, und er war willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Haus zu reiſen. Jetzt kam aber Graf L.... Mit einer ganz andern Miene als ſonſt fing er an: „Ich bin majorenn, das erſte was ich gethan habe, beſteht darinnen, daß ich meinen Hofmeiſter auf eine gute Manier fortgeſchickt habe. Nun brauche ich aber jemand, der mir in meinen Geſchäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an, und habe Niemand, der ſich dazu ſchickt.“ — Der edle Mann wandte ſich hier gegen **Gotthard**, der auch zugegen war, und ſagte mit einem Ton, der durch die Seele ging: „Lieber, Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, und treten Sie von dieſem Augenblick an in meine Dienſte. So einen Mann wie Sie, brauch' ich gerade, aber ſchlagen Sie mir doch ja dieſe Bitte nicht ab.“

Da ſtanden Alle und feierten — und gewiß ſang ein Engel **geflügeltes Ungeſtüm** in ſeine Harfe. **Stilling** ſtürmt' auf einmal dem Grafen um den Hals, und erſtickt' ihn faſt mit Küſſen. Auch **Selma** umarmte ihn mit Thränen: **Gotthard** aber ſtand da mit emporgerichtetem Thränenblick, und gefaltenen Händen, ſtumm und ſtaunend. Jetzt griff ihn der Graf an die Hand — „Nun, wie iſts?“ ſagte er mit lachendforſchender Miene; — **Gotthard** ermannte ſich, beugte ſich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu Ihren Dienſten, Gott belohne und ſegne Sie!“ — Das war ein Abend! — Allmählig gerieth man nur in vertrauliche Geſpräche, endlich fing **Selma** an: „Nicht wahr, Herr Graf! Sie nehmen dieſen Abend mit uns vorlieb?“ — „Sehr gerne!“ verſetzte er. Sie fuhr fort: „Den Herrn **Gotthard** bitte ich nicht mehr zu Gaſte, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme.“ — „Nein jetzt nicht, Frau Hofräthin! antwortete er. Von nun an darf ich wohl mit einem guten Freunde ſpeiſen.“ Max ſchwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreiſe erſchien, verſah Selma die beiden lieben Reiſenden mit zween Krügen vom beſten Nierſteiner Wein, mit Schinken, Würſten u. dergl. Sie nahmen einen thränenreichen Abſchied und gingen fort.

Auf der Reiſe bat Max den Grafen, da er ſich doch aus dem Wein nicht viel mache, ſo möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlaſſen, er wolle ſie gerne ſeinem alten Vater mitbringen, denn er habe in ſeinem Leben wenig, und ſolch einen Wein noch nie gekoſtet; Ja Freund! erwiederte L.... den ſollen Sie haben, und in Zukunft ſoll Ihnen ein ſolcher Wein nicht mehr ſelten ſeyn. Gotthard freute ſich herzlicher, als eine Mutter am Chriſtabend, wenn ſie ihren Kindern die Weihnachtsgeſchenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen ſeine Geſchäfte in Ordnung bringen, auch beſuchte er bald ſeinen alten Vater mit den zween Krügen Wein. Die beiden Graukopfe lebten auf; und die Freude des guten Gewiſſens, verbunden mit der Seligkeit über glückliche und wohlgerathne Söhne, verjüngte ſie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L.... an einem Morgen mit einem Papier und frohem Geſicht in Gotthards Zimmer. „Da Freund!“ ſagte er: „leſen Sie! Gotthard las mit der äußerſten Beſtürzung; es war die Vokation zu einer [illegible]-Amtmanns-Stelle, mit einem außerordentlich hohen Gehalt. „Nein!" rief Max, „ich bleibe bei Ihnen." L.... verſetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie verſorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Geſchäften beiſtehn." — „Wenn das iſt," ſagte Max herzlich, „ſo nehme ichs in Gottes Namen an."

Dort lebt nun der edle Mann in Segen; auch hat er mit Glück einigen armen blinden Familienmüttern ihr Geſicht wieder gegeben. Graf L.... beſuchte vor mehreren Jahren Stillingen in Marburg, wo er ihm Gotthards Geſchichte von ihrer Abreiſe an, erzählte; auch ſchrieb Max ſelbſt hieher an ſeinen ehemaligen Lehrer, und jubelte über ſeine wohlgelungenen Staarkuren, und überhaupt über die glückliche Lage, ſeinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verſchaffen zu können.

Sey mir gegrüßet, edler Mann! wie will ich dich ans Herz drücken, wenn wir bei'm Feierabend unſern Groſchen empfangen!

8.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er ſich auf einem grünen, gegen Weſten abhängigen, Raſenplatz, der von einem düſtern Buchenwald umkränzt wurde, über welchen hin ſich ſeinem matten Thränenauge eine unermeßliche Ausſicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wieſen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergang ſich nahende Sonne höchſt maleriſch beleuchtete.

Theodor müde von Laufen und Weinen ließ ſich auf dem Raſenplatz nieder; er ſchaute trübe in die ſchöne Natur hin, und ſprach: O himmliſcher Vater! welche Schönheit, und welch' ein Reichthum! — ich Armer bin müde, hungrig, durſtig, betrübt bis zum Sterben, und alle dieſe Schönheit, dieſer Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod, und keinen Trunk Waſſer übrig. O Du, der Du einſt ſo viele Tauſend Menſchen mit wenig

Brod und ein Paar Fiſchlein ſpeiſeteſt, erbarme Dich mein! aber hier iſt leider nichts, was Du ſegnen, und mich damit ſättigen konnteſt, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt ſich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seiten her, und ſprach mit bebender Stimme: es ſind doch noch Krümchen Brod, und Quellen in der Nähe, die Er ſegnen kann, komm mit mir und ſiehe es. Theodor erſchrack wie vor einer Erſcheinung aus der Geiſterwelt, er fuhr auf, ſchwieg und ſtaunte; er ſahe da vor ſich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne ſahe man die Trophäen ſieggewohnter Kämpfe, in ihren Augen ſpiegelte ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht, und um ihren Mund her ſpielte die himmliſche Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich dieſe Sprache noch nicht leſen, aber doch empfinden: er fing laut an zu weinen, und rief: O Herr Gott ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt ſie einen Krückenſtab, auf den ſie ſich ſtützte; nun komm du Engel! ſagte ſie lächelnd, und ſtieg dann krumm und mühſam vorwärts; Theodor folgte mit den Worten:

ten: Ich liebe gute Mutter! ich bin kein Engel. ich bin nur ein armer ſündiger Junge.

Sie. Deſto beſſer! Die armen ſündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir; mir biſt du jetzt ſchon ein Engel — bei dieſen Worten nickte ſie ihm freundlich zu, und lächelte.

Theodor wuſte nicht was er ſagen und denken ſollte; halb furchtſam und ſchüchtern folgte er ihr, nud dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führete ihn auf einem kaum ſichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts, durch den düſtern Wald in ein einſames mit Bäumen umkränztes Wieſenthälchen, an deſſen obern Ende ein kleines mit Stroh bedecktes Häuschen ſtand, in deſſen Glasfenſterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen, und an der andern ein Höfchen mit einigen Obſtbäumen. Vor der Thür ſtand eine ſchattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätſchernder Röhrbrunnen.

Dies Oertchen war ſo heimlich-freundlich und einladend, daß es dem guten Jüngling wohl ums Herz wurde.

Unter der Linde ſaß ein alter Greis, welcher ſein Pfeifchen rauchte. Die Alte ſahe ihn freundlich an, und ſagte: Jakob! Da bring ich einen Gaſt, er will mit unſerm Herrn dieſen Abend eſſen, und bei Ihm herbergen, es fehlte ihm nur ein wenig Brod und ein paar Fiſchchen, die er Ihm bringen konnte, um ſie zu ſegnen, ich denke damit helfen wir ihm aus. Der Greis neigte das Haupt, anſtatt Ja zu ſagen, und ſchwieg. Theodor folgte der Alten in das reinliche Stübchen, er ſetzte ſich, und die Ruhe, ein Gefühl der Sicherheit, that ihm ſo wohl, daß er mit Seufzen und Thränen Gott dankte. So traf ihn die Matrone, die mit einem Kümpchen ſüßer Milch, und einem Stück Brod in den Händen hereintrat, und es ihm freundlich mit den Worten vorſetzte: Iß und trink, der Herr ſegne es Dir! Theodor ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er aß und trank.

Mittlerweile fand ſich noch eine vierte Perſon ein; ein junger ſchöner Mann im leinenen Kittel, er ſchritt raſch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Querſack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, und hing ihn dazu, dann ging er wieder hinaus ohne weiter ein Wort zu ſagen. Theodor wunderte ſich ſehr; einen ſolchen Schlag Menſchen hatte er noch nie geſehen. Eine Stunde ſpäter deckte die Großmutter den Tiſch, der Patriarch kam auch, und dann auch der Sohn, der das Eſſen in einer irdenen Schüſſel auf den Tiſch ſetzte; es war eine gebrannte Mehlſuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indeſſen er hatte ſchon gegeſſen und getrunken, und war auch zufrieden. Ehe ſich die drei niederſetzten, ſtellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tiſch, und nun ſagte der Alte mit einer ernſthaften Baßſtimme: komm, ſetze dich hieher, mein Sohn! Blöde und ſchüchtern erwiederte Theodor: ich danke, ich hab gegeſſen. Nun wendete ſich der Alte zu ſeiner Frau, und ſagte: Wie war das Eliſabeth! mit dem wenigen Brod, und ein paar Fiſchchen? — Freundlich wie die aufgehende Frühlingsſonne blickte ſie den guten Jüngling an, und ſprach: Komm mein Engel! Du empfingſt vorhin das wenige Brod, und die Fiſchchen, jetzt will es dir der Herr ſegnen. Theodor konnte für inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob ſich der Hausvater: alle vier ſtanden; er betete mit einer ſolchen Kraft und Salbung, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war ſeine ſelige Mutter eine große Beterin geweſen, die dieſen ihren Liebling oft ihrem Erlöſer zum ewigen Eigenthum übergeben hatte.

Während dem Eſſen beobachteten alle drei ihren Gaſt genau; dann ſahen ſie ſich zuweilen an, und lächelten freundlich, ſo als ob ſie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tiſch machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter holte ihre Kunkel und Spindel, und rüſtete ſich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren, und man ſich wieder geſetzt hatte, ſo forderte der Greis den Theodor zur Erzählung ſeiner Geſchichte auf, wenn er aber zu müd wäre, ſo möchte er es anſtehen laſſen bis morgen. Dies war dem Jüngling eben recht, denn die Rede hatte ihn ſchon in ſeinem Bauch geängſtigt, wie ehmals den Elihu, aber die Ehrerbietung für dieſen Leuten hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden.

Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: Ich bin von Hillshofen und heiße Theodor Killsberg — die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund, und ſtarrten den Erzähler an, die Mutter ſaß da, wie eine Bildſäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternenaugen Theodor ins Angeſicht.

Dieſer erſchrack und ſchwieg.

Allmählig nahten ſich die Pfeifen wieder dem Mund, die Spindel wurde gedreht, und der Hanf gezupft.

Nun weiter! ſagte jeder.

Theodor fuhr fort: Mein Vater war herrſchaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domainengut, und meine Mutter war die Tochter ſehr frommer Eltern, die ſich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten. Mein Vater war ſehr gottesfürchtig, und da meine Großeltern öfters erbauliche Zuſammenkünfte in ihrem Haus hielten, ſo ging mein Vater oft dahin;

da hatte er meine Mutter kennen lernen, und ſie geheurathet.

Der Pachter zu Hillshofen hat den Amtmannstitel, und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deswegen muß er ſich einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte ſelige Fürſt hatte ihm den Rathstitel gegeben, weil er ſo außerordentlich treu, und rechtſchaffen war.

Als ich zwei Jahr alt war, ſo ſtarb der alte Fürſt, ſein Bruder Prinz Johann wurde Vormund des jungen Prinzen, und bekam auch die Regierung, die er aber dem geheimen Rath von Wildhauſen übertrug, dann den Prinzen mit ſeinem Hofmeiſter, dem Baron Tellsburg auf Reiſen ſchickte, er ſelbſt aber ging nach Paris, wo er auch noch iſt; bald nachher ſtarb mein Vater, als ich ungefähr drittehalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbei war, ſo fand ſich ein ſchöner junger Mann ein, der ein anſehnliches Vermögen hatte, und meiner Mutter einen hohen Grad von Frömmigkeit verheuchelte. Er beſuchte auch die Verſammlungen bei meinen Großeltern, und betrog ſie alle, bis er meine Mutter geheurathet hatte. Jetzt zeigte er, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe geſetzt, er lebte aber nicht lange mehr, ſondern er ſtarb bald; an ſeine Stelle kam ein junger Menſch, der weder Himmel noch Hölle glaubte, und man ſagt, daß er ein unehelicher Sohn vom geheimen Rath Wildhauſen ſey, bei dem er auch alles galt. Jetzt fieng nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erſte, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großeltern wegjagte, weil ſie verbotene Zuſammenkünfte hielten, in welchen allerhand unerlaubte Sachen vorgingen; da halfen keine Entſchuldigungen, keine Zeugen, und keine Beweiſe, genug ſie waren meinem Stiefvater und ſeinem Freund Gerichtsverwalter ein Dorn in den Augen, ſie mußten ihr Gutchen verkaufen, und das Land meiden; ſie duldeten alles chriſtlich, und zogen dann nach Amerika. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

Die Leiden meiner Mutter ſtiegen nun aufs hochſte, ich war nächſt Gott ihr einiger Troſt; ſie betete täglich ein paarmal auf den Knieen, mit mir und für mich. Meinen Stiefvater bekam ich ſelten zu ſehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mißhandelte, ſo oft er mich ſahe. Ich war alſo den ganzen Tag in der Schule und der Pfarrer, ein recht guter braver Mann, den mein ſeliger Vater noch dahin berufen hatte, tröſtete mich oft, wenn meine Leiden zu ſchwer wurden. Endlich vor einem Jahr ſtiegen ſie auf die höchſte Stufe: Meine Mutter erlag endlich unter dem ſchweren Druck; ſie ſtarb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und ſobald es nur eben anging, holte er eine alte Kammerjungfer der Frauen Geheimen Räthin von Wildhauſen, und heurathete ſie. Ihr könnt nun denken, was ich ſeit der Zeit ausgeſtanden habe.— Wegſchicken konnten ſie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienſte thun: man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überſtiegen, und hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb ſatt, und ſchlecht zu eſſen, und eben ſo knapp ging es mir mit den Kleidern.

Vor etlichen Tagen aber ſchickte mich mein Stiefvater in ſein Zimmer, um aus ſeinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dies that ich Vormittags, am Nachmittag aber entſtand ein Lärmen im Haus, es ſeyen hundert Gulden aus der Caſſe geſtohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinn habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Pfarrer; dieſer rieth mir, mich alſofort aus dem Land zu machen, ſonſt ſey ich verlohren: ich würde zwar dadurch von aller Welt für ſchuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unſchuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nachſchicken: denn man würde froh ſeyn, wenn man meiner los wäre. Ich lief alſo gleich fort. Der Pfarrer gab mir ein paar Batzen, er iſt ſelber arm. Die hab ich in verwichener Nacht verzehrt; heut hab ich den ganzen Tag gelaufen ohne etwas zu eſſen und zu trinken; Kleider hab ich keine, als was ich auf dem Leib trage: was das nun geben ſoll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlaſſen wird.

Der alte Jakob nahm die Pfeife aus dem Mund, und ſprach mit zutraulicher Rührung zu ſeinem Sohn: Thomas! du nimmſt ihn morgen mit in den Wald! du läſſeſt ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeſte aufſchneideln, und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir ſehen, was der Herr mit ihm vor hat. Die alte Eliſabeth fügte noch hinzu: für Hemder und Kleider werde ich ſorgen; ſey du vergnügt Theodor und traue auf Gott.

Nun waren die Pfeifen geraucht, und an den Schuhen ausgeklopft. Thomas ſtund auf, und ging bei eine große hölzerne Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf ſie leiſe zu raſſeln anfing, und nun einen vortrefflichen Choral vierſtimmig flötete, den dann die drei mit einem ſchönen Abend-, Dank- und Gebetlied begleiteten: und dann betete der Alte auf den Knieen, mit ſolcher Inbrunſt, daß man glaubte die Annäherung glänzender Thronfürſten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winterabenden ſelbſt gedrechſelt und geſchnitzelt.

Theodor befand ſich im Vorhof des Himmels. Er gewöhnte ſich in dieſe Einöde, und bekümmerte ſich um die ganze Welt nicht mehr. Die Religion glänzte hier in ihrer Urſchönheit, wie die Sonne am ſchönſten und heiterſten Frühlings-Morgen. Er ſaß in ihren Strahlen, ſonnte und wärmte ſich, und athmete die aus dem ewigen Oſten herüberfächelnde Lebensdüfte mit vollen Zügen ein.

Ein halbes Jahr hatte er bei dieſen himmliſchen Einſiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit ſeinem Freunde Thomas, bei ihrer Heimkunft, einen Herrn bei dem alten Vater antraf, der mit dieſem in einem vertrauten erbaulichen Geſpräch begriffen war, welches aber bei der Ankunft der beiden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da. Es fielen Geſpräche vor, den gegenwärtigen und den künftigen Zuſtand des Reichs Gottes betreffend, die dem jungen Theodor durch Mark und Bein drungen; allen fünfen kam dieſe Nacht kein Schlaf in die Augen, und als am Morgen der Tag grauete, ſo ſpielte die Uhr die ſchöne Melodie des Lieds: Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh! alle fünfe ſungen das Lied dazu, beteten dann miteinander, während dem Theodor etwas bemerkte, das in ihm eine ahnende Erwartung weckte.

Der Fremde nahm nun Abſchied, er war ein reicher Mennonit aus Holland, der einen großen Holzhandel hatte, auf welchen ſeine jetzige Reiſe auch Bezug hatte.

Thomas und Theodor gingen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit, als ſie aber des Abends wieder kamen, ſo rief der alte Jakob Theodorn zu ſich unter die Linde, und ſprach: ſetze dich zu mir, mein Sohn! Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: du kannſt hier dein ganzes Leben nicht zubringen; du biſt jung und Gott hat dir ſchöne Gaben anvertraut, mit denen du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horſt, der verwichene Nacht hier war, will dich in ſeine Dienſte nehmen, er iſt ein reicher großer Kaufmann, der mit Holz handelt, und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da biſt du wohl aufgehoben; wir werden dann hernach weiter ſehen, was der liebe Gott mit dir vor hat. Mutter Eliſabeth hat für die nöthigen Kleider geſorgt, morgen bringt dich mein Thomas nach Geishübel. Dort iſt Freund van der Horſt, der dich in Empfang nehmen, und dein Vater ſeyn wird.

Dieſe Ausſichten und dieſer Antrag überſtieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings: denn ſo gern er auch bei dieſen lieben Menſchen war, ſo fühlte er doch eine geheime Ahnung in ſich, daß ihm dieſe einförmige Lebensart endlich läſtig werden, und er ſich nach einem größern und wohlthätigern Wirkungskreis ſehnen würde. Er dankte alſo dem alten Jakob für ſeine väterliche Fürſorge und verſprach ihm, unter Gottes Beiſtand Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er alſo ſeinen Bündel, den ihm Mutter Eliſabeth ſchon gepackt hatte, die beiden Alten ſegneten ihn, und ſo ging er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo ſie den Mittag ankamen, begleitete. Van der Horſt empfing unſern Theodor väterlich ernſt, und freundlich. Mit den Worten aber war er eben ſo ſparſam, wie Jakob, Eliſabeth und Thomas; dies war nun der Jüngling ſchon gewohnt, und ſo bildete er ſich auch ganz nach dieſem erhabenen Beiſpiel.

Immanuel van der Horſt wohnte auf einem Landgut an der Yſſel in Holland, Vreedenshoepe genannt; es beſtund aus einem hübſchen geräumlichen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yſſel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Breetern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geſchnitten wurden, und dann aus einigen Häuſern, worinnen die Arbeitsleute wohnten; welche alle ſehr fromme Mennoniten waren, und eine kleine Gemeine bildeten, deren Vorſteher und Lehrer van der Horſt ſelbſt war. Dieſer hatte mit ſeiner Frauen zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche beide ungefähr von Theodors Alter waren; David mochte etwas älter, Sarah aber ein paar Jahr jünger ſeyn. Mit dem einförmigen, aber himmliſchen Leben welches Theodor hier verlebte, mag ich meine Zuhörer nicht aufhalten; er bildete ſich hier zu einem Chriſten im erhabenen Sinn des Worts; und da es ihm an Talenten nicht fehlte, ſo verſchaffte er ſich auch nützliche Kenntniſſe aller Art, ſo daß er zu einem Mann erreifte, den der Herr als ein ſehr nützliches Werkzeug zur Menſchenbeglückung brauchen konnte. Mit David und Sarah lebte er brüderlich: denn der Vater wollte durchaus keinen Unterſchied zwiſchen ihnen dulden. Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäſche im Ueberfluß, und monatlich ein hübſches Taſchengeld, welches er aber zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einſiedlersleuten blieb er in Verbindung, indem er mit dem Thomas eine vertraute Correſpondenz führte.

Theodor mochte etwa drei Jahr zu Breedenshoope geweſen ſeyn, als ihm Thomas ſchrieb, er möchte ſchleunig nach Haus kommen, der junge Fürſt ſey wiedergekommen, habe die Regierung angetreten, und eine Commiſſion niedergeſetzt, welche die bisherige Verwaltung des Miniſters von Wildhauſen unterſucht und ſolche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürſten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenſchaft zu beſtrafen. Seine Stiefeltern ſeyen ebenfalls gefangen, und ihr gottloſer Gerichtsverwalter ſitze in Ketten und Banden. Nun ſey noch verſchiedenes zu berichtigen, wobei ſeine Gegenwart durchaus erfordert werde. Theodor berathſchlagte ſich mit ſeinem Prinzipal und deſſen Familie, welche alle die Reiſe für nöthig hielten, aber auch ſehr wünſchten, daß er ſich zu Haus durch nichts feſſeln laſſen, ſondern ſo bald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: Irdiſche Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen, wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jezt keine errathen könnte. Nun machte er ſich reiſefertig, und begab ſich auf den Weg. Während unſer Theodor reiſt, muß ich erzählen, was im Fürſtenthum Stralenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris, und bekümmerte ſich um die Regierung gar nicht, dem geheimen Rath von Wildhauſen war alles überlaſſen; dieſer gewiſſenloſe Wollüſtling hatte alſo keinen andern Zweck, als ſeine Lüſte zu befriedigen, ſeine Familie empor zu bringen, und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürſt ſeinem Sohn Chriſtian zum Führer und Hofmeiſter gegeben, weil er ein wahrer Chriſt und in der Staatskunde äußerſt erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen geweſen war, und den alten Jakob Kernmann wohl gekannt, und auch ſeinen häuslichen Erbauungsſtunden oft mit Segen beigewohnt hatte, ſo hatte er ein unumſchränktes Zutrauen zu ihm; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reiſen ging, ſo verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit ſchreiben mochte, wie es im Lande zuging, und da die Reiſe über Holland nach England ging, ſo ſchlug Kernmann den Mennoniten van der Horſt vor, an den beide ihre Briefe couvertiren wollten. Als nun Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde, und ſein Gütchen verkaufte, ſo ſagte er niemand, was er vor habe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, ſo urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in dem Wahn, und zog in die benachbarte Grafſchaft Wüſtenhagen, wo er ſich in der abgelegenſten Gegend der Waldung die Einſiedelei einrichtete, die wir aus dieſer Geſchichte ſchon kennen.

Tellsburg wußte alſo alles haarklein, was im Land vorgegangen war, und hatte auch den Fürſten vor dem Antritt ſeiner Regierung davon unterrichtet, daher konnte nun auch die Commiſſion in allen Punkten gar leicht aufs Reine kommen.

Theodor beſchloß zuerſt die liebe Einſiedelei zu beſuchen, weil ſie nicht weit aus dem Wege lag, und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abend da ankam, eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, ſondern offen und heiter entgegen; Jakob kam mit offenen Armen, und ſagte: komm an mein Herz, ich bin dein Großvater Jakob Kernmann; Theodor ſtaunte, und konnte kein Wort ſagen; dann riß ihn auch die alte Eliſabeth in ihre Arme, und ſagte: biſt du nun nicht mein Engel? und ſegnet der Herr die paar Brode und zween Fiſche nicht reichlich? endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten, und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater ſeinem Enkelſohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Miniſter war, und ſagte: Gott ſey mit dir! rathen kann ich dir nicht, gieb nur immer auf dein Herz acht, bleib betend im Andenken an den Herrn, ſo wird dir in jedem Augenblicke klar werden, was ſein Wille iſt.

Dem Theodor war dieſe Uebung nicht fremd; er nahm Abſchied von ſeinen Verwandten, und reiſte nun mit ganz andern Empfindungen in ſein Vaterland, als diejenige waren, mit denen er ehemals heraus ging; er fand die ganze Natur viel ſchöner als damals. Er ging gerade zu nach Stralenburg. Der Miniſter empfing ihn als einen Freund, und als er den Brief geleſen hatte, ſo ſagte er: Freund Killsberg Sie logiren bei mir, ſo lang Sie hier ſind. Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen ſtunden. Seine Stiefeltern waren der Herrſchaft die Pacht von mehreren Jahren ſchuldig, und an Theodor hatten ſie dreitauſend Gulden zu bezahlen. Man hatte all ihr Eigenthum an den Meiſtbietenden verkauft, und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Nun fügte der Miniſter noch hinzu: der Fürſt werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlöß baar bezahlen: denn er verlange keinen Vorzug vor andern Creditoren, und am wenigſten vor ihm.

Theodor antwortete: ich ſchenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld, und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für ſolche gnädige Geſinnung, ich werde nichts von dem Geld annehmen.

Tellsburg erwiederte: man hat aus dem Verkauf tauſend Gulden gelößt; fünfhundert müſſen Sie annehmen: eine abſchlägige Antwort würde dem Fürſten mißfallen. Theodor ſchwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anſpruch machen konnte. Hierüber erklärte ſich der edle Jüngling folgendergeſtalt: Ich übertrage mein Recht an dieſe Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Caution ſtellen kann, und das iſt kluge Wirthſchaft, und unerſchütterliche Rechtſchaffenheit: wenn Ihre Excellenz damit zufrieden ſind, ſo iſt der Pachtkontrakt bald geſchloſſen.

Dem Miniſter drangen die Thränen in die Augen; Sie ſind ein Engel, Killsberg! rief er. — Der Fürſt wird ſich an Edelmuth nicht übertreffen laſſen. Auf der Stelle gab der Miniſter Befehl, daß der Contract ausgefertigt würde, das Pachtquantum blieb beim Alten. Dieſen Contract überreichte Tellsburg dem Fürſten, und erzählte ihm dabei, was für eine edle Seele jetzt unter ſeinem Dach lebte. Der Fürſt unterſchrieb den Contract, und ließ dann Theodor zu ſich kommen, den er mit den gnädigſten Ausdrücken bewillkommte, und ihn dann aufforderte, in ſeine Dienſte zu treten. Hierauf antwortete Theodor: ich danke Ew. Durchlaucht für das gnädigſte Zutrauen; ich ſuche jeden Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln, und kümmere mich um die Zukunft nicht: wird mich nun die erhabene Vorſehung in Ew. Durchlaucht Dienſte führen, ſo werde ich willig folgen, nur jetzt iſt das der Fall noch nicht. Die beſcheidene Würde, mit welcher Theodor ſprach, reſpektirte der Fürſt, er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Stralenburg begab ſich nun Theodor nach Hillshofen, wo ſeine Stiefeltern nebſt ihrem ſaubern Gerichtshalter gefangen ſaßen; er kehrte bei ſeinem lieben alten Freund, dem Pfarrer Grünenthal ein, der ihn mit Freudenthränen und öfterer Umarmung empfing. Nun erkundigte er ſich zuerſt nach den Gefangenen, und erfuhr, daß ſie blos der Schulden wegen gefangen ſaßen, was aber den guten Jüngling bis zu den Thränen freute, war, daß ihm der Prediger verſicherte: beide hätten ſich im Gefängniß gründlich bekehrt. Nun verlangte ſie Theodor zu ſehen und zu ſprechen, er bat alſo den Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen, und ſie auf den Beſuch vorbereiten; dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürſten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterſtützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Laſt der Empfindung beinah zu ſchwer, er konnte kein Wort ſagen, ſondern nur weinen, und ſo lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten ſich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden, und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alſofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu ſchildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Beſiegten, und dieſer auch jenen krönt.

Bei dem Abſchied ſagte Theodor: ſeyd getroſt, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde ſuchen Euch zu befreien, und dann auch weiter ſorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaſter aufs Angeſicht, und verſtummten. Theodor riß ſich los, und eilte wieder nach Stralenburg zum Miniſter, dem er erzählte, wie er ſeine Eltern gefunden hätte, und nun ſchüchtern und ſchamroth fragte: ob ihnen der Fürſt wohl auf ſeine Bürgſchaft die Freiheit ſchenken würde? Der Miniſter lächelte und erwiederte: Ich zweifele nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Caution ſtellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und ſchwieg. Kurz, auch dieſer Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und ſeine Eltern in Freiheit geſetzt. Dieſen war nun zu Muth wie dem verlohrnen Sohn, als ihm ſein Vater entgegen lief, und ihn in ſeinen Lumpen ans Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu ſeiner Einſiedelei, wo er den Abend ſpät ankam, eben als ſeine Großeltern und Thomas ſich zum Abendeſſen rüſteten. Er erzählte ihnen überhaupt ſeine Reiſegeſchichte; nach Tiſch aber überreichte er ſeinem Oheim den Pachtcontract, mit den Worten: Leſet dieſen Brief, und erlaubt mir daß ich mich zu Bett lege, ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah ſtrömte aus jedem Munde, die Empfindung wollte ſie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber ſie enthielten ſich und reſpektirten ſeine beſcheidene Abweſenheit. Des Morgens früh aber hielt ſich Eliſabeth nicht mehr, ſie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und ſagte: hatte ich nun unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verſchont mich! ich bin noch nicht ſtark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt ſchon dahin nehmen ſoll! — Eliſabeth ſchwieg und ging; ihrem Mann und Sohn ſagte ſie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, ſo kam ihm der alte Jakob entgegen, und ſprach mit Thränen in den Augen: Theodor, du ſollſt deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen ſoll. Thomas aber drückte ihm die Hand und ſagte: Nun Vetter, gieb mir Aufträge, was willſt du, das ich thun ſoll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Euerem Verſtand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieſes Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das ſollen ſie haben, ſagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, ſo muß er doch Geld in der Hand haben, und ſich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geſchirr anſchaffen, auch dafür muß ich noch ſorgen — Nein! verſetzte der Großvater, dafür brauchſt du nicht zu ſorgen, dafür iſt geſorgt. Nun bereitete ſich

Theodor wieder zur Reiſe nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer geſiegt, oder ein großer General eine entſcheidende Schlacht gewonnen hat, ſo freut er ſich; aber dieſe Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre Chriſt genießt, wenn ihm eine edle That gelungen iſt. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1 Moſ. 32.) begleiteten. Man freut ſich da nicht ſeiner eigenen Wirkſamkeit, ſondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in ſeiner Hand zu ſeyn.

Geſund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen, und in den Schoos der Liebe und Freundſchaft wieder aufgenommen. Nun mußte er ſeine Geſchichte erzählen, welches er mit der gehörigen Beſcheidenheit that, ſo daß er ſo viel möglich das verſchwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horſt war aber klug und erfahren genug, und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du biſt alſo dem Fürſten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen ſie ſich? Theodor antwortete: Sechstauſend Gulden. — Woher willſt du die nehmen? fuhr van der Horſt fort. Der edle Jüngling verſetzte: ich bezahle einſtweilen die Intereſſen von meinem Taſchengeld, bis mir der Herr zum Capital verhilft, und das wird er thun, ſo bald es nöthig iſt, denn ich hab' mich nicht aus Leichtſinn, ſondern im Glauben und Vertrauen auf ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einſtweilen die Summe vorſchießen, ſo lang bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann ſchickte nun das Geld in Wechſeln an den Miniſter von Tellsburg. Der Fürſt, durch ſo viel Edelmuth von allen Seiten gerührt, ſchenkte dieſe Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horſtiſchen Hauſe im Segen fort; zu Zeiten machte er Reiſen nach England, Frankreich, und ins nördliche Teutſchland, auch einmal nach Amerika, und ſo nahm er an Welt- und Menſchenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er ſechs Jahre in dieſem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horſt zu ſich in ſein Cabinet kommen, tief gerührt ſprach er: ſetze dich zu mir, mein Sohn! Mit geſpannter Erwartung ſetzte ſich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln ſchon lange an Geſchwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müſſen täglich gewärtig ſeyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir alſo ſagen, was ich in Anſehung deiner beſchloſſen habe; du haſt mir treu gedient, und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du biſt ein Chriſt, und mit uns einſtimmig, ich nehme dich alſo für mein drittes Kind an; du haſt von nun an in allen Stucken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Dieſe und meine Frau freuen ſich dieſes Entſchluſſes, und du wirſt auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor ſtaunte, ſo etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks floſſen ſeine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heurathen willſt, ſo wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn iſt kränklich, und wird nie heurathen.

Theodor ermannte ſich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?“

Das darfſt du allerdings!

„Nun ſo wähle ich diejenige, die am allerbeſten zu uns paßt.“

Ich verſtehe dich, Theodor; aber kennſt du Sarah's Geſinnung über dieſen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Chriſtin; und in dieſem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, vielweniger ſich über die Zunge wagen.

Vortrefflich! nun ſo werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts nöthigers zu thun, als ins Kämmerlein zu eilen, wo man die Thür hinter ſich zuſchließt. Vater van der Horſt aber ging zu ſeiner Tochter:

Sarah! ich komme jezt nicht als Vater, ſondern als rathgebender Freund. Ein edler frommer junger Mann wird um dein Herz und deine Hand bitten. Erröthend ſchlug Sarah die Augen nieder:

„Iſt der junge Mann ſo beſchaffen, daß ihn meine Eltern als ihr eigen Kind lieben können?“

Er iſt ſchon unſer eigen Kind, und wird herzlich geliebt.

„Ich verſtehe Sie, lieber Vater! nun ſo geſchehe dann der Wille Gottes.“

Die Eltern freuten ſich dieſer ſchönen Verbindung, und beide junge Leute auch.

Haushaltung und Handlung wurden nun, wie bisher fortgeſezt.

Die beiden Eltern kränkelten noch ein Jahr lang, dann gingen beide bald nacheinander in ihr wahres Vaterland hinüber, und ein Vierteljahr hernach folgte ihnen auch ihr Sohn.

Theodor und Sarah waren nun die Erben eines anſehnlichen Vermögens, und ſie verbanden ſich vor dem Herrn, daß ſie es ganz zu ſeiner Ehre, und zu ſeiner Verherrlichung anwenden wollten. Nun wurde die Handlung aufgegeben, und Breedenshoope verkauft: alles wurde in Capitalien verwandelt, und vor der Hand in der Amſterdamer Bank niedergelegt. Dann zogen beide nach Hellshofen, wo ſie einſtweilen bei dem Oheim Thomas einzogen, und in die Koſt gingen, bis ſie ſich eine eigene Wohnung verſchafft haben würden.

Das Erſte was nun Theodor vornahm, war, daß er nach Stralenburg zum Fürſten und ſeinem Miniſter ging, um ihnen ſeine Wohlthätigkeitspläne zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen, und Theodor mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Ehrentitel, Orden und Aemter ſchlug er aus, und begnügte ſich blos mit ſeinem ehrlichen Namen.

Es würde langweilig ſeyn, alle edle Anſtalten und Handlungen dieſes Ehepaars ohne Gleichen, der Länge nach zu beſchreiben: ſie bezogen ſich alle auf Verſorgung der Armen, der Pfarrer- und Schullehrerswittwen; auf Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens, und endlich auf die Ausführung ihrer Lieblingsidee, nämlich zwei Erziehungsinſtitute, eins für Knaben, und das andere für Mädchen zu ſtiften; in beiden ſollte die wahre praktiſche Chriſtusreligion der Grund ſeyn, auf welchen alle übrige nützliche Kenntniſſe gebaut werden ſollten. Dies alles wurde nun auch nach Wunſch ausgeführt: Theodor dirigirte das Knaben- und Sarah das Mädchen-Inſtitut, und beide befanden ſich in Stralenburg in zweien verſchiedenen Häuſern; wo auch ſie ſelbſt in einem ſchönen herrſchaftlichen Hauſe wohnten, das ihnen der Fürſt geſchenkt, und gleichſam aus Dankbarkeit aufgedrungen hatte.

Beide Lieben und Geliebten lebten in dieſem ihrem Element geſegnet und vergnügt; ſie wurden oft an Hof gebeten, und der Fürſt beſuchte ſie oft in ihren Anſtalten; doch auch hier zeigte ſich das Unvollkommene aller irrdiſchen Glückſeligkeit: der Fürſt bekam die Blattern und ſtarb. Der Miniſter legte ſeine Aemter nieder, und ging auf ſeine Güter. Prinz Johann kam und trat die Regierung an. Wildhauſen wurde wieder Miniſter und der ungerechte Gerichtshalter kam zu Ehren.

Unter dieſen Umſtänden hatten Theodor und Sarah viel zu fürchten, aber ſie verließen ſich auf Gott, und fürchteten ſich nicht; und da dem neuen Fürſten umſtändlich berichtet wurde, was Theodor und ſeine Frau geleiſtet hatten, ſo nahm er ſie in ſeinen beſondern Schutz. Auch er beſuchte ihre Anſtalten, bei welcher Gelegenheit ihm Theodor die wichtigſten Wahrheiten der Religion und Staatskunde warm ans Herz legte. Von dem allem hatte er in ſeinem Leben und ſogar in Paris, gar nichts gehört, daher ergriff ihn das Alles ſo, daß er ordentlich bei Theodor in die Schule ging, ganz ein anderer Menſch und ein vortrefflicher Regent wurde. Jetzt wurde Wildhauſen wieder zur Ruhe geſetzt, ſeine Creaturen entfernt und Tellsburg wieder Miniſter. So ging alſo alles ſeinen geſegneten Gang ohne Aufenthalt fort.

Es wird mehr Freude im Himmel ſeyn über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Dieſe Wahrheit fühlte jetzt das ganze Land: alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürſt wurde, und nun freute ſich jeder noch vielmehr, als er fand, daß ſeine Furcht ungegründet geweſen.

In dieſem vergnügten und geſegneten Zuſtand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren, und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern geſegnet, ſo daß ſie alſo für dieſe nicht zu ſorgen brauchten.

Einſtmals wurden beide zur fürſtlichen Tafel geladen, welches nicht ſelten geſchahe. Während dem Eſſen überfiel ihn eine ſonderbare Traurigkeit: es war ihm genau zu Muth, wie einem, der einem großen Glück in ſeinem Vaterland entgegen gehen, und von ſehr lieben Freunden Abſchied nehmen ſoll. Sarah ſaß gegen ihm über, ſie ſchaute ihn oft ſeelenvoll an, er ſie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als ſie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten ſie ſich gegeneinander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen ſie bei dieſer Gelegenheit in himmliſche Geſpräche, und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürſten mit der Einladung, ſie möchten ihm beide das Vergnügen machen, und morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten ſie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; ſie ſagten alſo dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um 11 Uhr wurde die Luſtreiſe angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes zum Theil ſchon ruinirtes Schloß, das auf einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Ausſicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Eſſen dahin gebracht, weil man auf dem alten Rittersaal ſpeiſen wollte. Nach der Tafel ſtunde der Fürſt mitten im Saal, und ſprach mit dem Miniſter von Tellsburg; Theodor aber unterhielt ſich am Fenſter mit den beiden Damen von der ſchönen Ausſicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieſelte Korn herab. Flugs ſprung er hin, ſtieß den Fürſten mit den Worten: Fort! Fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Miniſter liefen inſtinctmaßig hinaus. Theodor wendete ſich um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke ſtürzte ein, und erſchlug Theodor, Sarah, und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtſpeicher über dem Saal war die Urſache dieſes Unglücks.

Der Fürſt und der Miniſter waren untröſtlich; man räumte den Einſturz weg, und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten ſich feſt umſchlungen, und der Fürſt befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, ſondern ſie ſo in dieſer Attitüde in einen Sarg legen, und begraben ſollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürſt ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatiſche Corps und die Bürgerſchaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürſt einen Sarkophag aus ſchwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen ſetzen, auf demſelben ſtunde die Inſchrift mit goldenen Buchſtaben:

Hier ſchlummern beym frohen
Erwachen entgegen
Die Eheleute
Theodor Kilsberg und Sarah
gebohrne van der Horſt,
Engel des Segens fürs Vaterland
Und
Er Leibes- und Seelenretter ſeines Fürſten
Johannis von Stralenburg
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Drittes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig,
1815.

Inhalt:

Seite

1. Tillmann und ſeine Familie . . 1
2. Clauban 20
3. Die Schatzgräber 36
4. Das Leben der heiligen Thekla . 48
5. Sulamith 71
6. Philomenes 101
7. Fritz und Rupert 135
8. Merkwürdige und wahrhafte Geſchichte eines armen Bauernknaben. 144
9. Sonderbares Beiſpiel einer Erbſünde . 154
10. Schreiben eines reiſenden Juden aus der Vorzeit 173

1.

Tillmann und ſeine Familie.

In einem der einſamſten Thäler des Schwarzwaldes lebte ſeit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in ſeliger Abgeſchiedenheit, oben in einer Ecke, wo ſie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beſchien; deren Hinſcheiden im Herbſt, und Wiederkommen im Frühling, der ſteigende und ſinkende Schatten am gegenüberſtehenden Berg ſo genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewiſſe Klippe geſtiegen war, ſo fing der November an, und ſtand er droben an der großen Eiche, ſo war der kürzeſte Tag, und dann fing er wieder an zu ſinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu leſen was in der Welt vorging. Uebrigens beſtand ſeine Bibliothek aus einer großen Baſeler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel ſeiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf, treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnds wahrem

Chriſtenthum, deſſen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspoſtill, dem hundertjährigen Kalender, und noch einigen andern halb abgenutzten weniger bedeutenden Büchern. Tillmann war jetzt 50 Jahr alt, ſeine Frau zählte einige weniger; ſeine Familie beſtand aus zween Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteſte, ein Sohn, drei und zwanzig und die Jüngſte, eine Tochter, funfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme unſchuldige Menſchen, ſie hatten nie die Gefahren der Welt kennen lernen, aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet, ſie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelſtunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benutzt worden.

Bisher hatten Tillmann, ſeine Eltern, und Voreltern in der Welt kein Aufſehn gemacht; ihre ganze Geſchichte war in den Worten begriffen: es ſind fromme rechtſchaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, Sterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Huſar gegen die Türken gedient hatte; mit deſſen Geſchichte man ſich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jetzt aber fand es die erhabene Vorſehung der Mühe werth, dieſe guten Menſchen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um ſie alle zu einer größern Beſtimmung zu führen.

Tillmann beſaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und beſtellte; dabei war er ein Holzarbeiter; er und ſeine Söhne drechſelten und ſchnitzten, und verfertigten manches hübſche Stück Hausrath; als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller, Schüſſeln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einemals als Bernhard der älteſte Sohn Tillmanns an einem heitern Herbſttag mit der Axt den Wald hinanſtieg um einen ſchönen Ahorn-Stamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angſtgeſchrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin und erblickte nun einen Mann, der ſein Jagdmeſſer zückte, um ein junges Weib zu erſtechen. Bernhard ſäumte nicht, und ſchlug ihn mit ſeiner Axt ſo derb auf die eben ausgeholte Fauſt, daß der Hirſchfänger weit wegflog, und der Arm des Fremden niederſank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigſten Ausdrücken vor, warum er ſich in Sachen miſche, die ihn nichts angingen, und hätte gerne ſeinen Hirſchfänger gegen ſeinen Gegner gebraucht, wenn ſein Arm ihn zu führen fähig geweſen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrloſe Perſon anzufallen, und die Urſache möge ſeyn, welche ſie wolle, er führe das Frauenzimmer zu ſeinen Eltern, unter deren Schutz ſie bleiben müſſe, bis ihre Schuld oder Unſchuld unterſucht ſey, er möge nun gehn und klagen wo er wolle. Mit dieſen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit ſich fort und nach Hauſe; der Wütherich aber hatte auf einmal den Muth verlohren, und ſchlich ſich weg. **Tillmann** aber und ſeine Familie nahmen die Unglückliche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der obenerwähnte Menſch ihr Mann ſey, der ihr Vermögen durchgebracht, und ſie täglich ſchrecklich mißhandelt habe; durch vieles Leiden ſchwächlich geworden, hatte ſie ſich bereden laſſen in ein Bad zu reiſen, ihr Mann hatte ſie begleitet, und am Wald waren ſie ausgeſtiegen um den Weg abzukürzen, und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Wald aber habe er ſie plötzlich angefallen und würde ſie ſicher ermordet haben, wenn nicht **Bernhards** Unerſchrockenheit ſie gerettet hätte. Sie dankte Gott für ſeine gnädige Hülfe, und wandte ſich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde: ihren Mann ſuchte man vergeblich auf, er hatte ſich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen, denn er war über den **Rhein** nach **Frankreich** und dann nach **Holland** geflüchtet, wo er Kriegsdienſte nahm, und nachher zu **Dordrecht** in Garniſon lag.

Bernhard holte nun ein andermal ſeinen Ahornſtamm nach Hauſe, und unſre Familie **Tillmann** arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem **Schwarzwald** auf dem **Rhein** nach **Holland** geflößt, welches zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken ſich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu ſehen. Vater Tillmann ſuchte ihm das auszureden, und ſtellte ihm vor, wie glücklich ſie, und ihre Voreltern bisher in ihrem einſamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters und das wehmüthige Flehen der beſorgten Mutter und Geſchwiſter machte keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt ſo lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater ſuchte ihm etwas Geld zuſammen, die Mutter und Schweſtern beſorgten die Kleider und Wäſche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abſchieds heran. Die ganze Familie trauerte, jedes Glied derſelben ſuchte ſich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reiſe währe ja nicht lange, in wenigen Wochen würden ſie ihren Bernhard wieder haben; aber dieſer Troſt haftete nirgend: die Ahndung einer traurigen Zukunft laſtete wie ein Gebürge auf jedem Herzen; Bernhard ſelbſt wankte ſchwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn ſein Schickſal fort, er ging.

Von dieſem Augenblick an, war in Tillmanns Hauſe die Ruhe verſchwunden; jedes trauerte, und die Geſchäfte gingen träge von ſtatten. Bernhard ſchwamm indeſſen auf ſeiner Holzfloße den Rhein hinab. Die ſchönen Landſchaften, Städte und Dörfer weideten ſeine Augen; ſeine Schwermuth ſchwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand ſich kein Bundesbogen, denn es kehrte mit verdoppelten Schlägen Sturm und Blitzen wieder zurück: die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der eben erwähnte Böſewicht, eben am Thor die Wache hatte; er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tieger kann ſich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieſer Entdeckung: er ſann auf Rache, und fand ſie bald; ſelbſt durfte er ſich nicht ſehen laſſen, aber ein Camerad von ihm, der ein eben ſo abgefeimter Burſche war, verſtand ſich bald zu einem Bubenſtück, da er das Verſprechen erhielt, das daraus gelöſte Trinkgeld zu theilen, dieſem zufolge wußte er den edlen unerfahrnen Jüngling beiſeite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, alles Nachforſchen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt ſich kaum vorſtellen, welchen Jammer dieſe Nachricht in Tillmanns Haus verurſachte, wäre Bernhard geſtorben, oder auch ertrunken, ſo hätte man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber da man weder von ſeinem Leben noch von ſeinem Tode etwas wußte, und immer das Schlimmſte ahndete, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal ſchwerer. Die Vermuthung der Holzflöſer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen ſey, fand jedermann wahrſcheinlich und dies vermehrte noch den Kummer ſeiner Familie. Doch endlich kam ein Brief aus Amſterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß ſein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber geſtorben, und dort auf dem Gottesacker chriſtlich begraben worden ſey. Freilich verbreitete dieſer Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber ſo wie die ſchmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geſchwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt. Tillmann und die Seinigen wußten nun woran ſie waren, ſie wurden allmählig wieder beruhigt, und Bernhards Geſchichte half nun, ſo wie die des ehmaligen Huſaren, die Winterabende verkürzen.

Indeſſen ſchien es als ob mit Bernhard aller Segen verſchwunden ſey: Miswachs, Viehſterben, Krankheiten und Unfälle aller Art, löſten ſich einander ab, ſo daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich, zehn Jahre nach Bernhards Abreiſe, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn ſie ſich zum Spinnen ängſtet: ſeine Töchter wurden von niemand geſucht, weil ſie arm waren, denn Schönheit und Frömmigkeit machte keinen Eindruck auf die Nachbarſchaft, und ſein noch einziger Sohn Reinhard konnte auch keine ſchickliche Gelegenheit finden, auch konnte ihn der Vater bei ſeinen Berufsgeſchäften nicht entbehren;

kurz, Tillmanns Haushaltung war einem ſchwerbeladenen und dazu noch gebrechlichen Wagen gleich, der im Moraſt ſteckt, und weder vor noch hinter ſich herausgezogen werden kann.

An einem Sonntag, als Tillmann mit ſeinen Töchtern aus der Kirche kam: (ſeine Frau war zu Hauſe geblieben um das Mittagseſſen zu bereiten, und Reinhard hatte den Ochſen gehütet:) war er ungewöhnlich ſtill und nachdenkend. Barbara, ſein braves Weib, und ſeine Kinder waren deſſen gar nicht gewohnt, doch mochten ſie ihn auch nicht fragen: als es aber endlich zu lang währte, fing Barbara an: Lieber Mann! was fehlt dir doch? du biſt ja dein Lebtag nicht ſo geweſen wie jetzt.

Tillmann. Ha! es iſt mir halt traurig zu Muth; ich hab' da heut eine Predigt gehört über den Text: alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er ſorget für Euch. Da hab ich nun recht herzlich gebetet, der liebe Gott möchte doch auch unſre Sorgen auf ſich nehmen, und uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen; und uns vor Schulden bewahren. Da kam mir auf einmal der Gedanke ſo lebhaft ins Gemüth, ich müſſe nach Amerika ziehen, und hier Haus und Hof verkaufen, daß ich ganz und gar nicht mehr auf die Predigt acht geben konnte, und nicht weis was hernach gebetet und geſungen worden. Aus der Kirche ging ich in Martins Haus, um mit dem Förſter zu ſprechen; dort fand ich einige Bauern beiſammen, die einen Brief laſen, welchen ein Würtemberger aus Amerika geſchrieben hat, und worinn er erzählt, wie er dort ſo glücklich geworden, und an allem Ueberfluß habe; da ſchlug mir das Herz, und da es ſich gerade ſo traf, daß mir in der Kirche der Einfall gekommen war, und nun dieſer Brief dazu kam, ſo war ich in meiner Seele überzeugt, daß es Gottes Wille wäre, wenn wir zuſammen nach Amerika zögen. Barbara gerieth über dieſe Worte in tiefes Nachdenken, und die Kinder ſahen ſich erſtaunt an und die Thränen traten ihnen in die Augen. Endlich verſetzte Barbara: ich habe nichts dagegen, wenn nur das große Waſſer nicht wäre; Tillmann antwortete: es ſind ſchon ſo viele glücklich über das große Waſſer gekommen, wir werden auch hinüber kommen, denn ich bin überzeugt, daß dieſe Sache von Gott iſt. Es wurde nun noch vieles darüber geſprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, ſondern ſie freuten ſich auf die Reiſe. Daher bot nun Tillmann Haus und Hof feil, löſte daraus dreitauſend Gulden, und machte ſich zu der großen Reiſe bereit; Anno 1736 verließ er mit Frau und Kindern unter tauſend Thränen das friedliche heimathliche Thal, in welchem ſeine Verfahren ſeit Jahrhunderten ſo glücklich gelebt hatten, und begab ſich auf einem Leiterwagen mit allem gehörigen Geräthe verſehen auf den Weg. Am dritten Tage Abends, fanden ſie in dem Wirthshauſe einen reiſenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreiſe ins ſüdliche Teutſchland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte; als dieſer Tillmanns Vorhaben erfuhr, ſetzte er ſich zu ihm und ſprach mit ihm über alles was zu ſeinem Nutzen dienen konnte; dann rieth er ihm nach Bremen zu gehen, und von dort mit einem Schiff von welchem er wußte, daß es bereit lag nach Baltimore abzugehen, ſeine Reiſe fortzuſetzen, er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er dieſem die guten Leute empfahl, und mit dieſem verſehen reiſte nun unſre Familie auf ihrem Leiterwagen, mit neuem Muth und der feſten Ueberzeugung, daß Gott ſie an Seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten ſie ſich ſogleich bei dem Kaufmann, an welchen ſie das Empfehlungsſchreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und verſah ſie, nachdem er zu ihrer fernern Reiſe alles beſorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft ſorgen ſollte.

Zu Bracke einige Meilen unterhalb Bremen ſetzten ſie ſich zu Schiff. Von ihrem Erſtaunen über das große Waſſer, von ihrer Verwunderung über das Schiff und ſeine Einrichtung ſage ich nichts, genug, aller Seekrankheit ungeachtet, langten ſie nach neun Wochen glücklich in Baltimore an, wo ſie von dem Bremer

Schiffer an ein Haus angewieſen wurden, in dem ſie ſich aufhalten könnten, bis ſie von dem Kaufmann, an den ſie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für ſie zu thun ſey; dann nahm der Schiffer Abſchied von den guten Leuten, und ging ſeinen Geſchäften weiter nach. Tillmann hatte nun nichts nöthigers zu thun, als ſich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch ſeinen Brief angewieſen war. Unter der Menge Menſchen, welche ſich bei der Ankunft eines Schiffs am Ufer verſammelte, befand ſich diesmal ein Menſchenhändler; er ſahe Tillmann, ſeine Frau und vier Kinder ausſteigen, dieſe ſchöne ſtarke Menſchen ſtachen ihm in die Augen, und er freute ſich ſchon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte. Dieſer Gaudieb hörte nun, daß Tillmann ſo wie er ſelbſt, ein Teutſcher war, und nach dem Kaufmann fragte an den er den Brief hatte; er kam alſo gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann, und ſagte: ich diene auf dem Comtoir des Herrn Wilſons, kommt ihr alle mit mir, ich führe euch hin, man wird für euer Glück ſorgen. Wer war froher als Tillmann und die Seinigen? ſie dankten Gott von Herzen. Bald brachte ſie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies, und dann hinging, um den Herrn des Hauſes zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald darauf kam dieſer, empfing die Familie freundlich, und gab ſich für Herrn Wilſon aus; er verſicherte, er konne ſie auf der Stelle in Jamaika verſorgen, ſie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden ſie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen. Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshauſe abgeholt, und dann alle zuſammen in ein Zimmer hinten im Hauſe eingeſperrt und ſtreng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war, und wohl wußte, wie väterlich ihn die Vorſehung bisher geleitet hatte, ſo bemeiſterte ſich doch die Angſt ſeines Herzens; er äußerte auch den Seinen ſeine Furcht und ermunterte ſie zum unabläßigen Gebet. Was ſie zu befürchten hatten, davon ahndeten ſie nichts, denn ſie wußten nicht, was Sklaven ſind, und wozu man ſie braucht.

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die ſcharf bewaffnet waren; dieſe befahlen ihnen mit rauher Stimme augenblicklich zu folgen, und bei Todesſtrafe keinen Laut von ſich zu geben; ihr Geräthe, ſagte man, würde man ihnen nachſchicken. Jetzt fing man an zu flehen, zu weinen und zu jammern, allein die gezogenen Schwerdter befahlen Stillſchweigen; ſo wurden alle ſechſe einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als ſie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Chaluppe, die ſie hinter dem Geſträuche fanden, nach dem Schiff gefuhrt, das ſich hinter einem Felſen verſteckt hielt. Der Hauptmann deſſelben empfing ſie mit Freuden, und belohnte ihre

Führer reichlich; als er ſie aber genau ins Auge gefaßt hatte, fragte er ſie auf teutſch: wo ſie her wären? Tillmann ſagte es ihm, und bat auf den Knieen um Erbarmen; allein das war tauben Ohren gepredigt: der Wüthrich lachte, und befahl, ſie in den untern Schiffsraum zu bringen und ihnen Feſſeln anzulegen. Nun wurde der Jammer der armen Familie unausſprechlich, aber derbe Peitſchenhiebe nöthigten ſie bald zum Schweigen. Da lagen ſie nun ohne Licht und auch beinahe ohne Luft; ſie rangen im Gebet zu Gott, und flehten nun zu dem um Erbarmung, der ſie allein befreien konnte. Auf einmal fing Cleophä, die jüngſte der Töchter an: da iſt eben ein Engel bei mir geweſen, habt ihr ihn denn nicht geſehn? — Er glänzte wie die Sonne und ſagte: Seyd getroſt ihr Lieben! dieſer Weg führt euch zu euerm Glück und Frieden. Dieſe Worte waren allen ein Labetrunk in dem brennendſten Durſt, ſie fingen an leiſe zu ſingen, nun danket alle Gott! und dann das ſchöne Lied, befiehl du deine Wege, und es ward ihnen ruhig dabei ums Herz, als auf einmal oben vom Schiff herab die Donnerworte erſchollen: man würde ihnen das Singen bald vertreiben. Sie ſchwiegen alſo, aber ſie fühlten ſich wunderbar geſtärkt, und die große Erfahrungswahrheit, daß keine Beförderung auf dem Wege zum Himmel, und auch kein wahres Glück auf Erden, ohne Geburtsſchmerzen gebohren werden könne.

Herr Wilſon in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reiſende Familie empfohlen wurde, wunderte ſich, daß ſie ſich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit, denn es ſchwärmte ſeit einiger Zeit ein Seeräuber auf daſigem Gewäſſer, dem auch einige amerikaniſche Schiffer aufpaßten: dieſer hatte ſeit kurzem mehrere Neger und weiſſe Leute auf eine ſolche Art weggekapert. Wilſon ging deswegen zum Commandanten und zeigte ihm ſeine Vermuthung an: der Commandant beorderte augenblicklich den Capitän einer Fregatte, auszulaufen, und nicht zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indeſſen hatte noch ein anderer Schiffscapitän den Räuber bemerkt, und ihn verfolgt, ſo daß er nun von zwei Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er ſegelte alſo unbeſorgt nach einer kleinen unbewohnten Inſel, wo von Zeit zu Zeit Spanier und Franzoſen hinkamen, mit denen er im Verſtändniß war, und die ihm ſeinen Raub abkauften. Dieſer verbotene Handel wurde ſehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Beſitzungen haben. Beide Schiffscapitäne ereilten den Räuber noch ehe er auf der Inſel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubſchiff wurde geentert, und der Räuber mit ſeinem Volk, etwa dreißig Mann, gefangen genommen, und auf eins der Baltimoriſchen Fahrzeuge gebracht. Bei der Durchſuchung des Schiffs fand man nun auch unſern Tillmann und ſeine Familie; man befreite ſie von ihren Banden, und ſie dankten Gott und ihren Rettern auf ihren Knieen mit tauſend Thränen; dann legten ſich die Schiffe an der Inſel vor Anker, und ſchickten ſich zu der Heimfahrt an. Während dieſer Beſchäftigung nahte ſich auch ein Jamaika'ſches Kauffartheiſchiff der Inſel, es ankerte neben den Andern und ſeine Mannſchaft ſtieg aus; ein vornehmer anſehnlicher Mann grüßte die Capitäns und indem er ſich auch nach den andern Leuten umſahe, ſo entdeckte er Tillmann, ſeine Frau und Töchter; er ſtaunte, trat ihnen näher, und nun entſtand ein Auftritt der ſich nicht beſchreiben läßt; kennt ihr euren Bernhard nicht mehr? rief der entzückte Sohn, und flog ſeinen Eltern und Geſchwiſtern in die Arme; jedes Bild iſt zu ſchwach den Jubel der lang geprüften und getrennten Familie zu ſchildern; ſie konnten nicht fertig werden zu ſtaunen, zu fragen und zu preiſen. Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen ſehn, die ſeine Familie ſo gepeinigt hatten; man führte ihn in das Schiff wo ſie gefeſſelt lagen. Hier gab es aber einen Auftritt von ganz andrer Art: denn als Bernhard den Seeräuber ſahe, ſo entſetzte er ſich, ſchwieg eine Weile, dann ſprach er zu ihm: Armer armer Schweinfurth! wie früh und wie ſchrecklich endigſt du deine fürchterliche Laufbahn? —

Du ließeſt dich zum Werkzeug des Satans brauchen, Menſchen zu verderben, und nun ſiehſt du vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöſer mich und die Meinen aus deinen Händen errettet hat; denn du mußt wiſſen, daß die brave fromme Familie, die du raubteſt, meine Eltern und Geſchwiſter ſind. Du ſuchteſt dein Glück im Unglück deiner Mitmenſchen, und machteſt ſie gegen deinen Willen glücklich, und dich in Zeit und Ewigkeit höchſt unglücklich, denn jetzt iſt dein trauriges Schickſal entſchieden.

Schweinfurth ſah ihn ſtarr an, ſank dann in ein taubes Hinbrüten und ſchwieg ſtill. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Proceß machte, und hinrichtete. Seine Geſchichte beſteht kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländiſchen Kapers Dienſte nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen ſammelte, und nun ſelbſt ein Schiff bemannte, und ausrüſtete und damit auf den Raub ausging; allein dazu war er doch nicht gewandt genug, denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er ſchon gefangen wurde, und ſeinen verdienten Lohn empfing.

Bernhard dankte den Capitains für die Rettung ſeiner Familie; er wollte ihnen anſehnliche Geſchenke machen, allein ſie ſchlugen ſie auf eine edle Art aus; er nahm alſo ſeine Eltern und Geſchwiſter zu ſich in ſein Schiff, und fuhr nach Jamaika ab. Es iſt leicht zu denken, daß er nun zuerſt ihre

Neugier befriedigte und ſeine bisherigen Schickſale erzählte. Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amſterdam gebracht und auf ein oſtindiſches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matroſen aufgenommen, und auch eben ſo wie ſie, behandelt und mishandelt wurde. Nun befand ſich aber ein anſehnlicher Reiſender auf dem Schiff; ob er ein Kaufmann oder Gelehrter, oder beides zugleich war, das wußte niemand. Dieſer Mann beobachtete Bernhard, ſprach oft mit ihm, erfuhr ſein Unglück, aber auch die Güte ſeines Herzens, ſeinen religiöſen Sinn, ſeinen Verſtand, und ſeinen vortreflichen Charakter. Dieſer Herr nannte ſich Klarenſtern, ob das aber ſein wahrer Name, und wo er her war, das wußte niemand; mit dem Commandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundſchaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhards Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebirge der guten Hoffnung blieb Klarenſtern zurück, beſorgte für Bernhard einen andern tüchtigen Matroſen, und behielt ihn dann bei ſich. Hier hielt er ſich ein halbes Jahr auf, beſorgte allerhand Geſchäfte, und reiſte dann mit ſeinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; dieſen behandelte er als ſeinen Freund, und gewann ihn endlich ſo lieb als ſeinen eigenen Sohn.

Herr Klarenſtern kaufte hier ein ſehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an, und ließ ſich aus der nahgelegenen Wohnung eines

Pflanzers ſpeiſen. Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung, in einer der angenehmſten, ruhigſten und fruchtbarſten Gegenden der Inſel, baute ein großes und ſchönes Haus nebſt den dazu gehörigen Gebäuden, und fing eine große Wirthſchaft an; nun erklärte er Bernhard für ſeinen adoptirten Sohn, der bald darauf die fromme Tochter eines benachbarten Pflanzers heirathete, und in ihr eine tüchtige Hausfrau und treue Gattin fand. Nach einigen Jahren ſtarb Herr Klarenſtern als ein Heiliger, und man erfuhr nie wer er war, eben ſo wenig ſein wahres Vaterland. Bernhard nahm ſeinen Namen an, und wurde ſein einziger Erbe.

Die ehmalige Nachricht von Bernhards Tod hatte Schweinfurth geſchmiedet, weil er fürchtete, Tillmann möchte ſeinen Landesfürſten um Rettung ſeines Sohnes anſprechen, und dieſer dann denſelben bei den Generalſtaaten zurückfordern.

Bernhard und ſeine Familie kamen glücklich in Jamaika und auf ſeinem ſchönen Gut an, dem er den Namen Klarenſtern gegeben hatte; ſeine Gattin empfing die Ankommenden mit herzlicher Freude und Liebe. Tillmann übernahm die Aufſicht über die Neger und die männlichen Bedienten, und die Töchter unterſtützten die Hausfrau. Reinhard heirathete die einzige Tochter eines Pflanzers, und ſeine drei Schweſtern wurden auch nach und nach wohl verſorgt; eine Reihe von Jahren lebten die Alten noch ruhig und höchſt zufrieden, und ſtarben dann ſelig in den Armen ihrer Kinder.

So gehen die Wege der Vorſehung durch ſchwere Prüfungen; nicht immer führen ſie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn ſie gehörig benutzt werden.

Elauban.

Eine arabiſche Erzählung.

Unter den Imams von Yemen war ehemals Elauban bei weitem der glänzendſte; ſein Vater war ein ſtreitbarer Fürſt geweſen, und er hatte das Reich ſeinem Sohn in Ruhe und Wohlſtand hinterlaſſen. Elauban beſtieg den Thron ohne Hinderniß; alle Emirs umher brachten ihm Geſchenke, und leiſteten ihm den Eid der Treue; ſeine Schatzkammern waren angefüllt und allenthalben herrſchte Friede und Emſigkeit. Nun fand der junge König nichts mehr zu thun: denn man hatte ihn blos zu den Waffen erzogen; von der großen Regentenpflicht, ſein Volk zu beglücken, wußte er wenig; alle Fürſten und Räthe ſeines Vaters waren Krieger, er konnte ſie nicht mehr brauchen; eine Zeitlang ſpielte er noch mit ſeinen Truppen, indem er ſie muſterte, und bald hie bald da Luſtlager aufſchlagen ließ, allein er ward dieſes Spiels bald müde, und der böſe Geiſt, der ſo viel Undels an den Höfen anrichtet, die Langeweile, fing an ihn zu plagen.

Jetzt merkten die alten Diener, daß ſie bei dem neuen Könige überflüſſig waren; ſie zogen ſich alſo allmählig zurück, und an ihre Stellen kamen junge Leute von allem Schlage: der eine hatte hohe Ehrenſtellen, der andre Reichthümer, und der dritte Wolluſt zum geheimen Zweck; alle aber heuchelten treue Anhänglichkeit an den König, und Vaterlandsliebe, und jeder gab ſich alle erſinnliche Mühe, die Neigungen ſeines Herrn auszuſpähen, und dann alles aufzubieten, ſie zu befriedigen.

Bei dieſen Umſtänden wurde der Hof Claubans bald der Sammelplatz aller Wollüſtlinge, aller Witzlinge, und emporſtrebenden Geiſter; die Furie Cabale ſtieg aus der Hölle herauf, und ſchwebte unſichtbar um den Thron her, wo ſie alles mit verzehrendem Neid, Mißtrauen, Rache und Verzweiflung anfüllte. Der Harem wurde von Tag zu Tage zahlreicher, aber auch die Caſſen immer leerer, jeder ſuchte zu genießen, folglich auch ſich zu bereichern; Arabien und Oſtindien mußten das ſeltenſte und koſtbarſte aus allen dreien Naturreichen hergeben, um Claubans Schlöſſer und Luſthäuſer zu zieren, die Weiber ſeines Harems zu ſchmücken, und ſeine Tafel für ihn und ſeine Günſtlinge genießbar zu machen.

Endlich waren alle Schätze erſchöpft, aber nicht der Trieb zu genießen, folglich mußten nun die Unterthanen unter allerhand ſcheinbaren Vorwänden geplündert werden; der Hof wurde alſo immer glänzender, aber das Volk auch immer ärmer; die Freude floh aus jeder Hütte an den Hof, aber auch hier fand ſie keine bleibende Stätte, weil ſie ſich mit der dort herrſchenden **Cabale**, ihrer Erbfeindin, durchaus nicht vertragen konnte. **Claubans** Hof war ein Drache, der die ganze Gegend umher verwüſtete, und deſſen Hauch weit und breit die Luft verpeſtete: denn der Luxus verbreitete ſich durch alle Stände, und dies glänzende Elend zehrte an den Eingeweiden der bürgerlichen Verfaſſung.

Unter den vielen Söhnen und Töchtern, die **Clauban** mit ſeinen Weibern zeugte, war **Ibrahim** der ältеſte, und alſo auch der künftige Thronerbe; nun lebte aber ein weiſer Mann nicht weit von der Reſidenz des Königs, auf ſeinem Landgut, er hieß **Sophar**, und hatte dem vorigen König gegen das Ende ſeiner Regierung als Geheimſchreiber gedient; dieſer **Sophar** hatte ſich von allen Geſchäften entfernt, weil er überzeugt war, daß er ſich ſelbſt unglücklich machen aber niemand nützen würde; jetzt aber, als Prinz **Ibrahim** aus dem Harem kam, und nun eine männliche Erziehung erhalten mußte, jetzt trieb ihn die Vaterlandsliebe an, alles zu verſuchen um den künftigen Regenten aus dem Verderben des Hofs zu erretten.

Ich übergehe alle die Mittel und Kunſtgriffe, die er anwenden mußte, um zum Zweck zu gelangen, genug es glückte ihm: Prinz Ibrahim ward ihm übergeben, und man ſetzte ihm und ſeinem Eleven ein ſehr mäßiges Gehalt aus, weil der neue Schatzmeiſter den unnöthigſten Aufwand einſchränkte, und daher dieſer natürlicher Weiſe bei der Erziehung des Kronprinzen den Anfang machte.

Indeſſen bedient ſich die Vorſehung gar oft ſolcher Mittel zu ihren heiligen Abſichten: das was man am mehreſten vernachläſſigte, und auch vielleicht vernachläſſigen wollte, das gerieth am beſten; Ibrahim wurde vom Hof entfernt, und doch demſelben ſo nahe erzogen, daß er alle ſeine Gräuel kennen lernen konnte, ohne von ihm angeſteckt zu werden. Sophar lehrte ihn die Gewerbe der Unterthanen, als die einzigen Quellen alles Wohlſtandes eines Staats kennen: er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler, und wie ſie verbeſſert werden können, er machte ihn empfindſam gegen das Unglück ſeines Mitmenſchen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er ſich dereinſt durch die Beglückung ſeiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabenſten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indeſſen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügelloſeſten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgeſogen, und niemand zufrieden und glücklich; ſelbſt Imam Ciaudan unter allen am wenigſten: er hatte ſein Lebenlang das Glück geſucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauſchenden Luſtbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber: Elauban ſtarb plötzlich, und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Beſtürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerad zwanzig Jahre alt; ſein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit ſeinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Cabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim ſetzte ſich alſo auf den Thron ſeiner Väter, und Sophar war ſein erſter Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt irgend jemand unglücklich machen, er entfernte alſo allmählig alles Ungeziefer von ſeinem Hof; und ſammelte weiſe und treue Männer um ſich her, wodurch dann nach und nach jeder von ſelbſt weg ging, der es im Zirkel der Rechtſchaffnen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparſamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtſchaffne erhielten nach dem Verhältniß der Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert, und ihre Gewerbe verbeſſert, ſo daß alſo das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlſtand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geſchichte noch kein Beiſpiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und im Segen regiert, und lange war ſchon ſein treuer Sophat zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einſamen Luſtſchloß, wo er zu Zeiten einige Tage, in Geſellſchaft etlicher ſeiner Getreuſten, von den ſchweren Regierungsgeſchäften ausruhte, von einem geheimen Kummer, und von einer ihm ſelbſt unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnſucht, das Schickſal ſeines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unſchickliche ſeiner Forderung; er kämpfte alſo mit ſich ſelbſt, konnte aber ſeinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greiß, den er wegen ſeiner Weisheit und Redlichkeit immer bei ſich hatte, ſeinen Wunſch und bat ihn, ihm mit ſeinem frommen und vernünftigen Rath beizuſtehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen iſt, und du ihm männlich widerſtanden haſt, ohne ihn überwältigen zu können, ſo muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So ſcheint es mir, mein guter Abarim! verſetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich ſeit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Beſtürzung erwiederte Abarim: eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große Gott! Ja wohl! verſetzte Ibrahim: mich wandelt ſeit geraumer Zeit ein Eckel an Regietungsgeſchäften an, und ich fühle eine ſtarke Neigung zur Befriedigung meiner ſinnlichen Lüſte.

Abarim lächelte und ſagte: Ja ſo! — das iſt aber eine ſchlimme und noch dazu eine anſteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich, und uns. Wenn du alſo deinen jetzigen Trieb befriedigen willſt, ſo entferne dich an einen einſamen Ort; dort faſte drei Tage bei Waſſer und Brod, und bleibe beſtändig im Gebet, ſo wird dir Gott ferner zeigen was du thun ſollſt.

Der Imam gehorchte dieſem Rath, er ließ ſich Waſſer und Brod für drei Tage in eine einſame Felſenhöhle tragen, die ſich hinter dem Garten des Schloſſes im Walde an einem wilden Abhang befand, begab ſich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen niemand folgen ſollte, die Seinigen aber mußten ihn dieſe Zeit über im Schloſſe erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas ſahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entſtellt und voller Schrecken, wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber verſammelte er ſeine wenigen Getreuen um ſich her, und vertraute ihnen ſein ſchreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederſchreiben, verſiegeln, und im Archiv bis nach ſeinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbeſteigung ſeiner Nachfolger dem neuen Könige vorleſen ſollte; dann erzählte er was ihm wiederfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Faſten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit ſchreckenvollem Staunen blickte er um ſich her, und ſiehe! hinter ihm ein wenig zur Seiten ſtand ein himmliſcher Jüngling, ein Engel mit einer ſehr ernſten Miene. Ibrahim fiel auf ſein Angeſicht und betete zu Gott um Gnade, jetzt rührte ihn der Engel an und ſprach: ſtehe auf Ibrahim und höre was ich dir im Namen Gottes verkündigen ſoll. Ehrfurchtsvoll ſtand der Imam auf und war aufmerkſam; nun fuhr der Himmliſche fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angeſehn; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelſt, überdrüßig zu werden, ſo ſoll ich dir das Schickſal deines Vaters zeigen, komm alſo und folge mir!

Ibrahim bebte für Entſetzen, doch ſtärkte ihn der Engel, indem er ihn verſicherte, daß ihm nichts Uebels wiederfahren ſollte; der Imam gehorchte alſo der Stimme des Engels und folgte ihm. Vor der Hohle umgab ſie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher ſie ſich wie auf einem Donnerwagen Gottes emporſchwangen; um ſie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen ſchoſſen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber ſtand ihm der Engel zur Seiten, der ihm freundlich zuredete und ſprach:

Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir ſoll kein Leid wiederfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, ſo lang kam dem Imam ungefähr die Zeit ſeiner ſchauervollen Reiſe vor, zertheilte ſich die Wolke um ihn her, und er befand ſich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felſengebirge; der ganze Himmel war roth wie von einer ſchrecklichen Feuersbrunſt in der Nacht, und eben daher durchdämmerte auch ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend, ſo viel, daß man alle Gegenſtände hinlänglich erkennen konnte; vor ſich hin in der Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felſen auf Felſen gethürmt waren, deren ungeheuere Maſſen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu ſtürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu ſteigen ſchien; ein immerwährender ſiebenfacher Donner grollte von dort her ins Unendliche herüber, und hin und wieder ſtürzten Berge über einander her, daß von ihrem Gepraſſel die Grundveſte erbebte.

Vor ſich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabſehbare Weite, überſchaute er ein weites Thal, voller ungeheurer Felſentrummer, zwiſchen welchen ſich enge und tiefe finſtere Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen iſt.

Hier in dieſem Thal, (ſprach nun der Engel zum Imam), hier iſt die Wohnung deines Vaters, und ſeiner ehemaligen Höflinge — komm und ſteig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schickſal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit ſtarkem Arm um den Leib, und ſchwang ſich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden ſie ſich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten ſteile und überhangende Felſen in die Höhe ſtiegen; ſie wandelten auf einem Aſchenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine große Menge mißgeſtalter menſchlicher Weſen, deren abſcheuliche Formen Grauſen und Abſcheu erregten; kein Theil der menſchlichen Figur war mehr regelmäßig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerſchaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte ſich je nach ſeinen herrſchenden Leidenſchaften der Geſtalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichſten geweſen war.

Alle dieſe Unſeligen haußten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebſamkeit, ihre Unruhe und ihr Getöſe war entſetzlich, und doch ſchienen ſie für Ermüdung zu Boden ſinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl miteinander zu genießen ſchien, auf einmal aber und ehe man ſichs verſahe, fielen ſie wie grimmige Thiere übereinander her, und ſuchten ſich zu zerfleiſchen, bis der eine hierhin der andre dorthin, in die wilde wüſte Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel buhlten ein männliches und weibliches Weſen miteinander, er ſchien ihr ſeine Liebe zu klagen, und ſie ſchien ihn endlich zu erhören; mit der raſendſten Wuth der Leidenſchaft umarmte er ſie, und ſie ihn, aber in dem Augenblick, ſahe eins im andern den ſcheußlichſten Drachenähnlichen Wurm, in deſſen Krallen jedes eingeſchloſſen war; mit Beben ſchauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen fliehen dieſe ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten ſie ſeitwärts in einer Weitung eine Anſtalt, die mit der Anlage einer Luſtgegend etwas ähnliches hatte: auf einem Felſen war etwas das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus, hatte ſich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es ſchienen auch Gewächſe daſelbſt aufzukeimen, allein wenn dieſe jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, ſo ſtürzte alles von den unaufhörlichen Erderſchütterungen dem Beſitzer über dem Haupt zuſammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Eintracht Hand an Hand ſpazieren, ſie ſchienen ſich untereinander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen; nun erſchien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegen brüllte: verflucht ſeyd ihr, daß ihr mich erzeugt, und durch eure ſchlechte Erziehung in dieſen Ort der Qual geſtürzt habt! — plötzlich fuhren ſich die Ehegatten wie raſende Furien an, der Sohn peitſchte auf ſie zu, und endlich ſtäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen ſie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks beiſammen ſtand, und ſich an einem Schauſpiel zu ergötzen ſchien. Bei einer näheren Unterſuchung fand Ibrahim, ſo wie es ihm der Engel erklärte, daß da ein ehemals Mächtiger der Erden von ſeinem Harem gezüchtiget würde: über hundert Furien flatterten wie große Fledermäuſe um ihn herum, erſt küßten und ſchmeichelten ſie ihn, dann kniffen und pfetzten ſie ihn mit ihren Krallen, ſo daß er wie im Fieberfroſt mit den Zähnen klapperte, und für ſchrecklichen Schmerzen brüllte und tobte; nach und nach entwand er ſich ihnen, und flohe mit ſeelzagendem Seufzen in die endloſe Weite.

Auch entdeckte der Imam viele Bettler, die vom Hunger ausgezehrt wie Todtengerippe umher irrten, und Speiſe heiſchten, aber keine bekamen, ſondern mit Spott und Schande abgewieſen wurden. Dieſe waren ehmals auf Erden reiche Schlemmer geweſen, die das Ihrige verpraßt, und die Armen von ihren Thüren weggejagt hatten; mit Wuth rafften ſie Aſche und Moder vom Boden auf, und verſchlangen den Wuſt gierig, aber dann ſchauderten ſie für Eckel, und gaben mit Zuckungen den Greuel wieder von ſich.

Endlich gelangten die beiden Wanderer an einen Ort, wo ſich das Thal in ein großes Becken erweiterte, und rund umher mit erſchrecklichen Felſengebirgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch erfüllte den ohnehin verpeſteten Dunſtkreis, und Ibrahim würde auf der Stelle des Todes geweſen ſeyn, wenn er nicht in der Atmoſphäre eines Engels geathmet hätte. Hier wimmelte es von menſchlichen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Unruhe durcheinander tobten, als wenn ſie ſich unter einander zerreißen wollten.

Dieſes ſind deine Landsleute! — ſagte der Engel, und Ibrahim ſeufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felſen, ſtand auf einem ſteilen Abſturz eine halb ruinirte Burg, die traurige Wohnung des Imam Elaubans; Ibrahim ſchauderte ſich ihr zu nahen, aber der Engel wollte es und er mußte. Nun ging ſein Führer voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten zurück, und wenn ſich der eine oder der andere unterſtand näher zu kommen, denn viele ſchienen Ibrahim zu kennen, ſo fuhr ein Strahl vom Engel aus, der ihn weit weg blitzte.

So kamen ſie endlich in den ſchrecklichen Behälter des ehmaligen Fürſten; er ſaß auf einem erhöhten Platz, der ſich in einem dämmernden Gewölbe befand, welches beſtändig den Einſturz drohte; das Ding, welches ſeinen Thron vorſtellen ſollte, war aus zackigten Bimsſteinen und Schlacken zuſammen geſtuckelt er ſelbſt aber ſchien wie vom Opium betaubt, einen ſchweren Schlaf zu ſchlafen. Sein Anſehen war ſcheußlich, er glich einem ungeheuer dicken Zwerg, mit einem weiten Löwenmaul, und ſeine Krotenfigur war über und über mit Eiter und Schwären bedeckt.

Da ſtand nun Ibrahim gegen ſeinem Vater

über! ſeine Seele wollte ihm für Jammer aus dem Leibe fahren, aber der Engel ſtärkte und tröſtete ihn; der Kerker war mit ſeinen ehemaligen Hofbedienten angefüllt, die nun ſeine Peiniger waren; alle hatten wenig mehr von der menſchlichen Geſtalt an ſich, ſondern ihre Leidenſchaften hatten ſie zu ſcheußlichen Ungeheuern umgebildet, die ſich auch die ausſchweifendſte Einbildungskraft, ohne ſie geſehen zu haben, nicht ſchrecklich genug vorſtellen kann. Jetzt mußten ſie von ihrem unſeligen Qualgeſchäfte ausruhen, ſo lang Ibrahim zugegen war: denn eine himmliſche Macht hatte ſie ſo lange mit unſichtbaren Banden gefeſſelt; aber ſie knirſchten und blöckten ihren ehemaligen Fürſten an, als wenn ſie, wie Tieger, nach ſeinem Blut lechzten.

Da es nun der Wille der Vorſehung war, daß Ibrahim aus ſeines Vaters Munde eine Warnung bekommen ſollte, ſo warf der Engel einen ſanften Lichtſtrahl auf ihn hin, der ihn ſtärkte, erquickte, und ermunterte.

Schwerathmend, wie ein Fieberkranker, der aus dem Delirium der Hirnwuth von ſchrecklichen Träumen erwacht, richtete ſich Elauban auf; mit einem unbeſchreiblichen Blick ſchaute er auf den Engel und ſeinen Sohn hin, den er aber nicht kannte; er ſchien etwas ſagen zu wollen, allein er ſtammelte heiſcher unverſtändliche Worte.

Sanft und Mitleidsvoll ſprach nun der Engel: Elauban! der große und gerechte Gott hat mich mit dieſem deinem Sohn, dem Imam Ibrahim zu dir geſandt um ihm zu zeigen, was für ein ſchreckliches Schickſal nach dem Tode auf einen ſchlechten Fürſten wartet; haſt du ihm nun etwas zu ſagen, und ihn zu warnen, ſo thue es; denn unſre Zeit iſt kurz.

Mit kaum verſtändlichen Worten, die ſich von der lechzenden Zunge kaum loszuwinden vermochten, antwortete Elauban: Ach wehe mir himmliſche Lüfte zu, damit ich geſtärkt werde zu reden! —

Noch einmal floß ein himmliſcher Lichtſtrahl zu ihm hinüber, er ward geſtärkt und ſprach:

Ibrahim! niemand ahnet die Zukunft, und weder das Glück noch das Unglück, das auf den Menſchen, je nachdem er in ſeinem irdiſchen Leben gehandelt hat, nach ſeinem Tode wartet, iſt je in irgend eine Seele gekommen; beſonders aber iſt das Loos der Fürſten, die ihre Unterthanen durch Beiſpiel und durch Ueppigkeit ſittenlos und arm gemacht haben, wie du an mir ſiehſt, fürchterlich. Hüte dich! damit du nicht auch an dieſen Ort der Qual kommeſt, und doch iſt mein Jammer ſchon um vieles erleichtert worden, ſeitdem du regiert, und vieles von dem was ich verdorben, wieder gut gemacht haſt; gehe hin und mache Menſchen fromm und glücklich, und hüte dich, daß du mich nie wiederſieheſt! —

Den Engel aber fragte **Elauban**: iſt denn keine Rettung für mich zu hoffen?

Ich habe keine weitern Aufträge an dich, antwortete der Engel; aber kannſt du dereinſt diejenigen lieben, die dich quälen, ſo wird ſich dein Leiden mindern, deine Geſtalt wird wieder menſchlicher werden, und ſo wie das geſchieht, wirſt du auch dem beſänftigenden Lichte immer näher kommen.

Dem Imam **Ibrahim** war die Zunge gelähmt, er konnte für unſäglichem Jammer nicht reden; ſchnell führte ihn der Engel in der Wolke wieder zurück, und ehe er vor der Höhle von ihm ſchied, ſagte er: **Ibrahim**, ich bin **Sophar** dein ehemaliger Führer und Freund, ſey fromm und weiſe! und dann verſchwand er.

Jetzt war es Morgen, **Ibrahim** hatte nun ſeinem innern Triebe der Schwermuth gefolgt, und war auf eine furchtbare Weiſe belehrt und gewarnt worden; von nun an ward er ein noch beſſerer Regent als vorher, er regierte lang und glücklich, und ſtarb endlich ruhig und im Frieden.

3.

Die Schatzgräber.

In einer der gebirgigen Gegenden Deutschlands lag ein Dörfchen, dessen Einwohner gute, aber etwas leichtgläubige, und abergläubige Menschen waren, die zuweilen erst durch Schaden klug, und durch Erfahrungen mancher Art auf den seligen Mittelweg zurückgeführt werden mußten. Einsmals im Sommer, in der schönsten Jahrszeit, kamen zwei fremde Männer nach Buchenberg, sie waren gut gekleidet, und sahen ganz ehrbar aus; sie hielten sich übrigens ganz stille, bezahlten alles ordentlich, was sie verzehrten, und führten sich so auf, daß man glauben mußte, sie wären vortreffliche, und sogar vornehme Leute. Die Buchenberger Männer und Frauen verwunderten sich sehr, und fragten untereinander, was das doch wohl für Herrn seyn möchten? sie fragten auch wohl den Wirth; er wußte aber eben so wenig wie sie: nur das erfuhren sie bald, daß die beiden Fremden des Abends spät in den Wald gingen, und daß ſie allerhand ſonderbare künſtliche Sachen bei ſich hätten, die wunderbar ausſähen: dann ſagte auch der Wirth, die Leute ſeyen gar fromm, denn er hörte ſie zuweilen ſehr andächtig beten; nun verwunderten ſich die Buchenberger noch mehr, und bekamen Reſpect für dieſe Männer, doch getraute ſich niemand recht zu fragen, wo ſie her wären, und was ſie da machten? Der Schulze Jacob war am allerneugierigſten; er wagte es alſo auch am erſten, ſie durch den Wirth fragen zu laſſen, ob ſie ihm nicht erlauben wollten, ein Wort mit ihnen zu reden? O ja, antworteten die Unbekannten, der Schulz ſoll nur herauf kommen. Nehmt mir nicht übel, ihr Herrn, fing Jacob, der eilig herein getreten war, an, daß ich Euch beſuche; ich höre, daß Ihr ſo fromme brave Herrn ſeyd, und da möcht' ich gerne ein Wort mit Euch ſprechen.

Die Männer. Das ſoll uns lieb ſeyn; was wollt Ihr denn von uns?

Der Schulz. Ha! ich will eben nichts, es wundert uns ſo, daß Ihr Euch hier im Dorfe ſo lange aufhaltet; wir haben nun eben keinen Verdacht auf Euch, bewahre Gott! aber wir ſind unverſtändige Bauersleute, und ihr ſeyd geſcheute Männer, da möchten wir doch gerne etwas von Euch lernen.

Die Männer. Hört Freund! wir ſehen, daß Ihr ein verſtandiger Mann ſeyd, wenn Ihr nun ſchweigen könnt, ſo wollen wir Euch ein großes Geheimniß entdecken.

Dem guten Schulzen lief ein Schauder über die Haut, als er von dem großen Geheimniß hörte, mit wichtiger Miene verſetzte er: O ja ich muß ja ſchweigen können!

Nun, fuhren die Männer mit leiſer Stimme fort, Freund! hier in der Gegend gehen große Dinge vor; wir ſind Geiſterſeher! Jacob erſchrack daß er zitterte und bebte. Ach Gott! rief er, — was ſind denn das für große Dinge?

Die Männer. Eine halbe Stunde von da, hinter dem Wald, iſt ein altes verfallenes Schloß; ihr werdet doch die Bocksburg wiſſen? O ja! ſtammelte Jacob voller Angſt, die weiß ich ſehr wohl!

Nun fuhren die Männer fort: Auf dieſem Schloß wohnte vor alter Zeit ein Ritter, Heinze von Bocksburg war ſein Name, er war ein gar böſer Mann, raubte und plünderte wo er konnte, dann brachte er die Leute um. Lange trieb er es ſo, bis endlich unſer Herr Gott müde wurde, dem Unfug länger zuzuſehen, denn der Graf von Topshauſen kam, und belagerte die Bocksburg; als nun Ritter Heinze ſahe, daß er ſich nicht mehr helfen konnte, und der Graf das Schloß erobern würde, ſo ermordete er ſeine Frau und Tochter, vergrub all ſein Geld, und ging oben auf einen Saal, und erhenkte ſich.

Des andern Tages zog der Graf in das Schloß ein, und fand die Familie des Ritters in ihrem Blute liegen, und ihn ſelbſt an einem Strick hängen; er ließ alle drei begraben, dann zerſtörte er die Burg und zog wieder fort.

Nun kommen die drei Geiſter, alle hundert Jahr einmal, und ſpucken, ein Vierteljahr lang, auf der ruinirten Burg und im Wald umher. Die Geiſter der Frau und Tochter jagen den Geiſt des Ritters; letzterer ſieht ſchrecklich feurig aus; die beiden andern aber ſind nur wie ein Nebel; geſtern Abend haben wir ſie noch geſehen, und ſie angeredet; auch ſahen wir einen Bären mit glühenden Augen und Flammen im Rachen, der den großen Schatz des Ritters noch immer bewacht.

Jacob. Ach Gott! das iſt ſchrecklich, da wird einem ja angſt und bange!

Die Männer zuckten die Achſeln und ſchwiegen eine Weile, endlich fing der Eine an: Freund könnt Ihr auch gewiß ſchweigen?

Jacob. Ich will Euch einen Eid darauf ſchwören, daß ich ſchweigen kann.

Nun gut, fuhren die Männer fort, ſo wiſſet denn: wir haben mit den Geiſtern geſprochen, und vernommen, daß ſie nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis der Schatz wieder unter Menſchen kommt, und Nutzen ſtiftet; er muß alſo durch gute brave Leute aus der Erde gebracht werden.

Lieber Gott! ſagte der Schulz, das iſt ja eine große Pflicht, daß man den armen Geiſtern hilft, und das Geld könnte auch noch manchem gut thun; aber wißt Ihr Herrn denn nicht, wie viel es iſt?

Die Männer. O ja! das wiſſen wir ſehr wohl; es liegen da in dem Gewölbe der alten Burg, das zum Theil noch unverſehrt iſt, acht Schuh tief in der Erde, zwanzigtauſend Ducaten in Gold, und ſonſt noch viel koſtbares Geräthe, Edelgeſteine u. dergl.

Jacob ſtaunte gewaltig; endlich fing er an: es wundert mich doch Ihr Männer! daß Ihr das Geld nicht da wegnehmet, ihr könntet es ja ſelbſt brauchen, und viel Gutes damit ſtiften.

Die Männer. Behüte Gott! guter Freund! die Geiſterſeher dürfen das Geld ſelbſt nicht behalten, da würden ihnen die Geiſter die Hälſe brechen.

Jacob legte den Finger an die Naſe, dachte nach, und ſagte: Ja ſo, das iſt etwas anders; das Geiſterſehen iſt alſo wohl eine gefährliche Sache? — es ward dem guten Manne wunderlich zu Muthe: Gott! dachte er, wenn ich das Geld alles bekommen könnte; — aber wenn es dann die Obrigkeit erführe, ſo dürfte ich es doch nicht behalten und würde wohl noch gar obendrein geſtraft. —

Da die Fremden ſein Nachdenken bemerkten, fingen ſie an: Guter Freund! wir müſſen vermuthlich hier wieder weg, denn wir fürchten, es gebe nicht ſo viel fromme Männer hier im Dorfe, als zur Hebung des Schatzes nöthig ſind.

Jacob erſchrak und fragte haſtig: wie viel fromme Männer ſind denn nothwendig!

Antw. Die heilige Zahl ſieben.

Nun die wollte ich wohl noch zuſammen bringen; freilich wäre unſer Pfarrer wohl fromm genug, aber der glaubt an ſo etwas nicht. Behüte der Himmel! riefen die Männer, kein Geiſtlicher darf es wiſſen, ſonſt iſt alles verlohren, denn die Geiſter können ſie durchaus nicht leiden; wenn Ihr aber hier im Dorfe ſieben fromme Männer habt, ſo wollen wir ſehen, was wir thun können. Jacob bedachte ſich ein wenig, dann nannte er ſich, und noch ſechs Nachbarn, die er für rechtſchaffen hielt. Kurz, die fremden Männer verſtanden ſich endlich dazu, daß ſie den Buchenbergern ſieben braven Männern den Schatz heben wollten, und es wurde verabredet, daß der Schulze ſie alle zuſammen an einen beſtimmten Ort im Wald bringen ſollte, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken; er ſchlich alſo in die beſtimmten ſechs Häuſer, beſtellte die Hausväter auf morgen Abend in der Dämmerung in den Wald, und verſicherte ſie, daß ſie da Dinge erfahren würden, wodurch ſie auf Lebenslang die glücklichſten Menſchen werden könnten: aber ſie müßten verſchwiegen ſeyn, und auf verſchiedenen

Wegen hingehn, damit niemand etwas merkte, und es im Dorfe kein Aufſehn gebe.

So verwundert die guten Leute über das alles waren, ſo trauten ſie doch ihrem Schulzen und verſprachen zu kommen.

Kaum konnte Jacob den nächſten Abend erwarten, und er rechnete ſchon nach, was er mit ſeinem Theil von dem Gelde machen wolle: bald dachte er, er wolle ſich ein neues Haus bauen, mehrere Güter kaufen, und den Armen viel Gutes erzeigen; bald dachte er wieder an die Obrigkeit, wenn es auskommen könnte, und dann nahm er ſich vor, in ein fremdes Land zu ziehen, und da wie ein großer Herr zu leben.

Unter dergleichen Vorſtellungen rückte endlich der erſehnte Abend heran, es wurde dämmernd, und die ſieben Männer ſchlichen auf verſchiedenen Wegen dem beſtimmten Orte zu; es war ein Platz im Walde, der rund um mit dichten Gebüſchen umgeben, und ganz düſter und unheimlich war; hier fanden ſie einen der Geiſterſeher in langem ſchwarzem Gewand ſtehend, mit einer weißen Ruthe in der Hand, auch hatte er ein breites weißes Band über die Schulter hängen, das mit rothen Zeichen aller Art bemalt war. Als ſie nun alle da verſammelt waren, ſo befahl ihnen der Fremde ſehr ernſtlich, ſtille zu ſeyn, und nicht nahe zu treten, er machte dann mit der Ruthe einen Kreis um ſich her, und wiederholte nun alles, was Jacob ſchon gehört hatte. Die Bauern ſahen ſich an, die Haare ſtanden ihnen zu Berge, indeſſen wünſchte doch jeder die zwanzigtauſend Ducaten zu haben, ſie fragten nur, ob ſie denn nichts zu fürchten hätten, und wurden verſichert, daß, wenn ſie nicht vorwitzig wären, ihnen kein Haar gekrümmt werden ſollte; nun waren alle zufrieden, obgleich ihnen bange genug war, ſie rückten ganz dicht zuſammen, und der Geiſterſeher begann: Jetzt will ich den Geiſt des Ritters beſchwören, er muß erſcheinen und uns ſagen, was bei dem Schatzheben zu thun ſey; dann reckte er die Ruthe gegen den Wald aus, und rief mit ſtarker Stimme: **Azazel lama parakatſchi!** auf einmal erſchien eine glühende Geſtalt im Hintergrund, die Bauern riefen mit Schrecken: Gott bewahre uns doch vor der Hölle! und der Geiſterſeher fuhr fort: Biſt du der Geiſt des Ritters Heinze? eine hohle Stimme rief aus dem Walde: Ja!

Der Geiſterſeher. Was müſſen wir denn thun, daß du zur Ruhe kommſt?

Der Geiſt. Du und die ſieben Männer dort, ihr müßt morgen Abend gegen Mitternacht auf meiner alten Burg erſcheinen: die Männer müſſen ſtill an der Wand ſtehn, damit ihnen kein Unglück wiederfahre, dann müſſen ſie zweihundert Thaler geben, dieſe mußt du mir zeigen: dann trägſt du den feuerſpeienden Bären von meinem Schatze weg, und wenn du wieder kommſt, ſo wird der Schaz wie feurige Kohlen in die Höhe ſteinen, die mußt du ſammeln, und wenn es Tag geworden iſt, werden es lauter Ducaten ſeyn. Die zweihundert Thaler trägſt du aber nach Inſpruck in Tyrol ins Kloſter, ſo werde ich von meiner Qual erlößt werden. Der Geiſterſeher ſchien ſehr erſchrocken über die Rede, er reckte die Ruthe gegen den Geiſt aus und ſagte: Azazel, die Männer haben kein Geld, das mußt du nicht von ihnen fordern. Aber auf einmal wurde der Geiſt noch glühender, es flammte und knallte, und er rief mit ſchrecklicher Stimme: Warum haſt du mich dann gerufen! Die Bauern fielen auf ihre Kniee, und beteten, daß ſie doch der liebe Gott bewahren wolle. Jacob erhob zuerſt ſeine Stimme: Herr Geiſterſeher! darf ich reden! O ja! antwortete dieſer. Die Männer riefen alle zugleich: die zweihundert Thaler wollen wir ja gerne mitbringen. Jetzt wurde der Geiſt wieder heller und ruhiger und verſchwand endlich.

Der Geiſterſeher empfahl nun noch den ſieben erwählten Männern Verſchwiegenheit, und verſicherte ſie, daß wenn ſie binnen ſieben Tagen ein Wort von dem was ſie geſehn und gehört hätten, ausplauderten, ſie gewiß des Todes ſterben müßten; dann entließ er ſie, und jeder kehrte voll Erwartung der Dinge die da kommen ſollten zitternd nach Hauſe.

Die Bauern hielten Wort: keiner ſagte ein Wörtchen von der Sache, und am folgenden

Abend ſchlichen ſie wieder ganz ſtille nach dem Wald, und dem bewußten Schloſſe zu; die zweihundert Thaler hatten ſie mitgebracht, und im Innern der Burg trafen alle ihrem Befehl gemäß wieder zuſammen. Der Geiſterſeher erwartete ſie hier, und Jacob wagte es, zu fragen, wo denn der andere Herr ſey! Der iſt verreiſt, um an einem andern Ort eine arme Seele wegzubannen, welche die Einwohner des Hauſes ſehr beunruhigt, antwortete der Geiſterſeher, erzählte ihnen dann allerhand wunderbare Geſchichten von Geiſtern, und was er alles erfahren hatte, und ſo kam endlich die ſtille gefürchtete Mitternachtſtunde heran; den guten Bauern war es eiskalt in den Gliedern, als der Geiſterſeher nun mit ihnen in das ſchreckliche Gewölbe eintrat. Ein gräulicher Bär lag dort in der Ecke; ſeine Augen leuchteten wie Lichter, und in ſeinem offenen Rachen brannten blaue Schwefelflammen. Baratara Buhl! Vogel rühr dich nicht! rief ihm der Geiſterſeher beim Eintritt zu, ſtellte dann die ſieben Männer an die Mauer, und befahl ihnen, nicht von ihrem Platz zu gehen, auch kein Wort miteinander zu ſprechen; dann machte er allerlei Ceremonien, und endlich erſchien der glühende Geiſt wieder mitten in den Mauern des Schloſſes; der Geiſterſeher ſprach noch erſtaunliche Worte mit ihm, dann packte er den Bären auf den Rücken und trug ihn zum Gewölbe hinaus zu dem Geiſt; kehrte dann zurück, forderte die zweihundert Thaler von den Bauern, die ſie ihm auch gerne gaben, und ſagte ihnen: jetzt will ich gehen, dem Geiſt das Geld zeigen, und ihn ſodann weit wegbannen: in einer Stunde komme ich wieder, dann will ich den Schatz beſchwören, ſo wird er wie feurige Kohlen aus der Erde ſteigen, und ihr ſollt ihn hernach heben.

Die Bauern ſtanden voll Angſt an der Mauer; es dauerte eine Stunde, zwei Stunden, es wurde Morgendämmerung, und der Geiſterſeher kehrte nicht wieder. Der erſte Gedanke, der dem Schulzen einfiel, war, ob irgend der Geiſterſeher vom Geiſte umgebracht worden ſey? Noch immer ſtanden die ſieben Männer an ihrer Stelle, und rührten ſich nicht; auch ſagten ſie nichts, denn es war ihnen ja verboten. Endlich um vier Uhr, da die Sonne aufging, bekamen ſie auch wieder Muth, ſie ſahen ſich lange an; endlich fing Jacob an: wo mag doch wohl der Geiſterſeher bleiben? ich denke, wir wagen es, und gehen einmal hinaus nachzuſehen; die Andern folgten ihm gerne, und verließen Einer nach dem Andern ihren ſchauerlichen Aufenthalt: das Erſte, was ſie erblickten, war der Bär: er war aus einer ſchwarzbraunen wollenen Decke gemacht, und mit Moos ausgeſtopft. Der Rachen war von Eiſenblech, und hinten ſteckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren, die Augen waren eiſerne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die ſieben Männer den Muth bekamen dieſe Unterſuchungen anzuſtellen, jetzt ſahen ſie ſich mit großen Augen an; das war alſo der große feurige Bär geweſen. Als ſie weiter gingen, entdeckten ſie auch dort auf dem Raſen etwas Weißes; ſchon muthiger näherten ſie ſich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf deſſen Rücken noch kleine Wachslichter ſteckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, ſchimpfen, mit den Füßen ſtampfen, den papiernen Geiſt in tauſend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geſchichte.

Es traf ſich aber zu, daß der Oberförſter mit zwei Jägerburſchen ſo früh da vorbei ging, und die Geiſterſeher mit dem Bären und dem Geiſt antraf; ſie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Unterſuchung fanden ſich ſo viele Gräuelthaten, die ſie begangen hatten, daß ſie, nach den damaligen Geſetzen, zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart geſtraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

4.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer ſo kalten logiſchrichtigen Vernunftzeit, daß den Menſchen nach der Mode alles aneckelt, was nach Glauben, an Wunder, oder an Erſcheinungen, nur von ferne ſchmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigſtens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine geſtatten will, ſo ſucht ſie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Geſtalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiſte, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geſchichte der Heiligen, oder die Legenden der erſten Jahrhunderte unſerer chriſtlichen Zeitrechnung, ſind von der Art, daß ſie bei allem, in unſern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geiſt eine religiöſe Tendenz geben, und zur Andacht und Fortſchritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir alſo nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im 13ten und im Anfang des 14ten Capitels der Apoſtelgeſchichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Chriſti willen aus Antiochien in Piſidien vertrieben werden, und daß ſie nach Ikonien verreiſt ſeyen. Hier ſchalten nun die Kirchenväter jener Zeiten eine Geſchichte ein, die ſich damals zugetragen haben ſoll.

In Ikonien, einer Stadt in Kleinaſien, hatte Titus der Schüler des Apoſtels Paulus eine kleine Chriſten-Gemeinde geſtiftet, in welcher ein anſehnlicher Bürger Namens Oneſiphorus der angeſehenſte war; er, ſeine Gattin Lektra, und ſeine Söhne Simmia und Zeng, waren ſehr fromme und chriſtliche Leute. Man kann denken, wie wichtig ſolchen neubekehrten Menſchen der Apoſtel Paulus, dem ſie ihre Bekehrung, folglich ihre Seligkeit verdankten, ſeyn mußte: es ging ihnen alſo, wie es auch uns, im nämlichen Fall gehen würde, ſie hätten auch gern gewußt wie der liebe Mann von Perſon ausſahe. Titus der ihn wohl kannte, beſchrieb ihnen ſeine Perſon und ſagte: Paulus iſt klein von Statur, hat einen kahlen Kopf, eine Glatze, krumme Beine, dicke Waden, große Augbraunen, und eine Habichts-Naſe, aber aus ſeinem Angeſicht leuchtet Gnade und Wahrheit hervor, und es ſcheint oft verklärt zu ſeyn, beſonders wenn er von Jeſu Chriſto ſeinem Erlöſer ſpricht.

Jetzt kam nun die Nachricht, daß Paulus

mit ſeiner Geſellſchaft, welche aus ſeinem Freund Barnabas, dem Demas und dem Hermogenes einem Schmidt, zween nicht ganz redliche Männer, und vielleicht noch aus einigen andern beſtunde, an dem Tage noch nach Ikonien kommen würde. Dies erweckte bei der dortigen Gemeine große Freude; alle verſammelten ſich in Oneſiphorus Haus; dieſer aber ging mit ſeiner Frau und beiden Söhnen auf der Landſtraße nach Lyſtra, woher der Apoſtel kommen mußte, dem Paulus entgegen; als ſie ſich begegneten, grüßte ihn Oneſiphorus mit den Worten: Sey gegrüßt du Knecht des Hochgelobten! Paulus erkundigte ſich wer er wäre? und nachdem er es erfahren hatte, ſo antwortete er: Gnade ſey mit dir und deinem Hauſe! Dies ärgerte den Demas und den Hermogenes, daher murrten ſie und ſprachen: Sind wir denn nicht auch Knechte des Hochgebenedeiten, daß du uns nicht grüßeſt? Oneſiphorus antwortete: Ich ſehe an euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht, ſeyd ihr aber ſolche Männer, ſo kommt auch ihr in mein Haus und ruht aus. Nun gingen alle zuſammen, und kehrten bei dem Oneſiphorus ein.

Hier hatte ſich ſchon die Gemeine verſammlet, und ſo wie der Apoſtel hineintrat, fielen alle nieder und beteten, er aber redete ſie folgender Geſtalt an:

Selig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Selig ſind die das Fleiſch unbefleckt bewahren, denn ſie werden Gottes Tempel ſeyn!

Selig ſind die ſich der Enthaltung befleißigen, denn Gott wird mit ihnen reden!

Selig ſind die dieſer Welt abſagen, denn dieſe werden Gott ſehr angenehm ſeyn!

Selig ſind die Weiber haben, als hätten ſie keine, denn ſie werden Engel Gottes werden!

Selig ſind die vor dem Wort Gottes erzittern, denn ſie ſollen getröſtet werden!

Selig ſind die ihre Taufe rein bewahren, denn ſie werden erquickt werden, bei dem Vater, dem Sohn, und dem heiligen Geiſt!

Selig ſind, welche die Weisheit Jeſu annehmen, denn ſie werden Söhne des Höchſten genannt werden!

Selig ſind die, welche den Sinn Jeſu Chriſti bewahren, denn ſie werden ins Licht verſetzt werden!

Selig ſind die um der Liebe Chriſti willen aus der Gleichſtellung der Welt ausgehen, denn ſie werden die Engel richten, und zur Rechten Chriſti geſtellt werden, und den ſtrengen Tag des Gerichts nicht ſehen!

Selig ſind die Leiber und Geiſter der Jungfrauen, denn an ihnen wird Gott Wohlgefallen haben, und der Lohn ihrer Keuſchheit wird unverlohren ſeyn u. ſ. w.

Gegen dem Haus des Oneſiphorus über, wohnte eine vornehme Wittwe, ihr Name war Theoklia, dieſe hatte eine Tochter Namens Thekla, welche mit Thamyris einem vornehmen jungen Herrn in der Stadt Ikonien verlobt war. Dieſe Thekla ſaß eben am Fenſter und hörte gegenüber Paulum reden; dies ging ihr durch die Seele, ſie war nicht mehr vom Fenſter weg zu bringen, damit ſie ja kein Wort des Apoſtels verlieren möchte; er redete von Gott, von der Liebe, vom Glauben, vom Gebet u. dgl. Dies Alles ging der Jungfrauen ſo zu Herzen, daß ſie mit unausſprechlicher Freude erfüllt, erweckt, und zu Chriſto bekehrt wurde, und da ſie ſahe, daß viele Leute, auch Jungfrauen in des Oneſiphorus Haus gingen, ſo wünſchte ſie auch dahin zu gehen, um auch den Mann zu ſehen und von Perſon kennen zu lernen, der ſo ſchön redete. Das Alles war ihrer Mutter gar nicht recht, und da ſie ſie nicht vom Fenſter wegbringen konnte, ſo ließ ſie den Thamyris ihren Bräutigam rufen. Dieſer kam voller Freuden, indem er glaubte, es würde von der Hochzeit die Rede ſeyn, allein Theoklia beantwortete ihm ſeine Frage, wo denn ſeine Thekla ſey? mit den Worten: Mein lieber Thamyris, die ſitzt nun ſchon ſeit drei Tagen am Fenſter, und iſt nicht von da weg zu bringen: denn da drüben in Oneſiphorus Haus iſt ein fremder Mann, der verführeriſche und betrügeriſche Dinge lehrt, da hört ſie nun

Tag und Nacht zu, und vergißt Eſſen und Trinken; ich begreife nicht, wie ein ſolches ſchamhaftes und eingezogenes Mädchen ſich gar nicht ſagen laſſen will; es iſt aber deine Thekla nicht allein, die ſich ſo irre führen läßt, ganz Ikonien iſt in Bewegung, denn es gehen allerlei Männer und Frauen dahin, und laſſen ſich von dem Mann unterrichten; er ſagt: man müſſe nur einen Gott allein fürchten, und ein keuſches Leben führen. Wirklich hängt auch jetzt noch meine Tochter im Fenſter wie eine Spinnwebe, und iſt nicht von da weg zu bringen. Die Reden des Mannes haben ſie entſetzlich eingenommen, denn ſie giebt gar genau acht auf das was er ſagt, und dadurch iſt ſie eben gefangen worden; gehe du doch einmal zu ihr, lieber Thamyris, und ſprich mit ihr, denn ſie iſt ja deine Braut; er ging hin, umarmte und küßte ſie, und ſprach: Meine liebe Thekla! warum ſitzeſt du ſo, als ob du in die Erde ſinken wollteſt, warum biſt du ſo beſtürzt? Kehre dich doch zu mir deinem Bräutigam, ſchäme dich doch, daß du an dem fremden Manne hängſt! Die Mutter machte ihr auch Vorwürfe, ſie ſagte: warum ſiehſt du ſo auf die Erde, meine Tochter! und giebſt keine Antwort, als ob du deiner Sinnen nicht mehr mächtig wäreſt; ſie weinte, Thamyris auch, und das ganze Haus wurde traurig. Thekla aber kehrte ſich an das alles nicht, ſie blieb am Fenſter und gab nur acht, was drüben vorging, und was da geſprochen wurde.

Thamyris wurde darüber aufgebracht, er lief hinunter auf die Gaſſe, um zu ſehen, wer bei dem Oneſiphorus aus und ein ginge; indem er ſo da ſtand, kamen eben Demas und Hermogenes heraus, die mit einander in einem ſcharfen Wortwechſel waren. Thamyris fragte ſie: was habt ihr miteinander, ihr Leute? — ſagt mirs, und was iſt das für ein Mann da in dem Haus? der die Seelen der Jünglinge und Jungfrauen verführt, daß ſie ſich nicht verheurathen, ſondern ledig bleiben ſollen? Ich will euch viel Geld geben, wenn ihr mir redlich ſagt, was es für eine Bewandniß mit ihm hat, denn ich bin der Vornehmſte in der Stadt. Demas und Hermogenes antworteten: Wer er ſo eigentlich iſt, das wiſſen wir nicht, allein das iſt gewiß, daß er den jungen Geſellen ihre verlobte Bräute, und den Jungfrauen ihre verſprochene Männer entziehet: denn er ſagt: wo ihr nicht keuſch bleibt, und euer Fleiſch unbefleckt bewahret, ſo wird die Auferſtehung euch nicht zu gut kommen. Thamyris lud die Männer ein, in ſein Haus zu kommen, und mit ihm zu eſſen. Dies thaten ſie. Er gab eine koſtbare Mahlzeit, und den edelſten Wein zum Beſten, und bat ſie, ihm zu ſagen, was denn der fremde Mann eigentlich für eine Lehre führe, denn er müſſe das wiſſen, er habe ſeine Thekla von Herzen lieb, und ſeye ſehr bekümmert, daß ſie da an dem fremden Mann hinge, er ſorge ſehr, um ſeine Braut zu kommen. Demas und Hermogenes riethen ihm, er möchte ihn vor den Commendanten kommen laſſen, und ihn als einen Volksverführer und Aufwiegler verklagen, der würde ihn nach den kaiſerlichen Geſetzen aus dem Weg ſchaffen, denn dieſe duldeten die Anhänger Chriſti nicht; dann würde er ſeine Braut bekommen, und ſie würden ungehindert lehren können, daß die Auferſtehung im Kinderzeugen beſtehe, und daß man dann auferſtehe, wenn man Gott erkannt habe.

Dem Thamyris war das ganz recht; er wurde mit Wuth gegen Paulum und ſeine Lehre erfüllt, und ging des folgenden Morgens in Begleitung der Oberſten, des Kerkermeiſters und eines großen Haufen Volks mit Spießen und Stangen in des Oneſiphorus Haus, und ſagte zum Apoſtel: Du haſt Ikonien verkehrt, und meine Braut Thekla verführt, daß ſie mich nun nicht heurathen will; komm! wir wollen zum Commendanten Caſtellio gehen, dort wollen wir die Sache ausmachen. Nun ſchrie der ganze Haufe Volks: Schafft den Zauberer fort, denn er hat auch unſere Weiber mit ſeiner Lehre verwirrt, und das gemeine Volk hängt ihm in großer Menge an; nun führten ſie Paulum zum Commendanten, wo ihn Thamyris folgendergeſtalt verklagte: Mein Herr Präſident! ich weiß zwar nicht, wer der Menſch iſt, das aber weiß ich, daß er den Jungfrauen das Heurathen nicht zulaſſen will, verhöre ihn darüber, warum er ſolches lehre. Der

Commendant rief Paulum zu ſich und ſprach: Wer biſt du, und was lehreſt du? Du hörſt, warum man dich verklagt! Paulus antwortete: Der eifrige und gerechte Gott, der keines Dinges bedarf, und der dennoch nach dem Heil der Menſchen begierig iſt, der hat mich geſandt, daß ich ſie von der verderblichen Luſt und Unreinigkeit abziehen ſoll, damit ſie nicht weiter ſündigen mögen. Eben deswegen hat Gott ſein Kind Jeſum Chriſtum geſandt, welchen ich verkündige, und von dem ich lehre, daß die Menſchen an Ihn glauben und auf Ihn hoffen ſollen. Dieſer allein hat mit der verführten Welt ein Mitleiden gehabt, damit die Menſchen nicht länger unter dem Gericht ſeyn dürften, ſondern den Glauben und die Furcht Gottes, die Erkenntniß deſſen, was ſich geziemet, und die Liebe der Wahrheit erlangen möchten. Thue ich nun unrecht, mein lieber Herr Commendant! daß ich das lehre, was mir von Gott geoffenbaret worden iſt? Der Commendant antwortete darauf nichts, ſondern befahl den Apoſtel in Feſſel zu ſchließen, und ihn im Gefängniß zu bewahren, bis er Zeit bekäme, ihn weiter zu verhören.

Thekla erfuhr, daß man den göttlichen Lehrer, an dem ihre Seele hing, gefangen geſetzt habe. Sie nahm alſo ihre Ohrgehänge, ging in der folgenden Nacht zum Thürhüter, und gab ſie ihm, damit er ſie hinausließe, dann brachte ſie dem Kerkermeiſter einen ſilbernen Spiegel, damit er ihr erlaubte, den Gefangenen zu beſuchen. Nun ſetzte ſie ſich zu ſeinen Füßen, und hörte die großen Thaten Gottes verkündigen: und da Paulus gar keine Furcht für dem Leiden hatte, ſondern mit freudiger Zuverſicht auf die Hülfe Gottes hoffte, ſo wurde ihr Glaube ſo ſehr vermehrt und geſtärkt, daß ſie die Feſſel des Apoſtels küßte.

Es iſt natürlich, daß man des andern Morgens bald die Thekla vermißte, ſie wurde allenthalben geſucht, und nicht gefunden, endlich erfuhr man von dem Thürhüter, daß er ſie hinausgelaſſen habe, und von der Gefängnißwache, daß ſie bei dem fremden Gefangenen ſeye.

Thamyris und die Hausbedienten der Thekla gingen alſo hin, und fanden ſie zu ſeinen Füßen ſitzen; nun gingen ſie wieder heraus, brachten eine Menge Volks zuſammen, und zeigten dem Commendanten an, was geſchehen ſey. Dieſer ließ nun Paulum wieder vors Gericht bringen. Thekla aber blieb auf der Stelle ſitzen, wo ſie bisher geſeſſen hatte; der Commendant aber befahl, daß man ſie auch bringen ſollte. Sie ging hüpfend für Freude zum Gericht.

Als nun Paulus vorgeführt wurde, ſo ſchrie der Haufe noch mehr als vorher: Weg mit dem Zauberer! der Commendant aber kehrte ſich nicht daran, ſondern hörte gern was Paulus vom Herrn Chriſto und ſeiner Lehre und Thaten erzählte. Und um mit Glimpf und Ehre der Sache ein Ende zu machen, ſo ließ er die Thekla vor ſich kommen, und fragte ſie: Warum willſt du denn nach den Geſetzen der Ikonier den Thamyris nicht heurathen? Sie antwortete kein Wort, und ſahe nur Paulum mit unverwandten Augen an. Darüber wurde ihre Mutter Theoklia raſend, und rief: Laßt das gottloſe Menſch verbrennen! laßt ſie, da ſie nichts vom Heurathen hören will, mitten auf dem Schauplatz verbrennen, damit alle Weiber, welche durch dieſes Menſchen Lehre bezaubert worden ſind, dadurch abgeſchreckt werden mögen, ihren Männern die ſchuldige Pflicht zu verſagen. Der Commendant ließ nun Paulum geiſeln, und aus der Stadt jagen; die arme Thekla aber verdammte er zum Feuer, und befahl, daß dieß Urtheil alſofort vollzogen werden ſollte: er verfügte ſich alſo auf den Schauplatz und alles Volk lief herzu um das jämmerliche Schauſpiel anzuſehen. Die fromme Jungfrau ſahe ſich nach dem Paulus um wie ein Lamm, das ſich in der Wüſten verirrt hat, den Wolf kommen ſieht, und ſich nach dem Hirten ſehnt. Da ſie nun ſo unter dem Volk hin und her ſchaute, ſo erblickte ſie den Herrn, der ihr in der Geſtalt Pauli erſchien, und ſie dachte: der Apoſtel iſt gekommen, um zu ſehen, wie du dich im Leiden betragſt; indem ſie aber ſo ſtarr hinſchaute, ſo fuhr die Erſcheinung gen Himmel, und verſchwand vor ihren Augen. Während der Zeit trugen die Jünglinge und Jungfrauen fleißig Holz und Stroh herzu, und machten den Scheiterhaufen fertig.

Thekla wurde nun nackend herzu geführt, der Commendant erſtaunte über ihre Schönheit, er erbarmte ſich über ſie, und die Thränen floſſen ihm die Wangen herab, allein das Urtheil durfte er nicht widerrufen. Nun ſchrie das Volk: Thekla ſollte auf den Scheiterhaufen ſteigen; ſie bezeichnete ſich mit dem Kreuz, und ſtieg hinauf; das Volk zündete den Holzſtoß an: ſo ſtark aber auch das Feuer brannte, und in die Höhe loderte, ſo berührte es doch die fromme Jungfrau nicht, zugleich entſtunde ein Platzregen, mit einem Erdbeben, das Feuer löſchte aus, und die Erde ſpaltete ſich, ſo daß viele hineinſtürzten, und umkamen; Thekla war nun frei, und ging fort um Paulum zu ſuchen.

Dieſer aber hatte ſich mit Oneſiphorus, deſſen Frau und Kindern in einem Grabmal am Wege von Ikonien nach Daphne verſteckt, wo ſie faſteten und für die Erhaltung der guten Thekla beteten. Endlich aber fingen die Kinder an über Hunger zu klagen; da nun niemand Geld hatte, ſo zog Paulus ſeinen Rock aus, gab ihn einem Knaben, und befahl ihm in die Stadt zu gehen, und Brod dafür einzukaufen; der Knabe ging und holte Brod, und etwas Gemüße; als er nun wieder zurück kam, ſo fand er die Thekla: mit freudigem Erſtaunen rief er Thekla: Wo willſt du hin? — Ich ſuche Paulum, ich bin aus dem Feuer errettet worden. — Nun ſo komm, ich will dich zu ihm führen. Sie ging alſo mit ihm, und als ſie in die Grabes-Höhle kamen, ſo fanden ſie alle auf den Knien liegen und beten. Thekla ſtellte ſich hinter Paulum und ſprach: Du Herr unſer Herrſcher! der du Himmel und Erde gemacht haſt, du Vater deines geliebten und heiligen Kindes Jeſu! ich danke dir, daß du mich aus dem Feuer errettet haſt, damit ich Paulum ſehen möge! Freudig dankten nun alle dem Allmächtigen, daß Er ſeine arme Dienerin ſo gnädig erhalten hatte; dann ſetzten ſie ſich, und hielten ihre ſparſame Mahlzeit miteinander, indem ſie ſich von Chriſto, ſeiner Lehre und Thaten recht angenehm und erbaulich unterhielten.

Nun ſprach Thekla zu Paulo: Laß dir gefallen, daß ich dir nachfolge, wo du hingehſt. — Er antwortete: es ſind jetzt gräuliche Zeiten, du aber biſt eine ſchöne Weibsperſon, du könnteſt in noch härtere Verſuchungen gerathen, als die vorige. Sie verſetzte: Gieb mir nur das Siegel das in Chriſto iſt, ſo wird mich keine Verſuchung berühren. — (Vermuthlich verſtund ſie die Taufe unter dieſem Siegel.) — Habe nur Geduld, du ſollt der Gabe Chriſti theilhaftig werden. — Wenn die Apoſtel jemand tauften, ſo bekam er auch den heiligen Geiſt.

Paulus ſchickte nun den Oneſiphorus mit den Seinigen wieder nach Haus. Er aber nahm die **Thekla** zu ſich und reiſte wieder nach **Antiochien** in **Piſidien.** Nun wohnte aber ein ſehr reicher und vornehmer Mann in dieſer Stadt, der bei der Regierung alles vermochte, er hieß **Alexander** und war gebürtig aus **Syrien.** Dieſer begegnete dem **Paulus** und der **Thekla** auf der Gaſſen, als ſie eben in die Stadt kamen; auf einmal wurde der Mann ſterblich in die **Thekla** verliebt, er bot alſo dem Apoſtel Geld und Geſchenke an, wenn er ihm die Jungfrau überlaſſen wollte. **Paulus** aber ſprach zu ihm: **Ich habe dieſer Perſon nichts zu befehlen, ſie iſt nicht mein.**

Nun umarmte ſie **Alexander** und küßte ſie. **Thekla** ſträubte ſich, ſuchte zu Paulo zu kommen, und ſchrie jämmerlich: **Thue mir als einer Fremden keine Gewalt an, ich bin eine Dienerin Gottes, eine der vornehmſten Jungfrauen in Ikonien und von dort verjagt worden, weil ich den Thamyris nicht heurathen wollte.** Als ſich aber **Alerander** nicht daran kehrte, und mit ihr runge, ſo zerriß ſie ihm ſeine Kleider und riß ihm ſeine Krone vom Kopf herunter. Hierüber wurde er wüthend, nahm Leute zu ſich und führte ſie zum Commendanten, und da ſie alsbald frei heraus bekannte, daß alles wahr ſey, weſſen man ſie beſchuldigte, ſo machte der Commendant kurzen Prozeß mit ihr, und ſprach ihr das Urtheil, daß ſie den wilden Thieren vorgeworfen werden ſollte. Dies Urtheil fanden die Weiber in der Stadt entſetzlich hart, man murrte allgemein darüber, allein das kümmerte den ſtolzen Römer keinen Augenblick, es blieb dabei. Thekla bat nun um die Gnade, daß ihre Keuſchheit bis zur Vollziehung des Urtheils geſchützt werden möchte. Nun war eine reiche Frau in der Stadt Namens Tryphäna, deren Tochter Falkonilla geſtorben war, dieſer gab man die Thekla in Verwahrung bis zur Vollziehung des Urtheils; beide lebten ſo vergnügt miteinander, als es in ſolchen traurigen Umſtänden möglich war.

Als nun der Tag kam, daß Thekla von den Thieren zerriſſen werden ſollte, ſo wurde ſie auf den Kampfplatz geführt, und eine grimmige Löwin auf ſie losgelaſſen, allein das wüthende Thier kam ganz gelaſſen zu ihr, legte ſich nieder, und leckte ſanft ihre Füße. Dies machte bei der ganzen Menge des Volks einen tiefen Eindruck, und Jedermann erkannte, daß das Urtheil zu hart und ungerecht ſeye. Thekla wurde alſo für diesmal frei, und Tryphäna nahm ſie mit Freuden wieder zu ſich.

Nun erſchien dieſer Frauen des Nachts ihre verſtorbene Tochter, Falkonilla, und ſagte zu ihr: Meine liebe Mutter! die fremde Thekla ſoll bei dir meine Stelle vertreten, denn durch ihre Fürbitte kann ich in den Ort der Gerechten verſetzt werden. Des Morgens erzählte dies Tryphäna der Thekla, welche alſofort ihren Wunſch erfullte und für die Verſtorbene betete. Die Mutter freute ſich darüber, nur trübte der Gedanke ihre Freude, daß Thekla noch immer nicht frei geſprochen war.

Des andern Morgens kam wieder Alexander um die Thekla zum Schauplatz abzuholen, denn er war eigentlich der Mann, der dieſe ſchrecklichen unmenſchlichen Spiele anzuordnen hatte.

Tryphäna aber ließ ſie ihm nicht ausfolgen, denn es kam ihr höchſt ungerecht und grauſam vor, daß man eine ſolche unſchuldige fromme Jungfrau von wilden Thieren wollte zerreißen laſſen, und ob ſie gleich eine Heidin war, ſo betete ſie doch zu dem Gott der Thekla, daß Er ſie wieder erretten möchte. Alexander mußte alſo unverrichteter Sachen abziehn, allein das half nicht, denn nun ſchickte der Commendant Soldaten, die ſie mit Gewalt holten; als ſie nun wieder auf den Kampfplatz kam, ſo entſtand ein gewaltiges Getümmel unter dem Volk, denn man erkannte allgemein, daß das Urtheil ungerecht und zu hart ſey: man hatte ſie des Kirchenraubs beſchuldigt, aber kein Menſch wußte den wahren Grund von der Sache.

Tryphäna begleitete die Thekla, denn ſie ſagte: habe ich meine Falkonilla zum Grabe begleitet, ſo will ich auch meiner Thekla die nämliche Liebe erzeigen, und da ſie die Jungfrau feſt in ihren Armen hielt, ſo mußte man ſie los reißen, und nun führte man ſie nackend auf den Platz, und ließ Löwen und Bären auf ſie los, allein die Löwin, die ihr zum erſtenmal die Füße geleckt hatte, kam auch jetzt, ſtellte ſich vor ſie, und zerriß den Bären der ſie anfallen wollte; hierauf ließ Alexander ſeinen eigenen Löwen, der gewohnt war Menſchenfleiſch zu freſſen, auf ſie los, auch mit dieſem kämpfte die Löwin ſo lang, bis beyde Thiere auf dem Platz todt blieben. Jetzt fing alles Volk an zu jammern und zu wehklagen, denn es war nun kein Beſchützer mehr da. Thekla ſtand mit gen Himmel gereckten Händen und betete; als man nun wieder viele wilde Thiere auf einmal los ließ, ſo rief ſie: Wohlan nun iſt es Zeit daß ich mich taufe, dann ſprang ſie in einen Teich, der an den Kampfplatz ſtieß, und ſprach; In deinem Namen, mein Herr Jeſus Chriſtus! taufe ich mich an meinem letzten Lebenstag! Die Weiber und das Volk riefen ihr zu, ſie ſollte doch nicht ins Waſſer ſpringen, allein es war geſchehen. Doch ertrank ſie nicht; es waren aber auch gefährliche Seekälber in dem Teich, deßwegen fürchtete das Volk, dieſe Ungeheuer möchten ihr Schaden zufügen, allein das geſchah nicht, denn ein gewaltiger Blitz ſchlug in das Waſſer, ſo daß die Seekälber todt auf der Oberfläche ſchwammen, dann ſenkte ſich eine lichte Wolke über die Jungfrau, ſo, daß man ſie nicht ſehen konnte, ſie ging nun wieder aus dem Teich, und nun wurden wieder viele grimmige Thiere auf ſie los gelaſſen, allein ſie waren alle wie ſchläfrig, denn das Volk warf eine ganze Menge Spezereien und wohlriechende Sachen in den Kampfplatz, von denen die Thiere wie betäubt waren.

Man hätte denken ſollen, Alexander hätte nun Spektakels genug gehabt, allein er hatte noch einen höllischen Fund ausgedacht, der ihm gewiß nicht mißlingen ſollte: er ſprach alſo mit dem Commendanten, und ſagte: ich habe noch zween recht grimmige wilde Ochſen, an dieſe wollen wir die Thekla anbinden. Der Commendant war des Quälens müde, er ſeufzte und antwortete: Thue was du willſt. Nun banden ſie die Thekla bei den Füßen zwiſchen die Ochſen, nahmen dann glühende Eiſen, womit ſie die Ochſen wüthend machten; ſie brullten und ſprungen, aber der heiligen Jungfrau geſchahe kein Leid; indeſſen hatten ſich die Stricke vom glühenden Eiſen entzündet und fielen ab, die Ochſen liefen fort, und Thekla blieb unverſehrt.

Jetzt entſtand ein großer Lärm und Bewegung unter dem Volk, denn Tryphäna war von alle dem Jammer, der ihr Herz überwältigte, wie todt darnieder geſunken, da ſie nun eine ſehr vornehme Frau und Verwandtin des Kaiſers war, ſo wurde dem Alexander ſehr bang, denn er fühlte nun, wie grauſam und ungerecht er mit Thekla verfahren hatte, und fürchtete mit Recht, daß der Kaiſer den Tod ſeiner Baſe ſchrecklich ahnden würde.

In voller Angſt bat er alſo den Commendanten, er mochte das Menſch gehen laſſen, und weg ſchicken, denn er fürchte ſehr, er und die ganze Stadt konnten durch dieſe Geſchichte ſehr unglücklich werden. Dem Commendanten war das ganz recht, er ließ die Thekla kommen, und fragte ſie: **wer biſt du, und was hat es für eine Bewandniß mit dir, daß dich kein Thier anrühren will?** — ſie antwortete: **ich bin eine Dienerin des lebendigen Gottes, und dieſe Bewandniß hat es mit mir, daß ich an ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum glaube, an welchem Gott der Vater ein Wohlgefallen hat, umdeswillen hat mich kein Thier angerührt. Denn dieſer iſt allein der Weg des ewigen Heils, und der Grund des unſterblichen Lebens; eine Zuflucht den Bedrängten, eine Ruhe den Bedrückten, eine Hoffnung und Schutz denen, die keine Hoffnung haben; und damit ich alles zuſammen faſſe: wer nicht an Ihn glaubt, der wird nicht leben, ſondern in die Ewigkeiten ſterben.**

Nun ließ ihr der Commendant ihre Kleider wiedergeben, die ſie anzog, und ſprach: **Gott der mich bekleidet hat, als ich nackend zwiſchen den Thieren ſtand, bekleide dich mit Heil am Tage des Gerichts!**

Hierauf erhielt ſie ein Dekret vom Commendanten: Theklam die Dienerin Gottes gebe ich euch los. Hierüber entſtand ein allgemeiner Jubel, in welchem auch Tryphäna wieder zu ſich ſelbſt kam, ſie fiel der Thekla um den Hals, herzte und küßte ſie. Das Volk aber und beſonders die Weiber riefen wie aus einem Munde: der Gott der Thekla iſt der einige wahre Gott. Tryphäna aber ſprach: Nun glaube ich, daß eine Auferſtehung der Todten iſt, nun glaube ich, daß meine Tochter lebt; komm her meine Tochter Thekla! in mein Haus, ich will dir all mein Vermögen verſchreiben.

Thekla nahm die Einladung an, aber nur einige Tage auszuruhen, die ſie dazu anwendete, der Tryphäna und ihrem ganzen Haus das Evangelium zu verkündigen; die edle Frau wurde auch eine wahre Chriſtin, und viele ihrer Mägde und Bedienten wurden bekehrt.

Nun erwachte in der heiligen Jungfrau das Verlangen wieder zu Paulo zu kommen, um ſich noch ferner in der Lehre von Chriſto unterrichten zu laſſen; und als ſie erfuhr, daß er zu Myra in Lycien wäre, ſo machte ſie ihr Oberkleid ſo zurecht, daß es wie ein Mannskleid ausſahe, gürtete ſich, und machte ſich nun auf den Weg. Als ſie nach Myra kam, ſo redete eben Paulus zum Volk, ſie ſtellte ſich in der Verſammlung ihm gerade gegenüber. Paulus und ſeine Begleiter erſchraken als ſie ſie ſahen, denn er fürchtete wieder eine neue Verſuchung. Thekla merkte das, und ſprach: Paulus! ich habe die Taufe empfangen, derjenige der bei dir kräftig geweſen iſt in der Verkündigung des Evangelii, der hat auch in mir kräftig gewirkt zu meiner Abwaſchung. Nun führte ſie der Apoſtel in das Haus eines gewiſſen Hermes, wo ſie ihm ihre ganze Geſchichte erzählte. Paulus und ſeine Begleiter freuten ſich ſehr, ſie verwunderten ſich, lobten und preiſten Gott. Nun ſprach Thekla weiter: ich will wieder nach Ikonien in meine Vaterſtadt gehen; der Apoſtel billigte das, und ſagte: gehe hin und lehre das Wort Gottes! nun nahm ſie Abſchied, und reiſte nach Ikonien, wo ſie ihre Mutter noch am Leben fand, Thamyris aber war geſtorben. Als ſie in ihr elterliches Haus kam, ſo betete ſie: Herr du Gott dieſes Hauſes, da mich dein Licht erleuchtet hat! Jeſus du Sohn des lebendigen Gottes, der du mein Helfer geweſen biſt im Feuer, mein Helfer unter den wilden Thieren, du biſt allein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun wendete ſie ſich zu ihrer Mutter Theoklia, allein ſie konnte nichts bei ihr ausrichten, alles Zureden war vergeblich. Daher ging ſie wieder aus der Stadt, und zu dem Grabmal wo ſie ehmals Paulum gefunden hatte; hier weinte, flehte, und betete ſie, daß ihr doch der liebe Gott den Weg zeigen möchte, den ſie gehen ſollte; als ſie wieder heraus ging, ſo ſahe ſie vor ſich eine lichte Wolke, und ſie bekam die Ueberzeugung, daß ſie dieſer Wolke folgen müßte; mit dieſer Begleitung kam ſie in die große und berühmte Stadt Seleucia, da ſie aber ſahe, und ſich auch erinnerte, wie groß und abſcheulich da der Götzen-Dienſt ſey, ſo ging ſie wieder heraus, und die Wolke führte ſie auf den Berg Kalamon, wo ſie eine Höhle fand, in welcher ſie einkehrte. Hier lebte ſie nun viele Jahre, und erduldete viele und ſchwere Verſuchungen.

Bei aller ihrer Einſamkeit, und Eingezogenheit, wurde doch ihr Daſeyn und ihr Aufenthalt bekannt. Die Neugierde zog viele Weiber dahin, dene ſie dann das Evangelium verkündigte, wodurch viele erweckt und bekehrt wurden; Verſchiedenen entſchloſſen ſich auch zu einem ſolchen einſamen Leben und leiſteten ihr Geſellſchaft. Ihre hohe Tugend und Heiligkeit machte in der ganzen Gegend großes Aufſehen, und da ſie beſonders die Gabe hatte, Kranke durch Handauflegen und Beten geſund zu machen, ſo brachte man täglich aus der Nähe und Ferne Kranke zu ihr, die ſie geſund betete. Hier verbrachte ſie ihre Lebenszeit in einem heiligen Wandel, Ausbreitung des Evangelii, und unaufhörlicher Wohlthätigkeit.

Daß ihr die Aerzte nicht hold waren, das läßt ſich leicht denken, und dieſes Haſſes bediente ſich endlich der Feind des menſchlichen Geſchlechts, um ſie zu Fall zu bringen. Denn als eines Tages die Aerzte verſammelt waren, ſo geriethen ſie auf den Einfall, die Thekla müſſe eine geweihte Jungfrau der großen Göttin Diana ſeyn, durch deren Kraft ſie ſolche Wundercuren verrichtete: es kame alſo nur darauf an, ſie dieſer Eigenſchaft und dieſes Vorzugs zu berauben, ſo würde ſie keine Kranke mehr geſund machen können: dieſen abſcheulichen Anſchlag beſchloſſen ſie auszuführen, ſie beſtellten alſo verſchiedene grobe heilloſe Buben, die ſie trunken machten, und ihnen viel Geld verſprachen, die ſtürmten nun auf den Berg, und polterten an der Thür der Höhle, Thekla machte die Thür auf, und ſagte: was wollt ihr Kinder? ſie aber ſtürmten auf ſie los, und ſuchten ſie zu überwältigen; nun ſprach ſie: ich bin ein elendes altes Weib, aber auch eine Dienerin Jeſu Chriſti, wartet liebe Kinder! damit ihr die Herrlichkeit Gottes ſehen möget; dann betete ſie inbrünſtig um Rettung, und nun kam eine Stimme vom Himmel: **Fürchte dich nicht Thekla! du meine treue Dienerin! ich bin bei dir, ſiehe was ſich vor dir öffnet, da ſoll deine Wohnung ſeyn, und da ſollſt du in Gnaden heimgeſucht werden.** Thekla ſahe eine Oeffnung im Felſen, da flohe ſie hinein, und hinter ihr ſchloß ſich die Oeffnung zu. Sie war neunzig Jahr alt, als ſie ſo heimgeholt wurde. Ihr Andenken war in den erſten Jahrhunderten heilig, und noch immer wird in der katholiſchen Kirche am 23ſten September dies Andenken erneuert.

5.

Sulamith.

Eine orientaliſche Erzählung.

Aboni der arme Hirte, ſaß am rauſchenden Felſenbach; ſein Horn, womit er die zerſtreute Heerde zuſammenrief, hing am dürren Aſt, und ſeine arme Hirtentaſche ruhte neben ihm; ſie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend den ſchwarzen Hunger zu ſtillen. Barfuß in einem alten zerlumpten Kittel, der eben ſeine Blöße bedeckte, ſaß er da, und flechte einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zuſammengeſucht hatte, und mit heißen Thränen benetzte. Er ſuchte ſich durch dieſe Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um ſich gegen Regen und Froſt ſchützen zu können; aber ſelten gelang ihm ſeine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dies bekümmerte ihn dergeſtalt, daß er darüber ſeine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Anſehn, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen, und ſterben würde. Tief aus der Seele ſtiegen ihm heiße Seufzer empor, die ſich in dem lauten Jammergeſchrei auflöſten: O du Gott der Götter! haſt du vergeſſen barmherzig zu ſeyn, und höreſt du das Geſchrei der Elenden nicht mehr? — ich armer Waiſe habe keinen Vater als dich, und es ſcheint, als wenn auch du mich vergeſſen hätteſt. Erbarme dich über mich! —

In dem Augenblick trat ein Mann im Reiſekleid vor ihn hin: er ſchien ein Jüngling zu ſeyn, ſein Angeſicht war verhüllt, und ein himmelblauer Mantel hing auf ſeinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend ſah Hieron den Hirten an, endlich ſagte er mit gemäßigter Stimme: armer Jüngling! — warum weilſt du in dieſer heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren, und der ganzen Härte der rohen Natur ausgeſetzt biſt?

Aboni ſahe ihn mit Befremden an, und antwortete: Würdiger Fremdling! ſage mir wo ſoll ich hin? — ich weiß ja keinen Ort der Welt wo ich zu Haus bin, und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weiſt du Rath und Hülfe für mich, o ſo erbarme dich meiner und hilf mir!

Hieron. Haſt du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weiſt du nicht, daß Alle, deren Eltern hierher verwieſen werden, weil ſie ſchwere Verbrecher waren, begnadigt ſind, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können?

Aboni. Ach ja, das weis ich ſehr wohl, es iſt mir von Jugend auf viel davon erzählt werden.

Hieron. Warum haſt du dich denn nicht ſchon längſt auf den Weg gemacht!

Aboni. Weil er ſo beſchwerlich und gefährlich iſt; und denn hat man mir auch geſagt, man wiſſe noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr ſey, was von dem Land Aetherion in den Büchern ſtehe.

Hieron. Nun ſo will ich dir denn ſagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin, und daß die Bücher noch lange nicht ſo viel Schönes von dieſem Land ſagen als du wirklich daſelbſt finden wirſt, wenn du dir anders die Mühe geben willſt, dahin zu reiſen.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt blos auf dein Betragen auf der Reiſe an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, ſie mag auch noch ſo viele Glückſeligkeiten verſprechen, von deiner Reiſe, und von deinem Wege abwendig machen laſſen; du darfſt keine Gefahr ſcheuen, ſondern du mußt ſie muthig bekämpfen; und dann darfſt du auch nirgend verweilen, ſondern du mußt immer fort eilen; wirſt du in dem Allem treu ſeyn, ſo wirſt du ſo glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Urſach haſt.

Aboni. Iſt das aber auch alles wahr, was du mir da ſagſt?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückeſt, ſo wirſt du von dieſer Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dies bewog mich, dich anzureden, und dir mit Rath und That beizuſtehn.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja ich will in Gottes Namen die Reiſe antreten — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, ſo wie du da ſiehſt; wenn du mir in allem treulich folgſt, ſo werde ich auch für alles ſorgen, was du bedarfſt.

Aboni. Siehe, hie bin ich! ich folge dir wohin du mich führen wirſt.

Hieron. Lieber Aboni! du ahneſt dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältſt; aber ſey treu und ſtandhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müſſen dort die Felſenkluft hinan klimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Sie werden ihren Hirten finden, folge du mir nach!

Hieron faßte ſeinen Stab mit ſtarker Hand und ſchritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit ſeinem Hirtenſtock nach. Die Felſenkluft war eng, ſteil und ſchauerlich; dazu ging Aboni barfuß auf den ſchroffen Felſen und zerbröckelten Steinen, ſo daß ſeine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: O Hieron! ich kann nicht mehr! Hieron ſahe ihn durchdringend an, und ſprach: Aboni, das ſind Kleinigkeiten; faſſe Muth, bald ſind wir droben; wer wird denn ſo bald an Kraft ermatten, und an Unterſtützung verzweifeln? Aboni ſtieg immer hinter ſeinem Begleiter her, die Kluft war ſo eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß ſetzte; Aboni weinte und ſeufzte immer hinter ſeinem Führer her, aber er ſtieg fort, ohngeachtet ſeine Füße bluteten und ſehr ſchmerzten.

An einem ſehr ſteilen und mühſeligen Platz, ſchlupfte ſeitwärts eine ſchreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber ſchlug ſie mit dem Stab auf den Kopf, daß ſie wieder zurück fuhr, jetzt ſtutzte Aboni und ſagte: wie kann ich in dieſem fürchterlichen Wege weiter gehn? — Du mußt! ſagte Hieron ſehr ernſt und feierlich, und drehte ihm mit dem Stab. Aboni ſeufzte tief und folgt. Bald kam eine ſchöne weibliche Figur von der Seite her geſchlichen, ſie liſpelte Aboni ins Ohr: laß dich den ſtrengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen! Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieſes ſchöne Weib von hinten her eine Schlange war, er eilte alſo vorwärts, klammerte ſich feſt an Hieron an, und ließ ſich von ihm fortſchleppen. Hieron faßte ihn am Arm, und trug ihn faſt, bis ſie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem ſchönen grünen Raſen überwachſen war, auf welchem der arme Aboni mit ſeinen wunden Füßen erquickend fortwandelte, und ſich nun freute, daß dieſer böſe Weg ſchon zurückgelegt war. Bald kamen ſie an eine von außen unanſehnliche, aber ziemlich große Wohnung. Hier müſſen wir einkehren, ſagte Hieron. Du bedarfſt der Reinigung und der Heilung deiner Füße, auch ſonſt noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde ſie aufgemacht; nun kam ein ſtarker Mann mit einem ernſthaften Geſicht zum Vorſchein; dieſer zog den armen Aboni ganz aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein ſcharfes Seifenwaſſer, und rieb ihn damit über den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch ſeine Füße mit einem Balſam, der in den Wunden zwar heftig ſchmerzte, aber ſehr heilſam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens ſtand Aboni geſund und geſtärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern — bald kam der ernſthafte ſtarke Mann, und brachte ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobei er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er ſie beſchmutzte, oder zerriß, oder gar ablegte, ſo würde er bei ſeiner Ankunft im Lande Aetherion ſchrecklich geſtraft werden; dies ſey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in ſeinem Reich erſcheinen müſſe.

Jetzt fing Aboni an Muth zu faſſen; bis dahin hatte er noch immer einen geheimen Zweifel gehabt, ob es auch mit dem Lande Aetherion ſeine Richtigkeit habe? Dieſer Glaube wurde aber nun vollends dadurch geſtärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernſten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein ſchönes Zimmer führte, und ihm da durch ein Fenſter die Ausſicht gegen Morgen zeigte, welche unausſprechlich groß und ſchön war: denn das Haus lag auf einem ſehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fernrohr im weiteſten Horizont gegen Oſten, die Gebirge Aetherions; ihn däuchte, er konne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlöſſer erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude, und ſagte: mit feſtem Muth will ich dahin reiſen, und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirſt mich begleiten, und mir beiſtehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden, und meinen Unterhalt finden?

Hieron. Du mußt dem Konig ein Geſchenk von koſtbaren Juwelen bringen; je größer und ſchöner dies Geſchenk iſt, deſto größer und ſchöner werden auch die Guter, und deſto größer wird auch die Ehre ſeyn, die man dir dort erzeigen wird. Aboni rang die Hände, weinte laut, und antwortete: wie kann ich ärmſter aller Armen ein ſolches Geſchenk bringen; ich beſitze ja keinen Heller — ich konnte mir ja nicht einmal ein paar Schuhe, geſchweige eine Kleidung anſchaffen.

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannſt: ſo oft du auf deiner Reiſe eine ſchöne gute Handlung ausübſt, ſo oft gebe ich dir einen Stein, deſſen Werth ſich verhält, wie der Werth deiner That, aber ſo oft du auch einen Fehler machſt, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch dieſe Uebung wirſt du immer mehr an Tugend und Rechtſchaffenheit zunehmen, und alſo der Bürgerſchaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute ſich hoch, und verſetzte: ich will mein Beſtes thun, und alle meine Kräfte anwenden; aber lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten!

Hieron. Daran ſoll es nicht fehlen, ſey nur vorſichtig! der Weg iſt ſchmal, und an vielen Orten ſehr gefährlich, aber nur für den, der ſich gern umſieht, neugierig iſt, und alles beſehen und erforſchen will; für den der immer vor die Füße ſieht, und genau den Fußtritten ſeines Führers folgt, iſt auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten, und dir auf der Ferſe nachfolgen, führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwerdt, und einen Helm; den Helm ſetzte

Hieron dem Aboni auf den Kopf, und ſchnallte ihn unter dem Kinn feſt, das Schwerdt gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing er auch noch einen ſtarken und langen Reiſeſtab, unten mit einer Spitze verſehen, womit man ſich über Spalten in Felſen, oder Eis, auch über Waſſergraben hinſchwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen ſtarken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile, und etwas Nahrung, nebſt Arzneimitteln mit, um ſich deren im Nothfall bedienen zu können.

Nachdem ſich beide ſo ausgerüſtet hatten, ſo traten ſie ihre Reiſe an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünſchte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wieſe hinab, dann aber wurde er ſehr ſchmal und ſo ſteil abwärts, daß Aboni vor Angſt zitterte und bebte. Freilich ſah er immer ſtarr vor ſeine Füße, und hielt ſich genau an die Fußſtapfen ſeines Führers, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, oft ſeitwärts zu ſchielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, ſo überfiel ihn Zittern und Beben, und dann ſtrengte er ſich an, nichts zu ſehen als die Fußtritte ſeines Führers. Ach Hieron! fing er endlich an, ich ermatte, ich wanke und kann keinen ſicheren Tritt mehr thun! — Hieron gab ihm eine Herzſtärkung aus ſeiner Flaſche, redete ihm freundlich zu, und ſagte: Sey getroſt, lieber Aboni! bald ſind wir unten.

und dann wirds beſſer. Es währte auch wirklich nicht lange, ſo wurde der Weg bequemer, und ſie gelangten in ein ſchönes Wieſenthal, das ſich weithin erſtreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an, ſeinen Kopf zu drücken, um ihn alſo ein wenig zu lüften ſchnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler der nahe über ihm hin and her flog, und ehe er ſichs verſahe, faßte der Adler den Helm mit ſeinen Klauen, und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an, und ſchoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ, und dann ſterbend herunter flatterte. Aboni lief ſchnell hin, holte den Helm, ſetzte ihn auf und ſchnallte ihn feſt.

Hieron. Siehſt du nun, wie vorſichtig man auf dieſem Wege ſeyn muß?

Aboni. Der Helm drückte mich ſo ſehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften, ich werde mich aber nun beſſer in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an ſehr läſtig zu werden, daher kehrten unſre Reiſende in einem einſamen, ſchönen Haus ein, das mehr einem Schloß als einem Gaſthof ähnlich war. Hier wurden ſie freundlich aufgenommen, ſie fanden da eine glückliche Familie, die ſich von ihren Gütern nährte; und gegen allen Vorbeireiſende ſehr gaſtfrei und wohlthätig war. Unſern beiden Reiſenden wurde ein heiteres Zimmer angewieſen, aus welchem ſie eine angenehme Ausſicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohlzubereitetes Mittagsmahl, und einen kühlen erquickenden Trank. Indem nun beide vergnügt auf einer Ruhebank beiſammen ſaßen, und ſich mit Speiſe und Trank erquickten, ſo zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni, und ſagte: den ſchnalle an deinen Gürtel feſt, damit du ihn nie verlierſt, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir, für dein behutſames Herabſteigen vom Berge, zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorſichtigkeit begingſt, ſo nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zween aber verwahre nun ſorgfältig in deinem Beutel. Aboni beſahe die Steine, ſie ſchienen ihm ſo ſchlecht, und von geringem Werth zu ſeyn, er ſagte daher: Ach wie werde ich mit ſolchen Geſchenken beſtehen können? Hieron antwortete: der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält ſich genau wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübſt; indeſſen ſieht der König nicht ſo ſehr auf den Werth des Geſchenks als auf die Geſinnung des Herzens, mit der es gegeben wird: verwahre du ſie wohl, und für das Uebrige laß mich dann ſorgen. Aboni fuhr fort: ich ſahe dieſen Morgen in dem ſchönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben herrlich ſtrahlten; nun ſagte man mir, dieſe Steine ſeyen ſolche Juwelen, wie man ſie dem König zum Geſchenk bringen müſſe. Verzeihe mir Lieber! die Steine, die du mir gegeben haſt, ſehen ſchmutzig dunkel aus, ſie ſtrahlen gar nicht. Hieron lächelte, und verſetzte: bekümmere du dich darum gar nicht; es iſt dem König nicht um deine Geſchenke zu thun, denn er iſt überſchwenglich reich, ſondern er will nur daran erkennen, inwiefern man ſeiner Gnade ſich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme, und Anſtellung in ſeinem Reich beſtimmen zu können. Sey du nur aufmerkſam auf deine Reiſe und auf deinen Weg, damit du nicht ſtrauchelſt und kein Unglück bekommſt, für die Juwelen laß mich dann ſorgen. Aboni gab ſich zufrieden, und als nun der Tag anfing kühler zu werden, ſo machten ſie ſich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger, und verlohr ſich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt, und alſo übel zu finden war, zudem ging nun die Sonne unter, und es fing an immer finſterer zu werden, ſo daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen ſehen konnte. Aboni wurde zaghaft, und ſagte: ach Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr ſehen, geſchweige den Weg! Hieron liſpelte ihm zu: ſey muthig und getroſt, aber rede ja nicht laut, denn es ſind viele Räuber in dieſem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht; indeſſen haſt du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Weg bleibſt, und mir auf der Ferſe folgeſt; dann nimm auch dein

Schwerdt in die Hand! Kaum waren ſie noch einige Schritte weiter gegangen, ſo ſahen ſie ſeitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer ſitzen; dieſe, als ſie das ſtille Fortwandeln unſerer Reiſenden vernahmen, fuhren ſchnell auf, und liefen auf ſie zu. Leiſe ſagte Hieron zu Aboni: ſtehe nur feſt, bleib auf dem Weg, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und ſchwinge dann dein Schwerdt mit ſtarker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, ſondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich ſorgen. Während Hieron das ſagte, hatte er auch ſchon ſeinen Bogen ein paar mal geſpannt, und ein paar Pfeile unter den Haufen los gedrückt; dieſe muthige Gegenwehr machte die Räuber ſtutzig, ſie wichen zurück und ſetzten ſich wieder zu ihrem Feuer, unſere Reiſende aber verfolgten ihren Weg.

Nach einigen Minuten Gehens hörten ſie ſeitwärts in der ſtockfinſtern Nacht ein leiſes klägliches Winſeln, es war der Ton eines wirklichen Weſens, das ſchwer leidet. Aboni bemerkte das, ach Hieron, ſagte er: darf ich nicht zuſehn, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Perſon helfen?

Hieron. Dein Vorſatz iſt ſehr löblich, aber du darfſt keinen Schritt vom Weg thun.

Aboni. Verzeih lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg einen Unglücklichen zu retten, ſey niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, ſey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, dieſe Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängſt deine Reiſe gut an; jetzt aber folge mir. Das was du da hörſt, iſt die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verſchlingen würde, wenn du dich ihm nahteſt.

Aboni. Das iſt erſchrecklich! wie leicht kann aber da ein unwiſſender Reiſender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der dieſe Reiſe mit Glück machen will, einen ſichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen?

Hieron. Nein! nicht fern von uns iſt eine ſtarke Verzäunung von Palliſaden.

Ungeachtet der ſtockdicken Finſterniß, ſetzten ſie doch ihren Weg ziemlich ſchleunig fort; es währte aber nicht lange, ſo fühlte ſich Aboni von hinten her mit ſtarkem Arm umſchlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß jemand den Schild von ſeinem linken Arm zu winden ſuchte, da er aber ſeinen rechten Arm, mit dem er das Schwerdt trug, frei hatte, ſo ſetzte er ſeinen Reiſeſtab mit dem ſtarken Stachel in den Boden, und faßte ihn feſt mit der linken Hand; dann ſchwang er ſich rechts um, indem er mit dem Schwerdt einen Hieb führte; dadurch rang er ſich nicht alſein los, ſondern er entfernte auch ſeinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du haſt dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Deſto beſſer; aber gieb wohl acht, ich ſehe da etwas kommen, das uns zu ſchaffen machen wird.

Aboni. Ja wenn ich nur ſehn könnte! mein Muth wächſt zuſehends.

Indem ſie ſo ſprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich, und richtete ſich auf um den Hieron mit ſeinen ausgebreiteten Vorderklauen zu faſſen. Hieron ſchritt etwas zurück, Aboni zückte ſein Schwerdt, und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertazzen ab. Die Beſtie ſank nieder, und die Reiſenden gingen weiter.

Hieron. Aber ſage mir doch, Aboni, du biſt ein gewaltiger Menſch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht geſucht, wie kommſt du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundre mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wuſten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle ſind mir nicht fremd.

Aber ich bin ſo müde und ſchläfrig; dieſen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, ſo ſind wir in der Herberge. Aber ſchließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewiſſe ſchläfrige Ermattung den guten Aboni dergeſtalt, daß er anfing, in die Knie zu ſinken, und zu ſtraucheln. Hieron bemerkte dies, er ſuchte ihn alſo zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm, und unterſtützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen ſchrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indeſſen ſchützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging ihm aller Schlaf; auf dem Fuß drehte er ſich um, und führte einen ſo gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehſt du, wie nöthig einem auf dieſer Reiſe gute Waffen ſind! — Beſonders iſt dein Schwerdt vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung ſagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur ſo fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelſtunde, bis ſie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verſchloſſenes Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts einer, wer ſeyd ihr? — Hieron antwortete: Nach Aetherion Reiſende! — Jetzt ward die Pforte geöffnet, man ließ ſie hinein, und ſchloß dann wieder zu. Der

Pförtner war ein gar ſanfter und freundlicher Mann, er führte die beiden Pilger in einen Saal; wo der Herr des Hauſes mit ſeiner Familie ſaß; ſie hatten eben zu Nacht gegeſſen, und waren im Begriff ſchlafen zu gehen, denn es war faſt elf Uhr, jetzt aber blieben ſie den Reiſenden zu Gefallen noch auf, und unterhielten ſie auf eine liebliche Weiſe. Zugleich wurden delicate Speiſen und Getränke aufgetragen, an denen ſich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte ſich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgeſtoßen ſeyen? — Hieron erzählte alles, und vergaß nicht das Lob ſeines Reiſegefährten zu verkündigen, dies verbat ſich aber Aboni, indem er ſagte: Lieber Freund! das ſage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das ſind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn ſich meine Geſchenke verhalten ſollen, wie der Werth meiner Handlungen, ſo werde ich übel aufgenommen werden, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm ſagſt, daß ich immer gethan hätte was ich konnte, ſo wird er ja barmherzig ſeyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweiſen, wenn es auch gering iſt.

Hieron redete ihm freundlich zu, tröſtete ihn, und verſprach für ihn zu ſorgen, hierauf gingen ſie alle beide zur Ruhe.

Als ſie des Morgens ſanft geſchlafen und ausgeruht hatten, ſo ſtanden ſie auf, zogen ſich an, und genoſſen das Frühſtück. Jetzt zog Hieron ſieben ſchwere Steine hervor, und ſagte: Aboni, nimm dieſe Steine und verwahre ſie wohl, ſie ſind die Zeugen deines Wohlverhaltens am geſtrigen Tage. Aboni nahm ſie traurig an, und erwiederte: Ach wie ſchmutzig und dunkel ſehen ſie aus! — aber ich weiß auch ſehr wohl, daß ich keine beſſere verdiene. Hieron antwortete: ſey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht, für das Uebrige laß mich ſorgen.

Nun nahmen beide Reiſende Abſchied von den freundlichen Leuten, und begaben ſich wieder auf den Weg; die Witterung war ſehr ſchön, der Weg bequem, und allmählig aufwärts führend. Jetzt freute ſich Aboni hoch, daß er auf der Reiſe war; beide Pilger unterredeten ſich lieblich, Hand in Hand, miteinander; indeſſen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis ſie endlich auf eine ſehr erhabene Hohe gelangten, von welcher man Ausſichten genoß, die über alle Vorſtellung gingen. Jetzt nimm dich in acht! fing Hieron bedeutend an; denn eben dieſer ſchöne Weg iſt gerade einer der gefährlichſten; du darfſt wohl Blicke in die weite ſchöne Natur thun, aber du mußt ja nicht vergeſſen, immer vor die Füße zu ſehen, und keinen Schritt ſtill ſtehn. Dort in der Ferne vor uns ſiehſt du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an dieſem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang, damit du nicht vergeſſeſt, vor deine Füße zu ſehen, und hüte dich, daß du keinen Schritt lang ſtill ſtehſt.

Aboni. Ich begreiſe doch nicht, wie hier Gefahr ſeyn kann! — unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen ſie beſtehe, damit ich mich deſto beſſer in acht nehmen könne.

Hieron. Du haſt wohl mit einem Blick die ſchöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel geſehn! aber ſieh ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja ich ſah ſie und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beſchaffenheit erzählen: auf dieſer Burg wohnt ein ſehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unſeres Königs iſt, und daher alle, die nach Aetherion reiſen, mit Liſt zu fangen, und dann zu ſeinen Sklaven zu machen ſucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, denn das würde ihm übel bekommen, ſo bedient er ſich folgender Mittel: allenthalben läßt er längs dem Weg ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut ſäen oder pflanzen, welches ſehr ſtark und angenehm riecht.

Aboni. Den Geruch habe ich ſchon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun ſtille ſteht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufſucht und abbricht, ſo überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reiſende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen aufgeſtellt ſind, die auf die Rei ſenden merken, ſo entdecken ſie einen ſolchen Unglücklichen bald: er wird alsdann abgeholt und auf die Burg gebracht. Das Schlimmſte dabei iſt, daß ſolche Leute Lebenslang ſchwach am Verſtand bleiben, indeſſen der Tyrann weiß ſie zu brauchen, ſie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das iſt ſchrecklich! jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es giebt auch viele Reiſende, denen der Geruch beſonders angenehm iſt, und die deswegen langſamer gehen; dieſe bekommen allmählig eine Art Lähmung, ſo daß ſie nur ſehr ſchwer und langſam fortſchleichen konnen, und endlich doch entweder liegen bleiben, und dem Feind in die Hände gerathen; oder wenn ſie ihren Weg getreulich fortſetzen, ſo werden ſie an der Grenze des Reichs in ein Hoſpital gebracht, wo ſie eine ſchwere und langwierige Cur auszuhalten haben, bis ſie geſund ſind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Aboni. Ach laß uns eilen! jetzt riech ich es ſchon wieder ſehr ſtark! und ich ſpüre etwas Schwindel.

Hieron. Da nimm einen Schluck aus dieſer Flaſche, und dann ſchnell hinter mir drein! bald ſind wir aus dieſer gefährlichen Gegend heraus.

Nach einer guten halben Stunde gelangten ſie an einen ziemlich ſtarken Bach, über den eine ſchmale Brücke hinüber führte; Hieron ging voran, Aboni aber fing an zu ſchwanken. Ach Freund! hilf mir, ich ſchwindle — das verwünſchte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, ſchließ die Augen zu, und krieche auf allen Vieren, ſo wirſt du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte dieſem Rath, und ſo gelang es ihm; indeſſen war ihm doch der Kopf ſo eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher ihn ſein Begleiter oft aus ſeiner Flaſche ſtärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz verginge.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, ſo daß ſie an dieſem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten ſie auf ein ſchönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menſchen thätig waren und arbeiteten. Wer ſind denn dieſe fleißige Leute? fragte Aboni.

Hieron. Dieſe ſind im Dienſte unſeres Königs, denn der große ſchöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden auch da übernachten.

Aboni. Was ſagſt du Freund! ſind wir denn ſchon ſo weit — ſind wir ſchon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereiſt ſind, dem König, allein da es immer von mancherlei Reheilen verwüſtet, und unſicher iſt, ſo nimmt Er gerne ſolche ins Reich Aetherion auf, die freiwillig zu Ihm kommen wollen, und ſich der Herrſchaft der Aufruhrer entziehen.

Adoni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde!

Hieron. Das wird Er zu ſeiner Zeit gewiß thun, jetzt hat Er aus weiſen Urſachen noch Geduld mit ihnen.

Indem ſie ſo fortwandelten, und mit einander redeten, nahte ſich ihnen ein wohlgekleideter Mann, der auch die Uniform des Königs trug, ſie aber mit allerhand Flitterſtaat und Bändern ausgeputzt hatte. Wer iſt dieſer? fragte Adoni. Leiſe antwortete Hieron: der iſt einer von den Aufſehern über die Arbeiter, hüte dich für ihm, und folge ihm durchaus nicht. Indem trat der Aufſeher herzu und ſagte: Gott grüß dich Hieron! was bringſt du da für einen Pilger?

Hieron. Halte uns nicht auf, es wird ſonſt Nacht, ehe wir auf die Herberge kommen.

Er. Höre du junger Mann! komm mit mir! ich kann dich glücklich machen! du kannſt hier in den Dienſt des Königs kommen, und ein ſehr vornehmer Herr werden. Dann liſpelte er Adoni noch leiſe ins Ohr: traue doch dem Führer nicht, den du da bei dir haſt, er iſt ein gemeiner Menſch, und kann dich bei dem König nicht empfehlen. Adoni ſtutzte über dieſe Rede, und er glaubte nicht beſſer thun zu können, als daß er ſie ſeinem Freunde Hieron von Wort zu Wort wieder ſagte. — Schamroth eilte der Verläumder weg, und Hieron drückte Aboni die Hand, küßte ihn durch den Schleier, den er immer vor dem Geſicht trug, und ſagte: das ſoll dir nicht unvergolten bleiben! — aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie gingen alſo ſchnell die Höhe hinan, und als ſie zur Pforte des Meierhofes hineinſchritten, empfingen ſie den letzten Strahl der untergehenden Sonne; der Meier war ein anſehnlicher und reicher Mann, er nahm unſre Reiſenden freundlich auf, und erkundigte ſich bei Hieron, wer ſein Begleiter ſey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geſchichte, und gab ihm das beſte Lob, ſo daß ihm der Meier mit freudigem Lächeln die Hand drückte, und ſagte; Sey mir willkommen lieber Freund! halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reiſe ſo vorſichtig und ſo treu, wie du ſie angefangen und bisher fortgeſetzt haſt, du ahneſt nicht, welch ein Glück dann auf dich wartet.

Aboni. Ach lieber Herr! meine Steine ſind aber ſo ſchlecht und gar unanſehnlich, wie darf ich es wagen damit dem König ein Geſchenk zu machen?

Der Meier. Laß mich ſie ſehen!

Aboni gab ihm ſchamroth ſeinen Beutel hin; der Meier ging, ſie zu probiren und auf die Waage zu legen; bald kam er wieder und ſagte: ſey zufrieden! du wirſt zu Gnaden aufgenommen werden; eben dein Bekenntniß, daß ſie zu ſchlecht-ſeyen, giebt ihnen in den Augen des Königs den höchſten Werth.

Hieron. Für dein heutiges ſchönes Betragen, lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach auch dieſe ſind noch viel zu ſchlecht, ſie ſchimmern ja gar nicht, und ſind auch noch ſehr ſchmutzig.

Nun ſpeiſten ſie mit dem Meier an ſeinem Tiſch und legten ſich dann zur Ruhe.

Als ſie des Morgens aufgeſtanden waren, ſo führte **Hieron** ſeinen **Aboni** ans Fenſter, und zeigte ihm die ſchöne Ausſicht; ſiehſt du nun, ſagte er, mit zärtlich=liebreicher Stimme, das Land **Aetherion**? du haſt nun nicht weit mehr.

Aboni. Ach wie unausſprechlich herrlich! — welche Städte, und welche Schlöſſer! — Ach wenn wir nur ſchon da wären!

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reiſe antreten; du wirſt aber noch ſchwere Proben auszuhalten haben, ehe du ins Land kommſt; aber ſorge nicht! folge du nur treulich meinem Rath, ſo haſt du nichts zu fürchten.

Jezt nahmen ſie Abſchied von dem Meier, der **Aboni** freundlich die Hand bot, und dann eine glückliche Heimreiſe wünſchte; ihm war auch ſo innig wohl, daß er auf dem Wege Loblieder ſang, und ſeine Schritte beſchleunigte. Kaum hatten ſie eine halbe Stunde zurück gelegt, als ſie an einen ſteilen Abhang kamen, den ſie hinabſteigen mußten; nun war aber der Weg ſehr ſchlüpfrig, ſo daß Aboni immer ausglitſchte, und in Gefahr war, in den Abgrund zu ſtürzen, der ſich an der linken Seite befand; er nahm ſich zwar ſehr in Acht, und bediente ſich ſeines Reiſeſtabs fleißig, allein die Gefahr war doch ſo groß, daß er anfing zu zittern und zu zagen, und ſeinen Freund Hieron um Rath und Hülfe bat; dieſer redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorſicht, und faßte ihn dann an der Hand, um ihm vollends hinab zu helfen, welches dann auch endlich, wiewohl mit großer Angſt und Mühe, gelang. Indeſſen war nicht viel damit gewonnen, denn nun mußten ſie durch ein ſehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht ſahe, und was noch das Schlimmſte war, es hatte ſich ein düſterer ſtinkender Nebel hinein gelagert, ſo daß man kaum Odem holen konnte; hier wehte kein erquickendes Lüftchen, und wenn Aboni nur ein paar Schritte zurückblieb, ſo ſahe er weder den Weg noch ſeinen Begleiter; er faßte dieſen alſo hinten am Kleid, und aller Müdigkeit und Betäubung ungeachtet, ſchritt er wacker fort, ſo daß ſich Hieron innig ſeiner freute. Endlich gegen Mittag kamen ſie heraus ins Freie. Hier fanden ſie nun wieder einen königlichen Meierhof. Das Gebäude umher war entzückend ſchön, und ein erquickender Oſtwind wehte von Aetherion herüber; hier fand man auch ſchon Gewächſe, die aus jenem Lande hieher verpflanzt waren, und auch ziemlich wohl gediehen. Hieron faßte ſeinen Freund Aboni freundlich an der Hand und führte ihn langſam zu der friedlichen ſchönen Wohnung, die nicht ferne von ihnen am Wege ſtand.

Dieſer Meier war noch anſehnlicher und vornehmer als der, der ſie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute ſich ihrer Ankunft, und erkundigte ſich ebenfalls nach unſerm Aboni. Als er nun von Hieron alles das Gute hörte, ſo umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über ſeine Steine, über ſein geringes Herkommen, und über ſeine Armuth. Der Meier tröſtete ihn mit den Worten: dieſe Geſinnung iſt dem Könige weit lieber, als alle deine Steine, ſey darüber nicht bekümmert. Dann führte er ſie an ſeinen Tiſch zum Mittagmahl, wo ſie eine große Anzahl Gäſte fanden, die alle unſere Reiſende ſehr liebreich empfingen, und beſonders Aboni mit der innigſten Freundſchaft umarmten. Hier labte er ſich recht, und fand ſich bald ſo geſtärkt, daß er ſeinen Führer bat, nun die Reiſe wieder mit ihm fortzuſetzen. Auf einmal aber trat einer von der Gränzwache des Königreichs herein; nachdem er alle durchdringend angeſehen hatte, worüber ſie alle erſchracken und erblaßten, ſo blieb ſein drohendes Auge auf Aboni haften, dann winkte er ihm ſchnell zu folgen.

Aboni erſchrack auch darüber, doch faßte er ſich wieder, beſonders als ihm Hieron ſagte, jetzt lieber Aboni! mußt du den letzten ſauern Gang gehen, du wirſt nach Aetherion abgefordert, aber ſey getroſt! ich verlaſſe dich nicht, halte dich nur immer feſt an mich, damit du mich nicht verlierſt; dieſer furchtbare Führer wird uns begleiten, und uns den Weg führen, der für dich der ſchicklichſte iſt. Hier haſt du wieder einige ſchöne Steine für dein heutiges Betragen. Aboni ſteckte die Steine in ſeinen Beutel, er ſchwieg zwar, aber er weinte ſtille Thränen darüber.

Nun winkte der ernſte Führer vorwärts. Hieron ging voran, Aboni folgte, und der Führer ging zu hinterſt; er trieb aber ſo ſtreng zum forteilen, daß Aboni gänzlich ermattete, und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzſtärkung aus ſeiner Fläſche, allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn ſo, daß ihn der Führer endlich auf ſeinem Rücken vollends den Berg hinauf trug; während dem klagte er immer über ſeine Steine, und über ſein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch ſein Kleid ein: Ach! ſagte er: mit dieſem Kleid ſoll ich vor dem König erſcheinen, und es iſt von der weiten Reiſe ſo gar ſchmutzig geworden. Nein! ich kann nicht gnädig aufgenommen werden! — Dafür laß mich ſorgen, verſetzte Hieron mit liebreicher Stimme, faſſe nur Muth! Bald haſt du den letzten Berg erſtiegen, und dann wirſt du unausſprechlich glücklich ſeyn. Indem Hieron noch redete, waren ſie droben. Hier war nun eine hohe und ſteile Felſenwand; unten in dieſer Wand ſahe man die Mündung einer Höhle die voll Waſſer war: und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, in dem ein Schiffer ſaß, der Aboni freundlich winkte, übrigens ſah er ſchrecklich aus. Aboni entſetzte ſich, und bebte vor dem Schiffer und ſeinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit ſtarkem Arm, und brachte ihn ins Fahrzeug. Hieron ſetzte ſich zu ihm und ſprach: Nur noch dieſen ſchauerlichen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus, und dann wirſt du dich mit nie empfundener Freude freuen. Aboni hörte dies noch, aber nun überfiel ihn eine Ohnmacht, und aus dieſer gerieth er in einen ſanften Schlaf. Während dieſem kamen ſie durch den Berg, und auf der andern Seite heraus; jetzt zogen ihm der Schiffer und der Führer ſein ſchmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine ſchöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war, und kehrten dann wieder zurück auf ihren Poſten.

Bald erwachte Aboni, er befand ſich wohl und jugendlich geſtärkt: vor ſeinem Bett ſtand Hieron, der nun auf einmal den Schleier und den Mantel ablegte, und mit himmliſchem Lächeln auf Aboni hinblickte —— mit freudigem Schrecken ſah dieſer einen jungfräulichen Engel im Laſurgewand da ſtehen, er ſchlug die Hände zuſammen und rief: Mein Herr und mein Gott! haſt du mich eines ſolchen Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das verdanken? — aber du biſt nun mein Hieron nicht mehr, wer biſt du dann?

Sie. Ich bin Sulamith, eine Tochter des Königs, und deine ewige Freundin; mein Beruf iſt, Menſchen glücklich zu machen, und darinnen fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.

Hierauf zog ſie Adoni's ſchmutziges Kleid hervor, und beſprengte es mit einer blutrothen Tinctur, die es alſofort wie ein Lichtſtrahl durchdrang, und alle, auch die kleinſten Fleckchen tilgte, ſo daß nun das Kleid einen himmliſchen Glanz bekam; ſo mußte es nun Adoni anziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer ſich war; aber nun meine Steine! ſagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und ſchweigend nahm Sulamith einen großen kryſtallenen Becher; füllte ihn mit der blutrothen Tinctur, warf dann einen Stein nach dem andern hinein, und ſo wie ſie ſie wieder heraus zog, ſtrahlten ſie ein ſo herrliches ſiebenfarbiges Feuer, daß es ſterbliche Augen nicht ertragen konnten. Adoni jubelte für Freude, und ſagte: wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer ſolchen Ehre und Herrlichkeit! — ich darf meine Augen für Beſchämung nicht aufheben.

Sulamith antwortete: eben dieſe Geſinnung bewegt mich, die noch ein beſonderes Geſchenk zu machen: damit zog ſie ein prächtiges Diadem von orientaliſchen Perlen hervor, ſetzte es ihm auf ſein Haupt, und ſprach: ſo ausgerüſtet darfſt du nun vor dem König erſcheinen; Er wird dich ſehr gnädig empfangen, und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorſtellung machen kannſt; jetzt komm! wir wollen zu ſeinem Throne eilen, und Ihm für ſeine überſchwengliche Gnade ewigen Dank opfern.

Liebe Leſer! könnt ihr dies Räthſel errathen? aber auch in allen ſeinen Theilen errathen? — Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! aber ſelig iſt der, der es auch bis zum Perlendiadem, und zum Anbeten vor dem Thron, aus Erfahrung kann! — Glückliche und geſegnete Reiſe!

6.

Philomenes.

Eine orientaliſche Erzählung.

In Epheſus wohnte Glycea, eine arme Wittwe, die ſich mit nähen und ſpinnen ärmlich nähren mußte; ſie hatte einige Kinder, die größtentheils noch unerzogen waren; unter dieſen befand ſich ein Knabe, der von Geburt an außerordentliche Gaben, und vortreffliche Anlagen zeigte; da ihn nun ſeine Mutter nicht beſchäftigen, und eben ſo wenig ſeinen Talenten gemäß erziehen konnte, ſo ſuchte der arme Knabe bald hie bald da unterzukommen und da wo er konnte, jemand Dienſte zu leiſten, um die nothdürftigſten Kleider und Nahrung zu bekommen. Einsmals als er für einen Fiſcher Fiſche in die Stadt tragen mußte, und ihm das Gefäß mit Waſſer, das er mit den Fiſchen auf dem Kopf trug, zu ſchwer wurde, ſo hub er es ab, ſetzte es auf den Boden; dann ſetzte er ſich dabei nieder und weinte; indem kam der Oberprieſter der Göttin Diana bei ihm vorbei, er blieb ſtehen und fragte: Knabe warum weinſt du?

Der Fiſcher Theophöbus hat mir befohlen dieſe Fiſche in ſein Haus zu tragen, aber ſie ſind mir zu ſchwer.

„Wie heiſeſt du?

Philomenes?

„Wer biſt du denn Knabe?

Ich bin ein Sohn der Wittib Glycea.

„Die kenne ich wohl, ſie iſt eine brave Frau; da bring dies Geld dem Fiſcher Theophöbus, laß dann die Fiſche hier ſtehen, und komme zu mir, du kennſt mich doch?

Mein Herr! ich kenne dich nicht.

„Ich bin Eumenes, der Oberprieſter der großen Diana der Epheſer.

Der Knabe lief was er laufen konnte, brachte dem Fiſcher das Geld, der ſeine Fiſche zurückholte, und ging dann in die Stadt zum Oberprieſter; dieſer trug ihm nun einige geringe Dienſte auf, die er im Tempel zu verrichten hatte; dafür belohnte er ihn ſo reichlich, daß er auch ſeiner armen Mutter noch etwas abgeben, und ſie unterſtützen konnte; dies that er aber auch treulich; er lebte ſehr ſparſam, und alles was er erübrigen konnte, das trug er nach Haus zu ſeiner Mutter, und zu ſeinen Geſchwiſtern.

Als er einige Jahre dieſen Dienſt verſehen hatte und ungefähr 18 Jahr alt war, ſo kamen zween Kaufleute nach Epheſus, der eine war von Tyrus und der andere von Cäſarea in Paläſtina, dieſe kamen um den Dianentempel zu beſehen; denn ob er gleich von Heroſtratus Zeiten her in den Ruinen lag, ſo war er doch noch immer der Mühe werth von Fremden geſehen und beſucht zu werden. Dieſen zween Kaufleuten zeigte Philomenes alles Sehenswürdige des Tempels und der Stadt. Während dem Herumgehen hatten die zween Kaufleute folgendes Geſpräch miteinander:

Kleon der Tyrier fing an und ſagte: man muß doch geſtehen, daß die Griechen in der Baukunſt und in der Bildhauerkunſt außerordentlich geſchickte und große Meiſter gehabt haben.

Simon der Jude aus Cäſarea antwortete: Ja! das iſt wahr, das Schöne, Nette, wiſſen ſie gut zu treffen, ſie copiren das Schönſte der Natur ſehr genau, aber ſage mir doch, macht nicht unſer Tempel zu Jeruſalem, ſo wie er da auf dem Felſen ſteht, einen tiefern und bleibendern Eindruck als alle griechiſche Pracht-Tempel, gemeiſelte Götter und Göttinnen?

Kleon. Ich bin ein paarmal auf Oſtern zu Jeruſalem geweſen, und ich geſtehe dir, daß mich das Erhabne des Tempels, ſeine unbeſchreibliche Pracht, und das Geheimnißvolle, Ernſte, und Majeſtätiſche eueres Gottesdienſtes tief gerührt hat.

Simon. Bei einem Menſchen der nur einiges Gefühl hat, kann das nicht fehlen.

Kleon. Aber verzeihe mir lieber Simon! man ſollte doch denken, bei einem ſolchen erhabenen feierlichen Gottesdienſt müßten die Menſchen auch beſſer werden, als euer gemeines Volk iſt; denn ſage mir Freund! ſeyd ihr Juden wohl um ein Haar beſſer als wir Phönizier? — Ich weiß nicht was es mit euerem Juden-Gott für eine Bewandniß hat; an unſre Götter glaub ich nicht, ich weiß alſo von keinen vernünftigen Weſen als von den Menſchen, und glaube auch an keine Andere, aber davon bin ich doch überzeugt, daß wir Menſchen anders werden müſſen als wir wirklich ſind, wenn die Welt beſtehen ſoll. Dazu ſollte nun der Gottesdienſt dienen, allein ich kenne keinen, der die Wirkung thut.

Simon. Wenn unſer Gottesdienſt die Wirkung nicht thut, ſo iſt nicht er, ſondern die Menſchen ſind Schuld daran; du ſagſt ganz recht, daß wir Juden im Ganzen nicht beſſer ſind als ihr Phönizier, aber wenn wir die Länder der Heiden und der Juden von Haus zu Haus, und von Hütte zu Hütte durchgehen, und unterſuchen würden, ſo würden wir doch finden, daß unter den Juden weit mehr wahrhaft tugendhafte Menſchen leben, als unter den Phöniziern.

Kleon. Du kannſt recht haben; ich habe meines Berufs wegen viele Reiſen ins jüdiſche Land gemacht, und bei allem Verderben viele rechtſchaffene Menſchen gefunden, Mehrere und Beſſere als bei uns; allein was hilft das? Die ganze Maſſe der Menſchheit iſt und bleibt verdorben, und es wird nie etwas Rechts daraus.

Simon. Da denken wir Juden nun ganz anders: haſt du unſer Geſetz geleſen?

Kleon. Nein! geleſen habe ichs nicht, aber viel davon gehört; es ſollen viele ſchöne und merkwürdige Sachen darinnen ſtehen.

Simon. Unſre Propheten haben ſchon vor mehreren Jahrhunderten geweiſſagt, es werde einmal in unſerer Nation ein Mann erſcheinen, der alle Nationen beherrſchen und zu lauter guten frommen Menſchen bilden würde; da nun bisher alle Weiſſagungen der Propheten pünktlich eingetroffen ſind, ſo wird auch dieſe Weiſſagung gewiß eintreffen.

Kleon. Ja ein ſolcher Mann muß einmal auf die Welt kommen, wenn aus der Menſchheit das werden ſoll, wozu ſie, — nach meiner Einſicht beſtimmt iſt.

Simon. Nach allen Winken, welche die Propheten in ihren dunkeln Ausſprüchen geben, kann die Zeit nicht weit mehr entfernt ſeyn, wo dieſer ſo ſehnlich erwartete Beglücker der Menſchheit erſcheinen muß. Haſt du etwas von **Jeſus** von **Nazareth** gehört.

Kleon. Man ſpricht in unſerer Stadt, in **Tyrus** viel von dieſem Wundermann, man ſagt, er befehle den Krankheiten und den böſen Geiſtern, wie der Herr den Knechten, und ſie gehorchten auf der Stelle. Allein man hat dieſer Wundergeſchichten unter allen Völkern viele, und wenn man ſie genau unterſucht, ſo iſt nichts daran, ich glaube an dergleichen Dinge nicht.

Simon. Ich kenne **Jeſum** von **Nazareth**, ich habe ſelbſt ſeine Thaten geſehen, und ſeine Reden gehört; ich habe geſehen, wie er die ſchwerſten Krankheiten durch einen Machtſpruch heilt; und ſeine Reden ſind ſo fremd und ungewöhnlich, als wenn ſie aus einer andern Welt herkämen, aber ſie ſind wahr, ſie gehen einem durch Mark und Bein, wer ſo lebt wie er lehrt, der wird gewiß der vollkommenſte Menſch.

Kleon. Man erzählt bei uns, er habe einſt auf einer Hochzeit einige Gefäße voll Waſſer in recht guten Wein verwandelt, das iſt doch zu arg, welcher vernünftige Menſch wird das glauben?

Simon. Nach dem was ich ſelbſt von Ihm geſehen habe, glaube ichs gar gerne.

Kleon. Aber ſage mir, lieber Simon! wenn das Alles wahr wäre, ſo wär er ja kein Menſch mehr, ſondern ein Gott.

Simon. Er behauptet auch ſelbſt, er ſey der Sohn des einigen Gottes; und ich würde keinen Augenblick anſtehen, ihn für den Weltbeherrſcher, den wir Meſſias nennen, zu halten, aber er iſt ein armer geringer Handwerksmann, der von den Wohlthaten ſeiner Freunde lebt, und ſeine Eltern und Verwandten ſind gemeine Leute; wie läßt ſich bei ſolchen Umſtänden an einen Weltherrſcher denken?

Kleon. Ein Mann, der bloßes Waſſer in Wein verwandeln, und Krankheiten durch bloße Befehle heilen kann, der hat auch wohl das Vermögen, ſich Geld, Ehre und Anſehn zu verſchaffen, wenn er es für gut findet. Der Jeſus muß wohl ſeine weiſen Abſichten dabei haben, daß er ſo in der Welt auftritt; vielleicht will er nicht die Welt durch Waffen, ſondern dadurch erobern, daß er alle zur Tugend leitet. Kurz, wenn ich wieder in Euer Land komme, ſo muß ich ihn aufſuchen, und kennen lernen.

Simon. Komm zu mir nach Cäſarea, wir gehen dann wohl zuſammen; denn ich hab auch keine Ruhe in meinem Herzen, bis ich mit dem Mann auf dem Reinen bin. So arm und gering er iſt, ſo beträgt Er ſich doch in ſeinen Reden wie ein Mann, der Kaiſern und Königen gebietet. Unſere Prieſter und Obrigkeiten ſchont er ſo wenig, wie Bauern und Bettler, aber im Umgang iſt er ſo demüthig, daß er immer die unterſte Stelle wählt, und mit den Kindern und armen Leuten giebt er ſich am liebſten ab.

Während dieſen Reden war Philomenes ganz Ohr; der Mann, der Waſſer in Wein verwandeln, und Krankheiten durch ein bloßes Wort heilen konnte, füllte ſeine ganze Seele aus; er dachte, wer Waſſer in Wein verwandelt, der kann auch Steine in Gold verwandeln, und wenn Er die Armen ſo lieb hat, ſo würde er mir auch meine Bitte gewähren, und mir ſo viel Steine in Gold verwandeln, als ich nöthig hätte, um meine Mutter und Geſchwiſter ordentlich damit zu ernähren. Ach! wenn ich doch bei dem Jeſus wäre! Das war ſein beſtändiger Wunſch. Gern wäre er mit den Kaufleuten gegangen, aber er hätte keinen Heller Geld, und wenn er wegging, ſo mußte ſeine Mutter darben. Dies wußte er, darum verſuchte er es auch nicht, mit den Kaufleuten zu reden, und ihnen ſeinen Wunſch zu entdecken. Sie gaben ihm ein gutes Trinkgeld, und reiſten dann wieder fort.

Von nun an hatte Philomenes keine Ruhe mehr; immer lag ihm der jüdiſche Mann im Sinn, aber immer nur blos in Beziehung auf ſeine Mutter und ihre Armuth. An höhere Zwecke dachte er nicht, und wie konnte ein heidniſcher Knabe in Epheſus zu der Zeit an höhere Zwecke denken! — Wenn ich nur ſo viel hätte, daß meine Mutter einige Monate leben könnte, ſo reiſte ich nach Paläſtina zu dem Wundermann, ich weiß gewiß, er würde mir helfen, und Steine in Geld verwandeln.

Einsmals als ihn der Oberprieſter hinaus ins Feld geſchickt hatte, wohlriechende Kräuter zu ſammeln, die man an gewiſſen Feſten zum Opfern brauchte, — es war am Nachmittag gegen Abend — ſo ſahe er ein paar hundert Schritte vor ſich hin einen Jüngling in einer ſchimmernden Geſtalt und fremder unbekannter Kleidung. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn, denn er glaubte einen von den heidniſchen Göttern zu ſehn; er erſtaunte über dies unverhoffte ſo ſeltne Glück, doch getraute er ſich nicht, ſich der Erſcheinung zu nähern. Indeſſen winkte ihm der glänzende Jüngling, und kam auf ihn zu. Philomenes fiel auf ſeine Knie und bückte ſich zur Erden. Der Jüngling richtete ihn auf und ſprach: ich bin geſandt, dir zu ſagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm biſt, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, ſo werden deine Wünſche erfüllt werden; nun verſchwand er. Philomenes ſtand da wie in die Erde gewurzelt, endlich beſann er ſich, ſuchte und ſammelte ſeine Kräuter und ging nach Haus. Er erzählte dem Oberprieſter und ſeiner Mutter, was er geſehen hatte, ſie verwunderten ſich, und dachten nicht weiter darüber nach, aber bei dem Philomenes bliebs nicht bei dem Verwundern, ſondern er dachte: was mir der Göttliche befohlen hat, das muß ich nothwendig befolgen. Unter dem Gott der Götter dachte er ſich den Zeus. Zu dieſem wendete er ſich alſa täglich im Gebet, und ſuchte ihn immer im Andenken zu behalten. Doch konnte er den jüdiſchen Jeſus nicht aus dem Sinne bringen, und es war ihm, als wenn ſeine Sehnſucht zu ihm noch immer zunähme.

In dieſer Unruhe des Gemüths, kam er auf den Gedanken, der Mann, der ſo viel von Jeſus geredet hätte, ſeye ein Jude geweſen, da nun auch einige Juden in Epheſus wohnten, ſo wollte er ſie beſuchen und ſie fragen: ob ſie etwas von Jeſus wüſten? er ging alſo zu einem Namens Ephron, welcher in der ganzen Stadt für einen braven Mann gehalten wurde, er fand ihn im

Garten hinter ſeinem Haus in einer Laube ſitzen; er fing alſo an:

Lieber Herr Ephron! Du wirſt mir verzeihen, daß ich dich beſuche und dir vielleicht beſchwerlich falle. Vor einiger Zeit waren zween Kaufleute aus Syrien hier, wovon der eine ein Jude aus Cäſarien war; dieſer erzählte von einem Wundermann, der auf einer Hochzeit Waſſer in Wein verwandelt und ſonſt viele, merkwürdige Thaten verrichtet hätte; ich wollte dich nur fragen, ob du auch von ihm gehört hätteſt?

Ephron. Wer biſt du Jüngling, daß du zu mir, einem Juden, kommſt, und nach Sachen fragſt, die euch Heiden ſonſt wenig intereſſiren?

Philomenes. Verzeihe mein Herr! ſeitdem ich von dieſem Manne gehört habe, hab ich keine Ruhe mehr; nun ging ich geſtern um wohlriechende Kräuter zum Opfer zu ſuchen, und da erſchien mir ein glänzender Jüngling, der ſprach zu mir: ich bin geſandt dir zu ſagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm biſt, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, ſo werden deine Wünſche erfüllt werden. Ephron erſtaunte, ſahe den Jüngling ſtarr an, und fragte: Wer biſt du?

Philomenes. Ich bin ein Sohn der armen Wittwe Glycea, und diene im Tempel der Diana.

Ephron. Weiſt du denn auch, wer der Gott der Götter iſt, den du anbeten ſollſt?

Philom. Ich denke daß es Zeus iſt.

Ephron. Es iſt der Gott, der Himmel und Erden, und alles, was darinnen iſt, auch die Menſchen geſchaffen hat.

Philom. Kennſt du den Gott?

Ephron. Ja! ich und alle Juden kennen ihn; Er allein iſt Gott, alle andere Götter ſind entweder erdichtet, oder ehmals eben ſo elende, ſündige und ſchwache Menſchen geweſen, wie wir, die alſo jezt unmöglich Götter ſeyn können.

Philom. Freilich! der Gott, der Himmel und Erde, Sonne Mond und Sterne, und auch die Menſchen geſchaffen hat, der muß wohl der höchſte, der Gott aller Götter ſeyn. Aber wie lerne ich ihn kennen?

Ephron. Der glänzende Jüngling hat dirs ja geſagt, du ſollſt zu Ihm beten, und vor Ihm wandeln.

Philom. Wie nenne ich Ihn denn, wenn ich zu Ihm bete?

Ephron. Nenne Ihn: Gott Iſraels! Schöpfer aller Dinge; aber höre Jüngling! Du gedachteſt vorhin eines jüdiſchen Wundermanns, der Waſſer in Wein verwandelt habe, zu dem mußt du reiſen, der wird dir ſagen was du thun ſollſt.

Philom. Kennſt du den Mann?

Ephron. O ja! ich habe viel von ihm gehört, ihn auch einmal zu Jeruſalem auf dem Oſterfeſte geſehen.

Philom. Sollte er wohl Steine in Geld oder Silber verwandeln können?

Ephron lachte laut, und antwortete: Er kann viel, aber ob Er das kann, das weiß ich nicht; aber warum fragſt du ſo wunderlich?

Philomenes wurde betrübt, daß man über ihn lachte, und ſprach: Wahrlich! wenn man eine Mutter und Geſchwiſter hat, die Hunger und Durſt leiden, nackend und bloß ſind, da darf man wohl nach einem Manne verlangen, der Steine in Geld oder Silber verwandeln kann.

Ephron. Verzeihe guter Jüngling! das hatte ich nicht gewußt. Um deiner Mutter und Geſchwiſtern Nahrung und Kleidung zu verſchaffen, dazu bedarfs keiner Verwandlung der Steine in Geld oder Silber. Geh hole deine Mutter hieher! Philomenes lief was er laufen konnte, und holte ſie. Der Erfolg von allem war, daß ſich Ephron der Familie annahm, und ſie verſorgte; aber der edle Mann war damit nicht zufrieden, ſondern er ſorgte auch für das Wohl des guten Philomenes: denn er ließ ihn zu ſich kommen, und fragte ihn, haſt du nun keine Wünſche mehr? Der glänzende Jüngling ſagte dir, du ſollteſt den Gott der Götter anbeten, und vor Ihm wandeln ſo würden deine Wünſche erfüllt werden; deine Mutter und Brüder ſind nun verſorgt, prüfe dich genau, ob du nichts mehr auf dem Herzen haſt!

Philom. Ruhig bin ich noch nicht, es iſt etwas in mir, das ſich nach dem Wundermann, dem Jeſus von Nazareth ſehnt.

Ephron. Höre lieber Philomenes! du mußt dich von deinen falſchen Göttern zum wahren Gott bekehren, du mußt ein Jude werden, dann kannſt du auch zu Jeſu von Nazareth gehen, der wird dir dann weiter ſagen, was du zu thun haſt.

Philom. Iſt es dann noch nicht genug, wenn man den Gott der Götter kennt, Ihn anbetet, und vor Ihm wandelt?

Ephron. Das eben wird dir Jeſus der Prophet von Nazareth beantworten.

Dieſe letzten Worte hörte noch Aaron, ein anderer Jude, bei dem Eintritt in das Zimmer; er ſprach: was haſt du mit Jeſus von Nazareth, haſt du wieder Nachricht von Ihm?

Ephron. Ich bekam geſtern einen Brief von meinem Vettern in Bethſaida, der ſchreibt mir Wunderdinge von Ihm; und daß die Phariſäer, Geſetzgelehrten und Oberſten entſetzlich gegen Ihn aufgebracht ſeyen.

Aaron. Wahrſcheinlich, weil Er ihnen die Wahrheit ohne Scheu ins Geſicht ſagt.

Ephron. Freilich! mich ſoll nur wundern, wo das endlich hinaus will; ich fürchte für den

Propheten: denn Er ſcheint mir der größte zu ſeyn, den Iſrael je gehabt hat.

Nun fragte auch Aaron nach dem Jüngling, der da ſtand; Ephron gab ihm die genugende Nachricht, worauf er ihm die Hand drückte, und ſagte: du mußt dich zu unſerer Religion bekehren, ſo werden wir für dich ſorgen, und du wirſt glücklich ſeyn. Ephron fügte hinzu: du mußt nach Paläſtina reiſen, deine Mutter iſt nun verſorgt; dort kannſt du zu unſerer Religion übergehen, hier würde es Aufſehen machen, und uns Ungelegenheit verurſachen.

Philom. Meine liebe Herren! Wie kann ich nach Paläſtina reiſen, da ich keinen Heller Geld habe!

Ephron. Mir fällt eben ein, daß unſer Nachbar Abraham nächſte Oſtern nach Jeruſalem auf das Paſchafeſt reiſt, der ſoll dich als Bedienter mitnehmen.

Philom. Ja, wenn er es nur thut! Wie lang iſt es noch dahin!

Ephron. Daß er es thut, dafür ſtehe ich, in ſechs Wochen reiſt er ab. Aber hör! du darfſt nicht mehr der Göttin Diana dienen, nachdem du den einigen Gott der Götter anbeteſt.

Philom. Wovon ſoll ich dann leben!

Ephron. Komm du alle Tage zu mir, ich will dir Arbeit geben, du mußt aber von dem Allem hier kein Wort ſagen.

Philomenes eilte nun fort, und kündigte dem Oberprieſter den Tempeldienſt auf, unter dem Vorwand, er habe einen Dienſt gefunden, der ihm mehr eintrüge. Eumenes war wohl damit zufrieden, und entließ ihn.

Jetzt war nun des guten Jünglings ganzes Weſen mit dem großen Gedanken erfüllt, den Gott Iſraels, und Jeſum von Nazareth kennen zu lernen. Die Zeit wurde ihm lang, bis er die Reiſe antreten konnte, und als der Zeitpunct eintrat, [illegible] nahm er mit Freuden Abſchied von ſeiner Mutter und Geſchwiſtern, denn er wußte, daß ſie verſorgt waren, und ging nun mit ſeinem neuen Herrn Abraham zu Schiff; es zeigten ſich aber gleich Anfangs ſo mancherlei Umſtände, die eine gefährliche Schiffahrt anzeigten, daß alles Volk ſehr niedergeſchlagen war, und daher auch viele Vorſichtsregeln vernachläſſigten, und in vielen Fällen auch zu vorſichtig waren. Genug! das Schiff ſcheiterte an der Küſte von Cilicien, und nur wenige Menſchen, unter denen auch Philomenes war, wurden gerettet. Dieſe Geretteten waren entweder Schiffleute, oder Leute, die einen Beruf gelernt hatten, ſie konnten allenthalben wieder zu Brod kommen, das Alles aber fehlte dem armen Philomenes; er betete alſo unter tauſend Thränen zum unbekannten Gott Iſraels um Erbarmung und Hülfe; und da es gegen Abend ging, und ſich die Sonne zum Untergang neigte, ſo nahte er ſich einigen Fiſcherhütken, die nicht weit vom Ufer ſtunden, in der Hoffnung da Obdach und vielleicht auch etwas zu eſſen und zu trinken zu bekommen; er ging alſo in die Erſte, deren Thür er offen fand, und ſahe zween wackere junge Männer, die ſich mit ihrer alten Mutter zu Tiſch ſetzten, um ihr Abendbrod zu genießen. Philomenes grüßte beſcheiden und freundlich, und bat um Herberge, die alte Mutter fragte: ob er einer von denen wäre, die Schiffbruch gelitten hätten?

Er. Ja!

Sie. Nun ſo komme her, und ſetze dich zu uns, iß und trink dich ſatt.

Philomenes gehorchte, und da er in ſeinem Innern fühlte, daß dies wirkliche Gebetserhörung ſey, ſo dankte Er dem Gott Iſraels, und betete, daß Er ihn nun auch ferner glücklich zum Ziel lenken möchte, welches darin beſtand: Jeſum von Nazareth perſönlich kennen zu lernen.

Die alte Frau hieß Doris und ihre zween Söhne Alexis und Zeuxis; während dem Eſſen begann folgendes Geſpräch:

Alexis. Mutter, ich denke, wenn mein Bruder Zeuxis die Leonide heurathet, ſo werdet ihr mich wohl entbehren können, es iſt etwas in mir, das mich treibt wieder nach Galiläa zu reiſen, und den neuen Propheten zu ſehen und zu hören.

Philomenes horchte hoch auf, doch getraute er ſich nicht zu fragen, aber er betete in ſeinem Innern unaufhörlich.

Doris. Was zieht dich denn ſo ſehr zu dem neuen Propheten?

Alexis. Das kann ich keinem Menſchen erklären. Ich ſtand dabei, als Er ſeinem Schüler Kephas, er ſelbſt nennt ihn Petrus, befahl, mit dem Schiff etwas weiter auf das Meer zu fahren, und welch' ein Fiſchfang? Nein! ſo etwas hab' ich nie erlebt, aber nun vollends ſeine Reden — es iſt als wenn einem glühend Feuer in die Seele hinein geſprochen würde.

Jetzt konnte ſich Philomenes nicht mehr halten: Lieber Herr! fing er an: wie heißt der Prophet?

Alexis. Jeſus von Nazareth!

Philomenes hätte niederſinken und anbeten mögen, er ſagte nur mit Thränen in den Augen den möchte ich auch kennen lernen!

Alexis ſahe ihn ſtarr an, und ſagte: haſt du ſchon von Ihm gehört! Philomenes erzählte ihm ſeine Geſchichte, und von dem an war er wie zu Haus. Die alte Doris liebte ihn wegen ſeiner Liebe und Treue zu ſeiner Mutter, und Alexis wegen der Aehnlichkeit ihrer Wünſche, Zeuxis aber, weil ihn ſeine Mutter und ſein Bruder liebten.

Philomenes half nun fiſchen; ſeine Redlichkeit, ſeine Treue und ſein Fleiß machten ihn bald ſo beliebt, daß ihn Doris wie ihren eigenen Sohn liebte und behandelte, und ihre Söhne Alexis und Zeuxis liebten ihn wie ihren Bruder. Alexis ſo wenig als Philomenes gaben deswegen ihren Wunſch auf, nach Galiläa, oder vielmehr dahin zu reiſen, wo ſich Jeſus von Nazareth aufhielt, daß ſie ſich beſtändig davon unterhielten, wenn ſie allein waren: nur kam es darauf an, auszumachen, womit ſie die Reiſekoſten beſtreiten ſollten, und mit welcher Gelegenheit ſie dahin kommen möchten. Mit dem herrlichen Grundſatz des Chriſten, ſich der Führung der Vorſehung zu überlaſſen, waren ſie noch nicht bekannt, daher ließ ſich auch der Herr ſo weit herab ,,ſie wie die alten Patriarchen durch Engel zu belehren: als daher die beiden Jünglinge einsmals Abends nach der Arbeit am Ufer ſpazieren gingen, und ſich von einem Plan unterredeten, wie ſie nach Paläſtina kommen wollten, ſo ſahen ſie einige Schritte vor ſich hin einen Mann ſtehen, der ſich nach ihnen umſahe, als wenn er auf ſie gewartet hätte. Als ſie zu ihm kamen, ſo grüßten ſie ihn, er grüßte ſie wieder, und fragte ſie: ob ſie niemand wuſten, der nach Paläſtina reiſen wollte? Staunend antworteten beide wie aus einem Munde: wir beide wünſchen dahin zu reiſen; gut, verſetzte der Fremde, zu Laidos geht über acht Tage ein Schiff ab, das nach Ptolomais ſegelt.

Alexis. Wir ſind arm und können kein Reiſegeld bezahlen.

Er. Ihr braucht kein Reiſegeld, Ihr werdet zu Laidos jemand finden, der für euch bezahlt — mit dieſen Worten verſchwand er. Die beiden Jünglinge ſahen ſich an, und wußten nicht, was ſie von der Erſcheinung denken ſollten; Philomenes erzählte dem Alexis, daß er auch einmal einen glänzenden Jüngling geſehen habe, der ihm geſagt hatte, was er thun ſollte, es müßte wohl menſchenliebende Götter geben, die den Menſchen zu Zeiten erſchienen.

Alex. Ich hab' wohl gehört, daß in alten Zeiten die Götter den Menſchen erſchienen ſind; aber heutiges Tages hört man von ſolchen Erſcheinungen nichts mehr.

Philom. Ich denke wir folgen dem Rath und gehen nach Laidos.

Alexis war damit zufrieden, und da Laidos nicht weit von da entfernt war, ſo beſchloſſen ſie, einſtweilen dahin zu gehen, und wenn ſie Gelegenheit zu ihrer Reiſe gefunden hätten, wieder nach Haus zu gehen und Abſchied von den Ihrigen zu nehmen.

Das Vorhaben wurde des folgenden Tags ausgeführt; in wenigen Stunden waren ſie zu Laidos; Alexis hatte da einen weitläuftigen Verwandten, den er kannte, zu dem ging er, und fragte, ob nicht ein Schiff da wäre, das nach Syrien oder Paläſtina führe? Ja! ſagte der Freund, es iſt ein reicher Kaufmann von Cäſarien hier, deſſen Schiff morgen oder ubermorgen abgeht.

Wie heißt der Kaufmann?

Er heißt Barlevi, er kommt faſt alle Jahre hieher, er hat einen ſtarken Handel mit Wolle.

Die beiden Jünglinge ließen ſich weiſen, wo er zur Herberge war, ſie fanden ihn mit allerhand Leuten umgeben, dem ungeachtet drängten ſie ſich zu ihm, und fragten ihn, ob er ſie nicht nach Paläſtina mitnehmen wollte?

Barlevi. Was habt Ihr dort für ein Geſchäfte?

Philom. Wir haben dort kein anderes Geſchäfte, als Jeſum von Nazareth zu beſuchen und kennen zu lernen.

Barlevi horchte hoch auf, er fertigte alle, die bei ihm waren, ſchnell ab, und fragte nun die Jünglinge mit freundlicher Miene, wie ihnen der Name dieſes Propheten bekannt geworden, und warum ſie ihn beſuchen wollten?

Die beiden Jünglinge erzählten jeder ſeine Geſchichte, der Kaufmann wurde nachdenkend, und fragte weiter: ob ſie denn auch Reiſegeld hätten?

Philom. Nein, mein Herr! wir haben kein Reiſegeld, aber irgend einer von den Göttern erſchien uns, und ſagte uns, wir ſollten nur nach Laidos gehen, da würden wir jemand finden, der für uns bezahlte.

Da nun auch **Philomenes** in ſeiner Erzählung eines glänzenden Jünglings gedacht hatte, ſo ſchloß der Jude daraus, daß ihnen ein Engel erſchienen ſey, und dies bewog ihn, ſich der Jünglinge anzunehmen; daher ſprach er zu ihnen, derjenige, der Euch erſchienen iſt, war keiner von euern Göttern, ſondern es war ein Engel, ein Geſandter des Allmächtigen, des Gottes **Iſraels** des Schöpfers Himmels und der Erden, der ſich Eurer erbarmt, und Euch zur Wahrheit führen will.

Philom. Sage uns doch mein Herr! was das für eine Wahrheit iſt, zu der Er uns führen will?

Barlevi. Zu ſeiner, und ſeines Willens Erkenntniß.

Alexis. Was haben wir aber davon, wenn wir Ihn und ſeinen Willen erkennen!

Barlevi. Das wird Euch der Prophet **Jeſus** von **Nazareth** ſagen.

Philom. Ja, wenn wir nur ſchon bei Ihm wären.

Barlevi. Dazu will ich Euch verhelfen. Dann rief er einem ſeiner Bedienten, welcher ſchiene der vornehmſte unter ihnen zu ſeyn; dieſem empfahl er die beiden Jünglinge, und ſagte ihm, daß er ihnen immer etwas zu thun geben möchte, wozu ſie am geſchickteſten wären. Nun gingen die Jünglinge wieder nach dem Dörfgen zurück, nahmen Abſchied von der Mutter und von dem Bruder, und kehrten eiligſt nach Laibos zurück. Sie dienten dem jüdiſchen Kaufmann mit aller Treue. Er liebte ſie, denn ſie gefielen ihm, ſie lichteten des folgenden Tages die Anker, und fuhren mit günſtigem Wind zwiſchen Cypern und der Küſte von Syrien nach Ptolomais, wo ſie geſund und wohlbehalten ankamen. Barlevi war ſo billig, daß er die Junglinge nun nicht länger aufhielt, ſondern ihnen behülflich war, ihren Zweck zu erreichen, er gab ihnen einen Brief mit an einen Freund in Capernaum, wo ſich Jeſus am meiſten aufhielt, und bat ihn, den beiden griechiſchen Junglingen zu verhelfen, daß ſie den Propheten von Nazareth möchten ſehen und ſprechen können. Mit dieſem Brief gingen ſie nun längs dem Bach Kiſon hinauf durch das Thal Esdrelom; ſie ließen den Berg Thabor zur Linken, die Gebirge Nazareths zur Rechten, und gingen dann unter Nain und Endor, an der Nordſeite des Gebirges Hermon fort bis nach Capernaum, wo ſie gegen Abend des dritten Tages ankamen. Sie gingen auf der Stelle zu Naphthali, an den ihr Brief gerichtet war, und dieſer wieß ſie zum Haus des Simon Petrus; ſo wie ſie zur Hausthür herantraten, begegnete ihnen eine artige freundliche Frau, die ſie fragten, ob Jeſus von Nazareth zu Haus ſey? Die Frau war des Petrus Ehegattin, und ob ſie gleich die griechiſche Sprache nicht verſtand, ſo merkte ſie doch was die beiden Jünglinge wollten, ſie antwortete alſo in ihrer Syro-Chaldäiſchen Sprache, Er ſey mit ſeinen Jüngern nach Jeruſalem verreiſt, werde aber vermuthlich in wenigen Tagen wiederkommen. Dies verſtunde Alexis, welcher ſchon ehemals da geweſen war, und ſie wären Jeſu gern auf der Stelle entgegen gereiſt, wenn ſie nur Geld gehabt hätten. Sie gingen wieder zu Naphthali, der ſo wie faſt alle Juden damals griechiſch verſtunde, und ſprachen mit ihm; dieſer rieth ihnen da zu bleiben, und die Ankunft Jeſu abzuwarten, denn es ſey doch ungewiß, welchen Rückweg er nehmen würde. Alexis und Philomenes folgten dem Rath, und dienten einsweilen dem Naphthali in ſeinen Geſchäften.

Nach wenigen Tagen erſcholl das Gerüchte in der Stadt, Jeſus ſey in der Nähe, Alles lief ihm entgegen, und unſere griechiſche Jünglinge liefen mit. Nicht weit vom Thor ſahen ſie eine große Menge Menſchen daher kommen, mehrentheils arme und gemeine Leute; da kommt der Prophet! riefen die Kinder, da kommt der liebe Mann, willſt du ihm nicht die Hand küſſen? rief eins dem andern zu. Die beiden jungen Griechen drängten ſich hervor, ihnen klopfte das Herz, nun zog die Menge vorbei. Ja wenn wir ihn nur kennten, wir wiſſen ja nicht, welcher unter den Vielen Jeſus iſt, ſagte einer zum andern. Indem lieſen viele Kinder herzu, die riefen: da kommt er; ſie drängten ſich auf ihn zu, hingen an ſeinem Rock, und küßten Ihm die Hände, Alexis und

Philomenes nahten ſich auch, Er herzte und küßte die Kinder, und ſprach freundlich mit ihnen. Nun ſahe Er auch die beiden Jünglinge ſeelenvoll an. Er war in einen violetten Talar gekleidet, etwas länger als ein gewöhnlicher Menſch; ſeine Augen waren etwas röthlich, ſo als wenn man lange geweint hat, ſein gelbliches Haar ruhte in Locken auf den Schultern, ſein Angeſicht hatte den Ausdruck einer verborgenen Majeſtät, die man erſt dann recht bemerkte, wenn Er die Augen empor hob; aber eben dieſe Augen waren unbeſchreiblich ſprechend: in ſeinem ovalrunden bräunlichen orientaliſchen Antlitz ruhte eine Hieroglyphe, die es ſchlechterdings einem jeden Maler unmöglich machte, Ihn ähnlich nachzubilden; auf der vollen, etwas vorragenden, in der Mitte eingekerbten Unterlippe ruhte göttliches Wohlwollen, und das Grübchen im Kinn im Einklang mit den Grübchen in den Wangen, gab ſeinem Lächeln eine hinreißende Anmuth. In allen ſeinen Bewegungen zeigte ſich eine ungeſuchte Größe, die Ehrfurcht erweckte. Im Gehen ſenkte Er das Haupt etwas vorwärts, und in der Ruhe ſchwebte Schwermuth auf ſeiner Stirn.

Der Anblick dieſes göttlichen Mannes drunge den jungen Griechen durch Mark und Bein, ſie fielen auf die Knie, und Alexis ſagte: Herr! wir ſind von Epheſus und Laidos blos deswegen hieher gereiſt um Dich zu ſehen. Jeſus wendete ſich zu ſeinen Jüngern und ſprach: habe ich Euch nicht geſagt, es würden viele von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Iſaac und Jacob zu Tiſche ſitzen! Dann ſagte Er gar freundlich zu den Griechen: warum wolltet ihr mich gern ſehen? Philomenes weinte für Empfindung, und erzählte kurz ſeine Geſchichte. Jeſus hörte lächelnd zu, und die ganze Menge war aufmerkſam, Petrus und Johannes, die zunächſt bei Jeſus ſtunden, horchten auf, als ob ſie dem Jüngling die Worte aus der Seele heraus ſaugen wollten, und als Philomenes geendigt hatte, ſo legte Petrus ſeine linke Hand auf die Schulter des Herrn und ſagte: der Jüngling muß ein Jude werden, und Dir nachfolgen. Jeſus antwortete: es giebt noch andere Schaafe, die nicht aus dieſem Stall ſind. Zu den Jünglingen aber ſprach Er: geht nach Cäſarea und bleibt dort, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, ſo wird jemand von den Meinen zu Euch kommen, und Euch ſagen, was ihr thun ſollt.

Nun ging der Zug wieder vorwärts und in die Stadt; einige vornehme Herren, die den Griechen wegen ihrer ſonderbaren Kleidung gar wunderlich vorkamen, ſahen höhniſch ſpottend, und verdrießlich aus, und tadelten Jeſum, daß er ſich ſogar mit Heiden und mit Zöllnern und Sündern abgäbe. Dies gab nun Gelegenheit, daß Alexis und Philomenes die herrlichen Gleichniſſe von dem verlornen Schaaf, verlornen Groſchen und verlornen Sohn aus ſeinem Mund anhören konnten. Den beiden Jünglingen war das Herz ſo voll, daß ſie ſich um den Hals fielen, und ihre Empfindung in Thränen ausſtrömten, ſie konnten die Nacht nicht ſchlafen, denn ihre Seelen waren von himmliſchem Feuer entzündet.

Des andern Morgens ſtunden ſie früh auf, des Vorhabens zu Jeſu zu gehen, ſo bald Er aufgeſtanden ſeyn würde; vor Simon Petrus Thür war ſchon wieder eine große Menge Menſchen, Blinde, Lahme, Krüppel und Kranke aller Art. Hier erfuhren ſie, daß Jeſus ſehr früh ausgegangen ſey, und daß ihn Petrus rufe. Sie gingen alſo zum Zeitvertreib zum Thor hinaus; ſie waren keine hundert Schritte gegangen, als ihnen Jeſus und Petrus begegneten. Jeſus grüßte die Jünglinge freundlich, ſie aber fielen zu ſeinen Füßen auf die Knie. Er hub ſie freundlich auf, und ſagte: Friede ſey mit euch Ihr meine Erſtlinge aus den Heiden!

Philom. Du haſt uns befohlen, nach Cäſarea zu gehen, und uns da aufzuhalten, aber wir kennen dort niemand, an wen ſollen wir uns dort wenden?

Jeſus. Es wird Euch in Cäſarea ein Mann begegnen, der wird Euch ſagen, was Ihr thun ſollt.

Philom. Sollen wir Juden werden?

Jeſus. Ich habe Euch geſagt: Wenn ich meinen Lauf vollendet habe, ſo werde ich Euch einen Mann ſchicken, der wird Euch ſagen was Ihr thun ſollt, betet nur den einigen wahren Gott an; Friede ſey mit Euch.

Nun ging der Prophet fort, die Jünglinge folgten ihm in die Stadt, nun ſahen und hörten ſie auch, wie Jeſus durch bloße Worte Krankheiten heilte. Dies machte einen ſo großen Eindruck auf ſie, daß ſie in ihrem Innern feſt überzeugt wurden, Er ſey ein Gott, weil Menſchen ſolche Thaten aus eigener Macht nicht verrichten können; es war ihnen unbegreiflich, daß die Juden bei dieſen Wunderthaten ſo gefühllos blieben, und nicht in den Staub niederſunken und anbeteten; da ſie aber ſogar anſehnliche Männer ſahen, die über die herrlichſten Wunderthaten ſpotteten, und Jeſum für einen Hexenmeiſter erklärten, ſo konnte ſich Philomenes nicht mehr halten; indeſſen er war ein Fremdling, und durfte keinen hohen Ton anſtimmen; er ſagte alſo ſehr höflich zu einem dieſer Herren: verzeihe mir, Ehrwürdiger Herr! ich bin ein Grieche und kein Jude, ich bin einfältig und ungelehrt; ſind denn bei Euch hier zu Lande die Hexenmeiſter wohlthätige fromme Leute?

Der Phariſäer ſahe ihn mit einem verachtenden durchbohrenden Blick an, und würdigte ihn keiner Antwort. Alexis ſchaute dem Phariſäer ſtarr ins Geſicht und ſagte: wenn bei Euch die böſen Götter ſo wohlthätig ſind, ſo müſſen die guten wohl Menſchenfeinde ſeyn, denn beide ſind doch entgegengeſetzter Natur. Der Phariſäer wurde roth, und befahl, ſie ſollten ſich wegſcheeren. Jeſus bemerkte das, er rief ſie zu ſich, ließ ihnen etwas Geld geben, und ſchickte ſie dann fort.

Auf dem Wege nach Cäſarea hatten die beiden Reiſenden ihre Betrachtungen über die Juden; ſie waren darinnen übereinſtimmend, daß ſie viel verdorbenere Menſchen ſeyen, als die Griechen. Nun kamen ſie zu Cäſarea an; indem ſie ſo durch das Thor in die Gaſſe hineingingen, ſo begegnete ihnen der Hauptmann, der die Beſatzung in der Stadt kommandirte, dieſer ſahe ſie leutſelig an, und fragte ſie: wo kommt ihr her?

Philom. Wir ſind Griechen, ich aus Epheſus, und dieſer mein Freund iſt aus Laidos in Cilicien, wir ſind hieher nach Paläſtina gereiſt, um Jeſum von Nazareth kennen zu lernen.

Der Hauptm. Habt ihr Ihn denn kennen gelernt?

Alexis. Ja! wir kommen jetzt von Capernaum, wir haben Ihn geſehen und geſprochen.

Der Hauptm. Da ſeyd Ihr glücklicher als ich, ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihn zu ſehen und zu ſprechen; was ſagte Er Euch denn?

Philom. Wir fragten Ihn, ob wir Juden werden, und was wir thun ſollten? Darauf hat Er uns zweimal befohlen, wir ſollten hieher gehen, es würde uns ein Mann auf der Straße begegnen, der würde uns ſagen, was wir thun ſollten.

Der Hauptm. Das iſt ſonderbar! ich habe zween Knechte nöthig, und da Euch der Mann ſchickt, ſo ſeyd ihr hinlänglich empfohlen. Hierauf nahm er ſie mit ſich nach Haus. Dieſer Hauptmann war ein Römer, ein ſehr rechtſchaffener Mann; er betete den wahren Gott an, und nicht die Götter der Römer und Griechen, dabei war er ſehr menſchenliebend und wohlthätig; die beiden jungen Leute gefielen ihm aus der Maßen, ſie wurden bald ſeine Lieblinge, weil ſie auch den einigen wahren Gott anbeteten, und treu und fleißig in ſeinen Geſchäften waren. Dieſe drei, der Hauptmann, Philomenes und Alexis unterredeten ſich oft von Jeſus, ſie waren willens ſich näher mit Ihm bekannt zu machen; und dies hofften ſie eben jetzt, da der Juden Oſtern vor der Thür waren, auszuführen, vorzüglich deswegen, weil der Statthalter Pilatus dieſem Hauptmann Cornelius von Cäſerea auftrug, daß er mit ſeiner Beſatzung nach Jeruſalem kommen, und während dem Oſterfeſt Ruhe und Ordnung handhaben ſollte: denn an jedem hohen Feſt der Juden mußte die Beſatzung in Jeruſalem verſtärkt werden, weil alsdann der Zulauf des Volks außerordentlich groß, und die Stimmung deſſelben ſehr ſchwierig war. Cornelius und ſeine beide Diener dachten, ſie hätten jetzt während den 14 Tagen oder drei Wochen Zeit, oft mit Jeſus zu reden, und ſich von Ihm belehren zu laſſen, aber es ginge ganz anders, als ſie dachten. Als ſie nach Jeruſalem kamen, ſo war die ganze Stadt mit einer Geſchichte angefüllt, die allenthalben erſtaunliches Aufſehen machte: Jeſus hatte einen ſeiner Freunde, zu Bethanien eine Stunde von Jeruſalem, der ſchon vier Tage im Grab gelegen hatte, und an dem man den Anfang der Verweſung ſchon merkte, wieder lebendig gemacht. Die Vornehmſten, Prieſter und Phariſäer waren darüber äußerſt aufgebracht, denn ſie haßten Jeſum von Herzen, weil Er ihnen ohne Scheu die Wahrheit ſagte, und ſie innig und tief fühlten, daß ſie Ihm nicht gewachſen waren. Sie ſuchten alſo das Volk zu bereden, es ſey da eine Betrügerei geſpielt worden. Das Volk aber war, wie gewöhnlich, getheilter Meinung, Viele hielten es mit den Vornehmen, die Mehreſten aber ſahen Jeſum für einen großen Propheten an, und nicht wenige gar für den Meſſias.

In dieſer Stimmung fanden Cornelius und ſeine Bedienten und Freunde Philomenes und Alexis die Bürgerſchaft zu Jeruſalem, als ſie dahin kamen; das Erſte alſo was ſie vornahmen, nachdem ſie ſich ordentlich eingerichtet und Zeit hatten, war, daß ſie nach Bethanien gingen, und den Freund Jeſus, den Er vom Tode auferweckt hatte, Lazarum, beſuchten. Die Schweſtern des Lazarus, Maria und Martha erzählten ihnen die ganze

Geſchichte ausführlich, und ihre Nachbarn bekräftigten dies Alles, ſo daß die drei ganz überzeugt wieder nach Jeruſalem zurückkehrten.

Cornelius und ſeine Begleiter fanden nun zwar, daß der Gott, den die Juden anbeteten, und durch einen prächtigen Gottesdienſt verehrten, gewiß der einzige wahre Gott, ſey; und daß dieſer Gott Jeſum von Nazareth geſandt habe, das grundverdorbene jüdiſche Volk wieder auf den wahren Weg der Tugend zu führen; aber weiter ſchauten ſie noch nicht; wie war das aber auch dieſen Heiden möglich, da ſie das Geſetz und die Propheten der Juden ganz und gar nicht kannten? Da ſie aber begierig nach der göttlichen Wahrheit waren, und nächſt fleißigem Gebet, vollſtändigen Unterricht von Jeſus erwarteten, wie ſie ihr Leben und Wandel einzurichten hätten, und wie ſie ſich in Anſehung ihres äußeren Religionsbekenntniſſes zu verhalten hätten, ſo waren ſie getroſt, und warteten die Gelegenheit ab, wo ſie mit Jeſus reden konnten.

Den beiden Griechen fiel zwar zu Zeiten ein, daß Er ihnen geſagt habe, nach ſeinem Hingang würde Er ihnen jemand ſchicken, der ihnen ſagen ſollte, was ſie zu thun hätten; aber es war ihnen dunkel was Er mit dem Hingang meinte, und zweitens dachten ſie, wenn ſie den Unterricht von Ihm ſelbſt hätten, das wäre doch wohl beſſer.

Das Feſt war nun angegangen, Jeſus ließ ſich nicht ſehen, am Tage war er zu Zeiten im Tempel, aber nie des Nachts in der Stadt. Auf einmal aber, an einem Morgen früh erſcholl das Gerücht durch die ganze Stadt, Jeſus von Nazareth ſey gefangen, und vom hohen Rath des Todes würdig erklärt worden, man habe Ihn vor dem hohen Rath verhört und des Todes ſchuldig gefunden, jetzt ſey Er nun vor dem Pilatus, um Ihn zum Kreuztod zu verdammen.

Dies war ein Donnerſchlag auf die Herzen der dreien heidniſchen Freunde; ſie konnten nicht denken, daß man einen ganz unſchuldigen Mann zum Tode verurtheilen könnte; und eben ſo unbegreiflich kam es ihnen vor, daß ein ſo großer Wunderthäter zugleich auch ein laſterhafter Miſſethäter ſeyn könne. Während dem ſich alle drei darüber mit einander beſprachen, traurig und verlegen waren, kam ein Befehl vom Pilatus an den Hauptmann, er ſolle mit ein paar hundert Mann kommen, es ſeyen drei Miſſethäter nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Cornelius gehorchte; er befehligte zweihundert Mann, und nahm auch den Philomenes und den Alexis mit; alle drei waren ſehr geſpannt, verlegen und traurig; Philomenes ſagte oft: mußten wir denn darum die weite Reiſe machen, um bei dem ſchimpflichen Tod dieſes unerklärbaren Mannes als Wache zu dienen? — Der Hauptmann war tiefſinnig, und gab zur Antwort: die Sache muß ſich noch aufklären, dieſe Geſchichte kann nicht im Dunkel bleiben.

Alle drei gaben bei der Kreuzigung genau auf Jeſum acht. Sein götliches Betragen am Kreuz, ſeine Worte, ſein majeſtätiſcher Tod, und die großen Wunderzeichen der Natur, Erdbeben, übernatürliche Finſterniß, und dann endlich die Bosheit, der Spott und das unmenſchliche Betragen der Juden, dies Alles zuſammen ſtimmte den Hauptmann Cornelius zu dem Urtheil: Jeſus von Nazareth iſt aus Neid und Bosheit der Juden gekreuziget worden; Er war unſchuldig, und wahrhaftig der Sohn Gottes, für den Er ſich ausgab.

Einige Tage hernach erſcholl das Gerücht in der Stadt, Jeſus ſey von den Todten auferſtanden, viele glaubten es, viele auch nicht; Cornelius aber wollte Gewißheit von der Geſchichte haben, er fragte einige von den Jüngern, und erfuhr die Wahrheit, gern hätte er ſich durch ſeine eigene Augen davon überzeugt, aber dazu kam es nicht. Er und die zween Griechen gingen alſo nach dem Feſt mit den zweihundert Mann wieder nach Cäſarea.

In den Seelen des Hauptmanns und ſeiner beiden Freunde entſtand nun ein beſtändiges Ringen nach Wahrheit; ſie beteten, und er ſuchte beſonders durch einen frommen Wandel und durch Wohlthätigkeit Gnade bei Gott zu erlangen; bibeiden Griechen auf ihrer Seite thaten auch was ſie konnten.

Beinahe zwei Jahre hernach, als der Hauptmann des Nachmittags um drei Uhr ernſtlich betete, ſo erſchien ihm ein majeſtätiſcher Engel, Cornelius erſchrack, aber der Engel beruhigte ihn, und ſagte ihm: er ſolle nach Joppen ins Haus Simons des Gerbers ſchicken, da wäre Petrus, den ſolle er holen laſſen, der wurde ihm ſagen, was er thun ſollte. Er ſchickte den Philomenes und den Alexis nebſt einem Soldaten dahin, den Erfolg leſe man Apoſtelgeſch. 10.

Cornelius und die Beiden wurden nun wahre Chriſten, und die Erſtlinge aus den Heiden. Was aus allen dreien nun weiter geworden iſt, das weiß ich nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß der Herr ſich an keiner Seele unbezeugt läßt, die es redlich meint.

7.

Fritz und Rupert.

Eine wahre Geſchichte.

An einem ſchönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kukuk aus dem Gebüſche heraus rief, und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied ſangen, da machten ſich die zween Bettelknaben **Fritz** und **Rupert** auch von ihrem Stroh auf, und kratzten ſich eine Weile hinter den Ohren; ſie hatten in einer Scheuer geſchlafen, ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich reichte **Fritz** nach ſeinem Bettelſack und ſagte: du **Rupert**, wo wollen wir denn heut hinaus? Ei. mir gilts eins wo wir hingehn! antwortete **Rupert**, wir ſtreichen herum, wo wir etwas kriegen. Ja, höre **Rupert**, fuhr **Fritz** fort, ich muß dir etwas ſagen, mir iſt's ſo recht nicht mit dem Herumſtreichen. Sieh! ich will dir erzählen, was ich dieſe Nacht geträumt habe: ich träumte, es wäre Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir ſo, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen ſchönen Stadt hätten gehen ſollen, wo es uns recht wohl gehn ſollte. Nun wußten wir nicht, wie wir das machen ſollten, denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir ſprachen darüber, und ich war recht betrübt, du aber machteſt dir nicht viel daraus, und ſagteſt, ich bleibe lieber am Betteln, ich mag nicht reich und glücklich werden, was ſoll ich mich da den ganzen Tag müde laufen, ich habe nichts in der Stadt zu thun. Ich aber hatte gar gerne den Weg gewußt, und wäre gerne barfuß nach der Stadt gegangen.

Als wir noch ſo davon ſprachen, ſo kam ein ſchöner vornehmer Mann wie ein Herr daher, und redete uns an. Hört Buben! was macht ihr da, ſchämt ihr euch nicht, daß ihr ſo müßig geht? geht nach der Stadt, da könnt ihr Brod bekommen, und reiche vornehme Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt. Ich fing an zu weinen und ſagte: Ja Herr, ich will gerne gehn, aber ſiehe, ich habe keine Schuhe, und ich weiß euch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an, und gab mir einen Thaler, und dir einen, und ſagte: kauft euch Schuhe dafür, und nun macht euch auf, und geht immer dahinaus, wo die Sonne aufgeht, ſo werdet ihr gewiß die Stadt finden. Nun ging der Mann fort, ich lief und holte mir Schuhe, du thatſt das aber nicht, du kaufteſt dir allerhand Gutes zu eſſen für das Geld, und dachteſt an keine Schuh, ich aber gab mich nun aufs Laufen, lief und lief, und kam bald auf einen hohen Berg; da ſah ich nun weit vor mir hin eine ſchöne große Stadt liegen, und indem ich mich ſo umſah, kam der fremde Mann wieder zu mir, er klopfte mir auf die Schultern, und ſagte: Fritz du biſt ein recht braver Junge! ich wollte nur ſehn, ob du auch das Herz hätteſt, dich auf den Weg zu machen, jetzt ſiehſt du, da das hübſche Haus das will ich dir ſchenken, Eſſen, Trinken und Kleider ſollſt du genug haben, du ſollſt den Leuten, die da den Berg herauf wallenden Weg nach der Stadt zeigen, da mußt du immer an dem Berge auf und ab gehn, und die Leute recht führen, wenn ich dir dann rufe, ſo kommſt du, und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du ein Haus haben ſollſt, wie ein König, und wirſt ein großer Herr werden, denn ich bin Herr der Stadt. Ich aber freute mich ſo, daß ich erwachte.

Rupert. Hm! da haſt du etwas rechts geträumt, was willſt du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir ſagen, ich gehe einmal nicht mehr betteln, das Ding liegt mir ſo im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehn!

Rupert. Du biſt ein Narr, es war ja ein Traum!

Fritz. Nun! laß es einen Traum ſeyn, ich will nun einmal nicht mehr betteln, ich gehe zu dem Pfarrer, weißt du, der geſtern zu uns ſagte, wir ſollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh du hin, ich mag nicht.

Fritz nahm ſtill ſeinen Sack, hing ihn an die Schultern, und wanderte nach dem Pfarrhaus; ſo wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, ſie fuhr ihn hart an und ſagte: biſt du ſchon wieder da Bube? pack dich fort! der Bube verſetzte traurig: ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer ſprechen. Was wirſt du mit dem Herrn Pfarrer zu ſprechen haben! rief die Magd, geh ſcher dich! — Zum Glück hörte der Pfarrer dieſe Worte in der Stube, er kam heraus und fragte was es ſey? Der Knabe ſtand da mit Thränen in den Augen, Herr Pfarrer! ich mag nicht mehr betteln, ich habe dieſe Nacht etwas geträumet, das hat mir das Betteln leid gemacht. Was haſt du denn geträumt? fragte der Pfarrer. Fritz erzählte alles was ihm im Traume wiederfahren war, der Prediger gerieth ins Nachdenken, endlich fing er an: Höre Junge! das iſt ein ſehr merkwürdiger Traum, ſey fromm und brav, ſo kann noch etwas aus dir werden, jetzt ſetz dich dort an die Thür und warte bis ich dich rufe. Nun ging er in die Stube und erzählte ſeiner Frau was vorgefallen war. Der guten Frau Pfarrerin kamen die Thränen in die Augen, ſie erbarmte ſich über den Knaben, und ſagte: lieber Mann! unſer Herr Gott hat uns ja Brod gegeben, wir haben keinen Sohn, laß uns den Knaben erziehen, er kann uns ja doch im Haus allerhand Dienſte thun. Das war dem Pfarrer recht, er ging wieder heraus, rief den Knaben, und verſprach ihm ihn zu zu behalten, wenn er rechtſchaffen und brav ſeyn wolle. Fritz ſprang auf und weinte für Freuden. Die Frau Pfarrerin kam auch herzu, und das ehrliche gute Geſicht des Kindes gewann vollends ihr Herz. Sie kleidete ihn reinlich, und ließ ihn für den Anfang kleine häusliche Arbeiten verrichten; bald merkte der Pfarrer aber, daß er mehr Luſt hatte etwas zu lernen, daher ſchickte er ihn in die Schule, und da Fritz ſo aus der Maßen gut begriff und fleißig war, auch endlich auf die Univerſität um zu ſtudieren.

Als nun Fritz Candidat war, und mit ſo vielem Beifall predigte, ſo daß ihn jeder zum Prediger haben wollte, ſo bekam er bald eine ſchöne Pfarrei und ſein würdiger Pflegvater gab ihm eine ſeiner Töchter zur Frau. Glücklich und geliebt von ſeiner Gemeinde lebte nun Fritz lange Zeit im Segen, er zeigte den Leuten den Weg auf den Berg mit aller Treue, und wartete auf ſeinem Poſten ruhig ab, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einſtmals wurde in der Gegend, wo Fritz Prediger war, ein Bande Spitzbuben gefangen, und feſtgeſetzt. Fritz beſuchte ſie, um, ſeinem Amte gemäß, alles zu thun, ſie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen wo ſie allein noch Gnade zu hoffen hätten. Bald fand er unter ihnen einen Mann von ſeinem Alter, deſſen Geſichtszüge ihm auch etwas bekanntes hatten; er fragte ihn alſo, wo er zu Hauſe ſey, und wer ſeine Eltern geweſen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und ſeine Eltern habe er nicht gekannt, er habe von Kindesbeinen an gebettelt, weiter könne er ſich nichts beſinnen.

Nun ſo erzählt mir denn doch eure Lebensgeſchichte, fuhr der Pfarrer fort: das will ich gerne thun, Herr Pfarrer! verſetzte der Gefangene und erzählte nun, er habe immer als Kind ſein Brod vor den Thüren geſucht, endlich als er großer wurde, ſey er von den Leuten abgewieſen worden, geh und arbeite! habe es immer geheißen, aber niemand habe ihm Arbeit geben wollen, auch ſey es ihm nie recht Ernſt darum geweſen, ſondern das Herumziehen habe ihm beſſer behagt. Endlich habe er Luſt zum Heirathen bekommen, und bald auch ein hübſches Bettelmädchen gefunden, die er genommen habe und mit ihr herumgezogen ſey.

Der Pfarrer. Aber wo iſt denn nun eure Frau?

Der Gefangene. Sie ſitzt auch hier gefangen, denn ſie war immer dabei, wo es aufs Rauben und Stehlen ging.

Der Pfarrer. Aber nun erzählt doch weiter, wie kamt ihr denn an dies ſchrecklich Handwerk?

Der Gefangene. Daran war eben meine Frau, und dann mein Hang zum Müßiggehen ſchuld, auch hatte ſie einen Bruder, der unter einer Bande Spitzbuben war, ich ſah ihn zuerſt auf einem einſamen Bauernhof, ſein Weſen gefiel mir, er hatte Geld und ſchöne Kleider genug, aber mich ſah er kaum über die Schulter an, dies verdroß mich, ich fing an mit meiner Frau zu zanken, und drohte ihr, ſie ſitzen zu laſſen, und fort zu gehen, wenn ſie nicht mache, daß ihr Bruder freundlich mit mir ſey. Nun fing ſie an, mir zuzuſprechen, ich ſolle mit ihrem Bruder gehen, ſagte ſie, aber es fehle mir an Muth, deswegen könne mich auch ihr Bruder nicht leiden; bald brachte ſie mich ſo weit, daß ich ſelbſt Luſt bekam, ich ging mit und half rauben und ſtehlen, und befand mich gut dabei; oft hatte ich Ueberfluß, oft mußte ich aber auch wieder dazwiſchen betteln. Aber immer iſt mirs eingefallen, daß es doch am Ende nicht gut ablaufen würde, und da dachte ich oft an einen Kameraden, den ich hatte, als ich noch ein Kind war, der hatte einmal, als wir zuſammen in einer Scheuer ſchliefen, einen Traum, der ihn ſo unruhig machte, daß er fortging; ich habe ſeitdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er zu einem Pfarrer gekommen iſt, denn ich kam nun in andre Länder; aber oft fiel mir der Bube mit ſeinem Traum ein, denn, dachte ich, vielleicht gehts dem guten Fritz beſſer als dir, und ich möchte noch gerne wiſſen, wo er hingekommen iſt.

Der Pfarrer. Heißt ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. Ja.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, und ich bin der Fritz, der bei euch in der Scheuer lag und den Traum hatte. — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken; Allmächtiger Gott! rief er, ſo glücklich hätte ich auch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn, ich will es Ihnen nur geſtehen, auch Mordthaten habe ich begangen, ach Herr Pfarrer! ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und ſeinem Wort nichts, aber das weiß ich doch, daß ein Gott iſt, und daß nach dieſem Leben die Frommen ſelig, und die Gottloſen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe, und daß ich nun ſterben muß, aber wenn ich ſollte in die Hölle kommen! Ach Gott! Ach Gott! iſt denn kein Rath mehr, kann ich nicht mehr ſelig werden?

Der Pfarrer antwortete: O ja Rupert! du kannſt wohl noch errettet werden, aber es wird dir doch ſchwer werden; du kannſt jetzt nichts beſſeres thun, als daß du alles bekennſt, was du gethan haſt, und dann, daß du alle angiebſt, die Theil an deinem Rauben und Morden haben, damit auch ſie ihren verdienten Lohn empfangen.

Das will ich gerne thun, ſagte der Unglückliche, ach! ich will alles thun, was Sie mich heißen.

Der Pfarrer nahm ſich nun ſeines alten Kameraden treulich an, und unterrichtete ihn in allen Stucken, die zu ſeiner Seligkeit nöthig waren. Rupert bekannte grauſame Dinge, er gab auch an, wo man ſeinen Schwager finden könnte, denn dieſer war Rädelsführer von einer andern Bande geworden; man bekam ihn auch, aber er blieb verſtockt bis zu ſeiner Hinrichtung; er wurde geradbrecht und geviertheilt.

Mit Rupert hatten die Richter Mitleid, weil er alles bekannte, er wurde durch das Schwerdt hingerichtet, und ſtarb als ein bußfertiger Sünder. Wir wollen hoffen, daß er noch zu Gnaden angenommen ſey, aber es iſt ſchwer, wenn man die Buße ſo lang aufſchiebt.

8.

Merkwürdige und wahrhafte Geſchichte eines armen Bauernknaben.

In dem ſogenannten Baieriſchen Succeſſions-Krieg, der im Anfang der vierziger Jahre des verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts gegen die Kaiſerin Königin Maria Thereſia von verſchiedenen europäiſchen Mächten geführt wurde, diente ein gewiſſer Herr von Falkenhain aus dem Elſaß als Offizier in der franzöſiſchen Armee; dieſer nahm einen armen Bauernknaben Namens Ammel, aus dem Dorfe Kolbsheim, der auch ſein Unterthan war, als Roßbuben mit. Ammel war ein guter braver Burſche, aber ſeine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder Leſen noch Schreiben gelernt; er folgte alſo ſeinem Herrn zur Armee und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bei Lebensſtrafe verboten, und doch zwang ihn ſein Herr, der Commandant eines franzöſiſchen Bataillons war, mit Gewalt dazu; alſofort wurde der arme Tropf von den Häſchern ertappt und ohne weitere Umſtände zu einem Baum geführt, an den ſie ihn hängen wollten. In dem Augenblick entdeckten ſie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun dieſe nicht entgehen möchten, und um auch das Aufknüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung zu verrichten, ſo übergaben ſie den Ammel ſogleich einer Vorwache, die ihn ſo lange verwahren ſollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun war aber der wachthabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn alſo laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienſt bleiben, daher ging er in ein anderes Lager der franzöſiſchen Armee, und wurde Huſar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorſehung dergeſtalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einsmals als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu ſeinem Regiment. Hier trug ſichs nun zu, daß ein Detachement Huſaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Maſtricht zu bringen, Ammel war mit unter dieſer Begleitung: auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen ſchönen jungen Mann, von edlem Anſtand und Anſehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß; ſein Herz wurde weich, er nahte ſich ihm, und fragte mitleidig: was fehlt ihm, mein Freund? fürchte er ſich nicht! die franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft iſt nicht ſo hart, und vielleicht wird er bald ausgelößt. — Ach, erwiederte der Gefangene, das iſt die eigentliche Urſache meiner Thranen nicht — aber — indem er einen Fuß aufhub — Seh' er da, welche ſchlechte Schuh und Strümpfe ich habe! — ſie waren ganz zerriſſen und dieſer Zug geſchahe in den kalten und regnichten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu, er ſey aus einem guten Hauſe, und eines ſolchen Jammers nicht gewohnt. O! wenn es nur das iſt, verſetzte Ammel, ſo habe er nur Geduld, bis wir dort an das Städtchen kommen, da ſoll ihm geholfen werden.

Bald kamen ſie in dem Städtchen an, und da ſie an dem Thore Halt machen mußten, um daſelbſt zu ſpeiſen, ſo bat unſer Huſar ſeinen Offizier um Erlaubniß, in die Stadt zu reiten, weil er etwas kaufen mußte: er erhielt ſie, ritt in vollem Gallop hinein, kaufte ein neues Paar Strümpfe und Schuhe, ließ ſeine Flaſche mit Brantewein füllen, nahm noch einige Brödchen mit, und wie ein Blitz war er wieder da, rufte dem Gefangenen freundlich zu: da neue Strümpfe, neue Schuh — geſchwind weg mit den alten, und — indem er ihm die Flaſche und das Brod reichte — ſtärk' er nun auch ſein Herz, und ſey er gutes Muths! — Der Herr wird ferner für ihn ſorgen! —

Beſtürzt, und innig gerührt, erhob der Holländer die Hände gen Himmel, er wollte ſich zu den Füßen des Huſaren werfen, der es aber nicht zugab, dann rief er: ach mein Gott! wenn ich ihm nur dieſe Wohlthat noch in dieſem Leben vergelten könnte, ſo wollte ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen! Bald kamen denn die Gefangenen nach Maſtricht, und Ammel mit ſeinen Kameraden wieder zurück zu ihrem Regiment.

Unſer guter Huſar diente treulich fort, da er aber Proteſtant war, ſo wurde er von ſeinen katholiſchen Kameraden unaufhörlich geneckt; er klagte es oft ſeinen Offizieren, allein die lachten dazu, und bekümmerten ſich wenig um ſeine Klagen; endlich wurde es ihm unerträglich, und er beſchloß zu deſertiren; dies gelang ihm, er kam glücklich durch, und reiſte nach Frankfurt am Main, wo er damals ſicher war. Nun hatte er oft von Oſtindien gehört, und daß man da wohl ſein Glück machen könnte; er beſchloß alſo, dorthin zu reiſen, und ganz von dieſem Gedanken erfüllt, ſah er im Traum ſchon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Oſtindien tragen ſollte.

Des andern Morgens ſtand er früh auf, und fragte nach dem Wege nach Oſtindien: man belehrte ihn, daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amſterdam reiſen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, ſein Vorhaben auszuführen. Alſofort machte er ſich auf den Weg, und langte in Amſterdam an. Mit

Geld, welches er ſich in ſeinem Dienſt erſpart hatte, ziemlich verſehen, kehrte er in dem nächſten gut ausſehenden Wirthshaus ein, ſetzte ſich, und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er ſo da ſaß, und über ſeinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger ſchöner und anſehnlicher Mann, in einem feinen Perſianiſchen Talar, und ſeidenen Bund gekleidet, ins Zimmer. Im Auf- und Abgehen fing dieſer fremde Herr an, unſerm Ammel ſcharf ins Angeſicht zu ſehen, und ihn genau zu beobachten; dieſer gute Menſch wurde bange, denn die ſchrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Perſianer anfing und ſagte: Mein Freund! will er mir nicht den Gefallen erweiſen, und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag ſpeiſen? ſo überlief den armen Ammel ein eiskalter Schauer, und er ſchlug es dankend ab. Der Fremde merkte, was er fürchtete, und ſagte daher ſehr freundlich zu ihm: Seine Furcht iſt ungegründet, ich habe nichts Böſes, ſondern etwas ganz anders im Sinn; komm er nur getroſt! — Ammel folgte, aber wie ward ihm, als der fremde Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! iſt er nicht ehmals franzöſiſcher Huſar geweſen?

Antw. Ja mein Herr!

Hat er nicht einmal holländiſche Gefangene nach Maſtricht begleitet?

Antw. Ja mein Herr!

Hat er nicht einem dieſer Gefangenen Strümpfe und Schuh gekauft, und ihn in ſeinem Elend erquickt?

Antw. Ja mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und ſchluchzend um den Hals, und ſagte: **Der Gefangene war ich, mein Freund! Gott! womit kann ich ihm nun ſeine Liebe vergelten! Sag er an, womit kann ich ihm dienen? — wie ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen iſt, ſteht ihm zu Dienſten!** —

Ammel ſtand da wie verſteinert, endlich brach er auch in Thränen aus, und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit, und außerdem Menſchenpflicht, ich habe keinen größeren Wunſch, als nach Oſtindien zu reiſen, — wenn ich nur nicht brauchte Matroſe oder Sclave zu werden.

O wie ſchön! rief der Fremde aus, ich bin Commandeur eines oſtindiſchen Schiffs, und reiſe in vierzehn Tagen dahin ab, bleibe er nun ſo lange bei mir, ich will dann ſchon aufs Beſte für ihn ſorgen.

Jetzt war der Grund zu **Ammels** Glück gelegt, der Commandeur brachte ihn nach **Colombo** auf der Inſel **Ceylon**, avancirte ihn ſo bald als möglich war, zum Sergeanten und gab ihm vor ſeiner Rückreiſe nach Europa alle erſinnliche Anweiſung, wie er ſich dort nicht allein ehrlich nähren, ſondern auch ein hübſches Vermögen erwerben könne; nun hatte er ſchon in ſeinen

Soldatenjahren nachgeholt, was ſeine Eltern verſäumt hatten: er war im Leſen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte ſich alſo nun um ſo leichter einem Geſchäfte widmen; er wählte die Juwelierkunſt zu ſeinem Beruf, blieb dreizehn Jahre in Colombo, und machte inzwiſchen Reiſen nach China, Japan, Batavia, nach der Küſte von Coromandel u. ſ. w. Während dieſer Zeit erwarb er ſich ein anſehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger braver und rechtſchaffener Menſch war, das erkennt man leicht aus ſeiner bisherigen Geſchichte, aber das wahre Chriſtenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit kannte er noch gar nicht: nun hatte ihn zwar der Erlöſer und Beglücker der Menſchen an irdiſchen Gütern geſegnet, aber ſeine unbefangene Wohlthätigkeit, und ſeine Treue im Kleinen ſollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einemals, als er in einer Spielgeſellſchaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhauſegehen in große Gefahr; er kam ins Waſſer, welches ihm bis an den Hals ging, und er ſahe nun den Tod vor Augen; jetzt wurde die Angſt ſeines Herzens groß, er flehte zum Allerbarmer um Rettung; er fühlte ſeine Fluchwürdigkeit, und daß er, wenn er in dieſem unbekehrten Zuſtand ſtürbe, unfehlbar verlohren gehn würde; zugleich entſtand der feſte unabänderliche Vorſatz in ihm, daß er, wenn ihm jetzt der Herr das Leben friſten würde, alle ſeine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes und in ſeinem Dienſt zubringen und verwenden wollte. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Haus kam, und ſein Mohrenſclave, den er im Chriſtenthum hatte unterrichten und taufen laſſen, ihn in dieſem erbärmlichen Zuſtand ſahe, und ihm einen tiefbeſchämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, ſo wurde ſein Herz vollends zerknirſcht, und ſein Vorſatz unabänderlich gegründet; von nun an beſchäftigte er ſich mit Singen, Beten, Leſen und gottſeligen Betrachtungen.

Um dieſe Zeit kam auch der Apoſtel der Malabaren, der berühmte und fromme Miſſionarius Schwarz nach Colombo um dort einen Beſuch zu machen; dieſer leitete ihn nun vollends auf den wahren evangeliſchen Weg, wie er im Glauben an Jeſum Chriſtum, und ſeine Erlöſung, der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Chriſt leben und ſterben müſſe.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Chriſten zur Schande der Religion allen Laſtern ergeben, und den tugendhaften Heiden ſehr anſtößig ſind, unausſtehlich; er machte alſo all ſein Vermögen zu Geld, und reiſte nun wieder nach Europa und Deutſchland zurück.

Als er auf die Grenze ſeines Vaterlandes kam, ſo fiel ihm ein, daß er deſertirt war, und nach den Geſetzen geſtraft werden konnte; er ſchrieb alſo an ſeinen ehemaligen Herrn, den Baron von Falkenhain und erkundigte ſich, ob er ſicher kommen konnte? Dieſer Cavalier war während der Zeit auch zur wahren Selbſterkenntniß und zum Glauben an den Freund bußfertiger Sünder gekommen, und da er aus gewiſſen Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Geſinnungen bemerkte, ſo beantwortete er ihn in demſelben Ton und verſicherte ihm, daß er ohne die geringſte Gefahr zu befürchten, kommen könnte.

Es iſt natürlich, daß dieſer Brief in mehr als einer Rückſicht dem guten frommen Ammel Ruhe, Friede und Freude einflößen mußte, er kam alſo nun in ſein Vaterland zurück, ſetzte ſich zu Barr im Elſaß, und fing eine kleine Handlung an, mit welcher er ſich nun über dreißig Jahr mit Glück und Segen beſchäftigt hat. Er lebt in einer kinderloſen Ehe, nunmehro in einem hohen Alter, ſtirbt den äußeren Sinnen nach und nach zuſehends ab, und wartet mit Sehnſucht auf die frohe Stunde ſeines Abrufs.

Der fromme gottſelige Freund, der mir dieſe intereſſante Geſchichte erzählte, und einer ſeiner nächſten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund iſt, konnte mir nicht genug ſagen, wie ruhig, wie kindlich vergnügt, und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelößt und daheim bei dem Herrn zu ſeyn, aufnimmt.

Dort, ſagt er tauſendmal, wenn ich Ihn ſehen, und mich zu ſeinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich Ihm erſt für ſeine heilige Führung danken, hier bin ich zu ſchwach dazu.

Dergleichen Geſchichten ſind Fortſetzung der Bibel, unwiderſprechliche Beweiſe, daß der Welterlöſer auch Weltregent iſt, und die Schickſale der Menſchen zu dem Glauben an Ihn, an ſeinen verſöhnenden Opfertod, und dadurch dann zur ewigen Seligkeit leitet. Mir ſind ſolche Erfahrungsbeweiſe köſtliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich ſie finde, mich ihrer höchlich freue, und ſie dann gerne den Liebhabern der Wahrheit mittheile.

9.

Sonderbares Beiſpiel einer Erbſünde.

Man kann von den Eltern phyſiſche Uebel erben, ob aber auch Laſter und Tugenden? darüber wird noch geſtritten. Freilich bemerkt man oft, daß Leidenſchaften aller Art vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt werden; allein dies kann auch ohne angeerbte phyſiſche Anlagen, durch Beiſpiel und Erziehung geſchehen; ja man will ſogar behaupten, es gäbe durchaus keine Erbſünde, und man hat Vortheil dabei, wenn mans behauptet, weil es ins herrſchende Syſtem paßt.

Phyſiſche Anlagen zu moraliſchen Handlungen giebts gewiß in jeder menſchlichen Natur. Für den Sittenlehrer nach der Mode iſt das nun freilich ein ſchweres Problem zum Auflöſen; deſto leichter aber für den wahren erleuchteten Chriſten; denn der weiß ganz zuverläſſige Quellen, woher man moraliſche Anlagen zu phyſiſchen Handlungen nehmen kann, und dieſe ſind ja gerade die Kräfte, wodurch man den phyſiſchen Anlagen zu moraliſchen Handlungen die wahre Direction giebt.

Es giebt hervorſtechende Erſcheinungen in der Natur — Stammwörter ihrer Sprache, die hernach unendlich viele Ableitungswörter haben. Selig, wer in dieſer Etymologie gute Fortſchritte macht! — er lernt die Grundſprache des erſten Theils der Offenbarungen Gottes an die Menſchen verſtehn; mit dem zweiten wirds ihm dann nicht ſchwer fallen, wenn ers auch im Hebräiſchen und Griechiſchen nicht weit gebracht hätte.

Leſer! ſtudiert folgendes Natur-Stammwort recht aus, ſucht ſeinen wahren Begriff zu beſtimmen und zu berichtigen, ſo wird euch ein großes Licht aufgehen.

Es giebt auch Fälle, in welchen die Geſchichte unter erborgten Namen incognito reiſen muß; ein ſolcher Fall tritt hier ein.

Zu Bauernheim im Fürſtenthum Niemandsleben wohnte ein alter wohlhabender Bauer nebſt ſeiner Frau und einer einzigen Tochter; wie mans nehmen will, zufrieden und glücklich: denn bei dem Landmann heißt dies gewöhnlich nichts mehr als: Mannskraft genug beſitzen, ſeinen Zuſtand zu ertragen. So lange der gemeine Mann durchgehends noch nicht ſo fein geſittet iſt, daß er das wahre Gute ſeiner Lage und Verhältniſſe, und das wahre Böſe in den Standpunkten der höhern Claſſen durchzuſchauen vermag, ſo lang beneidet er dieſe, weil ſie keine ſchwere körperliche Arbeiten thun, beſſer eſſen und trinken, hübſchere Kleider haben, und mehrere Luſtbarkeiten genießen als er. Dies war auch gerade der Fall bei dem alten Johannes Schlitzer. Er hatte Hülle und Fülle in ſeinem Hauſe, und auch wohl ein Capitälchen ausgeliehen, war aber doch eigentlich niemals froh, und niemals hatte ihn jemand lachen geſehen. Sogar ſeine eigene Frau wußte ſich deſſen nicht zu erinnern. Immer ſah er ernſt und feierlich, nie weinerlich, aber doch auch nie heiter aus, er ſprach wenig und lakoniſch, theilte keine Hiebe aus, nahm aber auch keine an, war nie unzufrieden, außer wenn der Herr Pfarrer zu viel Wein getrunken hatte, und das Wort Gottes, wie er ſich ausdrückte, nicht recht über die ſteife Zunge wegfließen wollte; oder auch wenn ein junger Beamter ihn oder einen ſeiner Nachbarn duzte, oder aushunzte, oder ſeine Schuhe an ihm abputzen wollte. Dann klagte er gewöhnlich über Kopfweh, und es ward ihm übel. Seine Grethe war ein guter Schlag von Weibe; bäuriſchreinlich, nicht bösartig, keine Klätſcherin, und, was erſtaunlich viel ſagen will, nie war einer ihrer Nachbarinnen auch nur von ferne der Gedanke eingefallen, ſie könnte wohl eine Hexe ſeyn. Grethe war ein gutes Weib, eine treue Hausmutter, eine hülfreiche Nachbarin, und zuverläſſige Freundin.

Agneſe, die dritte Perſon dieſer Familie, war mit einem Wort an Leib und Seel ein vortreffliches Mädchen, wenn Schönheit, Tugend, Beſcheidenheit und Arbeitſamkeit, verbunden mit Reinlichkeit und feinen Sitten, anders den Begriff dieſes Worts ausdrücken. Sie lebte mit ihren Eltern in ununterbrochenem Einverſtändniß, und niemand zweifelte daran, daß der Jüngling, der dieſe einzige Tochter heimführte, nicht ſehr glücklich ſeyn würde: es fanden ſich auch wohl einzelne Gelegenheiten, die aber vor der Hand allen dreien nicht paſſend waren.

Nun hatte aber die Bauernheimer Gemeinde einen gemeinſchaftlichen Hirten, Namens Schiffel; ein Weſen, das die Natur zum Grenzpfahl zwiſchen der Menſchheit, und dem Reich, deſſen Bürger er auf die Weide führte, beſtimmt zu haben ſchien. Schiffel hatte kein einziges Glied an ſeinem Leibe, von dem man mit Wahrheit ſagen konnte, es ſey verkrüppelt, aber auch kein einziges, das zum andern paßte. So oft ich ihn ſahe, kams mir vor, als wenn der Schöpfer von ein paar hundert Menſchen die einzelnen Glieder genommen, und dann dieſes Schiffelding gebaut hätte; keine Bewegung war regelmäßig; wenn er ging, ſo kehrte er die rechte Seite vor, und bewegte dann die Füße ſeitwärts; ohne dumm zu ſeyn, denn er war pfiffig und ſchlau, hatte [illegible] doch nie ein Gewerbe begreifen können, darum [illegible]nd blieb er auch Hirte. Naſeweiß, drollicht, oder muthwillig war Schiffel ganz und gar nicht, er lachte eben ſo wenig als Johannes Schlitzer.

aber er hatte es fauſtdicke hinter den Ohren. Da ihm nun ſein Hirtenamt blutwenig eintrug, ſo ergriff er ein leichtes Nebengewerbe, womit er ſich manchen ſchönen Thaler verdiente: er gab nämlich praktiſchen Unterricht in der Kunſt, Sachen von Werth für Dieben zu verwahren. Zur Belohnung nahm er dann gewöhnlich dasjenige, was nicht ſorgfältig genug aufgehoben wurde, und dies wußte er ſo ſchlau zu machen, daß niemals jemand mit Grund an ihn kommen konnte; jeder wußte, daß der Hirte ſtahl, aber keiner durfte es öffentlich über ſeine Zunge kommen laſſen. Bei **Schiffeln** traf auch das Sprüchwort nicht ein, womit ſeine Bauern gar oft auf ihn ſtichelten, wenn hier oder da wieder etwas ohne Erlaubniß des Eigenthümers war beiſeitigt worden:

Der Krug geht ſo lange zum Bach,
Bis er endlich bricht Hals und Krag'.

Nein! **Schiffel** brach Hals und Krag nicht — er ward ziemlich alt, und kam wenigſtens **öffentlich** mit Ehren an ſein Ende.

Es giebt viele unbegreifliche Dinge in der Welt, aber eins von den allerunbegreiflichſten wars doch, als auf einmal die Mähre durchs ganze Dorf erſcholl: **Schlizers Agnes** ſey in geſegneten Umſtänden, und zwar von dem Hirten **Schiffel**! — Jeder der das zuerſt hörte, blieb eine Zeitlang in der Attitüde, worin ihn der Schall dieſer Zauberworte überraſchte: dem Tabackraucher, der gerade Rauch ausblies, blieb der Mund ſo ſtehen; wer ſchnupfte, dem blieben der Daumen und der Zeigefinger an der Naſe hangen; der Näherin ſtarrte der Arm in der Luft, der Viehmagd an der Miſtgabel oder am Euter. Kurz! die Noth war allgemein, das ganze Dorf ſtand da mit offenem Maul, und jeder ſagte: Nein! das iſt nicht möglich! — Aber es war nicht blos möglich, ſondern ſogar wirklich; wie aber Schiffel, eine Art von Ungeheuer, ein ſo edles, treffliches und tugendhaftes Mädchen hatte verführen können, das gehört zu den Stammwörtern der Natur, die freilich nicht Jedermanns Ding ſind. Das Zuſammentreffen der Umſtände macht zuweilen eine Sache möglich und wirklich, die der A B C Schüler hernach für Wunderwerk anſieht. Genug! es war ſo: die Natur hatte ein Machtwort geſprochen, und ſo mußte der Menſch ſeine Vernunft unter ihren Gehorſam gefangen nehmen.

Johannes Schliger ſchwieg und griesgramte in ſich ſelbſt. Grethe rang die Hände und weinte, Agnes verhielt ſich wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und Schiffel befand ſich ganz behaglich bei der Sache. Ein freundſchaftlicher Umgang in einer vergnügten Ehe, ein alles verſüßendes Familienverhältniß und die wechſelſeitigen Ausflüſſe der Liebe waren ſeine geringſten Bedürfniſſe; denn er war billig, was er ſelbſt nicht geben konnte, das forderte er auch nicht. Dagegen eine einzige Tochter mit einem beträchtlichen Vermögen zu genießen, das war ihm behagſich; daß ſie ſchön war, war auch wohl gut, allein für ihn nichts weniger als eine Hauptſache.

Schiffel und Agnes wurden alſo kopulirt; die Tage ihrer Verbindung waren keine Hochzeit die man fröhlich feiert, ſondern eine Tiefzeit die man betrauert, und von nun an war alles wie gewöhnlich, kein Menſch bekümmerte ſich mehr um die Sache. Daß Schiffel in ſeinem ganzen Leben keine frohe und freundliche Miene in ſeinem Haus ſah, das war ſein geringſter Kummer, er hätte ſie ja auch nicht erwiedern können; Jahreslang vegetirte er ſo fort; Zank war im Hauſe ganz und gar nicht, wohl aber ein beſtändiges Schweigen: einzelne Sylben und Zeichen war alles, was man hörte und ſah.

Nichts war charakteriſtiſcher, als die vier Menſchen eſſen zu ſehen. Hinter dem Tiſch in der Ecke ſaß Schiffel im Dunkel, ſeine großen, blaſſen, nichts ſagenden Augen rollten auf dem Tiſch umher, und ſuchten, was alles zu verſchlingen ſeyn möchte. Gegen über vor dem Tiſch ſaß der aſthmatiſche, beſtändig huſtende, auf beide Ellenbogen ſich ſtützende alte Schillzer. Jeder Biſſen arbeitete ſich mit Girren und Knurren hinunter, und ſeine ganze grämliche Miene hatte den Ausdruck des Wunſches: daß Schiffel doch am erſten deſſen Biſſen erſticken möchte. Unten ſaß die alte Grethe, ſie ſah aus wie einer, der im ſchweren Gewitter nach Hauſe eilt, und Agnes behielt ihre Schlachtſchafs-Phyſiognomie bis an ihr Ende.

Merkwürdig war es, daß Schiffel von ſeiner Ziehzeit an, mit Agneſen, durchaus nicht mehr ſtahl; man konnte Geld verlieren, Schiffel konnte es ungeſehen finden; es wurde ausgerufen, und kam an ſeinen rechten Herrn. Es ſchien, als wenn er ſeine Schwiegereltern und ſeine Frau durch Thatſachen hätte fragen wollen, was habt ihr denn an mir auszuſezen! —

Indeſſen war denn doch das Nichtſtehlen bei weitem nicht alles, was ſeine Leute von ihm forderten. Nach und nach bekamen dieſe beiden ſonderbaren Eheleute auch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide waren Ebenbilder der Mutter, ſowohl dem Korper, als dem Geiſte nach. Jedermann liebte dieſe Kinder, denn ſie waren die ſchönſten und wohlgezogenſten im ganzen Dorf; ja es ſchien, als wenn der grämliche Großvater und die duldende Großmutter noch einmal vor ihrem Ende Freude genießen ſollten: allein dieſe Freude war kurz. Beide ſtarben bald nacheinander, und ein Jahr darauf auch Agnes. Jezt war alſo nun Schiffel mit ſeinen lieben und guten Kindern allein.

Ob wohl Schiffel jezt ſein altes Gewerbe wieder ergreifen und ſtehlen wird? — Nein lieber Leſer! auch jezt ſtahl er nicht, aber er ward ſo geizig und mißtrauiſch, daß gar nicht mit ihm auszukommen war; er glaubte nun vielmehr, alle Menſchen ſeyen Diebe und Betrüger, und dies machte ihm den Diebſtahl ſo verhaßt, daß er ſich ſelbſt nicht traute, und Geld und Geldeswerth vor ſich ſelbſt verbarg. Doch dies Leben dauerte auch nicht lange, denn er ſtarb drei Vierteljahr nach ſeiner Frauen.

Jetzt waren von der ganzen Familie nur noch die beiden Kinder übrig. Der Sohn war zwölf, und die Tochter zehn Jahr alt, beide wurden unter die nächſten Verwandten vertheilt, und Haus und Güter verpachtet. Wo die Tochter geblieben und was aus ihr geworden iſt, das hab ich vergeſſen, aber deſto unvergeßlicher iſt mir der gute Heinrich, der mein Spielkamerad und mit mir von einem Alter war.

Heinrich kam bei einem Vetter in Koſt und Erziehung, der zunächſt an ſeinem elterlichen Haus wohnte, und auch einen Theil der Schlitzeriſchen Güter gepachtet hatte. Dieſer Vetter hieß Wilhelm und war ein durchaus rechtſchaffner, thätiger, ehrenvoller und wohlhabender Mann. Er hatte den kleinen Heinrich ſehr gerne zu ſich genommen, denn er war überaus wohl gezogen, und von ſehr liebenswürdigen Sitten. Kaum mochte der Knabe ein halbes Jahr in dieſem Hauſe gelebt haben, als Wilhelm anfing zu merken, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld geſtohlen wurde; der gute Mann ſtutzte, und konnte nicht begreifen, wie das zuginge; denn auf Niemand in ſeinem Hauſe konnte er Verdacht faſſen, und Fremde kamen nicht hinein; da aber das Ding fortdauerte, ſo nahm er alle nöthige Maßregeln, und paßte insgeheim auf; da ertappte er dann zu ſeiner größten Beſtürzung den armen Heinrich auf friſcher That: — er ſtand wie verſteinert dem Knaben gegenüber, und die Thränen drangen ihm in die Augen, ehe er etwas ſagen konnte. Heinrich ſchwieg, zitterte und weinte; endlich fing Wilhelm an:

Aber um Gotteswillen Junge! wie kamſt du zu dem Unglück? — Wenn deine Großeltern und deine Mutter das wüßten, ihre Knochen drehten ſich in der Erde herum — willſt du dich an den Galgen bringen? — Sieh! ich verzeihe dir das; du biſt noch ein Kind: aber andere Leute verzeihen ſo etwas nicht, und dann biſt du auf dein Lebtag beſchimpft. Und denkſt du denn nicht, daß ein Gott im Himmel iſt, der alles ſieht, was du im Verborgenen treibſt, und alles ans Licht bringt, und nach dieſem Leben in der Höllen beſtraft? —

Lange konnte Heinrich vor Weinen und Schluchzen nichts herausbringen: endlich aber antwortete er mit gebrochenen Worten: Ach Vetter Wilhelm! ich kanns nicht ändern, ich hab' von Kind auf ſtehlen müſſen. Oft kommts mich an, dann muß ich etwas ſtehlen, und wenn ich auch den Tod vor Augen ſähe. Als ich drei Jahr alt war, ſo nahm ich meinem Großvater ein Dreibatzenſtück aus der Taſche, und verſteckte es; hernach ſtahl ich meiner Mutter ein ſilbernes Riechbüchschen, nun kamen ſie dahinter, und ich wurde tüchtig gehauen, aber ich konnt' es doch nicht laſſen. Ich habe von meinem Vater und von meiner Mutter erſtaunlich viel Schläge gekriegt, aber das hilft nicht, wenn michs ankommt, ſo muß ich ſtehlen, es mag gehen wie es will. Ich beſtahl aber immer meine Eltern und Großeltern, daher kams nicht aus. Ach Vetter Wilhelm! ſagt es doch Niemand, ich will ja auch wahrhaftig niemand anders beſtehlen, als Euch.

Bei allem Unglück konnte ſich doch Wilhelm bei dieſen Worten unmöglich des Lachens enthalten. Ja ich will dir — etwas anders ſagen! — rief er: aber wo haſt du denn das Geld gelaſſen?

„Das verwahre ich."

Was willſt du denn damit machen?

„Nichts! — Ja das weiß ich nicht, daran hab' ich nicht gedacht."

Wilhelm ließ ſich nun das Geld wiedergeben: er bekam alles bei Heller und Pfennig wieder, was er bisher vermißt hatte. Indeſſen kam ihm die Sache doch ſonderbar vor; um aber den Knaben zu ſchonen, ſagte er damals Niemand etwas von der Sache, obgleich Heinrich das Stehlen von Zeit zu Zeit fortſetzte, und es aller Züchtigungen ungeachtet nicht laſſen konnte. Als er es aber endlich einmal gar zu arg machte, und deswegen auch vielleicht zu hart geſtraft wurde, ſo ging er heimlich fort; man erfuhr hernach, daß er in holländiſche Dienſte gegangen, und weil er auch dort das Stehlen fortſetzte, gehangen worden ſey.

Doctor Gall hat dieſen bedauernswürdigen jungen Menſchen nicht gekannt, hätte er mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, ſo würde er gewiß nach dem Diebsorgan geforſcht, und es vielleicht auch gefunden haben. Aber nun der Philoſoph — der Rezenſent aller göttlichen Einrichtungen in der phyſiſchen Welt, was wird der ſagen? — wenn der arme Heinrich Schiffel das Diebsorgan nicht gehabt hätte, ſo hätte er nicht geſtohlen, und was konnte er dafür, daß er das Diebsorgan hatte? Dies hab' ich zwar den Doctor Gall nicht gefragt, als ich in Geſellſchaft des badiſchen Hofs ſein Collegium hörte, aber das ſagte ich ihm, daß ſein Syſtem Anlaß zu dieſer Frage geben könnte, und er antwortete mir: der Menſch behält, aller überwiegenden Neigungen ſeiner verdorbenen Natur ungeachtet, doch ſeinen freien Willen. Ich füge noch hinzu: und die Religion verſpricht Sieg und Ueberwindung auch über die Kräfte der Höllen, geſchweige der Diebsorgane. Hätte Heinrich Schiffel eine ächtchriſtliche Erziehung gehabt, doch daß er die nicht hatte, daran war er nicht ſchuld, hätte er ſich ſelbſt der Gnadenmittel bedient, die ihm bei reiferen Jahren angeboten wurden, ſo hätte er durch ernſten Kampf überwinden können; um dies durch eine Erfahrung zu beſtätigen, ſo erzähle ich das Gegenſtück in einer Geſchichte.

In meiner Jugend kannte ich eine Bettelfrau die große Elſe genannt: ihr Mann war wegen Dieberei gehangen worden, mit ihm hatte ſie drei Kinder gezeugt, die ſie mit ſich herum ſchleppte. Das älteſte war ein Knabe von 10 Jahren, die beiden andern waren Zwillinge, Mädchen von 8 Jahren. An eine vernünftige chriſtliche Erziehung war hier nicht zu denken; ihre Erziehung beſtunde blos darinnen, ſo lang mit Betteln an der Thür anzuhalten, bis ſie etwas bekommen hätten, und ſich ja durch nichts abſchrecken oder abhalten zu laſſen. Nun wurde die große Liſe krank, es war Sommer, und ſie lag auf einem Dorf, im Fürſtenthum Naſſau-Siegen, auf der Lützel genannt, in einer Scheuer; vor ihrem Tod vermachte ſie dem Sohn das Fürſtenthum Naſſau-Siegen, der einen Tochter das Fürſtenthum Naſſau-Dillenburg, und der andern die Grafſchaften Wittgenſtein und Berlenburg, dabei machte ſie allen dreien zur Pflicht, daß keins im Lande des Andern betteln ſollte. Nun legte ſie die Füße zuſammen und ſtarb. Die Bauern ließen ſie begraben, und die Kinder traten nun ihre Erbſchaft an, jedes bettelte in dem ihm angewieſenen Land. Der Knabe hieß Hanneck, er bettelte, und wuchs unter dem Betteln heran, ſo daß er ein ſchöner geſunder und wohlgebildeter Burſch wurde.

Nun wohnte dort ein ſchweizeriſcher Mennonite auf einem herrſchaftlichen Hof den er gepachtet hatte; bei dieſem hielt ſich Hannes oft wochenlang auf, und fing auch allmählig an, die Arbeit zu verrichten, zu der man ihn anwieß. Der Pachter Ulrich, ein ſehr frommer Mann, unterredete ſich mit ſeiner Frau, und ſie beſchloſſen den armen Jungen anzunehmen, ihn zu erziehen, und ſo viel lernen zu laſſen, als er in ſeinem künftigen Stand nöthig haben würde.

Sie nahmen alſo den Knaben vor, und ſagten ihm, ſie wollten ihn behalten, wenn er ihnen folgen, ſich gut aufführen, und fleißig ſeyn wollte. Der Knabe verſprach mit tauſend Freuden alles, er wurde ordentlich reinlich gekleidet, in die Schule geſchickt, und in den übrigen Stunden half er die Feldarbeit verrichten. Er lernte leſen, ſchreiben und rechnen, und in der Religion wurde er vortrefflich unterrichtet, welchen Unterricht dann ſeine Pflegeeltern in Ausübung zu bringen ſuchten. Alles ging herrlich von Statten. Der Knabe wurde fleißig, brav, und treu, in allen Proben die man mit ihm machte, fand man ihn bewährt.

Als er ungefähr 18 Jahr alt war, ſo bemerkte man eine gewiſſe Schwermuth an ihm, er weinte oft in der Stille, zu Zeiten fand man ihn auch an abgelegenen Orten auf den Knien liegen und beten. Ulrich und ſeine Frau drungen deswegen in ihn, und wollten wiſſen, was ihm fehle. Endlich brachten ſie es heraus; unter vielem Schluchzen und Weinen ſagte er: „Liebe Eltern! ich hab von Kindheit auf einen unwiderſtehlichen Trieb zum Stehlen gehabt, ich hab auch immer geſtohlen, bis ich bei Euch gekommen bin; ſeitdem hab ich Euch zwar nichts wichtiges genommen, aber doch immer etwas, das Ihr nicht gemerkt habt. Ich kanns nicht laſſen, und wenn der Scharfrichter mit dem Strick vor mir ſtünde. Der liebe Gott hat mich aber bis dahin bewahrt, daß ich noch keinen groben Diebſtahl begangen habe; nun ſieht mir immer meines armen Vaters Schickſal vor Augen, und wenn ich doch eine Gelegenheit etwas zu ſtehlen finde, ſo iſt die Luſt immer viel größer als die Furcht für der Sünde und für der Strafe.

Ulrich und ſeine Frau ſtutzten gewaltig als ſie das hörten, und faſt reute es ſie, daß ſie ſich des armen Jungen angenommen hatten; und doch dachten ſie auch, wenn ſie ihn jetzt wieder gehen ließen, ſo wäre er verlohren, und wurde dann doch endlich am Galgen ſterben müſſen.

In dieſer Verlegenheit beſchloſſen ſie endlich zu einem gewiſſen frommen und gelehrten Mann zu gehen, und ihn um Rath zu fragen; und nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen ſie den **Hannes** mitzunehmen. Sie gingen alſo zuſammen zum Herrn von **Plönnies** (ſo hieß der fromme vortreffliche Mann) und erzählten ihm die ganze Sache umſtändlich. **Plönnies** ſahe den jungen Menſchen durchdringend an, und ſagte: du biſt alſo mit Ketten der Finſterniß gebunden, mehr als andere Menſchen, aber dieſe Ketten mußt du zerſprengen.

Hannes. Ach lieber Herr! das kann ich eben nicht, das iſt meine Klage.

Plön. Iſt es dir dann herzlich ernſt, dieſes Elends los zu werden.

Hannes. Ja wahrhaftig! herzlich ernſt, aber all mein Beten hilft mich nichts.

Plön. Zu wem haſt du denn gebetet?

Hannes. Ei! wie können Sie fragen; zum lieben Gott.

Plön. Weißt du dann auch, wo man den lieben Gott ſuchen muß, wenn man erhörlich beten will?

Hannes. Ja, der liebe Gott iſt ja allenthalben, auch hier bei uns.

Plön. Das iſt wahr, aber wir müſſen Ihn in ſeinem Sohn, unſerm Herrn Jeſu Chriſto recht ernſtlich anbeten, ſonſt werden wir nicht erhört.

Hannes. Das habe ich nicht gewußt.

Plön. Jetzt weißt du es; bete unaufhörlich zum Herrn Jeſus, und flehe zu Ihm um ſeinen heiligen Geiſt, ſo bekommſt du Ihn gewiß, und der wird dir dann auch Kraft geben, dieſe abſcheuliche Neigung zu überwinden.

Nun will ich dir aber noch einen guten Rath geben, wenn du dem folgſt, ſo wirſt du gewiß des Uebels los: Nicht wahr, wenn du etwas ſiehſt, das dir gefällt, ſo bekommſt du Luſt es zu nehmen, und nimmſt es auch wirklich?

Hannes. Ja! aber doch nicht immer: die Luſt kann ich zu Zeiten überwinden, aber zu Zeiten auch nicht.

Plön. Aber kommt dir dann nie die Reue, wenn du etwas geſtohlen haſt.

Hannes. O ja! einmal früher, ein andermal ſpäter.

Plön. Gut! ſobald dir dieſe Reue kommt, ſo bringe das Geſtohlne ſeinem Eigenthümer wieder: oder wenn du es nicht mehr haſt, ſo klage es ihm wenigſtens.

Hannes. Dem Rath will ich gern folgen, aber es wird mir ſchwer werden.

Plön. Folge du nur, dieſe Uebung wird dir immer leichter werden, und bald wirſt du ſie nicht mehr nöthig haben.

Hannes verſprach das Alles treulich zu befolgen; er kämpfte, ſtrauchelte, fiel, und raffte ſich wieder auf, ſo ging das nun eine Zeitlang fort.

Einsmals als er aufs Feld geſchickt wurde, um dort etwas zu verrichten, ſo führte ihn ſein Weg über eine Landſtraße, hier fand er auf einem Stein einen Korb ſtehen, der mit einigen Kleidungsſtücken angefüllt war, neben ihnen am Rand guckte ein Päckchen mit Geld hervor, flugs griff Hannes zu, nahm das Geld, und verſteckte ſich ins Gebüſche: bald kam ein junges Mädchen aus dem Gebüſche, hub den Korb wieder auf den Kopf, ohne gewahr zu werden, daß das Geld fort war: dann ging ſie ihres Weges, und Hannes nun auch. Nach und nach kam ihm die Reue; er wußte nicht wem ers geſtohlen hatte, und es fing an wie Feuer auf ſeiner Seele zu brennen; nach ein paar Tagen erſcholl das Gerücht, daß dem P . . . . zu K. die Magd mit 200 Gulden durchgegangen ſey, man verfolgte ſie durch Steckbriefe, und fand ſie nicht. Dazu kam nun noch die Nachricht, ſie ſeye bei M . . . . in den Rhein geſprungen, und ertrunken. Jetzt ging dem Hannes das Waſſer an die Seele, jetzt drung die Reue ſo tief in ſein Herz, daß er gänzlich von ſeinem Uebel curirt war; das Erſte was er vornahm war, daß er mit dem Geld nach K. zu dem P. ging, und ihm ſagte, da ſeye ſein Geld, er habe es auf der Landſtraße gefunden. P. ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und rief, ach mein Gott! das arme Mädchen! Hannes taumelte im tiefſten Kummer fort, und kehrte ſich nicht daran, daß ihm P. nachrief: er ſolle warten, er wolle ihm ein Trinkgeld geben.

Nun wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, das Geld habe ſich gefunden, und das Mädchen ſeye unſchuldig. Dieſe hatte arme aber ſehr rechtſchaffene Eltern, die ſich über die Untreue ihrer ſonſt ſo braven Tochter krank grämten, und wie ſehr ſie ſich freuten, als ſie erfuhren daß ſie unſchuldig ſey, das läßt ſich leicht denken; nun betrauerten ſie ſie chriſtlich, und befahlen Gott die Sache.

Der gute Hannes litte nun fürchterlich, der unglückliche Tod des armen Mädchens laſtete Centnerſchwer auf ſeiner Seele; er kam ſich ſelbſt abſcheulich vor, und es kam ſo weit, daß man ihn hüten mußte, weil man den Selbſtmord fürchtete. Auf einmal kam das Mädchen wieder zum Vorſchein, ſie war durch Fiſcher gerettet worden, die geſehen hatten, daß ſie ins Waſſer geſprungen war. Es läßt ſich kaum denken, welche Freude die Wiederkunſt dieſer hartgeprüften Perſon allenthalben bei ihren Eltern, bei ihrem Herrn, und vorzüglich bei dem Hannes erregte. Dieſer nun gänzlich curirte Jüngling fing nun eine Laufbahn an, die ihn als den edelſten Menſchen auszeichnete, er heurathete hernach das Mädchen, lebte glücklich und im Segen, und erſt auf ſeinem Todbette erzählte er Frau und Kindern zum Preiß Gottes dieſe Geſchichte.

10.

Schreiben eines reiſenden Juden aus der Vorzeit.

Friede ſey mit dir, von dem Gott unſerer Väter, und mit deinem ganzen Hauſe!

Lieber Rabbi Aaron! ich hatte dir verſprochen viel Neues aus dem Land unſerer Vorfahren zu ſchreiben, und wahrlich ich kann es; ich hab Dinge gehört, und erfahren, die noch niemand, ſo lang die Welt ſteht, gehört und erfahren hat. Ich werde mich der ſtrengſten Wahrheit befleißigen; und ich verſichere dir, bei unſerm heiligen Tempel, den ich nun auch geſehen habe, daß ich nichts übertreibe, und daß ich mich nicht im geringſten in irgend etwas täuſche.

Du weißt, daß ich im vorigen Jahre im Monat Sivan von Worms abreiſte: in Rom hielt ich mich nur wenige Wochen auf. Von der unbeſchreiblichen Pracht dieſer Stadt ſag ich dir kein Wort, du haſt ſie ſelbſt geſehen; mir begegnete auch einmal der Kaiſer Tiberius zu Pferd, von einigen Trabanten begleitet, aber er machte wenig Eindruck auf mich; nur das ſchnitt mir Wunden ins Herz, daß dieſer Heide, der aber ſo wenig an ſeine Götter glaubt, als unſer Nachbar Levi an den Gott Iſraels und den Meſſias, das Volk Gottes beherrſcht: noch nie war mir dieſe Vorſtellung ſo lebhaft als jetzt, und ich muß dir, meinem alten treuen Lehrer, ſo ganz ſagen, wie mir von dieſem Augenblick an, auf der ganzen Reiſe zu Muthe war:

Ich ſtellte mir ſo vor, welche herrliche Verheiſungen Gott unſern Vätern durch ſeine Diener die Propheten gethan, und was er ihnen verſprochen habe, und man erfahre nun gerade das Gegentheil. Dann fiel mir unſer Nachbar Levi ein — ſollte es denn wahr ſeyn, was er ſagt: die Heiden erzählten auch viel von Wundern die ihre Götter gethan hätten, auch ſie hätten alte heilige Schriften, ſo gut als wir, jetzt aber zeige ſich bei ihnen ſo wenig als bei uns irgend ein Wunder, oder irgend eine göttliche Offenbarung; man ſehe alſo augenſcheinlich, daß alles nach der Ordnung der Natur gehe, folglich immer auch ſo gegangen habe; was in allen alten Büchern ſtehe, ſey Fabelei und Dichtung.

O lieber Rabbi! wie wehe wurde es mir dann ums Herz — ich flehte zum Gott Iſraels um Licht, aber ich erblickte auch nicht den geringſten Schimmer.

Auf dem Schiff waren mehrere Juden, die auch nach dem jüdiſchen Land reiſten, aber mit denen war auch nichts zu thun, die dachten an ihren Handel, und bezahlten die Spöttereien der römiſchen Schiffer und Soldaten mit Witz.

Unter den Soldaten waren viele Teutſche, aus den Stämmen der Markmannen, Schwaben, auch einige Catten; mit dieſen Landsleuten, die zwar rauh, aber ehrlich und bieder ſind, ging ich noch am liebſten um, ſie reiſten auch nach Jeruſalem, um dort die Beſatzung zu verſtärken.

Das einzige was mich in meinem Kummer noch aufrecht hielt, war der Gedanke an den verheiſſenen Meſſias, von dem du mir ſo viel Schönes geſagt haſt, und ich vertrieb mir die Zeit mit dem Leſen dieſer Verheiſſungen in unſern Propheten; endlich kamen wir dann zu Joppen an, wo ich bei dem Gerber Simon einkehrte; ich überreichte ihm deinen Empfehlungs-Brief und wurde nun brüderlich aufgenommen. Du kannſt denken, daß ich die erſte beſte Gelegenheit ergriff, um mein Herz in die Seele dieſes braven Mannes zu ergießen, aber wie ward mir, als er mir mit lächelnder Miene, aber im Vertrauen ſagte: Höchſt wahrſcheinlich iſt der längſterſehnte Meſſias nun da: ein junger Mann Namens Jeſus von Nazareth hat ſeit mehr als zwei Jahren ſolche Thaten verrichtet, wie man ſie noch nie erfahren hat; kein Prophet hat jemals ſolche Wunder gethan wie er; und das geſchicht nicht etwa ins Geheim, unter wenigen ſeiner Anhänger, ſondern vor den Augen vieler Hunderten, ja Tauſenden, ſo daß es unmöglich jemand läugnen kann; er rührt die Kranken an, befiehlt, ſie ſollen geſund werden, und ſie werden geſund; er gebeut den böſen Geiſtern in den Beſeſſenen, und ſie fahren ohne weiters, auf der Stelle aus, bekennen auch wohl laut, er ſey der Meſſias.

Mir ſtürzten Thränen der Wonne aus den Augen, ich muß ihn ſehen! rief ich aus; dazu kannſt du leicht kommen, antwortete Simon, denn er zieht immer im Land umher, viele Leute ſtrömen zu ihm hin, und man weiß immer und überall wo er iſt. Aber, fuhr ich fort, was ſagt denn unſere Obrigkeit von ihm? Wofür halten ihn die Prieſter und die Schriftgelehrten? — Simon zuckte die Schultern, und erwiederte: Der Vierfürſt, oder wenn du willſt, der König Herodes und ſein Hof bekümmern ſich nicht um ihn: zuweilen hören ſie von ſeinen Wundern und Thaten, aber das thut weiter keine Wirkung, als wenn man von einem neuen Schauſpiel hört, und wünſcht es denn zu ſehen; käme Jeſus und kündigte an, er wollte auf dem Theater einen Todten erwecken, ſo würde man mit der freudigſten Neugier erſcheinen, die Hände warm klatſchen und hernach im Cabinet beſchließen, wie man den gefährlichen Menſchen ohne Geräuſch aus dem Weg ſchaffen könne und müſſe.

Die Prieſter, Schriftgelehrten, und Oberſten, ſtolz auf ihren Adel und Würde, verachten Jeſum, wegen ſeiner Herkunft, denn er iſt ein Zimmermann ſeines Handwerks, und eines gemeinen Zimmermanns Sohn, aus Nazareth in Galiläa; zwar iſt er aus Davids Geſchlecht, aber dies iſt durchgehends arm, und ohne Anſehen; die merkwürdigen Dinge, die bei ſeiner Geburt vor zwei und dreißig Jahren vorgingen, die hat man vergeſſen; und auf das Zeugniß eines heiligen Einſiedlers aus dem Stamm der Prieſter, des Johannes Zacharias Sohn, der ihn für den Meſſias feierlich ankündigte, achtet man gar nicht. Er müßte ein vornehmer Jude, von großem Anſehn, tapfer, ein Feind der Römer, ein eifriger Phariſäer, u. ſ. w. ſeyn, dann würden ſie eher an Ihn glauben, und doch würde wiederum jeder in ſeinem Herzen für Neid griesgramen, weil es jeder ſelbſt gern ſeyn möchte.

Du kannſt denken lieber Rabbi! wie ich erſchrack. — Mein Gott! ſagte ich: ſind die Väter unſeres Volkes ſo tief geſunken? Lieber Joſeph! verſetzte Simon, das ſind noch Kleinigkeiten, du reiſeſt jetzt ins Land, du wirſt noch andere Sachen erfahren. Aber, fuhr ich fort, was ſagt denn Jeſus dazu? Simon antwortete: Er predigt mächtig gegen das große Verderben, kündigt ſich mit größter Wärme und der herzlichſten Erbarmung, als den Meſſias, den Erlöſer der Menſchen, und den Seligmacher an; ſelbſt im Tempel zu Jeruſalem, wo Er oft erſcheint und lehrt, geht Er den Prieſtern und Oberſten mächtig zu Leibe, Er ſchilt ſie Heuchler und Schlangenbrut, und verkündigt ihnen ſchwere bevorſtehende Gerichte, aber das macht ſie nur noch erbitterter, und ſie trachten Ihm wirklich nach dem Leben. Dies alles kam mir ſonderbar vor. — Wenn der Meſſias unſer Volk auf den höchſten Gipfel des Wohlſtands erheben ſoll, wie das ja in den Propheten häufig verheißen iſt, — ſo dachte ich — ſo muß Er ja durchaus von Hohen und Niederen dafür angenommen werden, Alle müßten Ihm gehorchen, und ſich Ihm als ihrem König unterwerfen; kurz, lieber Rabbi! es wurde mir wieder ſo dunkel wie vorher. Nun beſchloß ich den Mann ſelbſt zu ſehen, wo möglich zu ſprechen, alles genau zu prüfen, und mit ſo Gewißheit zu verſchaffen; ich reiſte alſo, ſobald ich konnte, von Joppen ab.

Auf der Reiſe nach Jeruſalem hörte ich erſtaunliche Dinge von dem Propheten von Nazareth; man ſprach überall von Ihm; daß vieles übertrieben war, das kannſt du denken, an Spotten und Läſtern fehlte es auch nicht, ich ſahe auch mehrere Kranken die er geheilt hatte; daß dieſe voll Lobens und Rühmens waren, iſt leicht zu erachten, und eben ſo begreiflich iſt es, daß Ihn dieſe auch öffentlich für den Meſſias erklärten.

Gegen Abend des dritten Tages kam ich zu

Jeruſalem an; der Anblick der heiligen Stadt machte einen tiefen ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich; der prächtige Tempel, der hoch empor ragt, ſein goldenes Dach, die Burg Zion, und die vielen großen und ſtarken Thürme, zeigen eine Majeſtät, die man ſehen muß, wenn man ſich einen Begriff davon machen will; aber wie ward mir, als ich in die Stadt kam, und durch die vielen Gaſſen wandelte, bis ich zu meiner Herberge gelangte? — Muthwillige Jugend die jeden neckt, der bei ihnen vorbeigeht, liederliche Weibsperſonen, leichtfertig gekleidet; Römer und romiſche Soldaten, die mit einem Stolz einher ſchreiten, der jedem laut ſagt, daß ſie unſre Herren ſind, und dann Prieſter, Gelehrte und Rathsherren — nun davon ſag ich nichts; kurz es wurde mir weh ums Herz, und ich eilte in meine Herberge, die ich bei einem frommen Krämer fand, an den mich Simon von Joppen empfohlen hatte.

Mein Wirth und ſeine Familie ſind ſehr eingezogene feine Leute, ſie glauben auch daß Jeſus der Meſſias ſey, ſie erzählten mir viel wunderbare Dinge von Ihm, ſo daß mein Glaube wieder wuchs, aber auch das Verlangen Ihn zu ſehen, und zu ſprechen. Doch dieß mußte ich noch einige Wochen aufſchieben, um in Jeruſalem erſt meine wichtigſten Geſchäfte abzuthun. Ein paarmal ging ich auch mit meinem Wirth nach Bethanien, wo drei ledige reiche

Geſchwiſter beiſammen wohnen: das ſind ganz vortreffliche Leute, bei denen ſich Jeſus häufig aufhält, wenn Er in die Gegend kommt. Dieſe heilige Familie beſteht aus einem Bruder und zwo Schweſtern, er heiſt Lazarus, und die Schweſtern Martha und Maria. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, da hörte ich nun recht viel von Jeſus, ſeinem göttlichen Charakter und ſeinen herrlichen Thaten; da ich nun meinen Wunſch äußerte zu Ihm zu reiſen, ſo billigten ſie das ſehr, Lazarus gab mir einen Brief an Ihn mit. Dieſer liebe Mann iſt ſchwächlich, und von einem freundlichen ſtillen, und wehmüthigen Weſen; darinnen iſt ihm auch ſeine Schweſter Maria ähnlich, Martha aber iſt eine raſche, thätige und ſehr lebhafte Perſon, aber eben ſo fromm und rechtſchaffen wie ihre Geſchwiſter. Die Lieben ſagten mir, ich würde Jeſum in Galiläa, vermuthlich in Capernaum finden.

Den erſten des Monats Schebat trat ich meine Reiſe nach Galiläa an, in der Nähe von Capernaum erfuhr ich, daß Jeſus nach Nazareth gegangen ſey, um ſeine Mutter zu beſuchen, dies freute mich ſehr, denn da konnte ich die merkwürdige Familie beiſammen antreffen, ich wendete mich alſo linker Hand gegen Abend, und reiſte zwiſchen den Bergen Hermon und Thabor herauf, quer durch das Thal Esdrelom, und dann auf das Gebirge, wo ich dort das Städtchen Nazareth auf einem Hügel in einem flachen Thal liegen ſah; das Herz fing mir an, für Erwartung zu pochen, ich beflugelte meine Tritte, und bald ſchritt ich zum Thor hinein. Hier fand ich einen alten Mann vor der Hausthür ſitzen, den fragte ich, wo ſich der Prophet Jeſus aufhielt? — Er wies mich die Gaſſe hinauf, und dann linker Hand eine Gaſſe hinein, dort würde ich viele Lahme, Blinde nnd Kranke vor einer Thür antreffen, da ſollte ich hinein gehen. Ich eilte fort, und fand es ſo, wie der Alte geſagt hatte.

Als ich nahe hinzu kam, ſo ſahe ich eine ältliche Frau, die mit ausgebreiteten Armen zur Thür heraus ſtürmte, in die Höhe und gierig um ſich blickte, als ob ſie die Welt noch nicht geſehn hätte, ſie weinte laut, und lobte Gott mit Jubel; ich erfuhr bald, daß ſie vor einer Minute blind hinein gegangen, und nun ſehend geworden ſey. Nun drängten ſich mehrere Leidende hinzu, es ſtanden aber Männer an der Thür, die nur Einen nach dem Andern hineinließen; unter andern ſah ich einen Menſchen mit auswärts krumm gewachſenen Beinen, ſich auf Krücken herbeiſchleppen, dieſen beobachtete ich wohl, um ihn genau zu kennen, man half ihm hinein, und kannſt du es glauben? Lieber Rabbi! — gerad und geſtreckt kam er wieder heraus, die Krücken unter dem Arm, lief hin, rief laut, dankte und lobte Gott.

Jetzt hatt' ich genug geſehn, das kann nur der Schöpfer, dachte und ſagte ich. Aber wie konnte ich nun zu dem Wunderthäter kommen, das war jetzt meine Hauptſache — zur Thür hinein, das war nicht möglich; ich hörte aber die Leute im Haus arbeiten, hobeln, ſägen, und mit einer Axt hauen, ich ging alſo um die Ecke des Hauſes, und ſah durchs Fenſter einige junge Männer mit Schreinerarbeit beſchäftigt, ich grüßte ſie freundlich, und bat ſie, mich hinein zu laſſen; einer von ihnen wies mir ein kleines Hinterthürchen, ich ging hinein, und zu ihnen in die Werkſtätte; nachdem ich mich ihnen bekannt gemacht hatte, ſo äußerte ich meinen ſehnlichen Wunſch den Rabbi zu ſehn und zu ſprechen — ſanft und freundlich antwortete mir der Aelteſte: mein Bruder wird von der großen Anſtrengung ſehr müde, du wirſt ihn dieſen Abend ſchwerlich ſehen können; hierauf verſetzte ein anderer: wenn Er doch früh fertig würde — ich will einmal der Mutter rufen; er lief hin, und eine ſehr anſehnliche, einfach und reinlich gekleidete Frau von 46 bis 48 Jahren trat herein; Rabbi! welch eine Frau! aus dem ſanften beſcheidenen Geſicht ſtrahlte eine verborgene Majeſtät hervor — Rabbi! ich hätte niederfallen mögen; ſie redete mich freundlich an, und hieß mich, zu ſich niederſitzen, das that ich, ſie ſprach lauter Worte der Weisheit, und der Frömmigkeit, ſie erzählte mir, daß ihr ein Engel die Geburt ihres Sohnes angekündigt habe, daß er gewiß der Meſſias ſey u. ſ. w. Dann erfuhr ich auch, daß die zween junge Männer, die da arbeiteten, ihre jüngeren Söhne ſeyen, u. ſ. w. Ich konnte nicht müde werden mit der herrlichen Frau zu reden; indem trat ein bildſchöner junger Mann herein, ein kalter Schauer lief mir über die Haut, allein er war es nicht, ſondern ſeiner Jünger eines, er ſagte zur Mutter, welche Maria heißt: der Rabbi iſt ins Cypreſſenwäldchen gegangen. Dann ſtellte Maria mich ihm vor, und ſagte: ſiehe, Johannes! ein Sohn unſeres Volkes, der aus den fernſten Abendländern kommt, und nun von Jeſus gehört hat; er brennt vor Verlangen Ihn zu ſehen. Johannes ſah mich freundlich an, und ſagte; Friede ſey mit dir! — Der Rabbi iſt müde, aber komm, ich will dich zu Ihm führen! — Mir traten die Thränen der Freude in die Augen — wir gingen. — Ach! Aaron! welche Menſchen ſind das! — Solche hab ich nie geſehen; tiefer inniger Friede, Liebe und Frohſinn und dabei Ruhe und Freundlichkeit leuchtet aus allem hervor, was ſie thun und laſſen; ſo fand ichs auch in Bethanien. — Ja wenn der Meſſias lauter ſolche Leute verlangt, ſo ſiehts mit unſerm Volk übel aus, und doch muß ſein Reich aus lauter ſolchen Leuten beſtehen, wenn es anders das ſeyn ſoll, wie es die Propheten beſchreiben.

Wir kamen ins Cypreſſenwäldchen, dort ſaß Er; wir nahten uns Ihm, Er ſtand auf und ging uns entgegen. — Rabbi! welch ein Mann! — Lang, etwas hager, mit braungelblichen Locken, die über die Schultern herab hingen, eben einen ſolchen Bart, der ſich in der Mitte ſpaltet, ein Grübchen im Kinn, nußbräunlich im Geſicht, eine gebogene Naſe, einen etwas aufgeworfenen Mund, helle, durchdringende, etwas röthliche Augen, ſo als ob Er eben geweint hätte; dabei ſieht Er freundlich, aber traurig ernſt aus; ſo ſtand Er vor uns; — je länger man Ihn anſieht, deſto mehr entwickelt ſich in ſeinem Angeſicht eine verborgene Majeſtät, die etwas göttliches anzeigt, und durchaus unbeſchreiblich iſt; Er ſah mich durchdringend an, und ich fühlte, daß Er mein ganzes Weſen durchſchaute. Ich konnte mich des Niederfallens nicht enthalten, aber Er hub mich auf, nun ſagte ich: Herr! ich habe viel von dir gehört, und ich komme her, um mit eigenen Augen zu ſehen, und mit meinen Ohren zu hören, ob du wirklich der Meſſias ſeyſt? nun hab ich aber ſchon ſo viel geſehen und gehört, daß ich nicht mehr zweifeln kann, ſondern wirklich glaube. Mit unbeſchreiblicher Huld, und zurückgehaltener, aber durchdringender Stimme antwortete Er: Selig biſt du daß du glaubſt!

Ich. Ich komme aus fernen Abendländern, wo ich im Dienſt eines Kaufmanns von unſerer Nation bin, ich hab in Jeruſalem und dortiger Gegend Geſchäfte, der innige Wunſch dich zu ſehen und zu hören, hat mich hieher zu dir geführt: vergieb mir, wenn ich dich in deiner Ruhe ſtöhre!

Er. Meine Ruhe iſt, wenn ich den Willen meines Vaters erfülle, und der will, daß alle, die zu mir kommen, und an mich glauben, ſelig werden ſollen.

Ich (mit Thränen in den Augen). Herr! was muß ich thun, um ſelig zu werden?

Er. Bleibe bis nach Pfingſten zu Jeruſalem, ſo wirſt du erfahren was du thun mußt.

Jetzt gab ich Ihm den Brief von Lazarus. Er las ihn, und fuhr dann fort: halte dich, ſo viel es deine Geſchäfte erlauben, in Bethanien auf, da wirſt du mich wieder ſehen; jetzt gab mir Johannes einen Wink, und ich entfernte mich mit den Worten: Herr gedenke meiner! Er drückte mir die Hand, und ſprach mit unbeſchreiblicher Huld: Friede ſey mit dir, mein Sohn! beharre im Glauben an mich, und in der Liebe zu Gott und den Menſchen, ſo wirſt du dereinſt ein Erbe meines Reichs werden.

Wie mir zu Muth war, lieber Rabbi! das kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Johannes ſagte mir unterwegs vieles, das ich dir einſt mündlich erzählen werde. Dieſer Mann iſt einem Engel Gottes ähnlich, er athmet lauter Liebe.

Des andern Tages reiſte ich nun wieder nach Jeruſalem zurück, und verſah meine Geſchäfte; ſo viel und ſo oft ich konnte, ging ich nach Bethanien, um mich mit dieſen Freunden von dem zu unterhalten, den unſre Seelen lieben; mein ganzes Weſen iſt mit Jeſus erfüllt, und ich bin ganz ein anderer ſeliger Menſch, ſeitdem ich Ihn geſehn habe.

Lazarus wurde immer ſchwächer und endlich ernſtlich krank; ſeine Schweſtern waren höchſt betrübt, aber alle ihre Hoffnung war auf Jeſus gerichtet, ſie ſchickten Boten zu Ihm, aber Er kam nicht, und Lazarus ſtarb.

Ich betrachtete mich, als zur Familie gehörig, ich weinte und trauerte mit — aber das konnte ich nicht begreifen, daß Jeſus nicht gekommen war, um ſeinen Freund zu retten. Lazarus wurde indeſſen begraben. Endlich am vierten Tage entſtand das Gerücht, Jeſus ſey unterwegs. — Jetzt machte ſich Martha auf und lief Ihm entgegen, ich aber nebſt noch vielen vornehmen Bürgern und Nachbarn aus Jeruſalem und Bethanien blieben bei der tiefgebeugten Maria, um ſie zu tröſten. Nach einer Weile kam Martha eiligſt gelaufen, und ſagte ihrer Schweſter etwas ins Ohr, dieſe fuhr ſchnell auf und lief mit fort; wir folgten ihnen nach, und ſahen daß ſie die Straſe nach Annathor zu hinauf liefen. Jezt merkte ich, daß Jeſus am Kommen ſey, und ſo wars auch, denn bald hernach ſahen wir Ihn von ſeinen Jüngern und vielen Andern begleitet daher wandeln; Er unterhielt ſich mit den Schweſtern, und ſahe traurig aus. Als Er uns nahe kam, und ſo viele Menſchen weinen ſah, ſo weinte Er auch, und nun fragte Er: wo habt ihr ihn hingelegt? man führte Ihn hin zum Grabe, jezt weinte Er noch einmal. Hebt den Stein ab! ſagte Er — alles war todt ſtille, alles war Ohr und Auge. So wie der Stein abgehoben war, empfanden wir alle den Geſtank der Verweſung; dies bewog die voreilige Martha zu ſagen: Herr er ſtinkt ſchon, denn er liegt ſchon vier Tage da — Jeſus antwortete: Hab ich dir nicht geſagt, wenn du glauben würdeſt, ſo würdeſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen? — Nun blickte Jeſus empor, mein Gott! welch ein Blick! — mit göttlicher Majeſtät ſagte Er laut, daß es Jedermann hörte: Vater! ich danke dir daß du mich erhört haſt, doch ich weiß, daß du mich allezeit erhöreſt, aber um des Volkes willen, das umher ſteht, ſage ichs, auf daß ſie glauben, du habeſt mich geſandt. —

Jezt ſtreckte Er den Arm gegen das Grab aus und rief mit ſtarker Stimme: Lazarus komm heraus! — Liebſter Rabbi! wie ward mir? Staunen ergriff mich auf meinem Scheitel — Lazarus ſtand auf geſund und friſch, ſo wie er in die Leichentücher eingehüllt war; ruhig, und ohne irgend ein Zeichen einer Freude, oder ſonſt eines Affekts zu zeigen, ſagte Jeſus ferner: Löſt ihn auf, und laßt ihn gehen.

Du kannſt dir die Wirkung nicht vorſtellen, welche dieſes göttliche Wunder hervorbrachte — da war an keine Täuſchung zu denken, Hunderte wußten, Lazarus ſey geſtorben, Hunderte rochen den Geſtank der Verweſung, und alle dieſe nämlichen Hunderte, ſahen ihn nun auf dem Aufruf Jeſus, geſund und friſch aus dem Grabe hervor kommen. Ganz Jeruſalem gerieth in Bewegung, da war bei dem Unbefangenen kein Zweifel mehr, daß Jeſus der Meſſias ſey, aber die Prieſter und Oberſten wurden wüthend darüber, und warum? — blos aus Neid — Jeſus iſt ſo ſehr gerade das Gegentheil von dem was ſie ſind, daß ſie Ihn unmöglich, ſo wenig als Er ſie, dulden können. Jezt ſäumten ſie nicht länger, um Ihn zum Tod zu befördern, — zum Tod! — du ſtaunſt Rabbi Aaron! — lies nur weiter: Sie ſahen ein, wenn das ſo fort ginge mit dem Wunderthun, ſo würde Ihm das ganze Volk anhangen, und dann wäre es um ſie geſchehen; indeſſen war es doch auch mit dem

Hinrichten keine ſo leichte Sache, weil Er einen großen Anhang hat. — Vielleicht biſt du neugierig zu wiſſen, wie es dem Lazarus jezt nun zu Muth war? ich ſprach oft mit ihm, und er ſagte mir, er ſey nach ſeinem Tod in einer großen dämmernden Weite erwacht, und zween Engel ſeyen bei ihm geweſen, die ſehr lieblich mit ihm umgegangen wären, und ihm geſagt hatten, er müßte wieder ins irdiſche Leben zurückkehren, um die Würde des Meſſias zu bezeugen; übrigens iſt er juſt ſo, wie er vorher war, doch oft auch in ſich gekehrt, und wehmüthig.

Ich habe auch Jeſum im Tempel lehren hören — da ſollteſt du an meiner Stelle geweſen ſeyn — alle ſeine Worte ſind Geiſt und Leben, aber oft auch geheimnißvoll, doch das konnte ich gar häufig merken, daß Er ſterben müſſe als ein Opfer für die Sünden der Welt, und daß Er hernach bald auferſtehn, zum himmliſchen Vater zurückgehn, einſt wiederkommen, und dann erſt ſein Reich errichten werde. Dies will nun den Juden gar nicht einleuchten, ihre Begriffe vom Reich des Meſſias ſind damit gar nicht übereinſtimmend, der Meſſias ſoll ſie vom Joch der Römer befreien, und zu Herren der Welt machen; ſelbſt ſeine Jünger, welche gemeine Leute und zum Theil Fiſcher, aber ſehr fromme und brave Männer ſind, hatten ungefähr die nämlichen Vorſtellungen, und die Winke ihres Rabbi von Sterben und Auferſtehn wollten ihnen nicht einleuchten.

Ob ich zwar auch mit meinen ſchwachen Augen dies Dunkel nicht durchbringen kann, ſo ſchimmert mir doch ein kleines Licht daraus hervor: es iſt unmöglich, daß ein allgemeines Friedensreich Gottes auf Erden entſtehen kann, ſo lang die Menſchen ſo verdorben, gottlos und ruchlos ſind, und vorab wie es unſer Volk iſt, und mit dieſem ſoll ja doch das Reich Gottes beginnen; wenigſtens haſt du mich ſo unterrichtet. Es iſt alſo vorerſt eine Anſtalt nöthig, wodurch die Menſchen beſſer werden, und dieſen Zweck hat Jeſus im Auge; jetzt will Er ſterben, und wieder zu ſeinem Vater zurückkehren, und wenn dann ſeine Anſtalten jenen Zweck erreicht haben, ſo will Er wieder kommen und ſein meſſianiſches Reich errichten. So ſehe ich wenigſtens die Sache ein, und eine kleine Unterredung, die ich mit dieſem — ich möchte ſagen — Gottmenſchen im Tempel, in Salomons Halle hatte, hat mich darinnen beſtärkt: Ich ging nämlich an einem Abend in den Tempel, um mein Gebet zu verrichten; nun hörte ich, daß Jeſus in Salomons Halle ſey, ich ging alſo dahin, und fand Ihn mit einigen ſeiner Jünger allein, Johannes war auch bei Ihm; als Er mich ſah, winkte Er mir freundlich, und ſagte: wirſt du über Pfingſten hier bleiben? — Ich antwortete: Ja Herr, wie du befohlen haſt! — dann fuhr Er fort:

Eile dann zu den Deinigen, beſtelle deine Geſchäfte, und ziehe nach Rom, dort wirſt du erfahren, was zu deinem Frieden dient. Mein Reich gehört nicht in dieſen Zeitlauf, und es beſtehet nicht in irdiſcher Herrlichkeit, ſondern in Befolgung meiner Gebote.

Ich. Herr! ich habe keine Gelegenheit gehabt, deine Gebote zu hören.

Er. Liebe Gott über Alles, den Nächſten als dich ſelbſt, und glaube an mich, ſo wirſt du zu ſeiner Zeit Alles erfahren. Friede ſey mit dir! — Jetzt mußte ich Ihn verlaſſen, hochahnend ging ich von Ihm weg.

Die Oſtern rückten nun heran, und allerhand Gerüchte gingen in Jeruſalem umher, die Geſchichte von der Auferweckung Lazarus verkühlte bald, und es war eben als ob nichts geſchehen wäre; an einem Morgen früh aber kam mein Wirth mit lautem Geſchrei zu mir, und ſagte: ſie haben dieſe Nacht Jeſum gefangen genommen, ſo eben hat man Ihn mit Stricken gebunden, zu Pilatus geführt. Denk, einer von ſeinen Jüngern hat Ihn verrathen, und dem Hohenprieſter den Ort geſagt, wo man Ihn finden konnte, ſogar hat er das Commando, das Ihn fangen ſollte, begleitet, und im Garten Gethſemane am Oehlberg hat man Ihn angetroffen, wollen wir nicht hin und ſehen wie es geht?

Im Augenblick war ich angekleidet, und wir liefen zum Richthaus. Mir ſtanden die Haare zu Berge, als ich dahin kam, und die Menge Volks in der Wuth, ſo wie im Aufruhr ſah, wie die Prieſter und Oberſten das Volk immer mehr aufhetzten, und alle das raſende Getümmel. Ueber dieſen Verfall wurde ich tief bekümmert, und ich ſahe nun klar ein, daß unſerm Volk abermal ein ſchweres Gericht bevorſtund: denn dieſe entſetzliche Blutſchuld konnte nicht ungerochen bleiben. Wir blieben eine Weile da, um zu erfahren, wo es hinaus wolle: endlich ſahen wir Ihn auf dem Hochpflaſter herausführen. Ach Rabbi! welch ein Anblick! — über den ganzen Leib von der ſchrecklichen Geißelung mit Blut bedeckt, auf dem Haupt ein Diadem von Dornen, einen alten zerriſſenen Purpurmantel um die Schultern, und ein Schilfrohr in der Hand, ſtand Er da — kaum kannte ich Ihn mehr — ſeine Phyſiognomie war leidend, ruhig, und mit tiefem Mitleid ſahe Er über das Volk hin.

Jetzt denke dir, ſo hatte man ſeine Königswürde verſpottet, und kannſt du es glauben? — das Volk klatſchte in die Hände und lachte. Ich hielt das Alles nicht aus, ſondern lief fort, verſchloß mich in mein Zimmer, weinte und heulte laut. Mein Wirth kam auch bald wieder, auch er weinte, und wir beteten miteinander. Endlich erfuhren wir, man hätte Ihn hinaus nach dem Golgatha geführt, um Ihn zu kreuzigen. Wir blieben zu Haus, und waren in tiefer Trauer. Aber denke dir das Wunder, um Mittag fing es an, auf einmal dunkel zu werden, die Sonne wurde viel ſtärker verfinſtert, als bei der größten Sonnenfinſterniß, es war wie in der Nacht; bei heiterem Himmel, erſchien die Sonne dunkel blutroth, und doch war es Vollmond, wo eine Sonnenfinſterniß unmöglich iſt. Jedermann erſtaunte, zitterte und bebte, denn man merkte wohl, was das zu bedeuten habe; dieſe Finſterniß währte drei volle Stunden; gegen das Ende derſelben gingen wir hinaus nach dem Golgatha, um zu ſehen was vorging. Da fanden wir nun Jeſum zwiſchen zween Verbrechern am Kreuze hangen, noch lebte Er, ich nahte mich dem Kreuz, ſo ſehr ich konnte, ich fand da Maria ſeine Mutter und einige Freundinnen im tiefſten Jammer, auch Johannes ſtand da, und ſchaute ſeinem leidenden Herrn mit Thränen-Augen ins ſterbende Antlitz. Auf einmal hörten wir ſeine ſtarke Stimme: Vater ich befehle meinen Geiſt in deine Hände! und nun ſank ſein Haupt vorwärts, Er zuckte ein paarmal, und ſtarb. In dem Augenblick entſtand ein Erdbeben, ſo daß Felſen von einander borſten. Wir eilten wieder nach Haus, und als wir durch eine Gaſſe mit geſenkten Häuptern unſeres Weges gingen, ſo ſahen wir verſchiedene glänzende Perſonen vor uns vorüber ſchweben, wir erſchracken und hielten ſie für Engel, aber wir erfuhren hernach, daß es heilige Menſchen der Vorzeit geweſen, welche auferſtanden ſeyen, und ſich hin und wieder frommen Bürgern geoffenbart hatten.

Zu Hauſe dachten wir über das Alles nach, und mein Glaube, daß Jeſus der Meſſias ſey, wurde durch ſeinen Tod im geringſten nicht geſchwächt, ob ich gleich nicht alles begreifen konnte, denn die Finſterniß, das Erdbeben, und die Auferſtehung verſchiedener Heiligen, machte mir immer gewiſſer, daß der leidende und ſterbende Jeſus, im Himmel und auf Erden, eine höchſt wichtige Perſon ſeyn müßte; dazu kam noch etwas, auf einmal erſcholl das Gerücht, daß im Augenblick des Todes Jeſus, nämlich während dem Erdbeben, der koſtbare ſtarke Vorhang, der im Tempel zwiſchen dem Heiligen und Allerheiligſten hänge, von oben bis unten von ſelbſt durchgeriſſen ſey, ſo daß man nun ins Allerheiligſte hinein ſehen konnte. Dies war mir beſonders merkwürdig, und es bedeutete nichts Gutes für unſer Volk.

In Jeruſalem war nun Alles ſtille, man ſahe überall traurige Geſichter, denn die Raſerei war nun vorbei; aber am dritten Tag des Morgens gabs wieder Unruhe, denn es hieß nun, Jeſus ſey auferſtanden — dies mußte ich wiſſen; ich lief in das Haus, wo ich die Mutter Maria und ſeine Jünger beiſammen wußte, und da erfuhr ich, daß es wirklich wahr war, und man wunſchte ſehnlich Ihn zu ſehen. Ich mußte meiner Geſchäfte halber verreiſen, und konnte es nicht abwarten, und doch brannte ich für Verlangen, den Ausgang dieſer wichtigen Sache zu erfahren; indeſſen war ich getroſt, denn in zwei bis dreien Wochen kam ich wieder nach Jeruſalem.

Ich reiſte nach Cäſarien und dann nach Ptolomais, auf meiner Rückreiſe kam ich nach Capernaum, wo ich eine große Menge der Freunde Jeſus verſammelt antraf, ſie beteten zuſammen, und unterhielten ſich mit der Hoffnung der Auferſtehung Jeſus; ich geſellte mich zu ihnen; die allgemeine Sehnſucht den auferſtandenen Meſſias zu ſehn, ſtieg mit jedem Augenblick, und wurde endlich zum allgemeinen Gebet. — Lieber Rabbi! wie wurde uns! — auf einmal ſtand Er da, mitten unter uns — ja Er war der Nämliche, ſein Angeſicht ſtrahlte Freude, und hohe göttliche Majeſtät; ein lieblicher Schimmer glänzte von Ihm umher, ſein Gewand war blendendweiß und ſeine Wunden ſahen aus wie rubinrothe Flecken. Die Freude, den Jubel kannſt du dir nicht vorſtellen, alle weinten, wir alle lagen auf den Knieen, unſerer waren bei fünfhundert. Friede ſey mit euch! ſagte Er, dann ermunterte Er uns zur Liebe gegeneinander, und befahl uns nach Jeruſalem zu gehen, wo wir ferner ſeinen Willen erfahren würden, dann verſchwand Er.

Jetzt waren wir Alle getröſtet, wir blieben die Nacht über im Gebet beiſammen, und des Morgens reiſte ich nach Jericho, einige Tage hernach dann wieder nach Jeruſalem; da war es nun wieder als ob gar nichts vorgefallen wäre; außer den Freunden Jeſus hörte und ſahe man nichts mehr von der Sache, es war als ob gar nichts Wichtiges vorgefallen ſey; das üppige Laſterleben ging unaufhaltbar ſeinen Gang fort.

Auf Pfingſten aber gab es wieder etwas Neues, nach einem gelinden Erdbeben ſtrahlte ein feuriger Glanz über dem Haus, wo die Jünger und Freunde Jeſus verſammelt waren, dieſer ſenkte ſich ins Haus und man ſahe Flammen auf den Häuptern der Jünger; jetzt wurden ſie alle mit dem heiligen Geiſt erfüllt, und Einer von ihnen, Petrus ein Fiſcher von Bethſaida redete ſo kräftig zu dem zuſammenſtröhmenden Volk, daß Tauſende zu dem auferſtandenen Meſſias bekehrt wurden. Merkwürdig iſt, daß jeder von den Zuhörern den Petrus in ſeiner eigenen Sprache reden hörte, da er ſich doch der Landesſprache bediente.

Ich war eben damals in Bethanien, als ich aber wieder zurückkam, und das alles hörte, ſo beſuchte ich den Petrus; ich fand Johannes und Jacobus den Bruder Jeſus, den ich zu Nazareth hatte kennen lernen, bei ihnen. Jetzt erfuhr ich auch die Himmelfahrt Jeſus. Die Männer waren nun ganz umgeſchaffen, ſie ſprachen mit einer Kraft und Weiſheit, wie ichs außer Jeſu noch nie gehört habe; und nun wurde ich ganz von der Erlöſung unterrichtet und überzeugt.

Sehr vieles werde ich dir noch dereinſt mündlich zu erzählen haben. Lieber Rabbi! lebe wohl!

Was dünkt Euch, meine lieben Leſer? wie würde uns zu Muth ſeyn, wenn wir unerwartet erführen, der längſt Erwartete, längſt Erſehnte, ſey da oder dort angekommen — würden wir nicht Alles ſtehen und liegen laſſen, und dahin eilen, und wenn wir den Ort von weitem ſähen, würde uns da nicht auch das Herz klopfen, wo Er anzutreffen ſey!

Nun dann ſo laßt uns treu aushalten im Kampf und in der Liebe zu Ihm, auf jeden Fall werden wir Ihn ſehen, und uns freuen mit unausſprechlicher Freude.